4° Per. 7 Ehi
/1852

Digitized by Google

Erheiterungen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Freitag № 1 2. Januar 1852.

Zum neuen Jahre.

Ohn' Aufschub rollt das Rad der Zeiten,
Kein Hinderniß hemmt seinen Lauf,
Nicht Trauer, noch unschuld'ge Freuden,
Nichts hält in seiner Bahn es auf.

Die Kette längst verfloss'ner Jahre
Vermehrt' ein Glied schon wieder nun;
Das alte Jahr liegt auf der Bahre
Zu Grabe geht es und sein Thun.

Ein alter Freund ist uns verschieden,
Der mit uns Freud und Leid getheilt;
Ein treuer Freund, der uns hinieden
Von manchem tiefen Schmerz geheilt.

Geendet ist nun all sein Kummer,
Er ruhet jetzt im kühlen Grab,
Dort schläft er einen ew'gen Schlummer.
Wünscht in die Gruft ihm Ruh' hinab!

Ein neuer füllet seine Lücke,
Fortuna ist ihm nah' verwandt,
Es mangelt ihm nicht List noch Tücke,
Er hat des Glückes Ball zur Hand.

Oft wird er spotten unf'rer Plane,
Unüberwindlich ist sein Muth.
Zwang ist die Inschrift seiner Fahne,
Die er verficht mit Gut und Blut.

Ganz unerforschlich ist sein Wesen,
Sein Wirken gibt er plötzlich kund,
Nicht läßt er uns die Zukunft lesen,
Verstummet ist für uns sein Mund.

Ganz unerwartet, plötzlich fodert
Er durch den Tod das Leben ab.
Wer weiß, wo mancher von uns modert,
Um's Jahr, gesenkt in's finstre Grab!

D'rum, Freunde, seyd vergnügt zur Stunde,
So lang's vergönnt ist immerdar.
Der Becher kreise in der Runde
Der Trinkspruch sey: Glück zum Neujahr.

B . . . . .

Die Markgräfin.

Historische Novelle von Franz von Carneville.

1.

Wer hätte nicht schon das Eine oder Andere von der schönen Sibylle von Baden gehört und gelesen?*) Es scheint uns daher für unsere Leser nicht uninteressant, eine Episode aus dem bewegten Leben dieser Fürstin bekannt zu geben, die uns die liebenswürdige, französische Schriftstellerin Gräfin Dash erzählt.

Sibylla Augusta lebte im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, und so wie ganz Europa voll war von den Kriegsheldenthaten ihres edeln Gemahls, des Markgrafen, so rühmte man nicht minder ihre außergewöhnliche Schönheit, ihre unwiderstehbare Anmuth und ihren großen Geist. Sie war den Künsten aller Art eine fördernde Beschützerin, und übte sie selbst, wie wohl keine Frau ihrer Zeit; ihr Charakter war im Allgemeinen gut, obgleich sie sich bisweilen zur Härte, Haß und Rache hinreißen ließ, und einen großen Stolz besaß: was man ihr

*) Sibylla Augusta, geborne Prinzessin von Sachsen-Lauenburg, vermählte sich 1690 mit dem Markgrafen Ludwig Wilhelm, gemeinhin der badische Held genannt, der Sieger in 26 Feldzügen, 25 Belagerungen, und 13 offenen Feldschlachten war. Sie gebar ihm neun Kinder, woron aber sechs frühzeitig starben. Bei seinem Tode, der zu Rastatt 1707 erfolgte, hinterließ er zwei Söhne, Ludwig und August, und eine Tochter Augusta. Ludwig folgte seinem Vater unter mütterlicher Vormundschaft, gelangte aber erst nach zwanzig Jahren, nämlich 1727, zur selbstständigen Regierung. Sibylla starb den 10. Juli 1733 und wurde zu Rastatt in der fürstlichen Schloßkirche beigesetzt. Sie war eine Fürstin von großem Verstande und seltener Schönheit, und regierte mit vieler Klugheit. Sie verschönerte das Schloß zu Rastatt, baute das Schloß Favoritta, stiftete zu Ehren der Jungfrau Maria von Loretto und Einsiedel zwei Bethäuser, und verbrachte den Rest ihrer Lebenszeit im Kloster zu Ettlingen, wohin sie sich nach ihrer Regierungsabgabe zurückzog.

Digitized by Google

besonders zum Vorwurfe macht, ist, nebst ihrer Verschwendung und Prachtliebe, ein großer Hang zu Liebeshändeln, eine unersättliche Vergnügungssucht und ein unmäßiges Bedürfniß nach Huldigungen. Bei allen diesen Tugenden und Untugenden war sie während ihrer zwanzigjährigen Vormundschaftsregierung von ihrem Volke geliebt und geehrt, indem sie nicht nur während dieser Zeit aus ihren bedeutenden Privateinkünften, die sie von ihren Besitzungen in Lauingen und Böhmen bezog, an der Staatsschuld die für die damalige Zeit höchst namhafte Summe von zwei Millionen abbezahlte, sondern auch durch ihre großartige und kostspielige Hofhaltung, welche ihr Privatvermögen erlaubte, viel Geld unter das Volk kommen ließ.

Inmitten ihrer Triumphe langweilte sich aber die schöne Markgräfin, und diese Langeweile verfolgte sie überall, und es mußten ihr schon sehr romantische Zufälle in den Weg kommen, wenn sie sie beachten sollte. Ein Tag war wie der andere. Sie ließ in ihren weitläufigen Schloßgebäuden vom Keller bis zum Speicher, um Neues zu finden, aber nie wurde ihre Hoffnung erfüllt. — So faßte sie denn den Entschluß, sich eine andere Residenz zu bauen.

Der Platz wurde gewählt, und man ging rasch an die Ausführung. — Das, was einmal die hohe Frau wollte, wollte sie recht, und so erhob sich das Schloß, im italienischen Geschmacke gebaut, wie unter dem Zauberstab einer Fee. Die Gärten waren ausgesteckt, die Wasserwerke kreuzten sich, der Fluß durchfloß den Park, die Bäume wuchsen schon in die Höhe, die Vögel belebten die Gebüsche, und man war versucht zu glauben, auch die Natur mache der Frau Markgräfin den Hof, und stünde unter ihrem eisernen Willen. Sie wohnte selbst den Arbeiten bei, und das brachte denn eine Abwechslung in ihre Alltäglichkeit; statt auf ihren Teppichen, spazierte sie durch Schutt und Steine, beschmutzte und zerriß ihre seidenen Schuhe und Schleppkleider, und machte sich ein Vergnügen daraus, ihre zarten Hände an der Sonne zu bräunen, denn Handschuhe anzuziehen, war ihr zu langweilig.

Mit dem letzten Steine, den man an das schöne Schloß legte, endete der Verkehr ihrer Hoheit mit den Maurern, und nun kamen die Tapezierer an die Reihe. Sie unternahm Arbeiten, würdig einer Penelope, um die neuen Appartements damit auszustatten. Sie fertigte Tapeten, worin sie die schönsten Blumen nach ihrer eigenen Erfindung stickte, welche mühsame Arbeit jedenfalls dem Beschauer eine hohe Meinung von der Geduld und Geschicklichkeit der Frau Sibylle gibt; denn man hat sie gewissenhaft bis auf den heutigen Tag aufbewahrt, was sie auch sicher verdienen. Nach den Tapeten dachte sie an die Stühle, dann an die Teppiche und dann an die Lüstres, und schmückte diesen Lieblingsaufenthalt, den sie Favoritta nannte, so viel in ihrer Macht stand, glänzend aus; aber, wie alles, nahmen auch diese Arbeiten ihr Ende, und dann erschien wieder — die Langeweile mit ihrem ganzen gähnenden Gefolge.

Einem Höfling gab einst das Glück einen herrlichen Gedanken ein. Er sprach ihr von einem Ball, auf dem Alles in eigenthümlichen Kostümen erscheinen müsse, was wir heutigen Tages Maskenbälle nennen. Sie faßte diese Idee schnell auf und ordnete die prächtigsten Anzüge an. Dieß dauerte einen Winter, während welchem sich manche adelige Familie fast ruinirte, um dieser Laune der Fürstin nachzukommen; aber dann kam die Langeweile neuerdings.

Was thun? Mein Gott! man spazierte die Allee'n zu Fuß, zu Pferd, zu Wagen, auf alle nur erdenkliche Weise, aber man mußte immer wieder von vorne anfangen! Eines Abends beim Souper, während sie sich mit ihrem Staatsminister über verschiedene Angelegenheiten besprach, schüttete sie aus Zerstreuung das Salz auf den Tisch. Und das Kerzenlicht ließ es in tausend Farben schimmern.

„Sehen Sie, Baron," sagte sie, „funkelt das nicht, als wenn es eine Eisdecke wäre. Apropos, weil wir vom Eise reden, wann werden wir denn wieder einmal im Schlitten fahren?"

„Diesen Winter wohl, wenn es Euer Hoheit beliebt."

„Diesen Winter! gehen Sie doch, da hätten Sie ein wahrhaft großes Verdienst dabei. Da kann alle Welt im Schlitten fahren, der letzte Schuhflicker so gut als ich. Ich will *jetzt* eine Schlittage haben!"

„Aber, Hoheit, im Monat August . . . . . ."

„Gleichviel, Baron, ich will es, und es wird geschehen, und zwar werde ich nach Karlsruhe fahren, es sind nur sieben Stunden dahin, das ist eine Kleinigkeit; binnen acht Tagen muß es zu Stande kommen. Vielleicht gewährt uns dieß ein Vergnügen!"

Man wird es kaum glauben, aber doch ist es Thatsache. Diese schöne Markgräfin ließ von Favoritta bis Karlsruhe die Straße mit Salz streuen, und fuhr zum Staunen der Menge im Schlitten nach Karlsruhe. Das machte ihr dreimal Vergnügen, dann langweilte sie sich auf's Neue.

Da kam ein französischer Maler, der zwar eher den Titel eines Anstreichers verdient hätte, und ließ sich der Fürstin vorstellen. Sie empfing ihn auf's Beste; er mußte zu ihrer Zerstreuung ihr Bild fertigen, und sie ließ sich dann in ihren schönsten Charaktermasken darstellen; ihr folgten ihre Kinder, die Hofdamen, die Höflinge, und zuletzt kam sogar die Dienerschaft daran. Der Künstler machte sein Glück dabei. Damit sich nun alle diese Figuren vereinigt

Digitized by Google

fänden, wurde eines ihrer Zimmer ausgeräumt, dessen Wände sie von oben bis unten damit schmückte. Diese Sammlung — es existirt wohl keine schlechtere in ganz Europa — ist noch zu sehen.

Ohngeachtet aller ihrer Anstrengungen mußte sie, da kein Platz mehr vorhanden war, auch auf die Porträts verzichten, und sogleich heftete sich wieder dieser die Langeweile der Art an die Fersen der schönen Markgräfin, daß sogar der Wechsel des Günstlings, der zwar keine Seltenheit war, noch eine gefaßte Neigung für die weißen Mäuse, dieselbe zu verscheuchen vermochte. Gleich der Madame Montespan, umgab sie sich nämlich mit diesen häßlichen Thieren, was aber nicht verhinderte, daß sie gähnte, als sollten die Kinnbacken aus ihren Fugen gehen.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

Novelle von

Bernd von Guseck.

Durch die Fluren möcht' ich schweifen
Heimathlos von Land zu Land
Von dem freien Geiste streifen
Lächelnd jedes Erdenband. —
An der Liebe Busen schmiegen
Möcht' ich mich im süßen Traum,
Und im seligen Genügen
Glücklich seyn im engsten Raum.

K. Schulz.

1.

„Ein reizendes Landgut! Sie sind beneidenswerth!"

Er schien auch von der Wahrheit dieses Ausspruchs durchdrungen, denn man konnte nicht leicht eine selbstgefälligere Miene tragen, als dieser Beneidenswerthe. Mit einem sanften Lächeln lehnte er sich auf den Stuhl zurück und seine Beine streckten sich, als wollten sie gar nicht enden, bis in das halbe Zimmer hinein, so daß der kleine Wachtelhund der Dame, der eben auf ihren Schooß zurückkehren wollte, murrend davor zurücksprang.

„Ich bin zufrieden, theure Tante," sagte der Mann im Lehnstuhl und schloß die Augen, wie er zu thun pflegte, wenn er ein rechtes Effektwort sprechen wollte. „Meine Frau wird es auch seyn."

Als er wieder aufblickte, begegnete er den Augen der kleinen, runden Frau, welche forschend auf ihm ruhten, gleichsam den Gründen nachspähend, welche die junge Frau so zufrieden machen sollten.

„Sie reisen also morgen zur Hochzeit?" fragte sie schnell.

„Ich denke, wir Beide?" entgegnete er verwundert. „Wollten Sie mich denn nicht begleiten? Meine einzige Verwandte — die Respektsperson — die bisherige Regentin meines Hauses —"

„Sagen Sie doch lieber gleich: Ihre Haus- und Wohntante!"

„Nun, wenn Sie wollen, ja — das ist ihr offizieller Titel. Sie ändern auf einmal Ihren Entschluß?"

„Mein guter Neveu — wahrhaftig — es läßt sich nicht thun — Alles kam mir überraschend — meine Toilette ist nicht im Stande, auch kann ich doch nicht mit leeren Händen kommen —"

„Sie bringen ein volles Herz mit!" rief der Neffe und drückte die Augen vor Freude über diesen schönen Einfall fester zu, als je. „Meine Braut sieht nicht auf Geschenke."

„Es sind auch noch andere Gründe vorhanden. Lassen Sie mich ruhig hier, ich treffe die Anstalten zum Empfange Ihrer jungen Frau, und zu meiner Abreise, damit ich sogleich die Schlüssel in die gebührenden Hände legen und mich dann zurückziehen kann."

Der Neffe war eben damit beschäftigt, eine widerspenstige Cigarre in Brand zu setzen, welches ihm sehr wichtige Geschäft er erst beendigte, ehe er auf den so bestimmt ausgesprochenen Entschluß der Tante antwortete.

„Lassen Sie mit sich handeln," sagte er. „Sie müssen noch länger bei uns bleiben!"

„In welcher Eigenschaft?" fragte sie etwas spitz.

„Als Meisterin," erwiderte er. „Ich fürchte, meine Braut versteht gar nichts von der Wirthschaft."

„Das ist sehr schlimm, und ich glaube es fast selbst, wenn man bedenkt, in welchen Verhältnissen sie gelebt hat. Indessen gerade dann nimmt man am wenigsten Lehre an."

„Aber soll ich denn das Opfer ihrer hauswirthlichen Experimente seyn?" rief der Neffe.

„Die Liebe, guter Schönfels, hilft über Alles hinweg, — auch über versalzene Suppen", erwiderte sie. „Eigene Erfahrung ist mehr werth, als fremde Lehre. Ich werde die junge Frau nicht um diesen Vortheil bringen. Auch ich habe nichts verstanden, als ich meinen seligen Mann nahm — und bin doch eine leidliche Wirthin geworden, bei welcher Sie sich wohl befunden haben. Machen Sie sich also keine vergebliche Mühe, Sie wissen wenn ich einmal: Nein! gesagt habe —"

„Sind Sie unbeugsam, wie ein Marmorbild," ergänzte der Neffe. „So kann ich nichts thun, als mich beklagen! Den heutigen Abend wollen wir noch benutzen, damit sie meine ganze Besitzung kennen lernen; ich glaube einen guten Kauf gemacht zu haben, doch will ich Ihrem Urtheil nicht vorgreifen." Er klingelte und gab Befehl anzuspannen, dann fuhr er selbst, ohne einen Diener mitzunehmen, seine

Tante in die Felder hinaus, und durch den prachtvollen Eichenwald, welcher zu seinem neuerworbenen Grund und Boden gehörte; da aber lauter landwirthschaftliche Gegenstände zwischen ihnen verhandelt wurden, so begleiten wir das Paar nicht, sondern erwarten seine Heimkehr. Die Tante war vollkommen befriedigt, der Wunsch, hier das Regiment zu führen, regte sich in ihrer Seele und wurde dringend — mußte denn der thörichte Mann, der so lange ein Hagestolz gewesen war, noch heirathen? Hatte er sich nicht wohl unter ihrer Pflege befunden? Was hatte er vermißt? Wie sie ihn kannte, wurde es ihr schwer zu glauben, daß er eine wahrhafte Liebe gefaßt haben sollte, gewiß war er die Beute einer Koquette geworden, welche ihn, wie einen Goldfasan, gefangen hatte! Sie war im höchsten Grade gespannt, diese interessante Dame kennen zu lernen.

Wie groß auch die liebende Ungeduld des Bräutigams seyn mochte; sie hinderte ihn nicht, die Zeit am andern Morgen zu verschlafen. Es war keine Möglichkeit mehr, die nächste Station der Eisenbahn, welche ihn auf Sturmesflügeln in die Arme seiner Braut führen sollte, zum Eintreffen des Zuges zu erreichen. „Aber Tante!" sagte er vorwurfsvoll beim Frühstücke. „Sie erwachen sonst mit der Morgenröthe, selbst im höchsten Sommer, das ganze Haus verläßt sich auf Sie."

Die kleine Frau zuckte die Achseln. „Sie sehen, daß auch ich meine Schwächen habe," erwiderte sie, aber den Sinn dieser Worte errieth er nicht, denn sie war munter gewesen, sie war sogar aufgestanden — hätte er das geahnt!

„Was muß Cora von mir denken," sagte er beunruhigt. „Sie muß das übel nehmen!"

Es war indessen nichts zu thun, als den Abendzug abzuwarten, mit welchem er dann auch glücklich abfuhr. Die Tante hatte die genauesten Erkundigungen eingezogen, sie wußte, an welchem Tage und zu welcher Stunde ihr Neffe zurückkehren werde, „als glücklicher Ehemann!" hatte sie prosaisch lächelnd gesagt. So konnte sie denn unumschränkt, wie bisher, während seiner Abwesenheit gebieten und noch einmal die ganze Süßigkeit schmecken, wonach sie sich lange Jahre gesehnt, über ein auf dem größten Fuß eingerichtetes Landgut, wie sie sich in ihrer hausbackenen Weise ausdrückte, „aus dem Vollen zu wirthschaften." Sie hatte dabei einige Tänze mit der alten Ausgeberin gehabt, welche schon unter der vorigen Herrschaft gedient hatte und sich den Geschäftsgang eines seit dreißig Jahren von ihr gelenkten Hauswesens nicht ändern lassen wollte, indessen die Dame siegte natürlich über die Dienerin, und diese vertröstete sich auf die junge Frau, unter welcher sie wieder zu ihrem Rechte zu kommen hoffte.

Ganz zufrieden wäre die Tante in dieser Zeit gewesen, wenn nicht eine Besorgniß sie täglich in Unruhe erhalten hätte, und diese Besorgniß traf richtig ein. Sie stand eben in der gewölbten Speisekammer, wo sie am liebsten weilte, mit Stolz musterte sie die Vorräthe, die lange Reihe der Glasbüchsen mit Früchten aller Art, welche sie selbst vor Kurzem eingemacht hatte, eine Schürze, weder an Stoff noch Schnitt elegant zu nennen, schlug ihre Falten um die Taille der kleinen Frau, welche die Aermel ihres Hauskleides aufstreifte, um von Neuem an irgend ein gewiß sehr nützliches Geschäft zu gehen, als das mürrische Gesicht der alten Ausgeberin in der Thüre erschien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Stottern hilft.] In die Wohnung eines gewissen D. zu Paris waren zwei Diebe gedrungen, die denselben aufforderten zu sagen, wo er sein Geld habe. D. stotterte und wollte sagen, sein Geld sey in einem Kästchen im Alkoven; er stotterte also: „es — es ist in dem Kä . . Kä . ." Da kam seine Frau auf einen glücklichen Gedanken und fiel mit großer Geistesgegenwart ein: „in dem Keller in einem leeren Fasse." Einer der Diebe nöthigte die Frau, mit ihm in den Keller zu gehen; der Mann, der sehr stark war, wenn er auch stotterte, überwältigte den zurückgebliebenen Dieb und rief zum Fenster hinaus um Hülfe. Zum Glück befand sich eine Patrouille in der Nähe, die sogleich in das Haus kam und die beiden Diebe in Empfang nahm.

Räthsel.

Wie heißt der furchtbarste Drache der Welt,
Der ohne Flügel doch fliegt,
Der seinen Feinden im offenen Feld
Trotz bietet und gräßlich an sie sich schmiegt?

Er speit auch Feuer und Flammen aus,
Und ist doch selber so bleich.
Mit sammt den Bewohnern verzehrt er das Haus,
Und mit grimmigem Zischen sich selber zugleich.

Doch wenn er das Fünkchen nicht finden kann,
Das seine Wuth entflammt,
Sieht Jeder den Schmalen verächtlich an,
Und im Wasser ist er zur Ruhe verdammt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 2 3. Dezember 1851.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, es war eben großes Spiel bei Hof, die Markgräfin verlor 5—600 Louisd'ors, worüber sie sich aber nicht die Mühe nahm, unwillig zu werden, gewahrte sie in einem Winkel des Salons einen jungen Grafen, hübsch wie ein Engel, klein, niedlich, zum Malen geschaffen, mit großen blauen Augen, einer schönen Hand, und einem kindlichen Lächeln; er betrachtete sie mit einer so achtungsvollen, so sanften Miene, es war so viel Verehrung in diesen schuldlosen und doch edlen Zügen, daß sie nicht umhin konnte, ihn einer nähern Betrachtung zu würdigen.

Auf der anderen Seite des Saales beschaute mit nicht geringerem Interesse ein schönes, frisches, anmuthiges Ehrenfräulein den jungen Grafen, der aber vor lauter Anbetung der Markgräfin dieß nicht beobachtete. — Eine feine Kennerin dieser Augensprache, begriff die Fürstin schnell die Rolle, die sie in dieser Angelegenheit spielen konnte.

„O!" sagte sie sich, „das könnte ein kleiner Zeitvertreib werden."

Indem sie einen ihrer Kammerherren rief, ließ sie den Grafen Hauenzern sich vorstellen.

Hauenzern seufzte seit der sechs Monate, die er am Hofe zubrachte, schwärmerisch für Sibylla, und wollte fast vor Kummer sterben, da sie ihn gar keiner Beachtung werth hielt. Er war dem Fräulein von Freyberg verlobt; ihre Familien wünschten diese Vereinigung, und sie sollte bald vor sich gehen, daher man auf den unglücklichen Gedanken kam, den Grafen in die Residenz zu schicken, um seine Braut kennen zu lernen, die als Ehrenfräulein bei der Markgräfin von Baden war. Als er aber die reizende Fürstin sah, dachte er nur an sie, und vergaß alles Uebrige. Dem armen Mädchen entging diese gefaßte Leidenschaft nicht, und so litten sie beide, bis daß die Langeweile der Frau Sibylla der Sache eine bestimmtere Wendung gab.

Der Graf näherte sich zitternd seiner Herrin; er würde das Knie gebeugt haben, aber es fehlte ihm die Kraft hiezu, und er blieb bestürzt vor ihr stehen, ohne Worte zu finden. Fräulein von Freyberg erbleichte auf eine beforgliche Weise. Der ganze Hof wurde aufmerksam.

„Herr Graf," sagte sie laut, daß es Jedermann hörte, „ich habe diesen Morgen den Baron Falkenstein zum zweiten Hofmeister des Markgrafen Ludwig ernannt, wodurch in meiner nächsten Umgebung eine Kammerherrnstelle erledigt ist; ich gebe sie ihnen. Sie können es ihrem Vater schreiben, er wird daraus ersehen, daß ich geleistete Dienste nicht vergesse."

Der junge Mann, überrascht durch diese Ehre, verneigte sich bis zum Boden, und wollte sich zurückziehen.

„Spielen Sie nie?"

„Bis jetzt, Hoheit, habe ich noch nicht daran gedacht . . ."

„Gewöhnlich gewinnt man das Erstemal; spielen Sie daher für mich, ich bin diesen Abend sehr unglücklich gewesen. Setzen Sie sich hieher."

Die Höflinge sahen einander bedeutungsvoll an; das waren Zeichen einer entschiedenen Gunst. Man hörte einiges Geräusch an der äußern Gallerie. Fräulein von Freyberg war unwohl geworden.

„Die Obersthofmeisterin sollte die Ehrenfräuleins über die Mittel gegen Ohnmachten belehren; diese unerträglichen Vapeurs sind ein Geschenk aus Frankreich. Ich kenne nichts Langweiligeres", fügte die Fürstin bei; „und dabei ist es eine sehr ermüdende Gewohnheit."

Unterdeß spielte der Graf und gewann nochmals wie ein Novize. Ihre Hoheit wünschte ihm Glück zu seinem Erfolge, und forderte seinen Arm, um sie in ihre Wohnzimmer zurückzuführen.

Des andern Tages gab Frau Sibylla Befehl zu einer großen Promenade; es kam ihr der Einfall, die Ruinen des alten Schlosses zu besuchen. Man sprach viel von einem Einsiedler, dessen Heiligkeit sich in einem Umkreis von 20 Stunden verbreitet hatte, und der für einen Propheten, für eine Art heiligen Antonius galt. Während des ganzen Weges dahin, den sie zu Pferde machte, hielt sie den Grafen Hauenzern an ihrer Seite zurück; auf den

Digitized by Google

schmalen Pfaden war nur Raum für zwei, und bald eilten sie der übrigen Suite voraus, welche, an derlei Privilegien gewöhnt, dann zurückblieb, bis man sie wieder rief. Die Fürstin hatte sicher darauf gerechnet, daß der schüchterne Liebhaber bei diesem tête-à-tête seinen Gefühlen Worte leihen würde, aber umsonst. Sie gebrauchte nun alle Macht ihrer Koquetterie, und wohl niemals hat ein General eine bessere Taktik entfaltet; sie umgab ihn mit tausend Netzen, stellte sich ihm als eine gute, dann als eine unglückliche Frau dar, ermüdet von der Last ihrer Größe, dann wieder als eine mißkannte Frau. Es mangelte ihr ein Freund, sie hatte nur Höflinge, welche sie schlecht beriethen, sie für leichtfertig und sogar für straffällig hielten, weil sie sich in ihrer traurigen Lage zu zerstreuen trachte, und nach einem Arme suche, auf den sie sich stützen könne, ein Herz, um die bedauernswerthe Fürstin zu verstehen, eine edle Seele, um sie zu errathen und zu schätzen.

Der junge Mann wurde roth, wie eine Kiesche. Er versuchte zu sprechen und erröthete noch mehr; zuletzt fiel eine Thräne aus seinen Augen und er lispelte so leise, daß man ihn kaum verstand:

„O, Hoheit! Sie sind anbetungswürdig; befehlen Sie über mein Blut und mein Leben."

So hatte er denn endlich gesprochen!

Fräulein von Freyberg war auf ausdrücklichen Befehl im Gefolge der Markgräfin. Sie verstand von ferne, was vorging; aber sie wuede dießmal nicht ohnmächtig, denn es geschieht nicht immer, wenn man leidet. Sie schloß ihren Schmerz in sich; man beobachtete sie, aber ohngeachtet ihrer Unschuld gab ihr der Instinkt des Weibes die Kraft, den Erfolg ihrer Nebenbuhlerin nicht noch durch ihre Thränen zu erhöhen.

Am Fuße der Ruine angekommen, stieg die Fürstin vom Pferde.

„Wer kann uns zu dem ehrwürdigen Einsiedler führen, meine Damen? — bewohnt er den Rittersaal, oder hat er sich eine Hütte in den Hof gebaut?"

„Fräulein von Freyberg ist sein Liebling, antwortete der Hofmarschall, sie wird ohne Zweifel Eure Hoheit führen können."

„Ist es wahr, mein Fräulein, daß Sie den guten Pater kennen?"

„Er empfängt mich stets mit Wohlwollen, Hoheit."

„Wollten Sie ihm meine Ankunft ankünden?"

„Sogleich, wenn es Eure Hoheit befehlen. . . ."

Es würde mich freuen, durch Sie ihm vorgestellt zu werden; Fräulein von Freyberg, Sie sind jedenfalls eine hübsche Fürsprecherin!"

„O, Hoheit! . . . . vorstellen!

„Ja, gewiß. Es gibt Augenblicke im Leben, wo wir alle nur Frauen sind."

Das junge Mädchen grüßte befangen und verschwand in den Ruinen. Frau Sibylle setzte sich auf die Vorderseite einer Mauer, und gestattete allen, ein Gleiches zu thun. Der Graf Hauenzern, ganz in sein Glück verloren, stand neben ihr, ohne auf die neugierigen Zuschauer zu achten, die ihn umgaben.

Sie liebt mich, sagte er zu sich, sie liebt mich!

Und er drückte den gestickten mit goldenen Fransen eingefaßten Handschuh, den ihm die Fürstin gelassen hatte, wie eine heilige Reliquie an sein Herz. Er veegaß ihren Rang, und träumte nur von seiner Leidenschaft. Nach einer Viertelstunde des Wartens erschien das Ehrenfräulein wieder.

„Nun, mein Fräulein, wir verzweifelten schon an Ihrer Rückkunft, und waren bereits gesonnen, nachforschen zu lassen, ob Sie nicht ein Riese, oder sonst ein Ungethüm in der Grotte des Zauberers festgebannt habe. Was bringen Sie uns für Nachrichten?"

„Bei meiner Treue, Hoheit, ich wage sie kaum auszusprechen!"

„Aha! Ihre Botschaft ist sonach nicht sehr freundlich; gleichviel, ich kann Alles hören, und bin nicht so leicht zu erschrecken, selbst durch Orakel nicht. Sprechen Sie."

„Hoheit, so erlaube ich mir denn, die eigenen Worte des Klausners zu wiederholen: „Sagen Sie der Frau Sibylle, speach er zu mir, daß ich Sie heute nicht empfangen will, da ich auf ihre Fragen nicht würde antworten können. Aber in einem Monat an jedem Tage, zu jeder Stunde, möge sie wiederkommen; ich werde ihr dann offenbaren, was sie zu wissen wünscht, bis dahin werde ich füe sie beten."

Die Fürstin war durch diese Antwort etwas betreten; sie überlegte einen Augenblick, und ihre Augen wendeten sich wie unwillkürlich auf den Grafen Hauenzern. Jeder prüfte sie im Stillen, niemals hatte sie so eifrig bemüht geschienen, zu gefallen.

„In einem Monat; wiederholte sie halblaut und langsam, in einem Monat! gut, ich werde wiederkommen!

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Frau von Kramm, es fährt eine Equipage in den Hof —"

„Sie kommen doch nicht schon?" rief die Tante

Digitized by Google

erschrocken, indem sie Aermel und Schürze herabstreifte. „Es wäre ein unverantwortlicher Scherz von Schönfels, mich überraschen zu wollen."

Der Jäger kam in diesem Augenblick sehr eilig. „Gnädige Frau, Herr von Schönfels wünscht die Ehre zu haben —"

Blutroth im Antlitz winkte Frau von Kramm. „Ich werde kommen!" sagte sie unwillig. „Kommen, sobald ich kann!" Und auf dem Seitentreppchen, das zur Kommunikation aus dem Wirthschaftsgebäude in die oberen Räume des Landhauses führte, begab sie sich vorerst in ihr eigenes Zimmer, um Toilette zu machen, was sie stets ohne alle Hülfe besorgte. Sie war selbstständig in jeder Beziehung die kleine, thätige Frau, und bedurfte selten fremder Hände, um ihr beizustehen.

In dem großen Zimmer, wo die Herrschaften des Gutes seit dessen Erbauung gewohnt hatten, schritt unterdessen der Angekommene, welcher sich bei Frau von Kramm hatte melden lassen, ungeduldig auf und ab. Allerdings war es Herr von Schönfels, aber nicht der Besitzer dieser Räume, sondern sein Bruder, dessen Ankunft die Tante vorher gewußt, in diesem Moment jedoch, von ihren vorgefaßten Gedanken überrascht, verwechselt hatte. Das war eben die Besorgniß gewesen, welche ihr die Zeit unbeschränkten Waltens verkümmert hatte und nun wirklich in Erfüllung ging. Sie erhielt die Nachricht, als sie eben in der Meinung, daß das junge Ehepaar angekommen sey, ihr Zimmer verließ, und stand, wie versteinert, einen Moment still, dann aber faßte sie sich, und ging resolut dem gefürchteten Zusammentreffen entgegen.

Als sie die Thüre öffnete, sah sie einen großen Mann am Fenster stehen, welcher ihr den Rücken zugekehrt hatte und ihr Eintreten gar nicht zu bemerken schien.

„Guten Morgen, Paul," sagte sie mit einem Tone, dem sie vergebens Festigkeit zu geben trachtete.

Er kehrte sich rasch um und sie trat einen Schritt unwillkürlich vor seinem Anblick zurück. Nach Allem, was sie von ihm in der langen Zeit ihrer Trennung gehört und geglaubt hatte, war es das Bild eines bleichen, verheerten Antlitzes, das sie wieder zu sehen erwartete, daher überraschte sie die blühende Schönheit des jungen Mannes und vor Allem die wunderbare Aehnlichkeit, welche sich mit den Jahren immer mehr herausgebildet hatte, die Aehnlichkeit mit seiner verstorbenen Mutter. Eine Flut von Erinnerungen aus der Vergangenheit und zugleich von Befürchtungen für die Zukunft rauschte um das Haupt der bewegten Tante und raubte ihr für den Moment die Geistesgegenwart, sonst würde sie vielleicht nicht ihre Hand in die dargebotene des Neffen gelegt haben. Daß dieser sie nicht küßte, wie sich gehört, sondern nur, fast schmerzhaft, drückte, gab ihr jedoch die Besinnung schnell wieder und sie zog ihre Hand zurück.

„Wo kommst Du her, Paul?" fragte sie mit einiger Autorität.

„Sie wollen mich doch nicht inquiriren, Tante Dina?" entgegnete er lachend. „Heute komme ich von der Eisenbahn — und wegen früher könnten Sie mich eher fragen, wo ich nicht gewesen bin."

„Und Du kommst, Dich mit Deinem Bruder zu versöhnen?" fragte die Tante milder.

„Ja, wenn er meine Hand nicht zurückstößt," erwiderte Paul. „Ich setze dann meinen Stab gleich weiter."

„Das ist recht, Paul," sagte die Tante nun völlig beruhigt. „Nimm Platz, ruhe Dich aus. Ich werde Dir Frühstück besorgen, dann mußt Du mir erzählen, wie es Dir ergangen ist, seit —"

„Seit ich Ihnen die Fenster einwarf, Tante Dina?" ergänzte er munter.

„Ich frage Dir nur nach, daß Du es mit fünf harten Thalern gethan hast in Deinem Uebermuthe," sagte die Tante. „Doch habe ich sie Dir aufgehoben und Du sollst sie wiederbekommen."

„Daran erkenne ich meine unvergleichliche Pflegemutter!" rief Paul. „Die Thaler nehme ich an, da ich sie niemals nöthiger hatte, als jetzt."

„Mein Gott!" sagte die Tante besorgt. „Du hast ja ein so schönes Vermögen!"

„Gebrauchen Sie statt des Präsens lieber das Perfektum oder noch richtiger, das Plusquamperfektum," antwortete Paul.

„Ich verstehe dich nicht" — sagte sie ängstlich. „Du kommst mit Deinen Zinsen nicht aus?"

„Zinsen, wovon?" versetzte er und blies über die Hand. „Wo keine Kapitalien sind, bleiben die Zinsen aus."

Unglücklicher, Dein Vermögen —? Wo hast Du es gelassen?" rief die entsetzte Tante.

„Einen bestimmten Ort kann ich Ihnen nicht angeben — ich glaube, es ist auch sehr unregelmäßig ausgestreut worden."

Sie kämpfte mit ihren aufsteigenden Thränen, welche die Sorge und der Zorn verursachten. „Und keine Stellung in der Welt hast Du Dir verschafft? Was bist Du denn?"

„Tourist!" sagte er heiter. „Gute Tante, so viel Lärmen um Nichts! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie mit keiner Bitte oder Forderung belästigen werde — daher können Sie ganz ruhig seyn!"

„Ganz ruhig!" wiederholte sie, indem sie nun ihren Thränen freien Lauf ließ. „Bei dem Unglücke meines nächsten Verwandten, des Kindes, das ich wie ein eignes gepflegt und, wie ich glaubte, zum Guten erzogen habe, — da soll ich ruhig seyn!

Digitized by Google

Was soll aus Dir werden, leichtsinniger Mensch? Denkst Du, daß Dein Bruder, wenn er Dir auch etwas geben wird —"

„Halt, edle Tante! Wer sagt Ihnen denn, daß ich von meinem Bruder Karl etwas erbitten, oder, wenn er es mir anböte, jemals annehmen würde?"

„Aber wovon willst Du denn leben?" rief sie schneidend.

„Das ist meine Sorge!" sagte er.

„Schwindeln, Schauspieler werden — nicht wahr? Oder für die Schandpresse arbeiten, wie so viele heruntergekommene und kassirte Edelleute? Hoffentlich wirst Du noch so viel Rücksicht nehmen, daß Du den Namen Schönfels nicht kompromittirst."

Liebe Tante, Sie wurden in einem sehr edlen Vorhaben gestört, nämlich uns ein kleines Dejeuner zu beordern. Führen Sie diesen Vorsatz mit der Ihnen eigenen Konsequenz aus und nehmen Sie zur Stärkung die Versicherung mit auf Ihren schönen Pfad, daß Paul von Schönfels nichts thut, noch thun wird, das seinem Namen zur Schande gereicht. Er gesteht keinem Menschen ein größeres Interesse zu, diesen Namen bei Ehren zu erhalten!"

Die Tante athmete bei diesen ernst ausgesprochenen Worten leichter auf und sagte: „Bleibe dabei, mein Sohn! Wir wollen noch mehr darüber reden." Und sie verließ das Zimmer, um seinen Wunsch zu erfüllen, wobei sie traurig an die Tage dachte, welche sie vor langen Jahren seiner Pflege gewidmet hatte und sich all' die schönen Hoffnungen zurückrief, mit denen sie dieß Kind ihrer Schwester in die Erziehungsanstalt gebracht, welche ihn für das Leben tüchtig machen sollte, Hoffnungen, welche auf eine so grausame Weise getäuscht worden waren. Sie gab sich das tröstende Zeugniß, keine Schuld daran zu haben.

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltigkeiten.

München, 29. Dezember. Tausende wallfahren seit gestern nach dem Kunstverein, wo ein Bild von Phil. Foltz, mit welchem König Max seine Gemahlin zum Weihnachtsfeste überraschte, ausgestellt ist. Königin Marie besitzt eine sehr große Neigung für das idyllische Leben im Gebirge, und ihr Heroismus im Besteigen der höchsten Alpen lebt sprichwörtlich in den Bergen. So geschah es denn im vorigen Sommer, daß König Max, von einer großen Suite von Kavalieren gefolgt, eine Gemsenjagd auf einer der höchsten Alpen in der Nähe Hohenschwangau's unternahm. Das Jagdpersonal trägt die ergiebige Beute eben zusammen, und der König mit seinen Gästen schicken sich zur Ruhe und zum Imbiß an, wozu auf dem höchsten Plateau ein gedeckter Tisch in Bereitschaft steht, da erscheint unversehens Königin Marie und reicht dem auf sie in freudiger Ueberraschung zueilenden Gatten einen Strauß hübscher Alpenrosen. Dieser ganze Vorfall ist nun in erwähntem Bilde treffend dargestellt, die Gruppen sinnig und geschmackvoll arrangirt, Staffage und die ganze Eintheilung sehr drastisch und wahr. Sämmtliche Persönlichkeiten sind lebensgetreue Bilder, die man auf den ersten Anblick erkennt. Im Vordergrunde steht das Königspaar, aus den übrigen Gruppen fallen vorzüglich Baron v. d. Tann, Hofarzt Dönniges, Leibarzt Dr. Gietl ꝛc. in die Augen, selbst der Kellermeister im Hintergrunde ist von entsprechender Aehnlichkeit. Von humoristischer Wirkung ist, daß der Maler dieses Bildes, Herr Foltz, welcher, nebenbei gesagt, den Ruf eines tüchtigen Waidmanns genießt, sich unter den Gruppen nicht vergessen, ja sein Konterfei am treuesten wiedergegeben hat. Die Urtheile über den künstlerischen Werth des Bildes, dessen Einzelausführung Manches zu wünschen übrig läßt, lauten verschieden, doch ist der Gesammteindruck ein äußerst günstiger.

Für Autographensammler und Literaturfreunde wird es nicht ohne Interesse seyn, zu erfahren, daß in Weimar eine Schuhmacherfrau Namens Schick lebt, welche im Besitz der bedeutendsten Handschriften Schillers und Göthes ist. Sie hat dieselben durch Zufall, man glaubt auf dem Auktionswege, an sich gebracht, ist jedoch, wahrscheinlich auf den Werth derselben aufmerksam gemacht, ungemein zähe mit der Herausgabe derselben. Es soll sogar schwer fallen, einzelne der Autographen selbst gegen hohe Preise ihr abzugewinnen.

[Ein Pferd ohne Haar.] Kürzlich wurde nach England eine außerordentliche Naturerscheinung gebracht, ein Pferd ohne Haar. Es ist eine Stute, welche auf den Ebenen von Venezuela durch eine Abtheilung amerikanischer Jäger unter dem wohlbekannten Reisenden Juan Perey und dem Kapitän Hall gefangen wurde. Sie ist 15½ Faust hoch, sehr schön und symmetrisch gebaut, und ohne das geringste Härchen am ganzen Körper. Die Haut sieht aus wie Kautschuck, und fühlt sich fast so weich wie Sammt an.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 3 5. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Monat! — ist viel im Leben, er enthält oft unser ganzes Geschick. Wir rufen oft mit Sehnsucht eine Zeit herbei, und wenn sie gekommen, wenn sie vorüber ist, bedauern wir es. Unsere Vernunft dient nicht selten nur dazu, unsere Existenz zu gefährden. Wenn wir sagen, unsere Vernnnft, so meinen wir etwas mehr, als den Instinkt, dem wir fast immer gehorchen, und welcher uns mitunter zu wunderlichen Albernheiten führt. Ich habe Niemanden gekannt, der vollkommen zufrieden mit seiner Vergangenheit gewesen wäre, Niemand, der mir nicht sagte: O! wenn ich das gewußt hätte! nnd doch will Niemand aus den geschöpften Erfahrungen lernen. All' das hier Gesagte soll nur beweisen, wie es möglich war, daß wir ein Monat nach jenem Besuche der Markgräfin im alten Schlosse den Grafen Hauenzern in derselben Allee, in demselben tête-à-tête traurig, anstatt glücklich an ihrer Seite, wiederfinden, warum er nicht mehr schüchtern, sondern kalt und theilnahmlos sich zeigte, er, den wir so leidenschaftlich verliebt verlassen haben. Die Ursache davon möchte wohl seyn, daß er seine Hoffnungen nun zwar erfüllt sah, zugleich aber auch zu der Ueberzeugung kam, daß die Wirklichkeit weit hinter den Erwartungen seiner jugendlichen Phantasie zurückblieb.

Was die Markgräfin betraf, so verdoppelte sie ihre Lockungen; sie entfaltete so viele Verführungskünste, so viele Gefallsucht, zeigte so viel Reize, daß der angenommene Zwang des jungen Mannes endlich zu weichen begann. Er vergaß abermals, was er so oft vergessen hatte, nämlich: wie wenig Sicherheit und Dauer ihm Sibyllens wankelmüthiger Charakter bot. Er ließ sich in so fein gesponnenen Netzen fangen, daß, als er die Schlinge merkte, es schon zu spät war, sie zu entfernen, und als er ihr, da sie vom Pferde stieg, die Hand bot, sah er sich wieder mehr als je, und seinem Entschlusse ganz entgegen, als der willenlose Sklave dieser wunderbaren Zauberin.

„Fräulein von Freyberg, da Sie einmal die Vermittlerin sind, so sagen Sie dem frommen Waldbruder, daß wir hier seyen, und ihn um Annahme bäten; ich meinerseits bin pünktlich gewesen; ich hoffe, er wird es nicht vergessen haben."

Das Fräulein wollte eben durch das verfallene Thor eilen, als der Eremit ihr entgegenkam. Er ging auf die Fürstin zu, wies nach dem Thore, und lud sie durch eine Pantomime ein, ihm zu folgen. Sie gehorchte fast willenlos; aber plötzlich wandte sie sich nm.

„Ich kann mich nicht entschließen, allein in diese Höhle einzutreten, sagte sie lächelnd. Graf Hauenzern, begleiten Sie mich; man wird mir wohl diese kleine Auszeichnung erlauben."

Der Graf ließ sich dieß nicht zum Zweitenmale wiederholen. Der gute Pater ging vor ihnen her, und führte sie an Schutt- und Steinhaufen vorbei, seiner Klause entgegen. Sie traten in ein Zimmer ein, das etwas besser erhalten war, als die übrigen. Eine am Boden ausgebreitete Strohmatte, ein hölzerner Fußschemel und ein Krnzifix bildeten die ganze Einrichtung, man ist dieß bei Klausnern zu treffen gewohnt; aber eine Sonderbarkeit fiel der Fürstin auf, nämlich dem Fenster gegenüber war ein großes überdecktes Bild aufgehangen, von dem man nur den Rahmen sah, der von seltenem Reichthum war.

Der Eremit bot durch eine Geberde der Markgräfin den Fußschemel an: sie setzte sich etwas bewegt, und vielleicht zum Erstenmale in ihrem Leben zeigte sich eine lebhafte Neugierde.

„Ihr habt mich zu sprechen gewünscht, Fürstin, darf ich nach Eurem Begehren fragen?"

„Ich denke, Ihr solltet es wissen, ehrwürdiger Vater, da Ihr, wie man sagt, doch Alles wißt."

„Wie könnte das seyn? wißt ihr es doch selbst kaum."

Die Fürstin lächelte.

„Aber demohngeachtet will ich es Euch sagen.

„Es soll mir lieb seyn, es zu erfahren."

„Ich kenne Euer ganzes Leben, hohe Frau; ich kenne es so gut, wie Ihr selbst, und wenu ich sprechen wollte, würdet Ihr es mir wohl selbst zuge-

Digitized by Google

stehen müssen. Aber das möchte etwas lang werden, und ich würde euch doch nichts Neues sagen. — Ohne Zweifel seyd Ihr gekommen, um von mir Eure Zukunft zu erfahren; wohlan denn, ich will es versuchen, Euch darin zu willfahren, erwartet aber die ungeschminkte Wahrheit, denn uns ist Schmeichelei fremd. Das Leben, das Ihr führet, hat nur zwei Ausgänge, die reuige Buße oder die Verzweiflung. Noch könnt Ihr wählen. Wenn Ihr euch zu Gott wendet, vergißt er vielleicht und macht vergessen, denn Gott ist groß, — er ist gut und barmherzig. Wenn Ihr aber von ihm entfernt bleibt, wird er Euch Eurem schuldbewußten Gewissen überlassen, und das sind dann Tage ohne Ruhe, Nächte ohne Schlummer. Neckische Gespenster werden ohne Unterlaß entflohene Freuden vor Eure Sinne gaukeln, höhnende Fratzen werden Eure Ohren mit Liebesworten quälen, welche Ihr nicht mehr hören wollt; tausend Stimmen der Anklage werden um Euer Lager summen, und die Namen jener, welche Ihr geliebt, welchen Ihr so viele Leiden bereitet habt, jener aller, die Euch verloren haben, sie werden mit flammenden Buchstaben vor Euren ermüdeten Augen geschrieben stehen. Das, was Euch ein geringfügiges Vergehen schien, wird zum Verbrechen werden, jede Erinnerung zur Reue, jede Reue zu Gewissensbissen. Ihr werdet keine Thränen mehr finden, und nur Schreie des Wahnsinns werdet ihr ausstoßen. — Es ist Zeit, Euch endlich die mahnenden Worte zuzurufen, — die Worte der Wahrheit, welche das Fegfeuer aller Koquetten sind, geht in Euch, Ihr seyd nun eine alte Frau, denn ich spreche nicht von dem ewigen Begehren, das Euch verzehrt, und von der Furcht, die Euch umlagert, dieß Begehren einst vergebens zu fühlen. Ich wiederhole es Euch, hohe Fürstin, und Gott allein kann die Leere ausfüllen, die das Entfliehen der schönen Jahre in Eurem Herzen zurückließ. Denket an ihn."

Die Markgräfin bemühte sich zu lächeln.

„Noch bin ich nicht an dem Punkte, ehrwürdiger Vater, den Ihr so grell mir bezeichnet habt."

„Ich weiß es, noch seyd Ihr nicht dreißig Jahre, aber Eure Jahre wiegen doppelt in der Wagschale, denn sie waren zu überfüllt gewesen."

„Ich habe nichts gethan, was nicht alle Welt weiß," nahm sie wieder das Wort, indem Sie mit Unruhe nach dem Grafen blickte.

„Nichts? . . . : hohe Frau, habt Ihr denn gar keine Erinnerung dessen, was heute vor sieben Jahren vorgegangen ist?" —

„Nein."

„Euer Gedächtniß ist schwach, Fürstin!"

Und sie bei der Hand nehmend, führte er sie an's Fenster.

Seht Ihr nicht da unten das Schloß von Rastatt? Erinnert Ihr Euch nicht am Abend des 10. August dort angekommen zu seyn?"

„Diesen Tag nicht mehr als einen andern; denn ich ging oftmals dahin."

„Habt Ihr auch eine junge Frau dort vergessen . . .?"

O! Schweigt! ich befehl' es Euch!"

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

2.

„Lassen wir meine eigenen Verhältnisse beiseit!" sagte Paul. „Ich versichere, daß ich mich glücklich fühle."

„Sage mir nur das Einzige," bat die Tante. „Wie viel besitzest Du noch? Dann will ich Dich nicht weiter quälen."

Statt der Antwort schob der Neffe sein schneeweißes Vorhemd beiseit und es zeigte sie auf seiner Brust ein von fester Seide genähtes Täschchen, das er an einem Bande um den Hals trug. Diese Vorsicht gefiel der Tante. Aus diesem Täschchen brachte Paul ein sorgsam zusammengewickeltes Papier zum Vorschein, das er öffnete und mit lächelnder Miene vor der Tante auf den Tisch legte. Ein einsames Goldstück von unbekanntem Gepräge sah ihr daraus entgegen. Dann nahm er aus seinem Rocke eine Brieftasche, suchte aus derselben einen Fünfthalerschein, den er neben das Goldstück ausbreitete und überschüttete dann beide durch einen Regen kleiner Silbermünzen aus seinem aufgesperrten Portemonnaie.

„Paul?" rief sie zweifelnd.

„Das ist Alles, Tante Dina," sagte er. — „Bitte, Sie haben mir versprochen, meine Verhältnisse nun ruhen zu lassen. Ich möchte von denen meines Bruders hören."

„O der hat sich eine andere Lage bereitet, als Du. Der hat das Seinige nicht vergeudet, sondern sich im Staatsdienste eine gesicherte Zukunft verschafft. Er ist jetzt aus dem Kollegium ausgetreten und Landrath dieses Kreises, Landräthe werden heut zu Tage noch Präsidenten, ja Minister, selbst Premierminister. Dieß prachtvolle Gut gehört ihm, er führt eine reiche und schöne Frau heim — wenn Du so lange bleibst, kannst Du Dich an seinem Glücke weiden, vielleicht ist es für Dich von gutem Einfluß! Spät zwar wäre es, zur Erkenntniß zu kommen, und ich gebe auch die Hoffnung dazu auf, indessen mag es Dir wenigstens zur Lehre dienen, daß Du der Meister Deines eignen Schicksals gewesen bist."

Digitized by Google

„Gott sey Dank, ja!“ versetzte der Neffe.

Diese Gegenrede beleidigte die Tante so, daß sie aufstand und ihn verlassen wollte. Er ergriff aber ihre Hand und blickte sie mit einem so gutmüthig bittenden Ausdrucke an, daß sie nicht widerstehen konnte und halb lachend, halb ärgerlich sagte: „Du bist unverbesserlich!“

„Ob ich gebessert wäre, wenn ich mich wie Karl gebettet hätte, ist sehr die Frage. Aber schildern Sie mir seine Braut, gewiß hat er sich eine recht passende Parthie gewählt.“

„Darüber kann ich gar nichts sagen, es ist eine Badebekanntschaft, zwei Jahre hintereinander zusammen getroffen, das Erstemal in Baden, das zweitemal in Nizza —“

„In Nizza?“ rief Paul. Wie kommt mein häuslicher, sich ehrlich im Lande nährender Bruder nach Nizza?“

„Brustleiden — der arme Karl!“

„Brustleiden — und er ist als ehrbarer Rath fünfundvierzig Jahre alt geworden und Sie, als Tante, dulden, daß er noch heirathet? Mörderin!“

Sie warf ihm einen jener strafenden Blicke zu, mit welchem Tanten unziemliche Reden in ihre Schranken zurückzuweisen pflegen. — „Dein Bruder ist alt genug, um sich selbst zu rathen,“ sagte sie. „Die Verhältnisse kann ich nicht beurtheilen, ich weiß nur, daß sie Cora Morton heißt und die Tochter eines Naturforschers ist, der sich jetzt, wie es scheint, bleibend in Wien niedergelassen hat.“

„Und sie ist schön?“ fragte Paul. „Sagten Sie nicht so?“

„Dein Bruder versichert es,“ erwiderte Frau von Kramm etwas frostig.

„Tante Dina, ich bleibe hier!“ er sang diese Worte wie die berühmte Stelle in Spontinis Cortez, wodurch er sich von Neuem den Unwillen der alten Dame zuzog. Sie knüpfte daran neue und ernste Besorgnisse, daß der Leichtsinnige, welcher zwanzig Jahre jünger als sein Bruder und von gefahrbringender Wohlgestalt war, dem häuslichen Glücke, das hier begründet werden sollte, kein zuträglicher Gast sey. Wie aber sollte sie ihn entfernen?

„Bleibe denn hier,“ sagte sie, „aber denke immer daran, was Du dem Hause, das Dich aufnimmt, schuldig bist.“ Mehr durfte sie nicht aussprechen, obwohl es ihr auf dem Herzen brannte, besonders weil Paul so verdächtig lächelte, als durchschaue er ihre Gedanken.

Einige Tage mußten noch vergehen, bis das neuvermählte Paar ankam, Paul war in Verlegenheit, wie er sie hinbringen sollte. Für ihn schien kein Stillleben in häuslicher Ruhe genußreich, das süße Nichtsthun kannte er nur auf Reisen, er forschte daher nach den Hülfsquellen des Hauses. Eine Bibliothek! Sie war vorhanden, die Tante führte ihn das Zimmer seines Bruders und händigte ihm den Schlüssel zu dem mächtigen Bücherschranke aus, welcher fast die halbe Wand einnahm. Aber ach! was sollte Paul mit all' den Compendien, Hand- und Hülfsbüchern, dem Landrecht, dem römischen und deutschen Recht und den Quartantausgaben der älteren Codices anfangen? Es war eine strenge Fachbibliothek, in deren geweihte Reihen sich kein Eindringling aus einer nichtjuridischen oder wohl gar poetischen Literatur verstiegen hatte. Aber die Tante? sollte sie als Dame nicht ein Paar Bände aus der schönen Literatur besitzen, Taschenbücher, wenn auch aus ihrer Blüthezeit, wo Clauren florirte, oder vielleicht einige von den allerliebsten Miniaturausgaben der modernen Toilettenliteratur? Ach, wir müssen gestehen, daß Frau von Kramm nie las; wenn sie nicht einen reellen Zweck damit verband, ihre Büchersammlung war daher auf Wilhelmine Scheibler, geborne Koblank, und Juliens Briefe beschränkt und sie konnte sich nicht entschließen, letztere, nach welchen Paul unbedenklich verlangt haben würde, in seine unberufenen Hände zu geben, weil — sie darin wirthliche Randbemerkungen niedergeschrieben hatte.

Lesen gehörte also auf Schloß Hagen zu den verbotenen Künsten. Paul entdeckte dafür einige gute Gewehre, warf eines derselben, ohne zu fragen, über die Schulter, versah sich mit Schießbedarf und ging auf die Jagd. Es war ein köstlicher Abend, er wanderte, ein Liedchen pfeifend, nach dem Eichenwalde, wo er sich auf den Anstand stellen wollte, denn man hatte ihm von einem guten und wohlgeschonten Wildstande gesprochen. Als er die duftige Frische in der freien Natur einathmete, wurde ihm so leicht und froh, wie seit mehreren Tagen nicht und es gefiel ihm hier zum Erstenmale.

(Fortsetzung folgt.)

Engländer und Franzosen im Omnibus.

Der englische Omnibus ist ein fahrendes Haus, das jeden Augenblick seine Miether wechselt. Durch alle Theile der ungeheuern Stadt laufen die Omnibus-Linien und reichen bis an die äußersten Punkte. Der Preis ist für kurze Strecken vier Pence, für alle weiteren bleibt er derselbe, nämlich sechs Pence. Man mag innen sitzen oder außerhalb, man bezahlt dasselbe; aber wenn es irgend angeht, setzt jeder Engländer sich lieber oben aufs Deck, klettert mit Lebensgefahr hinauf und nimmt mit dem schlechtesten Platze fürlieb, nur um in frischer Luft zu sitzen. Von Außen hat ein Omnibus daher selbst bei gelindem Regen mehr Passagiere als unter Dach, und diese Vorliebe der Engländer macht es auch, daß

Digitized by Google

draußen gewöhnlich zwölf oder vierzehn Personen untergebracht werden, wenn immer der Wagen nur für zehn Raum hat. Wenn aber die dunkelgrauen Fadeneegen eintreten, dann ist es freilich mit dem Aufsitzen vorbei. Nur einige Wagehälse halten dann noch Stand auf dem Deck, die übrigen retiriren nach innen, und steigen triefend ein, um unter der triefenden stummen Gesellschaft sich einzuquetschen. So wie Platz wird, finden sich Andere, die wo möglich noch ärger aussehen, sich die Wassergossen von den Hüten schütteln, ihre Gummi- und Wachstuchkragen um den Leib drücken und mit unerschütterlicher Gelassenheit die ersten Plätze einnehmen. Niemand beklagt sich, Niemand verwundert sich, wenn der Ankömmling ihm eine Ladung Wasser zuschickt. Kein Mensch zeigte sich ungeduldig, wenn ein durchnäßter Kragen oder Schirm ihm ins Gesicht schlägt. Kein Indianer kann geduldiger die Stöße, Püffe und Fußtritte hinnehmen, die in dieser Enge unvermeidlich sind, und kein Seufzer wird von diesen Mustern der Geduld und Ergebung vernommen.

In Paris sind die Omnibusse überhaupt nicht für Außenplätze eingerichtet, aber sie haben dafür oft zwanzig Plätze im Innern ihres langen Bauches. Ein französischer Omnibus ist eine Schneckenfuhre gegen einen englischen, der mit seinen schnellen, starken Pferden wie im Fluge fortrollt und sich durchwindet, wie ein Aal. Es ist eine Lust, dieses geschickte Manöorieen der englischen Kutscher zu sehen, die selten ihre Peitsche zu einem leichten Schlage brauchen, während die Franzosen eben so schlecht fahren, wie sie reiten, gewöhnlich miserable Pferde haben und die größten Pferdeschinder sind.

So lange es gutes Wetter ist, vertragen sich die Franzosen im Omnibus ganz vortrefflich; denn jeder hat seinen Sitz, der gewöhnlich durch einen eisernen Bügel vom nächsten Sitze getrennt ist. Die Gespräche mit den Nachbarn beginnen, man lacht, hilft sich, wie man kann, und nimmt es nicht übel, wenn Frauen mit großen Körben, andere mit bedeutenden Paketen einsteigen. Bei schlechtem Wetter aber ist es mit der Laune aus. Ein Franzose wird nicht gern naß und schmutzig — ein Engländer fügt sich gelassen in jede Schickung. Ein Mensch, dem das Wasser abläuft, ein Mantel, der den Nachbar um den Kopf schlägt, ein Korb, aus dem ein Strom hervorstürzt, oder ein Schirm, der einer Gosse gleicht, kann in einem französischen Omnibus großen Lärm und Gezänk hervorbringen, während es in einem englischen das gleichgültigste Ding von der Welt ist. Wenn es irgend ein Land in der Welt gibt, wo Regenwetter selbst eine Revolution nicht hindern würde, so ist es England. Man ist ganz unempfindlich dagegen, oder scheint wenigstens so. Ich bin einst im Zirkus gewesen, wo ein wildes, anhaltendes Regenwetter den Boden dermaßen aufgeweicht und mit Wasser bedeckt hatte, daß es ganz unmöglich schien, daß gespielt werden konnte. Es waren aber wenigstens 10,000 Menschen da, die keine Minute länger warten wollten und sämmtlich der Meinung waren, daß Regen kein Hinderniß seyn könnte. Trotz dessen, daß das Wasser vom Himmel strömte, mußte angefangen werden. Die römischen Wettgefechte begannen mitten in dem aufgelösten Schlamme, der zum unendlichen Jubel des Volkes Wagen und Pferde, Sieger und Besiegte und die Zuschauer obenein bedeckte. Noch größeren Jubel riefen die Steeple chases hervor, wenn Pferd und Reiter in den tiefen Schmutzlachen zusammenstürzten, und nicht ein Stückchen wurde den unglücklichen Kunstreitern und Equilibristen erlassen. Ganz in derselben Weise ist es neulich sogar der Königin und ihrem Gemahl ergangen. Der Einzug in Liverpool erfolgte im furchtbarsten Wetter; aber nicht allein war eine halbe Million Menschen von Früh bis Abends auf den Beinen, auch Ihrer Majestät wurde nichts geschenkt von allen Feierlichkeiten. Völlig durchnäßt mußte sich die Königin bequemen, die langen Reden des Lord-Mayors und der Korporationen zu hören, dann eine Lustwasserfahrt im dicken Nebel auf dem Mersey zu machen, und endlich auf den Balkon hinaustreten und lange Zeit dort verweilen, um sich dem jubelnden Volke vorzustellen, das geduldig ausharrte, naß bis auf die Knochen, aber in der fröhlichsten Stimmung.

Mannigfaltigkeiten.

Der Erbauer des Londoner Industrie-Palastes, Parton, hat nun den Plan zu dem Ausstellungs-Gebäude für die New-Yorker Industrie-Ausstellung entworfen. Das Gebäude wird ebenfalls aus Glas und Eisen, das Dach aber aus Schiefer bestehen. Es wird 600 Fuß lang, 150 Fuß breit und 100 Fuß hoch werden. Ein Transept soll nicht darin angebracht werden. Für die Industriellen, die sich an der Ausstellung betheiligen wollen, mag die Notiz von Interesse seyn, daß die Versendung hin und zurück ganz kostenfrei geschieht, und daß für den Fall des Verkaufes der ausgestellten Erzeugnisse eine Kommissions-Gebühr von 5pCt. berechnet werden wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 1:

Brandrakete.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 4 7. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

„Ja, allerdings, eine solche Erinnerung ist eine furchtbare Erscheinung für Augen, welche nur auf Blumen zu ruhen gewohnt sind. Aber kommt Euch kein Gedanke an diese junge Frau, wenn Ihr eine Blume brechen und welken seht?"

„Wie wißt Ihr davon? Wollt Ihr denn wahrhaft für einen Zauberer gelten?"

Die Kapuze des Einsiedlers bedeckte den oberen Theil seines Gesichts, sein langer, grauer Bart verdeckte seinen Mund; aber doch sah man ein bitteres Lächeln über seine Lippen ziehen, als er antwortete:

„Ich weiß noch ganz Anderes, hohe Frau! ich kenne Euren Stolz wie Eure Grausamkeit; ich weiß, daß Ihr gewissenlos mit der Ruhe anderer Menschen spielt; ich weiß, daß es Euch eine abscheuliche Lust bereitet, das ruhige Leben glücklicher Familien zu zerstören; vielleicht werdet Ihr jetzt besser an das Schloß zu Rastatt und an den 10. August Euch erinnern!"

„Nicht wahr, Graf, unterbrach Sibylle unwillkürlich schaudernd das Gespräch, das sind traurige Sachen, die uns der ehrwürdige Mann hier berichtet? Wahrlich, ich will Sie nicht bereden, Ihre Zukunft von ihm zu verlangen: er würde Ihnen ohne Zweifel auch prophezeien, daß Ihnen unsägliches Unglück bevorsteht."

„Nicht doch, er ist blind; aber es wird eine Zeit kommen, wo seine Augen sich öffnen!"

„Genug, mißbraucht Euer würdig Kleid nicht, und mischt Euch nicht in Angelegenheiten, die Euch nicht kümmern, und um die Ihr nicht befragt seyd."

Der Eremit verneigte sich.

„Ihr werdet wieder kommen, Fürstin; in Kurzem bin ich gewiß, Euch wieder zu sehen; denn alles hat sein Ziel, zu dem es hinstrebt wider Willen!"

Während dieser Scene hatte der Graf keine Silbe gesprochen; aber er lauschte aufmerksam dem Worte des Einsiedlers, und sie drangen unwillkürlich in sein Herz. Sein Verdacht, sein Mißtrauen erwachte wieder. Er betrachtete Sibylle, und dieß schöne Gesicht schien ihm entstellt durch einen Ausdruck des Hasses, welcher ihn erschreckte. Alles Edle in seiner Seele empörte sich wieder über diese Liebe, die ihm jetzt wie eine gesättigte Laune erschien. Er näherte sich dem Fenster, um auch dieses Schloß von Rastatt zu schauen, dessen Anblick die Markgräfin auf eine so auffallende Weise zu erregen vermochte, da fielen seine Blicke auf ein junges Mädchen, welches allein am Fuße des Gemäuers lustwandelte. Es war das Fräulein von Freyberg. Niemals erschien sie ihm so anziehend, nie hatte ihre engelhafte Schönheit sich ihm in so hohem Grade gezeigt. Das arme Kind gewahrte ihn nicht, sie dachte gar nicht an seine Gegenwart, denn schon seit lange suchte er sie nicht mehr auf.

Die Markgräfin rief ihn, aber er hörte sie nicht.

„Sie sind, scheint es, sehr zerstreut, Herr von Hauenzern, sagte sie mit erzwungenem Lächeln. Woran denken Sie? Wollen Sie mir nicht folgen? Wir müssen gehen, denn die Augenblicke dieses heiligen Mannes sind kostbar."

„Sie stehen Euch alle zu Gebot, Fürstin; übrigens, Ihr werdet wieder kommen, und werdet mich bereit finden, Euch zu empfangen."

„Was stellt dieß Tableau vor, mein Vater? kann man es nicht sehen?"

„Bei Euerem nächsten Besuche, Fürstin."

„Es ist wohl ein weltliches Andenken! in dieser Zurückgezogenheit!"

„Es ist ein Gewissensbiß, — ein Bußkleid! — Jedem gehört das Seine."

Die Fürstin schwieg. Sie trat aus dem Zimmer und ging gegen das Thor, wo sie sich noch umwandte.

„Lebt wohl; ohngeachtet Eurer tiefen Wissenschaft glaube ich sicher, daß Ihr Euch getäuscht habt. Wir werden uns wohl auf lange Zeit nicht wieder sehen."

Sie stieg zu Pferd, und nahm mit ihrem Gefolge den Weg gegen Baden. Der Graf ritt still-

Digitized by Google

schweigend ihr zur Seite. Er sah oft um, und seine Blicke schienen das Fräulein von Freyberg zu suchen. Die Fürstin war zu gewandt, um dieß nicht zu gewahren, obwohl sie sich nichts davon merken ließ.

„Dieser Narr hat uns mißgestimmt, mein lieber Graf; heute Abends werden wir aber in Favorite tanzen, ich will einen Ball improvisiren; das wird uns wieder zerstreuen, und wie ich hoffe, auch Ihre Zustimmung haben?"

„Was glauben Sie wohl, Hoheit, was der Eremit hinter diesem Vorhang verborgen hält?"

„Was weiß ich! eine verlassene oder am Fieber gestorbene Geliebte, die er sich wahrscheinlich einbildet, getödtet zu haben, und nun thut er Buße vor dem Bilde. Ihr Männer seyd ja alle so dünkelhaft! Doch was kümmert das uns? Sprechen wir von dem Ball: soll es ein Maskenball seyn? Wir haben nur ein einziges Mal unsere römischen Kostüme angehabt, und könnten wohl noch einmal darin erscheinen!"

Der Graf schwieg.

„Wie es scheint, ist dieß nicht nach ihrem Sinn? oder veranstalten wir ein venetianisches Fest? Eine Gondelfahrt auf dem Flusse? Das müßte sich bei Fackelschein gut machen."

„Ganz nach dem Willen Eurer Hoheit."

„Oder ein Carousel, wie das letzte, wo Sie sich alle Preise erkämpft haben? In der That, es macht mich unendlich glücklich, Ihre Stirne mit der Krone schmücken zu können, und Sie sind so schön in Ihrer Bescheidenheit!"

„Gehen wir lieber auf das Schloß nach Rastatt."

„So haben Sie wohl die Narrheiten dieses Mannes im Ernste genommen? Ich ließ ihn seine Rolle nach seinem Gefallen ausspielen; aber es war kein wahres Wort an seinem ganzen Gerede."

„Und doch sehen Eure Hoheit blaß und angegriffen aus."

„Es fror mich in diesem alten Gemäuer. Aber mein lieber Träumer, setzen Sie diese Hirngespinnste bei Seite, und lassen Sie uns eine Belustigung auf heute Abend ausdenken. Der Hof wird höchst einförmig, — immer dasselbe."

Trotz aller Anstrengung Sibyllens blieb der Graf gedankenvoll. Als sie in Favorite ankamen, zog er sich auf sein Zimmer zurück, und entschuldigte sich in der Gesellschaft, unter dem Vorwande, daß er krank sey.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Auf dem Schlosse hatte die Tante seinen Ausflug nicht bemerkt, sonst würde sie ihn davon zurückgehalten haben. Aber sie war zu sehr beschäftigt, um auf etwas Anderes zu achten, als die Kuchen, welche sie selbst mit kunstgeübter Hand „auswirkte". Appetitlich war es anzusehen, wie die kleine, reinliche Frau mit den weißen Armen so thätig war und das helfende Hausmädchen ihr nicht flink genug Alles zutragen konnte, was sie gebrauchte. Denn morgen war der wichtige Tag, wo sie der jungen Frau durch ihre Leistungen imponiren sollte! Sie ahnte nicht, welcher Schreck ihr bevorstand.

Durch den Eichenwald von der Gränze des Gutes her rollte ein leichter Wagen, er war zurückgeschlagen des herrlichen Abends wegen, dessen Reize von der jungen Frau, welche hier an der Seite ihres Gemahls saß, mit Entzücken genossen wurden. Sie hatte gewünscht früher, als es anfangs festgesetzt war, nach der Hochzeit abzureisen und ihr Gatte sah keinen Grund, ihr diesen Wunsch abzuschlagen — wohl hätte er es gern nach Hause gemeldet, aber Cora hatte es ihm absichtlich verboten, denn sie ahnte, daß Anstalten zu ihrem Empfange getroffen wurden und diesen wollte sie eben entgehen.

„Dieß Alles ist Dein?" fragte sie, indem sie in eine breite Lichtung deutete, welche sich, von riesigen Bäumen geschlossen, überraschend zur Rechten des Weges nach der Waldestiefe öffnete.

„Unser, mein theures Weib," sagte Schönfels lächelnd. Dießmal drückte er die Augen nicht zu, sondern weidete sie an der frischen Schönheit seiner jungen Frau, bis diese ihm einen halben Blick zuwarf und mit einem leichten Unwillen, der sie allerliebst kleidete, sprach: „Ich kann das lange Anschauen nicht leiden, Du weißt, ich habe es Dir schon gesagt."

Er küßte ihr die Hand und bat sie um Verzeihung auch für künftige Uebertretungen dieses Verbotes, das er wohl nicht immer werde respektiren können; sie möge ihren eigenen Liebreiz darüber anklagen.

„Auch die Schmeicheleien hab' ich nie leiden mögen," erwiderte sie mit dem pikanten Lächeln, das den sehr verliebten Gatten jedesmal in Extase setzte. Pikant nannte er dieß Lächeln, weil es bei aller Süßigkeit jedesmal etwas — wie sollte er sagen? — Scharfes hatte, oder, das klang zu verletzend in Bezug auf ein siebzehnjähriges Wesen! etwas Herzhaftes.

Während er seine Betrachtungen über das reizende Lächeln machte, fiel auf einmal in geringer

Digitized by Google

Entfernung von der Straße ein Schuß, über den Weg setzte gleich darauf ein Hirsch, das Geweih zum Sprunge in das Dickicht auf den Rücken gelegt — Cora hatte vor Schrecken einen leichten Schrei ausgestoßen, ihr Gatte rief aber dem Kutscher zornig zu, er möge halten, und sprang aus dem Wagen. Wer erfrechte sich, auf seinem Revier und in seiner Abwesenheit zu schießen?

Dort trat der Jäger aus dem Gebüsch, ein fremder, großer Mann. Ohne die mindeste Spur einer Verlegenheit, daß er auf gesetzwidrigen Wegen ertappt worden sey, näherte er sich dem erzürnten Gutsherrn, der ihm entgegeneilte und ihn schon von Weitem heftig anrief, was er hier zu suchen habe. Cora verfolgte die Scene, die sich entwickeln mußte, mit dem gespanntesten Antheil, der sich in ihren lebhaft blitzenden Augen kund gab.

„Sie kennen mich nicht mehr, Karl von Schönfels?" fragte der Fremde ruhig.

Dem Landrathe war vom Aktenstaube und Sessionshalbdunkel das Auge längst um ein gutes Theil seiner frühern Sehkraft gekommen, auch hatte sich sein Bruder während seiner Abwesenheit bedeutend verändert, aber der Klang seiner Stimme war ihm unvergeßlich geblieben.

„Paul?" rief er. Ist es möglich? Du hier?" Und er reichte ihm, von der unerwarteten Begegnung ergriffen, die Hand, welche jedoch Paul nicht annahm.

„Erlauben Sie! sagte er. Zwischen uns ist noch nichts auf dem Reinen. Lassen Sie es also bei dem Verhältniß bewenden, das nun einmal besteht. Es wird sich Zeit finden, uns zu verständigen und deßhalb bin ich eben gekommen."

„Aber, Paul, Du wirst doch nicht den Unsinn Deiner exaltirten letzten Stunde festhalten, daß wir, als Brüder, uns nicht Du nennen sollen?" rief der Landrath betroffen.

„Ich habe Ihnen das Du aufgekündigt, wir müssen erst mit einander im Klaren seyn!"

„Meine Frau — dort im Wagen — was muß sie denken?" rief der ältere Bruder.

„Stellen Sie mich ihr vor — wie Sie wollen," erwiderte Paul. „Ich werde das Pronomen, das Ihnen anstößig ist, so viel als möglich vermeiden, aber ein anderes gebrauche ich noch nicht, das steht fest. Lassen wir also die junge Frau nicht zu lange warten."

Mit sehr unbehaglichen Gefühlen, besonders wenn er an den Anlaß der Entzweiung dachte, führte der Landrath seinen Bruder zu dem Wagen, in welchem Cora ganz erstaunt über diese friedliche Wendung des Abenteuers ihrer harrte. Paul hatte mit seinem scharfen Auge schon die junge Frau gemustert und über sie den Stab gebrochen. Nur aus Beweggründen, welche er von seiner Ansicht aus niedrig schalt, konnte sie ihren Gemahl geheirathet haben! Er war wenigstens fünf und zwanzig Jahre älter als sie, ein verdorrter, hagerer Bureaumensch, mit einem pergamentnen Gesichte und dürftigem Haar, dessen Schnitt schon auf gegenseitige Aushülfe berechnet war, mit Augen, die von dem heiligen Feuer nur noch ein Paar unsaubere Kohlen gerettet! So charakterisirte ihn der Bruder bei sich selbst in aller Eile, und es war doch nur der Gegensatz, welcher auf diese, zum großen Theil übertriebene Kritik einwirkte. Denn so tief er den Mann herabsetzte, so hoch stellte er die Frau. Er glaubte nie einen interessantern Kopf gesehen zu haben, diese feinen, geistreichen Züge, von den schönsten Augen belebt, das zarte, frische Kolorit, die kirschrothen Lippen des kleinen Mundes, der von einem bezaubernden Lächeln umspielt war! Mädchen, welcher Dämon hat Dich bethört, Deine Jugend, welche eben in das Leben tritt, an diesen im Abgange begriffenen müden Wanderer der Wüste zu verkaufen!

„Liebe Cora, ich erlaube mir, Dir meinen Bruder Paul vorzustellen," sagte der Gatte an den Wagen tretend.

Erstaunt sah die junge Frau den schönen Fremden an, welcher sich mit der Ungezwungenheit eines Weltmannes vor ihr verbeugte. „Willkommen!" rief sie und bot dem neuen Schwager die Hand. „Sehr Unrecht, Schönfels, daß Du mir nie gesagt —"

„Daß wir ihn jetzt zu erwarten hatten?" unterbrach sie der Gatte schnell, denn sie wollte ganz etwas Andeees sagen, er hatte bis jetzt nicht ein Wort geäußert, daß er überhaupt noch einen Bruder besitze, im Gegentheil hatte er immer nur von der Tante Kramm als seiner einzigen Verwandten gesprochen. „Ich habe ja selbst keine Ahnung gehabt, daß er von seinen Reisen gerade jetzt zurückkehren werde. Setze Dich ein, Paul, — o nein, laß mir den Rücksitz, der Platz neben meiner Frau gebührt Dir, ich bitte!"

(Fortsetzung folgt)

König-Ludwig-Album.

Die Herausgabe des König-Ludwig-Albums schreitet überraschend schnell vorwärts, und rechtfertigt in hohem Grade die Erwartungen, welche die Freunde der Kunst daran geknüpft haben. Es zeigt sich eine große Mannigfaltigkeit des Inhalts in Bezug auf Stoff, und allerdings auch in Bezug auf Richtung, so daß man oft oder wenigstens zuweilen auf fremdländische Namen mehr als auf deutsche rathen möchte. Die Ausführung ist ohne Ausnahme trefflich, geschickt, sorgfältig, treu und durch ab-

Digitized by Google

wechselnde Behandlung reizend; namentlich sind die Blätter in Farbendruck geschmackvoll und von guter Haltung. Die Ausstattung ist glänzend, wie ein Prachtwerk der Art es erheischt, so daß der Charakter eines Albums, das bestimmt ist, den Tisch in den Salons zu zieren und Kostbarkeiten der Bibliotheken zu vermehren, vollständig erreicht wird. Die zwei jetzt ausgegebenen Hefte (II. und III.) enthalten das Titelblatt nach der Komposition von Kreling, eine Art Apotheose des Kunstlebens unter oder von König Ludwig. Man sieht ihn inmitten seiner Künstler. Da steht Cornelius mit dem jüngsten Gericht, Klenze mit der Walhalla, Gärtner mit der Ludwigskirche, Ohlmüller mit der Auerkirche, Schwanthaler und Müller mit der Bavaria, Ziebland mit der Basilika, Ainmüller mit den Glasfenstern, dahinter Handwerksleute mit dem Festgeschenk; dann auf der andern Seite Herwegen mit dem Album, Kaulbach mit der Zerstörung Jerusalems, Rottmann mit den griechischen Landschaften ic. Auch sieht man an beiden Seiten im Hintergrunde Glyptothek und Pinakothek zur Bezeichnung der kunstsammelnden Thätigkeit des Königs. Ueber dem König breiten ein Lorbeer- und ein Eichenbaum ihre Aeste aus, und theilen den Raum in drei Felder, in welchem — gleichsam zur Begrüßung ihres Geistesverwandten — Aegypten, Griechenland, Rom und Deutschland, Alterthum und Mittelalter erscheinen; namentlich erkennt man Homer, Hadrian, Leo X. mit Rafael und Michel Angelo, Cosmus Medicis mit einem venetianischen Dogen, Dante und Tasso, Cimabue, Tizian, Paul Veronese und Rubens, endlich Maximilian I. mit Dürer und Peter Vischer, und hinter ihnen Künstler und Kunstbeschützer vergangener Zeiten. Danach folgt ein Blatt von F. Doerbeck, Christus auf dem stürmischen Meere, ganz wie eine Tuschzeichnung lithographirt; Gnomen vor der großen Fußzehe der Bavaria von Schwind; Bauernkinder auf einer bayerischen Alpe von Dürk, Farbendruck; das Innere des Ulmer Münsters von Ainmüller; die Brandschatzung eines Klosters, Scene aus dem dreißigjährigen Krieg von M. Heß; sodann ein höchst merkwürdiges Blatt von J. Hübner aus Dresden, auf welchem der schon von Stefano Maderno in S. Cecilia in Rom mit so außerordentlicher Wirkung gemachte Versuch mit ganz gleichem Glück wiederholt ist, in einer einzelnen Figur einen Gedanken auszusprechen, ohne ihr Gesicht zu zeigen. Aehnlich wie dort die Heilige, liegt hier ein Weib am Boden, das Antlitz auf der Erde, daß nichts davon zu sehen ist, tiefer Schmerz in allen Gliedern, Ohnmacht und Beraubung, und ringsumher Nacht, und das Weib ist »die gefallene Germania«! Nach diesem Blatt sehen wir eine schöne Ansicht von Palermo von der Ostseite von Catel, ein Stück mittelalterlicher Baukunst von M. Neher, ganz vorzüglich gelungener Farbendruck; eine Scene aus dem italienischen Volksleben von M. Artaria, und G. Jägers Poesie und Geschichte aus dem Herder-Zimmer in Weimar. Mehr und mehr gestaltet sich dieß Werk zu einem Denkmal der neuen Kunst in Deutschland, von dem keiner, der unter diesem Namen einen eigenen erworben hat, fehlen sollte.

Mannigfaltigkeiten.

Die Zigeuner in Ungarn besitzen wie andere Volksstämme ebenfalls ein eigenes Nationallied, das sogenannte Nagy-Idaer-Lied, welches ihre Erinnerungen an einstige Größe enthält und ihnen Trost inmitten ihrer Drangsale spendet. Der Zigeuner läßt diese Weise nie vor profanen Ohren hören, sondern stimmt sie nur im innersten Heiligthum seines Nachtlagers an, wenn er neben dem knisternden Feuer, hingestreckt auf den weichen Rasen, in Betrachtung des Sternenhimmels versunken ist. Die nackten, herumlungernden Kinder horchen dann wohl verwundert auf und fragen, was es für eine Bewandtniß mit dieser trauerathmenden Melodie habe. Da erzählen dann die Aeltesten, daß ihre Vorfahren keine so gehetzten armen Menschen waren, wie sie es jetzt sind, daß sie als ein gar mächtiger Stamm unter einem angesehenen Wojwoden in den fruchtbaren Gebieten Ungarns umherzogen, ja manchmal sogar der Heeresmacht ungarischer Könige Trotz boten, bis sie, bei Nagy-Ida aufs Haupt geschlagen, in alle Winde zerstreut wurden. Auch das neue Geschlecht erlernt dann mit andächtiger Pietät das Lied, welches diesen unheilvollen Tag besingt, und so hat es sich Jahrhunderte hindurch von Generation zu Generation, von Mund zu Mund fortgepflanzt.

Charade.

Wer mit der zweiten Sylbe sich will nähren,
Der kann die erste Sylb' nicht leicht entbehren;
Wünscht darum: sie möcht' stets fest im Ganzen stehn,
Und noch als Greis sie unversehrt zu sehn. —
Doch, leider! pflegt dieß selten zu geschehn.

T...

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 5 9. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

Des andern Tags, am frühen Morgen, bestellte er seine Pferde, in der Hoffnung, daß ein Ritt in frischer Luft ihm gut thun würde. Er hatte während der Nacht nicht geschlafen. Die Schwierigkeiten seiner Lage zogen an seinem Geiste vorüber; er mußte sich gestehen, daß er die Fürstin nicht mehr liebe, oder besser gesagt, daß er sie niemals eigentlich geliebt habe. Er verstand nun, daß die mächtigen Verführungen es waren, welche ihn anzogen, aber daß sein Herz nie aufgehört hatte, für die Gefährtin seiner Jugend zu schlagen. Und dennoch durfte er nicht wieder zu ihr zurückkehren, ohne sich der Rache einer Frau auszusetzen, welche zu stolz war, um einer Nebenbuhlerin zu verzeihen. Er erinnerte sich so Manches, was man sich in die Ohren lispelte. Eine einzige Leidenschaft, sagte man, hatte in ihrem Herzen Dauer gehabt, aber der Gegenstand dieser Gefühle war seit einer traurigen Begebenheit selbst verschwunden. Man sprach nur leise davon, und dem Grafen fehlten die Einzelnheiten. Dem Charakter Sibyllens nach war nur ein unerhörtes Unglück zu vermuthen.

Wenn sie eifersüchtig würde, sagte er zu sich, wäre sie alles fähig; wehe dann meinem armen Lämmchen unter den Krallen dieser Tigerin.

Er ritt ohne Ziel, ließ seinem Pferde den Zügel, und war ganz in Gedanken. Plötzlich gewahrte er, daß er vor Eberstein sey, er stieg ab, um die Ruine zu umgehen, denn damals war diese Burg noch nicht, was sie jetzt ist, da erst 1802 Markgraf Friedrich sie neu erbauen ließ.

Der Graf trat durch das Gewölbe und befand sich im Hofe, aber er erschrack nicht wenig, als er Fräulein von Freyberg erblickte, welche einen Strauß von Feldblumen pflückte; sie sah ihn nicht, er zögerte, ob er sich zurückziehen sollte; er fand nicht den Muth dazu.

„Fräulein sind sehr frühe ausgegangen."

Das junge Mädchen fuhr zusammen, und ließ den Strauß zu Boden fallen.

„Und auch Sie, mein Freund, wie mir scheint; waren Sie denn gestern nicht krank?"

„Ich erinnere mich nicht mehr daran. Die Uebel des neuen Tages verscheuchen jene des vorigen. Aber für wen sind diese Blumen?"

„Für die Mutter Gottes in der Kapelle zu Klingen. Ich gehe jeden Tag dahin, um dort meine Andacht zu verrichten; sie ist ja die Beschützerin der Betrübten."

„Darf ich Sie heute dahin begleiten, Wilhelmine?"

„Wenn Sie wollen, warum nicht, die heilige Mutter nimmt Alle auf."

Sie verließen die Schloßruine; der Graf nahm den Zügel in seinen linken Arm, und bot den rechten dem jungen Mädchen, welche ihn nicht ohne Zittern annahm.

„Sie lieben wohl diese Kapelle?" sagte Hauenzern nach einiger Zeit des Schweigens, indem sie den Weg gegen Mnng hinabstiegen.

„Ja! ich liebe sie ihrer Legende halber, und weil das Bild der Jungfrau dort einen eigenen Reiz für mich hat!"

„Und was ist dieß für eine Legende?"

„Ein Waldbruder bewohnte diese Oede. In einer Nacht hörte er melodische Töne, und eine große Helle beleuchtete sein Zimmer. Er betete und lobte Gott, der ihm diese Gnade zu Theil werden ließ, und schlief wieder ein; aber er wurde zum Zweitenmal durch dieß Wunder geweckt, und er stand nun auf, und ging in der Richtung, woher die Helle kam. Er fand dort die Statue der heiligen Jungfrau, mit dem Kinde Jesus, das ihn anlächelte und seine Händchen nach ihm ausstreckte. Er baute ein Bethäuschen zum wunderbaren Gnadenbilde, und das ist die Kapelle, die wir nun besuchen."

„Meinen Dank, Fräulein, für Ihre Legende. Ich begreife nun wohl Ihre Verehrung."

„O gewiß! wenn ich weine, ist mir's immer, als ob auch mir dieß Kind Jesus die Hände entgegenstrecke und mich anlächle, und getröstet gehe ich immer von dannen."

„Warum weinen Sie aber, Wilhelmine?"

Digitized by Google

Das junge Mädchen schwieg, und schlug die Augen nieder.

„Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir? haben Sie unsere Jugendzeit vergessen?“

„Ich habe nichts vergessen, aber eben deßhalb weine ich.“

„Auch ich vergaß nichts, Wilhelmine; und wenn Sie wollen, so lassen Sie uns Beide zur heiligen Jungfrau beten. Vielleicht wird uns beide das Kind Jesu mit seinen kleinen Händen berühren, und Sie werden vollkommen getröstet seyn.“

Das Fräulein erröthete vor Freude; währenddeß näherten sie sich der Kapelle; der Graf band sein Pferd an einen Ast, da er seinen Diener in Eberstein zurückließ, und den Blumenstrauß aus der Hand der Verlobten nehmend, trat er zuerst in das Bethaus. Niemand war darin, ein Sonnenstrahl fiel hinein und beleuchtete die Statue der Mutter Gottes, daß sie gleichsam mit einem Heiligenschein umgeben war. Das Herz des jungen Mannes schlug heftig. Er fühlte, daß er Herr seiner selbst wurde, und daß er das verlorne Glück wieder gefunden habe.

„Wilhelmine“, sagte er mit zitternder Stimme, können Sie, werden Sie mir verzeihen, und hier meinen Eid empfangen, daß ich Ihnen von nun an mein künftiges Leben weihe?“

„Ob ich will! die heilige Jungfrau sey mein Zeuge, daß ich seit sechs Monaten keine andere Bitte zu ihr gesendet habe.“

In diesem Augenblicke bewegte der Wind das Geblätter der Zweige, welche an den blau und rothen Fenstern hinaufrankten, der Strahl der Sonne war dadurch gebrochen, und das Jesuskind schien wirklich seinen Arm zu rühren.

„Sehen Sie, sehen Sie,“ rief das glückliche Mädchen, „es hat uns gesegnet!“

Als sie dieses sagte, öffnete sich die Thüre, und die Markgräfin stand auf der Schwelle, wie eine zürnende Göttin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Paul warf sich aber determinirt auf den Sitz, der jungen Frau gegenüber, wo er ihr in das Antlitz schauen konnte, und der Gatte war dadurch genöthigt, seinen früheren Platz einzunehmen, wo er, sobald der Schlag geschlossen war und die Pferde anzogen, wieder begann von der Unmöglichkeit zu sprechen, die Ankunft des Bruders zu ahnen, da er seit Jahren auf weiten Reisen gewesen sey.

„Auf Reisen waren Sie?“ fragte Cora lebhaft. „Vielleicht auch in Italien?“

„Ich bin siebenmal dort gewesen, und habe in Rom einen Winter hindurch gewohnt, was bei mir viel sagen will.“

„Viel? Wie so?“ fragte Cora.

„Weil ich, sobald ich länger als vier Wochen an einem Orte verweile, das Fernweh bekomme.“

„Das Fernweh! wiederholte Cora mit einer ganz eigenen Betonung. Sonderbarer Gedanke!“

„O, daß eine Frau dieß Gefühl unnatürlich findet, begreife ich wohl,“ versetzte Paul. „Die Frauen hängen an der Stätte, wo sie sich einmal eingerichtet haben — das Glück, und noch mehr das Leid, welches sie an einem Orte erlebt, fesselt sie mit tausend Banden, und müssen sie sich losreißen, so bluten all' die zarten Wurzeln, mit welchen sie sich innig an diesen Boden festgesetzt. Frauen kennen wohl das Heimweh, und es sind Herzen daran vergangen, aber das Fernweh, das bei längerem Verweilen einen Mann, der einmal sein Leben in stetem Wechsel zugebracht hat, mit wunderbarer Sehnsucht nach einem unbekannten Ziele ergreift, und ihn wieder hinausführt in die Fremde, das kennen die Frauen nicht, wohl ihnen!“

„Es gibt aber doch Frauen, die nie eine wirkliche Heimath besessen haben!“ erwiderte Cora. „Diese möchten wohl von einem ähnlichen Gefühl angeweht werden, sie nennen es nur vielleicht anders.“ Und sie runzelte ein wenig ihre schöne Stirn, als sie das Auge ihres Schwagers mit unabweichlicher Festigkeit auf ihr Gesicht gebannt sah. Der Gatte mochte es bemerken, er hustete ängstlich und haschte nach einem Ableiter.

„Hier werde ich im Winter Holz schlagen lassen!“ sagte er und zeigte auf eine Waldwiese mit einzelnen Eichen besetzt. „Sieh Dir einmal diese Prachtbäume an, Paul. Nicht wahr, es ist Schade um sie, aber sie verderben die ganze Wiese mit ihrem Schatten und ihren Wurzeln, und müssen fort.“

Es war ihm glücklich gelungen, das Gespräch, das ihm eine zu phantastische Richtung genommen hatte, zu stören. Einen gewissen Trost hatte es ihm jedoch gewährt, und er wollte dem Fernweh, wenn es seinen Bruder vielleicht noch vor Ablauf der gestatteten vier Wochen ergreifen sollte, durchaus nicht Einhalt thun.

Schon öffnete sich auch der Wald und über eine in voller Aehrenpracht strotzende Feldflur konnte man das Dorf sehen, dessen niedrige, aber freundliche Hütten zwischen Fruchtbäumen lagen, während der Herrenhof, mit großen massiven Gebäuden und einer Umfassungsmauer, alles Baumschmuckes entbehrte. Die Obst- und Gemüsegärten, die jene Mauer ebenfalls einschloß, waren von hier nicht zu überblicken.

„Schloß Hagen!“ sagte der Gutsherr zu seiner

Gattin, welche mit ihren lebhaften, schwarzen Augen die Gegend überflog. „Es wird Dir gefallen, davon bin ich überzeugt und das macht mich sehr glücklich.“

Welche Anstalten waren getroffen worden, um die junge Frau festlich zu empfangen — und Alles war nun durch ihre Laune, einen Tag früher zu kommen, vereitelt! Athemlos stürzten ein Paar Bauernjungen, welche morgen in dem Aufzuge der Dorfschule hatten mitparadiren sollen, in das Stübchen des Schulmeisters, wo er einen neuen Korb flocht, welchen seine Tochter mit Aehren und Eiern, Blumen und Weinranken gefüllt, der Herrin nach dem von der Tante genehmigten Programm zu überreichen hatte: „Sie ist schon da!“ Und überall hieß es: „Sie ist schon da!“ Der Schreck, welchen Tante Dina vor einiger Zeit durch die Ankunft ihres ungerathenen Neffen Paul erlitten hatte, wiederholte sich, und drohte wie ein erneuter Schlagfluß auf sie zu wirken. Zum Glück war sie in einem Anzuge, der sie präsentabel machte, sie trat also, würdevoll ihren Unmuth bezwingend, auf die Freitreppe des Hauses, vor welcher eben der Wagen auffuhr, Paul heraussprang und einer schlanken, höchst eleganten Frauengestalt die Hand bot, mit deren Hülfe sie sich leicht und graziös herniederschwang. Der Gatte stieg eiligst nach, um seine Frau und Tante in gebührender Form bekannt zu machen. Aber Cora war schon die Treppe hinaufgeeilt: „Nicht wahr, Sie sind unsere gute Tante Dina?“ rief sie und umarmte die kleine Frau mit einem herzlichen Kusse, der sie zwar, so ohne alle Umstände, etwas in Verlegenheit setzte, aber doch ihr Herz, das widerspenstige, nicht unberührt ließ.

„Ja“, bestätigte der Landrath, „Frau von Kramm, geborene Leopoldine von Oderin, daher der abgekürzte Name! Ich bin glücklich, gute Tante, Ihnen meine geliebte Cora zuführen zu können. Und welche Ueberraschung für mich, im Walde —“ er sah sich nach seinem Bruder um, dieser war jedoch verschwunden.

„Ein merkwürdiger Charakter!“ sagte der Landrath. „Du wirst es unterwegs schon bemerkt haben — immer exaltirt, nie auf dem Boden der Wirklichkeit! — Seit wann ist er hier, Tante?“

Frau von Kramm gab den nöthigen Bescheid, während sie die junge Nichte in das Wohnzimmer führte und dort die in aller Eile versammelte Dienerschaft, die zu beiden Seiten der Thüre nach der Anciennetät und dem Range aufgestellt war, an ihre Befehle wies.

„Nicht doch! was soll ich hier befehlen? Ich weiß und verstehe nichts!“ sagte Cora, welche die Leute mit herzgewinnender Freundlichkeit begrüßt hatte. „Lassen Sie mich erst Ihre Schülerin seyn, Tante Dina.“

So leichten Kaufes war diese jedoch nicht zu gewinnen. Ein Wink verabschiedete die Dienerschaft, unter welcher die Ausgeberin schon mächtig Propaganda zu einer Opposition gegen die bestehende Regierung gemacht hatte. Dann nahm die Tante eine geflochtene Korbschwinge, in welcher eine schreckenerregende Menge von Schlüsseln jeder Größe rasselte und überreichte sie feierlich als Symbol des Hausregiments der jungen Frau. „An allen steht, wozu sie gehören,“ sagte sie. „Ich übergebe Ihnen die Wirthschaft in der schönsten Ordnung und werde Sie morgen überall herumführen, daß Sie sich selbst davon überzeugen.“

(Fortsetzung folgt.)

Das brittische Museum.

Es besteht in Europa nichts, was damit zu vergleichen wäre. Ganze Skelette der großen Thiere erschrecken die Einbildungskraft, und indem man erkennt, daß diese ungeheuren Massen lebten, kann man leicht alle die Ungeheuer der ehemaligen Schöpfungen, welche die Kontinente bevölkerten oder den ehemaligen Ozean bewohnten, sich zusammensetzen. Der Geist erschrickt beim Anblick dieser wunderbar erhaltenen Skelette, dieser ungeheuren Reptilien, die in der Größe unseren größten Wallfischen gleich kommen mußten. Hier kann man die alte Welt, deren Gestaltung kein menschliches Auge geschaut hat, wieder sich bevölkern sehen. Meere nahmen damals die Stelle unserer Kontinente ein, und die Kontinente jener Zeit liegen jetzt im Abgrunde, wo sie sich mit den Thier- und Pflanzenresten des jetzigen Ozeans bedecken. Allenthalben erblickt man Beweise der unermeßlichen Veränderungen, die mit der Oberfläche unseres Planeten nach und nach vorgegangen sind, und in allen Zeiten haben die lebenden Racen sich den sie umgebenden Umständen gemäß gestaltet. Man sieht im Geiste den alten Ozean sich bevölkern mit den riesenhaften Reptilien, man sieht sie ihre Beute verfolgen, sich wüthende Kämpfe liefern, um sich zu verschlingen. Die Besiegten, tödtlich Verwundeten strandeten an fernen Küsten, versanken in weichem Thon und ließen ihre Skelette zurück. Der Luft selbst fehlten die Bewohner nicht. Insekten flogen über die Pflanzen hin, und ihre Zahl muß bedeutend gewesen seyn, da sich Spuren davon finden, und diese schwachen und zerbrechlichen Thiere den gewöhnlichen Ursachen der Fossilisation so leicht sich entzogen. Waren Insekten vorhanden, so gab es auch Vögel, die sich davon nährten, aber ihre Spuren sind weder zahlreich noch sehr sicher. Sie selbst wurden die Beute fliegender Schlangen, häßlicher Thiere, die manch-

Digitized by Google

mal 18 bis 28 Fuß Flügelweite hatten. Luft, Erde und Waſſer waren bevölkert mit gleicher Mannigfaltigkeit und gleicher Fülle wie jetzt, aber von verſchiedenen, oft ſeltſamen, ungeheuerlichen Thieren. Die Paläontologie hat die Rieſen der Sage vernichtet, denn die gefundenen Knochen gehörten Vierfüßlern an; wir ſahen dieſe aus den letzten Alluvionen unſerer Ebenen hervorgehen, oder aus dem Polarkreis, wo ihr Fleiſch manchmal erhalten wurde. Wenn wir dieſe Weſen nach der Reihe ihrer Erſchaffung ordnen, ſo finden wir nicht ohne Erſtaunen, daß alle Rieſen dieſer Welt faſt ſämmtlich in einer Zeit verſchwanden, welche von der, wo der Menſch endlich auftritt, nicht ſehr entfernt war. Wenn alle dieſe Geſchlechter für immer verſchwunden ſind, wie alle bis jetzt geſammelten Thatſachen bezeugen, ſo könnten wir ſchon jetzt auf das große Geſetz hindeuten, das alle lebenden Weſen beherrſchte, ſeit ſie zum Erſtenmale auf der Oberfläche der Erde erſchienen. Sie ſind beſtimmt, eine gewiſſe Zeit zu leben, und dann zu verſchwinden, um nicht wieder zu erſcheinen.

Mannigfaltigkeiten.

Das Ausſtellungsgebäude in London bietet jetzt einen eigenthümlichen Anblick. Noch ſind Spuren der koloſſalen Induſtriewelt, die den Palaſt gefüllt hat, darin zu ſehen, die zerſtreuten Bauholzproben aus Canada in einigen Winkeln wären ausreichend, um ein Paar reſpektable Linienſchiffe daraus zu zimmern; Statuen, Büſten und Rippes aller Art liegen umher, genug, um einige Muſeen und Naturalienkabinette des Kontinents reichlich auszuſtatten, denn noch iſt das Ausräumungswerk nicht ganz vollbracht und namentlich die fernen Welttheile haben ſich damit ein wenig verſpätet. Aber die ganze ungeheure Maſſe von Ueberbleibſeln, mit deren Wegſchaffung einige Wochen vergehen dürften, iſt im Glaspalaſt kaum zu bemerken, ſo ungeheuerlich erſcheinen jetzt die Dimenſionen deſſelben ſelbſt dem vertrauten Wanderer, der monatelang in ſeinen Gängen auf- und abzugehen pflegte. Die Scheidewände zwiſchen den Abtheilungen ſind gefallen, und in nackter Schönheit ſtellt ſich jetzt das Gebäude, an ſich, mit ſeinen zahlloſen ſchlanken Säulen und dem azurnen, in allen Kryſtallfarben ſpielenden Lichtdach dem erſtaunten Beſucher dar. Das Erfriſchungszimmer iſt ſtehen geblieben und ſieht wie eine kleine Oaſe in einer ſchönen, endloſen Wüſte aus. Wann das Gebäude dem Publikum ohne Unterſchied geöffnet werden wird, iſt noch nicht beſtimmt.

Nach dem Tode des Marſchall Soult lebt von allen fünfundzwanzig Marſchällen Napoleons nur noch Marmont, Herzog von Raguſa, 77 Jahre alt. Die am 19. Mai 1804 ernannten achtzehn Marſchälle ſind nun ſämmtlich geſtorben, und zwar Lannes 1809 (ward bei Eßlingen tödtlich verwundet), Junot, Beſſières 1813 (blieb in der Schlacht bei Lützen), Berthier, Murat, Brune und Ney (ſämmtlich unnatürlichen Todes) 1815, Augereau 1816, Maſſena 1817, Perignon 1818, Serrurier 1819, Kellermann und Lefebvre 1820, Davouſt 1823, Jourdan 1833, Mortier 1835 (ermordet), Moncey 1842, Bernadotte 1844, Soult 1851. Von den ſieben ſpäter ernannten ſtarb Poniatowski 1813 (ertrank in der Elſter bei Leipzig), Suchet 1826, Gouvion St. Cyr 1830, Macdonald 1840, Victor 1847, Oudinot 1847. Ludwig XVIII. ernannte ſechs Marſchälle, welche ſämmtlich geſtorben ſind: Clarke 1848, Coigny und Bournonville 1821, Viomenil 1827, Lauriſton 1828, Molitor 1849. Ebenſo die drei, welche Karl X. ernannt hat: Fürſt v. Hohenlohe-Waldenburg-Bartenſtein 1829, Maiſon 1840, Bourmont 1846. Ludwig Philipp hat zehn Marſchälle ernannt, von denen nur Gérard und Reille noch am Leben ſind. Geſtorben ſind: Mouton (Gr. v. Lobau) 1838, Clauzel 1842, Dronet d'Erlon 1844, Valée 1846, Grouchy 1847, Bugeaud 1849, Sebaſtiani und Dode de la Brunerie 1851. Endlich hat Louis Napoleon vier Marſchälle ernannt: Hieronymus Napoleon, Excelmans, Hariſpe und Vaillant, die ſämmtlich noch am Leben ſind.

Ergebt euch! ſoll der ruſſiſche General Roſen den Circaſſierhäuptling Hamſad Bey aufgefordert haben; ergebt euch! Widerſtand iſt vergebens: die Schaaren, welche ich gegen euch führe, ſind zahlreich wie der Sand am Meer! — Aber meine Schaaren, antwortete der Circaſſier, ſind gleich den Wogen des Meeres, die den Sand wegſpülen.

Jüngſt kam eine Bauersfrau vom Lande zu mir, von der ich wußte, daß ſie früher von ihrem Manne ſehr übel behandelt worden ſey, weßhalb ſie ſich denn auch vor acht Monaten von ihm ſcheiden ließ. „Wie geht es denn Ihnen jetzt?“ fragte ich. „Ich danke,“ antwortete ſie mir, „ſehr gut.“ — „Und ihrem Manne?“ fragte ich weiter. „Auch gut, ſo viel ich höre,“ verſetzte ſie, „ich bekomme ihn gar nicht zu Geſichte, und ſeit wir geſchiedrn ſind, leben wir recht gut mit einander.“ —

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck und Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 6 10. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

3.

„Wahrlich ein schönes Tableau, und es thut mir nur leid, dieses ländliche und unschuldige Vergnügen zufällig gestört zu haben, Herr Graf; aber es wandelte auch mich, gleich Ihnen und dem Fräulein, die Lust an, auf gut Glück das Freie zu suchen, und kleinen Abenteuern nachzujagen, und nachdem ich mich verirrte, sehe ich wohl, daß der Zufall mich gut bedient hat," sagte die Fürstin in ironischem Tone.

Der Graf erlangte wieder ein wenig seine Kaltblütigkeit.

„Wenn Hoheit befehlen, will ich nach Favorite oder Baden um einen Wagen schicken, und werde die Ehre haben, Sie zu begleiten."

„Ich danke, Herr Graf. Sie sind zu besorgt; meine Leute, gleich den Ihrigen, sind oben auf Eberstein geblieben; ich kam nur, um hier meine Andacht zu halten."

Das schüchterne Mädchen hatte noch nicht gewagt, ihre Augen aufzuschlagen, und als sie hörte, daß Sibylla gesonnen sey, noch hier verweilen zu wollen, so machte sie ihre Verbeugung und zog sich zurück.

„Einen Augenblick, mein Fräulein; glauben Sie, daß der Obersthofmeisterin Ihre Morgenspaziergänge und die zufälligen Begegnungen fremd sind? Die Würde meines Hauses erfordert, daß ich derlei abstelle, und ich werde ihr mittheilen, wie sie über meine Ehrenfräulein zu wachen habe."

Der Graf nahm das Wort mit der Ruhe eines Mannes, dessen Entschluß unerschütterlich gefaßt ist.

„Verzeihet Hoheit, aber die Obersthofmeisterin hat wohl nichts Unrechtes dabei zu sehen. Ich schwöre bei meiner Ehre, daß das Fräulein v. Freyberg so unschuldig dabei ist, wie die heilige Jungfrau dort, und daß, wie Sie eben selbst gesagt haben, nur der Zufall uns zusammenführte."

„Ich kenne diese Zufälle, Herr Graf, und weiß sie hinreichend zu beurtheilen."

„Wenn Eure Hoheit das Wort eines Ehrenmannes, das Wort des Verlobten des Fräuleins, in Zweifel ziehen, so bleibt mir hier nichts mehr zu thun übrig, als zu bitten, meine Entlassung aus Dero Diensten gnädigst genehmigen zu wollen."

„Sie sind sehr eilig, genossene Wohlthaten vor die Füße zu legen, Herr Graf! Glücklicherweise sind Ihre Freunde minder rasch, es anzunehmen. Wir werden weiters davon sprechen, währenddeß geben Sie mir den Arm, und geleiten Sie mich nach Eberstein; Sie können mir dabei von dieser schönen Verlobung erzählen, von der ich nichts wußte, und der, wie mir scheint, nichts fehlt, als meine Genehmigung."

Ohne Wilhelminen eines Blickes zu würdigen, ging die Markgräfin am Arme des Kammerherrn aus der Kapelle. Als sie einige Schritte entfernt waren, schien die Markgräfin mit Gewalt ihrer Bewegung zu gebieten, und fragte Hauenzern, ob er im Ernste von dieser Heirath gesprochen habe.

„Sehr ernstlich, und ich war im Begriffe, heute die Erlaubniß hiezu bei Eurer Hoheit einzuholen."

„Und wenn Ihre Hoheit dieß Gesuch abschlägt?" fragte sie gebieterisch.

„Dann werde ich auf's Neue die Markgräfin bitten, meine Entlassung geruhen zu wollen, und mich gänzlich vom Hofe zurückziehen."

„Und die Markgräfin wird öffentlich bekannt machen, daß die Baronin v. Freyberg sich wie eine Straßendirne aufführte, und die Markgräfin wird die Baronin von Freyberg aus dem Kreise ihrer Ehrenfräuleins ausstoßen!"

„Die Markgräfin würde es vielleicht thun, aber Sibylla wird es nicht wagen . . . . ."

„Wahrlich, ich bemitleide Sie!" unterbrach sie ihn, die Achsel zuckend, „Sibylla wagt alles!"

„Und ich sage Ihnen nein! Sibylla weiß, daß ihr Geliebter auch Mann seyn kann, sie weiß, daß es in der Liebe weder eine Fürstin noch einen Unterthan gibt, und sie wird sich hüten, ihre Rache zum Ausbruche kommen zu lassen."

„Wohlgemerkt! ich habe mich nie einer Furcht

Digitized by Google

hingegeben. Aber dieß alles sind Albernheiten, mein lieber Graf; Sie wollen mich ohne Zweifel auf die Probe stellen, und sich den Genuß verschaffen, die eingesperrte Löwin an den Gittern ihres Käfigs beißen zu sehen. Lassen Sie dieß grausame Spiel, vergessen wir dieses Intermezzo, und sprechen wir von etwas Anderem."

„Mein Hoheit, Sie müssen mich anhören, und die Gelegenheit jetzt ist besser, als jede andere. Ich will ein freimüthiges Geständniß ablegen; Sie sind zwar diese Sprache nicht gewöhnt, und ich muß im Voraus Ihre Verzeihung deßhalb ansprechen." —

„Sprechen Sie denn, aber erwägen Sie wohl, daß eine Frau zwar alles hören, eine Fürstin jedoch nicht alles vertragen kann."

„Ich habe mich selbst sechs Monate getäuscht, ich habe sechs Monate geglaubt, daß ich Sie liebte, Sibylla. Nach diesem Geständniß werden mir die übrigen leicht werden. Ich habe eine unbegränzte Bewunderung, einen Sinnenrausch für Liebe gehalten, und habe deßhalb eine der heiligsten Pflichten mit Füßen getreten, habe ein Herz gebrochen, das sich mir ohne Rückhalt ergab; meine Eigenliebe ließ mich Treue und Ehre vergessen; ich habe meine Eide gebrochen."

„Sie machen mich mit neuen Umständen bekannt, für deren Mittheilung ich Ihnen wahrlich großen Dank schulde!" versetzte piquirt die Markgräfin.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, warum und wie diese Leidenschaft schmolz, gleich dem Schnee an der Frühlingssonne. Sie hat sich wohl selbst getödtet. Ich fühle, daß sich mein Herz, so zu sagen, an seine Quelle zurückzog; das schöne und reine Bild meiner ersten Liebe schwebte mir stets vor Augen, und zog mich ab von meinem Wahne!"

„Diese Entdeckung ist sehr rührend, und ich bin Ihnen für dieses Zutrauen unendlich verbunden!"

„Und dennoch ist es in der That ein Zutrauen, Hoheit, es ist das Gefühl, das mich nöthigt, Ihnen mein Unrecht zu gestehen, so groß es auch sey. Es ist mir lieber, ich gelte in Ihren Augen für einen Narren, als für einen Unbeständigen, ich ziehe es vor, der Blindheit, als der Untreue beschuldigt zu werden. Ihre Seele ist erhaben genug, um mir meinen Irrthum zu verzeihen, vielleicht würden Sie weniger nachsichtig seyn im Momente der Trennung."

„Sie kennen mich nicht, Herr Graf, und wissen nicht, welche Leidenschaften mir innewohnen! Vielleicht, Ernest, haben Sie an meiner Liebe gezweifelt? Mein Gott! wie konnten Sie sich so täuschen?"

Herr v. Hauenzern, überrascht durch dieß Geständniß, schwieg. Die Markgräfin sah ihn starr an, und rasch ihren Arm aus dem seinen ziehend, stieß sie ihn zurück.

„Wie! Sie haben keine Erwiderung hiefür! — — Ha! das ist der Demüthigung zu viel!" rief sie. „Begeben Sie sich ins Palais, und erwarten Sie dort meine weitern Befehle." —

Er zog sich still zurück. Die Fürstin verfolgte ihn mit den Augen, so lange sie ihn sehen konnte. Als er ihren Blicken entschwunden war, schickte sie sich an, gegen Eberstein zu gehen, aber sie war so bewegt, daß sie kaum die Kraft fand, den Berg zu ersteigen.

Des Nachmittags wurde ein Ball für den Abend angeordnet; der Hof fand sich mit außergewöhnlicher Pünktlichkeit ein. Noch nie war die Markgräfin mehr nach Zerstreuung verlangend, als heute. Sie fragte nicht ein einziges Mal nach dem Grafen, obwohl sie ihm wissen ließ, daß er sich heute Abends bei der Gesellschaft einzufinden habe, und empfahl gleichfalls der Obersthofmeisterin, dafür zu sorgen, daß auch Fräulein von Freyberg derselben beiwohne.

Der Graf und das Fräulein vermieden bisher, aus Furcht, man möchte sie beobachten, jedes Zusammentreffen; aber als sie sich vor der Ankunft der Markgräfin im Salon begegneten, da keines von ihnen im Dienste war, so konnten sie sich nicht enthalten, einige Worte zu wechseln, und sich das Bittere ihrer Lage zu gestehen.

Die Markgräfin kam spät; sie hatte eine bezaubernde Toilette gemacht und schien schöner und majestätischer als gewöhnlich; aber dennoch war über das sonst so frohe Gesicht ein Zug der Traurigkeit gebreitet. Sie suchte mit den Augen Herrn von Hauenzern, und eine leichte Röthe überflog ihre Wangen, als sie ihn an einem Spieltische gewahrte, mehr mit Fräulein v. Freyberg beschäftigt als mit seinem Gelde.

Der Zeremonienmeister erholte ihre Befehle wegen Eröffnung des Balles; sie zauderte einen Augenblick, dann bezeichnete sie den Grafen als ihren Tänzer. Er nahm ehrerbietigst ihre Hand, führte sie an den Platz und begann den Tanz. Statt nach beendigtem Tanz an ihren Sitz zurückzukehren, zog sie Herrn v. Hauenzern gegen einen offenen Balkon; Niemand erlaubte sich, ihnen zu folgen; sie stützte ihren Arm auf den des jungen Mannes, und sagte mit kaum hörbarer Stimme:

„Ich habe den ganzen Hof versammelt, um das auszuführen, was ich Ihnen diesen Morgen mitgetheilt habe, nämlich um jene auszustoßen und zu beschimpfen, die Sie Ernest wagen konnten, mir vorzuziehen, das sollte meine Rache seyn. Aber ich habe nicht den Muth dazu, es kömmt mich zu schwer an, Sie Graf dadurch zu kränken. Noch ist Ihr Schicksal in Ihren Händen. Schwören Sie, ihr zu entsagen, und ich will Sie mit Wohlthaten überhäufen."

Digitized by Google

„Sie wissen wohl, Hoheit, daß ich nichts verspreche, was ich nicht halten kann.“

„Das ist zu stark! das ist entsetzlich! also Sie lieben mich nicht mehr! Sie lieben dieses Mädchen, und ich, ja ich wiederhole es, ich liebe Sie so unendlich. Ernest, hüten Sie sich, ich habe nur einmal in meinem Leben so geliebt gehabt, und das Ende war schrecklich. Nehmen Sie sich in Acht! ich warne Sie!“

Indem sie dieß in der leidenschaftlichsten Bewegung sprach, brach sie einen Zweig um den andern von den Rosenstöcken, die den Balkon umgaben, ohne zu gewahren, daß sie ihre Finger an den Dornen blutig geritzt hatte. Ihre Brust drohte zu sprengen, so gewaltig und anhaltend war der Kampf in ihrem Innern, und der Graf hätte kein Herz im Leibe haben müssen, um ohne Mitleid dieser Scene beizuwohnen.

Er faßte ihre Hand und küßte sie. Sie sah mit einem Blick voll Schmerz und Zärtlichkeit auf ihn, ohne ein Wort sprechen zu können.

„Beruhigen Sie sich, Sibylla, ich beschwöre Sie, und zweifeln Sie nicht an meiner Zuneigung, Ergebenheit und Ehrfurcht. Es zerreißt mir das Herz, Sie so sehen zu müssen.“

„Werden Sie ihr entsagen?“ lispelte sie mit matter Stimme.

„Wir wollen davon sprechen, wenn Sie ruhiger sind, wenn Sie nicht mehr so viel leiden; bis dahin bauen Sie auf mich, hegen Sie Vertrauen zu mir, Sie wissen ja doch, daß ich Sie liebe?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Ich wäre verloren!“ rief Cora. „Aber, Schönfels, hilf mir doch bitten, daß Tante Dina sich meiner erbarmt. Du sagtest mir doch —“

„Theure Tante, meine Frau will Ihnen noch mehr verdanken,“ bat der Landrath. „Behalten Sie einstweilen die oberste Leitung meines Hauses, Cora wird sich Ihnen in jeder Beziehung unterordnen, nicht wahr, Du liebes Kind?“

Das Kind bestätigte zwar diese Unterordnung nicht, aber die Tante ließ sich erbitten, schon aus dem Grunde, weil sie es für ihre Pflicht hielt, Pauls gefährliche Gegenwart zu überwachen. Paul kam an diesem Abende gar nicht mehr zum Vorschein, um so mehr wurde von ihm gesprochen. Der Landrath fand es gerathen, seine Frau von dem Zerwürfniß zu unterrichten, welches zwischen ihnen obwaltete, da es bei der bekannten Rücksichtslosigkeit seines Bruders doch nicht zu verbergen war.

„Ich freue mich, daß er hier ist,“ begann er. „Ich kann mich nun doch der Hoffnung hingeben, daß eine Zwistigkeit, wie sie unter Brüdern nicht stattfinden sollte, zwischen uns ausgeglichen werde.“

„Ihr seyd entzweit?“ fragte Cora verwundert. „Und Paul hat den ersten Schritt zur Versöhnung gethan? Das stellt ihn sehr hoch in meinen Augen. — Was war die Ursache der Spannung?“

„Paul ist zu rasch, zu leidenschaftlich. Allerdings hätte er nicht vergessen sollen, daß ich zwanzig Jahre älter bin, als er —“

„Ihr seyd Stiefbrüder?“ unterbrach ihn Cora.

„Wir sind rechte Brüder, obschon er zwanzig Jahre jünger ist, als ich. — Wer mich kennt, wird mir das Zeugniß geben, daß ich kein Streitsüchtiger, kein Händelmacher bin, ich habe als Student kein Duell, in meiner ganzen Dienstzeit als Beamter keinen einzigen Privatstreit gehabt — und die Tante wird mir bestätigen, mit welcher Engelsgeduld ich all' die Unarten meines kleinen Bruders getragen habe —“

„So lange er noch klein war,“ unterbrach ihn Cora wiederum.

„Auch später, mein Herz!“ betheuerte der Landrath. „Von meiner Seite ist also der Bruch nicht geschehen. Ich will Dir aber die Sache ausführlich erzählen, damit Du mich nicht falsch beurtheilst.“

„Bist Du von Nizza weiter in Italien gewesen?“ fragte Cora plötzlich, und da er sie bei dieser, außer allem Zusammenhang stehenden Querfrage groß ansah, fuhr sie schnell fort: „Schade! Dort kann man lernen Worte sparen. So erzähle denn, ich werde hören. — Kommt Paul nicht zum Thee, liebe Tante?“

Sie wußte es nicht, wollte ihn aber fragen lassen — und der Landrath kam endlich zu Worte. „Es sind vielleicht sieben Jahre, ich war Regierungsrath in derselben Stadt, wo mein Bruder studirte, er war damals achtzehn Jahre alt —“

„Zählt also jetzt fünf und zwanzig! Acht Jahre älter als ich! Wie alt bist Du eigentlich, Schönfels?“

Die Tante ließ über die bedenkliche Frage einen schweren Sahnlöffel in die Tassen fallen, der von des Neffen Mundtasse den Henkel abschlug und ihn dadurch sehr betreten machte. Doch besaß er zu viel Lebensart, um sich merken zu lassen, wie nah ihm der Verlust ging, als alter Hagestolz hing er sehr an gewohnten Dingen, aber er lächelte und beruhigte die Tante, welche um so verdrießlicher war, als sie sich durch eine solche Ungeschicklichkeit vor der Nichte, der sie in jeder Hinsicht als Muster vorleuchten wollte, blamirt sah.

„Um ein Stück Porzellan!“ rief Cora lachend. „Ich werde wohl auf Deine ausführliche Geschichte verzichten müssen — oder gibst Du sie mir als einen

Digitized by Google

Feuilletonroman in zehn Bänden, täglich einen Viertelbogen?"

„Du sollst sie gleich und in lakonischer Kürze haben," erwiderte der Gatte. „Ich hatte das Unglück, daß sich eine junge Dame meiner Bekanntschaft, die Tochter eines Professors, in den Kopf setzte, Frau von Schönfels zu werden. Mein Bruder protegirte sie, machte mir Vorstellungen, wollte mich endlich mit einem kategorischen Imperativ —"

„Preisluſtſpiel?" rief sie laut lachend. „Fiel natürlich durch!"

„Aber einzige Cora, Du forderst Kürze und unterbrichst mich beim dritten Worte. Was meinst Du mit dem Preisluſtſpiel?"

Sie fand die Erklärung nicht für nothwendig, da er das Luſtſpiel, welches bei der Wiener Preisbewerbung gekrönt und sammt der Krone durchgefallen war, auch nicht dem Namen nach kannte. „Ich werde still seyn," sagte sie.

„Mein Bruder verlangte, daß ich das Mädchen, dem ich keinerlei Hoffnungen, ihr überhaupt nicht einmal den Hof gemacht hatte, heirathen sollte, und als ich fest bei meiner Weigerung blieb, kündigte er mir die Freundschaft, selbst das brüderliche Du auf und ging in die weite Welt."

Cora sah ihn noch eine Weile an, nachdem er geendigt hatte, dann fragte sie: „Warum wolltest Du die Tochter des Professors denn nicht heirathen?"

„Herrliches, naives Kind! Weil sie mir nicht gefiel!" rief der Landrath. „Ich betheure Dir, daß ich nicht die geringste Verpflichtung gegen sie hatte — ich meine, daß in keiner Weise ich gegen sie — weiter gegangen bin — als — Was befiehlst Du, liebe Tante?" Die Tante hatte ihn unter dem Tische leise angestoßen und war nun außer sich über seine Ungeschicklichkeit. Fast hätte sie ihn im Aerger kompromittirt, denn sie hatte es in ihrer Gewalt.

„So weißt Du nun den Anlaß, der mich mit meinem Bruder ohne meine Schuld entzweit hat," sagte Schönfels weiter zu seiner Gattin. „Ich wünsche, daß Du nichts gegen ihn merken läßt, er selbst wird natürlich davon schweigen. Solche Unnatur kommt, wenn man sich in der wirklichen Welt nicht zurecht findet, sondern in die sogenannten Ideale stürzt. Wir wollen der Wirklichkeit, unserm schönen reellen Glücke leben, Cora."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Anzeiger des offiziellen Katalogs der Londoner Industrie-Ausstellung enthält hie und da Geschäftsanzeigen der komischsten Art. So kündet sich ein Jünger St. Crispins in folgender Weise an: „Francis Jacobs, Damenschuhmacher in Paris, 32, Friedensstraße, und in London, 179, Königsstraße, der einzige Damenschuhmacher, welcher zur Ausstellung von 1827 zugelassen wurde, Inhaber eines Vervollkommnungs-Patents von Sr. Maj. Karl X., eines Patents von J. K. H. der Frau Herzogin von Berry und Mademoiselle d'Artois, eines Patents von J. K. Hoh. der regierenden Frau Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin; patentirter Schuhmacher J. K. Hoh. der Frau Herzogin von Orleans, Schuhmacher Sr. kgl. Hoh. des Grafen von Paris bis zum 8. Jahre, hat durch die für seinen Stand ausgesprochene Vorliebe beigetragen, die Schuhmacherkunst auf die letzte Stufe von Eleganz und Vollkommenheit zu bringen. Er ist allgemein durch die Zierlichkeit und Bequemlichkeit seiner Halbstiefeln bekannt, die kein anderer Schuhmacher hat erreichen können. Herbeigerufen im Jahre 1842, um sich mit den Herren Doktoren Pasquier, Blache und? über die anzuwendenden Mittel zu verständigen, die Knöchel des jungen Herzogs von Chartres wieder gerade zu richten, hat er eine neue Art von Halbstiefeln, Bottines à Contresert genannt, adoptirt. Diese Halbstiefel sind auf die Weise konstruirt, daß der Fuß des Kindes in seinem schwachen Theil gehalten wird, jedoch so, ohne ihm weder Unbequemlichkeit noch Schmerz zu verursachen, sondern ihm im Gegentheil die volle Freiheit seiner Bewegungen zu lassen.

„Wie heißen Sie?" frug ein Thorwächter einen Einpassirenden. „Rendant Globig," war die Antwort. — „Nun, ob Sie Rendant sind, dat brochen Sie nicht erst zu sloben, dat werden Sie wohl jewiß wissen!"

Charade.

Nimm zweimal die Erste, so machst du die Zweite,
Das Ganze gilt Beide im Handel und Wandel.
Dieß kleine Räthsel — für gescheidte Leute —
Ist keine Nuß — doch eine Mandel. —

C . . .

Auflösung der Charade in Nro. 4:
Zahnfleisch.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 7 12. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

„Sie lieben mich! Sie lieben mich Ernest! und können mich so unsäglich quälen, und wollen mich um einer andern willen verlassen! Sie irren sich! Das ist vielleicht das Gefühl der Freundschaft, des Mitleids, aber es ist nicht Liebe. Und ich, ja wenn Sie wollten, ich würde Ihnen nicht nur mein Leben, ich würde Ihnen meine Lande geben, und alle Köpfe dieser Hofschranzen zu Ihren Füßen legen, die da schauen und nicht begreifen können, daß eine Fürstin auch der Schmerz darniederbeugen kann. Ich könnte noch mehr thun, ich könnte alles verlassen, um Ihnen zu folgen; meinem Luxus, meinen Festen, meiner Macht, ja meinen Kindern wollte ich entsagen, und würde mit Ihnen in Ihre Berge des Schwarzwaldes fliehen; würde eine Hausfrau werden, mich gerne den Beschäftigungen einer dürftigen Frau fügen, und gewiß, ich wäre glücklich dann, glücklicher als auf diesem Thron! Und Sie, Herr Graf, würden mir dagegen Ihre ausschließliche Liebe und Anghänglichkeit bewahren! wäre das nicht schön! —— Mein Gott! versuche mich nicht! zwingen Sie mich nicht zu einer Rache, die ich einst bereuen müßte. Lügen Sie, wenn Sie nicht anders können; täuschen Sie mich! aber sprechen Sie nicht aus, daß Sie mich nicht mehr lieben, daß Sie die Bande zerreißen wollen, die Sie an mich knüpfen. Haben Sie Mitleid mit ihr und mit Ihnen selbst, wenn Sie es nicht für mich haben. O was bin ich unglücklich! fügte sie bei, indem sie den Kopf gegen das Gitter stieß; ich werde wahnsinnig werden, denn ich fühle, daß ich mich vergebens erniedrige!"

Dieser Zustand der Erbitterung zeigte sich so heftig, daß es unmöglich schien, ihn vor den lauernden Höflingen zu verbergen. Die Obersthofmeisterin, benachrichtigt durch einiges Geflüster ihrer Umgebung, wagte es endlich, sich der Terrasse zu nähern, indem sie dem Grafen ein Zeichen gab. Sie bat ihn, von der Markgräfin die Verabschiedung des Hofes zu verlangen. Sibylla hörte dieß, und ihr Gesicht, das in Thränen gebadet war, abtrocknend, trat sie bis an die Schwelle des Balkons, halb im Schatten der Draperien verborgen.

„Gräfin, sagte sie mit lauter und starkbetonter Stimme, ich fühle mich sehr unwohl, ich werde in meine Appartements zurückkehren. Jedenfalls soll aber der Ball fortgesetzt werden, wenn ich mich besser fühle, werde ich wieder erscheinen."

Und ohne ein Wort beizufügen, ohne noch einen Blick auf den Grafen zu werfen, nahm sie den Weg nach ihren Wohnzimmern. Herr v. Hauenzern blieb lange Zeit, wie festgebannt, unentschlossen, was er nun beginnen solle. Der Ball war beendigt, denn die Höflinge waren zu delikat, als daß sie sich belustigten, während ihre hohe Gönnerin leidend war. Der Graf blieb die Nacht über mit der Oberstthofmeisterin im Wartsaale, aber sie verfloß, ohne daß irgend ein Befehl ihnen von Ihrer Hoheit zukam.

Als der Tag anbrach, meldete ihnen die Kammerfrau, daß die Markgräfin eine gewöhnliche Stadtkutsche mit Bedienten ohne Livree verlangt habe, und daß sie allein, selbst ohne Begleitung einer Ehrendame ausgehen wolle. Die Oberstthofmeisterin hob den Blick zum Himmel, als sie diese gegen alle Etiquette anstoßende Laune erfuhr. Den Grafen beunruhigte dieses Geheimnißvolle, und er beschloß, zu Pferde der Spur Sibylla's zu folgen, wenn es ihm möglich wäre. Der Lärm der Räder auf dem Pflaster leitete ihn bald auf den rechten Weg, denn zu dieser Stunde und zu der damaligen Zeit waren die Wagen noch selten in Baden; er holte bald die Fürstin ein, und hielt sich in einer solchen Entfernung davon, aus welcher er nicht gesehen werden konnte, obwohl er sie nicht aus den Augen verlor. Sie schlug den Weg gegen das alte Schloß ein. Der Weg erlaubte nur zu Pferde oder zu Fuß auf die Ruine zu kommen. Der Wagen hielt daher und die Markgräfin stieg aus. Sie klimmte allein und ohne Hülfe die steile Höhe hinan, man sah ihr an, daß sie sich nur mühsam halten konnte, denn sie wankte bei jedem Tritte. Der Graf war mit sich uneins, ob er ihr nicht den Arm bieten sollte, aber aus Furcht, ihr zu mißfal-

Digitized by Google

len und ihren Unmuth noch mehr anzufachen, blieb er zurück.

Die Sonne vergoldete bereits die Spitzen der umliegenden Berge, als Sibylla an der Thüre des Einsiedlers pochte. Da er sie sah, schauderte er zusammen.

„Ich wußte wohl, daß ich Euch wider sehen würde, hohe Frau, sagte er. Tretet ein und habt Vertrauen, Gott ist barmherzig!"

Die Fürstin sank, an Körper und Seele ermattet, auf den Fußschemel nieder.

„Ihr habt recht, mein Vater, ich kehre wieder ein und komme zu Euch, da ich mich vor mir selbst fürchte. Helft mir, unterstützet mich. Ihr, die Ihr so gut das Vergangene wißt, fuhr sie fort, indem sie mit der Hand auf das Schloß von Rastatt zeigte, schützt mich vor einem ähnlichen Unheil, denn die Versuchung ist zu stark; ich würde ihr unterliegen!"

„Mein Gott! rief der Eremit, seyd Ihr wieder dahin gekommen? Liebt Ihr denn einen anderen Mann mit eben der Gewalt, mit der Ihr den Baron von Spilz geliebt habt? Habt Ihr wieder eine Nebenbuhlerin zue Wahnsinnigen zu machen? Ist Eure Seele denn zum Zweitenmale einer solchen Leidenschaft empfänglich?"

„Ja, mein Vater, ja, ich liebe einen Mann, wie ich den Baron v. Spilz geliebt habe, ich liebe ihn noch tausendmal mehr, denn meine Gefühle sind noch heftiger geworden. Ich liebe ihn mit der Macht dieser zweiten Liebe, die mit dem kräftigen Alter kömmt, sie gleicht der Frucht, während die Erste nur die Blüthe ist; ich liebe ihn, nachdem ich alle Reize, alle Süßigkeiten der Liebe genossen habe, nicht wie eine junge Unbesonnene, die Leben und Glück auf einmal eekennen lernt. O nein, meine Liebe ist eine vollständige, eine erfahrene Liebe, es ist die unsägliche Freude, Gefühle wieder zu fühlen, die man sich schon verloren dachte, und ist zugleich die Dankbarkeit gegen den, der sie uns einflößt, mit einem Worte, es ist der Himmel der Wonne, es ist Alles! Dieser Mann denn ist Willens, gleich dem Baron von Spilz, mich einer Nebenbuhlerin zu opfern. Gestern habe ich meinen Hof versammelt, um dieses Weib vor Aller Augen zu entehren, um sie fortzujagen wie eine gemeine Dirne; aber mir fehlte der Muth, ich fürchtete, ihn zu kränken. Ich bin zurückgebebt vor seinem Hasse, urtheilet nun, mein Vater, ob ich diesen Hauenzern mehr als Spilz liebe?"

Der Eremit betrachtete sie ruhig.

„Das ist also die Liebe," murmelte er; „vergessen!"

„Das, was ich gestern nicht gethan habe, mein Vater, ich muß es leider gestehen, könnte ich später, durch die Eifersucht angetrieben, thun, denn ich kann mich nicht immer bemeistern. Ich komme deßhalb, um Euren Rath, um ein Schutzmittel von Euch zu bitten!"

„Hier gibt es nur eines: Gott und die Reue. Hört, Sibylla, oder um besser zu sprechen, sehet mich an: erkennt Ihr mich wieder?"

Er schlug seine Kapuze zurück und zeigte der Fürstin ein abgehärmtes Gesicht, auf dem aber noch die Spuren großer Schönheit sichtbar waren. Seine grauen Haare, die gefurchte Stirne schienen mehr die Folgen heftigen Kummers als des Alters zu seyn.

„Mein Gott!" rief sie, „Heinrich Spilz!"

„Ja, Heinrich Spilz! den Ihr so völlig vergessen habt, als habe er nie gelebt. Ich bin der Heinrich, den Ihr durch Euer Verbrechen zur Buße geleitet habt."

„O! welche Vorsehung! Euch mußte ich alles gestehen, eben Euch mußte ich um Hülfe und Schutz anrufen!"

„Gott hat es so gewollt, um uns beide zu bestrafen. Es ist eine schwere Pflicht, die er mir auferlegt, aber ich werde sie erfüllen. Möchte mein Beispiel Euch erleuchten, Fürstin, Ihr denket jener Nacht des 10. August, als Ihr mich im Schlosse zu Rastatt, dessen Gouverneur ich war, aufsuchtet; Ihr wißt noch, wie Ihr meine Frau, meine arme Wilhelmine, in das Geheimniß einweihtet, das ich ihr so sorgsam verbarg. Ihr wißt, daß ihre Verzweiflung sie zum Selbstmorde trieb, und Ihr ruft Euch ohne Zweifel noch den Anblick zurück, der mir stets vor Augen schwebt, wie diese schöne blonde Gestalt todt vor der Thür ausgestreckt lag, als Ihr vorbeigingt, um in Eure Sänfte zu steigen; das sind Erinnerungen, die sich nie verwischen. Ich floh, verfolgt von meinem Verbrechen, gemartert von meinen Gewissensbissen. Ich verließ Euch, und doch betete ich Euch an und wurde von Euch wieder geliebt! Ich entzog mich Euren Nachforschungen, ich ließ mich bei dem nächsten Heere anwerben; ich suchte den Tod, aber er stieß mich zurück; ich durcheilte ganz Europa, aber immer, immer hatte ich das Gespenst meiner Wilhelmine auf der Ferse. Endlich, eines Tages, erschöpft von Müdigkeit und Verzweiflung, sank ich auf der offenen Heerstraße am Fuße eines Kreuzes nieder, ich hoffte, daß ich hier sterben würde; ich betete und Trost kam mir von oben. Seit diesem Tage bete ich noch und ich habe Kraft gefunden, Angesichts dieses heiligen Opfers, vor dem ich kniee." Indem er diese Worte sprach, trat er rasch gegen das verhüllte Bild und zog den Vorhang weg. „So müßt auch Ihr thun, wenn Ihr nicht für thöricht oder grausam gelten wollet. Ich wiederhole es Euch, die Gnade Gottes ist endlos!"

Die Markgräfin schien ihn nicht zu hören; sie

Digitized by Google

betrachtete tiefsinnend das Bild, welches das schöne Weib Spilz's darstellte, und sagte leise:

„Es ist wahr, auch sie hieß Wilhelmine!"

In diesem Augenblick schweifte ihr Auge in's Freie, und sie gewahrte den Grafen, der sich hinter die Bäume verbarg.

„O mein Gott! er ist mir gefolgt; sollte er wirklich mich noch lieben?"

Schon wollte sie gegen die Thüre eilen, aber der Einsiedler hielt sie am Arme zurück.

„Ihr werdet diesen Ort nicht verlassen, Sibylla, bis Ihr mich zu Ende gehört habt!"

Die Markgräfin unterwarf sich diesem unbeugsamen Willen, und setzte sich wieder auf den Schemel, zitternd in Erwartung, was da kommen werde. Der Baron von Spilz schloß das Fenster und die Thüre, so daß Niemand sie sehen und hören konnte; was er ihr nun sagte, ist unbekannt geblieben.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

3.

Sehr früh war der Landrath am folgenden Morgen aufgestanden und saß jetzt in der zufriedensten Stimmung bei seinen Akten, als die Thüre, nach einem kurzen Anklopfen, rasch geöffnet wurde und sein Bruder eintrat. Beide hatten sich noch nicht wieder gesprochen seit der gestrigen Ankunft, denn Paul war gleich in sein Zimmer gegangen und nicht mehr zum Vorschein gekommen. Der ältere Bruder stand auf und ging ihm entgegen, die ganze Behaglichkeit, welche sich bis dahin bei der Arbeit in seinem Gesichte ausgesprochen hatte, war verschwunden.

Nicht leicht konnte man einen größern Kontrast sehen, als diese Männer, und der Unterschied ihrer Jahre war das geringste Motiv dazu — ihre einzige Uebereinstimmung bildete die Größe, sie waren genau gleich hoch gewachsen; sonst aber trug Keiner vom Andern auch nur einen Zug der Aehnlichkeit.

„Lieber Paul," begann der Landrath, „es ist mir lieb, daß ich Dich bei mir sehe. Wir wollen die Alten seyn. Laß die Vergangenheit ruhen, kein Wort von ihr. Setze Dich zu mir, meine Frau schläft noch."

„Ich habe schon gestern meine Meinung ausgesprochen," erwiderte Paul, „und bin darin fest. Die leuchtendsten Beispiele in unserer wetterwendischen Zeit haben mich nicht belehren können, daß man seine Ansichten täglich wechseln muß, je nach Wind und Fluth." Hier erröthete der Landrath ein wenig, denn er war sich bewußt, in einer gewissen Zeit auch bedeutenden Schwankungen unterworfen gewesen zu seyn. — „Es muß also zwischen uns die Vergangenheit allerdings aufgeklärt werden, ehe wir uns wieder Du und Brüder nennen."

„Aber, Paul, Du bist nun einmal in dem Irrthume befangen, daß ich damals hätte anders handeln können!"

„Nicht handeln können, sondern handeln müssen, Herr!" rief Paul. „War es ein Irrthum von meiner Seite, so muß es eben berichtigt werden —"

„Aber auf welche Weise? Die Walter ist todt, ihr Vater in der Schweiz, der überdem von gar nichts wußte — wie soll ich Dich überzeugen, daß ich keinerlei Verpflichtungen hatte, daß sie sich nur eingebildet —"

„Weniger Worte!" unterbrach ihn Paul. „Es gibt einen kurzen Weg zum Ziel: Ihr Ehrenwort!"

Der Landrath sah ihn zweifelhaft an. Formuliren wir die Sache!" sprach er nach einer kleinen Pause. „Ich habe der Walter weder schriftlich noch mündlich irgend eine Aeußerung gethan, daß ich um ihre Hand werben möchte, ich bin nie mit ihr allein gewesen, habe nie in Gesellschaft neben ihr gesessen, schon längst tanzte ich nicht mehr, als ich sie kennen lernte — in Summa, ich habe ihr nicht den kleinsten reellen Anlaß gegeben, an eine Zuneigung von meiner Seite zu glauben. Wollen wir, der bessern Uebersicht wegen, diese Hauptpunkte einmal niederschreiben? Du kannst dann noch ergänzen, worauf Du mein Ehrenwort verlangst."

„Sie sind ein vollendeter Pedant geworden!" versetzte Paul. „Es bedarf nur eines Satzes: Ich habe nie den Gedanken gehabt, Theodora Walter mein zu nennen! Darauf Ihr Ehrenwort!"

„Darauf mein Ehrenwort!" sagte der Landrath unbedenklich. Und Paul faßte seine Hand, schüttelte sie mit einer Kraft, als wolle er sie aus dem Gelenk reißen, und rief: „Gott sey Dank! Ich lebte acht Jahre in dem Wahne, der Bruder eines Elenden zu seyn! — Nun keine Sylbe mehr — denn jede wäre eine Beleidigung für Dich, und es bliebe Dir nichts übrig, als mich vor die schwarze Mündung zu nehmen!"

„Du bist doch immer noch excentrisch, wie sonst!" erwiderte der ältere Schönfels lächelnd. „Sage mir lieber etwas von Deinen Schicksalen: nach dem, was Du der Tante darüber erzählt hast, sind sie bunt genug gewesen und haben Dir wenig Vortheil gebracht. Welche Pläne hast Du für Deine Zukunft?"

„Pläne für die Zukunft! In unserer Zeit!" rief Paul. „Hältst Du mich wirklich für so thöricht? Wo wir gesehen haben, daß jeder kommende Tag die fast mathematisch gewissen Aussichten des vori-

Digitized by Google

gen zu Schanden machte, wo es aller Orten gährt und brodelt, wie in einer Hexenküche, wo das rothe Gespenst von 1852 schon in die Fenster des alten, halbgeborstenen Hauses sieht — wie alle Propheten und Kassandra versichern —"

„Du bist in Paris gewesen!" rief der Landrath, entsetzt vor diesen Worten, welche ihm das stark gelichtete Haar unter dem gestickten Hausmützchen zu Berge trieben. Er war in den sturmbewegten Tagen der jüngsten Vergangenheit der trübste Schwarzseher gewesen, und diese grausigen Reden seines welterfahrenen Bruders erschütterten auf einmal das Vertrauen auf den neugegründeten Felsen der Ordnung.

„Ich komme von dort!" sagte Paul mit einer sehr verdächtigen Miene, in welcher schnöder Hohn zu liegen schien.

„Hast Du Dich anstecken lassen, Unglücklicher, von dem sozial-demokratischen Gifte, welches dort wie ein böser Stoff in der Luft auch die gesundesten Naturen ergreift?" rief der Landrath.

„Wer kann für sich selbst stehen!" sagte Paul dumpf. Doch plötzlich, als reue ihn der Scherz, blickte er heiter auf und sagte lachend: „Ihr seyd mir die rechten Kämpfer für Ordnung und Heiligthum! Wenn der Thron und die Gesellschaft keine bessere Militia hätten, als Euch, ihre Sachwalter, so wären sie verloren! Zum Glück brauchte sie Euch aber zu anderen Dingen, als zum Kämpfen. Ich, mein Herr Bruder, habe gerade in Paris das wirksamste Stahlbad für meine Ueberzeugung gefunden, dessen sie aber nicht bedurfte."

„Und diese Ueberzeugung —?" fragte der Landrath zaghaft.

„Ist, daß es bei trocknem Juliwetter drei Tage lang Pulver über der Erde und ihrer miserabeln menschlichen Gesellschaft regnen müßte, am vierten Tage aber müßte der Blitz einschlagen! Dann geschähe ihr nach Verdienst und Würdigkeit! Eine Sündfluth arbeitet zu langsam."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Kunst der Einbalsamirung der alten Aegyptier wird wahrscheinlich wieder entdeckt. Oberst Holt hat in der Umgegend von Mocco eine Art vegetabilischen Theers gefunden, welchen man von den Zweigen eines Strauches gewinnt und der von den Beduinen Katren genannt wird. Mehrere Versuche, einzubalsamiren, welche damit im heißesten Sommer gemacht wurden, sind vollkommen gelungen und den Eingebornen war die Eigenschaft dieses Theers längst bekannt. Der asiatischen Gesellschaft in London wurde kürzlich von Oberst Holt eine auf diese Weise einbalsamirte Hand und ein Stück Rindfleisch gesandt, welches beides sich im besten Zustand befindet. Die Unterrichteteren von den eingeborenen Arabern glauben, die Mumien seyen mit demselben Theer und einem Zusatz von Kampher, Aloe und Myrrhen präparirt worden. Alles dieß ist aber gar nicht nöthig, da der erwähnte Theer allein schon vollkommen die Knochen durchdringt und entfärbt. Der Strauch wächst über den größten Theil Syriens und des glücklichen Arabien und gibt den Theer, wenn man ihn einem großen Grad von Hitze aussetzt.

Man hat vor Kurzem auf dem Berge Tombelène, einem ungeheuern, etwa eine Viertelmeile vom Berge Saint-Michel entfernten Granitfelsen, ein Grab aufgefunden, dessen Ursprung man in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts setzt und das von großem archäologischem Interesse ist. Dieser etwa vierzig Metres hohe Felsen hat gegen zwölfhundert Metres im Umfang und war Zeuge wichtiger und zahlreicher historischer Ereignisse, die bis zur Zeit der Gallier hinaufreichen und mit dem Anfang der ersten Revolution enden. Im Jahre 1135 gründete Bernard, Abt von Mont-Saint-Michel, auf diesem Felsen ein kleines Kloster, welches bis zum siebenzehnten Jahrhundert stehen blieb und während dieses Zeitraumes eine Pilgerstätte war, vor welcher die Leute aus der Umgend große Ehrfurcht hatten. Man glaubt, daß das Grab, dessen Spuren aufgefunden worden und das sich in einer kleinen in den Felsen gehauenen Höhlung befand, das Jordans, des ersten verstorbenen und hier begrabenen Abtes von Saint-Michel war. Der König Philipp August ließ auf dem Berg Tombelène eine Festung erbauen, die mehrmals belagert, eingenommen und von den Franzosen immer wieder erobert wurde. Als Fouquet Gouverneur der Bretagne war, stellte er dieses Fort wieder her und vermehrte die Vertheidigungswerke; nach seinem Fall wurde es jedoch ganz vernachlässigt. Man zog die Besatzung heraus und auch die Klostermönche verließen es. Einige Jahre darauf ließ es Ludwig **XIV.**, da es, seitdem keine Garnison mehr dort lag, zwecklos war, niederreißen.

Wiener Blätter melden, daß Grillparzer mit der Tragödie „Rudolf **II.**" hervorzutreten im Begriff sey.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck und Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 8 14. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Fortsetzung.)

4.

An diesem Tage war natürlich der ganze Hof in Allarm. Niemand konnte sich das Geheimnißvolle im Betragen der Markgräfin erklären. Sie war früh Morgens allein ausgegangen, ihre Leute mußten sie am Fuße des Schloßberges erwarten, dessen Ruinen sie erst des Nachmittags fünf Uhr verließ. Die Schranzen raunten sich auch in die Ohren, der Graf von Hauenzern sey im Walde umhergeirrt, ohne von der Fürstin irgend einer Beachtung gewürdigt worden zu seyn; für sie das sicherste Zeichen einer vollständigen Ungnade. Aber die umsichtigsten Vermuthungen konnten weder die Ursache hievon errathen, noch denjenigen sich denken, der ihn ersetzen sollte. Seit ihrer Rückkunft vom alten Schlosse hatte sich die Markgräfin in ihre Zimmer zurückgezogen und sich wegen Unwohlseyns jeden Besuch verbeten; selbst die Dienstthuenden, mit Ausnahme ihrer Lieblingskammerfrau, hatten den gemessensten Auftrag, sie unter keinem Vorwande zu stören. Des andern Tages Morgens ließ sie den Bauintendanten rufen, und beschrieb ihm den Plan zu einem Monumente, dessen Zweck ihm aber unbekannt war, und das vor dem Schlosse in einer großen Wiese am Ende einer langen Allee aufgestellt werden sollte.

Wieder ein neues Geheimniß! Die Höflinge zerbrachen sich die Köpfe, und kamen dennoch auf keine Spur. Sie sendete dem Minister, einem erprobten gewissenhaften Manne, die ausgedehntesten Vollmachten mit einem Begleitschreiben, in dem sie ihn in Kenntniß setzte, daß sie sich zu unwohl fühle, um sich mit Regierungsgeschäften befassen zu können, und lege sie vertrauensvoll bis zur Majorennität ihres Sohnes, die in ein Paar Monaten erfolge, in seine Hände. Es war weder von Festen, noch vom Putze, noch von Liebhabern mehr die Rede, und da sie auch keinen Priester rufen ließ, so konnte man diesem räthselhaften Benehmen auch keinen religiösen Grund unterlegen. Graf v. Hauenzern behielt seine Stelle, was also auch von keinen ungnädigen Absichten zeigte. Die Unmöglichkeit, dieses Geheimniß zu ergründen, steigerte die Neugierde der Höflinge auf den Kulminationspunkt.

Ihre Hoheit ging dreimal aus, stets sehr früh, und nur um die Fortschritte der Arbeit an dem Monument zu besichtigen, und ohne daß ihr hiebei ein einziges Wort entschlüpfte. Man fand sie blaß und leidend, und so matt, daß sie nur mit Mühe zu gehen schien.

Der Graf hatte umsonst versucht, sich ihr zu nahen, er schrieb ihr, aber auch vergebens. Er enthielt sich jeder Annäherung an das Fräulein von Freyberg, und erharrte halb aus Delikatesse, halb aus Furcht wegen der Folgen, treu in seiner Ergebenheit gegen die Fürstin. Seine Stellung wurde mit jedem Tage schwieriger. Die kriechenden Höflinge wußten nicht, welche Haltung sie gegen ihn beobachten sollten. War er wirklich in Ungnade, oder war es nur eine vorübergehende Laune? Wird ihn die Markgräfin als ihren Günstling behalten? Niemand konnte es sagen, Niemand fand aus diesem Labyrinthe einen Ausgang; welches Unglück für diese Kreaturen! Die Feinsten unter ihnen wurden krank bis zur Beendigung dieser Krisis, um gegen alle Eventualitäten gesichert zu seyn. Jedenfalls war es galant, denn wie konnte sich ein Höfling wohl befinden, so lange seine Fürstin krank war?

Dieser Zustand der Dinge dauerte zwei volle Monate. Man hatte seit Menschengedenken in ganz Deutschland kein solches Ereigniß erlebt. Was am meisten überraschte, war die Ausdauer, mit der sich die Markgräfin den Blicken ihrer Umgebung entzog. Der Klausner aus den Ruinen bat zweimal um Vorlaß, wurde aber gleich den Uebrigen abgewiesen.

Fräulein von Freyberg kehrte zu ihren Eltern heim. Der Graf wagte nicht, um Erlaubniß nachzusuchen, sich auf einige Zeit vom Hofe entfernen zu dürfen, am wenigsten getraute er es sich aber ohne Wissen der Fürstin, obwohl seine Stelle illusorisch war, da kein Hof mehr existirte. So lebte er denn gleichfalls sehr zurückgezogen, und war nicht viel mehr sichtbar, als Sibylla.

Digitized by Google

Die Volljährigkeit des jungen Prinzen kam heran. Das geheimnißvolle Bauwerk war seinem Ende nahe, aber die Pforten desselben waren noch Jedermann verschlossen, man sah keine Möbels oder Sonstiges dort unterbringen, und jede Entdeckung war unmöglich. Plötzlich, zu einer Zeit, wo man es am wenigsten erwartete, und wo man bereits anfing, an der Wiederherstellung des Hoflebens zu verzweifeln, wurden Anordnungen zu einem großen Feste getroffen.

„Die Löwin rührt sich wieder," erzählte die Obeesthofmeisterin, „und wird Krone und Szepter wieder an sich nehmen. Die Markgräfin will, daß dieses Fest alle andern an Pracht übertreffe; und befiehlt, daß die Charaktermasken noch glänzender und kostbarer seyn sollen, als je vorher. Zugleich hat mir Ihre Hoheit den schriftlichen Auftrag ertheilt, Quadrillen zu arrangiren und die abwesenden Ehrenfräuleins an den Hof einzuberufen; auch erfuhr ich, daß sie dem Schneider ein türkisches Kleid anzufertigen befahl, das einer Sultanin würdig sey, und auf dem man alle ihre Diamanten anbringen sollte. Es wird von unendlicher Kostbarkeit seyn!

„Haben Sie die Fürstin gesehen?" fragte der Graf Hauenzern, der dieser Proklamation angewohnt hatte.

„Nein doch! sie hat mir diese Aufträge schriftlich zugeschlossen, und ich habe nicht die Ehre gehabt, vor sie treten zu dürfen. Das wird jedoch jetzt hoffentlich zu Ende seyn. Der Ball ist übrigens am Geburtstage des gnädigsten jungen Herrn Markgrafen anbefohlen, und es wird dadurch zugleich seine Volljährigkeit mitgefeiert werden."

Von diesem Augenblicke an war kein Kopf in der Markgrafschaft mehr müssig. Die Vorbereitungen zu diesem großen Feste, die Gründe der Veranstaltung desselben, das geheimnißvolle Gebäude im Park, die Zurückgezogenheit Sibylla's, die Ungnade des Grafen, waren das Gespräch vom Ursprung des Rheins bis zu dessen Mündung. Die fremden Fürsten lenkten ihre Blicke nach Baden, die Markgrafen und Palatine strebten nach Einladungen, und man sprach selbst zu Versailles davon. Wie gesagt, man schlief und aß nicht mehr im badischen Staate, was erst dadurch noch vermehrt wurde, als Tags vorher alle Personen des Hofes ihre Kostüme von der Fürstin selbst erhielten. Sie waren alle bewundernswürdig gewählt und besonders dem Charakter, Gesichte und der Gewohnheit eines jeden Einzelnen angemessen. Dem Fräulein v. Freyberg wurden lange Schleier und das Schleppkleid einer deutschen Burgfrau aus dem fünfzehnten Jahrhundert zu Theil, und der Graf erhielt das Kleid eines deutschen Tempelritters. Kaum waren die Appartements geöffnet, als man sie auch schon gefüllt sah. Man besah, befragte und bekomplimentirte sich, denn es waren ja drei Monate verflossen seit dem letzten Feste, das diesen kleinen vergnügungssüchtigen Hof so rasch in seinem Taumel unterbrach; so hatten sie denn einander natürlich viel zu erzählen, und alle Mühlen in Baden klapperten nicht so viel, als diese Gesellschaft.

(Schluß folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Immer noch die alten barocken Ideen!" lächelte der Aeltere. „Ja wohl, ja wohl! Die Menschheit ist verderbt in Grund und Boden, wie ich in meinem amtlichen Wirkungskreise nur zu sehr wahrzunehmen Gelegenheit habe. Wohl dem, der in seinem Hause sich eine angenehme Existenz gründen kann, um so wenig als möglich mit der Welt in Berührung zu kommen."

„Du hast etwas spät daran gedacht," sagte Paul. „Deine Frau ist, so viel ich taxire, einige zwanzig Jahre jünger, als Du, sie ist schön, lebhaft, sie scheint andere Interessen zu haben, als Du. Ich fürchte für Dein Glück. Sage mir etwas von ihren Verhältnissen."

„Wie gewandt er meine Fragen umgeht und dafür die seinigen aufwirft!" versetzte der Landrath. „Zu Deiner brüderlichen Beruhigung kann ich Dir sagen, daß ich des Mädchens freie Wahl gewesen bin, daß sie reich und unabhängig ist und in Verhältnissen gelebt hat, welche ihr eine ruhige Existenz in einem eigenen Hause nur wünschenswerth machen können. Sie ist die Tochter eines Gelehrten, welcher die halbe Welt gesehen hat, und während seines unstäten Lebens sich stets von seiner Frau und seinen Kindern begleiten ließ — er selbst, im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, hat noch einige Erbschaften gethan, und will sich nun auch in Wien heimisch machen, woran aber Cora zweifelt. Diese ist seine jüngste Tochter, die Mutter ist todt, die übrigen Geschwister sind versorgt, bis auf eine viel ältere, unverheirathete Schwester — welche nun bei dem Vater bleibt und ihm die Wirthschaft besorgt. Da hast Du Cora's Geschichte."

„Warum hast Du nicht lieber die viel ältere Schwester gefreit?" entgegnete Paul.

„Aber hältst Du mich denn durchaus für einen abgelebten Kater?" erwiderte der Landrath empfindlich. „Die ältere Schwester hat ihre Verdienste, aber sie gefiel mir nicht — und dann, Cora zeigte mir so offen, daß sie mir gut war —"

Sie trat eben über die Schwelle, frisch, wie der junge Tag, welcher draußen thaublitzend über der Flur schimmerte. Mit ihr kam auch die Tante, und

Digitized by Google

es war dem Hausherrn von Herzen lieb, daß er seine Angelegenheiten mit Paul zu gegenseitiger Zufriedenheit abgemacht hatte und der Tante das heimlich zuflüstern konnte. Die junge Frau kam bald mit dem Gaste in ein lebhaftes Gespräch, bei welchem die Ureinwohner des Hauses eine ganz stumme Rolle spielten; denn es bewegte sich im Auslande und sprang in Reminiszenzen und Vergleichen oft von einem Erdtheil zum andern. Cora's Augen leuchteten von einem höhern Feuer und ihr Antlitz war so belebt, als es ihr Gatte noch nie gesehen hatte, aber bildschön und von einem Ausdrucke, daß die gute Tante mehr als einen heißen Fieberschauer der Angst fühlte. Wie war es möglich, daß Paul sich nicht in dieß reizende Wesen, das ihm so zutrauensvoll gleich bei dem ersten Momente der Bekanntschaft entgegen kam, verlieben sollte! Und welche unabsehbaren Folgen, wenn auch sie, wie es sich kaum anders denken ließ, Interesse an dem schönen und jungen Manne fand, der überall gewesen war, woran sich ihre liebsten Erinnerungen knüpften, der mit ihr so klug vom Papste zu Rom und von der blauen Grotte zu sprechen wußte! Wie durfte die Tante, die arme praktische Frau, die sich zeitlebens nur um das Hauswesen, das doch immer der Frauen erster Beruf ist und bleiben muß, wie durfte sie hoffen, in diesem Brillantfeuerwerk noch einige Aufmerksamkeit für den so wichtigen Kreis von Pflichten zu erlangen, in welche sie die junge Dame einführen sollte? Ihr Neffe Karl that ihr herzlich leid! Aber sie warf ihm in Gedanken immer wieder vor, daß er überhaupt noch an eine Heirath gedacht hatte — oder wenn, daß er nicht vernünftiger gewählt, es gab doch Frauen, welche für ihn paßten, und — doch wir wollen diskret seyn.

Der Landrath, welcher zwar in Nizza gewesen war, aber sich herzlich mißfallen hatte, war bei dem ganzen Gespräch so stumm geblieben, als die Tante, und nur immer von Neuem erstaunt, wenn er wieder eine weit entfernte Gegend nennen hörte, wo seine Frau auch gewesen war. Sie hatte also in ihrem siebzehnten Jahre schon alles gesehen! Desto besser, so war nicht zu fürchten, daß sie, wie andere Frauen, stets mit den Eisenbahnen liebäugeln werde — sie war von der Welt befriedigt. In diesem beruhigenden Gedanken zündete er sich eine Cigarre an, ohne den Blick seiner Gattin zu bemerken, welcher dem ächten Havannaeser Produkte galt.

„Das waren Sie?" rief plötzlich Cora, mit einem hellen, freudigen Tone. „Der Mann, welcher in den Guadiana sprang, eines alten Toreadors willen. — Wir haben uns also schon gesehen?"

„Nein," erwiderte Paul, „denn ich vergesse Niemand, den ich gesehen habe. Zusammen waren wir dort, aber gesehen haben wir uns nicht!"

„Guter Schönfels, Deine Cigarre!" wandte sich Cora in ihrer rasch überspringenden Weise zu ihrem Manne. „Ich fürchte, Dich zu beleidigen, aber — von Kindheit an kann ich diesen Dampf nicht ertragen. Du bist wohl böse?"

(Fortsetzung folgt.)

Zur europäischen Genealogie.

Von den 46 europäischen Souveränen (mit Einrechnung des einer europäischen Dynastie angehörigen Kaisers von Brasilien, aber ohne den Fürsten von Monako) ist am 1. Januar 1852 der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, 72 Jahre 5 Monate alt, der älteste. Außer ihm hat nur noch einer, der König von Württemberg, das 70. Lebensjahr überschritten; von den übrigen stehen 7 zwischen 60 und 70 Jahren, 13 zwischen 50 und 60 Jahren, 7 zwischen 40 und 50 Jahren, 10 zwischen 30 und 40 Jahren, 7 zwischen 20 und 30 Jahren. Als Durchschnittsalter sämmtlicher Souveräne am 1. Januar 1852 ergibt sich 46 Jahre 7 Monate. Am längsten regiert der Fürst von Schaumburg-Lippe, nämlich seit 65 Jahren oder, wenn die Jahre seiner Vormundschaft abgerechnet werden, seit 48½ Jahren; nächstdem regieren 2 Fürsten seit 40 bis 50 Jahren, 4 seit 30 bis 40 Jahren, 10 seit 20 bis 30 Jahren, 11 seit 10 bis 20 Jahren; die übrigen 18 sind erst im letzten Jahrzehnt und 2 darunter erst im verflossenen Jahr zur Regierung gekommen (der Fürst zur Lippe und der König von Hannover). Unverheirathet und nie verheirathet gewesen sind im ganzen nur 7 Souveräne: der Papst, der Kaiser von Oesterreich, der Herzog von Braunschweig, die Fürsten von Reuß-Schleiz, von Waldeck und zur Lippe und der Landgraf von Hessen-Homburg; von den übrigen sind 3 (der Großherzog von Oldenburg zum Dritten-, der König der Belgier zum Zweiten-, der Herzog von Anhalt-Dessau zum Erstenmal) Wittwer, 2 (der König von Dänemark und der Kurfürst von Hessen) leben in morganatischer Ehe, der Großsultan in Polygamie. Somit ergeben sich: nur 30 ebenbürtige Gemahlinnen (und außerdem 3 Gemahle) regierender Souveräne, von denen die Großherzogin von Sachsen-Weimar (fast 66 Jahre alt) die älteste und zugleich am längsten (seit 47½ Jahren) verheirathete, die Herzogin von Nassau (erst 18 Jahre alt) die jüngste und am spätesten verheirathete ist. Von den 39 verheiratheten und verheirathet gewesenen Souveränen sind 10 kinderlos, einer hat nur Descendenten aus morganatischer Ehe, die übrigen 28 haben Kinder, und zwar mit Ausnahme des Kaisers von Brasilien und der Königin von Spanien (die nur Töchter haben) Söhne als präsumtive Regierungsnach-

Digitized by Google

folger. Von diesen 26 männlichen Erbprinzen sind 7 verheirathet; der älteste ist der von Schaumburg-Lippe (34 Jahre 5 Monate alt), der jüngste der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin (erst ¾ Jahr alt), noch jünger als dieser aber die am 20. Dezember vorigen Jahres geborene Kronprinzessin von Spanien. Von den 18 Souveränen ohne erbberechtigten Descendenten haben 11 Brüder, 3 aber andere Seitenverwandte (der König von Dänemark und der Herzog von Modena einen Oheim, der Kurfürst von Hessen einen Vetter) zu präsumtiven Nachfolgern; die übrigen 4 Souveräne (der Papst, die Herzoge von Braunschweig und Anhalt-Bernburg und der Landgraf von Hessen-Homburg) haben keine successionsfähigen Nachfolger ihrer eigenen Linien.

Im verflossenen Jahr sind, so viel bekannt, folgende Aenderungen im Personalbestand der souveränen Fürstenhäuser eingetreten: 1. Gestorben sind: der König Ernst August von Hannover; der regierende Fürst Leopold zur Lippe; Prinz Leopold von Salerno, Oheim des Königs beider Sicilien; Herzog Ferdinand von Sachsen-Koburg, Oheim des regierenden Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha und Bruder des Königs der Belgier; Prinz Wilhelm von Preußen, Oheim des Königs; Prinz Josef Maria von Sicilien, Graf von Lucera, Sohn des Königs beider Sicilien (3½ Jahre alt); Herzog Gustav von Mecklenburg-Schwerin, Großoheim des Großherzogs; Graf Heinrich LII. von Reuß-Köstritz; die verwittwete Herzogin von Leuchtenberg, geborne Prinzessin von Bayern; Prinzessin Therese von Frankreich, Tochter des Königs Ludwig XVI., verwittwete Herzogin von Angouleme; Marie Christine, Fürstin von Mortemart, Tochter des sächsischen Prinzen Herzogs von Kurland, verwittwete Prinzessin von Savoyen-Carignan, Großmutter des regierenden Königs von Sardinien; Fürstin Luise von Hohenlohe-Oehringen, geborne Prinzessin von Württemberg; Landgräfin Eleonore von Hessen-Rothenburg, geborne Prinzessin von Salm-Reifferscheid-Krautheim; Gräfin Cäcilie von Reuß-Köstritz, verwittwete Frau v. Hangk. Hiezu kommen die Cardinäle Moniko, de la Tour d'Auvergne, Cadolini, Vizzardelli, d'Astros. 2. Geboren wurden: Söhne der Könige von Holland, Sardinien und Sicilien, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin, des Herzogs von Parma und des Erbprinzen von Sachsen-Meiningen; Töchter der Königinnen von Portugal (starb bald nachher) und Spanien, des Kronprinzen von Schweden, des Großfürsten Constantin von Rußland, des Erbgroßherzogs von Sachsen-Weimar, der Herzoge von Montpensier und Genua, des Grafen von Trapani; zusammen 13 Prinzen und Prinzessinnen. 3. Vermählt wurden: der Herzog von Nassau mit Prinzessin Adelheid von Anhalt-Dessau; Prinz Dom Miguel von Portugal, Oheim der Königin, mit Prinzessin Adelheid von Löwenstein-Wertheim; Prinz Georg von Mecklenburg-Strelitz mit Großfürstin Katharina von Rußland; Prinz Hermann von Sachsen-Weimar mit Prinzessin Auguste von Württemberg und dessen Bruder Eduard (morganatisch) mit Lady Augusta Gordon Lennor, erhoben zur Gräfin von Dornburg; Prinz Alexander von Hessen-Darmstadt (morganatisch) mit Gräfin Hauke, erhoben zur Gräfin v. Battenberg; Graf Hugo von Lippe-Weißenfeld mit Freiin Schenk v. Gagern. Außerdem hat sich der Fürst Leopold zur Lippe mit Prinzessin Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt, der Erbgroßherzog von Oldenburg mit Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Altenburg, Erzherzog Rainer von Oesterreich mit seiner Cousine Erzherzogin Karoline verlobt.

Mannigfaltigkeiten.

Zwei Engländer, die miteinander eine Rheinreise machten, waren auf dem Dampfschiffe so von Langeweile geplagt, daß sie ein neues geistreiches Spiel erfanden. Sie schlugen ein Stück Zucker in zwei Theile und jeder legte ein Goldstück zu seinem Zucker. Auf wessen Zucker die erste Fliege erschien, der hatte das Spiel gewonnen.

(Berichtigung.) — In Nro. 5 der Aschaffenburger „Erheiterungen" wird unter den von Napoleon ernannten französischen Reichs-Marschällen auch Junot, Herzog von Abrantes, aufgeführt. Dieses ist falsch, übrigens ist dieser Fehler schon oft vorgekommen und selbst in Werken, wo man ihn nicht finden sollte. Andoche Junot, geboren zu Bussy les Forges in Burgund, war Anfangs Napoleons Adjutant in Italien und Aegypten, dann Gouverneur von Paris, General-Lieutenant und General-Oberster der Husaren; er hat oft Armee-Korps in Portugal, Spanien, Deutschland, Rußland ꝛc. befehligt, allein den Marschallsstab hat er nie erhalten. — Den Comte Emanuel Grouchy, geboren zu Paris, hatte Napoleon schon und zwar im Jahre 1815 zum Marschall des Reichs ernannt allein die von Gent zurückkehrenden älteren Bourbonen hatten seine Ernennung nicht anerkannt; Louis Philipp hat ihm endlich den Marschallsstab zurückgestellt.

L. J. A. S.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 9 16. Januar 1852.

Die Markgräfin.

(Schluß.)

Die Schönheit des Grafen Hauenzern war durch sein Kostüm auffallend hervorgehoben. Die Höflinge zogen daraus schon Schlüsse.

Nicht umsonst, urtheilten sie, wurde er als Kreuzritter und die Markgräfin als Sultanin dargestellt; sie sind natürlich nicht mehr dieselben wie ehedem, denn früher würde er als Soliman figurirt haben, während sie die Ropelane vorgestellt hätte; nun soll er sie aber wieder erobern.

Der junge Mann, nicht wenig beunruhigt von dem, was Sibylla mit diesem allen beabsichtige, grüßte von ferne das Fräulein von Freyberg, und erwartete mit Ungeduld die Ankunft der Fürstin. Sie erschien endlich, schön zum Bezaubern, und so voll der funkelndsten Steine, daß kaum der Blick auf dieser reizenden Gestalt ruhen konnte. Beim Anblicke des Grafen fuhr sie sichtlich zusammen, grüßte ihn aber demohngeachtet, auf seine ehrfurchtsvolle Verneigung, auf eine sehr freundliche Weise.

„Meine Damen, von diesem Abend an tanze ich nicht mehr. Es ist nun an dem Markgrafen, der seit einigen Stunden der Vormundschaft entwachsen ist, den Ball zu eröffnen. Er wird die Tänzerin wählen, die ihm am besten gefällt. Dieß heutige Fest ist ein neutrales Gebiet zwischen Epochen seines Lebens; er kann sich heute der Etiquette noch entledigen, oder sie bestimmen, morgen aber muß er ihr gehorchen."

Der junge Prinz verließ seinen Sitz, und machte nun die Runde bei allen Damen, deren eine große Anzahl war; sie erhoben sich alle und erwarteten mit Spannung die Wahl dieses gekrönten Kindes. Er erröthete oft, und man sah ihm das Ungewohnte seiner Rolle nicht wenig an. Endlich, dem Fräulein von Freyberg die Hand bietend, führte er sie in die Mitte des Saales, und der Ball begann.

Der Graf glaubte seinen Augen nicht zu trauen. Nicht, daß er Wilhelmine nicht schön genug gefunden hätte, um dieser Ehre würdig zu seyn, sondern weil er den Haß der Markgräfin gegen das Fräulein kannte, und unter dieser Auszeichnung irgend eine Falle befürchtete.

Vielleicht liebt sie mich nicht mehr! tröstete er sich, und was kümmert sie dann meine Verlobte?

Das menschliche Herz ist einmal so beschaffen, und die Eigenliebe geht so weit, daß Hauenzern fast eben so viel Bitteres bei diesem Gedanken empfand, als der Freiherr von Spilz, ohngeachtet der Heiligkeit seines Charakters und Standes, vor ihm über den Verlust der Liebe der Markgräfin empfunden hatte. Die Fürstin zeigte sich diesen Abend liebenswürdiger und wohlwollender als je in ihrem Leben. Sie tanzte nicht mehr, forderte aber alle Uebrigen dazu auf, sie machte Allen die ungewohntesten Schmeicheleien, und hatte für Jeden ein gnädiges Lächeln; mit einem Worte, sie war heute die reizendste Frau und die verehrungswürdigste Fürstin. Ihre Augen wendeten sich sehr häufig gegen die Uhr, und als es halb zwölf Uhr schlug, stand sie auf, rief den Grafen Hauenzern, der einige Schritte von ihr mit einer Ehrendame plauderte, und ihren Arm in den seinigen legend, zog sie ihn gegen den Balkon, auf dem die letzte, verhängnißvolle Unterredung statt hatte.

„Graf Hauenzern," sagte sie ihm, „es werden sich diesen Abend noch Dinge ereignen, die Sie weit entfernt sind, zu ahnen. Ich habe gewünscht, Sie noch einmal zu sprechen. Beruhigen Sie sich," fügte sie mit einem bittern Lächeln bei, „es ist wohl zum Letztenmale. Sie sind der einzige Mann, dem ich gerne eine Erinnerung zurückließ. Sie sind der Einzige, der mich wirklich erkannte; Sie sind aber auch der Einzige, den ich wahrhaft geliebt habe. An dieser Liebe ist mein ganzes Leben gescheitert, meine Zukunft zerschellt. Hätten Sie sich nicht geändert, das heißt, hätten Sie sich nicht, wie Sie sagten, selbst getäuscht, so wäre diese meine Liebe zu jedem Opfer, selbst dem meines Ranges, stark genug gewesen. Von heute an habe ich dem Throne entsagt, ich gab in die Hände meines Sohnes das Erbe seines Vaters, und werde es ihm vor versammeltem Hofe kund thun. Um Mitternacht werden Sie an das Gebäude geführt werden, das ich er-

Digitized by Google

richten ließ; und dort wird Ihr und mein Schicksal unwiderruflich bestimmt werden. Was sich auch zutragen mag, vergessen Sie nie, wie sehr ich Sie geliebt habe, und bewahren Sie mir eine freundliche Erinnerung: nun gehen Sie, ich habe viel gelitten, und viel überwunden! Gott weiß es, und mein Herz. Kehren Sie zurück, wir werden uns nun nie mehr sehen, bis beim allgemeinen Wiedersehen vor dem ewigen Richter. Antworten Sie mir nichts, befolgen Sie das, was man Ihnen in meinem Namen kund geben wird, und setzen Sie Vertrauen in mich." —

Sie nahm den Kopf des Grafen lebhaft in ihre Hände, neigte ihn bis zu ihren Lippen und küßte das theuere Haupt; als sie ihn rasch verlassen hatte, fühlte er eine heiße Thräne, welche auf seine Wange fiel. Es war die erste Thräne, die man die Fürstin je vergießen sah.

Um zwölf Uhr näherte sich der Zeremonienmeister dem jungen Markgrafen, und sagte mit lauter Stimme:

„Gnädiger Fürst, Ihre Hoheit, die Markgräfin Sibylla, Eure erlauchte Mutter, beauftragte mich, Euch, so wie den ganzen Hof an einen mir bezeichneten Ort zu führen. Wollen Eure Hoheit geruhen, so bin ich bereit, mich meines empfangenen hohen Auftrags zu entledigen."

Sich tief verneigend, erwartete er sodann die Antwort des Prinzen. Dieser, in der Meinung, es handle sich um eine überraschende Belustigung, willigte gleich ein, dem Befehle seiner Mutter zu folgen. Man stieg die Treppe hinab, und befand sich bald im Park. Der Mond schien, als hätte man ihn zu diesem Feste geladen, und das Gekicher und die Erwartungen, die man nur mit Mühe unterdrückte, ließen sich von allen Seiten hören. Diese buntscheckige Menge, welche durch den Fackelschein der Laquaien, dem Lichte der Laternen und dem Mondscheine auf den Beschauer einen eigenen Eindruck machte, bildete ein sonderbares und unerwartetes Schauspiel. Man nahm den Weg gegen den neuerbauten Pavillon; endlich sollte die Neugierde befriedigt werden. Die Personen, welche in der nächsten Umgebung des Prinzen sich befanden, waren ganz erstaunt, den Zeremonienmeister an der Pforte klopfen und anhalten zu sehen, nachdem er einige Worte an den Prinzen gerichtet hatte.

Die Pforte öffnete sich: ein Strom von Licht verbreitete sich in die Gärten. Dieß Monument war eine Kapelle. Fromme Gesänge ließen sich hören; Priester standen am Altare. Am Fuße eines Kruzifixes kniete eine Frau im Ballkleide, umgeben von andächtigen Nonnen, und betete und weinte. Man erkannte in ihr die Markgräfin. Als der junge Prinz in's Heiligthum eintrat, erhob sie sich und trat auf ihn zu. Der ganze Hof, in diesen engen Raum eingezwängt, ordnete sich lautlos. Sibylla nahm ihren Sohn bei der Hand, und näherte sich dem Geländer, welches sie von den Uebrigen trennte.

„Wisset alle, die Ihr hier versammelt seyd," sprach sie mit fester, entschlossener Stimme, „wisset alle, daß die Markgräfin Sibylla von Baden in die Hände ihres Sohnes die Macht gibt, die sie bisher zwanzig Jahre als Mutter und Regentin in seinem Namen geübt hat. Erkennt von nun an in ihm Euern Herrn, ich habe Alles abgelegt. Ich werde vor Euern Augen das Gelübde der Buße ablegen, und bitte einen jeden von Euch um Vergebung, wenn ich ihm irgend zu nahe getreten wäre. Von heute an ist diese Kapelle mein Aufenthalt, und ich werde diese Zufluchtsstätte nie mehr verlassen. Von hier aus sehe ich das Schloß, das ich in den Tagen meiner Thorheit erbaut habe, und in das ich nie mehr eintreten werde; ich fühle mich noch zu unwürdig, in einen geistlichen Orden einzutreten, ich will daher hier allein der Vorbereitung leben. Die Thüren dieses Bethauses sollen immer offen seyn, damit meine Landeskinder Zeuge seyen von der Buße, die ich mir meiner Sünden halber selbst auferlegt habe. Aber bevor ich gleichsam aus der Welt scheide, halte ich es für meine Pflicht, noch einen Akt der Gerechtigkeit zu üben. Ich bitte euch, Markgraf, dem Grafen Hauenzern und der Baronin von Freyberg zu befehlen, sich an die Stufen des Altars zu begeben, und ihrer Verlobung Eure fürstliche Genehmigung zu ertheilen. Ich habe ihr Glück verzögert, an mir ist es denn, sie zu vereinen!"

Indem sie diese Worte sprach, kniete sie auf's Neue nieder und betete. Nach der vollzogenen Trauung der beiden Liebenden, zu der schon alle Vorbereitungen getroffen waren, ließ sie sich das schöne Haar abschneiden, sprach ein Gelübde, ähnlich dem der strengen Klöster, und sich dann ebenso majestätisch erhebend, als sey sie auf den Stufen ihres herzoglichen Stuhles, gab sie dem Hofe das Zeichen, sich zu entfernen. Den Grafen hielt sie allein zurück, und sagte ihm leise:

„Ich habe mein Versprechen gehalten, Sie werden nun glücklich seyn! ich habe nur noch eine einzige Bitte an Sie. Schicken Sie jeden Tag Ihre Frau hieher, ihre Andacht zu verrichten, damit ich sie täglich sehen kann. Was Sie betrifft, Ernest, so empfangen Sie hier mein letztes Lebewohl; zwischen uns ist auf Erden alles beendet, so Gott sich meiner erbarmt, werden wir uns einst da oben wiederfinden. Aber begreifen werden Sie nun, wie sehr ich Sie geliebt habe. Leben Sie wohl, und seyen Sie glücklich!" Damit verließ sie ihn.

Sie hielt Wort. Sie schloß sich in diesem gruftartigen Gebäude ein. Man zeigt noch die Geißel und das Bußkleid, die sie im Gebrauche hatte, und

Digitized by Google

welche blutige Spuren zeigen. Sie lag auf bloßen Brettern, nahm nie warme Speisen zu sich, und hatte keinen andern Sitz, als einen hölzernen Schemel. Aber das Peinlichste, was sie sich auferlegte, war wohl der tägliche Anblick ihrer Nebenbuhlerin, die ihr ihr eheliches Glück erzählen mußte, um so das Eisen in die stets offene Wunde ihrer Seele zu stoßen, dann der immerwährende Anblick des Schlosses, in dem sie so glückliche Tage verlebte, so nah und doch so fern von Allem, was sie einst geliebt hatte, so wie endlich die Entbehrung, den Mann auch nur von ferne zu sehen, der ihr so theuer war, und dem sie ein so großes Opfer gebracht hatte. Die moralischen Torturen sind gewiß qualvoller als die physischen, und der nagende Kummer ist peinlicher als der Block des Henkers. So lebte die Fürstin mehrere Jahre, der Baron Spilz besuchte sie oft, damit nichts zu ihrer Buße fehlte: Wilhelmine war ihr Schmerz, der Baron war die Gewissensfolter. Die letzten Jahre ihres Lebens ließ sie sich im Kloster Ettlingen aufnehmen, wo sie kurz darauf fromm und gottergeben starb.

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Ein Unmensch hätte Schönfels seyn müssen, wenn ihr mit dem liebevollsten Blicke ausgesprochener Wunsch ihn beleidigt hätte, er legte sogleich die Cigarre nieder, und scherzte deßhalb, aber welche bedrohliche Aussicht eröffnete sich hier für seine Zukunft? Sie konnte keinen Tabaksrauch vertragen! Und er, er konnte nicht ohne Tabaksdampf leben! In dem Gesichte der Taute machte sich ein boshaftes Lächeln bemerklich, sie war dampf- und feuerfest und hätte vor zwanzig lebendigen Cigarren nicht das Feld geräumt. Auch die ältere Schwester Cora's wäre gewiß abgehärteter dagegen gewesen!

Die Tabakspause benutzte Frau von Kramm, um Einiges über die Feier des heutigen Tages anzubringen. Alle die Anstalten, welche man zu dem Empfange der Herrschaft getroffen hatte, sollten wenigstens zu einer Nachfeier verwandt werden, die Schuljugend mußte ihren Gesang, der Küster seine Rede, die Bauernmädchen ihre Kränze los werden und Abends die schöne Illumination des Herrenhofes mit den aus der Stadt verschriebenen bunten Lampen und Transparents, sollte sie nicht brennen?

„Gewiß haben Sie in London eine Illumination gesehen," benutzte der rücksichtslose Paul gleich die Gelegenheit, um sich mit Cora wieder auf Reisen zu begeben. Sie verneinte es, und er schilderte wie praktisch und doch im großartigsten Maßstabe die Engländer auch das einzurichten wüßten, indem die Gaskompagnie fertige Flammenhälter in den reichsten und geschmackvollsten Figuren vorräthig habe, die nur an den Häusern anzubringen und mit den Gasröhren zu verbinden seyen, um schnell und wohlfeil die prächtigsten Lichteffekte zu gewinnen.

Diese Schilderung bewog Cora zu einer Parallele mit der Beleuchtung der Peterskuppel in Rom, und die arme Haus- und Wohntante war mit ihren Talgnäpfen und ölgetränkten Transparents, welche letztere der Buchbinder des Städtchens mit einem seltenen Aufschwunge seiner Kunst angefertigt, wiederum in den Hintergrund gedrängt. Sie faßte in diesem Moment Vorsätze, welche die junge übermüthige Frau bald genug zu dem Bekenntniß führen sollten, daß sie mit all' ihrem fremden Zeuge keinen Hund aus dem Ofen locken könne; verzeihen wir der Gekränkten den trivialen Ausdruck!

Der Abend war dazu bestimmt, die Nachfeier in all' ihren Scenen zu bringen, und Cora, so lächerlich ihr Manches vorkam, besaß doch Gutmüthigkeit genug, um die Leute, die ihr Bestes thaten, nicht zu beleidigen, sie sprach mit den Meisten, und gewann sich durch ihre Freundlichkeit alle Herzen. Wenn doch die höhern Klassen bedenken wollten, wie leicht es ihnen ist, sich bei den Armen und Niedrigen einen guten Namen zu machen, ein freundlich Wort zu rechter Zeit, ein Antheil an ihrem Ergehen, und vor allen Dingen — ein rechtschaffenes Beispiel, so finden sie eine Anhänglichkeit, die sich auch in schlimmer Zeit bewährt. Es würden nicht so viel widerwärtige Erscheinungen zu Tage gekommen seyn, wenn unsere Vornehmen die ärmern Klassen nicht so ganz „links liegen" gelassen hätten — bloße Wohlthaten, die man ihnen hinwirft, sind nicht genügend, sondern die Art und Weise ist es, wie man gibt, oder wenn man nichts zu geben hat, wie man ihnen zeigt, daß man sie auch für Menschen achtet.

Die Illumination nahm sich gar nicht übel aus und Cora vergaß über dem Wohlwollen, das ihr überall entgegen kam, ihre poetische Vergangenheit. Sie sagte zu Paul, mit welchem sie eine Weile ganz isolirt stand, als ihr Gatte von den Honoratioren des Dorfes in Anspruch genommen wurde, und die Tante die Tafel bereiten ließ: „Ich fühle mich sehr glücklich!"

„Mögen Sie es immer seyn, Cora!" erwiderte Paul.

„Zweifeln Sie daran?" fragte sie, von dem Tone seiner leisen Worte seltsam ergriffen.

„Das Glück tragen wir in unserm eigenen Herzen — fühlt sich das Herz befriedigt, in sanfter Ruhe, lebt dort kein Wunsch mehr, regen sich nicht dunkle und unverstandene Ahnungen von einer höhern Seligkeit, nach welcher die Sehnsucht erwacht

Digitized by Google

mit wachsendem Verlangen — sind wir mit einem Worte still in uns selbst und haben unser Ideal gefunden und erlangt, dann sind wir glücklich!"

Cora schwieg.

„Es gibt Menschen, die zum Glück nicht bestimmt sind — sie schauen wohl einen Silberblick des Lebens, aber zu spät! Das Ideal einer Seligkeit, wie sie es verstehen, erscheint ihnen durch heillose Ironie des Schicksals erst dann, wenn es für sie unerreichbar ist. Sie hätten es früher finden können, sie sind ihm nah gewesen — aber sie haben es nicht erkannt. Mögen sie büßen!"

„Ideale — und die Wirklichkeit —?" sagte Cora, ohne ihren Gedanken zu vollenden.

„Unsere Erde ist so schön und reich, kein Ideal, das nicht dem Erwählten des Schicksals verwirklicht erscheinen könnte! Der Duft der Ferne umkleidet freilich oft mit seinen Zauberlichtern die Alltäglichkeit und läßt sie schimmern, wie Poesie, bis man ihr naht und all' der Reiz in grausamer Enttäuschung verschwindet, aber ebenso verklärt oft auch die Nähe erst das Himmlische zu seiner ureignen Schönheit, das wir aus der Ferne nur wie ein undeutliches Bild in mattem Lichte schweben sahen. Ich spreche, was ich weiß und fühle."

Cora schwieg.

„Sie sind so jung, Cora," fuhr er mit einem innigen und leisern Tone fort, vor welchem ihr Herz, wie vor einer nie gehörten süßen Melodie, erzitterte. „Ein langes Leben liegt noch vor Ihnen, seine Gestaltung rauscht ahnungsvoll vielleicht in diesem Momente an Ihrem Geiste vorüber. O möchten Sie nie eine Thräne weinen, als vor seliger Rührung, nie ein dunkles Blatt in den Kränzen finden, die Ihnen jedes Jahr entgegenbringt! All' Ihre Ansprüche auf irdisches Glück möcht' ich Ihnen erfüllt sehen, all' die meinigen, die ich in Ihrem Alter hatte, freudig dazu legen! Nie hab' ich des Dichters Wort verstanden, wie heut: „Du bist wie eine Blume" — Sie kennen es?"

Er legte eine Hand auf ihr gesenktes Haupt und entfernte sich schnell. Niemand hatte bemerkt, daß er so lange allein mit Cora gestanden hatte, der Pfarrer des Orts näherte sich ihr eben, mit ihm in einem Gespräche, das der geistliche Herr freilich fast allein führte, fand sie die Tante, als sie mit der angenehmen Beruhigung, daß jetzt in der Küche nichts mehr zu verderben sey, wieder hinaustrat. Ihre Augen suchten nun die Brüder, aber sie konnte Paul nicht entdecken.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Pariser Journal „Droit" berichtet folgenden Fall von Bigamie: Vor etwa zehn Jahren errichtete ein junger Mann ein Kaffeehaus zu Fontainebleau und heirathete ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, die bald zahlreiche Kunden herbeizog, deren Aufmerksamkeiten für seine Frau ihn aufs Aeußerste eifersüchtig machten und öfters eheliche Zwiste herbeiführten. Endlich verschwand er plötzlich, indem er alles Geld mitnahm. Wenige Tage später fand man seine Kleider an den Ufern der Seine und nahe dabei eine Flasche, welche die geschriebene Erklärung enthielt, daß er in Folge seiner unglücklichen Ehe sich umbringen werde. Seine Leiche wurde jedoch nicht aufgefunden. Die junge Wittwe setzte das Geschäft eine Zeitlang fort, kam aber zurück und mußte dasselbe verkaufen. Sie zog nach Paris, wo sie im Februar 1848 einen Konditor der Chaussee d'Antin heirathete und seitdem das Ladengeschäft besorgte. Am vorigen Sonnabend war der Laden voll Käufer, unter denen auch ein wohlgekleideter Herr sich befand, der, nachdem er seinen Bedarf ausgewählt hatte, an die Theke trat, um der Dame des Hauses den Betrag zu bezahlen. Kaum sah er sie, als er einen lauten Schrei ausstieß und heftige Reden führte. Das Gesicht der Frau drückte Erstaunen und Schrecken aus, und einen Augenblick später fiel sie in Ohnmacht. Ihr Mann eilte herbei und beschuldigte den Fremden, seine Frau beleidigt zu haben. „Ihre Frau?" rief dieser aus, „sie ist die meinige." Der Konditor schalt ihn einen Lügner, der Fremde schlug ihn und ein heftiger Kampf folgte. Man sandte nach der Wache, welche die beiden Streitenden vor den Polizei-Kommissär führte. Hier erklärte der Fremde, daß er der ehemalige Kaffetier zu Fontainebleau und der Gatte der jetzigen Frau des Konditors sey; seinen Selbstmord habe er nur erdichtet, um seine Frau los zu werden. Er hatte seitdem in mehreren Städten Frankreichs als Kellner ꝛc. gelebt und vor Kurzem in Paris ein Geschäft gekauft. Der Polizei-Kommissär nahm ein Protokoll über den seltenen Fall unwissentlicher Bigamie auf und überschickte dasselbe dem Prokurator der Republik.

Auflösung der Charade in Nro. 6:

Fünfzehn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 10 17. Januar 1852.

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Zum Abendessen kam Paul erst, als bereits Boten, nach ihm ausgesendet, ihn vergebens gesucht hatten. Es war eine große Tafel im Speisesaale servirt, an welcher heut' auch Leute Theil nahmen, welche sonst nicht an herrschaftlichen Tafeln erscheinen. Cora hatte es aber ausdrücklich gewünscht, wenigstens zwanzig Gäste aus dem Dorfe, Männer, Frauen und Mädchen, einzuladen und die Tante, welche sich dadurch auch vor den Einsassen noch einmal im vollen Glanze als Wirthin zeigen konnte, war gleich damit einverstanden gewesen, so daß dem Landrath nur die Ausführung blieb. Als Paul eintrat, fiel sein erster Blick auf Cora, welche zwischen zwei alten, weißhaarigen Bauern saß und sie schon durch ihr herzliches Benehmen so sicher gemacht hatte, daß sie sich ganz ihrer Natürlichkeit überließen. Paul nahm still den Platz ein, welchen man für ihn offen gelassen hatte, es war neben der Tante.

„Du mußt schon mit mir vorlieb nehmen," sagte sie. „Ich kann Dich freilich nicht vom Papste zu Rom unterhalten, aber dafür sollst Du einen Bischof haben, oder einen Kardinal, nach Belieben." Sehr zufrieden mit ihrem Witze, deutete sie auf die beiden Bowlen, welche vor ihr standen.

„Pflügen Sie mit Job's Kalbe, Tante Dina?" erwiderte Paul lächelnd. „Man wird Sie des Plagiats beschuldigen."

„Ich plage weder Menschen noch Thiere," versetzte sie, „und daß man mit Kälbern pflügt, kann nur ein Stadtlouis glauben. Oder hast Du vielleicht auf Deinen Reisen mit Kälbern pflügen sehen? Die Entdeckung wäre schon die Paar Thaler werth, die Du auf Reisen ausgegeben hast."

So wenig Paul in der Stimmung war, zu scherzen, erregte doch diese Auslegung seiner Worte wieder einige Laune bei ihm, und er unterhielt sich während einer Viertelstunde ziemlich lebhaft. Um so auffallender war sein plötzliches Verstummen, das hierauf ohne jeden bemerkbaren Anlaß eintrat. Die Tante befragte ihn deßhalb, erhielt aber nur eine schroffe Antwort, er schien sogar sein Benehmen verändert zu haben, er wurde unartig. Sie ließ es sich angelegentlich seyn, ihn das fühlen zu lassen, — mit welchem Erfolge, können wir nicht berichten.

Gedanken eigener Art mußten es seyn, welche Paul so ganz in sich selbst zurückwiesen. Sie raubten ihm noch die Ruhe, als die Gäste sich längst verabschiedet hatten, und auch die Hausbewohner in ihre Schlafzimmer gegangen waren. Er öffnete das Fenster des seinigen und stieß auch den Laden auf, der sorglich festgeschraubt war. Draußen dämmerte eine schöne Mondnacht, wehten milde Lüfte, gewürzt mit dem Duft der Blumen, welche auf den Beeten des Gartens in reicher Fülle blühten. Die Aussicht aus dem Fenster war beschränkt, aber sie öffnete doch einen Fernblick auf das freie Feld und den dunkeln Waldstreifen, welcher jetzt nur in zerflossenen Umrissen mehr zu ahnen, als zu schauen war. Auf dem Kirchthurme schlug langsam die Mitternachtsstunde. Des Wächters Horn ließ sich vor dem Hofe vernehmen, im Dorfe bellten ein Paar Hunde, dann wurde wieder Alles still und das Flüstern des Laubes im Nachtwinde war der einzige Laut in der Natur. Paul hatte seine Hände über die Stirne gefaltet und blickte hinaus in die Ferne.

4.

Sehr erstaunt war die Tante, als sie früh Morgens vor sechs Uhr, zu welcher Stunde ihr Neffe sonst aufzustehen pflegte, mit der Kaffeemaschine in das Wohnzimmer trat, dort schon ihre junge Nichte zu finden, welche ein ziemlich starkes Buch in Quart vor sich hatte. Sie schlug es bei dem Eintritt der Tante zusammen und kam ihr mit etwas höherem Kolorit entgegen, wahrscheinlich aufgeregt von ihrer Lektüre.

„Sie sind schon auf?" fragte die Kramm erstaunt.

„Schon seit zwei Stunden," versicherte Cora.

„Und Ihr Mann?"

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht, er ſchlief ſanft, als ich aufſtand. Ich habe einen Morgenſpaziergang gemacht.“

„Ganz allein?“ fragte die Tante, von einem mißtrauiſchen Gedanken überfallen.

„Auf dem Lande iſt das doch keine Unſchicklichkeit?“ entgegnete Cora unbefangen. Und gar im eignen Garten und Felde! Ich bin in Bagneres und in Iſchl ſogar allein bei Tagesanbruch in den Bergen geweſen — und in Nizza,“ ſetzte ſie lachend hinzu. „Schönfels machte mir einmal Vorſtellungen, als wir uns kaum kennen gelernt hatten. Ich unterließ es deßwegen ſpäter.“

Die Tante ordnete unterdeſſen das Kaffeegeſchirr und benutzte den Moment gleich zu einem kleinen Anfange ihres hauswirthſchaftlichen Unterrichts, welchen Cora ſehr dankbar annahm.

„Aus Ihnen wird etwas!“ ſagte die Tante zufrieden. „Sie ſtellen ſich ganz geſchickt an, Sie haben auch Luſt.“ Mit einer Anweiſung, wie ſie noch aufgießen ſolle, verließ ſie das Zimmer, um den Neffen, der ſeine gewohnte Stunde zu verſchlafen ſchien, zu wecken. Sie fand ihn auch wirklich noch beim Ankleiden, weßhalb ſie gleich wieder zurücktrat und nur ſagte: „Deine Frau bereitet Dir das erſte Frühſtück.“

Süße Worte für einen Mann, der in ſeinen nächtlichen Träumen noch immer ein Hageſtolz iſt und dem es beim Erwachen mit wahrer Wonne erſt einfällt, daß er ja einen Ehemann in ſich findet! Als er zu den Frauen kam, war er etwas verſchämt, daß er ſeine Zeit verſchlafen hatte. „Regelmäßigkeit iſt ſonſt mein Element in allen Dingen!“ ſagte er.

„Hören Sie das, Cora!“ ſprach die Tante. „Regelmäßig in Allem! Frühſtück, Mittag, Kaffee und ſo weiter — immer auf die Minute! Das erhält die ganze Wirthſchaft in Ordnung.“

„Haſt Du keine beſtimmte Zeit zum Aufſtehen, Herz?“ fragte der Landrath frühſtückend, wobei er aus Artigkeit die Bemerkung unterdrückte, daß der Kaffee ungemein leicht war, denn Cora — wie wir leider geſtehen müſſen — hatte über ihrem Buche das Aufgießen ganz vergeſſen. „Ich hielt Dich geſtern für eine Langſchläferin, heute möchte ich Dich einen unruhigen Geiſt nennen! Wann iſt Deine gewöhnliche Stunde?“

„Meine Stunde iſt einen Tag wie den andern,“ erwiderte Cora heiter. „Nämlich immer, wenn ich aufwache. Es kommt vor, daß ich bis Mittag ſchlafe — nach einem Balle bin ich ſogar einmal Nachmittag um fünf Uhr erſt aufgeſtanden — es geſchieht aber auch, daß ich die Sonne des längſten Sommertags ſchon aufgehen ſehe.“

„O!“ verwunderte ſich der Landrath. „Aber das iſt nicht gut.“

„Warum?“ fragte ſie mit einem offenen Blick.

„Weil die Ordnung darunter leidet!“ nahm die Tante ſtatt ſeiner das Wort. „Für ein junges Mädchen, das keine Verantwortung hat, obenein, wie Sie, die nirgend eine bleibende Stätte gefunden, da geht es allenfalls noch, aber als Frau muß man ſich an eine feſte Tagesordnung gewöhnen.“

Cora konnte der Richtigkeit dieſer Behauptung nichts entgegenſetzen. Schönfels fragte nach ſeinem Bruder, ein Streifblick der Tante bemerkte, daß Cora erröthete — wie? ſollte die kleine Frau im Auslande ſchon eine gute Schule durchgemacht haben, mit Intriguen und Trugkünſten umzugehen wiſſen? Sie war nicht allein auf ihrem Morgenſpaziergange geblieben, das ſchien der Tante jetzt außer Zweifel.

„Paul wird vielleicht auch ſchon eine Promenade unternommen haben,“ ſagte ſie. Aber das Wort machte keinen Eindruck auf Cora, welche ganz ruhig hinzuſetzte: „Das iſt möglich.“

Es verging aber eine Stunde nach der andern, und als endlich nach ihm geſchickt wurde, den noch kein Menſch im ganzen Hauſe geſehen hatte, war er gar nicht zu finden. Ein Billet, an ſeinen Bruder adreſſirt, lag auf dem Tiſche, der Diener überbrachte es mit der Meldung, daß Herr von Schönfels abgereiſt zu ſeyn ſchiene, denn ſein Koffer ſtehe gepackt, verſchloſſen und nach Hamburg adreſſirt, mitten im Zimmer.

Die Tante hatte nichts Eiligeres zu thun, als den Diener zu entfernen, damit er nicht bemerke, wie dieſe unerwartete Nachricht allſeitig aufgenommen wurde. Der Landrath öffnete das Billet und las:

„Leb' wohl, Karl. Der Zweck meines Hierſeyns iſt erreicht, ich habe keinen Grund länger zu verweilen. Meinen Koffer zur Eiſenbahn, bitte. Habe Dank, ſey glücklich. P.“

„Es iſt unerhört!“ rief die Tante. „Wie ein Dieb in der Nacht, ohne Abſchied — nicht einmal einen Gruß an uns! Was ſagen Sie dazu, liebe Niece?“

Cora zuckte die ſeinen Achſeln mit einiger Heftigkeit und erwiderte: „Jeder iſt Herr ſeines Thuns.“

„Das wäre ſchön!“ rief die Tante. „Jeder könnte thun, was ihm beliebte? Ja, ja, es nehmen ſich manche Menſchen dieſe Freiheit, aber ſie mögen nur ſehen, wie weit ſie damit kommen werden! Ich habe den Jungen nun gehätſchelt, wie mein eigenes Kind, ohne mich wäre er verkommen, und nichts als Undank habe ich von ihm geerntet. — Witze gemacht über mich und meine Gutmüthigkeit hat er, wo er konnte, und als ich ſeiner Verſchwendung einmal konſequent ſteuern wollte, hat er mir die Fenſter eingeworfen —“

Digitized by Google

„Wie?" entgegnete Cora unwillig. „Das ist nicht möglich — keine solche Roheit —"

„O das sollte noch dazu ein Hauptwitz seyn! Wissen Sie? Andere Gassenjungen nehmen dazu kleine Steine, und die Demokraten rissen das Straßenpflaster auf, wenn sie Ministerfenster einwerfen wollten, mein Paul aber war ein Genie: er nahm harte Thaler dazu!"

„Aber liebe Tante!" bat der Landrath.

„Fünf Stück harte Thaler, ich habe sie noch, und wir wollen sie ihm nach Hamburg mitschicken, denn er sitzt ganz auf dem Trockenen, sein ganzes Vermögen beträgt Zwölf Thaler, drei und zwanzig Silbergroschen, ich habe es gezählt! Die fünf Thaler kann er brauchen, hat er mir selbst gesagt."

(Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung der Schrift.

Erfindungen über Erfindungen drängen sich in unserer Zeit mit der Hastigkeit, womit sich die Wellen eines brausenden Stromes verfolgen, aber sie wären größten Theils unmöglich gewesen, wenn nicht vor Jahrtausenden ihnen eine vorhergegangen wäre, die schwieriger, unbegreiflicher und räthselhafter als alle bisher gemachten Erfindungen, sie alle durch Unerklärlichkeit und ungeheure, unberechenbare Wirkung übertrifft, nämlich — die Erfindung der Schrift. Wie war es möglich, auf den Gedanken zu kommen: Töne sichtbar zu machen? Das Unerklärliche und Wunderbare dieser Erfindung nöthigte die ältesten Völker zu dem Glauben, die Schrift wäre von den Göttern den Menschen mitgetheilt worden, und noch heute ist das uralte Räthsel nicht gelöst. Der freundliche Leser wird es dem Verfasser wohl Dank wissen, wenn er ihm den Schleier der Urzeit lüftet und ihn in ihre Geheimnisse einen Blick werfen läßt.

Es mögen wohl an 4000 Jahre seyn, da weidete auf den Ebenen Mesopotamiens ein friedliches Hirtenvölkchen, ein Zweig des großen semitischen Stammes, seine Heerden. Oefters wurden die Hirten von räuberischen Stämmen überfallen und Menschen und Vieh geraubt, wobei dann die erstern zu Sklaven gemacht wurden. Dieses traurige Schicksal widerfuhr auch einem der Hirten, Namens Gad, der von allen, die ihn kannten, seiner Sanftmuth, Güte und Weisheit halber geliebt und geehrt war. Er hatte drei Knaben, deren sich sein älterer kinderloser Bruder Aßaf väterlich annahm. Viele Jahre waren verstrichen, seitdem der allgeliebte Gad in die Sklaverei geschleppt worden war, da erkrankte Aßaf in Folge eines Sturzes, und obschon er durch die liebevolle Pflege seiner Neffen dem Tode entging, blieb er doch an vielen Theilen des Körpers gelähmt und hatte für immer die Sprache verloren. Gad's Söhne waren aber indessen größtentheils herangewachsen, und vergalten ihm reichlich die Liebe und Pflege, die er ihnen hatte angedeihen lassen.

Eines Tages war der alte Aßaf allein in seiner Hütte — seine Neffen und Nachbarn waren alle auf der Weide — da bemerkte er vor der geöffneten Thüre einen Trupp Reuter vorüberziehen, und in ihrer Mitte — den lang vermißten Bruder. Er hätte von seinem Lager aufspringen und hinausstürzen mögen, aber die gelähmten Glieder versagten jeden Dienst. Eine ähnliche Bewegung bemerkte er an seinem Bruder, aber auch diesem war der Gebrauch der Glieder, wenn auch nicht durch Krankheit, doch durch Bande verwehrt. O wer schildert den Schmerz, der durch die Seele des gelähmten Aßaf wüthete, dem so plötzlich der lang ersehnte Bruder als Sklave entgegengeführt wurde, um sogleich wieder, wahrscheinlich für ewig, ihm entrissen zu werden, ohne daß er ihm Hülfe bringen, ohne daß er auch nur seine Stimme hören, einer einzigen Umarmung sich erfreuen durfte! Wenn doch nur einer seiner Neffen da gewesen wäre, um schnell die Hirten zur Verfolgung der Räuber zu sammeln! Zu Ewigkeiten dehnten sich ihm die Minuten, die noch bis zur Ankunft der Neffen verflossen. Nur ein Trost linderte die Gluth, die ihn verzehrte; er glaubte bemerkt zu haben, daß die Rosse der Räuber bereits ermüdet waren, und die Zeit, wo die Hirten heimtreiben mußten, war nicht mehr ferne. Endlich erschienen die Kinder des unglücklichen Bruders. Mit einer Hast, wie sie sie nie an ihm bemerkt, winkte er sie zu sich, und suchte sich ihnen wie gewöhnlich durch Zeichen verständlich zu machen, aber, o Jammer, die Jünglinge verstanden ihn nicht! Wie sollten sie auch? Das Vorgefallene lag viel zu sehr außerhalb des Bereichs der täglichen Ereignisse, und vom Vater hatten die Brüder zwar oft miteinander, wie auch mit dem alten Onkel gesprochen, aber dieser selbst hatte sich stets nur im Verkehr mit ihnen darauf beschränkt, auf ihre Fragen ein bejahendes oder verneinendes Zeichen zu geben, oder auf irgend einen Gegenstand seiner wenigen Wünsche, wenn er gerade in der Hütte war, mit dem Finger zu zeigen. Die Jünglinge merkten zwar, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn müßte, aber was? Das war trotz allen Rathens und aufgeweckten Scharfsinnes unmöglich heraus zu bringen. Erschöpft von Anstrengung und Aufregung sank endlich Aßaf auf sein Lager zurück, von dem er sich im Eifer halb erhoben hatte. Aber das Schicksal seines Bruders ließ ihm keine Rast. Wenn er nur die zwei Worte Ab Gad (Vater Gad) hätte hervorbringen können! Die Worte wälzten sich in

Digitized by Google

seinem Geiste und trennten sich innerlich in einzelne Laute, die er stoßweise A—B—A—B in Gedanken aussprach. Gespannt horchte er auf jedes gesprochene Wort, als könnte er die einzelnen Laute, die er daraus benöthigte, haschen und festhalten. Plötzlich durchzuckt ein Lichtstrahl den Geist des alten Mannes. Der älteste der Brüder erzählte den andern eben von einem Tausche, in welchem für einen Widder ein Stier gegeben worden. „Aluf?" (ein Stier) wiederholte in fragender Verwunderung, indem er die erste Sylbe lange dehnte, der Zweite. Das Zeichen für das A war gefunden: Aßaf winkte den jüngsten der Brüder, seinen Liebling, zu sich, ließ sich von ihm eine Kohle reichen, und zeichnete einen rohen Ochsenkopf an die Wand. Jafa, so hieß der Jüngste, meinte, der Oheim wolle ihm einen Auftrag in Bezug auf die Heerde geben, und stellte deßhalb mehrere Fragen. Heftig schüttelte dieser bei allen den Fragen den Kopf, zum Zeichen der Verneinung, und bedeutete dem Jüngling endlich, daß er schweigen möchte. Noch einmal zeigte er auf den Ochsenkopf, und als der Jüngling das Wort „Aluf" hervorgebracht hatte, machte ihm jener wieder bemerklich, nichts mehr zu sagen. Dieß wiederholte sich mehrere Male, und bald hatte der scharfsinnige Jüngling es abgemerkt, daß der Onkel nichts anderes haben wollte, als daß er das Wort aussprechen solle. Obschon es ihn höchlichst verwunderte, kannte er doch seinen Onkel zu gut, um nicht anzunehmen, daß dieser seine besondern Gründe zu seiner seltsamen Handlungsweise haben müsse. Nachdem es Aßaf gelungen war, das gewünschte Wort ohne jeden Zusatz von seinem Neffen aussprechen zu hören, versuchte er es, ihm durch Zeichen bemerklich zu machen, daß er das Wort lang gedehnt aussprechen möchte. Er legte zu diesem Zwecke die flache Hand auf den Mund und bewegte sie langsam in gerader Linie davon weg. Bald hatte der Jüngling auch das begriffen, und nach mehrmaligem, immer gedehnterem Aussprechen des Wortes ließ er ihn nach dem A durch ein Zeichen innehalten. Als nun Aßaf noch einmal auf den Ochsenkopf zeigte und Jafa von selbst A allein aussprach, da blitzte ein Strahl triumphirender Freude aus den geistreichen Augen des Alten, als hätte er geahnt, daß in diesem Augenblicke die Geisterwelt in's Daseyn trete.

Da er es dahin gebracht, daß sein Neffe bei dem Anblick des Ochsenkopfes ein A hören ließ, galt es nur noch, ihn auf dieselbe Weise die Laute B, G, D, aussprechen und dann verbinden zu lassen. Er zeichnete neben den Ochsenkopf ein Haus, welches in den semitischen Sprachen Beth heißt, ließ das Wort langgedehnt aussprechen, dann nach dem Laute B abbrechen, und diesen einigemal hinter einander wiederholen. Die Verbindung der Laute A B durch immer schnellere Aufeinanderfolge zu dem Worte Ab (Vater) machte keine Schwierigkeit, und das erste geschriebene Wort war das Erstemal von einem Menschen gelesen und verstanden worden. Zur Bezeichnung der Laute G, D, zeichnete Aßaf einen Kameelskopf und Hals (Gamal, Kameel) und eine Thüre (Deleth). Jetzt dämmerte es in dem Gehirne des Jünglings. „Ab Gad?" fragte er verwundert, nicht wissend, wozu sein Onkel eigentlich so ungeheure Mühe aufgewendet, um die Rede auf den Bruder zu bringen. Heftig bejahend bewegte der Alte den Kopf, indem er mit einer vibrirenden Handbewegung, die so viel als „da, da, da" ausdrücken sollte, auf den Raum vor dem Eingang draußen zeigte. Fragen und Zeichen folgten jetzt hastig aufeinander, schnell hatte man sich verständigt, die Hirten versammelt, die Räuber verfolgt, eingeholt, und den geliebten langvermißten Gad ihren Händen entrissen. . . . . .

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Februar dieses Jahres hat fünf Sonntage. Er fängt mit einem Sonntage an und schließt mit einem Sonntage. Dieß passirt dem Februar in jedem Jahrhundert nur drei Mal. Im vorigen Jahrhunderte waren durch fünf Sonntage geheiligt die Februare von 1728, 1756 und 1784. In diesem Jahrhunderte sind es die Februare 1824, 1852 und 1880. Im nächsten Jahrhunderte werden es die Februare 1920, 1948 und 1976 seyn.

Seine lieben Pariser will Louis Napoleon gründlich waschen. Große Badeanstalten in allen Stadttheilen sollen errichtet werden, mit den stärksten kalten und warmen unentgeltlichen Douche- und Tuschbädern. Wer sich einen verdrießlichen Schnupfen holt, wird vom angestellten Badearzt und Apotheker unentgeltlich kurirt.

Charade.

Die Erste ist leicht verdaulich, für Kinder gut zu
essen,
Indessen Eltern oft die And're frißt und zehrt. —
Als wollt' es selber sich und dazu And're fressen,
Sieht stets das Ganze aus, drum laßt es ungestört.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 11 19. Januar 1852.

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Es währte einige Zeit, ehe sich die Tante, welche die neue Rücksichtslosigkeit ihres ungezogenen Pflegekindes besonders entrüstete, so weit beruhigt hatte, daß sie einer gemäßigten Anschauung seines Schrittes zugänglich war. Dann aber fand sie bald genug Grund, ihn zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen und sie war dabei mit weiblichem Scharfsinn der Wahrheit sehr nahe gekommen. Hatte er ihr nicht mit dem Ernste einer festen Ueberzeugung gesagt, daß er niemals handeln werde, wie es sich mit der Ehre nicht vertrüge? Ein längerer Aufenthalt hätte ihn jedenfalls mit diesem Grundsatze in Konflikt gebracht — wenn er nicht ein kaltes Fischherz in der Brust trug, so mußte er von der verführerischen Schönheit seiner jungen Schwägerin bei der Ungezwungenheit eines täglichen Umgangs bezaubert werden — und umgekehrt war es für Cora von größter Gefahr, den schönen Mann, dessen Alter und Interessen den Ihrigen durchaus nahe standen, täglich vor Augen zu haben, wo ein Vergleich mit ihrem — Beiden so unähnlichen! — Gatten gar nicht ausbleiben konnte. Der rechtliche Paul hatte also den kürzesten Weg gewählt und war aus dem Fenster gesprungen, um zu guter Stunde allem Anstoß zu entgehen. So erklärte sich die Tante sein seltsames Thun, aber sie hütete sich wohl, ihren Gedanken Worte zu geben, oder ihn zu entschuldigen: es war ganz gut, wenn das junge Ehepaar mit Unwillen seiner gedachte. Daß er den Weg wirklich durch das Fenster genommen hatte, stand fest, denn das Haus war bis zum Morgen verschlossen gewesen. Bei den Domestiken erregte dieser Umstand allerhand sonderbare Betrachtungen, welche sie aber nur ganz heimlich unter einander äußerten.

Cora sprach gar nicht mehr von Paul. Wenn sein Name genannt wurde, was von ihrem Gatten bisweilen geschah, nahmen die feinen Linien um ihren Mund einen schärfern Strich an und in ihrem Auge hätte ein seelenkundiger Blick den Ausdruck eines stolzen Protestes lesen können, gleichsam gegen eine Andeutung, die sie nur ahnte. Demungeachtet beschäftigte sie sich viel mit Paul und es war sehr zweifelhaft, ob das Mittel, wenn er wirklich die Absicht, die ihm Tante Dina unterlegte, damit verbunden hatte, richtig gewählt war. Nach seinen Worten, welche er an jenem Abende zu ihr gesprochen hatte, war ein so verletzendes Benehmen ganz unerklärlich, es reizte also zum Nachdenken, Gründe dafür aufzufinden, und so rief sich Cora mit immer frischen Farben Alles zurück, was ihn betraf, rief sich den Ton seiner Worte zurück, bei welchem sie eine räthselhafte, noch nie empfundene Bewegung ihres Herzens gefühlt hatte.

Ihr äußeres Leben wäre wohl geeignet gewesen, sie aus diesem Gebiet der Träume und Bilder in die baare Wirklichkeit zu führen. Die Tante hatte den festen Entschluß gefaßt, binnen vier Wochen Schloß Hagen zu verlassen, und da sie nicht gewissenlos an ihrem Neffen handeln wollte, so betrieb sie ihr Werk, die junge Frau binnen dieser kurzen Zeit zur vollkommenen Wirthin auszubilden, mit einem wahren Feuereifer. Die arme Cora wurde häuptlings in das ihr gänzlich unbekannte Meer, auf welchem sie künftig allein schiffen sollte, gestürzt, sie strandete täglich auf Sandbänken oder zerschellte ihr mühsam erbautes Fahrzeug an Klippen, daß all' ihre gesammelten Schätze wieder verloren gingen, aber unermüdlich wurden die Trümmer herausgefischt und von Neuem zusammengefügt und es schien wirklich, als sollte der Tante ihr Vorhaben gelingen, worauf sie nicht wenig stolz war. Bei dieser angestrengten Thätigkeit mußte die junge Frau auch von ihren hin und her über Gottes Erdboden fahrenden Ideen abkommen und sich zu Hause vernünftig einrichten. Ihre Gespräche bestätigten diese Hoffnung — freilich konnte sie noch nicht viel mitsprechen, denn sie kannte hier zu wenig, aber sie hörte wenigstens aufmerksam zu, wenn ihr Gemahl und die Tante sich von den Angelegenheiten der Nachbarschaft oder des Hauses unterhielten, noch mehr aber, wenn sie mit der Tante allein war, und diese ihr mit gewohnter Beharrlichkeit zusprach, Erzählung und Lehre in bester Mischung.

Digitized by Google

Sie war nun offenbar demüthig geworden und zu der Erkenntniß gekommen, daß die alte Tante im reellen Werthe doch bedeutend über ihr stehe und all' ihr bunter Firlefanz, von der Reise mitgebracht, für das praktische Leben nutzlos sey. In dieser Annahme wurde die gutmüthige Tante immer freundlicher gegen Cora, aber auch immer gesprächiger, so daß sie sich selbst alle Gelegenheit benahm, von ihr etwas zu hören, woraus sie hätte ihr Urtheil bestärken oder berichtigen können. — Die reiche Ausstattung der jungen Frau war nun längst eingetroffen, große Möbelwagen, hier zu Lande noch nie gesehene Ungeheuer, hatten sie gebracht, es war für die Tante eine wahre Wonne gewesen, all' diese Schätze zu sichten und an passende Orte zu bringen — um die Bücher, eine ganze Bibliothek in prachtvollen Einbänden, und viele andere Dinge, deren besondern Nutzen sie nicht einsah, hatte sie Cora die Sorge selbst überlassen, es gefiel ihr aber, daß diese sich nicht in deren Betrachtung oder gar in das Lesen vertiefte, sondern Alles nur schnell arrangirte und sich dann nicht mehr damit abgab. Die Tante hatte keine Ahnung von dem Gefühle, welches Cora bewog, sich so schnell von diesem nur zu gefährlichen Horte loszureißen: sie fürchtete, den Schleier zu berühren, der seinen zauberischen Glanz matt verhüllte. Nachsendungen kamen von Zeit zu Zeit, immer von liebevollen Briefen ihres Vaters begleitet. Diese las Cora so ruhig, daß es eine Freude war.

„Ich hätte gedacht, daß Sie das Heimweh bekommen würden," sagte die Tante freundlich lächelnd eines Abends, als Beide allein in dem schon halb verdüsterten Zimmer saßen und draußen ein trostloser Regen von dem graubezogenen Himmel strömte, nun schon den dritten Tag anhaltend. „Das Heimweh ist eine böse Krankheit, und ich habe wirklich für Sie gefürchtet, aber ich freue mich, daß Sie so herzhaft sind."

„Das Heimweh —" widerholte Cora und blickte einen Moment still vor sich nieder. „Kennen Sie auch das Fernweh?"

„Fernweh? Was meinen Sie damit?" fragte die Tante. „Fernweh? Unsinn!"

„Wie das Heimweh nach der Heimath zieht und Herzen darüber brechen," sagte Cora, „so das Fernweh nach der Ferne — ich weiß, daß es Gemüther gibt, welche das fühlen. Gleichviel wohin, nur in die Ferne!"

„Aber liebes Kind," entgegnete die Tante, „vernünftige Menschen können das nicht seyn, nur überspannte Seelen. Wo es dem Menschen wohl geht und er sich eine Heimath und einen eigenen Herd eingerichtet hat, da wird er doch am liebsten seyn — Vagabunden, das ist etwas Anderes, und ich kenne freilich solche, denen ein wildes Herumtreiben besser gefällt, als eine solide Existenz, wir wollen davon nicht weiter sprechen."

Wenn auch Cora nicht weiter davon sprach, so war der Gedanke, welcher in ihrer Seele nur leise geschlummert hatte, wieder wach gerufen und nahm jetzt, wie ein siegreicher Krieger sein Panier in eine eroberte Feste pflanzt, Besitz von ihrem Innern. Die Tante war auf ein anderes, für sie höchst interessantes Thema übergegangen, ihre Worte plätscherten eintönig, wie draußen die fallenden Regentropfen, fort und fort, sie dienten nur dazu, Cora's Gemüth für die Gegenwart einzulullen. Mit dem innern Auge sah sie statt der mißfarbigen Himmelsdecke, welche zu den Fenstern hineinstarrte, den tiefblauen krystallenen Dom des Südens, die öde Dämmerung draußen wurde zu Licht und Glanz und glühendem Farbenspiel, das Rauschen des Regens zum lauen, linden Wellen der Seefluth auf den Kieseln des Strandes, Töne erwachten im Innern der sinnenden Frau, die Musik der Sprache Italiens, Gesang und fröhliches Gelächter, Castagnettenklang und zum Tanz die Saiten der Mandoline — und wie ein Zauberbild in vollem, üppigem Leben rollte es auf: der Golf von Neapel mit all' seiner Pracht. Da lachte das Herz in Cora's Brust auf mit zwei raschen, hüpfenden Schlägen —

„Kind!" schrie die Tante erschrocken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Erfindung der Schrift.

(Schluß.)

Jahre waren seit dem oben erzählten Ereigniß verflossen, der Gedanke, der die Befreiung des angesehenen Hirten herbeigeführt, längst vergessen — wir befinden uns in einem Prachtgarten des aufblühenden, von der Morgensonne vergoldeten Sidon, der Mutterstadt der phönizischen Handelsstädte. Sinnenden Blickes ruht das Auge eines schönen Jünglings auf den schäumenden Wogen des weithin sich dehnenden Mittelmeeres, die an den Felsen Kanaans branden. Aus dem schwarzen Auge des Träumers blitzt das Feuer der Jugend, dessen Gluth jedoch durch einen melancholischen Zug um die Mundwinkel und durch die hohe, ernste, gedankenvolle Stirne gemildert ist. Ein leiser Ruf läßt sich jetzt aus einer Baumgruppe rechts von ihm hören, in freudiger Bewegung wirft er den Spaten, auf den er sich gestützt, von sich, und eilt der Gegend zu, woher der ihm so süße Ruf gekommen. Was seinen Schritt wohl so beflügeln mag? Was es wohl seyn mag, was ihn den Millionen Blumen und Blüthen, die ihn umgaben, mit ihren Düften und Farben, und dem prächtig wallenden Meere so

Digitized by Google

leicht zu entreißen im Stande ist? Es ist die Blume der Blumen, deren Athem süßer duftet, als alle Blüthen, deren Wangenroth schöner als das der Rosen, deren Lippen die glühenden Nelken beschämen, deren Augen dem Blau der Viole den Rang streitig machen, deren zarte Haut aus Nelkenblättern gewebt scheint, und deren Lockenwellen mächtiger anziehen, als die des Meeres — es ist die Königstochter Naama.

„Mein Jafa!" rief die holde Fürstentochter Sidons, indem sie den Jüngling glühend umarmte, während Thränenströme ihren schönen Augen entstürzten, „ich sehe Dich heute zum Letztenmale; mein Vater will, daß ich heute den neugebauten Palast an der andern Seite der Stadt beziehe."

Der Jüngling stand wie niedergedonnert da. „Laß uns fliehen!" rief er endlich.

„Wohin?"

„Aufs Meer, oder in mein Vaterland am sanft dahingleitenden Euphrat, von wo mich Räuber weggeschleppt und hierher als Sklaven verkauft haben."

„Ach, wie können wir fliehen, man würde mich bald vermissen und uns nachsetzen."

„Wir wollen darüber nachdenken, und uns dann mittheilen, was jeder ausgesonnen."

„Aber wir werden ja nicht mehr zusammen kommen können."

„Hast Du keine treue Dienerin, die uns zur Botschafterin dienen könnte?"

„Ach, ich wage mich keiner anzuvertrauen."

Nachdenkend blieb der Jüngling einige Minuten in düstres Schweigen versunken, da blitzte plötzlich eine alte Erinnerung in seinem Geiste auf. „Mir fällt was ein," rief er wie neubelebt, „höre, Blume meiner Seele, ich will Dir Etwas erzählen." Und er erzählte ihr hierauf die Art und Weise, wie sich ihm einst sein sprachberaubter Onkel verständlich gemacht hatte. „Siehst Du, wir könnten uns auch in der Entfernung auf diese Art sagen, was wir wollen, ohne daß ein Anderer es wissen könnte, wenn wir uns für jeden Laut eines Wortes ein Ding malen, dessen Namen mit diesem Laute anfängt; wenn Du mir, Geliebte, z. B. sagen wolltest, ich solle mit etwas noch säumen, so zeichnest Du ein Haus (semitisch Bajith) und einen Zahn (semitisch Schen) und das heißt dann „Bosch" (säume). Du kannst es entweder auf ein mit Wachs überzogenes Stück Linnen, auf eine Schiefertafel oder auf ein Brettchen eingraben, und durch eine Dienerin dort unter den Stein bei der Palme legen lassen, wo immer wieder etwas für Dich bereit liegen wird."

Die Königstochter hatte schnell den Gedanken des Geliebten gefaßt und ihn freudig aufgenommen als einzigen Trost für ihre Trennung. Die Morgensonne war indessen am Himmel etwas vorgerückt, und die Liebenden sahen sich genöthigt, von einander zu scheiden.

Einige Zeitlang dauerte der schriftliche Verkehr der Königstochter mit dem mesopotamischen Hirten ungestört fort. Aber eines Tages lustwandelte der König in dem Garten, wo Jafa arbeitete, da bemerkte er, als er eben von einer Baumgruppe bedeckt war, eine Sklavin, die mit einem Täfelchen in der Hand auf eine Palme losging, am Fuße derselben einen Stein aufhob, das Täfelchen hinunter legte, und ein anderes hervornahm. Das kam ihm etwas sonderbar vor; er ging auf die Sklavin zu, und befragte sie um ihr seltsames Gebahren. Nach einigem Zaudern gestand diese, daß sie täglich ein solches Täfelchen von ihrer Gebieterin, der Königstochter, empfange, um es her zu legen, und daß sich hier immer ein anderes finde, welches sie zurückbringen müsse. Die Verwunderung des Königs steigerte sich durch diese Antwort, und stieg auf den höchsten Grad, als er die Täfelchen mit den phantastisch durcheinander gemischten Zeichnungen der verschiedensten Dinge in Augenschein nahm. Was er hörte und sah, war ihm ein undurchdringliches Räthsel. Trotz aller Anstrengung seiner Phantasie vermochte er doch keine Spur eines Fadens zu erhaschen, der ihm auch nur zu einer dämmernden Ahnung des dunklen Geheimnisses hätte führen können. Doch da ihm ein leichter Weg zur Enthüllung des Räthsels offen stand, gab er sich nicht mehr lange dem fruchtlosen Grübeln hin, sondern winkte einen Diener herbei, dem er den Auftrag ertheilte, die Täfelchen in den Palast zu tragen, und befahl zugleich der Sklavin, ihrer Herrin zu sagen, daß sie ihr Vater sogleich zu sprechen wünschte.

Als Naama vor ihrem Vater erschien, und von ihm um die Bedeutung der Täfelchen und deren täglichen Austausch befragt wurde, war sie zu sehr von Furcht und Schrecken befangen, als daß sie eine befriedigende Antwort hätte ersinnen können, die den Vater vollkommen zu täuschen vermocht hätte, wenn ihr dieß auch jemals möglich gewesen wäre. Auch war ihr die Idee der Schrift auf eine zu leichte und spielende Weise beigebracht worden, als daß sie hätte vermuthen können, ihr weiser Vater, der stets so gut in den Herzen der Menschen zu lesen verstanden hatte, werde nicht wenigstens das Bewandtniß einiger, auf Holztäfelchen eingegrabenen Zeichen haben herausfinden können. Sie sank daher vor ihm aufs Knie, bekannte ihm offen ihr Verhältniß zu dem jungen mesopotamischen Sklaven, und schloß mit der Erklärung, daß sie durch die Täfelchen mit ihm gesprochen habe.

„Wie kann man in der Abwesenheit und aus der Entfernung mit Jemanden sprechen?" fragte der König in höchstem Erstaunen.

Digitized by Google

„Das ist ja sehr leicht," entgegnete mit größter Naivetät das Mädchen, indem sie dem Vater das Wesen der Schrift und den Sinn der auf die Täfelchen eingegrabenen Zeichen erklärte. „Und wer hat dich das gelehrt?" fragte der König.

„Jasa, der mesopotamische Jüngling."

Lange verharrte der König in tiefem, nachdenklichen Schweigen, und starrte die wunderbaren Täfelchen an, die sprechen konnten. Endlich wendete er sich mit freundlichem Gesichte seiner Tochter zu:

„Steh auf, mein Kind, ich zürne Dir nicht, du warst weiser als ich; du hast es verstanden, aus Kieselsteinen einen Diamanten herauszufinden. Wer den Menschen die Kunst lehren kann, aus der größten Entfernung mit einander zu sprechen, der soll kein Sklave bleiben. Sey getrost, meine Tochter, du sollst ihn wieder sehen. Seine Kunst wird das Land der Phönizer weltherrschend und berühmt machen, und der Fürst der Phönizer kann ihn kaum gebührend lohnen, wenn er ihm sein Theuerstes gibt. Du mußt dirs schon gefallen lassen, dem Vaterlande als Opfer zu dienen, indem es dich seinem Wohlthäter zum Geschenke gibt."

Nie mag ein Opfer williger fürs Vaterland sich hingegeben haben, als Naama, die Tochter des Phönizerfürsten.

Im Laufe der Zeit erlosch der Name des Erfinders und Vervollständigers der Schrift, und die Phönizer schrieben später die Erfindung, die nicht wenig zu ihrer Macht und Größe beigetragen hatte, ihrem Gotte Thaut zu.

Mannigfaltigkeiten.

Das Alter der mächtigsten Herrscher und Prinzen Europa's, in deren Händen das nächste Schicksal des Welttheiles liegt, ist folgendes: Papst Pius **IX.** ist 59 Jahre alt; Wilhelm **I.**, König von Württemberg, 70; Leopold **I.**, König der Belgier, 61; Friedrich Wilhelm **IV.**, König von Preußen, 56; Nikolaus **I.**, Kaiser von Rußland, 55; Joseph Franz Oskar **I.**, König von Schweden und Norwegen, 52; Friedrich **VII.**, König von Dänemark, 43; Ludwig Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik, 43; Ferdinand **II.**, König beider Sizilien, 41; Maximilian **II.**, König von Bayern, 40; Ludwig Karl von Orleans, Herzog von Nemours, 38; Wilhelm **III.**, König der Niederlande, 34; Franz Ferdinand, Prinz von Joinville, 33; Alexandrina Viktoria, Königin von Großbritannien, 32; Maria **II.**, Königin von Portugal, 32; Georg Friedrich, König von Hannover, 32; Heinrich, Graf von Chambord, Haupt des Hauses der Bourbonen, 31; Viktor Emanuel **II.**, König von Sardinien, 31; Heinrich Eugen von Orleans, Herzog von Aumale, 30; Abdul-Medjid-Khan, Sultan, 28; Anton Maria von Orleans, Herzog von Montpensier, 27; Franz Joseph **I.**, Kaiser von Oesterreich, 21; Isabella **II.**, Königin von Spanien, 21; Ludwig Philipp, Graf von Paris, 13 Jahre alt.

Sardinische Blätter erzählen folgenden Zug weiblichen Muthes: Auf der Insel Sardinien brachen am 10. Dezemb. in das Haus eines gewissen Pala Lorenzo von Oreno Räuber ein, welche jedoch die Thüre nur mit Mühe öffnen konnten. Die Frau war mit einer Nachbarin allein im Hause. Da sie Raubgesindel vermuthete, eilte sie in den Hof und befahl den Einbrechenden sich zu entfernen, da sie sonst den Hausherrn rufen werde. Die Uebelthäter ließen sich nicht abschrecken. Schon war die Thüre nahe daran, nachzugeben, und einer der Raubgenossen hatte vermocht, einen Arm hineinzustecken, als sie eine Flinte ergriff, auf die Hand zielte und sie zerschmetterte. Die Blutspuren führten auf die Entdeckung des Thäters.

Daß die Kunst nach Brod geht, ist, wenigstens in England, nicht die Regel. Nach dem Manchester „Guardian" hat der verstorbene Landschaftsmaler Turner die Kleinigkeit von 200,000 Pfd. St. zur Stiftung eines Asyls für hülflose alte Künstler hinterlassen. Alle seine Werke, mit Ausnahme einiger Gemälde, von denen er drei der National-Gallerie vermacht hat, sind zur Verzierung des Gebäudes bestimmt, in dessen Räumen unglückliche Kunstsöhne den Namen Turner segnen werden.

Das Ueberhandnehmen des Tabakrauchens hat neulich eine Dame veranlaßt, ihrem dampfenden Neffen vorzustellen, wie diese Gewohnheit sehr tadelnswerth und besonders die Cigarren schädlich seyen und das Leben verkürzten. Der Neffe wies, sich entschuldigend, auf seinen Onkel hin, der schon siebzig Jahre alt geworden, gesund wie ein Fisch sey, und doch den ganzen Tag die Pfeife und Cigarre nicht ausgehen lasse. — Die Tante schnitt diese Entschuldigung aber mit der Bemerkung ab: „Der Onkel wäre vielleicht schon achtzig, wenn er nicht rauchte!"

Auflösung der Charade in Nro. 10:

Grieskram.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 12 21. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

Zwei bis drei Werste von Saimka, — einem über 600 Werste von Tobolsk entfernten Dorfe — in einer der freundlicheren Gegenden der grauenvollen Wildnisse Sibiriens, mitten in einem sumpfigen Walde, am Ufer eines Sees, lebte eine Familie in der Verbannung. Der Vater, ein Mann von 45 Jahren, nannte sich Peter Springer, und kam, so wie seine noch jugendliche Gattin Alexandrine und seine schön heranblühende Tochter Elisabeth, nie nach Saimka. — Eine tartarische Bäuerin bediente sie, und kein menschliches Wesen durfte die Schwelle ihrer Hütte betreten. Unbekannt war allen ihr Vaterland, ihre Herkunft und die Ursache ihrer Verbannung. Der Gouverneur von Tobolsk, der nur allein um das Geheimniß wußte, und es selbst nicht einmal seinem Stellvertreter in Saimka anvertraut hatte, ließ zwar durch diesen der Familie eine bequemere Wohnung, einen kleinen Garten, bessere Nahrung und Kleidung verschaffen; aber trug ihm auch zugleich bei harter Ahndung auf, diesen Verbannten den Verkehr mit Fremden nicht zu gestatten, und hauptsächlich alle Briefe, die sie etwa an den russischen Hof schreiben sollten, aufzufangen.

Diese Schonung des Gouverneurs, wie nicht minder seine Strenge und Heimlichkeit, ließ natürlich ein besonderes Unglück, ein großes Verbrechen, oder aber eine große Ungerechtigkeit voraussetzen. Allein umsonst blieben die Bemühungen, den Schleier zu lüften, der über diesem Geheimnisse ruhte, und mit der Zeit erlosch endlich auch die Neugierde über das Schicksal einer Familie, die, man nie sah, und es trat fast gänzliche Vergessenheit an ihre Stelle.

Springer ertrug sein herbes Geschick mit stoischem Gleichmuthe. Jagend durchstrich er die Wälder, und von den Erträgnissen der Jagd ließ er sich bequemeres Hausgeräthe und Bücher von Tobolsk kommen. In den langen Winterabenden beschäftigte er sich, so wie auch seine Gattin, mit der Bildung der Tochter, in deren Seele durch diesen beiderseitigen, höchst sorgfältigen Unterricht sich hoher Muth, edler Stolz und himmlische Sanftmuth entwickelte.

Wenn das erste Grün, der Bäume schwellende Knospen des Frühlings Erwachen verkündeten, da beschäftigte sich die Familie im Garten; und so gestaltet verflossen ihr die Tage ihres einsamen Lebens.

Elisabeth, die seit ihrem vierten Lebensjahre in dieser Einöde aufgewachsen war, genoß die einfachen Freuden eines unschuldigen Herzens, und in ihrer glücklichen Jugend dachte sie nie den Gedanken, daß es eine wünschenswerthere Lage, als die ihrige, geben könne. So wuchs sie zur reizenden Schönheit, nur von ihren Eltern gesehen und ihnen zur einzigen Freude, der Rose gleich, die unter Trümmern blüht, heran.

Wenn auch zuweilen Springer's Seele sich in längst verschwundene glücklichere Zeiten zurück träumte, und in unbewachten Augenblicken laute Seufzer seiner Brust entstiegen, seine treue Gattin dann ihn weinend an ihre Brust drückte, und des Trostes Balsam in sein Herz zu träufeln versuchte, so war Elisabeth noch zu sehr Kind, um den Kummer und die Thränen ihrer Eltern zu verstehen. Doch als ihr Verstand reifer wurde, und sie einst wieder solche Thränen bei ihren Eltern gewahrte, da dachte sie sich diese unglücklich, und flehte sie schmerzlich an, ihr die Quelle zu entdecken, woraus ihre Leiden flössen. Aber Elisabeth erfuhr weiter nichts, als daß sie ihr Vaterland beweinten, denn vor schmerzlichen Gefühlen wollten die Eltern noch des Kindes Brust bewahren.

Allein die Eltern hatten sich gewaltig getäuscht. Von nun an gestaltete sich Elisabeths Leben völlig anders. Die schuldlosen Vergnügungen ihrer Kindheit erfreuten sie nicht mehr; sie versank in tiefe ernste Gedanken, und in ihrem Herzen reifte mit der Zeit ein Plan, der um so riesenartiger war, als der Realisirung desselben eine Anzahl von Hindernissen entgegen stand. Allein und zu Fuße wollte sie nach Petersburg gehen, um vom Kaiser sich die Freiheit ihres Vaters zu erflehen. Wachend und träumend beschäftigte sich Elisabeth mit diesem kühnen Gedanken, und schreckten sie schon anfangs die

Digitized by Google

vielen zu bekämpfenden Schwierigkeiten zurück, dennoch verzagte sie nicht. — Ihr unerschütterlicher Glaube an die unsichtbare Hand der Vorsehung, die mildthätig sich auch in die ödesten Wildnisse erstreckt, und dann ein Begebniß, durch welches ihr Vater beinahe ein Opfer des Todes geworden wäre, entzündete den unsterblichen Funken Hoffnung in ihrer von der unbeschreiblichsten kindlichen Liebe ergriffenen Brust.

Vor einigen Jahren hatte der junge Sohn des Gouverneurs von Tobolsk auf einer gefährlichen Bärenjagd Elisabeths Vater in dem entscheidendsten Momente das Leben gerettet. Seit diesem Ereigniß nun wurde Smoloff — so hieß der junge Mann — von den Verwiesenen täglich in ihr Gebet genommen, und Elisabeth und ihre Mutter bedauerten es innigst, ihren Wohlthäter nicht sehen und ihm für seine schöne That danken zu können. Immer hatten sich Beide mit der Hoffnung geschmeichelt, daß Smoloff bei Gelegenheit der jährlichen Winterjagd ihre Hütte besuchen werde, aber vergebens; denn sie wußten nicht, daß auch ihm, wie jedem andern, der Zutritt zu ihnen strengstens untersagt war.

Elisabeth dachte sehr oft an den jungen Smoloff, denn sie glaubte an ihm einen mächtigen Beförderer ihres Planes zu finden, der ihr den Weg nach Petersburg vorzeichnen, die Mittel, an den Kaiser zu gelangen, angeben, kurz, alle sie noch ängstigenden Besorgnisse hinwegräumen könnte. In dieser Absicht, alle diese Vortheile erwägend, beschloß sie nun, den Jüngling zur Jagdzeit aufzusuchen und zu sprechen. Und bald begünstigte ein Zufall Elisabeths frommen Wunsch.

An einem schönen Dezember-Morgen hatte sich Springer auf die Jagd begeben. Aber schon dämmerte der Abend heran, und der Vater war, wie er es versprochen hatte, noch immer nicht zurückgekehrt.

Gefoltert von Unruhe und Angst, faßte endlich Alexandrine den Entschluß, in Begleitung ihrer Tochter den geliebten Gatten aufzusuchen. Geführt von Elisabeth, kam sie bis zum Waldausfluge, wo sie jedoch, vor Müdigkeit und Schwäche nicht mehr weiter könnend, stille stand, sich an eine Tanne lehnte, und ihre Tochter gehen hieß. Elisabeth durcheilte schnellen Schrittes den Wald, und befand sich bald in der von ihr oft besuchten Ebene, wo sie eine der hier von den Grabhügeln gebildeten Anhöhen erstieg, und in alle Gegenden nach ihrem Vater blickte. Aber die Dunkelheit verschleierte ihr die Gegenstände, und sie sah nichts. Plötzlich fiel nicht weit von ihr ein Schuß. Jetzt, glaubte Elisabeth, müsse ihr Vater in der Nähe seyn, und nun flog sie der Gegend zu, woher der Schall ihr ertönt war. Auf ihrem Wege dahin traf sie hinter einer Felsenmasse auf einen halbgebückten Mann, den sie für ihren Vater hielt, und in freudiger Ueberraschung rief sie aus: „Bist Du's, mein innigst geliebter Vater!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Die junge Frau war in ihrem Sessel zurückgesunken, eine tödtliche Bläße mit schnellem Wechsel der lichten Gluth gefolgt, die nach und nach wunderbar in ihren Wangen emporgestiegen war. Sie wußte einen Moment nichts, aber der Anfall ging schnell vorüber — schon erholte sie sich, noch ehe die Tante mit kölnischem Wasser, das sie eilig gesucht, ihr zu Hülfe kam. Cora richtete sich schnell auf, sie blickte umher und schämte sich ihrer Schwäche: es war die erste Anwandlung von Ohnmacht, welche sie in ihrem Leben gefühlt hatte. Die Tante war sehr beruhigt darüber, die erfahrene Frau kannte dergleichen in solchen Zuständen, wie sie hier wohl berechtigt war, anzunehmen, und der Abend wurde ihr dadurch zu einem interessanten. Kaum konnte sie die Ankunft ihres Neffen erwarten, welcher in Geschäften seines Amtes abwesend war. Spät kam er und triefend vor Regen. Er machte sehr viel Aufhebens von dem Wetter und was er davon habe erdulden müssen und forderte eine Menge von Hülfsleistungen und Präservativen gegen mögliche Folgen einer wahrscheinlichen Erkältung. Die Tante benutzte diese passende Gelegenheit, um Cora die Bereitung des herrlichsten Universalmittels Kamillenthee zu lehren. Und diese, mit der Erinnerung an manchen Orkan und Wolkenbruch, welchen sie mit ihrem Vater im Kampf der Elemente über ihrem unbedeckten Haupte hatte einbrechen sehen, kochte Kamillenthee mit einer Sanftmuth, welche ihr das volle Herz der Tante gewann, die noch keinen freien Moment gefunden hatte, um dem ahnungslosen, sich sorgsam trocknenden Neffen sein Glück zu verkündigen.

Der Landrath wußte schon Alles, wenigstens hatte er es geahnt und gehofft, wenn ihm auch eine Anspielung, welche er gewagt, mit entschiedenem Unwillen zurückgewiesen worden war. Er freute sich sehr, äußerte diese Freude jedoch mehr durch Blicke und Mienen, als durch Worte, denn nun wollte er der Spröde seyn. Er hatte sich überhaupt ein eheliches Leben ganz anders gedacht. Es war ihm dunkel vorgeschwebt als ein Uebermaß von Bequemlichkeit in jeder Hinsicht, wo ihm die behaglichste Ruhe bereitet wurde, gesorgt für die kleinsten Annehmlichkeiten körperlicher Pflege, ohne daß er

Digitized by Google

nur einen Wunsch zu äußern brauche, tägliche Lieblingsgerichte, welche ihm die ökonomische Wohntante aus Prinzip nicht immer gereicht hatte; wo er thun und lassen, denken und reden dürfe, was er wolle, wo die oft lächerliche Prüderie, mit welcher die Wohntante seine besten Scherze unterdrückt hatte, wegfallen, und er sich durchaus nicht mehr zu geniren brauche. Ach! wie grausam war er besonders in dem letzten Punkte getäuscht worden! Die junge Frau legte ihm — nicht durch bestimmte Willensäußerungen! aber durch ihr ganzes Benehmen einen Zwang auf, daß ihm oft war, als sey er aus dem ungenirtesten Landleben an einen Hof versetzt worden. Wenn sie stets in vollkommener, und nicht selten gewählter Toilette zu Tische kam, wie konnte er im Schlafrocke erscheinen, den er sich zuweilen bei schlechtem Wetter gestattete? Wenn er sah, wie ihr sein Tabaksdampf lästig fiel, und dieser Punkt war der einzige, wo sie sich eine Bitte erlaubt hatte, wie konnte er in ihrer Gegenwart rauchen? Und vor Allem die Unterhaltung! In guter Laune hatte er Anfangs wohl Scherze gemacht oder Gespräche geführt, welche Cora empfindlich in ihrem Zartgefühl verletzt hatten und das war so merkwürdig hervorgetreten, daß er selbst in peinliche Verlegenheit gerathen war, er, ein welterfahrener Junggesell von fünfundvierzig Jahren, war erröthet über sich selbst! Nun schlug er in seiner Redeweise fast in das Gegentheil über, das unschuldige Wort konnte ihn beunruhigen, ob es nicht von Cora als eine Zweideutigkeit aufgenommen werden dürfte! — Und dieß Leben sollte ein Uebermaß von Bequemlichkeit seyn! Auch für seine Verpflegung eröffneten sich keineswegs bessere Aussichten, die Tante schien darin gleichsam ein politisches Testament an ihre Schülerin hinterlassen zu wollen, daß sie ihn nicht verwöhne — und der bedrohte Mann studirte schon in den Zeitungen die Engagementsgesuche perfekter Köchinnen. Doch ließ er sich von all' dem, was seine Seele bewegte, nichts merken. Die Tante, welche ihm oft prophezeit hatte, daß er noch an sie denken werde, wie viel besser er es unter ihrem Hausregiment gehabt, durfte den Triumph nicht genießen, daß er noch bei ihrer Anwesenheit zu dieser Ueberzeugung gekommen war. Am Ende, sagte er sich aus praktischem Gesichtspunkte, ist Alles in der Welt auch Gewohnheit, der Mensch also ein Gewohnheitsthier, in zwei Monaten befinde ich mich gewiß bei meiner neuen Manier zu leben und zu reden ganz wohl, und bin auch wohl etwas zu weit in der Ungezwungenheit gegangen. — Aber Cora soll mir nun den ersten Schritt thun, ich werde gar nichts bemerken, sie muß endlich mit der Sprache heraus, und das wird mir wenigstens in dieser Beziehung besseres Spiel bereiten.

Sie war nicht wohl, das sah er. In ihrer Stimmung wechselten heitere und trübe Momente, oft in den unbegreiflichsten Uebergängen, das konnte nicht anders seyn. Die Tante hatte, eine Frau zur Frau, mit ihr gesprochen, was sie zur Antwort erhalten hatte, verrieth sie dem Neffen nicht, aber sie war auch verstimmt. Und pünktlich mit Ablauf der vierten Woche, welche sie sich gesetzt hatte, reiste sie ab. Ein Zimmer im Schlosse für künftigen Besuch ließ sie noch möblirt, ihr sonstiges Eigenthum nahm sie mit. Der Abschied war ein thränenreicher, Cora hatte die wohlmeinende Frau von Herzen lieb gewonnen und sah sie mit großer Betrübniß scheiden, der Neffe selbst war tief bewegt. „Wenn irgend etwas vorfällt, wo Ihr mich braucht," sagte sie, „so ist Tante Dina wieder da. Lebt glücklich zusammen.

Dieß Wort war aber, wie jedes, leichter ausgesprochen, als erfüllt. Glücklich im vollen Sinne konnte sich der Gatte nicht fühlen, wo ihm seine Frau im Grunde sehr fern stand, glücklich konnte ein Wesen, wie Cora, in der Verbindung mit einem Manne, dessen ganze Richtung der ihrigen entgegengesetzt war, nicht seyn, und es fragte sich nur, warum sie aus freier Wahl seine Hand angenommen hatte, da sie doch weder von ihrem Vater, noch durch ein übereiltes Wort gezwungen worden war. Dieß Räthsel hatte die Tante oft beschäftigt, noch mehr aber den Bruder ihres Gatten, diesen hatte es geradezu wieder in die Fremde getrieben. — Anfangs schien es zwar, als würden sich Beide nach der Abreise der Tante näher aneinanderschließen, und so ein theilweises Aufgehen der Gegensätze möglich werden. Aber es war nur Schein und bezog sich mehr auf Aeußeres. Die Seelen entfremdeten sich fast noch in höherem Maaße, als zuvor. Und dabei fühlte sich die junge Frau gegen ihren Gatten keineswegs gleichgültig oder gar nicht abgeneigt, sie hing an ihm mit freundlicher Gesinnung, sie sorgte um ihn, er nahm einen großen Theil ihrer Gedanken in Anspruch und es that ihr oft so leid, daß sie es nicht besser verstand, ihm das Daseyn nach seinen Ansprüchen angenehm zu machen. Was sie erkannte und ihm thun konnte, das geschah ganz gewiß. Aber es fehlte Beiden das wahre geistige Band, und wo nicht im heißen, innigen Hochgefühl die Seelen in einander fließen, Lust und Leid auch um Getrenntes theilen, Begeisterung und Poesie der Gedanken gemein haben, da wird ein Glück, wie es in den Träumen der Dichter lebt, nie erreicht werden. Die Dichter weilen eben nicht auf der Erde.

Der Herbst kam heran, die Blätter entfärbten sich, im Walde riefen die wehmüthigen Stimmen der Wandervögel, welche nach wärmern Ländern vor dem nordischen Winter fliehen. Da erwachte in Cora's Herzen mit verstärkter Macht das Ge-

Digitized by Google

fühl der Sehnsucht, welchem Paul den passenden Ausdruck verliehen hatte: das Fernweh! Sie hatte es eine Zeitlang unterdrückt und wie sie hoffte, überwältigt, denn sie konnte sich der Wahrheit, welche die Tante, wenn auch noch so prosaisch, ausgesprochen hatte, nicht verschließen. Aber seit der Abreise derselben hatte es sich oft genug wieder geregt und als die Herbststürme kamen, und die ohnehin karg ausgestattete Gegend ihrer wonnigen, sommerlichen Reize entkleidete, mußte Cora täglich an die glücklicheren Gefilde denken, wo sie zu derselben Jahreszeit im Genusse der herrlichen Natur geschwelgt.

Wie ein Hohn klang ihr oft der wiederholte Ausspruch der Tante, welche dieß Landgut ein reizendes genannt hatte, in die Erinnerung. Furchtbar war es, die Felder trugen Getreide und Kartoffeln vollauf, die Bäume hingen noch jetzt voll Segen — und manchen andern Vorzug mochte das Gut haben, der es in Augen, wie Tante Dina's, reizend erscheinen ließ, die junge Frau des Besitzers konnte ihren Geschmack nicht theilen. Sie sehnte sich hinweg, und diese Sehnsucht wob sich in ihren Träumen das Gewand der schönsten Erfüllung, denn sie durchwanderte dann an der Seite ihres Mannes, den sie liebte und ehrte, die Lieblingsgegenden, die ihr unvergeßlich geblieben waren, und er fand Geschmack daran, er genoß mit ihr entzückt die Reiselust und das süße behagliche Weilen an den schönsten Stätten der Erde, welche nur der Fremde, der sie sich gleichsam erkämpft, nach ihrem vollen Werthe zu würdigen versteht. Es war seltsam, daß sie sich nie allein oder an der Hand eines Andern hinausträumte, sondern stets im Verein mit ihrem Gatten, aber dieser an sich erschien im Traume stets verändert, es war, als habe er all' diese aschgrauen Hüllen von Pedanterie und Nüchternheit abgestreift und das bessere Ich zu glänzender Verklärung entfaltet. „Sollte das denn so ganz unmöglich seyn?" fragte sich Cora zuweilen beim Erwachen.

(Fortsetzung folgt)

Theater.

*** Aschaffenburg, 20. Januar. Vorgestern eröffnete die von Offenbach hierher übergesiedelte Theatergesellschaft unter der Direktion des Herrn Geyser den Cyklus ihrer Vorstellungen. Die festlich erleuchteten Räume, die seit ihrer totalen Umgestaltung zum Erstenmale wieder dem Publikum geöffnet waren, so wie die mit wenigen Ausnahmen sehr gelungen zu nennenden Dekorationen, machten auf die ungewöhnlich zahlreich versammelten Zuschauer einen überraschenden und nach einstimmigem Urtheile höchst befriedigenden Eindruck. Frau Kern eröffnete die Vorstellung mit einem eigens hiezu gedichteten, von ihr schön und warm vorgetragenen Prologe, worauf die Aufführung des sog. Charakterbildes: die Tochter des Gefangenen oder die Kindesliebe von Dr. Lanz folgte, die im Ganzen — wir glauben hierdurch das allgemeine Urtheil auszusprechen — eine durchaus gelungene war. Es ist jedoch hiebei zu bemerken, daß wir bei dieser so wie bei allen künftigen Besprechungen der Leistungen des darstellenden Personals nicht vom abstrakten Standpunkte ausgehen, sondern den lokalen Verhältnissen und den hierdurch bedingten bescheidenen Ansprüchen billige Rechnung tragen werden. Diesen Maßstab anlegend müssen wir nun den Leistungen des Hrn. Weiser bei der besagten Vorstellung unseren ungetheilten Beifall zollen, da er uns die zweifelsohne schwierige Rolle des Barons von Wartenberg nach allen ihren Seiten hin wahrheitsgetreu und konsequent vorführte und namentlich den bei tragischen Situationen, an denen obiges Stück überreich ist, gewöhnlich vorkommenden Fehler — Uebertreibung — vermied. — Ebenso verdienen die Leistungen der übrigen Haupt-Darsteller: Frau Kern als Marie und Frau v. Rittersdorf, Herr Goldamer als Hans Korn und Herr Mayerer als Rodenau alle Anerkennung. Fr. Steeb als Agnes sprach allgemein an, trotz einiger Schüchternheit, die sie an den Tag legte. Frau Herbold — Christine — ist noch dieselbe angenehme Erscheinung, die sich vor Jahren auf unserer Bühne vielfachen Beifall errang. Herr Steinhauer übertraf dießmal die gehegten Erwartungen. Herr Kern als Friedrich befriedigte weniger, was seinen Grund darin haben mag, daß ihm gerade diese allerdings mit viel Schwierigkeit verknüpfte Rolle nicht zusagte.

Was nun das Stück selbst betrifft, so gestehen wir offen, es möchte uns zur Eröffnung der Bühne ein anderes vorgeführt worden seyn. Abgesehen von der demselben zu Grunde liegenden „Moral" ist dasselbe so überreich an drastischen Scenen, an Haschen nach Knalleffekten, daß wir ihm einen wahren poetischen Werth nimmermehr zuzuerkennen vermögen.

Weiter drängt es uns zu der Bemerkung, daß das Orchester, dessen Leistungen im Uebrigen volle Anerkennung gezollt wird, die in den Zwischyaufen aufzuführenden Musikstücke dem Charakter des Theaterstücke etwas mehr anpassen möge; denn es ist gewiß äußerst störend, um nicht zu sagen das denkende und fühlende Publikum verletzend, wenn eben erst die tragischste Scene vorgeführt wurde und eine Minute nachher eine lustige Galoppade, von den Fußbewegungen einiger Tanzlustigen begleitet, exekutirt wird.

Endlich muß es den Eindruck des Stückes in hohem Grade schwächen, wenn bei der gelungensten und ergreifendsten Scene, wegen einer einfachen Zwischenäußerung des Komikers ein lautes Gelächter in einzelnen Zuschauerräumen erschallt, was zu vermeiden gewiß im allseitigen Interesse liegen dürfte.

Mannigfaltigkeiten.

Der „Pilot" von New-Orleans, ein viel gelesenes Blatt der Hauptstadt Louisiana's, enthielt jüngst folgende Anzeige des Verlegers: „Die Abonnenten des „Piloten" mögen sich nicht wundern, wenn ihnen im Laufe der nächsten Woche das Journal nicht zugeht. Diese einstweilige Unterbrechung hat einzig ihren Grund darin, daß unser Haupt-Redakteur es für nothwendig fand, die nächste Woche auf die Büffel-Jagd zu gehen." In andern Ländern ist's umgekehrt, da macht man Jagd auf die Redakteure!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 13 23. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Der Mann richtete sich jetzt empor, und seine Gestalt entäuschte schnell und schmerzlich Elisabeth, die tief bewegt nun den Unbekannten frug, ob er ihren Vater nicht gesehen habe.

„Mein holdes Kind, ich kenne Ihren Vater nicht. Wie heißt er denn?" entgegnete der Fremdling.

Elisabeth nannte hierauf ihres Vaters Namen.

„Sie also sind die Tochter des Verbannten in der Hütte am See?" rief überrascht der Unbekannte aus. „Ich kenne Ihren Vater, ungefähr vor einer Stunde hab' ich ihn verlassen; er ging auf einem Umwege nach Hause, und muß daselbst schon angekommen seyn."

Besorgt, kaum auf des Fremdlings letzte Worte mehr horchend, lief eiligen Schrittes nach der Stelle hin, wo sie ihre Mutter zurückgelassen hatte; war aber nicht wenig erschüttert, die Mutter nicht mehr hier zu finden. Laut rief nun die Geängstigte ihrer Eltern Namen, und war überglücklich, als auch ihr die lieblichen Stimmen derselben vom See herüber tönten; und bald ist sie an der Hütte und in den Armen ihrer Eltern.

Als die erste Freude, das erste Entzücken dieser glücklichen Wiedervereinigung vorüber war, gewahrte Elisabeth den Fremden, der in geringer Entfernung diese Scene der innigsten Freude nicht ohne Rührung betrachtete. „Herr von Smoloff! — Sie so spät noch hier? und ich so unglücklich, Sie auch nicht eine Nacht in meine Hütte aufnehmen zu dürfen?" rief Springer ängstlich aus.

Elisabeth und ihre Mutter, beglückt durch die Erfüllung ihres lang genährten Wunsches, endlich Springer's Lebensretter vor sich zu sehen, sanken beide zu seinen Füßen dankend nieder, und Elisabeth sprach: „Seit Ihr hoher Muth meines Vaters theueres Leben mir wieder gab, haben wir für Sie jeden Tag den Himmel um seinen Segen angefleht."

„Nur des Menschen Pflicht hab' ich geübt," erwiderte gerührt der Jüngling, „und nimmer ist diese meine That solch' eines schönen Lohnes werth.

In traulichem Gespräche, das hierauf begann, schwand pfeilschnell die Zeit vorüber. Längst verglommen war das Abendroth, und Smoloff schien an den Abschied nicht zu denken. Da mahnte — seines Schwures eingedenk, wie schwer es ihm auch ward — Springer endlich ihn daran.

Doch Smoloff bat inständig Springer, nachdem er sich nun einmal verspätet habe, und er bei der Dunkelheit der Nacht nicht ohne Gefahr nach Saimka rückkehren könne, ihn bis zum Tagesanbruche in seine Hütte gastlich aufzunehmen; indem er zugleich Springers Besorgnisse in Hinsicht seines dem Gouverneur geleisteten Schwures, den Eintritt in seine Hütte Niemanden zu gestatten, damit zu schwächen suchte, daß er ihm die heiligste Versicherung gab, daß ihm sein guter Vater für den seinem Sohne in einem unausweichbaren Falle verschafften Schutz großen Dank wissen werde. — Durch des Jünglings Worte in etwas beruhiget, führte nun Springer den Sohn des Gouverneurs in seine Hütte, wo beide, während Mutter und Tochter mit der Bereitung des Abendmahles beschäftigt waren, am wärmenden Ofen sich durch mancherlei Gespräche die Zeit zu verkürzen suchten. Allein Smoloff versank bald durch das öftere Hinblicken nach der himmlischen Elisabeth in Zerstreuung, wurde bei jedem neu entdeckten Reize an ihr einsilbiger, und schien sich endlich kaum mehr fassen zu können, als Elisabeths Blicke holdselig auch den seinigen begegneten.

Smoloff's Bewegungen entgingen Springer nicht, und es schien, als hätten sie höchst widrige Erinnerungen in seiner Seele geweckt; denn beim Abendmahle ging alles theilnahmlos an ihm vorüber, er versank immer mehr und mehr in düstere Gedanken, und endlich in ein dumpfes Hinbrüten. Des Vaters trauriger, erschütternder Zustand versetzte, leider! bald die anfänglich so froh gelaunte Familie in bittere Wehmuth und herben Schmerz.

Springer, der vergebens wider den Ausbruch seiner Gefühle zu kämpfen sich abgemühet hatte, erlag endlich dennoch der Allgewalt derselben, und rief, zu Smoloff sich wendend, die Worte aus:

Digitized by Google

„Nicht mein Unglück, nein! nur der schreckliche Gedanke saugt vampyrartig an meinem Herzen, daß meinetwegen die, welche mir die liebsten auf der Erde sind, im unverdienten Elende schmachten müssen, daß ich ihnen, weil ich alles verloren habe, nichts mehr geben könne." — „Deine Liebe ist unser einziges Verlangen nur, gib uns diese, und wir entsagen willig jedem andern Glücke!" riefen weinend Mutter und Tochter, und drückten den Vater an die Brust.

Smoloff, in den Augen Thränen der innigsten Rührung, sprach jetzt zu Springer: „Mäßigen Sie doch um Ihrer Gattin, Ihrer Tochter willen Ihren Schmerz. Noch ist ja gänzlich nicht Ihres Lebens Hoffnung untergegangen?! — Ein einziger Augenblick kann ja wieder alles herrlich schön gestalten! Mögen Sie für jetzt in dem Gedanken Ihren kräftigen Trost finden, daß es in den furchtbaren Einöden von Berefow noch Unglücklichere gibt, die ohne Weib, ohne Kinder und ohne Freund nur darum ihre schrecklich schwere Bürde tragen, um jeden neuen Tag lebendig zu sterben." Erschüttert drückte Springer seine Gattin und seine Tochter an sein Herz, und sprach: „Vergebt mir, meine Lieben! — Nimmer will ich mit dem Himmel rechten, nimmer an Gott verzweifeln, damit das fürchterliche Unglück, Euch zu verlieren, mich nicht erfassen möge."

Mit dem grauenden Morgen schickte sich Smoloff an, die Hütte zu verlassen. Elisabeth, die sich umsonst gemühet hatte, eine schickliche Minute zu finden, ihm ihren Plan aufzurollen, betrauerte innig die Abreise desselben, und sie konnte dem Drange ihres Herzens nicht widerstehen, den Jüngling um seine baldige Wiederkunft zu bitten. Smoloff versicherte ihr, daß er in diesem Monat noch nach Tobolsk reisen, und seinen Vater bitten werde, seine Besuche wiederholen zu dürfen. Hierauf sprach er zu Springer: „Kann ich meines Vaters Güte nicht auch für Sie in Anspruch nehmen?"

„Nein!" entgegnete Springer ernst.

Traurig senkte Smoloff sein Auge, und richtete nun dieselbe Frage an Alexandrine, welche sich die Erlaubniß, mit ihrer Tochter alle Sonntage nach Saimka in die Kirche gehen zu dürfen, erbat. Smoloff sicherte ihrem Wunsche Gewährung zu, und verließ nun mit den Segnungen der Familie die Hütte.

Auf dem Heimwege dachte Smoloff nur an Elisabeth, und die lieblichsten Bilder von ihr schwebten fast unaufhörlich vor seiner Seele. Ihre reizende Gestalt, die edle Haltung ihres Körpers, die hohe Anmuth, die in ihrem ganzen Wesen lag, hatte ihn bezaubert, und des Mädchens innigste Liebe zu seinen Eltern tief gerührt. — Der ersten Liebe hohe Leidenschaft erwachte schnell in seinem Herzen, und im eitlen Wahne, daß auch in Elisabeths Brust ein Herz mit Liebe für ihn pochen müsse, gab er sich dem Traumgebilde der süßen Hoffnung hin, durch Elisabeths Geständniß bald der glücklichste Sterbliche zu werden! Aber wie bald wurde schmerzlich er enttäuscht, und aus dem Himmel seiner Seligkeit herab gestürzt! — Springer war seit Smoloff's Rückkehr, weil er das Innerste desselben durchschaut hatte, und glaubte, daß Smoloff's edler, liebenswürdiger Charakter und seine blühende Jugendgestalt sehr leicht in der Brust seiner Tochter Gefühle wecken könnten, die nur den herben Schmerz einer hoffnungslosen Liebe nach sich führen müßten.

Eines Abends, als Springer wieder solchen Gedanken nachhing, und Alexandrine in stiller Andacht den Allerbarmer um Worte des Trostes für ihren Gatten bat, da näherte sich Elisabeth ihren Eltern und sprach: „Siebzehn Jahre zählt heute mein Leben. Im steten Genusse Eurer Wohlthaten hab' ich seither keinen andern Dank, als meine schwache Kindesliebe Euch bieten können. Doch jetzt möchte ich einmal meinen Dank in Thaten zeigen; es mahnt in meinem Innern mich ein lauter Ruf daran. O zieht, geliebte Eltern, den Schleier doch, der das Geheimniß Eures Unglücks deckt, endlich vor mir hinweg, damit ich erfahre, was ich wissen muß!" Bei diesen Worten kniete Elisabeth nieder, und richtete ihr thränendes und von hoher Begeisterung glänzendes Auge zu ihrem Vater empor.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

5.

„Hast Du eine unangenehme Nachricht bekommen, liebes Herz? Du warst so blaß vorher und nun auf einmal, wie eine Päonie —"

„Kannst Du nicht eine graziösere Blume zum Vergleich wählen?" entgegnete Cora, so heiter aufblickend, wie der Gatte ihr schwarzes Auge seit vielen Wochen nicht gesehen hatte. „Die Nachricht, welche mir der Vater schreibt, ist mir so lieb, daß ich wohl vor Freude roth geworden bin. Er hat eine Villa am Lago di Como gekauft."

„Sieh da?" erwiderte der Landrath. „Ich glaubte, er wollte in Wien bleiben."

„O, in Wien ist es schön, es gibt wirklich nur eine Kaiserstadt, aber wo noch der Winter mit seinem Schnee und Schmutz haust, wo man außerhalb der Salons noch immer sechs kalte Monate hat, da kann mein Vater nicht leben. Er bedarf Licht und Wärme, frische Blüthen und blauen Himmel."

„Aber am Comer See, habe ich mir sagen las-

Digitized by Google

sen, wohnt ein sehr bösartiges Volk. Ein Freund von mir ist dort in das Wasser geworfen worden, und wäre beinahe ertrunken."

Cora lachte hell auf. „Das wird so ein Knauser und Griesgram gewesen seyn, der in jedem italienischen Krauskopf einen Betrüger und Banditen sieht. Ich kenne die Comasken auch, sie haben heißes Blut, aber geht nur mit ihnen zutraulich und froh um, so werdet ihr sie lieb gewinnen. Wie anhänglich sind sie an ihre alten Bekannten oder Grundbesitzer! Jetzt wohnen freilich so viel Fremde an beiden Ufern bis Bellagio hinauf, daß die eingebornen Familien fast verdrängt sind, aber mein Vater, der so viel und lange in Italien gewesen ist, der weiß mit Italienern zu verkehren, daß sie ihm gleich alle Herzen schenken. Wir sollen ihn besuchen, Schönfels."

Der Landrath nickte lächelnd mit dem Kopfe. „Einmal und nicht wieder! Ein gebranntes Kind fürchtet das Feuer. Mir ist es in Nizza so schlecht gegangen —"

„O dieß alte Unkenlied! Hast Du mir nicht auch schon versichert, daß Dir Nizza die schönste Erinnerung sey?"

„Das wohl, so par distance, wenn Alles überstanden ist," versetzte der Gatte.

„Nein, Schönfels, Du sollst eines Bessern belehrt werden!" rief Cora feurig. „Wenn Du mit mir acht Tage in jenem Paradiese zugebracht haben wirst, sollst Du gestehen, daß Du selig bist! Wir werden die Einladung doch annehmen?"

„Liebes Kind!" sagte der Landrath beunruhigt. „Bis dahin — bedenke doch!"

„Was ist zu bedenken?" entgegnete sie. „Und Du sagst, bis dahin? Was hält uns ab, nächste Woche, oder schon morgen zu reisen?"

„Bist Du bei Troste!" versetzte der Gatte erschrocken. „Morgen eine solche Reise!"

„Ich halte es sogar für nothwendig, daß wir sobald als möglich reisen, damit wir auf dem Alpenpasse nicht mit zu viel Schnee zu kämpfen haben. Ich war im September im Berner Oberlande, wo schon Alles verschneit war, nachher ging es freilich noch einmal auf und wir hatten die prachtvollste Witterung zu unserm Steigen. Laß sehen. Wir reisen über Wien und Triest. Die Eisenbahn ist fertig bis Cilli, glaub' ich — erkundige Dich doch morgen auf der Post. Von Wien nach Triest: zwei Tage, auf dem Vapore nach Venedig: zehn Stunden — dort drei Tage Aufenthalt, denn Venedig mußt Du sehen, alles Andere findest Du wieder, Venedig hat keinen Zug mit einer andern Stadt gemein! Dann Eisenbahn bis Verona, Schnellpost weiter, wenn Du nicht verweilen willst, um diese prächtige Stadt — denke an Romeo und Julie! — kennen zu lernen, schon der Arena wegen, vor fast zweitausend Jahren erbaut! In Mailand halten wir uns nicht auf — Mailand ist Wien! Eisenbahn nach Como, wenn sie fertig ist — dort zur Nacht die beste Aufnahme im Angelo, und am Morgen, wenn es hier Nebel und kalten Regen gibt, fahren wir dort auf dem Lariano in Glanz und Duft hinaus, durch die grüne, wie Gold schimmernde Fluth! Morgen über acht Tage!"

Dem Landrath wurde es schwindlich bei dieser in vollem Schwung der Phantasie vorgetragenen Skizze, welche ihm wie eine Reise auf Doktor Faust's Mantel vorkam. Er mußte seine ganze Besonnenheit aufbieten, um das Gelüst, das sich auch in ihm zu regen schien, wie ein gefährliches Gewürm in einer gesunden Aehre, gleich bei der Entstehung zu ersticken. Mit einer Klarheit, die er seinem langen Decernat in Ablösungsangelegenheiten bei der landwirthschaftlichen Abtheilung der Regierung verdankte, setzte er nun seiner Gattin auseinander, wie unstatthaft aus Gründen der Amtspflicht, der Oekonomie — weil die Herbstbestellung kam und später gedroschen wurde — ja selbst aus Gründen der Moral, wie unstatthaft diese Reise sey. Cora glich aber einer schwer zu bekehrenden Husstin, welche immer mit Gegengründen, und wo diese nicht gerade zur Hand waren, mit dem Schwerte stritt. Sie wollte zuletzt wissen, was er mit den Gründen der Moral gemeint, über welchen Punkt er sich nicht ausgelassen hatte und besonders mysteriös geberdete. In die Enge getrieben, rückte er denn, all' seine frühern Vorsätze wegen des Triumphs vergessend, mit seiner Befürchtung hervor, daß Cora eine solche Gewaltreise und in dieser Jahreszeit — in ihrer Lage —.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Dampfschiffes „Amazone".

Ein französischer Kaufmann, der sich als Passagier auf der Amazone befand, schildert den Hergang des fürchterlichen Unglücks, mit welchem dieses Schiff am 5. Januar heimgesucht wurde, wie folgt: Am 2. Januar, Nachmittags 4 Uhr, waren wir in See gegangen. Wir bewunderten Alle den Bau des ungeheuren Packetboots, die Schnelligkeit seines Ganges: wir rechneten aus, daß wir in 13 oder 14 Tagen schon in St. Thomas seyn würden, und dachten nur an das schöne Klima der Tropenländer. Am 5., Abends um 9 Uhr, begab ich mich zur Ruhe in meiner Kabine, im Vordertheil des Schiffes. Wenige Stunden nachher wurde ich durch den Ruf: Feuer! Feuer! erschreckt. Ich stürzte au-

Digitized by Google

genblicklich zum Bett hinaus, und nachdem ich bloß nach dem allernöthigsten Kleidungsstücke gegriffen, eilte ich auf das Vordertheil des Verdecks, dessen ganze Mitte schon in Flammen stand. Es war keine Rettung mehr zu hoffen, als durch die Boote, welche immer auf dem hinteren Theile des Schiffes ihren Platz haben. Ich mußte also durchaus nach diesem hinteren Theile, aber ein Flammenmeer lag zwischen ihm und mir in der Mitte. Ich erinnere mich nur, daß ich meine Seele Gott empfahl und daß ich mich in die Flamme warf mit dem Gedanken, daß ich in den ungeheuren Feuerschlund stürzen würde. Einige Sekunden darauf befand ich mich glücklich auf dem Radkasten der Backbordseite: von da gelangte ich auf den hinteren Schiffstheil. Von sieben Fahrzeugen, die wir an Bord hatten, waren bereits zwei im Meere. Dieses ging hoch, der Wind war heftig und konträr. Der Kapitän und einige Offiziere waren am Steuer und strengten sich an, das Schiff vor den Wind zu bringen, um den Schiffstheil, auf dem wir uns befanden, wo möglich einige Zeit länger vor dem Brande zu bewahren. Es war zu spät. Der Dampf wirkte nicht mehr, das Schiff gehorchte dem Steuer nicht. Die Flammen nahten mit unglaublicher Schnelligkeit. Der Kapitän Symmons schrie nun: Die Boote für die Passagiere! er hielt ein Pistol in der Hand; so sehe ich ihn noch einen Offizier, der in eines der Boote niederstieg, zum Wiederherauskommen zwingen. Es war in demselben Augenblick, daß zwei der Fahrzeuge in dem Drängen und Stürmen nach Rettung umschlugen und alle Unglücklichen, die sich darin befanden, in den Wellen begruben! Eines der Boote hing noch am Schiff, Matrosen waren beschäftigt, es flott zu machen, um sich hinein zu werfen. Als ich ihr „Alles fertig“ hörte, ließ ich mich am Geländer der ersten Treppe hinuntergleiten und fiel geschunden und gebrannt in das Boot hinab. Einige Augenblicke, ehe ich das Schiff verließ, hatte ich mit einem meiner Landsleute gesprochen, der, in einen Mantel gehüllt, sich in der Nähe des Kapitäns hielt. Ich fragte ihn: Was wollen Sie thun? Er antwortete: Sterben. Ich ziehe vor, hier zu bleiben! — Es war der Abgesandte der französischen Regierung nach San Franzisko, um dort die Personen in Empfang zu nehmen, welche man mit dem Ueberschuß der Goldbarren-Lotterie dahin senden will, Herr von B., früher Mitarbeiter der Revue des deux Mondes und Verfasser des Romans Le Coureur des Bois — unter dem Pseudonym Gabriel Ferry. (Gabriel Ferry von Bellamare ist der Verfasser der trefflichen, meisterhaft zu nennenden Schilderungen: „Scenen aus dem Leben in Meriko“, welche seit Jahren schon den Journalen und Feuilletons, die sich von Uebersetzungen aus dem Französischen ernähren, hoch willkommen waren.) — Es mochte halb zwei Uhr in der Nacht seyn, als unser Boot sich von der Amazone los machte und bald darauf verschwand. Eine Engländerin mit einem Kinde von 14 Monaten, ein Engländer, dreizehn Matrosen und ich füllten das Fahrzeug. Die Wogen gingen hoch. Um ein Segel zu bekommen, nahm man der Dame, die so viel Geistesgegenwart bewies, um ihr Kind zu retten, und die jetzt, seit wir die Amazone verlassen, ohnmächtig dalag, ihr einziges Gewand.

(Schluß folgt.)

Theater.

*** Aschaffenburg, 22. Januar. Gestern ging das Original-Lustspiel: „Reisemüller und Finke“, oder „Abgemachte“ von Töpfer über unsere Bühne und fand in allen Beziehungen ungetheilten Beifall.

Herr Goltdammer entfaltete als Thimotheus Bloom ein so ausgezeichnetes komisches Talent, daß wir in ihm einen der vorzüglichsten Acquisitionen hiesiger Bühne erblicken. Herr Kern war diesmal als Hillermann vollkommen an seinem Platze und riß das Publikum zu wiederholter Heiterkeit hin. Herr Weiser als Gustav Theodor zeigte sich auch diesem Rollenfache vollkommen gewachsen. Herr Geiser I. ließ als Hauptmann Bloom nichts zu wünschen übrig. Herr Meyerer als Karl Theodor gefiel, doch dürften ihm naive Rollen besser anstehen. Frau Kern als Rosamunde entfaltete eine ausgezeichnete Bühnengewandtheit und eine liebenswürdige Naivität, doch wurde dieselbe wegen allzuschnellen Sprechens bisweilen unverständlich. Frau Herbold bleibt stets die Nämliche. Anerkennung verdienen auch Fräulein Geyser I. als Ernestine und Frau Weiser-Weidner als Beatrix.

Die übrigen Mitwirkenden gefielen im Allgemeinen, doch ließen die HH. Rolland als Bebrend und Bergmann als Raffel Vieles zu wünschen übrig. Künftigen Freitag kommt die Oper: „Der Waffenschmied von Worms“ von Lortzing, zur Aufführung und möchte es erlaubt seyn, schließlich den Wunsch an das verehrliche Publikum auszusprechen, dem lobenswerthen Streben des Herrn Geyser, den an ihn gestellten Anforderungen zu genügen, durch recht zahlreichen Besuch thatsächlich seine Anerkennung zu Theil werden lassen.

Charade.

Die Ersten sind ein Unterthan,
Die Dritte ist ein Unterthan
Das Ganze ist ein Unterthan,
Der vom andern Unterthan
Wird unter den ersten Unterthan
Ganz unterthänigst gethan.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 14 24. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Wie versteinert stand Springer vor seiner Tochter. Ihre Worte hatten ihn mächtig erschüttert; denn allzudeutlich nur lag vor ihm Elisabeths Absicht aufgedeckt. Nach einer langen Pause endlich — während welcher Alexandrine mit stillem Antheile da saß, und weder die ausdrucksvollen Blicke Elisabeths gewahrt hatte, die ihr edles Geheimniß an den Vater verriethen, noch den Schmerz ahnete, der ihrer Mutterliebe drohte — gewann Springer wieder seine Fassung, und rief aus: „O allmächtiges Wesen über den Sternen, — vergib mir, daß eine Minute nur wie ein Feiger ich mein Schicksal beweinen konnte! Wie unendlich groß ist deine Güte; denn während ich im sträflichen Wahne alles schon für verloren hielt, lässest du in meiner Tochter mich einen nie gekannten unermeßlichen Schatz in den Trümmern meines gesunkenen Glückes finden!" Hierauf preßte er die noch immer knieende Tochter an seine Brust, und fuhr fort: „Elisabeth! ich sichere Dir die Erfüllung Deines Wunsches zu; — doch heute nicht. Ich kann die Seligkeit, die über deine große Tugend ich empfinde, durch widrige Erinnerungen mir nicht vergällen." Doch vergebens harrte Elisabeth dem Augenblicke entgegen, wo sie den Namen, das Vaterland und das Unglück ihres Vaters, seinem Versprechen gemäß, erfahren sollte. Springer, nur zu wohl mit dem Vorhaben seiner Tochter bekannt, schien absichtlich mit seinen ihr zugesagten Mittheilungen zurück zu halten; denn wenn er auch gleich in diesem Plane das alleinige Mittel zur Wiedererlangung seines ehemaligen Glückes ersah, so schreckte ihn dagegen doch wieder die Anzahl der Beschwerden zurück, die des Planes Ausführung mächtig hemmte; überdieß durchschauerte es auch eiskalt seine Seele bei dem fürchterlichen Gedanken, daß seine Tochter nur allzuleicht das Opfer ihrer Tugend werden könnte; und um diesen Preis — so freudig auch Springer sein Leben hingegeben hätte, um die Seinigen in ihre vorige Lage zu versetzen — verzichtete er auf alles Erdenglück.

Elisabeth, wohl wissend, daß ihr Vater sie verstanden habe, aber aus seinem Schweigen ersehend, daß seine väterliche Liebe es ihm nicht zuließe, ihren Plan zu billigen, war nun überzeugt, daß sie es für jetzt umsonst versuchen würde, die Einwilligung ihrer Euern zu einer Fußreise von vierhundert Meilen zu erhalten; und sie entschloß sich daher, in so lange noch zu schweigen, bis sie den Einwendungen ihrer Eltern mit hinlänglichen Gründen begegnen zu können in den Stand gesetzt seyn würde. Für jetzt suchte sich Elisabeth zu ihrem großen Unternehmen vorzubereiten, und ihre Kräfte zu stählen. Zu diesem Ende verweilte sie täglich viele Stunden lang, Stürme, Schneegestöber und Kälte nicht achtend, im Freien. Eines Tages aber wurde Elisabeth auf ihrer Fußwanderung von einem fürchterlichen Sturme überrascht. Zwar gelang es ihr noch, in die von ihr oft besuchte, auf dem Friedhofe stehende kleine Kapelle zu flüchten; aber sie schwebte demungeachtet noch immer in äußerster Lebensgefahr, da alle Augenblicke das schwache hölzerne Gebäude, von dem schreckbar wüthenden Sturme heftig erschüttert, einzustürzen drohte. Elisabeth kniete betend am Altare Gottes nieder, und ihr Herz schlug furchtlos und ruhig bei dem schönen Gedanken fort, das sicher der Schöpfer ihr ein Leben erhalten werde, das sie bereits dem Glücke ihrer Eltern geweihet hatte. Mit diesem Glauben in ihrem Herzen schlief sie, ihrer Müdigkeit nicht widerstehend, und des schreckbaren Sturmes ungeachtet, bald am Altare ein.

An eben diesem Tage besuchte Smoloff die Verwiesenen, und brachte Alexandrinen und ihrer Tochter die Erlaubniß mit, jeden Sonntag in Saimka dem Gottesdienste beiwohnen zu dürfen. Dabei suchten seine Augen mit ängstlichen Blicken Elisabeth, deren Abwesenheit ihn um so inniger schmerzte, als dieß sein letzter Besuch war, den ihm sein Vater, der Gouverneur, erlaubt hatte. Er verbarg deßhalb nicht im Mindesten seine Empfindungen, und fast jeden Augenblick schwebte Elisabeths Name von seinen Lippen. Alexandrine freute sich dieser auf-

Digitized by Google

keimenden Liebe Smoloff's; doch unempfänglich für diese zärtliche Schwachheit seiner Gattin blieb Springer, der für seiner Tochter Ruhe fürchtend, endlich den Jüngling bat, den Befehlen seines Vaters zu gehorchen, und einen Besuch abzukürzen, den dieser unter vielerlei Vorwänden zu verlängern strebte.

Während diesem erhob sich der Sturm. Die Verbannten erzitterten über die ihrer Tochter drohende Gefahr, und Springer ging hinaus, um Elisabeth aufzusuchen. Smoloff eilte ihm nach, und achtete nicht auf dessen Vorstellungen, ihn nicht auf diesem lebensgefährlichen Gange zu begleiten, sondern war vielmehr innig erfreut, sich für Elisabeth in die Gefahr begeben zu können. — Angelangt im Walde, richtete, mit großer Hoffnung, die geliebte Tochter dort zu finden, Springer seine Schritte der Kapelle zu, welche sie, nach vielen Beschwerden und mancher Lebensgefahr, ziemlich erschöpft, beide endlich erreichten. Allein welche unnennbare Ueberraschung bemächtigte sich ihrer, als sie bei ihrem Eintritte in die Kapelle Elisabeth am Altare im festen ruhigen Schlafe erblickten! Unwillkürlich, als zeige sich ihnen eine himmlische Erscheinung, fielen sie beide auf ihre Kniee neben dem Engel nieder, der unter dem Schutze der waltenden Gottheit zu seyn schien.

Als Elisabeth erwachte, und ihren Vater und Smoloff vor sich sah, da rief sie, in ihres Vaters Arme sinkend, mit holder Ueberraschung aus: „O ich Glückliche! Alle meine Beschützer, Gott, mein Vater und Sie, Herr Smoloff, wachten ja über mich."

„Mein theures Kind," sprach schmerzlich Springer, während Smoloff tief gerührt und sprachlos da stand, „welchen Gefahren hast Du Dich hingegeben, und welche Angst hast Du mir und Deiner Mutter bereitet?!"

„Verzeih', geliebter Vater," entgegnete Elisabeth, „den Kummer mir, den ich schuldlos Eurem Herzen gab, und eile jetzt mit mir, der Mutter Angst zu stillen."

„Kind," hob der Vater an, „Du willst zu Deiner Mutter, und weißt nicht, ob jetzt die Rückkehr möglich ist, ob Deine Schwäche auch dem heftigen Sturme, dem ich und Smoloff fast wunderbar entgangen sind, widerstehen wird?"

„Ich fühle mich kräftiger, als Du glaubst, mein Vater," erwiderte Elisabeth, „und freue des Zufalls mich, Dich hiervon überzeugen zu können." Bei diesen Worten leuchtete aus ihren Augen eine Begeisterung hervor, die dem Vater die Gewißheit gab, daß in Elisabeths Brust die Hoffnung für das Vollbringen ihres Planes nimmer untergegangen sey.

Endlich traten sie den Rückweg an. Anfangs zwar hatten sie noch mit dem Sturme zu kämpfen, doch bald tobte er nicht mehr so stark, und der Himmel begann nach und nach heiterer zu werden. Elisabeth, stolz auf ihre Kräfte, machte sich aus den sie bisher führenden Armen ihres Vaters und Smoloff's los, und freute sich, vor den Augen des Vaters dem nur noch schwachen Sturme zu trotzen, und ihm zu beweisen, daß sie nicht nur Muth, sondern auch Kräfte besitze, für ihre Eltern selbst bis an das Ende der Welt zu gehen.

Mit innigster Freude empfing Alexandrine die glücklich Angekommenen. Und jetzt bot ein erhabenes Schauspiel mütterlicher und väterlicher Sorgfalt, mit der Elisabeth nun betheilt wurde, sich dem Jünglinge dar, der hierüber, mächtig gerührt, in selige Gefühle versank, und sich zu dem unermeßlichen Glücke hinauf träumte, Elisabeths Gatte und solcher Eltern Sohn zu seyn.

Während diesem brach die Nacht heran, und mahnte Smoloff höchst unlieb an den Abschied. Elisabeth, die jetzt erst vernahm, daß dieß Smoloff's letzter Besuch seyn sollte, sprach hierüber schmerzlich bewegt zu ihm: Soll ich Sie also nicht mehr wiedersehen?!"

„O ich werde Sie noch sehen!" entgegnete Smoloff lebhaft. „So lange ich noch frei athme, so lange Sie diese Hütte bewohnen, hoffe ich Sie in der Kirche, im Walde, am Ufer des Sees, hoffe ich Sie überall zu sehen . . . ." Ueberrascht von seinen Empfindungen schwieg er plötzlich stille. Doch Elisabeth verstand ihn nicht. Nur darum ihn wieder zu sehen, um ihm ihren Plan anzuvertrauen, erfreuten sie Smoloffs Worte, und sie sah nun ruhiger ihn abreisen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Ich? Wie so?" rief Cora mit blitzenden Augen, indem sie dunkel erglühte.

Und wenige Minuten darauf lag des Landraths schönste Hoffnung vernichtet, sie war nie begründet gewesen, ein Wahn hatte selbst die erfahrene Tante bethört und zu einer falschen Annahme verführt! Da war denn der Gatte so wehrlos geworden, daß er am folgenden Tage schon mit sich zu Rathe ging, ob nicht eine kleine Reise auch für ihn einmal eine ganz heilsame Zerstreuung seyn werde, und Abends überraschte ihn Cora, wie er bei einem Buche saß, das er verstecken wollte — sie nahm es ihm lachend fort, es war Reichard's Passagier auf der Reise, sie hob ein mit Ziffern bedecktes Blatt auf; das herausgefallen war, ihr Gatte hatte bereits einen

Digitized by Google

kleinen Anfang gemacht, die Reisekosten zu berechnen! Da fiel sie ihm freudig um den Hals und der Kuß, den sie ihm schenkte, hatte ein Feuer, das seine letzte Bedenklichkeit in Asche legte.

Die Sache mußte nun aber vernünftig angefangen werden. Schönfels berechnete, zu welcher Zeit etwa Cora's Vater, Herr Morton, nach seinem Briefe dort eingezogen seyn werde; Cora versicherte zwar, daß er so rasch von Entschluß und noch schneller zur Ausführung sey, aber man müßte ihm doch auch Zeit geben, sich einzurichten. Dann waren die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, Vorbereitungen sehr ernster Art, wie ausgelassen auch Cora über manche derselben spottete. Den Urlaub konnte man ihm nicht füglich abschlagen, da er bis jetzt noch nicht eine Stunde im Dienst versäumt hatte, und wegen einer passenden Vertretung bei der guten Gesinnung, durch welche sich gerade dieser Kreis in der schlimmsten Zeit ausgezeichnet hatte, keine Noth war. Aber der Landrath wollte seinem Stellvertreter so wenig schwebende Fragen, als möglich, hinterlassen, darum arbeitete er mit unermüdlicher Anstrengung. Außerdem waren die nöthigen Empfehlungs- und Kreditbriefe zu beschaffen, Reiseutensilien, von denen Cora nicht viel wissen wollte, zu besorgen, und endlich für alle Fälle das Testament zu machen. Als er davon sprach, und zwar mit der ruhigsten Geschäftsmiene, wurde Cora tief ernst und faßte mit feuchtem Auge seine Hand: „Gott bewahre uns!" sagte sie leise.

Im Ganzen hatte nun auch der Landrath Feuer gefangen und Cora ließ ihn nicht wieder erkalten. Sie schilderte ihm mit hinreißender Beredtsamkeit interessante Reisen, die sie früher, so lange sie denken konnte, mit ihrem Vater gemacht, sie zeigte ihm endlich auch das Buch in Quart, das reich in Sammt und Gold gebunden und bisher weder ihm, noch der Tante geöffnet worden war. Es enthielt Skizzen von ihrer eigenen Hand, in Bleistift oder Sepia, auch ein Paar Aquarellen und radirte Blätter, meist Landschaftsbilder oder Architekturen, einige Genrebilder dazwischen, Alle wirkungsreich aufgefaßt und von der saubersten Ausführung. Ein Blatt fand sich dabei, welches sie auf der höchsten Terrasse der Villa Serbelloni skizzirt und später bis in die kleinsten Details vollendet hatte, es gab den wunderbar schönen Fernblick über den Coomer See nach den Alpen hinauf von jenem Vorgebirge, wo sich die breite Fluth landeinwärts in die beiden langen Arme gabelt, mit seltener Treue wieder. Cora konnte die Stelle bezeichnen, wo sie landen würden.

„So nah' Ihrer Königlichen Hoheit!" rief der Landrath erfreut.

Ja. Die Sommariva oder wie sie nach ihrer jetzigen erlauchten Besitzerin umgetauft ist, die Villa Carlotta liegt dort. Ihre Kunstschätze sind von höchstem Werthe — meines Vaters Blut ließ mich aber doch noch mehr Wonne im Anschauen der himmlischen Natur finden, welche sie umgibt. O wenn ich daran denke, so schwillt mir das Herz, als wollte es zerspringen — aber nun ist es voll Freude, daß ich das Alles bald wiedersehen soll. Du guter, geliebter Mann!"

Es war ordentlich, als wolle es bei Schönfels noch einmal Frühling werden. Erinnerungen und Gefühle aus seinen jungen und freien Jahren, Reminiscenzen aus Bonn und Heidelberg, wo er studirt hatte, Anwandlungen aus seiner Referendarzeit überkamen ihn täglich, und wir können nicht anders, als der Wahrheit gemäß sagen, daß er dadurch viel interessanter und liebenswürdiger wurde. Cora aber schien im Vergleich zu den letzten Wochen ihres Hinschmachtens völlig verwandelt, ihr Auge, das nur zu oft müde und umflort in das Leere geblickt, strahlte wieder und warf muthwillige Blitze, ihre Wangen blühten mit neuen Rosen, ihr Gang war wieder elastisch und schwebend wie sonst. Der Gatte sah sie immer mit Entzücken an, und der Schmerz getäuschter Hoffnung, den er vor Kurzem gefühlt hatte, war überwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Dampfschiffes „Amazone".

(Schluß.)

Unsere Lage war schaurig. Wir waren ohne Kleider, und es regnete; die Brandwunden und Verletzungen, die ich erhalten, wurden höchst schmerzlich. Wir hatten kein einziges Schifffahrts-Instrument, gar keine Lebensmittel, und obendrein theilte mir der Engländer mit, er habe einen der Matrosen einen anderen fragen hören, ob er ein Messer besitze, worauf dieser geantwortet: Ich habe eins und ein sehr gutes. Trotz meines Vertrauens auf die Vorsehung hatte ich nur noch sehr wenig Hoffnung, und war entschlossen, wenn die nächste Nacht käme, ohne daß wir gerettet würden, meinem Leben ein Ende zu machen. Als der Tag sich zum Ende neigte, entdeckten wir am Horizont die Spitze eines Mastes: die Hoffnung kehrte in unsere Herzen zurück; wir ruderten mit aller Kraft darauf zu: der Mast vergrößerte sich, wir nahmen die Segel wahr . . . . wir wurden endlich gesehen." — Das Schiff war der holländische Galiote Gertruida, deren Kapitän die Schiffbrüchigen nach dem noch siebenzig Meilen entfernten Brest brachte. Die Dame, die ihr Kind rettete, indem sie es fest umklammert hielt, hieß Mistreß Maclennan; ihr Gemahl, Beamter in

Digitized by Google

Demerary, ist durch die Explosion der Pulverkammer umgekommen. Außerordentlich wird das Benehmen des englischen Konsuls in Brest zur Unterstützung der von Allem entblößten, beinahe nackten Unglücklichen gerühmt. — Einer der Matrosen, der in einer anderen Schaluppe gerettet wurde, James Heylin, hat in Southampton vor der Untersuchungs-Kommission ausgesagt: „Um ein Viertel vor ein Uhr hörte ich die Alarmglocke und erblickte das Feuer aus einer Luke schlagen. Ich eilte zu den Eimern, um zu löschen; in diesem Augenblicke stürzte der Kapitän herbei. Er behielt seine volle Geistesgegenwart und ertheilte den Umstehenden kaltblütig seine Befehle. Eine Scene des Grausens und unbeschreiblicher Verwirrung folgte jetzt: ich höre noch die Schreie der Verzweiflung, der herzbrechenden Angst der Passagiere, das Gebrülle der von den Flammen umzingelten Thiere vor meinen Ohren; eine große Zahl von Personen sah ich auf das Verdeck stürzen, von Schrecken erstarrt, viele fürchterlich verbrannt; mehrere fielen todt nieder, erstickt oder in Folge der Brandwunden, oder wurden ohnmächtig vor Entsetzen. Während ich half, die Schaluppe, in der wir uns gerettet haben, fertig zu machen, stürzte eine Dame von den Passagieren aufs Verdeck. Sie hatte keine weitere Kleidung als ihr Nachthemd an und war furchtbar verbrannt. Dreimal wurde sie in die Schaluppe gebracht; man schrie ihr in der Eile zu, man werde ihr Kleider genug geben, wenn die Schaluppe einmal auf dem Wasser sey; aber das Gefühl der Schaam war mächtiger in ihr, als die Lebenslust, sie blieb zurück und muß umgekommen seyn. — Der Tag stieg herauf, bevor die Amazone unterging: ich sah es deutlich, als die Pulverkammer explodirte und eine ungeheure Masse von Geschützstücken und Trümmern in die Luft schleuderte. — Als wir 25 bis 30 Meilen gerudert waren, bemerkten wir ein Schiff, das wir mit aller Gewalt anriefen. Ich bin überzeugt, daß wir gesehen wurden: eine Laterne gerieth in Bewegung, als ob man untersuchen wolle, von welcher Seite das Geschrei komme; aber das Schiff fuhr weiter, ohne sich um uns zu bekümmern."

Nach Angaben in Illustrated News war die Amazone das größte in England aus Holz gezimmerte Dampfschiff. Sie hatte eine Tragkraft von 3000 Tonnen, war 310 Fuß lang, hatte 50 Passagiere und eine Ladung von etwa 100,000 Pfund Werth an Bord; das Schiff selbst hatte über 100,000 Pfund gekostet und war nicht versichert. Das Unglück während des Brandes war gesteigert dadurch, daß die Rettungsboote unzweckmäßig und zu fest am Schiffe befestigt waren. Unter den Umgekommenen befindet sich auch eine englische literarische Notabilität, Elliot Warburton, der im Auftrage der Atlantic and Pacific Junction-Company mit den Indianerstämmen in Darien ein friedliches Einvernehmen anzubahnen versuchen wollte. Gerettet wurden von den 161 Personen an Bord nur 46; 115 kamen um.

Mannigfaltigkeiten.

Zu den Anekdoten, welche gegenwärtig in Paris die Runde machen, gehört auch folgende: Hr. Thiers, wird erzählt, habe an den Minister des Innern geschrieben, man möge ihm die Rückkehr nach Frankreich gestatten; er wolle sich dann der Politik gänzlich enthalten. Der Minister verfügt sich mit diesem Schreiben zu dem Prinzen Ludwig Napoleon und fragt an, was er Herrn Thiers antworten solle. Geben Sie mir den vierten Band von Thiers' Geschichte der französischen Revolution, sagte der Prinz. Das Buch wurde ihm gereicht und Ludwig Napoleon zeigte dem Minister eine angestrichene Stelle, in welcher Thiers dem Kaiser Napoleon vorhält, daß er nicht als eine Maßregel der Sicherheit die Ausweisung einiger seiner politischen Widersacher verfügt habe. — Schreiben Sie diese Stelle ab, sagte Ludwig Napoleon, und schicken Sie dieselbe dem Herrn Thiers als Antwort auf sein Gesuch.

Aus Paris wird unterm 5. Januar geschrieben: Zwei Engländer, die sich gegenwärtig hier aufhalten, hatten eine Wette gemacht über das Resultat der Abstimmung vom 20. Dezember. Der eine hatte behauptet, Louis Napoleon Bonaparte würde nicht mehr als 3 Millionen Stimmen erhalten, und der andere behauptete, die Zahl der Stimmen zu Gunsten des Präsidenten der Republik werde über 6 Millionen betragen. Man kam überein, daß der Verlierende die Differenz über oder unter 6 Millionen bezahlen sollte, und zwar so, daß für jede Stimme eine überzuckerte Kastanie geliefert werden solle. Da nun Louis Napoleon Bonaparte 1,500,000 Stimmen mehr erhalten hat, als 6 Millionen, 20 überzuckerte Kastanien auf ein Pfund gehen, und das Pfund 4 Frcs. kostet, so hat der verlierende Engländer ungefähr die Summe von 300,000 Frcs. zu bezahlen.

Auflösung der Charade in Nro. 13:

Stiefelknecht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 15 26. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Am nächsten Sonntage ging Elisabeth und ihre Mutter nach Saimka in die Kirche. Da angekommen, schritten sie, von den neugierigen Blicken aller Anwesenden begleitet, zu dem Altare hin, wo sie niederknieten, und im Gebete sich zu Gott erhoben. Elisabeth, die noch nie in einer Kirche dem Gottesdienste beigewohnt hatte, war vom Reize der Neuheit unbeschreiblich ergriffen. Ihre lebendige, mächtige Phantasie führte sie in den Himmel hinauf, und ließ sie Gottes Stimme vernehmen, die ihr einen Engel verkündete, der sie auf ihrem Wege geleiten würde. Doch der Gesang, der größtentheils ihre Einbildungskraft so lebendig aufgeregt hatte, verstummte, das Traumgesicht verschwand, und enttäuscht jetzt um sich blickend, gewahrte sie den in ihrem Anschauen verlornen Jüngling Smoloff. In ihm den ihr verheißenen Engel zu sehen glaubend, schenkt, aus ihrem Himmel kommend, Elisabeth ihm einen Blick des innigsten Dankes, begleitet von einem gütigen Lächeln, das ihre Wangen umspielte. Der Gottesdienst war zu Ende, und Smoloff machte Alexandrinen das Anerbieten, sie in seinem Schlitten bis zum Eingange des Waldes zu bringen. Alexandrine war hierüber erfreut, doch nicht Elisabeth, welche dadurch der Gelegenheit beraubt wurde, mit Smoloff allein zu sprechen, was ihr zu Fuße wohl geglückt hätte. Ihren Plan im Beiseyn der Mutter, die hievon noch nicht die mindeste Ahnung hatte, dem Jünglinge zu entfalten, konnte sie nicht wagen, und Unruhe und Unentschlossenheit erfaßte nun ihre Seele. Schon befanden sie sich am Wald-Eingange; doch Smoloff, der von Elisabeth sich noch nicht zu trennen vermochte, fuhr weiter bis zum Ufer des Sees. Hier hielt er nun stille; denn weiter durfte er nicht. Alexandrine stieg zuerst aus, und Smoloff, der sie hierbei unterstützte, frug sie, ob sie nicht zuweilen hier spazieren gingen. Elisabeth, die nach ihrer Mutter aus dem Schlitten sich begab, ersah den günstigen Augenblick, und erwiderte auf Smoloff's Worte leise und schnell: „Hier nicht, aber morgen in der Kapelle auf dem Friedhofe."

Elisabeth und ihre Mutter wanderten nun ihrer Hütte zu, und Smoloff, trunken von der Seligkeit, sich von Elisabeth geliebt zu glauben, fuhr nach Saimka zurück.

Furchtleer, sorglos, wie die Unschuld, ging Elisabeth am folgenden Tage in die Kapelle, war aber nicht wenig erstaunt, Smoloff nicht hier zu finden. Der Gedanke, daß ein unglückliches Begebniß den sehnlich Erwarteten zurückhalte, versetzte sie in große Unruhe. Doch immer war nur Liebe die Quelle ihrer Betrübniß, denn der große hehre Gedanke, den sie in ihrem Herzen trug, gab keiner andern Leidenschaft, keiner andern Schwachheit Raum. Während Elisabeth mit großer Andacht zu ihrer Gottheit betete, kommt endlich Smoloff, höchlich überrascht, das himmlische Mädchen schon hier zu finden. Als Elisabeth ihn erschaute, hob sie dankend ihre Hände zum Schöpfer empor, wendete sich dann mit hoher Anmuth zu Smoloff, und sprach: „Mit welcher schmerzlichen Ungeduld sah ich Ihnen entgegen?!" — Die wohlgefälligsten Blicke, die diese Worte begleiteten, das himmlische Lächeln, das ihre Lippen umschwebte, das frühere Eintreffen, alles dieß gab Smoloff die Gewißheit, daß er geliebt seyn müsse; und schon öffneten sich seine Lippen, um auch ihr seine namenlose Liebe zu gestehen, als Elisabeth ihn unterbrach, und mit diesen Worten anredete: „Meines Glaubens Kraft an ihren Edelmuth führte in der Absicht mich zu diesem Schritte, um Ihre Hülfe, Ihren Beistand zur Befreiung meines unglücklichen Vaters mir zu erbitten."

Wie vom Horne Hüon's betäubt, erstarrte Smoloff bei diesen Worten. Solch' eine schmerzliche Enttäuschung hatte er sich nimmer gedacht! — Doch ein viel zu edles Herz schlug in seiner Brust, als daß er auch nach seinen zerstörten seligen Hoffnungen nicht ferner noch das tugendhafte Mädchen lieben sollte; und bald sich wieder fassend, sank er auf seine Kniee zu den Füßen dieses Engels nieder, und rief aus: „Elisabeth! ich schwöre Ihnen, daß fortan nur für mich Ihr Wink Befehl, Ihr Wunsch Gesetz seyn werde."

Digitized by Google

„Seit dem Augenblicke, wo mir klar mein Leben wurde," hob Elisabeth an, „sind die Eltern mir mein höchstes Gut, ihr Glück meines Lebens einzige Freude. Ich sehe sie unglücklich. — Ein Mittel nur kenne ich, das ihnen Rettung verspricht, und ich erfasse es mit allgewaltigem Glauben. Nach Petersburg will ich gehen, und des Vaters Freiheit zu des Kaisers Füßen mir erweinen. Weder Beschwerden, noch Unglück, weder Abweisung, noch Tod, fürchte ich; ich habe den Muth, dieß alles zu ertragen. Unerschütterlich ist mein Vorsatz, und auf Ihnen beruhen von nun an alle meine Hoffnungen." Von Bewunderung und Rührung über den Heldenmuth dieses göttlichen Mädchens hingerissen, sprach, mit Thränen in den Augen, Smoloff: „Wie glücklich fühle ich mich, Ihr Vertrauen zu besitzen; aber," fügte er wehmüthig hinzu, „Sie kennen die Anzahl der Schwierigkeiten noch nicht, die . . ."

„Nur zwei hab' ich gefunden," unterbrach ihn schnell Elisabeth, „die mich noch schrecken; unbekannt mit dem Wege, den ich gehen muß, ist die eine, und ob meine Flucht nicht meinem Vater schaden werde, die andere Schwierigkeit. Zeichnen Sie mir also den Weg, den ich nehmen muß, und das Mittel vor, dem Kaiser eine Bittschrift überreichen zu können; doch vor allem geben Sie die Bürgschaft mir, daß Ihr Vater meine Flucht nicht an meinen Eltern ahnden werde."

„Wissen Sie aber auch, Elisabeth, wie sehr der Kaiser über Ihren Vater erzürnt ist? — Wissen Sie, daß er ihn für seinen gefährlichsten Feind hält?" erwiderte Smoloff.

„Unbekannt ist mir das Verbrechen meines Vaters, sein Name und sein Vaterland; doch glaube ich schuldlos ihn."

„Sie wissen also nicht," versetzte Smoloff, „welchen Rang Ihr Vater hatte, und welches Glück Sie für ihn zu erringen streben?"

„Ich versichere Sie," entgegnete Elisabeth, „noch ist mir alles unbekannt."

„Himmlische Elisabeth!" rief Smoloff aus, „wie unnennbar groß und hehr ist Ihre Aufopferung?! Sie wissen nicht, was Sie durch Ihres Vaters Freiheit sich erringen! — Nichts, nur die höchste, kindliche Liebe allein führt Sie zu diesem Riesenschritte?"

„Nichts mehr!" rief Elisabeth; „den Schleier, der über meines Vaters Geheimniß liegt, soll nur er selbst von mir hinwegnehmen. Geben Sie mir die Nachweisungen, die mir zu meiner Reise nöthig sind."

„Ich will sie Ihnen aufschreiben," sagte Smoloff, aber jetzt ist Ihr Entschluß noch nicht ausführbar; Sie müssen die bessere Jahreszeit erwarten. Ich hoffe Sie in einiger Zeit wieder zu sehen, und dann will ich Ihnen über Ihren Plan meine Gedanken mittheilen. Jetzt reise ich nach Tobolsk zu meinem Vater; er, der ein empfänglich Herz für Tugend nnd Unglück hat, wird, das schwöre ich Ihnen, Ihre Flucht nimmer an Ihren Eltern strafen; im Gegentheil würde er stolz und glücklich seyn, Sie seine Tochter nennen zu dürfen. — O Elisabeth! verzeihen Sie meinen unwillkürlich aus des Herzens Tiefe sich hervordrängenden Gefühlen! Wohl wissend, daß Ihre große Seele das heiligste Gefühl kindlicher Liebe allein nur empfindet, verlange ich nichts. Doch — lächeln Ihnen einst in Ihrem Vaterlande die Tage des Glückes, o dann erinnern Sie sich auch des Sie ewig liebenden Smoloffs!" Elisabeth war höchlich überrascht; den Gedanken, daß es noch eine andere Liebe, als die kindliche, geben könne, dachte sie nimmer; denn so allumfassend auch das Menschenherz ist, für zwei gleich große Leidenschaften hat es dennoch keinen Raum. Und obschon unbekannt mit dem Weltverkehre, sagte doch ein inneres Gefühl Elisabeth, daß sie nach diesem Geständnisse Smoloff's länger nicht mit ihm allein bleiben könne, und machte Miene, sich zu entfernen.

„Elisabeth!" rief jetzt Smoloff, „hab' ich Sie beleidigt? — O nicht Liebe allein, auch die höchste Ehrerbietung fühlt mein Herz für Sie!"

„Sie haben mich nicht beleidigt," erwiderte Elisabeth sanft. „Ich habe Sie meiner Eltern wegen um eine Zusammenkunft gebeten; sie geschah, und nun kehre ich, Ihnen hiefür innig dankend, wieder in meine Hütte zurück."

Und jetzt nahm auch Smoloff herzlichen Abschied von Elisabeth, nachdem er ihr noch zugeschworen hatte, ihr am nächsten Sonntage in der Kirche zu Saimka alles mitzutheilen, was sie zur Ausführung ihres Planes nur immer nöthig hätte.

Dieser Sonntag war erschienen, Elisabeth mit ihrer Mutter in der Kirche gewesen, aber, leider! mit der schmerzlichen Kunde zurückgekehrt, daß Smoloff vor einigen Tagen nach Tobolsk abgereist sey.

Bange Besorgniß belastete jetzt Elisabeths Seele. Das Glücksbild, das eine trügerische Phantasie ihr so herrlich vorgezaubert hatte, verschwand in dem Momente nun, wo sie es schon zu erhaschen wähnte; und nun wußte sie nicht, wohin sie sich wenden sollte, da sie der, welcher ihr hülfreiche Hand zu leisten zugeschworen, unbarmherzig verlassen hatte. Um ihren Schmerz vor den Eltern verbergen, und ungestört ihn ausweinen zu können, ging sie Abends früher, als gewöhnlich, in ihr Kämmerlein.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

In dieser glücklichen Stimmung erhielt das Paar, das nun schon die Schwingen zum Ausfluge lüftete, folgenden Brief von der Tante Kramm als Antwort auf die Mittheilungen, welche ihr gemacht worden waren:

Grüßt die Vögel.

„Meine lieben Hagenschen! Also haben Sie sich doch anstecken lassen, lieber Neveu? Ich dachte, ich könnte nicht lesen, als ich Eure Briefe erhielt, aber ich nahm mir gleich vor, kein Wort dazu zu sagen, denn zwischen Eheleuten darf man nicht reden, und die Wohntante ist darum auch abgezogen. Thut also, was Euch beliebt. Die Wirthschaft wird dabei zu Grunde gehen, das ist gewiß, — denn wenn die Dreschen das halbe Korn aus der Scheune schleppen, Ihr Inspektor sieht nichts, und die Aufsicht über den Boden und die Ställe, denken Sie nur an die Klauenseuche vor'm Jahr — der Schafstall ist noch dazu ungesund und wenn Sie wiederkommen, finden Sie die Vließe, da können Sie sich denn ein Sommervergnügen machen und zählen, wie viel krepirt sind. Ich weiß auch gar nicht, wie man Erduldetes so leicht vergessen kann — was haben Sie mir geklagt über das schändliche Land, wohin Sie sich nun wieder auffingen lassen! Wenn ich bedenke, wie ich Sie gepflegt habe und reinlich gehalten! Und dort soll's ja seyn, daß man sich ekelt von früh bis Abends, und Sie bei Ihrem schwachen Magen, Alles mit Baumöl abgemacht, und keine geriebenen Kartoffeln! Cora hat sie doch nicht verlernt? Ich sage aber kein Wort dazu. Geld habt Ihr ja, man kann's nur besser brauchen, als es den Lokomotiven und Gastwirthen in den Hals zu werfen, und wenn's nun unterdessen in Italien losgeht, wie die Zeitung prophezeit, nehmen sie Euch Euer Bischen ab und schlagen Euch todt als Deutsche, denn sie scheeren Alles über einen Kamm. Denken Sie denn nicht ein bischen daran, liebe Niece, daß was nicht ist, noch werden kann, und da ist es doch nicht wohl gethan, alle Tage ein Halsbrechen riskiren, denn man hat Pflichten, über welche Sie, wenn Gott will, noch einmal anders denken werden, als jetzt in Ihrem Leichtsinne — nehmen Sie es einer alten Frau nicht übel! Ich sage aber nichts, thut, was Ihr nicht lassen könnt. Mir muthet nur nicht, daß ich, während Ihr Euch unnütz in der Welt herumtreibt, die Verantwortung in Hagen übernehmen soll. Das kann ich nicht. So lebt denn wohl und vergeßt draußen nicht ganz

Eure liebende Tante
Leopoldine von Kramm,
geb. v. Oderin.

Ihr schreibt noch nicht?

N.S. Wenn etwas Besonderes passirt, soll der Inspektor nur an mich schreiben — ich will dann schon zusehen. Wie steht es mit dem Herbstsutter?

Paul hat an mich geschrieben.

Diese Epistel machte auf die Beiden, an welche sie gerichtet war, einen sehr verschiedenen Eindruck. Der Landrath wurde dadurch, so seltsam es scheinen mag, in seinem Entschlusse nur noch mehr bestärkt, die Tante durfte nicht glauben, daß er ihn leichtsinnig und ohne Garantien für seine Wirthschaft gefaßt habe. Cora dagegen schien beunruhigt zu seyn, die Schuld, wenn eine von den Befürchtungen der Tante eintreffen sollte, traf sie allein, deren Werk diese Reise war. Sie las den Brief mehrmals und vergaß auch die Randschriften nicht, denn sie hatte den Gruß an Frau Miele bestellt (so hieß die alte Ausgeberin), und fing schon den neuen Brief an, welchen die Taute vor der Abreise erwartete. Ueber die kurze Notiz wegen Paul mußte sie wohl besonders nachdenken, denn sie hatte die Querschrift, welche die Paar Worte enthielt, wieder vor Augen, als ihr Mann zu ihr trat.

„Ja, der Paul!" sagte dieser. „Wo mag er seyn? Was mag er treiben? Die Tante hätte uns statt ihrer Vorwürfe lieber etwas Näheres über ihn schreiben sollen, er bleibt doch immer mein Bruder."

„Du kannst sie ja in unserm nächsten Briefe fragen," warf Cora leicht hin, und stand schnell auf, um fortzugehen. Der Landrath gab ihr die Versicherung mit, daß es geschehen werde. Er war nun allein im Zimmer und hatte nichts mehr zu thun. Nur ein von Geschäften halb erdrückter Beamter, der endlich einmal Urlaub erhalten und den letzten Federstrich vor seiner Abreise gethan hat, wird das Gefühl des Herrn von Schönfels bei dem Gedanken, nichts mehr zu thun zu haben, in seiner ganzen balsamischen Tiefe ermessen können. Er ging, die Hände auf den Rücken gelegt, auf und nieder und pfiff den Krönungsmarsch aus dem Propheten, wenn auch nicht rein, doch ziemlich erkennbar. Bald nahm er diese, bald jene Kleinigkeit von Cora's Nippes, welche ihren Schreibtisch zierten, in die Hand und bewunderte die niedlichen, und zum Theil werthvollen Sachen, bisher hatte er keine Zeit dazu gehabt — die Tante hatte einmal im halben Ernste behauptet, er wisse kaum, was seine Frau für Augen habe, so wenig sähe er um sich. Dort lag Cora's grünsammtnes Album. Sie hatte

Digitized by Google

wahrscheinlich vergessen, dasselbe, wie sie immer that, bei ihrem Abgange zu verschließen: es waren goldene Krammen dazu angebracht und ein allerliebster Miniaturschlüssel von polirtem Stahl, welchen Cora mit einigen andern, zu ihrem Schreibtisch gehörig, an einem Schlüsselhaken trug, paßte dazu. Es war zum Erstenmale, daß sie ihr Album offen liegen ließ, doch hatte sie ja schon dem Gatten die schönsten Bilder gezeigt und es war kein Grund, welcher ihn abhalten konnte, darin jetzt weiter zu blättern. Da fand er noch hübsche Skizzen, ein Paar Volksscenen vom köstlichsten Humor — einen italienischen Eselritt so treu, daß er laut lachen mußte. „O es ist ein originelles, interessantes Volk!" sagte er schon. „Man muß nur nicht hypochondrische Laune mit über die Alpen nehmen."

Ein Bild fiel ihm jetzt in die Hand, bei welchem er stutzte. Eine Rettungsscene war dargestellt. Aus einem Flusse stieg eben ein Schwimmer an das Land, welcher einen Greis, der ohnmächtig schien, im Arme hielt, zwei Frauen knieten am Ufer, eine Alte, und ein junges Mädchen, sie streckten dankend die Hände nach dem Retter aus, auf dem Flusse weiterhin war ein Fahrzeug mit mehreren Menschen zu sehen und jenseit thürmte sich eine Stadt mit fremdartig gebauten Kuppeln. Die Figur des landenden Schwimmers war mit vorzüglicher Sorgfalt behandelt, obgleich sein Gesicht — das Ganze war eine Stiftzeichnung — wieder ausgewischt war, gewiß um besser hergestellt zu werden. Am Rande stand ein Datum — und: Paul. Welcher Paul?

(Fortsetzung folgt)

Mannigfaltigkeiten.

In Paris hat ein Gärtner, Hebert, eine wunderbare Entdeckung gemacht, die unglaublich erscheint, aber schon wiederholt durch öffentliche Versuche von Gärtnern, Naturforschern ꝛc. erprobt worden ist, nämlich Pflanzen allerlei Art fast augenblicklich, das heißt, in fünf bis zehn Minuten, zum Blühen zu bringen. Ein Berichterstatter erzählt: Wir fanden in einem kleinen improvisirten Garten etwa vierzig Gewächse, welche vor Kurzem erst in die Erde gesetzt und offenbar noch nicht einmal angewurzelt waren, und zwar Nelken, Georginen, Rosen, Astern, Sonnenblumen ꝛc. Alle hatten Knospen, die im gewöhnlichen Verlauf der Dinge etwa binnen vierzehn Tagen erblüht seyn würden. Zuerst wurde nun an den Stock einer frei stehenden Georgine und an eine Nelke eine gewisse Menge einer röthlichen Flüssigkeit gegossen und über jede Pflanze eine große Glasglocke gestürzt. Sofort entwickelte sich eine bedeutende Wärme innerhalb der Glocke, so daß dieselbe fast heiß wurde und ein Fensterchen darin geöffnet werden mußte. Ehe zehn Minuten vergingen, sahen alle Zuschauer vor ihren Augen die schönsten Blumen an der Georgine und Nelke sich entfalten. Hebert ließ die Glocke abnehmen, schnitt die Blumen ab und vertheilte sie; die Nelken verbreiteten den schönsten Geruch. Ein zweiter Versuch wurde mit einem Oleanderbusch gemacht, der sich noch schneller, wie durch Zauberei, mit Blüthen bedeckte. Schon Plato spricht über eine ähnliche Beförderung des Wachsthums in den berühmten Gärten des Adonis. Heberts also nur wieder aufgefundenes Verfahren ist noch ein Geheimniß, bei dem Gas eine Hauptrolle spielt, da solches bei den Versuchen bereits explodirte; er will jedoch, wenn er erst zu weiteren Resultaten gelangt ist, seine Entdeckung, wie Daguerre, veröffentlichen.

Eine eigenthümliche Benützung des Telegraphen hat vor Kurzem zwischen Lindau und Regensburg stattgefunden: das in Lindau garnisonirende 4. Jägerbataillon hat der Stadt Regensburg auf diesem Wege zum Neujahr einen Glückwunsch zugesandt, den der Magistrat Namens der Einwohner sofort auf demselben Wege herzlichst erwiderte.

[Ein einträgliches Geschenk.] Der König Jakob I. von England schenkte einst dem Lord Chichester, dem Vorfahren des jetzigen Marquis von Donegal, eine Strecke Land. Auf diesem Boden wurde später die Stadt Belfast erbaut und er gehört heute noch seinen Nachkommen, die davon nun eine jährliche Rente von mehr als 300,000 Pf. St. (2 Mill. Thlrn.) beziehen.

Charade.

Wenn Du durch Rathen nicht die Erste kannst erzwingen,
Ich geb' Dir einen Schlag, so wird's sogleich gelingen!
Die zweite Silbe hat nur durch Beziehung Sinn,
Doch nennt die Liebste so den Liebsten oft schlechthin.
Die dritte rufet zu den goldnen Sonnenrossen:
Ihr Schläfer, wachet auf, was säumt Ihr so verdrossen?
Das Ganze wohnt im Wald; suchst Du es ja nicht gern,
Ei nun, so geh' zu Tisch bei einem hohen Herrn!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 16 28. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Alexandrine, die eine solche Gelegenheit erwartet zu haben schien, nützte ihrer Tochter Entfernung, und sprach nun mit zerrissenem Herzen zu Springer: „Ich glaube, daß Elisabeth den jungen Smoloff liebe; dieß zeigt seit einiger Zeit ihr höchst unruhiges Benehmen mir sehr deutlich. So sehr ich auch anfangs mich über Smoloff's aufkeimende Liebe erfreute, so sehr erschreckt mich der furchtbare Gedanke jetzt, daß der Jüngling unsere Tochter verschmähen, und sie, diese kaum aufgeblühte herrliche schöne Blume, zerstört von hoffnungsloser Liebe Gram, dem Grabe zuwelken werde."

„Geliebtes Weib!" entgegnete Springer. „Tiefer, als Du, bin ich in Elisabeths Innerstes gedrungen; ein anderes höheres Gefühl, und nicht die Liebe zum Jünglinge, bewegt ihre Brust. — Ueberzeugt, daß Smoloff die Tochter des unglücklichen Vaters nimmer verschmähen möchte, wenn er sie ihm geben würde, hänge ich zugleich fester, als je, an dem herrlichen Glauben, daß Elisabeth in dieser Wüste nicht ihr Leben enden werde. — So viele Tugend, wie Elisabeth besitzt, lohnt der Allerbarmer sicherlich."

Diese ihres Gatten Worte beruhigten wieder Alexandrine.

Zwei Monde harrte Elisabeth vergebens der Rückkehr Smoloff's entgegen; endlich erlosch in ihrer Brust auch der letzte Hoffnungsfunke durch die Nachricht, daß Smoloff nun auch Tobolsk verlassen habe. Namenloser Schmerz drückte sie fast zu Boden, denn schon nahte sich die schöne Frühlingszeit. Aber da faßte Elisabeth — sich fürchtend, daß wieder ein Jahr für ihres Vaters Befreiung ungenützt vorüber eilen konnte — den kühnen Entschluß, allein, ohne alle Hülfe, nur auf Gott vertrauend, ihr Vorhaben auszuführen. Eines Morgens nun, wo ihr Vater im Garten allein arbeitete, nützte Elisabeth eine günstige Minute, und trat, früher den Himmel um Worte der Ueberzeugung anflehend, zu ihrem Vater hin, und sprach: „Geliebter Vater! Unaufhörlich mahnt in meinem Innern eine göttliche Stimme mich zur Ausführung meines Dir nicht unbekannten Vorhabens. Gebt Euren Segen mir, theure Eltern, und laßt mich dorthin ziehen, von wo nur allein Eure Rettung kommen kann." In diesem Momente eilte die Tartarin herbei, und brachte die Botschaft, daß Smoloff angekommen sey. Elisabeth schrie freudig auf, und ihres Vaters Hände freudig an ihr Herz drückend, fuhr sie fort: „Du siehst deutlich nun, mein Vater, daß Gott mit mir sey; er sendet mir ja den, der den Weg mir zeigen wird. Die Hindernisse alle, sie schrecken mich nimmer; im Kampfe mit ihnen werd' ich als Siegerin hervorgehen, Deine Freiheit — welch' unermeßliches Menschenglück — mir zum schönsten Lohne erhalten." Ohne die Antwort ihres Vaters abzuwarten, eilte Elisabeth jetzt Smoloff entgegen. Ihre Mutter, die ihr auf dem Wege begegnete, zog Elisabeth voll Freude also sprechend mit sich fort: „Komm, geliebte Mutter, komm! Smoloff ist nun wieder da."

In ihre Stube tretend, fanden sie einige Offiziere. Ueberrascht standen sie stille. „Das ist Herr von Smoloff," sprach die Tartarin, und zeigte zugleich auf einen stattlichen, gleichfalls militärisch gekleideten Mann hin.

Elisabeth erblaßte; denn nicht der Jüngling Smoloff, sondern dessen Vater, der Gouverneur von Tobolsk, stand vor ihr.

Nach einem freundlichen Willkommen und nach der von ihm geheißenen Entfernung seiner Begleiter sprach nun der Gouverneur zu Springer: „Nach vielen Jahren wieder in diese Gegend kommend, nütze ich die Gelegenheit, Ihrem Geschicke meine innigste Theilnahme zu bezeugen, das mich zweifach schmerzt, weil trotz des besten Willens ich es nicht zu ändern vermag."

„Längst vergessen auf die Gerechtigkeit der Menschen, baue ich auch auf Ihr Mitleid nimmermehr. Ohne Klagen erwarte ich ruhig in dieser Wüste meines Lebens Ende," versetzte Springer kalt.

„Fräulein!" fuhr der Gouverneur fort, „mein Sohn hat sie gekannt, und unauslöschliche Erinnerungen von Ihnen mit sich genommen."

Digitized by Google

„Hat er auch Euer Exzellenz gesagt," fiel Alexandrine lebhaft ein, „daß sie Ihrem edlen, muthvollen Sohne das Leben ihres Vaters verdanke?"

„Nein," antwortete der Gouverneur; wohl aber das vertraute er mir, daß Elisabeth zu jeglicher Stunde ihr Leben für ihre Eltern hinzugeben bereit sey."

„Wohl würde sie es hingeben!" versetzte Springer wehmüthig; „und diese ihre hohe Liebe, ein Geschenk des Himmels, ist auch unser einziges Glück."

Eine kurze Pause überließ sich der Gouverneur der innigsten Rührung, und sprach dann weiter: „Vor zwei Monaten mußte mein Sohn schnell zu der in Liefland sich sammelnden Armee abreisen. Bei seinem Abschied flehte er mich an, Ihnen, Fräulein, einen Brief zu übersenden. Das war unmöglich; nur ich selbst konnte der Ueberbringer dieses Briefes seyn — hier ist er."

Erröthend nahm Elisabeth den Brief. Der Gouverneur aber, die Ueberraschung der Eltern gewahrend, rief hierauf lebhaft aus: „Wohl den Eltern, deren Kinder nur solche Geheimnisse, wie Elisabeth, haben!"

Jetzt berief der Gouverneur seine Offiziere zurück, und nachdem er Springer erlaubt hatte, einigen von Sina rückkehren sollenden armen Missionären ein Nachtlager gewähren zu können, nahm er Abschied von den Verbannten.

Nach des Gouverneurs Entfernung erbrach Elisabeth mit ihrer Eltern Einwilligung den Brief, und durchlas ihn leise. Hohe Freude durchströmte dabei ihr Herz, und sie sank, ihren Gefühlen nicht widerstehend, an die Brust ihrer Eltern. „Endlich doch," rief sie aus, „wird mein langer Traum zur herrlich schönen Wirklichkeit! Die Vorsehung segnet mein Unternehmen. O gebt auch Ihr, theuere Eltern, Euren Segen mir!"

Springer erbebte. Alexandrine, die ihres Gatten Zustand gewahrte, aber nicht zu deuten vermochte, verlangte jetzt von ihrer Tochter Aufklärung.

„Noch vermag ich dieses, liebe Mutter, nicht," erwiderte Elisabeth; „ich zitt're vor Deinem Schmerze; denn nicht so, wie der Vater, bist Du darauf vorbereitet."

„Geliebtes Kind!" versetzte Springer wehmuthsvoll, „trenne Dich von Deinen Eltern nicht, laß uns nicht ein neues unertragbares Unglück kennen lernen!"

Alexandrine, jetzt alles ahnend, erbleichte, ihre Kniee wankten, und an einem Stuhle sich haltend, rief sie mit fast erstickter Stimme aus: „Kind! geliebtes Kind, gib mir den Tod; nimmer aber verlange, daß ich auch nur eine Spanne Zeit von Dir getrennt leben solle." — Jetzt sank Elisabeths Kraft und Muth dahin. Sie mußte in diesem Augenblicke über einen Gegenstand schweigen, der das Herz der Mutter zu brechen schien, und überreichte ihrem Vater Smoloff's Brief, der ihn mit schwacher Stimme also vorlas:

„Um so schmerzlicher war die Abreise von Saimka mir, als die eiserne Nothwendigkeit mir jeden Besuch und jede schriftliche Mittheilung versagte. Ihr schönes erhabenes Beispiel lehrte mich des Sohnes Pflichten; sonst würde ich die Sicherheit meines Vaters auf's Spiel gesetzt, und Sie dennoch besucht haben. Mit zerrissenem Herzen folgte ich dem Befehle des Kaisers, welcher mich zur Armee nach Liefland zwang. — Mein Vater kennt nun mein Herz, und kennt auch Ihren Riesenplan, der ihm Thränen der innigsten Rührung entlockte. Sie, meine göttliche Elisabeth, unter dem Schutze meines edelmüthigen Vaters wissend, reise ich etwas ruhiger. Doch beschwöre ich Sie, vor meiner Rückkunft nimmer zur Ausführung Ihres Vorhabens zu schreiten. Ich behalte mir das Glück vor, Sie wie ein Bruder nach Petersburg zu führen."

Unter dem Briefe stand folgende Nachschrift des Gouverneurs:

„Sie dürfen mit meinem Sohne nicht reisen. Nicht an seiner Ehre zweifelnd, muß Ihre Ehre doch über den allerkleinsten Verdacht erhaben bleiben. Ihre That sonder Beispiel soll nimmer dadurch verlieren, daß an selber Ihr Geliebter Antheil gehabt habe. Vertrauen Sie allein auf Gott, seine Macht wird sicher zur Vollendung Ihren tugendhaften Wunsch gestalten. Im nimmer wankenden Glauben auf Ihre große Seele, gab ich durch diesen Brief mein Schicksal Ihnen Preis; denn ich würde verloren seyn, wenn derselbe bekannt, oder wenn man nur ahnen würde, daß ich Ihre Flucht begünstiget hätte."

Stolz und ruhiger machten Springer diese Zeilen des Gouverneurs; er freute der Achtung erweckenden Tugenden seiner Tochter sich. Doch schmerzlich und mit starren Blicken sah Alexandrine, auf die furchtbare Trennung denkend, ihre Tochter an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Nachdenklich legte Schönfels das Blatt mit dem ganzen Album wieder an seinen Ort. Es überkam ihn sogar ein widriges Gefühl, aber nur momentan. „Lächerlich!" sprach er für sich. „Ueber die Thorheit einer Eifersucht werde ich doch hoffentlich hinaus seyn. Welcher Mann, der in der Lage zu hei-

Digitized by Google

rathen ist, kann sich heut zu Tage rühmen, die erste Liebe seiner Erwählten zu seyn? Ist sie denn die seine? Es ist doch wohl Reciprozität, Gegenseitigkeit, hier billig. Wo ist denn überhaupt in dem Bilde eine Spur, daß sie für den Paul, wer das auch seyn mag, eine Neigung empfunden hat? Ich werde sie geradezu fragen."

Sobald sie wieder kam, fragte er sie auch wirklich. „Wie? Mein Album?" rief sie und schloß es, vor Unwillen roth werdend, sogleich zu. „Ich habe es Dir gezeigt, aber — ich öffne Deine Briefe auch nicht, Schönfels."

„Wenn es nicht Dienstbriefe sind, mein Herz, so thue es in Gottes Namen, ich habe keine Geheimnisse vor Dir."

„Ich noch weniger!" erwiderte sie lebhaft. „Denn ich erhalte nicht einmal Dienstbriefe."

„Und wer ist der Paul?"

„Dein Bruder. Wenn ich nicht irre, haben wir diese ganze Scene schon in Deinem Beiseyn besprochen."

„Mir ist es dunkel allerdings so, doch erzähle mir einmal die Sache."

„Eine Kahnfahrt bei Badajoz mit vielen Personen — Streit auf dem Verdeck — ein alter Stierkämpfer wollte ihn gewaltsam schlichten, wurde in den Fluß gestoßen — Paul sprang nach und rettete ihn — die Frau und Tochter des Alten nahmen ihn auf, das ist Alles."

„Ihr habt Euch also schon in Spanien gekannt?" fragte der Landrath.

„Nein! Nicht einmal gesehen! Oder doch nicht beachtet, bis auf jenen Moment."

„Dann aber?"

„Dann nicht wieder gesehen bis hier in Hagen. Denn Paul kehrte nicht auf das Schiff zurück und ich wußte weder seinen Namen, noch wie er ausgesehen."

„Aber Du hast ihn doch gezeichnet?" rief der Gatte.

Sie blickte ihn stolz und zürnend an, es verletzte sie, daß er sie förmlich zur Rechenschaft stellte. Stumm schloß sie das Album auf, legte ihm das Blatt vor — „Du siehst nicht," fragte sie endlich, als er verwundert zu ihr aufblickte, „Du siehst nicht, daß ich ein beliebiges Gesicht gezeichnet hatte und es dann ausgelöscht, als ich erfuhr, daß Paul dieser Mann gewesen? — Noch habe ich seine Züge nicht eingetragen, Du erinnerst mich daran, das werde ich jetzt gleich thun." Sie setzte sich mit einem gewissen Trotze an ihren Schreibtisch und fing an zu zeichnen. Welches erstaunliche Gedächtniß! Sie traf Paul's Gesicht in diesem kleinen Maßstabe so genau, daß ihr Gatte, dem sie es nach kurzer Zeit zur Beurtheilung hinreichte, ganz verwundert rief: „Wie er leibt und lebt! Du mußt Dir ihn genau angesehen haben!"

„Gewiß!" antwortete Cora und verschloß das Album in ihren Schreibtisch.

6.

Ein Brief mit mehreren Poststempeln, unter denen auch zwei schweizerische waren, kam an einem der folgenden Tage in des Landraths Abwesenheit an; da er rekommandirt war, so mußte Cora den Empfang bescheinigen, sonst würde sie vielleicht gar nichts davon erfahren haben, weil die Privatkorrespondenz ihres Gatten für sie so wenig Interesse hatte, als die dienstliche. Sie wußte ja, daß sie nur Geschäftsangelegenheiten betraf, da er mit Niemand in freundschaftlichem Briefwechsel stand, wie er ihr oft genug mit dem Zusatze, das sey Zeitverwüstung, erklärt hatte.

Das Postzeichen Freiburg, und weiter oben Basel, zog heute ihren Blick an. Sie war nicht in Freiburg selbst gewesen, hatte aber das hochliegende Prachtgebäude der Jesuiten, mit seinen Flügeln, von einem andern Punkte gesehen, und Basel mit seiner Aussicht von der Rheinbrücke stand ihr lebhaft vor Augen. Wie kam ihr Gatte zu einem Korrespondenten aus der Schweiz? Sie betrachtete die Handschrift, es waren männliche, sehr ausgeschriebene Züge — ihr erster Gedanke war an Paul — aber der Brief war nicht nach Schloß Hagen, sondern nach dem Orte adressirt, wo Schönfels früher Regierungsrath gewesen, der Brief konnte also nicht von Paul seyn. Ihr Mann hatte ihr kürzlich mit klaren Worten die Erlaubniß gegeben, seine Privatbriefe zu erbrechen, aber sie that es nicht, sondern legte das Schreiben, welches mit einem bürgerlichen Petschaft gesiegelt war, auf ihren Tisch, um es ihm gleich bei seiner Ankunft zu geben.

Er kam später als gewöhnlich, das schlechte Wetter, das unausgesetzt anhielt, hatte die Wege fast grundlos gemacht, selbst in dem hiesigen, sonst so wasserbedürftigen Boden.

„Eigentlich, liebes Herz," fiel er gleich nach der Begrüßung mit der Thüre in das Haus, dem Gedanken nachgebend, der ihn unterwegs beschäftigt hatte, „eigentlich ist es doch wohl eine Thorheit, jetzt in dieser abscheulichen Jahreszeit das sichere und warme Haus zu verlassen, und eine so weite Reise zu unternehmen."

„Gerade, weil die Jahreszeit so abscheulich ist, suchen wir uns sonnige und warme Gefilde!" rief sie erschrocken über seinen Rückfall.

„Aber ehe wir hinkommen! Bedenke nur, Kind, die Seefahrt von Triest, in dieser stürmischen Zeit, und vorher die Fahrten über so viele Gebirge. Wir wissen noch nicht einmal, ob Dein Vater bei sol-

Digitized by Google

chen Umständen übersiedeln wird — ein so vernünftiger Mann bleibt gewiß in Wien, bis es Frühling wird."

„O, Du kennst meinen Vater schlecht," rief sie, „wenn Du glaubst, er werde sich furchtsam vor solchen Kleinigkeiten von einem gefaßten Entschlusse abwenden. Mein Vater ist nicht so unmännlich."

„Erlaube, mein theures Herz! Unmännlich kann man es nicht nennen, ohne — sehr ungerecht zu seyn."

(Fortsetzung folgt.)

Meine Rose!

von **C. Müller** — für Dich! — **F.** —

1.

Es war schon Herbst, mit kaltem Hauche
Trieb er die Blätter vor sich hin;
Da sah' an blüthenlosem Strauche
Ich noch ein Röslein einsam blüh'n.

Durch Thränenthau aus dunklem Moose,
Als ob sie fühlte Schmerz und Lust —
Blickt sanft empor die Purpurrose,
Ich brach — ich barg sie an der Brust.

Und sieh' — mein Röslein schloß die Augen,
Sie schlummerte so fromm, so rein,
Doch nicht auf öden, kalten Auen,
An meinem Herzen schlief sie ein!

Der Lenz erschien — er küßt die Fluren
Mit heißem Kuß vom Schlummer wach,
Und Blüthen folgen seinen Spuren
Und Nachtigall- und Lerchenschlag.

Und aus der Knospe zartem Schooße
Zum süßen Lohn der süßen Müh',
Entfaltet dankbar sich die Rose,
Ich grüßte sie — ich küßte sie!

Sie prangt in üpp'ger Blüthenfülle
An meinem Herz in stolzer Lust,
Denn jeden Herzschlag — heiß und stille
Belauscht sie an der Dichterbrust!

Und diese Rose sollt' ich geben
Zurück auf ihre öde Flur?
Sie ist mein Lieben und mein Leben,
O laßt mir diese Rose nur! —

2.

Ja, manche Stunde bang und trüb,
Im Ringen und im Streben,
Für Dich und nur für **Dich**, mein Lieb,
Hab' ich dahin gegeben.

Doch flossen sie so leicht, so schnell
Wie Blüth' an Blüth' sich füget,
Und wie aus klarem Wiesenquell
Sich Perl' um Perle schmieget!

Die Rose ist Dein theures Bild
Das mir ins Herz gegossen,
Du schwebst voran mir engelmild
Ein Engel, glanzumflossen.

Dem Mond — der still am Himmel zog
Hab Küss' ich aufgetragen;
Durch's Wölkchen, das vorüberflog,
Ließ ich Dir Grüße sagen!

Und wenn Du schlüfft im Kämmerlein
So fromm, so rein, so süße,
Dann blickt der Mond durch's Fensterlein
Und bringt Dir Gruß und Küsse.

Und sieh'st Du nicht die Trörflein, sprich,
Die aus den Blumen schauen?
Es sind ja Thränen! — sie grüßen Dich,
Die die Wolken niederthauen.

Sprich — was ich stumm im Herz verschloß,
Ist all' dieß Lieben leerer Schimmer?
Ist solche Hoffnung — hoffnungslos?
Sank schon der schöne Traum in Trümmer?

Theater.

*** Aschaffenburg, 26. Januar. Die gestrige, im Ganzen gelungene, Aufführung des Dramas: „Bajazzo und seine Familie", hat uns mit der vorhergegangenen, leider gänzlich mißglückten, Opernvorstellung wieder einigermaßen ausgesöhnt. Herr Weiser als Belvheger hatte in den 3 ersten Akten den Charakter der Rolle ganz richtig erfaßt, entsprach aber in den übrigen Akten, namentlich in jener Scene mit dem Herzoge und dessen Begleitern, nicht ganz den gehegten Erwartungen. Frau Kern als Madelaine bewährte auch diesesmal ihre unbestreitbare Bühnengewandtheit; ihre Sprache war aber in den beiden letzten Akten mitunter viel zu pathetisch und der Situation einer Frau, die man eben erst den untersten Volksklassen entrissen hatte, nicht ganz angemessen. Auch müssen wir unsere bereits früher gemachte Bemerkung bezüglich des zu schnellen Sprechens hier wiederholen. Herr Goldammer, dessen eigentliches Element übrigens das Komische ist, Fräulein Geyser I., so wie die übrigen Hauptrollenträger verdienen Anerkennung. Herr Steinhauer hatte seine Rolle trefflich memorirt.

Verließ das Publikum im Allgemeinen mit Befriedigung das Haus, so kann auch Herr Direktor Geyser mit dem sehr zahlreichen Besuche zufrieden seyn, der ihn zu erhöhter Thätigkeit anspornen möge. Hiebei können wir nicht umhin, Letzterem dringend den Wunsch ans Herz zu legen, durch möglichst baldige Vermehrung der männlichen Gesangskräfte seines Personals die Aufführung von Opern möglich zu machen, da wir die jetzigen, wie die Erfahrung gelehrt hat, für vollkommen ungenügend erklären müssen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 17 30. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Nach einer langen Pause tiefer, feierlicher Stille hob, auf ihre Kniee sinkend, endlich Elisabeth wieder an: „Geliebte Eltern! Hell erleuchtet schwebt das Bild Eurer sichern Rettung vor meiner Seele. Weiset mein Flehen, von Euch mich ziehen zu lassen, nicht zurück, und macht nicht durch Euern edlen Widerstand, daß fortan der Gram zerstörend an meinem Herzen nage."

„Elisabeth!" rief schmerzlich Springer, „Deine viel zu große Tugend erschreckt, macht muthlos mich heute zum Erstenmale in meinem Leben. Deinen Wunsch zu erfüllen vermag ich nicht."

„Vergib auch Deiner Mutter," sprach jetzt Alexandrine, „wenn sie schwächer noch, wie Dein Vater, Deine Entfernung nicht zuzugeben im Stande ist. Ich befehle Dir nicht, Dein Vorhaben aufzugeben, doch bitte ich Dich darum."

„Mutter!" entgegnete Elisabeth, „heilig sind Deine Befehle, Deine Bitten mir; doch mein Plan muß Deine Billigung erhalten, weil in ihm das einzige Mittel liegt, den Vater aus der Verbannung zu befreien. Dreizehn Jahre sind dahin geschwunden, und kein Freund hat es noch gewagt, sich des Vaters Freiheit zu erbitten. Und fände sich auch einer, eine solche Begeisterung, wie mir, ist ihm nimmer eigen. — Der Himmel hat nun einmal zu Eurer Rettung mich erkoren, raubt an seine Macht mir den hohen Glauben nicht. Denket nimmer, theuere Eltern, daß mein Plan im Bereiche des Unmöglichen liege. Gewohnt an die rauhe Witterung, werde ich weniger das Ungemach der Reise fühlen. Meine Jugend wird mir nützlich seyn, man wird sie überall in Schutz nehmen. Endlich werde ich nicht allein reisen, ich hoffe ja auf das baldige Erscheinen eines Missionärs, der mein Führer und Beschützer seyn wird. Und nun, geliebte Eltern, gebt Eure Einwilligung, Euren Segen mir!"

Diese unerschütterliche Festigkeit Elisabeths siegte über Springer, er drückte an seine Brust die Gattin, und sprach: „Fasse Muth, Alexandrine! Wir dürfen unsere Tochter in dieser Wüste nicht sterben lassen, sie des Glückes nicht berauben, einst eine Mutter solcher Kinder, wie sie es ist, zu werden. — Wir wollen Elisabeth reisen lassen, weil kein anderes Mittel da ist, sie in die Welt zurückzuführen."

„Nimmermehr!" rief wie im Wahnsinne Alexandrine aus. — „Zu furchtbar schreckt der Gedanke mich, einst hören zu sollen, daß mein einziges Kind auf dem Wege, um ein höchst wandelbares Glück ihren Eltern zu holen, vor Kälte und Elend sein Grab in einer schaudervollen Einöde gefunden habe."

Mit blutendem Herzen sprach nun der Vater: „Elisabeth, ohne Deiner Mutter Willen darfst Du nicht reisen."

„Ich reise nicht, wenn Du es befiehlst, liebe Mutter!" sprach Elisabeth zärtlich. „Doch komm, wir wollen zu Gott beten, von ihm kommt ja Kraft, Erleuchtung und Ergebung."

Am andern Tage, als sich Springer mit seiner Tochter allein befand, erzählte er in Kürze Folgendes von seinem früheren Leben. „Ich stamme," sprach er, „aus fürstlichem Geblüte, mir schimmerte in der Ferne eine schöne Zukunft. — Doch das Schicksal wollte es anders. Unbedachtsame Klagen und Seufzer, die ich ausstieß, und die Zusammenkünfte einer großen Zahl von Unzufriedenen bei mir erregten Verdacht; und eines Morgens ward ich getrennt von Deiner Mutter und Dir, und nach Moskau in's Gefängniß abgeführt. Hier verlebte ich ein Jahr, und wurde endlich lebenslänglich nach Sibirien verbannt." Hierauf gab Springer seiner Tochter Smoloff's Brief mit den Worten zurück: „Verdanke ich Deinem Muthe einst ein Glück, das ich nur Deinetwillen wünsche, so möge dieser Brief Dich auch an unsere Wohlthäter erinnern!" Erröthend nahm Elisabeth den Brief, und erwiderte: „Ewig, immer werde ich dankbarlich an die gedenken, die Dich geliebt und Dir geholfen."

Etliche Tage mochten ungefähr hierauf verstrichen seyn, als es eines Abends an der Thür pochte. Springer öffnete sie, und ein Greis, dessen Gestalt und Miene Ehrfurcht erregte, und in dem

Digitized by Google

die Verbannten sogleich einen der durch den Gouverneur verkündeten Missionäre erkannten, trat mit freundlichem Gruße herein. Alexandrine erblaßte, und Thränen füllten ihre Augen; denn sie ersah in diesem Gaste denjenigen, der ihre Tochter von ihrer Seite reißen sollte. Der ehrwürdige Pilger, Alexandrinens Schmerz erschauend, sprach nun zu ihr: „Warum diese Thränen, fromme Frau? — Es trennt ja nur die Tugend auf kurze Zeit von Euch die Tochter. Was sollen wohl die Eltern thun, denen auf immer ihre Kinder das Laster entführt?"

„Wenn aber der furchtbare Gedanke, daß unser einziges Kind, das bisher wie ein milder Stern unseres Lebens finstere Nacht erleuchtete, auch am Ziele schon noch ein Todesopfer werden könne, mir das Mutterherz zerfleischt?!"

„Ihr werdet glücklich Eure Tochter wieder sehen," erwiderte der fromme Pilger. „Jener Geist, durch den alles Sein sich schöpferisch ergießt, der das fromme Herz Eurer Tochter kennt, und nimmer unbelohnt die Tugend läßt, dieser Geist wird in seinen allmächtigen Schutz sie nehmen, damit die kommenden Geschlechter ein nachahmend Beispiel höchster Kindesliebe finden."

Alexandrine schwieg; doch ließ sich aus ihrem ganzen Wesen ersehen, daß des Pilgers Worte einiger Maßen ihren Schmerz gemildert hatten. Springer blieb lautlos, und schien mehr als je, vom Schmerze bewegt zu seyn. Selbst Elisabeths seitherige Kraft schwand bei der so nahen Trennungsstunde jetzt dahin.

Nach dem Abendmahle begab sich Pater Paul, so hieß der Missionär, nachdem er noch zuvor die Verbannten mit herrlichen Trostgründen zu stärken gesucht hatte, zur Ruhe.

Noch graute der Morgen des andern Tages nicht, als Elisabeth sich schon zu dem Pilger begab, mit ihm über ihren Plan sprach, ihm dann ihre rührende, lauter Beweise kindlicher Liebe enthaltende Lebensgeschichte erzählte, und endlich ihn bat, am kommenden Morgen mit ihr die längst ersehnte Reise anzutreten. Die armen Eltern, sie wußten nicht, daß sie nur wenige Stunden mit ihrem Kinde vereint seyn sollten; aber nur zu bald sollten sie es erfahren. Denn als Alexandrine zu ihrer Tochter sagte: daß sie morgen mit ihrem Vater auf den Fischfang gehen solle, da blickte Elisabeth schweigend und mit thränenden Augen ihre Mutter an, neigte sodann ihr Haupt auf ihres Vaters Schulter, und sprach leise: „Morgen, geliebter Vater, magst Du die Mutter trösten!"

Springer erbleichte. Schnell errieth Alexandrine die Ursache seines Erblassens, aber sie schwieg, um den Augenblick zu vermeiden, ihre Einwilligung geben zu müssen; ohne welche, wie sie hoffte, Elisabeth nimmer reisen würde.

Die schmerzhaftesten Gefühle durchwühlten an diesem Tage die Herzen dieser Familie, deren Ausbruch nur die wechselseitigen Liebkosungen zurück zu drängen schienen. Pater Paul, innigst gerührt von diesem erhabenen Schauspiele elterlicher und kindlicher Liebe, bot alles auf, die Verwiesenen zu trösten, und durch Aufzählung von Beispielen aus der heiligen Schrift, wo Gott den Aufopferungen kindlicher Liebe schnellen Lohn folgen ließ, ihren Muth zu beleben.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Hier sind Briefe an Dich" — brach Cora das Gespräch ab. „Einer aus der Schweiz."

„Aus der Schweiz?" widerholte er verwundert, besah die Aufschrift, schien sich zu besinnen, besah alle Postzeichen und das Siegel. „Aber, mein Gott, erbrich ihn doch, so löset sich Dir das Räthsel," rief Cora, lachend über sein Benehmen.

Er erbrach den Brief und sah nach der Unterschrift. Eine merkliche Ueberraschung — welche im Lesen bis zur Bestürzung stieg, — drückte sich in seinen Zügen aus und entging den Blicken seiner Frau nicht, welche prüfend auf ihn gerichtet waren. „Etwas Unangenehmes?" fragte sie besorgt.

„Sehr, sehr unangenehm!" sagte er, indem er den Brief, der in seinen Händen zitterte, nochmals überflog. „Dieser gewissenlose alte Mann — der nun geerntet hat, was er gewiß schon lange Jahre gesäet —" und er las wieder mit stockendem Athem.

„Aber, Schönfels, Dein treues Weib ängstige sich um Dich," sagte Cora mit der innigsten Liebe. „Theile Deine Sorgen mit mir."

„Kind! Kind!" rief er abwehrend. „Es sind Dinge, Verhältnisse, welche Du nicht kennst! — Ein alter Bekannter, der sich auch in die Strudel der Revolution gestürzt hat, er, dem es so gut ging, der seine gesicherte, hochgeehrte Stellung hatte, — draußen sitzt er nun als Flüchtling in der Noth — und will von mir eine Unterstützung — erpressen!"

„Erpressen? Pfui, Schönfels, dieß Wort!" entgegnete Cora.

„Ja, ja, mit Gewalt erpressen!" rief der Landrath und zerriß mit wachsendem Unwillen den Brief in kleine Stücke. „Ich werde ihm antworten, aber mündlich. Wir reisen, Cora, aber durch die Schweiz."

Digitized by Google

„Desto besser!“ sagte sie freudig. „Ueber den Splügen wird die Passage nicht schwierig seyn, und welche schauerlich erhabene Schönheit erwartet uns dort! O die Via mala in dieser Jahreszeit muß von einer imposanten Romantik seyn — denke Dir nur die Chaussee durch die wildeste Felsenkluft fast eine Stunde lang, rechts und links nur Steinwände in phantastische Massen gethürmt, oder flüchtige Blicke in wildzerrissene Schluchten, schwindelnd hoch über Dir ein schmales Band von Himmelsblau, tief unten neben der Straße der donnernde Rhein, so tief, daß Du aus Deinem Wagenfenster nicht über die Schutzmauer in sein klippenreiches Bett sehen, nur sein Tosen hören kannst!“

Der Landrath hatte auf ihre begeistert ausgesprochene Schilderung nicht gehört. „Es ist gränzenlos!“ sagte er, den Brief, den er zerrissen hatte, vom Boden aufsesend und zusammenrollend.

„Wie heißt der Unglückliche?“ fragte Cora.

„Du thust mir den größten Gefallen, mein Herz, wenn Du ihn nie wieder gegen mich erwähnst. Wenn die Geschichte abgemacht ist, werde ich Dir ausführlich erzählen, denn ich habe keine Geheimnisse vor Dir.“

„Es scheint doch so!“ entgegnete sie.

„Eben, Theuerste, es scheint so. Dem Scheine soll man nicht trauen.“

„Du wirst humoristisch,“ sagte sie verletzt. „Indessen, Du wirst Deine guten Gründe haben.“

„Die habe ich, mein einziges Herz. Gedulde Dich nur eine kurze Zeit und entwirf eine neue Reiseroute für uns, auf dem kürzesten Wege nach der Schweiz. Wir wollen uns aufmachen, so bald als möglich.“ — Er ging eine Weile immer stürmischer im Zimmer auf und ab, blieb dann stehen, und sagte, die Augen zudrückend, auf seine gewohnte Weise: „Paul ist bei der Tante.“

Cora blickte hoch auf, aber sie erwiderte kein Wort. Als ihr Gatte die Augen öffnete, begegneten sie ihrem feurigen Blicke und wurden wahrhaft davon geblendet.

„Ich wünschte ihn zu sprechen, ehe er wieder ausfliegt,“ fuhr er fort. „Ja, ich muß ihn jetzt sprechen. Du wirst Dich doch nicht fürchten, auf ein Paar Tage allein zu bleiben?“

„Fürchten!“ versetzte sie mit einem Tone, der ihm genug sagte.

„Gern würde ich Dich mit mir nehmen, aber — es wäre — wäre mehr Strapaze, als Vergnügen für Dich, denn ich halte mich nur ganz kurze Zeit auf, weil wir nun fort wollen — und dann, dann ist die Tante auch nicht eingerichtet — wie ich glaube —“

„Spare die Worte, Schönfels,“ erwiderte sie, „ich würde Dich nicht gern begleiten!“ Und es war in diesem Momente wirklich aufrichtig gemeint, was sich später vielleicht änderte. „Hat die Tante wieder geschrieben?“

„Nein, ich erfuhr es heut zufällig durch einen Bekannten, der von dort kam. Paul war vorgestern angelangt. Ich will morgen mit dem ersten Zug fahren — laß mir Alles einpacken, gutes Herz. Versäumen möcht' ich ihn nicht gern, und er hält, Du weißt, nicht gern lange an einem Orte aus.“

„Er hat das Fernweh, ja wohl!“ sagte Cora. —

„Einmal bin ich zu spät auf die Station gekommen — zu meiner Hochzeit, Herzchen, es ist, um sich zeitlebens zu schämen. Ich möchte das nicht gern wieder. Laß mich also nicht im Stich mit Wecken und Frühstück!“

Er wurde früher geweckt, als ihm lieb war, fand Alles gepackt und das Frühstück bereit — noch nie hatte er seine Gattin in dem Maße, wie heut, selbstthätig gesehen. Ihre kleinen Hände waren so geschickt dabei! Sie nahm dann von ihm einen herzlichen Abschied, es war das Erstemal, daß er sie auf mehrere Tage und eine weitere Entfernung verließ. Am Hofthor wand er sich noch einmal um, sie stand auf derselben Stelle, und winkte ihm mit dem Tuche nach. Dann kehrte sie rasch in ihr Zimmer zurück und schloß sich ein.

Der Tag verging ihr sehr langsam, sie machte aber einen Versuch, der über alle Erwartung glückte. Nämlich einen Versuch in der edlen Kochkunst — die fashionablen Damen werden um Nachsicht für sie gebeten, sie kochte ganz allein, vom ersten Wasserschöpfen bis zum Anrichten ganz allein. Und wie vortrefflich — sie glaubte es wenigstens und freute sich darüber höchst kindisch, nicht wahr? Es hatte ihr nie besser geschmeckt, und sie speiste ganz für sich allein. Später wollte sie zeichnen, aber die Hände zitterten ihr von der ungewohnten Anstrengung: sie gab sich also dem auf Reisen gründlich erlernten süßen Nichtsthun hin und starrte in das Wetter hinaus, das immer stürmischer und häßlicher wurde. Es war schon so dunkel im Zimmer, daß sie die Lampe anzünden mußte, und als diese ihr trauliches Licht auf das behagliche stille Gemach warf, dessen festschließende Fenster nicht den kleinsten Luftzug des draußen stürmenden Wetters einließen, als Cora sich in ihren Sopha lehnte und zu dem anziehenden Buche griff, das sie mit stets gesteigertem Interesse seit gestern las, da überkam sie ein Gefühl wohlthuender Sicherheit, ihr war vielleicht zum Erstenmale so recht mit Bewußtseyn heimisch.

Da klopfte es an ihre Thüre. „Gnädige Frau?“ rief die Stimme der alten Wirthschafterin.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Wertheim, 23. Jan. Ein schönes, seltenes Fest wurde gestern hier begangen. Seine Durchl. Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg feierte den 25. Jahrestag seiner Vermählung mit der Fürstin Charlotte aus dem reichsgräflichen Hause Ysenburg-Philippseich. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß, wie viel unsere Stadt dem edlen Fürsten zu verdanken hat. Was sie Schönes und Gutes aufzuweisen hat, ist, wo nicht ganz seine Schöpfung, doch mindestens der Gegenstand seiner besondern Pflege und Unterstützung; die herrlichen Birkenanlagen auf dem Schloßberg, das stattliche Gasthaus am Main sind sein Werk und Eigenthum; die geselligen und wohlthätigen Anstalten verehren ihn fast alle als ihren Stifter und Beschützer, die Armen als ihren Vater und Wohlthäter, und die jungen Talente als ihren Gönner und Beschützer. Es wetteiferten deßhalb auch alle Stände der hiesigen Bevölkerung, ihm aus Anlaß dieses erfreulichen Ereignisses ihre unbegränzte Verehrung zu erweisen. Durch Kanonenschüsse und Glockengeläute wurde der Festtag am Morgen und Vorabend verkündet. Die Feier selbst eröffnete die Museumsgesellschaft durch eine äußerst gelungene Festvorstellung des Liebhabertheaters, welcher die hochfürstliche Familie anzuwohnen geruhte, und die Gesellschaft „Concordia" durch einen Festabend. Beim Nachhausefahren der höchsten Herrschaften waren die Hauptstraßen der Stadt, das Schloß, ja selbst die Burgruine und der Kirchenthurm festlich beleuchtet, indessen der Magistrat an der Spitze eines unübersehbaren Fackelzuges und unter Vorantritt der Liedertafel und der eigens hiezu bestellten Würzburger Militärmusik die Glückwünsche der gesammten Bürgerschaft dem verehrten Fürstenpaar überbrachte. Ein durch die heitere, sternenhelle Nacht weithinschallendes, vom Klange der Musik und dem Donner der Geschütze begleitetes Lebehoch schloß die Vorfeier. Am andern Morgen fand in der evangelischen Stadtkirche ein Fest-Gottesdienst statt, zu welchem die großherz. Behörden, die Kollegien und Beamten beider fürstlich Löwenstein'scher Häuser, die Geistlichen beider Konfessionen, die Professoren und Lehrer, der Stadtrath und viele andere hiesige Einwohner zumeist in feierlichem Zuge sich begaben. Nach dem Gottesdienst wurden die Gratulationen sämmtlicher Behörden angenommen. Den Schluß bildete der Festball, welchen die fürstlichen Beamten am Abend des gestrigen Tages veranstalteten. Durch die sinnig und geschmackvoll dekorirten Räume des Gasthauses zum „Löwensteiner Hofe" wogte die Menge der aus nah und fern eingeladenen Gäste, während ein vortreffliches, wohlbesetztes Orchester zum Tanze einlud. Den Ball selbst eröffnete das Jubelpaar in Person, und verließ ihn erst am frühen Morgen wieder. Mehr noch als durch ihren Glanz erfreuten den edlen Fürsten diese Festlichkeiten durch die innige Theilnahme, welche die hiesige Einwohnerschaft zum Erstenmal wieder seit den letzten unheilvollen Jahren an den mit den ihrigen so eng verwachsenen Geschicken des fürstlichen Hauses so aufrichtig an den Tag gelegt.

Die bayerische Armee dürfte wohl die einzige deutsche seyn, die einen Negeroffizier besitzt. Herzog Max von Bayern, der vor etwa 12 Jahren eine Reise nach dem Oeient gemacht, welche der geistreiche Fürst auch durch den Druck veröffentlicht hat, brachte aus Kairo mehrere jugendliche Neger mit nach München, wo sie unterrichtet und getauft wurden, und dann ihren verschiedenen geistigen Anlagen nach sorgsame Erziehungen erhielten. Einer von diesen jungen Afrikanern trat in ein bayerisches Chevaurlegersregiment und ist zum Offizier befördert worden.

Theater.

*** Aschaffenburg, 28. Januar. Bei der gestrigen Aufführung des sog. Charakterbildes: „Die Kinder des Regiments", nach dem Französischen von Blum bearbeitet, verdienen vor Allem die Leistungen des Herrn Goldammer als Prevaur ehrenvolle Erwähnung. Ebenso war Frau Goldammer als Trim, was Gesang und gewandtes Spiel anbelangt, vorzüglich. Die Aussprache derselben bei der Konversation sagte weniger zu. Die übrigen Rollen dieses Stückes sind von untergeordneter Bedeutung, wurden aber im Ganzen gut ausgefüllt, nur war Fräulein Streb, als Nadèje, wegen zu leiser Sprache etwas unverständlich.

In der Beilage zum „Abendblatte" sah sich ein „förmliches Kollegium von jungen Leuten (nach eigener Erklärung) aus der gelehrten Welt" bezüglich der bisher von mir gelieferten Besprechungen der hiesigen Theaterverhältnisse zu einigen allgemeinen Glossen veranlaßt. Bei fraglichem Kollegium scheint aber die Jugend die Gelehrtheit zu überwiegen, sonst hätte es durch das bereits in der heutigen Numer der „Erheiterungen" Gesagte vollständig aufgeklärt werden müssen. Möglicherweise war aber da bereits der Witz fertig, und durfte somit, obgleich nunmehr gegenstandlos, dem Publikum nicht vorenthalten werden!

Indem ich dem gelehrten Kollegium das Sprichwort vom Tadeln und Bessermachen entgegen halte, so schließe ich gleichfalls mit einem Spruche des Primafers: Besser keinen, wie so einen — verunglückten Witz!

Auflösung der Charade in Nro. 15:
Auerhahn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 18 31. Januar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Am herandämmernden Abende begab sich Elisabeth zu ihren Eltern, kniete vor ihnen nieder, und flehte mit fast erstickter Stimme sie um ihren Segen an. Lautlos, in den Wimpern des Schmerzes Thränenperlen, legte der Vater seine Hände auf das Haupt seines Kindes. „Und Du, vielgeliebte Mutter!" sprach wehmuthsvoll Elisabeth, „willst Du mich nicht segnen?"

„Morgen!" entgegnete Alexandrine mit gepreßtem Herzen, „morgen, geliebtes Kind!"

„Und heute nicht, liebe Mutter?"

„Auch heute, — und alle Tage!" rief mit einem Verzweiflungstone Alexandrine, und stürzte auf Elisabeth hin.

Elisabeth beugte nun ihr Haupt vor ihren Eltern, und während vereint nun Vater und Mutter ihre Tochter segneten, betete in geringer Entfernung, mit dem Kreuze des Erlösers in der Hand, auch der fromme Pilger zum Himmel um seinen Segen hinauf.

Mit dem frühesten des andern Tages begab sich Elisabeth mit ihrem zu einer Fußreise von ungefähr vierhundert Meilen versehenen ganzen Reichthum — ein heimlich gearbeiteter Reise-Anzug, einige trockene Früchte, und beiläufig achtzehn Kopeken — in die Stube des Missionärs, und bat ihn, die Abreise zu beschleunigen. „Ich will meiner Eltern Schlaf benützen," sprach Elisabeth, „damit sie des Abschiedes allgewaltigen Schmerz nicht empfinden mögen."

Pater Paul ließ sich Elisabeths Wunsch gefallen, und bald hatten sie die ersten Schritte zu ihrem langen Ziele gemacht. Aber Elisabeth konnte nicht umhin, noch einmal auf die heimathliche Flur zurück zu schauen. Und da erfaßte sie solch' eine unbeschreibbare Wehmuth, die sie unwillkürlich wieder hin zur Hütte zog. „O du Allgütiger!" rief Elisabeth aus, „wache göttlich huldvoll über meiner Eltern Leben; gib himmlischen Frieden und Trost ihrer Brust, damit banger Sehnsucht Schmerz nach dem fernen Kinde nicht ihr Herz verzehre, und versage des Wiedersehens glücklichste Stunde mir nicht."

Jetzt wollte Elisabeth wieder gehen, aber da stand ihr Vater vor ihr, und sprach: „Dich geliebtes Kind, noch einmal segnend an mein Herz zu drücken, bin ich ausgegangen, als in der Hütte ich Dich nicht mehr fand. O Elisabeth! was soll ich Deiner Mutter sagen, wenn sie erwacht, und Dich von mir begehrt?"

Bei diesen Worten sank Elisabeth wie ohnmächtig an die Mauer der Hütte hin. Der Vater, seiner Schwäche sich bewußt, suchte nun seine Tochter wieder zu beleben, und sprach ruhiger: „Elisabeth, gewinne Muth; Deiner Mutter Schmerz zu lindern, werd' ich alles aufbieten; kehre glücklich heim, und ich gebe Dir die Mutter wieder. Der Himmel wird ja über uns wachen, wir werden gewiß uns wiedersehen!"

Tief gerührt wendete sich Springer hierauf zum Pilger, der nicht ohne Schmerz diese Abschieds-Scene betrachtete, und sprach: „Mein einziges höchstes Gut, das Leben meines Lebens, gebe ich vertrauensvoll in Ihren Schutz. Gottes Allmacht möge Sie und mein Kind umschweben, und glücklich Euch das vorgesteckte Ziel erreichen lassen."

Schon färbte lieblich sich das Morgenroth, die Sonne, allen Wesen frisches Leben bringend, stieg über dem Walde schon herauf, da nun war's zur Trennung hohe Zeit. Noch ein Lebewohl, das wehmüthig aus ihrem Herzen drang, und bald verschwand im nahen Walde des schmerzbewegten Vater's tugendhaftes Kind. Alexandrinens allgewaltigen Schmerz zu schildern, den sie fühlte, als sie erwachte und ihr geliebtes Kind nicht mehr fand, ist vergebliche Mühe. — Jeden Augenblick drohte der Quell ihrer Lebensgeister zu versiegen; und die Trostworte des selbst Trost bedürfenden Gatten suchten umsonst den Weg zu ihrem Herzen. Doch wo des Menschen Kraft und Wille nichts mehr vermag, da hilft Gott, und nimmt hinweg des Menschen Bürde, die allzulastend auf ihm liegt. Und so mit

Digitized by Google

Kraft aus den himmlischen Höhen betheilt, ertrug ruhiger Alexandrine ihr herbes Geschick.

Unsere beiden Reisenden — denen ich nicht in jedes elende Dorf, nicht in jede erbärmliche Hütte folge, sondern sie nur an jenen Orten aufsuche, wo Wissenswürdiges geschah — langten nach einer beinahe viermonatlichen Wanderung im Anfange Septembers am Kama-Flusse an. Hier waren sie noch zwei hundert Werste von Kasan entfernt und hatten beinahe die Hälfte ihres Wegs zurückgelegt. Glücklich genug war bisher Elisabeth. Das Wetter war seither schön, und sie ging auch nicht immer zu Fuße. Aber von jetzt an gestaltete sich, wie durch einen Zauber hervorgerufen, auf einmal alles anders. Die schlimme Jahreszeit überraschte sie, kurz es brach für sie die Zeit harter, schrecklicher Prüfung herau.

Schon mehrere Tage war Paul unpäßlich. Endlich erkrankte er in Sarapul dergestalt, daß er weder gehen, noch fahren konnte. Elisabeth erbettelte sich in einer elenden Schenke mit vieler Mühe vom Wirthe eine Kammer, welcher es selbst am Unentbehrlichsten mangelte, bereitete nun ihrem treuen Führer, leider! aus ärmlichem Stroh nur, ein Lager, und suchte alles zu seiner Rettung auf. Aber fruchtlos hatte sie nach einem Arzte gesucht, und erfolglos dem schwachen Greise einen aus Feldkräutern bereiteten Heiltrank gegeben.

Von Minute zu Minute schwächer werdend, sah nun seines Lebens sicheres Ende der Pilger nahen. In seinem langen, stets nur der Menschheit gewidmeten Leben, nie den Tod fürchtend, erbebte er doch jetzt, und zwar deßhalb vor ihm, weil hierdurch das tugendhafteste Mädchen, das er je gesehen und gekannt hatte, schutz- und hülflos in die gefahrvolle Welt hinausgestoßen würde.

Als Elisabeth sah, daß jegliche Hoffnung für das Gesunden ihres Freundes verschwinde, da erfaßte ein wahnsinn-ähnlicher Schmerz ihre Brust und sie sank laut weinend und die Hände ringend an sein Sterbelager nieder. Mit leiser Stimme sprach Pater Paul zu Elisabeth: „Bei der Liebe Deiner Eltern beschwöre ich Dich, Deinen Schmerz zu stillen und mich anzuhören.“ Elisabeth schrack auf, sie sah ihres Freundes Schmerz um sie; und um die letzten Stunden seines Lebens ihm nicht zu vergällen, bekämpfte sie ihre Gefühle, und erwartete ruhiger die Worte des sterbenden Greises. „Elisabeth!“ hob dieser an, „bald nimmt von Deiner Seite der Welten Schöpfer mich hinweg. Schutzlos und allein mußt Du dann Deinem Ziele entgegen wandern; doch es sinke nimmer Dir der Muth, nimmer des Glaubens Kraft an Gott. Er, der Allgütige, wird zum lichten Punkte Deines Lebens sicher Dich geleiten. — Und langst Du endlich glücklich an des Kaisers Hofe an, o dann lasse nimmer Dich von den Sirenenworten schmeichelnder Bösewichter täuschen, nimmer durch die allerglänzendsten Versprechungen, nimmer um den allerhöchsten Preis Dich vom Tugendpfade locken! — Erinnere Dich stets, daß der Verlust Deiner Unschuld der treffendste Dolchstich dem Leben Deiner Eltern seyn würde. In meinem Kleide wirst Du die Börse finden, die der edelmüthige Gouverneur von Tobolsk, meinem Schutze Dich empfehlend, mir übergab. Das darin befindliche Geld wird Dich in den Stand setzen, leichter und schneller nach Petersburg zu gelangen. Begib Dich sodann zum Patriarchen, der aus frühere Jugend mich noch kennt, und der Dich in einem Frauenkloster unterbringen, und gewiß Deine Bitte selbst dem Kaiser vortragen wird.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Was bringen Sie? erwiderte Cora durch dieß ungewöhnliche Anliegen beunruhigt, indem sie aufstand und die Thüre öffnete. Ueber der breiten Frau Miele und ihrer Haube erschien ein Männerantlitz — hinter der Ausgeberin stand —

„Paul!“ rief Cora bestürzt. „Sie hier?“

„Ich gehe und komme, wie der Böse, nicht wahr?“ entgegnete Paul vortretend, und ergriff die Hand seiner Schwägerin. „Diese gute Donna sagt mir, daß mein Bruder verreist ist — ich beklage das, aber Sie werden den müden Pilger nicht von Ihrer Stelle weisen. — Mein altes Zimmer, würdige Veteranin des Schlosses, wird hoffentlich leer stehen, Sie werden schon Alles besorgen, auch Licht in das Wohnzimmer, wohin ich mich zurückziehe, schöne Schwägerin, denn es sey ferne von mir, die Schwelle Ihres Allerheiligsten länger zu entweihen. Aber Sie schenken mir wohl dort recht bald Ihre Gegenwart?“

Cora war von diesem witzelnden Tone, der sie mit Befremden erfüllte, verletzt, doch verrieth es keine Miene, sie hieß Paul willkommen, und gab der von seiner Spaßhaftigkeit ganz entzückten Wirthschafterin die nöthigen Befehle. „Ich komme sehr bald,“ sagte sie, als Paul ging. Aber erst nach einer halben Stunde erschien sie im Wohnzimmer, wo er bei ihrem Eintritt vom Sopha aufsprang.

„Wo ist mein Bruder?“ fragte er.

„Sie müssen sich gekreuzt haben, er wollte zu Ihnen reisen, da er Sie bei der Tante Kramm wußte.“

„Zu mir wollte er reisen?“ fragte Paul aufmerksam. „Wissen Sie den Grund?“

„Den Grund weiß ich nicht,“ sagte sie zögernd

Digitized by Google

Beide schwiegen eine Weile — es war, als könnten Beide den unbefangenen Ton nicht finden, der hier durch die Verhältnisse geboten war. Cora hatte sich gesetzt und wollte nach Vielem fragen, was ein Gespräch harmloser Art leicht einleiten konnte, aber die rechten Worte zum Anfang fehlten ihr immer und sie wurde im Hatchen danach ganz roth, ihr Herz klopfte mit wachsender Unruhe. Paul blickte sie nur einmal an und sogleich zur Seite, er wollte augenscheinlich zu reden anfangen, aber offenbar fand auch er keinen passenden Eingang. Das macht immer verlegen und die Pause wurde peinlich. Zum Unglück lebte auch in Cora die Erinnerung an die letzten Worte auf, welche sie vor seiner heimlichen Entfernung von ihm gehört hatte, und sie erbebte.

Konnte man sich nun eine schneidendere Dissonanz denken, als Pauls erste Rede, mit welcher er das Schweigen brach? „Schwägerin, Sie haben wohl keinen Rum bei der Hand?"

Ueber ihr Antlitz schoß ein jähes Erröthen, aus ihrem Auge ein seltsamer Blick. Doch faßte sie sich schnell und fragte besorgt, ob er unwohl sey?

Er lachte laut auf, und sie konnte nicht anders, als dieß Gelächter äußerst roh finden. „Muß man krank seyn, um nach dem edlen Rum zu lechzen? Ein Glas Grog, schöne Frau, bei diesem Wetter — Sie als Weltfahrerin sollten den Werth desselben kennen! Machen Sie uns ein Glas Grog — von Ihren Händen wird es mir doppelt munden!"

Aber das war ja die Sprache eines Matrosen! Welche Rohheit selbst in dem Klange seiner Stimme! Cora stand ohne ein Wort zu sagen auf, sie wußte selbst nicht warum. Sie hätte weinen mögen.

„O nein, lassen Sie nur!" rief Paul, ihren Arm fassend, und zog sie wieder auf ihren Sitz. „Wenn es Ihnen Umstände macht, so ist mir der Appetit schon vergangen. Ich bin überhaupt ein wahres Thier, daß ich bei Ihnen an Grog denke, da mich Ihre Nähe doch hinreichend erwärmt."

„Wollen Sie mir erzählen, was die Tante macht?" warf Cora in ihrer Verwirrung dazwischen.

„Was das Tantenthum mit sich bringt!" rief Paul. „Sie trinkt zwei und zwanzig Tassen Kaffee täglich, hat viel Tadel über ihre beiden ungerathenen Neffen zu äußern, spielt Boston und kämmt ihre Blanche!"

„Ich finde das herzlos," sagte Cora.

„Gegen Blanche?" rief Paul. — Der Diener, welcher den Thee servirte, unterbrach das für Cora unbeschreiblich drückende Gespräch, und blieb während der ganzen Zeit, daß der Thee getrunken wurde, wie gewöhnlich im Zimmer, eine Sitte, welche für Cora bis jetzt noch nie angenehm gewesen, heute aber eine Wohlthat war.

„Sie werden müde seyn, lieber Schwager," sagte sie, noch im Beisein des Dieners, wünschte ihm eine gute Nacht und zog sich zurück. Er verbeugte sich nur mit einigen gemurmelten Worten.

Als er in sein Zimmer geführt und allein gelassen war, stellte er sich an das Fenster, und blickte wohl eine halbe Stunde in den Aufruhr des Wetters hinaus, der durch eine dämmernde Helle der Wolken, vom verhüllten Vollmonde erzeugt, ungewiß erleuchtet wurde. Zuletzt drückte Paul die Stirne an die kalten, feuchten Scheiben des Fensters: bedachte er wohl, wie er sich heut in dem unvortheilhaftesten Lichte gezeigt, wie er die feinfühlende Frau verletzt hatte und reute ihn das?

Zum Frühstück blieb er allein und es war ihm das eine Erleichterung. Das Gegenwetter hielt an, und fesselte ihn an das Haus, er hatte nicht ein Wort gesagt, wie lange er hier bleiben werde. Auch als Cora gegen Mittag in das Wohnzimmer kam, sprach er sich darüber nicht aus; er schien den gestrigen Ton vergessen zu haben, denn er unterhielt sich ganz gemessen, fast zurückhaltend und Cora kam auf den Gedanken, er sey vielleicht in einer Weinlaune hier angelangt. Sie wurde dadurch nicht milder gestimmt, denn sie hatte von jeher einen Widerwillen gegen übermäßiges Trinken — aber allmälig, wie seine Worte an Färbung und Wärme gewannen und zuweilen sein Auge das ihrige traf, verschwand der Rest von Unwillen aus ihrem Gemüthe und sie konnte wieder lächeln. Da zuckte es plötzlich in seinem Antlitze und er sagte mit dem gestrigen freien Wesen, das dieser reinen Seele besonders abstoßend war: „Cora, wir Zwei sollten eine Reise zusammen machen! Was sagen Sie zu der Idee?"

„Wenn Sie uns begleiten wollen — Schönfels wird es gewiß lieb seyn —" erwiderte Cora betreten.

„O nein! Was soll das alte Haus als Dritter im Bunde? Ich meine, wir Zwei allein! Eine Flugreise ohne Erlaubniß — der Gedanke ist köstlich! Aber Du hast Dir einen Reifrock hier zugelegt, reizendes Weib, und Deine freie, poetische Psyche ist darunter erstickt. Vielleicht kann sie noch gerettet werden."

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnißvolle Geschichte.

Paris, erzählt die „Independance Belge", beschäftigt sich jetzt — nicht mit dem Staatsstreiche, nicht mit allem, was einst daraus folgen kann —

Digitized by Google

nein, mit Gespenster-Geschichten. Die Theater mit ihrem Vampyr, mit dem Gräuelstück: L'Imagier de Harlem haben das Zeichen dazu gegeben. Unter Andern wartete man neulich in dem Salon einer vornehmen Polin bis Mitternacht mit Spannung auf den Grafen von R. Er hatte versprochen, zu kommen, um selbst die folgende (höchst glaubwürdige) Geschichte zu erzählen, die ihm begegnet ist.

Im Anfange des letzt verflossenen Dezember kam einer seiner Freunde, der Marquis von R., zu ihm. Sie wissen, Graf, sagte er zu ihm, welch' unüberwindlichen Widerwillen ich fühle, nach meinem Schloß in der Normandie zurück zu kehren, wo ich verflossenen Sommer das Unglück hatte, meine Frau zu verlieren. Aber ich habe dort in einem Schreibtische wichtige Papiere zurück gelassen, welche mir jetzt bei einer Familien-Angelegenheit ganz unentbehrlich sind. Thun Sie mir den Gefallen, hier ist der Schlüssel, und holen Sie mir die Papiere, denn diese delikate Mission kann ich nur Ihnen anvertrauen. Herr von R. gab den Bitten seines Freundes nach und reiste schon den folgenden Tag ab. Auf der Eisenbahn, die nach Rouen führt, gelangte er zu einer Station, von wo aus er in zwei Stunden das Schloß seines Freundes erreichen konnte. Als er im Wagen vor demselben eintraf, zeigte sich ein Gärtner, der durch das geschlossene Gitter mit ihm verhandelte. Der Graf von R. verwunderte sich über ein Mißtrauen, das selbst einem Einlaß-Billet, womit ihn der Eigenthümer des Schlosses versehen, nicht wich. Endlich, nach einer kurzen Abwesenheit, die wahrscheinlich benutzt war, um sich mit Jemandem zu berathschlagen, kam der Gärtner wieder und öffnete ihm. Als der Graf im innern Hofe stand, betrachtete er die Façade des Schlosses, dessen hundert Fenster geschlossen waren, mit Ausnahme eines einzigen. Dort hatte einer der Läden sich abgelöst und war zur Erde gestürzt, wo er noch lag. Dieses Fenster war, wie Graf R. später fand, gerade in demjenigen Zimmer, wo er den angenommenen Auftrag ausführen sollte.

Der Graf, aufmerksam geworden durch den sonderbaren Empfang, beobachtete Alles genau. Er bemerkte eine kleine Rauchsäule, die sich einem der Schornsteine im Dache entwand. Ist das Schloß bewohnt? fragte er.

Nein, entgegnete trocken der Gärtner, und zugleich öffnete er die Thür zu einer Seitentreppe, die er dem Grafen voraus empor stieg, wobei er in jedem Stockwerk die kleinen Lichtluken aufstieß, welche sich in der Rococo-Façade des Schlosses befanden.

Im dritten Stockwerk blieb der Gärtner stehen, und auf eine Thüre zeigend, sagte er: Dort. Und ohne weiter etwas hinzuzufügen, stieg er die Treppe wieder hinab. Der Graf öffnete die Thür und befand sich in einem dunklen Kabinet. Das Licht von der Treppe aber erlaubte ihm darin eine zweite Thür zu erkennen, die er öffnete und durch die er in das Zimmer gelangte, welches durch den heruntergestürzten Laden erhellt war. Der Anblick dieses Zimmers war kalt, nackt, verlassen. Am Boden stand ein leerer Vogelkäfig. Der dem Grafen von seinem Freunde bezeichnete Schreibtisch stand gerade dem Fenster gegenüber. Ohne sich weiter aufzuhalten, ging Herr von R. gerade darauf zu und schloß ihn auf.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Pariser Blatt meint, der Ministerwechsel, die Vermehrung der Minister werde wenigstens von Einem Manne günstig aufgenommen, nämlich von dem Schneider Chevreuil, welcher die Minister-Uniformen macht und sich beeilt habe, die Uniformen der Herren de Viorny, Rouher und Fould noch vor dem Minister-Dekret abzuliefern.

Vor einigen Wochen gingen in Regent-Street in London zwei vornehme Damen hin und wurden von einem Manne angeredet, der ihnen ein schönes Hündchen mit langem, weißen weichen Haar zum Kaufe anbot. Sie achteten Anfangs nicht darauf, da aber der Mann ihnen hartnäckig folgte und versicherte, das Thierchen sey das letzte, das er besitze und er werde es darum billig hingeben, sahen sie den kleinen Hund an und sie fanden ihn allerdings allerliebst. Sie kauften ihn, der Mann teug ihn in ihre Wohnung und erhielt das Geld. Anfangs verhielt sich der Hund ganz ruhig, nach einiger Zeit fing er an, ängstlich in dem Zimmer umher zu laufen und erschreckte die Damen sehr. Endlich lief der neue Hund zu ihrem Entsetzen gar an einem Vorhange hinauf. Zum Glück kam der Hausherr in diesem Augenblick zurück. Er packte das Thier, nahm ein Federmesser und schälte aus der weißen weichen Hülle eine große — Ratte heraus.

Charade.

Mit der ersten pflückt man Rosen,
Aus der zweiten macht man Hosen;
Das Ganze ist ein Plunder,
Der lange hängt herunter.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 19 2. Februar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Hierauf schwieg erschöpft der Missionär eine lange Pause, nach welcher er ein kleines Kruzifix von Ebenholz dem stillweinenden Mädchen mit folgenden kaum noch hörbaren Worten überreichte: „Nimm zum Andenken dieses Kreuz, gutes Mädchen, es möge Dir, wie einst mir, ein Trost im harten Kampfe mit dem Schicksale seyn! Laß vom Schmerze Dich nicht zu Boden drücken; in wenigen Minuten bin ich dort in jener bessern Welt, wo ich einst am Morgen des Weltgerichtes Dich wiedersehen werde!"

Nach diesen Worten verließ den frommen Pilger die Sprache, die Schauer des Todes durchrieselten ihn, und nach wenigen Augenblicken sank er in die eiskalte ewige Umarmung des Todes hin.

Elisabeths Zustand war erbarmenswerth. Ihre lauten Klagen, die sie jetzt ausstieß, riefen viele Leute herbei, welche mit gemischten Gefühlen diese Trauerscene betrachteten. Der wegen Bezahlung seiner elenden Nahrungsmittel besorgte Wirth untersuchte sogleich das Kleid des Entseelten, und war nicht wenig erfreut, die Börse zu finden, an welche Elisabeth in ihrem Schmerze nicht gedacht hatte.

Bald wurden die Anstalten zu dem Begräbnisse des Greises gemacht, es begann der Leichengesang, zum Friedhofe wallte der Leichenzug hin und endlich wurde der Sarg hinab gesenkt in die Tiefe des schauerlichen Grabes. — Elisabeth verweilte betend bis zum Anbruche der Nacht am Grabhügel ihres in das Friedensreich heimgegangenen Freundes, nahm sodann gestärkt durch des Himmels Trost von seiner Ruhestätte innigen Abschied, und ging traurig in die einsame, schauerliche Kammer ihrer Herberge zurück.

Als Elisabeth am andern Morgen ihre Reise antrat, gab ihr der Wirth von dem Gelde des Missionärs drei Rubel mit der Versicherung zurück, daß dieß alles sey, was ihr nach Abzug der Pflege- und Beerdigungskosten noch verbliebe. Mit dankbarer Rührung an den verklärten Freund, nahm Elisabeth das Geld aus den Händen des Wirthes, und wanderte, in ihrem Herzen die unsterbliche Hoffnung auf Gott, muthig ihrem fernen Schicksale entgegen.

Fast unaufhörlich beweinte Elisabeth auf ihrem einsamen Wege ihren Verlust. Alle Bequemlichkeiten, die öfter ihr der dahingeschiedene Missionär verschafft hatte, versagte sie sich von nun an. Sie machte auch, noch so sehr ermüdet, keinen Gebrauch von den oft leer vor ihr vorüberfahrenden Kibitken; in den allererbärmlichsten Hütten kehrte sie ein, und mit dem schlechtesten Nachtlager begnügte sich diese fromme Dulderin, um nur den Augenblick zu vermeiden, zu Almosen ihre Zuflucht nehmen zu müssen.

Auf ihrer nun langsam nur fortgesetzten Reise kam Elisabeth in den ersten Tagen des Oktobers in Kasan an. Hier schien ihre Wanderung auf längere Zeit gehemmt zu werden: indem, wie ihr die Schiffer versicherten, der Uebergang über die Wolga — über die man jetzt nur dergestalt hinüber konnte, daß man nämlich theils in einem Kahne fuhr, theils von einer Eisscholle auf die andere sprang — äußerst lebensgefährlich wäre. Elisabeth, geängstigt durch den Gedanken, daß ein langer Aufenthalt in Kasan sie um all' ihr Geld bringen, und sie auf ihrem ferneren Wege von Almosen leben müßte, flehte die Schiffer um die Ueberfahrt über die Wolga an, und erzählte ihnen mit thränenden Augen, daß sie von Saimka käme und nach Petersburg ginge, um ihres Vaters Freiheit zu holen.

Von Mitleid bewegt, wagte endlich einer von den Schiffern den gefährlichen Versuch. Er führte Elisabeth in seinem Nachen bis auf die Mitte des Flusses, und hier nicht weiter könnend, nahm er sie auf seine Schultern, ging mit ihr, auf sein Ruder sich stützend, über die Eisschollen, und erreichte glücklich das andere Ufer. Elisabeth wollte jetzt dankbarlich dem Schiffer eine kleine Vergeltung geben; allein dieser nahm nichts an, sondern reichte ihr selbst noch ein Stück Geld mit den Worten hin, daß er mit seinen sechs Kindern den Segen hiefür vom Himmel erwarte. — Innigst gerührt, und

Digitized by Google

Gott für seine Hülfe dankend, wanderte Elisabeth weiter, und erreichte, nachdem sie drei Monate hierzu von Sarapul aus gebraucht hatte, in der erbärmlichsten Lage, nur noch mit einem Rubel, Wlodimir. Mit zerrissenen Schuhen, mit der ärmlichsten, sie kaum noch vor Kälte und Sturm schützenden Kleidung, setzte Elisabeth, beseligt durch ihre Kindespflicht, von hier wieder ihre Reise fort.

Genöthigt eines Tages von einem sie überraschenden furchtbaren Sturme, trat sie fast erstarrt und schneebedeckt in eine Hütte ein. Hier fand sie einen Greis, der mit der Verbannung bestraft, eben abgeführt wurde. Dieser Unglückliche erzählte ihr, daß er seine einzige Tochter, nachdem sie mit seinem jetzigen Geschicke völlig unbekannt sey, hiervon gern verständigen möchte, daß aber sein bisheriger nun nach Riga — wo sich seine Tochter aufhalte — rückkehrender Führer, weil er ihm nicht das Mindeste bieten könne, einen Brief an seine Tochter nicht mitnehmen wolle. — Innig gerührt war Elisabeth, und sie, die selbst mit Noth und Unglück kämpfte, schenkte großmüthig ihren letzten Rubel dem unglücklichen Vater, sich hiefür von ihm weiter nichts erbittend, als eine Locke aus ihren Haaren an den Gouverneur von Tobolsk mitzunehmen, und ihm zu sagen, daß Elisabeth sie ihren Eltern sende.

Höchst zufrieden, einem armen Vater Freude bereitet zu haben, und mit dem einzigen ihr noch übrigen Geldstücke des Schiffers an der Wolga, schied Elisabeth, begleitet von den Segnungen des Verbannten und der gastfreundlichen Wirthin, aus der Hütte wie ein beglückender Engel.

Jetzt führte sie ihr Weg nach Pokrow. Aber einige Werste von diesem Dorfe war die Landstraße vom Sturme verweht, und sie mußte einen Umweg machen. Obgleich ihr der Weg angedeutet war, so verirrte sie sich dennoch in der schauerlichen Gegend eines unübersehbaren Waldes. Beschäftigt mit dem Gedanken, einen Zufluchtsort oder Menschen zu finden, die den rechten Weg ihr zeigen sollten, ward sie plötzlich durch ein Geräusch aufgeschreckt, und sah bald darauf einige Männer vor sich stehen, deren wildes düsteres Aussehen sie durchgrauste und ängstigte, und ihr nur allzuleicht errathen ließ, in welcher Gewalt sie sich nun befände.

Die Räuber frugen jetzt Elisabeth, welcher Zufall sie hieher bringe. Mit zitternder Stimme antwortete sie ihnen, daß ihr Weg von Saimka aus sie nach Petersburg führe, um für ihren verbannten Vater sich Gnade zu erbitten, daß aber den rechten Weg sie verloren, und sich hieher verirrt habe. Als hierauf die Räuber von Elisabeth zu wissen verlangten, wie viel Geld sie zu einer so langen Reise mit sich habe, da zeigte sie ihnen mit einem wehmuthsvollen Blicke ihren ganzen Reichthum, das kleine Geldstück des Schiffers an der Wolga, hin. Staunend sahen jetzt die Räuber sich einander an. Ihre entmenschte Natur bewegte und rührte sie nicht, nur höchst überrascht standen sie da. Endlich, in dem Mädchen ein übernatürliches Wesen zu erschauen wähnend, verließen sie es ungekränkt.

Elisabeth, die jetzt schnell der entgegengesetzten Seite zulief, mochte kaum hundert Schritte gemacht haben, als sie vier sich durchkreuzende Straßen und eine kleine, der heil. Jungfrau geweihte Kapelle gewahrte, über welcher ein Pfahl hervorragte, der die Wege, nach welchen Städte sie führten, bezeichnete. Bei dieser Kapelle nun sank Elisabeth auf ihre Kniee nieder, dankte dem Allmächtigen für ihre wunderbare Errettung, und setzte getrost ihre Reise wieder fort.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Thränen waren in Cora's Augen vor dieser frechen Rede gestiegen, Thränen des Zornes und der Schaam. Er schien es nicht zu bemerken, er wagte es, sie zu berühren, er legte seinen Arm um sie. „Reise mit mir!" rief er. „Wir wollen ein Götterleben führen!" Da hatte sie ihn schon, bis in das Mark erschaudernd, von sich abgewiesen, und er fand sich allein — der Diener brachte ihm eine Entschuldigung, daß sie zu Mittag nicht erscheinen werde. Finster hörte Paul das an und war den ganzen Tag in sich gekehrt, daß es sogar den Domestiken auffiel. „Wenn er nur nicht unserer gnädigen Frau zu tief in die Augen schaut," sagte das Hausmädchen zu der alten Ausgeberin, welche ihr zwar die Rede verwies, aber auch ihre eigenen Gedanken hatte, wie viel besser der jüngere Bruder zu Frau von Schönfels passen würde.

Cora verlebte einen der traurigsten Tage ihres Lebens, sie hatte eine so herbe Erfahrung gemacht, daß sie glaubte, nie wieder froh werden zu können. Ein reines Ideal, dem sie die Form dieses Mannes geliehen, weil er ihrem Ideal zu entsprechen schien, war in den Staub der niedrigsten Gemeinheit versunken! Sie hatte in Paul ein verwandtes Gemüth erblickt, von gleichen Lieblingsneigungen bewegt, von demselben Sinne für Schönheit und Kunst, sie hatte wohl den geheimen Gedanken, den sie sich nie gestand, zuweilen in sich geduldet: daß sie mit einem Manne wie Paul viel glücklicher seyn würde, und wenn sie der Sehnsucht nach der Ferne Raum gab, so schwebte ihr ein Verhältniß vor, in welchem der Geist lebte, den sie in Paul erkannt hatte, wenn auch die Form, in welche er sich klei-

Digitized by Google

dete, die ihres rechtmäßigen Gatten war. Sie hatte Paul geachtet, oft bewundert, sie hätte ihn, wenn kein Pflichtgebot zwischen ihnen gestanden, lieben können! Und nun! Die schöne trügerische Maske war gefallen, in widerwärtiger Häßlichkeit hatte sie seine wahre Gestalt gesehen, er hatte in frecher Leichtfertigkeit den empfindlichsten Nerv ihres Lebens getroffen, dessen Schmerz nun auf einmal ihre ganze Gesinnung gegen ihn verwandelte. Er war nicht besser, als der große Haufe der Männer, dem nichts heilig ist, als ihr eignes verlornes Selbst, er hatte ihr Vertrauen auf die schnödeste Weise getäuscht! Was sie in dieser grausamen Ueberzeugung gelitten, welche furchtbare Stunden sie durchwacht, nur mit diesem einen Gedanken beschäftigt, das hat nur die verschwiegene Nacht erfahren und Derjenige, dessen Auge jedes Dunkel, auch des Herzens, durchdringt.

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, ihm wieder zu begegnen — Jahre mußten nach ihrer jetzigen Stimmung vergehen, ehe sie ihm wieder gleichmüthig nahen konnte. Es quälte und beunruhigte sie, wie tief sie in seiner Meinung gestanden haben müsse, daß er gewagt, ihr solche Schmach zu bieten! Ob sie ihm nur ihre Verachtung recht scharf zu erkennen gegeben, damit ihm auch der leiseste Zweifel gelöst wäre? — Ueber die nächsten Stunden blickte sie noch wenig hinaus, doch war sie schon entschlossen, ihrem Gatten nichts zu sagen, sie fürchtete daraus unheimliche Folgen, und dann, wie hätte sie über ihre Lippen bringen können, woran ihr Herz fast brechen wollte? Aber es fand schon Stärkung in sich selbst.

Paul ließ sie Abends fragen, ob sie genau wisse, wann sein Bruder zurückkehren werde, die Tante habe keine Ahnung, daß er hier sey, und es werde daher zweifelhaft, ob ein längeres Warten auf den Abwesenden von Nutzen seyn dürfte. Ihre Antwort war, daß sie ihm darüber gar nichts sagen könne. „Ist die gnädige Frau krank?" fragte Paul das Hausmädchen, welches er absichtlich zu seiner Botschaft aufgesucht hatte.

„Ich glaub's," sagte das Mädchen. „Sie sieht blaß aus und hat auch geweint."

Paul strich mit der Hand über seine Stirn. — „Das sollte mir leid thun, sehr leid," sagte er, und zu seiner plötzlichen Lustigkeit übergehend, machte er einen Scherz mit dem Mädchen, den sie, halb belustigt, halb böse, sogleich ihrer Gönnerin, der würdigen Frau Miele, vortrug. Diese schüttelte den Kopf dazu.

Am nächsten Morgen, als Cora nicht in das gemeinschaftliche Zimmer kam, bat sie Paul durch den Diener um einen Wagen nach der Eisenbahnstation, er wolle abreisen. Sie ertheilte die nöthigen Befehle und ließ sich mit Unwohlseyn entschuldigen, daß sie nicht Abschied von ihm nehmen könne. Er schrieb ihr ein Paar offene Zeilen in elenden Knittelversen, deren Witz gezwungen war. Form und Inhalt verletzten sie gleich sehr. Wie hatte sie sich einen Moment nur von den Flittern der Außenseite blenden lassen, in diesem Manne wahre Bildung des Geistes und Herzens zu suchen!

Er war nun fort, sein Bild blieb gebrandmarkt zurück; er hatte ihm mit eigener Hand diesen Stempel aufgedrückt. Die Einsamkeit, sonst für Cora eine gefürchtete Feindin, wurde ihr nun so lieb, sie konnte mit sich allein die bittern Gefühle besser stillen, die frische Wunde ausbluten lassen, ohne daß ein fremder Blick sie ängstigte oder eine Frage den Schmerz von Neuem aufstachelte. Zur Erkenntniß war sie gekommen, an welchem gefährlichen Abgrunde sie wie ein argloses Kind gespielt, seine scharfen Klippen des Randes hatten sie blutig verwundet!

(Fortsetzung folgt.)

Eine geheimnißvolle Geschichte.

(Schluß.)

Als er den Schlüssel herumdrehte, knirschte das Schloß sehr laut — aber zugleich ließ sich auch ein anderes Geräusch vernehmen — das einer Thür, welche sich öffnet. Der Graf wendet sich um, und mitten in einem geöffneten dunklen Nebenzimmer sieht er eine weiße Gestalt, welche ihm die Arme entgegen streckt.

Graf! ruft eine leise, aber ausdrucksvolle Stimme, Sie kommen, um mir die Briefe von Theodor zu rauben? Weßhalb?

(Theodor ist nicht der Name des Schloßbesitzers, dessen Auftrag den Grafen hieher geführt.)

Madame, ruft Herr v. N., wer sind Sie?

Erkennen Sie mich nicht, trotzdem, daß ich so verändert seyn muß?

Die Marquise! schreit der Graf bis zum Erschrecken verwundert.

Ja, ich bin es. Wir waren ehemals Freunde, und jetzt kommen Sie, um mir ein schreckliches Leid zuzufügen! Wer schickt Sie? Mein Mann? Was will er noch? Aus Barmherzigkeit, lassen Sie mir die Briefe!

Und indem sie so sprach, machte die Gestalt dem Grafen Zeichen, näher zu treten. Er that es, indem er in seinem Geiste jeden Glauben an eine übernatürliche Erscheinung unterdrückte und fest überzeugt war, daß er die Marquise lebend, unter einem sonderbaren Geheimniß vor sich sehe! Er folgte ihr in das zweite Zimmer.

Sie war mit einem Gewande, oder eigentlich einem Grabtuche, von grauer Farbe bekleidet. Ihre

Digitized by Google

schönen Haare, welche einst, zehn Jahre long, den Neid aller Frauen der Gesellschaft erregt hatten, flotterten unordentlich um ihre Schultern. Das wenige Licht, welches aus dem geöffneten Nebenzimmer herein drang, erlaubte dem Grafen nur noch, die außerordentliche Magerkeit und tödtliche Bläße der Marquise zu bemerken.

Kaum war er bei ihr eingetreten, so sagte sie lebhaft zu ihm:

Ich leide an unglaublichen Kopfschmerzen! Meine Haare sind daran schuld — seit acht Monaten bin ich nicht gekämmt worden. Graf, erzeigen Sie mir diesen Dienst — kämmen Sie mich!

Und nachdem sie sich hingesetzt, reichte sie Herrn von R., welcher ihr willenlos gehorchte, einen Kamm. Die Dame sprach nicht mehr, er wagte es nicht. Auch war er sehr verwirrt, wie er selbst gesteht. Ohne Zweifel versah er schlecht sein Kammerdiener-Amt, denn die Dame ließ von Zeit zu Zeit eine kurze, murmelnde Klage hören.

Plötzlich stand sie auf, und indem sie: Merci sagte, verschwand sie im dunklen Hintergrunde des Zimmers. Der Graf wartete einige Augenblicke, vergeblich seine Sinne anstrengend, aber er sah und hörte nichts mehr. Da entschloß er sich, in das erste Zimmer zurück zu kehren. Als er nun seine Augen auf den geöffneten Schreibtisch warf, sah er darin die größte Unordnung. Trotzdem fand er die Familien-Papiere, welchen seine Mission galt. Nachdem er wieder zugeschlossen, wartete er einen Augenblick — er rief — keine Antwort. Da ging er endlich, und zwar sehr gern, wie er sagte.

Unten war Niemand. Der Kutscher, der ihn hieher gebracht, wartete zur Abfahrt bereit am Gitter. Herr v. R. sah keine Ursache, seinen Aufenthalt zu verlängern. Unterwegs, indem er seine Gedanken über den sonderbaren Vorfall auf dem Schlosse zu sammeln suchte, gewahrte er, daß seine Kleider mit den Haaren der Marquise bedeckt waren!

Nachdem er sich noch in Rouen aufgehalten, kehrte er zwei Tage darauf nach Paris zurück. Es war der dritte Dezember. Er suchte sogleich den Marquis auf, ohne ihn zu treffen. Auch am Vierten kehrte Letzterer nicht in sein Hotel zurück. Man glaubt jetzt, daß er eines der Opfer des Boulevards de Montmartre geworden, wo sein Klubb war.

Das ist die Geschichte, welche Herr von R. im Salon der alten polnischen Dame zu erzählen versprochen, wo er sich bis Mitternacht erwarten ließ. Er kam erst, als man sich schon trennen wollte, und zeigte die Haare der Marquise.

Mannigfaltigkeiten.

Die Stadt Basel hat den Namen Klein-Amerika bekommen, weil sie fast alle religiösen Sekten in ihrer Mitte hat. Seit Kurzem haben sich wieder neue Sekten gebildet, die sich Brüder vom Senfkorne Christi nennen; sie geloben Ehelosigkeit, Enthaltung vom Weintrinken und Fluchen, gemeinsame Beerdigung ihrer Verstorbenen. Am stärksten sind die Irvingianer und die Freunde Israels, die größten Feinde der Juden.

Ein Danziger Lokalblatt berichtet folgende seltsame Reise von Königsberg nach Danzig aus einer alten Chronik: Im Jahre 1558 erklärte sich Georg Rummelau, ein Bürger in Königsberg, bereit, in einer kupfernen Braupfanne von Königsberg nach Danzig zu schiffen. Jedem erschien ein solches Unternehmen unmöglich, da der Pregel, das 14 Meilen lange ungestüme Frische Haff und die breite gefährliche Weichsel passirt werden mußten. Am 11. August 1558 bestieg er sein kupfernes Fahrzeug und kam zur Verwunderung aller Leute frisch und gesund in Danzig an, wo er, wie der Chronikschreiber wörtlich sagt, „mit Drummeten ongeblasen wurde."

Theater.

*** Aschaffenburg, 31. Januar. Die Wahl des gestern aufgeführten Schauspiels „Muttersegen, oder die neue Fanchon" war um deßwillen eine glückliche zu nennen, weil die Kräfte der Gesellschaft hiefür gerade ausreichten, was denn auch zur Folge hatte, daß die Vorstellung, sowohl was das Ensemble als das Einzelne anbelangt, zur allgemeinen Zufriedenheit ausfiel. Frau Herbold entfaltete in der ganz für sie geschaffenen Rolle der Chouchon ihre ganze liebenswürdige Naivität und trug auch die einzelnen Gesangpiecen, namentlich jene der vierten Abtheilung, mit vielem Beifalle vor. Frau Kern als Marie gab namentlich die letzteren Partieen ihrer Rolle mit Wahrheit und Gefühl. Herr Lewartho als Loustalot und Frau Weiser-Weidner als Margaretha ließen nichts zu wünschen übrig, indem sie ferne von aller Uebertreibung sich in den Gränzen wahrer Natürlichkeit hielten. Die Herren Weiser als Adrée, Kern als Kommandeur, Budemann als Pfarrer und Meverer als Pierrot, so wie Frau Geyser jun. als Marquise von Sivoy verdienen gleichfalls Anerkennung.

Auflösung der Chorade in Nro. 18:

Handtuch.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Waikandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 20 4. Februar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Fortsetzung.)

Bald erreichte sie Pokrow, und fand hier in einem Nonnenkloster gastfreundliche Aufnahme. Von den Nonnen mit nothdürftigen Kleidern und Schuhen beschenkt, die ihr, weil das Kloster arm war, nichts anderes geben konnten, verließ dankerfüllt am andern Tage Elisabeth das Kloster, und wanderte nun nach Moskau zu. — Nicht einsam, wie bisher, ging sie jetzt ihren Weg. Eine Menge Menschen von fast allen Nationen strömte der Hauptstadt zu, und je näher und näher sie kam, desto lebhafter und stärker ward das Gedränge. Ueberall schallte ihr Glockenklang und von Moskau her Kanonendonner entgegen, und überall hörte sie des Kaisers Namen nennen. Höchlich erstaunt, fragte Elisabeth nun, was alles dieß wohl zu bedeuten habe. Aber welch' ein Entzücken, welch' eine Freude durchströmte ihre Brust, als ihr die Antwort wurde, daß, um sich krönen zu lassen, der Kaiser seinen Einzug in Moskau hielte. Solch' ein Glück hatte sie nimmer erwartet. Zum Himmel hob Elisabeth jetzt ihre Hände und Blicke empor, und dankte innigst dem allgütigen Gott, daß er sie in dem Momente eines öffentlichen Freudenfestes ankommen ließ, wo empfänglicher der Fürsten Herz für Huld und Milde sey. — Neu belebt durch diesen frischen Hoffnungsquell, der in ihrer Brust entsprungen, wanderte sie, mit den lieblichsten Bildern einer herrlichen Zukunft beschäftigt, weiter, und traf endlich in Moskau ein, im frommen Wahne sich an dem Glauben labend, nun am Ende ihrer Leiden zu seyn. Aber noch hatte sie den Leidensbecher nicht gänzlich geleert, die schwerste Prüfung stand, leider! ihr noch bevor. — Nirgends fand Elisabeths suchendes Auge eine Hütte, wo sie vor Müdigkeit ausruhen, sich vor der empfindlichen Kälte schützen, und ihren Hunger stillen konnte; denn die Hoffnung eines ansehnlichen Gewinnes am Krönungsfeste schloß die Herzen aller Wirthe dem Mitleide. Schon dämmerte der Abend heran, und Elisabeth saß still weinend und mit gepreßtem Herzen noch immer ohne Obdach an der offenen Straße neben den angezündeten Wachfeuern. Endlich siegte die Allgewalt der Noth und der furchtbare Gedanke, so nahe am Ziele leicht noch ein Raub des Todes zu werden, über die letzte Regung ihres Stolzes, und mit einer Hand ihr Gesicht verdeckend, streckte sie die andere bettelnd den Vorübergehenden entgegen. — Doch während Einige ein höchst unbedeutendes Almosen ihr zuwarfen, und andere herzloskalt an ihr vorüber gingen, und noch Andere mit harten schmerzlichen Worten sie anließen, wurde es Nacht; das Gewühl der Menge verlor sich allmälig, die Wachfeuer erloschen, und die Garde, welche die Runde machte, fand die arme, verlassene Elisabeth. Mit rauhen Worten fuhren die Soldaten die Unglückliche an, ihnen zu sagen, was so spät noch sie hier mache. Elisabeth, bitterlich weinend, hatte keine Worte. Doch ungerührt blieben die Soldaten, umringten sie, und wiederholten mit unverschämter Vertraulichkeit ihre Frage. Zitternd und mit fast erstickter Stimme antwortete Elisabeth, daß sie mit unzähligen Beschwerden kämpfend einen sehr langen Weg deßhalb durchwandert habe, um ihres verbannten Vaters Freiheit zu den Füßen des Kaisers sich zu erweinen. Laut lachten die gefühllosen Krieger bei Elisabeths Erzählung, welche sie für ein Märchen hielten, auf. Die Arme wollte hierauf entfliehen, aber die Soldaten hielten sie fest. „O Gott!" rief verzweiflungsvoll jetzt Elisabeth aus, „erbarme dich, rette mich!" — In diesem Momente kamen mehrere junge Leute herbei, und ließen ein mißbilligendes Gemurmel gegen die rohen Soldaten hören. „Bei dem allmächtigen Gott, bei meiner Seele Seligkeit schwöre ich," rief wieder Elisabeth aus, „daß ich von Saimka aus zu Fuße den langen Weg nach Moskau ging, um vom Kaiser mir meines Vaters Freiheit bittend zu erringen. O laßt zum Mitleide Euch doch erweichen, damit ein Leben ich nicht verliere, das nicht mehr mein, sondern längst geweihet meinen Eltern ist!" Diese Worte bewegten alle Herzen, und es drängte sich sogleich einer aus der Menge hervor, der sich den Soldaten als den Wirth vom Gasthofe des heiligen Basilius ankündete, und um des Mädchens Freilassung bat. Die Soldaten, endlich doch ein wenig Mitleid füh-

Digitized by Google

lend, überließen nun Elisabeth ihrem neuen Beschützer, der sie bald in sein nahe gelegenes Gasthaus brachte, und sie seiner Gattin empfahl. — Elisabeth erzählte nun den gutmüthigen Wirthsleuten die Begebnisse ihrer langen Fußreise, worüber beide Thränen des innigsten Mitleides vergossen, und ihr versprachen, sie nach Möglichkeit zu unterstützen. Rossi, so hieß der Wirth, rieth Elisabeth, morgen bei dem Krönungsfeste auf ihren Knieen den Kaiser um ihres Vaters Freiheit zu bitten; er versprach, sie zu begleiten und ihr beizustehen, und belebte überdieß Elisabeths Hoffnung auch noch dadurch, daß er in einigen Beispielen ihr des Kaisers Mildthätigkeit und seine Freude im Wohlthun bewies. Zu mächtig über die innige Theilnahme ihrer Wirthsleute gerührt, vermochte Elisabeth nichts zu sprechen, sondern drückte nur die Hände dieser guten Menschen dankerfüllt an ihr freudig pochendes Herz.

Endlich rief sie die Mitternacht alle zur Ruhe.

Aber lange noch vermochte Elisabeth nicht den ihr so nöthigen Schlaf zu finden; zu voll war ihr Herz, zu aufgeregt ihre Phantasie. Unaufhörlich standen vor ihrer Seele die lachendsten Glücksbilder, die sie, der lähmenden Herrschaft des Schlafes endlich hingegeben, auch im Traume noch ferner umschwebten.

Kaum graute der Morgen, da verkündete Kanonendonner, Glockengeläute, Trommelwirbel und des Volkes Freudengeschrei die Feier des Tages. Elisabeth ging in einem Anzuge, den ihr die gefällige Wirthin geliehen hatte, von Rossi begleitet, in die Kirche zur Entschlafung der heiligen Jungfrau, wo der Kaiser gekrönt werden sollte.

Hier fanden sie schon den Kaiser und die Kaiserin.

Blendend prächtig gekleidet, saßen sie beide in strahlender Schönheit auf einem schimmernden, von einem prachtvollen Himmel überwölbten Throne. Dem hohen Herrscher-Paare gegenüber erinnerte in einer kräftigen Rede der ehrwürdige Metropolit den Kaiser an seine großen Pflichten. Lebhaft bewegt schien des jungen Monarchen Herz zu seyn, und er gab den feierlichen Schwur, des Reiches Schicksal nach seinen besten Kräften zu leiten, und sein Leben nur dem Glücke seiner Völker zu weihen.

Gewaltig schlug bei diesen Worten des Kaisers Elisabeths Herz. Sie dachte sich diesen Augenblick als den günstigen, und bahnte sich jetzt mit hohem Muthe durch das bunte Gewühl der Menschenmasse und durch die Reihen der Soldaten zum Throne den Weg. Hier sank sie auf ihre Kniee nieder, und rief mit lauter Stimme: „Gnade! Gnade!“

Dieser Ruf hemmte plötzlich die festlich ernste Feierlichkeit, und versetzte die Anwesenden in Staunen und Aufruhr. Schnell aber nahten sich Garde-Soldaten, um Elisabeth aus der Kirche zu führen. Doch der Kaiser, der an diesem herrlich schönen Tage nicht vergebens angerufen seyn wollte, befahl einem seiner Offiziere, nachzusehen, was des jungen Mädchens Verlangen sey. Der Offizier ging. Draußen vor dem Gotteshause hörte er die Unglückliche die Barmherzigkeit der Gardesoldaten anflehen. Er beflügelte ahnungsvoll seine Schritte, erschaut das Mädchen, und — welch' ein wonnevolles Entzücken durchströmte seine Brust, er erblickte das Ideal seiner Phantasie — erblickt Elisabeth.

(Schluß folgt.)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

7.

Die Tage rollten so gleichmäßig dahin, keiner durch irgend ein Ereigniß von Interesse bezeichnet, daß Cora erschrack, als sie bedachte, wie lange ihr Gatte schon ausgeblieben sey, und keine Nachricht gegeben habe. Er hatte nur eine halbe Woche höchstens entfernt bleiben wollen, und nun waren schon acht Tage vergangen, ohne daß er ihr wenigstens die Ursache dieser Verzögerung schrieb. Sie fand das von ihm unbegreiflich, aber sie begriff auch sich selbst nicht, daß sie nicht schon geschrieben und gefragt habe. In ihrer Besorgniß setzte sie sich gleich an den Schreibtisch und adressirte dann den Brief, der Vorsicht halber, an die Tante, für welche sie einige Zeilen hinzufügte. Die Antwort ließ nicht lange warten. Sie lautete: „Ihr Mann, theuerste Cora, muß ja schon lange bei Ihnen seyn! Er ist hier am Donnerstage abgereist“ — und nun folgten noch im gewohnten Style der Tante Dina eine Menge zusammengewürfelter Brocken, aus denen sich die sonderbare Mosaik ihrer Briefe allemal formte. Cora las aber nur die beunruhigende Gewißheit heraus, daß Schönfels abgereist und zwar schon vor mehreren Tagen abgereist sey, direkt nach Hause, wie er der Tante gesagt hatte. Welchen Umweg konnte er genommen haben, daß er hier noch nicht angekommen war? Cora wartete noch zwei Tage in steigender Besorgniß, ihr Gatte kam nicht und ließ auch nichts von sich hören. Der Gedanke blitzte in ihr auf, daß Schönfels wohl die Reise nach der Schweiz, zu welcher ihn der Brief des Flüchtlings, der von ihm mit so räthselhaftem Betragen zerrissene Brief, veranlaßt, in aller Schnelligkeit, da er seinen Bruder verfehlt, allein unternommen habe. Wie entrüstet wäre sie sonst von dem bloßen Gedanken einer solchen Möglichkeit gewesen! Heute fand sie sogar eine gewisse Beruhi-

Digitized by Google

gung darin. Wiederum verging ein Tag, und sie sagte sich, daß es unter allen Umständen von Schönfels unverzeihlich sey, ihr nicht geschrieben zu haben — sie mußte an einen Unfall glauben, welcher ihn davon abhielt, sonst konnte sie es gar nicht mit seinem Charakter, der in allen Dingen eine an Pedanterie streifende Gewissenhaftigkeit liebte, in Einklang bringen. Die Fragen, die Aeußerungen der Leute auf dem Hofe bestärkten Cora in ihrer Angst und sie schrieb wieder an die Tante, das war ja die Einzige, an welche sie sich um Rath wenden konnte — fast wäre sie selbst zu ihr gereist, aber Schönfels konnte unter der Zeit nach Hause kommen.

Tante Dina kam eben sehr erhitzt und mit sich selbst unzufrieden aus einem Café-monstre von Damen, unzufrieden über ein großes Spiel, das sie durch eigene Schuld verloren, und auch über eine Vernachlässigung ihrer Blanche, wie sie sich deren noch nicht bewußt war — das arme Thier hatte kein Vesperbrod bekommen! Da erhielt sie den Brief aus Hagen — Cora hatte schon gelernt, daß man Briefe rekommandiren könne. Die Tante las mit Schrecken. Hier war kein weiteres Besinnen: die junge rathlose Frau bedurfte ihrer, da kam keine Rücksicht auf eigene Bequemlichkeit in Anschlag, noch war es Zeit, mit dem Nachtzuge abzureisen, und so umständlich Tante Dina sonst war, entwickelte sie doch immer eine schnelle Thätigkeit, wo es darauf ankam, Jemand zu helfen: sie fand dann auch immer mit ihrem praktischen Blicke den rechten Weg. So gelangte sie denn noch früh genug auf den Bahnhof, um wo möglich über die Abfahrt ihres verschwundenen Neffen einige Erkundigungen einzuziehen. Ein Paar Beamten kannten ihn wohl, und erinnerten sich auch, ihn gesehen zu haben, ob aber an dem bezeichneten Tage, oder bei seiner Ankunft, wer konnte das sagen? Wie ist es bei diesem Ueberstürzen und Treiben der Bahnreisenden heut zu Tage noch möglich, über das Verbleiben eines Menschen Nachrichten zu erhalten? Da helfen alle polizeilichen Kräfte nicht aus!

Sie hatte sich nicht in Hagen angemeldet, da sie Cora überraschen wollte, aus mehrfachen Gründen. Es war ihr interessant zu sehen, was sie gerade treiben und welchen Eindruck ihre unerwartete Erscheinung machen würde. So ließ sie auch den Wagen, den sie auf der Eisenbahnstation genommen hatte, vor dem Dorfe halten und ging zu Fuß einen ihr wohlbekannten Pfad entlang, der sie durch eine Seitenpforte auf den Hof, und hier gleich vom Seitengebäude auf dem nächsten Wege in ihr früheres Departement führte: die Küche. Hier wollte sie fragen, wo sie die junge Frau finden würde. Aber statt daß sie überraschte, blieb sie selbst erstaunend auf der Schwelle stehen und in der Freude über den Anblick, der sich ihr bot, verlor sie ihr ganzes Herz.

Am Herde stand Cora, sie war in einem einfachen Morgenkleide, das Haar glatt unter einem Häubchen versteckt, sie trug — wahrhaftig! — eine blaugestreifte Schürze, und — o! — sie kochte selbst. Als sie die Hinterthüre zur Küche aufgehen hörte, wandte sie sich um und rief voll Freude den Namen der Tante Dina, welche nun die Arme nach ihr ausbreitete und sie entzückt umschlang. Nun war Alles gewonnen, nun stand Cora nicht mehr als eine bloße Nippestischfigur in der Welt, nun war sie wirklich eine Hausfrau geworden! Aber ihr Gatte!

„Noch keine Nachricht?" war der Tante erste Frage.

„Noch keine! Ich hoffe durch Sie — und Sie wissen auch nichts? Ich beschwöre Sie, mir keine Silbe zu verheimlichen."

„Still, Kind. Ich weiß gar nichts und habe auch nichts in Erfahrung bringen können, aber es wird sich Alles finden. Kommen Sie nur — ich sehe ja Alles im schönsten Gange." Sie warf kritische Blicke in die benöthigten Gegenden, erlaubte sich der Ausgeberin, welche eben eintrat und sie, alle Eifersucht vergessend, laut bewillkommte, ein Paar Winke zu geben und führte dann Cora an ihrem Arme mit sich fort, während nach ihrem Wagen geschickt wurde.

„Lassen Sie uns nun die Geschichte ruhig überlegen, denn zu thun ist vor der Hand doch nichts, als mit Geduld abwarten. Die Geduld ist für uns Frauen ein Kräutlein, das über alle andere Hausmittel geht, man weiß nur nicht recht, wo es wächst, und kann es nicht immer finden. Wir müssen abwarten, Kind. Es geht doch nicht an, daß Sie ihn öffentlich ausrufen lassen mit fünf Thaler Belohnung für den ehrlichen Finder! Er hat auch gewiß an Sie geschrieben, der Brief ist nur verloren gegangen, wie es jetzt oft genug geschehen soll."

„Daran habe ich auch schon gedacht — und möchte fast an ihn schreiben, denn ich glaube, daß er in Basel ist."

„Basel? Wie so? Was soll er in Basel?" rief die verwunderte Tante.

„Er wollte dort einen Bekannten in wichtiger Angelegenheit sprechen, wir hatten unsern Reiseplan so verabredet. Vielleicht hat er es nun für besser gehalten, das allein abzumachen —" und sie erzählte von dem Briefe, welchen Schönfels erhalten und zerrissen hatte. Die Tante hörte mit Verwunderung zu und konnte sich keinen rechten Zusammenhang denken, da sie in der langen Zeit als „Wohntante" mit allen Verhältnissen ihres Neffen genau bekannt geworden war. In der Schweiz hatte er

Digitized by Google

durchaus keine Verbindungen — und das Zertreißen konnte sie sich erst gar nicht erklären, am Ende kam sie in ihren Vermuthungen auf so abschüssigen Boden, daß sie dem höchst soliden Manne Unrecht that.

„Ich habe unterwegs nur eine unsichere Nachricht aufgefischt," sagte sie gedankenvoll. „Ein Bahnmensch will ihn gesehen haben in heftigem Streit mit einem Reisenden, der ihn gerade dort auf dem entgegengesetzten Zuge — es ist ein Ausweichepunkt — getroffen. Was weiter geworden ist, wußte der Mensch nicht."

„Ein Streit?" nahm Cora das beunruhigende Wort auf. „Vielleicht ein Zweikampf die Folge — großer Gott!"

„Nicht doch! Wer wird gleich solche Gedanken haben. Seiner Ehre vergibt er nichts, darauf krnne ich ihn, aber dann würde erst recht etwas bekannt geworden seyn, heut zu Tage, wo kein Winkel unbewacht ist. Mag denn Alles zusammenhängen, wie es will, Ihr Mann hat sich nichts zu Schulden kommen lassen und die Zeit wird ihn rechtfertigen. Hätte ich so etwas Ungewöhnliches geahnt, mir würde er nicht entschlüpft seyn, aber er kam, fragte nach Paul, und ging — gerade wie mein seliger Mann immer vom König Salomo sagte: venit, fiducit! Der Paul war an demselben Tage abgereist, wohin? Das sagt der Jerwisch niemals. Uebrigens ist er doch eine Seele von Mensch, wenn man ihn so kennt wie ich. Mein Herzens-Paul!"

Theater.

*** Aschaffenburg, 1 Februar. Bei der heutigen Aufführung des Schauspiels: „König, Graf und Zietherschlägerin," erwarb sich Herr Weiser als Don Cäsar durch treffliche Auffassung des Charakters der Rolle, durch gewandtes Spiel und richtige Deklamation, namentlich in den beiden letzten Akten, allseitige Anerkennung. Dasselbe gilt von Herrn Goldammer als Don Alonzo, doch hatten wir letztere Rolle lieber etwas frischer und jugendlicher aufgefaßt gesehen. Frau Kern gefiel bis jetzt am meisten als Rosamunde von Kronau in „Rosenmüller und Finke"; in tragischen Rollen stand sie im Vergleiche hiermit zurück; so auch heute. Herr Kern als Marchese von Montefiore karrikirte etwas zu sehr. Frau Weiser-Weidner war bis jetzt meist nur in untergeordneten Rollen thätig, sie zeigte sich aber stets, wie heute, als eine gewandte Schauspielerin. Herr Meyerer glich bezüglich des Spiels sowohl wie des Kostums eher jedem Andern als einem Könige von Spanien. Die übrigen Rollen waren von untergeordneter Bedeutung. Das zu Anfang des 3. Aktes von Frau Goldammer und Fräulein Streb getanzte spanische pas de deux fiel zwar ziemlich einfach aus, gewährte aber jedenfalls ein angenehmes Intermezzo.

Schlüßlich drängt es uns noch zu der Bemerkung, es möge bei Verwandlungen der Scenerie mit etwas mehr Aufmerksamkeit verfahren werden. So stand in dem schönen Säulensaale die eine Säule ganz schief, einige Bäume schauten auf den Seiten hervor, über dem Gefängnisse erblickte man längere Zeit gar den blauen Himmel ꝛc. ꝛc. Auf solche Weise und überhaupt durch die in der Regel äußerst schwerfällige Handhabung der Maschinerie muß der Eindruck der trefflichen Dekoeationen in hohem Grade geschwächt werden.

*** Aschaffenburg, 2. Februar. Heute wurden wir mit einem ächten Sonntagsstücke beglückt, nämlich mit „Doktor Faust's Hauskäpchen," einem Stücke, bei welchem das kunstgebildete Publikum sich damit begnügen muß, die große Anzahl der Zuschauer lachen zu hören. Wir wollen hierüber weiter nichts sagen, als daß uns bis jetzt fast nur Spektakelstücke und noch nicht ein einziges klassisches Stück vorgeführet wurde, woran doch die neuere Literatur nicht arm ist. Wir nennen hierunter: „Zorf und Schwert"; „Er muß auf's Land"; „der Vetter"; „der Liebesbrief"; „das Salz der Ehe"; „der Ball von Ellerdrunn"; „das Porträt des Geliebten"; „Dorf und Stadt"; „Bürger und Molly"; „Uriel Akosta"; „Debora"; „die Kartäschüler" u. s. w. u. s. w., Stücke, welche zum Theil daher schon recht gut aufgeführet wurden. Wenn wir daher, wie es allen Anschein hat, auf eine Oper verzichten müssen, so kann die Direktion mit um so größerem Rechte ersucht werden, uns öfter aus der Zahl jener Stücke eines vorzuführen.

Schlüßlich noch folgende Bemerkung: Wenn wir auch Herrn Gewee herzlich gerne eine gute Einnahme gönnen, so verdietet es doch mindestens die Billigkeit, bei ungewöhnlich starkem Zudrange mehr Billets auszugeben, als die Räume Zuschauer zu fassen vermögen. Einestheils würden dann unangenehme Scenen an der Kasse, wie sie heute vorkamen, vermieden, anderntheils käme auch der große Mißstand nicht mehr vor, daß der noch lange vor Eröffnung der Vorstellung erscheinende Abonnent kein Plätzchen mehr findet und genöthigt ist, entweder sein Billet wieder nach Hause zu tragen oder mittels Aufgabe eines nicht unbedeutenden Mehrbetrages, wobei noch dazu der Kassenpreis zu Grunde gelegt wird, sich den Zutritt in einen andern Raum zu verschaffen.

Räthsel.

Ich wohn' in einer kleinen Höhle,
Verborgen stets, Du siehst mich nicht!
Da drinnen wird es niemals helle,
Denn dahin fällt kein Sonnenlicht.

Du hörest mich in sanften Tönen,
Auch wilde Flüche stoß' ich aus;
Zur Wohnung diene ich den Schönen,
Dem Frevel aber auch als Haus.

Ich schlummre nicht, stets rastlos walle
Ich in der Höhle meinen Lauf,
Und wenn ich einst in Schlummer falle,
Dann wecket mich kein Morgen auf.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 21 6. Februar 1852.

Kindlicher Liebe schönster Lohn.

(Schluß.)

Zu selig war Elisabeths Ueberraschung. Die Freude, die ihr der Allerbarmer immer in den verzweiflungsvollsten Momenten, wo sie alles schon für verloren hielt, göttlich huldreich spendete, beraubte sie der Sprache, und lautlos breitete sie ihre Arme nach dem Offiziere aus, in welchem sie ihren Freund Smoloff findet. Dieser, aus dem süßen Selbstvergessen, in das er einige Augenblicke versunken da stand, erwachend, eilte jetzt auf Elisabeth zu, erfaßte ihre Hände, und rief aus: „Engel des Lichts, woher kommst Du?"

„Von der Hütte am See komme ich zu Fuße her," erwiderte mit himmlisch mildem Blicke Elisabeth, und in dem Momente, wo ich die begnadigende Stimme des Kaisers zu hören, und das größte Glück, das ein menschlich Wesen hienieden genießen kann, zu empfangen glaubte, da reißt man unbarmherzig mich vom Throne des Monarchen hinweg!"

„Komm, göttliche Elisabeth!" rief Smoloff begeistert aus, „komm, ich führe zum Kaiser Dich hin!"

Und alsbald drängte er mit Elisabeth durch die wogende Menge zum Monarchen sich hin, kniete vor ihm mit Elisabeth nieder, und rief lebhaft aus: „Sire! hören Sie mich, hören Sie die Stimme des Unglücks, der Unschuld und Tugend! Hier zu den Füßen Eurer Majestät kniet die muthige Tochter des unglücklichen P***! Sie kommt aus den Einöden von Ischym, wo dreizehn Jahre ihre Eltern bereits im Elende schmachten. Im frommen Glauben auf ihre Kindespflicht hat sie diesen langen, langen Weg zu Fuße und allein durchwandert; hat von Almosen gelebt, mit fast unglaublichem Muthe unzählige Hindernisse und Gefahren bekämpft, kurz das größte Menschen-Elend erduldet, um die Freiheit ihres Vaters sich zu erringen. Jetzt fleht sie knieend Euer Majestät Huld und Milde an, ihr ein Glück zu spenden, das ihr das höchste ihres Lebens ist." Mit thränenden Augen breitete jetzt Elisabeth ihre Hände bittend dem Kaiser entgegen, und rief: „Gnade meinem armen, unglücklichen Vater!"

„Ihr Vater ist frei," sprach der Kaiser, von so hoher Tugend bewegt; „ich begnadige ihn!"

Diese Worte erschütterten zu riesenkräftig Elisabeths Brust. Ertragen hatte sie den höchsten Schmerz; doch diese Seligkeit ihres Lebens ertrug sie nicht, und sie sank wie leblos in die Arme ihres edlen, heldenmüthigen Freundes, welcher sie durch die wogende Menschenmenge, die laut die Tugend und die huldreiche Milde des Kaisers pries, hinweg trug.

In Rossi's Wohnung erwachte durch sorgliche Pflege Elisabeth aus ihrem todtenähnlichen Zustande wieder ins Leben zurück, und ihr erster Blick fiel auf Smoloff, der vor ihr auf seinen Knieen lag, und ihr zurief: „Elisabeth! Ihr Vater ist frei, der Kaiser hat ihn begnadigt." Aber noch hatte Elisabeth keine Worte. Nur in ihren Augen sprach sich die himmlische Klarheit ihrer Seele, die reinste, innigste Freude ihres Herzens aus, ihren lang genährten Wunsch erreicht zu haben. Endlich neigte sie sich zu Smoloff, nannte mit zitternder Stimme die Namen ihrer Eltern, und fügte hinzu: „Wir werden sie nun wiedersehen, und ihres Glückes uns freuen!"

Tief drangen diese Worte in des Jünglings Seele, um so tiefer, als ein Strahl der lieblichsten Hoffnung in ihm aufglänzte, einst durch Elisabeths Liebe der glücklichste Sterbliche zu seyn. — Ehe indeß der Begnadigungsbrief ausgefertigt wurde, schwanden noch mehrere Tage dahin; indem diese ganze Angelegenheit noch einmal durchgegangen wurde. Endlich kam eines Tages Smoloff viel freudiger, wie sonst, zu Elisabeth, und verkündete ihr, daß sie morgen abreisen könne. „Der großherzige Kaiser," sprach er, „gibt Ihrem Vater seine vorige menschliche Hoheit, seinen vorigen Reichthum wieder zurück. Ihnen gibt der Kaiser zu Ihrer Reise einen von seinen Wagen, und zwei Kammerfrauen zu Ihrem Dienste mit, und sendet Ihnen endlich durch mich diese zweitausend Rubel." —

Des andern Tages, als der junge Sonnenstrahl

noch nicht sein glühendes Gold über die stille Erde gelegt hatte, verließ Elisabeth, nachdem sie noch früher ihre gutherzigen braven Wirthsleute reichlich beschenkt hatte, mit dankerfülltem Herzen und nicht ohne hohe Rührung Moskau; begleitet von Smoloff, dem Senats-Kurier, der den Befreiungs-Befehl für ihren Vater an den Gouverneur von Tobolsk mit sich hatte, und von den zwei Kammerfrauen. — Eilig ging die Reise Tag und Nacht vor sich; denn Elisabeths Ungeduld, bald, nur sehr bald in den Armen ihrer Eltern zu ruhen, war fast unbegränzt. In Kasan beschenkte Elisabeth dankbarlich den durch einen unglücklichen Sturz brodlos und in's tiefste Elend gerathenen, sie einst großmüthig über die Wolga führenden Schiffer, und in Sarapul ehrte sie das Andenken des Missionärs durch eine auf seinem Grabeshügel geweinte Thräne.

Endlich langten sie alle glücklich in Tobolsk an. Der Gouverneur, der bei der Ankunft der Reisenden nicht zu Hause war, sondern erst später kam, gewahrte allsogleich, daß der glücklichste Erfolg Elisabeths heldenmüthiges Unternehmen gekrönt haben müsse. Der junge Smoloff ging nun mit Elisabeth ihm entgegen, und sprach dann mit inniger Freude: „Geliebter Vater! es hat die Tugend sich den schönsten Sieg errungen; der kindlichen Liebe ist der schönste Lohn geworden!" Gerührt erwiderte Elisabeth, zum Jünglinge sich wendend: „Mein Glück verdanke ich nur Ihnen. Sie allein haben es gegründet, Sie allein gaben meinem Vater die Freiheit und sein Vaterland wieder!"

„Ihr schöner, erhabener Entschluß und Ihr unerschütterlicher Muth in der Ausführung desselben ist Ihr alleiniges Verdienst," antwortete der Gouverneur. — „Und," fuhr er fort, „was auch immer Ihr Vater durch seine Freiheit an Erdengütern gewinnen mag, einen größeren Reichthum, als seine Tochter, findet hienieden er nimmer." — „Sie leben, meine Eltern?" rief Elisabeth halb wehmüthig.

„Sie leben," erwiderte der Gouverneur. „Die unsterbliche Hoffnung, ihr vielgeliebtes Kind wieder zu sehen, hat ihren Schmerz gemildert, und ihnen die Kraft verliehen, die einjährige Trennung von ihrer Tochter zu ertragen." Hierauf bat der Gouverneur Elisabeth, noch hier bis zum kommenden Morgen auszuruhen. Nicht ohne geheimes Schmerzgefühl nahm Elisabeth des Gouverneurs Anerbieten auf, denn sie glaubte, das Glück, das ihre Eltern erwartete, auch nicht durch eine Minute Verzögerung ihnen vorenthalten zu dürfen. Und nur allein der Anblick der seligen Freude, die der edle, würdige Gouverneur bei dem Wiedersehen seines Sohnes empfand, bewog sie, bis zum andern Tage in Tobolsk zu bleiben. Dieser von Elisabeth eewartete Morgen erschien; mit dankbarem Herzen nahm sie innigen Abschied vom Gouverneur, und verließ Tobolsk in Begleitung Smoloff's. — In Saimka erhielt Elisabeth von dem Leben ihrer Eltern die beruhigendsten Nachrichten, und mit wachsender Ungeduld, mit immer ängstlicher und ängstlicher pochendem Herzen näherte sie sich dem heimathlichen Herde. Endlich kommt sie an die väterliche Hütte, und hört an der Schwelle bekannte, lieblich klingende Stimmen. Ihr gepreßter Busen drohte zu zerspringen, und kaum hatte sie noch so viel Kraft, die Namen ihrer Eltern auszurufen. Die Thür geht auf, und Elisabeth sinkt in die Arme ihrer entzückten Eltern. Nur die unaussprechbare Freude des glücklichen Wiedersehens empfindend, vergaßen sie in diesem seligen Momente ihres Lebens auf jedes andere Glück der Welt. — Nach dem ersten süßen Rausche der hohen Seligkeit dieser Familie sank Smoloff vor Elisabeths Eltern auf seine Kniee nieder, und rief gerührt aus: „O Verehrungswürdige! Noch habt Ihr ein Kind, das zu Euren Füßen jetzt Euch anfleht um seines Lebens einziges Glück! Ein Bruder war ich, göttliche Elisabeth, Dir bis jetzt, — laß mich nun die namenlose Seligkeit empfinden, Dir mehr zu seyn! — Elisabeth ergriff hierauf ihrer Eltern Hände, und sprach zu ihnen: „Ohne Smoloff wäre unser jetziges Glück nimmer in des Lebens Wirklichkeit getreten. Smoloff war's, der die vom Throne Zurückgestoßene wieder dahin zurückführte, der knieend um meines Vaters Freiheit flehte, der Euch, vielgeliebte Eltern, Euer Vaterland und Euer Kind wiedergab! — Und nun sagt mir, Ihr Lieben, wie ich meine große Schuld an dem edlen Smoloff lösen mag."

Elisabeth an ihr Herz drückend, erwiderte Alexandrine: „Kannst Du, theures Kind, das Gefühl, das ich gleich stark im Glücke, wie im Unglücke, für Deinen Vater habe, für den edelmüthigen Smoloff empfinden, dann wäre halb Deine unbezahlbare Schuld bezahlt!"

Elisabeth erfaßte hierauf Smoloff's Hand, und sprach erröthend: „Sie versprechen mir, uns nie zu verlassen?"

Unbeschreibliche Freude durchströmte Smoloff's Herz bei diesem zarten Geständnisse Elisabeths. — Diesem schönen Bunde nun anzugehören, und Elisabeth, dieses himmlische Mädchen, — in der Blüthe seines Lebens schon durch seine hohe Tugend ein herrlich schönes Vorbild für die Mit- und Nachwelt — sein nennen zu können, schien ihm ein größeres Glück zu seyn, als ihm der Himmel bieten konnte. — Im reinen, himmlischen Genusse verschwand ihnen die Zeit ihres noch kurzen, den Anstalten zur Reise gewidmeten Aufenthaltes; und endlich verließen sie ihre Hütte und die schauerlichen Wildnisse Sibiriens, um in dem anmuthigeren Himmelsstriche ihres Vaterlandes im Schooße des Glückes und der

Digitized by Google

Ruhe die trübe, widrige Vergangenheit eines vieljährigen Leidens auf immer vergessen zu lernen.

Glücklich die Eltern, die sich tugendhafter Kinder erfreuen; glücklicher das Kind, das seine Eltern so innig, wie Elisabeth, liebt; weil es hienieden schon den Lohn erhält, ehe es in jener andern besseren Welt ihn schöner noch empfängt.

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Cora's Mieue zeigte einen so auffallenden Zug von Widerwillen, daß ihn die Taute bemerken mußte.

„Sie haben etwas gegeu ihn!" sagte sie. „Und er meint es gerade so gut mit Ihnen."

„Mit mir!" entgegnete Cora. — „Doch — ich kenne ihn zu wenig."

„O den lernt man nie auskennen — denn er macht sich ein wahres Vergnügen daraus, sich immer schlechter zu stellen, als er ist. Schon als Kind schämte er sich, wenn ich ihn lobte. War er einmal recht weich, und ich sah es, so fiel er gleich in irgend eine Brutalität. Er verschenkte oft sein ganzes Taschengeld, sein Halstuch, seine Handschuhe, selbst die Mütze — Sie glauben nicht, welche Noth mir das Kind gemacht. Wenn er betete, mußte man sich in Acht nehmen, nicht unwillkürlich dazu zu kommen, sonst riskirte man eine Gotteslästerung von ihm — er war eigentlich immer anders, wie andere Menschen, so was die Franzosen den Splehn nennen. Aber er ist gut, er betet noch."

„Das ist nicht möglich!" sagte Cora herb.

„Ei, Kind, ich hab's ja selbst gesehen — als er neulich bei mir war. Zufällig — das Fensterchen meiner Speisekammer sieht schräg in das Stübchen, wo er schlief. Ich hab' ihn sehen am Fenster stehen, helles Mondlicht war, er hatte die Hände unter dem Kinn gefaltet — so! und sah mit einem Blicke zum Himmel hinauf, daß mir gleich das Herz vor Rührung überging und ich still mit beten mußte."

Cora schwieg und nahm ihre Arbeit, welche geruht hatte, wieder auf.

„Ich hätte Ihnen die Geschichte von den fünf harten Thalern nicht erzählen sollen und Karl hat Ihnen gewiß auch seine Streitigkeiten mit ihm erzählt. Mich verdroß es natürlich, als er mir die Fenster einwarf, weil ich ihm kein Geld mehr geben wollte, und ich habe ihn tüchtig gescholten, besonders daß er es mit harten Thalern gethan, ordentlich mir zum Trotze — aber er ist nun einmal ein verdrehter, toller Kopf, der auf allerlei Sprünge kommt, wie kein anderer ehrlicher Mensch, und dann erfuhr ich nachher, wo er das Geld gelassen. Das war nun freilich eine sehr merkwürdige Sache, die ich Ihnen ein andermal erzählen will."

Sie hing aber mit dem Zerwürfniß der beiden Brüder zusammen und da die Tante nicht wußte, wie viel ihr Neffe davon seiner Frau mitgetheilt habe, so hielt sie es für vorsichtig, einstweilen davon zu schweigen. Cora schien auch das Gespräch abbrechen zu wollen, denn sie sah nach der Uhr und stand auf. — „Sie bleiben doch nun ganz bei mir?" fragte sie herzlich. „Gewiß nehmen Sie sich der Verlassenen an."

„So lange ich Ihnen helfen kann, mit Freuden." Die Tante richtete sich also auf ein längeres Verweilen ein, als sie anfangs beabsichtigt hatte, und schon am zweiten Tage fühlte sie sich wieder heimisch, es war ihr besonders eine Freude zu sehen, wie sehr Cora ihrer Meisterin Ehre machte, und mit welcher Lust sie sich der Geschäfte des Hauses annahm.

„Haben Sie noch das Feraweh?" neckte sie die junge Frau.

Diese legte schnell die Hand auf ihre Brust, wie man unwillkürlich bei einem plötzlichen Schmerze thut. „Ich sehne mich, mir Gewißheit meines Schicksals zu suchen," erwiderte sie.

Es kam aber noch an demselben Tage ein vielbestempelter Brief an; „von Schönfels!" rief Cora freudig. Derselbe war erst nach einem gleichnamigen Städtchen in der fernsten Provinz des Vaterlandes gegangen, weil Schönfels in der Eile vergessen hatte, den Ort näher zu bezeichnen. Eilig war das Schreiben und besagte wenig, aber es enthielt die Beruhigung, daß Schönfels Anlaß gefunden, seinen ursprünglichen Plan zu ändern und einen kurzen „Abstecher," wie er sich ausdrückte, zu unternehmen, von welchem er spätestens an dem Tage zurückkehren wollte, an welchem eben Cora seinen Brief las.

„Dann besorgen Sie nur ein solides Gericht zum Abend, denn ihr Mann ist pünktlich. Sie können sich darauf verlassen, daß er kommt." So sprach die Taute. Aber noch ehe die freudig bewegte Frau mit ihren Vorbereitungen zum Empfange des Gatten fertig war, folgte jenem ersten, im Reiche verschleppten, Briefe ein zweiter, von bedeutend kürzerem Datum, den ein expresser Bote brachte. Er war von einem unbekannten — Dr. Peters unterschrieben und meldete Frau von Schönfels, daß ihr Gatte in Darmstadt erkrankt sey an einem Unfall auf der Reise, welcher ihm eine nicht unbedeutende Verletzung zugezogen habe, so daß er außer Stande sey, ihr selbst zu schreiben. Er, der Arzt, stelle ihr anheim, ob sie vielleicht an die Seite ihres Gemahls eilen wolle, was jedenfalls sein Gutes haben würde

Digitized by Google

— es sey dieß nur sein Vorschlag, der Kranke habe darüber nichts geäußert.

„Ich muß zu ihm!" rief Cora, von dieser Kunde, welche mehr zu verhüllen schien, als sie aussprach, mächtig erschüttert. „Lassen Sie mich noch heut Anstalten treffen — gute Tante Dina, nicht wahr, Sie bleiben so lange hier?"

„Aber wollen Sie allein, armes Kind, allein diese weite schreckliche Reise unternehmen, mit dem Grame im Herzen? O, wenn doch Paul hier wäre — wenn man doch wüßte, wo man ihn auftreiben sollte, mit welcher Freude würde er Sie begleiten!"

„Um keinen Preis mit ihm!" rief Cora in der bittersten Heftigkeit.

„Sagen Sie mir in aller Welt, was hat Ihnen der arme Paul gethan, der Sie wahrhaftig liebt, wie eine Schwester! Er würde sein Leben für Sie lassen! O — o! Ich spreche Dinge, die jetzt nicht am Ort sind. Aber wollen Sie wirklich fort, so kann ich nichts dagegen sagen, Sie sind eine treue und liebe Frau. Versteht sich, daß ich hier Haus halte und Sie sollen mit Ihres Mannes alter Wohntante zufrieden seyn, wenn Sie, will's Gott! mit ihm recht bald gesund zurückkommen."

„Ich werde ihn nicht mehr finden!" rief Cora schmerzlich. Die Tante mühte sich vergebens, sie von diesem traurigen Gedanken abzubringen, der ihr Reisegefährte blieb bis an das Ziel.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Arenenberg.

Das „Journal de Geneve" bringt nachfolgende Briefe, welche in den Jahren 1832 bis 1835 an Louis Belmontet, den ältesten Vertrauten der Gesinnungen und Gedanken L. Napoleon Bonaparte's gerichtet wurden.

Arenenberg, 7. Januar 1832.

Mein lieber Belmontet!

Ihre politische Flugschrift ist eine muthvolle That; ich wünsche Ihnen Glück dazu. Die wahren Empfindungen haben auch immer das Recht der strengen Logik für sich. Ein neues Jahr hat begonnen; Gott weiß, wie es endigen wird. Hoffen wir, daß Frankreich seinen Rang einer großen Nation wieder gewinne, und daß dieses Jahr nicht durch das Blut der Opfer einer unvolksthümlichen Regierungsgewalt bezeichnet werde.

Die „Tribüne" ist ein Journal, welches ein Herz hat. Vertheidigen Sie fort und fort die große Sache des Volkes. L. N. B.

Arenenberg, 10. April 1832.

Mein lieber Louis!

Wir leiden mit unter den Verheerungen, welche die Cholera in Frankreich anrichtet. Armes Vaterland! Es hätte genug Uebel auch ohne dieses! Aber es bleibt wahr, daß auch das Unglück seinen Segen bringt: es bessert die Menschen, stählt ihren Geist und zeigt ihnen die menschliche Natur von ihrer schönsten Seite, indem es uns die großen und edlen Seelen erkennen läßt, für welche das Mißgeschick oft stärkere Täuschungen hat, als die Macht und Größe. Leiden macht groß. L. N. B.

Arenenberg, Mai 1833.

Mein lieber Louis!

Mein Herz ist gebrochen durch den Tod meines Bruders; es weiß sich noch nicht wieder zu finden. Ich bedarf der Gefühle der Freundschaft, damit ich empfinde, daß ich noch lebe, daß ich leben muß für unsere heilige Sache. Mein Porträt hat Ihnen also Vergnügen gemacht; ich bin erfreut darüber; betrachten Sie es oft, und denken Sie bei seinem Anblick, daß es die Züge eines Menschen darstellt, der niemals unterhandeln wird mit einem Feinde Frankreichs, der sich stets der Sache der Freiheit weihen wird, ohne hinter sich zu blicken, der standhaft den Verpflichtungen seines Namens treu bleiben wird, treu der Ehre des Vaterlandes und seinen tapfern Freunden. Ich biete auf, was in meinen Kräften steht, um das Schicksal der politischen Gefangenen zu erleichtern. Verbannte und Gefangene sind Brüder. L. N. B.

Arenenberg, 16. Nov. 1834.

Immer fern von meinem Vaterlande, alles dessen beraubt, was das Leben reizend machen kann für ein männliches Herz, muß ich ein mit dem Schicksal zerfallener Mensch bleiben, und meine einzige Arbeit in der Versenkung in die Studien suchen.

Leben Sie wohl! Denken Sie manchmal an alle diese Gedanken, die mir wie Dolchstiche durch's Herz gehen müssen, wenn ich von der großen Vergangenheit Frankreichs träume, und auf diese so zukunftlose Gegenwart blicke. Fürwahr, es gehört ein starker Muth dazu, ganz allein — so weit man kann — nach dem Ziele vorzudringen, welches unser Geist sich vorgesteckt hat. Doch man muß nie verzweifeln! Der Kaiser kannte wohl dieses große Volk, welches er so sehr liebte. L. N. B.

(Schluß folgt.)

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 22 7. Februar 1852.

Aufruf!

Vom Spessart, wie vom Grund der Kahl*)
Und von der hohen Röhn,
Wird laut des Mangels herbe Qual
In Angst und Wehgestöhn.

Kartoffeln und schlecht Hafer-Brod,
Ist theuer dort und rar;
Drum bei den Armen große Noth
Durch das Mißernte-Jahr.

Weil alles dort so schlecht gerieth,
Schleicht Krankheit falsch umher,
Da dort der Winter spät erst flieht,
Fühlt's Jeder doppelt schwer.

Denkt an die Noth der Schles'cher nur,
Wie dort der Tod gemäht,
Eilt Euch, verjagt des Elends Spur,
Bevor es ist zu spät!

Zwar ist schon viel, recht viel geschehn,
Recht väterlich gesorgt,
Das wache Auge hat gesehn'
Und scharf das Ohr gehorcht!

Doch reicht es nicht für Alle hin,
Da der Bezirk zu groß,
O macht das Nothgewölk verziehn,
Mildert der Armen Loos!

Kommt Alle, die ihr gerne gebt,
Kommt bringt ein Scherflein dar;
Ihr wißt, wie's Euch vor Gott erhebt,
Legt's nieder am Altar!

An dem der Lieb' und Menschlichkeit,
Euch lohnt's das eigne Herz;
Es ist die höchste Seligkeit,
Zu lindern Noth und Schmerz.

Kommt, liefert Nahrung, Korn zur Saat
Geld auch zu Arzenei'n,
Die Christen Liebe werd' zur That,
Es gilt wohlthätig seyn.

Würzburg, Februar 1852. **G. B.**

Zur Entgegennahme von milden Gaben ist gerne bereit

Die Expedition.

*) Kgl. Landgerichts Alzenau.

Digitized by Google

Eva.

(Aus dem Taschenbuch für 1852 von Th. Mügge.)

1.

Ich führe den Leser dieser Blätter an einen ziemlich abgelegenen Ort im nördlichen Deutschland. Es ist eine Gegend, die den Charakter unseres Landes ausgeprägt an sich trägt. Eine Ebene breitet sich weit und ziemlich fruchtbar aus; kleine Hügel heben sich darin empor, die da und dort lang gestreckte Rücken bilden, welche unter den eisernen Händen des Pflugs sich gewölbt und abgedacht haben. Der Wald hängt schwarz in einzelnen Büschen und ausgedehnten Gewinden nah und fern zwischen den Feldern, ein Fluß läuft zwischen Wiesen, Haiden und Sumpfufern hin, drängt sich in schmalen Krümmungen zusammen und dehnt sich weiterhin seeartig aus. Binsen und Schilffelder wachsen außerhalb seiner Strömung, zwischen den Reusen der Fischer; und die weißen und gelben Wasserlilien und Kuhblumen bilden große farbige, duftige Felder; ihre bunten Blätter decken die Tiefe zu, und wo diese aufhört, ist das flache Ufer ganz blau von den dichten Kränzen des Vergißmeinnicht. Da aber, wo der Boden höher wird, liegt eine Stadt, die groß genug ist, um drei oder vier Kirchthurmspitzen in die warme Sommerluft auszustrecken; auch ist sie kulturfähig, begünstigt und strebsam genug, um einige der rauchenden Obelisken unserer Zeit, Dampfschornsteine genannt, aufgebaut zu haben. — Wo der Fluß sich biegt, liegen mehrere kleine Schiffe, in denen aus- und eingeladen wird; Schiffer-ohi und lärmende Thätigkeit treiben an diesem Landungsplatze ihr Wesen in der Morgenkühle, während innerhalb der alten zerbröckelten Ringmauer, die von Epheu umwunden ist, noch tiefe Stille herrscht, und von der Höhe dicht an der Stadt ein einsamer zerstörter Thurm, auf welchem ein Baum steht, im vollen Sonnenglanz hinabschaut auf die kleinen Hütten und die kleinen Menschen, welche Staub seyn werden, früher noch als er.

Und wirklich kann der alte Felsenthurm viele höhnende Betrachtungen dieser Art anstellen, denn die Stadt setzt sich in einiger Entfernung am Flusse mit einer Reihe sehr kleiner Häuser fort, die von Gärtchen eingefaßt sind, in welchen Bohnen, Erbsen und Kohl wachsen. Die Zäune sind von roh gekreuzten, trocknen Fichtenzweigen geflochten; zuweilen neigt sich ein alter Birnbaum über ein Strohdach hin, oder ein Wallnußbaum breitet seinen dichten Schattenkreis einladend über den Rasensitz. Hinter den Häusern aber plätschern nach einigen Dutzend Schritten die kleinen Wellen der seeartigen Bucht, welche sich von hier ab weit ausdehnt. Fischerkähne liegen am Ufer, Fischergeräth hängt zum Trocknen auf den Stangen, Ruder und Bootshaken stehen in den Ecken niedriger Bretterverschläge.

Es ist das Fischerquartier der Stadt, der Kies, wie es in der Volkssprache heißt, und seit uralter Zeit ist es von Familien bewohnt, die von Urvater auf Sohn und Enkel viele Jahrhunderte lang ihren Stand und ihren Besitz darin erwarben, wie alte Adelsgeschlechter.

Die Hütten sehen sich fast alle gleich; selten ist eine darunter etwas geräumiger, oder die Kultur, die alle Welt beleckt, hat ihre etwas größeren Fenster, eine neu angestrichene braune Thür, oder ein neues Rohrdach aufgedrungen. — Aber wie klein und alt sie seyn mögen, von Fachwerk aufgebaut, zuweilen etwas schief und verbogen, sie liegen mit ihrem röthlichen und weißen Anstrich, die Balken schwarz oder braun gefärbt, gar freundlich zwischen dem blauen Wasser und den grünen Gärtchen. — Der alte Thurm steht dicht über ihnen auf seiner Höhe, jenseit des Weges geht es hinauf zu ihm durch Ranken und Buschwerk aller Art, und wenn die Steine reden könnten, sie würden erzählen, daß diese Fischerhütten eher waren als die Stadt, und diese rauhen Männer die Urenkel der ersten Unterthanen jener alten Barone, welche einst dort oben wohnten, als noch ein Schloß da stand, von dem ihr ganzes Erdenglück und Unglück abhing.

Unter allen diesen Häusern aber war doch eines ganz am Ende, das sich aristokratisch von seinen Nachbarn unterschied. Es hatte zwar auch sein Rohrschilfdach so gut wie diese, trug den Kopf nicht höher wie sie, allein es war um zwei Fenster breiter und diese Fenster waren überhaupt viel schmucker, mit großen Scheiben versehen, hinter denen weiße und bunte Gardinen hervorsahen über die Nelken- und Rosentöpfe fort, welche auf den weißen Brettern standen. An der Seitenleiste des Fensters hing sogar ein kleines Thermometer; Haus wie Gärtchen bezeugten eine fremdartige Absonderungssucht. Selbst das Gitter davor war nicht aus Waldstecken, sondern aus Latten gemacht, die grün angestrichen zierlich zugespitzt endeten. So waren auch Hausthür und Fensterläden grün bepinselt, und zwischen Gitter und Hausthür lag der kleine Garten sauber und duftend, nicht mit Kohl und Bohnen besetzt, sondern in Beete getheilt, junge Obstbäume in der Mitte und rund eingefaßt mit Levkoien, Nelken, Reseda, großen Stiefmütterchen und allerlei anderen bunten, heiteren Sommerkindern.

Auf den ersten Blick konnte Jedermann erkennen, daß der reichste und vornehmste Mann in dieser kleinen Kolonie hier seinen Wohnsitz habe; wenn wir aber weiter hinein sehen hinter das Haus nach der Wasserseite, wo der frische Lufthauch des Sees hereintreibt, finden wir den Herrn der kleinen Besitzung in einer Laube von zierlich gezogenen Linden-

Digitized by Google

bäumen, die über ihm ein liebliches grünes Dach bilden, während er ungehindert über See und Land blicken kann. Er trank aus einer großen Tasse seinen Kaffee und rauchte dazu aus einem kleinen Pfeifenkopfe von Meerschaum, der an einem ganz kurzen Rohre saß. Ein Fischer war er nicht, er sah aus wie ein alter Soldat, und das war er auch. Der Bursche, welcher vor ihm stand und mit ihm sprach, nannte ihn Hauptmann, und der große kräftige Körper des alten Herrn, seine langen Beine, die in grauen Gamaschen bis ans Knie staken, der graublaue kurze Rock mit einer Knopfreihe, den er bis an den Hals zugeknöpft hatte, wie sein gewaltiges in Luft und Wetter hart gegerbtes Gesicht, paßten ganz wohl zu diesem Titel.

Dichtes weißes Haar, kurz abgeschnitten, machte den Kopf des greisen Soldaten noch charakteristischer. Nur an der Stirn war es dünner und ließ die röthliche Kopfhaut durchschimmern. Seine blauen Augen hatten einen guten Theil ihres früheren Feuers bewahrt; sie sahen trotzig und entschlossen aus und trugen nicht wenig dazu bei, den Widerspruch seiner Jahre und seiner nervigen Stattlichkeit zu erhöhen.

Ein ganz anderes Bild bot dagegen der junge Mann dar, mit welchem er sprach. Dieser war ein Fischer von Kopf bis zu Fuß; in seiner blauen Jacke und hohen Wasserstiefeln hätte er einem Künstler zum Modell dienen können. Sein lächelndes, frohes Gesicht schien nicht zu wissen, was Lebenssorgen sind. Langes, braunes Haar lockte sich an Stirn und Nacken, und die gebräunte Farbe einer kräftigen Gesundheit war nicht so grob und roh, um die Beschwerden eines mühevollen Lebens daran zu erkennen. Ein heiteres und glückliches Selbstbewußtseyn hatte sich ihm aufgeprägt, und wie er mit dem alten Herrn sprach, geschah es zwar in aller Höflichkeit, doch mit dem Gefühl der Gleichheit, als sey er ein Mann, dem seine angeborenen Privilegien den nöthigen Stolz geben.

Es ist heut also nichts mit uns, Hauptmann? fragte der Fischer lächelnd.

Heut nichts, Adam, war die kurze Antwort.

Soll's der Blitz holen! rief der Fischer. Solch' Tag kommt so bald nicht wieder. Ich habe früh um zwei Uhr gefüttert darum, drüben am Kreuzholz; sie bissen, es ist eine Lust. — Die Angeln sind gut im Stande, habe ihnen neue Haken angemacht, Erbsen ausgequollen, Würmer abgeköpft. Da ist der alte Major und der Feldwebel, die kommen gewiß.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Als sie nach so langer Zeit wieder in Sturmeseile über die Landflächen dahin geführt wurde, rechts und links die Bäume und Wärterhäuschen vorüberflogen, Blumen und Steine am Wege unbestimmte Striche dem Auge bildeten und der Wind das flatterude Dampfgewölk, des Zuges Panier, weit über die Flur trieb, da erwachte in Cora plötzlich aufspringend die alte Lust am Reisen und sie vergaß für einen Moment den schrecklichen Anlaß. Aber nur zu bald kehrte ihr dieß Bewußtseyn zurück, und dann war die Lust gesunken, nur die Energie der Seele, welche sie hervorgerufen hatte, blieb wach; sie hatte schon früher, so jung sie war, für ihren Vater, der sich nach Gelehrtenmanier höchst unpraktisch bewies, sorgen müssen, so war sie vertraut mit allen kleinen Vortheilen und Nöthigkeiten, durfte sich unter keines Menschen Schutz oder Obhut begeben, wie sehr auch der jungen schönen Frau, die so ganz allein reiste, dergleichen von Gentlemen verschiedener Art angeboten wurde, und hatte überall die Genugthuung, sich schnell genug Achtung zu verschaffen.

Mit schwerem Herzen langte sie endlich in Darmstadt an und die Pulse schlugen ihr in wachsender Angst, als sie die Rheinstraße hinab fuhr, wo ihr der Arzt den Darmstädter Hof als die Wohnung ihres Gatten bezeichnet hatte. Die Kellner stürzten an ihren Schlag: „Herr von Schönfels hier?" mehr vermochte sie mit stockendem Athem nicht zu fragen, und als sie hörte: „Ja wohl!" — klang es in ihrem Herzen wie ein Dankgebet, und ohne sich noch eine Frage zu getrauen, ließ sie sich das Zimmer bezeichnen, die Kellner wechselten ein Paar bedeutsame und mitleidige Blicke, welche sie jedoch nicht bemerkte.

„Soll ich Sie anmelden, gnädige Frau?" fragte der sie geleitende.

Sie schüttelte den Kopf, und verabschiedete ihn, dann klopfte sie zagend und leise an. Keine Antwort von innen, aber ein rascher, behutsamer Tritt kam zur Thüre — der Arzt gewiß! Das Schloß wurde leise geöffnet — ein Mann blickte mit frohem Staunen auf sie: „Cora!" rief eine Stimme, vor welcher sie erbebte. Sie stand vor Paul.

„Gott sey gedankt! O kommen Sie!" sagte er tief bewegt. Er hatte ihre Hand ergriffen und führte sie schnell in das Zimmer, sie war ganz außer Fassung.

„Er lebt — es ist noch Hoffnung," sagte Paul tröstend und ließ sie auf den Sopha niedersitzen, indem er ausdrucksvoll nach dem anliegenden Zimmer winkte, dessen Thüre nur angelehnt war. „Jetzt

Digitized by Google

schlummert er, der Arzt ist eben fortgegangen. Ich bin seit drei Tagen hier — daß Sie kommen würden, wußte ich! Erholen Sie sich, fassen Sie Muth, liebe Cora. Der Himmel ist gnädig. Wir wollen ihn treu pflegen — dieß Zimmer soll Ihnen verbleiben, ich will mir ein anderes nehmen —"

„Sagen Sie mir — was meinem Manne —" sie konnte vor ausbrechendem, vergebens bekämpftem Schmerze nicht vollenden, denn in Pauls Worten und Blicken lag nur zu klar ausgesprochen, daß er ihr Hoffnungen gab, die er selbst nicht theilte.

„Auf der Reise, ein unglückliches Zusammentreffen —"

„Ein Zweikampf!" rief Cora.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Muster von Bescheidenheit.] Als Kuriosum theilen wir aus den Privatanzeigen des „Magyar Hirlap" folgende Annonce mit, in welcher ein gewisser Herr Stephan Simon, Advokat und Literat aus Mako im Csanader Komitate sein Talent ankündigt: „Wenn Jemand Recht zum Daseyn hat, so habe ich es. Ich habe meine geistigen Werke so verfaßt, daß sie vor dem Richterstuhle der Ewigkeit als nie erlöschende Diamantensterne glänzen. In Folge dieses über Alles stehenden Rechtes erkläre ich auf diesem Wege, daß meine Werke existiren — ich will nicht, daß man auch mich, wie Shakespeare und vieles Andere erst nach Jahrhunderten erkenne. — Ich bin nicht allerbescheiden, nicht schwachherzig, lasse mich nicht durch den selbstsüchtigen, schlechten Haufen begraben. — Ich erkläre also, daß meine werthvollen, trefflichen Werke bei Herrn Sigmund Burger, Buchhändler in Szegedin und bei mir, dem Schöpfer der Werke, zu haben sind". ꝛc. Schließlich empfiehlt St. S. seine Fähigkeiten allen Verlegern. Wir hoffen, sie werden sich beeilen und ein so bescheidenes Genie nicht verkümmern lassen.

Der Präfekt der Vogesen hat zwei Waisen, Nachkommen der Jungfrau von Orleans, unter die von dem Departement zu unterhaltenden Kinder aufnehmen lassen und sie noch besonders der Fürsorge der Regierung empfohlen. Sie heißen beide Heinrich von Coupey, der eine ist neun, der andere eilf Jahre alt.

Es sind in dem spanischen Finanz-Ministerium zwei Angestellte, welche sich folgender Maßen unterzeichnen: „Don Epifanio Mirunzurrurdundua y Zengotita," der andere: „Don Juan Nepomuceno de Burionagonatoloricagogeazcoechea." Der Letztere müßte wenigstens für den, welcher seinen Namen ausspricht, einen Preis aussetzen.

Die Statue von Rembrand, die zu Amsterdam errichtet werden soll, wird inmitten des Buttermarkts aufgestellt. Er hatte in dessen Nähe bei Lebzeiten lange gewohnt.

Theater.

*** Aschaffenburg, 4. Febr. Heute gewährte uns der Besuch des Theaters einmal einen wahren Kunstgenuß. Herr Weiser als Friedrich Schiller übertraf alle Erwartungen und erntete ungetheilten Beifall. — Die Rolle des Generals Rieger ist eine so eigenthümlich bizarre, daß sie verschiedene Beurtheilungen bezüglich der Art der Darstellung zuläßt; wir aber hätten den in seinem Pietismus so fürchterlichen Charakter lieber prägnanter wiedergegeben gesehen. Außerdem wurde die Stimme Herrn Geysers mitunter ganz tonlos und unverständlich. Herr Kern leistete als Herzog Carl Alles, was in seinen Kräften stand und verdient auch dessen Spiel Anerkennung; sein Organ aber und sein eigenthümlich provinzieller Dialekt qualifizirt ihn nicht zu diesem Rollenfache. Desgleichen war Frau Herbold als Laura durchaus nicht an ihrem Platze, besonders die schwärmerische Seite der Rolle ist ihr gänzlich mißlungen, wie auch natürlich, da, wie schon öfter bemerkt, ihr eigentliches Gebiet ein ganz anderes ist. — Frau Kern als Gräfin Franzieka war in dem herrlichen Dialoge des 4. Aktes vorzüglich, im Uebrigen müssen wir auf das bereits Gesagte verweisen. Herr Lowartho als Silberkalb und Herr Budemann als Bleistift füllten ihre Rollen aus, der Letztere sprach jedoch häufig zu leise. — Die Deklamation des Herrn Meverer ist oft gar zu monoton wie auch dessen Bewegungen noch lange nicht genügsam abgerundet sind. Dieselbe Bemerkung drängte sich uns auch heute wieder auf; am wenigsten konnte uns Herr Meverer aber im letzten Akte bei der Fluchtscene gefallen, denn hier hatte derselbe ganz die Wichtigkeit und die Gefahr des Augenblickes aus dem Auge verloren. Wir wollen übrigens durch diese Beurtheilung den Genannten nicht entmuthigen, und werden gerne besseren Leistungen unsere Anerkennung zollen. — Frau Weiser-Weidner rechtfertigte als Generalin Rieger ganz das in der vorletzten Numer dieses Blattes ausgesprochene Urtheil. — Herr Bergmann sah, was das Kostüm betrifft, eher einem Bewohner der Waldberge als einem Karlsschüler ähnlich, was jedenfalls einen störenden Eindruck machte.

Im Ganzen genommen, und da hauptsächlich die Hauptrolle des Stückes vorzüglich ausgefüllt war, kann die Vorstellung eine gelungene genannt werden, was sich auch in der allgemeinen Befriedigung des Publikums aussprach.

Auflösung des Räthsels in Nro. 20:

Herz.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 23 9. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Der Teufel soll sie holen! brummte der Hauptmann, und meinetwegen Alle holen!

Alle ist ein Bischen zu viel, lachte der Bursche. Er brauchte gar keinen zu holen, wenn Sie nicht wollten.

Bist ein Narr, Adam, erwiderte der alte Herr besänftigter, indem er aufstand. Wenn ich wollte? als ob's an mir läge. — Sieh her, habe da gestern Abend spät noch einen Brief bekommen — er zog den Brief aus der Tasche. An den Herrn Hauptmann Hausberg. Kannst es lesen, Adam?

Ja wohl, sagte Adam. Wo ist er denn her?

Her? aus der Stadt. Da, sieh hinein, da steht es: Eugen von Werder.

Ein Fremder? fragte der Fischer.

„Mein Vater", las der Hauptmann, indem er den Brief in der ausgestreckten Hand möglichst weit von sich abhielt, „mein Vater hat mir aufgetragen, wenn ich Ihren Wohnsitz berühre, Ihnen seine Grüße zu bringen und selbst zu sehen, wie wohl Sie sich befinden." — Was das für dummer Schnickschnack ist, Adam. Er schreibt Buchstaben, wie ein albernes Schulmädchen.

Die Dinger sehen aus wie Fischschuppen, sagte Adam, eines gerade so groß wie das andere, und Alles so glatt, wie ein Netz voll Aale.

Keine Kraft und kein Saft darin, sprach der Hauptmann. Sein Vater war auch so ein Kerl, der die Klexerei verstand, und der da — meiner Seel! der hat es noch besser gelernt.

Also der Vater des Herrn — wie heißt er? haha! es ist ein kurioser Name!

Eugen.

Ein sapperlotscher, wälscher Name, rief Adam. Kein Christenmensch heißt hier so.

Bah! erwiderte der Hauptmann, nimm die Mütze ab, Adam. Eugen hat ein großer Feldherr geheißen, wie es so leicht wieder keinen gegeben hat, außer meinem König Friedericus. Der hätte ihn in die Pfanne gehauen.

Meinetwegen, sagte der Bursche mit einem listigen Blick auf den alten Soldaten; aber, wie ich meine, ist des Herrn Vater da Ihr guter Freund gewesen!

Ein Kamerad, Adam, ein Regimentskamerad, wie wir beide noch Junker waren, bis er durch seine Verwandten und Freunde weiter kam als ich.

Und was ist er denn jetzt?

General ist er, sagte der Hauptmann, indem er ein Paar große Schritte that, aber lange schon auf Pension, so gut wie ich, der Hauptmann Hausberg. Ein Lächeln lief durch sein hartes Gesicht. — Nun, Adam, Kopf in die Höh'! rief er dann, Du siehst wohl, Bursche, daß ich zu Hause bleiben muß, mögen sie beißen oder nicht; denn in dem Briefe steht auch, daß der Sohn des Generals, der mein alter Kamerad war, heut noch weiter muß. — Kreuz Element! Adam, was gibts zu lachen? Er hat's Alles in den lumpigen Zettel geschrieben. Da steht's, daß er heut Vormittag herauskommen wird.

Steht denn eine Stunde da? fragte Adam listig.

Nichts steht da! schrie Hausberg mit dem Fuß stampfend. — Vormittag?! Alle Wetter! Ein Vormittag hat bei mir acht Stunden. —

Wenn ich es wäre, sagte der junge Fischer, ich wartete nicht.

Der Hauptmann schüttelte den Kopf. Rechts um, marsch! rief er in barscher Kommandoweise. Hole die Angeln her, Adam, zeige mir die neuen Haken und laß mich die Würmer sehen.

Der Bursche machte sich davon und der alte Soldat setzte sich wieder auf die Bank in der Laube, trank seinen Kaffee aus, rauchte in dichten Wolken und brummte allerlei seltsame Töne vor sich hin, aus denen sich nur dann und wann einzelne Worte wie: Subordination, alte Freundschaft, Narr, Alfanzerei, Himmel-Elemenler! und ein Paar kräftige Flüche erkennen ließen.

Nach kurzer Zeit kehrte Adam zurück, drei Angeln auf der Schulter und einen wohlverwahrten Topf in der Hand. In seinen Augen glänzte eine Spottlust, die er nicht ganz unterdrücken konnte, und während er nun mit gekreuzten Armen sich ne-

ben den Hauptmann stellte, prüfte dieser die neuen scharfen Haken, die Fischbeinspitzen und Schnüre, sah in den Topf und betrachtete den Köder, wickelte und faßte dann an dem Jagdgeräth auf und ab, und probirte den Schwung der Ruthen. Aber je mehr er sich darein vertiefte und je trefflicher er Alles fand, um so mehr wurde sein Gesicht sehnsuchtsvoller und finsterer, bis er im hastigen Aerger die Angeln von sich warf.

He, sagte Adam, das sind Angeln! möchte den sehen, der sie so und besser hat, Herr!

Halt's Maul, war die Antwort.

Und das Gewürm haben wir in Wochen nicht so gesehen.

Donnerwetter! schrie Hausberg auf.

Sehen Sie da übers Wasser fort, meiner Seel! da fahren sie Beide, der Major mit dem Feldwebel.

Es ist ein vermaledeiter Junge! sagte der alte Herr aufspringend. Was willst Du, Du Elementer? Was plagst Du mich? Hiebei hatte er die Angeln aufgenommen und wog sie in seiner Hand. Sein Gesicht drückte jetzt einen Grad von siegesfreudigem Triumph aus, wie ihn ein Soldat empfindet, der vor der Schlacht die Schärfe seiner Waffen prüft. Schweigend zog er seine Gamaschen in die Höhe und ebenso schweigend griff er nach der breitschirmigen Mütze auf dem Tische. — Ohne seinem Begleiter irgend einen Wink zu geben, ging er über den Grasplatz zum Wasser hinunter; aber Adam bedurfte auch keiner weiteren Belehrung. Er war behend an den Schoppen geeilt, wo er zwei Schalten ergriff, und schon die nächste Minute fand ihn an der Spitze des kleinen Bootes, das in den Wellen am Stege schaukelte.

In diesem Augenblicke ließ sich eine Stimme hören, welche dem Hauptmann durchs Mark ging. Er stand mit einem Beine in dem Boote und mit dem anderen auf dem Stege, und mochte weder rückwärts noch vorwärts. — Heda, Ihr Leute! rief ein junger Herr, der vom Hause her kam. Ihr werdet mir sagen können, ob hier der Hauptmann Hausberg wohnt?

Das werden wir bleiben lassen, flüsterte Adam lachend. Herein, Hauptmann, oder es geht nicht gut. Das ist der Engen, so wahr ich lebe!

Heda! Ihr dort! wiederholte der Fremde, der bis zu der Laube vorgegangen war: wartet ein wenig.

Da kommt er herunter, sagte Adam, und meiner Seel! da drüben steht der Major und winkt.

Mit einem Satz saß Hausberg auf dem Sitz im Hintertheil des Bootes, und Adam legte seine Schalten ein und war mit einem halben Dutzend raschen Schlägen ziemlich weit ins Wasser hinaus, ehe der fremde Herr bis zu dem Stege gelangte.

Von hier aus rief er nochmals das kleine Fahrzeug an, aber die Antwort blieb wiederum aus.

Na, sagte Adam lachend, wir sind zu weit, er wird schon aufhören. — Er ärgert sich und es wird ihm nicht schaden. Es ist ein Mensch mit einem Bart, Herr.

Pfui Teufel! sagte der Hauptmann. Es ist nicht wahr.

Mit einem schwarzen Bart und einem schwarzen Rock, wiederholte der Fischer.

Fahr zu, Adam! rief der Hauptmann. Mag er laufen, wohin er will.

Der Bursche zog die Schalten mit doppelter Kraft. Das Boot flog so schnell über das Wasser fort, daß weißer Schaum aufspritzte, und der Herr am Ufer hörte bald dazu ein lustiges Fischerlied klingen, das der Wind ihm zubrachte.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Sie wissen —? O es wäre Alles anders gekommen, wenn ich zugegen gewesen wäre! Doch um Geschehenes zu klagen, ist unnütz — und wir müssen standhaft bleiben, meine Cora! Die Wunde ist noch immer so, daß der Arzt hofft, aber langsam, sehr langsam wird die Kur seyn, bei herannahendem Winter besonders — gewiß werden Sie, wenn Karl die Reise erst vertragen kann, das mildere Klima suchen müssen."

Er horchte nach der angelegten Thüre — „ich werde ihn vorbereiten," flüsterte er. „Ich glaube, er ist erwacht." Leise begab er sich in das Nebenzimmer, und Cora mußte bis an die Thüre folgen, ohne daß er es wußte, aber er ahnte es wohl und fand es natürlich, daß sie lauschte, wo sie die schweren Athemzüge des Kranken und seine einzelnen, abgebrochenen Worte belauschen konnte.

„Paul?" fragte seine Stimme schwach. In Cora's Herzen war es, wie ein scharfer Dolchstich.

„Ja, Karl, ich bin hier," antwortete Paul so ruhig und gelassen, daß es wohl that, ihn zu hören.

„Ich bin kein Hundsfott, Paul —" der Bruder sah sich erschrocken um, so war es wieder die unselige Phantasie seines Fiebers, die ihm auch beim Erwachen noch die Seele umdüsterte.

„Karl, Du hast Briefe bekommen," sagte er schnell.

„Von Cora? Was schreibt sie?" fragte der Kranke freudig.

„Sie will herkommen — sey aber still — denn wenn Du Dich nicht ruhig hältst, so erlaubt der

Arzt nicht, siehst Du, daß sie kommt! Er hat aber gesagt, daß sie Dich besuchen kann, wenn Du zuerst kein Wort mit ihr sprichst. Und das kannst Du mir schon fest versprechen —"

„Fest versprechen?" sagte der Kranke ängstlich. — „Wie kann man das? Wie kann man überhaupt sein Wort auf etwas geben — wo der Mensch doch so ein erbärmliches —"

„Karl, Du bist schon jetzt zu aufgeregt — ich sage Dir, so darf ich Dir Cora gar nicht bringen. Hier, ich werde Dir eingeben, es ist Zeit. Lege Dich nur wieder ruhig nieder —" er half ihm und unterstützte ihn, aber die Schmerzenslaute, welche demungeachtet das Ohr der lauschenden Gattin trafen, raubten ihr fast alle Kraft und Besinnung. Es wurde nun Alles still im Krankenzimmer, und nach einer Weile kehrte Paul zurück. „Ich wage es nicht," sagte er leise, „Sie auf meine eigene Verantwortung zu ihm zu führen, wir müssen erst den Arzt fragen, der vielleicht in zwei Stunden wiederkommt. Hätte ich Ihre Ankunft so früh geahnt, so würde ich ihn schon befragt haben."

„Er leidet wohl sehr viel?" fragte die erschütterte Frau.

„Ich glaube nicht, wenigstens kommt er darüber nicht recht zum Bewußtseyn, und ohne das ist das Leiden des Körpers kein peinliches. Ist doch mancher körperliche Schmerz auch in unserm Schlafe noch wirklich fortarbeitend, nur fühlen wir ihn nicht, weil wir seiner nicht bewußt werden. Jetzt wird Karl eine Stunde ganz ruhig schlafen — ich gehe, Ihre Einrichtung zu besorgen. Darf ich Ihnen rathen, so öffnen Sie jene Thüre nicht, er hört zuweilen sehr leise in seinem Schlummer. Wenn Sie aber etwas wünschen — es sind Anstalten getroffen, daß immer Jemand in der Nähe ist."

Cora hätte gern noch mehr mit ihm gesprochen, um vor Allem den Zusammenhang dieses entsetzlichen Unglücks zu erfahren, aber sie wagte es nicht. Gerade der große Kontrast, welchen sein zartes und ernstes Benehmen in diesem Augenblicke mit seinem früheren bildete, rief ihr das letztere greller als je hervor — damals hatte er ihre Achtung auf immer verscherzt! Es machte sie noch trauriger, als sie schon durch ihr Unglück war.

Eine halbe Stunde verging. In dem Hause hörte man das ungewohnte Gasthofstreiben, die fernen Klingeln, den raschen Gang der Kellner, rufende Stimmen. Das Krankenzimmer lag zwar möglichst weit von dem Mittelpunkte der Bewegung, aber Cora fand doch in dem Zweifel, warum der Verwundete im Gasthofe geblieben war, einen neuen Grund zu den quälendsten Besorgnissen. Das Duell mußte doch außerhalb der Stadt vorgefallen seyn, warum hatte man Schönfels nicht in ein anderes Haus gebracht, und wenn er vielleicht im ersten Handeln nach dem Unglück hierher geschafft worden, weil es gerade sein Absteigequartier gewesen, warum hatte man ihm seitdem nicht eine stillere Wohnung gesucht, da ihm Ruhe so nöthig war? Er mußte doch zu schwer verwundet dazu seyn. Aber der Anlaß, die Ursache zu diesem Zweikampfe! Wenn sie sich ihren vorsichtigen, besonnenen Gatten dachte — wer war der Gegner gewesen, der ihn zu diesem Aeußersten gebracht hatte? Paul wußte gewiß Alles! Die halben Worte, welche sie vor einer Weile erlauscht, beschäftigten sie, ohne irgend Licht zu geben.

Da hörte sie einen tiefen Seufzer in dem Zimmer des Kranken, gewiß, er war erwacht, er wünschte etwas. Sie stand auf, schlich zur Thür, öffnete sie leise — es war ganz unmöglich, daß er es hören konnte, so vorsichtig waren die Angeln mit Oel gestillt. Halbdunkel — im Bett kaum erkennbar das Haupt des Kranken, seine Züge gar nicht. Cora hätte in Schmerz vergehend zu seinen Füßen sinken mögen, sie liebte den Gatten in diesem Momente mit dem reinsten, aufopferndsten Gefühl.

Horch! Er sprach — er glaubte, Paul sey gekommen. Was wünschte er? Cora hielt den Athem ihrer stürmenden Brust an, um seine Wünsche zu vernehmen, und dann zu ihrer Erfüllung zu eilen, denn sie selbst durfte ihm so überraschend nicht nahen! Es wäre vielleicht sein Tod gewesen.

„Paul!" flüsterte der Kranke zum Zweitenmale. „Ich bin kein Hundsfott!" — Und mit größeren und geringeren Pausen, aber in steigender Klarheit der Stimme fuhr er fort: „Du glaubst —? Er hat gelogen — ich sage nichts, nichts, nicht das Kleinste auf mein Ehrenwort" — hier wurde er sehr heftig — „wenn es nicht wahr ist — ich bin kein Hundsfott, Paul. Wir können uns wieder Du nennen." —

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Arenenberg.

(Schluß.)

Arenenberg, 27. August 1835.

Mit großem Vergnügen vernehme ich Ihr Vorhaben, sich mit der Tochter eines unserer Getreuen zu verheirathen, der in der Verbannung gestorben ist als Märtyrer seiner Hingebung fürs Vaterland. Darin bewährt sich das Edle Ihrer Gesinnungen, die Reinheit Ihres Herzens. In einer Zeit der Käuflichkeit und des Egoismus — dieß sind die beiden eiternden Geschwüre der Gegenwart — beglückt es uns, eine ritterliche Handlung zu sehen, welche

Digitized by Google

beweist, daß das heilige Feuer noch nicht in jeder Brust erloschen ist.

Mein Leben war bisher nur durch tiefe Betrübniß und unterdrückte Wünsche bezeichnet. Das napoleonische Blut empört sich in meinen Adern, weil es nicht fließen kann für den Ruhm der Nation. Bis zu diesem Tage hat mein Leben nichts Bemerkenswerthes aufzuweisen, als meine Geburt. Der König von Rom und ich, wir beide sind allein noch zur Zeit des Kaiserreiches geboren. Die Sonne des Ruhms hat auf unsere Wiegen gestrahlt. Ach, dieß ist Alles! Wer darf klagen, da der Kaiser selbst so schwer gelitten hat? Vertrauen auf das Schicksal ist meine einzige Hoffnung, der Degen des Kaisers meine einzige Stütze, ein schöner Tod für Frankreich mein Ehrgeiz.

Leben Sie wohl, gedenken Sie der armen Verbannten, die ihre Augen beständig nach der Gegend richten, wo Frankreich liegt; glauben Sie, daß mein Herz stets höher schlagen wird, wenn man zu ihm vom Ruhme spricht, vom Vaterlande, von Ehre und Aufopferung. L. N. B.

Auszug aus einem Brief der Königin Hortense.

Arenenberg, 10. Dez. 1834.

Meine Vermögensumstände nöthigen mich, den Rest des Winters hier auf meinem Berge zu bleiben, allen Winden ausgesetzt. Was will das heißen gegenüber den schrecklichen Leiden des Kaisers auf dem Felsen von St. Helene? Ergebung ist die Tugend der Frauen und Muth die der Mütter. Ich würde mich nicht beklagen, wenn mein Sohn hier nicht alles geselligen Umganges beraubt, völlig isolirt wäre, ohne andere Zerstreuung als die der emsigen Arbeit, welcher er sich hingibt. Sein Muth und seine Seelenstärke gleichen das Mißliche und Traurige seines Geschickes aus. Welch' edelmüthige Natur, welch' ein guter und würdiger Mann! Ich würde ihn bewundern, wenn ich nicht seine Mutter wäre. Ich bin stolz auf ihn. Ich freue mich so sehr über das Edle seines Charakters, daß ich darunter leide, sein Leben nicht glücklicher gestalten zu können. Er war zu einem schönen Loose geboren, und er war dessen würdig.

Wir haben im Plan, zwei Monate in Genf zuzubringen. Dort wird er wenigstens französisch sprechen hören, dieß wird ihm eine angenehme Zerstreuung werden. Die Muttersprache — ist sie nicht schon das Vaterland? Die schiedsrichterlichen Verhandlungen seit der Julius-Revolution dauern noch fort, und fangen selbst an, sich ungünstig für uns zu wenden. Die Revolution hat mir die Mittel geraubt, die Unglücklichen, die sich in schöner alter Gewohnheit täglich an uns wenden, so zu unterstützen, wie ich und mein Sohn es wünschen. Man hat sich unserer Güter bemächtigt, um Pensionen für die Feinde der Revolution daraus zu machen. Das heißt diese Güter doppelt verlieren! Ach, wäre ich glücklich, wie wollte ich den Leidenden ihren Schmerz leichter machen! Hortense.

Mannigfaltigkeiten.

Von dem bekannten reichen Bankier R. in London wird folgende Anekdote erzählt: Er mußte sich einer Operation unterziehen, welche der ausgezeichnete Chirurg Liston mit vielem Geschick ausführte. Als die Operation zu Ende war, sagte er dem Arzt: Sie glauben vielleicht, ich würde Ihnen dafür zahlen, daß Sie mir diesen Schmerz gemacht. Sie irren sich aber sehr, ich gebe Ihnen nur dieß kleine Andenken. Bei diesen Worten warf er ihm seine Nachtmütze ins Gesicht. Liston lachte und steckte die Mütze ein. Als er auf dem Flur das „Andenken" genauer untersuchte, fand sich in ihrer äußersten Spitze ein Bankbillet von 1000 Pfund versteckt.

Das „geschriebene Recht" Englands (Sammlung von Parlamentsakten u. s. w.) füllt 30 Riesenfolianten, die zusammen 100 Guineen kosten und anderthalb Zentner wiegen. Wenn man täglich 12 Stunden liest, so braucht man fünf Jahre, um diese Bände zu bewältigen. Ein Herr Taylor schlägt nun vor, um den englischen Rechtsgelehrten das Studium des written Law möglich zu machen, solle das Parlament eine authentische Ausgabe aller derjenigen Gesetze veranstalten, welche nicht aufgehoben worden sind, denn der untergeordnete Stoff, der jetzt vorliegt, ist in der That selbst für den fleißigsten Gelehrten fast unverdaulich. (So schlimm sind wir Deutsche doch nicht dran, wenn's schon arg genug ist.)

Theater.

*** Aschaffenburg, 6. Febr. Die heutige Aufführung des Lustspiels: „Vaterfreuden von Putlitz" gewährte uns einen recht heitern Abend. Nicht bloß das Stück selbst sprach sehr an, auch die Aufführung war eine durchaus lobenswerthe. Namentlich war Herr Goldammer als Joachim Krabbe in der Scene, in welcher er den von Emma Klamer an seinen Sohn gerichteten Brief vorlas, unübertrefflich. Auch Herr Meverer erwarb sich heute Anerkennung. Fräulein Geyser I. endlich ist jederzeit eine recht angenehme Erscheinung auf der Bühne und war auch heute als Fritze ganz vorzüglich.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselte Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch .№ 24 11. Februar 1852.

Karl Herloßsohn!

Nekrolog von C. Müller.

Armes Herz — was klagest du?
Du auch gehest bald zur Ruh —
* * *
Ob ich Dich droben auch wiederseh?
Scheiden, ja scheiden — scheiden thut weh! —

So sangst Du einst — jetzt eine Todtenfeier!
Jetzt ist gestillt der heiße Sehnsuchtsschmerz.
Ein Sänger schied — zertrümmert eine Leyer,
Begreift ihr es? — es brach ein Dichterherz!
Er war es müd', verblutend zu fredenzen
Sein eig'nes Blut der kalten Welt voll Hohn,
Zurück! — die bleiche Stirne will ich kränzen
Mit Immortellen meinen Herloßsohn!

Laßt ihn — er schied in Kummer und verlassen,
Schwer drückte ihn des Nordens kalte Luft,
Wollt ihr des Schmerzes tiefste Tiefe fassen?
So tretet hin zu dieser Dichtergruft.
So starb — den Lieder füllen alle Gauen
Ein Sang von Freundeshand, sein **einz'ger** Lohn:
O kommt — den theuren Todten sollt' ihr schauen,
Nur eine Thräne — meinem Herloßsohn!

Er war ein Dichter, seine sanften Lieder
Wem zuckten sie nicht bebend durch die Brust!
Zu welchem Herzen klangen sie nicht wieder,
Wie Harmonie des Schmerzes und der Lust? —
So zart, so fromm, wie eines Kindes Beten
Berühren sie der Seele tiefsten Ton,
Drum laßt mich heut zu seiner Asche treten: —
„Den Lorbeerkranz dem theuren Herloßsohn!"

Er war ein deutscher Dichter — glutdurchdrungen
Umfaßte er das theure Vaterland,
Auch er hat treu gerungen und gesungen,
Bis ihm des Lebens trüber Stern entschwand.
Nicht Wint, nicht Wahn — nicht wildes Schwerterzücken
Mit Liebe trat er zwischen Volk und Thron,
Drum soll die todte Stirne Dir noch schmücken
Der deutsche Eichenkranz — mein Herloßsohn!

Leb' wohl — leb' wohl! — dort wirst Du wiedersehen
Das Ideal, das hier Dein Geist umschloß,
Empor, empor zu Deinen lichten Höhen
„Reia, **Deine** Hoffnung war nicht hoffnungslos!" —
Und wenn die Schwalben wieder heimwärts ziehen
Und wenn die Nachtigall mit ihrem Lied entflohn;
Und wenn die Rosen mit dem Lenz verblühen —
Die letzte Rose Dir — mein Herloßsohn!

Digitized by Google

Eva.

(Fortsetzung.)

2.

Das ist seltsames Volk, sagte der Fremde; blind und taub starrt der Bursch mich an und zeigt mir seine Zähne. Erst lacht er mich aus, dann singt er mich aus, und der Alte da — hier unterbrach er sich, denn hinter ihm rauschte es wie von schnellen Schritten, ein kleiner Hund bellte, und als er umblickte, sah er dicht bei sich ein junges Mädchen, die ihn fremd und überrascht anstarrte, aber doch ein freundliches und einladendes Gesicht machte.

Sie neigte grüßend den Kopf und wehrte den kleinen Hund ab, der sein Bellen nicht lassen wollte. Lieblich und frisch röthete sich dabei ihr Gesicht, das, obwohl es nicht eben schön war, nicht zu den gewöhnlichen Gesichtern junger Mädchen gehörte, wie sie in solchen Hütten vorkommen. Ihr dunkel gelbliches Haar hatte sie ganz von der Stirn zurückgestrichen; Sonnenflecken waren da und dort über die kindlichen Züge gestreut, aber zwei große unschuldige Augen wischten wie Sonnen alle Schatten fort. — Ein bunt gestreifter Rock und ein Jäckchen darüber ließen es ungewiß, ob es ein Fischermädchen sey oder ein ausspruchvolleres Wesen darin stecke. Der fremde Herr lächelte, weil er nicht wußte, wie er sie anreden sollte. Die Pantoffeln mit den Holzsohlen an ihren Füßen machten ihn noch zweifelhafter.

Mein liebes Kind, sagte er daher, Sie kommen zur rechten Zeit. Ich suche die Wohnung des Hauptmanns Hausberg.

Sie sind schon darin, erwiderte sie.

Und der Hauptmann — ist zu Haus?

Dort fährt er. — Sehen Sie den Kahn dort? Darin sitzt er.

Darin sitzt er? rief der Fremde. Ich habe wiederholt die Leute angerufen, Niemand hörte darauf. Es war beinahe, als wollte man absichtlich keine Antwort geben.

Das junge Mädchen erwiderte nichts, aber ihre Augen richteten sich so fragend auf ihn, als hörte er sie sagen: Was willst Du denn von uns? Was berechtigt Dich dazu, in solchen Eifer zu gerathen?

Ich habe dem Herrn Hauptmann einen Brief geschrieben, begann der Herr von Neuem. Ist dieser nicht in seine Hände gekommen, liebes Kind?

Gestern Abend ganz spät hat mein Vater einen Brief erhalten, sagte das junge Mädchen.

Ihr Vater! — Sie sind also Fräulein Hausberg?

Eva Hausberg, erwiderte sie.

Ein Lächeln und eine Verbeugung, die eine Entschuldigung seyn sollte, folgten dieser Antwort.

— Aber wann wird Ihr Herr Vater zurückkehren?

Vielleicht vor Abend nicht, sagte sie dem Boote nachsehend.

Das wäre mir nicht lieb! war die Antwort. Ich will Nachmittag weiter reisen; habe das auch Ihrem Vater geschrieben. Hat er Ihnen gar nichts davon gesagt?

Nein; er sagte nichts. Aber wenn er es weiß, wird er früher zurückkehren. Haben Sie ihm die Stunde genannt?

Vormittag, schrieb ich.

Eva lachte. Der Vormittag ist sehr lang, mein Vater ist kein Freund vom Unbestimmten. Sie werden warten müssen, wenn Sie ihn sprechen wollen.

Wie lange?

Nun, bis er wiederkommt.

Er hat ein wichtiges Geschäft abzuthun?

O ja, gewiß, erwiderte sie mit einem muthwilligen Blicke. Mein guter Vater hat nur das eine Geschäft.

Ich verstehe Sie nicht recht, sagte der Herr.

Er angelt auf dem großen See dort; das ist sein tägliches Geschäft.

Er angelt?! rief der Fremde zwischen Verdruß und Lachen schwankend. Ja, das ist eine Leidenschaft wie alle Leidenschaften, man kann darüber — Alles vergessen. Ich glaube beinahe, fuhr er fort, er hat mich mit Willen nicht sehen, nicht hören wollen, und der vertrackte Bursche, der die Ruder führte, lachte mich obenein aus. Was meinen Sie?

Das ist Adam, sagte das junge Mädchen, der lacht immer. Aber Sie haben Recht, ich glaube es auch. Mein Vater hat sich fortgemacht, weil Adam ihm heute Früh berichtete, die Fische bissen besonders gut.

Die natürliche Weise, in welcher sie diese Entschuldigung aussprach, und der schalkhafte Blick, den sie dabei auf den Herrn warf, waren so versöhnlich wie möglich.

Was thun wir aber nun, Fräulein Eva? fragte dieser. Warten wir auf den Adam oder nicht?

Wenn Sie warten wollen, erwiderte das junge Mädchen, so steht Ihnen Alles zu Diensten, was wir besitzen, um die Zeit zu vertreiben.

Und was besitzen Sie? fragte er lächelnd.

Eigentlich nichts! sagte sie ihre Augen hell aufschlagend. Aber wenn Sie hier in der Laube sitzen, so will ich zu Ihnen herauskommen und der alten Marie das Haus allein überlassen; oder ist es Ihnen zu warm, so haben wir kühle Zimmer und ein Bretchen voll Bücher. Gefällt es Ihnen dann nicht mehr, so steigen wir hinauf zur Ruine. Die Haselbüsche geben Schatten und oben weht der Wind. — Ganz herrlich weit kann man von dort über das Land schauen, Dörfer und Städte sehen, über Wie-

Digitized by Google

sen und Wälder fort blicken bis an die blauen Gränzberge!

Sie bitten mir sehr Vieles, Fräulein Eva, antwortete der Herr, ich bin mit Wenigerem zufrieden. Zuvörderst also hier in der Laube, wenn es Ihre Zeit erlaubt und meine Gesellschaft Sie nicht belästigt.

Ich werde in einer Viertelstunde bei Ihnen seyn, sagte sie. — Darf ich Ihnen Kaffee anbieten? — Oder Wein? Oder von unserem Brod und frischer Butter? Weiter habe ich vor der Hand nichts, fügte sie hinzu, als er Alles ausschlug, nur des Vaters Pfeifen stehen Ihnen noch zu Diensten.

Ich rauche nicht.

Sie rauchen nicht? Das gefällt mir.

Ich komme aus einem Lande, wo man sehr wenig raucht, wenigstens nicht wenn man irgend sich zur guten Gesellschaft zählt.

Wo kommen Sie denn her?

Aus England.

So? sagte Eva ihn beifällig musternd: das ist schön. Da werden Sie mir mancherlei erzählen können, wenn Sie wollen.

Ei gewiß! Ich will sehr gern. — Wir wollen uns gegenseitig belehren.

Gut, gut, rief sie freundlich lachend zurück, ich komme bald.

Nach einem halben Dutzend Schritten blieb sie dann nochmals stehen und kehrte um. Eines möchte ich aber doch gleich wissen, sagte sie, nämlich wie Sie heißen?

Ich heiße Werder.

Und wie weiter?

Eugen, wenn es Ihnen gefällt.

O ja, Eugen gefällt mir. — Eugen, Eugen! sie sprach den Namen voll und wich aus, der fremde Klang belustigte sie. — Gut, Herr Eugen Werder, daß ich Ihren Namen weiß. Das Namenlose ist nichts, man kann sich keine rechte Vorstellung davon machen. Jetzt werde ich bald wieder bei Ihnen seyn.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Das waren Phantasien! Cora preßte die Hand auf ihr Herz, das vor tiefem Weh brechen wollte — sie lauschte, weit vorgebeugt, denn sie wagte nicht näher zu gehen, aus Furcht, sich durch das Rauschen ihres Gewandes zu verrathen. Eine geraume Weile blieb er still, er schien wieder eingeschlummert zu seyn. Aber plötzlich erzte er sich wieder, und Cora's Auge war nun schon so geschärft, daß sie die ungeduldige Bewegung seiner Hand, welche auf der Bettdecke lag, wahrnehmen konnte.

„Mit Ihnen?" stieß der Kranke kurz und schroff heraus. „Ich müßte ehrlos seyn, wie Sie! — Zehn Minuten? Sagen Sie zwei, mir gleich! Gehen Sie!" Er zuckte heftig und verstummte — nun auf längere Zeit. Cora glitt auf ihre Kniee nieder, drückte ihre Stirn in die gefalteten Hände und betete mit heißen Thränen für das Leben ihres Gatten.

„Das Fernweh!" flüsterte er wieder und mit sanfter Stimme. „Sagst Du das Fernweh? Armes Kind! — Ich habe es auch, alle Menschen haben es. Schafft mich fort, ich kann es hier nicht mehr aushalten — —" immer ängstlicher wurde sein Ton. „Ich will fort, fort! Ich muß fort!" Er riß seinen Körper gewaltsam empor, als wolle er aus dem Bett springen, Cora stürzte erschrocken hinzu und umfaßte ihn, sein Haupt sank in ihren Arm, er starrte sie einen Moment an, dann wurde dieser Blick unendlich freundlich, ein müdes Lächeln bebte auf seinen Lippen und er schloß das Auge. Cora legte ihn sanft zurück, sie wollte klingeln, den Arzt rufen lassen, aber die Kraft versagte ihr, sie war wie gebannt, um auf die raschen, ungleichen Athemzüge des Kranken zu lauschen — sie hatte einmal gehört, daß es ein Zeichen der nahen Auflösung sey, wenn die Sehnsucht fortgeschafft zu werden, erwache, mit Todesangst harrte und lauschte sie auf die schlimmern Vorboten.

Da schlug nach einer langen Weile der Kranke die Augen wieder auf und nannte kaum hörbar ihren Namen. Sie neigte sich zu ihm hernieder und küßte seine Hand. „Bist Du gekommen, Cora?" flüsterte er. „Das ist gut!" Es lag in diesem Tone eine solche Befriedigung, daß Cora ihre Thränen nicht mehr zu unterdrücken vermochte. Er sah sie aber nicht mehr, denn sein Auge war wieder geschlossen.

Als Cora sich aufrichtete, stand ein fremder Mann auf der Schwelle — sie errieth, daß es der Arzt sey. Er winkte ihr, zu schweigen, näherte sich behutsam dem Bett, beobachtete eine Weile den Schlummernden mit ernstem Blicke und gab dann der Frau, welche ängstlich in seinen Zügen spähte, ein Zeichen, ihm zu folgen. Im Nebenzimmer, nachdem er die Thüre angelehnt hatte, sagte er mit gedämpfter Stimme: „Behalten Sie Muth, gnädige Frau. Es ist mir sehr lieb, daß Sie gekommen sind. Vielleicht wirkt Ihre Gegenwart beruhigend auf das Gemüth des Kranken. Wir müssen ihn nur vorsichtig auf Ihre Erscheinung vorbereiten. Er hat Sie doch noch nicht gesehen?"

Digitized by Google

Cora erzählte ihm, was sich eben zugetragen hatte. Der Arzt blickte bedenklich, schlich noch einmal in das Krankenzimmer und kam nach einer geraumen Weile, für Cora unerträglich lang, zurück.

„Ich kann Ihnen nur wiederholen: Muth!" sagte er.

Sie errieth ihn sogleich. — „Keine Hoffnung?" stammelte sie trostlos.

„Hoffnung darf nur mit dem letzten Athemzug aufgegeben werden!" erwiderte der Arzt. „Jedoch — meine Verehrte — ich hätte geglaubt, Sie nach dem Zeugniß Ihres vortrefflichen Herrn Schwagers stärker zu finden! Zufällig traf ich ihn vor dem Hause, er sprach mich an — sonst wäre ich erst Mittag gekommen — zu versäumen ist hier nichts."

In seinen Worten, die sie herzlos schalt, wie aller Aerzte Reden, fand sie nur zu sehr die Bestätigung ihrer schlimmsten Befürchtung, und sie sehnte sich nach Paul. —

„Ihr Herr Schwager, das ist ein Mann! Ich habe eine ausgebreitete Bekanntschaft, gnädige Frau, kann wohl sagen, daß meine Praxis mir die bedeutendsten Persönlichkeiten des westlichen Deutschlands nahe geführt hat, aber einen Mann, wie Ihren Herrn Schwager, — nein! Ich vergleiche ihn immer mit jener Krone aller Weine, die zugleich Milch und Feuer, Blume und Katarakt ist — verstehen Sie!" Sehr mißvergnügt war der Doktor, als sein Vergleich, dessen Original er geistreich traufkribirt hatte, wie der Salonkomponist eine Melodie, die er nicht erfinden kann, so wenig von seiner Zuhörerin gewürdigt wurde: ihre Seele rang aber mit ihrem hochfluthenden Schmerze.

„Sagen Sie mir — die Wunde —"

Er zuckte die Achseln. „Es war ernstlich gemeint — die Kugel hat edle Theile gestreift —"

„Wo fand es statt?"

„Hier, Verehrteste — hier auf diesem Zimmer — gerade, wo Sie sitzen, auf dem Sopha fand ihn das Mädchen. — Die haben Sie vielleicht gesehen, die kleine hübsche Brünette mit dem Schwarzwälder Häubchen —"

Cora war aufgesprungen, als schaudere sie vor der Stelle, wo ihr Gatte gemordet worden. —

„Sie können der strengsten Diskretion versichert seyn," sagte der Arzt tröstend. „Wir haben allen Leuten im Hause Verschwiegenheit zur Pflicht gemacht! Wer wollte hier sich zum Richter aufwerfen! Es gibt Motive, welche selbst die edelsten Naturen zu einem so unglücklichen Schritte bewegen können — haben wir nicht einen Cato von Utika? Das Leben steht nicht immer im höchsten Preise, und selbst in den glücklichsten Verhältnissen der Häuslichkeit — gewiß, gnädige Frau, es ist ferne von mir, mich eines Urtheils anzumaßen! Und wie leer der gewöhnliche Ausspruch, daß, wer sein Leben freiwillig abwirft —"

„Herr Doktor!" rief Cora entsetzt.

Er stannte und war betreten. „Wissen Sie von nichts? Ei! ei! O das thut mir sehr leid — wie konnte ich aber ahnen — ich habe Ihren theuren Schwager dann ganz falsch verstanden —"

„Sagen Sie, um Gotteswillen! woher dieser furchtbare Verdacht?" rief Cora.

„Verdacht? — Urtheilen Sie selbst! Dort der Verwundete in seinem Blute, vor ihm auf dem Boden das Pistol, — dessen Knall das Mädchen und gleich darauf das halbe Haus herbeirief — kein Mensch sonst im Zimmer, ein Brief an Sie mitten auf jenem Tische —"

„Wo ist er?" rief Cora.

„Haben Sie ihn nicht erhalten? Ich schrieb Ihnen ja gleich."

„Ihren Brief, ja, aber wo ist der Brief meines Mannes geblieben — ich habe ihn nicht bekommen." —

„Unbegreiflich! Beide sind zugleich abgeschickt — ihr edler Schwager war eben angelangt, ein wahrer Engel für seinen Bruder. Ohne ihn würde er den Moment nicht erlebt haben, um wenigstens in Ihren Armen zu —" hier steckte doch der Doktor selbst und er wagte das Schlußwort nicht auszusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Rußland, wo Alles klassifizirt ist, hat man selbst für Kunst und Erzeugnisse des Geistes Kategorien erfunden, die der Klasse gemäß, in welcher sich der Autor oder Künstler befindet, entsprechende Belohnungen vorschreibt. Ein General z. B. erhält für ein Werk eine Generalsbelohnung, während der Lieutenant für ein gleiches Werk nur eine Lieutenantsbelohnung erhält. Unglaublich aber wahr! Bestätigung dessen findet sich in einem Erlaß des Thronfolgers im „Russischen Invaliden," wo es heißt: der Kapitän des topographischen Büreau's, welcher dem Kaiser einen Atlas von Rußland zum Gebrauch für Kriegsschulen überreicht hat, soll auf Allerhöchsten Befehl ein „seinem Range entsprechendes Geschenk erhalten." Hätte der Mann mit der Ueberreichung gewartet, bis er Oberst war, so wäre ihm ein doppelt so großes Geschenk zu Theil geworden!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Freitag № 23 13. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Sehr drollig! Eine Art Naturkind, sagte der junge Mann lachend, als sie fort war. Einsam aufgewachsen in dieser Lebensstille bei einem Vater, der ein eigenthümlicher Kauz seyn muß, um solche Tochter zu haben.

Er setzte sich in die Lindenlaube, sah über den See und die Landschaft hinaus, und blätterte schreibend in seinem Taschenbuche umher, bis er wieder die Thür klappern hörte, aus welcher Eva heraustrat, die ihren Anzug in nichts geändert hatte, als daß sie statt der Holzpantoffeln jetzt Halbstiefeln von Leder trug.

Haben Sie sich umgeschaut, Herr Eugen? fragte sie schon von Weitem. Nicht wahr, wir wohnen ganz artig? —

Ich sollte denken, erwiderte er, daß Sie von diesem unruhigen Treiben des Menschenlebens wenig wüßten, Fräulein Eva.

Es ist auch so, sagte sie, aber eben deßwegen fühle ich sie um so mehr. Ich bin nie weiter gewesen, als dort in der Stadt; das ist Alles, was ich von der Welt kenne. — Wenn ich nun einsam sitze, und das Wasser fließt bei mir vorüber in die Weite, oder ich stehe oben an dem alten Kreuz und sehe über Wald und Berge hin, können Sie da nicht begreifen, daß ich unruhig darüber nachdenke, was hinter den Bergen und Wolken wohl seyn mag?

Neuer Wald, neue Berge und Seen, fiel er lächelnd ein, und neue Menschen mit mancherlei Plage und Unruhe.

Das sagt der Vater auch, rief sie lebhaft. Nun gut, es mag so seyn, ich will es glauben; aber dennoch ist es schön, zu denken, wie ein Vogel weit fliegt, die Wolke unaufhaltsam weiter zieht, und das Wasser rastlos weiter wandert.

Aber das Wasser läuft in's wüste Meer, fiel Eugen ein, die Wolke löst sich auf, und der Vogel, mag er noch so weit fliegen, kehrt doch zurück in seine Heimath und sucht das sichere Nest. — So geht es auch den Menschen, fuhr er fort. Ich bin drei Jahre von Haus gewesen, in Italien, dann in England und Schottland, und sehne mich recht herzlich darnach, wieder unter den Bäumen unseres kleinen Gartens bei denen zu sitzen, die mich lieben.

Lieben uns denn nur die, welche dort mit uns wohnen? fragte Eva nachdenkend.

Wie alt sind Sie denn, liebe Eva? fragte Eugen lächelnd.

Beinahe siebenzehn Jahre.

Und Ihre Mutter lebt nicht mehr?

Ich habe sie gar nicht gekannt. Sie ist gestorben, wie ich kaum ein Jahr alt war.

Das ist nicht gut, sagte Eugen. Meine Mutter lebt zu meiner innigsten Freude.

Gewiß, es ist nicht gut, erwiderte das junge Mädchen. — Mein Vater war nicht mehr jung, als er meine Mutter heirathete. — O! meine Mutter muß sehr gut, sehr lieb und brav gewesen seyn, denn mein Vater spricht noch mit Respekt von ihr und stellt sie mir als Muster auf, wenn ich irgend eine Unordnung begehe, oder nicht schweigend schnell und pünktlich genug seine Befehle vollziehe.

Eugen warf einen Blick voll Theilnahme auf das junge Mädchen, das lächelnd sagte: Das ist langweilig, nicht wahr? Wir müssen von etwas Anderem sprechen. Erzählen Sie mir jetzt etwas.

Nein, erwiderte er, Sie wissen nicht, wie sehr mich das Alles anzieht. Ihre Mutter starb also bald, und Ihre Großmutter bald darauf?

Meine Großmutter hat noch vier Jahre gelebt, sagte Eva, dann hat mein Vater die alte Marie ins Haus genommen, die meine Pflegerin geworden ist.

Und wer hat Sie denn unterrichtet? fragte Eugen. Der Vater wohl nicht?

Der Vater, antwortete Eva, war hierher gezogen, um zu fischen und zu angeln. Seine Pension verwandte er größtentheils, um dieß Häuschen auszubauen und einzurichten, wie Sie es jetzt sehen. Er hat keine anderen Freunde als einige alte Männer, die in der Stadt wohnen, ebenfalls angeln und zuweilen mit ihm trinken. Es sind gute Leute,

Digitized by Google

aber unterrichten — doch ja unterrichten konnten sie mich auch?

Wann denn, liebe Eva?

Er nun, weil man Welse fängt oder Aale, sagte sie lachend. Ich glaube nicht, Herr Eugen, daß Sie das wissen, oder mit mir im Fischerkahn Wette fahren wollen, wenn der See hoch geht.

Und in die Schule hat man Sie nie geschickt? unterbrach der junge Mann ihre Lustigkeit.

Was denken Sie, sagte Eva, ich bin in die Küsterschule gegangen, und vor der Einsegnung hat der Herr Pfarrer mich ein Jahr lang unterrichtet. Ich kann schreiben, obwohl es mein Vater eine brodlose Kunst neunt; aber wer hier umher einen Brief haben muß, kommt zu mir, und Adam sagt, es könne es Niemand so gut machen.

Haben Sie denn keine Freundinnen, in deren Umgang Ihre Kenntnisse sich vervollständigen?

In der Stadt dort, meinen Sie? Nein, Herr Eugen. Die armen Kinder, welche meine Gefährten in der Küsterschule waren, müssen jetzt arbeiten, ihr Brod erwerben, wie es geht; die vornehmen Leute, welche dort wohnen, kenne ich nicht. Aber die Fischermädchen kennen mich Alle, und mein bester Freund ist Adam.

Wer ist denn dieser Adam, liebe Eva? fragte der junge Mann lächelnd.

O! das ist unseres Nachbars Sohn, Adam Wilms. Sein Vater ist Vorsteher im Orte, ein gar wackerer Mann, der auch bei meinem Vater viel gilt. — Sehen Sie, das dritte Haus gehört ihm, auch den Berg hat er gekauft mit allem Holz, was darauf wächst, und drüben auf dem See liegt noch anderes Holz, das ihm gehört.

Er ist also ein Holzhändler? sagte Eugen.

Er ist gut, erwiderte Eva, aber auch klug. Er reist viel, das macht gescheidt. Adam bleibt zu Haus und ist überall. Bald auf dem Berg, bald auf dem See, bald in der Stadt. Sie haben ihn Alle lieb, mein Vater auch.

Und Sie auch, Eva, nicht wahr?

Ich habe ihn recht lieb. Er thut Alles, was ich gern möchte, und wenn es irgend angeht, ist er bei uns. Ja, rief sie hastig aufstehend und freundlich lachend, da fehlt er schon wieder. Bleiben Sie ruhig sitzen, Herr Eugen. Ich hätte es wirklich beinahe vergessen. Das macht, weil Sie hier sind. —

Was hatten Sie denn vergessen? fragte er.

Die Enten müssen aufs Wasser hinaus; dann muß ich nach den Bohnen sehen, welche drüben gelegt sind, und muß sie angießen, weil es noch schattig ist.

So will ich Ihnen helfen, liebe Eva, sagte er.

Wollen Sie? rief das junge Mädchen mit glänzenden Blicken. Gut, Adam hilft mir oft. Nehmen Sie die Gießkannen, dort an der Hausseite stehen sie beide. Dann gehen Sie auf den Steg zum Schöpfen, aber fallen Sie nicht. Ich lasse inzwischen die Enten frei und komme nach. Gleich jenseits des Weges sehen Sie die Bohnen.

Eugen machte sich auf den Weg, und als wollte er zeigen, daß er eben so eifrig und willig seyn könnte, wie der liebenswürdige Adam, sprang er fröhlich die großen Gießkannen schwenkend zum Stege hinab, wo er sie füllte dann beladen seinen Weg zu den Bohnen antrat. Eva trieb inzwischen eine Heerde schreiender Enten bei ihm vorüber, nickte ihm beifällig zu und lachte herzlich, als sie die Zipfel seines Rockes auf der Wasserfläche der Gießkannen schwimmen sah.

Er war kaum bei dem Bohnenfelde angelangt, als sie auch schon dort erschien. Die Sonne brannte heiß auf dem Gärtchen und dem schattenlosen Wege. Eva hatte einen breiten bunten Strohhut aufgesetzt, und während sie goß, füllte Eugen die geleerten Kannen wieder. Es dauerte jedoch nicht lange, als er völlig erhitzt und naß dabei geworden war. Der Schweiß perlte auf seiner Stirn, sein Gesicht war dunkelroth geworden. Als das junge Mädchen es bemerkte, rief sie mit dem Ausdruck gutmüthiger Besorgniß: Was ist denn das, Herr Eugen, sind Sie krank geworden?

Nicht doch, sagte er, nur heiß von der ungewohnten Arbeit. Sie sah ihn verwundert an. Plötzlich aber lief sie über den Weg fort durch den Garten ins Haus und nach wenigen Augenblicken kam sie mit einer grauen Leinenjacke und einem Fischerhut von Stroh zurück.

Geschwind, rief sie, das gehört meinem Vater, der es Ihnen gern leiht. Keine Umstände, Herr Eugen, Sie werden sehen, wie frisch und leicht Ihnen in der leichten Tracht seyn wird.

Sie hielt ihm die Jacke mit den Hornknöpfen hin und ohne Besinnen warf er seinen Rock ab und setzte den schirmenden Hut auf.

Das steht Ihnen gut, sehr gut! sagte das junge Mädchen ihn betrachtend. Ei wahrlich, Sie sehen beinahe wie Adam aus.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

8.

Es war Hochmittag, der Terrassengarten des Schlosses ganz einsam, nur eine einzige Spur von Fußtritten ließ sich auf den wohlgeharkten Gängen bemerken. Paul hatte sich hierher geflüchtet, um Brust und Haupt durch ein frisches Wehen der Luft

Digitized by Google

zu erleichtern, denn ihm war, als müsse er nun erliegen. Planlos streifte er an den blühenden Beeten vorüber, durch die Buchenhecken, rastete hier und dort auf einer Löwenbank. Da kreuzten sich seine Wege zufällig mit denen des anderen einsamen Wanderers, welcher zu dieser ungewohnten Stunde hier oben weilte. — Beide standen sich plötzlich gegenüber. Paul war so in seine Gedanken vertieft, daß er gewiß, ohne den Andern auch nur anzusehen, vorbeigegangen wäre, wenn dieser sich nicht durch eine auffallend schnelle Wendung seinem Blick entzogen hätte. Er sah einen hagern Mann in ärmlicher Kleidung, der ihm den Rücken zukehrte und rasch in einen andern Gang einbog. Fürchtete er vielleicht einen Aufseher des Gartens oder Beamten vom großherzoglichen Schlosse in ihm, von welchem er als Unbefugter verwiesen werden konnte? Auch Paul war hier ein Unbefugter — er wollte den Fremden, dessen dürftiger Rock ihm Mitleiden einflößte, beruhigen, und schnitt ihm daher, mit der Oertlichkeit vertraut, den Weg ab, so daß er ihm überraschend wieder entgegentrat.

Der Fremde stieß einen unwilligen Laut aus — aber Paul erkannte ihn nun und rief: „Sie hier?"

„Ja wohl, ich! Was ich auf meine Gefahr thue, ist meine Sache! Wir kennen uns nicht."

„Doch kennen wir uns, Herr! Ich danke Gott, daß ich Sie gefunden habe, nachdem ich Ihretwegen eine Aprilreise unternommen. Sie sollen mir eine bestimmte Auskunft geben."

„Wenn Sie mich kennen, so wissen Sie auch, daß ich mit der Willkür des Sollens gebrochen habe!" erwiderte der hagere Mann höhnisch. „Ob ich Ihnen die Auskunft geben will, ist ein Anderes. Ich beziehe kein Honorar mehr von Ihnen, wofür ich Ihren wißbegierigen Fragen sonst ex officio antworten mußte."

„Es betrifft meinen Bruder —"

„Lebt er noch?" fiel der hagere Mann hastig ein, und als Paul, befremdet, wie Jener von seinem Schicksale wisse, die Frage bejahte, blickte Jener zu Boden, ohne das Auge während der ganzen Unterredung zu heben.

„Sie haben behauptet, daß mein Bruder Verpflichtungen gegen Ihre Tochter eingegangen — es ist mir von höchster Wichtigkeit, die Wahrheit Ihrer Behauptung widerlegt zu wissen."

„Wichtigkeit für Sie? Welche?"

„Das kann Ihnen gleich seyn. Als ich in Düsseldorf von Ihrem Sohne hörte, daß Sie beabsichtigten, Ihre Ansprüche zu erheben, eilte ich zu meinem Bruder, verfehlte ihn jedoch und konnte bei einer flüchtigen Begegnung nicht zu meinem Ziele kommen. Kürzer jetzt! Beweise von Ihnen!"

„Ich bin stolz auf meinen ehemaligen Zuhörer. Da ich aber frei bin und meine Freiheit auch behaupten kann —" er griff mit einer ganz besondern Pantomime nach seiner Brusttasche — „so dürfte zwischen uns nur von einem freien Kontrakt — Sie wissen wohl noch, was ein contractus bilateralis ist — die Rede seyn."

„Fordern Sie," sagte Paul kurz.

„Ihre Paßkarte zuerst, die meinige ist mir verloren gegangen. Dann — etwas Nachschuß auf die früheren Honorare, welche in Betracht dessen, was Sie hätten bei mir lernen können, allzu niedrig waren. Hierauf eine offene Sprache, ob Sie bei dieser zärtlichen Sorge für Ihren Bruder nur in seinem, oder auch in Ihrem eigenen Interesse handeln."

„In meinem!" antwortete Paul unbedenklich. „Nur in meinem eigenen Interesse."

„Wenn er aber — wenn er stirbt," entgegnete der gewesene Professor zögernd, „was können Ihnen Beweise helfen, daß er — meiner Tochter die Ehe versprochen, daß er ihr ein Kapital zugesichert —"

„Ich habe Ihre Bedingung erfüllt, und die Frage beantwortet — mehr verlangen Sie nicht!"

„O ich verlange noch viel mehr!" rief der Hagere. „Ich verlange, daß Sie mir Ihre Interessen bezeichnen, ich werde diese taxiren, ich verlange, daß Sie mir jenes Kapital flüssig machen und zugehen lassen, ich will, daß Sie mir eine Bürgschaft dafür geben, etwa eine kleine Unterschrift unter ein Mazzini'sches Bülletin — noch mehr —"

„Herr!" fuhr Schönfels auf. „Kurzen Prozeß! Ich nenne Sie einen Lügner und Fälscher — ich lasse Sie nicht von dieser Stelle, bis Sie mir die Gegenbeweise gegeben haben!"

„Wir deutschen Professoren sollen unpraktische Leute seyn! Den schlagendsten Kommentar des Gegentheils gebe ich Ihnen — denn Sie werden mich ganz praktisch finden. Ich bin hierher gekommen, um Ihren Bruder zu sprechen — er hat mich auf das Aeußerste gebracht — dann, sage ich, wenn er nun stirbt, so hat mein Zeugniß keinen Nutzen mehr für Sie, denn nach dem Trauerjahre heirathen Sie die Wittwe — wenn er aber leben bleibt —" Seine Worte erstickten, denn Paul hatte ihn mit zorniger Faust an der Kehle ergriffen und es würde vielleicht auch hier zu einem Aeußersten gekommen seyn, wenn nicht der Angreifer mit wunderbarem Uebergange seiner Laune plötzlich in ein lautes Gelächter ausgebrochen wäre — worauf er den Mann losließ, der schon eine Waffe gegen ihn gezückt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die schönste Stunde!

Von Daniel Ludwig Gottdammer.

Sobald das Kind das Licht der Welt erblickt
Und frisch und froh den kleinen Arm erhebt,
Da sind die Eltern selig und beglückt,
Und freudig — hoffend — sich ihr Herz belebt.
Sie zieh'n das Kind zum Jüngling dann heran,
Und geben im Gebet den Dank auch kund:
„Herr! leite Du ihn fort auf rechter Bahn!"
Ist das für Eltern nicht die schönste Stund'!?

Der Jüngling mit der Liebe in der Brust,
Ein Mädchen liebt er — 's ist ein Engelsbild,
In's Aug' zu blicken ihr — in Götterlust,
Das Blau des Auges gleicht dem Himmelsschild.
Ein heiliges Gefühl — Liebe genannt,
Entströmet ihrem holden, keuschen Mund,
Sie reicht dem Jüngling hoch erglüht die Hand,
Ist dieses nicht des Jünglings schönste Stund'!?

Zwei Herzen, die sich finden, sind beglückt,
Ihr Fühlen gleicht dem frischen Frühlingsthau:
Die ganze Welt sie nicht so sehr entzückt,
Als nur das Eintrachtsband für Mann und Frau.
— Ein Wunsch erblühet nur in beider Herz
Ein Hoffen spricht nur aus ihr treuer Mund:
Des Lebens Bürde — Freude — Lust und Schmerz
In Lieb' getheilt, ist ihre schönste Stund'!

Und ruft der Krieg — dieß feindliche Geschick,
Den Mann auch fort zum Kampf und in Gefahr:
Sie trennen sich — Wehmuth im Liebesblick,
Will pflichtgetreu der Mann zur Kämpferschaar.
Er streitet muthig und mit kühner Hand,
Und ging es auch hinab zum Grabesschlund,
Er kämpfet ja für's theu're Vaterland'
Ist dieses nicht des Mannes schönste Stund'!?

Und kommt der Tod als Sensenmann heran
Und spricht: „Komm Freundchen, komm, es ist jetzt Zeit;"
Denkt man noch rasch' zurück, was man gethan,
Legt seine Waffe ruhig dann zum Seit' —
Ist das Gewissen rein — nicht schuldbewußt,
Wirft man den Blick zurück zur Erdenrund,
Stirbt leicht — — hat man nur Gott in seiner Brust,
So ist dem Menschen dieß die schönste Stund'!

Der Geist entflieht nach einer bessern Welt,
Die Form des Menschen wird zum Erdenraub,
Da nützt kein Bitten — Drohen — und kein Geld,
Die höchste Schönheit modert auch zu Staub. —
Der Winterbaum mit dürrem Blüthenzweig
Spricht einen Trost zu uns aus Hoffnungsmund:
„Ich sterbe ab — wie ihr — zum Geisterreich,
„Ein Frühling weckt uns auf zur schönsten Stund'!" —

Mannigfaltigkeiten.

Ein nordamerikanisches Blatt berichtet in allem Ernste, daß ein Schuster, Namens James Caffon, in Philadelphia eine Fußbekleidung, „Boleeos" genannt, erfunden habe, mit welcher man Sprünge von 4, 6 bis 8 Fuß machen kann. Die Schuhe sind von Federharz und haben 2 Zoll hohe Sohlen, sind dabei leicht wie Korkholz. Der Tänzer Vestris, dessen Jahrhundert nach seiner Meinung nur drei große Männer hatte, nämlich ihn selbst, Voltaire und Friedrich den Großen, konnte sich nur 30 Zoll von der Erde erheben; der Tänzer Perrot brachte es zu 33, und Saint Leon nur ein einziges Mal bis zu 35 Zoll. In New-York sind Versuche mit diesen Spring-Schuhen gemacht worden, und der Direktor des Broadway-Theaters hat ein neues Ballet: „Die Heuschrecken," komponiren lassen, in dem diese Schuhe gebraucht werden sollen. Außerdem hat derselbe Schuster noch eine andere Art Schuhe erfunden, mit denen ein Mann 40 bis 50 Stunden den Tag machen kann, ohne müde zu werden. Ein gewöhnlicher Schritt beträgt 14 Zoll; mit Caffons Schuhen kann man aber Scheitte von 9 Fuß machen ohne alle Anstrengung, wie der Erfinder vor einer zahlreichen Versammlung in Philadelphia gezeigt hat. Er will in fünf Tagen von Paris nach Petersburg gehen. Die Schnellschuhe können aber nicht bei Nacht gebraucht werden, indem sie bei Ungleichheit des Terrains gefährlich sind.

Der Adler nimmt bekanntlich in Frankreich wieder die Stelle ein, aus welcher er nach Napoleons Sturz verdrängt worden war. Der Kaiser hatte das Zeichen dem römischen Alterthum entlehnt, wie so manche andere Dinge in seinem Reich, doch ist der eigentliche Ursprung desselben viel ächter als Rom selbst. Schon der Heeresschestab der persischen Könige trug, wie Xenophon erzählt, einen Adler mit ausgebreiteten Schwingen an dem obeeen Ende. Die römischen Könige führten als Zeichen ursprünglich eine Wölfin, zum Andenken an Romulus und Remus, bis der erste Tarquinius den Adler annahm. Die römischen Legionen hatten Adler statt der Fahnen. Vom römischen Kaiserthum leitet der deutsche Reichsadler seinen Ursprung her, und zwar als unmittelbarer Erbe, weil sich durch Karl den Großen das Reich der Imperatoren erneute. Als im neunten Jahrhundert Frankreich sich von dem großen fränkischen Reich trennte, blieb die Kaiserwürde bei Deutschland und mit ihm der römische Adler, der später erst zum Doppeladler wurde und einen Heiligenschein führte, der er erst mit der förmlichen Auflösung des „heiligen römischen Reiches" verlor.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 26 14. Februar 1852.

Gedicht.*)

Vergänglich sind der Erde Freuden,
Nichts Dauerndes ist uns gewährt!
Bald wird ein Theurer von uns scheiden,
Der allgeliebt und hochverehrt,
Beglücken wollte arm und reich,
Und hoch und nieder, Alle gleich.

Nicht können wir die Worte finden,
Für unsern Schmerz, so tiefgefühlt;
O, möcht' es doch die Thräne künden,
Die reichlich unserm Aug' entquillt!
Wir Alle sind es uns bewußt,
Gerechter Schmerz füllt' uns're Brust!

Ein Stern entschwindet unsern Blicken,
Ein Stern, umstrahlt im schönsten Licht,
Zu dem wir saben mit Entzücken,
Vertrauen, Stolz und Zuversicht!
Oft werden wir zu diesem Stern
Mit Sehnsucht blicken in die Fern'!

So lange noch die deutschen Lieder,
Mit Macht zum blauen Aether zieh'n,
So lange Menschen treu und bieder
Für Lieb' und Freundschaft noch erglüh'n,
So lange denken jederzeit,
Wir Dein mit Lieb' und Dankbarkeit!

Gerade wich mit keinem Schritte
Von Recht und Wahrheit ab Dein Sinn,
Drum, Edler, nimm aus uns'rer Mitte
Den Ausdruck höchster Achtung hin,
Denk' tiefvoll an uns zurück,
Dann blühet uns das schönste Glück!

So zieh' zur Stadt am Isarstrande,
Die Liebe Aller folget Dir,
Du bist wie hier, im fernen Lande,
Der Themis Stolz, der Menschheit Zier!
Wohl ruft Dich eine schwere Pflicht,
Doch fest und männlich zagst Du nicht!

*) Aus dem Album, welches die Mitglieder des Kollegiums am k. Kreis- und Stadtgerichte Aschaffenburg dem aus ihrer Mitte scheidenden kgl. Kreis- und Stadtgerichts-Direktor Freiherrn von Mulzer als ein Zeichen ihrer innigen Verehrung überreichen ließen, verfaßt von Herrn Sekretär Englert.

Dem k. Herrn Kreis- und Stadtgerichts-Direktor Frhrn. v. Mulzer,

bei Gelegenheit des ihm zu Ehren von den Bürgern Aschaffenburgs am 9. Februar 1852 gebrachten Fackelzugs verehrungsvollst gewidmet.

Dem Sänger ist wohl oft gelungen,
Zu singen, was die Brust erfüllt —
Was tief das Innerste durchdrungen
Und auch dem Busen heut entquillt;
Doch ach! es fehlen ihm die Worte,
Zu künden, was die Seel' bewegt,
An diesem lichtumstrahlten Orte,
Sich in des Herzens Tiefe regt!

Aus dankerfülltem Herzen bringen
Die Bürger Dir die Huld'gung dar,
Und Wünsche auf zum Aether dringen
Von wahrer Liebe Weihaltar.
Und wie die Töne leicht sich schwingen
Hinauf zum lichten Sternenzelt,
So mischt sich mit der Töne Klingen
Das „Hoch", das durch die Nacht hinschwellt.

Die Ehrfurcht ist's, die Achtung, Liebe,
Die ihre Huldigung Dir bringt,
Die tief aus reinstem Herzenstriebe
Zu Dir sich frei und freudig schwingt.

Digitized by Google

Es eifert heute um die Wette,
So alt wie jung der Bürger Zahl,
Verschlungen durch der Eintracht Kette,
Zu danken Dir beim Fackelstrahl.

Es sitzen wohl der Priester viele
In Themis hohem Tempel drin;
Doch führt zu dem ersehnten Ziele
Nur ein gerader, rechter Sinn.
Das Recht war Deine Richtschnur immer,
Ob Freund, ob Fremd, war Dir stets gleich;
Vom Recht bist Du gewichen nimmer,
Recht sprachst Du Jedem, arm und reich!

Und mehr noch; denn aus mancher Hütte
Steigt still empor ein Dankgebet,
Und für Dein Glück manch' fromme Bitte,
Die keines Sturmes Macht verweht!
Denn aus des Herzens reichster Fülle
Warst Du zu helfen stets bereit,
Drum fließt in mancher Hütte stille,
Des Dankes Thräne, Dir geweiht!

Drum folge froh dem hohen Rufe,
Der ehrend Dich, Dein Wirken ziert,
Und steige weiter Stuf' um Stufe,
Wie's Dir, dem Ehrenmann, gebührt!
Es möge Dich des Himmels Segen
Begleiten hin zum Isarstrand,
Stets schlagen liebend Dir entgegen
All' unsre Herzen, selbst im fernen Land

M. B.

Eva.

(Fortsetzung.)

Nach einer halben Stunde voll Scherz und Lachen war die Arbeit vollbracht und Eugen saß wieder in der kühlen Laube; der Wind, der über den See strich, trocknete sein nasses Haar und fächelte sein heißes Gesicht; aber er befand sich ungemein wohl in der Leinenjacke des Hauptmanns. — Eva brachte Brod und Butter aus dem Hause, dann dachte sie lächelnd nach und kam mit einer staubigen Weinflasche zurück, die ihr Vater im Kellerwinkel verwahrt hatte. Endlich brachte sie frische Enteneier, als das Letzte und Beste, was sie zu geben hatte, und Eugen hielt ein Mahl, von dem er behauptete, daß es ihm selten so lecker geschmeckt habe.

Evas Freude darüber war so schön, als sey ihr großes Heil widerfahren. Nun, sagte sie, gehen wir zum Thurme hinauf. Der Wind hat die Wolken zusammengejagt, aber das Wetter bleibt gut. Wir wollen oben unter der Ephenwand sitzen, da ist es prächtig in der Schwüle, und während dessen wird Marie den Tisch bestellen. — Fische haben wir, auch wenn der Vater nicht zurückkommt, und Eier sind genug vorhanden, um einen Kuchen zu backen.

Wollte Sie mit diesen Tafelfreuden ihrem Freunde eine angenehme Fernsicht eröffnen, so erinnerte sie ihn doch zugleich daran, daß er seine Reise noch heute fortsetzen mußte. — Zehn Uhr ist vorüber, sagte er. Um ein Uhr Nachmittag fährt die Post weiter, und wenn ich sie versäume, muß ich bis übermorgen bleiben, oder Extrapost auf eine ganze Reihe Meilen nehmen.

So bleiben Sie bis übermorgen, sagte Eva ganz unbefangen.

Aber meine Eltern erwarten mich sehnsüchtig, erwiderte er.

Ja, dann reisen Sie, Herr Eugen, fuhr sie eben so freundlich fort, und kommen Sie bald wieder zu uns.

Das dürfte schwer zu erwarten seyn, bemerkte er dagegen. Mancherlei Geschäfte werden mich festhalten und mancherlei Unruhe mich umspinnen.

Und darüber werden Sie das Wiederkommen vergessen, lachte sie. Nun gut, vielleicht kommt der Vater bald; doch immer haben wir noch überflüssig Zeit, um zur Ruine hinaufzusteigen. Die müssen Sie sehen, vielleicht gefällt es Ihnen dort so, daß Sie doch wieder kommen.

Sie nahm ihren Hut mit den grünen Bändern, und nachdem sie der alten Magd gesagt, wohin sie gehe, schritt sie Eugen voran nach der Bergseite, wo ein ziemlich steil aufwärts führender Pfad zwischen Haselbüschen und Buchen die beiden Wanderer bald in die Nähe des Thurmes brachte. — Das alte Gemäuer ragte aus einer kleinen grünen Ebene hervor, deren Rasen sehr rein gehalten war. Ein Paar mächtige Bäume begränzten den freien Raum, an der Nordseite des Thurmes aber, welche sich gegen den See kehrte, zog hundertjähriger Epheu durch alle Ritzen und Fugen hoch empor. Menschenhände hatten dann viele seiner Ranken um schlanke Stäbe gewunden, die in das bodenlose Gestein gesteckt und mit Fäden verbunden waren. Die grünen Gewinde bildeten dadurch ein breites hängendes Schirmdach und unter diesem stand eine Bank und ein kleiner Tisch so lockend, wie sie irgendwo weit und breit stehen mochten.

Es war in Wahrheit ein schönes Panorama, das vor diesem erwählten Sitze sich ausbreitete. Der meilengroße See mit seinen Waldgestaden und tiefen Buchten ließ sich eben so wohl überblicken, wie das Land mit seinen wechselnden Tiefen und Hügeln. — Eva setzte sich neben ihren Freund, zeigte ihm die fernen und nahen Dörfer und Höfe, nannte

Digitized by Google

ihm ihre Namen und die Namen der Buchten und Berge und beantwortete alle seine Fragen mit überraschender Genauigkeit.

Wer hat Sie denn so gut von allen diesen Gegenständen unterrichtet? fragte Eugen endlich.

Bin ich gut unterrichtet? erwiderte sie. Das freut mich: aber wenn es Einer gethan hat, so ist es jedenfalls Adam gewesen, obwohl es keine große Sache ist. Denn sehen Sie, Herr Eugen, seit ich denken kann, bin ich täglich hier oben und ganze Tage lang habe ich, Jahr aus Jahr ein, unter diesen alten Steinen und Bäumen zugebracht. Da wird man bekannt mit Allem, was das Auge sehen kann.

Aber was thun Sie da? fuhr sie neugierig fort, als sie Eugen aus der Tiefe seiner Tasche ein Etui hervorziehen sah, in welchem mehrere Blätter Papier, kleine Näpfchen mit Farben und kleine Fläschchen mit Flüssigkeit lagen.

Ich werde Ihnen beweisen, sagte er, daß ich doch noch etwas gelehrter bin als der gelehrte Adam. — Wir wollen uns dort am Hügelrande unter die große Kastanie setzen, und mit diesem Stückchen Papier, diesen Paar Farben und ein wenig Gummiwasser will ich meiner kleinen Freundin Eva ein Andenken hinterlassen, das sie an diesen Tag und an mich erinnern soll, wenn ich weit von ihr bin.

Er entwarf eine Skizze des Thurms und des Sees. Unten lag das Haus des Hauptmanns grün und still. Am Gemäuer rankte der Epheu; oben schwankte der kräftige Baum, unten lief die Schlucht der Haselnußbüsche auf den braunen staubigen Weg aus.

Eva setzte sich zu ihm unter den Baum und verfolgte seine Arbeit mit der Freude und der Wißbegier eines Kindes. Bei jedem Gegenstande, den er schöpferisch auf das Papier zauberte, drückte sie ihr Entzücken aus, und je mehr das Bild sich vervollkommnete und ein Ganzes wurde, um so größer wurde ihre Theilnahme. — Sie fand die fernen ihr bekannten Punkte heraus. Der Thurm, der See, das Haus, die Bäume gaben ihr immer neuen Stoff zu neuen Bemerkungen, und viele darunter waren so treffend richtig, daß Eugen ihr sagte, sie habe ein schönes klares Auge für die Kunst.

Was nennen Sie denn Kunst, Herr Eugen? fragte sie vor ihm sitzend und Gras und kleine Blumen zusammenwindend.

Kunst, erwiderte er lächelnd, indem er weiter malte, ist ein geheimnißvolles Leiden, das die Götter den Menschen mitgegeben haben. Es ist der Sehnsuchtstrieb, Evchen, der tief in ihre Brust gelegt wurde, die Welt noch einmal zu schaffen, und zwar schöner, als sie der Schöpfer schuf.

Also will die Kunst die Welt verschönern? fragte sie.

Welt und Menschen verschönern und veredeln, sagte er; aber es ist ein undankbares Stück Arbeit. — Die Natur ist so rauh und unschön oft, und die Menschen aus so grobem Stoffe gemacht, daß die Kunst daran zu Grunde geht. Und doch wird alle Kunst zur Künstelei, wenn die Natur in ihrer Erhabenheit oder in ihrer lieblichen, prachtvollen Einfachheit und Wahrheit uns ihre Macht beweist.

Eugen hatte das Blatt und sein Geräthe fortgelegt, sein Blick ruhte auf Eva, als dächte er über etwas nach, was in weite Ferne reiche. Dann sagte er: O! wie schön ist es hier. Der Wind kühlt bis ins Herz hinein, und die alten Bäume rauschen. Die Wolken ziehen über uns hin, und mir ist es, als käme das, was Sie sagten, aus dem geöffneten Himmel und sey eines Engels Stimme gewesen. — Werft die Farbentöpfe fort, ihr Narren, werft den ganzen angelernten Plunder fort und stürzt euch in die Arme der Natur!

Eva sah ihn erstaunt an. — Kommen Sie, kleine Freundin, rief er aufspringend, wir wollen laufen und lachen. Das Blatt da muß trocken werden; später will ich es fertig machen.

Ich will Ihnen die schönsten Erdbeeren zeigen, rief Eva, und ehe eine halbe Stunde vergeht, sollen Sie so viele haben, als Sie essen wollen.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

„Herr Walter, ich muß mich selbst auslachen, daß ich in der schweren Zeit auch schwerfällig geworden bin. Sie haben Recht, man muß praktisch seyn, fort mit den Phantastereien! — Es war eine ganz unnütze Don Quixotiade, daß ich mich hier zum Ritter für eine Sache aufwarf, die mich nichts angeht. Verzeihen Sie mein Attentat — erlauben Sie mir, diesen kleinen Nachschuß zu meinem leider schlecht benutzten Honorar in Ihre Hand zu legen, und leben Sie wohl! Noch eine Warnung: man fahndet auf Sie."

Der gewesene Professor erschrack, aber er faßte sich schnell: „Ich weiß mich zu salviren. Wenn Sie mich denunziren wollen — steht es Ihnen frei!" Er ging trotzig ein Paar Schritte fort, kehrte jedoch wieder um und rief Pauls Namen hinter ihm her, denn auch Paul war im Fortgehen begriffen.

„Wenn Sie wünschen, so will ich Ihnen gern sagen, wie das Verhältniß zwischen ihrem Bruder und meiner Theodora war — es kann für Sie doch von Nutzen seyn!"

„Ich danke Ihnen," erwiderte Paul trocken.

Digitized by Google

„Mein Bruder wird den heutigen Tag nicht überleben."

„Was sagen Sie?" rief Walter und seine Glieder zitterten. „Weiß man — die Ursache — ich meine, hat sich irgend ein Indizium, eine Spur gefunden —"

Paul sah ihn scharf an. „Leben Sie wohl! Ich denunzire Sie nicht!" sagte er verächtlich und wollte gehen.

„Sie sind ein edler Mensch! Bleiben Sie noch — ach! wenn Sie wüßten — ich bat, ich beschwor ihn, mir Rede zu stehen, er trieb mich auf das Aeußerste, ich gab ihm zehn Minuten Zeit — ich schwor im Wahnsinn einen Eid, wenn er dann nicht würde gethan haben, was ich wollte, zu schießen." Mit diesen räthselhaften Worten stürzte er in den nächsten Gang und verschwand im schnellen Lauf. Paul sah ihm wie versteinert nach.

Während seiner Abwesenheit hatte sich Cora, nachdem sie der Arzt endlich verlassen hatte, viel mit Paul beschäftigt. Doktor Peters hatte überhaupt mehr gesprochen, als er wollte und durfte. Das Bild, welches er von Paul entworfen, ließ in Cora's Seele einen seltsamen Eindruck zurück: mußte denn Paul allen andern Menschen so edel und lieb erscheinen, und nur ihr in den unseligen Momenten ihres Zusammenseyns in der innern Unlauterkeit, die er sonst so geschickt verhüllt trug? Wie froh wäre sie gewesen, wenn sie ihn hätte in jener Stunde der Trunkenheit zeihen können, welche die Menschen, wie sie gehört hatte, oft ihrem eigenen Selbst entfremdet, aber sie wußte nur zu gut, daß er so vollkommen bei Besinnung gewesen war, als sie, die er beleidigt hatte. — Jetzt wieder, wie zart und hülfreich sein Benehmen! Ach, aber — ihr Gatte? Ein eisiger Schauder rann durch ihre Glieder, als das Entsetzliche, das sie über den Gedanken an Paul momentan vergessen hatte, mit grellem Licht wieder in ihrer Seele aufblitzte. War es denn möglich, ihr Gatte sollte die Hand wider sein eigenes Leben aufgehoben, freiwillig den Tod gesucht haben? Welch' ein schweres Verhängniß mußte über ihn eingebrochen seyn, ehe er so weit kommen konnte! Tausend quälende Vermuthungen, aus halben Worten und Andeutungen früherer Zeit gewoben, drängten sich in ihr, während sie, des Arztes Vorschriften gewissenhaft befolgend, an der halb offenen Thüre des Krankengemachs saß und jeden Moment fürchtete, den Todeskampf einbrechen zu hören.

Paul kam endlich nach Hause. Er trat zu Cora, wie ein Trost vom Himmel gesandt — wen hatte sie denn in diesem schrecklichen Augenblicke, als ihn! Ihr Herz war zu voll, sie konnte nicht in seiner Zelle bewahren, wovon es brechen wollte — sie mußte Paul fragen. Er war, sobald er von der überraschenden Erscheinung Cora's an dem Krankenbette gehört, schnell hineingegangen und kam mit einem erheiterten Antlitz zurück.

„Er schläft so ruhig! — Nein, nein, Cora! Erschrecken Sie nicht: es ist wörtlich gemeint. Er schlummert mit so sanften Athemzügen, wie noch niemals seit seiner Erkrankung. Gott wird helfen und ich glaube, durch Sie!"

Cora warf einen freudigen Blick zu ihm empor, aber gleich verdüsterte sich ihr Antlitz wieder und sie berührte schmerzlich, was ihr der Arzt Furchtbares gesagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

*** Aschaffenburg, 12. Februar. Die am verflossenen Dienstage erfolgte Aufführung des Lustspiels: „der Liebesbrief von R Benedix", entsprach den gehegten Erwartungen nicht. Zwar verdienen Herr Goldammer als Laibach, Herr Weiser als Oswald Stein, Frau Weiser-Weidner als Brigitta und Frau Herbold als Adelaide, so wie auch Frl. Geyser I. als Anna alle Anerkennung und gefiel diesmal die Letztere vorzüglich wegen ihres liebenswürdigen naiven Spieles.

Dagegen wollte uns Frau Kern als Walburg nicht recht zusagen. Wie der Dichter in Stein das Ideal eines Mannes, erhaben über das Geckenthum und die Seichtheit des gewöhnlichen Lebens, uns vorführen wollte, so sollten wir auf der andern Seite auch in Walburg das Ideal eines Weibes erblicken, das hervorragend durch reifes Urtheil und unbestechlich durch Fadheit und Servilismus den Mann nur nach seinem innern Werthe beurtheilt. Wenn auch Frau Kern diesen Charakter der Rolle theilweise richtig erfaßte, so erinnerte ihr Spiel sehr häufig, namentlich in Momenten der Erregung, an die „Emanzipirten der Neuzeit" und die großen Schritte, mit welchen sie dann die Bühne maß, waren dem wahren Charakter der Rolle ganz und gar zuwider. Nicht umhin können wir hiebei, Frau Kern auf eine weitere üble Angewöhnung aufmerksam zu machen. Dieselbe hängt häufig und namentlich war es diesmal sehr bemerkbar, in Momenten der Verlegenheit, Ueberraschung ꝛc. in ihrer Aussprache an die einsylbigen Worte ein e, wie z B. daß—e, und — e ꝛc. ꝛc., was dem Ohre des Zuhörers durchaus nicht zusagen will.

Herr Meyerer als Herr von Kilburg war ganz und gar nicht an seinem Platze und konnte die Leichtfertigkeit, mit welcher er einzelne, namentlich die letzten Partieen seiner Rolle behandelte, nur in dem eigenen Bewußtseyn ihren Grund haben, daß ihm diese Rolle nicht zusage. Herr Geyser I. endlich als Referendar gab sich sichtlich alle Mühe, seiner Rolle zu genügen; die Darstellung dieses geckenhaften Charakters gelang ihm aber nicht recht, wie auch natürlich, da sie seinen Anlagen entgegen, die ihn hauptsächlich zur Darstellung kräftiger Charaktere, wie jener von Soldaten ꝛc. befähigen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 27 16. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Eugen faßte ihre Hand, die Mappe wurde sicher unter dem Epheu geborgen, und nun liefen sie beide lachend und scherzend den Hügel hinab, wo er sich in einen Grund senkte, der mit duftigen Waldbäumen dicht bewachsen war. Die Sonne fiel hier nur gebrochen und in Streiflichtern hinein. Farrenkräuter und halmiges Gras, bunte Blumen in Fülle und mannigfache Schlingpflanzen bedeckten den Boden. Die Luft wehte lind und blüthengetränkt, Käfer und Insekten schwärmten farbig umher. Oben in den Bäumen riefen sich die Holztauben und schnelle Klettervögel stiegen auf und ab und beschauten mit ihren klugen Augen die übermüthigen Gäste.

Das ist ein Waldparadies, sagte Eugen.

Es ist Alles mein, erwiderte Eva, ihre Hand ausstreckend, fast gebieterisch wie eine Königin.

Ich glaube beinahe, rief ihr Begleiter, Sie sind die Fee dieser Wälder, kleine Eva, die einen armen Sterblichen verlockt hat, sie in ihr Reich zu begleiten.

Und wer hat Sie hier als Herrscherin eingesetzt?

Adam, erwiderte sie. Ihm gehören alle diese Bäume. Alle Erdbeeren aber hat er mir geschenkt.

Ein fürstliches Geschenk, lachte Eugen; ich fange an, diesen Adam zu beneiden, weil er so viel besitzt und so viel zu geben hat.

Wenn er hier wäre, sagte Eva, wüßte er längst, wo die reifsten und süßesten wachsen. — Pflücken Sie, Herr Eugen; wir wollen sehen, wer die besten findet.

Sie suchten beide und ein Wettstreit begann. Bald glaubte Jeder, die schönsten gefunden zu haben, und sie stritten darüber; Eva reichte ihm die besten, und seine Lippen bissen sie von den Stielen, die ihre Fingerspitzen festhielten; dann that er wie sie es gethan, und muthwillig streiften ihre Zähne an ihm hin. — Es war ein Lachen und ein fröhliches Rufen in dem stillen Walde, bis endlich von ferne der dumpfe Ton einer großen Glocke erschallte.

Das schickt uns die Stadt, sagte Eugen.

Es ist die Mittagsglocke, erwiderte Eva.

Und sie mahnt uns nach Haus zu gehen.

Wenn wir gehen wollen, wird Marie uns gewiß schon erwarten. — Dort führt der nächste Weg uns an den See und gleich ins Haus.

Wo der Vater uns entgegenkommen wird.

Eva schüttelte leise lächelnd den Kopf.

Nun, wahrhaftig! rief Eugen, dann zwingt er mich zu bleiben, was auch entstehen möge.

Nun müssen Sie bleiben, Herr Eugen, rief Eva, siegreich in die Hände schlagend. Ihre Mappe liegt oben im Thurm. Nachmittag steigen wir wieder hinauf, dann zeichnen Sie weiter, und wenn die Sonne sinkt, fahren wir in das Schloß der Herzogin, und ich erzähle Ihnen, was sich einst dort zugetragen hat.

Ja, meine kleine Fee, ich will bleiben, sagte er, denn ich bin ein verzauberter Ritter, der sich in sein Schicksal ergeben muß. Führen Sie mich wohin Sie wollen, durch Wald und See, durch Blumenduft und Mondschein und endlich in das Schloß der Herzogin. — Es ist ein seliger Tag, liebe Eva, der durch nichts gestört werden soll. Paradiesisch hat er begonnen und nährchenhaft muß er enden.

Eva führte ihren Freund in das grüne Haus ihres Vaters zurück, und sie fanden es so still unter seinem Lindendache wieder, wie sie es verlassen hatten. Von dem Hauptmann war nichts zu hören; Eugen war es lieb, daß er nicht gekommen war.

Eva zeigte nun ihrem Gaste Alles, was zu sehen war. Die niedrigen Zimmer waren einfach, aber behaglich eingerichtet. Sie glänzten in Sauberkeit und Ordnung. Der alte Soldat mußte Sinn dafür haben, vielleicht als Erbtheil aus der langen Zeit seines Lebens, wo jeder Knopf geputzt, jedes Haar nach dem Reglement geschnitten und kein Stäubchen am Kleid und Hut geduldet ward. Es hing und stand das Kleinste, wo es stehen und hängen sollte. Die Dielen waren weiß gescheuert, in Glasschränken blitzten Tassen und Geräth in

Digitized by Google

langen Reihen. Weinlaub legte sich draußen über die Fenster und drinnen war es kühl und dämmervoll.

Während Eva hin- und herflog und mit Freudigkeit bald zu der alten Magd in die Küche eilte, wo ihre Stimme erschallte, bald wieder hereinkam, um aus Schränken und Kasten zu nehmen, was sie nöthig hatte, saß Eugen in dem Lederstuhl des Hauptmanns und blätterte in den Büchern, die auf dem Brettchen in der Ecke aufgepflanzt waren.

Jetzt, Herr Eugen, rief Eva zur Thür herein, geschwind kommen Sie, es ist Alles bereit.

Sie nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Laube, wo das weiße gedeckte Tischchen stand. Eine Schüssel voll Fische dampfte in der Mitte, sie legte ihm das Beste vor, und ihr ganzes Gesicht strahlte vor Glück, als er sie trefflich pries und tapfer zulangte. — Dann kam der Eierkuchen und er wurde wiederum bewundert. Dazwischen gescherzt und gelacht, bis endlich das kleine Mahl vorüber war, das beiden so viel Vergnügen machte.

Es verging Stunde um Stunde und immer gab es neuen Stoff zum Plaudern. Eugen erzählte von seinen Reisen, von der großen Welt und ihren Freuden, von Theatern und Konzerten, von Bällen und Prinzessinnen, und Evas Augen hingen gläubig und vertrauend an seinen Lippen; sie knüpfte tausend neue Fragen daran und schuf sich Bilder, die er ausmalen und entwirren mußte.

Was das schön ist, rief sie dann, und Sie haben das Alles erlebt, Sie haben es gesehen. Wie herrlich muß das seyn!

Herrlich, liebe Eva, und doch, was ist es werth gegen einen Tag wie dieser, den ich mit Ihnen, abgetrennt von jener Welt verlebe.

Hier bei mir gefällt es Ihnen besser? fragte sie ungläubig und erstaunt.

Ich bin ja im Paradiese, rief er lachend, und nichts fehlt nur noch, als daß diese Hügel zu glatten Felsen aufwüchsen, um mich auf immer darin festzuhalten.

Wie mich das freut, sagte sie. Aber erzählen Sie mir, Herr Eugen. Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter und Ihrer Schwester. — Was würden die sagen, wenn Sie bei mir im Paradiese bleiben wollten?

Meine Mutter, kleine Eva, erwiderte Eugen belustigt von diesen Fragen, würde gern mein Paradies theilen. Sie sollten Sie nur kennen; sie ist so gut und sanft, wie Ihre Mutter gewesen seyn muß. Wenn ich ihr von Ihnen erzähle, wird sie es beklagen, daß Sie nicht bei ihr seyn können.

Ach! das thut mir leid, sagte Eva.

Meine Schwester, fuhr Eugen fort, ist verheirathet. Es ist eine schöne kluge Frau, ihr Mann ist reich; Sie bewohnen ein großes Haus und sehen viele vornehme Leute bei sich. Alle Herrlichkeiten des Lebens, das Sie nicht kennen, finden sich dort vereint.

Aber jetzt wollen wir zum Thurm hinauf. Ich mache meine Skizze fertig und dann fahren wir ins Abendroth hinein und träumen von blassen Wassernixen und schönen Menschenkindern.

So geschah es denn, und zu Evas unsäglicher Freude hielt sie nach einer Stunde das farbige Blatt in der Hand, das Haus und See und Wald so treu wiedergab.

Eugen fand in seiner Mappe ein zweites stärkeres Papier, auf welches er das kleine Bild heftete, und Eva gelobte, ihm den besten Platz an der Wand zu geben und es täglich zu betrachten.

Und dann werden Sie an mich denken, kleine Eva.

Oft werde ich an Sie denken, Herr Eugen, sagte sie. Wenn ich hier oben sitze, werde ich Sie sehen, wenn ich im Wald bin, werden Sie bei mir seyn, und auf den See muß ich Sie auch mitnehmen, damit ich auch dort nicht allein bin.

Sie lief voraus, er folgte ihr langsam nach; seine Augen hefteten sich auf die flüchtige Gestalt. — Wenn dieß Kind wüßte, was es sagt, rief er sich selbst zu; wenn eine aus dem großen Haufen so spräche, der so früh seine Erfahrungen macht! — Aber die sagen nicht, was sie denken, fuhr er lachend fort, und sie, die mir so naiv ihre Geständnisse macht, denkt sich eben nichts dabei.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Paul ergriff ihre Hand: „Cora," sagte er ernst, „bis vor wenig Minuten habe auch ich diesen schrecklichen Glauben gehegt — ich konnte nicht anders, mein armer Bruder möge mir verzeihen! Aber jetzt bin ich zweifelhaft geworden, es ist zwar nur ein Streiflicht, vielleicht ein Irrlicht, das ich gesehen, doch lassen Sie uns mit Zuversicht hoffen, daß Karl uns bald selbst wird erklären können, wie das Unglück zusammenhängt."

Er erzählte, daß er den Mann im Schloßgarten getroffen habe, welcher einzig diese Reise seines Bruders veranlaßt, und bat Cora, ihm bis auf die volle Ueberzeugung den Verdacht allein tragen zu lassen, den er aus dem Zusammentreffen geschöpft habe, denn er wollte nicht wieder Unrecht thun. Als sie ihr Auge mit innigem Zutrauen auf ihn richtete, wurde er unruhig und sagte mit ganz verändertem Tone: „Ich muß überhaupt fort. Sie

Digitized by Google

sind nun hier — mag's gut oder schief gehen, ich kann nichts mehr helfen, und wenn mein Bruder gesund wird, ich aber an meiner alten Wanderkrankheit das Zeitliche gesegnet, was hab' ich davon? Sie könnten ein schönes Gedicht auf mich machen, das wäre Alles!"

„Paul, aus Ihnen spricht jetzt ein fremder Geist!" rief Cora.

„Sie erschrecken mich, reizende Schwägerin! Bin ich in Ihren schönen Augen eine solche Ruine, daß schon fremde Geister in mir spucken? Wenn Sie mein Gebäude bewohnen wollten — à la bonne heure! Mir hat heut obenein ein Mensch gesagt, der ein Metaphysiker und Doctor utrüsque juris ist, wenn Ihr Bruder stirbt, heirathen Sie die Wittwe!" Cora stand bis in ihr Innerstes empört auf.

„Ich bin an Körbe gewöhnt, geniren Sie sich nicht! — Doch Scherz bei Seite! Ich verbrenne mir die Flügel bei Ihnen und muß mich daher wieder in eine recht hochgehende Wasserhose stürzen, versteht sich von Vergnügungen! Gegen Sentimentalität die beste Kur. Meinen beneidenswerthen Bruder überlasse ich Ihnen."

Cora antwortete ihm nur durch eine schwache Bewegung der Hand.

„Meine Adresse werde ich natürlich zurücklassen. Da ich noch vierzehn Tage in Frankfurt bleibe, dürfen Sie nur winken, so bin ich wieder da. Schreiben Sie mir bald, ob ich Wahrheit prophezeit habe, daß mein Bruder auf dem Wege der Genesung ist — ich werde Ihnen die Schlüssel zu allen Schlössern des zahlreichen Kofferheeres geben, das mein Bruder mit in das Feld geschleppt. Geld ist noch in Fülle vorhanden, die Liquidation des Doktors senden Sie mir gefälligst, ehe Sie zahlen, ich will sie erst prüfen." Alles das sprach Paul im gleichgültigsten Geschäftstone.

„Aber der Brief an Sie, welchen mein Bruder noch geschrieben, dieser Brief, welcher vielleicht den wichtigsten Aufschluß geben könnte, nicht wahr? Wollen Sie ihn lesen? Ich habe ihn zurückbehalten."

„Sie?" rief Cora.

„Ich!" bestätigte Paul gelassen. „Ich habe mich in Ihre ehelichen Geheimnisse eingedrängt."

„Geben Sie mir diesen Brief!" sagte sie bebend vor Unwillen.

„Natürlich. Aber ich habe ihn nicht hier, sondern in Frankfurt. Morgen sollen Sie ihn haben, mit einem kleinen Exposé der ganzen angenehmen Geschichte, welche aus meinem armen Bruder beinahe einen stillen Mann gemacht hätte. — Wollen Sie zu ihm gehen?"

„Ja, zu ihm!" rief Cora mit dem Ausdrucke tiefen Weh's. Dort am Schmerzenslager ihres Gatten, zu seinen Füßen, suchte sie — wie ein Verfolgter in das Heiligthum sich rettet — die schirmende Zuflucht!

Paul verließ mit leisem Schritte das Zimmer und schrieb in dem seinigen viele Stunden lang, dann aber traf er Anstalt zur Abreise, vor welcher er nur noch einen flüchtigen Abschied von Cora nahm, so gleichmüthig, als sey Alles, was er gethan oder gesprochen hatte, ganz in der Ordnung gewesen. Er hatte gar kein Auge für den Geist, der aus ihrem Antlitze wohlverständlich zu ihm redete, er gratulirte nur zu der gesteigerten Hoffnung, welche auch der Arzt bestätigt hatte, daß ihr Gatte bei Schonung und treuer Pflege die schwere Wunde überstehen werde, dann verbeugte er sich mit einer gewissen kalten Ironie, welche Cora noch schneidender traf, und ging, um den bereit stehenden Wagen zu besteigen.

Tage vergingen noch in Ebbe und Fluth der Hoffnung; endlich that der Arzt den entscheidenden Ausspruch, welcher die bangende Frau unendlich beglückte. Sie fühlte sich in treuester Pflichterfüllung so selig, auch der Arzt hatte gesagt, daß nur sie den Kranken gerettet habe, sie widmete sich seiner Pflege mit der innigsten Hingebung. Oft wollte er nun sprechen, ihr Alles erzählen, aber sie duldete es noch nicht, obgleich der Brief, welchen ihr Paul zugesichert hatte, ausgeblieben war. Statt seiner kam endlich ein Schreiben von der vorgesetzten Behörde ihres Gatten. Sie war zweifelhaft, ob sie es dem Kranken geben solle, der Arzt verbot es aber und rieth ihr, das Schreiben selbst zu lesen, wobei er, im Fall eine „weitere Veranlassung" nöthig, seine Dienste antrug. Cora erbrach also herzhaft das Dienstsiegel. Sie las von dem „lebhaften Bedauern", welches das ihren Gatten betroffene Unglück erregt, und daß der Thäter bereits durch die Bemühungen des Legationsrathes von Schönfels, seines Bruders, ermittelt sey, wiewohl man seiner noch nicht habhaft geworden. Was den für ihn durch seinen Bruder beantragten Nachurlaub betreffe, so werde derselbe mit Vergnügen bewilligt, um dem Allerhöchsten Dienste einen so zuverlässigen und pflichtgetreuen u. s. w. Für seine Stellvertretung sey von Amtswegen gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Reliquien von Noah und Ulysses.

Vor Kurzem schwamm die Ente durch die Zeitungen, daß man bei Gibraltar in einer Kokosnuß einen Brief von Kolumbus entdeckt habe. Diesen Puff bespöttelt nun der Charivari, indem er erzählt, daß ein Krabbenfischer so glücklich gewesen

Digitized by Google

sey, in einer Felsenspalte bei Etretat eine kleine Flasche aufzuspüren. Sie war sorgfältig verkorkt, der Fischer brach sie auf, fand ein Pergament, und brachte es zu einem Sprachkundigen; dieser erkannte sogleich, daß es von Vater Noah unterzeichnet war und folgende Worte enthielt: Achtunddreißig Tage sind es nun bereits, daß ich auf dem Wasser schwimme. Ich befinde mich, Gott sey Dank, ziemlich wohl, eben so meine Kinder, aber meine Thiere machen mir den Kopf recht warm. Der Fuchs läßt sich nicht undeutlich anmerken, daß er die Hühner fressen will, die Wölfe fletschen vor den Schafen die Zähne, und der Löwe blickt mich von Zeit zu Zeit in einer etwas beunruhigenden Weise an. Gestern schickte ich eine Taube zum Kundschaften aus, die Vagabundin ist aber noch nicht zurückgekehrt. Meine wilden Bestien werden immer hungriger. Wie wird das Alles endigen! Sollten sie mich fressen, so wird hoffentlich Jemand dieses Dokument finden. Gez. Noah."

Ganz neuerdings soll noch, fährt der Charivari dann fort, ein Kistchen mit einer Reliquie des Ulysses unweit Marseille von einem Taucher aufgefischt worden seyn. Die letztere bestand aus einer Papyrusrolle, aus der man entzifferte, wie folgt: „Nachdem ich mich auf Kalypso's Ogygia verproviantirt hatte, segelte ich nach Ithaka, und glaubte die Küste schon in Sicht, als wüthende Stürme mich wieder hinausschlenderten in die hohe See. Zwei Monate irrte ich schon umher; nach einem leisen Knoblauchsgeruch, der mir entgegenweht, scheint es, daß ich an der provençalischen Küste bin, ich zweifle jedoch, daß ich sie lebend erreiche. O mein Penelope, lebe wohl, auf ewig wohl! Apropos! wenn Du in den Zeitungen meinen Tod anzeigst, so setze doch hinzu, daß ich einem jungen Literaten, Namens Homer, die Herausgabe meiner Memoiren erlaubt habe, mir jedoch ernstlich verbitte, Theaterstücke auf mich zu machen. Sollte mein Fahrzeug untergehen, so wird hoffentlich Jemand dieß Dokument finden. Gez. Odysseus."

Mannigfaltigkeiten.

Ein interessanter Fall der Benützung des submarinen Telegraphen kam in neuester Zeit vor und liefert zugleich den Beweis, daß die Londoner Polizei sich in vielen Fällen noch immer besser bewährt, als die französische. Der Fall ist dieser: Zwei junge Leute, die kaum dem Knabenalter entwachsen waren, entflohen heimlich von ihren Eltern. Man wußte nichts weiter von ihnen, als daß sie sich in Dover eingeschifft und wahrscheinlich nach Paris begeben hätten. Der Hofmeister der beiden jungen Leute wurde von den Eltern sofort nach Paris geschickt, und die ganze Pariser Polizei wurde aufgeboten, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden. Aber das zahlreiche Polizeiheer des Herrn von Maupas strengte vergebens seinen Witz an; es konnte auch nicht die leiseste Spur der Flüchtlinge aufgefunden werden. Den 10. v. Mts. erhält der Hofmeister in Paris folgende telegraphische Depesche von dem Bureau der Londoner detective Police: „Begeben Sie sich augenblicklich nach Fontainebleau. Ihre beiden Zöglinge befinden sich seit gestern Morgens daselbst im Viktoriahotel." Den 11. brachte der Telegraph die Antwort zurück, daß die Angabe der Londoner Polizei richtig gewesen.

[Ueberraschung]. Schultze. Wat hast Du'n Deiner Frau zu Weihnachten geschenkt?

Müller. Ick habe ihr sehr überrascht!

Schultze. So? Wohl wat, was se sich gewünschen hat?

Müller. O ne, ick habe ihr sehr überrascht!

Schultze. Du hast ihr wohl neie Möbel jekoost?

Müller. O ne, ick habe ihr sehr überrascht!

Schultze. Na wat hast de ihr denn nu jeschonken?

Müller. Nu jar nischt: — die Ueberraschung hätt's de sehn sollen!

Louis Napoleon soll Willens seyn, die polytechnische Schule in Paris aufzuheben. Er soll geäußert haben, daß er sich von solchen übermüthigen Schulbuben keine Vorschriften machen lasse, wie er zu regieren habe.

Theater.

*** Aschaffenburg. 14. Februar. Die gestrige Aufführung des Vaudeville's: „Mariette und Jeanetten" oder „die Heirath vor der Trommel" war wohl eine der schwächsten, die wir bisher sahen. Bezüglich des Spieles wollen wir für heute nichts erinnern: was aber den Gesang anbelangt, so wurde unser Trommelfell gar oft auf eine harte Probe gestellt. Selbst Frau Herbold vergriff sich öfter höchst störend in der Tonlage, was wir bisher in so auffallendem Grade von ihr nicht gewohnt waren. Besser sprach die eigentliche musikalische Bildung von Frau Kern an, wenn auch darin Mangel tiefer musikalischer Bildung nicht zu verkennen war. Was endlich die Chöre anbelangt, so machten wir leider die wiederholte Erfahrung, daß die männlichen Gesangskräfte der Gesellschaft auf dem Gefrierpunkte stehen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 28 18. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Nach einer kurzen Rast fuhr er mit ihr in den See hinaus, der im Abendschimmer unbeweglich lag. Eva lenkte das kleine Fahrzeug am Ufer hin, dann über eine Bucht fort und endlich in einen weiten Abschnitt des Wassers, das im Halbkreis sich ausdehnte. Ein Waldhügel trat hier weit in den See hinein und senkte sich steil hinab, überall waren die Ufer hoch und mit schönen Bäumen bewachsen, die träumerisch still hinunter schauten. Die Sonne glühte noch in den Gipfeln und schnitt deren brennenden Kranz scharf von den Schatten ab, die unten schwer und dustig den Wald einspannen. Auf dem See war es lautlos still. In weiter Ferne zogen ein Paar Schiffe, die sich leise fortbewegten, ohne daß man sah, was sie trieb. Wälder von Wasserpflanzen schwankten hin und her, wenn das Auge in die Tiefe sah, und auf der Oberfläche lagen breite Blätter, aus denen zahllose Lilien schimmerten, die ihre großen Kelche geöffnet hatten und süßen Duft ausströmten.

Eva leitete den Kahn auf schmalen Wasserstraßen durch diese blumigen Irrgärten, und Eugen betrachtete das schöne Bild mit künstlerischer Empfindung, es stimmte ihn nachdenkend und weich. Ihm fielen Goethes Schwermuth athmende Worte ein: „In allen Wipfeln ist Ruh," und er sagte sie laut, indem er sich seinen Gefühlen überließ. Eva legte das Ruder fort, um ihm besser zuzuhören. Die Gedanken des großen Dichters regten sie lebhaft an.

Wie schön Sie das sagen können, Herr Eugen, rief sie, als er schwieg, und doch klingt es so traurig. Es ist mir, als habe ich es schon gehört.

Wer könnte es Ihnen gesagt haben?

Adam, erwiderte sie.

Wie, Adam hat es gesagt? fragte er.

Oft fahre ich hierher mit ihm, erwiderte sie, denn dieß ist ein Lieblingsort für uns beide. Wenn der Abend zu glühen aufhört, die Nebel leise über den See ziehen, und dann der Mond über den Wald kommt und sie verjagt, ist es wohl noch schöner hier, als jetzt. Wir fahren dann durch alle die kleinen Wasserstraßen, welche die Fische sich gemacht haben und obwohl Adam fast immer froh und heiter ist, kann er doch auch traurig seyn. — So war es neulich einmal, als wir im Mondlicht nach Haus fuhren. — Der See war wie Silber so licht, die Lilien standen glänzend wie weiße Rosen in einem prächtigen Garten, und in der Ferne sah es aus, als wüchsen sie aus dem Wasser empor und ihre breiten Blätter schaukelten in der Luft. Dazu war der Wald dunkel und schwer und Alles so still und so geheimnißvoll im Himmel und auf Erden. — Da sah mich Adam lange an; er saß bei mir und faßte meine beiden Hände, bis seine Stirn darauf nieder sank. — So trieb unser Schiffchen mit uns fort.

Endlich aber fragte ich ihn, was ihm sey, und ganz sanft antwortete er mir, wie es sonst nicht seine Art ist: Ueberall ist Ruhe, Eva; kein Wind, keine Welle, kein Vogel im Wald, der nicht schläft; Frieden überall, nur in mir nicht, Eva. Ich möcht' da unten seyn, wo die Herzogin wohnt, möcht' uns beide versenken, damit uns Keiner mehr sieht.

Eugen lachte auf, indem er sich über den Rand des Kahnes beugte und nach einer der Lilien haschte.

Lassen Sie los, Herr Eugen, rief das junge Mädchen. Das ist der Garten der Herzogin, und wer ihre Blumen bricht, den verfolgen ihre Geister, wohin er auch gehen möge, und bringen Unglück über ihn. Aber mit kecker Hand brach Eugen die Blume ab, deren zähfaseriger Stiel seiner Hand entschlüpfte, daß nur der Kelch darin zurückblieb.

O! die arme Lilie, sagte Eva. Sie haben sie nur verderben und zerstören, aber ihre Wurzel nicht ausreißen können; die werden unten von den Wassergeistern festgehalten. — Werfen Sie sie fort!

Nein, erwiderte Eugen, möge Jeder behalten, was er hat. Alle Geister Ihrer Gnaden, der Herzogin, sollen mich nicht bewegen, von meiner Beute

Digitized by Google

abzulassen. Ich will sie mitnehmen, kleine Eva, und zusehen, welches Unglück sie mir bringt.

Und nun erzählen Sie mir die Geschichte der erhabenen Fürstin, fuhr er fort. — Wie prachtvoll die Sonne sinkt! Wie der Feuerball dort unten auf den Wassern ruht, und alle Bäume röthlich schimmern, wie junge Mädchen, die in süßer Scham den Geliebten erwarten.

Still, sagte Eva lächelnd, alle diese Blumen sind die Hoffräulein der Herzogin. In der Nacht tauchen sie tief in den Grund, und werden, was sie waren. Es steht ein Palast tief unten, da tanzen sie, bis der Morgen kommt, aber mit dem ersten grauen Tagesgeflimmer steigen sie wieder als Lilien auf.

Das ist ein lustiges Leben, kleine Eva, und wirklich, ich fühle Gewissensbisse, eine dieser jungen Damen so elendiglich ermordet zu haben.

Eva hob den Finger auf und sagte schalkhaft drohend: Ich fürchte sehr, Herr Eugen, sie wird sich rächen. Kein Mensch hier umher würde das wagen, was Sie gewagt haben. Jede Blume wird sorgsam gehütet; selbst Adam, so keck er ist, streckte noch nie seine Hand darnach aus.

Der Himmel hatte sich inzwischen mit brennender Gluth bedeckt, welche weit über das strahlende Gewölbe zog. — Der große See spiegelte Alles zurück, als thäten sich seine Tiefen auf und ließen Ströme von Licht und Farben hervorquellen. Eva hatte ihre Augen erhoben, sie sah begeistert in den Himmel, und ihr Gesicht war so schön, daß Eugen sie still betrachtete.

Nach einer Weile begann sie: Die Herzogin, Herr Eugen, war ein armes Fischermädchen, um welche viele Freier vergebens warben. Endlich, als sie einst am Ufer stand und ihres Vaters Netze trocknete, befand sich plötzlich ein junger Mann an ihrer Seite, ohne daß sie wußte, woher er gekommen war. Herrlich war er anzuschauen, aber blaß. Sein grünes glänzendes Jagdkleid schimmerte von Perlen und Edelsteinen; er bat sie um Liebe und gelobte Alles mit ihr zu theilen. — Wer bist Du? fragte sie. — Ich bin ein Herzog und Fürst, sagte er. Mein Reich ist groß, mir gehorchen Viele. Wenn die Nacht kommt, sey auf dieser Stelle, dann hole ich Dich und führe Dich in mein Schloß.

So geschah es. Sie kam, er reichte ihr die Hand. Einen feuchten Schleier, wie von Mondlicht gewebt, schlug er um sie, und hinter sich hörte sie es rauschen, während eine unsichtbare Macht sie in seinen Armen mit Blitzesschnelle fortriß. Aber in wenigen Augenblicken waren sie an den Thoren eines prächtigen Schlosses, das dort stand, Herr Eugen, wo jetzt die Landzunge und der Wald in den See laufen.

Viele Damen und Herren empfingen sie, alle waren glänzend weiß und wunderschön; alle trugen köstliches Geschmeide und alle waren bereit, dem armen Fischermädchen zu dienen und ihr ihre Huldigungen darzubringen. — Ich könnte Ihnen nun viel erzählen, wie jede Nacht ein Fest war, und wie der Herzog Alles that, um sein junges Gemahl heiter und froh zu machen. Was er aber auch thun mochte, die Herzogin ward immer trauriger, denn sie wußte wohl, daß sie nicht bei denen war, zu denen sie gehörte. — Mit der Morgenfrühe schlief sie ein, und nichts vermochte sie aufzuwecken; sie erwachte erst wieder, wenn in dem glänzenden Schloß zahllose Kerzen und Fackeln brannten.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Der Thäter war ermittelt! Von Cora's Herzen fiel die schwere Last, welche sich noch immer nicht hatte abwälzen lassen — so war ihr Gatte gerechtfertigt und sie konnte sich gern gedulden, bis er selbst ihr den Zusammenhang zu erzählen vermochte. — Aber Paul war in dem Schreiben Legationsrath genannt — oder war es ein anderer Bruder, von dessen Daseyn sie noch nichts gewußt hatte? Sie theilte dem Arzte das Schreiben mit, weil es eben ihren Gatten rechtfertigte, vielleicht auch noch aus einem andern Grunde, den sie sich selbst verhehlte. Der Arzt war sehr frappirt. „Wie? So läge ein Anfall, ein versuchter Mord vor?" rief er. „Ihr Herr Schwager sagte es stets. Es ist ihm also gelungen, den Thäter zu ermitteln — ich muß das wissen, ich werde gleich an ihn schreiben."

„Sie haben doch seine Adresse?"

„Eine offizielle Person in Frankfurt, Diplomat einer Großmacht — bedenken Sie! Aber ich habe auch seine Adresse, denn wir korrespondiren. Sie können denken, daß er sich von mir Krankenberichte senden läßt!"

„„Kann ich meinem Manne den Inhalt des Schreibens mittheilen?" fragte Cora, als er eine Weile fortgeplaudert hatte.

„Noch ein Paar Tage, gnädige Frau. Die Erwähnung des Mörders würde ihn sehr aufregen."

Cora war nun über ihren Gatten beruhigt, und sah in eine freundliche Zukunft. Pläne beschäftigten sie, die Reise in den mildern Landstrich noch bei dieser vorgerückten Jahreszeit möglichst bequem zurückzulegen, bei dem Gedanken an den unvergeßlichen Süden, welchen sie nun bald wiedersehen sollte, an ihren Vater, rollte ihr Blut in freudig

Digitized by Google

erregten Pulsen, und es war nicht das Fernweh mehr, das sie fühlte, sondern die Wonne der Sehnsucht, welche ihrer Befriedigung gewiß ist. Das Fernweh trifft nur die Gefesselten.

Mit der Tante Kramm hatte Cora schon mehrere Briefe gewechselt, der letzte, in welchem sie ihr melden konnte, daß ihr Gatte außer Gefahr sey, brachte ihr eine Antwort von acht Seiten, welche mit rings umher laufenden Randbrocken gleichsam eingerahmt waren. Daß ihr Neffe Karl nicht einer so gottlosen Sünde fähig sey, hatte sie gewußt, wie die Sache eigentlich zusammenhing, konnte sie sich denken, daß Paul kein bloßer Landstreicher, oder freier gesagt, Tourist sey, hatte sie wenigstens schon geahnt und jetzt im auswärtigen Ministerio bestätigt erhalten. Schade, daß er in fremde Dienste gegangen war! „Wir werden uns noch wundern über unsern Paul, denn wie er ist, wissen Sie nicht und Niemand weiß es."

Cora glaubte ihn an demselben Tage gesehen zu haben, ein Mann von seiner Statur war im Dunkel des Abends an dem Fenster ihres Zimmers dreimal vorübergegangen und hatte auffallend hineingestarrt, fast hätte sie ihn angerufen. Aber am folgenden Morgen sagte man ihr, daß es ein Fremder gewesen sey, der Oberkellner hatte ihn auch bemerkt und nach seinem Begehren gefragt, worauf er mit einer gemurmelten Entschuldigung sich entfernt hatte. Er kam jedoch wieder und zwar am hellen Mittage und ließ sich bei Frau von Schönfels melden: Herr Walter. Der Name war ihr fremd, sie bat, den Fremden einzuführen.

Es war ein Mann von schlichtem Wesen, einfach, aber anständig gekleidet. „Ich weiß nicht, ob Ihnen durch Ihren Herrn Gemahl der Name Walter jemals genannt worden ist," begann er nach den ersten Formen des Eintritts. „Mein Vater stand in nähern Beziehungen zu Herrn von Schönfels: Professor Walter."

Cora blickte ihn mit erhöhter Aufmerksamkeit an, sie ahnte bei dem Professortitel, was sie hören werde.

„Waren Sie gestern schon hier? Gingen an diesem Hause mehrmals vorüber?" fragte sie.

„Nein — ich komme so eben an, auf mein Wort! — Sollte — o gnädige Frau, wer ist an Ihrem Fenster vorübergegangen? Beschreiben Sie mir den Mann," — er sprach seine Bitte in tiefbewegtem Ton aus und seufzte tief, als Cora ihm versicherte, daß es zu dunkel gewesen sey, den Fremden zu erkennen.

„Es ist mein Vater, mein unglücklicher Vater!" sprach Walter. „Möchte ihn doch Gott in meine Hände führen — sonst nimmt es ein schauderhaftes Ende. Sie verzeihen, daß ich Sie mit meinen Sorgen belästige, aber Sie sind gewissermaßen auch dabei betheiligt. Haben Sie je von Theodora Walter gehört, meiner Schwester?"

„Theodora? Ja wohl! Den Zunamen wußte ich nicht —" rief Cora lebhaft.

„Es war meine Schwester — auch sie hatte das Geschick, das meinen unglücklichen Vater zuletzt so namenlos elend gemacht hat, sie war geisteskrank, aber nur in einzelnen, seltsam in ihr Leben verwebten Momenten trat es verstörend hervor, was sonst nur in Visionen, die sie verschwieg, oder in fixen Ideen, von denen sie nur gegen Freunde sprach, sich äußerte. Kein Mensch ahnte ihren Zustand, kein Mensch dachte nur entfernt daran, daß mein Vater geisteskrank seyn konnte. Er galt für originell, seine Paradoxen gefielen, sie gaben Stoff zum Nachdenken, er hielt zahlreich besuchte Vorlesungen, auch Ihr Schwager, der Legationsrath, ist sein Schüler gewesen. Mit Ihrem Herrn Gemahl war er bekannt geworden und — hier berühre ich nur den zarten Punkt, weil ich muß — er glaubte, ohne Grund, daß Herr von Schönfels meine Schwester auszeichne, daß eine Verbindung zwischen Beiden verabredet sey. Ohne Grund, sagte ich, denn ich weiß, daß Theodora eine andere Neigung hatte, ich weiß das ganz allein und sie ist darüber eingegangen, wie eine Blume. Mein Vater aber baute sich nun ein völliges System, knüpfte an seine Ideen finanzielle Interessen — o wie mögen Sie über mich urtheilen, daß ich so von meinem Vater spreche! Aber wenn ich Ihnen sage, daß er seit einem Jahre, ein verlorner Mann, in der Welt umherirrt, daß seine, zur festen Ueberzeugung gewordene Idee ihn noch nicht verlassen hat, daß ich für ihn gerade Ihrer Großmuth bedarf —"

Ein leises, schrilles Klingen, wie von zerbrochenem Glase, machte sich in diesem Momente hörbar, und fast zugleich ein Schrei des Kranken, Cora eilte erschrocken hinein und rief, kaum in die Thür getreten, nach Hülfe. Walter eilte ihr nach — welcher Anblick bot sich ihm! Ein Mann, den er nur zu wohl kannte, war vom Garten her durch eine eingedrückte Scheibe, die ihm erlaubt, das Fenster zu öffnen, in das Zimmer geklettert und stammelte jetzt, da er die Kommenden sah: „Gott! Ich will ja nichts! Ich will ja, will ja nur fragen —" Aber Walter hatte schon seinen Arm ergriffen und rief: „Ich bitte Dich, komm! Welches Unglück führt Dich hierher? Wenn Du mich noch lieb hast, komm mit mir!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Das „Stuttg. N. T." erzählt folgende Anekdote aus dem Leben Louis Napoleons: In jenen Tagen, wo auch der kühnste Prophet nicht ahnte, daß einst Louis Napoleon das Oberhaupt der Franzosen werden würde, brachte derselbe einige Zeit auf dem bescheidenen, aber sehr schönen Landsitze Arenenberg zu. Damals hatte er alle Zeichen seines Ranges abgelegt und lebte ein einfaches bürgerliches Leben. So kam es, daß unser in letzter Zeit so vielgenannter Landsmann Heinrich Loose, der gerade in jener Periode auch dort weilte, häufig mit demselben die Abende zubrachte. Eines Abends kam man auch, nachdem man schon über Mehreres disputirt hatte, auf die Zukunft zu sprechen, und Louis Napoleon, angeregt von H. Loose, gab Letzterem die Zusage, wenn er einst Oberhaupt der Franzosen seyn werde, wolle er ihm, Loose, eine seinen Kenntnissen angemessene Stellung in seinem Reiche geben. Jahre sind seit jenem Abende verflossen, die vox populi erfüllte jene Bedingung, Prinz Louis Napoleon ist Oberhaupt der Franzosen geworden. Heinrich Loose wandte sich nun an den Präsidenten, fragte an, ob er sich jener Worte noch erinnere, und erhielt die Antwort: „Wir erinnern Uns Unserer Worte noch recht wohl, und Wir werden Sie rufen lassen, wenn Wir Sie brauchen werden."

Aus Dresden geht die Nachricht von einem Verluste ein, der in ganz Deutschland schmerzlich empfunden werden wird. In den ersten Frühstunden des 7. Februar ist daselbst der Dichter und Maler Robert Reinick nach einem dem Anschein nach ganz unbedenklichen Unwohlseyn vor einigen Tagen plötzlich verschieden.

Theater.

*** Aschaffenburg, 16. Februar. Bei der gestrigen Aufführung des Ritterlustspiels: „das Turnier zu Kronstein" von Holbein, verdient vor Allem Herr Weiser als Konrad von Starkenburg alle Anerkennung und bewährt derselbe überhaupt das von uns bereits nach seinem ersten Auftreten dahier abgegebene Urtheil, daß er ein gründlich gebildeter, mit schönen Anlagen, namentlich einer klangvollen Stimme und einem angenehmen Aeußern begabter Schauspieler sey, der auch einer größeren Bühne Ehre machen würde. Dabei gereicht demselben gleichfalls zum Lobe, daß er bisher, trotz seines häufigen Auftretens, jedesmal mit Fleiß seine Rolle sich zu eigen machte. Nur das möchten wir Herrn Weiser bemerken, daß er uns als Liebhaber öfter nicht warm genug scheint, ein Mangel, dem er bei seinen Anlagen leicht abhelfen könnte. — Auch Frau Kern gefiel uns heute viel besser und gab sich dieselbe sichtlich alle Mühe, mehrere ihr bisher zur Gewohnheit gewordene Fehler zu vermeiden. Was ihr Spiel selbst betrifft, so hatten wir noch nie Bedeutendes daran auszusetzen, indem wir nur mit der Art ihrer Deklamation nicht einverstanden seyn konnten; Letztere würde, abgesehen von dem früher Gerügten, jedenfalls noch mehr gewinnen, wenn Frau Kern sich bemühen wollte, das r namentlich im Affekte reiner, d. h. mehr mit der Zunge als dem Gaumen auszusprechen. Wenn es derselben endlich gestern mitunter im Memoriren etwas gebrach, so findet dieß in dem Umstande, daß sie bisher fast bei allen Vorstellungen, und zwar meistens in Hauptrollen thätig war, leicht Entschuldigung. — Herr Budemann als Stürmer war gestern gleichfalls recht brav und wirkte seine freilich dem Ohre nicht recht zusagende Aussprache bei der Natur dieser Rolle weniger störend ein. — Herr Lowartho hatte zwar nach unserm Ermessen die Rolle des Kanzlers nicht nach der Intention des Dichters aufgefaßt, doch blieb er seiner Auffassung treu und kann ihm deßhalb gleichfalls die Anerkennung nicht versagt werden. — Frau Weiser-Weidner endlich bewährt sich stets als eine gewandte, denkende Schauspielerin.

Was nun die heutige Benefiz-Vorstellung des Herrn Goldammer betrifft, so bekundete der ungewöhnlich zahlreiche Besuch des Hauses sowohl als der gespendete reichliche Beifall die Anerkennung, welche das hiesige Publikum den bisherigen Leistungen des Genannten zollt. Derselbe rechtfertigte auch heute wieder die von ihm gehegten Erwartungen, wie auch Herr Weiser und Fr. Herbold. Frau Goldammer war, was Spiel und Gesang anbelangt, ganz vorzüglich und ihre Aussprache bei dem Charakter ihrer heutigen Rolle weniger störend. Die heutige Rolle des Herrn Kern sagte demselben besser als alle bisherigen zu. Frau Weiser-Weidner bleibt sich gleich. Herr Lowartho war recht brav und eignen sich Rollen dieser Art am besten für ihn. Was endlich Herrn Meyerer betrifft, so ist dessen Spiel, wie schon öfter gesagt, noch viel zu wenig abgerundet, um zu gefallen; entschuldigend mag ihm übrigens zur Seite stehen, daß er sich bisher in den verschiedensten Rollenfächern bewegen mußte, ein Umstand, der wenig geeignet ist, Anlagen, welche doch meist nur nach einer gewissen Richtung hin vorhanden sind, zur künstlerischen Ausbildung gelangen zu lassen.

Die von Frau Goldammer und Frl. Streb aufgeführten Ballettänze gewährten zwar keinen Kunstgenuß, wurden jedoch als eine angenehme, hier noch wenig vorgekommene Erscheinung, mit Beifall aufgenommen

Charade.

Die Erste ist des Kindes erster Laut;
Die Erste und die Zweite des blauen Maines Braut;
Die Zweite und die Dritte ruft der Herr dem Diener zu,
Der, allzu träg, sein Werk zu fördern säumt;
Die Fünfte ist der Berge schönste Zier.
Das Ganze ist am rechten Mainesufer
Ein Städtchen hochgeweiht den Musen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 29 20. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Endlich, als ihre Sehnsucht nicht mehr zu stillen war, und ihre Thränen nicht aufhören wollten, versprach ihr der Herzog, daß sie ihre Eltern wiedersehen sollte, und ihre Brüder und Verwandten; doch mußte sie geloben, mit keinem Worte zu verrathen, wo sie gewesen sey und was mit ihr geschehen. Wenn aber der Mond wieder voll am Himmel stehe, müsse sie zurückkehren.

Nun brachte sie ein prächtiger Wagen vor ihres Vaters Hütte, den vier weiße Rosse zogen. Es war eine Freude und ein Entzücken über alle Maßen. Jeder wollte hören, wo sie gewesen sey, allein sie sagte es Niemandem. Die reichen Geschenke, welche sie austheilte, beruhigten die Neugierigen vor der Hand; bald dann sah man das Fischermädchen in ihren bunten Röcken über Wiesen und Felder laufen, hörte ihre Lieder klingen, die einst von Allen bewundert wurden, und sah sie bei den Netzen sitzen, heiter lachend mit ihren Brüdern und Freunden.

Darunter war aber Einer, der hatte früher schon ihr gefallen, doch hatte sie es ihm nie merken lassen. Jetzt als sie ihn wieder sah nach Jahr und Tag, kam er ihr schöner als je vor, und auch er war ihr noch mehr gewogen. — Von Tag zu Tag wurde sie unruhiger, und je größer der Mond wuchs, um so höher stieg ihre Angst. Sie sagte nichts, wie man auch in sie drang, selbst dem Priester nichts, der geholt wurde; sie rang die Hände in Schmerz und Jammer und in der letzten Nacht lief sie an den See hinaus und bat in die Wellen hinein: Nur noch einen Mond schenke mir, nur einen Mond noch! — Aber ein dumpfes Murmeln zog über das Wasser und ein leiser, eiskalter Hauch drang ihr in's Ohr und sagte: Nein!

Da machte sie sich am nächsten Abend auf, als Alle zur Ruhe waren, die sie liebte. Sie küßte ihres Vaters Mund und ihre Mutter, und weinte und herzte sie zum Letztenmale. Doch sie hörten nichts davon, die Geister der Nacht hatten sie eingeschläfert. — Sie zog ihre schönen weißen Kleider wieder an und schmückte sich mit den Ketten von Edelsteinen; dann ging sie zitternd an den Busch hinaus, wo der Fremde sie zum Erstenmale gesehen hatte.

Und als sie dort stand, faßte plötzlich eine Hand die ihre, aber es war eine warme Menschenhand und eine Stimme, die Stimme ihres Freundes, sagte bittend: Wo willst Du hin? Bleib bei mir, ich lasse Dich nicht! — Sage mir, was Dich von uns treibt, rief er dann noch inniger, ich will Dich frei machen und koste es auch mein Leben. — Sie sank in seine Arme und seufzte, doch eben als sie sprechen wollte, kam ein Windstoß und schleuderte ihn fort, und hinter dem Busche schnaubten vier weiße Pferde mit feurig rothen Augen.

Im nächsten Augenblick saß die Herzogin in dem Wagen von Krystall, und fort ging es, daß dem Fischer, der sich an eine Achse geklammert hatte, die Sinne vergingen. Aber er ließ nicht los, und plötzlich donnerte der Hufschlag über eine Brücke und vor ihm lag ein glänzendes großes Schloß; aus dem kamen viele wunderschöne Fräulein, Herren mit Fackeln und ein bleicher, großer Mann, der eine goldene Krone trug und lächelnd die Arme ausbreitete, als der Krystallwagen geöffnet wurde.

Da sprang der Fischer vor und öffnete auch die Arme, und die Herzogin stürzte sich hinein und schrie verzweiflungsvoll: Rette mich! Rette mich und fliehe! Alles ist Lug und Trug, kein Blut, kein Fleisch, kein Herz und keine Seele wohnt in ihnen!

Das waren ihre letzten Worte. Denn kaum waren sie gesprochen, so krachte der Boden und spaltete sich. Ein Donnerschlag warf den Fischer nieder, und als er aufwachte, war es Tag. Er lag dort unter den Bäumen auf der Landzunge, und nie hat man das Schloß wieder gesehen. —

Hier wurde Evas Erzählung durch einen hellen Fischerschrei unterbrochen. Sie waren ganz in der Nähe des Hauses und sahen im Abendschein eben vor sich hin einen Kahn an den Steg stoßen.

Digitized by Google

Es ist Adam, rief Eva. Und dort steht mein Vater.

Der Hauptmann stand wirklich am Laude mit einem Gefäße beschäftigt, in welches er seine ganze Kriegsbeute des langen Tages geschüttet hatte. Adam hockte neben ihm und untersuchte den Fang, der sehr reich ausgefallen seyn mußte; denn Beide bemerkten das naheude kleine Fahrzeug, das geräuschlos an den Weidenbüschen hinschwamm, nicht eher, bis es wenige Ellen von ihnen war.

Himmel Element! schrie der Hauptmann ganz erstaunt. Was ist das? Ist er's, Adam?

Ja, ja Herr, sagte dieser nicht weniger verwundert.

Eugen sprang auf den Steg und milderte die Verlegenheit des alten Soldaten, indem er sich ihm kurz und bündig vorstellte. — Ich kam zu spät, sagte er, und da ich die Schuld trage, hielt ich es für Recht, zu bleiben und Sie zu erwarten.

Hausberg trockuete seine nassen Hände, und während der junge Mann ihm seinen Auftrag wiederholte, einige Fragen beantwortete und über sich und seine Reise ein Paar allgemeine Bemerkungen hinzufügte, betrachtete er ihn aufmerksam. Das fein geschnittene Gesicht mit freier Stirn und lebhaften Augen mußte Erinnerungen in ihm erwecken, denn er nickte mehrmals leise und trat dann näher heran, um zu prüfen, ob er einen vollen Kopf höher sey als Eugen. Zuletzt warf er keinen eben günstigen Blick auf das Bärtchen, das seines Gastes Lippe bedeckte, und einen noch gräulicheren auf das kurze dunkle Haar, das an den Seiten des Gesichts wuchs.

Es ist mir wahrhaftig lieb, Sie hier zu finden, sagte er dann, lieb, Sie zu sehen, Herr von Werder. Sie erinnern mich lebhaft an Ihren Vater, der ziemlich auch so aussah, mit Abrechnung der Haare da, die damals nicht geduldet wurden. Nun, Jeder nach seiner Façon. — Geben Sie mir Ihre Hand; so, stehen Sie gerade. Wie viel Zoll?

Sie meinen meine Länge? fragte Eugen lachend. Ich weiß es nicht.

Sie wissen es nicht? — Adam hierher!

Adam richtete sich stolz neben Eugen auf. Er war beinahe so groß, wie der Hauptmann.

Adam hat zehn Zoll, Sie haben höchstens sechs, sagte er. Gerade so viel wie Ihr Vater. — Adam, trage die Fische fort, Angeln und Geräthe, wohin sie gehören. Suche aus, Eva, was dir gefällt, das Andere gib dem armen Weibe nebenan. Marie soll kochen, rasch dabei seyn, habe Hunger mitgebracht. Hierher, Herr von Werder, in die Laube bis der Tisch gedeckt ist. — War ein prächtiger Tag; Zug um Zug. Beiß du und der Satan! — Sie müssen wissen, Herr, — was sind Sie? Lieutenant? — O, kann's wohl denken. In der Garde? Nicht so? Kavallerie, Husar?

Ich bin Maler.

Was? fragte der alte Soldat ihn starr betrachtend und den Arm aufstemmend.

Maler, sagte, Eugen noch einmal.

Mord-Element! stöhnte Hausberg — Maler! Was? Dummes Zeug! Unsinn! Eines Generals Sohn — Ihr Vater, sagen Sie, gilt noch immer etwas bei den höchsten Herrschaften, und dabei Maler?! — Machen Sie das einem Andern weiß, Herr von Werder. Maler — Farbenklerer — Pinselkasten! — Donnerwetter! Pfui Teufel! es ist nicht wahr.

Es ist allerdings wahr, theurer Herr Hauptmann, lachte Eugen auf's Höchste belustigt.

Nun, wenn es wahr ist so — geht die Welt bald unter, rief Hausberg. Freilich steht sie schon auf dem Kopfe. Zu meiner Zeit, Kreuz Element! Ein Maler war ein Ding, beinahe wie ein Schulmeister. Es wurde das Einer nur, wenn er weiter gar nichts Anderes werden konnte.

Aber es gab doch auch Hofmaler?

Hofmaler und Hofnarren! schrie der Hauptmann, noch immer voller Zorn. Es gab auch Hofpoeten und allerlei ähnliches Gesindel zur Belustigung für große Herren.

Sie haben nur zu Recht, erwiderte der junge Mann. — Indeß, fuhr er lächelnd fort, mag es geschehen, warum es will, aus Eitelkeit, Hochmuth oder anderer Narrheit, es ist immer schon gut, daß der liebe Gott, der alle Dinge recht macht, es so fügt, daß seine Begünstigten auf Erden Kunstwerke sammeln und besitzen wollen, damit Farbenklerer sammt allerlei anderem unnützen Volk nicht ganz und gar umkommen mag. Ich komme so eben von England zurück. Sie glauben nicht, was die reichen Herren dort für wunderliche Käuze sind.

Brave Burschen, diese Engländer, rief der Hauptmann. Fahren bis nach Norwegen und ins Mittelmeer, um Fische zu fangen.

Und plündern Italien seit Jahrhunderten, um ihre Schlösser mit prachtvollen Bildern und Statuen zu versorgen, die dann Niemand wieder zu sehen bekommt.

Aechte Kerumänner! fiel Hausberg wieder ein. Ich habe von Einem gelesen, der zehn Jahre lang in Norwegen, vom Frühjahr bis zum Winter, auf einer Klippe saß und Lachse fing, ohne ein Wort zu sprechen. — Es kriegt's Keiner hier fertig. — Der Major nicht, ich nicht, der Feldwebel nicht.

(Fortsetzung folgt)!

Digitized by Google

Das Fernweh.

(Fortsetzung.)

Der Fremde war durch Cora's Erscheinung so bestürzt, daß er alle Fassung verloren hatte und sich willenlos von Walter hinwegführen ließ. Wer er war, und in welcher Absicht er, wie ein Dieb, in das Fenster gestiegen, konnte die zurückbleibende Frau nur ahnen, aber sie hatte jetzt nicht Zeit, sich damit zu beschäftigen, da ihr Gatte in heftiger Unruhe, fieberhaft aufgeregt, auf seinem Bett lag und sich von ihr noch immer nicht beschwichtigen ließ.

„Siehst Du, er wird nicht eher ruhen! Ich habe doch keine Verpflichtung zu lösen, soll ich mich wie ein Feigling seinen Erpressungen fügen? Er schrieb mir — lauter Unsinn! Du hast gesehen, wie ich den Brief zerriß. Aber ich hatte mein Ehrenwort gegeben, daß ich gegen seine Tochter keine Verbindlichkeiten gehabt, und er sprach von schriftlichen Beweisen, sprach sogar von — doch, Kind, das will ich gar nicht einmal aussprechen — laß mich immer reden, es thut mir wohl, es erleichtert mir das Herz! Nein, nein, ich will reden, Du machst mich böse! Das war der Professor, von dem ich Dir gesagt, und ich mußte ihn sprechen, er sollte mir die Beweise vorlegen, die mich zum Schurken gemacht hätten — mein Gewissen war rein, wenn ich nicht im Wahnsinn etwas gethan hätte, wovon ich nachher nichts gewußt. Erst mußte ich Paul Alles sagen — ich fand ihn nicht bei Tante Dina, aber unterwegs dann, da trafen wir uns und er schalt mich aus, Deinetwegen! O der Paul, jung, wie er ist, so resolut! Er schalt mich, daß ich Dir nicht offen Alles gesagt — ich war auch heftig und reiste dann weiter, so recht im Trotz — hier sollte ich den Professor finden. Er kam zu mir auf mein Zimmer, brachte nichts von Allem, kein Blatt, keinen Beweis zum Vorschein, aber sie existirten, versicherte er, und ich solle nur gleich Wechsel schreiben, Aktien zeichnen zu patriotischen Zwecken, ich wies ihn zurück, er ging nicht, sondern drohte, zehn Minuten gab er mir Zeit — dann — wer konnte daran glauben! — dann schoß er!"

„Ich beschwöre Dich — laß uns ein Andermal davon sprechen! Der Arzt hat ausdrücklich verboten —"

„O diese Aerzte! Ihre Klugheit! Als ich in Nizza war — aber Cora, Du weinst, Du ringst die Hände! Ich begreife nicht, ich bin ganz wohl. Die Sache ist abgemacht, der Mann ist arretirt, morgen reisen wir. Wahrhaftig, Cora, Du hast mich mit Deinem Fernweh angesteckt, ich kann es gar nicht mehr erwarten, aus diesem Lazareth zu kommen! Künftig machen wir alle Jahre eine große Reise!" —

Als der Arzt, welchen Cora schleunig rufen ließ, sich einstellte und den Kranken sah, erschrack er. Seine Befürchtungen wurden dießmal nur zu traurig erfüllt, es stellte sich in Folge des Schrecks ein heftiges Fieber ein, das bald den gefährlichsten Charakter annahm. Gegen Abend erschien der Sohn des Professors wieder, konnte aber Cora nicht sprechen. Er hatte seinen unglücklichen Vater in Sicherheit gebracht und hörte mit Entsetzen, daß die Folgen der That, welche er schon gnädig abgewendet glaubte, nun doch sich erfüllen würden. Schriftlich bot er der armen Frau des Opfers seine Dienste an, sie hatte nicht einmal Zeit, ihm zu antworten, und sie hoffte ja, daß Paul kommen werde, sie hatte es über sich gewonnen, ihm zu schreiben.

Paul aber war nicht mehr in Frankfurt, sondern hatte, fröhlicher Hoffnungen voll, die Tante in ihrer Einsamkeit aufgesucht, um ihr die gute Botschaft selbst zu bringen, welche er durch sein wohleingerichtetes Telegraphensystem auch ohne direkte Verbindung mit Cora erhalten hatte. In der Freude, daß sich Alles zum Besten gewendet, ging es ihm dann, wie es Charakteren seiner Art gerade in solchen Momenten leicht zu geschehen pflegt, er riß alle Jalousien seines verschlossenen Herzens auf, ließ Luft und Sonnenlicht hinein, aber freilich wißbegierige Blicke von außerhalb. Die Tante war geblendet und erschüttert bis in den Grund ihrer Seele über das, was sie wahrnahm, sie konnte nicht anders, als Paul an ihre Brust ziehen und über ihn weinen.

Einsamer, als je, war es ihr in dem herbstlich düstern Schlosse, nachdem Paul wieder abgereist war, dießmal in wichtiger Mission seines Souveräns und auf längere Zeit. Die Vorwürfe, daß er so ganz mit seiner Familie gebrochen, ihr seine Laufbahn und all' seine Verhältnisse verschwiegen, hatte er lachend zurückgewiesen. „Ich war eine bête noire in der Familie — man hatte mich aufgegeben. Allerdings ist ein exzentrischer Mensch in soliden Zuständen nicht zu brauchen. So wurde ich vergessen — läugnen Sie es nicht, edelste der Tanten. Daß ich als Tourist wieder kam, war keine Lüge, ich bin ein diplomatischer Tourist! — Machen Sie mir übrigens meine Thorheiten nicht zum Vorwurf: wer so lange Kollegien bei einem verrückten Professor gehört, muß etwas von ihm profitiren. Es ist allerdings ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, daß ein verrückter Professor Jahrelang verrücktes Zeug an einer Hochschule lehren kann, ohne daß ein Mensch seinen Geisteszustand merkt. Ich fürchte, wir haben sehr viele seines Gleichen auf den Kathedern." Das waren fast die letzten Worte Pauls gewesen, ehe er schied, und

Digitized by Google

die Tante, völlig mit ihm ausgesöhnt, mußte oft daran denken und lächelte dann immer sehr wohlgefällig. Wie lange blieben aber dießmal die Nachrichten von seinem Bruder aus.

(Schluß folgt.)

Die Tuilerien.

Da die Tuilerien jetzt wieder zu Glanz und Ehren kommen sollen, dürften folgende geschichtliche Notizen über diesen merkwürdigen Palast nicht ohne Interesse seyn. Im Jahre 1518 war das Schloß nichts als ein bescheidenes Hotel, ein kleines Landhaus mit Hof und Garten, in der Nähe eine Ziegel-(tuile)Brennerei, als Franz I. es für seine Mutter, Luise von Savoyen, dem Generalsekretär der Finanzen, von Neuville, abkaufte. Luise von Savoyen ward des neuen Aufenthalts bald müde und gab das Hotel ihrem Kammerdiener, Jean Tiercelin, auf Lebenszeit. 40 Jahre später beschloß Katharina von Medicis, hier einen Palast bauen zu lassen. Sie kaufte das umliegende Gebäude und beauftragte zwei berühmte Architekten mit dem Grundriß. Karl IX. legte am 15. Januar 1566 den Grundstein. Anfangs wurde nur der große Zentralpavillon gebaut. Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. wurden die Pavillons des Marsan und der Flora hinzugefügt. Alle übrigen Theile gehören dem vorigen Jahrhundert an. Im Norden hingen die Tuilerien durch eine Gallerie mit dem alten Louvre zusammen. Ein Dekret der gesetzgebenden Versammlung von 1850 hat den Bau einer ähnlichen Gallerie im Süden verordnet. Ludwig XVI. nahm 1790 in den Tuilerien seine Residenz. Der Nationalkonvent hielt dort seine Sitzungen. Späterhin residirten nacheinander Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X. und Ludwig Philipp in den Tuilerien. In den Februartagen zerschlug der Pöbel Alles, und die provisorische Regierung hatte einen Augenblick lang den Plan, aus den Tuilerien ein Hotel der Bürgerinvaliden zu machen. Zur Zeit Cavaignac's wurden die zerschlagenen Meubel und Vorhänge durch andere aus dem Gardemeuble ersetzt. Der Pavillon Marsan ward Behausung des Generalstabs der Pariser Armee. Einen offiziellen Charakter erhielten die Tuilerien erst wieder durch das Dekret des Präsidenten. In diesem Augenblicke werden alle Pavillons wieder eingerichtet.

Theater.

*** Aschaffenburg, 18. Februar. Die heutige Aufführung des Trauerspiels: „Uriel Akosta von Gutzkow" ging leider vor einem ungewöhnlich leeren Hause vor sich. Den Grund dieser Erscheinung vermögen wir uns nicht zu erklären; denn da wir unmöglich glauben können, daß der Geschmack des größern Theiles des hiesigen Publikums ein derartig verbildeter sey, daß man an Dr. Faust's Hauskäppchen einen größeren Genuß findet, als an einem Stücke, dessen hoher dichterischer Werth allseitig anerkannt ist, so muß der Grund wohl wo anders zu suchen seyn. Jedenfalls aber ist es zu bedauern, daß das neuerliche Bestreben des Herrn Geyser, uns wahrhaft klassische Stücke vorzuführen, nicht mehr thatsächliche Anerkennung findet.

Die Aufführung selbst betreffend, so gereicht es uns zum Vergnügen, das bezüglich des Herrn Weiser jüngst ausgesprochene Urtheil hier lediglich wiederholen zu können. Demselben (als Uriel) verdankten wir heute einen wahrhaften Kunstgenuß und wurde ihm auch deßhalb reichlicher Beifall zu Theil. Frau Kern verdient gleichfalls alles Lob und müssen wir ihrem sichtlichen Bestreben, einzelne störende Angewöhnungen abzulegen, unsere volle Anerkennung zollen. Ausgezeichnet und wahrhaft musterhaft war Herr Goldammer als Ben Akiba. Herr Lowartho als Manasse beging aber leider den großen Fehler, viel zu leise zu sprechen; seine Stimme wurde sehr oft vollkommen tonlos und somit gänzlich unverständlich. Auch hätten wir den Charakter lieber energischer aufgefaßt gesehen. Herr Kern als de Silva war zwar besser, als wir in dieser Rolle von ihm erwartet hatten, allein seine Stimme eignet sich ein für allemal nicht zur Darstellung derartiger ernsten Charaktere. Herr Meyerer als Ben Joahai war im ersten Akte besser als gewöhnlich, in den übrigen Akten sagte uns aber weder Spiel noch Deklamation zu. Herr Geyser war als de Santos am Platze, nur hätte der allerdings wilde Fanatismus dieses Charakters mit mehr Würde gepaart werden sollen, was Herr Geyser namentlich in einzelnen Situationen außer Acht ließ. Frau Weiser-Weidner endlich weiß stets würdig ihren Platz auszufüllen.

Die übrigen Rollen sind von mindrer Bedeutung.

Charade.

Die Erste dient zur Bildung vieler Wörter Dir,
Bezeichnet stets das Gegentheil des Grundworts mir;
Die Zweite wird gewonnen durch des Weibes Fleiß,
Erspart zum Theile auch dem Jäger Müh' und Schweiß;
Das Ganze ist ein Land in einem Kaiserreich.
Gewiß, ein Jeder wird es jetzt errathen gleich.

Auflösung der Charade in Nro. 28:

Aschaffenburg. Veilchen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 30 21. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Und nun wollen Sie nach Haus und weiter malen?

So ist es, erwiderte Eugen. Ich habe Aufträge auszuführen, und denke meinem Vater Freude zu bereiten, wenn ich ihm meine gefüllten Mappen mitbringe. — Ich habe seinen Wunsch erfüllt, und Ihnen meinen Besuch gemacht. Ein glücklicher, überaus glücklicher Tag ist mir dafür geworden; lange noch werde ich an ihn zurückdenken und ihn niemals vergessen.

Ein glücklicher Tag? fragte Hausberg. Wo haben Sie den verlebt? Hier?

Ja, hier.

Geangelt? rief der Hauptmann.

Ich will's meinen, geangelt. —

Und was haben Sie denn gefangen?

Den schönsten Fisch, den dieser See hegt.

Wo, — wo?! schrie der alte Soldat lebhaft.

Lieber Hauptmann, sagte Eugen ihn festhaltend, merken Sie nicht, daß ich nur bildlich spreche? Ich habe mit Eva umhergeschwärmt, im Wald und See. Es ist ein Edelstein, der nur geschliffen zu werden braucht, um den höchsten Werth zu haben.

Dummes Zeug! brummte der Hauptmann, seine Stirn faltend.

Sie haben nur das eine Kind? fuhr Eugen fort.

Es ist ein Mädchen, sagte Hausberg verächtlich. Wollte, daß es ein Junge wäre.

Und weil es ein Mädchen ist, haben Sie sich nicht um sie bekümmert?

Was, bekümmert! fuhr der Hauptmann auf. Sie ist groß geworden, wird noch größer werden.

Aber sie ist aufgewachsen ohne mütterliche Pflege, ohne die liebende Hand einer sorgfältigen Erziehung, unter Fischern und rohen Leuten.

Was zum Henker, Herr! — Was kümmern Sie sich darum? fragte der Hauptmann gereizt.

Ich denke, sagte Eugen, daß ich im Namen meines Vaters, Ihres alten Freundes, spreche. — Wenn er hier säße, wo ich sitze, so würde er Ihnen dieselben Vorstellungen machen. — Hausberg, würde er sagen, Du hast dieß Kind nicht erzogen, wie es Deine Pflicht war.

Wie es meine Pflicht war! — Junger Mann, Jeder in seiner Façon. Gewehr beim Fuß in meinen vier Pfählen!

Ich wiederhole es dennoch, fuhr Eugen fort. Eva ist Ihre Tochter; Ihrem Stande nach mußten Sie größere Sorge für sie tragen, sie nicht wild ohne Beispiel und Lehre aufwachsen lassen, ein Fremdling in der Welt, der sie angehören soll.

Donnerwetter! schrie der alte Soldat, wild auf den Tisch schlagend. Nun ist's genug!

Eins nur noch, sprach Eugen unerschütterlich. Haben Sie nie daran gedacht, was aus diesem Kinde werden soll, wenn Sie nicht mehr seyn werden? — Sie haben nicht daran gedacht, denn Sie würden besorgter gewesen seyn. Vermögen besitzen Sie nicht.

Nein! rief der Hauptmann ingrimmig. Schmale Pension, weiter nichts.

Wer würde als Freund, als Schützer und Sorger bei Eva stehen, wenn Sie heut' abgerufen würden? — Verlassen in einer fremden Welt, würde alles Unglück, das über sie einbricht, Sie anklagen, und mit welchem Herzen wollen Sie das vor sich selbst verantworten?

Der Hauptmann war stiller geworden. Er hatte die Pfeife auf den Tisch gelegt und die Arme gekreuzt. — Es ist etwas Wahres daran, murmelte er vor sich hin, aber — Jeder in seiner Façon! und Herr — Sie sind ein Maler, Sie mischen die Farben, doch Ihre Bilder taugen nichts.

Ich denke doch, Sie haben einigen Eindruck auf Sie gemacht.

Genug Herr, genug! fuhr Hausberg heftiger fort. Beleidigungen dulde ich nicht. — Fort! sage ich.

Eugen stand auf. — Sie heißen mich gehen, erwiderte er gelassen, und ich werde gehen. Beleidigen habe ich Sie nicht wollen; ich habe zu Ihnen offen und ehrlich gesprochen als der Sohn Ihres alten Freundes, ohne Umschweife und Winkelzüge.

Digitized by Google

Leben Sie wohl, Herr Hauptmann, mögen Sie thun, was Sie für Recht halten.

Bleiben Sie! rief Hausberg, als Eugen einige Schritte gegangen war. — So war es nicht gemeint; ich will's bedenken, aber Jeder in seiner Façon und keine Narrenspossen weiter!

So will ich morgen noch einmal wieder kommen, sagte der junge Mann. Für heute gute Nacht, Hauptmann Hausberg!

3.

Der Hauptmann saß noch lange in der Laube. Er hatte alle Ungeduld und allen Hunger vergessen, und während er zum Erstenmale in seinem Leben an Eva's Glück und Zukunft dachte und seinen heftigen Unwillen gegen den unverschämten Maler bedroht sah durch die Gewalt der Wahrheit dessen, was dieser ihm vorgeworfen, hatte Eva bei ihrem Freunde Adam auf einer Bank am Wasser Platz genommen. Diese Bank bestand aus einem schmalen Brett, das Adam über zwei Klötze gebreitet, welche sorgsam im Gleichgewicht gehalten werden mußten. Eva legte deßhalb ihren einen Arm auf Adams Schulter, er den anderen um ihren Leib. So sahen sie auf den See hinaus. Der Mond beglänzte ihre Gesichter und funkelte in zahllosen kleinen blitzenden Furchen über den weiten Wasserspiegel. Die Halme nickten ringsum, die Weidenbüsche flüsterten; die Ferne, dämmernd und gränzenlos, ließ allen Ahnungen Raum, und durch die Stille dieser glänzenden Nacht drang das lustige Geschwätz und Lachen der beiden jungen Leute, die so viel zu sprechen hatten.

Eva erzählte Alles, was sich zugetragen, aber Adam unterbrach sie oft mit seinen Bemerkungen, die zum Theil über Eugen herfielen, doch so gutmüthig klangen, daß Eva mitlachte.

Du kannst den Eugen nicht leiden, sagte sie endlich, darum gefällt Dir nichts an ihm.

Meiner Treu, es ist wahr, erwiderte er. Ich hatte ihn noch gar nicht gesehen, allein sein Name schon machte mir ein Grufeln, ich weiß nicht warum. — Wie kann ein Mensch auch solchen Namen haben, den man kaum aussprechen kann!

Ei Adam, sagte sie, Eugen klingt besser wie Dein Name, und dann ist er ein Edelmann, sein Vater ist ein großer Herr, und was er kann, kannst Du nicht.

Und was ich kann, rief Adam eifrig, soll er bleiben lassen.

Er streckte hierbei den Arm in das Mondlicht aus und schüttelte ihn zornig. Das Brett kam in's Schwanken, beinahe wären sie beide gefallen, nur eine rasche Wendung Adam's, indem er Eva fest an sich drückte, stellte das Gleichgewicht wieder her.

Als sie aufgehört hatten zu lachen, faßte sie ihn am Kinn und sah ihn schelmisch an. Wie Du böse aussiehst, sagte sie. — Hast etwas gegen mich, Adam?

Ei nun, nein! rief er über seine Stirn fahrend, aber es wurmt mich, daß ich nicht hier war, und ärgert mich, wie es mich angeführt hat.

Wer hat Dich angeführt?

Was weiß ich es! Am Ende bin ich es selbst gewesen, sagte er lachend. Ich hatte es klug angefangen, Deinen Vater mit fortzunehmen, und meinte dabei, der fremde Umläufer sollte abziehen. Statt dessen ist er den ganzen Tag hier geblieben und hat sich so lustig gemacht, wie er sagt, wie's ihm lange nicht geschehen ist.

Morgen reist er fort und kommt nicht wieder, Adam.

Glück auf die Reise! rief der Fischerbube, aber weißt' was, lieb Evchen, ich komme morgen schon in aller Frühe, und nehme Dich mit an die Flöße hinüber, wo ich heut' schon die Zeichen einschlagen sollte und es nicht gethan habe.

Närrischer Adam, lachte das Mädchen, ich darf nicht fort mit Dir, und Dein Vater hat längst schon gewettert, daß Du Deine Zeit um nichts hältst.

Ei freilich, sagte Adam kopfschüttelnd, der alte Mann hat auch so Unrecht nicht. Er will einen besseren Beistand an mir haben in seinem Holzgeschäft, und ich versteh's auch gut genug, Eva; aber da müßte ich wochenlang den Fluß hinunter und hinauf, müßte handeln und mit allerlei Leuten umgehen, und könnte nicht bei Dir seyn, Dich nicht sehen, nicht hören was Du sagst.

Mußt Du es denn hören, Adam?

Er sah sie an und nickte ihr zu. — Weiß es Gott! Eva, es ist mir so, als dürftest Du kein Wort reden, als zu mir, und wenn ich denke, denke ich an Dich, wenn ich Dich sehe, ist Alles gut, und weißt', wenn ich fort bin, kommt's über mich, als sollt' ich laufen und Dich suchen, weil mir ist, als ob Du mich gerufen hättest.

Ich rufe auch oft, wenn ich allein bin, sagte sie. —

Rufst mich? rief er sie fester haltend und anschauend. Ich glaube, ich höre Dich, wenn ich weit fort bin, und wär's viel weiter noch in der Welt, ich würde es doch immer hören.

Der Hauptmann hatte schon seit einiger Zeit nahe bei ihnen gestanden, jetzt trat er dicht heran und legte seine Hände auf ihre Köpfe. Es war eine so sanfte, freundliche Begegnung, wie sie Eva selten von ihm erfahren hatte. Sein rauhes Kommandiren ließ sich nicht leicht zu einer Zärtlichkeit herab-

Digitized by Google

War er gesund, so befahl er kurz und bestimmt, und war er krank oder verdrießlich, so verwandelten sich die Befehle in Regimentsflüche.

(Fortsetzung folgt)

Das Fernweh.

(Schluß.)

Endlich kamen sie — Cora brachte sie selbst. Sie war allein im Wagen und war in tiefer Trauer. — —

Monate mußten vergehen, ehe die junge Wittwe einen freiern Blick in das Leben thun konnte. Die Tante hatte endlich mit ihr die trüben Tage des Winters getheilt und nach Kräften gestrebt, ihren Gram zu zerstreuen. Nimmer hätte sie geglaubt, daß dieß schöne, heit're Kind so tief fühlen, daß es bei der Verschiedenheit der Jahre den viel ältern Galten so lieben könnte. Die Tante äußerte sich einmal über das letztere Verhältniß, aber sie erfuhr dabei etwas, wovor sie erschrack: ihre Nichte schien auch hassen zu können! Und es war der arme Paul, welchen ihr Herz traf! Die Tante dachte viel darüber nach, sie hatte schon über die schwarzumflorte Gegenwart hinaus in eine rosige Zukunft für dieß Paar, das so ganz für einander geschaffen schien, geblickt. Armer Paul! Er liebte Cora mit einer so schwärmerischen Gluth. Und er war so edel und hochherzig — ach! er hatte sich in die fernen, barbarischen Regionen versetzen lassen, um nicht seine Liebe zu nähren und zu verrathen. Was mochte dieß starke Herz, das sich sonst gegen alle weichern Gefühle sträubte, gelitten haben, ehe es erlegen war! O, wer einen Blick in das dreifach versiegelte Packet hätte thun können, welches er beim Scheiden der Tante zum Aufbewahren vertraut! Sie sah es oft mit begehrlichen Augen an, sie spielte mit einer Stricknadel am Umschlage. —

Tante, das Briefgeheimniß! Nicht doch, sie ist weit entfernt, es zu verletzen, erschrecken Sie daher mit ihr, als plötzlich aus dem Umschlage ein feines, verlorenes Blättchen auf die Erde flattert — wie sorglos mußte es verwahrt gewesen seyn! Sie hob es auf, sie las es — aber, sie verstand es leider nicht, denn es war in einer ihr völlig unbekannten Sprache geschrieben. O diese unselige Verschiedenheit der Sprachen! Die gute Tante hatte vielleicht in diesem Augenblicke den ersten Anflug eines Verständnisses von jener herrlichen Konzeption Kaulbachs über den Thurmbau zu Babel — sie fühlte praktisch den Fluch der Sprachverwirrung. — Aber das Blatt enthielt ein Gedicht, das sah man an den Zeilen. Es war nichts Verfängliches also, und sie zeigte es Cora als ein gefundenes, fliegendes Blatt.

Cora erröthete ein wenig, als sie die Handschrift sah, aber dieser rosige Hauch wurde zur Gluth beim Lesen, und dann im jähen Wechsel zur tiefen Bläße —

„Was haben Sie, Kind, um Gotteswillen?" rief die Tante.

Cora gab das Blatt zurück und schwieg, sie hätte in diesem Momente kein Wort äußern können, so geblendet und bestürzt war sie über den Blitz, welcher flammend ein düsteres Gewölk in ihrem Leben zerrissen hatte. Die Tante sah nun wohl, woher dieser Blitz gekommen und ließ ihr Zeit und Ruhe, sich zu fassen — sie war schon in Cora's Herzen durch ihr mütterlich gütiges Wesen so fest, daß sie erwarten konnte, das Vertrauen werde nicht ausbleiben. Darüber vergingen aber mehrere Tage und Cora war viel allein. Sie hatte die vier Strophen, welche das Gedicht enthielt, nur zweimal rasch gelesen, aber ihre tönenden Verse waren ihr fast wörtlich im Gedächtniß geblieben, und sie hatte sie gleich, sobald sie in ihr Zimmer kam, aufgezeichnet — die Ueberschrift fehlte, sie gab sie den englischen Versen deutsch und nannte sie: Fernweh. Ihr selbst galten sie — die Sehnsucht, die sie nach der Ferne mit Paul einst getheilt, war in eine Beziehung gebracht, daß sein glühender Ausdruck sie erröthen ließ, dann aber folgten zwei Strophen, vor denen sie erbebt war bis in die Tiefen ihres Herzens — Paul hatte sie über sich selbst getäuscht, mit einer Selbstverläugnung, mit dem Opfer seines eigenen Andenkens! Das aber wußte die Tante schon lange, sie hatte nur noch nicht gewagt, damit hervorzurücken, denn ihrem Sinne nach war ein solches Handeln doch zu überspannt, zu unnatürlich. Sich selbst schlecht machen, sich in das abscheulichste Licht roher Gemeinheit setzen, damit man verachtet wird, nur um nicht etwa möglicher Weise geliebt zu werden? Was wäre denn dabei für ein Unglück gewesen? Vorausgesetzt, daß kein weiteres Unrecht geschieht, warum sollte denn, dachte die Tante, eine junge Frau nicht einen andern Mann angenehmer finden, als den ihrigen! Diesem geschieht dadurch kein Schade, und was man von Herzbrechen hört, das ist aus Romanen.

Nun mußte sich aber Alles zum Glücke fügen. Der verrückte Professor, der nun im Irrenhause seine Probleme über Aristokrazie — so sprach er das Wort stets aus! — Aristokrazie des ganzen Menschengeschlechts weiter ausbaute, und schon Wege gefunden hatte, seinen Verleger mit einem Werke darüber zu bedrohen, hatte also wohl mit seltenem Scharfblicke im Schloßgarten von Darmstadt prophezeit? Paul dachte an ihn und nahte vielleicht deßhalb Cora noch lange nicht. Aber geschrieben

Digitized by Google

hatte er an sie, und wenn er auch sein Gefühl streng gehütet, so schimmerte doch aus jedem Ausdruck seines Antheils das Bild seines wahren Ich's, das er so absichtlich in Cora's Augen entstellt hatte, und nun erblickte sie es darum in heller Verklärung. Ihre Antwort war kurz, aber innig — sie erinnerte ihn an den letzten Brief ihres Gatten, welchen er an sich genommen und ihr noch immer vorenthalten hatte. Er schickte ihn ohne Erklärung und sie verstand ihn mit bewegtem Herzen: ihr Gemahl hatte in dem Briefe den Wunsch ausgesprochen, daß sie, wenn er sie nicht wiedersehen sollte, in einer Verbindung mit Paul das Glück ihres Lebens finden möge!

Zwei Tage nach diesem Briefe kam Paul selbst und der Wunsch des Verstorbenen nahte sich seiner Erfüllung. Aber welche Aussicht für ein vernünftiges Hauswesen! Wenn Mann und Frau bei jedem schönen Tage, der hinaus lockt, das Fernweh bekommen! Ueberdem in der diplomatischen Laufbahn, wo man versetzt werden kann von Lisboa nach St. Petersburg, von Neapel nach Stockholm und zu den Antipoden! Sorgen Sie nicht. Wo das Glück in wahrer Liebe wohnt, da gibt es kein Fernweh, das eben nur die Sehnsucht nach Glück ist — und suchen Mann und Frau zuweilen schönere Stätten der Erde auf, um sich daran zu erfreuen, oder führt Beide zeitweilig der Beruf in die Fremde, so bleibt ihnen doch die Heimath mit ihrem festen Sitze und dort regiert die Haus- und Wohntante untadelhaft.

Wir gratuliren.

Napoleons erste Liebe.

Zu Toulon stand hinter einer Schanze ein kleines Haus, welches eine Wittwe mit ihrer Tochter bewohnte. Die beiden Damen lebten hier höchst eingezogen und nur von ihrer Hände Arbeit. Fast nie sah man sie ausgehen, und auch — einen Offizier ausgenommen — beinahe keinen Menschen das Haus besuchen. Dieser Offizier war aber Napoleon, der damals als Lieutenant zu Toulon in Garnison stand. Der Offizier war ein gern gesehener Gast in dem kleinen Hause, er genoß das volle Vertrauen der Mutter und war beglückt durch die innigste Liebe der Tochter. Eines Tages, als eben das Mädchen nicht zugegen war, sprach die Mutter zu ihm: „Bonaparte, Sie lieben meine Naddi! Schwören Sie mir auf Ihren Degen, daß Sie den guten Ruf des Mädchens schonen, sie zu nichts überreden wollen, was sie von Gott, von ihrer Mutter entfernen würde. Wir haben nichts, als unsern guten Namen; deßhalb bitte ich Sie, — kommen Sie nicht wieder zu uns. Hätte ich das nöthige Geld, so ginge ich mit meinem Kinde unverweilt nach unserer Heimath, nach Florenz zurück." Napoleon mied von diesem Tag an das Haus, aber er ging nachdenkend herum, war zerstreut und übellaunig. Er entdeckte sich seinem Unteroffizier, dem nachmaligen General M., aber auch dieser vermochte nicht, ihn zu beruhigen oder aufzuheitern. Bald darauf schlenderte er ganz in sich gekehrt durch die Straßen Toulons, als er plötzlich leise seinen Namen rufen hörte. Er blickt auf, Naddi steht vor ihm. Mit dem Feuer einer ersten jugendlichen Liebe spricht sie von ihrer Neigung zu ihm, mit der Gluth der Italienerin macht sie ihm Vorwürfe, daß er so lange nicht gekommen; mit dem zartesten Anstand versichert sie, daß sie nur bei ihm glücklich sey; mit dem gebildetsten Verstande spricht sie von ihren Verhältnissen, von der Zukunft. Bonaparte, fast verwirrt, — verspricht, sie kommenden Tags zu besuchen; und sie entfernt sich. Aber der zukünftige Konsul und Kaiser gedenkt der Worte ihrer Mutter. Er nimmt bei der Regimentskasse einen dreimonatlichen Betrag seiner Gage auf, und — ohne zu denken, wovon er selbst während dieser Zeit leben werde, — sendet er der Wittwe das Geld, mit der dringenden Bitte, schnell nach ihrer Heimath zu gehen, nie aber der Tochter die Ursache der Rückreise zu entdecken.

Mannigfaltigkeiten.

Die „Eleg. Welt" erzählt folgende Anekdote: Ein Vater besuchte zu München seinen Sohn, der sich daselbst auf der Akademie zum Maler bildete. Als der Papa mehrere Oelgemälde und Bleistiftzeichnungen gesehen, die sein Sohn gefertigt, war er damit sehr zufrieden. Jetzt, lieber Vater! begann der Sohn, sollen Sie auch sehen, was ich „in Kreide" geliefert habe, kommen Sie nur mit in die Unterstube. Hast Du denn auch ein Atelier? Freilich! da sitz' ich oft Stunden lang, kommen Sie nur mit, es wird Ihnen gefallen. Beide gingen herunter, der Sohn öffnete die Thür' und sie befinden sich in einer — Bierstube. Nachdem Vater und Sohn etliche Seidel getrunken, nimmt der Maler seinen Vater bei der Hand und sagt: Jetzt will ich Ihnen zeigen, was ich in Kreide geliefert habe. Er öffnet die schwarze Tafel am Schänkschrank und da steht: Herr Zachelhuber 16 Gulden 12 Kreuzer. Der Alte machte zwar anfänglich ein schiefes Gesicht, bezahlte aber dann die Schuld und sprach: Male Du künftig mehr in Oel, diese Kreidemanier will mir doch nicht so recht gefallen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 31 23. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Sie sah daher verwundert auf und fühlte ein leises, sonderbares Beben, als der rauhe Vater mit weicher Stimme sagte: Ihr habt Euch wohl recht lieb, Kinder.

Beide schwiegen einen Augenblick, bis Adam muthig antwortete: Ich wüßte nicht, was mir lieber wäre, Hauptmann.

Bist ein braver Junge, fuhr der alte Soldat fort, fürchtest Dich nicht. — Bleib sitzen, mein Sohn, bist ein Hans Narr so gut wie Einer; aber Jeder in seiner Façon, und — Himmel Element! bist mir lieber, wie zehn Schwarzröcke.

Wo ist Eugen, Vater? fragte Eva.

Still geschwiegen! rief Hausberg. — Nun sage mir, Adam — es ist eine kitzliche Frage, Bursche, aber wenn's nun so wäre — wenn ich ins Hauptquartier müßte, — weißt wohl, was ich meine: dahin, von wo noch Keiner zurückgekehrt ist. Element! Adam, Junge, den Kopf in die Höh'! — ins Grab meine ich, und ich ließe das dumme Mädchen da allein zurück: würd'st sie immer lieb haben und nicht verlassen?

Oho! sagte Adam, und es klang, als wollte er an Etwas ersticken, oho, Hauptmann, sprechen Sie nicht so! — Verlassen? Warum sollt' ich sie verlassen? Da ist der See und der alte Thurm, und da sind wir; wir halten aus miteinander.

So ist's gut, sagte Hausberg, kannst jetzt nach Haus gehen, Adam, bist permittirt bis morgen. Habe aber weiter ein Wort zu reden mit Dir. Wenn es Tag wird, Adam, geh zu dem Major und zum Feldwebel und mache eine Meldung, ich wünschte sie hier zu sehen, Punkt sieben Uhr. Verstanden?

Ja, Hauptmann, erwiderte Adam.

Rechts um, rief der alte Soldat, und Eva's Hand fassend ging er dem Hause zu.

Den ganzen Rest des Abends über war er schweigsam. Nur zuweilen, wenn er sich in dichte Rauchwolken gehüllt hatte, sah er daraus mit einem Ausdruck seines braunrothen mächtigen Gesichtes hervor, der für ein Lächeln gehalten werden konnte. Einmal reckte er sogar seinen langen Arm nach Eva aus, faßte sie ans Kinn und sagte freundlich: Bist vergnügt Eva? Zeigst die Zähne, wie ein junger Affe.

Eva hatte sich in Gedanken mit Allem beschäftigt, was sie den Tag über erlebte. Sie saß am Tische mit einer Näherei beschäftigt, doch während sie Stich auf Stich in das grobe Linnentuch machte, auf welches die kleine Lampe ein spärliches Licht warf, funkelten ihre Augen vor innerer Lust und ihre Lippen ließen sich kaum vom Lachen abhalten. Sie lief mit Eugen wieder in den Wald, sie naschte aus seinen Händen die Erdbeeren und biß ihn in die Finger, sie fuhr mit ihm durch den wogenden Garten der Herzogin und hörte seine wohltönende Stimme, die so neckisch klang, wenn er kleine Eva sagte. Dann sah sie Adam ihn anstarren und die Hände in die Taschen stecken, wie eine wilde Katze aus seinem buschigen Haar die Augen auf ihn richten und ihr allerlei Spott zuflüstern. — Sie biß mit ihren weißen Zähnen den Faden ab, um nicht laut auszulachen; doch als jetzt der Vater zu ihr sprach, konnte sie es nicht lassen. — Ei, sagte sie, es ist heute ein guter Tag gewesen, vom Morgen bis zum Abend, lauter Freude und Herrlichkeit.

Und meinst nun, das ganze Leben soll so seyn, rief Hausberg.

Warum nicht, Vater? fragte sie.

Merk auf, Eva, fuhr Hausberg fort, was ich Dir sagen will. Bist jetzt siebzehn Jahre alt, gerade so alt, wie Deine Mutter, als ich hier in's Haus kam.

Und als Du sie heirathetest, war sie drei Monate älter.

Richtig. War rasch abgemacht mit uns. — In einer Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, fiel's mir ein. — Willst mich haben, Anna? fragte ich am Morgen. — Ja, sagte sie. Mittags ging ich zum Pfarrer. Sonnabend war's, Tags darauf wurden wir zusammengegeben. Das nennt man heirathen, wie es seyn muß.

Digitized by Google

Heirathen, wie es seyn muß, widerholte Eva nachsinnend.

Nun, sagte der Hauptmann ihr zunickend, weißt etwa Einen, Eva, mit dem Du es auch so machen möchtest?

Ich weiß Zwei, Vater, rief sie freudig.

Elemem! Zwei? fuhr der alte Soldat auf.

Eugen, fuhr sie fort, und Adam.

Den Farbenklexer! schrie er heftig.

O, Du weißt gar nicht, was er kann, sagte sie unerschrocken. Er ist so gut, und hat so viel gelernt. Den Thurm, den See und das Haus, Alles hat er mir geschenkt.

Sie sprang auf und holte das Bild, auf welches der Hauptmann einen Blick warf, es dann aber sogleich mit beiden Händen zusammendrückte, zerknillte und in die Tasche steckte. — Marsch in's Bett! rief er in seiner rauhesten Weise. Jeder nach seiner Façon. Werde Dir morgen zeigen, wie ichs haben will.

Eva's Augen füllten sich mit großen Thränen, allein sie war gewöhnt zu gehorchen und zu schweigen. — Sie warf einen bittenden Blick auf den Vater und streckte die Hand aus, ohne ein Wort zu sagen.

Rechts um! rief Hausberg. Wenn der Patron morgen wieder kommt, sprichst kein Wort mit ihm. Will's Dir rathen. Schweig still und geh.

Es war eine traurige Nacht. Zum Erstenmale fühlte Eva einen Zorn gegen ihren Vater, der sie erbitterte, zum Erstenmale weinte sie nicht, sondern sie saß mit funkelnden Augen und geballten Händen in der dunkeln Kammer auf ihrem Bette und trotzte seiner Ungerechtigkeit. Eine dürftige Freude füllte ihr Herz bei dem Gedanken, daß Eugen morgen wiederkommen werde. Der Hauptmann hatte mit seinen Schimpfreden auf ihn ein Gefühl angefacht, das bewußtlos, aber mit Heftigkeit Eugen zu schützen und zu vertheidigen suchte. — In der finsteren Kammer stand er mit seinem sanften Lächeln vor dem jungen Mädchen, und seine Augen, die so tief und dunkel waren, schienen seine Vertheidigung von ihr zu fordern.

Lange saß sie, und unzählige Gedanken fuhren verwirrt durch ihren Kopf; unzählige Pläne baute sie auf morgen, wenn er kommen würde. Endlich schlief sie mit dem festen Entschluß ein, dem Vater nicht zu gehorchen, und als sie aufwachte, der Tag hell ins Fenster schien und die Stimme des Hauptmanns polternd über die Langschläferei sich hören ließ, fiel ihr sogleich wieder das grausam zerstörte Bild ein, und ihr Herz zog sich vor Schmerz und Unwillen zusammen.

Sonst sprang sie leichtfüßig und lachend in den Morgen hinein, und wie die Kommandoworte auch ihr nachflogen, sie ließ sich in ihrem Frohsinn davon nicht anfechten. Heut' aber, wo die Sonne so golden aufgestanden war, wo der schönste Tag durch die leise grüßenden Blätter der Maienbäume am Berge rauschte, wo alle Blumen und alle Thiere voll Lebenslust ihn empfingen, heut zum Erstenmale waren Eva's Augen trübe und gesenkt. Die alte Marie hörte vergebens nach ihrem Morgengesang, und dem Vater reichte sie nicht die Hand, noch sah sie ihn mit den glänzenden Blicken an und rief ihm wie sonst wohl schalkhaft zu: Heut beißt Alles, Vater. — Sie ging an ihm vorüber mit einem leise gemurmelten Gruß in die Küche, um den Kaffee zu machen, aber kein Lachen, kein Triller, kein Lärm und Geschwätz ließ sich vernehmen.

Der Hauptmann horchte bei jedem Gange durch die Stube, wenn er an der Thür still stand. Alle Fenster hatte er geöffnet, und geärgert blieb er endlich dort am Tischchen sitzen, trank seinen Kaffee, ohne in die Lindenlaube zu gehen, bis er endlich aus dem großen Kleiderschrank seine hohen Stiefeln hervorholte, den blauen Frack und die schwarzen Beinkleider, den einzigen stattlichen Anzug, welchen er seit zwanzig Jahren besessen, zum unsäglichen Erstaunen der alten Magd reinigen ließ, während er sich rasirte, und eine unerhörte Sorgfalt mit Waschen und Putzen an sich verschwendete.

Während dieß geschah, schwamm ein kleiner Kahn an dem Weidenufer entlang und legte sich an den Steg. Zwei alte Männer saßen darin, Angelruthen sahen zu beiden Seiten vor, Fischgeräth und Kober lagen auf dem Boden; hinterher schwammen zwei kleine Fischkasten. — Die Männer stiegen aus. Der Eine war klein und dick, der Andere sehr dürr und lang. Der Dicke hatte ganz winzige Augen, welche hinter mächtige Fleischpolster sich zurückgezogen hatten; der Dünne, eine große spitze Nase, die bläulich in die Welt schaute. — Sie sprachen kein Wort, als sie kamen und ausstiegen, sahen auf den See hinaus und dann das Haus an, und dann wieder das Haus und den See, bis die Stadtuhr siebenmal schlug.

Es war der Major und der Feldwebel, welche jetzt zu gleicher Zeit die Köpfe schüttelten und neue Betrachtungen anstellten.

Zeit vergeht, brummte endlich der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Beste Zeit vorbei, murmelte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel noch einmal.

Können nicht fort, rief der Major mit sich selbst im Streit.

Bestellt, sagte der Feldwebel mit Anstrengung, indem er sich aufrichtete.

Der Major nickte; es trat wiederum eine lange Pause ein.

Lindenlaube da, sagte er endlich auf die Laube deutend.

Digitized by Google

Hm! antwortete der Feldwebel.

Beide machten sich auf den Weg und setzten sich in der Laube nieder. Im Hause war Alles still, es kam kein Mensch an die Thür.

Beide saßen ohne Regung an dem Gegitter, die Augen unverwandt auf die Thüe geheftet. Die Sonne trat über den Berg, brach durch das flüsternde Laub und beleuchtete die unbeweglichen Gesichter der Männer.

Plötzlich öffnete sich die Thüee, und da stand der Hauptmann im blauen Frack, zugeknöpft bis an den Hals, eine steife schwarze Binde mit weißem Vorstoß umgethan, einen Hut auf dem Kopf, die hohen Stiefeln blank und straff an den Füßen in die Höhe gezogen und ein spanisches Rohe in dee Hand.

(Fortsetzung folgt)

Zustand der Negersklaven in Brasilien.

Das Este, erzählt ein Reisender, was mir in Rio auffiel, war die unzählige Menge der Schwarzen, die in jedem Straßenviertel zu sehen sind. Man begegnet ihnen auch in den Vereinigten Staaten, aber das Bild ihrer tiefen Entwürdigung erscheint uns niegends so schaef ausgeprägt, als in Brasilien. Sklaverei ist überall Sklaverei; allein hier zeigt sie sich auf offener Straße gebeandmarkt, siech, nackt. Es hält zuweilen schwer, sich den Schwarzen in den Südstaaten als einen Sklaven zu denken, wenn er Sonntags im schmucksten Anzuge und in dee lustigsten Stimmung heeumschlendeet, odee wenn er Fuß und Geige, nimmee eemattend, dem Dienste einee eusigen Dinah oder Susannah auf dem Tanzboden weiht. Hier kennt die Sklaverei keine solche Verkleidungen, hier zeigt sie sich unverhüllt in ihrem ganzen Ekel und Elend. Unter dee schmutzigen Gruppe im Winkel jeuer Straße, wo Jeder mit seinem Koebe zue Seite haeet, bis Einer kömmt und ihn muethet, ist Alles niedeegedrückt, stumm. Sie scheinen ihee Lage nicht zu fühlen; sie sind lange dagegen abgehärtet worden; allein nimmer hört Ihr, wie in einer ähnlichen Gruppe in Vieginien oder Louisiana, den munteren Scherz, den belebten Wortstreit um nichts, das schallende Gelächter, das in jedem Gliede zuckt. Niedergeschlagen lassen sie den Kopf hängen und scheinen ohne alles Bewußtseyn. Die schönste Race dee Schwarzen sind die Minas; sie unterscheiden sich leicht von den übrigen durch ihren schönen Wuchs, durch gagatschwarze Farbe und durch eine Brandmarke auf der Nase. Sie messen bisweilen sechs Fuß, und die Weiber haben eine verhältnißmäßige Größe. Als sie zuerst von der Küste kamen, hatten sie ein stolzes Aussehen und eine gewisse edle Haltung, die ein Monat im Sklavenschiff nicht brechen konnte, aber ein jahrelanges Kenchen unter schwerren Lasten macht aus ihnen ganz veränderte Geschöpfe. Die Weiber haben eigenthümlich sanfte Augen und lange Wimpern. Die andern Stämme sind nicht leicht zu unterscheiden, da sie alle zu den wollhaarigen, platmasigen, mongolischen Schlag gehören. Auf eigene Weise wird ein Neger bestraft, der sich eines Rausches schuldig gemacht hat. Er wird nicht eingesperrt, das würde dem Herrn keinen Gewinn bringen; nur der Kopf wird eingekerkert, indeß der übeige Theil des Körpers und seine Gliedmassen den freien Gebrauch behalten, und von nachhaltiger Wirkung ist diese Aet dee Einkerkerung obendrein. Ein eisernes Kopfstück, halb Maske, halb Helm wird ihm aufgesetzt und im Nacken festgeschlossen. Zwei Löcher sind daein für die Augen nnd zwei für die Nüsteen. Es ist ihm rein unmöglich, durch diesen geschlossenen Helm einen Tropfen zu teinken, und so geht er umhee, ein Gegenstand der Verspottung unter seinen Genossen und ein abschreckendes Beispiel dee Folgen der Flasche.

Etwa eine Tagreise von der Stadt in einer Waldschlucht, die ein Liebhaber des Naturschönen wohl vor allem zu seinem Lieblingsplätzchen wählen dürfte, begegnete ich einem Trieb neuangekommenee Schwaezen, die so eben aus dem schanderhaften Kerker eines Sklavenschiffes eelöst woeden waren. Kaum hätte ich es für möglich gehalten, daß in dem engen Raume einer so beschränkten Zahl eine solche Summe menschlichen Elends zusammengedrängt seyn könnte. Und — teuflisch-höhnendee Kontrast! — an dee Spitze dee wohlgepflegten, wohlberittenen und wohlbewaffneten Treiber eitt dee Führee, einen Doppelhaken im Arm und einen grausamen Riemen an der Seite. Er grüßte mich höflich, als er mir näher kam; allein, obgleich an mancherlei Gestalten der Sklaverei gewöhnt, konnte ich ihm kaum danken; denn hinee ihm wankte der Hanfe herbei, gebeugt unter übermäßigen Lasten. Es wae ein geauser Anblick, als hätte ein gewaltiges Geab aus gähnendem Rachen seine veeweften Bewohner, mit einem schwachen Rest alten Lebens ausgestattet, wieder auf die Eede gespieen. Die gläsernen Augen, die sich eben unter Schmerzgefühlen hoben und dann wieder schwer niedeesnkten; die weißen Zähne, die aus ihren verschrumpften Decken hervorblickten, erzählten Euch, wie Ihr vorübergingt, von einrm anderen Daseyn; und wenn Ihr diese Gestalten ansahet: das gebogene, spitzknochige Knie, den Schenkel, den man mit Einer Hand umfassen, die Rippen, die man mit entsetzlicher Deutlichkeit zählen konnte — da verschwand augenblicklich jeder Gedanke, daß diese Geschöpfe zu

Digitized by Google

unserer Gattung gehören, daß es mit denselben Hoffnungen, Begierden und Leidenschaften begabte, menschliche Wesen seyen. Die Männer trugen bloß einen Streifen Kattun um die Lenden gewunden, die Frauen einen groben Unterrock, der locker an den dürren Gliedern herabhing. Ihr langsamer Gang entsprach der Bewegung ihrer Führer im Vorder- und Nachzuge, die auf ihren Maulthieren unter dem Schatten seidener Sonnenschirme unbekümmert einherschlenderten. Es war ein heißer Tag, und da sie eben an einen Bach kamen, wurde ihnen zu trinken gestattet, was sie dann mit solcher Gier thaten, daß man sich beim Anblick dieser übergebogenen, gewundenen, narbenvollen Zerrgestalten fragen mochte: Sind das Gottes Gebilde?

Mannigfaltigkeiten.

[Menschen-Museum oder Sammlung.] Der Engländer G. Catlin schlägt allen Ernstes eine solche Sammlung vor. Seine Absicht ist, die Physiognomien, Formen, Sitten, Manufakturen u. s. w. der immer mehr und mehr von der Erde verschwindenden Menschen-Racen, so zu sagen, unter einem Anblick zu vereinigen. Zur Erreichung dieses Zweckes, seiner Ansicht nach, würde die Ausrüstung eines Dampfbootes genügen, womit man vorzügliche Exemplare der nord-, süd- und mittel-amerikanischen Racen, so wie auch der afrikanischen, australischen u. s. w. zusammenholte, versteht sich unter Hinzufügung ihrer Kostüme, Waffen, Geräthschaften und anderer den Zustand ihrer Gesittung bezeichnender Gegenstände. Mit dieser merkwürdigen Sammlung soll der Unternehmer sämmtliche Hauptstädte Europas, Amerikas und Asiens besuchen, um überall den Ethnologen und Physiologen Gelegenheit zum genauen Studium der ursprünglichen Menschen-Race zu geben, von welchen die Mehrzahl zufolge der überall hin mit Riesenschritten sich verbreitenden Kultur bald nicht mehr vorhanden seyn dürfte.

[Ein altes Kunstwerk.] Unter den Kunstüberresten aus Niniveh (Nimrud), die nach London gebracht worden und dort im brittischen Museum aufgestellt sind, befindet sich auch ein Obelisk, welcher über und über mit Skulpturen bedeckt ist, die einen Triumphzug vorstellen, an dessen Spitze sich ein König befindet, vor welchem Krieger und Gefangene vorüberziehen. Wie man glaubt und beweisen zu können meint, ist dieser Obelisk ein Denkmal des Feldzugs der Assyrer gegen die Juden, bei welchem so viele der letztern in Gefangenschaft hinweggeführt wurden. Unter den Inschriften in Keilschrift wollen die Gelehrten den Namen des Königs von Israel, Jehu, gelesen haben. Die Herstellung dieses Denkmals würde sonach etwa in das Jahr 875 vor Christi Geburt fallen.

In Paris beschäftigen sich nicht weniger als 90,000 Personen mit der Verfertigung von allerlei Bekleidungs- und Putzgegenständen, welche letztere jährlich einen Werth von 240 Mill. Frcs. vertreten. Wäscherinnen gibt es 14,000 und sie verdienen jährlich 12 Mill. Frcs.

Theater.

*** Aschaffenburg, 20. Februar. Die Aufführung der Operette: „Das Versprechen hinterm Heerde" fiel, was das Spiel betrifft, gelungen aus; Herrn Goldammer aber ist der Berliner Dialekt durchaus nicht geläufig, so daß gerade eine der Hauptseiten des Stückes, nämlich der Kontrast beider Dialekte, verfehlt war. Besser, wenn auch nicht vollständig, gelang den Herren Lowartho und Rolland die Wiedergabe des Gebirgsdialektes; dagegen war Frau Goldammer in jeder Beziehung ganz vorzüglich, so daß sie uns noch in keiner Rolle besser angesprochen hat.

Die zweite Operette „die kleinen Wilddiebe" ist ohne allen Werth, eines jener leichten französischen Stückchen, die wohl dem französischen, nicht aber dem deutschen Charakter zusagen. Uebrigens verdienen namentlich Frau Kern, Frau Herbold und Herr Geyser I. Anerkennung. Herr Geyser ist zwar auf der Bühne in jeder Beziehung wie zu Hause; derselbe läßt jedoch bei Darstellung komischer Rollen gar häufig die Aesthetik, die auch bei den komischsten Situationen den Schauspieler nicht verlassen darf, außer Auge. Das Stück selbst würde sich überhaupt für einen der Fastnachtstage besser geeignet haben.

Charade.

Die Erste erblickst du im grünenden Wald,
Doch auch an der Tafel, wo Jubel erschallt.
Die Zweite begünstigt die finstere Nacht,
Wenn Alles schon schlummert, dann ist sie erwacht.
Das Ganze verborgen im tiefen Gehег,
Vertritt dem Verfolger nicht selten den Weg.

B.

Auflösung der Charade in Nro. 29:
Ungarn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 32 25. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Ein Wallfisch oder eine himmlische Erscheinung hätte auf die beiden Männer keine größere Wirkung hervorbringen können. Die Augen des Majors öffneten sich so weit, daß sie hervortraten. Der Feldwebel schien zu wachsen; er drückte seine unermeßlichen Arme fest an den dünnen Leib und blieb in dieser Stellung, als der Hauptmann hereintrat, der sehr feierlich, ernsthaft aussah, an seinen Hut faßte und guten Morgen sagte.

Danke Major für ihr Kommen, sagte er. Danke Feldwebel.

Acht Uhr bald, murmelte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Der Hauptmann wurde dunkelroth. — Habe den Verweis verdient, antwortete er; entschuldigt mich nichts, obwohl es eine Sache von Wichtigkeit ist. Suchte nach Papieren und konnte sie nicht finden. Mußte sie aber haben, war sonst nichts mit der ganzen Affaire.

Fangt an, murmelte der Major.

Die Sache ist die, erwiderte der Hauptmann, daß ich eine Tochter habe. Kennt sie.

Der Kriegsrath nickte.

Bin alt, fuhr der Hauptmann fort; altes Holz bricht, braucht nicht wurmstichig zu seyn. Eine Kugel hat mich nicht haben wollen, kann aber der Mann mit der Sense über Nacht kommen.

Der Major zog die Augen so weit zurück, daß gar nichts mehr von ihnen zu sehen war, und stieß ein tiefes, unheimliches Gebrumm aus.

Hm! sagte der Feldwebel.

Ist unangenehm zu denken, sagte der Hauptmann, muß aber doch gedacht werden. — Habe nichts als die Hütte da, und das Mädchen auf dem Halse, muß sorgen, daß Einer sie mir abnimmt. Habe Einen auch gefunden.

Er schwieg eine Minute lang und betrachtete die stieren Gesichter. — Adam, fuhr er dann fort, der muß daran. — Hab's mit überlegt nochmals in der Nacht. Sind hier Beide zusammen aufgewachsen, hat das Mädchen auch lieb und wird sie gut halten Ein frischer Bursche obenein; fünf Fuß zehn Zoll; könnte unter die Garde treten. Will sie zusammen. thun. Sind meiner Meinung?

Umstände darnach, murmelte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Abgemacht, rief der Hauptmann, und die beiden Gerichtsbeisitzer standen auf und warfen einen sehnsüchtigen Blick nach dem Wasser. — Halt, noch ein Paar Minuten, fuhr er fort. Da sieht Adam über den Zaun. — Hierher, Adam, und heraus mit Dir. Mädchen. — Eva! schrie er mit seiner Kommandostimme gegen das Haus gewandt.

Adam war mit einigen Sätzen schnell zur Stelle, und Eva folgte von der Thür her dem donnernden Rufe ihres Vaters. — Plötzlich aber hielt dieser inne und stampfte wild mit dem Fuße auf, denn zu gleicher Zeit trat Eugen in den kleinen Garten, und Eva's Gesicht hellte sich auf. Sie hatte Alles vergessen, als sie in die Hände schlug und mit froher Stimme rief: da ist er! Herr Eugen, kommen Sie näher.

Stille geschwiegen! schrie Hausberg, und ohne sich darum zu kümmern, daß Eugen dicht in der Nähe war, sagte er in derselben gebieterischen Weise: Kopf in die Höh', Mädchen, Augen links. Sieh den Burschen da an. Kennst ihn?

Ja, Vater.

Gut, wirst ihn heirathen. Abgemacht, kannst gehen.

Spaß oder Ernst, Herr Hauptmann? sagte Eugen.

Warum? fragte Hausberg stolz.

Weil das Eine eigentlich so unpassend wäre, wie das Andere, erwiderte der junge Mann.

Ist meine Sache, rief der Hauptmann. Jeder nach seiner Façon. Verstanden Herr? Wollen heut' noch reisen, wie ich denke?

So kommen Sie nicht davon, Hauptmann Hausberg, sagte Eugen. Ich werde mich auch nicht daran kehren, wenn Sie heftig werden. Ich will nicht dulden, daß dieß arme Kind, ohne in der wichtigsten Angelegenheit ihres Lebens gefragt zu wer-

Digitized by Google

den, wie ein Musketier behandelt wird, der auf Wache ziehen soll.

Element! schrie Hausberg äußerst heftig, Sie — Sie wollen mich Mores lehren!

Das will ich, erwiderte Eugen ruhig, wenn Sie Sitte annehmen wollen, Hauptmann Hausberg. — Ich habe Ihnen gestern schon gesagt, daß ich im Namen meines Vaters, Ihres alten Freundes, zu handeln glaube, wenn ich Ihnen die eindringlichsten Vorstellungen mache, Glück und Wohl Ihres Kindes zu sichern.

Hab's gethan, antwortete Hausberg mürrisch. Habe Ihre Worte gestern gehört, und will's nicht verheimlichen — habe Ihren Rath richtig gefunden. — Weil das Mädchen verlassen ist, wenn ich auf die grüne Wiese wandre, darum soll sie Adams Frau werden, so rasch sich's thun läßt.

Wenn mein Rath solche Wirkung hatte, sagte Eugen, so ist es um so mehr meine Pflicht, mich selbst davor zu verwahren. Meine Absicht war eine andere, eine bessere. Ich will Ihnen Vorschläge machen, und wenn Sie fürchten, daß es Eva an Schutz mangelt: mein Vater, meine Familie und ich vor Allen, wir wollen Ihnen Bürgschaft leisten.

Bürgschaft — Sie? fragte Hausberg. — Was wollen Sie?

Das Kind des Mannes, der meines Vaters Leben rettete, soll nicht in einer Fischerhütte verkümmern! rief Eugen mit Wärme.

Oho! Element, oho! rief der Hauptmann. Hab's gemerkt schon gestern Abend an den Reden des Mädchens, haben ihr allerlei Dinge in den Kopf gesetzt. Narrenspossen! Jeder in seiner Façon, ist aber meine Art so. — Will keine Sorge mehr darum haben, darum soll sie heirathen.

So erbiete ich mich, Ihnen die Sorge abzunehmen, erwiderte der junge Mann.

Der Hauptmann sah ihn starr an. Wollen Sie heirathen? fragte er halb spöttisch, halb drohend.

Eugen schwieg lächelnd und sah Eva an, die ihre großen Augen wunderbar glänzend auf ihn richtete.

Abgemacht! rief Hausberg höhnend. Hierher Adam, bist der Mann dazu. Gib ihm die Hand, Eva. — Gott's Donner und Blitz! Die Hand her.

In dem Augenblick that Eugen ein Paar Schritte und sagte sanft: Sie haben die Wahl, Eva, zwischen zwei Bewerbern. Wohlan, Herr Hauptmann, ich freie um Ihre Tochter.

Heirathen auf der Stelle? fragte Hausberg.

Auch dazu bin ich bereit, erwiderte Eugen. — Ich bin acht und zwanzig Jahre alt, fuhr er fort, als der Hauptmann schwieg, selbstständig, mein Vater wird mich nicht tadeln, meine Mutter mit Zärtlichkeit Eva's Mutter seyn. Gott weiß es! ich habe nicht daran gedacht, eine Frau ihnen zuzuführen, aber ein edleres, unschuldigeres Herz konnte ich nicht finden. — Wollen Sie mir Ihr Glück anvertrauen, Eva? Wollen Sie mir folgen in das Leben, das ich Ihnen gestern mit allen Farben ausgemalt habe?

Halt! rief der Hauptmann. Wovon leben?

Ich bin nicht reich, sagte Eugen, aber auch nicht arm. Durch das Vermächtniß einer Tante bin ich sorgenfrei und kann es Ihnen beweisen. Meine Kunst bringt überdieß mehr ein, als Sie glauben.

Der Hauptmann wandte sich zu dem Major und dem Feldwebel, die bisher regungslos gesessen hatten. — Ist der Sohn des Generals v. Werder, sagte er. Habt's gehört und seyd meine Zeugen. — Frage Euch um Rath, Kameraden!

Der Major besann sich ein Weilchen, endlich machte er seine Augen weit auf und murmelte: Wählen!

Hm! sagte der Feldwebel.

Wer? fragte der Hauptmann.

Eva! brummte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Und Du Adam, komm her, mein Sohn, was sagst Du? rief Hausberg.

Adam hob seine Augen auf und sah dem Hauptmann in's Gesicht, dann blickte er zu Eva hin mit einem Ausdruck von Ernst und Freundlichkeit, Kummer und Hoffnung, wie sie es nie gesehen hatte. In seiner groben Jacke stand er männlich und muthig neben Eugen; seine grobe große Hand legte er auf seine Brust, als wollte er dort etwas festdrücken, dann sagte er mit freier Stimme: Thue was Du willst, Eva. Willst bei uns bleiben, so kennst mich ja; willst Dich von uns wenden, so muß es geschehen. Bist gut und schön, wie Keine; Andere wissen es nicht, ich weiß es. — Wollte wohl, rief er mit Heftigkeit, indem er einen zornigen, schnellen Blick auf Eugen warf — aber es hat so seyn sollen, fügte er abbrechend milder hinzu, also wähle.

Einer kann es nur seyn, sagte Eva.

Ja, Du Narr! schrie der Hauptmann. Heraus mit der Sprache!

Die grimmigen Augen, mit denen er sie anblickte, erfüllten sie mit Furcht. Eugen lächelte sanft und mitleidig; langsam streckte er die Hand nach ihr aus, und plötzlich ergriff sie diese und flüchtete sich in seine Arme.

So willst Du mein seyn, liebe Eva? fragte er mit Zärtlichkeit.

Ja, sagte sie laut.

Digitized by Google

Und willst mit mir ziehen in die Welt?

Fort, fort! sagte sie weinend.

Dann werden Sie mir Eva nicht länger verweigern, Hauptmann Hausberg.

Nein, sagte der Hauptmann finster, bin sie los und habe jetzt nur noch die Pflicht, einen Geistlichen zu suchen, der es gleich in Ordnung bringt. — Die Zeugen sind da — er wies auf den Major und den Feldwebel — wo ist Adam?

Adam war unbemerkt aus der Laube verschwunden. Mit einem Sprunge war er über die Zaunwand; Hausberg rief und suchte vergebens.

(Fortsetzung folgt)

Der galvanische Telegraph.

Herr von Steinheil hat hievon folgende populäre Beschreibung entworfen, deren Mittheilung gewiß dem größeren Theile unserer Leser erwünscht seyn wird. Wenn man einen Kupferdraht an dem einen Ende an eine Kupferplatte, am andern Ende an eine Zinkplatte anlöthet, und diese beiden Platten so weit auseinander, als die Länge des Drahts thunlich macht, in den feuchten Erdboden hineinsteckt, so nimmt dieser Draht ganz wunderbare, auf den ersten Blick gar nicht zu vermuthende Eigenschaften an. Wenn man ihn z. B. mit feuchten Händen anfaßt, und auseinander reißt, so fühlt man in beiden Händen an den Stellen, wo man ihn berührt, ein stechendes Reißen. Wird dieß Abreißen im Dunkeln bewirkt, so bemerkt man auch im Augenblicke des Abreißens einen kleinen Feuerfunken, der von einem Ende zum andern überspringt. Diesen Versuch kann man so oft wiederholen, als man Lust hat. Denn wie man die zwei Enden wieder in Berührung bringt, fühlt man das Reißen, wie man sie wieder auseinander nimmt, sieht man den Funken und empfindet den Riß. Dabei war es ganz einerlei, an welcher Stelle wir den Draht abgerissen haben, denn er hat diese Eigenschaft in seiner ganzen Länge. Man bemerkt aber noch allerlei wunderbare Eigenschaften an diesem Draht. Zum Beispiel, wenn eine Magnetnadel unter denselben der Länge nach gestellt wird, so behält sie nicht ihre Richtung nach Norden, sondern sie dreht sich aus der Richtung des Drahtes heraus, und bleibt zuletzt in einer andern Richtung stehen. Wie man aber jetzt an irgend einer Stelle den Draht abschneidet, so geht in demselben Augenblick die Magnetnadel wieder zurück in die Richtung nach Norden, und auch dieses wunderbare Spiel wiederholt sich, so oft als man den Draht aneinander bringt und auseinander nimmt. Noch eine merkwürdigere Eigenschaft hat dieser Draht. Wenn man ihn nämlich um eine Spule von Holz herumwickelt und durch die Spule ein weiches Eisen steckt, z. B. einen Bretternagel, so wird dieses weiche Eisen ein Magnet, das heißt, es nimmt die Eigenschaft an, daß anderes Eisen daran kleben bleibt und nur mit einiger Gewalt abgerissen werden kann. Dieser Nagel bleibt aber nur so lange Magnet, er zieht nur so lange anderes Eisen an, als man ihn in der Spule stecken läßt. Herausgenommen, ist er wieder ein Nagel wie jeder andere. Er hört aber auch in der Spule sogleich auf Magnet zu seyn, wie man den Draht an irgend einer Stelle seiner ganzen Länge auseinander nimmt, und wird wieder Magnet, wie man die Enden wieder verbindet. Auch diese wunderbare Erscheinung kann man so oft wiederholen, als man will, und man kann sich leicht davon überzeugen, daß der Nagel nur so lange Magnet ist, als der Draht beisammen bleibt. Denn legt man einen zweiten Nagel ganz nahe unter das Ende des in der Spule steckenden Nagels, so wird dieser zweite Nagel an den ersten hinaufspringen und hängen bleiben, wie man den Kupferdraht verbindet. Wie man aber den Kupferdraht wieder auseinander nimmt, fällt der Nagel wieder ab. Kurz man kann ihn kommen und gehen machen, wie man den Kupferdraht zusammen oder auseinander thut.

Man wird an dem, was ich erzählt habe, jetzt schon begreifen, daß in dem Kupferdraht, so lange er beisammen ist, etwas vorgehen müsse, was Ursache ist an diesen wunderbaren Erscheinungen, und dieses Etwas nennen wir galvanischen Strom; galvanisch, weil ein italienischer Doktor Namens Galvani zuerst solche Eigenschaften entdeckt hat; Strom, weil wir uns vorstellen, daß das Ding kommen und gehen muß, da es aufhört, wie man den Draht auseinander thut.*)

Nun wird man aber auch leicht einsehen, daß man jede von diesen Eigenschaften des Kupferdrahtes benützen kann, um von einer Station aus der andern ein Zeichen zu geben. Nimmt man an, wir

*) Dieser galvanische Strom kann auch in anderer Art hervorgebracht werden. Man kann z. B. die Kupfer- und Zinkplatte ganz nahe zusammenbringen und in eigene Flüssigkeiten tauchen lassen. Dann heißt der Apparat ein galvanisches Element. Man kann auch jede Platte in Theile zerschneiden und sie abwechselnd als einzelne Elemente unter einander verbinden; dann heißt die Einrichtung galvanische Batterie. Diese wirkt durch einen langen Draht viel stärker als ein einziges Element, und deßhalb wird sie gewöhnlich bei galvanischen Telegraphen angewendet. Man kann auch den Strom erzeugen, wenn man statt des Bretternagels, dessen wir oben erwähnten, in die mit Draht umwickelte Spule einen Strohmagnet steckt oder wieder herauszieht, aber das alles verständlich zu machen, würde uns hier zu weit führen.

Digitized by Google

hätten einen solchen Kupferdraht in Bern an seinem einen Ende mit einer Kupferplatte verbunden in den Boden gesteckt, und jetzt über Stützen gespannt längs der Straße hin bis nach Basel; dort aber das andere Ende mit Zinkblech verbunden, ebenfalls in den Boden versenkt, so entsteht in dem Draht, so lang er auch ist, das, was wir jetzt galvanischen Strom nennen wollen. In Bern aber machen wir die Einrichtung, daß der Draht, so schnell als man will, auseinandergenommen oder wieder verbunden werden kann. Das ist leicht, wenn wir an dem Draht eine Klappe anbringen, die so wie die Klarinetklappe beim Niederdrücken des Fingers aufgeht und den Draht trennt, beim Zurückziehen des Fingers aber wieder zugeht und den Draht verbindet. In Basel dagegen wollen wir den Kupferdraht um eine Spule winden, in diese ein weiches Eisenstück hineinstecken und darunter ein anderes Stück Eisen legen, was also so lange hängen bleibt an dem Eisen in der Spule, als in Bern die Klappe geschlossen bleibt. Wie wir jetzt in Bern die Klappe öffnen, fällt in Basel das Eisen von dem in der Spule ab und macht einen Schlag auf den darunter gestellten Tisch. Wird in Bern die Klappe wieder geschlossen, so springt das Eisen in Basel wieder an den Spulmagnet ꝛc. Ich kann daher in demselben Augenblick, wo ich in Bern mit dem Finger niederdrücke, in Basel klopfen, also ein Zeichen geben, was man hört, und das ist genug, um sich auf die große Entfernung hin zu verständigen, das heißt zu telegraphiren. Aber wie? auch das ist leicht. Ich brauchte mich ja nur nur zu verabreden, daß ein Schlag oder Klopfen a, zwei Schläge b ꝛc. bedeute, so brauchte der andere in Basel nur die Schläge zu zählen, um zu wissen, welchen Buchstaben ich meine, um Wort für Wort herauszubringen, was ich so in Bern signalisirt habe. Das ginge aber sehr langsam, weil ich z. B. für das z 25 Schläge nöthig hätte und der andere sich wohl auch dabei verzählen könnte. Darum muß man die Zeichen geschickter wählen. Wie wäre es denn, wenn wir erst zweierlei Arten von Schlägen wählten, z. B. den einfachen Schlag und einen Doppelschlag, das heißt zwei ganz schnell hintereinander gegebene Schläge? Da brauchten wir von jeder Art nur wenige Schläge, um alle Buchstaben wiederzugeben, weil wir doppelte und einfache Zeichen verschieden mit einander verbinden könnten.

Noch geschwinder würde es gehen, wenn man die Buchstaben, die am öftersten vorkommen, in der Sprache mit den einfachsten Zeichen bezeichnet, z. B. das e mit einem einfachen Schlag, das i mit einem Doppelschlag, das n mit zwei einfachen Schlägen. Man könnte sich auch das Ganze geschrieben denken. Die Doppelschläge als Punkte nahe beisammen, die einfachen Schläge weiter auseinander, zwischen den Buchstaben einen noch größern Abstand, zwischen den Worten einen noch größern. Denken wir uns a gegeben durch doppelt, einfach, doppelt; u gegeben durch einfach, doppelt, einfach, s durch doppelt doppelt, einfach einfach, so könnte man es so schreiben:

A U S

.. . .

Wir wollen jetzt zwei Linien aus der einen Linie bilden, indem wir alle einfachen Schläge in die obere Linie, alle doppelten in die untere Linie setzen, so schreibt sich das Wort „aus" noch einfacher so:

. . . . . .

.. ..

Verbinden wir jetzt diese Punkte mit Linien, so wird

A V daraus,

so daß wir „aus" der Aehnlichkeit mit den großen lateinischen Buchstaben wegen fast lesen können, ohne das neue ABC gelernt zu haben. Man kann also bloß mit Klopfen Zeichen geben, deren Bedeutung ebenso wie die der Buchstaben leicht zu merken ist, und damit sich eine eigene Sprache bilden, die beide nach einiger Uebung sprechen und verstehen lernen, und man wird nun zugeben, daß es gar nicht zu schwer ist, zu begreifen, was ein galvanischer Telegraph ist, und wie man durch diesen mit einander sprechen kann.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine neue Wahlverwandtschaft beschäftigt deutsche und französische Akademien. Eine Gräfin D. in Wien war Mutter von Zwillingstöchtern. Gesicht, Wuchs und Stimme der Schwestern waren zum Verwechseln, beide ausgezeichnet schön — und kalt, bis die Rechten kamen, zwei reiche Franzosen, ebenfalls Zwillingsbrüder. Die Hochzeit der Doppelpaare fand zu derselben Stunde statt, und später erfreuten sich beide Mütter, an demselben Tage, zu derselben Stunde, jede eines Söhnleins. Nach einem Jahre starben die Kinder an einer Krankheit, zu derselben Stunde, und nach einem Jahre hatte dieselbe schleichende Krankheit, eine Folge des Kummers, die Mütter zu gleicher Zeit hingerafft. Die beiden Brüder sind tödtlich ergriffen und spotten aller Bemühungen der Aerzte.

Auflösung der Charade in Nro. 31:

Wilddieb.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 33 27. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

4.

In der Nacht fuhr eine Extrapost die Chaussee nach der Hauptstadt. Der Halbwagen war zurückgeschlagen. Eugen hielt nach langem süßen Geplauder seine schlafende junge Frau in seinen Armen und horchte auf ihre sanften Athemzüge, während er entzückt im Sternenlicht ihre Züge durchforschte. Dann sann er über den verhängnißvollen Tag nach, und rechtfertigte sich vor sich selbst, indem er alle aufsteigenden Zweifel mit seinen Gründen erdrückte und alle Gedanken an die Zukunft mit seinem Willen zurückwies.

So haben wenige Augenblicke über mein ganzes Leben entschieden, sagte er vor sich hin, und alle die zahllosen Pläne für eine lange Zukunft mit einem rohen Schnitte zerstört. — O! meine Eva, was Sie auch sagen mögen, Du sollst mein seyn, mein Geschöpf, mein Trost, meine Seligkeit. Ich will Dich lieben und tragen, wie ein Künstler sein Ideal, und welche Genugthuung, wenn Du mit Deinem Frieden und Deiner Liebe meine neue Welt füllst.

Er dachte darüber nach, wie er Eva einführen wollte in diese neue Welt, die ihr so fremd war, und ergötzte sich im Voraus an den zahllosen ergötzlichen Auftritten, in welche er sie verwickelt sah. Ihr Erstaunen, ihr Gelächter, ihr Entzücken und ihre Einfalle beschäftigten ihn, bis er träumerisch die Augen schloß, um auffahrend, ungewiß ob nicht Alles Täuschung sey, sich zu überzeugen, daß Eva wirklich in seinem Mantel gewickelt an seiner Brust schlafe und daß das Schicksal dieses Mädchens unauflöslich an das seine gekettet sey.

Heimlich wachte dann plötzlich ein finsterer Gedanke in dieser dunkeln Nacht in ihm auf, und seine Stirn faltete sich zusammen, als er an den Hauptmann dachte, der es möglich gemacht hatte, einen Priester zu finden, welcher sich dazu verstand, eine solche Ehe einzusegnen.

Die Fischerkolonie gehörte zur Vorstadt. Der Prediger war arm und beweglich. Der Hauptmann wäre aber dennoch mit seinen Ueberredungskünsten schwerlich zum Ziele gekommen, wenn Eugen nicht geholfen hätte. Er besaß zufällig seinen Taufschein, verbürgte sich, daß nie ein Aufsehen entstehen, daß seines Vaters Einfluß jede Unannehmlichkeit abwenden werde, und im äußersten Falle nicht viel zu besorgen sey.

Der Prediger erwog, daß weder eine Entführung, noch eine heimliche Ehe vorliege. Der Vater der Braut war zur Stelle, der Bräutigam durch den Taufschein legitimirt, mündig und völlig befugt, über sich zu verfügen. Es kam höchstens auf einen derben Verweis, eine Ordnungsstrafe und Geldbuße an, und diese zu decken war hier Bereitwilligkeit genug. Ausflüchte und Entschuldigungen gab es überdieß gar manche. Am Abend ging das Brautpaar in aller Stille zum Pfarrer. Major und Feldwebel, vom Angeln heimgekehrt, folgten nach, und in einer Viertelstunde war der Akt vorüber.

Der Hauptmann war ganz gleichgültig dabei. Es schien ihm lieb zu seyn, sich Eva's völlig zu entledigen. Eugen hatte Post bestellt; in einem Bündelchen war das bewegliche Eigenthum der jungen Frau zusammengepackt, ihr Hochzeitskleid war ein buntes Kattunkleid; so stieg sie hinter dem Pfarrhause in den Wagen und fuhr in die Welt.

Glückliche Reise, brummte der Major mit Anstrengung.

Hm! sagte der Feldwebel.

Morgen Früh fünf Uhr drüben am Grafenholz auf dem Platz. Beißen gut! rief der Hauptmann, und ohne sich umzusehen ging er nach Hause.

Eugen hatte im verzückten Taumel den Tag verlebt. Ein Schritt hatte den anderen zur Folge gehabt, er kam nicht wieder heraus aus diesem sonderbaren Reiz der Gefühle, die ihn fortrissen. Eva klammerte sich um seinen Nacken, er küßte ihr Lippen, er sah sie erröthen und in ihren Augen eine Gluth, die brennend Feuer durch seine Adern schickte. — Sie saß mit ihm oben an dem Thurm und erzählte ihm, wie ihr Herz fast zerbrochen sey, als ihr Vater das Bild vernichtete, und wie sie die

Digitized by Google

ganze Nacht an ihn gedacht, von ihm geträumt und mit Sehnsucht ihn erwartet habe. — In ihren süßen Bekenntnissen loderte die Liebe auf, welche Alles vergessen läßt um eine Stunde, und Eugen lag auf den Knieen vor dem Fischermädchen; er bedeckte ihre Hände mit Küssen, er versprach, sie ewig zu lieben, sie zu erheben und zu ehren, und lauschend, selig und beglückt saß sie vor ihm und hörte zitternd seine Erzählungen und seine Schwüre.

Jetzt in der Nacht, wo Eva schlief und die Pferde rasch vorwärts eilten zu einem Ziele, das Meile um Meile näher rückte, kühlte sich sein Blut und andere Gestalten drängten sich herbei. Ein unruhiges Ueberlegen trat an die Stelle der stürmischen Empfindungen, die jeden Rath verworfen hatten. Unmöglichkeiten fühlten sich nun erst heraus, nachdem das Unmöglichste möglich geworden war. Ein beklemmender Druck warf sich auf seine Brust, als der Morgen dämmerte und er Eva anblickte, die blaß und schmal, die blonden Flechten aufgelöst und verworren über ihr Gesicht gestreut in der Wagenecke zusammengekauert schlief. Der Mantel war von ihren Schultern gefallen; da lag sie, das Bernsteinkettchen um ihren Hals, an den sich das ausgewaschene Kleid hinaufschob. Der grüne Friesrock, die harten Lederschuhe und die groben, derben Strümpfe sahen heute noch weniger bräutlich aus, wie gestern. O! es war Alles rein und ganz, aber leise fuhren Eugens Finger zurück, und ballten sich zusammen, als in diesem Augenblicke das Bild seiner schönen, stolzen Schwester vor seine Seele trat, die mit dem Auserwähltesten sich umgab und so schwer zu befriedigen war.

Seine Stirn wurde heiß und mit einem sonderbaren Widerwillen warf er sich in die andere Ecke des Wagens zurück. Plötzlich aber regte sich Eva leise, sie schüttelte das Haar von ihrem Gesicht, sie lächelte und der erste Widerschein des Morgens röthete ihre Wangen, als sie die Augen aufschlug und erstaunt und erschreckt sich aufrichtete. Aber ihr erster Blick fiel auf Eugen, und mit ihm waren alle Schatten verschwunden, welche so eben noch ihn halb entmuthigt hatten.

Ich bin bei Dir, sagte Eva. O! nun ist Alles gut.

Mit diesen Worten kehrte die ganze Kraft seines Willens zurück, sich über die Verhältnisse zu stellen. — Er legte den Arm um sie, er nannte sie seine kleine Frau und stimmte in das unauslöschliche Gelächter ein, das dieser fremde Name bei ihr erregte. — Dann versuchte Eva sich darin, ihn „Du" zu nennen und „mein Mann" zu sagen. Ihr Lachen, ihr Geplauder, ihre Verwirrungen und naiven Fragen unterhielten ihn Stunden lang, bis der Wagen eine Provinzialstadt erreichte, wo eine kurze Rast gehalten wurde.

Eugen benutzte diese, um Einkäufe zu machen. Es gab ein Paar Magazine hier, in welche die Modehändler der Hauptstadt ihre veralteten Vorräthe ablieferten. Nach einigen Stunden war Eva umgestaltet. Mit einem Kleide von blumigem Mousselin, wie es vor zwei Jahren getragen wurde, und welches obendrein etwas zu lang und zu weit war, mit Stiefelchen von schwarzem Atlas, die jede Krämertochter in den Winkel geschleudert haben würde, als viel zu spitz und unmodisch, mit feinen gewebten Strümpfen, welche etwas vergilbt aussahen, einem Mantel mit gezacktem Kragen und einem grünen Seidenhut, der jeder Dame in der Hauptstadt Entsetzen eingeflößt hätte, stieg die junge Frau wieder in den Wagen. Sie war unendlich glücklich und stolz und brachte keine geringen Verlegenheiten über Eugen, der selbst die Kellner und die Tochter des Wirths lachen und sich Bemerkungen zuflüstern hörte. — Mit sonderbaren Blicken wurden die beiden Reisenden gemustert, die Einkäufe mit Vermuthungen begleitet, die Metamorphose der auffallenden Begleiterin des jungen Herrn mit skandalöser Kritik begleitet.

Das hörte Eugen, als er die Treppe hinabstieg, und ein unbändiges Gelächter kam aus der Küche. — Er wurde glühend heiß dabei. Eva sprang hinter ihm her und stolperte bei jeder Stufe der kleinen Treppe über den langen Rock, mit dem sie nicht fertig werden konnte, zur größten Belustigung des herbeilaufenden Personals.

Wenn ich zu Hause wär, rief sie übermüthig, wie wollt' ich damit die Enten auf's Wasser jagen. Und die Gießkannen für die Bohnen — weißt Du, Eugen? — das wäre eine Lust, damit Wasser zu tragen.

Eugen war froh, als der Wagen fortrollte. Er ließ hinter sich für ein Paar Tage Hohn, Spott und so viel Schande zurück, als sechs Weiberzungen aufzubringen vermögen; aber Eva war glücklich und in dem grünen Hute und dem Blumenkride sah sie allerliebst aus. Nach einer Viertelstunde dachte er nicht mehr an die Schreckgestalten, welche ihm eingefallen waren. — Mitten in den Scherzen kamen dann Minuten, in denen Eva plötzlich ernsthaft wurde, die Blicke zurückwandte oder unruhig in die Weite schickte. Sie dachte plötzlich nach Hause, dann fiel ihr der Vater ein, der See, die alte Marie und Adam. Sie sprach nicht von ihm, denn als sie es am Morgen gethan, hatte Eugen spottend gesagt: Der wird sich schon trösten. Es ist ein guter Junge, der aber nicht für Dich paßte und an den Du nicht weiter denken mußt. Mich hast Du gewählt, kleine Eva, hast den Adam in seinem Paradiese sitzen lassen, vergiß also die Herrlichkeiten, und ihn dazu. — Lachend rechnete er ihr vor, was aus ihr geworden seyn würde, wenn nach der

Digitized by Google

weisen Fügung eines mächtigen Schutzgeistes er nicht zur rechten Zeit gekommen wäre, um sie zu hindern, Adam's Suppe zu kochen, seine Strümpfe auszubessern und seine Jacke zu trocknen.

Eine Reihe von Lehren und Mittheilungen wurden von dem jungen Mädchen aufmerksam vernommen. Sie schmiegte sich dankbar an ihn, von dem Gefühl erfaßt, daß sie Niemanden in der Welt habe, als ihn allein, und diese Welt kam ihr, je weiter der Wagen rollte, um so unermeßlicher vor.

(Fortsetzung folgt)

Der galvanische Telegraph.

(Schluß.)

Nicht nur Böswilligkeit kann den Telegraphen unterbrechen, dieß kann auch durch Elementarereignisse geschehen. Schneestürme, anhängendes Eis, Gewitter haben ihn schon oft in andern Ländern unterbrochen. Wohl hat man versucht, ihn dagegen zu schützen durch recht starken Bau, aber das hilft nicht in allen Fällen. Am besten wäre wohl die Drahtleitung für den Telegraphen gesichert, wenn man sie unter den Boden eingraben dürfte. Aber das geht nicht so ohne Weiteres. Denn viele Versuche haben gezeigt, daß dann der galvanische Strom bald aufhört, und das kommt daher, daß ihn die Feuchtigkeit des Bodens ableitet. Will man das vermeiden, so muß der Draht nach seiner ganzen Länge mit einer andern Substanz umwickelt werden, welche die Ableitung hindert. Unter den vielerlei Stoffen, welche man dazu versucht hat, bleibt ein Baumharz, das erst seit etlichen Jahren in Europa bekannt ist, das beste. Dieser uns neue Stoff heißt Guttapercha. Er kommt aus Ostindien, wo er aus einem Baum beim Fällen ausschwitzt und gesammelt wird. Dieser Stoff hat die Eigenschaft, daß er in siedendem Wasser weich und bildsam wie Wachs wird und sich gestalten läßt, wie man will, bei der gewöhnlichen Temperatur aber wieder erhärtet wie Sohlleder, auch ungefähr so aussieht und in manchen Fällen so verwendet werden kann. Mit diesem Stoff umgebene Drähte können unter den Boden gelegt werden, ohne daß sich unterwegs mehr von dem galvanischen Strom verliert, als wenn der Draht durch die Luft gezogen wäre. Doch leiden die Drähte unter dem Boden nicht selten durch die Einwirkung der Feuchtigkeit. Es werden dadurch die Leitungen immer schlechter, indem mehr und mehr von der Kraft unterwegs verloren geht, so daß der Dienst auf den Telegraphenämtern immer schwieriger wird, und man kehrt daher in neuester Zeit wieder zu den offenen Drahtleitungen zurück, so viel man sich auch von den unterirdischen Linien versprochen hatte. Unterirdisch wird jetzt nur noch in Städten gebaut, wo die Stangen zur Unterstützung der offenen Leitung den Verkehr stören würden, und da ist man genöthigt, Guttaperchadraht in Ziegelsteinen mit hydraulischem Kalk einzumauern, was zwar sehr sicher, aber auch sehr theuer ist.

Dagegen hat man sich, weil denn doch die Unterbrechungen der Leitung nicht ganz abzuhalten sind, ein anderes Mittel ausgedacht, sie wenigstens unschädlich zu machen, und dieses Mittel besteht darin, daß man nicht nur eine Leitung zwischen den Endpunkten anlegt, sondern mehrere verschiedene Wege mit Telegraphenlinien versieht, damit, wenn der direkte Weg unterbrochen wäre, die Nachricht einen andern einschlagen kann.

Was aber dabei das Allermerkwürdigste scheint, ist die Geschwindigkeit, mit welcher der galvanische Strom die allerlängsten Leitungsketten durchläuft. Der Strom geht so geschwind, daß er von Triest nach Hamburg und zurück noch nicht den zehnten Theil der Zeit braucht, der zwischen zwei Pulsschlägen liegt. Er würde, wenn man im Stande wäre, einen Draht um die ganze Erde herum zu ziehen, um diesen zu durchlaufen, nur die Zeit zwischen zwei sich folgenden Pulsschlägen brauchen. Der Strom durchläuft daher einen Weg von ein Paar hundert Stunden in einem einzigen Nu und deßhalb gibt es eigentlich für ihn keine Umwege, denn er langt doch im Augenblick an. Es ist also auch gleichgültig, ob die Nachrichten auf dem kürzesten Weg zum Ziele gelangen, oder ob sie einen großen Umweg zu durchlaufen haben, und deßhalb scheint es auch wirklich das beste Mittel, die Unterbrechungen in einzelnen Linien unschädlich zu machen, wenn man mehrerlei Wege anlegt, weil immer der eine oder andere noch anwendbar ist.

Zum Schluß noch einige Notizen, wie sehr man die Apparate zum Zeichengeben vervollkommnet hat. Anstatt des Eisens, das auf dem Tische klopft, hat man einen Hebel angebracht, der auf einen fortbewegten Papierstreifen Punkte eindrückt und also in der oben mitgetheilten Art schreibt. Auf der einen Station, z. B. in Bern, wird also die Klappe bewegt, und auf der andern Station, z. B. in Basel, schreibt der Telegraph die Nachricht selbst nieder bloß dadurch, daß der Hebel Punkte macht, aber diese treffen auf einen Papierstreifen, der beständig fortrückt, so daß die Punkte in einer Linie neben einander erscheinen. Durch die größeren Zeitabstände, die man zwischen dem Niederdrücken der Klappe läßt, entstehen auch größere Abstände zwischen den Punkten auf dem Papier, und so wird die Schrift erzeugt, die wir oben erklärt haben. Dieses Schreiben durch die Klappe geht bei einge-

Digitized by Google

übten Telegraphisten so rasch, daß man in einer Minute durchschnittlich siebenzehn Worte zu Papier bringt, also ungefähr ebenso viel als ein geübter Schreiber mit der Feder wiedergeben kann. Obiger Schreibapparat ist jetzt allgemein als der zweckmäßigste anerkannt und auch schon sehr verbreitet. Er ist angewandt bei allen Telegraphenlinien der vereinigten Staaten in Nordamerika auf eine Länge von nahe an 7000 englische Meilen. (Auch in Bayern.) Weniger in England, wo man sich eines unvollkommeneren Apparates bedient, weil er in England erfunden ist; auch nicht in Frankreich, wo man darauf ausgeht, mit dem galvanischen Telegraphen die Zeichen nachzumachen, die der optische alte Telegraph von Chapp gibt. Dagegen ist dieser Apparat im ganzen Gebiet des deutsch-österreichischen Telegraphenvereins, welches achtzig Millionen Menschen umfaßt, jetzt eingeführt und er soll auch in der Schweiz in Anwendung kommen und zwar noch im Verlaufe dieses Sommers.

Mannigfaltigkeiten.

Hornung oder Horn, der alte Name für den Monat Februar, soll durch Folgendes entstanden seyn, wie eine Sammlung sächsischer Alterthümer meldet: Die Feier des Festes der Sonnenwende begann bei den alten Deutschen im Januar und nahm noch einen Theil des Februar ein. Bei den Sachsen umfaßte dieses Jubelfest (Sonnenwendefest) zwölf Tage; daher noch, wenn auch nach christlichem Kultus auf die Weihnachtszeit übertragen, die so bekannten zwölf Nächte. Das Trinken aus Hörnern war an diesem Fest besonders häufig, und von diesen soll erst die Feierzeit und dann der jetzige Februar den Namen Horn oder Hornung erhalten haben. Von den Tönen der Freude über das Nahen des Frühlings, welche am Yulfeste so häufig ausgestoßen worden, leitet man den Ausdruck jolen — Laute der Fröhlichkeit ausstoßen — ab.

[Eine nordamerikanische Anschauung von Deutschland.] Peter Parley's „Geographie für Anfanger" ist ein Lehrbuch der Geographie, welches in den Schulen der nordamerikanischen Freistaaten gegenwärtig vielfach gebraucht wird. In dieser, 160 Seiten umfassenden, mit zahlreichen Holzschnitten versehenen Geographie wird Europa auf 24 Seiten abgehandelt; auf drei Seiten werden Deutschland, Holland und die Schweiz abgefertigt, wovon zwölf Zeilen auf Deutschland kommen! Der Abschnitt beginnt mit den Worten: „Deutschland liegt nördlich von der Türkei." Darauf folgt eine Charakterschilderung der Deutschen: „Die Deutschen sind sehr erfindsam in Manufakturen; sie sind große Musiker, und Viele von ihnen sind gelernte Schüler. Das Land ist sehr bevölkert und reich an glänzenden Städten. In vielen Theilen desselben sind tiefe, düstere Wälder, wo eine große Menge Pech verfertigt wird." Darauf bezieht sich nun der einzige zu Deutschland gehörige Holzschnitt, welcher vorstellt, wie zwei seltsam gekleidete Personen Pech fabriziren. Das ist also das Hauptsächlichste, was die nordamerikanischen Schüler über unser Vaterland erfahren, daß die Deutschen — viel Pech haben.

Theater.

*** Aschaffenburg, 25. Februar. Wir haben bisher Herrn Goldammer, was seine Leistungen als Schauspieler betrifft, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen und müssen auch heute wiederholen, daß dieselben von ungewöhnlicher Befähigung Zeugniß geben. Heute nun hat uns derselbe in einem sogenannten komischen Zaubermährchen, betitelt: „der Narr des 19. Jahrhunderts oder die Zauberblume" eine Probe schriftstellerischer Thätigkeit vorführen zu müssen geglaubt, die wir jedoch als eine vollkommen mißglückte bezeichnen müssen; denn wenn wir auch hierin manche schöne Gedanken, die übrigens durchaus nicht neu sind, wiedergegeben fanden, so sind dieselben doch ohne allen logischen Zusammenhang aneinander gereiht, die Reime sind hart und gezwungen, die Effekte grell und bei den Haaren herbeigezogen. Sonach thut es uns leid, dem Genannten Befähigung zur Autorschaft absprechen zu müssen und können wir nur bedauern, daß dessen gestriges ganz vorzügliches Spiel durch die Werthlosigkeit des Stückes großentheils seine Wirkung verfehlte. Die übrigen Mitwirkenden exkulpirten nach Thunlichkeit der ihnen gewordenen Aufgabe.

Logogryph.

Das Erste ist des Lenzes Kind,
Bescheiden naht es und verborgen;
Entfernt sich aber auch geschwind,
Wenn kühl sich naht des Maies Morgen;
Zu finden ist's im Wiesenthal.
Das Zweite, ein beflügelt Thier,
Geboren von der Sonne Strahl,
Nicht fliegt es, doch dem Rosse schier
Im schnellsten Laufe kommt es gleich.
Das Ganze schmückt der Jungfrau Busen
Errath' es jetzt, du Sohn der Musen!

Veilchen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lilette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 34 28. Februar 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Nach den Scenen im Wirthshause hielt ihr Eugen eine neue Lehrstunde, in welcher er ihr vorstellte, was man thun und lassen müsse, um kein Aufsehen und kein Gelächter zu erregen. — Sie wußte nicht, was sie begangen haben könnte, um Uebles von ihr zu denken.

Die Menschen verhöhnen Alles, was sie nicht verstehen, erwiderte Eugen lächelnd. Jeder belauscht den Andern, Jeder merkt darauf, was Einer thut, was er spricht, wenn er sich bewegt, was er an ihm erkennt. Die Menschen haben sich Figuren ausgeschnitten, und mit allerlei Kram behängt; wer den nicht hat und dem nicht gleicht, den belachen sie. — Später wirst Du mich besser verstehen; für jetzt sage ich Dir nur, Du mußt lernen, äußeren Schein zu behaupten. — Von einer Dame, die in einem Wagen sitzt, den drei Extrapferde ziehen, erwarten die Menschen kein lautes Gelächter, keine Enten-, Gießkannen- und Bohnengeschichtchen, kein buntes Kattunkleidchen, und keine dicken Lederschuhe.

Nun bist Du mir wohl böse? sagte Eva betrübt.

O nein! rief er lachend, und er küßte die Traurigkeit von ihren Lippen; ich weiß ja, wie Alles kommen muß. Du wirst künftig nicht wieder davon sprechen, wenn Andere zugegen sind, und lieber schweigen, beobachten und lernen.

Nach einer Stunde war eine neue Station erreicht, ein einzeln liegendes Posthaus, wo er auszuruhen und bis zum Einbruch des Abends zu verweilen dachte. Auf diese Weise war es möglich, am frühen Morgen die Hauptstadt zu erreichen, und auszuführen, was er beschlossen hatte.

Besondere Fremdenzimmer waren in dem engen Hause nicht vorhanden, nur kleine Schlafgemächer für den Fall der Noth; allein ein geräumiges Gastzimmer war da und eine freundliche Wirthin, die für ein Mittagsessen, so gut es zu haben sey, zu sorgen versprach.

Auf eine Stunde bot der an das Haus stoßende wohlgepflanzte Frucht- und Blumengarten dem einsamen Paare schattige Wege und mancherlei Unterhaltung. Am Ende des Gartens war ein Hügel mit Lindenbäumen besetzt und hinter ihm einer jener zahllosen kleinen Seen, welche dem Norden Deutschlands so eigenthümlich sind. Jenseits lag ein Wald, aus welchem einzelne höhere Berge aufstiegen, und Eva jauchzte auf, als sie diese heimische Landschaft überblickte. — Sie lief mit Eugen durch die Wiesen; sie wand ihm Kränze von Vergißmeinnicht und dunkelrothen Feldnelken; sie fand Erdbeeren zwischen den nahen Hügeln und spielte mit ihm dieselben Spiele wie damals, als er sie zuerst gesehen hatte. Als sie dann wieder auf der Lindenbank saß, Blumen in ihren blonden Haaren, das Gesicht so lieblich überglüht, Sehnsucht und Glück in den blitzenden Augen, die liebeheiß zu ihm aufblickten, war er entzückt und hingerissen. Er nahm sie in seine Arme und träumte die stolzesten und schönsten Träume. Er wußte, daß ihm allein dieß Herz gehörte, das unter seinen Fingern fühlbar schlug, daß dieß liebliche Wesen weiches Wachs sey, aus dem sich Alles formen und gestalten ließ. Unter Scherzen und Gelächter führte er sie endlich in das Haus zurück. Eva hatte ihr langes Kleid aufgeschürzt, ihr Haar war verworren, ihr Gesicht erhitzt; so flog sie voran, um sich von Eugen greifen zu lassen, und sprang die Stufen hinauf durch die geöffnete Glasthür des Gastzimmers, wo sie plötzlich vor zwei Damen stand, welche an einem Tischchen saßen. Es waren Reisende, denen der Wagen gehören mußte, welcher vor der Hauptfront des Hauses so eben abgespannt wurde. — Ein Bedienter brachte ein Paar Kissen und eine Reisekasette, eine Jungfer trug ein krauses prächtiges Wachtelhündchen herein.

Eva flog bei den beiden Fremden vorüber. Eugen, der ihr auf dem Fuße folgte, seinen Rock ausgezogen, seine Halsbinde abgelegt und die Weste geöffnet hatte, blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen und folgte dann Eva zum Fenster nach, wo er unbekümmert sich auf einen Stuhl warf und in trotziger Nichtachtung der Schick-

Digitized by Google

lichkeitsgesetze sich nicht beeilte, seinen Anzug herzustellen.

Haben Sie kein anderes Zimmer? fragte die ältere der Fremden die eintretende Wirthin, welche mit Tischzeug und Tellern erschien.

Nur dieß eine, gnädige Frau, war die Antwort.

Dann wäre es fast besser, wenn wir weiter führen, erwiderte die Dame mit scharfer Stimme.

Der Kaffee wird gleich bereit seyn, sagte die Wirthin dem Blick folgend, der sich hochmüthig gegen das Fenster richtete. — Eugen stützte den Kopf in die Hand und beschäftigte sich mit Eva, welche die Füße auf den Rand eines Stuhles gesetzt hatte und den Staub von ihren spitzen Stiefeln schlug. Die jüngere Dame neigte sich zu ihrer Begleiterin und flüsterte ihr leise einige Worte zu, die ein langsames Kopfnicken bewirkten. — So eilen Sie mit dem Kaffee, sagte sie dann, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Bei dem Klange dieser Stimme richtete sich Eugen auf. Sie war so wohllautend und rein, wie Musik. Seine Augen schauten die Sprecherin fest an, welche aufgestanden war und an die Gartenthür trat. Eine stolze, schlanke Gestalt, ein feingeschnittenes Gesicht, glänzende Haarflechten, die an den Seiten der schön geformten Stirn tief niederfielen, ließen sich zunächst erkennen. Dann sah er nach dem Hofe hinaus auf den Reisewagen, ein großes englisches Koupé mit allen komfortablen Bequemlichkeiten, und endlich wieder auf die ältere Dame, die aus ihrem Hute unter dem Spitzenschleier noch immer sehr streng hervorschaute.

Die fleischige Fülle ihrer Züge wurde durch eine stark hervortretende Nase nicht verschönt. Es war ein stolzes, festes Gesicht, so aristokratisch ausgeprägt, daß kein Zweifel entstehen konnte, es gehöre einer Dame, die an Repräsentation und Befehlen gewöhnt sey. Sie streichelte den kleinen Hund auf ihrem Schooß, der bei jeder Bewegung, die Eva machte, und bei jedem Worte, das Eugen sprach, sein Knurren und Kläffen hören ließ, als wolle er dem Unwillen seiner Gebieterin Sprache verleihen.

Die Anwesenheit der beiden Fremden hatte Eva nicht schüchtern gemacht. Da Eugen nichts sagte, was dieß bewirken konnte, fuhr sie fort, halblaut die buntesten Fragen an ihn zu richten und in der unbefangensten und natürlichsten Weise sich über tausend Dinge zu äußern. Ihre Auffassungen ergötzten ihn sehr, er fand die liebenswürdigste Naivetät darin, und mit Heiterkeit und Genugthuung zog er dann und wann seine Augen fort von Eva's muthwilligem Gesicht und sandte herausfordernde Blicke auf die beiden stillen Gestalten am Kaffeetische, welche unwillig ihnen den Rücken zuwandten.

Endlich fing der kleine Hund wieder an zu klaffen. Bedienter und Jungfer kamen und empfingen Befehle. Die Pferde standen bereit und die beiden Damen verließen das Zimmer ohne Wort und Gruß, begleitet von der unterthänigen Wirthin.

Draußen hörte Eugen die ältere Dame ziemlich laut fragen, wer die beiden Personen seyen, und er freute sich, daß er in der Postkarte sich Herr Eugenius genannt hatte.

Sie fragen nach uns, sagte Eva.

Wir aber fragen nichts nach ihnen, erwiderte Eugen lachend. Wir haben sie sehr geärgert.

Mein Gott, womit?!

Ach, meine kleine Eva, rief er belustigt, kümmre Dich nicht darum, aber erinnere Dich, was ich Dir gesagt habe. Jeder will uns so haben, wie wir nach seinen Vorstellungen seyn sollen, und wenn es nicht so geht, sind wir entweder zu warm oder zu kalt, zu stolz oder zu gemein, zu vornehm oder zu gering. — Dressiren und in spanische Stiefeln schnüren wollen sie Alles; aber plaudere Du weiter, mein süßes Herz. Du kommst frisch aus der Wildniß, und ganz zahm haben sie mich auch nie machen können. Morgen sind wir in der Hauptstadt, da beginnen Deine Studien; heut' wollen wir seyn, wie wir sind, und durch kein Nasenrümpfen uns irre machen lassen.

Die Stunden vergingen, und als es Abend wurde, ward die Reise fortgesetzt. Am Morgen lag die Hauptstadt im Dampf ihrer unzähligen Essen und Heerde vor ihnen, und Eva hatte unausgesetzt rechts und links zu schauen auf die Reihen der Landhäuser, auf prächtige Gärten und zierliche Eisengitter, dann auf mächtige Gebäude, auf unabsehbare Straßen, auf ein Menschen- und Wagengewühl, das ihr jetzt schon unermeßlich und betäubend vorkam. Eugen hatte auf der letzten Station den Wagen völlig schließen lassen; kein neugieriger Blick konnte so leicht ihn oder seine Begleiterin hinter den Scheibenfenstern erkennen. — Endlich hielt der Postillon vor einem prächtigen, himmelhohen Hause still, an dessen Balkonen und blitzenden Fensterreihen Eva's Augen wie bezaubert hingen.

Hier werden wir wohnen! rief sie jubelnd.

Erwarte mich, erwiderte Eugen. In ganz kurzer Zeit kehre ich zurück.

(Fortsetzung folgt)

Ueber die Todtengebräuche und Todten-Verbrennung

heutigen Tages in Indien in den Gangesländern, heißt es in dem interessanten Buch „A Lady's Voyage round the World" also: „Ein merkwürdiges, aber höchst friedsames Schauspiel, wovon ich

in Calcutta Augenzeuge war, ist das der Sterbehäuser an den Ufern des Hoogly. Das eine, das ich sah, war klein und enthielt bloß ein Zimmer mit vier leeren Bettstellen. Hierher werden die Sterbenden von ihren Verwandten gebracht, um in den Bettstellen, oder wenn diese voll sind, unten auf dem Boden, oder gar wohl außen vor den Hütten in der brennenden Sonne ihre letzten Augenblicke zuzubringen. Die Plätze zur Verbrennung der Todten finden sich ganz nahebei. Ich fand fünf sterbende Personen drinnen im Häuschen und zwei draußen. Die letzteren waren in Stroh und Decken dermaßen eingewickelt, daß ich dachte, sie müßten schon todt seyn. Als ich aber nachfragte, warfen die Aufwärter die Decken zurück, und ich sah die armen Geschöpfe sich bewegen. Drinnen in der Hütte lag eine alte Frau auf dem Fußboden, sich schwer und qualvoll durch ihre letzte Stunde mühend, und die vier Bettstellen waren in gleicher Weise okkupirt, um welche ringsumher die Verwandten in größter Stille saßen und ruhig auf den letzten Athemzug der Leidenden warteten. Auf meine Frage, ob ihnen nichts gereicht werde, antwortete man, daß sie, wenn sie nicht sogleich stürben, dann und wann einen Löffel voll Gangeswasser erhielten, aber immer weniger und in größeren Zwischenzeiten, denn wenn sie einmal hierher gebracht wären, müßten sie sterben. Die Hindus selbst gestehen ein, daß dieß Verfahren zu manchem Mord führt, denn ihre Religion schreibt ihnen vor, daß die kranke Person sterben müsse, wenn der Arzt erklärt, daß keine Hoffnung sey. Sobald sie nun todt und fast ehe sie noch kalt sind, werden sie nach dem Brennplatz getragen, welcher von einer Mauer umgeben ist. Auf diesem Platz sah ich einen todten und einen sterbenden Mann und auf sechs Scheiterhaufen sechs Leichname, welche die hoch hinaufschießenden Flammen rasch verzehrten. Vögel von Storchgattung und größer als Truthähne, kleine Geier und Raben saßen ringsumher in großer Menge auf den benachbarten Dächern und Bäumen, gierig wartend auf die halbverbrannten Körper. Mit Schaudern eilte ich von dem Fleck hinweg und konnte lange Zeit das peinliche Bild nicht aus meiner Erinnerung verbannen. Reichen Leuten kostet das Verbrennen ihrer Todten oftmals tausend Rupinen. Bei Armen wird natürlich nicht so viel Zeremonie gemacht."

Mannigfaltigkeiten.

München, 22. Februar. Der gestrige Künstlermaskenball war einer der schönsten und fröhlichsten von all' den schönen Faschingsfesten ähnlicher Art, die man hier in früheren Jahren gesehen. Zwar gab es dießmal keinen eigentlichen Maskenzug — man konnte sich nicht einigen, ein großes geschichtliches oder mythisches Tableau aufzuführen, wie damals, wo Barbarossa im Kyffhauser erwachte, oder eine Episode aus dem dreißigjährigen Kriege, oder ein Wintermährchen zu einem großen Maskenphantasiegemälde die zusammenhängenden Fäden und Figuren lieferte — aber eben dadurch, daß der Phantasie und Laune der Einzelnen voller Spielraum gegeben war, näherte sich das Fest jenem Charakter bunt-lustiger Mannigfaltigkeit und ungezwungener rein improvisirter Fröhlichkeit, wie er im schönen Heimathlande des Karnevals erscheint. Wohl die Mehrzahl unserer Künstler hat diesen in Italien selbst miterlebt. Wie sie ihm dort seine poetische Seite abgelauscht haben und wie sie von dem natürlichen Schönheitssinn und dem heitern Humor jenes anmuthigen Südvolkes ein gut Theil sich angeeignet, auch denselben mit einer guten Dosis deutscher Gemüthlichkeit zu versetzen wußten, das haben sie uns gestern in der Anordnung des Ganzen, wie in der Durchführung der Einzelheiten gezeigt.

In der Mitte des Odeonsaales erhob sich ein prächtiger Blumentempel bis nahe an die Decke reichend mit Säulen, Statuen, Epheugirlanden, Fahnen geschmückt. Vier riesige Schwanenschnäbel spieen purpurne Flüssigkeiten. Inschriften erinnerten an die früheren Künstlermaskenfeste. Auch die erhöhte Bühne des Hintergrundes war mit Fahnen, Inschriften und verschlungenen Kunstemblemen prächtig dekorirt. Von hier begrüßte einer der Festordner Ihre königlichen Majestäten, die Könige Max und Ludwig, welche mit Ihrer Majestät der Königin Marie und den Prinzen Luitpold und Adalbert den Ball mit ihrer Gegenwart beehrten, im Namen der Künstler mit Lebehoch, und Herr Teichlein hielt eine gereimte Ansprache. Darauf fiel plötzlich wie mit einem Zauberschlag die Draperie des Hintergrundes, und im jubelndsten Tumulte stürmte der bisher unsichtbare große Maskenschwarm, all' die verschiedenartig phantastisch kostümirten „Narren", Indianer,*) Vogelgestalten u. s. w. in den Saal zur äußersten Ueberraschung des Publikums, das ihr Erscheinen von einer ganz anderen Seite erwartet hatte und durch dessen dichte Reihen die „Narren" sich eine Gasse machten. Jeder der anwesenden Gäste trug übrigens die vorgeschriebene bunte Narrenkappe, die manchem als ernst und andächtig bekannten Herrn oft seltsam genug zu Gesichte stand. Wir glauben,

*) Die Indianer waren unter Leitung von Moriz Rugendas durchaus naturgetreu dargestellt.

Digitized by Google

das durchaus unterhaltende und gemüthliche Fest, das einmal nicht jenes steif-schwerfällige und melancholische Gepräge eines aus dem weichen Wälsch ins derbe Deutsch übertragenen Faschingsschwankes hatte, werde allen Anwesenden noch eine Weile in heiterer Erinnerung bleiben, und wir wünschen von Herzen, daß die sinnige Fröhlichkeit, die unsere wackeren Künstler offenbarten, nie versiege, daß München bleibe, was es durch einen geistreichen König geworden, ein Hort, eine feste Burg der deutschen Kunst, und daß die gestrige Saalinschrift dauernde Wahrheit verkünde:

Wo sich die Kunst gebaut ihr Nest
Das ganze Leben wird zum Fest.

[Neue Anwendung des Gummi elasticum.] Ein Herr F. Grey zu London hat eine höchst sinnreiche Erfindung gemacht, durch welche Gummi und Gutta-Percha zu Nachbildung künstlicher Gesichtstheile und Ueberziehung künstlicher Gliedmaßen benutzt werden kann. Vermöge dieser Erfindung ist die sogenannte Tagliakotische Operation, um eine verlorene Nase wieder zu ersetzen, unnöthig geworden, da dieser Gesichtstheil nachgemacht und in solcher Art auf die Haut gleichsam aufgepfropft werden kann, daß er einer niedlichen Nase außerordentlich ähnelt. Ebenso verhält es sich mit der Ersetzung von Ohren, welche mit einer Mischung von Gummi und Gutta-Percha nachgemacht werden. Der Stoff, aus welchem man jetzt künstliche Hände verfertigt, wird mit dieser Substanz überzogen, und seine Oberfläche erhält dadurch ganz das Ansehen einer wirklichen Haut. Die Täuschung soll so vollkommen seyn, daß es nur bei genauer Untersuchung möglich ist, die Ersetzung der Natur durch Kunst zu entdecken.

Ein Korrespondent des „Magyar Hirlap" aus Szaszvaros (Broos) bringt interessante Daten über den aus Ovids Metamorphosen bekannten Alcedo und die wunderthätigen Eigenschaften, welche der Volksglaube diesem seltenen Vogel zuschreibt, der sich zuweilen an der Mündung des Stry in die Marosch sehen läßt. Der Fischer, wenn er den Knochen eines solchen Vogels am Halse hängen hat, ist Eigenthümer aller im Stry und in der Marosch schwimmenden Fische, die unfehlbar in sein Netz gerathen müssen. Die romanischen Bergarbeiter in Siebenbürgen glauben, daß der Glückliche, welcher einen Knochen des Alcedo in der Tasche trägt, durch die Steinblöcke der Grube hindurch auf eine Meile weit das Gold sehen könne und er brauche nur mit seinem Knochen den Block zu berühren, so werde dieser breiweich und könne somit leicht durchbrochen werden. Am St. Georgstag zeigt dieser Talisman jeden Ort, wo ein Schatz vergraben ist, und zieht denselben aus dem Schoos der Erde hervor. Einmal, erzählt der Korrespondent, blutete ich aus einer erhaltenen Stichwunde, und da ich genas, trat mein Schutzengel, ein kaiserlich russischer Stabsoffizier, zu mir heran und sprach: Bester, hier übergebe ich Dir ein Andenken, es ist ein Knochen aus dem Flügel des Alcedo; so lange Du ihn bei Dir trägst, muß Bajonnet und Lanze an Deinem Körper stumpf werden. Ein neuer Beweis dafür, daß Ammenmährchen und von Kindheit auf eingesogene Vorurtheile auch auf Geister, die sich über die Alltäglichkeit erheben, einen Einfluß haben, den die Wissenschaft nicht zerstören kann. Ein romanisches Volkslied in möglichst getreuer Uebersetzung möge zeigen, in welch' hohem Werth dieser Talisman bei den romanischen Jungfrauen steht:

„Süßes Mädchen, hab' vom blauen Vogel
Einen Knochen; wenn ich dir ihn gebe,
Wird mein Lohn dafür wohl groß seyn!"
„Ach! nur schnell her mit dem Wunderknochen,
Dein sey meines Vaters Reichthum,
Seine Weiden, seine Heerden,
Meines Liebsten Silberflöte,
Unser Kriegsruhm, unser Gut!
Dein sey meines Busens Weiße,
Dein mein Stolz und meine Blüthe!
Hab' ich einen Schatz gefunden,
Lege ich ihn Dir zu Füßen,
Die zu Füßen, Du verdienst es,
Ach nur schnell her mit dem Wunderknochen!"

Sie erlangt ihn auch um hohen Preis und nun ist sie in dem süßen Wahn, daß ihr zukünftiger Mann ihr unmöglich untreu werden könne.

Ein Schusterjunge ging kürzlich in Wien ganz gemüthlich mit ein Paar Stiefeln über den Stephansplatz und sang den Schlußchor aus den „lustigen Weibern von Windsor" (der bekannten neuen Oper). Ein Herr, der vorüberging, sagte zu ihm ganz spottisch: „Na, Du kannst zur Oper gehen!" Kaum machte der Herr nach dieser Anrede einen Schritt weiter, so glutschte er aus und er wäre auf dem nassen Trottoir bei dem heftigen Winde bald hingestürzt, wenn der Schusterbub nicht schnell hingesprungen wäre, und den Fallenden aufgehalten hätte. Der Schusterjunge rief hierauf lachend: „Schauen's, ich gehör zur Oper, aber Sie tauchen für's Ballet nichts!"

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 35 1. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

5.

Der Portier wieß Eugen auf seine Frage nach dem Baron Ortenstein in das erste Stockwerk, aber er hatte nicht nöthig, die Klingel dort zu ziehen, denn die Glasthür des Korridors ward aufgerissen, als er die letzte Treppenstufe erreichte, und ihm entgegenflog mit geöffneten Armen der Baron in einer Art Pudermantel von geblümter Seide, einen indischen Shawlstreif um den Hals gewunden, feine langgeschnäbelte bunte Saffianschuhe an den Füßen und eine persische Mütze mit goldener Troddel auf dem Kopfe.

Es war ein Herr, nicht jung, nicht alt, vielleicht vierzig oder darüber, aber jedenfalls älter, als er seyn wollte. Er duftete am frühen Morgen von verschiedenen Wohlgerüchen, welche er über sich ausgegossen hatte; seine Hände waren äußerst fein und weiß, sein wohlgeformtes, etwas verlebtes Gesicht ohne irgend einen hervortretenden Zug, alle seine Bewegungen und sein Benehmen durchaus in den Schranken guter Sitte und guter Gesellschaft.

Ich habe Dich aussteigen sehen, theuerster Eugen, rief er. Wohl mir, daß ich heute so früh aufgestanden bin, um ein Bad zu nehmen. Herzlich willkommen, wir erwarten Dich seit drei Tagen.

Ich fuhr zu Dir heraus, um zu hören, wie es in unserm Hause steht, sagte Eugen.

Alles durchaus vortrefflich, war die Antwort. Deine Frau Mutter befindet sich wohl, Dein Vater ist seit vorgestern wieder hier, seine Reise ist, — wie man sagt, fügte er mit einem diplomatischen Lächeln hinzu, vom glücklichsten Erfolge gekrönt worden. Deine Frau Schwester wird morgen eines ihrer zauberischen Feste geben und eben deßwegen siehst Du mich so früh in Bewegung, weil ich meine Mitwirkung bei mehreren Arrangements versprochen habe. Dein Schwager endlich ist derselbe lebensfrohe, heitere, liebenswürdige Gemahl der schönsten Frau, und was mich betrifft, mein lieber Eugen, so bin ich, wie ich denke, vollkommen unverändert Dein Freund, Dein Bewunderer und der treueste und ergebenste Diener Deiner Familie.

Mein Vater ist also zurück und meine Schwester noch hier? sagte Eugen halb für sich.

Alles trifft sich herrlich, sagte der Baron. Deine Schwester hat die Reise nach Wiesbaden und dann auf ihr Gut hinaus verschoben, um Dich zu umarmen und den Papa zu erwarten. Du wirst uns sehr heiter und erwartungsvoll finden. Köstliche Tage, theuerster Freund, die Du verleben wirst. Die Crême des Lebens will mit Bewußtseyn abgeschlürft werden. Auf der Reise kann man das nicht. An der Unruhe klebt Entbehrung, an der Entbehrung der robe, feste Stoff des Daseyns, etwas Barbarei, etwas Cynismus, man mag von der Salamandernatur so viel empfangen haben, wie man will. — Er warf einen lächelnden Blick auf Eugen, der mit seinem bestaubten Reiserock, dem überwachten Gesicht und verworrenen Haar sich in die Ecke eines Dammastfauteuils geworfen hatte. — Der Baron fuhr fort von Allem zu erzählen, was Eugen interessiren konnte. Eine Reihe von Mittheilungen über den Zustand der Gesellschaft, über Personen und Verhältnisse wurden ihm gemacht. Dazwischen kamen Fragen über Eugens Reise und Betheuerungen, daß Jeder begierig sey auf den genialen Künstler, der sein Vaterland ehre.

Eugen rührte sich nicht; plötzlich aber stand er auf und schaute nach dem Wagen hinab. Ich muß fort, sagte er, ich bin nicht allein.

Der Baron nahm sein Glas. Du hast einen Freund mitgebracht. — Mein Himmel, Eugen! warum sagst Du das nicht?

Er ist ganz fremd hier. Unbekannt mit Euren Sitten.

Ein Novice, rief Ortenstein lachend, wir wollen ihn in die Welt einführen. Ich denke, Niemand versteht das besser, wie ich.

Ich bin gekommen, um Deinen Beistand zu erbitten.

Tausend Dank, lieber Eugen. Dein Freund ist mein Freund.

Digitized by Google

Es ist eine Freundin, für die ich Dein Interesse anrufe, sagte Eugen lächelnd.

Wie? Was? rief der Baron laut lachend. Bei Gott! ich glaube, daß ich einen Damenhut sehen kann. Eine Künstlerin, Eugen? Eine Engländerin? — Und sie ist mit Dir gereist? — Ach, vermuthlich war keine Gefahr dabei. Antike Kunst aus einem vergangenen Jahrhundert! Haha!

Falsch gerathen, Baron. Sie ist jung und schön, kaum siebenzehn Jahre alt.

Auf Kavalierparole! schrie Ortenstein, ich beneide Dich und verspreche Dir jeden Beistand.

Ich halte Dein Wort fest, erwiderte Eugen. Du kannst denken, daß ich ein sehr nahes Interesse für meine schöne Begleiterin habe.

Also ein Verhältniß? fragte der Baron sanft lächelnd, indem er Eugen's Hand ergriff.

Ein sehr inniges.

Eine förmliche Liaison?

In bester Form.

Und mitgebracht, förmlich mitgebracht, als Freundin und Gesellschafterin?

Unzertrennlich! sagte Eugen.

Der Baron rieb sich lachend die Hände und nickte vertraulich, indem er zugleich Blicke der Verwunderung auf den jungen Mann warf. — Auf Ehre! rief er dann, das habe ich nicht von Dir erwartet, eines solchen Aufschwungs zur heiteren Lebensanschauung habe ich Dich nicht für fähig gehalten, theurer Eugen. Aus dem prüden England hast Du das hübsche Kind mitgebracht?

Das nicht. Es ist auch keine Engländerin, sagte Eugen.

Eine Französin also, eine Pariserin! Ich dachte es gleich.

Es ist eine Deutsche, fiel Eugen ein.

O! Schade, sagte der Baron. Ich wollte, Du hättest eine Französin gewählt. Niemand versteht so zu fesseln, und eine petit-maison angenehm zu machen. — Die deutschen Mädchen sind sentimental, werden lästig, anmaßend, klammern sich wie Kletten an, wenn man sie los seyn will.

Ich denke Eva auch nie los zu werden, erwiderte Eugen.

Eva heißt die Kleine? fragte Ortenstein. Gut Eugen, sey ihr Adam so lange, bis Du vom Baume der Erkenntniß gegessen hast. — Es wird kommen; aber ich sehe ein, daß es nöthig ist, das Geheimniß zu bewahren, denn unsere Damen verstehen in solchen Dingen keinen Spaß. Dein Ruf könnte leiden, und wer weiß dann, wie bald Du Ueberdruß empfindest und wechseln willst, oder Deine Verhältnisse einen seriösen Charakter annehmen.

Bei diesen Worten drückte er schelmisch die Augen zusammen und öffnete sie dann sehr bedeutungsvoll. — Nun, mein Freund, rief er, laß uns überlegen, was geschehen muß. Für's Erste also eine stille, verschwiegene Wohnung, sauber und bequem, in der es an nichts fehlt.

Eugen bejahte es.

Dafür ist gesorgt, sagte Ortenstein. Ich weiß eine Art Landhaus mitten in einem großen Garten, in einer entfernten, entlegenen Straße. Ein Freund hatte es zu einem ganz ähnlichen Zwecke gemiethet und einen ganzen Winter hindurch bis in's Frühjahr herein ein allerliebstes Schätzchen dort verborgen, mit der sich's köstlich leben ließ. Kein Mensch verstand den Ananaskardinal besser zu machen. Sie war so witzig, so elegant und mit Anstand begabt, spielte, sang, hatte den Schiller, Göthe, sogar Shakespeare gelesen.

Eine dunkle Wolke schwebte auf Eugens Stirn, die jedoch sogleich wieder klar wurde. — Ist das Haus geräumig? fragte er.

Elegant und geräumig, sagte der Baron.

Also auch für mich, für ein Atelier?

Für Dein Atelier, rief Ortenstein heftig lachend, ist dort ausgezeichnet gesorgt.

Und es ist zu vermiethen?

Die Eigenthümerin war erst gestern hier, um es mir mit der ganzen Einrichtung anzubieten. — Verschwiegene Bedienung, Alles ist vorhanden. Services und Geräthe zu den Abendgesellschaften.

Die werden ausfallen, sagte Eugen.

Vor der Hand also zwei Herzen und ein Schlag, zwei Seelen und ein Gedanke! rief der Baron spottend. Das wird langweilig werden. Auf Kavalierparole! nicht vier Wochen hältst Du es aus.

Verschaffe mir Lehrer für Musik, Sprachen und die nöthigen Wissenschaften, sagte Eugen.

Was? rief Ortenstein lachend, Du willst sie erziehen lassen?

Das will ich, und selbst ihr Lehrer seyn.

Gib Dir keine undankbare Mühe, erwiderte der Baron. Zum Henker! Du mußt höchst tugendhaft verliebt seyn, um diesen moralischen Gedanken zu fassen.

Eugen warf stolz den Kopf auf, seine Lippen öffneten sich, er schien etwas aussprechen zu wollen, was er rasch wieder zurückdrängte. — Meine arme kleine Frau, sagte er dann, weiß nichts von den Künsten, die uns von Kindesbeinen an eingerichtet werden. Sie hat auf dem Lande gelebt in harmlosester und süßesten Natureinfalt.

Also eine Bäuerin, ein Pachter- oder Müllerkind? lachte der Baron. Das ist poetisch.

Ein Fischermädchen klingt noch romantischer, sagte Eugen. Ihr Vater ist ein alter Soldat, der Eva seiner Angelruthen und Netze wegen ganz vernachlässigt hat.

Und Du hast sie aufgefischt, rief Ortenstein entzückt die Hände reibend. Köstlich, auf Ehre! Ein

Digitized by Google

gen, ich darf doch kommen und Deinen Fang bewundern? — Hier ist die Adresse, ich sehe Dir's an, daß Du nicht länger warten willst, und ich selbst muß in einer halben Stunde bei Deiner Schwester seyn, um Einkäufe zu machen.

Du schweigst doch gänzlich? fragte Eugen bittend.

Auf Kavalierparole! rief der Baron, ich werde Dich in einigen Stunden umarmen, und kein russischer Diplomat soll wittern können, daß wir uns gesehen haben.

Eugen nahm Abschied. Unten sprach er mit dem Postillon, dann sprang er in den Wagen, wo Eva mit dunkelrothen Wangen und Thränen in den Augen ihn empfing.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bergwerk unter dem Meere.

Die folgende Beschreibung der Kupferminen in Botalleck, in England, ist einem erst jüngst erschienenen Werke entnommen, welches den Titel führt: „Streifzüge jenseits der Eisenbahnen." — In vollständigen Bergmannsanzügen, mit irdenen Lämpchen an ihren Filzhüten, waren die Reisenden auf senkrechten Leitern und tropfende Felswände entlang, manche Klafter in die pechschwarze Finsterniß hinabgestiegen; da ruft der Bergmann, der ihnen als Führer dient, sein „Halt!" Die eigenthümliche Lage, in der sie sich befanden, wird nun beschrieben: „Wir sind jetzt 400 Yards hinabgestiegen und sind bereits unter dem Grunde des Meeres! 20 Klafter oder 120 Fuß sind wir unter der Oberfläche des Meeres. Küstenfahrer segeln über unsern Häuptern und 240 Fuß unter uns sind wieder Menschen, die da arbeiten, und selbst unter diesen wieder neue Gänge. Dieß Bergwerk ist nicht wie andere Bergwerke unter der Erde, sondern unter dem Meere ausgegraben. Der Bergmann gebot jetzt, uns vollständig schweigsam zu halten und aufzuhorchen. Wir gehorchten ihm und saßen still, kein Laut, keine Bewegung. Wer uns gesehen hätte, eingehüllt in unsere kupferfarbige Kleidung, eingeklemmt in eine unterirdische Felsspalte, ein Flämmchen auf unserm Kopf brennend, und unsere Kleider in Dunkelheit eingehüllt, er hätte, selbst bei nicht sehr regsamer Phantasie, sich leicht einbilden können, eine Berathung mit Erdgeistern zu erblicken. Nachdem wir einen Augenblick gelauscht hatten, wurde ein fernes unterirdisches Geräusch schwach hörbar — ein langes, dumpfes anhaltendes Stöhnen — eine Lufterzitterung, die man in den Ohren nicht bloß hört, sondern auch fühlt — ein Ton, dessen Ferne, woher er kommt, man nicht berechnen und errathen kann — von einer unsichern Höhe — für den man in Allem, was droben in der Luft, unter freiem Himmel, keine Erinnerungen findet — ein Ton, so erhaben, ernst und feierlich, so geisterhaft und so mächtig, wenn in den unterirdischen Winkeln der Erde gehört, daß wir instinktartig uns ruhig hielten, gleich als ob es uns mit einem Zauberbanne gefesselt hätte, und nicht daran dachten, dem Erstaunen Worte zu leihen. Zuletzt brach der Führer das Schweigen und sagte uns, daß das Geräusch, welches wir hören, von der Brandung entstehe, die 120 Fuß über uns an die Felsen schlage, und von den Wogen, die sich auf das Ufer wälzen. Die Fluth ist jetzt im Steigen, und die See sey nicht in starker Bewegung; darum klinge der Schall tief und ferne. Aber wenn die Stürme ihre höchste Höhe erreichen, wenn der Ozean Wasserberge gegen die Klippen schleudert und thürmt, dann ist, sagte uns der Führer, das Geräusch entsetzlich; das Brausen und Drohnen, welches hier in dem Bergwerk erschallt, ist so überwältigend, daß die verwegendsten Arbeiter sich fürchten, bei ihrem Werke zu bleiben. Alle steigen hinauf, um die obere Luft zu athmen und auf fester Erde zu stehen; sie zittern, daß das Meer jede Scheidewand durchbrechen und auf sie stürzen würde, obwohl noch nie ein solches Unglück eingetreten ist. Wir lenkten bei dieser Erzählung unwillkürlich unsere Blicke nach der Decke über unsern Häuptern. Sie war hoch genug, um aufrecht stehen zu können. Indem das Licht unserer Lampen bald hierhin, bald dorthin flackerte, konnten wir das breite, gediegene Kupfer sehen, das den Gang in jeder Richtung durchstreicht. Schlammige, grüne Klumpen, lebhaft schillernd, von einem natürlichen Netz jener rothen Eisenadern durchschnitten, blickten hie und da in unregelmäßigen Stücken hervor; an ihnen sickerte das Wasser langsam und gleichförmig herab. Es ist Salzwasser, welches durch unsichtbare, feine Spalten im Felsen sich durchdrängt. An stürmischen Tagen fließt es reichlicher und strömt sogar mit Heftigkeit in dünnen, aber anhaltenden Strahlen hervor. Gerade über unseren Köpfen bemerkten wir einen hölzernen Pflock, etwa von der Dicke eines Mannesschenkels; es ist ein Loch dort, und der Keil ist Alles, was man angewendet hat, das Meer vom Eindringen abzuhalten. Ungeheurer Metallreichthum ist in der Decke dieses Ganges in seiner ganzen Ausdehnung enthalten; aber er bleibt unangetastet, denn die Bergleute wagen nicht, ihn loszubrechen. Sie bildet den größten Theil des Eisens, der einzig und allein Schutz gegen das Meer gewährt, und sie ist bereits so weit weggearbeitet, daß durchschnittlich nur eine Scheidewand von drei Fuß Dicke zwischen dem Meere und dem Gange bleibt. Niemand weiß,

Digitized by Google

was folgen möchte, wenn man mit der Hand nur einen Tag eine Stelle der Decke bearbeiten würde."

Mannigfaltigkeiten.

Das „Ausland" enthält, aus der Feder eines Volontärs auf einem Bremer Kauffahrteischiffe, eine Erzählung über die Verbrennung der Leiche des Dewa Argo, Oberpriesters und Radschahs von Klongkong auf der Sunda-Insel Bali. Nach indischer Sitte wurden seine sämmtlichen Frauen ihm im Tode nachgeschickt, d. h. sie stürzten sich selbst in die Flammen, welche die Leiche ihres Herrn und Gebieters verzehrten. Es war am 17. August 1850. „Wir hatten", erzählt der junge Bremer, „unsern Standpunkt vor den Todesgerüsten der Weiber genommen. Hier warteten wir einige Stunden, bis die Opferungen, die dem Leichnam des Dewa Argo gebracht wurden, so wie die andern Prozessionen und Feierlichkeiten, vorüber waren. Die übrigen Radschahs der Insel, die verschiedenen Ober- und Unterpriester, so wie die ganze Menschenmasse waren nach und nach herangekommen, indem das Volk die großen tragbaren Thürme, in denen sich die Weiber des Dewa Argo befanden, mit sich schleppte; dieselben blieben während der ganzen Zeit des Opferns in ihren Gerüsten, wo sie, auf den zum Feuer hinführenden Brücken stehend, mit der größten Ruhe sich ihre Haare zurecht machten, den Körper einsalbten und allerlei Anordnungen in Betreff der besseren Schürung des Feuers gaben. Endlich wurde der Leichnam des Radschah angezündet und mit dem ersten aufsteigenden Rauch wurden auch die verhängnißvollen Planken hinausgeschoben. Eine von den Weibern nach der andern ging dann auf das äußere Ende der Planke hinaus, verrichtete noch ein kurzes Gebet und sprang, ohne sich zu bedenken, in die Flammen, während eine ihnen auf den Kopf gesetzte Taube, sobald sie in die Gluth kam, davonflog und nach der religiösen Ansicht der Malayen ihre Seele gen Himmel trug. Kein Schrei ließ sich hören, und in höchstens fünf Minuten waren sieben menschliche Wesen, die wir noch eben wohl und munter gesehen, deren Stimmen wir gehört hatten — Asche. Von den vollen runden Gliedern, die sich eben noch in die seltsamsten Bewegungen ihrer religiösen Tänze geschmiegt hatten, von den langen, schwarzen, üppigen Haaren war nichts mehr übrig. Die ganze Geschichte ging so schnell vor sich, und der augenblickliche Eindruck wirkte so stark auf mich, daß ich mich in einer Art Betäubung befand, aus welcher mich erst der entsetzliche Geruch erweckte, der zu uns herüberdrang; wir hatten nun genug gesehen. Die nachfolgenden Zeremonien hatten nach einem solchen Anblick ihr Interesse verloren. Wir ließen den Leichnam des Radschah räuchern, wie er wollte, und machten uns auf den Heimweg nach der Stadt."

Ein Chemiker kam neulich zu einem Bierbrauer, um ihm eine neue Erfindung zu verkaufen, die darin bestände: Bier ohne Hopfen zu brauen. Der Bierbrauer hat den Mann jedoch ausgelacht und ihm zur Antwort gegeben: „Die Kunst kenne ich schon längst selbst."

Theater.

*** Aschaffenburg, 28. Februar. Die gestrige Benefizvorstellung für Herrn und Frau Kern war leider weniger besucht, als wir es der Benefiziaten sowohl wie der Wahl des Stückes wegen gewünscht hätten. Was die Aufführung selbst betrifft, so hat uns dieselbe nicht recht befriedigt. Herrn Kerns Organ und Aussprache qualifiziren ihn nun einmal nicht zum ernsten Rollenfache und war namentlich heute wieder dessen fast bizarre Aussprache der Fremdworter höchst störend. Frau Kerns Spiel war recht gut, nur verfiel sie ganz auffallend häufig und dieß schien fast absichtlich, in den bereits gerügten Fehler, in Momenten der Ueberraschung, Verlegenheit ꝛc. an die meisten Worte ein unangenehm klingendes e zu hängen. Frau Geyser, die sehr selten bisher auf der Bühne mitwirkte, war in ihrer Rolle am Platze, sprach aber manchmal so leise, daß sie unverständlich wurde. Herr Weiser wollte uns heute gar nicht gefallen, da sein Spiel viel zu kalt und nicht so abgerundet wie gewöhnlich war. Frau Herbold ist in derartigen Rollen, wie die gestrige war, immer am Platze.

Zu bedauern ist, daß der Eindruck des Stückes noch durch einen im letzten Akte allseitig sehr bemerkbaren Mangel am Memoriren nicht wenig geschwächt wurde.

Charade.

Belächelt uns das holde Glück,
So wünschen wir die ersten;
Und kehrt der schöne Lenz zurück,
Und muß das Eis schon bersten;
So ruft die Sonne zu dem Baum
Die Zweite und die Dritte.
Das Ganze blühte im engen Raum,
Erfreut des Wand'rers Schritte.

K.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 33:
Veilchen-Strauß.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Waisandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 36 3. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Was ist denn geschehen? fragte er. Du hast Dich geängstigt, mein armes Kind?

Ach! Eugen, sagte sie, so allein gelassen, getrennt von Dir, wie ist es fürchterlich in der fremden Welt. Das Herz zitterte mir in der Brust, so viele Menschen liefen vorüber; kein einziges Gesicht flößte mir Vertrauen ein, und eine Angst kam über mich, als wollte sie mich erdrücken.

Er tröstete sie mit sanften Worten und gab ihr alle Schmeichelnamen, die er wußte. — Der Wagen kreuzte rasch eine Anzahl Straßen, Brücken und Plätze voller Menschen und Gewühl.

Deine Eltern wohnen also nicht in jenem großen Hause? sagte Eva.

Nein, erwiderte er, ich führe Dich auch jetzt nicht zu ihnen.

Du führst mich nicht zu ihnen? rief die junge Frau erstaunt. Ich hatte mich darauf gefreut.

Lieb' Ev'chen, sagte Eugen, ich habe Alles wohl überlegt. Ich muß meine Eltern erst auf den Schritt vorbereiten, den ich ohne ihren Willen gethan habe. Denke Dir, wie erstaunt sie seyn müßten, wenn ich plötzlich Dich als meine Frau in ihr Haus führte. Nicht wahr, Du begreifst das?

O ja, sagte sie leise den Kopf wiegend, aber es muß so seyn, Eugen.

Und es soll so seyn, antwortete er, allein ist es nicht besser, wenn Du erst ein wenig vertraut mit vielen fremden Verhältnissen wirst? Denke Dir, wenn Du plötzlich mit Menschen täglich und stündlich leben solltest, wie jene beiden Damen im Posthause, die Dir so sehr mißfielen!

Nein, nein! rief Eva, das wäre unmöglich.

Darum führe ich Dich zunächst in Dein und mein Haus, fiel er ein, wo wir beide eine Zeitlang ganz still für uns leben und glücklich seyn wollen. Du lernst, ich zeichne und male, ich unterrichte Dich, wir jagen in dem weiten Garten umher, gerade so, meine kleine Fee, wie damals in Deinem Reiche. Ich schenke Dir Bücher, viele schöne Dinge, Kleider, Ketten, Goldgehänge, Alles, was Du willst, und putze und schmücke Dich, und Du liebst mich dafür alle Tage mehr.

Unter Küssen und Scherzen sagte er ihr Alles, was er beschlossen, und leicht fand sie sich darein, voller Verlangen nach Erfüllung seiner reich ausgeschmückten Bilder.

Nach geraumer Zeit fuhr der Wagen durch stillere und schmalere Straßen, wo lange Gartenwände und Mauern mit einzelnen Gebäuden abwechselten, die alt und unansehnlich waren. — Zuweilen konnte man Glaswände erkennen und lange Beete mit allerlei Gewächsen bepflanzt; zuweilen waren die Gärten parkartig und zwischen den Kronen alter Bäume versteckte sich das steile Dach eines einsamen Hauses. Endlich hielt der Wagen vor einem solchen mit schattigen Bäumen bedeckten Garten, der von einer ziemlich hohen Mauer umschlossen war. Es war eine Pforte darin und ein Klingelzug an der Seite, der eine weit schallende Glocke in Bewegung setzte. — Nach einiger Zeit wurde die Thür von einem Mädchen geöffnet; Eugen sprach leise mit ihr und ging dann in dessen Begleitung einen Baumweg entlang, aber schon nach wenigen Minuten kehrte er zurück, hob Eva aus dem Wagen und führte sie in den Garten.

Ich glaube, daß es Dir gefallen wird, sagte er. Alles das gehört uns allein und was irgend noch fehlen sollte, wird sogleich herbeigeschafft werden.

Der Gang von schönen alten Bäumen führte zu dem Hause, das in Eile aufgeschlossen und dessen Fenster geöffnet wurden. Eine Reihe geräumiger und schöner Zimmer, bestäubte, aber kostbare Mobilien, Teppiche und Luxusgegenstände, ein großer Flügel, eine Büchersammlung, und viele bequeme und elegante Einrichtungen boten mehr, als Eugen vermuthet hatte.

Er war sehr zufrieden, und Eva lief mit glänzenden Augen rufend und lachend durch diese hellen Räume, die ihr des Neuen und Ueberraschenden so viel boten. Das Alles gehörte ihr. Hier sollte sie wohnen, auf diesen weichen Polstern liegen, auf dem Perron unter prächtigen Blumen sitzen, durch

Digitized by Google

alle diese blühenden Bosketts laufen, lachen, singen, schreien, so viel sie wollte, und Eugen wählte sich schon ein Zimmer aus, wo er zu wohnen und zu malen dachte.

Nach einer halben Stunde griff Eugen nach dem Hute, sprach mit der Frau, welche in einem Seitengebäude wohnte und mit vielem Lächeln und Knixen ihm zuhörte, und nahm dann Abschied von Eva.

Wohin willst Du? fragte sie.

Du weißt es ja, erwiderte er. Draußen hält der Wagen noch, der mich zu meiner Familie bringen soll. Adieu, meine kleine Frau, heut' Abend komme ich zurück. Richte Dich inzwischen ein, wie Du willst, ordne an, was Dir beliebt. Die Frauen hier sind zu Deiner Bedienung. Die werden Deine Befehle erfüllen, und heute noch oder morgen soll Deine Toilette im Stande seyn. Dann wollen wir Deine Beschäftigung zu ordnen suchen.

Er ließ die junge Frau betrübt und doch gefaßt zurück; sie hatte sich mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß es nicht anders seyn könnte. Sie begleitete ihn bis an die Pforte, und auf diesem kurzen Wege wiederholte er ihr alle guten Lehren und seine Pläne. Es soll mit Deiner Gefangenschaft in diesem Versteck gar nicht lange dauern, mein liebes, trauriges Vögelchen, sagte er schmeichelnd. Du sollst nur geputzt und ein wenig abgerichtet werden, um mit der Gesellschaft, in welche ich Dich bringen muß, umgehen zu lernen. Brächte ich Dich so zu ihr, wie Du bist, meine kleine Eva, und wie ich Dich, weiß es Gott, am allerliebsten habe, sie würden spotten und höhnen, und Dich betrügen, ohne daß Du es dächtest. Zu Deiner eigenen Sicherheit und Deinem wie meinem Glücke muß ich Dich also davor behüten. Lerne, meine Eva, lerne ihre Zauberkünste, so schnell Du kannst. Dann tritt vor sie hin und sie weeden Dich wenigstens dulden.

Er warf sich in den Wagen und war bald in den Armen seiner Mutter und seines Vaters. — Der greise General war eine Mischung von Diplomat und Soldat, aber er gehörte zu den Menschen, die in Gestalt und Wesen einen freimüthigen offenen Charakter ausgeprägt an sich tragen, der ihnen nach allen Seiten den Namen eines verständigen, einsichtsvollen und redlichen Mannes sichert.

Als er den Sohn in seine Arme genommen, nachdem ihn die Mutter abgelassen hatte, sah er ihm in die Augen, als wollte er bis auf den tiefsten Grund schauen, und sagte dann: Ich denke, es steht Alles gut mit Dir, Eugen. Als ein braver Bursch bist Du ausgezogen und kommst zurück als ein wackerer Mann. — Wir werden viel zu sprechen haben. Setze Dich und laß hören.

Nach einem langen Gespräche kam endlich der General bei dem Namen des Orts, den sein Sohn nannte, auf Hausberg. — Nun, rief er lebhaft, was treibt mein alter Waffenbruder; wie geht es ihm?

Eugen erzählte in lustiger Weise, wie er den Hauptmann getroffen und wie viele: Pfui Teufel! und Unerhört! er gegen das Malerwesen geschleudert hatte. Er malte ihn aus mit Angelruthe und Würmertopf, mit seinen Kerusschen und Kreuz-Elementen! bis der General aufs Herzlichste lachte. — Daran erkenne ich ihn, sagte er; aber steht er ganz verlassen in der Welt?

Er hat eine Tochter, erwiderte Eugen.

Das mag ein gutes Früchtchen seyn, lachte der General.

Ein schönes, liebreizendes Kind von siebenzehn Jahren, sagte Eugen; voll prächtiger Anlagen, aber gänzlich vernachlässigt.

Das arme Kind! rief die Mutter bedauernd.

Vielleicht können wir etwas ändern, meinte der alte Herr. Du hättest es anregen sollen.

Ich denke Einiges gethan zu haben, sagte Eugen.

Das freut mich, antwortete der Vater. Wir sprechen noch darüber. Vielleicht ist es möglich, dem jungen Mädchen eine Erziehung zu verschaffen.

Das Gespräch wendete sich anderen Gegenständen zu; eine dreijährige Abwesenheit gab Grund zu erneuten Liebkosungen der Mutter und vielen Fragen und Mittheilungen. Plötzlich aber rollte ein Wagen vor die Thür und mehrere Personen stiegen die Treppe herauf.

(Fortsetzung folgt.)

Schatzgräberei-Prozeß.

Kürzlich wurde vor dem Kreis- und Stadtgerichte Straubing ein interessanter Prozeß verhandelt. Joseph Staudinger, Schuhmacher, Joseph Friedel, ein verdorbener Weber und Anna Glatt, Staudingers Köchin von Deggendorf, waren angeklagt des ausgezeichneten Betruges an mehreren Personen dadurch begangen, daß sie den Aberglauben und die Vorurtheile derselben durch angebliches Geisterbeschwören und Schatzgraben zu ihrem Eigennutz mißbrauchten. Die Basis der seit Jahren von diesen Individuen verübten und wiederholten Betrügereien bildet der in Deggendorf und Umgegend ziemlich allgemein verbreitete Volksglaube, daß in Deggendorf von Zeit der Judenverfolgung her eine von den Juden entwendete Monstranz vergraben liege. Insbesondere wird hiefür ein Gebäude, wo früher ein Judenpfarrhof gestanden haben soll, bezeichnet. Gerade in diesem ehemaligen Judenpfarrhofe nun wohnte der Schuhmacher J. Staudinger

Digitized by Google

mit seiner Köchin Anna Glatt. Wahrscheinlich durch einfältige Fragereien veranlaßt, entstand zuerst in Standinger und Anna Glatt der Entschluß, den auf ihrer Wohnung lastenden Aberglauben auszubeuten. Zuerst erfuhr die Söldnersfrau Theres Oberhofer von Fischerdorf durch Anna Glatt, daß im Standinger'schen Hause ein Schatz vergraben liege, denn man höre fast die ganze Nacht Geld im Schornstein klingen. Diese Insinuationen wurden gelegentlich wiederholt und die Hebung des Schatzes als leicht möglich dargestellt. Die Oberhofer bestimmte nun den Schiffer Sebastian Schäffer von Deggendorf, mit ihr zum Schatzgräber Trummet zu gehen, der die Sache wohl verstehen sollte. Trummet sagte seine Hülfe zu, begab sich auch persönlich in das Standinger'sche Haus und versprach als Gräber des Schatzes thätig zu seyn. Unter solchen Auspizien wurde dem Schäffer einstweilen ein kleines Darlehen von 12 fl. abgelockt, das durch den Antheil am Schatze reichlich vergütet werden würde. Trummet kam aber am bestimmten Tage nicht, und man bediente sich nun eines gewissen Graßl, der auch im Vorplatze des Standinger'schen Hauses ein tiefes Loch eingrub, aber Nichts fand. Trummet und Graßl verlangten und erhielten für ihre Bemühungen Nichts, und erschienen daher nicht als Betrüger im Sinne des Gesetzes. Schäffer zog sich auf diesen ersten verunglückten Versuch hin mit Verlust seines Darlehens zurück. Die Oberhofer'schen Eheleute aber sollten nicht so leichten Kaufes davon kommen. Als der Dritte im Bunde tritt nun Friedel auf, und man sieht auf den ersten Blick, daß bisher die Seele des Ganzen fehlte. Er und Standinger verabredeten nun förmlich die Superstition der Schatzsucher systematisch auszubeuten. Den Oberhofer'schen Eheleuten wurde vorgespiegelt, der Schatz sey da, es habe nur am Gräber gefehlt, Friedel habe studirt (derselbe hatte einige Kurse des Gymnasiums durchgemacht) und sey der rechte Mann zum Schatzgraben. Die Verbündeten gingen aber noch weiter und, wohl wissend, daß die geistliche Autorität bei ihren Klienten am schwersten ins Gewicht falle, versicherten sie den Oberhofer'schen Eheleuten den Beistand eines Geistlichen in Unterkreuzberg, der ihnen zur Hebung des Schatzes gerne mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln Hülfe leisten werde. Von jetzt an geschah Alles auf Rath dieser fingirten Mittelsperson, des Geistlichen in Unterkreuzberg, und zwar durch Briefe, die Friedel schrieb und den Oberhofer'schen Eheleuten stets vorlas. Der Refrain dieser Korrespondenz waren natürlich immer Geldvorschüsse, die bestimmt zur Hebung des Schatzes auch willig geleistet wurden. Der erste Brief erklärte, wie der Geist, der den Schatz hüte, zitirt und angesprochen werden müsse, und zwar könne dieses nur an Festtagen geschehen. Zu diesem Behufe wurde der sog. Praugertag ersehen, und Friedl, als Dilettant im Bauchreden, beschwor auch ganz meisterhaft den Geist in der Küche, während seine Helfershelfer und die Oberhofer'schen Eheleute in der Stube in einen Zauberkreis hineinknieen mußten. Der Geist wurde von Friedel laut angesprochen und antwortete mit tiefer Baßstimme, daß eine große Summe Geldes (60,000 fl.) und eine Monstranz im Hausfletz begraben liege. Der Schatz könne nur gehoben werden, wenn ein Pilger nach Maria Einsiedel in die Schweiz wallfahrte, dort 40 Gregorianische Messen lesen lasse, und die Monstranz müsse dahin gestiftet werden. Ein zweiter Brief meldete, daß ein Taglöhner des Herrn Pfarrer als Pilger nach Maria Einsiedel wallfahren werde, daß aber die Messen (je zu 1 fl. gerechnet) und die Reise hin und zurück wenigstens 120 fl. koste. Die Oberhofer'schen Eheleute schafften 90 fl. herbei und ebenso zahlten sie gleich darauf 117 fl. auf Abschlag am Schatzantheil, um den Hausverkauf von Standinger abzuwenden, da sie hiedurch die Hebung vereitelt wähnten. Nach vielen Wochen kam die Nachricht, daß der Pilger von Maria Einsiedel zurückgekehrt sey, sehr sparsam habe leben müssen, und daß nun der Schatz zu heben sey. Aber der Geist, zum Zweitenmale von Friedel zitirt, verkündete nun während des Glockengeläutes der Prozession am Praugertage, daß der Pilger sich eines Fehlers quoad formalia schuldig gemacht habe, und daß die Wallfahrt noch einmal gemacht werden müsse. Diesesmal wurde der Geselle Standingers in Mitleidenschaft gezogen, und gab auf Rechnung des Schatzes sein einziges Vermögen, etwa 140 fl., zur Bestreitung der Schweizerreise her. Der Pilger kam diesesmal gar nicht wieder, und nach langem Warten meldete der Korrespondent von Unterkreuzberg, daß der Wallfahrer bei einem Schiffbruche auf dem Bodensee verunglückt sey, und daß der Herr Pfarrer auf eigene Regie die Wallfahrt durch seinen Bruder besorgen lassen werde. Aber auch diese Sendung hatte den erwünschten Erfolg noch nicht, und es wurde nun durch Friedels Thätigkeit die Hülfe des heiligen Vaters in Rom angeblich in Anspruch genommen. Das letzte Aktenstück der Friedel'schen Korrespondenz war ein Brief aus Rom mit 3 großen Siegeln, worin der Papst die Bestätigung des Schatzes aussprach. Den Oberhofer'schen, die auch in der letzten Zeit mehrere kleine Zahlungen für Reisen und dergl. von 6 fl., 12 fl., 20 fl. an Friedel machten, wurden nun doch etwas stutzig, und als die Hebung des Schatzes immer noch verzögert wurde, suchte Sebastian Oberhofer den Geistlichen von Unterkreuzberg auf, um von ihm selbst sich Rathes zu erholen. Er traf den ihm Bezeichneten als Geistlichen in Redling, der ihm nämlich die Binde von den Augen nahm und

Digitized by Google

sogleich bei Gerichte die Anzeige machte. Also geschehen im Jahre des Herrn 1851. Die Thätigkeit der Staatsbehörde, wie der Vertheidiger war bei vorliegenden Geständnissen Staudingers und Friedels und überführenden Zeugenaussagen gegen Anna Glatt, schnell beendigt, und die Strafe im Wesentlichen den Anträgen der Staatsbehörde entsprechend, lautete nach Art. 264 und 68 gegen Standinger auf 5 — gegen Friedel auf 7 und gegen Anna Glatt auf 6 Jahre Arbeitshaus.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Berliner Schneider hat alle seine Kunden, die „schwach in der Erinnerung an das Bezahlen der Rechnungen sind", Eintrittskarten zu den Kothe'schen Vorlesungen über Gedächtnißstärkung eingesandt und hofft davon auf guten Erfolg für seine Kasse. — Wir wünschen dem wackern Meister, daß sich bei ihm nicht das Sprichwort erproben möge: „Irren ist möglich."

In Reichenberg ereignete sich ein Kuriosum, daß ein taubstummes Brautpaar getraut wurde. Die Braut, Tochter eines dortigen Bürgers, hatte ihren Gatten im Prager Taubstummeninstitut, wo Beide ihre Erziehung erhielten, kennen gelernt. Die Zeremonie bei der Trauung war ganz still. Die Fragen an das Brautpaar geschahen mittelst Zetteln, die jedes von ihnen erst aufmerksam durchlas und dann mit Kopfnicken oder Kopfschütteln beantwortete.

Ein junger Mann in Wien beschädigte kurz vor einem Balle seinen Frack, worauf er, da er den Ball nicht versäumen wollte, sich einen anderen Frack auslieh. Und dieser Umstand bewahrte ihn vor einer leichtsinnigen Frau; denn in der einen Tasche des ausgeliehenen Kleidungsstückes fand er den an einen Dandy geschriebenen Liebesbrief seiner Braut.

Die Französin heirathet aus Rücksichten, die Engländerin aus Herkommen, die Deutsche aus Liebe. — Die Französin liebt flitterwochenlang, die Engländerin lebenslänglich, die Deutsche ewig. — Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin die ihrige in die Kirche und die Deutsche die ihre in die Küche. — Die Französin hat Geist, die Engländerin Verstand und die Deutsche Gemüth. — Die Französin putzt sich mit Geschmack, die Engländerin ohne Geschmack und die Deutsche kleidet sich. — Die Französin schwatzt, die Engländerin spricht und die Deutsche plaudert. — Die Französin gibt Dir eine Rose, die Engländerin eine Dahlia und die Deutsche ein Vergißmeinnicht. — Die Französin hat Zunge, die Engländerin Kopf, und die Deutsche Herz.

Theater.

*** Aschaffenburg. 1. März. Durch die heutige Aufführung des Birch-Pfeiffer'schen Schauspiels: „das Forsthaus", wohl des gelungensten literarischen Produktes dieser fruchtbaren Schriftstellerin, hat, wir bekennen es mit Vergnügen, unsere Erwartungen weit übertroffen; namentlich aber muß das Vorspiel als das Gelungendste bezeichnet werden, was uns bisher in dieser Saison vorgeführt wurde. Fr. Streb entfaltete als Regine ein ihr bisher nicht zugetrautes Talent und gab namentlich in den ersten Akten das unschuldige, liebenswürdige Försterkind mit einer Wahrheit, daß wir nicht absehen können, warum derselben bisher fast gar keine Gelegenheit gegeben wurde, sich dahier in derartigen größeren Rollen zu versuchen. Herr Steinhauer als Valentin verdient gleichfalls Lob und hatte derselbe namentlich, was früher selten der Fall war, seine Rolle vollkommen inne. Herr Weiser entfaltete als Holm ganz seine schönen Anlagen und hat uns derselbe noch in keiner Rolle besser gefallen als in der gestrigen. Nicht minder Frau Weiser-Weidner als Försterin. Herr Golldammer gab den alten Förster, wie wir es selbst nicht von ihm erwartet hatten, da doch sein eigentliches Terrain das Komische ist. Frau Kern hatte als Sabine freilich eine schwierige und undankbare Rolle, aber wir hätten doch gewünscht, einzelne Seiten derselben schärfer markirt und überhaupt die ganze Rolle nicht so obenhin behandelt zu sehen. Herr Meyerer endlich war der einzige Mitwirkende, der in keiner Beziehung, namentlich aber was die Deklamation betrifft, ansprach.

War sonach die Vorstellung eine nahebei vollkommen gelungene, so muß der schwache Besuch des Hauses recht sehr beklagt werden. Sehen wir aber auf den Grund dieses schwachen Besuches, so scheint uns der größere Theil der Schuld an Herrn Geyser zu liegen; denn derselbe hat vielen bisher eifrigen Theaterfreunden durch die sonntagige Vorstellung den Theaterbesuch fast ganz und gar verleidet. Dessen ganze Darstellung des Napoleon erinnerte, abgesehen von seiner für diese Rolle durchaus nicht passenden Persönlichkeit, gar zu sehr an die ohnlängst von ihm gespielte Rolle im „Lumpazivagabundus", so daß wir glauben, der große Kaiser würde, hätte er seine Persönlichkeit auf eine solche Weise maltraitirt gesehen, sich im Grabe herumgedreht haben. Außerdem sprach Herr Geyser meist so undeutlich, daß man alle Mühe hatte, ihn zu verstehen; nur im letzten Akte war derselbe besser. Ueber den Umstand, daß ein solches Stück, abgesehen von seinem spezifisch französischen Anstriche, nur für das Auge berechnet ist, für unsere kleine Bühne nicht paßt, so wie über die karrikirten sog. militärischen Evolutionen wollen wir kein Wort verlieren. Schade nur, daß bei diesen Umständen das brave Spiel einzelner Mitwirkenden fast ganz ohne Wirkung bleiben mußte.

Schließlich sprechen wir den allgemein geäußerten Wunsch aus, Herr Geyser möge das erstere Schauspiel, jedoch mit derselben Rollenbesetzung, noch einmal zur Aufführung bringen, ein zahlreicher Besuch wäre ihm gesichert.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 37 5. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Da kommt Cäcilie und ihr Mann, sagte die Mutter. O! wie wird sie sich freuen. Du mußt Dich verstecken, Eugen.

Ich werde ihr entgegen laufen, erwiderte er, und die Thüre öffnend, hielt er die überraschte Schwester in seinen Armen und drückte Kuß auf Kuß auf ihre Lippen.

Eugen, sagte sie endlich, nachdem der erste Theil der Empfangs- und Erkennungsscene vorüber war, Du bist der Alte.

Ja, Cäcilie, ich hoffe es, will's Gott! erwiderte er lachend.

Er ist größer geworden, rief der Baron Walny, ein eleganter junger Mann.

Aber nicht hübscher, fügte die Schwester hinzu.

Männlicher und so recht stattlich ist er geworden, sagte die Generalin, den Sohn mit rechten Mutteraugen anschauend.

Wenn Du hier einige Aufmerksamkeit erregen willst, begann die Baronin, so vertilge gleich auf der Stelle den abscheulichen Kinnbart und Schnurrbart.

Ich will keine Aufmerksamkeit erregen, liebe Cäcilie, lachte Eugen, und finde meinen Bart ganz vortrefflich.

Aber er ist völlig aus der Gesellschaft verbannt, sagte Cäcilie ihn zupfend.

Einerlei, erwiderte Eugen, so führe ich ihn wieder ein.

Da streiten sie schon wieder, lachte der Baron, und der General lachte mit.

Aber sie lieben sich doch so herzlich, sagte die Mutter, wie es Geschwister selten thun.

Ihr habt an Allem Schuld, rief die Baronin. Ihr habt ihn verdorben, allen seinen Launen und Grillen freien Weg gemacht. Erst habt ihr gestattet, daß er Maler werden durfte, dann bestärkt ihr ihn in seinem zügellosen Treiben. Unerhört, Maler! Ist das ein Beruf für einen jungen Edelmann, dessen Vater ihm eine glänzende Laufbahn öffnen konnte?

Gerade wie der Hauptmann Hausberg, sagte Eugen seinen Vater ansehend.

Was ist mit dem Hauptmann Hausberg, fragte sie.

Er hat es mir auch gesagt, lachte Eugen.

Nun bist Du in Rom, Paris und England gewesen und kommst zurück wie ein ächter Künstler, fuhr die Schwester anmuthig fort; genial vom Wirbel bis zum Bart. Wir müssen ihn in strenge Aufsicht nehmen, damit er keine genialen Streiche macht, Papa.

Nimm Du ihn in Aufsicht, Cäcilie, sagte der General.

Da kommt Ortenstein, rief die Baronin. Das ist der rechte Mann, ihn fashionabel zu machen. — Was sagen Sie, Ortenstein? Wer ist das?

Ortenstein stand mitten in der geöffneten Thür mit ausgebreiteten Armen und verklärtem Lächeln. — Also wirklich, sagte er mit der Fassung des Mannes der guten Gesellschaft, der nie aus der Form geräth. Endlich ist unser Wunsch erfüllt, wir haben Dich wieder, theurer Eugen.

Aber wie sieht es aus, lieber Ortenstein!

Jeder Zoll ein Edelmann! rief der Baron. Die Metamorphose der Aeußerlichkeiten läßt sich in einer Viertelstunde bewerkstelligen. Der Künstler wird leicht zum Freiherrn umgeschaffen.

Aber der Freiherr nicht zum Künstler, sagte Eugen lachend.

Die junge Baronin schlug ihn mit dem Sonnenfächer leicht auf die Schultern und sagte mit süßer Schmeichelei: Je mehr ich Dich ansehe, Eugen, um so mehr muß ich zugestehen, daß die Mutter Recht hat mit ihren Lobsprüchen. — Verdirb mir die Freude nicht, übergib Dich Ortensteins Lehren und erscheine bei mir wie ein junger Kavalier, der einem guten Hause angehört. Ich verspreche Dir dafür schöne Augen, die Dich bewundern, und neue Bekanntschaften, welche Dich interessiren werden.

So geschehe Dein Wille, erwiderte Eugen. Der Bart ist nicht der Mann, und was Kamm und

Digitized by Google

Bürste, Salben und Ambra vermögen, wird Ortenstein schon aus mir herauspressen.

Das Gespräch wurde nun allgemein; Eugen war froh und mittheilend. Seine künstlerischen Bestrebungen kamen zur Sprache, seine Entwürfe für die Zukunft wurden erörtert; er redete über mehrere große Arbeiten, mit denen er sich eifrig zu beschäftigen denke.

Vor der Hand, sagte die Baronin, gehörst Du uns und der Gesellschaft; überhaupt aber hoffe ich von Dir, daß die Kunst zwar Deine Lebensfreude, doch nicht — wie soll ich sagen — Dein Handwerk seyn wird.

Nein, gewiß nicht, rief Eugen spottend.

Nimm es wie Du willst, fuhr Cäcilie fort. Der Vater hat Dich Deinen Neigungen überlassen, aber selbst wenn Du ein großer Künstler wärst, dessen Name durch die Welt dränge, würde ich von Dir erwarten, daß Du darüber nicht vergäßest, was das Leben von Dir fordert.

Ich verstehe Dich sehr wohl, sagte Eugen. Rubens war auch ein Künstler, bei alledem jedoch Edelmann und Diplomat. Mehr wie ein Maler hat den Degen getragen und sich an Höfen bewegt. Glaube nicht, daß ich bei meinen Farbentöpfen im Winkel sitzen bleibe.

So will ich Dich haben, rief die Baronin. — Du denkst hier beim Vater zu wohnen?

Für jetzt gewiß.

Aber Du findest nirgends Raum für ein gutes Atelier. Ich biete Dir unser Haus an, komm zu mir.

Nein, erwiderte Eugen lächelnd, Dein glänzendes Haus kann keine Werkstätte für mich seyn. — Ich werde mich irgend wohin zurückziehen, irgend ein schattiges, einsames Haus auftreiben, das meine Kunstgeheimnisse umschließt, bis sie reif sind, ans Licht zu treten.

Ortenstein nickte satyrisch der Baronin zu, die ihn verwundert anblickte. — Ist das eine Deiner Künstlerlaunen? fragte sie.

Ja, wenn Du willst, sagte Eugen. Es ist mir Bedürfniß, ganz allein zu malen und meine Bilder erst zu zeigen, wenn sie fertig sind.

Vermuthlich um die Geheimnisse der Technik nicht zu verrathen, sagte Ortenstein.

Oder der Modelle wegen, lachte Waluy.

Damit war die Sache abgethan, denn Eugen wurde von seiner Mutter aufgefordert, etwas von seinen Zeichnungen und Skizzen zu zeigen, und wohl eine Stunde lang legte er allerlei Blätter vor, die vielen Beifall fanden, bis endlich Cäcilie und ihr Mann aufbrachen, nachdem Eugen versprochen hatte, mit seinen Eltern den Nachmittag bei ihr zu verleben.

Ortenstein hielt seinem Schutzbefohlenen hierauf eine gelehrte Abhandlung über die neuesten Rockschnitte, über die geniale Auffassungsweise derjenigen Künstler, welchen er seine Person anvertraue und die nach seinen Entwürfen arbeiteten. Er versprach Eugen, diese ausgezeichneten Männer sogleich in Bewegung zu setzen, um bis morgen das Nothwendigste herzustellen, und der junge Mann ließ ihn gewähren, ohne mit einem Worte ihn zu unterbrechen. — Seine Gedanken waren bei Eva. Eine peinliche Unruhe ergriff ihn bei der Gewißheit, daß er heute sie kaum wiedersehen könne, auch morgen nicht, und daß Tage und Wochen kommen würden, wo er kaum auf Stunden oder Minuten bei ihr seyn werde.

Endlich ging Ortenstein und er begleitete ihn. — Draußen sagte der Baron leise: Es ist doch Alles in Ordnung?

Vortrefflich, erwiderte Eugen.

Nach Deinem Geschmack?

Es ist für Alles gesorgt.

Mit einem Musiklehrer und einem französischen Professor habe ich schon gesprochen, fuhr Ortenstein fort. Sie stehen Dir zu Diensten, sobald Du sie haben willst.

Gut, morgen, sagte Eugen, oder sobald ich freie Hand habe. In einigen Tagen denke ich mich dort einzurichten.

In Deinem Atelier, sagte der Baron lachend. Ich werde die Kleine morgen besuchen.

Nicht eher, bis ich es erlaube, erwiderte Eugen rasch und bestimmt.

Wie? Auch ich? fragte Ortenstein.

Auch Du, sagte Eugen.

So werde ich in einer Woche wieder anfragen, flüsterte der Baron spöttisch nickend. Bleibe für jetzt zu Haus, ich schicke in einer Stunde meine Künstler.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer von Fr. Gerstäcker.

Die „Allg. Ztg." brachte kürzlich in einer ihrer Numern wieder sehr anziehende Berichte über die „Fahrten und Schicksale" Fr. Gerstäcker's in Australien. Ein solcher, „Marsch durch das Murraythal" überschrieben, erzählt ein Abenteuer, welches der kühne Reisende auf einer Fußtour durch öde Gummiwälder mit einem Stamm der Blacks (Schwarze) erlebte, welche in dem Ruf stehen, daß sie die Reisenden (besonders Weiße) überfallen, sie ausplündern, tödten und ihnen das Nierenfett ausschneiden, das für sie eine große Delikatesse ist; namentlich haben sie es auch auf den Tabak der

Digitized by Google

Reisenden abgesehen, den sie leidenschaftlich lieben. Bevor wir jedoch das Abenteuer erzählen, schicken wir die Beschreibung einer höchst eigenthümlichen Wurfwaffe voraus, Bumerang genannt, welche in dem Erlebniß selbst eine Rolle spielt, und die Gerstäcker wie folgt schildert: Der Bau der Bumerang gründet sich auf ein streng mathematisches Prinzip, das von diesen Blacks gewiß nicht durch Berechnung oder Ueberlegung, sondern nur durch Zufall gefunden ist. Die Bumerang ist ein etwa zwei bis dritthalb Zoll breites und vielleicht 18 bis 20 Zoll langes, aber nicht mehr als einen halben Zoll dickes Stück hartes Holz, an beiden Enden nicht spitz, sondern mehr scharf abgerundet, aber fast zu einem Halbmond, wie eine Sichel, und nicht ganz so rund gebogen, mit der inneren Seite ebenfalls ziemlich scharf. Von diesen Bumerangs gibt es zwei Arten: die eine ist ein gewöhnliches Wurfgeschoß, das durch die Biegung nur schärfern Nachdruck erhält, an dieser sind die beiden Schenkel der Sichel vollkommen gleich. Die andere aber, bei welcher der eine Schenkel ein klein wenig kürzer und das Instrument selber auch etwas mehr gebogen ist, wird nicht allein eben so vorwärts geschleudert, sondern kehrt auch, wenn sie nirgends Widerstand getroffen, also den Gegenstand, nach welchem sie geschleudert wurde, verfehlt hat, durch eigene Schwingung zu ihrem Werfer, und zwar mit noch vermehrter Gewalt zurück. Diese Bumerang wird aber nicht direkt nach dem Gegenstand, den sie zu treffen bestimmt ist, geworfen, sondern sie berührt erst, in etwa zwanzig Schritt Entfernung, die Erde und prallt nun von dieser wie mit neugewonnener Kraft ab, dem bestimmten Ziele zu. Trifft sie hier Mann oder Thier — und der Werfende weiß ziemlich genau die Höhe zu bestimmen, in welcher Das von der Erde seyn muß — so schlägt das scharfe harte Holz in der gewaltigen Schwingung eine bösartige Wunde. Diese hölzerne Sichel schneidet selbst durch das dickste Tuch, und ist auch in ihrem unregelmäßigen Flug gar nicht zu pariren. Trifft sie aber ihr Ziel nicht, so fliegt sie etwa bis 100 und 120 Schritte Entfernung weiter und steigt dabei bis zu 20 Fuß Höhe vom Boden empor, beschreibt hier einen kurzen Bogen zur Linken, wobei es ein Paar Sekunden lang fast aussieht, als ob sie total feststände, und schwirrt nun plötzlich zischend und sausend wieder durch die Luft heran, fast in gerader Linie über die Stelle hin, und wohl noch zehn bis zwölf Schritte weiter zurück, von der sie ausgeworfen wurde. . . . Hierauf fährt Gerstäcker fort: Am 29. Mai v. Js., bei ziemlich schönem Wetter, wanderte ich auf einer ziemlich gebahnten Straße hin; ich hatte einige und zwanzig englische Meilen kein Haus zu erwarten und war deßhalb in der etwas oden Gegend ziemlich aufmerksam. Ich befand mich hier unter der Mündung des Murrumbidgee, und gerade hier sollten einige der bösartigsten Stämme hausen. Es war schon Nachmittag, und ich hatte noch keinen einzigen der Blacks gesehen, ja nicht einmal eine frische Spur von ihnen gefunden, als ich plötzlich vor mir in der Straße etwas sich regen sah und ein dunkler Körper über den Weg in die dichten Thee- und Lignumbüsche hineinglitt. Ich ging noch etwa dreißig bis vierzig Schritte vorwärts, blieb dann stehen und sah, da ich nicht ohne Grund vermuthete, daß ich von irgend einer Seite beobachtet würde, nach meinem Gewehr, knackte ein Paarmal mit dem Hahn, setzte zur Vorsorge neue Zündhütchen auf, und verließ dann die hier gerade durch ziemlich dichtes Gebüsch hinführende Straße, um rechts ab nach einem kleinen mehr offenen Sandhügel einzubiegen, wo ich, im Fall einer der Schurken wirklich böse Absichten haben sollte, das Terrain besser übersehen konnte und nicht überall Büsche um mich her hatte, in denen die Schwarzen leicht anzuschleichen vermochten. Hier schien ich aber aus dem Regen in die Traufe zu kommen, denn kaum auf dem Gipfel des Hügels angelangt, sah ich mich plötzlich vor einem ganzen Stamm der Blacks, die einen Halt gemacht hatten. Ich war jedenfalls schon früher von ihnen bemerkt worden, denn nur ein Theil von ihnen sah sich nach mir um, als ich so dicht vor ihnen — ich mochte kaum noch hundert Schritt von ihnen entfernt seyn — erschien, und vier oder fünf alte Männer waren in einer heftigen Disputation begriffen. Ich selber wußte im ersten Augenblick nicht, was ich thun sollte, ob gerade vorwärts gehen oder in den Wald hinein ausbiegen; denn der Anblick dieser dunklen Schaar war keineswegs einladend. Sie hatten sich reichlich mit weißer und rother Erde auf die wunderlichste Art bemalt und gingen, ich möchte sagen, bis an die Zähne bewaffnet. Fast jeder von ihnen trug zwei Bumerangs, drei oder vier Speere und am Handgelenk eine kleine Kriegskeule mit dem langen schmalen Schild, so daß gar kein Zweifel stattfinden konnte, sie waren auf einem Kriegszug begriffen. Ich glaube nicht, daß ich mich irrte, wenn ich annahm, daß das scharfe Debattiren der Alten mir selber galt. Nach einem rasch umhergeworfenen Blick sah ich wieder eine Gestalt hinter mir, und zwar ebenfalls, wie die frühere, nicht offen hervortretend, sondern, als ich mich umdrehte, das Gebüsch suchend, und ich glaubte wirklich schon einen Anfall nicht mehr vermeiden zu können. Rasch entschlossen, wandte ich mich wieder dem Wege zu; das Beste war, mich auf diesem zu halten und eine erste feindliche Annäherung abzuwarten. Ich war kaum zweihundert Schritte gegangen, als ich rechts, durch die niederen Theebüsche weg, zwei junge Kerl mit ihren Waffen nach dem Weg hinüberschreiten

Digitized by Google

sah, als ob sie dort kreuzen wollten; ich war ungefähr noch 60 Schritt von ihnen entfernt, als sie stehen blieben und mich dort, doch nicht in feindlicher Stellung, erwarteten. Durch das Abbiegen vom Hügel war ich der übrigen Schaar wieder aus den Augen gekommen, jetzt aber sah ich, wie diese sich ebenfalls auf dem Hügel sammelte, augenscheinlich um die Verhandlungen zu beobachten. Mir war übrigens schon vorher von Allen, die ich darüber gesprochen und die längere Erfahrung für sich hatten, gesagt worden, nie und unter keinen Umständen, wenn ich jemals mit Eingeborenen in eine derartige Berührung kommen sollte, Furcht zu zeigen, und wenn mir auch das Herz ein wenig klopfte, beschloß ich doch, die schwarzen Bursche davon nicht das Mindeste merken zu lassen. Ich nahm deßhalb die Büchse langsam und ohne sie zu spannen von der Schulter unter den Arm und ging meinen ruhigen Schritt fort auf die beiden mich Erwartenden zu.

(Schluß folgt.)

Des Thurmwarts Töchterlein!

Von **C. Müller.**

Eine schmucke Jungfrau ist sie, fürwahr,
Hoch droben auf luftigem Dom,
Sie lenket und ordnet wunderbar
Den flüchtigen Zeilenstrom.

Sie thront dort, wie eine Königin
Und herrscht über Freude und Leid,
Der blaue Himmel — ihr Baldachin
Mit blitzenden Sternen bestreut.

Ihr Schleier ein weißer Nebelstreif,
Er umfließt die schlanke Gestalt,
Das Haupt, statt Krone und gold'nem Reif
Ist von gold'nen Locken umwallt!

Der Blitz umzuckt sie züngelnd — o schau!
Der Donner rollt und der Himmel grollt,
Sie erhebt die Augen lieb und blau
Der Blitz verzuckt, der Donner verrollt.

Denn magisch herrscht sie auf ihrem Thron
Und beschützet Stadt und Land,
Der Sturm- und der Sterbeglocken Ton
Ruht im Winke der kleinen Hand. —

Ich glaube — weil dieser Engel wacht,
Daß Feuer und Sturm uns flieht,
Ich glaub', wenn ihr blaues Auge lacht,
So lächelt der Himmel auch mit.

Ach schönes Kind — wann verkündest Du
Durch den Wink Deiner Zauberhand,
Den armen Brüdern Segen und Ruh'
Und den Frieden dem Vaterland?

Mannigfaltigkeiten.

Frau v. Owen (Charlotte v. Hagn) tritt nach der „Breslauer Zeitung" demnächst in München wieder auf, wo sie einst als fünfzehnjähriges Mädchen ihre theatralische Laufbahn begann.

Theater.

*** Aschaffenburg, 3. März. Es durfte nicht leicht eine Rolle geben, die den Anlagen der Frau Kern mehr zusagte, als jene der Deborah. Sie war heute als solche vorzüglich und es ließ namentlich die Art der Auffassung dieses durch und durch orientalischen Charakters, gleich excentrisch im Hasse wie in Liebe, nichts zu wünschen übrig. Nur in Momenten des höchsten Affektes wurde ihre Stimme einige Male zu grell und unmelodisch. Herr Weiser als Joseph war wieder ganz vorzüglich; nur in der Verwünschungs-Scene des 3. Aktes waren wir mit dessen Mimik nicht ganz zufrieden, die einigermaßen gegen die Aesthetik verstieß, was doch, selbst in Momenten der fürchterlichsten Erregung, nicht geschehen sollte. Wir machen diese letztere Bemerkung wohlmeinend im Interesse des Herrn Weiser. Fräulein Geyer I. als Hanna hätte sich durch ihr anmuthiges Spiel Lob erworben, wenn sie ihre Rolle etwas besser memorirt gehabt hatte. Uebrigens sprach sie, auch namentlich zu Anfang, so leise, daß man alle Mühe hatte, sie zu verstehen. Herr Goldammer als Schulmeister war ganz am Platze, so wie auch die übrigen Mitwirkenden, namentlich Herr Lowartho als Lorenz, Anerkennung verdienen, die wir gerne Jedem zollen, soferne wir dieß nur immer mit unserer Unparteilichkeit vereinigen können.

Räthsel.

Meine beiden Ersten führen stets gewandte Herrn;
Doch feige sind, die sich davon halten fern.
Mein Drittes macht den Marsch des Wand'rers schwer
Und dient gar oft zur Gegenwehr.
Mein Ganzes: ein Städtchen, es liegt am Main,
Und ist berühmt durch seinen Wein.

Auflösung der Charade in Nro. 35:
Immergrün.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 38 6. März 1852.

Einem Auswandernden!

„Auch Du!" verlassen, und für immer
Der theuern Muttererde Schooß?
Wie — „auch **Dein** schöner Traum schon Trümmer",
Auch Deine Seele ruhelos?
So theilen sich nun unsre Wege,
Du flammensprühendes Gehirn,
Tritt her, daß meine Hand ich lege
Dir segnend auf die schöne Stirn:

Ach, dieses Hauptes heißes Fluthen,
Ist es versandet schon im Sand;
Und dieses Feuergeistes Gluthen,
Sind sie zu Asche schon gebrannt?
Wohl, ausgebrannt wie Islands Geyser,
Wenn er die siedend heiße Fluth
Im Busen birgt — so heiß und heißer
Tobt unter dieser Stirn die Gluth.

Mein Hugo will nun fürder wohnen,
Wo stets die Friedenspalme weht;
Wo Reis und Mais den Schweiß ihm lohnen,
Wo er auch erntet, was er sät;
Wo mild den Herren und den Knechten
Der ewig heitre Himmel lacht,
Wo vor der Menschheit heil'gen Rechten
Ein Flammen-Cherub steht und wacht!

Am Ohio, auf dessen Damme
Der Bieber seine Dörfer baut;
Wo aus dem grünen Uferschlamme
Der muntre Alligator schaut;
Am Erie-See — auf dessen Spiegel
Fliegt des Huronen Rindenkahn,
Und drüberhin mit trägem Flügel
Die Möve und der Pelikan.

Dort, wo von blühenden Lianen
Sich gastlich Hütt' an Hütte rankt,
Wo zwischen riesigen Platanen
Die immergrüne Thuga prangt;
Wo mit dem purpurnen Gefieder
Der Tukan durch die Wälder fliegt,
Wo's Kolibri sich auf und nieder
In einem Blumenkelche wiegt.

Und ach, wenn erst die zarten Schleier
Der Abend um dieß Eden zieht,
Und leuchtend im Brillantenfeuer
Der Cucugos *) die Nacht erglüht:
Dann Hugo denkst du wohl im Westen
An jenen Fackelzug am Rhein,
Als dort mit Sang und Klang und Festen
Johann von Oesterreich zog ein.

Dann trittst Du wohl in der Savannah
Aus Deiner Hütte engem Raum,
Im Urwald auch von Indiana
Fällst Du vielleicht den Pisangbaum?
Auch jagst Du wohl in jenen Tropen
Auf flücht'gem Irokesenroß,
Die Bisons und die Antilopen
Mit Feuerrohr und Wurfgeschoß. —

Doch, was Du treib'st — des Himmels Segen
Sey Dein Geleiter für und für,
Deinen Feldern Sonne, Thau und Regen
Und Fried' und Freude — wünsch' ich Dir!
Horch dort! — was soll die Glocke denken
Vom Schiffe drüben, dumpf und hohl?
Man will zum Abschied uns schon läuten
Ach Hugo, lebe wohl — leb' wohl!

*) Amerikanischer Glühwurm.

C. Müller.

Digitized by Google

Eva.

(Fortsetzung.)

Als Eugen zurückkehrte, fand er seinen Vater noch mit den Mappen beschäftigt.

Du hast fleißige Studien gemacht, sagte der General; aber ist es denn Dein Ernst, Eugen, willst Du wirklich Dein ganzes Leben dieser Kunst widmen?

Wenn man überhaupt ein Künstler seyn will, erwiderte der Sohn, muß man, wie ich glaube, nichts Anderes seyn wollen.

Vom einseitigen Standpunkt aufgefaßt, magst Du Recht haben, antwortete der General, und heute ist kein Tag, um weiter darüber zu sprechen. Du bist unabhängig und wenn nicht reich, kannst Du doch leben, wie Du willst. Der Beruf eines Künstlers ist ehrenvoll und Deine Abneigung gegen jede andere Laufbahn hat Dich weit abgeführt. Jetzt bist Du zu alt, um von der Pike auf, wie es seyn muß, nach Staatsämtern und Würden zu streben; das schließt jedoch nicht aus, auf außerordentlichen Wegen einen Vorsprung zu gewinnen.

Ich weiß nicht, welche Wege, fiel Eugen verstimmt ein.

Erstens durch meinen Einfluß, sagte der General, und dann durch Verbindungen. Zum Beispiel durch eine Heirath, Eugen, die Dich mit Familien in Verwandtschaft bringt, welche aus dem Mann einen Staatsmann oder doch einen reichen Grundbesitzer machen, dem jedes glänzende Loos offen steht.

Ich ziehe es vor, erwiderte Eugen stolz abbrechend und seine Zeichnungen zusammenpackend, daß meine Frau mir Alles verdankt und ich aus ihr mache, was mir gefällt.

Der General lachte dazu. Geh zu Deiner Schwester in die Lehre, sagte er, und studire Ortensteins Abhandlungen.

Ich hoffe nicht, daß Du mir den als Vorbild anempfiehlst.

Bei Leibe nicht! rief der alte Herr. Der ci-devant jeune homme ist ein alter Geck geworden. Sein Vermögen ist verpraßt, seine Schulden werden dann und wann von vornehmen reichen Freunden bezahlt, die ihn nicht stecken lassen und seine Kommissionärdienste damit belohnen. Aber Eugen, ich bin öfter schon von hohen Gönnern nach Dir gefragt worden. Man hat mich aufmerksam gemacht, wie Dir zu helfen sey.

Durch eine sogenannte gute Partie, nicht wahr? sagte Eugen. Ich danke, lieber Vater. Du wirst es recht finden, daß ich darin für mich selbst sorge.

Der General legte lächelnd die Hand auf seines Sohnes Schulter. Die Ehre muß uns überall leiten, erwiderte er, aber wir dürfen die Klugheit nicht hintenan setzen. — Ich denke, Cäcilie wird auch darin guten Rath für Dich wissen. Eugen senkte finster den Kopf. Sein Herz klopfte heftig, und dennoch wagte er sein Geheimniß nicht zu enthüllen.

6.

Eva hatte in dem einsamen Gartenhause einen betrübten Tag verlebt. Eugen war nicht gekommen. Er hatte am Nachmittage durch Ortensteins Vermittlung ihr ein Briefchen geschrieben, das mit kurzen Worten Alles sagte, was er sagen konnte, um sein Ausbleiben zu entschuldigen. Er bat sie nachsichtig zu seyn, verständig und freundlich zu bedenken, was ihn hindere, und knüpfte die süßesten Klagen und Tröstungen daran, welche ihre Sehnsucht vermehrten. — Sie sollte sich mit Büchern beschäftigen, spazieren gehen, froh und heiter seyn.

Eva ließ das Köpfchen hängen, Thränen füllten ihre Augen. Was sollte sie in dem schön geputzten Hause, was unter den schattigen Baumgängen ohne ihn, ohne irgend einen Freund!

Sie saß in einem Bosket und dachte an den frischen großen See, an den Thurm auf der Höhe, an den kühlen, rauschenden Wald. Zuweilen fuhr sie auf, denn es war, als ob ihres Vaters rauhe Stimme ihren Namen rief, oder als ob die alte Marie ihr leise gute Worte zuflüsterte, und Adam sein treuherziges Gesicht durch die Zweige steckte.

Die Leute hier waren freundlich und gefällig, aber sie betrachteten sie mit sonderbaren Blicken und flüsterten sich zu. Neugierige ausforschende Fragen wurden an sie gerichtet; Eugen hatte sie jedoch gebeten, kein Wort über sich und ihre Verhältnisse zu sagen, und Eva hatte so viel schon gelernt, um schweigen und ausweichen zu können. — Man versorgte sie aufs Reichlichste mit Speisen, Wein und Backwerk, und forderte sie auf, Alles zu begehren, was sie wünsche; allein sie begehrte nichts, sie war genügsam wie ein Vögelchen. Die Aufwärterin lachte dazu und meinte, das sey die Art nicht, um hier zu leben.

So verging der Tag und eine halb schlaflose Nacht, die auch für Eugen unruhevoll genug gewesen war. Er hatte den Nachmittag mit seinen Eltern bei seiner Schwester zugebracht. — Das Haus des Baron Walny gehörte zu den elegantesten; er war einer der reichsten Leute im Lande und völlig dazu geeignet, seinen Reichthum geltend zu machen.

Die schöne geistvolle Frau, welche ihn gewählt, versammelte Alles, was durch Geburt oder Talent hervorragte, in ihren Kreisen, und auch heute, am Vorabende ihres großen Festes, fanden sich verschiedene Begünstigte ein, welche sich willkommen wußten.

Digitized by Google

Man nahm den Thee in dem glänzenden Gartensalon. Die Unterhaltung war lebhaft; Eugen, der zurückgekehrte Reisende, war der Mittelpunkt der Mittheilungen, und Ortensteins Künstler hatten Wunder an ihm bewirkt: sie hatten ihn zu einem feinen Salonherrn umgestaltet. Sein Haar war nach der Mode frisirt und mit aromatischem Oel getränkt, sein Bart fortgezaubert bis auf das letzte Härchen, kurz er war mit Allem ausgerüstet, was dazu gehört, um nntadelhaft vor den verwöhntesten Augen zu erscheinen.

Cäcilie war entzückt über diese Umwandlung. Ihre zärtlichen und ermuthigenden Blicke hingen an ihm, wie an einem Geliebten. Sie sagte ihm Schmeicheleien nnd Scherze und freute sich an der Gewandtheit seiner Rede- und Erzählungsweise.

Du wirst gesucht werden, sagte sie, als er neben ihr stand! ich finde Dich aus einer glücklichen Mischung zusammengesetzt, aber der Kavalier kann sich doch nicht verleugnen. Bringe man das edle Blut wohin man will, es wird bei allein Verirrungen nicht zu Schanden werden. Das ist ein Triumph der guten Sache. Also, mein Herr Künstler, wird es geschehen. Ich fange an große Hoffnungen für Dich zu hegen.

Ehe Eugen eine Antwort geben konnte, meldete ein Diener die Gräfin Arnheim, und dieser Name reichte hin, die kleine Gesellschaft lebhaft zu erregen. Cäcilie eilte nach der Thür, ihr Gemahl begleitete sie. Ortenstein drängte sich an Eugen und sagte ihm leise: Gib Acht, es kommt ein Goldfisch der schönsten Art, den Viele schon fangen wollten, ohne daß es jemals gelungen wäre.

Wer ist die Gräfin? fragte er.

Die Gräfin ist die Wittwe des ehemaligen Staatsministers; ein Knauser, von dem die köstlichsten Geschichten existiren. Der schändlichste Wein und das schlechteste Essen charakterisirten seine Gesellschaften; ich schaudre bei ihrem Andenken. Die Gräfin ist nicht viel besser, aber sie hält doch auf Anstand. Du kennst sie nicht; sie hat lange allein auf ihrem Schlosse gelebt; erst seit drei oder vier Jahren besucht sie uns wieder, um sich einen Schwiegersohn auszusuchen.

Und das ist ihr noch nicht gelungen?

Bst! sagte der Baron. Deine Schwester und Comtesse Diana sind gleich gestimmte, innig verbundene Seelen.

(Fortsetzung folgt)

Ein Abenteuer von Fr. Gerstäcker.

(Schluß.)

„You smoke?“ (Sie rauchen?) fragte der eine der Blacks, als ich dicht vor ihnen war, jetzt wohl denkend, daß ich bei ihnen stehen bleiben würde. „No!“ lautete meine kurze Antwort, und damit bog ich ihnen, nur eben nach der rechten Seite ausweichend, mir aber auch den rechten Arm mit dem Gewehr freihaltend, aus, und schritt meinen gewöhnlichen Gang auf dem Wege fort. Ein Paar Sekunden blieben sie, wie unschlüssig gemacht, stehen, dann aber kamen sie nach ein Paar schnell gewechselten Worten rasch hinter mir her, und ich war jetzt genöthigt, mich umzudrehen und stehen zu bleiben. „You smoke!“ wiederholte der eine, der vorher gesprochen, ungeduldig, nicht mehr in bloßer Frage, sondern schon fordernd, und ich sagte ihnen eben so kurz und bestimmt, daß ich keinen Tabak bei mir hätte. Das war nun freilich nicht der Fall, und ich hätte ihnen gern eine Stange gegeben, that ich Das aber, so glaubten sie am Ende, sie hätten mich eingeschüchtert, und ihre Habgier wurde dann gereizt und trieb sie zu Weiterem. „That dam gammon“, fuhr der Sprecher jetzt wüthend auf — you smoke! (gammon ist ihr englischer Ausdruck für Lüge, Betrug, zum Besten haben ꝛc.) Ich griff in die Tasche, zog eine Stange Tabak heraus, zeigte sie dem Einen und sagte ihm, er solle den Tabak haben, wenn er mir eine von seinen Bumerangs gäbe, die er in der Hand trug. Die Wirkung, die dieser Vorschlag auf ihn machte, war in der That komisch. Er sah mich erst ein Paar Sekunden lang erstaunt an, dann seinen Kameraden und sprang dann plötzlich, wie in einem Ausbruch von Fröhlichkeit, hoch in die Höhe. Dann aber nahm er die eine Bumerang in die rechte Hand, lief ein Paar Schritt zurück und rief: „I give you Bumerang“, und schwang die Waffe, als ob er sie nach mir schleudern wollte. Wie er zurücktrat und die Bumerang in der Luft schwang, hatte ich meinen Tabak auch schon wieder eingesteckt und ließ, ohne weiter eine Miene zu verziehen, beide Hähne aufknacken. Beide Schwarze faßten bei dem ihnen wohlbekannten Laut nach ihren Speeren; vor Feuergewehren, besonders doppelten, haben sie eine sehr heilsame Scheu, und unschlüssig sahen sie sich einander an. Da stieß einer der Indianer, die auf dem Hügel standen, einen eigenthümlichen Schrei aus; wie ein Blitz wandten sich meine beiden Freunde darnach um, und als ich mich ebenfalls dorthin wandte, sah ich eben noch, wie drei von den Schwarzen in toller Eile und ihre Speere zum Wurf in der Hand den Hügel hinab und dorthin in die Büsche sprangen, wo ich hergekommen war. Im ersten Augenblicke konnte ich nichts Anderes glauben, als Schrei und Angriff gelte mir, die nächste Sekunde überzeugte mich aber, daß kein Mensch mehr an mich dachte; denn sogar die beiden an mich Abgeschickten raunten, so rasch sie ihre Beine trugen, die Straße zurück. Natürlich blieb

Digitized by Google

ich nicht lange stehen, um ihre Rückkunft zu erwarten, beeilte aber meinen Marsch auch nicht im Mindesten, um keine Furcht zu zeigen, und verfolgte ruhig meine Straße. Als ich mich aber nach einer Weile umdrehte, sah ich nur zu gut, daß kein Mensch mehr Notiz von mir nahm, denn die Frauen, die jetzt nur noch auf dem Hügel standen, hatten mir alle den Rücken zugedreht und schauten nach der entgegengesetzten Richtung hin. In der nächsten Station, die ich den Abend noch erreichte, bekam ich die Auflösung dieses räthselhaften Betragens. Diese Indianer gehörten zu den Murrumbidgee-Blacks. Kurze Zeit vorher war einer der Swanhill-Blacks herüber an den Murrumbidgee zu einem kleinen Stamm gekommen. Er war allein und trifft zwei Murrumbidgee-Blacks, von denen der eine eine Flinte trägt. Diese beiden fragen ihn, wo er herkomme und wie er heiße, und als er die Fragen beantwortet, sagt ihm der eine: es sey gut; er solle mit ihnen gehen, gibt ihm sogar das geladene Gewehr zu tragen, und läßt ihn vorangehen. Als sie aber eine kurze Strecke auf diese Art marschirt und an einen dazu passenden Ort gekommen sind, nimmt der eine, der vorher die Flinte gehabt, seinem Kameraden den Waddie oder die kleine Kriegskeule aus der Hand, schlägt den fremden Schwarzen damit zu Boden und ihm das Gehirn ein, schneidet ihn auf, nimmt ihm das Nierenfett heraus und deckt ihn dann mit Zweigen und Büschen zu. Der Stamm des Ermordeten erfährt Das aber und erklärt, für die That Rache nehmen zu wollen; die übrigen Murrumbidgee-Blacks wollten den Schwarzen ihres Stammes schützen und zogen nun deßhalb jetzt von allen Seiten heran, so daß die Settler in der ganzen Gegend vermutheten, es würde jedenfalls zum Kampf zwischen den Stämmen kommen. Was das sonderbare Betragen der Blacks gegen mich betraf, wodurch ich ihnen ungehindert entkam, wußte ich mir nicht anders zu erklären, als daß jener Schwarze, den ich zweimal über meinen Weg gleiten sehen, dem feindlichen Stamm angehörte, hier zum Spioniren herüber gekommen und von den Feinden entdeckt worden war. In dem Fall lag ihnen natürlich Alles daran, dieses Spions habhaft zu werden, und sie ließen mich gern ungeschoren.

(In Bremen sind Privatbriefe von Java eingetroffen, nach denen die Rückkehr Gerstäcker's sehr bald zu erwarten ist. Er hatte sich, von Australien kommend, längere Zeit auf Java aufgehalten; in Batavia gedachte er noch etwa 14 Tage zu bleiben. Von da wollte er auf einem bremischen Schiffe nach Europa in direkter Fahrt zurückkehren und dachte noch im Dezember das Kap zu passiren.)

Die Reise Gerstäcker's, welche eine wirkliche Reise um die Welt gewesen ist, hat fast drei Jahre gedauert; er verließ Bremerhaven im Frühjahre 1849.

Mannigfaltigkeiten.

Schiffer auf der Seine fingen kürzlich den Leichnam einer jungen Person von etwa fünfundzwanzig Jahren in der Nähe von St. Cloud auf. Wer die Unglückliche ist, hat man bis jetzt nicht erfahren, obgleich sie um den Hals eine Kapsel hängen hatte, in welcher ein Brief folgenden Inhalts sich befand: „Ich habe meine Eltern nie gekannt; bis zum Alter von sieben Jahren wurde ich durch eine gute Frau auf dem Lande im Departement der Seine und Marne erzogen und bis in mein achtzehntes Lebensjahr verblieb ich in einem Pensionat in Paris. Nichts wurde an meiner Erziehung gespart. Es scheint, daß ich die Frucht einer unerlaubten Verbindnng war; meine Eltern mußten aber reich gewesen seyn, denn meine Pension wurde auf den Tag hin bezahlt und keiner meiner Wünsche in Bezug auf Gegenstände meiner Toilette blieb unerfüllt. Eines Tages erhielt ich einen Brief, der unterzeichnet war: „Deine Mutter!" O wie glücklich fühlte ich mich. — „Deine Geburt," schrieb sie mir, „würde, wenn sie bekannt werden sollte, die Ruhe einer ganzen Familie stören; einst vielleicht wirst du mich kennen lernen. Ein ehrenwerthes Blut fließt in deinen Adern, meine Tochter; verleugne es nicht. — Deine Zukunft ist gesichert. — Du wirst eine Stelle in einer Leinwandhandlung erhalten, und sobald deine Lehrzeit zu Ende ist und du ein gesetztes Alter erreicht hast, wirst du an die Spitze eines Geschäftes gestellt werden." Einige Tage nachher wurde ich wirklich in einem Laden untergebracht. So verflossen mehrere Jahre: da kam die Februarrevolution. Seit jener fatalen Epoche habe ich nie mehr von meiner Familie reden gehört. Allein stehend auf der Welt, ohne Hoffnung, je meine Mutter kennen zu lernen, ohne Freundesrath, glaubte ich den Schwüren eines Schändlichen! Um seinetwillen vergriff sich meine Hand an der Kasse meines Brodherrn. Der Verdacht fiel aber nicht auf mich, sondern auf einen armen jungen Menschen, der deßhalb aus dem Hause gejagt wurde. — Der, für den ich das Verbrechen begangen, hat mich schändlich verlassen. — Dieß ist mit wenigen Worten die traurige Geschichte einer Unglücklichen, die, um ihren Gewissensbissen ein Ende zu machen, zum Selbstmord ihre Zuflucht nahm. Ich bitte diejenigen, welche meinen Leichnam finden, diesen Zeilen die möglichste Oeffentlichkeit zu geben. Möge deren Inhalt andere Eltern abhalten, ihr Kind zu vergessen."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 39 8. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Die Thüren wurden aufgethan und auf den ersten Blick erkannte Eugen in den eintretenden beiden Damen seine Reisebegegnung im Posthause. Er wurde vorgestellt, und die alte Excellenz war sehr erfreut, den Bruder ihrer lieben Walny und den Sohn eines so ausgezeichneten Mannes kennen zu lernen. — Sie schien keine Ahnung davon zu haben, daß der bärtige zügellose Mensch, der ihr so viel Degout verursacht, und dieser glatte und höfliche junge Kavalier ein und dieselbe Person seyn könnten. — Lange unterhielt sie sich mit ihm, betrachtete ihn aufmerksam, fragte nach seinen Reisen, forschte, ob er in England bei Hofe erschienen sey, und als er dieß bejahte und die Namen einiger Herren vom hohen Adel nannte, in deren Familienkreise er eingeführt war, betrachtete sie ihn noch aufmerksamer und gütiger.

Sie waren nicht in Staatsgeschäften dort? fragte sie endlich.

In meinen eigenen Geschäften, erwiderte Eugen.

Mein Bruder, sagte Cäcilie, hat es vorgezogen, Welt und Menschen in völliger Unabhängigkeit zu beobachten, ehe er sich entschließen kann, seine Dienste in vorkommenden Fällen dem Staate anzubieten.

Und bis dahin, fügte Eugen lächelnd hinzu, wo ich anfangen werde, ein großer Diplomat zu seyn, beschränke ich mich darauf, mit Griffel und Pinsel umherzuziehen.

Sie müssen wissen, Excellenz, rief Cäcilie, daß Eugen eine Art Kunstreise gemacht hat, um seinen Geschmack und Schönheitssinn zu verfeinern.

Die Excellenz nickte mit einem neuen wohlwollenden Blicke. Es ist nobel, sagte sie, wenn ein junger Kavalier für die Künste etwas thut. Auch mein Gemahl besaß viel Gefallen an Bildern und anderen Kunstwerken.

Das heißt, er preßte armen Künstlern, wenn sie in Noth waren, um ein Lumpengeld ihre Arbeiten ab, murmelte Ortenstein.

Sehr viel von diesem Sinne ist auf Dianen übergegangen, fuhr die Gräfin fort. Sie interessirt sich für Alles, was Kunst heißt, mit äußerster Wärme.

Also auch für die Künstler, flüsterte der Baron.

Die junge Gräfin war neben ihrer Mutter stehen geblieben und hatte einige freundliche Worte mit verschiedenen Personen gewechselt. Cäcilie hielt ihre Hand fest, dann und wann glitten ihre Blicke über Eugen hin, ein feines Lächeln spielte um ihren Mund. Die harmlose und unbefangene Art, mit welcher sie jetzt ein Gespräch mit Eugen anknüpfte, konnte diesen über den Verdacht eines Wiedererkennens beruhigen, mochte er auch begründet seyn. Eugen sagte sich bald, daß er von dieser so klar und sicher sich bewegenden Dame keine kompromittirende Scene zu erwarten habe.

Der Nachmittag verging ihm sehr angenehm. Gräfin Diana war in der That eine von jenen Erscheinungen, die leise magische Schlingen um sich ausstreuen, denen so leicht Niemand entgehen kann. Es fand Jeder hier etwas zu bewundern. War es nicht die schöne Ruhe der Begegnung, das anmuthige Lächeln, das dunkelblaue tiefe Auge, aus welchem geistige Gewalt sprach, so mochte es die metallene Stimme seyn, oder das ungewöhnliche Wissen, das überall aus dem Gespräche hervorblitzte, oder die Feinheit und die Glätte der Form, in der sie sich bewegte.

Groß und schön ging sie mit Eugen durch den Garten und sprach mit ihm über Kunst, über verschiedene Gallerieen, welche sie gesehen, über Künstler, welche sie kennen gelernt hatte. Eugen erfuhr, daß sie selbst ein wenig male, und dieß erhöhte sein Interesse. Was sie sagte, war immer verständig, zuweilen überraschend und kühn, aber nie überspannt. — Sie sprach über Dichtkunst und Musik mit Begeisterung und ließ sich in kleine Streite ein, die sie hervorrief und mit Gedankenschärfe durchführte. Endlich kam es dahin, daß sie den Platz am Flügel einnahm, und Eugen mußte ihre Kunstfertigkeit bewundern, während er ihren Geschmack noch höher stellte. Sie liebte die alte Musik, die deutsche Musik; sie spielte eine Beethovensche So-

Digitized by Google

nate mit andächtigem Feuer und hing eine Etude von Chopin daran, um darüber zu scherzen, obwohl sie dem Genie Bewunderung zollte.

Als die Gesellschaft am Abende sich zerstreute, ging Cäcilie am Arm ihres Bruders noch einige Male auf und ab. — Du bist zerstreut, Eugen, sagte sie; was fehlt Dir? — Von Zeit zu Zeit sah ich Dich gleichsam wie in ein Meer versinken und fast kamst Du mir vor wie ein Ertrinkender. Du hobst eine Hand zuweilen bis über den Kopf und faßtest Dein Haar an, als wolltest Du Dich daran festhalten.

Möglich, erwiderte er, daß ich einen Rettungsversuch mit mir selbst machte. Wir leben ja in der Zeit der rettenden Thaten.

Dann müssen gefährliche Zustände vorhanden seyn, rief sie spottend.

Die man unterdrücken muß, sagte er.

Und wie gefällt Dir meine Freundin Diana? fragte die kluge Schwester.

Sehr gut, war seine kurze Antwort.

Das klingt höchst nüchtern und erbaulich, fuhr sie lachend fort. Sie ist entzückend, ein höheres, vollendetes Wesen, ein Wonnetraum für Sterbliche und dergleichen, würde ein Anderer gesagt haben. — Du bist ja Künstler, Eugen; solche Naturen weben sich Ideale. Empfindest Du nichts davon in ihrer Nähe?

Ich bin mit dem Realen zu sehr beschäftigt.

Also praktisch, sagte Cäcilie; nun auch daran ist gut denken bei ihr. Diana ist die Erbin eines bedeutenden Namens und großen Vermögens. Graf Arnheim hat wie ein Phönix auf seinem goldenen Neste gesessen, und seine würdige Wittwe läßt kein Hälmchen umkommen. Wer Diana heimführt, bekommt Alles, und den Namen dazu; das Beste aber bleibt sie jedenfalls selbst. Die schönste, liebenswürdigste, talent- und geistreichste Frau, die mich verdunkeln wird; ich sehe es leider vorher.

Sie fuhr in ihrer Lobrede fort und sagte dann: Du mußt den Damen morgen einen Besuch machen. Der alten Excellenz hast Du ganz besonders gefallen. Sie findet Deinen Ernst, Dein Schweigen und Deine Beredtsamkeit, kurz Dein ganzes Wesen musterhaft. Verständige Dich dabei mit Diana, sie soll Deine Dame bei unserem Feste seyn. Ich habe es hier heute schon gesagt, und beifällige Zeichen gesehen. Du willst doch, Eugen?

Er sagte ja, und sie klopfte lachend auf seine Stirn. — Schlaf gründlich aus, sagte sie, Du scheinst etwas müde, blaß und abgespannt zu seyn. Sammle alle Deine Liebenswürdigkeit für morgen, und sey ohne Sorge, theurer Freund. Ich habe mir vorgenommen, Dich zum glücklichsten Sterblichen zu machen, und was ich will, wollen die Götter.

Früh am Morgen war Eugen schon auf dem Wege zu dem einsamen Garten. Er hatte sich aus dem Hause geschlichen, ging eilig durch einige Straßen, warf sich in einen Miethswagen, und zog mit voller Gewalt die Klingel an der Pforte, als fürchte er überrascht zu werden.

Drinnen hörte er in einem langen Freudenruf seinen Namen, und als die Thür geöffnet ward, hing Eva an ihm, so selig bewegt, wie er sie nie gesehen hatte. — Ihr unschuldsvolles Gesicht strahlte vor Glück, und ihre leuchtenden Augen strömten unnennbares Entzücken aus.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wallfischzug in dem Südocean.

Das Schiff „Ann Alexander", Kapitän John Deblois, segelte am 1. Juni 1850 von New-Bedford, in Massachusetts, um in dem südlichen Ocean nach Wallfischen zu kreuzen. Nachdem das Schiff etwa 500 Tonnen Thran schon im atlantischen Ocean gewonnen, setzte er seine Reise im stillen Ocean fort. Nichts Ungewöhnliches ereignete sich während der ganzen Fahrt, als daß beim Umsegeln des Vorgebirges Horn ein Schiffgenosse, Namens Jackson Walker, 24 Jahre alt, vom Sturme über Bord gerissen wurde und ertrank. Im stillen Ocean angekommen, suchte das Schiff die Küste und landete in Valdivia in Chili, um frischen Mundvorrath einzunehmen. Am 31. Mai landete das Schiff abermals in Paita und drang dann zum südlichen stillen Ocean vor.

Am 20. August erreichte es den sogenannten Offshore-Grund (5 Gr. 50 F. südlicher Breite, 102 westlicher Länge.) Am Morgen desselben Tages gegen 9 Uhr war man Wallfischen auf der Spur und um Mittag schon erreichte man eines dieser Thiere. Zwei Boote waren ausgesetzt, das Larboardboot unter den Befehlen des ersten Steuermannes und das Starboardboot unter dem Kapitän Deblois. Der Wallfisch ward zuerst durch das Larboardboot erreicht und harpunirt. Nachdem er einige Zeit geflohen, wandte er sich plötzlich nach dem Boote und mit schrecklicher Gewalt auf dasselbe zufahrend öffnete er seinen ungeheuern Rachen, faßte das Fahrzeug und zermalmte es in Stücke so klein, wie gewöhnliche Tischblätter. Kapitän Deblois ließ augenblicklich nach der Stelle des Unfalles hinrudern und kam gegen alle Erwartung früh genug an, um die ganze Bemannung des zernichteten Bootes, neun Menschen, aus der Fluth zu retten.

Es befanden sich jetzt 18 Mann in dem Starboardboote. Da das schreckliche Unglück vom Schiffe

Digitized by Google

aus bemerkt worden war, so wurde dort rasch das Mitteldeckboot bemannt und den Gefährdeten rasch zur Hülfe gesandt. Der Abstand vom Schiffe konnte etwa sechs Meilen (englische) betragen. Sobald das Boot anlangte, ward die Mannschaft in beide Boote gleich vertheilt und beschlossen, einen zweiten Angriff auf den Wallfisch zu machen. Demgemäß trennten sie sich und folgten in einiger Entfernung, wie es Gebrauch ist, der Richtung, welche das Ungethüm genommen hatte. In kurzer Zeit hatten sie den Feind erreicht und bereiteten sich zum Gefechte. Das Boot, welches vom ersten Steuermanne geführt wurde, war ihm wieder am nächsten. Sobald das Thier bemerkte, daß man ihm wieder nahe war, änderte es seine Richtung plötzlich, stürzte auf das Boot los, erfaßte es mit seinem weitgeöffneten Rachen und zermalmte es zu Splittern, so rasch, daß die Bemannung kaum Zeit gewann, durch einen Sprung ins Meer sich vor seiner Wuth zu retten.

Kapitän Deblois, der das abermalige Mißgeschick der Leute sah, ließ, auf die Gefahr hin, von demselben Unglück betroffen zu werden, rasch hinrudern und kam wieder früh genug an, die sämmtliche Bemannung von einem Tode zu retten, dem sie theilweise schon einmal so glücklich entkommen waren. Er gebot dann, das Boot so rasch als möglich nach dem Schiffe zu rudern, und kaum war dem Befehl Folge geleistet, als man das Ungeheuer der Tiefe wieder mit weitaufgesperrtem Rachen auf sich zufahren sah. Der Tod schien jetzt unvermeidlich. Das Schiff war 6 bis 7 Meilen entfernt und konnte also keine Rettung bringen; der Wallfisch, wüthend durch die Wunden, welche die Harpunen und Lanzen ihm geschlagen, war racheschnaubend ihnen bis auf wenige Klafter genaht. Glücklicherweise fuhr das Ungeheuer aber an ihnen vorbei, so daß das Boot das Schiff erreichen und Alle in Sicherheit gelangen konnten.

Jetzt verfolgten sie den Wallfisch mit dem Schiffe und warfen sogar einen Spieß in seinen Kopf; da aber die Sonne eben unterging, stellten sie für die Nacht die Verfolgung ein.

Kapitän Deblois stand auf dem Krahnbalken des Larboard, mit seinen Leuten zur Seite, bereit, das Ungeheuer tödtlich zu treffen, wenn es erscheinen würde. Das Schiff bewegte sich in der Geschwindigkeit von fünf Knoten. Plötzlich entdeckte er den Wallfisch, der mit der Schnelligkeit von 15 Knoten auf das Schiff losfuhr. Im selben Augenblicke traf das Ungeheuer das Schiff mit solch schrecklicher Gewalt, daß dieses vom Schnabel bis zum Spiegel erbebte. Kapitän Deblois stieg augenblicklich ins Vorkastell hinunter und sah zu seinem Schrecken, daß das Meerungeheuer das Schiff etwa 2 Fuß vom Kiel neben dem Vordermaste getroffen, durch den Schiffsgrund ein Loch geschlagen hatte, durch welches die Fluth brausend und reißend eindrang. Aufs Verdeck eilend, befahl er dem Steuermann, die Anker und Kabeln über Bord zu werfen, um das Schiff vor plötzlichem Sinken zu bewahren, da es so schon eine Masse Eisen an Bord hatte. Der Steuermann konnte aber nur einen Anker und eine Kabel über Bord bekommen, da der andere am Vordermast befestigt war und das Schiff rasch untersank. Der Kapitän stürzte in sein Kabinet, wo er schon drei Fuß Wasser fand, jedoch glückte ihm der Versuch, dorten eine Schiffsuhr, einen Sextanten und eine Karte zu retten. Oben wieder angekommen, berief er die gesammte Mannschaft, daß sie die Boote bereit halten, Wasser und Vorrath in dieselben füllen sollten, weil das Schiff sich bereits auf die Seite neigte. Er versuchte dann noch einmal in das Kabinet zu dringen, allein das Wasser brauf'te jetzt zu gewaltig herein, als daß es gelingen konnte. Er kam wieder auf's Verdeck, befahl die gesammte Mannschaft in die Boote und verließ, der letzte, das Schiff, indem er in die Fluth sprang und nach dem nächsten Boote schwamm. Das Schiff lag jetzt auf seinen Krahnbalken, die Topgallantrahen hingen schon im Wasser. Da es in jedem Augenblicke niedersinken konnte, ruderten die Boote eine Strecke abwärts. Als sie unter diesen Umständen den geretteten Vorrath musterten, fanden sie, daß sie bloß 12 Quart Wasser und keinen Bissen Speise bei sich hatten. Jedes Boot mußte 11 Mann tragen, war dabei so leck, daß die ganze Nacht Wasser ausgeschöpft werden mußte, um es vor dem Sinken zu wahren.

Beim nächsten Morgen kehrten die Boote zum Schiffe zurück, doch konnten sie dort nur noch Unbedeutendes retten.

In der Hoffnung, bald die regnerische Breite erreichen zu können, richteten sie ihren Lauf nach Norden und hatten am 22. August fünf Uhr Nachmittags die unbeschreibliche Freude ein Schiff zu entdecken. Sie machten ein Nothzeichen und wurden gleich gesehen, und kurze Zeit darauf von dem Kauffahrer „Nantucket Massachusetts", Kapitän Gibbs, erreicht, welcher alle Unglücklichen an Bord nahm, sie kleidete und labte, und die großmüthigste Gastfreundschaft übte.

Den folgenden Tag steuerte Kapitän Gibbs nach dem Wrack des unglücklichen „Ann Alexander", in der Hoffnung, noch Einiges retten zu können. Doch da die See hoch ging und der Versuch zu gefahrbringend war, stand er von demselben wieder ab.

Der „Nantucket" segelte nun nach Paita, wo er am 15. September anlangte, wo sich Kapitän Deblois mit seiner Mannschaft ausschiffte. Die

Digitized by Google

Schiffbrüchigen wurden hier durch Kapitän Bathurst, einen hier wohnenden Engländer, gastfrei aufgenommen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein heldenmüthiger Knabe.] Der „Elbinger Anzeiger" erhielt aus der Gegend zwischen Osterode und Hohenstein nachstehenden Bericht: „Nahe der polnischen Gränze fand vor Kurzem folgendes Ereigniß statt. Ein Bauer, der auf seinem Lande sich ausgebaut hat und allein wohnt, war mit seiner Frau nach der Stadt gegangen und ließ seinen 15jährigen Sohn und eine Tochter von 10 Jahren zu Hause zurück. Die Eltern mochten wohl schon mehrere Stunden abwesend gewesen seyn, als ein Kerl zu den beiden Kindern in die Stube tritt, ihnen ein Messer und ein Terzerol zeigt und droht, den Knaben zu ermorden, wenn er ihm nicht sofort sage, wo das Geld sich befinde. Der Knabe wieß auf ein Spind, in welchem der Räuber zehn Thaler fand. Diese Summe genügte ihm jedoch nicht und er verlangte mehr Geld. Da öffnete der Knabe die Kammer, zeigte ein anderes Spind und sagte, daß sich darin ein großer Beutel mit Geld befinde. Während nun der Räuber dieses Spind erbricht, verriegelte der Knabe schnell die Kammer und beauftragte die Schwester, eiligst ins Dorf zu laufen, um Hülfe zu holen. Doch das arme Mädchen wird vor der Thüre von zwei Räubern gefaßt und erwürgt, was der Knabe durchs Fenster mit ansieht. Er verschließt darauf die Thür von innen, nimmt des Vaters Doppelgewehr von der Wand und kaum ist er mit dem Laden fertig, als die außerhalb befindlichen Räuber durchs Fenster einzusteigen suchen. Aber der Erste war kaum halb in der Stube, da streckt ein Schuß des Knaben ihn nieder, dem Zweiten erging es nicht besser, auch ihn erschoß der muthige Knabe. Jetzt kommen die Eltern und finden die Leiche der Tochter vor der Thür liegen. Der Knabe theilt dem Vater beim Laden des Gewehres mit, daß noch ein Räuber in der Kammer sich befinde. Der Bauer nimmt einen tüchtigen Knittel und öffnet die Kammer, wird aber sofort vom Räuber niedergestochen. In diesem Augenblicke knallt das Gewehr des Knaben und der dritte Räuber wälzt sich in seinem Blute.

Freunde des Billardspiels werden mit Staunen vernehmen, daß ein Herr Lemaire in Valenciennes, wie das Journal dieser Stadt als volle Wahrheit versichert, es dahin gebracht, ohne Queues oder sonstige Vorrichtung Billard zu spielen und die feinsten Stöße zu machen, nämlich mit seiner — Nase. Die Spitze derselben wird nun ein wenig mit Kreide bestrichen. In dem Cercle du Commerce in Valenciennes machte der Nasen-Billardspieler, in Gegenwart aller Billard-Celebritäten der Stadt, vierzehn Krambolagen nach einander mit der — Nase. Herr Lemaire, ein bekannter Kaufmann Valenciennes's, hat keine außergewöhnliche Nase, weder in Bezug auf Größe noch auf Stärke, besitzt aber in derselben eine solche Fertigkeit, daß er den schwersten Ballen sicher und dabei mit einer außerordentlichen Kraft spielt.

[Verfertigung von Spitzen aus Stroh und dergl.] Seit einiger Zeit ist in der Schweiz, namentlich im Kanton Thurgau, ein Erwerbszweig aufgekommen, welcher viele Hundert Hände beschäftigt; ja die Arbeitskräfte scheinen daselbst nicht ausreichend zu seyn, weil einer der Unternehmer auch in Orten des badischen Amtsbezirkes Radolfzell Arbeitskräfte gesucht und gefunden hat. Dieser Erwerbszweig ist das Verfertigen von Spitzen in mannigfachen Mustern aus Stroh, Nesselfäden und Pferdehaaren auf der gewöhnlichen Klöppelmaschine, wie sie zum Spitzenverfertigen aus feinen Stoffen gebraucht wird. Nach der Breite der Spitze richtet sich der Arbeitslohn, der nach Ellen berechnet wird, und eine fleißige und gewandte Hand kann in einem Tage 24—36 kr. verdienen. Die Spitzen werden sämmtlich nach Amerika versendet und dienen zur Verzierung von Hüten, Kleidungsstücken und dergleichen mehr.

Theater.

*** Aschaffenburg, 5. März. Auch in der heutigen Aufführung des Birch-Pfeiffer'schen Schauspiels: „Dorf und Stadt" hatte Frau Kern als Lorle ihre Rolle mit einer Wahrheit erfaßt, daß ihr ungetheilter Beifall zu Theil wurde. Ueberdieß stand ihr der Schwarzwälder Dialekt recht gut an, wenn sie auch verzeihlicher Weise manchmal sich in's Hochdeutsche verirrte. Dasselbe Lob erwarb sich Herr Weiser als Reinhard und Frau Weiser-Weidner als Bärbel. Auch Herr Lowartho als Lindenwirth war, wie dieß überhaupt in derartigen kernigen und gemüthlichen Rollen bei ihm der Fall ist, recht brav. Frau Herbold ist in sentimentalen Rollen — wie bereits mehrmals bemerkt — nicht recht am Platze; mehr war dieß bei Fräulein Geyser I. der Fall. Die übrigen Rollen waren von untergeordneter Bedeutung.

Leider war auch heute das Haus wieder auffallend leer; wir bedauern dieß um so lebhafter, als uns nunmehr hintereinander 3 Stücke vorgeführt wurden, die gleich sehr ansprachen, weßhalb wir alle Theaterfreunde dringend ersuchen möchten, Herrn Geyser zum Fortschritte auf diesem Wege durch recht zahlreichen Besuch zu ermuthigen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 40 10. März 1852.

Das Geheimniß der Eichen!

Von C. Müller.

Mitternacht! — vom Mond beleuchtet, feierud rings im tiefsten Schweigen,
Ruht das All, nur leises Flüstern, zittert in den dunklen Zweigen;
Riesig lagern rings im Kreise, auf den moos'gen salben Matten
Hoher Eichen, schlanker Buchen, vielgestalt'ge bleiche Schatten;

So, in Träume tief versunken, irrend auf den wald'gen Höhen,
War ich hingelangt zur Stelle, wo „drei Eichen" einsam stehen;
Schaurig, wie ein Mal der Vorzeit, ragen die verschränkten Wipfel,
Traurig recken sie gen Himmel ihre blätterlosen Gipfel.

„Welche Greise!" — wie viel Sommer rauschten wohl ob eurem Haupte;
Wie viel Lenze sah't ihr fliehen, eh' euch dieser Lenz belaubte?
Dieß betrachtend, sank ich nieder, zu den grauen Bergesriesen,
Und mich dünkt, ein Zwerglein schmiegt sich, zitternd zu des Riesen Füßen.

Plötzlich, vor das helle Mondlicht, treten schwarzer Wolken Schleier,
Dumpfer Donner rollt von ferne, nächt'ger Blitze falbes Feuer
Zuckt gespenstisch durch das Dunkel und mit schrillem Angstgezische
Schwirren schreiend Vögelschaaren, aufgeschreckt durch Zweig und Büsche:

Dort, was nahet? — zum Geschosse, zuckt' ich rasch mit innerm Beben,
Welch' ein Blendwerk! — immer näher, scheint es luft'gen Tritts zu schweben,
Kaum berühren leicht die Erde seiner flücht'gen Füße Spitzen,
Auf dem Haupte glänzt ein Turban, drin wie Thau die Perlen blitzen;

Und ein blendendweißer Mantel hielt den schlanken Leib umschlossen,
Dunkle Locken wallten glänzend, um die Schulter und umflossen
Hehrig den gewölbten Busen — himmlisch leuchteten die Augen,
„Herr, wenn so die Geister wandeln, sterbend laß mich Geister schauen!"

Sie beugt sich nieder — süß umwehten, mich die Locken, mich die Bänder,
Welch' ein Blick, wie sanft, wie flehend; welch' ein Rauschen der Gewänder; — — —
Ha, wohin? flieh nicht — Erhörung, ist der Bitte ja geworden!
Armes Kind des heißen Südens, ruh nun sanft im kalten Norden!

Die Wolken flieh'n, voll strahlt der Mond, der Blitz verzuckt die Donner schweigen,
Horch! ein Lispeln und ein Flüstern, aus den tausendjähr'gen Zweigen,
Mich ergriff ein tiefer Schauer, Eichen, gerne will ich lauschen,
Und wie zarte Stimmen scholl es, und zur Sprache ward ihr Rauschen:

Viel hundert Jahr! ein Sommer-Abend!
Der Himmel schwamm in Purpurgluth,
Die Hirsche geh'n zu Thal, sich labend
Aus Lahna's silberklarer Fluth;

Rings leuchten Burg, Abtei und Zinnen,
Umsäumt vom Abendsonnengold,
Im kühlen Hauche schon zerrinnen
Die Wolken, die am Tag gegrollt.

Auf weißem Zelter nah't vom Hügel
Ein Mägdlein, schlank und schleierlos,
Und sittig lenkt die prächt'gen Zügel
Ein schmucker Ritter, hoch zu Roß;

Digitized by Google

Auf seines Panzers blauem Spiegel
Glüht purpurroth des Kreuzes Bild;
Ein Falk mit ausgestrecktem Flügel
Strahlt trotzig auf dem breiten Schild.

Sie irrten wohl — zu unsren Füßen
Da hielt der Zug zur kurzen Rast,
Der Held, mit ritterlichen Grüßen
Hob sanft vom Roß die süße Last:

Sie ruht im Moos, so frisch, so blühend
Der „Rose" gleich, im Lenzeshauch,
Wie war sie schön, wie sanft, wie glühend
Wie zaubrisch strahlt ihr dunkles Aug'!

Ein Palmenkind! die dunklen Hallen
Des deutschen Hains betrat sie nie,
Doch ihrer Lippen fremdes Lallen
Es klang so süß, wie Harmonie!

Sie schlummert schon — den müden Rossen
Löst leis der Jüngling das Gebiß,
Mit Armbrust dann und Wurfgeschossen
Eilt er zum Forst, zur Finsterniß!

Noch schlummert sie, da nahl Getümmel,
Sie taumelt auf — sich unbewußt,
Zurück! ein Hirsch — ein Pfeil! o Himmel,
Sie sinkt — durchbohrt die schöne Brust!

Ein jäher Schrei — dann Todesstille,
Dem holden Mund entrieselt Blut;
Der Jüngling stürzt herbei — die Hülle
Umschlingt er mit wahnsinn'ger Gluth!

Ihr hemmt das Blut, er küßt die Bleiche,
Bis hoch im Osten glüht der Tag.
Das Morgenroth sieht eine Leiche,
Die kalt in seinen Armen lag.

Und wisse! — wo du jetzt ermattet
Ausruh'st, da senkt' er sie hinab,
Da hat er weinend sie bestattet,
Dann kehrt' ermum — zum heil'gen Grab!

* * *

Ich fuhr empor, die Pulse flogen, Fiebergluth kocht im Gehirne,
Feuer strömte mit dem Blute, Feuer brannte auf der Stirne!
„O, dieß Bild!" noch seh' ich's leuchten, grell umzuckt vom Wetterstrahle,
Vielleicht im Busen wird es glühen, ein Ideal der Ideale?

So durchwandelt ich die Lenznacht, bis der Chor des Hains mich grüßte,
Bis Aurora hold errötheud, die Natur im Brautschmuck küßte
Und ermattet sank ich nieder, an des Waldes lichtem Saume:
Dank! Morpheus, Dir Gott der Träume, für Dein himmlisch Bild — „im Traume!"

Eva.

(Fortsetzung.)

Da bist Du ja, sagte sie, o! nun ist Alles gut. Warum hast Du mich so lange allein gelassen? Ach, es war unmöglich, Du hast es mir ja geschrieben. Aber nun komm, Eugen, komm geschwind. Ich habe vor lauter Weh im Herzen nicht gefrühstückt; jetzt bringe ich Dir den Kaffee dort in die Laube und — Himmel! wie siehst Du aus? — Sie bemerkte jetzt erst die Veränderung in seinem Gesicht, und die schlanke Gestalt im knappen Rocke. Wie schön Du bist, sagte sie, das steht Dir Alles recht gut; ich habe gar Nichts, worin ich Dir gefallen könnte, als mein Röckchen und Bäckchen, und mein Hochzeitkleid. Wo ist es denn?

Das starre Feststehen seiner Augen und eine Blässe, die über sein Gesicht lief, bemerkte Eva nicht. Sie lehnte sich aber an ihn, legte ihre Hände auf seine Schultern, und sah mit der freundlichen Innigkeit eines Kindes zu ihm empor.

Komm, komm! meine kleine Eva, rief er endlich wie erwachend, und mit einem Ruck, der alle Glieder straffte, den Kopf aufrichtend. Theile Dein Morgenbrod mit mir und lege Deine Hand auf mein Herz, fühle, ob es für Dich schlägt.

Ich fühle gar nichts, sagte sie aufrichtig.

O! Schelm, hier, hier! fuhr er lebhaft fort, es ist keine Lüge. Glaubst Du, Eva, daß ich Dich betrügen kann?

Sie schüttelte den Kopf befremdet und erstaunt. Er küßte sie, und erzählte ihr, was er gestern gethan und durchlebt; aber er sagte nichts von der Gräfin. Bald war die herzliche Vertraulichkeit wieder erwacht; Eva plauderte, lachte, erzählte Alles, was sie dachte, brachte hundert Einfälle und naive Fragen zum Vorschein, und schlug in die Hände vor Freude über seine Antworten.

Nach einer Stunde harmlosen Glücks ließ Eugen die Vermietherin der Wohnung rufen, und gab ihr Aufträge. Sie sollte für einige Wäsche und Kleider sorgen, für den einfachen, aber ausreichenden Bedarf seiner Frau, wie er mit scharfer Betonung

Digitized by Google

sagte, und dann fügte er einige, für Eva unverständliche, aber ausreichende Erläuterungen hinzu, welche jeden Verdacht beseitigen sollten.

Die Frau versprach Alles und entfernte sich voller Zweifel über den wahren Charakter ihrer seltsamen Pflegebefohlenen. Eugen blieb noch einige Zeit; endlich ging er, nachdem er alle Mittel erschöpft hatte, um Evas Betrübniß zu zerstreuen.

Wenn es irgend möglich ist, sagte er, komme ich heute Abend noch zu Dir. Sey gut, kleine Eva, ich liebe Dich ja. Du mußt an mich glauben. Willst Du?

Ich will! ich will! rief sie ihr Gesicht verbergend. Ich habe ja Niemand auf der Welt, wie Dich allein!

Er blickte sie gerührt an, seine Hände zitterten, als er sie auf ihren Kopf legte. Eva begleitete ihn bis zur Thüre, und als der Wagen fort fuhr, sah und hörte sie ihm so lange nach, bis das letzte Geraffel verstummte. Dann ging sie lächelnd zurück; es war viel Trost in ihre Brust gekommen.

Sie überdachte Alles, was Eugen ihr gesagt hatte, und ihr Kopf füllte sich mit unzähligen süßen Vorstellungen. Sie kannte vom Leben der meisten Menschen nichts, aber es schwebte in lustigen Traumgestalten an ihr vorüber. Sie sehnte sich danach, in dieß Zauberreich einzutreten, um dort selbst zu empfinden und zu erfahren, wovon Eugen ihr so Vieles erzählt hatte. So eilte sie durch die Gänge des Gartens wie ein Kind, pflückte Blumen, lief den Schmetterlingen nach, und ihr langes weiches Haar löste sich auf, ihre Füße berührten kaum den Boden. Sie nickte den Vögeln zu, die durch die Bäume flatterten, und mit den Vögeln flogen ihre Gedanken weit fort über alle Mauern in die dunstige Bläue des Sommerhimmels, der so still und warm sich ihr anschmiegte.

Plötzlich aber mitten im Laufen stand sie erschrocken still, denn vor ihr stand ein fremder Herr, den sie nie gesehen hatte. Es war Ortenstein, der fein lächelnd seinen Hut zog, und mit der Unbesorglichkeit des erfahrenen Mannes ihr näher trat.

Ich bitte tausendmal um Vergebung, daß ich Sie erschreckte, sagte er. Ich suche Eugen, ist er hier?

Er ist nicht mehr hier, sagte sie zögernd.

Also hier gewesen, fuhr er fort, indem er Eva mit sanftem Kopfneigen musterte. Gefällt es Ihnen hier?

Es gefällt mir sehr gut hier, flüsterte sie, indem sie ihr Haar in Ordnung zu bringen suchte.

O, lassen Sie doch, rief der Baron. Das sieht allerliebst aus. Nymphenartig, höchst malerisch. Hat denn Eugen einige Sorge für Ihre Garderobe genommen?

Er hat mir davon gesagt.

Mit der Frau hier hat er gesprochen, man hat es mir mitgetheilt, fuhr Ortenstein fort; aber das ist nichts, ich werde es übernehmen; Sie sollen heut noch damit versorgt werden, spätestens morgen. Eugen ist reich genug, um alle Ihre Wünsche zu erfullen, und eine junge Dame braucht Schmuck, Spitzen, Putz. Wir müssen sehen, was sich thun läßt.

Er zog eine sehr dünne goldene Uhr aus der Tasche, die an einem feinen Goldkettchen hing, und sagte dann: Eine Viertelstunde habe ich gerade noch übrig, um mit Ihnen zu plaudern, Fräulein Eva. Nicht wahr, Eva ist Ihr Name?

Eva, erwiderte sie, so heiß' ich.

Nun setzen wir uns hier, Fräulein Eva, geben Sie mir Ihre Hand. Ei, das ist eine kleine, feine Hand. Lange schmale Fingerchen, ein wenig rauh zwar noch, aber ganz dazu eingerichtet, um Kultur anzunehmen.

Rauh ist sie von mancherlei Arbeit, antwortete Eva.

Das ist vorbei, lächelte Ortenstein, Damen Ihres Standes haben der Arbeit Adieu gesagt. Wir müssen gute Freunde werden, Fräulein Eva. Eine Uhr besitzen Sie schon, nicht wahr?

Nein, sagte Eva.

Wie? rief der Baron entrüstet, nicht einmal für eine Uhr hat der Bösewicht gesorgt. Nehmen Sie diese, meine schöne Freundin, bis wir eine bessere finden. — Er legte ihr Uhr und Kette in die Hand; Evas Blicke hingen wie bezaubert an dem blitzenden Geschenk, und Ortenstein betrachtete mit Kennerblicken ihr vor Freude, Neugier und Verlangen strahlendes Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schießpulver.

Wir haben neulich gemeldet, daß die Stadt Freiburg im Breisgau im Begriff steht, Berthold Schwarz als Erfinder des Pulvers ein Denkmal zu setzen. Was Letzteres betrifft, so haben wir darüber nichts zu sagen, desto mehr aber über das Historische der Erfindung des Schießpulvers. Mischungen, welche dem jetzigen Schießpulver völlig gleichen, waren den Chinesen und Indiern vor und kurz nach Christi Geburt bekannt; von diesen lernten sie die Araber und Mauren kennen und von Letzteren die Spanier. Markus Grachus, der im 9. Jahrhundert lebte, erwähnt im Jahre 846 nach Christus in seinem „liber ignium ad combuscendos hostes“ eines Gemenges von sechs Theilen Salpeter, zwei Theilen Kohle und einem Theil Schwefel (also ge-

Digitized by Google

nau die Bestandtheile des Schießpulvers), und ein Gleiches findet sich in den Schriften von Roger Bacon 1220, eines Engländers, und des Bischofs von Regensburg, Albertus Magnus, 1280. Die früher verbreitet gewesene Meinung, Berthold Schwarz oder Arklitzer, welcher nach Einigen 1320, nach Andern 1380 das Schießpulver erfunden haben sollte, ist daher längst für unhaltbar erklärt worden, wenn gleichwohl nicht bestritten worden ist, daß Berthold Schwarz, welchen seine chemischen Arbeiten als Zauberer ins Gefängniß brachten, bei einer Pulverfabrikation eine Explosion erlebte. Da aber historisch der Beweis vorliegt, daß das Pulver längst vor ihm bekannt war und dessen Bestandtheile in Schriften sogar niedergelegt waren, so läßt sich annehmen, da um dieselbe Zeit alle Kunst und Wissenschaft nur durch die Klöster gepflegt wurde, daß er durch eine alte Schrift Kenntniß von der fraglichen Mischung erhielt und sie zu machen versuchte.

So wenig man also Berthold Schwarz als den Erfinder des Pulvers erklären darf, so wenig kann man ihm zuschreiben, es zuerst in einer für den Kriegsgebrauch tauglichen Gestalt hergerichtet zu haben. Denn es finden sich schon in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts Nachrichten über den Gebrauch des Pulvers und der Geschütze. So werden bei der Vertheidigung von Sevilla (1247) und Niebla (1257) gegen die Spanier nächst den gewöhnlichen Kriegsmaschinen donnernde Feuerwürfe erwähnt, deren Geschosse eine solche Kraft hatten, daß sie ein gewappnetes Pferd durch und durch schossen. Deutlicher tritt der Gebrauch der Geschütze in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hervor, wo die Donnermaschinen schon durchgängig im Gegensatz der gewöhnlichen Belagerungsmaschinen erwähnt werden, wie z. B. bei der Belagerung von Gibraltar (1303), von Baza (1324), Martos (1326), Tarife (1340), bei Algeciras (1343), und ein alter spanischer Schriftsteller sagt bei einem Ereigniß 1359, daß damals diese höllische Erfindung schon ziemlich gebräuchlich gewesen sey. Für Italien hat Venturini den Gebrauch der Pulvergeschütze im Jahr 1311 bei der Vertheidigung von Brescia und später, in den Jahren 1331 und 1334, aus gleichzeitigen Schriften nachgewiesen. Petrarca schrieb 1366, die Feuergeschütze seyen jetzt so allgemein, wie jede andere Waffe. In Frankreich finden sich die ersten Pulvergeschütze 1338, wo in den Rechnungen Pulver vorkommt für die Kanonen von Puy Guillaume.

Mannigfaltigkeiten.

Die höchst selten gewordene und größtentheils sich nur noch in Rußland vorfindende Thierart der Auerochsen ist in zwei Exemplaren, nämlich eines Stiers und einer Kuh, als Geschenk des Kaisers von Rußland für die kaiserliche Menagerie in Schönbrunn bei Wien angekommen.

Theater.

*** Aschaffenburg, 9. März. Wenn wir auch mit der Wahl des Stückes, welche Herr und Frau Weiser Behufs ihrer Benefizvorstellung getroffen hatten, von vorn herein nicht einverstanden waren, so müssen wir es doch recht lebhaft bedauern, daß dem gewiß verdienstvollen Künstlerpaare nicht durch zahlreicheren Besuch von Seiten des Publikums die Anerkennung gezollt wurde, welche denselben nach ihren bisherigen Leistungen gebührten. Allein abgesehen von den jetzigen Zeitverhältnissen dürfte der Hauptgrund des schwachen Besuches in dem Umstande liegen, daß wöchentlich 4 Vorstellungen, wozu in dieser Woche noch das große Konzert der Liedertafel kommt, bei unsern lokalen Verhältnissen zu viel sind. Was nun die Vorstellung selbst betrifft, so konnten wir im Allgemeinen, mit Ausnahme der Handhabung der Scenerie, zufrieden seyn. Namentlich gilt dieses bezüglich der Benefiziaten, der Herren Goldammer, Kern, Lowartho, der Fr. Geyser l. und was Spiel und Gesang anbelangt, auch der Frau Goldammer. Herr Geyser l. als Glühwurm war etwas gar zu natürlich und ist an demselben überhaupt zu tadeln, daß er allzu häufig sich in Uebertreibungen gefällt. Was Herrn Meyerer betrifft, so gefällt uns derselbe alle Tage weniger; so war es namentlich in der ersten Scene, in welcher der Alpenkönig ihm und Malchen erscheint nicht zum ansehen, wie er, beide Hände in den Hosentaschen vergrabend, dastand. Derartiges könnte doch mindestens vermieden werden. Was endlich Musik und Gesang anbelangt, so ist der größere Theil des Publikums mit der Müller'schen Musik dieses Stückes viel zu bekannt, als daß die vielen Hinweglassungen und Einlegungen ganz fremder Pieçen demselben nicht störend hätte auffallen sollen.

Was endlich die vorgestrige Aufführung des Schauspiels „Ben David" anbelangt, so wollte dasselbe nicht recht zusammengehen und fehlte es namentlich vielfach am Memoriren. Uebrigens war Herr Lowartho als Jochai ganz vorzüglich. Herr Weiser gefiel uns weniger als sonst, dagegen war Herr Kern als Ben David um Vieles besser wie früher in derartigen Rollen. Frau Kern als Esther war gut. Herr Goldammer war ganz der Alte, nur beging er den Fehler, dem Charakter des Zodick einen Anstrich von Komischem abgewinnen zu wollen, was demselben doch ganz fremd ist. Herr Geyser l. wäre als Lanzknecht des Dagobert ganz gut gewesen; als adeliger Freund desselben aber, wie es die Rolle des Gerhardt verlangt, war er dieses nicht. Mit Hrn. Steinhauer als Herzog Friedrich konnte man zufrieden seyn. Bezüglich des Herrn Meyerer müßten wir nur öfter Gesagtes wiederholen. Die übrigen Rollen sind von untergeordneter Bedeutung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 37:
Klingenberg.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag .№ 41 12. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Das war ein Pfand des Vertrauens. Eva setzte sich zu ihm, Ortenstein sagte ihr Schmeicheleien, er überhäufte sie mit Artigkeiten und Lobsprüchen und ließ sich von ihr Alles erzählen, was seine Fragen herauspreßten. — Nach einer Viertelstunde wußte er genug, aber er konnte sich des Lachens nicht erwehren, als er die Heirathsgeschichte hörte.

Und nun sind Sie seine Frau, Fräulein Eva, sagte er. Eugen hat es den Leuten hier eingeschärft und ganz recht daran gethan. Ich werde Sie von jetzt an auch gnädige Frau nennen.

Eva sah ihn treuherzig freundlich an. Sie sind so gut, erwiderte sie, Sie müssen mich Eva nennen, wie Eugen.

Ein Mitleid kam über den Baron. Armes Kind, rief er, es ist allerdings höchst reizend, so unschuldig zu seyn, und ich beneide Eugen um solchen Besitz, aber ich werde dafür sorgen, daß er niemals undankbar seyn soll.

Undankbar? sagte Eva lachend. Was hat er mir zu danken?

Ortenstein rieb sich sanft die Hände. — Es wird sich Alles machen lassen, erwiderte er. Wo war es denn schöner, hier oder zu Haus an dem großen See? Und wie heißt der gute Junge, den Sie vorhin nannten? Adam, nicht wahr? Was wird er traurig seyn, wie wird er seine Eva suchen! — Möchten Sie ihn nicht gern wiedersehen?

O gern, sehr gern, rief sie. Eugen hat mir versprochen, daß ich in einiger Zeit Alle wiedersehen soll.

Sehr weise vorbedacht! sagte der Baron, ich werde diesen Wunsch unterstützen, liebe kleine Eva. Er muß Ihnen Wort halten.

Er nahm die dankbar glücklichen Blicke in Empfang, und hörte Evas Geplauder mit neuem und vermehrtem Wohlgefallen. Unter Scherz und Heiterkeit verging noch eine Viertelstunde, dann stand Ortenstein auf und nahm seinen Hut. Auf Ehre! rief er, es ist mir leid, daß ich fort muß, man befindet sich wohl in Ihrer Gesellschaft. Aber ich komme wieder, meine kleine Freundin. Zählen Sie ganz auf mich, und wenden Sie sich an mich, wenn irgend etwas geschieht, was Ihnen mißfällt.

Als er zu Eugen kam, war dieser nicht mehr zu Haus. Er erkundigte sich näher, Eugen war zu der Gräfin Aenheim gefahren.

Mit dieser frohen Nachricht trat er in das Zimmer der Baronin Walmy, die ihm lebhaft entgegen kam, in sein lächelndes Gesicht sah und dann ausrief: Sie haben sie gesehen, Ortenstein und es steht Alles gut.

Ich habe sie gesehen und gesprochen, gnädige Frau, erwiderte der Baron lachend, indem er sich behaglich niedersetzte und ausstreckte. Es ist ein liebenswürdiges, unschuldiges Kind.

Ein Kind! sagte die Baronin mit ironischem Nachdruck.

Ja, ein Kind, rief Ortenstein, wie ein junger Maitag. Mir ist bei ihr gewesen, als ginge ich durch einen frisch grünenden Wald, auf dessen neue Blätter die Morgensonne scheint.

Sie werden poetisch, Ortenstein! fiel die schöne Frau unmuthig ein.

Beruhigen Sie sich, gnädigste Frau, sagte er, es ist gar keine Gefahr dabei. Eugen ist heut Früh ein Stündchen bei dieser kleinen Nixe vom See gewesen, hat sie getröstet und ist dann zur Komtesse Diana gefahren, wo er noch ist.

Und was wird geschehen?

Was wird geschehen! wiederholte der Baron sanft den Kopf neigend. Ich wette was sie wollen, Eugen kommt heut noch sehr weit. Sie haben ihm das Feld excellent geebnet.

Diana, sagte die Baronin, wünscht sich zu vermählen; sie will sich von ihrer Mutter emanzipiren, deren Herrschaft ihr lästig wird. Ich habe vor Jahr und Tag schon auf meinen Bruder gedeutet und Hoffnungen genährt. Jetzt muß der Zufall es fügen, daß sie ihn rasend und roh wie einen Wilden mit dem unschuldigen Kinde, wie sie es nennen, in dem Posthause findet und ihn auf der Stelle erkennt.

Digitized by Google

Es ist köstlich, lachte der Baron die Hände reibend. Der Zufall ist der wunderbarste Schicksalsgott der Menschheit; aber wie fein durchgebildet ist Gräfin Diana, daß sie diese ganze Affaire zu den gewöhnlichen Betisen zählt und mit einigen Randbemerkungen zu den Todten wirft.

Die Baronin sah ihren Vertrauten spöttisch an. — Sie sind ja ein Menschenkenner oder doch ein Frauenkenner, Ortenstein, sagte sie. Wissen Sie, was der Grund dieser hochherzigen Großmuth ist? — Gut, ich will es Ihnen sagen. Diana liebt Eugen. — Wenn wir lieben, verzeihen wir Alles, das heißt, wir vergeben dem Sünder unter der Bedingung, daß er sich bessere. — Diana ist zu klug, um zu glauben, Eugen sey ein heiliger Antonius, aber das fordert sie wie jede Frau, daß in den Flitterwochen wenigstens Gottes Gebot gilt: Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. — Was schlagen Sie also vor, Ortenstein?

Der Baron erzählte umständlich und sagte dann: Eugen hat die Angelegenheit zwar durch eine Heirathskomödie erschwert, wahrscheinlich aber ließ es sich nicht anders machen. Die Sache bleibt dieselbe. Das Kind hat zu Haus noch einen alten Vater, der von geringer Pension lebt, dann ist ein junger Fischer da, der mit ihr aufwuchs und an dem es sehr hängt. Wenn Eugen will, läßt sich Alles mit einer Scene abschließen. Man schickt sie nach Haus und gibt den Leuten ein Stück Geld. Damit ist glücklicher Weise heut zu Tage Alles zu machen.

Und je eher je besser! rief Cäcilie.

Richtig, gnädigste Frau, je eher je besser. Wenn Eugen heut sich entschließt, kann morgen Alles abgethan werden. Ich nehme es auf mich.

Dank Ihnen, lieber Ortenstein, sagte die Baronin. Eugen muß wollen und wird wollen. — Es gibt keine andere Wahl für ihn. Er war gestern schon für Diana entzündet; ich glaube, wir haben es Alle bemerkt. Er ist zu verständig, um nicht einzusehen, was ihm geboten wird. Dieß Feuer heut noch zu schüren, muß unsere Sache seyn. Mein Vater ist ganz einverstanden, meine gute Mutter weint über Eugens Glück, und daß er meinen Rath befolgt hat und in aller Frühe zu der Gräfin gefahren ist, macht mich ganz sicher, daß er das unschuldige Kind nach Haus schickt, sobald man ihm ernsthaft zeigt, daß es so seyn muß.

Der Baron blieb, bis Walny kam, der ihn einlud, die Vorbereitungen zum Feste, an dessen Schluß ein Feuerwerk im Garten abgebrannt werden sollte, nochmals mit ihm durchzugehen. Es war in einem Saale ein Theater errichtet worden, auf welchem zur Feier der Rückkehr des Generals verschiedene beziehungsvolle Scenen aufgeführt werden sollten; dann wollte man unter Eugens künstlicher Leitung lebende Bilder stellen, dazwischen tanzen und endlich Raketen und Girandolen steigen lassen.

Eugen hatte versprochen, früh zu kommen, und er kam bald. Die Unruhe und Hast seines Wesens war unverkennbar; man sah es ihm an, daß, während sein Schwager ihm erzählte und seine Mitwirkung beanspruchte, er völlig abwesend war und nichts davon hörte.

Ja wohl, sagte er endlich aufschreckend, wir wollen die Bilder stellen, die Damen um Theilnahme ersuchen. Es läßt sich so Etwas am besten erst einrichten und wählen, wenn man weiß, welche Mittel man hat.

Die Stunden vergingen. Eine glänzend gewählte Gesellschaft fand sich zu einem späten Diner ein, bei welchem Baron Walny Alles aufgeboten hatte, was seinen Ruf rechtfertigen und erhöhen konnte. — Eugen hatte seinen Platz neben der jungen Gräfin Arnheim erhalten. Cäcilie lächelte ihm zu, und drückte ihm im Vorbeigehen die Hand.

Benutze Deine Zeit, sagte sie. Du hast Diana schon heute Früh gesehen.

Flüchtig, weil die Exzellenz mich mit zu vieler Güte überhäufte.

Du weißt, flüsterte Cäcilie, daß die Gunst der Mütter ein glückliches Zeichen ist. Halte Dich jetzt schadlos; es ist Dir erlaubt.

So hielt sich denn Eugen schadlos. Er war den ganzen Tag und den Abend dieses Festes der begünstigte Begleiter der schönen Gräfin, und diese Bevorzugung konnte nicht unbemerkt bleiben.

Die alte Exzellenz ging am Arme des Generals durch den Garten; dann sah man sie von Eugens Mutter begleitet im vertrauten Gespräch. — Es wurden endlich die lebenden Bilder dargestellt. Eugen ordnete sie an, und Gräfin Diana erschien nach einem bekannten Bilde als Fürstin, die einem jungen, vor ihr knieenden Ritter den Siegerkranz aufsetzt.

Der Ritter war Eugen; seine Schwester hatte es so veranstaltet. Es war ein prächtig gelungenes Bild, das lebhaften Beifall erhielt und verdiente, aber es gab zu verschiedenen Bemerkungen Anlaß.

Endlich am Abend, als es dunkelte, wurde auf einem freien Platze im Garten das Feuerwerk abgebrannt. — Der Namenszug des Generals, von Sonnen umgeben, in Brillantfeuer und farbigen Lichtern bildete das Hauptstück. — Die Girandolen flogen, Feuergarben sprühten; Eugen stand neben der Gräfin und sah in ihr erregtes, schönes Gesicht.

Wenn ich ein Feuerwerk sehe, rief Ortenstein, der an der anderen Seite stand, muß ich immer unser Leben damit vergleichen. Natürlich kein Leben in Dunkelheit. Was dafür geboren ist, kann

Digitized by Google

niemals zur Sonne werden; aber was heißt denn Leben überhaupt, wenn es nicht ein Leben ist, das unsere Tage in glänzende Funken auflöst, und Meteore aus uns macht?

(Fortsetzung folgt.)

Philidor's Zögling.

Als der berühmte Schachspieler Philidor sich zu Paris aufhielt, stürzte eines Tages ein junger ungeschlachter englischer Lord, trotz des Widerstandes der Dienerschaft Philidor's, in dessen Zimmer und schwur hoch und theuer, er sey bloß deßwegen aus England nach Frankreich gekommen, um mit ihm Schach zu spielen. Philidor entschuldigte sich mit vieler Artigkeit, daß er weder heute, noch morgen, noch auch übermorgen Zeit habe, mit Sr. Herrlichkeit einige Spiele zu machen. Mylord aber erklärte bestimmt: er werde nicht eher ruhen, als bis er Philidor matt gesetzt habe, und das müsse noch heute, es müsse jetzt im Augenblick geschehen, er gehe nicht eher vom Platz. Philidor maß seinen Mann mit betrachtenden Blicken einige Minuten lang von oben bis unten. Der Portwein glühte auf seinen Wangen und machte seine Zunge stammelnd. In dieser Rücksicht schien es bedenklich, ihn geradezu abzuweisen. Gut, Mylord, sprach endlich Philidor kaltblütig, wenn es denn durchaus gespielt seyn muß, so will ich Ihnen meinen Zögling hersetzen. Gewinnen Sie diesem ein Spiel ab, so verspreche ich Ihnen, daß ich den ganzen Abend hindurch zu Befehl stehen will. Mylord besann sich einen Augenblick und sagte dann: Nun, es mag seyn. — Sogleich rief Philidor ins Kabinet: Hans! Hans! — Auf den Ruf hüpfte schnell ein niedlicher Affe herein, sah Philidor an und erwartete seine Befehle. Ein Wink von Philidor — und der Affe saß schon am Tisch und ordnete die Steine des Schachspielbretts. Der Engländer machte gewaltig große Augen, als er sah, wee sein Mitspieler seyn sollte. Ich bin doch begierig, sprach er, zu wissen, was der Bursche da gelernt hat. Philidor ging, ohne ein Wort zu sagen, ohne der sonderbaren Spielpartie zuzusehen, an seinen Arbeitstisch in ein Nebenkabinet und schrieb. Kaum sind einige Minuten vergangen, so springt Hans mit kläglichem Geheul und unter Zähnefletschen ins Kabinet und verbirgt sich unter dem Stuhl seines Herrn. Philidor eilt in das Spielzimmer, um zu sehen, was vorgefallen sey. Der Affe hatte gleich nach einigen gethanen Zügen angefangen, den Engländer grinsend und zähnefletschend anzusehen. Mit dem zehnten Zug war Mylord matt gesetzt und von Hans so höhnisch ausgelacht worden, daß Se. Herrlichkeit, vom Portwein noch glühend, dem Andrang der Galle nicht zu widerstehen vermocht und seinem Ueberwinder eine tüchtige Ohrfeige gegeben hatte. Er fühlte jedoch das verübte Unrecht, wie billig, und gestand es offenherzig mit der Bitte um Verzeihung. Ich meinerseits, antwortete Philidor lächelnd, will Ihnen wohl verzeihen; allein ob mein Zögling so versöhnlicher Natur seyn wird, ist eine andere Frage. Wir wollen den Versuch machen. Er lockte den Affen mit sanfter Stimme, ein-, zwei-, dreimal. Aber wer nicht kam, das war Hans. Der Herr nahm nun den befehlenden Ton an und Hans schlich ganz traurig unter seinem Stuhl hervor und setzte sich auf den Wink seines Herrn, mit niedergesenktem Kopfe und halb geschlossenen Augen wieder an den Spieltisch. Versuchen Sie Ihr Glück noch einmal, Mylord, sprach Philidor zum Engländer. Aber ich bitte mir aus, daß Sie nicht von Neuem in Zorn gerathen, wenn Sie gegen diesen Meister etwa einen Schülerstreich machen und — ausgelacht werden. Der Lord verspricht es und nimmt seinen Platz ein. Philidor geht wieder an seinen Arbeitstisch ins Kabinet. Eine Viertelstunde herrschte die größte Ruhe im Zimmer. Jeder treibt ungestört seine Beschäftigung, wie es scheint, mit vielem Eifer. Plötzlich hört Philidor den Engländer laut aufschreien: Das ist ja ein verzweifeltes Thier — ich habe ihm nicht das Geringste zu Leid gethan und doch . . . Philidor springt schnell auf und glaubt nicht anders, als sein Hans habe, weil er sich bei übler Laune und gezwungen an den Spieltisch gesetzt, das Spiel verloren und für diesen Verlust sich ebenfalls, wie vorhin der Engländer, durch eine Ohrfeige an ihm gerächt. Allein so schlimm war es nicht. Als Philidor ins Zimmer trat, steckte Hans unter dem Sopha und guckte ganz furchtsam darunter hervor. Ich will nicht hoffen, sprach Philidor zum Engländer, daß wieder etwas vorgefallen ist? — Wahrhaftig nicht, mein Herr! Ich habe dem schelmischen Thiere nicht das Geringste zu Leid gethan; mit Einemmale springt es auf und läuft fort. — Lassen Sie uns doch einmal das Spiel untersuchen, Mylord, sprach Philidor. Ich werde ja sehen. — Ha! Ha! Nun weiß ich's wohl! Mein Hans hatte eine Ohrfeige zu fürchten. Ihr Spiel steht sehr schlecht, Mylord! Sie sind bald matt. — Das ist nicht möglich! — Ziehen Sie Mylord! — Mylord zog, Philidor auch. Nach drei Zügen war der Engländer matt. Sie sehen, sprach Philidor, daß, da Sie nicht einmal meinem Zögling etwas abgewinnen konnten . . . — Ich bin Ihr Diener, unterbrach ihn der Lord, den der Aerger auf einmal ganz nüchtern gemacht hatte, und entfernte sich schnell. Man konnte ihn späterhin nicht zorniger

Digitized by Google

machen, als wenn man ihn fragte: wie viel er dem Herrn Philidor in Paris Partien abgewonnen habe.

Trost.

Wenn auch das Herz an tiefen, schweren Wunden
Sich in der Stille zu verbluten droht;
Wenn Alles auch in manchen trüben Stunden
Der Mensch verfluchet, was die Welt ihm bot,
Und er vom Schicksalsarme eng umwunden
Sich nach Befreiung sehnt im blassen Tod:
So bleibt ein Trost ihm doch, wenn er verzeihet
Dem Thun der Welt und sich dem Höhern weihet.

Was weinst du, Greis, am Ziele deiner Tage,
Daß diese Erde dein Verdienst mißkennt?
Was nützt die Thräne, was die bitt're Klage,
Die noch die Wunde nährt, die innen brennt?
Bald bist du frei: — drum hoffe und entsage
Der Welt und Allem, was man irdisch nennt:
Du mußt den Menschen stolz verzeihen
Und dich auf schönern Lohn dort oben freuen.

Der Mann, er schafft und ringt in seinem Kreise,
Und all' sein Streben geht auf seine Pflicht:
Doch manche Hoffnung, die er froh und leise
Im Busen hegte, sie erfüllt sich nicht,
Und was er schuf in seiner thät'gen Weise,
Das stürzt im Augenblicke oft und bricht.
Doch ein Trost bleibt ihm dann, er muß verzeihen
Dem Schicksal und die Kraft dem Höhern weihen.

Und tritt der Jüngling ein in's weite Leben,
An Idealen reich und Phantasie,
So wähnt er in ein Eden einzuschweben,
Doch seine Ideale trifft er nie;
Und wenn ihm nicht der kühnste Muth gegeben,
So schreckt ihn bald des Lebens Last und Müh':
Er flucht der Welt und ihrem öden Treiben,
Und muß in Schranken, die ihn ketten, bleiben.

Er stürzt sich in das Blüthenreich der Liebe,
An einem Mädchenherzen hofft er süßen Trost;
Und ganz durchglüht von lauterm, reinem Triebe,
Ahnt er die Schlange nicht, die mit ihm kos't:
Und wenn der Arme dann verlassen bliebe,
Und der enttäuschte Wahn im Innern tost:
Er lebt, und weil er lebt, muß er verzeihen
Der Welt, und ihren Wahnsinn fortan scheuen.

E. J. K.

Mannigfaltigkeiten.

An drolligen Episoden fehlte es in den letzten Pariser Barrikadenkämpfen auch während des blutigsten Ernstes nicht. Ein Neugieriger gerieth am 4. Dezember zwischen die Kugeln, welche die Boulevards bestrichen. Er läuft, er fällt und kann sich vor Schrecken nicht erheben. Zum Glück sieht er einen Offizier seiner Bekanntschaft. Mein Theurer, ruft er ihm zu, stehen Sie mir bei oder ich bin des Todes. Ich wohne in der schönsten Mitte der Barrikaden; wie gelange ich nach Hause? — Nichts leichter, erwiderte der Militär, ich will eine Tragbahre kommen lassen. Legen Sie sich darauf, bedecken Sie das Gesicht mit Ihrem Schnupftuch und rühren Sie sich nicht. So wird Ihnen nichts geschehen, der Soldat respektirt den Verwundeten. So gesagt, so gethan. Der Offizier ruft einige Gamins herbei, die der Pulvergeruch in die Nähe gezogen. Wollt Ihr einen Verwundeten tragen? — Zu Diensten, mein General! — Man brauchte bloß zwei, es stellten sich vier ein. Nichts gefällt dem Pariser Kind so sehr, als eine Rolle zu spielen und die Augen der Vorübergehenden auf sich zu ziehen. So ist denn dieser Held auf dem Wege nach seinen Penaten, unbeweglich, die Augen geschlossen, den Mund offen, die Agonie so täuschend nachahmend, daß ihn seine Träger für einen Todten halten. Es fällt ihnen ein, wie man im Februar die Leichen spießte, um sie, zur Rache auffordernd, durch die Straßen zu tragen. Man denke sich, wie dem armen fingirten Leichnam zu Muthe ist, als er die Gamins sich dieß zurufen hört und sie ans Werk gehen sieht. So blieb dem guten Todten nichts übrig, als aufzuspringen und von seinen lebendigen Beinen Gebrauch zu machen.

Charade.

Was irgend Du nur willst erringen,
Versuch's durch meine ersten Zwei;
Sonst kann Dir sicher nichts gelingen,
Der Spruch, glaub' mir, ist ganz getreu.
Dem Dritten, diesem kleinen Zeichen,
Darfst Du beim Lesen nicht ausweichen;
Um's Ganze geh' in gleichen Weiten,
So wirst Du einen Kreis bereiten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 42 13. März 1852.

Das Armband.

Novelle von L. v. G.

1.
Das Finden.

Sie ist eine zweite Pasta!

O, mehr als das, sie wird Alle überflügeln! Die Pasta, die Malibran, die Grisi, die Sonntag, die Lind, diese Namen werden alle vor dem der Alba in Schatten treten!

Sie wurde von Neuem gerufen. Das Publikum konnte sich nicht beruhigen, und doch war nur der erste Akt vorüber.

Es war zum Drittenmale, daß die Alba auftrat, und zwar in der Rolle der Somnambula. In der vorigen Woche sprach man noch mit mitleidiger Neugier von der Debutantin, und heute war sie die Königin des Tages, die Erste in ganz London.

Man weiß, welch' ausgewählte Gesellschaft das Publikum der italienischen Oper bildet; es läßt sich selten herab, für eine aufgehende Sonne zu schwärmen; Alba aber feierte diesen seltenen Sieg. Sie verdiente es; war sie auch noch keine Pasta und keine Malibran, so hatte sie doch eine prachtvolle, zum Herzen dringende Stimme, die sorgfältigste Ausbildung und war ein wunderschönes Geschöpf. Nichts an ihr war eckig, nicht die kleinste scharfe Linie zu finden, jede Bewegung wellenweich und elastisch, der Nacken gebogen wie der eines Schwans, und ihre Augen — waren gar nicht zu beschreiben, denn sie wechselten fortwährend im Ausdruck und im Glanz.

Es war kein einziger junger Mann im Hause, der nicht in die schöne Sängerin verliebt gewesen wäre. Einem aber sah man es ganz besonders an. Es war ein sehr junger schlanker Mann mit blondem Haar und dunkelbraunen Augen; er verschlang Alba förmlich mit seinen Blicken. Er saß in der Loge des Staats-Sekretärs des Auswärtigen, und der alte Herr, dem die Aufregung des jungen Mannes nicht entging, meinte auch mit heimlichem Vergnügen zu bemerken, daß zuweilen die Augen der Sängerin sich in seine Loge und auf den jungen Mann lenkten, welcher Arthur Dundas hieß und Attaché der Gesandtschaft war, die morgenden Tages nach Petersburg abgehen sollte.

Endlich schloß die Oper. Bis zu Ende derselbe Beifall, derselbe Enthusiasmus für Alba. Aber sie selbst war todtmüde, als sie in die Kissen ihres Wagens gelehnt nach Hause fuhr, und sagte zu ihrer Kammerfrau, die ihr gegenüber saß: Wer auch heute noch kommen möge, ich kann Niemanden mehr annehmen. Sobald ich meine Tisane getrunken habe, gehe ich zu Bett.

Sie war schon in ihrem Schlafkabinet, als schüchternen Blickes die Kammerfrau eintrat.

Es ist Jemand da, der sich durchaus nicht abweisen lassen will — er behauptet, morgen nach Petersburg zu reisen — er hat mir zwei Dukaten gegeben, daß ich ihn melde.

Es ist jedenfalls ehrlich von dir und klug zugleich, daß du mir das sagst, bemerkte Alba mit einem kleinen Gähnen. Verdiene deine zwei Dukaten, melde seinen Namen, und dann sage ihm, daß ich im Begriff sey, zu Bett zu gehen.

Es ist Herr Arthur Dundas.

Herr Arthur Dundas? Und er geht nach Petersburg? Hast du auch recht gehört? fragte Alba wie aufgeweckt, indem sie ihren Gürtel, den sie zu lösen begonnen, wieder zusammen zog. Hier, trage die Armleuchter in mein Studierkabinet und führe ihn dahin, ich komme gleich.

Beide junge Leute traten zu gleicher Zeit von verschiedenen Seiten in das Kabinet. Die Kammerfrau stellte den Armleuchter auf den Tisch und ging. Arthur, nachdem er sich tief vor Alba verbeugt, nahm ihr gegenüber in einem Sessel Platz. Alba hatte sich in die Ecke einer Canseuse geworfen.

Ist es wahr, Sie gehen, und so weit? fragte mit einer gewissen stürmischen Offenheit das junge Mädchen schon, indem sie sich setzte.

Arthur war offenbar geschmeichelt und glückselig, trotz der strengen Konsigne von ihr empfangen worden zu seyn; das gab ihm eine gewisse Ruhe im Vergleiche mit seiner Aufregung bei ihrem Anblick während der Vorstellung.

Digitized by Google

Heute Abend vor der Oper erhielt ich die Weisung, morgen mitzugehen — ich hatte darum gebeten.

Warum?

Weil mir nichts Anderes übrig bleibt. Seitdem mein Vater todt ist und mein ältester Bruder die Güter in Schottland besitzt, mag ich nicht mehr dort seyn. Hier in London zu leben, dazu reicht mein Einkommen nicht aus. Zu einem Seemanne bin ich nicht berufen, zu einem Soldaten noch weniger; in den inneren Staatsdienst mag ich nicht treten, weil mir die untersten Beamtenstufen, über die hinweg zu springen, ich nicht genug einflußreiche Verbindungen besitze, zu übersteigen ganz unmöglich scheinen — was soll ich sonst werden als Diplomat?

Künstler!

Ich habe aber kein Talent. Nicht Musik, nicht Malerei, nicht Dichtkunst habe ich mit Erfolg getrieben.

Alba zuckte verdrießlich die Achseln und sagte halb komisch: So gehen Sie denn in Gottes Namen, Mann ohne Talente, und werden Sie Diplomat.

So entlassen Sie mich?

Was soll ich denn thun?

Alba! — Er sagte das in einem ganz anderen Tone, als dem, in welchem er bisher gesprochen, und dieser Ton, den Alba noch nie gehört, machte sie erbleichen und zittern.

Er stand auf, er ging zu ihr, dicht vor sie hin stellte er sich und sagte dann mit der unterdrückten Stimme der Leidenschaft: Wie lange lieb' ich Sie! O Gott, wie lange und wie sehr! Um Ihretwillen lebe ich nur! Um Ihretwillen gehe ich auch nach Petersburg. Ich will aufhören, nichts zu seyn — ich will Ihre Liebe verdienen!

Mein Gott, mein Gott — und Alba stützte ihre zitternde Hand auf den Tisch — wer sagt Ihnen denn . . .

Daß Sie mich lieben könnten? Niemand; aber wenn es wahr wäre, Mädchen, daß ich Dir ganz gleichgültig bin, eben so gleichgültig wie alle die Anderen, denen Du jeden Abend vorsingst, um sie verrückt zu machen, wie mich — wenn das wahr wäre — dann könnte ich Dich ermorden! . . . Er faßte zornig ihren Arm und preßte ihn, daß sie aufschrie vor Schmerz.

Dann schwieg sie; da wagte er's und umfaßte ihren schlanken Leib und hob sie vom Sopha auf und preßte ihren Kopf an seine Schulter und sagte weich und innig: Da lasse Dein Haupt ruhen, hier bist Du sicher für und für, meine weiße Blume, meine Alba-Rosa!

Sie aber brach in Thränen aus und ließ ihr Haupt auf seiner Schulter ruhen.

Warum weinst Du? fragte er zärtlich, indem er ihre Hand an seine Lippen führte. Sie entzog ihm diese Hand, aber sie sagte nichts als: Es ist doch nur ein Traum!

Ein Traum? was soll das heißen?

O, Ihre Liebe! Mir ist das als Kind prophezeit worden; eine alte Zigeunerin sagte zu mir: So schön du bist, so wirst du Alles eher finden als Liebe — der Abendstern ist dir am fernsten!

Welch' ein Gedanke! Aber Du, weiße Blume, Du, die von Allen geliebt, vergöttert, angebetet wird — hast Du ein Gefühl für Arthur Dundas anders, als das Gefühl . . .

Sie schlug beide Arme um seinen Hals, stellte sich auf die Fußspitzen, drückte einen langen Kuß auf seine hohe Stirn und sagte dann, auf die Kissen zurücksinkend und ihr Gesicht verhüllend:

Ich liebte Dich, seitdem ich Dich das Erstemal gesehen!

(Fortsetzung folgt)

Eva.

(Fortsetzung.)

Darin ist Wahrheit, sagte die Gräfin, indem sie sich zu Eugen wandte. Ein wenig Feuer, ein wenig Glanz, Geräusch und Geprassel, und endlich nichts, als einige Schlacken und Asche, die der Wind verweht, das ist das Loos derer, die da meinen, Sonnen zu seyn.

Und was verlangen Sie anderes von dem besten Menschenleben? fragte Eugen.

Von dem besten Menschenleben? erwiderte sie. Glauben Sie, daß das beste Leben ein glänzendes Leben sey?

Die Höhe des Lebens, gab er zur Antwort, verlangt den Glanz, um die Schwere zu vergessen.

Nein, sagte die Gräfin, die wahre Höhe des Lebens mag den Glanz nicht verachten, aber sie wird ihm einen untergeordneten Platz anweisen. Ich bin nicht erfreut von der Unruhe dieser Feste, nicht gesättigt von dem Glück, das sie geben können.

Und welches Glück sättigt das Verlangen? flüsterte Eugen vor sich hin.

Das Glück, Herr von Werder, das wir aus uns selbst schöpfen, erwiderte Diana. Ich kann die Kräfte nicht bemessen, die einen Mann treiben; aber sey es wie es sey, ein schönes Leben kann nur ein Leben seyn, das uns mit Stolz und Freude über die bewußte Anwendung der Zeit erfüllt, die uns gehört. Ein Mann, und stehe er noch so hoch, muß, wie ich denke, immer sich sagen können, Du hast

Digitized by Google

gestrebt, wie Du sollst; kein Vorwurf trifft Dich, Deine Ehre hat keine Forderung an Dir zu machen. — Das muß Ruhe geben, ein schönes Ebenmaß zwischen Wollen und Können, einen Frieden, der ganz anderen Trost gibt, wie der Vergleich mit einem Feuerwerke, das wild seine brennenden Funken auswirft.

In diesem Augenblicke richtete sich Eugens Aufmerksamkeit auf einen Haufen von Zuschauern, der jenseits einer gezogenen Schranke stand, wo er Erlaubniß erhalten hatte, dem Schauspiele beizuwohnen. Es waren meist die Angehörigen der Dienstleute des Barons, mit Bekannten und Verwandten, Frauen und Kindern; aber plötzlich zuckte Eugen zusammen, denn von dem letzten Sprühen der Sonnen beleuchtet, sah er in Eva's Gesicht, die ihn starr und lächelnd anblickte.

Im nächsten Augenblicke war es dunkel, aber Eugen war aufs Heftigste erschüttert. Er konnte nicht glauben, daß es Täuschung war. Nein, es war Eva, es war ihr heiteres, reizendes Lachen, ihr strahlendes, entzücktes Auge, nur ihr Anzug war ihm fremd. Er war modisch fein, sie war geschmückt wie eine Dame, mit blumenvollem Sommerhut und in einen weiten Shawl eingewickelt.

In der nächsten Minute wollte Eugen sich überzeugen, aber Gräfin Diana legte ihren Arm in den seinen; er führte sie durch die erleuchteten Gänge in den Salon zurück.

Die letzte Rakete ist verpufft, sagte sie, wir müssen nach Haus, und für die nächste Zeit dürften wir uns nicht viel mehr wiedersehen, Herr von Werder. Uebermorgen spätestens kehrt meine Mutter auf ihr Gut zurück; in ländlicher Abgeschiedenheit wird uns dann der Sommer vergehen, bis der Winter uns in die Residenz zurückbringt.

Es war, als erwarte sie eine Antwort. Sie neigte den Kopf und lächelte; vielleicht glaubte sie, irgend eine Bitte oder Betheuerung zu hören, aber Eugen schwieg. — Sie wissen, Herr von Werder, fuhr Diana fort, daß wir nur kamen, weil meine Mutter eine persönliche Unterredung mit ihrem Advokaten halten mußte. Das ist abgemacht, wir kehren jedoch beruhigt nach Haus zurück, denn der Prozeß, um welchen es sich handelte, ist glücklich entschieden. Es stand der größte Theil meines Vermögens dabei auf dem Spiel; der Verlust ist abgewendet.

Und Sie müssen fort, morgen schon fort! sagte Eugen stockend.

Wir wohnen ja nicht allzuweit, erwiderte sie; Grünau, unser Gut, liegt reizend genug, um es zu vermissen. Wald und Seen, blumenvolle Gründe und hübsche Fernsichten gibt es dort in Fülle, auch besuchen uns zuweilen liebe Freunde, denen es wohl bei uns behagt.

Die Antwort, welche Eugen zu geben hatte, lag nahe, aber er gab sie noch immer nicht. — Cäcilie wird in einigen Wochen nach Wiesbaden gehen, sagte die Gräfin. Ihr Vater sagt mir, daß er ebenfalls ein Bad zu besuchen denke und die Mama dahin mitnimmt.

So ist es, antwortete Eugen. Ich werde Zeit haben, um zu sehen, wie weit das Glück reicht, das wir aus uns selbst schöpfen.

Er wollte noch etwas sprechen, denn er hob den Kopf auf und blickte in die Augen der Gräfin, aber er schwieg, und fügte erst nach einer Weile zögernd hinzu: Darf ich glauben, daß ich in Grünau zu den Freunden gerechnet werde, die sich dort wohl gefallen?

Ein Künstler sucht nach Idealen, erwiderte Gräfin Diana lächelnd; was wir geben können, soll gern geboten werden.

Hier unterbrach die Exzellenz das Gespräch, und es erfolgte eine förmliche Einladung zu einem Besuche, der in verbindlichster Weise recht bald gefordert wurde.

Eugen war noch stiller und bescheidener, formenvoller und höflicher als bisher, was die alte Gräfin Arnheim so sehr an ihm rühmte. Der tiefe Ernst seines Gesichts wurde zuweilen von einem zuckenden Lächeln unterbrochen, sein Auge schien erhitzt, seine Stirne feucht zu seyn, und während er mit den Damen sprach, wechselte er mehr als einmal die Farbe.

Kommen auch Sie im Sommer einmal zu uns, lieber Ortenstein, sagte die Exzellenz zu dem Baron, und bringen Sie Herrn von Werder mit. Es ist mir Ihretwegen lieb, daß er einige Zeit bei Ihnen in der Hauptstadt bleibt.

Meinetwegen? sagte Ortenstein verwundert.

Er wird Sie zur Tugend anhalten, lachte die alte Dame, denn das ist der Einzige unter Euch Allen, dem ich Tugend zutraue.

O, was das betrifft, rief der Baron, so ist er ein wahrer Oberpriester an Frömmigkeit und Heiligkeit, — und leise, während er ihr den Abschiedskuß auf den Handschuh drückte, murmelte er in sich hinein: Es ist süperb, was sie von ihm glaubt, aber wie unschuldig sieht der Schelm auch aus!

Als endlich Ruhe eingetreten war, hielt Cäcilie Eugen fest und bat ihn noch einige Augenblicke zu bleiben. — Ich habe mit Dir zu sprechen, begann sie, möchte mich aber nicht gern weiter in Deine Angelegenheiten mischen, als Noth thut, und weiß nicht recht, wie weit ich meiner Frauennatur folgen, wie weit ich meinen diplomatischen Charakter annehmen soll. Vor der Hand wünsche ich Dir Glück.

Ich verstehe Dich nicht, Cäcilie, erwiderte Eugen.

Digitized by Google

Gut, wenn Du meinst, Dein Vertrauen oder mein Rath könnten in dieser Sache nichts nützen oder schädlich werden, so lassen wir es, sagte sie. Nur das weise nicht von der Hand, Eugen; ordne Deine kleinen Affairen so schnell und so still, wie möglich. Man kann Alles in der Welt thun, seinen Leidenschaften, Einfällen oder Tollheiten jedes Opfer bringen, aber man darf es niemals zum Skandal kommen lassen.

Du meinst mich, meine Tollheiten, meine Leidenschaften, rief Eugen erstaunt. — Was weißt Du davon? Wer ist so indiscret gewesen?

Sey ruhig, sagte sie. Diana hat mir scherzend eine Scene mitgetheilt, die sie in einem Posthause erlebt hat. Ein junger Herr hielt dort mit seiner Schönen Rast, die er aus irgend einer Hütte mitgenommen haben mußte. Diana beschrieb diese Auftritte sehr belustigend mit der feinen Satyre, die ihr eigen ist. Zuletzt sagte sie mir, jener junge Herr habe einige Aehnlichkeit mit Dir gehabt, und seltsam sey es vom Zufalle, daß Du an demselben Tage desselben Weges kommen mußtest. — Nun leugne, Eugen, wenn Du willst!

Ich leugne nicht, erwiderte er.

Und ich frage nicht weiter, fiel sie ein. Du mußt wissen, was jetzt zu thun bleibt, um Deinen Faschingsspaß am besten zu enden.

Ich bitte Dich, sagte Eugen tiefathmend, Deinen Spott zurückzuhalten.

Eugen, mein Bruder! sagte Frau von Walny zärtlich, indem sie die Hände auf seine Schultern legte, der heutige Tag muß Dir deutlich gesagt haben, wie schön und stolz Dein Leben vor Dir liegt. — Diana liebt Dich! Es hängt von Dir ab, die reiche Erbin zu erobern. Reise nach Grünau, und Du wirst zurückkommen als beglückter Bräutigam; aber zögere keine Stunde, aus einem Sommernachtstraum aufzuwachen, der Dir angenehme Zerstreuung versprochen haben mag, doch nicht länger fortgeträumt werden darf.

Du weißt nicht, was Du forderst, sagte Eugen leise.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die englische Schriftstellerin Mary Russell Mitford erzählt in ihren so eben veröffentlichten „Erinnerungen": „Eines Tages führte mich mein Vater (ein durch unglückliche Spekulationen herabgekommener Mann) in ein Lotterie-Bureau — es sollte eben die Ziehung einer irländischen Lotterie beginnen und sagte mir, ich möchte von den auf dem Tische liegenden gedruckten Zetteln (ich kannte ihre Bedeutung noch nicht) einen auswählen: „Wähle die Zahl, die Dir am besten gefällt", fügte er hinzu, „es soll Dein Geburtstagsgeschenk seyn." Ich suchte sogleich einen aus und gab ihn meinem Vater in die Hand. Die Numer war 2224. „Ah!" sagte der Vater, einen Blick darauf werfend, „Du mußt einen andern wählen, ich will ein ganzes Loos kaufen, dieß ist nur ein Viertel. Also wähle noch einmal, mein Kind." — „Mein lieber Vater, dieser gefällt mir am besten." — „Hier ist die nächste Numer," bemerkte der Lotterie-Kollekteur, „Numer 2223." — „Schön", sagte mein Vater, „das ist eben so gut, nicht wahr Marie? Wir wollen die Numer nehmen." — „Nein!" erwiderte ich hartnäckig, „die mag ich nicht; heute ist mein Geburtstag, Papa, und ich bin zehn Jahr alt. Zähle die Ziffern meiner Numern zusammen, sie machen gerade zehn aus. Das andere Loos gibt bloß neun." Mein Vater, abergläubisch, wie alle Spekulanten, ließ sich durch meine alberne Hartnäckigkeit verblüffen und widerstand den Anpreisungen anderer Numern Seitens des Kollekteurs. Da er aber durchaus ein ganzes Loos haben wollte, so waren wir schon im Begriff, ohne Loos fortzugehen, als ein Schreiber, der mittlerweile in verschiedenen Kästen herumgesucht, zu seinem Prinzipal sagte: „Ich denke, die Sache läßt sich machen; hier sind die andern Theile des Looses, ein Halbes, ein Viertel, zwei Achtel und so können wir der jungen Dame willfahren, wenn sie einmal darauf besteht." Die junge Dame bestand darauf und der Handel wurde abgeschlossen. Die Sache war ein Geheimniß zwischen mir und meinem Vater, der, so oft ich mit ihm zusammenkam, von unsern zukünftigen 20,000 Pfund (der größte Gewinn) sprach. Unterdeß verging die Zeit und ich bekümmerte mich weiter nicht viel um mein Loos. Aber eines Morgens, als ich mich eben ankleidete, um in die Kirche zu gehen, trat jener Schreiber des Lotterie-Kollekteurs in unser Zimmer mit der Meldung, daß uns das Glück günstig gewesen: „Numer 2224 hatte 20,000 Pfund Sterling gewonnen!"

Die Kirche zu St. Denis bei Paris wird ihren bei dem Erneuerungsbau abgetragenen Glockenthurm wieder erhalten. Noch in diesem Jahr soll mit dem Bau desselben begonnen und auch die Restauration der historisch-merkwürdigen Kirche, in deren Krypta bekanntlich Frankreichs Könige ruhen, fortgesetzt werden. Dieser Wiederherstellungsbau begann 1801, als Napoleon sich die Kirche zu seiner Grabesstätte wählte, und hat schon fünfzehn Millionen Franken gekostet.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 43 15. März 1852.

Das Armband.

(Fortsetzung.)

Arthur jubelte laut auf, er kniete vor sie hin, er trieb all' die unsinnige Vergötterung, welche ein Mann treibt, der zum Erstenmale liebt und geliebt wird. Auch ihre erste Liebe war es, das wußte er gewiß, denn er hatte in ihrem Leben gelesen, wie in einem aufgeschlagenen Buche. Sie hatte ihm Alles früher erzählt, und er gehörte noch zu den jungen Seelen, die nicht ewig die entsetzliche Frage in ihrem Innern aufstellen: Ist das auch wahr, belügt sie mich auch nicht, darf ich ihr trauen, kann man ihr Glauben schenken? Nein, er glaubte und liebte und war sicher, zu lieben, so lange er zu glauben sicher war. Aber — er ging morgen fort in die große Welt, und welcher Mann hat da noch die Kunst erfunden, seinen Glauben zu erhalten?

Als er ihr sein ganzes stürmisches, leidenschaftliches Herz ausgeschüttet, als er ihr alles gesagt, was er Monate, Jahre lang für sie gefühlt, fragte er endlich: Und du, was sagst du mir?

Was ich dir schon einmal gesagt, daß ich dich immer geliebt!

Nun — und weiter?

Daß ich dich immer lieben werde! — Und mit ihrer weichen Hand deckte sie die Strahlen seiner Augen — ihr kam es vor, als blendeten sie diese dunklen Sonnen!

Aber ich muß eine Sicherheit haben.

A bond! A bond! rief lachend im Uebermuth des Glückes das schöne Mädchen — du bist ja ein zweiter Shylok!

Was gibst du mir? Im Ernst, man geht nicht nach Petersburg und verläßt sein ganzes Besitzthum leichtsinnig auf das Wort eines achtzehnjährigen Mädchens!

O du einundzwanzigjährige Weisheit! Wo ist denn dein Vermögen?

Hier! sagte er und umschlang sie fest mit beiden Armen, hier ist Alles, was ich auf Erden mein nenne, und das sollte ich ohne Sicherheit verlassen?

Was willst du?

Er sah sie lange an. Sie saß neben ihm, zurückgebeugt, den Kopf auf die Lehne geworfen, die Haare im Nacken, ihre schönen halb entblößten Arme gekreuzt im Schoße; kein anderer Schmuck als der Metallgürtel am weißen Kleide und ein blau emaillirtes Armband, eine dicke Schlange, die sich um sich selber ringelte.

Gib mir dieses Armband.

Es ist das Liebste, was ich auf Erden besitze.

Das weiß ich.

Die größte Sängerin, die je gelebt, Giudita Pasta, hat es mir geschenkt, und die Haare meiner ungekannten Mutter liegen darin — hier ist es.

Nun noch einen Schwur! Schwöre, daß du — wo du auch seyn mögest, welche Bande dich auch fesseln mögen — jedem, der dir dieses Armband zeigt, augenblicklich zu mir folgen willst. Ohne Besinnen, ohne Widerrede, ohne Zögerung.

Ohne Besinnen, ohne Widerrede, ohne Zögerung! So wie ich jetzt den Schwur leiste, sagte sie augenblicklich und beugte ihr schönes kindliches Antlitz und legte die beiden Finger der rechten Hand in die dargehaltene Hand ihres Geliebten.

Glaube mir, sagte Arthur, nachdem er ihr stürmisch gedankt, glaube mir, daß ich dieses Vertrauen nie mißbrauchen werde. Ich weiß, daß eine Sängerin Verpflichtungen, Kontrakte eingeht, die ihr nicht erlauben, so ohne Weiteres wegzugehen. Wenn mir das Schicksal vergönnt, dich zu mir zu rufen, so werde ich dir es schreiben, auf daß du Alles vorbereiten kannst — und ich werde nur das Armband an dich abschicken im höchsten Nothfalle, im dringendsten Augenblicke — wenn du es siehst, kannst du fest überzeugt seyn, daß du nicht zögern darfst — entweder ich bin sterbend oder ich habe ein Königreich gewonnen!

Warum nicht gar! Nein, schicke mir nur das Armband, wann du willst, daß ich zu dir komme. Was kümmert mich, einem Impresario den Kontrakt zu brechen — ihm brauche ich ja nur sein Geld zu lassen — ich bin ihm ja weiter nichts als eine

Digitized by Google

Geldquelle! Aber schreibe mir nicht, denn Briefe würden mir mein ganzes Leben verbittern: jeden Tag würde ich einen erwarten und jeden Tag, an welchem keiner käme, zu sterben vermeinen, und den Tag, wo einer einträfe, vor Freude toll seyn. Nein, nicht schreiben — die Posten sind für die Philister, für Euch Engländer! Bedenke, daß in meinen Adern das heiße kalabresische Blut meiner Mutter und die klare germanische Lebensquelle meines fränkischen Vaters rinnt. Deutsche Schwärmerei und italienische Gluth — fürchtest du dich nicht vor dieser Mischung?

Rinnt nicht auch in meinen Adern deutsches Blut? ist nicht meine Mutter eine Deutsche, die auch aus schwärmerischer Liebe dem hochschottischen Clan-Häuptling in seine Berge folgte?

Eine deutsche Prinzessin, nicht wahr?

Ah bah! Sie war nicht vornehmer als mein Vater, der schottische Lord! In Deutschland gibt es eben so viel Prinzessinnen wie in Schottland Lairds!

Meine Mutter war nur eine Sängerin und mein Vater ein Kapellmeister! Ich bin dir nicht ebenbürtig!

Nicht von Geburt — und doch viel vornehmer als ich — wer kennt mich in dem großen London, und wer kennt dich nicht?

Sie hielt ihm den Mund zu und sagte lachend: Streiten wir darum nicht, denn es ist uns beiden einerlei. Ich würde dich lieben, wenn du auch nicht der Sohn einer Fürstin wärest, und du würdest um mich werben, wäre ich die königliche Viktoria selber — also wozu?

So soll ich dir wirklich nicht schreiben?

Sie schüttelte mit dem Kopfe. Es gibt noch viele Gründe. Ein Brief von dir würde mir nie genügen, immer zu kalt seyn; nein, nein, ich will keine anderen Worte von dir vernehmen, als die von deinen rothen Lippen geflossen, bestrahlt von deinen braunen Augen! Bist du mir fern, so stelle ich dich mir vor und bin glücklich!

Wirst du nicht an mir zweifeln, wenn du lange nichts vernimmst?

Zweifeln? Ist die Liebe nicht Sympathie, besteht nicht ein Band der Geister zwischen zwei so jungen feurigen Seelen wie die unseren? Geht nicht ein elektrischer Strom von dir zu mir, von mir zu dir, und wären wir auch an den beiden Polen?

Er sah sie besorgt an. Es ist ein Wagestück; du stellst dir das anders vor. Willst du mir auch nicht schreiben?

Nein, nein, ich möchte dir nur schreiben, wenn ich dich nie gesehen hätte — dann hätte ein Briefwechsel einen romantischen Zauber — eine solche Liebschaft hätte mir auch gefallen, wenn ich dich nicht getroffen, so aber — so ist mir der Gedanke gräßlich! Der Gedanke dieses bleichen Nachdruckes unserer in Feuer getauchten Worte!

Du erlaubst mir doch, daß ich einen Freund anstelle, mir über jeden deiner Schritte zu berichten?

Sie lachte. — Es ist zwar eine ungleiche Partie, denn mir wird Niemand über dich berichten! Aber meinetwegen; ich darf jedoch nichts davon merken, es muß eine durchaus heimliche Polizei seyn.

Ganz recht, mein süßes Herz, dein Wille geschehe. — Er nahm ihr Armband und befestigte es an einer Schnur auf der Brust. Sie sah, indem er es da verbarg, daß er um den Hals noch ein kleines Kreuz trug, und fragte ihn, was das sey.

Er erröthete und schwieg.

Einen Augenblick stieg ein Verdacht in ihr auf — als er das sah, sagte er schnell: Es ist von meiner Mutter — als wir uns trennten, hängte sie mir's um, damit ich in der Welt nicht etwas vergesse, was man dort leicht verlernen soll.

Was?

Ich rede nicht gern davon — denn das und die Liebe müssen geheim seyn. Wer Beide zur Schau trägt, dem ist es um Beide nicht Ernst.

Ich errathe, sagte leise Alba und reichte ihm die Hand. Gott und die Geliebte müssen in Einem Tempel wohnen — der einzig undurchdringliche, einzig sichere ist unsere eigene Brust!

So trennten sie sich. — Ein frommer Gedanke war ihr letztes gemeinschaftliches Gefühl, und wer sie so gesehen — jung, schön, rein, glühend und fromm, der hätte sie lieben und ihnen Glück prophezeien müssen!

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Bist Du denn wirklich ein so leichtsinniger Roué rief die Baronin ärgerlich und spöttisch, daß selbst, während Du die Hand nach Diana ausstreckst, Du ein Geschöpf nicht missen willst, das, wie ich höre, keine anderen Vorzüge besitzt, als über die Maßen kindisch und albern zu seyn?

Weil Du sie nicht kennst, urtheilst Du also, erwiderte Eugen. Es ist das liebenswürdigste, heiterste Gemüth. Es ist ein Kind, dem die Natur zahllose Reize verliehen hat, ein Geist, der nur geweckt zu werden braucht, um sich aufs Reichste zu entfalten.

Nun wahrlich, lachte die Baronin gereizt, Du

machst mich theilnehmend für Deine Gesellschafterin. Schicke sie nach Haus, sorge für sie, suche sie später wieder auf, wenn es nicht anders seyn kann, wenn Deine Leidenschaft sich nicht lindern läßt, doch für jetzt: fort mit ihr!

Es ist überflüssig, davon zu reden, sagte er. Eva wird sich nie von mir trennen.

Nie von Dir trennen? Sie hat Dich bezaubert! Eva heißt die Person? Soll ich mich herabwürdigen, ernsthaft mit Dir von ihr zu reden? rief Cäcilie heftig. Mein Gott! Eugen, man kann einem jungen Mann aus der Gesellschaft jeden Leichtsinn oder jede Thorheit verzeihen, aber wenn diese ernsthaft wird, wenn Methode in den Wahnsinn kommt, wird er unerträglich. — Geh' nach Haus, besinne Dich, und morgen mache der Gräfin Arnheim Deinen Abschiedsbesuch. — Was die Person anbelangt —

Sprich mit Achtung von ihr, sagte Eugen plötzlich sie unterbrechend. Eva ist meine Frau!

Du hast also eine vollständige Komödie aufgeführt, erwiderte Cäcilie, ohne Ueberraschung zu zeigen. Ich bedauere das Kind, beklage seine Leichtgläubigkeit und mache Dir die ernstlichsten Vorwürfe. Es ist sogar ungesetzlich, Heirathen zu fingiren, und könnte zu Unannehmlichkeiten mit der Justiz führen.

Wie! rief Eugen, indem er sich stolz aufrichtete, Du könntest glauben, daß ich so sittenlos und verderbt genug wäre, eine Heirath zu fingiren, um ein Mädchen zu betrügen?

Dann ist es also nicht wahr! fiel die Baronin ein. Um so besser, lieber Eugen.

Es ist wahr, sagte er mit einer Kraft, die unwiderstehlich wirkte. Mag es seyn, daß ich in Ueberraschung und gedrängt von Verhältnissen eine rasche und unbesonnene That beging, die ich bedauern könnte, wenn Bedauern etwas zu ändern vermöchte; aber sie ist unwiderruflich wahr. Eva ist meine Frau; die Trauung ist vollzogen worden, wie es das Gesetz vorschreibt; morgen will ich dem Vater Alles eröffnen. Hausberg hat ihm einst das Leben gerettet; wollte ich Eva nicht untergehen lassen, so blieb nichts übrig, als ihr meine Hand zu reichen. Ich habe damit die Schuld unseres Vaters bezahlt; er wird mir vergeben, ich weiß es. Der Liebe und Treue meiner Mutter bin ich gewiß, und auch Du, Cäcilie, auch Du mußt Dich mit uns versöhnen; Eva wird Dir lieber werden, wie Du denkst.

Das ist unmöglich, rief Frau von Walny, die wie betäubt vor ihrem Bruder gestanden hatte und jetzt mit Heftigkeit seinen Arm anfaßte. — Um Gottes Willen! Eugen, rede. Sage, es ist ein Scherz, ein Traum, ein Nichts. Es ist nichts! Nicht wahr? — Es ist nichts, Du willst mich peinigen.

Es ist Alles wahr, erwiderte er mit Festigkeit. Jeder muß sich darein finden.

Nun denn, wenn ich es glauben muß, sagte die Baronin mit bitterer Heftigkeit, was bewog Dich denn, uns Alle zwei Tage zu täuschen? Warum kamst Du nicht und zeigtest uns in der ersten Minute Deine ganze Thorheit und unsere Schande? — Warum weckteſt Du Hoffnungen bei Dianen, widmetest ihr Deine Huldigungen, warfst neue Täuschungen in ihre Seele?

Du hast Recht, murmelte Eugen den Kopf senkend. Ich hätte dieß Gefühl bekämpfen, diese Nähe meiden müssen. Es ist vorbei, sie selbst hat mich auf meine Ehre gewiesen, nie soll diese sich verdunkeln. Gute Nacht!

Nein, ich halte Dich fest, rief Cäcilie. Was willst Du thun? Morgen vor den Vater treten, ihm das Kind zeigen und sagen: Vater, Mutter, das ist meine Frau, nehmt sie auf als eure Tochter? — Es wäre lächerlich, abscheulich, sinnlos! Es machte uns zur Zielscheibe alles Hohns und aller Bosheit. — Hättest Du es vorgestern, gleich auf der Stelle gethan, es wäre eher möglich gewesen, heut ist es unmöglich.

Der Vater ist von frohen Hoffnungen, die Mutter von stillen Wünschen erfüllt. Man hat gesehen, daß Gräfin Arnheim sich für Dich interessirt, Dein Benehmen bestärkt die Gerüchte. Morgen weiß es die ganze Gesellschaft, der Hof, alle Freunde, Feinde und Neider. — Denke Dir die Lage des Vaters, denke Dir den Hohn auf ihn, auf uns und auf Diana, wenn Du morgen eine junge Bäuerin präsentirst, ein Naturkind, das in aller Sitteneinfalt die Frau des Freiherrn von Werder darstellt, des Abenteurers, des Phantasten, des Malers, des Ideologen, der ganz so gehandelt hat, wie man es von ihm erwarten durfte, der aber der einzige Sohn seines Vaters und mein Bruder ist. — Die Baronin war erschöpft, blaß und fassungslos.

Sie gingen lange stumm neben einander her, bis Cäcilie ruhiger sagte: Es muß ein Ausweg gefunden werden, Unvermeidliches muß man ertragen.

Und wo ist der Ausweg, den Du mir nach allen diesen Anklagen zeigen willst? sagte Eugen kalt.

Nach Allem, was ich gehört, erwiderte sie, bleibt uns nichts mehr übrig, als die Gestaltung Deiner Zukunft Dir selbst zu überlassen. Du hast die Brücke abgebrochen: nun trage, was sich nicht ändern läßt. Diese Heirath ist ein Streich auf Dich selbst; uns liegt nur ob, dafür zu sorgen, wenigstens das äußerste Aufsehen von uns abzuwenden, Dich mit der Gesellschaft thunlichst zu versöhnen.

Der Vater reist in drei oder vier Tagen, Du willst dann mit Deiner Lieben allein seyn. Verbirg sie und Dich wo Du willst vor der Welt Augen; doch wie sehr Du mich auch getäuscht hast, Eugen,

Digitized by Google

wie tief betrübt ich bin, mein schwesterliches Mitgefühl und meine Mithülfe sollen Dir nicht fehlen.

In einigen Wochen reise ich. Ich werde Deine Frau sehen und werde Dir Vorschläge machen. Vielleicht ist es am besten, ich nehme sie mit mir; sie bleibt in meinem Hause, lernt sich bewegen und das Leben verstehen, und dann proklamiren wir eines Tages eure in der Stille vollzogene Heirath.

Dieser Ausweg fiel wie ein Sonnenstrahl in Eugens Kopf. — Er umarmte seine Schwester, drückte sie mit Innigkeit an sich und sagte bebend vor Rührung: Du bist ein Engel, Cäcilie, Du hast den rechten Weg gefunden. Das ist die sanfteste und beste Lösung; nimm meine ewige Dankbarkeit dafür.

In einem langen Gespräche erzählte er ihr Alles, und zwischen seine Entschuldigungen mischten sich Liebes- und Lebensträume, und eine innige Anhänglichkeit an Eva, die er mit den süßesten Namen belegte und rühmte.

Ich wünsche, daß sie Dir genügt, erwiderte die Baronin verschiedene Male. Wir werden zusehen, wie es sich macht, und behalten Zeit genug, um uns zu verständigen.

Baron Walny hatte inzwischen mit einigen anderen Herren ein Spiel gemacht, und eine ziemlich bedeutende Summe verloren, welche Ortenstein größtentheils mit nach Haus nahm. — Eine lärmende Lustigkeit, Lachen und Schwüre drangen aus dem Salon herüber.

Ich kann mir denken, sagte Cäcilie, als sie ihren Mann laut nach Eugen rufen hörte, daß Du nicht viel Lust empfindest, Dich unter diese fröhlichen Herren zu setzen, um mit ihnen zu trinken. — Walny würde Dich in seiner geistreichen Weise mit Dianen aufziehen, und Ortenstein nach satyrischen Pointen suchen.

Auf morgen denn, erwiderte Eugen.

Auf morgen, antwortete sie. Es bleibt so, wie wir es verabredeten. Sey heiter, Eugen, laß den Vater reisen und überwinde die wenigen Tage. — Wenn sie vorüber sind, werden wir weitere Beschlüsse fassen. Walny darf nichts erfahren, er ist ein Schwätzer.

Steht ihr euch so fremd? sagte Eugen.

Nicht doch, wir leben vortrefflich, hindert uns niemals und sind die besten Freunde; aber unsere Geheimnisse behalten wir für uns. — Walny ist liebenswürdig; ein sehr guter Gesellschafter, ein vortrefflicher Reiter, ein Tänzer, wie man ihn wünschen muß, und er interessirt sich für Alles, ist freigebig ohne Verschwender zu seyn, spielt alle Spiele, trägt und bewegt sich noch immer als Muster und Meister für zahlreiche Nebenmuster, hält auf Ehre und Sitte, und erfüllt alle meine Wünsche.

Cäcilie hatte ihn bis zur Gartenthür begleitet, dort nahm er Abschied.

Wo ist Eugen? rief Walny ihr entgegen, als sie zurückkehrte.

Er hat sich davon gemacht, und will weder mit Wein noch mit Würfeln zu thun haben.

Aber mit dem schlimmsten aller Weh's, mit den Weibern hat er es zu thun, lachte der Baron. — Der arme Junge sieht ganz blaß und krank aus, und schleicht sich nach Haus. Du mischst die Karten, Cäcilie; nimm Dich in Acht! Deine Komtesse Diana ist reich, klug, schön, Alles was Du willst, aber kalt wie Eis, ohne Herz und Blut, und geizig obenein, noch mehr wie die alte Exzellenz und der sparsame Papa.

Cäcilie strich leise und lächelnd über sein Gesicht und sagte dann: Gib Dich zufrieden, lieber Arnold, und laß mich machen. Eugen ist mein Patient; er soll geheilt werden und dann wird er mit Dir trinken und Ecarté spielen, wie hoch Du willst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Adam und Eva, sagen die keltischen Bewohner der Bretagne, haben keltisch gesprochen und selbst ihre Namen beweisen das; denn der erste Mann habe, als ihm ein Stück der verbotenen Frucht in der Kehle stecken geblieben, auf keltisch ausgerufen: „A Tam" (ein Stück), worauf ihm die erste Frau entgegnet habe: „Eve" (Trinke) und hieraus seyen ihre Namen entsprungen. Die bretagnischen Männer haben aber von dem keltisch Sprechen im Paradies noch den ganz besondern Vortheil, daß sie noch heut auf den guten Rath der Eltermutter aller Weiber zurückkommen können, wenn ihnen diese einmal wegen eines Gläschens zu viel mit oder ohne Sardine den Text lesen wollen.

* Charade.

Sagt, wie das stimmt?
Die Erste schwimmt,
Die And're läuft,
Das Ganze steift.

Auflösung der Charade in Nro. 41:
Mittelpunkt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 44 17. März 1852.

Das Armband.

(Fortsetzung.)

2.

Die Trennung.

Er war fort. Monde, Jahre verflossen, und sie vernahm nichts — und wünschte und hoffte und erwartete doch nichts als ihn, nur ihn! Sie bereute es jetzt bitter, seinen Wunsch, ihr zu schreiben, zurückgewiesen zu haben im Uebermuth ihrer Jugend, in der Ueberspannung ihrer Kräfte. Sie gehörte unglücklicher Weise zu den Menschen, die immer nur Einen Gedanken haben, Ein Ziel verfolgen. Dieser Eigenschaft verdankte sie freilich, daß sie eine große Künstlerin geworden, aber jetzt war diese Eigenschaft ihr Unglück! Ihre Gesundheit, die blühendste der Welt, wurde angegriffen, ihre Nerven, deren Existenz sie früher nicht geahnt, wurden schwach, nach jeder angreifenden Rolle mußte sie mehrere Tage ruhen und konnte so nur selten mehr auftreten. Sie spielte auch nur noch in ernsten Opern — hinreißend schön, aber ohne Freude am Beifall. Sie sah viele Menschen in ihrem Salon, aber sie mißhandelte förmlich ihre Verehrer; man fand sie sehr geistreich, aber blasirt, hochmüthig, launisch und unhöflich — sie war das Ideal einer ächten Theaterprinzessin! Auch ihre Schönheit hatte etwas gelitten, sie war zu mager und zu bleich geworden — Viele fanden das aber distinguirt, interessant!

Als vier Jahre verflossen und sie noch immer nichts weiter von Arthur vernommen, als was die Zeitungen meldeten, daß er nämlich von Petersburg nach Konstantinopel und von dort nach Athen geschickt worden, konnte sie es nicht länger ertragen; ihre Liebe und ihr Stolz waren durch sein langes Schweigen zu tief verletzt; sie beschloß, diesem Zustande ein Ende zu machen.

Sie schrieb an ihn folgende Zeilen und schickte den Brief zur Besorgung in das Gesandtschaftshotel des griechischen Diplomaten:

„Lieber Arthur!

„Sie lassen nichts von Sich hören und denken wahrscheinlich längst nicht mehr an mich. „Ich bin, seitdem wir uns trennten, noch immer „jedes Frühjahr in London und während des „Winters in Paris gewesen; den Herbst habe „ich in einem Seebade zugebracht, weil meine „Gesundheit elend war und von Zeit zu Zeit einer Stärkung bedurfte. Sie ist aber jetzt so „schlecht, daß ich entschlossen bin, die Bühne zu „verlassen, deren Aufregungen mich völlig tödten „würden. Ich muß Ruhe haben! Dazu gehört „auch, daß das Armband wieder in meine Hände „gelangt, dessen Besitz Sie zu meinem unumschränkten Herrn macht und mich jeden Augen„blick an den Rand einer Katastrophe führen „kann. Diese Gefahr ist freilich nur eine einge„bildete, denn Sie haben gewiß alles darauf Bezügliche längst vergessen. Ich bitte Sie aber, „um unserer alten Freundschaft willen, suchen „Sie es aus Ihrem alten Plunder heraus und „schicken Sie mir es so bald als möglich, damit „nichts fortan die Ruhe meiner armen Seele „störe.

„Ihre alte Freundin Alba."

So schrieb ein zweiundzwanzigjähriges Mädchen! Nachdem der Brief abgegangen, begann aber erst ihre rechte Qual. Jedesmal, wenn ihr Diener eintrat, um einen Besuch zu melden, meinte sie den Namen Arthur Dundas von seinen Lippen hören zu müssen, und wenn er einen anderen nannte, hatte sie Herzschmerzen!

Woche an Woche verging! Endlich kam ein Paket aus Athen — sie riß es auf — ihr Armband fiel ihr entgegen, sie durchsuchte die Umschläge, den Boden des kleinen Kartons — nichts, kein Brief, keine Zeile.

Endlich drückte sie an der Feder, welche die Kapsel, worin das Haar ihrer Mutter verschlossen war, öffnete — da lag ein ganz kleines, zusammengerolltes Zettelchen. Ihre Hände zitterten so heftig, daß sie es kaum aufrollen konnte; es enthielt die Worte: „Hüte mich, wie deinen Augapfel! Ich bin dein von dir selbst beschwornes Schicksal und möchte

Digitized by Google

ein Zweitesmal nicht so forderungslos (claimless) in deine Hände zurückkehren!" Auch im Armbande waren die Worte Take care! eingravirt.

Wie! rief Alba empört, noch Hohn, noch eine Drohung?!

Am folgenden Tage reiste sie nach Paris ab; sie wollte nie mehr an den Ort zurückkehren, wo sie den Mann gesehen, der sie so tödtlich beleidigt hatte und den sie nicht vergessen konnte. Sie sann auf Rache, und zwar auf eine recht empfindliche. Ihr Brief an Arthur gereute sie, er war ja viel zu freundlich — am Ende hielt er ihn für eine Mahnung, sich ihrer zu erinnern. Das durfte er nicht glauben, um keinen Preis, es mußte ein Vorwand, ein für ihn recht empfindlicher Vorwand für das Zurückfordern des Armbandes entdeckt werden — er sollte glauben, sie habe sich verheirathen wollen ... das war das Beste, das Einfachste!

Sie kannte schon seit ihrer Kindheit einen alten Grafen Monthion. Er hatte im Spiel sein ganzes Vermögen verloren und vegetirte in Paris von einer kleinen Pension reicher Verwandten, die er auch verspielte, um dann zu hungern, zu frieren und zu darben. Er war aber ein liebenswürdiger Mann, gutmüthig und fein. Auf diesen Mann baute sie ihren Racheplan gegen Arthur.

Sie ließ ihn zu sich kommen und sagte ihm: Ich will mich von der Bühne zurückziehen, lieber Graf, möchte aber nicht gern als Mademoiselle Alba, ci-devant cantatrice, in der Gesellschaft leben. Ich möchte gern einen Namen, einen Titel!

Ist Ihnen vielleicht mit dem Namen einer Gräfin Monthion de Saint Jean gedient — er liegt zu Ihren Füßen, sagte der alte Herr sehr zuvorkommend.

Sie haben's getroffen, doch mache ich Bedingungen. Ich besitze von meinen Ersparnissen, die übrigens durch meine häufige Kränklichkeit viel kleiner sind, als sie es seyn könnten, ungefähr eine halbe Million Francs. Ich will mit Ihnen theilen, aber Sie geben mir Ihr Ehrenwort, mich sogleich nach der Trauung ungehindert abreisen zu lassen, da meine Gesundheit den Aufenthalt in einem südlichen Klima verlangt; ich werde Rom oder Neapel zu meinem Wohnorte wählen. Dann geben Sie mir Ihr Ehrenwort, nie ungerufen bei mir zu erscheinen, denn ich will frei seyn — daß ich diese Freiheit nicht zur Beeinträchtigung der Ehre Ihres Namens mißbrauchen werde, dafür bürgt Ihnen mein bisheriges Leben. Was sagen Sie zu meinem Vorschlage?

Ich habe nie einer Dame etwas abgeschlagen, und bei Ihnen könnte ich wahrhaftig nicht den Anfang machen.

Ich verlasse mich in diesem Vertrage ganz auf Ihr Ehrgefühl, Herr Graf, denn die Sitte erlaubt mir keine andere Sicherheit. Noch Eins, Herr Graf. Man nennt Sie einen Spieler; ich habe zu viel aufrichtige Freundschaft für Sie, als daß ich nicht wünschen sollte, Sie vor der Versuchung zu schützen, auch jetzt Ihr neues Vermögen zu verspielen — erlauben Sie mir, es bei einem Bankhause unangreifbar zu deponiren, damit nur die Zinsen Ihrem Lieblings-Vergnügen können zum Opfer fallen?

Das ist mir sehr, sehr unangenehm! Ich will nicht mehr spielen — ich habe es aufgegeben, ich möchte mir ein Landgut kaufen und fern von Paris leben.

So lassen Sie mich Ihnen dieses Landgut kaufen.

Er war damit einverstanden. Ein Schloß mit einträglichen Ländereien, welches in ziemlicher Entfernung von Paris zu haben war, wurde um 200,000 Francs gekauft, das Uebrige, zur Einrichtung und Verbesserung bestimmt, dem Grafen in die Hände gegeben.

Die Trauung war so still und einfach wie möglich. Alba sah im Schleier aus wie eine Marmorbraut, sie hatte sich nie unglücklicher gefühlt als an diesem Tage! Gleich nach der Trauung bestieg das Paar einen Reisewagen und fuhr zum Thore hinaus gen Süden. Auf der ersten Poststation wartete eine Kalesche, die den Grafen nach seinem Schlosse bringen sollte. Er küßte seiner Gemahlin die Fingerspitzen, wünschte ihr glückliche Reise, und nach mehreren tiefen Verbeugungen am Wagenschlage ging er nach seiner Kalesche.

Alba nickte ihm freundlich zu und sagte dann zu ihrer Kammerfrau, die ihr gegenüber gesessen, so lange der Graf mitgefahren: Setze dich neben mich, Betty — du wirst fortan meine einzige Gesellschafterin auf Reisen seyn — mit der Männerwelt habe ich abgeschlossen, nachdem ich durch diese Scheinehe ihr meinen Tribut abgetragen.

Und wehmüthig auf das Schlangen-Armband blickend, welches Tag und Nacht ihren Arm umschloß, rollte sie weiter auf dem Wege nach Marseille, um dort ein Schiff zu besteigen, das sie nach Civita-Vecchia bringen sollte.

(Fortsetzung folgt)

Eva.

(Fortsetzung.)

7.

Nach drei Tagen war Eugen frei. — Er hatte sie verlebt in einer Reihe von Selbsttäuschungen, in Vorsätzen und Entschlüssen, die in Qualen zu-

Digitized by Google

sammen fielen und aus ihrer Asche sich wieder aufrichteten.

Sein Vater hatte mit ihm aufrichtig gesprochen, am Tage vor seiner Abreise. Er kam vom Hofe zurück und war verstimmt. — Wir werden uns nun auf einige Zeit trennen, Eugen, sagte er, ich bedarf der Ruhe und der freien Luft. Du willst arbeiten und Dich einrichten; thue was Du willst, aber Du stehst jetzt am Scheidewege. Wenn Du willst, wird es nicht schwer seyn, Dir eine andere Laufbahn zu öffnen, die äußeren Glanz auf Dein Leben bringt.

Macht es denn der äußere Glanz, Vater? erwiderte Eugen lächelnd.

Du meinst, ob er das Leben schön macht? fragte der General. Ich weiß es nicht, Eugen, es kommt auf die Individualität an, um zu entscheiden, was schön, was glücklich heißt. — Jeder in seiner Weise; aber ich muß Dir mit einem Gemeinplatz antworten: es ist in der Hütte oft mehr Frieden als im Palast.

Er strich über seine tiefgefurchte Stirn und sagte mit einem Anflug von Bitterkeit: Mein Leben ist hingegangen im Selbstaufgeben meiner wahren Neigungen, und doch bin ich ein bevorzugter Mann geworden. Du bist Deiner Selbstbestimmung gefolgt; Dein Wille hat sich Gesetze gemacht; Deiner persönlichen Freiheit hast Du die Vortheile des Zufalls geopfert. Ich rathe Dir zu Nichts, Eugen. So weit ich Dich kenne, strebt Dein Geist nach Unabhängigkeit; das ist nichts für das Räderwerk des Staatsdienstes; aber es können Verhältnisse eintreten, die Dich nach oben reißen gegen Deine innerste Natur. Jeder denkende Mensch muß den Rücksichten Rechnung tragen; es fragt sich, wie weit diese Dich leiten werden.

Ich weiß nicht genau, welche Rücksichten es sein könnten, war die Antwort.

Der alte Staatsmann lächelte. — Eine junge Seele, sagte er, hat manche geheime Triebfeder. Der Ruhm, die Ehre, die Eitelkeit, und die Macht der Verbindungen, die ihn umgeben. Ein Keil treibt den anderen. Der Mikrokosmus der Welt spiegelt sich in Fausts Zaubereimern, die ewig auf und nieder steigen; Du glaubst zu schieben, und Du wirst geschoben. Sieh meinen alten Kameraden Hausberg in der Fischerhütte; ich habe seit einigen Tagen oft an ihn gedacht und ihn zuweilen beneidet. Er hat die Welt vergessen, er will nichts als gute Angelhaken und Wetter zum Fischfang. Von seiner Umgebung verlangt er keinen anderen Ehrgeiz, und wenn Du sein Schwiegersohn wärest, Eugen, würde er Dich auf's Höchste achten, wenn Du Tag für Tag mit ihm auf dem See im Nachen umherzögst. — Wähle aber ein Fräulein aus alter Familie, hochgeboren, reich und welterfahren, sie wird mit dem Maler eben so wenig zufrieden seyn, wie der Hauptmann.

Und wärest Du der erste Künstler Deiner Zeit, es würde Mühe machen, ihre Ansprüche mit der Bescheidenheit einer Werkstatt auszusöhnen. Nenne das nicht schlechthin Vorurtheile, mein Sohn; die Menschen machen damit die Weltgeschichte, und Jeder sein eigenes Loos. Der Gesandte am kleinsten Hofe ist einer Gräfin lieber, als der erste Künstler, von dem sie sich malen läßt, ihn in ihren Kreis zieht, aber die Kluft zwischen sich und ihm nicht ausfüllt. — Wenn Dein Herz oder Deine Wünsche, Dein Ehrgeiz oder Deine Vernunft Dich zu einer solchen Verbindung führen, dann bereite Dich auch auf die Macht der Verhältnisse, und wenn es Dein Wille seyn sollte, ihnen nachzugeben, so hat der Minister des Auswärtigen mir zugesagt, Dich im auswärtigen Amte zu beschäftigen, und dort die Anfangsgründe der Geheimnisse, die Völker zu beglücken, Dir aufzuschließen.

Ohne Eugens Antwort abzuwarten, fuhr der General fort: Du hast Zeit, das zu überlegen. Ich höre, die Gräfin Arnheim hat Dich nach Grünau eingeladen. Die junge Gräfin ist eine glänzende Erscheinung, voller Verstand, geistreich, wie man es nennt, ganz geeignet für eine erste Rolle auf dem Theater der Gesellschaft.

Aber einfach und dem Lärm der Menge abgewandt, sagte Eugen.

Meinst Du? erwiderte der General mit einigen spöttischen Blicken aus seinen hellen, grauen Augen. Glaube das nicht zu fest. Sie steht über der Menge, verachtet sie, langweilt sich, aber missen will sie sie nicht. — Glaube nicht, mein guter Junge, sagte er lachend Eugens Kopf reibend, daß ihr mit einem idyllischen Künstlerleben gedient sey, mit einem einsamen Grotten- und Waldleben. Werde Gesandter in Rom, öffne dort Deine Salons der Künstlerwelt, gib Feste, zu denen sich Alles, was berühmt seyn will, drängt, und sie wandert mit Dir durch die Kunstwerkstätten, und sieht mit Vergnügen, wenn Du selbst in Deinem eleganten Atelier dann und wann ein Bild malst, das von Kennern nicht übel gefunden wird.

Das Gespräch wurde unterbrochen und nicht wieder angeknüpft; dagegen hatte Eugens Mutter manche Beweise ihrer Zärtlichkeit in zahlreichen Anspielungen.

Cäcilie ist glücklich verheirathet, sagte sie, jetzt haben wir für Dich zu sorgen, Eugen.

Und wenn ich Dir eine Tochter bringe, antwortete er aufblickend, willst Du sie gütig aufnehmen?

Mein einziges Kind, wie kannst Du fragen!

Aber wenn sie arm wäre, Mutter? wenn sie nichts hätte als ihre Liebe zu mir?

Du Schelm! sagte die Generalin, bringe sie mir

Digitized by Google

nur. Komtesse Diana hat mir aufgetragen, Dir nochmals zu sagen, daß Grünau ein Plätzchen sey, wo auch ein Maler sich Stoff holen könne. Das merke Dir, Eugen, vergiß den Stoff nicht.

Eugen lachte verwirrt und küßte seiner Mutter die Hände, die sie dann um seinen Hals legte, und ihn liebevoll und stolz betrachtete. — Er war froh, als seine Schwester kam, Ortenstein den Besuch vermehrte und in der Unruhe der letzten Stunden kein neuer Angriff auf ihn erfolgte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der berühmte arktische Seefahrer, Kapitän Charles Wilkes, regt aufs Neue in Amerika für John Franklin das Interesse an. Er hat beim Kongreß um die Summe von 500,000 Dollaren zur Ausrüstung einer neuen Expedition angesucht, zugleich aber äußert er sich über die Expeditionen, wie dieselben bisher von England ins Werk gesetzt worden sind, folgendermaßen: Es war ein fataler Irrthum, John Franklin zu Schiff aufzusuchen, denn der einfachste Mensch wird leicht einsehen, daß, wenn man Sir John Franklin mit Schiffen aufspüren könnte, er selbst mit den Seinigen längst einen Ausweg gefunden hätte. Der einzige zweckmäßige Weg ist eine Durchforschung des Landes vermittelst Schlitten oder Schleifen, namentlich gegen den Westen des Wellingtonkanals zu, wo die letzte Expedition stehen geblieben ist.

Theater.

*** Aschaffenburg, 14. März. Muß man auch dem Arrangement und der Durchführung der heute aufgeführten Zauberposse alles Lob zollen, war namentlich der Krönungszug sammt den verschiedenen Tableaux, endlich die Schlußscene ebenso geschmackvoll wie gelungen durchgeführt, so muß man es doch bedauern, daß so viele Mühe und Kosten auf ein Stück verwendet wurden, dem ein wahrer Werth abgeht. Dasselbe ist als Parodie der Oper „der Prophet" übrigens auch von seinem Verfasser offenbar nur für Bühnen berechnet, auf welchen diese Oper bereits früher zur Aufführung gekommen war und ist sonach nur Jenen verständlich, die mit Letzterer bekannt sind.

Bei allen Jenen, welche dieses nicht sind, wozu bei Weitem der größte Theil des hiesigen Publikums gehört, mußte daher Handlung wie Musik den beabsichtigten Effekt verlieren, gerade so wie jedes Gedicht, das eine Parodie bezweckt, Jedem fad oder mindestens unverständlich erscheinen muß, wenn er das zu parodirende nicht kennt.

Die Leistungen der einzelnen Mitwirkenden anlangend, so war Herr Goldammer ganz vorzüglich; mit den Uebrigen, namentlich auch Herrn Lowartho, konnten wir ebenfalls ganz zufrieden seyn; nur den Gesang des Herrn Kern hätten wir gerne entbehrt und was Frau Kern anbelangt, so spielten die: und—e, daß—e, mir—e, die—e wieder eine bedeutende Rolle. Frau Kern scheint immer noch nicht einzusehen, wie derartige üble Angewöhnungen den Effekt selbst des schönsten Spieles zu schwächen vermögen.

Die heutigen Leistungen des Orchesters endlich verdienen unsere volle Anerkennung.

*** Aschaffenburg, 15. März. Die heutige Benefizvorstellung der Frau Herdold war leider nur wenig besucht, namentlich waren die untern Logen fast leer.

In den beiden Alpenscenen, namentlich der letzten, erwarb sich Frau Herdold sowohl durch ihr anmuthiges Spiel als ihren Gesang allgemeinen Beifall und wurde auch am Schlusse gerufen. Dagegen qualifizirten Stimmmittel und äußere Gestalt Herrn Goldammer nicht zur Rolle des Mathies, so sehr er sich auch bemühte, diesem Mangel durch gewandtes Spiel abzuhelfen.

Was die Aufführung des Dramas: „König Renè's Tochter" betrifft, so wurde uns dadurch ein vorzüglicher Genuß bereitet. Frau Kern war als Jolantha vorzüglich und zeigte hiedurch, was sie zu leisten vermag, wenn sie sich von den mehrfach gerügten Angewohnungen ferne hält. Anmuth und Wahrheit des Spieles erwarben derselben heute ungetheilten Beifall. Mit derselben harmonirten die übrigen Mitwirkenden, mit Ausnahme des Herrn Meyerer, dessen monotone Deklamation höchst auffällig war. So recitirte er namentlich die schöne Gesangstrophe in einer Weise, daß der Eindruck der ganzen Scene darunter litt. Auch Heer Kern war wegen seines Organs nicht ganz am Platze, doch ließ sein anständiges, würdiges Spiel diesen Mangel als ausgeglichen erscheinen.

Räthsel.

Mein Vater ist des Lebens Freund,
Doch meidet er das Licht der Sonne;
Wenn er in finst'rer Nacht erscheint,
Dann folg' ich ihm, verbreite Wonne,
Den Zauberspiegel halt ich hin,
Darinnen laß' ich Manches lesen,
Das Bild der Seele sieht darin,
Das gute wie das schlechte Wesen.
Mein Oheim ist des Lebens Feind,
Dem Vater und mir selbst verhaßt;
Sucht er Dich heim, wirst Du beweint,
Ich aber bin für Dich erblaßt.

B.

Auflösung der Charade in Nro. 43:
Fischbein.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 45 19. März 1852.

Das Armband.

(Fortsetzung.)

In der Times stand zwei Tage später: „Die einst hier in London so gefeierte Sängerin Alba hat sich in Paris mit dem Grafen Monthion de Saint Jean vermählt und ist gleich nach der Trauung mit ihrem Gemahl nach Italien gereist."

Alba hatte das selbst geschrieben und, ehe sie mit dem Grafen und ihrer Kammerfrau in den Wagen stieg, einem Freunde zur Einrückung in das Journal, welches Arthur täglich lesen mußte, nach London geschickt.

Für Alba begann nun eine neue Lebens-Periode, und zwar eine, die glücklicher war als die bisherigen; denn außer dem einzigen Abend, wo sie den Bund mit Arthur geschlossen, war nur selten das Gefühl des Glückes überzeugend in ihr Herz gedrungen. Sie hatte bisher für nichts Anderes gelebt, als ihre Liebe und ihre Kunst, und nur in der letzteren war sie glücklich. Wer weiß aber nicht, daß eine Frau, die liebt, kein anderes Glück, keinen anderen Erfolg schätzt! Sie hatte schon mehrere sehr gute Empfehlungen für Rom, unter anderen an den alten Thorwaldsen, dessen Liebling sie bald wurde. Eines anderen alten Mannes Glück gründete sie vollkommen. Es war der Abbate Santini, der in einem Palaste in der Nähe der Piazza Navona ein Paar Entresol-Zimmer bewohnt und jede Woche einmal alte Musik bei sich treiben läßt, wovon er einen Reichthum besitzt, wie kein Anderer in der Welt. Dem sang sie alle seine Kantaten und Messen und Chöre vom Blatt, Alt oder Sopran, wo es fehlte, und war die Seele des Ganzen.

Ein anderer Freund, den sie in Rom kennen gelernt, begleitete sie in die Museen. Es war ein deutscher Doktor, ein Original; auf seiner Visitenkarte stand: Dottore Schwarz, rupe tarpeia.

Alba lachte, als sie das zum Erstenmale las. Wie kann ein Mensch auf dem Tarpeischen Felsen wohnen? fragte sie ihren Freund. Der aber antwortete gravitätisch:

Der Mensch kann alles, was er will.

Dieser dritte Freund lehrte sie bald einsehen, daß sie eigentlich gar nichts wußte, gar nichts gelernt hatte, als ihrer Mutter Sprache und Gesang.

Doktor Schwarz mußte nun Bücher herbeischaffen. Sie lernte, sie studirte ernstlich Kunstgeschichte, Alterthumskunde, Geschichte überhaupt. Die Gräber Tasso's und Raphael's weckten in ihr Gedankenströme, die später voll und glühend neben diesen Genien dahinschossen. Michel Angelo betete sie förmlich an. Es gab eine Zeit, wo jeder Marmorsockel, jedes Kapital ihr Thränen der Rührung weckte; und dann Roms Natur, diese majestätische, ernste, melancholische, von Cypressen umrauschte, von Pinien beschattete Natur! Wer einen großen Schmerz in sich trägt, soll nach Rom gehen — nicht um ihn zu vergessen, sondern um einzusehen, wie nichtig er ist im Vergleich mit dem Untergange von Welten, auf deren Spuren hier jeder Schritt hinweist!

Wer in Rom nicht bescheiden wird, der wird es nie, aus wem in Rom nichts wird, aus dem wird nie etwas, sagte ihr einmal dabei Schwarz, als sie ihm „ihres Nichts durchbohrendes Gefühl" unter den römischen Umgebungen klagte.

Unter den Schmerzen der Vorzeit und dem jetzigen Jammer vergaß sie auch wirklich ihr eigenes Leid und lernte sich glücklich schätzen, daß so viel ihr geblieben. Rom, ihre Freude daran und ihre Freunde — was brauchte ein Menschenkind mehr, um glücklich zu seyn?

Vom geselligen Leben zog sie sich um ihrer eigenen Kunst willen nicht zurück. In Rom ist außerordentlich viel musikalischer Sinn, und keine Stadt der Welt vereinigt so viel Notabilitäten, die halb inkognito hier leben.

Zwei Jahre waren so verflossen. Alba war aus einer genialen Sängerin eine gebildete Dame geworden, aus einer Theater-Prinzessin eine vornehme Frau. Nichts in ihr verrieth mehr ihren früheren Stand, während sie vordem ihn keinen Augenblick verläugnet hatte. Ihre Launen, das ganze fieberhafte Benehmen war verschwunden, um einer ruhigen, verschleierten Anmuth Platz zu machen, die sie

Digitized by Google

unaussprechlich gut kleidete und die beste Folge ihrer wieder aufblühenden Schönheit war.

Die Herzogin von Torlonia, eine Enkelin des berühmten Vittoria Colonna, eine schöne stolze Frau, die Alba mit Aufmerksamkeiten überhäufte, gab eine musikalische Soiree. Auch Alba sang, und zwar zum allgemeinen Entzücken, obgleich die Wenigsten wußten, daß einst die Gräfin Monthion ihre Kunst auf den Brettern Preis gegeben. Als sie geendet hatte, umdrängte sie ein Schwarm von Bewunderern — aber auch am andern Ende des großen Saales sammelten sich dichte Gruppen der Gesellschaft, und zwar um einen Herrn, der eben erst eingetreten war, einen der Freunde des Hauses.

Er war in großer Aufregung und erzählte mit aller südlichen Lebhaftigkeit, daß so eben vor dem Palaste ein leer heimkehrender Fiaker eine arme Frau überfahren, die auf der Stelle todt geblieben; zwei schreiende Kinder, die hinter ihr hergelaufen, hingen an der Leiche und wollten sie nicht wegbringen lassen.

Wir wollen für die Kinder zusammenlegen, sagte die Gräfin Spaur und machte ihr Armband los, legte es auf einen silbernen Präsentirteller und reichte ihn weiter.

Er kam bedeckt mit Goldstücken von den Herren und mit Schmuck der Damen an Alba. Sie war in großer Verlegenheit; denn sie hatte nie außer der Bühne einen anderen Schmuck als ihr blaues Schlangen-Armband getragen. Freilich hörte sie die Dame neben sich, als diese ihre Broche auf den Teller legte, laut sagen: Ich werde sie morgen Früh einlösen — aber sie konnte sich nicht entschließen, auch nur auf eine einzige Nacht das verhängnißvolle Armband von sich zu geben. Als sie immer noch zögernd und Auskunft suchend den Teller in Händen hielt, blickte sie auf und sah die Augen der Frau des österreichischen Gesandten spöttisch auf sich gerichtet — das überwand Alles, sie machte ihr Armband los, das sie zur Sicherheit mit einem doppelten Schloß hatte versehen lassen, und sagte, es emporhaltend, laut zur Herzogin Torlonia, die zufällig in der Nähe stand: Es ist mir unersetzlich — ich werde es morgen in aller Frühe einlösen.

Die Herzogin nahm's ihr aus der Hand und sagte lächelnd: Aber ich gebe es nur gegen ein hohes Lösegeld, und legte es dann zurück auf den Teller, der weiter gereicht wurde.

Am andern Morgen — es war kaum möglich, daß die Herzogin schon aufgestanden seyn konnte — schickte Alba ihre Kammerfrau mit zehn Dukaten in den Palast Torlonia.

Die Kammerfrau erhielt nach langem Warten die Antwort, das Armband habe die Frau Gräfin ja schon gestern Abend bald nach ihrem Wegfahren für hundert Dukaten einlösen lassen.

Die Kammerfrau wagte kaum, Alba diese Antwort zu bringen; denn Betty kannte, wenn auch nicht die ganze Geschichte, doch ungefähr den Werth des Armbandes für Alba.

Alba war außer sich. Augenblicklich fuhr sie zur Herzogin, die ihr die größten Entschuldigungen machte — aber das Armband war fort. Ein schwarzgekleideter Mann, der sich den Kammerdiener der Gräfin Monthion nannte und hundert Dukaten brachte, hatte es noch in der Nacht abgeholt und die Herzogin selbst es für ihn, auf seine genaue Beschreibung hin, ausgesucht. Er wußte sogar, daß es im Innern Haare und die Inschrift: Take care, enthielt.

Wer anders als Arthur oder ein Vertrauter von ihm konnte ein Interesse gehabt haben, das Band mit dem zehnfachen Werthe einzulösen?

Die Gräfin nannte der Herzogin seinen Namen, aber diese hatte ihn nie gehört!

Alba kehrte völlig trostlos zurück. So war denn Alles umsonst! Sie war von Neuem in seine Hand gegeben, sie, die sich jetzt die Gattin eines Andern nannte und auch von Allen dafür gehalten wurde. — Niemand außer ihr selbst und Betty kannte ja das Verhältniß dieser Scheinehe.

Jeden Tag konnte der stolze Mann jetzt wieder vor sie treten und ihr sagen: Hier ist deine Spange, folge mir, du hast es geschworen! und ihr blieb nichts Anderes übrig, als ihm zu folgen oder ihren Schwur zu brechen!

Sie war unglücklicher als je! Sie hätte ihr Leben für den Besitz des Armbandes gegeben — sie hatte keinen anderen Gedanken mehr, als es wieder zu erlangen um jeden Preis!

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Als Eugens Vater Abschied nahm, sagte er: Da fällt mir ein, Eugen, daß Du an Hausberg in meinem Namen schreiben mußt. Sage ihm, wie sehr ich erfreut gewesen bin, Gutes von ihm zu hören. Verwendet habe ich mich schon, seine Pension soll durch eine persönliche Zulage verbessert werden; aber in Betreff seiner Tochter schreibe ihm, daß ich bereit sey, für ihre Erziehung und Versorgung zu helfen, so viel ich vermag.

In dieser Beziehung, fiel Cäcilie ein, habe auch ich schon mit Eugen gesprochen und ihm Anerbietungen gemacht.

So bringt es in Ordnung, sagte der General

Digitized by Google

Nimm Dich ihrer an, Eugen, und vergiß sie nicht über andern Geschäften.

Mit diesem Scherz, der tief in Eugens Herz ging, fuhr er davon, und kaum war er allein, als er zu Eva eilte.

Er hatte sie in den vorhergehenden Tagen nur flüchtig gesehen, jetzt endlich war die Stunde gekommen, wo er ganz ihr leben konnte. Seine Entschlüsse waren befestigt, und nichts hatte so sehr dazu beigetragen, als das Abschiedsgespräch mit seinem Vater.

Als er die Thür öffnete und sich die Klingel hören ließ, kam Eva ihm entgegen, und wie frisch, wie sehnsuchtsvoll und lieblich sah sie aus! In dem einfachen blauen Kleide von leichtem Sommerstoff, das Eugen für sie ausgewählt hatte, sah sie anmuthig aus, wie ein Götterkind. Eine Fülle dunkelblonder Löckchen ringten sich um ihre Stirn, und die Freude, welche ihre Augen beseelte, färbte ihre Wangen und machte sie schöner, als Eugen sie je gesehen hatte.

Er legte entzückt seine Arme um sie und sah sie mit Blicken an, aus denen Schwüre loderten, von denen sie nichts wußte.

Ich habe mich für Dich geschmückt, Eugen, sagte sie. Sieh doch, wie mir das Alles herrlich steht. Frau Bernard hat mir die Locken gemacht und gesagt, so müßte ich Dir gefallen.

Und wie sehr gefällst Du mir, kleine Eva!

Bin ich wieder Deine kleine Eva? Bist Du nicht mehr böse? fragte sie sich an ihn schmiegend.

Gewiß nicht. Ich war niemals böse auf Dich.

Aber Du warst böse, daß ich mit der Bernard zum Feuerwerk in den großen Garten gegangen war. — Der fremde, gute Herr, wie heißt er — Ortenstein, nicht wahr? er hatte ihr davon gesagt, und sie nahm mich mit, weil es so schön seyn sollte.

Ja, ja, Du gutes unschuldiges Kind, unterbrach er sie. Ich habe nicht mit Dir, sondern mit ihr gescholten.

Ich habe wenig von dem Feuerwerk gesehen, denn plötzlich sah ich Dich, sagte Eva. — Ich war so überrascht, Du sahst so wunderbar und so fremd aus. Du standest neben der schönen Dame wie in einem Meer von Strahlen, aber Dein Gesicht war so ernst, Dein Auge so starr. Ich rief laut Deinen Namen und wäre zu Dir gelaufen, wenn die Frau mich nicht festgehalten hätte, und plötzlich war es dunkel.

Nun sollst Du mich nicht mehr suchen, sagte er, denn ich werde bei Dir bleiben.

Du willst mich nicht zu Deinen Eltern führen?

Sie sind verreist, und bis sie wiederkehren, haben wir Zeit, uns ganz allein zu gehören.

Er führte sie in dem Garten umher und erzählte ihr, was er für nöthig hielt. Eva hörte aufmerksam zu, sie fand Alles recht und gut. — Nach einer Stunde voll Geplauder und Fröhlichkeit suchte er sich die Zimmer aus, die er bewohnen wollte, bestellte die Einrichtungen, welche er wünschte und beschäftigte sich dann wieder mit der jungen Frau, der er seine Pläne vorlegte, die Zeit einzutheilen, zu lernen, zu arbeiten und ein idyllisches Liebesleben zu führen.

Eva war folgsam, sie war willenlos. Mit Verwunderung sah sie, wie Eugen seinen Anordnungen Achtung zu verschaffen wußte, wie seine Worte Befehle waren. Bei aller Freundlichkeit war etwas in seinem Wesen, was Gehorsam forderte; sein Gesicht wurde ernst und bestimmt, wenn er nicht sprach, und seine Augen ruhten oft nachsinnend auf einem Punkt.

Mittags aßen sie Beide unter den laubigen Bäumen vor dem Hause. Die Speisen wurden gebracht. Eugen hatte angeordnet, wie es täglich seyn sollte.

Wie fein Deine Händchen schon geworden sind, sagte er, Eva's Hände in den seinen haltend, und sie werden noch feiner werden. — Nichts sollst Du jetzt thun, mein Kind, als Dir selbst und mir leben. Ich werde Dich unterrichten und Deine Augen für Manches öffnen, was Du noch nicht kannst; wenn dann wieder ein Feuerwerk im Garten meiner Schwester abgebrannt wird, sollst Du bei mir stehen mitten unter den geputzten Leuten.

Und ich werde mich schmücken, rief Eva. — Du weißt noch nicht, wie Vieles ich schon besitze. Eine Uhr und eine Kette und einen großen Korb voll herrlicher Sachen hat mir der gute freundliche Herr Ortenstein geschickt.

Eugen hörte mit Verwunderung zu, aber Eva erschrack vor den düsteren Falten auf seiner Stirn und seinen schnellen zornigen Blicken.

O lieber Eugen, sagte sie bittend, die Hände vor ihre Augen deckend, sieh mich nicht so böse an, ich fürchte mich vor Dir!

Seine Aufregung war vorüber. Mitleidig und gütig nahm er Eva auf seine Knie und preßte sie unter Küssen an sich. Nicht auf Dich zürne ich, mein Herzenskind, rief er zärtlich. O wüßtest Du doch, wie ich strebe, um auszugleichen, wo ich sündigte, und harmonisch aufzulösen, was unserem Glücke sich entgegenwirft, Du würdest nicht denken können, daß ich Dich betrüben will. Einst wirst Du es verstehen, kleine Eva, und wirst dann empfinden, wie die Menschen mit ihren Rathschlägen und Geschenken Dich betrachten und wie Recht ich habe, ihnen Beides zu verwehren.

Er ließ sich die Geschenke zeigen, welche Ortenstein geschickt hatte, und lachte dazu. Es war eine

Digitized by Google

Auswahl seiner Wäsche, Kleiderstoffe, theurer Putz und einige modische Bijouterien.

Ich werde Dich davon befreien, sagte er. Ortenstein ist im Irrthum; aber sieh da! — da kommt er selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In dem Augenblick, in welchem der Telegraph die Nachricht von dem Attentat auf die Königin von Spanien nach Brüssel meldete, saß ein Engländer im Saale des Hotels Bellevue und ließ sich seinen Thee und dazu eine gehörige Anzahl Sandwichs wacker schmecken. Kaum hatte er aber die Depesche gelesen, so stand er auf, grüßte die Gesellschaft höflich, indem er, ohne dabei auch nur eine Miene zu verziehen, erklärte, er werde sogleich nach Madrid abreisen, um der Hinrichtung des Königsmörders anzuwohnen. Vergebens stellte man ihm vor, daß er zu spät kommen werde. Statt einer Antwort füllte er sein Portefeuille mit Banknoten und seine Börse mit Goldstücken und ließ sich im Galopp nach der Eisenbahnstation fahren, wo er einen Extrazug für sich bestellte. Nach wenigen Stunden schon befand sich unser Gentleman in Paris, von wo aus er sogleich sich auf dieselbe Weise nach Orleans, Bordeaux und von da nach Bayonne bringen ließ, auf welch' letzterem Wege er sich der Pferde bedienen mußte, von denen mehrere nebst den Postillonen auf dem Wege liegen blieben. Kurz, unser Engländer kam gerade in dem Augenblicke vor dem Thore in Atocha an, in welchem das Volk nach dem Orte strömte, wo Martin Merino sein Verbrechen abbüßen sollte. Der Engländer mischte sich sogleich unter die Neugierigen und richtete an die ihm zunächst Befindlichen eine Menge Fragen. Sey es, daß er sich im Spanischen schlecht ausdrückte, oder, daß die Fragen des Fremden auffallend erschienen, genug, einige Alguazils bemächtigten sich seiner, und führten ihn, trotz seines Widerstandes, in ein Arrestlokal. Der Gefangene ließ sogleich den englischen Gesandten in Kenntniß davon setzen, und noch ehe es Abend wurde, sah er sich in Freiheit gesetzt. Aber unterdessen war die Hinrichtung Merino's vor sich gegangen, und vergebens hatte der Engländer das fast unmöglich Scheinende möglich gemacht. Er glaubte sich gar nicht zufrieden geben zu können über das ihm widerfahrene Mißgeschick, und die Entschuldigung der spanischen Behörden hätten ein völlig taubes Ohr bei ihm gefunden, wenn man ihm nicht zugleich in Aussicht gestellt hätte, er dürfe der Verbrennung des Körpers des Missethäters auf dem Kirchhofe beiwohnen. Dieser Engländer scheint eine wahre Manie zu haben, Hinrichtungen mit anzusehen, und hat deßhalb schon die größten Reisen selbst nach China und Afrika gemacht, um dort Unglückliche verbrennen, viertheilen oder auf Pfähle spießen zu sehen. In Paris sah er die Köpfe Fieschi's und seiner Mitschuldigen, in Belgien den des Grafen Bocarmé fallen, und in London sah er den berüchtigten Bankier Fauntleroy hängen, mit Einem Worte, er befindet sich überall, wo eine Aufsehen erregende Hinrichtung vollzogen wird.

Eine neue Art, Aepfelbäume zu pflanzen, welche von einem böhmischen Gärtner stammt, der eine herrliche Sammlung der besten Aepfelbäume besitzt, weder von Samen noch Impfung entsprungen, ist folgende: Man nimmt Schößlinge von den auserlesensten, steckt sie in eine Kartoffel und begräbt beide in der Erde, so daß nur ein Zoll oder zwei von dem Schößling über dem Boden bleibt. Die Kartoffel nährt den Schößling, während er Wurzeln treibt, dann nach und nach emporschießt und zum schönen Baume wird, der die besten Früchte trägt, ohne daß man des Pfropfens sich bedient.

Räthsel.

Ich wohne nicht in dunkler Gruft,
Gelang' auch nie dahin;
Denn nie entbehr ich frische Luft,
Ich webe stets darin.

Doch nimmst Du mir hinweg das Haupt,
Weil ich am Meeresstrand,
Der Berge Schmuck ist mir geraubt,
Versagt von Schöpfers Hand.

Kehrst Du mich aber gänzlich um,
Euströme ich der See,
Dem Sumpf und zieh' im Thal herum
Und strebe in die Höh'.

B.

Auflösung des Räthsels in Nro. 44:
Traum.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 46 20. März 1852.

Das Armband.

(Fortsetzung.)

3.

Der Diplomat.

Wer kennt nicht in Neapel Santa Lucia, den ersten aller Quais der Welt!

In einem der großen Hotels garnis, die dort mit ihren tief herabgehenden Fenstern eines neben dem anderen stehen, saß oder lag vielmehr auf einem Divan ein blonder Mann. Seine Augen schweiften über den saphirblauen Meerbusen nach dem stattlichsten Gegenüber der Welt, dem Vesuv! Eine weiße Rauchsäule stieg senkrecht in den blauen Aether und theilte sich dann rechts und links wie ein dunkler Thronhimmel über dem donnerndsten und unerforschlichsten aller Erden-Despoten — dessen Wuth über Nacht kommt und Städte und Länder verheert — dessen tiefes Beben den Stärksten mit Bangen erfüllt und dessen feurigen Zornausbrüchen nichts Irdisches widersteht!

In der Hand hielt der junge Mann ein blau emaillirtes Frauen-Armband; wir ahnen, wer es ist, aber seine Züge sind verändert, und selbst Alba würde Mühe haben, in diesem Manne Arthur Dundas wieder zu erkennen.

Sein Name, sein blondes Haar und seine braunen Augen, das ist alles, was er noch aus jener Zeit an sich trägt, wo er schwor, nur für Alba und seine Vereinigung mit ihr zu leben!

Seine Züge sind hart geworden. Sein sonst so üppiger, rother, voller Kindermund ist fest geschlossen, und die Winkel sind herabgezogen. Obgleich er kaum achtundzwanzig Jahre zählt, ziehen sich über seine Stirn tiefe Falten, und die Augenlider sind gesenkt und halb geschlossen, als sey die Erde nicht mehr der Mühe des vollen Anschauens werth!

Arthur hatte Unglück gehabt, und zwar da, wo es den Mann am empfindlichsten verletzt, in seinem Ehrgeiz. Seit sieben Jahren arbeitete er unablässig, unaufhörlich, selbst Nachts arbeiteten seine Gedanken, und er war noch immer weiter nichts als Gesandtschafts-Sekretär. Die Fehler seines Gesandten waren ihm aufgebürdet und seine Anstrengungen dem Gesandten zugerechnet worden. Sein alter Gönner war gestorben, und der neue Staatssekretär des Auswärtigen sein persönlicher Feind von einem kleinlichen Anlasse her.

Ich sagte vorhin, nichts aus früherer Zeit sey bei ihm dasselbe geblieben, als sein Name, seine braunen Augen und blonden Haare — nein, noch drei Dinge — aber er trug sie unsichtbar im Herzen — seine Ehre, seine Liebe und sein religiöses Gefühl; von den beiden Letzteren wußte aber auch heute wie damals die Welt nichts, von seinem reizbaren Ehrgefühl desto mehr; denn er hatte, wie alle Männer, die in ihrer Karriere nicht reussiren, ewige Streitigkeiten und Zwiste und Duelle. Man liebte ihn nicht in der Gesellschaft . . ., er war darin gerade das Gegentheil von Alba, die jetzt Aller Liebling wurde, wo sie erschien. Sie hatte alle Launen und Ecken abgelegt — er war verbittert und scharf und kantig, hart und abstoßend, launisch und unhöflich geworden, er, der sonst die offene Liebenswürdigkeit selbst gewesen!

Einen Freund hatte er, das war sein Vertrauter, sein Alles in Allem. Georg Finlay gehörte zu den rührenden Menschen, denen es Bedürfniß ist, für Jemand zu sorgen, zu leben. Er sorgte mit brüderlicher und väterlicher Liebe zugleich für Arthur, und hatte dieß bis jetzt hauptsächlich bethätigt, indem er über Alba gewacht. In London, in Paris, in Rom hatte er sie nicht aus den Augen gelassen; denn er hatte weiter nichts zu thun, als seine Obersten-Pension, die ihm ein in Calcutta gebliebener Arm verschafft, zu verzehren. Er war vierzig Jahre alt und eigentlich eine trockene und unfruchtbare Natur, aber gutmüthig und aufopferungsbedürftig.

In Rom war er es gewesen, der das Armband, einen hauptsächlich seiner Sorge empfohlenen Gegenstand, der armen Alba weggefangen, um es dann seinem Freunde zu bringen, der seit einigen Wochen nach Neapel versetzt war.

Digitized by Google

Er kam heute, um ihn zu besuchen. Als die Thür aufging, wollte Arthur mechanisch das Armband verdecken: doch indem er die Züge seines alten Freundes erkannte, behielt er es ruhig in der Hand.

Wie geht es, Arthur? gut geschlafen?

Wie immer. Doch es ist mir lieb, daß Sie kommen; ich dachte eben daran, Sie zu fragen, ob Sie nicht erfahren können, ob Alba keine Briefe von dem Grafen Monthion erhält. Daß er sie während ihres beinahe dreijährigen Aufenthaltes in Rom nicht besucht, wollen Sie ja mit Bestimmtheit wissen?

Wie oft habe ich Ihnen das gesagt! Ich weiß es durch Betty, die meinem Diener, als er sie fragte, ob ihre Dame keine Anbeter habe, eine unhöfliche Antwort gab; und als er sagte: Das soll ja, habe ich in England gehört, die Sitte der verheiratheten Frauen in Italien seyn, hat sie aufgelacht und gesagt: Ach, deßwegen könnte die Gräfin so viel Verehrer haben, als sie wollte, aber sie will eben nicht. Als er sie nun wieder wegen dieser Aeußerung ausgefragt, hat sie endlich gesagt: Ach, Ihr spekulativen Männer meint immer, man könne nur um der Liebe oder um des Geldes willen heirathen. Es gibt auch andere Ursachen, und solche, die Eurem Geschlecht wahrhaftig wenig Ehre machen. Mein Bedienter, der sich über die bissige alte Jungfer geärgert, fragte nun nicht mehr — und später wollte sie nichts mehr sagen, ja, es schien sogar, als bereue sie, so viel gesagt zu haben.

O! mir ist es klar, sie hat ihn nur geheirathet, um eine vornehme Dame zu seyn. Wenn ich nur die Erinnerung an sie vertilgen könnte! Sie ist tugendhaft, aber sie hat kein Herz, sonst hätte sie auf mich gewartet. Ich hätte ihr vielleicht auch noch eine Grafenkrone verschafft, anstatt daß ich sie jetzt an einer Sklavenkette halte, sagte er, indem er mit einem boshaften Lächeln die Spange in die Höhe hob.

Ja wohl! Ihr Bruder ist ja kränklich, und da er nur Töchter hat . . .

Pfui, Finlay, wer denkt nur an so etwas! Nein, nein, ich dachte eben, wenn ich später Erfolge hätte. Doch brauche ich jetzt nichts und bemühe mich auch um gar nichts mehr; meinetwegen mögen Englands Rechte überall geschmälert werden — was liegt mir an England.

Das ist nicht Ihr Ernst, Arthur, so denkt kein Engländer.

Ich bin auch keiner, ich bin ein Hochschottländer, sagte mürrisch Arthur, indem er aufstand. Meinetwegen mag das Einhorn den Löwen durchbohren, oder der Löwe das Einhorn zerreißen, mir liegt nichts daran! Ich habe jetzt nur noch Eine Sorge, meine zerrüttete Gesundheit herzustellen. Der Arzt sagt mir, ich müsse auf mehrere Monate das südliche Klima meiden; ich habe Urlaub genommen und werde einige Zeit nach Schottland gehen — auch um meinen kranken Bruder zu besuchen.

Ein Diener trat ein und legte die eben angekommene Times auf den Tisch. Arthur nahm sie mechanisch und blätterte darin, da fuhr er plötzlich, wie von einer Viper gestochen, in die Höhe und schrie: Das ist abscheulich! mehr als abscheulich! Hören Sie selbst, Finlay, was so ein Weib auszuhecken vermag:

„Eine Dame in Rom hat unlängst ein Armband verloren, auf welches sie den größten Werth legt, und wünscht wieder in dessen Besitz zu gelangen. Der gegenwärtige rechtmäßige Besitzer (denn er hat es um den zehnfachen Werth erkauft), der sich wahrscheinlich in England befindet, wird zu nachstehendem Tausche ersucht. Sobald er das Armband in die Hände der Dame zurückgelangen läßt, ist sie bereit, einer von ihm zu bezeichnenden wohlthätigen Anstalt augenblicklich hunderttausend Franks zu übermachen. Von dem bekannten christlichen Sinne des Besitzers erwartet sie, daß er nicht um einer Laune willen den Armen ein solches Kapital entziehen werde."

Finlay legte sich zurück und sagte weiter nichts als: Ein Kapital-Weib! Beim Jupiter, sie verdiente, eine Krone zu tragen, so gut wie unsere „graziöse Majestät".

Wie! schrie Arthur zornig, du bewunderst noch dieses Uebermaß von Grausamkeit? Sie bringt es dahin, wohin mich kein Mensch gebracht hätte — mich meiner Armuth zu schämen!

Und er hielt die Hände vor sein Gesicht und weinte wie ein Kind.

Ja, sagte einlenkend Finlay, wenn ich die Summe besäße, ich wäre wahrhaftig im Stande, schon um der Ehre unseres Geschlechtes willen, sie ihr in Banknoten zu überschicken, mit der höflichen Bitte, damit zu dotiren, was sie wolle, und uns das Armband zu lassen.

Ich bin geschlagen, total geschlagen! Es wäre eine Büberei, der darbenden Menschheit um einer kindischen, selbstsüchtigen Rache willen, an einem freilich eben so kindischen und selbstsüchtigen Weibe, diese Wohlthat zu entziehen. Hier haben Sie das Armband, bringen Sie es ihr. Ich gehe nach Schottland!

Soll ich selbst zu ihr gehen, selbst mit ihr sprechen?

Wie Sie wollen — oder ja, thun Sie es und demüthigen Sie durch Ihr kaltes Betragen die unsinnige Verschwenderin, die ihrem Hochmuth und Stolz Hunderttausende opfert! Wenn sie auf diese Weise fortfährt, wird sie sich zuletzt ruiniren, und

Digitized by Google

wenn sie auch so viele Millionen als Launen und Tücken besäße!

Sie lebt sehr einfach, sagte Finlay, in ihrer Lebensweise verräth nichts die reiche Frau.

Desto schlimmer! Denn eine einzelne Frau darf nicht sparen, das verräth eine kleinliche Seele. Ich gönne ihr ihren Reichthum, obgleich sie mich tief damit demüthigt.

(Fortsetzung folgt)

Eva.

(Fortsetzung.)

Es war wirklich der Baron, der lächelnd und grüßend den Perron heraufstieg und Eva mit seinen Kennerblicken aufs Huldvollste betrachtete.

Allerliebst, kleine Frau, Sie sehen zum Entzücken aus! rief er sein Glas einklemmend. Eugen, Dein Geschmack ist anzuerkennen. Du mußt sie malen, sobald Du vernünftig genug dazu geworden bist. Als Hebe, als Grazie, als Terpsichore, oder als Pomona oder Flora. Es kann ein Seitenstück zu Titians Tochter werden; aber diese Formen sind weit reizender. Dieß Lächeln und die süße Verwirrung erinnern an Leda. Das Corregianische Halbdunkel hast Du schon um sie gelegt, nur siehst Du nicht wie der göttliche Schwan aus. Auf Ehre! Eugen, lachte er ausgelassen, Du mußt Dich zum Schwan umgestalten; wir können den Jupiter, der den Donner trägt, nicht gebrauchen.

Wir können Manches hier nicht gebrauchen, sagte Eugen, am wenigsten störende Einbrüche in unsere Einsamkeit.

Schweig, Egoist! fiel Ortenstein ein, und gönne meiner kleinen Freundin die Theilnahme, welche ich ihr widme. Das Wetter ist schön, ich habe einen Wagen an der Straße. Wir fahren aufs Land hinaus, zeigen ihr die Welt und üben uns in epikuräischer Philosophie. Wenn wir zurückkommen, speisen wir hier, und Evchen bereitet uns einen Göttertrank, den ich ihr bereiten lehren will. Du kannst sicher seyn, daß nichts Dich kompromittirt, und wenn es Dir gefällt, hüllen wir Evchen in doppelte Schleier.

Es gefällt mir vor allen Dingen, erwiderte Eugen, Dir einige Aufklärungen zu geben, lieber Ortenstein. Fürs Erste bist Du im Irrthum gewesen, daß Eva keine hinreichende Garderobe besäße. Ich habe für Alles gesorgt und bitte Dich daher, es wohl aufzunehmen, wenn ich Deine freundliche Beihülfe abweise.

Bah! rief Ortenstein, keine Kleinheitskrämerei. Wenn einer meiner Freunde sich einrichtete, habe ich immer für die Ausstattung seiner kleinen Frau einige Sorge getragen. Es ist Sitte so unter uns, Eugen.

Eine dunkle Röthe färbte Eugens Gesicht. Meine Frau, sprach er mit Stolz, wird haben, was ihr gebührt. — Ich bin zu arm, um sie mit theurem Tand auszuputzen, sie wird sich darein schicken, ihm zu entsagen, und Eva wird es gern thun. Ich habe ihr dereinst nur ein bescheidenes Loos zu bieten, keinen Reichthum, kein Leben voll Feste und Genüsse. Komm von Deinem Irrthum zurück, Ortenstein, und richte Dich darnach ein. Eva ist meine Frau, zugleich aber ein mir anvertrautes Gut, das ich vor allem Schaden behüten muß. Unser Leben wird immer einfach und still seyn, aber an Recht und Ehre soll es nie Mangel leiden. Ich hoffe, Du bist damit zufrieden gestellt.

Ortenstein lächelte zu dieser bündigen Erklärung und ließ den Gegenstand fallen.

Von der Spazierfahrt und seinen weiteren Vorschlägen war nicht mehr die Rede. Er blieb einige Stunden, aber er wagte kein Wort weiter, das Anstoß erregen konnte. Eugen behandelte Eva mit liebevoller Aufmerksamkeit und feinen Rücksichten; der Baron konnte keinen Scherz machen, er war gezwungen, sich zu bewegen, als sey er einer Dame gegenüber, die genau jede Gränzlinie abmißt.

Als er ging, begleitete ihn Eugen den Weg hinauf. — Wir werden diesen Monat über hier allein wohnen, sagte er; meine einzige Beschäftigung wird seyn, Eva abzumalen, aber weder als Flora noch als Leda, sondern in dem blauen Kleide mit der frischen Rosenknospe an der Brust. Kein Kabinetsstück, sondern für mich allein bestimmt.

Ortenstein stand an der Schwelle still. — Ich weiß nicht, antwortete er Eugen betrachtend, aber zuweilen kommt es mir vor —

Was kommt Dir vor? fragte Eugen, als er schwieg.

Ich habe von Menschen gehört, sagte Ortenstein, die über ihre Lügen weinen können und jedes Wort als Wahrheit beschwören. Sie glauben an das Unglaublichste und muthen sich jede Selbsttäuschung zu.

Andere aber, erwiderte Eugen lächelnd, die nie an Wahrheit glaubten, die in der Verwilderung ihrer Sitten das Sittenlose als das allein Rechte preisen, und mit dem Firniß ihres hohlen Lebens jede Lüge glänzend bestreichen, vermögen die einfachsten Dinge nicht zu begreifen, die eben keine Lügen sind.

So dienst Du also hier als Ritter der Wahrheit und der Tugend, rief der Baron spottend.

Komm so oft Du willst, sagte Eugen, und betrachte diesen Dienst. Lernen wirst Du nichts davon, aber wenn Du kommst, Ortenstein, so merke Dir das Eine: ich werde niemals dulden, daß

Digitized by Google

meiner Frau ein Wort gesagt wird, das mir nicht gefällt.

Er ging zu Eva zurück voll Befriedigung und Ruhe. Der Abend kam schön und roth, im Mondschein ging er mit ihr spät noch umher unter lebhaften Gesprächen, die sich alle an ihre Zukunft knüpften.

Ich betrachte Dich wie meine Schwester oder wie mein Kind, kleine Eva, sagte er zuletzt, und will Dein innigster Freund seyn, der Dich trägt und hütet, bis Du groß geworden bist und unterscheidend denken kannst. Dann sollst Du an meinem Herzen mit Bewußtseyn wiederholen, was Du willenlos mir zugestanden hast. Denn bewußte Liebe will ich haben, Eva, dann will ich Dein Gatte seyn und stolz vor aller Welt mich glücklich preisen.

Von dieser Schwärmerei seiner Empfindungen erfüllt, küßte er sie zärtlich und ließ sie allein.

Und wie dieser erste Tag vergangen war, reihten andere sich ihm an; es kam Ordnung und Ruhe in dieß stille Beisammenleben. — Eugen richtete sich seine Werkstatt ein und Eva saß ihm täglich zu ihrem Bilde. — Waren diese Stunden vorüber, die bei froher Unterhaltung und Eugens belehrenden Erzählungen vergingen, so erschienen nach einander die beiden Lehrer, welche ihren Unterricht begannen. Am Nachmittag saßen sie in einer der kühlen Lauben und Eugen las aus einem Buche; oder Eva las und er verbesserte, was daran fehlte. — Eva lernte bewunderungswürdig rasch; sie war begierig nach Eugens Lob, und fürchtete seinen Tadel; er hatte eine zwingende Gewalt über sie erlangt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf einem letzthin gegebenen großen Balle hatte Jemand den Einfall, sich in das Vorzimmer zu stellen und die Herren zu zählen, die vor dem Eintreten in den Saal mit den Fingern ordnend durch die Haare fahren würden. Das Resultat war, daß von 30 Herren 29 sich mit diesem Arrangement beschäftigten.

Fünfsilbige Charade.

Die Erste spielt im A B C ihr' Roll',
Man drückt sogar Erstaunen mit ihr aus;
Doch zeigt dem Kind der Vater wenig Groll,
Ruft sicher es die Zweite doppelt aus.
Und zärtlich schließt der Mutter Arm
Das Kleine an die Brust, so warm.

Die Dritt' und Vierte werden gleichbenannt,
Im heißen Süden, wie im kalten Norden;
Und Beide sind gleichliebend auch erkannt,
Von Eskimo's, so wie von Negerhorden;
Doch wechseln diese Völker sie,
Ein sich'rer Tod wird ihnen früh.

Und die Erste, Zweite, Dritt' und Vierte
Benennt die Frau im edlen Heldenmuth,
Die, niemals zagend, je ein Schwert umgürt',
Und männlich kämpft gen Feindes-Uebermuth;
Im wallenden Kleide hoch zu Roß,
Seht ihr sie schön im Kriegertroß.

Die Fünfte sieht man gern durch Thäler zieh'n,
Sie gibt den Ländern Handel und Gedeih'n;
An ihr so freundlich grün die Wiesen blüh'n,
Wo sich der Wesen viel ihr Daseyn freu'n.
Von Oben doch sie allzusehr genährt,
Bleibt Feld und Flur nie unversehrt.

Das Ganze ist ein übersee'scher Ries',
Der Tausende und Tausend schon verschlang;
Doch trägt er weder Schild, noch Schwert noch Spieß,
Läßt niemals tönen hellen Waffenklang.
Niemand bezwang noch diesen Hord,
Sein Morden treibt er fort und fort.

Und wenn die Elemente laut ergrollen,
Dann schäumt er fürchterlich in Zorneswuth,
Wenn im Getös des Donners Blitze rollen,
Verschlingt er gierig seine Feuergluth.
Der Beherzte fliehet da und sucht
Sich zu entziehen seiner Wucht.

Doch hat unzählig Viele er ereilt,
Die er als Beute für sich auserkoren;
In ihm schon manche treue Seele weilt,
Die niemals wieder irdisch wird geboren.
Sein' Name ihm ein Hauptmann gab,
Der längst schon modernd liegt im Grab.

J. W. Schipper.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 47 22. März 1852.

Das Armband.

(Fortsetzung.)

4.

Die Verschwundene.

Arthur reiste wirklich nach Schottland, und zwar zur See, um gar nicht in Versuchung zu kommen, Alba auf dem Landwege in Rom zu sehen, und Colonel Finlay ging an demselben Tage nach der Weltstadt ab, um seinen Auftrag zu erfüllen und der Gräfin Monthion das Armband zu übergeben. Er begab sich sogleich, nachdem er im Gasthofe Toilette gemacht, nach der ihm wohlbekannten Wohnung in der Via del Babuino; aber wer beschreibt sein Staunen, als ihn die Nachricht empfing: die Frau Gräfin sey vor einigen Tagen, nur von ihrer Kammerfrau begleitet, abgereist, nachdem sie alles versteigern lassen, was sie an Einrichtungs-Gegenständen und Kunstsachen besessen!

Wäre es möglich? fragte sich Finlay — die ganze Annonce also nur eine boshafte Mystifikation, ein hochmüthiger Scherz mit Arthur — sie wollte ihn nur verhöhnen, ihn zwingen, ihr das Armband zu schicken, und dann verschwunden seyn, wie ein Vogel, ihre hunderttausend Franks in der Tasche?

Nun war es an ihm, dem Sanften, zornig zu werden, und dieser Zorn stieg mit jedem Tage, den er noch in Rom zubrachte, um Erkundigungen nach der Entflohenen einzuziehen. Nirgends bei ihren Bekannten, wo er nachfragte, hatte sie das Ziel ihrer Reise bei dem Abschiede genannt; dem Einen hatte sie gesagt, es gelte eine Zusammenkunft mit ihrem Gemahl in Oberitalien; die Bestimmung über den Ort des Rendez-vous werde sie erst in Livorno treffen; Anderen aber sagte sie, sie gehe, um Oberitalien, das sie noch nicht kenne, zu bereisen. Sie werde wiederkehren, in einem halben Jahre, in einem Jahre oder gar nicht, je nachdem sie sich irgendwo gefalle.

Der ruhige Finlay wüthete förmlich. Er schrieb einen wetterleuchtenden Brief an Arthur und bat diesen flehentlich um ein Paar Zeilen, die ihn autorisirten, Alba, im Fall sie nicht zahle, zu ihm zu führen, wie eine entsprungene Sklavin. „Entweder hunderttausend Franks, oder Abbitte zu Ihren Füßen! Ich finde das dämonische Weib, und säße sie am Nordpol und sänge den Eiszapfen vor, um sie zu schmelzen und nachher wieder von Neuem gefrieren zu lassen.“

Bei diesem schönen Gleichnisse von den Eisschollen hatte wahrscheinlich der edle Colonel sich selber im Sinne. Denn er war damals im Salon der Herzogin Torlonia außerordentlich von Alba's Tönen gerührt und eigentlich sehr ihr Partisan geworden. Doch ihr Verschwinden selbst empörte den pünktlichen und redlichen Engländer dermaßen, daß er vollständig wieder für die Falsche gefror.

Nach ein Paar Wochen sehr ungeduldigen Wartens traf Arthur's Antwort aus Schottland ein. Er nahm die Sache bei Weitem nicht so ernsthaft wie sein Freund — vielleicht war das aber nur die Freude, daß die Armspange sich noch im Besitze seines Bevollmächtigten befand. Im Gegentheil, er nahm das Ganze als einen Scherz, that aber dennoch Finlay den Gefallen und schickte ihm folgende Zeilen für Alba:

„Die Zeit ist gekommen, Ihren Schwur zu „halten. Die sieben Jahre der Dienstbarkeit sind „verflossen für mich, um für Sie zu beginnen.“

Finlay hielt den Streifen jubelnd in die Höhe. Ich finde sie! rief er. Den folgenden Tag reiste er auch schon ab.

Wir wollen ihm nun nicht in jedes Dorf, auf jede noch so kleine Station von Oberitalien folgen, dem Rastlosen; es würde uns ermüden, immer und ewig den Mann nach zwei Damen fragen zu hören, wovon die eine jung, groß, schön und brünet, die andere, ihre Cameriera, alt, häßlich und klein sey.

Er fand zuletzt eine Spur, die ihn bis Florenz führte, sich aber dort verlor.

Er war schon einige Tage da, als er beim Herumschlendern auf der Straße einen unendlich großen Theater-Zettel erblickte, worauf mit Riesenbuchstaben für den Abend die Opera Norma angekündigt war, und Norma sang Niemand anders als

Digitized by Google

die illustrissima Signora Alba, prima cantatrice del teatro Italiano, di Parigi e Londra!

Sie singt heute nicht! sagte Finlay mit einem unaussprechlichen Hohne in dem langen blassen Gesichte und eilte nach seinem Gasthofe. Obgleich er vor Ungeduld zitterte, verläugnete er doch nicht seine Nation, und kein Fältchen an seiner weißen Kravate konnte verrathen, wie eilig ihr Besitzer bei dem Anlegen gewesen. Armband und Zettel steckte er zu sich und ging in das Hotel, wo, wie er erfragt hatte, die Signora wohnte.

Er ließ sich melden und erhielt die Antwort, die Dame bedaure, nicht mehr heute empfangen zu können, da sie bereits sich für das Theater habe frisiren lassen.

Er ließ ihr sagen, er bringe eine wichtige Nachricht, welche augenblickliche Antwort erheische.

Man hieß ihn eintreten. In der Mitte des Zimmers stand Alba, schön, aber bleich, auf ihren Zügen den Ausdruck der Erwartung. Sie streckte die Hand aus und fragte mit bewegter Stimme den ihr gänzlich fremden Finlay:

Was bringen Sie mir, mein Herr?

Finlay war grausam genug, nichts zu sagen, sondern nur das Armband aus der Brusttasche zu ziehen und im offenen Etui, das er besonders dafür machen lassen, ihr zu präsentiren.

Sie war bei Weitem nicht so bewegt von dessen Anblick, als sich sein Rachegefühl geschmeichelt, sondern sagte nur sanft lächelnd: Und Ihre Parole?

Finlay sprach wieder nicht, sondern produzirte jetzt die Numer der Times, worin die Annonce der hunderttausend Franks stand.

Sie warf einen Blick darauf und sagte, indem eine dunkle Röthe ihr Gesicht überzog: Das habe ich einrücken lassen — aber ich kann augenblicklich nicht mein Wort halten, denn ich habe mein ganzes Vermögen verloren. Ich bin pennyless, wie Sie sagen! Wenn ich heute Abend in meiner Rolle nicht reussire und der Impresario gibt mir keinen Vorschuß auf meine Gage, so habe ich morgen keinen Skudo. Aber beruhigen Sie Sich, binnen höchstens einem Jahre habe ich hoffentlich die Summe verdient, um deren Erwerbung willen ich einzig und allein die Bühne wieder besteige; bis dahin behalten Sie das Armband als Pfand, und seyen Sie versichert, daß Alba noch im vollen Besitz ihrer Stimme ist, und mit fünfundzwanzig Jahren eben so gut und vielleicht noch besser spielen wird, als mit achtzehn!

Jetzt endlich ermannte sich Finlay zum Sprechen. Verzeihen Sie, Signora (er nannte sie absichtlich nicht Frau Gräfin), ich habe von unserem gemeinschaftlichen Freunde, den ich Ihnen nicht erst zu nennen brauche, den Auftrag, entweder die Quittung einer wohlthätigen Anstalt über hunderttausend Franks mitzubringen oder — Sie selbst.

Alba sah ihn lange an, aber sie war auch jetzt nicht erschrocken, sondern sagte nur nach einer Weile: Ihr Freund ist wohl böse und glaubt, ich hätte ihn zum Besten gehabt — da sey Gott vor! Als ich diese Anzeige nach London schickte, war ich im Besitze der doppelten Summe, deren es bedurfte, mein Wort zu lösen — und ein Paar Tage darauf eine Bettlerin. Ich hatte deßhalb auch bei dem Verluste meines Vermögens nur den Einen Gedanken — den Gedanken, mein Wort Ihrem Freunde gegenüber nicht halten zu können, bis mir einfiel, daß in meiner Kehle noch mehrere Hunderttausend Franks verborgen liegen könnten. Die ersten, die ich verdiene, erhalten Sie, darauf mein Wort; und nun spielen Sie nicht länger Komödie, denn ich muß jetzt Komödie spielen. Der Wagen, der mich zur Oper fährt, hält schon unten.

Finlay sagte mürrisch: Worte nützen hier nichts; da Sie vorgeben, kein Geld zu haben, so kommen Sie mit mir in meinen Wagen, der uns nach Livorno bringt und von da nach London. Hier ist meine Legitimation.

Alba las den Zettel mit einem schmerzlichen Lächeln. Er droht mir! Was kann er mir Schlimmeres zufügen, als er in diesen sieben Jahren gethan? Und sich umwendend flüsterte sie leise: Was ist ärger als Warten ohne Kommen?

Finlay aber fragte: Nun, wie ist es?

Sie sagte ruhig: Ich kann nicht mitgehen. Das hieße den Impresario betrügen. Als ich jenes Versprechen gab, war ich achtzehn Jahre alt und liebeberauscht. Ich bin jetzt fünfundzwanzig und — nüchtern. Arthur hat auch sein Recht verloren, denn er sollte mich nur aus Liebe zu sich rufen, nicht aus Rache oder gar als Strafe, wie es jetzt geschieht. Einer Forderung, die ich mit Geld abkaufen kann, gebe ich mich nicht selbst Preis!

Das fehlte noch! sagte Finlay bitter; das fehlte noch, um meinem armen Arthur den Rest zu geben, diesem Arthur, den Sie schon halb zu Grunde gerichtet haben, durch Ihre herzlose Heirath!

Arthur? und sie faßte die Hände des alten Mannes, als wollte sie ihn nie los lassen; Arthur hat durch mich gelitten? So liebt er mich noch?

Freilich, freilich, und, lassen Sie mich's sagen, leider! Als der arme Junge vier Jahre gearbeitet, wie Einer, der's um seine Seele thut, kommt die Zurückforderung Ihres Pfandes — dann die Nachricht Ihrer Heirath. Was kann der arme Junge dafür, daß er kein Glück und kein Talent zum Diplomaten hat? — seine Schuld ist es nicht — aber wenn Sie ihn sehen, wenn Sie in sein von der Zeit gealtertes Gesicht blicken, dann wird doch Ihr kaltes Herz von Reue ergriffen werden!

Digitized by Google

In diesem Augenblicke wurde Alba ein Brief übergeben. Halb gedankenlos, denn ihre ungetheilte Aufmerksamkeit war bei Finlay's Schilderung, riß sie ihn auf — sie blickte hinein, sie strich sich mit der Hand über die Stirn und sagte, indem ein kleiner Schauer ihre hohe Gestalt überlief: Das ist Gottes Finger! Ich soll mit Ihnen gehen, denn der Anstand verbietet mir doch jetzt, hier aufzutreten — hier ist die Todesnachricht des mir angetrauten Grafen Monthion; er hat sich erschossen.

So! Graf Monthion? erschossen?

So ist's!

So gehen Sie mit mir nach London.

Ich gehe, aber erst morgen; heute Abend bleiben Sie hier bei mir, um mir von Arthur zu erzählen, und morgen reisen wir. Nur müssen Sie auch meine alte Betty mitnehmen und mir die Reisekosten vorstrecken und mit mir über Paris gehen. Dem Impresario will ich diesen Brief mit der Todesnachricht schicken, so bin ich meines Wortes entbunden.

Finlay sagte zu Allem Ja, aber er wußte selbst nicht recht, wie ihm zu Muthe war — sollte er dieses Weib hassen oder lieben?

(Schluß folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Nach einer Woche bat Eugen sie, einen Brief an ihren Vater zu schreiben, der wissen müsse, daß sie sich glücklich fühle. Eva war erfreut über diesen Vorschlag. — Sie schrieb einen langen Brief über ihr Leben, über ihr Lernen, über Eugens unaussprechliche Güte und über den Zeitpunkt, wo sie bald auch Eugens Eltern kennen lernen werde, die jetzt verreist seyen. Die Rückerinnerungen an ihr vergangenes Leben waren voll kindlichen Frohsinns und lebendigen Gefühls. Ein gewisses Bewußtseyn der Aenderung, die mit ihr erfolgt war, ließ sich nicht erkennen, und ihre Zufriedenheit damit beruhigte Eugen. Eva hatte kein Heimweh, keine Sehnsucht, sie fühlte sich wohl und blickte erwartungsvoll freudig auf die Zukunft.

Auch das dünkte Eugen ein Zeichen von guter Bedeutung, daß Adam fast gar nicht von ihr erwähnt wurde. Eva ließ ihn grüßen und knüpfte einige unschuldige Fragen daran, ohne irgend seiner weiter zu gedenken.

Eugen schrieb dem Hauptmann in seines Vaters Namen über die erhöhte Pension. Er versicherte ihn, daß für Eva alle Sorge getragen werde, daß sie froh und glücklich sey und ihm selbst die größte Freude gewähre. Nach manchen allgemeinen Nachrichten bat er um Antwort, und gab seine Wohnung an, um den Brief sicher in seine Hände zu bringen.

Und wieder vergingen Wochen, in denen Eugen alle Güte und liebende Pflege an Eva wandte, die er erdenken konnte. — Immer sann er darauf, was noch zu thun seyn möchte, unabläßig beschäftigte er sich mit ihr und mit jedem Tage glaubte er, daß ein Theil seines Lebens, seines Empfindens, seiner eigenen Seele in ihre Seele hinüberströme. — Jedes Belauschen der neuen Regungen ihres geistigen Erwachens beglückte ihn, und ganz abgeschlossen von der Außenwelt, obwohl mitten in einer geräuschvollen Stadt, lebte er wie auf einer glücklichen Insel. Künstlerisch gestimmt erwachte er, um in Evas Augen neues Glück zu lesen, unter heiteren Anschauungen vergingen die Tage, und mit stolzer Freude war er Abends allein, um die Zukunft in den schönsten Bildern vor sich auszubreiten.

Eines Tages aber, als Eugen eben im Garten arbeitete, Blumen pflanzte und Eva mit der Gießkanne ihm half, wurden sie von einem unerwarteten Besuch überrascht.

Die Glocke läutete vor der Thür; Eva öffnete, eine fremde, schöne Dame stand vor ihr, die sie lächelnd betrachtete.

Sie sind Eva, nicht wahr? fragte sie. Wo ist Eugen?

Dort, sagte Eva, auf den Gärtner deutend.

Er wühlt in der Erde umher, rief die Dame lachend, statt im Himmel zu leben. Ihr genießt die Einsamkeit paradiesisch. Wie gefällt es Ihnen, liebe Eva?

O! sehr gut, erwiderte Eva freudig sie anstaunend.

Aber etwas schmutzig, fuhr die Dame fort. Ich kann Ihnen die Hand nicht geben, aber ich freue mich doch, Sie zu sehen, und denke, wir werden herzliche Freundschaft schließen.

Eva sah auf die zarten gelben Handschuhe der Dame und auf ihre eignen feuchten Finger. Der Sommerhut von gelbem Flor, die Blumen und das kostbare Kleid, Alles überraschte sie. Die jugendlich schöne Frau bemerkte mit Befriedigung, welchen Eindruck sie erregte.

Eugen hatte sich inzwischen aufgerichtet und seine Schwester erkannt. Er kam ihr entgegen in seinem Ueberwurf, die Aermel aufgestreift, die Hände schwarz von der Arbeit.

Wie muß man Dich suchen, um Dich als Sohn der Natur zu finden, sagte Cäcilie lachend. Du kommst nicht zu mir, kein Mensch weiß, was aus Dir geworden ist. Walny glaubt Dich in Grünau versteckt. Andere sagen, Du irrtest in irgend einem Arkadien umher; ich sehe, Du hältst es mit den

Digitized by Google

Philosophen, die ihre Rüben pflanzen und pflegen, welche ihnen schmecken sollen.

Sie warf einen schelmischen Blick auf Eva, die sich möglichst gereinigt hatte, und setzte dann in der leichten Weise das Gespräch fort, indem sie Garten, Haus und Einrichtungen betrachtete, von Menschen und Dingen erzählte, welche Eva fremd waren, und viele Fragen an sie richtete, die gütig und theilnehmend, ermunternd und einladend klangen.

Nach einer halben Stunde war Eva voller Vertrauen. Nie in ihrem Leben war eine Frau so schön und mild ihr nahe gekommen, und diese Frau war Eugens geliebte Schwester. — Während Eugen seinen Anzug herstellte, hatte Cäcilie Alles erreicht, was sie beabsichtigte.

Wissen Sie denn, liebe Eva, was ich vorhabe, sagte sie endlich. Hat mein Bruder Ihnen nichts mitgetheilt? — Sie sollen mich begleiten.

Ich! rief Eva freudig erschrocken, und wo bleibt er?

Hier, erwiderte Cäcilie, indem sie Eva's Stien küßte. Er muß seufzen und schmachten lernen, so geht es nicht länger mit euch. — Sie setzte sich neben sie und fuhr dann fort: Das ist kein passender Platz für Sie, liebe Eva, ich muß Sie aus dieser Lage bringen, das gescheheue Ungehörige ins Geschick richten. — Darum müssen Sie sich jetzt von Eugen trennen, abee nur auf kurze Zeit. Wir reisen, Sie werden viel Schönes und Neues sehen, und alle Betrübniß wied bald schwinden. — Nicht wahr, Eugen, rief sie dem Nahenden entgegen, Du übergibst mir Deine Eva? Ich bin gekommen, durch einen raschen Abschied Dein Leid abzukürzen. Walny ist gestern schon fort, ich werde ihm morgen folgen.

Eugen war mißmuthig überrascht. — Ich hatte vermuthet, sagte er, noch einige Wochen mein stilles Leben hier weiter zu führen.

Walny weiß, fiel Cäcilie ein, daß ich Fräulein Eva Hausberg mitbringe; er wird uns in Weimar erwaeten und ist begierig, das Naturkind kennen zu lernen. Du hast Eva noch nichts von unseren Absichten mitgetheilt?

Nein, erwiederte Eugen.

Das ist mir lieb; ich übernehme es, Sie selbst davon zu unterrichten und ihr alle nöthige Verständigung für die Rolle zu geben, welche sie auf einige Zeit auszufüllen hat. Sie ist verständig, wie ich merke, gelehrig, und ich will wetten, sie hat Talent, wie alle Feauen, zur Intrigue und Komödie.

Bei diesen Worten umarmte sie Eva, die in einer großen Betäubung nicht recht wußte, sollte sie der Freude oder der Betrübniß Raum geben. Mit einer Reihe schmeichelnder Betheuerungen und kleiner Scherze, deren Pointen für die junge Frau verloren gingen, versprach sie ihr Freude, Genuß und Glück. Evas Augen leuchteten dankbar zu ihr auf. Ihre lebhafte Phantasie klammerte sich an diese lockenden Bilder, und wie eine der Feen, mit deren Zauberthaten die alte Marie ihre Kindheit reich ausgeschmückt hatte, erschien ihr diese holde Dame, deren feine warme Finger wohlthätig schützend auf ihrer Stirn ruhten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Ostsee gewinnt man den Bernstein auf zweierlei Art: durch Fischen und Graben. Beim Fischen wirft man, wenn es heftig stürmt, in die Ostsee flache Netze, in welche das auf dem Wasser schwimmende Seegras fällt. Die Netze werden ans Land gezogen, das Seegras durchsucht, und der Bernstein, welchen man vorfindet, in dazu bereit stehende Körbe geschüttet. In dee Nähe von Danzig haben in den letzten Jahren die Grundbesitzer angefangen, Bernstein zu graben. Im vorigen Jahre wurde ein Stück von 13 Pfund gefunden, für welches man den Preis von ungefähr 3000 Thlr. zahlte; und in den ersten Tagen dieses Jahres fand man ein 4 Pfd. schweres Stück rohen Bernsteins, füe welches ein Preis von 80 Thlr. per Pfund im rohen Zustande gezahlt wurde. Diese großen Stücke sind jedoch in Deutschland nicht zu verwerthen und weeden nach der Tüekei geschickt, wo man sie zu Mundstücken auf Pfeifen veeaebeitet. Die Voebeeeitung des Bernsteins geschieht auf einer Drehbank vermittelst einer Säge und der Schleifsteine, feinere Schnitzereien verfertigt man mit einem Meißel. Den ungefähren Werth der jährlichen Bernsteinoperation Danzigs schlägt das Handelsblatt, dem diese Notiz entnommen ist, auf circa 100,000 Thaler an.

Ein italienisches Blatt hat gemeldet, daß Silvio Pellico, dessen Namen und Werke in ganz Eueopa bekannt sind, sich mit der Marquise Falettl di Bevola vermählt habe. Der berühmte Schriftsteller richtet deßhalb in einem Brief an ein Paeiser Blatt die Bitte, jene Nacheicht als unwahr zu bezeichnen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 45:
Leben — ben — Nebel.

Redakteue: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 48 24. März 1852.

Das Armband.

(Schluß.)

5.

Das Glück.

Es war in London einer jener Mattage, wie die Riesenstadt ihrer so viele hat, trübe und doch nicht regnerisch, belebt und doch nicht heiter.

Vor einem hohen Hause in Grosvenor-Square hielt ein Kabriolet, woraus ein schlanker, schwarz gekleideter Mann stieg, der an den Diener, welcher ihm öffnete, die Frage richtete: Ist Niemand während meiner Spazierfahrt angekommen?

Doch, Mylord!

Wer ist denn gekommen? rasch!

Ein Herr und eine Dame, sagte der pathetische Diener, oder vielmehr eine Dame und ein Herr.

Dummkopf! Eine Dame? Was für eine Dame?

Der Diener zuckte die Achseln und sagte verlegen: Ich weiß weiter nichts, als daß sie sehr groß ist, beinahe so groß wie Ihre Lordschaft, und ganz schwarz gekleidet, auch in Trauer wie Ihre Lordschaft.

Wo ist sie?

Im Sprechzimmer.

Der Mann in Trauer stieß den Diener rasch zur Seite und stürmte zur ersten Thür hinein; im nächsten Augenblicke stand er vor — Alba!

Sie sah ihn erschrocken an, der Ausdruck eines tiefen Schmerzes beim Anblick seines bleichen, abgehärmten Gesichtes glitt über ihre schönen, regelmäßigen Züge. Sie kreuzte die Arme über die Brust, beugte ihr dunkles Haupt und sagte dann mit unaussprechlichem Wohllaut der Stimme: Hier bin ich, bis in deines Bruders Haus, bis in dein eigenes Zimmer komme ich, um mein Wort zu lösen. Verhänge nun die Dienstbarkeit über mich, die du mir angedroht hast! — Sie blickte zu ihm auf, mit denselben Augen, wie vor sieben Jahren, als er vor ihr stand und drohend ihre Liebe von ihr forderte.

In Arthurs Zügen ging eine merkwürdige Veränderung vor — wie wenn über eine Herbstlandschaft ein Sonnenblick fährt und sie vergoldet und ihr für einen Augenblick das sommerliche Ansehen gibt, um sie nachher desto grauer und trüber erscheinen zu lassen.

Wie ist mir denn? fragte er gehalten, ohne eine Hand nach ihr auszustrecken; ist das nicht die Gräfin Monthion — und was führt die zu mir?

Finlay, der im Hintergrunde am Fenster lehnte, wollte vortreten und sich Alba's, die sein ganzes Herz wieder erobert hatte, annehmen gegen den unbarmherzigen Freund; aber sie winkte ihn mit der Hand zurück.

Lassen Sie mich allein mit ihm fertig werden. Es steht nichts zwischen uns, als sein Mißtrauen.

Und Ihr Gemahl! sagte Arthur finster.

Alba schüttelte mit dem Kopfe. Niemals — es war nur eine Scheinehe, und jetzt ist der arme Mann ganz todt. Vor sechs Wochen hat er sich erschossen.

So bist du frei? fragte Arthur wie auflebend.

Das wäre ich, wenn ich dir nicht meine Seele verschrieben hätte. — Nun höre mich an, ich will dir einen Vorschlag machen. — Ich habe mein ganzes Vermögen, alle meine Ersparnisse verloren.

Warum soppte st du mich denn mit deinen großen wohlthätigen Stiftungen?

Ich vergaß — das muß ich dir erklären. Setze dich neben mich, mein Freund, ich will dir Alles von Anfang an mittheilen, und dann, sagte sie mit unaussprechlich süßem Lächeln, und dann wollen wir sehen, was für uns zwei arme Abgebrannte zu thun ist.

Als du vier Jahre lang nichts von dir hören ließest, fühlte ich mich dem Wahnsinn nahe und forderte die Spange zurück, und als du mir sie schicktest, war ich wieder beleidigt, daß du es gethan, und bot einem verarmten Spieler, dem Grafen Monthion, die Hälfte meiner Ersparnisse, wenn er mir am Altar seinen Namen gebe und dann weiter gar keine Ansprüche auf mich machen wolle.

Digitized by Google

Er ging das ein, und ich war zwei Jahre lang ziemlich zufrieden. Es war in Rom, ich lernte viel, bildete mich etwas aus dem Chaos meiner Künstlerlaufbahn heraus und bekam einige Berechtigung, mich zu den ziviliſirten Menſchen zu zählen, während ich bisher doch eigentlich weiter nichts als ein ſeltener Vogel geweſen; da ließeſt du mir wieder mein Armband rauben, und ich beſtimmte die Hälfte alles deſſen, was ich beſaß, zur Wiedererlangung.

Stolz und glücklich über meinen Einfall, und ſtündlich deinen Boten mit Beſtimmtheit erwartend, ging ich eines Tages mit Betty nach dem Vatikan, in die Muſeen, wie ich allwöchentlich zu thun pflegte. Als ich nach Hauſe kam, fand ich meinen Schreibtiſch erbrochen, mein ganzes Vermögen, in franzöſiſchen Renten im Werthe von 200,000 Fr. beſtehend, daraus entwendet, an der Stelle aber, wo die Papiere gelegen, einen Zettel, mit Bleiſtift beſchrieben:

„Suchen Sie nicht nach dem Dieb. Ihr Gemahl hat ein erzwungenes Anlehen bei Ihnen gemacht; er bedarf der Summe, um eine Kombination im Pharo auszuführen, die unfehlbar gelingen muß und die er kürzlich entdeckt hat. Sobald er die Bank geſprengt hat, ſchickt er Ihnen Ihr Geld und noch mehr zurück, und bittet Sie, nur einige Wochen Geduld zu haben."

Graf Monthion war wirklich da geweſen, hatte meinen Hausleuten ſeinen Paß gezeigt, um ſich als meinen Gemahl zu legitimiren und den Einlaß in meine Zimmer zu erlangen. Die Leute, denen die Art unſeres Verhältniſſes ganz unbekannt war, ließen ihn gewähren — wie er dieſe Gewährung benutzt, erfuhr ich erſt am Abend. Ich ſchwieg — nur Betty erfuhr meine Verarmung.

Das Schmerzlichſte war mir der Gedanke, wie lächerlich ich vor deinen Augen daſtehen mußte, wenn du mir wirklich das Armband zum Einlöſen ſchickteſt.

Ich beſchloß deßhalb, zur Wiedererlangung meines Vermögens nicht den Grafen zu verfolgen, der längſt über alle Berge war, ſondern in meine frühere Laufbahn zurück zu kehren.

Zum Debut wählte ich Florenz, wo ich ganz unbekannt war. Dort entdeckte mich dein Agent und Freund und ſchleppte mich als ſchlechte Zahlerin mit ſich. Wir gingen über Paris, um wo möglich einige Trümmer meines Vermögens zu retten, aber vergebens; Graf Monthion hat nichts hinterlaſſen als Schulden. — Nun mein Vorſchlag. Ich kehre zur Bühne zurück, Frühjahr und Winter lebe ich der Kunſt, Sommer und Herbſt aber dir — und du, laſſe deine diplomatiſche Karriere, zu der du doch kein Talent haſt, wie es ſcheint, und ſey nicht zu ſtolz, von meiner Freundſchaft anzunehmen, was mir die Kunſt mit vollen Händen zuwirft.

Bei dem letzten Theil ihrer Rede hatte Arthur ihr lachend zugehört. Er ſagte nun, indem er zum Erſtenmal ihre Hand nahm:

Nun mußt du mich anhören; meine Geſchichte iſt noch viel kürzer als die deinige. Als wir uns trennten, gabſt du mir, wie es ſcheint, einen ſchlimmen Segen mit, indem du ſagteſt: So gehe denn hin, Mann ohne Talent, und werde Diplomat.

Ich habe kein Glück gemacht und war zu ſtolz, dir eine Knude zuzuſchicken, wobei ich hinzufügen mußte: Was ich gewollt, ich habe es nicht gekonnt!

Du kränkteſt mich unausſprechlich, indem du nicht geduldig warteteſt; mein Gemüth verbitterte, das fühle ich jetzt, indem ich in deine ſanften Augen ſehe; ja, ja, Alba, ich bin recht unausſtehlich geworden!

Sie lachte, aber ſie ſagte nichts; ſo fuhr er fort: Welche Genugthuung, als mir Finlay dein Armband brachte! Der erſte ſüße Moment — wenn es auch ein Moment der Rache war — du böſes, böſes Kind! warum ſpielteſt du dieſe Heiraths-Komödie?

Sie lachte wieder und noch viel fröhlicher.

Und dann die Demüthigung jener Annonce! Ich ging nach Schottland — in ſeinen Bergen wollte ich dich und die Welt vergeſſen und fand meinen Bruder ſterbend. — Er iſt todt, ich bin jetzt der Erbe meines Vaters und kann dir auch eine Grafenkrone bieten — willſt du ſie annehmen? Doch nicht zum Schein, ſagte er zärtlich und fügte dann hinzu: Und dann bitte ich dich, nicht von meiner Freundſchaft, ſondern von meiner Liebe anzunehmen, was mir auch nicht die Kunſt, nicht mein Verdienſt, ſondern blindes Glück in den Schooß wirft — willſt du dich herablaſſen, es anzunehmen, Sonne meiner Tage?

Und er kniete vor ſie hin und ſah wieder aus wie vor ſieben Jahren! Und ſie, der Gegenwart Finlay's vergeſſend oder nicht achtend, legte wieder wie damals beide Arme um ſeinen Hals und drückte wieder ihren ſüßen unentweihten Mund auf ſeine Stirn, und wieder wie damals hob er ſie auf und legte ſie an ſein Herz und ſagte mit dem Tone, den jeder Menſch im Leben nur einmal findet: Mein Glück! mein Alles! Nie, nie mehr darfſt du dieſe Stelle verlaſſen!

Sie trennten ſich auch nicht mehr. Bis zu dem Zeitpunkte, wo der Anſtand ihre Vermählung erlaubte, bewohnten ſie ein und dasſelbe Hotel in Edinburgh, wohin auch Arthur's Mutter kam, die dann nicht mehr die liebliche Schwiegertochter verlaſſen wollte.

Finlay aber ging auf lebenslängliches Engagement, wie er ſich ausdrückte, mit nach dem Schloß in Hoch-Schottland; denn er behauptete, nicht le-

Digitized by Google

ben zu können, wenn er Alba einen Tag nicht gesehen.

Arthur wurde wieder derselbe wie in seiner ersten Jugend: ein liebenswürdiger, offener, theilnehmender Freund, ein lebhafter, fröhlicher, stolzer Mann; denn zu rechter Zeit noch hatte Gott ihm das rechte Mittel, ein liebendes Weib, auf die rechte Stelle, das Herz gelegt! Ee war gesundet.

Eva.

(Fortsetzung.)

Was willst Du denn mit Deinem Lernen und Lehren, Eugen, rief Cäcilie endlich lachend. In diesem Paradies wächst kein Baum der Erkenntniß, obwohl ich vor der Schlange nicht gut sagen will. Ich finde Eva weit gelehrter wie ich dachte; sie spricht anziehend, sie beobachtet scharf, sie ist allerliebst, was ihr fehlt, kann sie nur im Umgange mit Menschen erhalten.

Ich besorge, erwiderte Eugen nachdenkend, Du wirst ihr deren zu Viele zeigen.

Man kann nicht genug sehen, sagte Frau von Walny. Was liegt in dieser heiteren Natur und was willst Du denn aus ihr machen? — Eine stille Hausfrau? Dann laß sie stricken und nähen, lehre sie kochen und braten und bilde ihren Geschmack für die Kinderstube. — Du bist aber kein Handwerker, Gott behüte Dich vor der Noth engherziger Lebensverhältnisse! Du bist ein Künstler, der eine Frau haben muß, die mit freien Blicken das Leben auffaßt, Dich anregt, nicht niederzieht. Mancher Künstler, manches Talent ist untergegangen daran, daß eine Frau an ihm klebte, wie ein Bleigewicht, das in die Tiefe zieht. Ideale Begeisterung schöpft kein Mensch aus einer Wüste, deren Sand ihm beständig ins Gesicht fliegt. Endlich aber bist Du der Freiherr von Werder, und Eva, Deine Gemahlin, hat von Dir ein Leben zu fordern, das diesem Namen gebührt. — Ich weiß recht gut, was Du sagen willst, rief sie ihre Hände erhebend; eine Salondame ist nicht nach Deinem Geschmack, aber im Salon leben und sich bewegen können, das muß Deine Frau. — Was fehlt ihr denn dazu? — Der äußere Schliff, die Gewohnheit. Sie wird in drei Monaten davon annehmen, was sie nöthig hat; dann thue was Du willst; erziehe sie nach Deinem Geschmack weiter. Der schöne Kern in der polirten Schale wird glänzender werden, und nichts Deinen Wünschen entgegenstehen.

Eugen konnte nichts darauf erwidern, es war ja der einzige aussöhnende Weg, der ihm blieb. Die Abreise wurde weiter besprochen, es stand ihr nichts im Wege. Die Baronin war im Wagen gekommen, der sie in der Nähe erwartete, und nach ihrem Plane sollte Eva sie sogleich begleiten, die Nacht in ihrem Hause zubringen, am nächsten Morgen dann mit ihr die Stadt verlassen.

Was Eva besaß, war bald zusammengepackt, es war nicht viel, Eugen hatte nur das Nothdürftigste angeschafft. Cäcilie lachte über den Eifer Eva's, nichts von diesen Kostbarkeiten zu vergessen; es ging Alles in einen Koffer Eugens, der dazu benutzt wurde.

Wenn Sie nicht eine Reisende wären, die doch etwas mitbringen muß, sagte Frau von Walny, so wäre es am besten, Eugen mit diesen Reliquien für fenrige Gebete in sentimentalen Stunden zu beglücken. Ich werde selbst mein Pflegetöchterchen ausstatten. Meine eigene Garderobe ist reich genug dazu, und was uns fehlt, wollen wir schnell ersetzen.

Bis es Abend wurde, blieb Cäcilie und ihre frohen Worte nnd lebhaften Gedanken hinderten Eva, bangeren Empfindungen nachzuhängen. Auch Eugen zeigte sich heiter und ließ sich nicht merken, wie nahe es ihm ging, daß er allein zurückbleiben sollte.

Seine Schwester ging mit ihm und Eva endlich in sein Arbeitszimmer, wo das Bild halb vollendet auf der Staffelei stand. Der Kopf war ziemlich fertig, das liebliche Gesicht ausdrucksvoll und geistig aufgefaßt, die ganze Arbeit aber noch weit von der Vollendung.

Hier hast Du Deine Aufgabe, rief Cäcilie; während Eva entfernt ist, belebe diese Leinwand; sieh noch einmal in ihr Auge; präge Dir Alles ein, und denke Dir, wie sie wiederkehren wird, gewachsen an Weisheit und Selbstbewußtseyn. Ich gebe Dir fünf Minuten Zeit dazu, und will während dessen Hut und Shawl nehmen.

So komm denn her, meine Eva, sagte Eugen, und blicke mich noch einmal an. — Er führte sie ans Fenster, der letzte Abendschein fiel roth herein und bestrahlte das kindliche von Hoffnung und Erwartung verklärte Gesicht.

Du bist traurig, lieber Eugen? fragte sie mit sanfter Stimme.

Und in Dir, erwiderte er, hat Cäcilie ihre bunte Saat ausgestreut. Sie hat Dir so viel erzählt von den Freuden, die Deiner warten, daß ich fürchte, Du könntest den Freund darüber vergessen.

Dich! rief sie mit Heftigkeit ihre Arme um seinen Hals pressend, Dich werde ich nie vergessen.

Willst Du immer bei mir seyn? sagte er mit Innigkeit, immer zurückdenken an mich, immer Dich fragen, wenn ein Begebniß Dir nahe tritt, was würde Eugen dazu sagen?

Digitized by Google

O lieber Eugen, flüsterte sie, muß ich Dich denn verlassen?

Er legte die Hand auf ihre Stirn, und seine Augen nahmen den düsteren Blick an, vor dem sie immer erschrack; dann wandte er sich zu dem Bilde und nochmals zu ihr, bis er endlich lächelnd den Kopf schüttelte. — Es ist mit uns beinahe, wie mit Deiner Herzogin, sagte er, die dem Geisterfürsten sich überliefert hatte, nur kommt kein so greller Gegensatz dabei heraus. Geh Eva, ich habe es so gewollt, obwohl es mir im Innersten widerstrebt. Aber in drei Monaten fordere ich Dich zurück, und dann, Du theueres Kind, dann soll uns nichts mehr trennen.

Cäcilie klopfte an die Thür, sie brachte Eva's Hut und Tuch mit.

Ich habe den Koffer forttragen lassen, sagte sie, jetzt geschwind und froh geschieden. — Auf Wiedersehen, Eugen. Schreiben werden wir, so wie wir in Ruhe sind und einigen Stoff gesammelt haben. — Wird es Dir zu langweilig, so mache Ausflüge, oder zieh' in des Vaters Haus zurück.

Ich bin hier glücklich gewesen, sagte Eugen.

Und es gehörte so wenig dazu, rief Cäcilie. Idyllen müssen kurz seyn, wenn sie nicht ermüden sollen; Du hast Dein Theil davon gehabt.

Sie standen unter den Bäumen. — Hier ist das Ende, sagte Eugen. So geh denn hin, meine kleine Eva, ich warte auf Dich.

Cäcilie faßte Evas Haud und führte sie schnell weiter. Fort, fort! rief sie lachend, meine Pferde schaudern. — An der Thür wollen wir ihm einen letzten Blick gönnen.

Sie drehte Eva an der Pforte um und winkte ihm einen Gruß zu. — Lebe wohl, lebe wohl Eugen! rief Eva zum Lachen und Weinen angeregt. — Die Thür fiel zu und er war allein.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die kleinen Leiden eines amerikanischen Blattes.] Das „New-Yorker Tageblatt" brachte kürzlich, wie eine englische Zeitung berichtet, folgende für die amerikanische Presse sehr charakteristische Anzeige: „Die Leser des „Mechanik" müssen entschuldigen, daß sie die laufende Numer nicht rechtzeitig zu Händen bekommen. Wir hatten mit allerlei Verlegenheiten zu kämpfen. Unser Papierhändler ließ uns mit der Papierlieferung im Stich, an den Druckmaschinen sprangen einige Schrauben, ein holländischer Trödler stahl uns unsere Papierscheeren, die Ratten gingen uns mit dem Kleister durch und der Setzerbursche lief, während der Redakteur nach Haus gegangen war, um nach seinen kleinen Kindern zu sehen, in den Zirkus. So kam es, daß der Herausgeber, von allen Seiten verlassen, das Blatt nicht rechtzeitig herstellen und seinen Abonnenten in die Hände zu liefern vermochte." Eine wunderbare Offenherzigkeit, fügt das englische Blatt dieser Mittheilung hinzu, indem es ausruft: So ist es um die Würde der amerikanischen Presse beschaffen! . . . . . .

Auf einem kürzlich von den Kunstgärtnern Dresdens veranstalteten Balle machte sich eine neue Erfindung sinniger Art geltend. Es wurden nämlich unter die Damen Fächer von frischen Blumen vertheilt, welche vermöge eines einfachen Mechanismus, eben so wie die gewöhnlichen Fächer, nach Belieben zusammengefaltet und auseinander geschlagen werden können. Diese duftigen Kühlungsmittel, welche das utile mit dem dulce auf sehr angenehme Weise verbinden, haben rasch Nachahmung gefunden und sind bereits auch auf andern Bällen eingeführt worden. Ohne Zweifel werden sie auch anderwärts bald allgemeines Gesellschaftsrecht erlangen und die in neuester Zeit oft zu schwerfällig ausfallenden Sträuße verdrängen.

Zu einem kranken Bauer kommt ein Arzt und verschreibt ihm Medizin. Des andern Tages fragt er die Frau, wie dem Patienten die Arznei bekommen, worauf diese antwortet: „Ja, Herr Doktor, die Medizin mag schon gut seyn, aber alle zwei Stunden ins Wasser, das hält er nicht lange aus!" — Auf der Schachtel stand: „Alle 2 Stunden ein Pulver in Wasser zu nehmen."

Ein Wiener Stutzer rühmte sich, daß er den verflossenen Fasching mit Einschluß aller Tanzproben und Nachmittagskränzchen im Ganzen 104 Bälle mitgemacht, wobei er 86 Paar Handschuhe verbraucht und 325 Quadrillen getanzt habe. (Mit welch' ausgezeichnetem Nutzen könnte dieser Mann in einer Tretmühle verwendet werden!)

In Amerika baut man jetzt ein Dampfschiff, das 3000 Passagiere befördern kann.

Auflösung der Charade in Nro. 46:
Amazonen-Strom.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 49 26. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

8.

In seine künstlerischen Beschäftigungen vertieft, unter Arbeiten, die ihn befriedigten, und hingegeben an Entwürfe, die seine ganze Seele füllten, lebte Eugen längere Zeit, ohne irgend eine Sehnsucht zu empfinden, sich um die Außenwelt zu kümmern. — Aus seinen Skizzenbüchern suchte er sich den Stoff für verschiedene bedeutende Werke, welche er mit Liebe begann; in Stunden, wo Eva's Andenken und seine Hoffnungen ihn ganz erfüllten, malte er an ihrem Bilde, und was jeder Tag ihm übrig ließ, füllte er mit Lesen, mit Musik und Schreiben aus. Er schrieb Erinnerungen aus seinem Leben, Briefe für Eva, die sie einst lesen sollte, kleine Gedichte, in welche seine Empfindungen ausströmten. — Als wäre sie noch in seiner Nähe, sprang er zuweilen von der Arbeit auf, um sie zu suchen, und wenn er durch die Gänge des Gartens lief, schlug er oft die Gebüsche auseinander, wo sie sich zu verstecken pflegte, und lachte, wenn er sie nicht fand.

Endlich kam ein Brief aus Frankfurt, wo Walny sich einige Tage aufgehalten hatte. Eva schrieb viel von den Eindrücken des Neuen und Ueberraschenden, aber doch nicht so, wie Eugen es erwartet hatte. Es waren lauter kurze Ausrufungen über die Wunder, in welche sie sich versetzt sah, fast kein Wort über sich selbst und ihre Umgebungen; ein ruheloses Durcheinander dessen, was ihr der Augenblick eingab, und nirgend ein selbstthätiges Denken, nirgend ein Ordnen oder Rückwärtsblicken.

Sie hat keine Zeit dazu, sagte Eugen. Da steht es ja. Jeden Tag wird sie umhergeschleppt vom Morgen bis in die Nacht. Solche Leute, wie Walny, wollen für jede Stunde etwas Neues und Vergnügliches. Sie laufen durch die Säle der Museen, laufen durch Straßen, Kirchen und Paläste, laufen durch Gesellschaften und laufen durch die Natur; in ihren Beinen und ihren Augen steckt Alles, was sie brauchen, um Alles zu verstehen und zu genießen.

Zum Erstenmale ging er, als es dunkelte, an diesem Abende aus seinem Asyle hinaus und durchstreifte die Stadt. — Es war eine prächtige Sommernacht, phosphorisches Leuchten am Himmel, ein drohendes Gewitter im Süden, die Straßen ziemlich leer, weil die meisten Spaziergänger den Regen fürchteten. Die Steine waren ein wenig benäßt, und ein kühlender Luftstrom thätig, um die heißen Dünste aus den Mauern dieser riesenhaften Häuser zu jagen. — Eugen wanderte, wie ein Fremdling ohne Heimath, an den lichthellen Gebäuden hin. — Es kennt mich Niemand hier, sagte er, unter den Hunderttausenden denkt kein Mensch an mich. Wie schwer wird es doch in dem langen Leben, eine Seele zu finden, die uns gehört; ein Wesen, das sich unlöslich mit uns verschmilzt! Das Leben ist eine Jagd, jeder jagt für sich sein Wild, und wenn zwei ihre Beute theilen, geschieht es, um sich zu betrügen.

In diesem Augenblick hörte er seinen Namen mitten aus einem Menschenstrome, der ihm entgegenkam. Er war in der Nähe des Theaters, in welchem so eben eine neue Oper geendet hatte. Als er aufblickte, hörte er sich nochmals rufen, und plötzlich sah er Komtesse Diana vor sich.

Sie sind ein Himmelsbote, Herr von Werder, sagte die Gräfin, oder es ist wenigstens der glücklichste Zufall, der mich Sie finden läßt. Ich bin mit meiner Mama in der Oper gewesen, Ortenstein führte sie dicht vor mir, nur einen Augenblick sah ich mich nach unserem Diener um und wurde von ihnen getrennt.

Wo ist Ihr Wagen? fragte Eugen.

Ich weiß es nicht, sagte sie. Vielleicht haben wir keinen. Wir wohnen im British Hotel, und der Abend war schön genug, den kurzen Weg zu Fuß zu machen. Wir sind an weitere Promenaden gewöhnt.

Eugen bot ihr den Arm, sie suchten und warteten; nach einigen Minuten erblickten sie den Bedienten, der beauftragt war, das Fräulein zu finden und zu begleiten, da Ortenstein die alte Exzellenz weiter geführt hatte.

Digitized by Google

Sie sind von Ihrem Ausfluge also zurück? sagte Diana.

Seit einigen Stunden, erwiderte er.

Und wir begegnen uns sogleich, rief sie lächelnd. Ortenstein wußte nichts von Ihnen, nur daß Sie, wie er boshaft behauptete, in Sümpfen umherirrten und vielleicht darin schon umgekommen wären.

Im Gegentheil, sagte Eugen, um nicht in Sümpfen umzukommen, eilte ich in die Berge und ergötzte mich an der ursprünglichen Schönheit und Lieblichkeit einer höheren Natur.

Sie haben Recht gethan, antwortete die Gräfin. Nichts ist entnervender, als die flache Gewöhnlichkeit dieses Brütosens aller miasmatischen Fieber. Wir sind wiederum drei Tage hier gewesen und werden morgen Früh in unser grünes stilles Dorfleben zurückkehren, wie die Schnecke in ihr Haus. Es ist ganz artig, dann und wann die Fühlhörner herauszustrecken und befriedigt zurückzuziehen. — Unser Prozeß ist gestern in letzter Instanz entschieden, ich bin dadurch etwas reicher geworden; das Beste aber, oder das Schlimmste, sind die Erfahrungen über die Zustände der Menschen und der Gesellschaft, welche man dabei macht. Man erschrickt und erstaunt vor diesem Gewebe der Kultur, die so sehr gerühmt wird, und zieht sich gern auf sich selbst zurück, um bescheiden mit Wenigem vorlieb zu nehmen.

Eugen wurde durch diese Bemerkung erregt, die so sehr zu seinen eigenen Empfindungen paßte. Das Gespräch wurde in dieser Richtung weiter geführt und endlich abgebrochen, als in der Nähe des Hotels die alte Gräfin und Ortenstein erreicht wurden. — Die Erzellenz freute sich sehr über den günstigen Zufall und machte Eugen Vorwürfe, daß er, statt lange Wochen in der Sommerhitze umherzuwandern, nicht in Grünau sein Versprechen erfüllt habe. — Jetzt gleich wiederholen Sie es, sagte sie. Baron Ortenstein hat mir in nächster Woche einen Besuch zugesagt, lassen Sie uns die Gewißheit mitnehmen, daß Sie ihn begleiten wollen.

Eugen blickte zu Dianen hin. — Sie finden bei uns keine ursprüngliche höhere Natur, sagte diese lächelnd, Alles ist sehr einfach und doch vielleicht nicht ganz gewöhnlich.

So erwarten wir Sie, sagte die Gräfin, und nach einer Reihe von Familienfragen fügte sie hinzu: von der Baronin Walny hat Diana vor einigen Tagen Briefe aus Wiesbaden empfangen. Sie richtet sich dort ein, die Saison ist außerordentlich glänzend; aus allen Weltgegenden strömen die Gäste herbei, aber es ist fürchterlich theuer. Nun, Walny ist reich genug, er kann es thun, doch nichts geht über Einfachheit und Ruhe. Kommen Sie recht bald, Herr von Werder, Cäcilie schreibt uns, daß sie eine Gesellschafterin mitgenommen habe, gegen deren Vater Ihre Familie einige Verpflichtungen erfüllen zu müssen glaubt. Das Kind soll drollig seyn und macht ihr viel zu schaffen. Kennen Sie es?

Ja wohl, sagte Eugen lächelnd. Cäcilie will die Tochter des alten Freundes meines Vaters erziehen.

Die alte Erzellenz lachte auch, indem sie den Kopf schüttelte, aber sie sagte nichts weiter. Nach einigen Abschiedsworten war Eugen mit Ortenstein allein.

Nun, rief der Baron, indem er Eugens Arm nahm, ich habe zwar meine Hand von Dir abgezogen und will mit Deinen Affairen nichts weiter zu schaffen haben, denn Du hast mich danach behandelt. Aber ich freue mich doch, Dich zu sehen, denke, daß Du wieder menschlich leben und empfinden willst und kann mich somit doch wieder in soweit um Dich kümmern, daß ich Dich einlade, diesen Abend mit mir zu speisen, was Du mir nicht abschlagen darfst.

Nach einigen Weigerungen mußte sich Eugen darein ergeben, und Ortenstein führte ihn mit sich fort in einen auserwählten Kreis, wie er sagte, von dem der Sommer einige Reste übrig gelassen habe, die mit einander auszukommen suchten. Es war ein Gesellschaftslokal, wo ungefähr ein Dutzend Herren beisammen saßen, die alle aus der Zahl der Begünstigten stammten. — Einige davon kannten Eugen aus früherer Zeit, den Anderen wurde er vorgestellt und mit Zuvorkommenheit empfangen. Der Baron war sein unverdrossener Beschützer und Bewunderer. Man aß vortrefflich und trank noch besser; die Unterhaltung drehte sich um alle großen und kleinen Begebnisse; nur Politik und was damit zusammenhänge, erklärte Ortenstein, sey ein für alle Mal ausgeschlossen, um sich den Appetit nicht zu verderben.

Eugen hörte ein buntes Wischi-Waschi über die neue Oper, über Sängerinnen und Tänzerinnen, über Hoffeste und Reisen, über ein Paar Schönheiten aus der letzten Zeit, und über mancherlei Leute, die er nicht kannte. — Ortenstein war aber auch hier bald der bemerkbare Mittelpunkt der Geselligkeit. Er wußte Alles und kannte Alle. Seine Kritik war belustigend, seine Anekdoten erregten schallendes Gelächter, und seine gastronomischen Betrachtungen füllten die Pausen.

Was ist aus Ihrem Vetter Waldenau geworden? fragte endlich einer der Herren. Er hat den Abschied genommen.

Oder nehmen müssen, fügte ein zweiter leiser hinzu.

Ist er nicht mehr hier? rief ein dritter.

Mein Vetter, sagte der Baron, läßt sich bestens empfehlen. Er hat den Dienst quittirt, um unter

Digitized by Google

Amors und Fortunas Fahnen zu fechten. Ein liebenswürdiger Gentleman wie er, der alle Herzen in Bewegung setzt, kann meines Erachtens etwas Besseres thun, als Lieutenant in einer kleinen Garnison seyn.

Er hat merkwürdiges Glück, fiel ein anderer ein. Solche Genies sind selten. Wo ist er denn?

Auf Reisen, sagte Ortenstein.

Nachdem Sie ihm hier die höheren Weihen ertheilt haben, Baron, konnte er nichts Besseres thun.

Ich habe ihn vor einigen Tagen noch in Gesellschaft der Gräfin Arnheim gesehen, sagte einer der Herren.

Bei diesem Namen wurde Eugen aufmerksam. Man sprach hin und her, er hörte verschiedene Urtheile, welche darin übereinstimmten, daß Gräfin Diana jetzt unbestritten eine der ersten Partien geworden sey, nachdem der gewonnene Prozeß ihr das ganze große Vermögen gesichert habe. — Sie wurde liebenswürdig und geistreich, aber auch absprechend und verkehrt gefunden.

Sie ist durchdrungen von ihren Vorzügen und wünscht ein Charakter zu seyn, sagte Eugens Nachbar. Ueber Alles ein Urtheil haben, überall ihren Geist bewundert sehen, von allen Berühmtheiten aufgesucht und anerkannt werden, das ist ihre Eitelkeit und ihr Ehrgeiz. — Ich habe sie früher gekannt, als ihr Vater noch lebte, der, so geizig er war, doch gern mit allerlei Gelehrten, Professoren und Künstlern verkehrte, vielleicht weil die mit dem schlechtesten Essen vorlieb nehmen. Komtesse Diana machte schon damals ihre Kunststücke. — Sie hatte Bücher in Masse gelesen, malte in Oel, spielte vortrefflich, sprach vier Sprachen und schnitt dabei eigenhändig die dünnsten Theebutterbrödchen, zur Freude der beglückten Mama.

Ein lustiges Gelächter belohnte die Spöttereien, welche von mehreren Seiten fortgesetzt wurden. Ortenstein vermehrte sie durch seine Vertheidigungen, denen man die boshafte Absicht anmerkte. Die alte Exzellenz und ihre geistreiche Tochter wurden die Zielscheibe allerlei platter Witzeleien, und Eugen fühlte in seiner aufsteigenden Verachtung große Lust, sich der Geschmähten anzunehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Die ersten Kaffeehäuser in Paris.

Vor ungefähr hundertundachtzig Jahren kam im Gefolge Soliman-Aga's, Gesandten der Pforte am Hofe Ludwig's XIV., ein Armenier, Namens Pascal, nach Frankreich, der auf dem Jahrmarkte der Vorstadt St. Germain eine Bude eröffnete, vor welcher die Menge verwundert stehen blieb. Pascal verkaufte nämlich darin für drittehalb Sous eine Tasse Kaffee-Aufguß, ein damals noch so unbekanntes, neues Getränk, daß nur die Unerschrockensten es wagten, diesen fremdartigen Saft zu kosten, von dem man sich unglaubliche Geschichten erzählte, die indessen die Leichtgläubigkeit des Volkes für wahr hinnahm. Als man endlich jedoch gewahr wurde, daß der Kaffee nicht vergifte und nicht dumm mache, auch überhaupt keine Fähigkeit des Geistes und Körpers störe und lähme, so wagte man es nach und nach, auch ein Täßchen zu versuchen, Pascal's Bude erfreute sich des lebhaftesten Zuspruches, und bald wurde sein Name volksthümlich. Entzückt über diesen Erfolg und von dem Wunsche beseelt, sein dabei schon gesammeltes Vermögen zu vergrößern, errichtete dieser erste Pariser Kaffeewirth nach dem Schluß des Jahrmarktes von St. Germain ein beständiges Kaffeehaus am Quai-de-l'Ecole; der Zuspruch des Publikums blieb ihm eine Zeitlang hier treu, ließ aber wieder nach, und Pascal verließ Paris, um sich nach London zu begeben. Ein anderer Armenier, Malibran, versuchte es, den Enthusiasmus des Publikums für den Kaffee wieder zu beleben, doch theilte dieses zweite Etablissement, in der Straße Mazarin, sehr bald das Schicksal des ersten. Jetzt bemächtigte sich die Konkurrenz dieses Geschäftszweiges: an der Brücke Notre-Dame und in der Straße Saint-Andre-des-Arts wurden gleichfalls Kaffeehäuser eröffnet, und ein Lahmer, Candiol mit Namen, ging von Haus zu Haus, von Laden zu Laden, und verkaufte Kaffee, den er vor den Augen der Trinker bereitete, zu zwei Sous die Tasse, mit Inbegriff des Zuckers. Ein Sizilianer, Procope, hatte endlich den glücklichen Einfall, der seinen Vorgängern nicht in den Sinn gekommen war, einen eleganten, komfortablen Versammlungsort einzurichten, wo das Vergnügen, den neuen Trank zu schlürfen, nur eine angenehme Nebensache ausmachte, denn ihm war es klar geworden, daß die Franzosen nicht wie die Orientalen den Kaffee in der Einsamkeit zu trinken vermochten. Sein erster Versuch auf dem Jahrmarkt von St. Germain gelang vollständig; er eröffnete darauf in der Straße Fossés-Saint-Germain, dem Théâtre Français gegenüber, das berühmte Kaffeehaus, das noch jetzt unter dem Namen „Café Procope" besteht. Von jenem Augenblick an waren die Cafés für immer in Frankreich eingebürgert. Unter Ludwig XV. zählte man in Paris schon mehr als sechshundert Kaffeehäuser, und in der Provinz hielt man es für eine Ehrensache, dem Beispiele der Hauptstadt zu folgen. Durch den Franzosen Declieux wurde der erste Kaffeestrauch nach Martinique

Digitized by Google

übersiedelt; er hatte den Muth, für diese kostbare Pflanze dasselbe zu opfern, was einst de Jussieu für die Ceder des Libanons gethan, die jetzt mit ihrem riesigen zweigereichen Wipfel den Pariser Pflanzengarten überschattet: er entzog sich selbst während der ganzen Reise das Trinkwasser, um jenen zarten Strauch damit zu erhalten, der das Glück und den Reichthum der französischen Kolonieen begründen sollte.

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt uns aus Rom vom 25. Januar: Eine wichtige Entdeckung beschäftigte in den letzten Tagen die hiesigen Antiquare. An dem See von Bracciano liegt eine kleine Besitzung des deutschen Kollegiums, Vicarello, bekannt durch heiße Mineralquellen und deßhalb wegen rheumatischer Uebel häufig besucht. Säulentrümmer und bedeutende Substruktionen, die sich daselbst vorfinden, zeigen, daß auch in alten Zeiten der Ort bewohnt war, und nach dem Charakter des Mauerwerkes schließend, nahm man an, es habe daselbst eine prächtige Villa aus Trajan's oder Hadrian's Zeit gelegen. Neuerdings wurden nun in dem Wasser der Quelle selbst verschiedene Stücke schweren etruskischen Kupfergeldes sehr hohen Alterthums aufgefunden. Man meinte daher, einen in jener Zeit vergrabenen Schatz gefunden zu haben. Bald aber kamen auch Münzen der römischen Kaiserzeit zum Vorschein, und der als Numismatiker rühmlichst bekannte Jesuit Pater Marchi hielt es daher der Mühe werth, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben und Nachforschungen anzustellen, die bald an 4500 Pfund Kupfermünzen ans Tageslicht förderten. Darunter befinden sich etwa 500 Pfund jenes rohen, ungeprägten Erzes, dessen man sich in den ältesten Zeiten statt des Geldes bediente, während von da ab alle Perioden bis in die spätere Kaiserzeit in zusammenhängender Reihenfolge vertreten sind. Es ist eben dieser Umstand, der den Fund so interessant macht, selbst wenn, wie es scheint, wichtige Neuigkeiten sich nicht unter den entdeckten Münzen finden sollten. Außerdem sind verschiedene Weih-Inschriften, dem Apollo und den Nymphen gewidmet, entdeckt worden, wie auch sonst an antiken Badeorten diese Gottheiten zusammen verehrt werden. Eine solche Inschrift nennt die Nymphen Nymphae Damitianae; eine andere, in griechischer Sprache abgefaßte, ward von einem Manne gesetzt, der, wie es scheint, den Gebrauch seiner Füße hier wieder erlangte. Man erkennt daraus, daß diese Quellen auch im Alterthume schon als Heilquellen benutzt wurden, und zwar schon in der entlegenen Zeit derjenigen Epoche, in welcher noch die Wage den Verkehr vermittelu mußte. Das gefundene Metall ist ohne Zweifel von den Heilung Suchenden dem Heiligthume dargebracht worden, gerade wie vor mehreren Jahren in den toskanischen Appenninen ein ähnlicher Fund, ebenfalls mit Votivbildern verbunden, an einem Gewässer gemacht wurde.

[Die Katakomben in Rom.] Die Veröffentlichung des großartigen Werkes, betitelt: „Catacombs de Rom" — schreibt man aus Paris —, wofür die Nationalversammlung 230,000 Frcs. votirte, wird in Kurzem beginnen und zwar unter der Leitung einer von der Regierung ernannten Kommission, bestehend aus den Herren Ampère, Ingrès, Merimée und Vitel, sämmtlich Mitglieder der Akademie der Wissenschaften. Das Werk wird genaue Kopien der Architektur, Wandgemälde, Inschriften, Figuren, Symbole, Gräber, Lampen, Vasen, Ringe, Werkzeuge, mit einem Wort aller Gegenstände enthalten, welche den ursprünglichen Christen angehörten oder auf sie Beziehung hatten, und die durch vieljährige sorgfältige Forschungen und Nachgrabungen aus den Katakomben des alten Roms zu Tage gefördert worden sind. Seit langer Zeit ist kein Werk von solcher Wichtigkeit, und welches einen so großen Aufwand erforderte, erschienen; nur muß man bedauern, daß während sein Inhalt für jeden Geschichtskundigen, ja in der That für jeden Christen, welchen die Geschichte seines Glaubens interessirt, so äußerst wichtig ist, der hohe Preis von 15—1600 Fr. es Vielen unzugängig machen muß.

Die Briefmarken haben die Wiener Gaunerindustrie auf ein fruchtbares Feld geführt. Wie durch einen Betheiligten erzählt wird, ließ ein Individuum in die Zeitung einrücken, daß bei ihm eine Buchhalterstelle mit tausend Gulden Jahresgehalt zu besetzen sey. Offerten, hieß es, werden nur frankirt Post restante angenommen, und jene, welche Antwort wünschen, wollen die Briefmarken beilegen. Die Zahl der einlaufenden Offerten ist bei solchen Gelegenheiten stets sehr bedeutend, und da angenommen werden konnte, daß jeden Offerent auch eine Antwort wünsche, so war das Erträgniß der für die Antwortschreiben bestimmten Marken kein geringes. Die erwarteten Antworten blieben natürlich aus.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 50 27. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Eugen that dieß auch zuletzt, indem er ruhig die Bemerkung hinwarf, daß auch er die Ehre habe, die Gräfinnen zu kennen, doch nur achtungswerthe Seiten entdeckt habe; Gräfin Diana aber wohl Gelegenheit geben könne, in ihren Besonderheiten anders zu erscheinen, als Viele. — Es ist ein Vorrecht mancher Frauen, fügte er dann hinzu, sich von der gewöhnlichen Unbestimmtheit ihres Geschlechts abzutrennen und sich dem allgemeinen Maßstabe zu entziehen. Wir sind jedoch nur zu gern geneigt, nach den Worten des Dichters, was uns nicht gefällt, zu verwerfen.

Mit einem stolzen Lächeln schwieg er, als Einwände gemacht wurden, und bald darauf benutzte er die Gelegenheit, als Ortenstein ein Spiel einrichtete und Bank legte, sich unbemerkt zu entfernen. — Schon am nächsten Morgen suchte ihn Ortenstein auf, als er arbeitend in seinem Zimmer saß und ganz in der gewohnten Weise sich beschäftigte.

Hier sieht es ja vortrefflich aus, rief der Baron sich umschauend, ganz wie bei einem Weltweisen. Da steht ein Schrank voll Bücher, da der Flügel, dort ein Tisch voll unsterblicher Manuskripte, und hier das Bild der lieblichen, kleinen Frau. — Aber Du mußt hinaus, Eugen, oder Du versauerst. — Wir haben heute eine Partie vor. Wir speisen bei Forstner, man ißt dort ganz vortrefflich, und machen dann einen Ausflug mit Damen. Allerliebste Kinder von der Oper und vom Ballet, Du wirst Dich erzellent amüsiren.

Eugen schlug es ab, Ortenstein lachte ihn aus. — Du bist ein Moralist, sagte er, und Du wirst Dich zu Grunde richten. — Für wen schwärmst Du denn eigentlich? Gestern, als Du Dich fort gemacht hattest, war man überzeugt, Du seyst nicht umsonst für Komtesse Diana in die Schranken geritten, und als ich mittheilte, eine Stunde vorher hättest Du sie nach Haus geführt und in wenigen Tagen würdest Du mit ihr in Grünau die Welt vergessen, gab es ein homerisches Gelächter.

Das kann ich ertragen, erwiderte Eugen. Wann wollen wir reisen?

Sobald ich Kraft und Muth für die frugale Küche in Grünau gesammelt habe, sagte Ortenstein.

Er stellte sich vor den Spiegel, betrachtete sich, und besprengte sich mit einer Essenz, die er bei sich trug. — Es wird sehr langweilig werden, sagte er dann, seine Binde zu einem neuen Knoten knüpfend. Aber warum soll es nicht langweilig seyn?

So solltest Du zu Hause bleiben, antwortete Eugen.

Das würde ich thun, sagte Ortenstein, wenn ich mir nicht vorgenommen hätte, der schönen Diana mein Herz zu Füßen zu legen.

Eugen lachte laut auf. Doch der Baron ließ sich davon nicht anfechten. Du beleidigst mich durchaus nicht, rief er, obwohl Du als Freund mir anders antworten könntest. — Du hast gesagt, Diana sey nicht wie die gewöhnlichen Weiber, und hast vollkommen Recht. Ich verliere kein Wort weiter, aber ich würde Dich zu vernichten suchen, wenn ich nicht wüßte, daß Du unschädlich wärst. Versprich mir also, daß Du mich unterstützen willst, wenn sich Gelegenheit dazu bietet.

Eugen versprach es in voller Lustigkeit, und Ortenstein rieb sich lächelnd die Hände, blies die Stäubchen von seinem Baronfrack und zeigte sein neues Stöckchen aus Paris mit der eidlichen Versicherung, es sey das einzige, was bis jetzt in der Stadt zu haben sey. — Und nun eile Dich, rief er, ich geh' nicht von der Stelle ohne Dich; wir wollen einen köstlichen Tag verleben.

Er ließ nicht ab, bis Eugen sich bequemte; er wußte selbst nicht, was ihn zum Nachgeben trieb. — Ermüdet und unbehaglich kam er spät in der Nacht nach Haus, am nächsten Tage war Ortenstein jedoch wieder da und brachte einige neue Freunde mit, und nun war es aus mit der Einsamkeit und Ruhe des stillen Hauses; Eugen sah sich in tägliche Zerstreuungen und Besuche gerissen.

Digitized by Google

Endlich nach zwei Wochen, als der größte Theil der Gesellschafter Ortensteins sich zerstreut hatte, stellte dieser die Abreise fest. — Er war sehr froh gelaunt und unterhielt seinen Reisegefährten während der eintönigen Fahrt auf staubigen Landstraßen mit den lustigsten Geschichten, bis am Abend in der Ferne der Kirchthurm eines Dorfes auftauchte.

Da liegt Grünau, sagte er, wir sind am Ziel unserer Wünsche. Hoffe nicht zu viel, armer Eugen, vor Allem aber bitte ich Dich, sey mir jetzt nicht hinderlich durch sentimentale Einfälle; wundere Dich auch nicht, wenn ich meine Zeit dem Gegenstand meiner Wünsche widme und Dich vernachlässige.

Du hast Deinen Einfall also nicht aufgegeben, obwohl Du kein Wort mehr darüber gesprochen hast? lachte Eugen.

Aufgegeben, rief Ortenstein, gewiß nicht! Ich bin einmal Diplomat gewesen in früherer Zeit und weiß, daß man dieß Wort nicht kennen darf, selbst wenn es unmöglich scheint zu siegen. Aber welch' glücklicheres Loos könnte Diana ziehen, nachdem Du ihr verloren bist? Gefälliger, nachgiebiger, freiheitsliebender kann kein Mann seyn. Alle ihre Neigungen und ihre Selbstständigkeit bleiben unberührt; ich hasse allen Zwang, alle Beschränkung, weil darin die einzige Möglichkeit liegt, eine Ehe angenehm zu machen.

Und Du wirst ihr Deine Grundsätze vortragen, sagte Eugen.

Ich werde ihr beweisen, daß sie nur mit mir glücklich werden kann, erwiderte Ortenstein.

Der Wagen fuhr durch das Dorf, das nicht zum Besten aussah, denn es bestand aus kleinen, schlechten Höfen. Am Ende lag der Edelhof auf einer Erhebung des Bodens. Es war ein ziemlich großes Gebäude mit hohem gebrochenen Dach, aus dem vorigen Jahrhundert. Eine Reihe trüber Fenster zeigte sich jenseits einer niedrigen Hecke, die von einem schilfigen Graben eingefaßt war. — Kalkstücke waren von den Mauern gefallen, das Ganze sah öde und fast unbewohnt aus. Als der Wagen zur Seite des Hauses durch ein Hofthor fuhr, über welchem ein Wappen von Stein ausgehauen war, kam ihnen Niemand entgegen, kein Hund selbst bellte auf. Die Abenddämmerung lag mit falbem Schimmer auf einem weiten Gartengehege, hohe Bäume rauschten ihnen allein ihre Grüße entgegen.

Ich rieche nichts von Feuer in der Küche, sagte der Baron; aber ihr Engel und Heiligen! da kommt die liebliche Diana von der Jagd.

Es war in der That die junge Gräfin, welche mit einem Schlüsselbunde in der Hand und einem Körbchen am Arm aus einem Seitengebäude trat.

Endlich, sagte sie nach den ersten Begrüßungen, sehen wir Sie. Die Leute sind beim Essen; Niemand hat Ihr Kommen gehört. Ich habe so eben eine Wirthschaftsinspektion gehalten, und meine Befehle ausgetheilt.

So befehlen Sie denn auch über uns, erwiderte Ortenstein galant, indem er ihr den Arm bot. — Eugen folgte die Treppe hinauf, und nach einigen Minuten befand er sich Angesichts der Exzellenz, empfangen von dem heftigen Gebell des Wachtelhündchens, das von Anfang an sein Widersacher gewesen war.

Der Abend füllte sich mit Mittheilungen aus, welche sich meistentheils auf das häusliche Leben der beiden Damen bezogen. Große Güter, Wälder und Gefälle gehörten zu den Besitzungen, und obwohl es ihnen nicht an den nöthigen Verwaltern fehlte, blieb doch eine oberste Aufsicht zu führen, die Kenntniß, Geschick und Thätigkeit erforderte.

Mir würde es nicht möglich seyn, sagte die alte Gräfin, trotz aller Aufmerksamkeit, diese Herrschaft auszuüben, aber seit mein Mann nicht mehr bei mir ist, hat Diana das Meiste übernommen. Sie hat ein Auge, das Alles sieht, ein Gedächtniß, das sich nie irrt, und eine Kenntniß der Geschäfte, welche Manchen abhält, sich auf schlechte Dinge einzulassen. Sie prüft alle Rechnungen, erscheint, wo man sie nicht vermuthet, und läßt sich nicht irre machen, wenn man sie anführen will.

Eugen sah Ortenstein lächelnd an und betrachtete die zierlichen weißen Hände der jungen Dame, welche vor ihm den Thee bereitete und auf die emphatischen Lobeserhebungen nichts erwiderte.

Sie werden sehen, sagte sie endlich, sich zu Eugen wendend, wie gütig meine Mama für meine Beihülfe in ihren Sorgen ist. In unserem kleinen Haushalt gibt es wenig zu thun; einige Dienerinnen sind unser ganzes Gefolge. — Die Hofwirthschaft und was dazu gehört, wird von den alten erprobten Dienern meines Vaters geführt; eine Oberaufsicht ist daher leicht gemacht, und diese läßt mir immer Raum, um für mich selbst so viel Zeit zu verwenden, als ich verbrauchen will.

Eugen überließ es dem Baron, mit Höflichkeiten zu antworten, er selbst verfolgte gern die anmuthige Geschäftigkeit der jungen Gräfin, welche so einfach und natürlich sich bewegte, und so geräuschlos die kleinen häuslichen Geschäfte besorgte, daß der alte Diener kaum nöthig war, der ehrerbietig hinter ihrem Stuhle stand.

Nach einigen Stunden befand Eugen sich ganz behaglich und vertraulich zwischen lebhaften Plaudereien über die verschiedensten Dinge. Er ergötzte sich über Ortensteins Bemühungen, sich liebenswürdig und angenehm zu zeigen und diese Aufgabe zwischen den beiden Damen zu theilen, und bedauerte

Digitized by Google

es, als die Gräfin, um ihren Gästen Ruhe zu gönnen, sie verabschiedete.

Wir sind daran gewöhnt, sagte Diana, nach ländlicher Sitte nicht allzuspät zu wachen, um früh in den Tag hinein zu leben. Die Herren mögen sich jedoch keinen Zwang thun und nach ihren Gewohnheiten verfahren.

Der alte Diener leuchtete ihnen die Treppe hinauf, und wenn nichts an diesem Hause zu rühmen war, war es jedenfalls seine Bequemlichkeit aus der guten alten Zeit.

Ortenstein, der dieß besonders anzuerkennen wußte, verklärte sich jedoch noch mehr, als er beim Eintritt in das große Zimmer seinen gedeckten Tisch erblickte, welcher mancherlei Speisen und mehrere gefüllte Flaschen aufzeigte.

Der wehmüthige Zug verschwand aus seinem Gesicht, er schickte den Diener fort, umarmte Eugen und sagte dann: Welche bewunderungswürdige Sorgfalt. Diana ist ein Engel! — Ich hatte mich in mein Schicksal ergeben, mit einer Tasse Thee wie ein Soldat im ausgeplünderten Lande zu schlafen, aber hier ist Noahs göttlicher Stoff. Ach! wie Schade, daß der alte würdige Graf — ich muß von meinem Schwiegervater mit Ehrfurcht sprechen — immer die allerschlechtesten Weine kaufte.

Er versuchte ein Glas und es fand eine neue Begeisterung statt. O! Fluch über die Verleumdung und Bosheit der Menschen! rief er. Dieser Wein ist vortrefflich. Hierher Eugen, wir sind eingezogen in das Land Kanaan, hier ist Wohlseyn, hier laß uns Hütten bauen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Kardinal Mezzofanti.

Es sind heute (16. März) drei Jahre, daß der berühmte Linguist Mezzofanti (geboren 1771 in Bologna), dem seine Landsleute den Beinamen il miraculo gegeben, in Rom gestorben ist, ohne daß bis jetzt Jemand den Versuch gemacht hätte, über den Bildungsgang dieses merkwürdigen Mannes Licht zu verbreiten. Es dürfte darum unsere Leser wohl interessiren, wenn wir nachstehend einige Urtheile zusammenstellen, wie wir sie in verschiedenen Werken gefunden haben. Mezzofanti selbst machte die Entdeckung seiner fabelhaften Befähigung zum Erlernen fremder Sprachen, als er die verwundeten Soldaten der napoleonischen Armee im Hospital von Bologna besuchte. Die früheste Notiz über Mezzofanti scheint die in Stewart Rose's „Briefen aus dem nördlichen Italien" im zweiten Bande S. 54 zu seyn, wo er sagt: „Der Löwe des Tages, auf den ich mich beziehe, ist der Signore Mezzofanti, welcher, als ich ihn sah, obwohl er erst sechsunddreißig Jahre alt war, zwanzig Sprachen verstand und in achtzehn Sprachen sich unterhalten konnte. Er sprach sie sämmtlich mit Geläufigkeit, und diejenigen, über welche ich selbst ein Uetheil hatte, mit größter Präzision. Ein deutscher Offizier erklärte, er habe ihn von einem Deutschen nicht unterscheiden können. Ein Diener aus Smyrna, der mich begleitete, versicherte, Mezzofanti könnte in allen Ländern des Großherrn für einen Griechen oder einen Türken gelten. Was mich aber am Meisten überraschte, war seine große Sicherheit im richtigen Gebrauche der englischen Zeitformen, denn so oft und so lange ich mich auch mit ihm in dieser Sprache unterhielt, niemals ließ er sich in jenem Kapitel der Grammatik, dem furchtbaren Steine des Anstoßes für Schotten und Irländer, einen Fehler zu Schulden kommen." Der ungarische Astronom Baron Zach, selbst kein unbedeutender Linguist, gibt in seiner „Correspondance Astronomique", im vierten Bande S. 191, folgende lebhafte Schilderung von ihm: „Professor Mezzofanti spricht zweiunddreißig Sprachen, lebende und todte, und zwar in einer Weise, die ich näher beschreiben will. Er redete mich auf Ungarisch mit einem so gewandten Komplimente und in so vortrefflichem Magyarisch an, daß ich ganz von Erstaunen ergriffen war. Später sprach er deutsch mit mir, Anfangs in gutem Sächsisch und dann im österreichischen und schwäbischen Dialekt, mit einer Korrektheit, die mir das höchste Erstaunen und bald ein schallendes Gelächter abnöthigte. Er sprach englisch mit Kapitän Smith, russisch und polnisch mit dem Fürsten Wolkonski mit derselben Geläufigkeit, als wenn er seine Muttersprache geredet hätte. Beim Mittagsmahl, nachdem ich mit ihm mehrere Sprachen geplaudert hatte, kam ich plötzlich auf den Gedanken, ein Paar Worte in walachischer Sprache an ihn zu richten. Ohne Zögern und, wie es schien, ohne nur darauf zu achten, auf was für einen ungewöhnlichen Dialekt ich mich eingelassen hatte, fuhr meine Polyglotte in derselben Sprache fort, und zwar so schnell, daß ich ihm zurufen mußte: „Langsam, langsam, Herr Abbé, ich kann Ihnen wirklich nicht folgen, ich bin am Ende mit meinem Latein." Er konnte auch eine andere Sprache, die ich nie im Stande gewesen wäre, loszubekommen, nämlich die Zigeunersprache." Byron sagt von ihm: Er ist eine wandelnde Polyglotte und hätte zur Zeit des Thurmbaues von Babel leben müssen, um als allgemeiner Dolmetscher zu dienen. Ich stellte ihn in allen Sprachen, von denen ich nur einen Flug wußte, auf die Probe, und, in der That, er setzte mich, selbst bis auf mein Englisch, in Erstaunen." Im Jahre 1820 hatte der gelehrte Däne Molbech eine Zusammenkunft mit ihm. Er sagt: „Es gibt kaum einen en-

Digitized by Google

ropäischen Dialekt, den dieser wunderbare Polyglottist nicht spräche. Ich fand einen Deutschen bei ihm, mit welchem er sich in geläufigem, wohlklingendem Deutsch unterhielt; als wir allein waren und ich mit ihm in derselben Sprache zu reden anfing, unterbrach er mich mit einer Frage auf Dänisch. Er bediente sich dieser Sprache ganz korrekt." Der deutsche Bibelgelehrte Fleck gibt (in seiner „Wissenschaftlichen Reise") eine lange Notiz über Mezzofanti. Er sagt: „Eines Vormittags sprach er im Vatikan neugriechisch mit einem jungen Mann, hebräisch mit dem Rabbi der Bibliothek, russisch mit einem Magnaten, lateinisch und deutsch mit mir, dänisch mit einem jungen dänischen Archäologen, englisch mit den Engländern, italienisch mit Vielen. Er ist niemals gereist, außer nach Rom und Neapel, und an letzteren Ort begab er sich, um zur Ausbildung geborner Chinesen als Missionäre das Chinesische zu studiren. Er weiß das Hamburger Deutsch vom Hannover'schen sehr wohl zu unterscheiden, und selbst das Wendische ist ihm nicht unbekannt." Ungünstig äußert sich über ihn Madame Paget, eine Siebenbürgerin, deren Buch 1842 erschien. „Mezzofanti", sagt sie, kam herein (in den Vatikan) während er sich mit zwei jungen Mohren unterhielt. Er konnte ungefähr vierzig Jahre alt seyn, ist von kleiner Statur, mager und von blassem, ungesundem Aussehen. Seine ganze Person war in einer affenähnlichen unruhigen Bewegung. Er spricht ganz gut ungarisch und hat mehrere ungarische Bücher gelesen; er redete mich sogar auf Walachisch an, allein zu meiner Schande konnte ich nicht darauf antworten. Er fragte mich, ob ich Slovakisch verstände. Als er uns dann einige Bücher zeigte, las er aus ihnen Neugriechisch, Lateinisch und Hebräisch. Mit einem Geistlichen, der in Palästina gereist war, sprach er Türkisch. Ich fragte ihn, wie viele Sprachen er verstehe. „Nicht viele", erwiderte er, denn ich spreche nur vierzig oder fünfzig." Ein anonymer russischer Reisender, der „Briefe aus Rom" (1846) erscheinen ließ, sagt: „Ich habe zweimal diesen merkwürdigen Mann besucht, der Seinesgleichen nicht hat in der gelehrten Welt. Er sprach in meinem Beisein acht Sprachen mit Geläufigkeit; er drückte sich im Russischen sehr rein und korrekt aus. Selbst jetzt, in seinem vorgerückten Alter, studirt er noch immer neue Sprachen und Dialekte; so lernte er vor nicht langer Zeit Chinesisch. Ich bat ihn, mir eine Liste von allen den Sprachen und Dialekten, in welchen er sich auszudrücken vermöchte, zu geben, und er übersandte mir, mit seiner eigenen Hand geschrieben, den Namen Gottes in sechsundfünfzig Sprachen, von welchen dreißig (die Dialekte ungerechnet) europäisch, siebzehn asiatisch (auch ohne die Dialekte), fünf afrikanisch und vier amerikanisch waren. Er gehört zu den wunderbarsten Merkwürdigkeiten der ewigen Stadt." Bei dem Examen, welches die Zöglinge des Kollegiums der Propaganda in Rom ablegten, wobei die jungen Missionäre verschiedener Länder in ihrer Muttersprache Reden halten, sah man Mezzofanti fast mit allen Schülern eine Unterhaltung anknüpfen, indem er mit gleicher Gewandtheit von den Dialekten des äußersten Westen zu denen des äußersten Osten, vom Irländischen, das er mit Leichtigkeit sprach, zum Chinesischen, das er besonders liebte, überging.

Mannigfaltigkeiten.

Die amerikanischen Dampfböte auf dem Nord-Repier (Hudson) sind wegen ihrer großen Schnelligkeit lange berühmt gewesen. Schon im Jahre 1829 lief das Dampfboot „North Amerika" mit 1000 Passagieren an Bord die Strecke zwischen New-York und Albany (150 engl. Meilen) in 10 Stunden. Gegenwärtig wird eben der Bau eines Dampfers begonnen, welcher denselben Weg zwischen New-York und Albany in 5 Stunden machen soll. Derselbe ist bestimmt, mit der Eisenbahn, welche zwischen diesen beiden Städten ungefähr ganz an den Ufern des Flusses hinläuft, zu konkurriren. Seine Proportionen: 500 Fuß Kiellänge, 350 F. Decklänge, Aussehen wie ein Schwertfisch, an beiden Enden 7½ F. Kiel vom Deck ausstehend und über Wasser sichtbar, scharf und spitz wie das Schwert des Musterfisches, vorn und hinten also gleich, bei einer Maschinerie, die beides rückwärts und vorwärts arbeitet, wird sich nicht rund drehen, sondern hierin einem Fährboot gleich seyn, wird Bequemlichkeit für 3000 Passagiere haben und den berühmten Namen „George Washington" tragen. Plan und Riß sind von Mr. Davidson zu New-York.

„Englische Kälte und Gemessenheit, französischer Unternehmungsgeist, deutsche Umständlichkeit, spanischer, ungarischer und polnischer Adelsstolz, schwedische und norwegische Sparsamkeit, holländische Reinlichkeit, dänischer Wankelmuth und italienischer Verschwörungsgeist, russische Blindheit und schweizerisches Heimweh geben, chemisch ausgedrückt, einen Niederschlag von europäischer Uneinigkeit", sagte Napoleon 1812, kurz vor dem Feldzug nach Rußland zu seinen Generalen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 51 29. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Es war spät und die letzte Flasche geleert, als Ortenstein sich endlich zur Ruhe begab. — Zu beiden Seiten des großen Zimmers befanden sich kleinere, in denen gewaltige Himmelbetten die müden Gäste erwarteten.

Lange aber hatte Eugen das Licht ausgelöscht und noch immer wollte der Schlaf nicht kommen. Als er die Augen öffnete, fiel dämmerndes Mondlicht herein und belebte die Schäfer, Schäferinnen und Reiter auf den alten Tapeten. Es kam ihm vor, als bewegten sie sich und nickten ihm zu, und je länger er hinsah, um so mehr glaubte er in den Gesichtern Dianas feines, gewinnendes Lächeln zu entdecken. Er stützte sich auf den Arm und gab sich einer Täuschung hin, die er mit halb umstrickten Sinnen träumerisch verfolgte. Plötzlich klangen von unten herauf die Töne eines Instrumentes, tiefe volle Akkorde, welche regellos aus dem Boden zu quellen schienen und in seiner Seele verhallten. — Seine Blicke hefteten sich glühend am Boden fest, als könnten sie ihn durchbohren; sein Herz schlug mit heftigen Schlägen, eine Stimme flüsterte ihm ins Ohr: Sie denkt an Dich! — Er lachte laut auf und warf sich auf die andere Seite.

Am Morgen, als er erwachte, schien die Sonne hell zu ihm herein. Es war spät, Ortenstein war fort, er begleitete die junge Gräfin auf einem Spazierweg, den sie früh schon nach einem nahen Meierhofe gemacht hatte.

Als Eugen in das Familienzimmer trat, fand er die alte Exzellenz mit Briefen und allerlei Zuschriften beschäftigt, welche an sie eingegangen waren. — Da ist auch ein Brief von Ihrer Schwester, sagte sie, worin sie anfragt, ob Sie bei uns seyen, und für diesen Fall hat sie eine Einlage gemacht, die Ihnen sonst aufbewahrt werden sollte.

Sie reichte Eugen ein gefaltetes Blättchen und fügte freundlich hinzu: Es ist mir lieb, Herr von Werder, daß wir es nicht aufzubewahren brauchen, sondern Sie bei uns haben. Nun richten Sie sich ein und bleiben Sie recht lange. Ich sagte gestern zu Diana, unser abgeschiedenes Leben in diesem alten Hause würde Ihnen nicht behagen, und Etwas liege in Ihrem Gesicht, was wie Unruhe und Schmerz aussehe. Diana meint jedoch, Künstler hätten immer Dissonanzen in sich, die aufgelöst werden müßten, um zur Harmonie zu kommen, und was Sie von Ihnen wisse, berechtige Sie zu glauben, daß Sie gern gekommen wären und besser aushalten würden, wie der gute Ortenstein, der so sehr daran gewöhnt ist, in den bunteſten Kreisen zu leben.

Eugens Versicherungen beruhigten sie, und wohlgefällig setzte sie das Gespräch fort, das zutraulich auf Familienverhältnisse einging. — Lesen Sie doch, was Ihre Schwester schreibt, sagte sie; aus dem ganzen Briefe an Diana geht nichts hervor, als daß ein Vergnügen das andere jagt, eine Masse neuer Bekanntschaften gemacht werden und nichts so sehr zu bedauern sey, als daß wir das reizende Leben nicht theilen können, wovor wir uns bedanken.

Eugen warf einen flüchtigen Blick in das Papier, das mit einer ganz kleinen Oblate geschlossen war, die dem leichtesten Drucke nachgab. Seine Stirn wurde heiß, als er Evas Schriftzüge erkannte; er erschrack bei dem Gedanken, daß diese Zeilen von fremden Augen gelesen werden konnten.

Ich bin zu alt, fuhr die Gräfin fort, und Diana sehnt sich glücklicher Weise nicht nach solchem geräuschvollen Treiben. Sie liebt freilich auch den Glanz, und bei ihren Ansprüchen, ihrer Jugend und ihrem jetzt ganz gesicherten Vermögen, ist es sogar nöthig, daß wir in nächster Zeit ein wenig mehr hervortreten. Wir werden zum Herbst wieder in der Hauptstadt wohnen; aber an Feste freilich können wir dann erst denken, wenn Diana, was ich herzlich wünsche, eine glückliche Wahl getroffen hat, ich meine einen Gatten, der ihrer ganz werth ist. Habe ich dieß Glück noch erlebt, so habe ich Alles erreicht, was ich vom Leben fordern konnte; meine Stunde mag dann kommen, wann sie will, sie wird mich vorbereitet finden.

Engen hatte gelesen, Eva schrieb in den lustig-

Digitized by Google

sten Ausdrücken über ihr freudenvolles Leben, und wie gütig und voller Zärtlichkeit Cäcilie für sie sorge. — „Deinen Brief habe ich erhalten, fuhr sie dann fort, aber sorge nicht um mich, lieber theurer Eugen, ich denke Dein, ich küsse Dich, wo ich auch seyn mag. — Du mußt sehr traurig gewesen seyn, Deine Worte drücken das aus. Es war mir, als ich sie las, als ob Thränen an den Buchstaben hingen, als ich aber genau hinsah, waren es meine eigenen nassen Augen. Ich sah Dich stehen so liebevoll, wie Du immer bist, wenn Du die Hand auf meine Stirn legst und tief in meine Augen schaust. So habe ich Dich immer am liebsten gehabt, aber Du mußt nicht schelten, nicht zürnen, kein so strenger Moralist seyn, wie Deine Schwester sagt. Wir bleiben noch vier Wochen hier, dann wollen wir nach Spaa, wo es auch herrlich seyn soll, und Baron Walny meint, eine rasche Tour nach Brüssel und über Paris zurück würde uns gewiß nicht schaden. Was werde ich Alles sehen, theurer geliebter Eugen, und wenn ich endlich zu Dir zurückkehre, wie Vieles werde ich Dir erzählen können! — Hier ist alle Tage fast Tanz im großen Kursaale, und wöchentlich Ball. — Ich habe tanzen gelernt, ich glaube in einem Tag; Cäcilie nennt mich ihr kleines Genie. Nun tanze ich gern, und Alle sagen, ich tanze himmlisch. Walny hat mich auf den Winter getröstet, wo Ball sich an Ball reihen soll. — O! wie glücklich bin ich, lieber Eugen: wie entsetzlich einfältig war ich, ehe ein göttlicher Wille Dich zu mir führte, und was würde aus mir geworden seyn, wenn ich Dich nie gesehen hätte! Ich friere bei dem Gedanken an das elende Häuschen und das Leben darin. — Liebe mich, Eugen, liebe mich, Du hast es mir zugesagt. Wie selig macht mich der Gedanke, wo Du mit mir alle Freuden des Lebens theilen wirst, ich immer Deine kleine Frau, Dein Evchen, der Du Alles opferst."

Mit einer raschen Bewegung drückte Eugen das Papier zusammen und steckte es ein; jede Antwort auf die Mittheilung der Gräfin wurde ihm erspart, denn eben kamen Diana und Ortenstein von ihrem Spaziergange zurück.

Sie sind, wie ich merke, sagte das Fräulein lachend, einer der Maler, die den Sonnenaufgang wundeebar schön darstellen, aber ihn nie selbst erleben mögen. — Mein ganzes Lob und aller Ruhm daher auf den Scheitel meines tapferen Ritters, der mit den Lerchen um die Wette singend mit mir auszog und fröhlich heimkehrt.

Der arme Baron sah jedoch nicht so aus, als wäre ihm besonders lustig zu Muthe. Er war naß vom Wiesengrase; seine sauber lackirten Stiefeln schienen unrettbar verdorben, seine Morgentoilette war gänzlich verwildert, bestäubt und schmutzig, er selbst schweißbedeckt und erschöpft. — Aber er ermannte sich bei dem Lobe, und die Hand seiner Dame küssend, sagte er mit feinem Lächeln: Ihr Ritter für immer, Komtesse Diana. Die Kreuzfahrer haben schwerlich mit größerer Sehnsucht die Zinnen von Jerusalem erblickt, als ich das hohe Dach dieses edlen Hauses, das so viel Schönes und Herrliches hegt und pflegt.

Er streckte sich in dem Polstersessel aus und es blieb zweifelhaft, welcher Sinn seinen Worten gegeben werden sollte. Nach einer Stunde Ruhe hatte er sich jedoch völlig erholt, und mit der Entfernung der bestäubten Kleider war er wieder der höfliche, galante Vertreter der neuesten Moden und der besten Gesellschaft, welcher seine ganze Aufmerksamkeit und Anbetung einer Schönen widmete, die scherzend sich gefallen ließ, was sie nicht zu ändern vermochte.

Es waed ein schöner, froher Tag. Gräfin Diana zeigte ihren Gästen Alles, was das Haus, der Gaeten, der Park und der anliegende Wald enthielt. Ortenstein war endlich müde gemacht, sie ging mit Eugen in den Bibliothekaal, wo es kühl war, und zeigte ihm die Bücherschätze, welche drei Großväter und ihr Vater hier aufgestapelt hatten; das Beste aus der Masse hatte sie ausgelesen und in einigen Schränken besonders zusammengestellt. —

Hier bin ich, wenn ich allein seyn will, sagte sie, und hier sollen Sie seyn, so oft es Ihnen gefällt.

In dem Nebenzimmer wohnte sie, dort stand ihr schöner Flügel, und sie setzte sich und sang ihm Lieder, die er oft schon gehört, aber nie so gehört hatte. Alles, was sie sagte, kam ihm bedeutungsvoll vor. Es waeen Gedanken darin, wie er sie selbst schon gedacht zu haben glaubte; Alles, was sie that, hatte etwas Wohlthuendes und wurde von ihm empfunden.

Eugen sah auch heut mit Freude, wie ihr Ordnen und Walten sich bis auf die kleinsten Dinge erstreckte und wie ihr geistiges Erfassen weit darüber hinausging, bis in's Gebiete des Wissens, wohin so leicht keine Frau gelangt.

Als er am Abend allein war, dachte er mit Freuden an den nächsten Morgen, wo er ihr Begleiter seyn würde. Er dachte an Alles, was sie zu ihm gesprochen, und süßer hatte er nie geträumt; dann aber steeckte er die Hände aus, als plötzlich Evas Bild sich zwischen ihn und seine Erscheinugen drängte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Guter Rath für Auswanderer.

Die Behandlung der deutschen Einwanderer in New-York.

(Nach den Angaben eines menschenfreundlichen Amerikaners, Herrn R. S. Cook in New-York.)

1.

Die Betrügereien in New-York selbst.

So oft ein Schiff, das von Europa her mit Auswanderern an Bord kommt, in der Ferne sichtbar wird, entsteht eine Bewegung im Hafen von New-York. Da nähern sich mehrere hundert Einwanderer dem Ziel ihrer Hoffnungen. In ihrem stillen heimathlichen Dörfchen, fern im Innern Deutschlands, haben sie von Amerika gehört. Man hat ihnen gesagt, gutes fruchtbares Land sey um geringen Preis hier zu kaufen, die Bewohner erfreuten sich freier bürgerlicher Einrichtungen, und die freie Bewegung des Christenthums werde von keiner Staats- oder Kirchengewalt beschränkt. Ihre Hoffnungen sind durch die lange Seereise nur noch mehr gehoben, und ihre Erwartungen gespannt. Sie freuen sich, dem engen Schiffsraum zu entfliehen und das Land ihrer Sehnsucht zu betreten. Indem das Schiff die Bay von New-York hinauffährt, sehen sie die schönen Landhäuser mit ihren lieblichen Anlagen, das rege Treiben in der Stadt mit allen Zeichen des Wohlstandes und die hohen Thürme der verschiedenen Kirchen; — sind ihre Erwartungen nicht bestätigt, daß sie in ein herrliches, blühendes Land gekommen sind?

Siehe, da fährt ein Dampfboot an sie heran, Männer entsteigen ihm, die ihre Sprache reden. Sie werden begrüßt als ankommende Landsleute. Man verheißt ihnen, aufs Beste für sie zu sorgen, ihnen eine schnelle, bequeme und wohlfeile Reise nach dem Innern zu verschaffen. Die Ankömmlinge, arglos, mit den Künsten des Betruges nicht vertraut, schenken ihnen Glauben und schließen, noch ehe sie landen, den Reisekontrakt ab. — Manche vielleicht weigern sich, darauf einzugehen. Aber siehe! — indem sie landen, springen wiederum Männer auf ihr Schiff und reden ihnen zu, doch mitzukommen auf ein Passage-Bureau, um sich Reise-Scheine zu kaufen. Weigern sich die Einwanderer noch immer, so nimmt der Eine dieß Kind, der Andere ein anderes Kind an dem Arm; damit gehen sie voraus, und die unerschrockenen und verwirrten Eltern folgen ihnen endlich doch, wie ein Schaf dem Metzger nachfolgt. — Oder seys auch, daß die Einwanderer glücklich in ein Gasthaus gelangen, ohne bereits verkauft zu seyn, so räth der Wirth ihnen an, sich ja alsbald eine gute Reisegelegenheit zu sichern. Unter dem Schein von Gefälligkeit und Dienstbeflissenheit führt er sie zu einem Bureau, mit dem er in Verbindung steht, und wo ihm ein bedeutender Antheil an dem Gewinn bereits zugesichert ist.

Alle solche Leute sind Mäkler. Das Bestechendste ist, daß sie im Namen der Obrigkeit zu den Einwanderern kommen. Sie tragen die Inschrift an sich: „Privilegirte Mäkler für Einwanderer"; denn sie haben einen Erlaubnißschein für 20 Thaler gelöst. (Freilich eigentlich ein Schein der Erlaubniß zu Betrügereien und Erpressungen.) Wie können da die Einwanderer anders denken, als solchen Männern dürften sie ruhig vertrauen? Ja, diese Mäkler geben sich nicht selten für die von der Obrigkeit angestellten Beamten aus, denen der Einwanderer Gehorsam schuldig sey! Wer sind aber diese Mäkler, die unter dem Schilde des Gesetzes den Einwanderer plündern und berauben? Ein Inhaber eines Passage-Bureaus, der selbst mehrere Mäkler unterhält, versicherte, sie seyen durchgehends Menschen, wie man sie in Sing-Sing (ein Zuchthaus bei New-York) nicht schlechter finden könne; wenn ihre Schandthaten an den Tag kämen, so säßen die allermeisten morgen in Sing-Sing.

Und diese Gräuel werden immer ärger. Seit einem Jahre ist's dahin gekommen, daß die Passage-Bureaus außer den Mäklern eigene Schläger, Fechter besolden. Ein solcher Schläger erhält monatlich 60—120 Doll. Dafür muß er dem Mäkler helfen, Gewalt zu gebrauchen, entweder gegen den Einwanderer oder gegen die anderen Mäkler. Die Mäkler, deren es an 300 gibt, erhalten noch mehr: bis zu 100, ja zuweilen 200 Dollars monatlich. Außer diesem Gehalt bekommen sie noch für jeden Einwanderer, den sie zum Passage-Bureau führen, 1 bis 1½ Doll. sogenanntes Kopfgeld. Die Summe, welche auf diese Weise von den mehr als 200,000 Einwanderern, die jährlich in New-York landen, betrügerisch erpreßt wird, beläuft sich nach zuverlässigen Berechnungen auf mindestens eine Mill. Dollars (2½ Mill. Gulden)!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bekanntlich ging vor Kurzem die Notiz durch viele Blätter, daß ein Schwede nachgewiesen habe, Göthe stamme durch seine Vorfahren eigentlich aus Schweden. Dieselben hatten den Namen Ersander, welcher aber später Göthe ausgesprochen wurde. Es soll nun auch dieselbe Feder erörtert haben, daß Schiller gleichfalls ein Schwede sey. Sein Urahn war Barbier in einem Dorfe unweit Stockholm und hieß Jeffers. Da sein Geschäft nicht mehr gehen

Digitized by Google

wollte, schnürte er eines Nachmittags bei den langen Sommertagen sein Bündel und wanderte zu Lande über Petersburg und Kalisch nach Marbach in Schwaben. Hier ging es ihm sehr gut und weil er die geistigen Getränke überaus liebte, so trank er mit Leidenschaft immer von dem Weine, welcher als eine Mischung rother und weißer Trauben in Württemberg den Namen „Schiller" führt. Die spaßigen Marbacher nannten ihn daher spottweise selbst „Schiller", eine Benennung, die ihm verblieb. Der Sohn dieses alten Schweden war der Urgroßvater unsers gefeierten Dichters. Es soll diese lichthelle Forschung von einem schwedischen Professor, Ehselssohn, herrühren. Nachdem es ihm mit zwei süddeutschen Heroen so gut gelungen ist, würde er sich mit um so größerer Leichtigkeit an die norddeutschen gemacht haben, — denn den Kant hatte er schon beiläufig reklamirt. Ein deutscher Privatdozent, Sylbenmeier, aber hat bereits eine Replik geschrieben, worin er, um Göthe und Schiller den Deutschen wiederzugewinnen, nachweist, daß alle Schweden ursprünglich Deutsche sind. Da es ihm aber doch zu despektirlich war, dadurch den Professor Ehselssohn mit zu einem Landsmann der beiden Gefeierten zu machen, so war er so freundlich, eine Etymologie seines nomen propriums beizufügen. Ehselssohn, hierüber empört, will nachweisen, daß sowohl die Schweden wie die Deutschen ursprünglich von den alten Indiern abstammen, also Göthe und Schiller zwei alte Indier, er und Sylbenmeier aber Geschwisterenkel sind, da Ehselssohns Großvater die Schwester von Sylbenmeiers Großmutter war; diese Großmutter war aber ja eigentlich ein Onkel von Ehselssohns Mutter! — Wir hoffen gerade nicht, daß dieser Streit absolut zur Vernunft, aber doch absolut zur europäischen Einheit führen muß.

Der verstorbene Dramatiker Raupach soll ein Vermögen von 70,000 Thalern hinterlassen haben, dessen Nutznießung seiner Gattin (eine geborne Pauline Werner, früher Schauspielerin und auch als dramatische Schriftstellerin bekannt) auf Lebenszeit zusteht; später fällt es der Familie des Verstorbenen zu. Raupach hat mit den Bühnen, namentlich mit der Berliner Hofbühne, so wie mit seinem ersten Verleger, Campe in Hamburg, glänzende Kontrakte gehabt. Er bezog in seiner früheren Stellung als Hofpoet und als Vorleser der Prinzessin von Preußen sehr ansehnliche Gehalte und lebte bei alledem sehr einfach. Raupach's Begräbnißtag (22.) fiel gerade auf den Sterbetag Göthe's. Seine bekanntesten dramatischen Produktionen sind außer den bereits genannten noch: Isidor und Olga, vor hundert Jahren, die Schule des Lebens, der Müller und sein Kind. Im Ganzen schrieb er über 70 Stücke.

In Frankfurt a. d. O. ließ sich während der eben beendigten Messe ein Mann sehen, der Steine von sechs bis acht Pfund, wie sie ihm von der Straße gebracht wurden, mit der bloßen Hand in Stücke schlug. Der noch junge Athlet holt ein Paar mal kräftig aus und läßt die geballte Faust dann mit krachendem Schlag auf den Stein fallen, daß dieser mitten durchspringt. Freilich gehört dazu auch eine Hand, wie er besitzt, deren Ballen und Seite mit einer förmlichen Hornhaut überzogen sind, so hart wie Stein selbst. Er ist aus dem Dessauischen.

Ein Herr C. W. Busch in Odessa will den „Grund des menschlichen Lebens" entdeckt und es mittelst dieses Geheimnisses möglich gemacht haben, sich von allen Krankheiten zu heilen und das Alter Methusalems zu erreichen. Für sein Geheimniß verlangt er von jedem nur zwanzig Thaler. Am besten sey es, persönlich zu ihm nach Odessa zu kommen. „Busch lügt nicht und betrügt Niemand," sagt er selbst in der allgemeinen Zeitung, also muß man's glauben.

Ein Geizhals wurde im neuen Jahre Vater von einem muntern Zwillingspaar. „Welch' ein glückliches Zusammentreffen!" rief er aus; „da brauche ich nur einen Kindtaufsschmauß zu veranstalten!"

Charade.

Sicher in den Offizinen
Findest du mich alle Zeit,
Ob man dir auch Labetränke
Oder bittern Wermuth beut.
Aber wenn im Unternehmen
Ich mich dränge ernstlich auf,
Wirst du dich wohl sehr bedenken,
Hemst in deinem Thun den Lauf.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 52 31. März 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

9.

Eine Reihe heiterer Tage schlossen sich diesem ersten an, und als man zu einer Zeiteintheilung gelangte, ließ sich jede Stunde in bestimmter Weise benutzen. — Ganz früh am Morgen war Diana mit ihren häuslichen Audienzen beschäftigt, und dann immer fertig und bereit zu Spaziergängen, die nach dem Frühstück sich oft bis an einzelne schöne Waldpunkte ausdehnten. Es war ein gewisser Wetteifer zwischen Ortenstein und Eugen entstanden, Alles gut zu heißen, was die Gräfin vorschlug, und sich darin zuvorzuthun, ihr kleine Dienste zu leisten. Der Baron fehlte nie, sich geltend zu machen, überall bei der Hand zu seyn, voraus zu sehen, was das Fräulein wünschen konnte, und mit unverkennbarer Absichtlichkeit Eugen wo möglich zurückzudrängen, der duldend es geschehen ließ.

Waren die Spaziergänge beendet, so mochte jeder bis zur Mittagszeit sich beschäftigen nach Gefallen. Ortenstein verfehlte dann nicht, nachdem er sich gesalbt und gebürstet und nach neuestem Geschmack untadelhaft gekleidet hatte, bei den Damen zu erscheinen, ihnen aus den verschiedenen Journalen vorzulesen, welche aus der nächsten Stadt gesandt wurden, die alte Exzellenz bei ihrer Promenade durch den Garten zu führen, den kleinen Hund zu streicheln und über zahllose Abwesende epigrammatische Skizzen und Glossen zu machen. — Er verstand diese Art der Unterhaltung vortrefflich; sein Gedächtniß war ausgezeichnet, seine Personenkenntniß sehr groß, es gab fast keinen Menschen aus der Gesellschaft der höheren und höchsten Kreise, von dem er nicht etwas zu erzählen wußte, und er erzählte mit dem nöthigen Grade von Witz und Bosheit, um das Interesse seiner Zuhörer zu beleben.

Die alte Gräfin lebte auf, wenn er kam. Ortenstein war ein Buch, das man aufschlagen mochte, wo man wollte, es enthielt eine Anekdote, eine pikante Geschichte, eine Erinnerung an Personen und Zustände, die man gut kannte und gern verspotten half. — Daneben konnte der Baron aber auch ernsthaft seyn, wenn er wollte, guten Rath ertheilen, leicht alle Verhältnisse auffassen und alle Schwächen auf der Stelle benutzen. — Wenn Diana am Flügel saß, schlug er die Noten um und klatschte Beifall, wenn sie ein Buch haben wollte, lief er um es zu holen, wenn irgend eine Sache von der alten Gräfin gewünscht wurde, war er immer der dienstgefällige, launige, lachende Freund, der Niemanden sich zuvorkommen ließ.

Während dessen malte Eugen auf seinem Zimmer ein Paar landschaftliche Skizzen, welche er als Andenken hier zu lassen dachte, die aber nicht so werden wollten, wie er es wünschte. Es kam ihm oft vor, als wenn irgend ein feindlicher Kobold neben ihm stände und ihn hinderte, das richtige Maß und die richtige Färbung zu treffen. Es gefiel ihm nichts und er ärgerte sich darüber. Er hatte, wie er meinte, früher ohne alle Mühe weit Besseres geleistet, und jetzt, wo er gern das Beste geben wollte, erschien ihm Alles ungenügend, schal und kalt.

Wenn er dann zur Mittagsmahlzeit wieder im Familienzimmer war, vergaß sich der Unmuth bald. Er saß neben Dianen, sie blickte ihn oft so fragend und nachsinnend an, und wenn sie lächelte, lag in der schönen Ruhe ihres Gesichts ein wunderbarer Muth und Trost.

War das Wetter gut, so wurde am Nachmittage zuweilen ein Besuch bei befreundeten Familien in der Nähe, zuweilen eine Spazierfahrt oder ein Spazierritt gemacht. — Komtesse Diana war keine unerfahrene Reiterin. Es machte ihr Vergnügen, ihr rasches Pferd zu kleinen Wagestücken zu bringen, und den Baron und Eugen, die auf den Gäulen der Gutsverwalter sie begleiteten, in Verlegenheit zu setzen. — Bei Förstern und Holzschlägern, oder oft mitten im Walde unter einem alten Baum, oder auf einem Hügel, der einen weiten Blick gestattete, wurde dann Rast gehalten und unter Scherz und Gelächter frohe Stunden hingebracht. War das Wetter trübe und ungewiß, so führte die Gräfin Eugen in die Bibliothek und las dort mit ihm

Digitized by Google

Shakespeare und Dante, Göthe und was die neue Literatur der Franzosen und Deutschen wöchentlich durch den Buchhändler aus der Hauptstadt ihr zuschickte. — Sie suchten dann Beide aus, was behalten werden sollte, und Diana kannte alle Schriftsteller, sie urtheilte so richtig über ihre Vorzüge und Fehler, sie las so schön und ausdrucksvoll die Gedichte der Poeten, machte sich lustig über die Art, wie die Gedanken jetzt verfolgt würden vom politischen Parteienhasse, daß Eugen Manches lernte und gern sich in Streite einließ, welche sie anzettelte.

Meine Mutter, sagte Diana einst, ist eine eingefleischte Aristokratin, die gegen alle modernen Gleichheitslehren einen unüberwindlichen Abscheu hat. — Nur keine Standesunterschiede aufgehoben, die von Gott eingesetzt sind, nur keine Herabwürdigung, die den Pöbel übermüthig macht. — Sagen Sie ihr bei Leibe nichts von Ihrer vielgerühmten Geistesaristokratie, welche Sie so eben vertheidigten; alle diese Dichter, Maler, Musiker, Bildhauer, Gelehrte und Künstler aller Art scheinen ihr nicht viel besser, als Seiltänzer und Komödianten. Herr von Goethe, ja das ist ein adliger Herr und obenein ein Minister, sie hat ihn in Weimar selbst kennen gelernt und wird Ihnen gern davon erzählen.

Ich werde mir nächstens ein Pröbchen ausbitten, erwiderte Eugen lachend, aber Sie, meine theure Freundin, sollten zur besseren Erkenntniß mitwirken.

Grundsätze und Lehren, mit denen man geboren, erzogen und alt geworden ist, lassen sich nicht fortschaffen, sagte sie. Meine Mama ist besser, wie Sie meinen. Sie thut Niemandem Unrecht, ist wohlgesinnt gegen Jeden, der ihr Ansehen beachtet, und läßt ihre Gnade aufgehen über den Geringsten. Die Leute haben alle großen Respekt vor ihr, und sie vergilt es ihnen durch manche Wohlthaten.

Das thun Sie, liebe Diana, rief Eugen lebhaft. Ich habe Gelegenheit gehabt, zu erfahren, in welchem Grade Sie die Wohlthäterin der Armen sind. Sie sorgen für Unterstützung der Kranken, Sie helfen, wo es fehlt, nehmen sich der Kinder an, besuchen die Schule, ermuntern zum Lernen, treiben überall zum Fleiß und zur Ordnung, und dulden kein Unrecht.

Das thue ich wirklich, lachte die Gräfin, allein deßwegen bin ich eben so wohl eine Aristokratin, wie meine Mutter, denn ich finde die meisten Bestrebungen unserer Zeit höchst abgeschmackt und verderblich. — Ich achte jedes Wissen, ehre jede Kunst, freue mich jeder fortschreitenden Erkenntniß, aber ich finde mich beleidigt von dem rohen Drange derer, die Lehrer der Menschheit seyn wollen, Alles in Auflösung und Unordnung zu bringen, und alle Unterschiede aufzuheben. — Es gibt aber Unterschiede, die göttlichen Ursprungs sind, und wehe dem, der sie antastet. Sie sind geheiligt durch Jahrhunderte und Gesetze. — Mensch ist nicht Mensch, wir gleichen uns nicht wie ein Ei dem anderen. Es ist ein großer Unterschied zwischen einem Bauer oder Fischer und dem Freiherrn Eugen von Werder, wie es ein großer Unterschied ist zwischen einem Fischermädchen und der Gräfin Diana von Arnheim.

Eugen hob die Augen rasch zu ihr auf, ein Blitz zuckte durch seinen Kopf.

Die Gräfin sah ihn lächelnd an. — Sie wollen das angreifen, sagte sie. Sie wollen vielleicht sagen, legt das Fischermädchen in die Wiege der Gräfin, und Niemand wird einen Unterschied bemerken. O! das ist vollkommen richtig, aber eben die Wiege thut es, und es ist unmöglich, daß lauter Gräfinnen gewiegt werden sollen. Aber was wir sind, das sind wir, Geburt und Erziehung haben uns abgetrennt, und so lange man die Welt nicht anders machen kann, wie sie ist, muß es bleiben. Wir können nicht Alle ein genußvolles Leben führen und den Musen und Grazien opfern.

Ungefähr dasselbe, erwiderte Eugen, sagt unser Freund Ortenstein, und mit denselben Gründen läßt sich jede Sünde an dem heiligen Geist vertheidigen.

Ich gebe Ortenstein Recht, rief die Gräfin, wenn ich auch anders mir den Mann denke, der seine Aufgabe im Leben versteht. Aber das kann nicht Jeder, dazu muß man von Geburt, Glück und Geist begünstigt seyn, und der Messias der Menschheit soll noch immer kommen. — Freuen wir uns, mein theurer Freund, wenigstens zu denen zu gehören, die, was die Menschen seit Jahrtausenden Schönes und Gutes errungen haben, verstehen und würdigen können; freuen wir uns, daß ein gütiges Schicksal sich unserer annahm, um das Elend schwieliger Hände und verdumpfender Armuth in abgelegener Hütte von uns fern zu halten; aber hüten wir uns zu glauben, es könnte ein Wunder geschehen und Jeder das erreichen. Jede Pflanze hat ihren Boden, wo sie wächst und gedeiht, jedes Wesen sein Glück und seine Freude, doch kein Zaunkönig wird jemals ein Adler werden, mag man ihn noch so hoch in die Luft tragen. Abrichten lassen sich Tiger, aber eine edle Natur läßt sich ihnen nicht einimpfen.

Eugen brach nach einigen Bemerkungen das Gespräch ab, er fühlte sich unruhig und verletzt. — Diana spielte wie gewöhnlich am Flügel, und als die ersten Töne klangen, kam Ortenstein, um sein Amt zu übernehmen. Eugen saß gegenüber, dann und wann sah sie zu ihm hin, sie hatte etwas in ihm aufgeweckt, woran er absichtlich wenig gedacht hatte; jetzt aber arbeiteten die Gedanken in ihm

Digitized by Google

und schauselten an einem Abgrund, dessen Schwärze ihm Entsetzen einjagte.

Er fragte sich leise, was sie von ihm und seinem Geheimniß wüßte, und zum Erstenmale trat dieß mit wilder Angst vor seine Seele. Es kam über ihn, als müßte er fort auf der Stelle, und dann folgte der elastische Gegendruck jedes kräftigen Willens gegen die schwarze Hand, welche Verhängniß oder Schicksal heißt. Er wollte sich nicht unterdrücken lassen, er fühlte, daß er verloren wäre, und er athmete auf, lachte laut, als Ortenstein einen seiner zahllosen Scherze machte, und stimmte ein in den emphatischen Beifall, den der Baron spendete, als Diana aufstand.

Das Wetter ist besser geworden, sagte die Gräfin, und sie schlug einen Spazierritt vor, zu welchem sie Eugen aufforderte. Sie wußte, wie ungern sich Ortenstein dazu verstand, und heut schien es ihr besonders darauf anzukommen, ihn zu Haus zu lassen.

Sie ziehen es vor, mit meiner Mutter eine Partie zu machen, sagte sie, ich dispensire Sie daher. In einer Stunde sind wir wieder hier; ich berichte Ihnen Alles, was wir erlebten.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath für Auswanderer.

Die Behandlung der deutschen Einwanderer in New-York.

(Fortsetzung.)

2.
Die üblen Folgen auf der Weiterreise.

Was wird nun aus den armen Betrogenen, wenn sie New-York hinter sich haben? Ihr Weg nach dem Westen führt über Buffalo. Sie setzen sich, oder vielmehr man setzt sie Abends aufs Dampfboot, das den Hudson-Strom hinauf fährt. Die wilden Gestalten und widrigen Mienen der Mäkler und Fechter, ihre bald lockenden, bald drohenden Worte, ihr lautes Schreien und Lärmen — das Alles ist dem armen Einwanderer noch zu lebendig in der Erinnerung, als daß es ihn schlafen ließe, oder wenn die Müdigkeit ihn endlich in Schlummer wiegt, so treten jene düstern Bilder störend noch in seine Träume ein. Er hofft zwar, jetzt das Schlimmste hinter sich zu haben. Aber ach! das kommt erst. In New-York hat er bloß zugesehen, welche böse Suppe man ihm einbrockte; jetzt kommt's an's Ausessen.

Am andern Morgen landet das Dampfboot in Albany. Der Einwanderer hofft jetzt, per Eisenbahn in 24 Stunden nach Buffalo zu gelangen. Aber siehe! in Albany angekommen, vernimmt er, sein Reiseschein laute für den Kanal. Gemalt ist zwar darauf ein Eisenbahnwagen und ein Dampfboot; aber geschrieben steht nichts darauf vom Fahren mit Eisenbahn, so kann er nichts machen. Andere haben in New-York selber eingewilligt, mit dem Kanalboot zu reisen: warum? weil das nur 2 Dollars, ja vielleicht gar nur 1 bis 1½ koste, und nicht länger als 5—6 Tage daure. Aber wie treffen sie es in Albany? Zunächst wird das Gepäck gewogen. Nur 50 Pfund sind frei, die Ueberfracht kostet bis Buffalo 1, 2, 3 Dollars per 1000 Pfund. Mancher Einwanderer, der viel Gepäck hat, muß auf diese Weise in Albany den ganzen Rest seiner kleinen Baarschaft lassen, zumal die Waage oft so eingerichtet ist, daß, was sonst 50 Pfund schwer war, hier 100 Pfund wiegt.

Nun folgt die langwierige Kanalfahrt, die mit einem Packetboot freilich nur 5 bis 6 Tage dauert, aber mit einem gemeinen Einwandererboot 8 bis 14 Tage. Ist am Kanal etwas beschädigt, das reparirt wird — und dieß kommt bei den vielen Schleußen sehr häufig vor — so muß das Boot anhalten, so daß die Reise oft mehrere Wochen dauert. Und in welcher Lage ist der Einwanderer während dieser langen Zeit? Für ein Nachtlager ist kein Platz; die Fahrt des von zwei Pferden gezogenen Boots geht so langsam, daß die Passagiere oft Stunden lang neben dem Kanal her zu Fuße gehen; Lebensmittel werden ihnen keine gereicht, nicht einmal Feuer, um sich einen warmen Kaffee zu bereiten, so daß die meisten sich von Wasser, Brod und allenfalls Speck die ganze Zeit nähren müssen. Wer fragt darnach, ob die armen Leute krank sind, verzagt und verzweifelt in Thränen schwimmen?

Endlich stößt das Boot in Buffalo an's Land; für die meisten Einwanderer ist das die Stunde ihrer Befreiung; sie setzen sich auf ein Dampfboot, das sie über die großen Seen trägt. Aber außer der trüben Erinnerung bleibt bei Vielen eine geschwächte Gesundheit und ein leerer Beutel zurück aus dieser düsteren Zeit. Einzelne haben noch weiter akkordirt bis nach Cincinnati, und für diese fängt derselbe Jammer dann wieder von vorne an.

Man fragt: warum sind denn die Passage-Bureaux so sehr darauf aus, die Einwanderer auf den Kanal zu schicken? Ja, bei Beförderung mit dem Kanalboot zahlen sie nur 50 Cents (1 Cent = 1½ Kreuzer) per Kopf, während sie sich 100—300 Cents von dem Einwanderer zahlen lassen, und noch dazu die betrügerisch erpreßte Ueberfracht. Dieses Judasgeld ist's, wofür sie ihre Mitmenschen in Noth und Jammer verkaufen. (Auf der Eisenbahn

von Albany nach Buffalo ist der stehende Preis 5 Dollars. Nun bewilligt zwar die Eisenbahn-Direktion den Mäklern für jeden Einwanderer 25—30 Cents, das ist ihnen aber nicht genug.)

Das Gesetz vom 11. April 1850 verordnet zwar, daß nur Männer von anerkannt sittlichem und rechtlichem Charakter einen Erlaubnißschein als Mäkler erhalten sollten; aber es wird, wie in anderen Punkten, so auch in diesem nicht eingehalten. Ließe man die Einwandererschiffe landen, ohne daß irgend ein Mäkler an Bord kommen darf; ließe man dann wirkliche Beamten zu ihnen treten, die in der That von anerkannter Rechtlichkeit sind und die Leute berathen, so wäre vielem Jammer gesteuert und dieser Schandfleck von den Gestaden dieses freien Landes weggewischt. Vorerst kann man nur die Einwanderer selbst so dringend als möglich vor diesen Betrügereien warnen; deßwegen wird Vorstehendes veröffentlicht.

(Schluß folgt.)

Das „Ave Maria" auf dem Friedhofe!

Von C. Müller.

O Ort voll Schauer und voll Trauer,
Was lockst du mich so trüb und bang?
An deiner düstern Epheumauer
Da sinn' und sieh' ich oft und lang,
Der Trauerweide flüsternd Neigen,
Das Zittern in den Zweigen — sieh!
Dieß Schweigen ist für mich kein Schweigen,
Er betet leis: Ave Marie!

Dort kniet bleich auf frischem Grabe,
Ein Mann und schmückt den Leichenstein,
O Gott — er schließt die höchste Habe,
Das theure Weib schließt er ihm ein.
„Hier ruht die Mutter"! — Kind, o sende
Zum Himmel dein Gebet, o kniee!
Das Kindlein faltet fromm die Hände
Und schluchzet leis: Ave Marie!

Und in Cypressen hingegossen
Ein betendes Madonnenbild,
Ruht dort die Jungfrau, schmerzzerflossen,
Die Thräne rieselt sanft und mild:
Treu noch im Tod — war seine Liebe,
Sein letzter Hauch — er nannte — sie!
Und jetzt, die süßen, schönen Triebe?
Sie weinte stumm: Ave Marie!

Du armer Jüngling, dort am Steine
Was suchst Du schon im Todtenreich?
O Gott! sein Alles und das Eine,
Das Liebchen, starr und stumm und bleich;
Es zuckt der Schmerz, der namenlose,
Auf diesem Antlitz — Gott so früh!
Er beugt sich weinend, eine Rose
Bricht er und kniet: „Ave Marie!

Er küßt die bleiche, weiße Rose,
Es ist ein Gruß aus sel'gem Land,
Sie hat aus dunklem Erdenschooße
Sie dem Geliebtem hergesandt;
Ach mit dem Rausch des Lebens endet
Die einz'ge, hohe Liebe nie,
Sie ward dem Himmel nur verpfändet,
O hofft! o glaubt! Ave Marie! —

O liebt! o liebt! — reicht Euch die Hände,
Streng ist gemessen Eure Bahn,
Streng kreis't des Lebens Sonnenwende
Nur Lieb und Hoffnung ist kein Wahn!
Sein Hauch ist Liebe — wie sein Wille
Sebt Ihr sein Vaterauge nie?
O kommt, o kniet zur Friedhofstille,
Wenns Glöcklein ruft: „Ave Marie!"

Mannigfaltigkeiten.

Cambrai wird am 15. August d. Js. ein historisch-religiöses Fest feiern, das alle ähnlichen Feste, selbst das 1850 in Brügge begangene Marienfest, an Pracht übertreffen soll. Bei Gelegenheit des vierhundertjährigen Jahrestages der Ueberbringung des Madonnenbildes in der Kirche Notre-Dame-de-Grace, der Tradition nach von dem Evangelisten Lukas gemalt, welches die Kirche 1452 erhielt, wird man in einem Festzuge alle Könige, Fürsten und historisch wichtigen Personen, welche bei dem Gnadenbilde im Laufe der Jahrhunderte ihre Gelübde ablegten, darstellen, und zwar mit der gewissenhaftesten historischen Treue der Kostüme. Man ist jetzt schon mit den Vorbereitungen beschäftigt. Alle Prälaten Frankreichs, Belgiens und Englands sind zu der Feier eingeladen.

Einem starken Weintrinker rieth der Arzt, den Wein zu lassen, widrigenfalls er Gefahr laufe, blind zu werden. — „Den Wein kann ich nicht lassen," gab er zur Antwort, „meine Natur ist zu sehr daran gewöhnt, und es ist besser, die Fenster werden blind, ehe das ganze Haus einstürzt!"

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 53 2. April 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

So ritten die Beiden bald darauf allein durch Waldwege, wo es geregnet hatte; jetzt schien die Abendsonne mit feurigen Strahlen auf dunkelnde Baummassen, welche ihren kühlen belebenden Athem ausströmten, der sänftigend in Eugens heiße Augen drang. — Die Gräfin auf ihrem raschen Pferde blieb ihm voraus, und ohne umzublicken, schien sie beinahe ihren Gefährten vergessen zu haben, der bald die schlanke Gestalt in den Windungen der Pfade verschwinden sah, bald ihren grünen wehenden Schleier erblickte, der durch die sonnige Luft ihr folgte. — Eugens Blicke jagten ihr nach, schneller als sein unbehülfliches Roß es vermochte, und endlich erwartete sie ihn auf einer Höhe, von welcher weit umher die Gegend zu übersehen war.

Blaue Waldberge dämmerten jenseits der reichen großen Ebene, auf welcher das grüne Meer der Fruchtfelder wogte. Die Schlangenstreifen eines blitzenden Stromes wanden sich durch ein Wiesenthal, über welches die Sonne auf kahle, dunkelgelbe Sand- und Lehmwände fiel, die schroff und spaltig jene saftigen Gründe umringten.

Hier waren Sie noch nicht, sagte die Gräfin, aber das ist der schönste Punkt, und oft habe ich unter diesem Baume allein gesessen und mir mein Horoskop gestellt.

Das klingt geheimnißvoll und romantisch, erwiderte er,

Und doch, sagte sie, halte ich von Beidem nichts. Wenn ich hier saß und auf Blüthenbäume und Erntefelder, auf den Strom und in das blumige Thal, auf die Waldberge und die nackten Sandhügel schaute, kamen meine Fragen an das Schicksal ganz natürlich. — Ein Mann, fuhr sie den Kopf lächelnd aufhebend fort, macht aus sich selbst, was er werden will; wir haben diese Freiheit nicht; wir müssen warten, welcher Zufall uns günstig ist, ob wir zum Sandhügel werden, ob zur Wiesenblume, zur dürren Waldhaide oder zum glänzenden Stern.

Und was hat Ihnen Ihr Horoskop gesagt? fragte Eugen.

O! was es Allen sagt, rief sie lachend; doch nein, ich will nicht ungerecht seyn. Sie kennen mich ja genug, um zu wissen, daß ich nicht zu den ganz Willenlosen gehöre, die der Spielball jeder Laune seyn müssen. — Ich habe früh gelernt, mich mit mir selbst zu beschäftigen, mich vom Augenblick nicht fortreißen zu lassen, um nicht das Glück einer Minute mit dem Glücke meines Lebens zu bezahlen.

Ein Seufzer, halb unterdrückt, preßte sich aus Eugens Brust. Wehe denen also, sagte er, die, von der Minute ergriffen, nicht zu retten sind!

Wer wäre nicht zu retten, wenn er es wollte, erwiderte sie lebhaft. Es ist Frauen, die nichts haben als ihr Herz, zu verzeihen, wenn sie dieses Herzens Irrthümer mit eigenem Untergange büßen: wer aber mehr zu geben hat als heißes Blut und bethörtes Empfinden, der wird aus Irrthümern sich erheben, sie von sich schleudern können.

Was sagen Sie da! rief Eugen, indem er die Hand nach ihr ausstreckte.

Ich sage, erwiderte sie lächelnd, daß die Hand, welche ich Ihnen reiche, zu einem Wesen gehört, das fest entschlossen ist, so glücklich zu werden, als es vermag, und darum sich vor Täuschungen bewahrt.

O! Sie verdienen das reichste, das höchste Glück, theure Diana, sagte Eugen. Nur ein Mann, dessen Seele ganz erfüllt ist von den Schätzen, die eines Königs Haus zieren würden, darf um Ihre Liebe werben.

Meine Liebe! rief die Gräfin den Kopf schüttelnd. Ich bin gar nicht romantisch oder ehrgeizig, um höher zu streben, als mir zukommt; aber der Mann, welcher mich liebt, muß geistig frei und mir verwandt seyn im Wollen und im Trachten. Seine Seele muß mir gehören, ich muß wissen, daß er mich nicht niederzieht, und daß wir Beide uns nicht verderben.

Eugen schwieg, er hielt Dianas Hand noch fest und blickte sie mit heißen Blicken an. Die Abend-

Digitized by Google

sonne überstrahlte ihr Gesicht, das ihm lächelnd zugewandt war. —

Das ist ein hoher Preis, rief er endlich aus, es ist unmöglich, nicht darum zu ringen.

Ich gebe Ihnen die Erlaubniß dazu, sagte sie, aber wohin sind wir gerathen?! — Eine Sonne geht unter, die andere geht auf. Der aufgehenden Sonne entgegen, lieber Eugen! Lassen Sie uns in's sichere Haus zurückkehren; morgen am hellen Tage wollen wir weiter berathen, was uns nöthig ist.

Mit diesen Worten wandte sie rasch ihr Pferd, aber sie reichte Eugen nochmals die Hand, die er mit Küssen bedeckte, und ihre Stimme klang so süß, der Name Eugen kam so oft über ihre Lippen, in ihren Augen lag Etwas, das ihn immer neu heiß aufaßte und beseligende Gewißheit gab.

Als sie das Haus erreichten, war es Abend geworden, und nie war Gräfin Diana so fröhlich und geistig erregt gewesen. — Ihre Stimme war noch klingender und lieblicher, ihre stolze Gestalt schwebte leicht durch die Zimmer. Ein strahlendes Lächeln lag auf ihrem Gesicht, scherzende übermüthige Worte sprudelten von ihren Lippen.

Beim Abschied sagte sie: Morgen wird ein schöner Tag werden. Wenn Sie früh aufstehen wollen, Herr von Werder, sollen Sie mich bereit finden, mit Ihnen zu wandern, wohin uns der Geist treibt.

Ein leiser Druck der Hand begleitete ihre Worte und Eugen fühlte ihn noch elektrisch zucken, als er von Ortenstein, nachdem Beide allein waren, angefaßt und mit scheinbarer Entrüstung betrachtet wurde.

Ich bin empört über Dich, rief der Baron. Heraus mit der Sprache, wie weit bist Du mit ihr? — Was schüttelst Du Dein weises Haupt? Ich sehe alle Zeichen meines Verderbens in Deinen Blicken. Einen ganzen Monat bin ich hier umhergelaufen, habe den Hund gekämmt, die Noten umgedreht, Ecarté gespielt, Leben und Gesundheit in die Schanze geschlagen, und Alles umsonst. — Sie liebt Dich!

Sie liebt mich — und ich! sagte Eugen mit beiden Händen seinen Kopf haltend.

Du liebst sie wie ein Narr, wie ein Besessener! fiel Ortenstein ein; was soll daraus werden?

Was kann ich thun? murmelte Eugen vor sich hin.

Ortenstein lachte laut auf. — Alles, oder nichts, Du Ritter von der traurigen Gestalt. Wer heißt Dich hier die Hand nach verbotenem Gut ausstrecken? Hast Du es aber gewagt, nun dann — so habe auch den Muth zu besitzen oder zu verlieren. — Deine kleine Frau, haha! Eva!

Sprich den Namen nicht aus, stöhnte Eugen heftig. Ortenstein, wenn Du mein Freund bist, rathe mir, — ich bin entsetzlich elend!

Elend, wo das schönste, reichste Mädchen Liebe in jeder Fingerspitze für Dich hat, sagte der Baron. — Wirf Dich morgen ihr zu Füßen, sage ihr, ich kann nicht leben ohne Dich, aber erst muß ein kleiner Irrthum berichtigt werden, der mir zufällig passirt ist.

Nein, nein! rief Eugen, es ist unmöglich, ich kann nicht.

Gut, so sage ihr nichts. Wirf Dich in ihre Arme und vergiß darin den ganzen albernen Spaß.

(Fortsetzung folgt.)

Guter Rath für Auswanderer.

Die Behandlung der deutschen Einwanderer in New-York.

(Schluß.)

3.

Rathschläge.

1. Nie und nimmer laßt euch in Deutschland dazu verleiten, zum Voraus für eure Reise von New-York in's Innere von Amerika zu bezahlen. Gewinnen könnt ihr dabei nichts, verlieren sehr viel. Bezahlt bloß die Seereise bis New-York und nicht weiter.

2. Wollt ihr nach Missouri, Jowa, dem westlichen oder südlichen Illinois oder dem südlichen Indiana reisen, so reiset nicht über New-York, sondern über New-Orleans! Dort ist zwar die Betrügerei auch groß, aber doch nicht so arg, wie in New-York.

3. Ihr braucht euch mit keinem Mäkler und keinem Passage-Bureau einzulassen. Die Mäkler sind die unverschämtesten Lügner. Fragt ihr nach einem Freunde in New-York, so versichern sie euch, er sey weggezogen. Fragt ihr nach einem Wirth, den man euch empfohlen hat, so versichern sie euch, er sey bankerott geworden (d. h. man habe ihn vergantet). Laßt euch durch nichts irre machen, was ein Mäkler sagt! Wenn sie euch noch so frech in's Gesicht behaupten, sie seyen von der Obrigkeit dazu bestellt, euch zu rathen und zu leiten, glaubt es nicht und befolgt es nicht! Verhaltet euch gegen sie, wie wenn ihr weder hören noch sprechen könntet! Müßt ihr durchaus etwas sprechen, so sagt ruhig: „Ich werde schon wissen, was ich zu thun habe," oder dergleichen.

4. Ihr habt in der Regel das Recht, 24 Stun-

Digitized by Google

den nach eurer Ankunft mit eurem Gepäck auf dem Schiffe zu bleiben. Benützet dieses Recht! Eilet nicht! Geht ruhig von eurem Schiffe aus am Hafen hin, so werdet ihr da schon Dampfboote aller Art liegen sehen. An jedem stehen mit großen Buchstaben die Orte angeschrieben, wohin sie gehen. Wollt ihr über Albany nach Buffalo in den Westen, so geht auf das Dampfboot, an welchem „Albany" steht; wollt ihr nach Philadelphia, so geht dahin, wo „Philadelphia" steht. Wenn ihr nur Augen habt und lesen konnt, so braucht ihr keinen aufdringlichen und betrügerischen Führer. Bezahlt erst auf dem Dampfboot eure Reise nach Albany oder Philadelphia ꝛc., und wenn ihr dort angekommen seyd, so bezahlt die weitere Reise!

5. Reiset wo möglich mit den Eisenbahnen und nicht auf den Kanal-Booten. Von Albany nach Buffalo braucht man per Eisenbahn 1 Tag, per Kanal-Boot 8 bis 14 Tage; auf der Eisenbahn hat man im Sommer 150 Pfd. Gepäck frei, auf dem Kanal nur 50 Pfd.; auf der Eisenbahn hat man nur für Einen Tag Beköstigung nöthig, auf dem Kanal für 8 bis 14 Tage. Es ist nur Schein, als wäre es auf dem Kanal wohlfeiler.

6. Wer von New-York über Buffalo nach dem Westen reist, fahre auf der Albany-Buffalo-Eisenbahn oder auf der New-York-Erie-Eisenbahn. Wollt ihr auf der ersteren reisen, so fahrt ihr per Dampfboot bis Albany; dort nimmt man auf dem Bahnhof ein Billet nach Buffalo. In New-York kann man diese Eisenbahnbillette nur bei W. Rischmüller, Greenwichstraße Nr. 104, haben. Wollt ihr mit der New-York-Erie-Eisenbahn reisen (nächster Weg nach Ohio), so geht ihr einfach zu dem Bahnhof in New-York, der sich am Hudson-Fluß, am Ende der Douanenstraße, befindet. Von dort gehts zwar zuerst 35 Meilen weit den Hudson-Fluß hinauf per Dampfboot, dann aber per Eisenbahn in nordwestlicher Richtung gerade durch bis nach Dünkirk am Erie-See (von da weiter per Dampfboot nach Cleveland und Sandusky im Staat Ohio, Detroit im Staat Michigan ꝛc.).

7. Wollt ihr ins Innere des Landes gehen, so laßt euch in keiner der großen Städte von den Deutschen abhalten. Sie werden euch von Bären und Wölfen, von undurchdringlichen Wäldern und giftigen Sümpfen erzählen, die es im Innern des Landes gebe; sie werden euch Schreckbilder vormalen, um euch in ihren Städten festzuhalten. Glaubt ihnen nicht! Laßt euch nicht irre machen! Habt ihr Verwandte oder Bekannte in dem Innern, die euch geschrieben haben, so reiset zu ihnen! Seyd ihr von Deutschland her das Landleben gewöhnt und liebet ihr dasselbe, so wird's auch in Amerika auf dem Land euch schon gefallen, wie es vielen Tausenden eurer Landsleute dort recht wohl gefällt und recht wohl geht.

8. Nie und nimmer kaufet Land, das ihr nicht mit eigenen Augen gesehen habt.

9. Bedürft ihr in New-York guten Rath oder Auskunft über irgend etwas, so geht zur deutschen Gesellschaft, Greenwich-Straße Nr. 95. Mit großen Buchstaben seht ihr da über der Thür geschrieben: „Die Agentur der deutschen Gesellschaft." Da wird man euch unentgeltlich Rath und Auskunft ertheilen. Merkt wohl: dieß ist die einzige Agentur, das einzige Bureau, das „die deutsche Gesellschaft der Stadt New-York" unterhält. Diese Gesellschaft hat einen rein menschenfreundlichen Zweck. Ihre Mitglieder schießen Geld zusammen, wovon sie theils Arme und Kranke unter den deutschen Einwanderern unterstützen, theils zwei Agenten unterhalten, die auf jener Agentur den Einwanderern rathen und helfen. Führt man euch auf ein anderes Bureau und sagt euch, das sey die deutsche Gesellschaft, so mag es wohl eine Gesellschaft deutscher Betrüger und Schurken seyn, aber nicht die Gesellschaft deutscher Menschenfreunde. Diese hat kein anderes Bureau, als das: Greenwich-Straße Nr. 95.

10. Haltet ihr euch in New-York einige Tage auf, so seht wohl zu, in was für ein Gasthaus ihr gehet. Besser ist's, in einem reinlichen, ordentlichen Hause viel zu bezahlen, als unter dem Versprechen der Wohlfeilheit sich in ein schlechtes, schmutziges, verdächtig aussehendes Haus locken zu lassen und da geprellt zu werden. Zu empfehlen ist die „Schweizerhalle", Greenwich-Straße Nr. 109, wo es ordentlich und christlich zugeht. Der Wirth heißt Jakob Affeltranger; er ist ein Schweizer aus St. Gallen, und hat seither für Gesundheit, Reinlichkeit und Annehmlichkeit seiner Gäste wohl gesorgt. Die Preise sind die gewöhnlichen. Hitzige Getränke werden dort nicht ausgeschenkt.

11. Endlich ist jedem Einwanderer aufs Dringendste zu rathen, daß er nicht vergesse, unter dem Sorgengetriebe seiner Ankunft sich der Gnade und Hülfe Gottes in ernstem Beten anzuempfehlen, eingedenk des Spruches: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen, und verlaß dich nicht auf deinen Verstand, so wird's dir gelingen in all' deinen Wegen."

Mannigfaltigkeiten.

[Der Hafenbau zu Holyhead — ein Wunderwerk.] Dieß ist der dritte Riesenbau, dessen sich die Insel Anglesea, das alte Mona der Römer zu Agricolas Zeit (noch jetzt, wie ich dort

Digitized by Google

aus dem eigenen Munde der Bewohner gehört, Mon und Schir Won genannt) rühmen kann, in unserm Jahrhundert. Die ungeheure prachtvolle Menai-Brücke, unter welcher ein Dreimaster mit vollen Stengen kreuzen kann, unterhalb der Eisenbahnstrecke über den Menai, und nun noch der gigantische Bau unter dem heiligen Haupt (Holyhead) der Angeln-Insel, das nach Erin hinüber schaut. Derselbe schreitet rüstig fort. Die Sprengungsoperationen, welche jetzt tagtäglich vor sich gehen an dem sogenannten Berg (Mountain), sind nach dem riesenhaftesten Maßstabe, ja vielleicht die größten, die je in der Welt unternommen worden. Die Schieferquarzsteinbrüche liegen ungefähr ½ englische Meile von Holyhead und sind die größten im Lande. Die Miniroperationen werden in gewöhnlicher Weise betrieben und zwar mittelst schwerer Ladungen von 50,000 Pfund Schießpulver, abgefeuert durch galvanische Batterien. Das auf solche Weise in großen Massen von dem Berg abgetrennte Gestein kommt auf eigene Bahnzüge, wird dann von Lokomotiven fortgeschafft, auf drei Bahnlinien nach dem Wasserrande gebracht und hier in die See übergekentert in eine Tiefe von 50 Fuß bei Niedrigwassermarke, um den Brechdamm (breakwater) zu bilden. Einige von den durch die Explosionen so abgesprengten Felsstücke wiegen über 20 Tons (400 Zentner.) Eine Vorstellung von der ungeheuren Natur der Operationen, wie sie dort vor sich gehen, kann die Thatsache geben, daß nahe an 6 M. Tons (120 Mill. Zentner) Material erforderlich sind, um jene steinerne Brustwehr gegen die brechende See nebst dem Seehafendamm zu bilden, und daß von dieser Gesammtmasse ungefähr 5½ Millionen Tons (110 Mill. Zentner) abgelagert worden, um den Vorstrand des Brechwassers (breakwater) zu bilden, welches eine Weite von 600 Fuß an der Basis haben wird. Die gehörige Senkung des Felsmaterials bestimmt der Ingenieur-Chef und sein Stab. Der Vorstrand wird eine Strecke von 2600 Fuß seewärts laufen, der Brechdamm ein Areal von 316 Acres einschließen, ¾ engl. Meile in der Länge, während die Länge des Seehafendamms 2000 Fuß beträgt, und die Kosten des Ganzen werden sich auf 700,000 Pfd. St. (4,760,000 Thlr.) belaufen. Der unterseeische Holyhead-Havth-Telegraph wird sich daran schließen und ebenfalls vielleicht schon bald das projektirte unterseeisch-atlantische Wunderwerk.

Der seltsame Wettlauf eines Pferdes mit einem Bahnzug hat kürzlich zwischen Brüssel und Paris eine Verzögerung des Zuges verursacht. Ein junges Roß von edlem Blut, das sich in thierärztlicher Behandlung befand, langweilte sich und entsprang. Nachdem es auf seiner Flucht durch einen Fluß und mehrere Graben geschwommen, gerieth es auf die Eisenbahn, wo der ebene, schnurgerade Weg ihm so wohl gefiel, daß es denselben verfolgte. Indessen kam der Zug von Brüssel hinter ihm her und war ihm ziemlich nahe, das Thier gerieth in Schrecken, doch verließ es die Bahn nicht, ob aus Eigensinn, ob aus Sinnesverwirrung, wird nicht gesagt; es verdoppelte seine Anstrengungen, während der Zugführer die Schnelligkeit des Zuges immer mehr hemmte. Das Pferd durchmaß in Zeit einer halben Stunde die Bahnstrecke von Cureghem nach Hal, mehr als dreizehn Kilometer, also nahe an zwei deutsche Meilen. In Hal wollte man ihm den Weg verrammeln, aber wie ein Vogel setzte es über die Schranken hinaus.

Während in Breslau kürzlich ein Diener im Vorzimmer mit der Reinigung der Garderobe seines Herrn beschäftigt ist, erscheint ein wohlgekleideter Mann und ersucht ihn, seinem Herrn einen Brief zu überbringen. Nichts Arges ahnend, geht dieser damit fort und gibt demselben ein Schreiben, welches, mit einem großen Wappen gesiegelt, die Worte enthält: „Geht Er, so geht es; geht Er nicht, so geht es nicht." — Umsonst strengt der Herr seinen Scharfsinn an, er kann und kann diese Hieroglyphen nicht entziffern und sendet den Diener wieder heraus, mit dem Auftrage, den Herrn eintreten zu lassen. — Aber Eheu! — Draußen findet sich kein Herr mehr, wohl aber ist die ganze Garderobe verschwunden, und an deren Stelle liegt ein Zettel mit den Worten: „Er ist gegangen, es ist gegangen!"

Charade.

Das Erste bringt uns jeder Tag,
Das Zweite nur die Nacht;
Das Ganze war auf einen Schlag,
Den Feind zu tödten, nur gemacht.

Auflösung der Charade in Nro. 51:
Scrupel.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag . № 54 . 3. April 1852.

Abschied an meine Freunde!

Der Menschen Thun und Treiben hier auf Erden
Vom Lebens Anfang bis zum Niedergang,
Was ist's, als eine Kette von Beschwerden,
Die das Geschick um unser Daseyn schlang? —
Die jeden regen Trieb der Kräfte bindet
Und ihre Lösung erst am Grabe findet! —

Wohl blickt der Mensch in den Ermattungsstunden,
Wohl zu den Sternen Hülfe suchend auf,
Doch, was er suchte, hat er nie gefunden,
Der kalte Stern geht schweigend seinen Lauf,
Und aus der Todesstund' umwölkten Höhen
Will ihm kein Hauch des Trostes niederwehen!

Und an sich selbst und seinem Glück verzagend,
Fremd in den Mutterarmen der Natur,
Dem fernen Wiederhall sein Leiden klagend, —
Was bleibt ihm auf des Lebens öder Spur?
Was bleibt ihm, wenn die kleinsten Freuden schwinden? —
Er bleibt sich selbst, wenn er sich selbst kann finden!

Von Allem aber, was das reiche Leben
Und die Natur aus ihrem reichen Schooß
Zum Heil und Glück dem Sterblichen gegeben,
Gleicht nichts an Wechsel eines Künstlers Loos!
Wie kann er auch auf dauernd Glück vertrauen,
Er darf ja weder Heerd noch Hütte bauen!

Und heimathfern, ein Fremdling aller Landen
Und flüchtig, wie die Bilder seiner Kunst,
Die, leicht geschaffen, schnell vorüberschwanden,
Hascht er allein des Augenblickes Gunst!
Und wäre, könnt' ihm sein Gefühl nicht lohnen,
Bedauernswerther oft, als Millionen!

So lebt denn wohl, denkt unser oft und gerne,
Denkt dieser froh dahingeschwund'nen Zeit!
Nur En're Liebe folg' uns in die Ferne,
Doch unsern Fehlern schenkt Vergessenheit!
Schwer ist die Kunst und mühsam, die wir üben,
Nur wer sie schonend richtet, kann sie wahrhaft lieben!

Lebt wohl und nehmt aus tiefbewegtem Herzen
Den reinsten Dank für Eurer Freundschaft Glück
Und kehren wir mit unsern leichten Scherzen
Zu Euch, verehrte Freunde, einst zurück,
O, dann gewährt, — was kann mein Wunsch umfassen —,
Empfangt uns so, wie Ihr uns habt entlassen!

Aschaffenburg, den 30. März 1852.

Lothar Lowarthe,
bisher Inspektor und Schauspieler
hiesigen Stadttheaters.

Digitized by Google

Eva.

(Fortsetzung.)

Du willst mich verhöhnen, schrie Eugen mit erstickter Stimme. Es ist Ernst, grausamer qualvoller Ernst, an dem ich untergehen muß.

Wie Du willst, erwiderte der Baron gelassen, es liegt Alles in Deiner Hand. — Sey verständig, und es ist kein Grund zur Verzweiflung da. — Du willst, es soll hier für jetzt von Deiner abenteuerlichen Heirathsgeschichte nichts verlauten, und kannst Recht darin haben, obwohl ich eigentlich nicht einsehe, warum Du sie, hochherzig und ritterlich aufgefaßt, nicht in der nächsten süßen Stunde erzählen willst. Das romantische Licht wird Dir nicht schaden, und Komtesse Diana ist zu aufgeklärt, um nicht leicht darüber fortzukommen.

Fortkommen! — Mein Gott! sagte Eugen, wie kann sie darüber fortkommen? Ich habe eine Frau.

O! Possen, lachte Ortenstein. Deine ganze Ehe ist ungültig, sobald Du willst. Alle Tage kann sie aufgelöst, der elende Priester, der sich dazu hergab, bestraft werden. — Das kann Alles, Gott sey Dank! in der Stille bei uns geschehen; die Verhältnisse liegen so günstig dazu, wie sie liegen können. Der alte Hauptmann ist ruhig zu machen, das Mädchen bekommt ein Stück Geld, ihren Adam, den Fischerbuben, obenein, und höchst angenehm und natürlich löst sich in einigen Wochen Alles bei Deiner kleinen Eva, wie ein Traum der Scheherazade, auf.

Ueberlege das, Eugen, fuhr er gähnend fort, und umneble Dich nicht mit Hirngespinnsten. Ein klein wenig kalter praktischer Verstand hilft aus dieser ganzen Verwirrung. Du wirst daran denken und künftig klüger seyn. Morgen früh erhebe Dich als Endymion, sinke in die Arme dieser keuschen Diana und genieße ein Glück, das noch keinem Gotte und keinem Sterblichen zu Theil wurde. — Ich verzeihe Dir, alles Uebrige wird sich finden. Baue auf Deine Freunde.

Eugen blieb sitzen, er war in fieberhafter Gluth. Bald war es ihm, als hätte der böse Geist Recht, der ihm Ortensteins Rathschläge geschäftig wiederholte und ausspann, bald legte sich eine ungeheure Gewalt auf seine Brust und eine Donnerstimme rief ihm zu, daß es sich darum handle, ehrenvoll zu leben oder auf immer gebrandmarkt. Je länger er nachdachte, um so unlöslicher schien ihm der Knoten. Das Licht brannte nieder und erlosch, und vor seinen heißen Augen schwebte Eva, bleich und traurig. Die Hände zu ihm aufgehoben, kniete sie am Rande des alten Thurmes, und über ihr schwebte das rothe, finstere Gesicht ihres Vaters.

Nein! rief er entsetzt aufspringend, seine kalte, nasse Stirn trocknend, nein und tausendmal nein!

Er stand in der Mitte des Zimmers, Alles war lautlos still. Leise öffnete er das Fenster und sah in den nächtlichen Himmel hinauf, der mit hellen Sternen, wie mit zahllosen Augen, ihn anblickte.

Plötzlich hörte er Ortensteins Stimme, die ihn erschreckte. Er irrte nicht, es war der Baron, den er im tiefen Schlaf glaubte, welcher aber jetzt den breiten Gang des Gartens heraufkam und am Hause hinging. Er war nicht allein, denn er sprach und lachte mit seinem Begleiter, und schon in der nächsten Minute wußte Eugen, daß seine Ahnung ihn nicht täuschte.

Reden Sie leise, Ortenstein, sagte Diana, als sie nahe waren.

Bah, erwiderte der Baron, er schläft und träumt von Ihnen. Ich habe, wie ich denke, ihm den süßesten Trank gereicht, der ihm kredenzt werden konnte. Morgen werden Sie die Wirkung spüren.

Armer Eugen! flüsterte Diana aufblickend. Er hat Recht, ich darf seine Verirrungen nicht eher erfahren, bis wir beide darüber lachen können. Er bereut, das ist mir genug.

Er bereut in Sack und Asche, lachte Ortenstein.

Ich will ihn dafür von jedem Flecken rein waschen, sagte sie. Meiner Liebe soll er sein neues Leben danken. — Ich weiß nicht, Ortenstein, was mich mehr beglückt. Ich habe keinen Haß gegen das arme Geschöpf, das ihn mir nehmen wollte, aber wenn ich denke, daß Cäcilie in mir seit Jahren den Gedanken befestigte, er müsse der seyn, den ich wählen würde, dann scheint es mir ein höheres Werk, ihn aus den Schlingen seines kummervollen Untergangs zu erlösen.

Sie rechtfertigen sich ohne Noth, theure Gräfin, sagte der Baron. Vollenden Sie morgen Ihr samaritisches Werk. Gießen Sie Oel in seine Wunden, diese werden unter Ihren Händen heilen. Mit dem Mädchen wollen wir säuberlich verfahren. Das Herz wird ihr nicht brechen, dafür ist gesorgt.

Machen Sie mit ihr, was Sie wollen, und nun, gute Nacht!

Morgen, flüsterte Ortenstein, wird Eugen diese süßen Finger küssen, und wenn er nicht ewig Ihr dankbarer Sklave bleibt, verdient er seiner Eva wieder ausgeliefert zu werden.

Nennen Sie den Namen nicht mehr, mir graut vor ihm, rief die Gräfin. Fort mit ihm auf immer, er ist widerlich zu denken.

Eugen hatte Alles gehört. Er stand noch auf derselben Stelle, als er draußen den Baron leise durch den Saal gehen hörte. — Alle gegen dieß arme Kind, rief er endlich, und es hat nichts als

Digitized by Google

mich; ich bin auf Gottes weiter Erde sein einziger Beschützer.

Als der erste Schein des Morgens kam, stand er auf und leise wie ein Verbrecher schlich er die Treppe hinunter, öffnete das Haus und eilte fort. Er hatte eine gute Stunde zu gehen, um das nächste Posthaus zu erreichen. — Er forderte Extrapost und schrieb während dessen einen kurzen Brief an die Gräfin.

Eine plötzliche, wichtige Nachricht, die er gestern erhalten, schrieb er, habe ihn gezwungen, sogleich abzureisen. Er habe nicht Abschied nehmen wollen, um sich den Schmerz des Abschieds zu ersparen. Was er zurückgelassen, empfehle er Ortenstein, in der nächsten Zeit aber werde er selbst umständlicher seine Verzeihung nachsuchen.

Und während sein Wagen rasch mit ihm weiter eilte, brachte ein reitender Bote diesen Brief nach Grünau und gab denselben in Dianas Hände, welche so eben, heiter wie der junge Morgen, an der Thür erschien. Hastig brach sie das Schreiben auf und las es. Ohne daß das Lächeln aus ihrem Gesicht verschwand, faltete sie es zusammen und setzte ihren Spaziergang fort.

Nach einer Stunde kehrte sie zurück; Ortenstein kam ihr entgegen. — Wo ist er denn? fragte er. Wo haben Sie ihn gelassen?

Lesen Sie, sagte die Gräfin, indem sie ihm den Brief reichte.

Er ist davon gelaufen! schrie der Baron, ich habe es beinahe gedacht. Ich war in seinem Zimmer, das Bett ist unberührt, das Fenster offen.

Er hat uns gehört, sagte Diana. Wir müssen uns trösten.

Und wir können uns trösten, erwiderte Ortenstein lächelnd, es ist nicht das Geringste verloren. — Er will sich Ueberzeugung verschaffen, will eine letzte Anstrengung machen, lassen wir ihm das Vergnügen. Ich kann mir denken, was er sich ausgesonnen, aber reuevoll wird er wiederkehren und Sie werden ihm verzeihen.

Er geht nach Wiesbaden, sagte sie.

Ganz gewiß, nach Wiesbaden.

Ihre Lippen zuckten verächtlich.

Lassen Sie ihn, theuerste Freundin, bat der Baron, nichts kann besser seyn. Er muß den Unterschied kennen lernen, wissen, was Himmel und Hölle ist. —

Meine Mutter wird uns erwarten, sagte Diana nach einem kurzen Schweigen. Sagen Sie ihr, daß er reisen mußte; lügen Sie, Ortenstein. Scham über mich, daß ich mit Ihnen lügen muß, und dennoch — will ich ihn nicht aufgeben.

(Fortsetzung folgt)

Clemens Brentano's gesammelte Schriften in sieben Bänden.*)

Die Gesammtausgabe von Cl. Brentano's Werken, durch der Zeiten Ungunst nur allzulang uns vorenthalten, ist nun beinahe vollständig erschienen, und bald wird der Clementinische Genius, ein Stern erster Größe, wolkenlos in vollem Glanze am deutschen Dichterhimmel prangen.

Der Herausgeber, Herr Christian Beentano, hat das höchst dankenswerthe Verdienst sich erworben, sämmtliche dichterische Schöpfungen seines Bruders, wovon ungefähr die Hälfte aus bisher ungedruckten Manuskripten besteht, sorgfältig gesammelt, wohl geordnet und so das Seinige dazu beigetragen zu haben, eine empfindliche und unrühmliche Lücke in Deutschlands poetischer Literatur auszufüllen. Von Cl. Beentano war nämlich bisher, mit Ausnahme der bei Cotta jüngst erschienenen Mährchen, immer nur Einzelnes verzettelt, oft in Nachdruck, erschienen, dann wieder antiquarisch gesucht und feilgeboten worden. Manches neuere poetische Erzeugniß, z. B. das Moseleisganglied und die Legende von der hl. Marina, beides unvergleichliche Dichtungen, deren Ertrag der edle Mann zu milden Zwecken bestimmt hatte, war ohnehin nur in kleineren Kreisen bekannt geworden. Aber weder dieses verhältnißmäßig Wenige noch das längst Vorhandene, worunter doch so manche Perle, hatte, wie es eben zu gehen pflegt, bei Vielen, welche anderen Grundanschauungen huldigten, die gebührende Anerkennung und Würdigung keineswegs gefunden. Man nannte unsern Dichter entweder gar nicht, oder, wenn man ihn denn doch einmal nennen zu müssen glaubte, zerrte man in der Regel so lange an manchen unläugbaren Schwächen desselben, daß man kaum Zeit mehr fand, seine geniale Größe zu bewundern. Selbst bei den ihm Gleichgesinnten hatte Cl. Brentano sich mehr einer begeisterten stillen Bewunderung als einer überströmend lauten Lobrederei zu erfreuen. Dazu kam noch die Eigenthümlichkeit des trefflichen Mannes, der es nicht liebte, sein Licht vor der Welt leuchten zu lassen. Manches, was die Gesammtausgabe als willkommene Gabe uns bietet, würde der Dichter — wir sind es fest überzeugt — wenn er noch lebte, entweder gar nicht, oder in vollendeter Form dem Drucke übergeben haben. Seine meisten dichterischen Erzeugnisse, theils die reife Frucht tiefen Studiums und reichen innerlichen Lebens, theils die gelegentlichen Ergießungen heiterer übersprudelnder Laune, pflegten Freunde dem bescheiden Widerstrebenden gleichsam abzunöthigen;

*) Frankfurt a. M., J. D. Sauerländers Verlag, 1852.

Digitized by Google

wie denn überhaupt dem grundguten, biederben, ächt deutschen Manne, nichts so sehr zuwider war als jene hohle Großsprecherei, jenes gespeeizte mit sich Wichtigthun, dem sein jugendlich überwallender Humor in den „Philistern" ein klassisches Denkmal aere perennius gesetzt ist.

So wird denn mit dem Erscheinen der Gesammtausgabe dieses deutschen Klassikers der vaterländischen Liteeatue gegenübee eine alte Ehrenschuld endlich einmal abgetragen, und wir wünschen nur, es möge des Dichtees Geist im frommen deutschen Herzen eine freundliche Aufnahme und gerechte Würdigung finden. Denn die Zeit ist, gottlob, vorüber, wo jene Poesie, „die mit Gott grollt," der das Keeuz „ein räthselhaft ehrwürdiges Alterthum geworden," ihren Terrorismus auch auf dem ästhetischen Gebiete ausüben und jede christliche Lebensäußeeung in Kunst und Wissenschaft ungestraft für vogelfeei erkläeen durfte. Die hohe Begeisterung, mit welcher Amaranth und andere, von christlichem Geiste durchwehte Dichtungen bereits aufgenommen wueden, läßt uns zuveesichtlich hoffen, daß die von Cl. Beentano angeschlagene Tonaet in allen Herzen, die Ruhe, Teost und volle Befriedigung da suchen, wo allein sie zu finden ist, weithin widerklingen werde.

Beteachten wir nun die drei ersten Bände, geistliche, weltliche Gedichte und den Romanzencyklus vom Rosenkranz enthaltend, welches reiche, innerliche Leben einer hochbegabten Dichterseele liegt hier voe den erstaunten Blicken entfaltet; ein wahrer Schatz von Poesie, funkelndes Edelgestein, gewonnen aus des tiefsten Gemüthes nnerschöpflichen Schachten, gefaßt in die kunstvolle, reizende Form keuscher Schönheit! Nicht Nachempfundenes, fremder Gefühlsweise Abgeborgtes, oder bloß der Phantasie Entspeossenes wied hier in klingenden Reimen und schulgerechten Strophen uns geboten; kein christliches Geklimper, kein perfides Liebängeln mit den ernsten Mysteeien des Christenthums; kein pseudoromantisches Ausbeuten seiner ewigen Ideen und tiefsinnigen Symbole zum niedern Zwecke poetischer Ausstaffieung; keine weltschmerzkranke Schwärmerei, die Alles andeee nur nicht ihe eigenes Elend beweint; keine Kunstgebilde, in welchen kalte Technik das fehlende wahr und warm pulsirende Leben ersetzen soll — nichts von Allem dem wird hier gefunden; sondern was in diesen Dichtungen lebt, webt und strebt, ist ein Ursprüngliches, Selbstempfundenes, Selbstdurchlebtes, und trägt das unverkennbare Gepräge innerer Wahrheit an sich. Der Glaube ist unserm Dichter ein nicht bloß äußerlich angeeignetes, sondern ein durch schwere innere Kämpfe wieder errungenes, in bitteren Täuschungen treu bewährtes, duech schmerzliche Leiden nur um so theurer gewordenes Gut. Unter den vielen Gedichten, welche das Schmerzgefühl gottentfremdeten Daseyns, den innern Streit auf Leben und Tod und den Sieg durch die Gnade so ergreifend darstellen, zeichnen sich durch tiefe Gluth der Empfindung, duech überströmende Bilder und Gedankenfülle, so wie durch die wunderbare Kunst, des Herzens leiseste Bebungen in den Lauten der Sprache mitklingen zu lassen, nach unserm Dafürhalten ganz besonders aus: „Weihelied zum Ziel und Ende", I, 26; „Frühlingsschrei eines Kuechtes aus der Tiefe", I, 31; „Es war einmal die Liebe", I. 73; „Das Christkindlein in dee Rose", I, 39; „Die ummauerte Seele und dee Epheu", I, 79; „Weihnacht 1834", I, 142; „An den Engel in der Wüste", I, 384; „Vom innern Sturm verschlageu", I, 390; „Im Wetter auf der Heimfahrt", I, 394; „Frühlingsmorgenlied vom Kirschblüthenstrauß, schweren Stein und des lieben Herzens Güte und Segen", I, 484; ferner „der Traum der Wüste", II, 194; „An N. N. nach ihren ersten Besuchen bei A. C. Emmerich", I, 419; „Kennst du das Land?", I, 477; „Nun soll ich in die Fremde ziehen!", I, 492; „Frühes Lied", I, 495.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Sool- und Dampfbad, so wie das orientalische Bad zu Dürkheim a. d. Haardt, das erste, welches in Westeuropa eingerichtet wird, soll im Mai dieses Jahres eröffnet werden. Bei Ausgrabungen, welche zur Erweiterung des Bades ꝛc. veranlaßt worden, fand man in dem bei dee St. Johanniskirche gelegenen nealten Gottesacker außer kleinen Silbermünzen und vielen Gebeinen mehrere Särge von Stein, welche Reste von Skeletten enthalten. Die Särge sind sieben Fuß lang. Wo der Kopf lag, geht dee Stein schief in die Höhe und Hinterhaupt und Schulteen paßten in die in den Stein gehauene Vertiefung. Dieser Gottesacker wied seit hundert Jahren nicht mehr benutzt. Vordem mag er nach den historischen Nachweisungen tausend Jahre benutzt worden seyn.

Ein grausamer Mensch macht folgenden Vorschlag: Feauen, die bei der Arbeit viel reden, arbeiten wenig. Solche sollte man dazu zwingen, was die Weiber zu Jereya in Afrika freiwillig thun: sie nehmen, so lange sie bei der Aebeit sind, den Mund voll Wasser, um nicht plaudern zu können.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 55 5. April 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

10.

Eugen reiste schnell. Er blieb nur zwei Tage in der Hauptstadt, aber er wandte sie nach allen Seiten an, um, was er beabsichtigte, völlig zu ordnen; dann verschwand er plötzlich und war am Ende der Woche in Wiesbaden.

In dem Augenblick, wo er aus dem Wagen stieg, rollte ein prächtiger Phaeton die Straße herunter. Zwei Damen saßen darin, ein junger, schöner Mann lenkte die Mohrenköpfe, welche pfeilschnell vorüber flogen. — Alles war das Werk einer Minute, aber Eugen hatte genug gesehen. Er hatte seine Schwester erkannt, hatte einen Blick auf die junge schlanke Gestalt an ihrer Seite geworfen, und er stand, wie von einem Traum ergriffen — es konnte nicht anders seyn, er hatte Eva erblickt.

Waldenau wollte sie durchaus noch einmal nach Bieberich fahren, sagte eine Stimme hinter ihm. Mag er sehen, wie weit er kommt; die Pferde sind exzellent, Nachmittag wollen wir nach dem Sonnenstein.

Er will fort? fragte eine andere Stimme.

Wir wollen Alle fort, ich habe es satt hier.

Nun, die Bank wird nicht böse darüber seyn.

Hole der Henker die Bank! Ich wäre artig gerupft fortgegangen, hätte Waldenau mich in den letzten Tagen nicht herausgerissen.

Er hat enormes Glück, sagte die andere Stimme.

Eugen drehte sich um, es war sein Schwager, der eben antwortete: Es ist überhaupt ein Lion, wie er seyn soll, und nobel dabei — All' ihr Heiligen! Eugen, so wahr ich lebe!

Eine Ueberraschung, Walny, erwiderte Eugen.

Also doppelt willkommen, rief der Baron. — Raum hast Du nicht bei uns, wir wohnen beschränkt und übermorgen wollen wir fort, aber da drüben wohnt Waldenau, bei ihm kannst Du unterkommen, und Deinetwegen geben wir ein Paar Tage zu.

Ich habe meine Bestimmung schon getroffen, erwiderte Eugen abwehrend.

Wie Du willst, aber mache keine Umstände. Waldenau macht sich ein Vergnügen daraus, Dich aufzunehmen; oder wenn Du nicht willst, gibt es zwei Zimmer neben den seinen, die Du haben kannst. — Geschwind, wo sind Deine Habseligkeiten, hier muß man rasch zufassen.

Er ließ das Gepäck von einem Diener aufnehmen und zog Eugen mit sich fort. Nach einigen Minuten befand sich dieser in einem eleganten Hause und im Besitz der beiden Zimmer.

Nach einigen raschen Fragen sagte Walny: Cäcilie ist mit Waldenau und Fräulein Hausberg auf einer Morgentour begriffen; sie wird entzückt seyn, Dich zu sehen.

Eva! erwiderte Eugen sich rasch umwendend.

Du kennst ja unsern kleinen Schmetterling, lachte sein Schwager. Cäcilie hat Dir von ihr geschrieben, Du hast sie ihr empfohlen. Auf Ehre! Eugen, das ist ein gefährliches Kind; ich habe meine Freude, wie ihm die Flügel wachsen. Eine geniale Natur, einzig in ihrer Art, wie von Luft und Licht gewebt, empfänglich und eine Leidenschaft dabei, die das kälteste Herz verbrennen kann.

Ich werde sie sehen, erwiderte Eugen sich zum Fenster kehrend.

Du wirst sie sehen, wiederholte Walny, hoffentlich schon zu Mittag, Waldenau versäumt das Spiel nicht und Eva hat was von ihm gelernt; sie spielt nach seinen Regeln und hat Glück; Zweihundert Louisdor hat sie in den letzten Tagen gewonnen.

Eugen wandte sich rasch und erschreckend um, Walny lachte laut auf. Wir spielen Alle, sagte er, und unsere Kasse hat sich trefflich gefüllt, seit Waldenau bei uns ist.

Unsere Reise über Brüssel und Paris nach Haus wird uns keinen Pfennig kosten. Man muß die Gimpel bezahlen lassen, sagt Waldenau sehr richtig. — Doch jetzt, Eugen, mach' Deine Morgentoilette und begleite mich auf die Promenade; ich will Dich vorläufig bekannt machen, Cäcilie mag dann das Uebrige thun. Um zwölf Uhr gehen wir an

Digitized by Google

die Roulette, hoffentlich finden wir Waldenau und Eva.

Eugen gehorchte, Walny schleppte ihn überall hin, um ihm Neues zu zeigen und seinen zahlreichen Bekannten vorzustellen. Dazwischen erzählte er pikante Geschichten von verschiedenen Damen, rühmte sich allerlei Abenteuer, versprach Eugen glückliche Tage und spöttelte über sein ernsthaftes Gesicht.

Ich mische mich nicht in Deine Geschichten, Eugen, sagte er dann, doch was ich gehört habe von Deiner Partie mit Diana Arnheim, freut mich aufrichtig, nur mußt Du bei Zeiten Deinen Plan machen und Dich nicht stören lassen. — Diana ist für das Anschauen vortrefflich; Dein Haus kann nicht besser versorgt seyn. Bildung, Geist, Feinheit des Umganges, alle Talente, die einen Mann stolz machen können und beneidungswerth erscheinen lassen, muß man an ihr bewundern; aber neben solchen Frauen, denen die Leidenschaft fehlt, geht es etwas nüchtern her, und diesen Mangel muß man sich ersetzen. Man heirathet eine Dame, allein man verkauft sich nicht etwa und läßt sich die Augen ausstechen. Du wirst die kleine Eva wiedersehen, aber sie nicht wieder erkennen. Das ist ein Götterkind, bei der Du Ersatz suchen könntest, leider nur kommst Du zu spät. Waldenau hat sie in Beschlag genommen und läßt keinem Anderen etwas übrig.

Es kommt darauf an, erwiderte Eugen spöttisch.

Allerdings, rief Walny, Du siehst in diesem Augenblick so feurig wie der Kriegsgott aus. Aber nimm Dich in Acht, Eugen, Waldenau ist ein Hitzkopf, jeder Zoll ein Ritter. Er ist teufelmäßig mit dem Pistol bei der Hand, und ist ein Schütz, wie er selten zu finden ist.

Ich denke nicht, daß er solche Proben seiner Ritterlichkeit gegen mich nöthig haben wird. — Aber wer ist der Waldenau, von dem ich so Vieles hören muß?

Er ist durch sein glückliches Spiel reich geworden, fuhr Walny fort. Ich meinte, der Mann würde Dir nicht ganz fremd seyn, da er ein Vetter Ortenstein's ist, was ihn mit uns bekannt machte.

Ich glaube allerdings schon von ihm gehört zu haben.

Solche Spieler, gewissermaßen von Profession, sind immer wild leidenschaftlich und der verwegensten Entschlüsse fähig, sagte Walny.

Ich würde mich sehr besinnen, mich in solchen Umgang zu begeben, sagte Eugen stolz.

Du willst mir doch keinen Vorwurf machen? rief sein Schwager. Waldenau ist durchaus untadelhaft, der überall Zutritt hat. Er spielt alle Tage eine Stunde und spielt mit entschiedenem Glück, das ist Alles, was auf ihn fällt. Aber Prinzen und Fürsten spielen eben so wie er, nur daß sie meist verlieren, während er gewinnt; das ist der ganze Unterschied. — Er wird Dir gefallen, wie er Jedem gefällt und den Damen vor Allen. Man kann sich keine schönere Gestalt, keine schönere Sitte, keine gewinnendere Galanterie denken. — Grau, theurer Freund, ist alle Theorie. Wenn Du bei Deiner Diana bist, so moralisire, hier lebe und genieße, und laß Jedem das Seine.

Damit bin ich zufrieden, sagte Eugen lächelnd. Jedem das Seine, das wird uns von Staatswegen gelehrt.

Und nun komm, lachte Walny, und versuche Dein Glück gegen ihn, wenn Du willst, denn wenn ich nicht irre, geht er dort in den Kursaal und Eva schwebt an seinem Arm.

(Fortsetzung folgt.)

Clemens Brentano's gesammelte Schriften in sieben Bänden.

(Fortsetzung.)

Sein guter Genius hat den Dichter, dem göttlichen Helden Ulysses vergleichbar, am Ende seiner Irrfahrten, trotz Wogendrang und Sirenensang, in die Heimath des Glaubens und der Wahrheit zurückgeführt, deren Erinnerung und liebes Bild er im Grunde seines Herzens immer treu bewahrte, hat die tiefergreifenden, unaussprechlich rührenden Gesänge der Sehnsucht und Liebe ihm eingehaucht, hat den überschwänglichen Reichthum der Phantasie ihm gelassen und ihm das Siegel einer höheren Weihe liebend aufgedrückt. Daher ruft denn auch der Dichter Allen, die guten Willens sind, mahnend zu:

Gehör der Welt nicht an,
Sonst ist's um dich gethan,
Nur mich gethan!
Gehör dem Himmel an,
Dann bricht der schlimme Wahn,
Und ich klimm' an!
Ach! lenk den irren Kahn
Von dieser wirren Bahn
Und lande an!
Hier ist kein guter Grund,
Hier in den Gluthen bunt
Ist's nicht gesund!
Weh, dieses bunte Licht
Das falsche Farben bricht,
Führt ins Gericht!

Digitized by Google

Folg' nicht der Wolke kraus,
Komm' heim ins Mutterhaus,
Bald iſt es aus!

Und welche Hand hat den kindlichen Glauben, zu welchem zurückkehren muß, wer eingehen will in das Himmelreich, ſo tief eingeſenkt in des Kindes ebenſo empfängliches als bewegliches Herz, daß des Lebens Stürme ihn nie ganz entwurzeln konnten? Wir erfahren dieſes vom Dichter ſelbſt in jenen einleitenden, durch die Andeutung über des Knaben eigenthümliche geiſtige Entwicklung, ſo wie durch ihre hohe techniſche Vollendung merkwürdigen und höchſt anziehenden Terzinen. Da heißt es denn unter Andern:

In unſre Kammer, leiſe kam's gegangen,
Von Bette ſchlichs zu Bette, gab uns Küſſe
Und ſegnet uns auf Stirne und auf Wangen.
Ich war der letzte. Heiße Thränengüſſe
Fühlt ich aus Mutteraugen auf mich fließen,
Ich wußte nicht, warum ſie weinen müſſe,
Ich traute nicht den Arm um ſie zu ſchließen.
Und als ſie aus der Kammer war geſchieden,
Da mußten meine Augen Thränen gießen,
Da fühlte ich zuerſt den Schmerz hienieden!
Ich betete: „Maria, ſey gegrüßet,
So viele Thränen ſie geweint!" und ſchlief im Frieden.

Und weiter dann:

„Viel war ich krank, kam wenig an die Sonne,
Die bunte Decke war mein Frühlingsgarten,
Die Mutterpflege war mir Frühlingswonne.
Ich konnte oft den Abend nicht erwarten,
Wenn ſie die Wundermährchen uns geſungen
Und rings die Kinder in Erſtaunen ſtarrten.
Und keines iſt mir ſo ins Herz gedrungen,
Als von des ſüßen Jeſus ſchweren Leiden
Wie des Herodes Kindermord mißlungen,
Maria durch Aegypten mußte reiten,
Und was ſie da erfuhr in ſchweren Nöthen,
Da focht ich in Gedanken gen die Heiden
Und ſah ihr Blut in allen Abendröthen.

Wir geben hier noch den Schluß des herrlichen Gedichtes. Ein alter Diener trug auf ſeinen Armen den geſchmückten Knaben zum Erſtenmal ins Kloſter:

Nun hörte ich durch blühnde Gartenhecken
Die Orgel aus der Kirche rührend klingen;
Mich faßte da ein nie gefühlt Erſchrecken.
Als endlich zu der Kirche wir eingingen,
Des Weihrauchs ſüße Wolken mich umwallten,
An hohen Säulen goldne Engel hingen,
Der vielen Bilder ſeltſame Geſtalten,
So ſtille und ſo kühl die hohen Bogen,
Wie unſre Schritte in den Hallen ſchallten,
Die Orgeltöne jubilirend zogen,
Und wie die Mönche zu den Stühlen ſchlichen:
So wunderbar hat nie mein Herz geflogen.
Der Alte machte mir des Kreuzes Zeichen,
Mit Weihewaſſer er mich tüchtig ſprengte,
Befahl mir dann zu horchen und zu ſchweigen.
Die Seele ſich in meine Ohren drängte.
Als laut im Chor ſie meinen Namen ſangen.
Entzücken ſich mit tiefer Angſt vermengte.
Die Worte mir wie Feu'r zur Seele klangen:
„O Clemens, o pia, o dulcis virgo Maria!"
Ein ewiges Gefühl hatt' ich empfangen.
Ruft man mich Clemens, ſprech ich ſtill: „o Pia!
„In meiner letzten Stund dich mein erbarme;
„O Clemens, o pia, o dulcis virgo Maria,
„Empfange meine Seel' in deine Arme!

Unerſchöpflich iſt dann des Dichters Phantaſie in Bildern, welche das vielſtufige Schmerzgefühl der Verlaſſenheit in der Fremde, der Trennung von geliebten Herzen, der innerlichen Verödung und des von wilden Zweifeln durchwühlten, in ſich diſſonirenden geiſtigen Lebens tief ergreifend malen. Wir erinnern hier nur an folgende:

Die Bücher und die Bilder,
Die gelzig ich zuſammentrug,
Sie ſchreien immer wilder:
„O ſteln'ger Acker, ſtumpfer Pflug!"

Die Steine wollt' ich wälzen
Zu einer freien Ausſicht Luſt,
Es wuchs daraus ein Felſen,
Der fiel zurück auf meine Bruſt.

Zerſchmettert, unbegraben
Lag ich in Wind und Wetternoth,
Es fraßen mich die Raben,
Ich ſtarb und ſtarb doch nie zu Tod.

Mich binden Diſtelranken
An's ſonnenglühende Geſtein,
Und Dorn und Neſſeln zanken
Sich um die ſchrei'nden Wunden mein.

Es wollt' kein Vogel ſingen,
Als wäre dieſer Stein verflucht;
Es wollt kein Quell entſpringen,
Der meine heiße Kehle ſucht.

Nur Kröten, Ottern, Schlangen
Umkrochen kalt mir meine Bruſt,
Daß Kühlung ich empfangen
Selbſt von dem grimmen Ekel mußt.

Und wenn ich glühend weinte,
Verzweiflung mich zu ſingen zwang,
Da lobten mich die Freunde
Hohnlächelnd im Vorübergang.

Heran wollt' keiner treten,
Den Stein zu wälzen von der Bruſt,

Digitized by Google

Mit mir wollt' keiner beten,
Und ich hab' kein Gebet gewußt.

Da rang ich endlich blutig
Die rechte Hand mir los und frei,
Und schlug ein Kreuz gar muthig,
Daß Jesus mir barmherzig sey.

Glänzend hinwiederum bewährt sich der Clementinische Genius in jenen zahlreichen Dichtungen, welche die aus der lebendigen Wechselwirkung des ganzen inneren Menschen mit dem entgegenkommenden göttlichen Erbarmen hervorquellende Glaubensinnigkeit und Liebseligkeit unaussprechlich rührend schildern. Frohbegeistert ruft der Dichter aus:

Höher ist kein Gedankenflug,
Lieblicher keines Gesanges Zug
Nimmer so süß klingt Liedes Ton,
Als Jesus Christus, Gottes Sohn!

Brod, das die Reue in Thränen baut,
Wein, der dem Durste vom Felsen thaut,
Suchender Liebe des Hirten Laut!
Selig, die findet, selig! die Braut.

Sonne der Seelen, so warm, so hell,
Wonne des Herzens, du Lebensquell,
Labung, die über die Ufer schwillt,
Alle Begierde mit Sättigung stillt!

Wo ist die Zunge, die Schrift, die vermag,
Daß sie die Fülle der Liebe mir sag?
Nur wer's erfahren, der glaubet allein,
Wie süß die Liebe zu Jesu kann seyn!

Und anderwärts:

Immergrüne Dornenkrone,
Die die Rosen seelwärts flicht,
Daß der Leib aufschreit: O schone!
Und der Geist in Wonne bricht.

Dann wiederum:

Tagesanbruch im Augenbrechen,
Glüh'nden Durst machst du zum Trank,
Dornen blüh'n, wenn Rosen stechen,
Erdenheil ist himmelskrank,

Allerdings ist nicht zu läugnen, daß hier manchmal Unklares und Dunkles mitunterläuft, was theils in gewissen ganz eigenthümlichen Beziehungen des Dichters zu Persönlichkeiten, die auf dessen inneres Leben einen mächtigen Einfluß ausgeübt, theils in des Dichters Phantasie selbst, die, überreich und höchst beweglich, der Zucht und Subordination des Gedankens hie und da sich entwindet, theils aber auch, was nicht zu übersehen, in der Natur und Eigenthümlichkeit wahrer christlicher Poesie seine Begründung hat. Eine Muse freilich, die nur an der Dinge Schale klebt, die des Lebens Tiefen und Untiefen nicht kennend an dessen Oberfläche tändelnd dahingleitet und nur des natürlichen Menschen Fühlen und Lieben im Liede verherrlichet — sie freilich wird nicht viel in tiefsinnigen Räthseln sprechen; die Ehre der Klarheit und Allgemeinverständlichkeit bleibt ihr unbestritten. Dagegen wird die christliche Poesie, indem sie vom unausdenkbar und unausfühlbar tiefen Geheimniß der Einigung des durch den Gottmenschen erlösten menschlichen mit dem göttlichen Leben durchdrungen, von den sichtbaren Dingen der natürlichen Sphäre zur Anschauung des in der höheren, übernatürlichen Sphäre entsprechenden Unsichtbaren sich aufzuschwingen, und hinwiederum für das Unsichtbare, Himmlische den entsprechenden Ausdruck, das treffende sinnliche Bild in der natürlichen Sphäre zu finden ringt, immerhin mehr anzudeuten und ahnen zu lassen, als wirklich auszusprechen und darzustellen im Stande seyn. Welchem übersinnlichen Wesen, welcher geistigen Eigenschaft dieß oder jenes Sinnliche antworte, das läßt sich außer da, wo es uns das Wort Gottes ausdrücklich verkündet, oft nur ahnen, nicht immer klar erkennen. Und je mehr die Poesie hier das wahre Analogon trifft, wie dieß in den heiligen Liedern der Schrift der Fall ist, desto unvergänglichere Jugendfrische wird sie haben. Aus dieser Fülle göttlicher Symbolik schöpft Clemens am liebsten seine herrlichen Bilder, oder entzündet an ihrer Schönheit seine Phantasie; aber selbst bei den dunkeln läßt etwas sich ahnen, jedenfalls ergötzt die reizende, oft wie lautre Musik klingende Form.

Charade.

Bist du gesund, dann bist Du auch die Erste;
Die Zweite ist ein Stück von Ulmer Gerste;
Die Dritte ehrt die Krieger, und das Ganze
Bricht gegen Trübsinn gern die Lanze.

Auflösung der Charade in Nro. 53:

Morgenstern.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 56 7. April 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Sie traten in den Saal, wo das Spiel im vollen Gange war. — Da Cäcilie nicht hier ist, sagte Eugen, so laß mich ganz unbeachtet bis zur passenden Zeit.

Walny nickte ihm zu und drängte sich durch den Kreis, der die Roulette dicht umgab. Eugen suchte die entgegengesetzte Seite; er richtete seine Augen auf den schlanken großen Herrn, der seines Schwagers Fragen verbindlich zu beantworten schien, und beide beschäftigten sich dann mit der jungen Dame, die dicht am grünen Tische saß und mit vielem Eifer in einem Pointirbüchelchen mit der Nadel die Treffer zählte. Sie hatte den Kopf niedergebeugt, er war in einen feinen Basthut versteckt; plötzlich aber hob sie das Gesicht auf, und Eugens verzehrende Blicke irrten über diese rosigen kindlichen Züge. Es war Eva, es war ihr leuchtend blaues Augenpaar, aber welche Veränderung war in wenigen Monaten mit ihr vorgegangen! — Sie schien größer zu seyn, ausgebildeter an Leib und Seele; ihre Formen bestimmter, der Ausdruck bewußter, ihr Blick schärfer, ihr Lächeln so hinreißend lieblich, wie es je gewesen und die schmale, kleine Hand so weiß und zart, als hätte sie nie in Sonnenhitze gearbeitet.

Sie bog sich empor, um mit dem Herrn zu sprechen, der ihr lachende Worte zuflüsterte, und welcher kein anderer seyn konnte, als der Glücksritter Waldenau.

Unverwandt starrte Eugen hinüber, das Blut drängte sich in seinen Kopf, er glaubte, sie müsse seine Nähe ahnen; aber sie lachte muthwillig weiter, und plötzlich streckte Waldenau seine Hand aus, die eine Anzahl Goldstücke hielt, und warf sie auf Roth, während er Eva zunickte, dasselbe zu thun.

Sie befolgte den Wink und gleich darauf war das Gold verloren. Beide lachten mit Walny und wiederholten das Spiel mit demselben schlechten Erfolg. Ein halbes Dutzend Sätze gingen hinter einander fort; Eugen sah die Aufmerksamkeit sich auf Waldenau richten, der verächtlich mit den Lippen zuckte und Eva zu trösten schien, die ihr seidenes Geldbeutelchen ausleerte.

Das ist selten bei dem, sagte ein Nachbar Eugens. Er hat heut entschiedenes Unglück.

Um so mehr Glück winkt ihm an seiner Seite, lachte ein Nebenstehender; Glück in der Liebe und Glück im Spiel sind unvereinbar.

Eine Frage denn an das Schicksal, murmelte Eugen vor sich hin, indem er seine Börse zog und zu setzen begann.

Ohne alle Aufmerksamkeit auf das Spiel warf er sein Geld hin, aber Zug um Zug war es ihm günstig. Er erhöhte und verdoppelte seine Sätze, der Zufall war ihm immer gewogen. Ein Goldhaufen lag vor ihm, man beachtete und betrachtete ihn; Waldenau sah ihn scharf an, ihre Blicke trafen sich starr und fragend, dann neigte sich jener zu Walny hin und sagte ihm etwas, was der Baron belachte, bis dieser dann zu Eva gewendet, welche immer wieder in ihrem Buche zählte, sie aufmerksam zu machen wußte. — Sie sah über die lange Tafel fort nach der anderen Seite hin und wie emporgeschnellt von jäher Freude stand sie auf, um sich sogleich wieder niederzusetzen. — Mitten in dem Gewühl, das den Tisch umgab, in dem Gespräch, das in zehn Sprachen geführt wurde, in dem Klingen des gewonnenen und verlorenen Goldes, in dem Scharren der geschäftigen Croupierstöcke und dem eintönigen Rufe des Bankiers, ging ihre heftige Bewegung ganz unbemerkt vorüber, und die Blässe, welche der glühenden Röthe ihres Gesichts folgte, wurde vielleicht von Niemandem gesehen, als von Eugen.

Aber dieß erbleichende Gesicht lächelte, die Augen funkelten darin wie Freudensonnen. Sie streckte den Arm einen Augenblick aus, als wollte sie ihn ergreifen, und zog ihn schnell wieder zurück, weil sie sich besann, oder weil Eugen bedeutungsvoll den Finger auf den Mund legte.

Noch ein halbes Dutzendmal rollte die verhängnißvolle Kugel, dann hörte das Spiel auf. Eugen hatte Mühe, seinen bedeutenden Gewinn zu bergen, und während er noch damit beschäftigt war, faßte

Digitized by Google

ihn Walny am Arm und rief ihm frohgelaunt zu: Das nenn' ich einen Anfang machen. Die Taschen voll Gold und Bankzettel und der Bankier voll Aerger; wer hätte das von Dir geglaubt!

Eugen sah sich um; hinter Walny stand Waldenau, der Eva führte.

Zum Erstenmale in meinem Leben habe ich das Glück des Spieles versucht, sagte er lächelnd, und sobald wird es nicht wieder geschehen.

Das wäre Verbrechen an Dir selbst, erwiderte der Baron, denn allem Anschein nach gehörst Du zu den Auserwählten, denen die spröde Frau Fortuna sich bereitwillig in die Arme wirft. — Mein Schwager, Eugen, ist Ihnen ein würdiger Rival, lieber Waldenau, fuhr er fort, ich muß die beiden Nebenbuhler um die Gunst der schönsten Frau gleich hier bekannt machen, mögen sie ihren Wettkampf dann glorreich beginnen.

Einer kann nur Sieger bleiben, sagte Eugen sich verbeugend.

Und ein Tag entscheidet nichts, fügte Waldenau hinzu.

Fräulein Eva Hausberg, fiel Walny ein, Sie kennen meinen Schwager schon.

Ich hoffe, Sie haben mich nicht vergessen, sagte Eugen rasch, indem er dicht an Eva trat und ihr die Hand reichte. Als wir uns zum Letztenmale sahen, geschah es freilich unter ganz anderen Umständen, doch immer waren meine Wünsche dieselben und meine ergebene Theilnahme unverändert.

O! Herr Eugen, rief Eva glühend roth, und wie von ihren Gedanken bewältigt, wissen Sie noch, damals, als wir am Thurm saßen, und dann — und dann!

Fort mit der blassen Vergangenheit! rief Walny. Der Saal wird leer. Nachmittag wollen wir nach dem Sonnenstein. Da können Sie wieder mit ihm an einem alten Thurm sitzen und Geister beschwören, Fräulein Eva.

Waldenau führte das Fräulein fort, Eugen folgte mit seinem Schwager; mitten auf der Promenade aber erblickten sie Cäcilie, die an Ortensteins Arm ihnen entgegen kam.

Schickt der Himmel uns alle seine Heiligen! rief Walny lachend, als er den Baron erblickte. Der fehlte uns noch. Du hast ihn heimlich mitgebracht, Eugen.

Eugen schwieg, er war von dem plötzlichen Erscheinen des Barons weit mehr überrascht und tiefer getroffen, als Alle. Seine Schwester war im so lebhaften Anhören dessen, was Ortenstein ihr mittheilte, daß sie nicht aufsah. Er zweifelte nicht, daß es seine Geschichte sey, die ihr erzählt wurde, und ingrimmig blickte er auf den Verräther, den er gern durch irgend ein Mittel verwünscht oder vernichtet hätte.

Aber es war und blieb der immer lächelnde, immer heitere und duftende Ortenstein, der jetzt seine gelblackirten Hände ausstreckte, Walny umarmte, Waldenau umarmte, Eugen umarmte, mit einigen Witzworten sich nach allen Seiten wandte, und mit einer Reihe lustiger Bemerkungen seine Sommerreise charakterisirte.

(Fortsetzung folgt.)

Clemens Brentano's gesammelte Schriften in sieben Bänden.

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns nun zum zweiten Bande, der die „weltlichen Gedichte" enthält. Was das erste Buch, „Vaterland" überschrieben, bietet, hat freilich mehr Interesse zu seiner Zeit gehabt; aber einzelne Lieder, wie „Rheinübergang, Kreisrundgesang" II, 33; „Blücher" II, 48; „Aufruf" II, 54; „Bei dem Gedenkfeuer der Berliner Turner auf die Leipziger Schlacht" II, 61; „Bei der Rückkehr König Ludwigs I. aus Griechenland" II, 84; und „Rückkehr an den Rhein", II, 86, zeichnen sich durch edlen Schwung des Gedankens, durch eine gewisse geniale Präzision und Körnigkeit des Ausdrucks, welcher dem in ihnen wehenden männlichen, ja kriegerischen Geist wohl entspricht, so wie durch Formvollendung höchst vortheilhaft aus; alle aber, unmittelbare Ergüsse einer höchst erregbaren, durch große Zeitereignisse lebhaftest angesprochenen Dichternatur bekunden rühmlichst des Dichters ächt deutsche Gesinnung. — Darauf folgen im Anfang des zweiten und dritten Buches Lieder aus Godwie (einer Abkürzung von „Gott, wie dumm!" wie in seinen späteren Lebenstagen Clemens, jenes Romanes Inhalt rügend, interpretirte). Außer ihnen gehören noch viele Lieder in diesen Abtheilungen einer früheren Zeit an, z. B. „An Sophie Mereau", p. 111—116; „Sie hat mein vergessen" p. 98; „der Schiffer im Kahne" p. 121; „Komm' Mägdlein, setz dich her zu mir!" p. 147 u. m. a. Bald durch tiefe Gluth der Empfindung, kühn um- und abschweifende Phantasie, bald durch edle Simplizität und fein abgewogene Schärfe des Ausdrucks, endlich durch jenes wundersame rhythmisch-musikalische Element sind diese Erzeugnisse einer frühen Muse, jedes in seiner Weise, rühmlichst ausgezeichnet. Wir glauben hier folgende Lieder, von welchen einige im Götheschen Balladeton erklingen (z. B. „Von Trauer frei" p. 93; „An den Mond" p. 95; „O kühler Wald" p. 123; „Scheidelied" p.

Digitized by Google

134) als besonders bemerkenswerth hervorheben zu dürfen: „Auf dem Rhein" II, 99; „Wie sich auch die Zeit mag wenden" II, 127; „Scheidelied" II, 134; „die Einsiedlerin" II, 138; „Mägdlein, schlag die Augen nieder" II, 145; „der Spinnerin Lied" p. 176; „der Epheu" II, 190; „der Traum der Wüste" II, 194; „Schweig, Herz, kein Schrei" II, 199; „Es scheint ein Stern vom Himmel" II, 204; „Hast du nicht mein Glück gesehn?" II, 211; „Dichters Blumenstrauß" II, 216; „Abschied des Jahres 18 . ." p. 229; „Aus einem kranken Herzen" II, 235; „Süßer Trost in heißen Stunden" II, 252; „Alles lieben oder Eins lieben — All-Eins" II, 260; „Am Ufer bin ich gange" II, 272; „Wenn der Sturm das Meer umschlinget" II, 296; „Fragmente aus einem Roman" II, 375; „Des todten Bräutigams Lied" II, 370. Manche dieser Lieder scheinen aus tief empfundenen, bitteren Täuschungen entsprungen; „Ungewöhnliches, ja Unzartes könnte hie und da verletzend erscheinen, ja die Aufnahme von einigen wenigen Gedichten möchte vielleicht getadelt werden (vergl. II, S. 147, 151, 161, 164, 380, 410, 416). Für wunderlich und barock, keineswegs aber für eigentlich anstößig oder gar für verderblich können wir wenigstens diese, was wohl zu erwägen, aus sehr früher Zeit stammenden Juvenilia nicht halten, welche aus einer Gesammtausgabe der Clementinischen Schriften wegzulassen der gewissenhafte Herausgeber um so weniger, wie es scheint, sich befugt hielt, als sie auch sonst schon bekannt nnd in andern Händen sich befanden. Was die Erotik der Sturm- und Drangperiode des jugendlichen Dichters von jener modernheidnischen Erotik wesentlich abscheidet, ist die Auffassung, das Prinzip. Unser Dichter erscheint hier immer über seinem Stoffe: nirgends eine poetische Apotheosirung der Sinnlichkeit als solcher; wir fühlen uns vielmehr selbst in den verwegensten Juvenilien von einem hindurchwallenden geistigen Hauche wenn auch leise angeweht. Von breiten üppigen Schilderungen der Lust, eben um der Lust willen; von grundsätzlicher Erhebung der Leidenschaft über jedes göttliche und menschliche Recht; von Umgebung der Schwachheit und des Verbrechens mit dem Nimbus des Edelmuths und der Seelengröße wird man hier nirgends eine Spur auffinden; so daß man trotz so manchen Wunderlichkeiten, Abirrungen und Verkehrtheiten die Muse unseres Dichters immerhin eine keusche zu nennen sich berechtigt fühlen kann. Dagegen zeigt sich, besonders in einigen späterer Periode angehörenden Dichtungen, wie religiöses Gefühl, wie der christliche Glaube selbst die Poesie irdischen Lebens und Liebens durchdringen und verklären kann. Ist ja doch das Christenthum das allgemeine und einzig wahre Bindeelement, welches nicht allein in der Idee, sondern thatsächlich ausgleichend, was die Natur der Dinge und die Macht der irdischen Verhältnisse scheinbar feindlich auseinanderhält, in das zeitliche Leben eine durch alles bedeutsam sich hindurchschlingende, Alles durchleuchtende und verklärende Beziehung zum ewigen Daseyn einflicht. Die Religion der Liebe allein kann das Wunder wirken, die Erde mit dem Himmelreiche hienieden schon zu verbinden. So bezeichnen wir denn aus dem vierten Buche der Gedichte als vortrefflich in dieser Beziehung „Worte am Hügel" II, 495; „An eine Jungfrau, welche das Kind ihrer verstorbenen Schwester erzog" II, 502; „Beim Hingange der lieben Freundin und Mutter an die Hinterlassenen" II, 535, dann vor Allem das meisterhafte Hochzeitgedicht „die Monate."

Zum Beweise für das, was wir oben in Beziehung auf des Dichters Kunst, Irdisches und Himmlisches zu verknüpfen, bemerkt haben, lassen wir hier ein kleines Gedicht folgen, welches, nach unseres Dichters Weise, in humoristischer Hülle tiefen Sinn und Ernst birgt:

In das Stammbuch einer jungen Sängerin.

Fange jetzt schon an zu klettern
Von der Ton- zur Himmelsleiter:
Denn der Weg ist von den Brettern
In die Bretter zwar ein breiter:

Doch der Weg, der vom Parterre
Führt hinauf zum Paradiese,
Der ist schmal und voll Gesperre,
Wer ist's, der hinauf dich wiese?

Was Parterre applaudiren,
Pfeift man aus in Paradiesen;
Was die Logen lorgnettiren
Tritt man einst parterre mit Füßen.

Darum, sängst du süß wie Todi,
Rein wie Sonntag, klar wie Mara,
So vergesse doch den Tod nie,
Nie den Sonntag, nie das Muora.

Darum denk' an das Finale;
Einst wirst du herausgerufen
Vor dem vollsten Schauspielsaale
Zu des strengsten Richters Stufen.

Möge dann dein Engel sagen:
Aufmerksam, wenn ich soufflirte,
Hat sie Kreuz und Dur getragen,
Nicht zum Moll sie inklinirte.

Digitized by Google

Stell' sie drum nicht zu den Böcken,
Die da mäckern zu der Linken,
Laß' mit Lämmern rechts sie blöcken.
Amen! Laß' den Vorhang sinken.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

„Koh-i-Noor", der augenblendende Diamant, hat auf der Londoner Ausstellung in dem berühmten Juwel, nach seinem Besitzer die „Rose von Hope" genannt, einen Nebenbuhler gehabt, der jetzt erst von sich reden macht. Beide Edelsteine hatten zudem noch ebenfalls auf derselben Ausstellung ein Paar Ebenbilder, die „falsch" waren und trotz ihrer „Falschheit" den ächten Schätzen im Ansehen nichts nachgaben und manchen gewöhnlichen Menschenverstand empörten, daß man „einem Stückchen krystallisirter Steinkohle" den Werth von 2—300,000 Pfund Sterling beilegte. Doch, um wieder auf die „Rose von Hope" zu kommen, so ist dieß ein saphirblauer Diamant, dessen hoher Werth mehr in der Farbe, als in der Größe des Steines besteht. Merkwürdig und den reichen Engländer ächt charakterisirend ist die Weise, wie Hr. Hope in den Besitz des Edelsteines gekommen. Im Jahre 1821, zur Zeit der Krönung Georg's IV., gehörte der Stein einem der reichsten Juwelenhändler Londons, der ihn für wenige Pfund von einem Matrosen gekauft haben soll. Mr. Ellinsson, der Juwelier, schätzte den Stein auf 60,000 Pfund, wollte ihn aber für 30,000 verkaufen. Eines Tages empfängt Mr. Ellinsson einen Besuch von Hrn. Hope, der den Stein zu sehen wünscht. Er gefällt ihm, und er erklärt sofort, ihn kaufen zu wollen. Der Juwelier fordert 30,000 Pfund (185,000 Thaler). Ohne dieß zu berücksichtigen, öffnet Mr. Hope mit großer Ruhe sein Taschenbuch, nimmt einen Wechsel von 13,000 Pfund (76,000 Thaler) hervor, legt diesen neben den Diamanten auf den Tisch und dazu seine Uhr, indem er zu dem Juwelenhändler sagte: „Sehen Sie Sich die Uhr genau an; ich lasse Ihnen 5 Minuten Zeit, dann nehmen Sie entweder den Wechsel oder den Diamant zu sich!" — Herr Ellisson wird bleich, rückt auf dem Stuhle hin und her und bittet um 24 Stunden Bedenkzeit. „Nicht eine Sekunde mehr als 5 Minuten!" antwortete ihm Hope, ruhig seine Cigarre rauchend. Die Hand des Juweliers fährt abwechselnd nach dem Wechsel und nach dem Diamanten. Die 5 Minuten sind vorüber — Herr Ellisson schiebt den Wechsel, Herr Hope den Diamant in die Tasche. Herr Hope benutzte ihn bis zur Ausstellung nur dazu — seine Mineralien-Sammlung damit zu vermehren. Dort lag er 20 Jahre unter anderen seltenen Steinen, die mit der Rubrik von „Mineralischen Kombustibeln" bezeichnet waren, bis er im Glas-Palaste seine Strahlen verbreiten durfte.

Ein guter Berliner, dermalen in Amerika, hat folgende Beschreibung von Arkansas nach Hause gesandt: „Hier ist das Land so fett, daß wir, wenn wir Lichter gießen wollen, den Docht nur in die Pfützen tauchen — es brennt eben so gut. Wenn ein Mann in Arkansas sein Feld mit Fleiß und Aufmerksamkeit bestellt, so kann er darauf rechnen, 100 Bushel vom Acker zu ernten. Wenn er sich keine Mühe gibt und den Mais nur roh aufwachsen läßt, so bleiben ihm noch immer 75 Bushel gewiß, und wenn er gar nicht pflanzt, so — wachsen doch noch 50. Das Land ist nicht todt zu machen. Kürbisse wachsen auch bei uns, da können 10 Menschen um einen herumstehen. Die Mosquitos fliegen in den heißen Sommertagen so dick, daß sie zusammenkleben und klumpenweise aus der Luft fallen. Die Holzböcke habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie mit den Vorderbeinen sich an einem Stück Holz aufrichten und nach dem Klang der Kuhglocken lauschen. Na, und unsere Jagd! liegt nur ein Bischen Schnee, so gehe ich hinaus in den Wald, stecke kleine Stücke von rothen Rüben in den Schnee und streue Schnupftabak darauf. Die Hasen niesen sich dann an dem Schnupftabak todt." — Prosit!

Charade.

Fünf Schwestern sind wir; tonevoll,
Mit Allen buhlend, gleich Hetaren,
Und eine von uns Schwestern soll
Die erste Silbe dir gewähren.

Die Zweite hol' vom Firmament,
Wo unermeßlich sie zu finden;
Auch wer sein eig'nes Wohnhaus kennt,
Wird den Begriff damit verbinden.

Einmal im Jahre zeiget sich
Das Ganze dir mit heil'gen Klängen,
Dann schmückt Natur sich wonniglich,
Dann tönt der Hain von Waldgesängen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 57 9. April 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Cäcilie hatte inzwischen sich mit ihrem Bruder verständigt und seinen Arm genommen, während der Baron seine Begleiter unterhielt. — Du kommst unvermuthet, aber sehr willkommen, Eugen, sagte sie. Ich nehme an, daß Dich die Ungeduld zu uns getrieben hat.

Du wirst es verzeihlich finden, wenn ich die aufsuche, welche ein unlösliches Band mit mir verbindet.

Verliere kein Wort darüber, erwiderte Frau von Walny, Du liebst und Liebe ist ungeduldig. — Eva ist unsäglich liebenswürdig, sie bezaubert Jeden, der ihr näher kommt, mein ganzes Herz hat sie gewonnen. In den wenigen Monaten hat ihr scharfer Verstand ihre ganze Lage begriffen; sie weiß genau den Maßstab für ihre Vergangenheit zu finden, und mit natürlicher Schlauheit berechnet sie die Zukunft.

Ich werde ihr diese nicht ganz in der Weise öffnen können, wie Du es gethan hast, sagte Eugen.

Sie ist gelehrig und wird lernen, erwiderte die Baronin lächelnd, Du hast hier Zeit, Dich mit ihr zu verständigen. In Bädern geht Alles rasch, es wird selbst nicht auffallend seyn, wenn Eva nach einigen Tagen als Deine Versprochene bekannt wird. Wir gehen dann nach Spaa und weiter nach Brüssel. Du begleitest uns, und ehe wir zurückkehren, schreibst Du den Eltern Deinen Entschluß, und bekennst vorläufig, was Du für gut hältst.

Alles, sagte Eugen.

Nun gut, Alles, lieber Eugen. Ich sehe Dein Auge hell werden und von Deiner Stirn die Wolken verschwinden. — Spiele Deine Komödie gut und sey ein zärtlicher und feuriger Verehrer, aber auch ein besonnener. Du hast Talent darin bewiesen.

Ortenstein hat Dir wahrscheinlich von den Proben meiner Besonnenheit erzählt, sagte er erröthend.

Du hast das Hasenpanier ergriffen, lachte Cäcilie, ja das hat er mir erzählt, aber er hat Dich darum gelobt, und ich thue es ebenfalls, denn nachdem Du gewählt hattest, war es das Beste, was Du thun konntest. — Jetzt erobere Deine Eva zum Zweitenmale und dann sey mit ihr so glücklich, daß Du Alles vergessen kannst, was Du ausgeschlagen hast.

Die heitere Stimmung, welche Ortenstein erweckt hatte, belebte das gemeinsame luxuriöse Mahl, das erst nach mehreren Stunden sein Ende erreichte. — Ortenstein erzählte viel und Eugen schien wenige Aufmerksamkeit für Eva zu haben, mit der sich Waldenau auch jetzt zumeist beschäftigte. Sie saß Eugen gegenüber, der nur zuweilen einige freundliche Worte an sie richtete, und die Befangenheit, mit welcher sie ersichtlich kämpfte, durch seine heiteren Blicke und seine Fröhlichkeit zu verscheuchen suchte.

Waldenau's eleganter Wagen wartete, und seine englischen Pferde boten wiederum Anlaß zu manchen bewundernden Aeußerungen. Waldenau fuhr selbst, die Gesellschaft konnte daher ungestört sich über ihn auslassen.

Er führt ein interessantes Leben, sagte Ortenstein, man kann es beneidenswerth finden. Vor wenigen Monaten war er arm, plötzlich in einer Nacht gewann er von einem Gutsbesitzer zwölftausend Thaler und kurzweg nahm er den Abschied, um jetzt vielleicht zehnmal so viel in der Tasche zu haben.

Aber wie gewonnen so zerronnen, warf Cäcilie lächelnd ein.

Fehlgeschossen, erwiderte Ortenstein; Waldenau weiß sehr gut, was er thut. Er will Güter kaufen, sein Geld anlegen und verwerthen. Er hat ein reizendes Schloß, wie er mir erzählte, im Sinn, das ihm angeboten wurde. Dort wird er ausruhen, wenn er allein seyn will, umringt von Genüssen, die man auf der Höhe des Lebens mit Geschmack um sich ausstreut. Im Sommer wird er reisen, Bäder besuchen, abwechselnd in Paris oder Wien, oder wo es ihm gefällt, den Winter zubringen. Ich weiß nicht, wie ein gebildetes Glied der mensch-

Digitized by Google

lichen Gesellschaft angenehmer und süßer den Frühling seines Daseyns hinbringen kann.

Walny stimmte ihm bei, die Pferde flogen dem Sonnenstein zu. Endlich lag die schöne Ruine vor ihnen, wo andere Gesellschaft angetroffen wurde und bald ein ganzer Kreis von Bekannten sich zu gemeinsamer Unterhaltung und zu Spaziergängen vereinigte.

Und hier war es, wo Eugen endlich die ersehnte Gelegenheit fand, Eva unbemerkt an sein Herz zu ziehen und sie mit seinen Küssen zu bedecken.

Meine Eva, meine Geliebte! rief er, wie habe ich nach diesem Augenblick verlangt, um Dir endlich sagen zu können, daß ich gekommen bin, um mich nie wieder von Dir zu trennen.

Man kommt, man sucht uns, flüsterte Eva ängstlich.

Nein, sagte er, Alle gehen dort hinab nach dem Grunde; sie glauben uns voraus. Setze Dich her zu mir, und sage mir, daß Du glücklich bist.

O! Alle sind gütig gegen mich, Alle lieben mich, erwiderte sie, und Dir allein muß ich es danken, denn ohne Dich — ich weiß es ja — ohne Dich wäre ich noch in Dürftigkeit und Unwissenheit, so roh und gemein, daß ich davor erschrecke.

Und doch warst Du in Deiner unschuldsvollen Armuth so schön und lieb, wie ein lichter Engel, erwiderte Eugen. Deine Augen haben das süße Nichtwissen, was sie wollen, verloren, meine kleine Frau, aber wenn sie vom Baume der Erkenntniß Dich kosten ließen, wird Dein Herz doch geblieben seyn, was es war. Es ist mein, nicht wahr, Eva?

Dein, flüsterte sie erröthend, als seine brennenden Blicke auf ihr ruhten.

Er erzählte ihr hastig Vieles, auch was er mit seiner Schwester gesprochen.

Ich mußte kommen, fuhr er dann fort, weil ich Dich nicht länger missen will und meine Ehre mir sagt, daß es hohe Zeit sey, Dich vor aller Welt offen als meine Frau anzuerkennen. Vielleicht ist es dabei nicht einmal gut, daß ich Cäciliens Rath annehme und in die Rolle Deines Verlobten mich hineinzwänge; oder willst Du, meine kleine Eva, daß ich mit Nebenbuhlern mich abkämpfe, und, wie Cäcilie sagt, Dich noch einmal mit Bewußtseyn wählen lasse?

Er schloß sie fester in seine Arme und fuhr dann fort: Ich werde immer Dein Geliebter seyn, immer um Deine Gunst werben; aber wahrlich, ich sollte es kurz machen, sollte Dich und mich nicht erst nach Brüssel und Paris schleppen lassen, um endlich zu meinen alten Eltern zu kommen und ihnen zu sagen, was ich längst hätte sagen sollen: Da habt ihr eure Tochter!

Deine Schwester, sagte Eva mit ungewissen Blicken, wünscht das nicht.

Und Du, Eva? fragte er.

Ich denke, erwiderte sie, es wird gut seyn, wenn wir thun, was sie uns räth.

Eugen schwieg, er sah nachdenkend vor sich hin. Wohl, sagte er endlich, und der starre Blick, welcher Eva früher schon so oft erschreckt hatte, verwandelte die Freundlichkeit seines Gesichts; ich werde es einige Tage über bedenken und dann entscheiden, was ich für das Passendste halte.

(Fortsetzung folgt.)

Clemens Brentano's gesammelte Schriften in sieben Bänden.

(Schluß.)

Wenden wir uns nun endlich zu dem, den dritten Band füllenden, lyrisch-epischen Romanzenzyklus, „der Rosenkranz", von welchem Cl. Brentano selbst einmal scherzweise, aber sehr treffend gesagt hat: „Man sollte glauben, es hätte ihn ein Dante geschrieben, der den Shakspeare im Leibe hat," so tritt uns hier in der That eine wunderbare Dichtung entgegen, welche in Hinsicht auf Originalität und Tiefsinn der Erfindung, Großartigkeit der Anlage, vollkommene Durchdringung von Stoff und Form nicht leicht ihres Gleichen findet, und das Eine nur uns tief beklagen läßt, daß sie unvollendet ist und es wohl immer bleiben wird, da Keiner auftreten dürfte, der, von des seligen Dichters Geist durchweht, diesen wunderbaren poetischen Torso würdig zu ergänzen und zu vollenden im Stande wäre.

Es behandelt nämlich dieser Romanzenzyklus die Geschichte des florentinischen Arztes, Chiromanten und Philosophen Apone, die auch Tieck zum Vorwurf einer Novelle gewählt hat, und die in Beziehung auf den Stoff mit der deutschen Faustsage eng verwandt ist. Vernehmen wir über die Konzeption dieser merkwürdigen, einzigen Dichtung, was der Dichter selbst in einem an den Maler Runge im Jahre 1810 geschriebenen Briefe in folgenden Worten ausspricht: „Ich habe Ihnen oben auszusprechen gesucht, wie das Leben mein Gemüth grundirt hat, und wie in mir eine bestimmte individuelle Liebe zu gewissen Kunstgenüssen entstanden ist. Während ich solches erlebte, entstand in mir unbewußt die Begierde, ein Gedicht zu erfinden, wie ich gern eines lesen möchte, und, was mir nicht begegnet war, gewisse Bilder und Zusammenstellungen

Digitized by Google

begegneten mir immer wieder. Ich schaute sie mit gleichem Genusse an, ihre Farbe wurde mir bestimmt, und ich entschloß mich, sie in einem historischen Verhältniß zu einer ganzen Begebenheit auszubilden, die bald auch ein Schicksal, eine Nothwendigkeit, ihren Himmel, ihre Erde, Leben und Tod empfing. Ich bildete sie in einzelnen Romanzen aus, die alle klar und bestimmt, ohne vielen lyrischen Erguß, meist handelnd sind, und empfand bald, daß sie von mir waeen, und daß sie mich erfreuten. Ich theilte sie den verschiedensten Menschen mit; sie machten alle einen gleich angenehmen, ernsten und rüheenden Eindruck, und ich gewann diese Arbeit lieb, von der ich leider durch betrübende Zeit- und Selbstverhältnisse nur zu oft getrennt wurde. Die Hälfte ungefähr liegt feetig; der Plan des Ganzen ist es auch und ich bin in der Lage und Muße, den Rest bald zu vollenden. Der Titel würde seyn: „Die Erfindung des Rosenkranzes." Befürchten Sie kein modernes, cheistlich geschminktes Geklimper, das mir höchst zuwider ist. Das Ganze ist lebendige Begebenheit ohne Grundlage einer Legende, von mir eedacht, ein apokryphisch-religiöses Gedicht, in welchem sich eine unendliche Eebschuld, die durch meheere Geschlechter geht, und noch bei Jesu Leben entspringt, durch die Erfindung des katholischen Rosenkeanzes löset uud diese ist mit demselben verwebt und innig veebunden, damit es nicht ein Roman, sondern ein kleines Epos sey. Die alte Fabel des Tannhäusers ist eingeflochten, so wie die Erscheinung der Zigeuner in Europa, der Uesprung der Rosenkreuzerei, der Kreuzzüge als Episoden, doch aus der Quelle des Ganzen entspringend, poetisch begründet weeden."

Ueber Sinn und Lehee diesee geaudiosen, vom Genius eines christlichen Lord Byron erdachten Dichtung mögen hier einige Andeutungen folgen, damit die rechten Gesichtspunkte in entsprechender Weise festgestellt, und nicht durch unwürdige, der Sache und dem Dichter fremde Auffassungsweise verrückt werden möchten. Der Dichter will nämlich zunächst die traurigen Folgen der Sünde, die ein ganzes Büßerleben nicht wegzunehmen veemag, darstellen, und dieß ist ihm in der Figur des florentinischen Malers Kosme vollkommen gelungen, ebenso die Schilderung himmlischer Reinheit in den höherer Liebe geweihten Seelen (den drei Söhnen und drei Töchtern Kosme's), ebenso die poetische Verherrlichung des wunderbaren Schutzes der göttlichen Vorsehung in aller äußeren und inneren Noth, wenn der Mensch nur treu ausharrt im Glauben und die ihm dargebotene Rettungshand nicht verschmäht. Dann aber sollte auch der Gegensatz zeigen, was aus der Kreatur wird, die Gott sich entfremdet und gegeu seinen Willen feindselig sich empört. Hier sind die Schilderungen allerdings oft grell, ja vielleicht verletzend für ein zartes Gemüth; allein der sie durchwehende Geist ist durchaus sittlich und christlich. Der Böse erreicht bei aller Mühsal kein Glück; nicht einmal einen, wenn gleich mit dämonischer Kräfte ganzem Aufgebot angestrebten augenblicklichen Genuß. Es bewährt sich hiee, daß, seiner Pfiffigkeit zum Trotz, der Teufel doch zuletzt ein „dummer Teufel" ist, wie er denn selber von sich sagt:

„Stift' ich tausend Bubereien,
Geh'n sie alle auf ein Loth;
Das unendliche Verzeihen
Hilft dem Herrn aus aller Noth."

„Nichts kann ich zu Ende treiben,
Ach, ein Ende wär ein Lohn!
Das Unendliche vertreiben
Kann nicht all' mein Spott und Hohn!

Die Unschuld dagegen wird verkläet, während die Welt sie als gefallen sieht uud beklagt. Daß der Teufel wahrhaft sich als Teufel zeigt und über das Heilige höhnt und geinzt, ist eben in seinem Wesen tief begründet. Hier dünkt es uns vielmehr eher heilsam, daß lebendig veranschaulicht wird, wohin die entgegengesetzten Wege aufwärts und abwärts füheen, als wenn die Gemeinheit, die Niedertracht, das Veebeechen mit dem Nimbus der Seelengeöße und der Schönheit gleißnerisch umgeben wird. Ja selbst über die Leiche (welche Romanze, in der That ein poetisches Wagestück, am meisten Anstoß geben dürfte), hat dee Erzfeind keine Gewalt, er prahlt nur, als wenn er solche hätte, was „dem Charakter des Lügners' von Anbeginn" ganz entspricht.

So schließen wie denn diese Anzeige, einer kundigeren Feder es gern überlassend, die eigenthümlichen Schönheiten, welche jeder dieser Dichtungen einen besondern Reiz verleihen, zergliedernd hervorzuheben. Hinweisen möchten wie jedoch hier nur noch auf jene Zaubeemacht des Genius, welcher in Beziehung auf Darstellung und Ausdeuck Alles, was und wie sie es eben bedarf, vollkommen zu Gebote steht. Neben dem freiesten Sichergehenlassen der Phantasie in reizender Bilderfülle überrascht wieder eine geniale Präzision, welche einen Gedanken, ein Gefühl in den peägnantesten Ausdruck zusammenfaßt; neben edler Simplizität und klarer Hoheit schwelgt die Fülle, blitzt der Witz, sprudelt der Humor, und duech Alles hinduechwallend und hindurchklingend das fein abgewogene rhythmische und musikalische Element, in diesee Vollendung ein Geheimniß der clementinischen Muse. Anlangend das letzteee, so glauben wie ganz besondees aufmerksam machen zu müssen auf folgende Gedichte im zweiten Bande: „die Rose blüht" p. 180; „Als mir dein Lied erklang" p. 178; „Schweig

Herz, kein Schrei" p. 199; „Blumen, still blühende" p. 227; „Die Blumen an Sie" p. 268; „Gärtnerlied im Liedergarten der Liebe" p. 276; „Der Abend" p. 323; „Die Jungfrau und die Blumen" p. 325; „Die lustigen Musikanten" p. 333; „Hymne" p. 427. Noch müssen wir gedenken der hohen, mit den allerschwierigsten Fesseln spielenden, technischen Meisterschaft; der vollen Beherrschung der Sprache, der gründlichsten Durchfühlung und Durchwühlung ihres gesammten Schatzes, um sie für den musikalischen Wohllaut und eine sinnige Naturnachahmung, die auch im Spiel noch bedeutsam ist, zu schmeidigen, in welcher Beziehung wir nur erinnern an das Schwabenlied im Gockelmährchen und an der Nachtigall Gesang im Hochzeitlied „die Monate."

Der Mai fordert dort die Nachtigall zum Gesange auf mit den Worten:

Heran, heran, Frau Nachtigall,
Ergieße Liedes Flug und Fall,
Mach' Frühlingsduft und Sehnsuchtlaut,
Erquicke mir die holde Braut!

Die Nachtigall sofort rezitirt:

Viele, viele, liebe, süße
Mägdlein kenne ich, nenne ich;
Wenn ich im Thau auf der Au
Sie begrüße, sitzen sie nieder
Beim duftenden, berauschenden Flieder,
Singen Lieder, schmücken das Mieder
Mit Primeln, Aurikeln, Lilien, Brasilien,
Hyazinthen und winden sich Kränze,
Daß es glänze im Lenze!
Ich gieße süße Grüße über die Wiese,
Mit Maienglocken zu locken
Die blumengeschmückten, entzückten Docken!
Ich grüße sie alle mit Namensschalle,
Grüß dich Gott, lieb, lieb Ludmilla,
Lilla, Sibylla, Camilla;
Grüß dich Gott, lieb, lieb Agneta,
Margretha, Lisbetha, Amelcya,
Sophia, Dore, Leonore,
Ricke, Zicke, Anna, Johanna,
Marianne, Susanne!
Grüß dich Gott und das Himmelsblau,
Süße Jungfrau, aber alle, alle, alle,
Wie auch ihr Name süß halle und schalle,
Sind mir doch nicht so lieb, lieb, lieb, lieb,
Als du lieb, du süß, du hold, mild, wild Bild!
Du mein fein, rein, lind Kind,
Du gut Blut, frengemuth Försterbräutchen!
Sehnsucht, Schwermuth, Wehmuth,
O wie schwüle Gefühle fühle
Ich im kleinen Herzen,
Daß ich stolz in Demuth
Recht im Gluthgewühle
Mir den Muth erkühle
Und in bittern Schmerzen!

Hiemit schließen wir diese Anzeige und sprechen zugleich den innigsten Wunsch aus, es möge das unschätzbare Vermächtniß des clementinischen Dichtergeistes unserm deutschen Vaterlande nicht umsonst dargeboten seyn.

Mannigfaltigkeiten.

Eine in Hamburg erscheinende Gartenzeitung empfiehlt für den bevorstehenden Sommer einen neuen Fliegenfänger durch folgende Mittheilung: Um sich der Fliegen, dieser ungebetenen, lästigen Gäste, zu entledigen, ziehe man sich die sehr hübsche Pflanze, das Apocynum androsaemifolium, aus Saamen und Stecklingen, oder durch Wurzeltheilung. Es ist ein hübscher immergrüner Strauch, der sehr gut im Topfe wächst, sehr buschig und sehr zweigig und mit hübschem, länglichem oder oblongem bräunlichgrünem Blattwerk bedeckt, so wie mit tausenden lieblicher, kleiner, rosiger und weißer Blumen, von der Gestalt der Maiglöckchen, bedeckt ist, denen während des ganzen Sommers ein köstlicher Orangenduft entströmt. Diese hübsche Pflanze ist unser Fliegenfänger, der doch gewiß allen mehr behagt, als alle anderen Mittel, welche man zur Vertreibung und Vertilgung der lästigen Fliegen anwendet. Man pflege diese hübschen Pflanzen gehörig, die sehr billig zu erstehen sind, denn sie sind schon sehr lang in Europa einheimisch; im Jahr 1688 wurden sie aus Nordamerika eingeführt. Ein wenig treibe man das Apocynum an, damit es beim Beginn der Fliegenzeit blühe, und stelle eine Pflanze desselben aufs Fensterbrett. Eine jede Blume zieht an, ergreift und tödtet fünf Fliegen. Eine einzige Pflanze bringt in einer Saison gewöhnlich zehn- und zwanzigtausend Blumen, mithin vertilgt sie fünfzig- bis hunderttausend Fliegen. Es paßt hierbei ganz das Sprüchwort: „Mit Honig fängt man Fliegen." Diesen Nektar destillirt das Blümchen zwischen seinen fünf Staubfäden, die in der Form einer Lanzenspitze in einem gedrungenen Bündel im Mittelpunkt der Blume sitzen. Wenn sich die Fliege an dem Nektar delektiren will, öffnet sie ihren gleich einer Klarinette gebildeten Saugrüssel und sendet ihn zwischen den Spitzen der Staubfäden hinab. Diese halten die Naschhafte fest und tödten sie durch Erdrücken. Dann erst welkt die Blume und läßt ihr Opfer los.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 58 10. April 1852.

Eva.

(Fortsetzung.)

Seine Worte schnitten tief ein. Sie ließ den Kopf sinken und zog die leise zitternde Hand zurück. — Du zürnst mir doch nicht, kleine Eva? sagte er gewaltsam lächelnd und so sanft er es vermochte. — Mit dem väterlichen Tone, den er ehemals angenommen, fügte er dann hinzu: Ich habe Alles vorbereitet zu unserer stillen Häuslichkeit. — Den Garten, wo wir unsere geheimnißvollen Flitterwochen verlebten, habe ich gekauft. Er wurde mir angeboten von der Besitzerin, jetzt lasse ich das Haus nach meinem bescheidenen Geschmack einrichten, aber es wird Dir gefallen, liebe Eva.

Es ist sehr einsam da, erwiderte sie halblaut, die Blumen und Grashalme zerpflückend, welche über der Bank wuchsen, auf welcher sie saßen.

Einsam ist es wohl, fuhr Eugen unangenehm berührt von diesem Einspruche fort, aber ein Künstlerleben, wie ich es führen will und muß, verträgt den lauten Lärm nicht. — Und habe ich Dich denn nicht, hast Du mich denn nicht? fragte er wärmer. Ist Dir denn wohl hier in dem wüsten Gewirr der Menschen, die für nichts leben, als für den hohlsten Müßiggang, in deren ausgedörrten Adern nichts sich regt, als die Gier nach Sinnenlust, kein einziger besserer edlerer Gedanke. — Nein, meine kleine Frau, es ist hohe Zeit, Dich ihnen zu entreißen. — Ich habe das Erbe meiner Tante flüssig gemacht, Dir und mir das kleine Eigenthum gesichert; es bleibt uns jedenfalls so viel, um genügsam und sparsam auszukommen, selbst mein Vater soll nicht sagen, daß er mich unterstützen müßte. — Meine Arbeiten werden ihren Lohn finden, was wir brauchen, werden meine Hände erwerben, und zurückgezogen in unsere Einsamkeit, wird es uns doch nicht an einigen Freunden fehlen. — O! ich sehne mich sehr darnach, in meinem alten Paletot wieder ohne Zwang umherzulaufen, und wohlbehalten hängt Dein hochzeitliches Kattunkleid schon in meinem Schranke neben der wundervollen Staatsrobe, die wir dem Juden Meyer abkauften.

Er lachte vergnügt auf, aber Evas Lippen zwangen sich vergebens, es ihm gleich zu thun. — In diesem Augenblicke hörten sie nicht weit von sich zwischen dem Gebüsche laute Stimmen, und Eva sprang erschreckt von der Bank, als sie Waldenau erkannte, der mit Ortenstein sich ihnen näherte.

Wie haben Sie gesucht, sagte der Baron, in der Ruine, in allen Klüften und Trümmern der Vergangenheit, und da sitzen die Flüchtlinge einsiedlerisch mitten im Gestrüpp.

Ohne alle Aussicht, fiel Waldenau ein.

Vielleicht thaten wir es der Einsicht wegen, erwiderte Eugen, indem er Eva weiter führte, eben als Waldenau Miene machte, ihr den Arm zu bieten.

Der schüchterne, verstörte Blick des jungen Mädchens schien eine Klage zu enthalten; Waldenau nahm ihr lächelnd das Tuch und sagte: Etwas muß ich als Pfand von Ihnen darauf haben, Fräulein Hausberg, daß Ihre sonst so heitere Laune bald wiederkehrt, die heut zum Erstenmale, seit ich die Ehre habe, Sie zu kennen, ich weiß nicht durch welche Traurnachricht verscheucht worden ist.

Einsicht! rief Ortenstein dazwischen, das ist ein wundervolles, tiefsinniges Wort von höchster Bedeutung. Aber was ist denn Einsicht, welche Jeder im Munde führt, während die Meisten so wenig wie möglich danach handeln? — Einsicht ist ganz dasselbe ungefähr wie Vernunft, Wahrheit, Tugend, Weisheit und andere Begriffe, mit denen die Menschen ihr Spiel treiben. — Ach, Eugen, ehe ich es vergesse, muß ich Dir mittheilen, daß am Tage meiner Abreise ein Bursche bei mir war, der sich angelegentlich nach Dir erkundigte. — Er war in Deines Vaters Haus gewesen, um nach Dir zu fragen. Nachdem er Dich überall gesucht hatte, schickte man ihn zu mir, und ich hatte meine Freude an seiner Einfalt, die aber dennoch höchst einsichtig war.

Eugen warf einen fragenden Blick auf den Baron, der lachend fortfuhr: Es war ein stattlicher Junge, etwas tölpelhaft in seinem Feiertock und seinen fuchtbaren Stiefeln, aber ein prächtiger Kopf. Eine Stirn wie ein Apoll, Haare braun und lockig,

Digitized by Google

wie das schönste Mädchen, Augen, so trotzig blau, wie der kühnste Gardeoffizier, und gerade und schlank aufgeschossen, als sey er ein Jahr lang in der Armee gedrillt worden.

Wer kann es denn seyn? fragte Eugen. Etwa Adam?

Richtig Adam! rief Ortenstein, ich hatte den Namen fast vergessen. Er wollte durchaus wissen, wo Du Dich befändest, sprach aber so seltsame Dinge durcheinander, daß ich Mühe hatte, nur Einiges zu begreifen. — Sein Vater habe ihn nach der Stadt geschickt, einen Handel mit Holz abzuschließen, zu Haus sey Gram und Noth, alle Freude sey fort. Er faselte allerlei von dem alten würdigen Kapitän, der es nicht mehr aushalten könne, er rauche nicht mehr, und Fische fangen wolle er auch nicht; was aber ihn betreffe, so liefe er gern in die weite Welt, oder würde Soldat, wenn der alte Vater nicht wäre und die Einsicht dazu käme.

Ich bot ihm an, ihn bei einem Freunde unterzubringen, denn aus dem Jungen kann sicher etwas gemacht werden, und dachte an einen Jäger oder Kammerdiener für Walny; allein seine Einsicht erlaubte ihm nicht, darauf einzugehen, und wie ich sah, hatte er gute Gründe. Sein Vater scheint einige Mittel zu besitzen, einige Geschäfte zu betreiben, die sich jetzt bis auf die Holzmärkte der Hauptstadt ausdehnen. So viel ist gewiß, der gute Adam wird nächstens wiederkommen und Dich aufsuchen.

Eva hatte während dieser ganzen Mittheilung geschwiegen, doch sichtlich war sie dadurch sehr beunruhigt. — Wenn Adam kommt und mich besuchen will, sagte Eugen, so wird er mir willkommen seyn, obwohl wir eigentlich keine sehr guten Freunde gewesen sind.

Aber Sie, Fräulein Eva, fuhr der unermüdliche Ortenstein fort, Sie haben mit diesem Adam paradiesische Jugendjahre verlebt?

Ich, erwiderte Eva, kenne ihn allerdings viel besser. Es war unseres Nachbars Sohn; die Zeiten sind vorüber, ich wünsche jetzt nichts weiter von ihm zu wissen. — Es weht kalt über die Berge, fuhr sie fort, indem sie sich zu Waldenau wandte, geben Sie mir das Tuch.

Waldenau hatte es verloren, er eilte zurück. Eva folgte ihm und schweigend blieb Eugen an dem Bergabhange stehen, seine Lippen schmerzlich zusammengepreßt, seine Augen auf den goldigen Abendhimmel geheftet und auf das Thal zu seinen Füßen, aus welchem fröhliches Lachen heraufscholl, das in sein gramerfülltes Herz mit qualvollen Dissonanzen drang.

Das nennt man Einsicht erhalten! sagte Ortenstein leise lachend, indem er sich die Hände rieb. Es ist allerliebst hier oben; doch laß uns hinunter steigen, mein Vetter wird das Tuch finden, und es sammt der schönen Besitzerin schon abliefern.

So war es allerdings. Nach einiger Zeit, als die Gesellschaft sich vereinigt hatte, erschien auch Eva. Sie sah beruhigt und froh aus. Das Tuch war gefunden; der junge galante Waldenau machte den Damen Entschuldigungen über seine Nachlässigkeit und führte die Unterhaltung im Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit. Eva lachte über seine lustigen Anklagen. Cäcilie schalt ihn aus, andere Damen mischten sich ein und während dieses scherzhaften Streites, in welchem sich alle Kunst des Gesellschaftstons geltend machte, hatte Eugen Zeit, zu bemerken, wie wenig dazu gehörte, um hier zu glänzen, und wie schwer es doch für ihn selbst sey.

(Fortsetzung folgt)

Ein didaktisch-methodisch streng geordneter und gemeinschaftlicher Unterricht in der Musik ist Bedürfniß unserer Zeit.

Daß die Musik die wohlthätigsten Wirkungen auf die Veredlung des Menschen und die Entwickelung seiner Geisteskräfte habe, davon hatten schon die Alten heilige Ahnungen, von deren Gewißheit sich die Menschheit immer mehr überzeugte, je weiter sie in ihrer Ausbildung fortschritt. Unser Zeitalter aber, welchem es gelang, die Erziehung und Bildung der aufblühenden Generation recht eigentlich zur Sache der Menschheit zu machen, hat denn auch der Musik den ihr gebührenden Rang unter den Gegenständen der Erziehung und des Unterrichts eingeräumt, und sie nicht bloß als eine mechanische Kunstfertigkeit, sondern auch als Mittel zur Ausbildung aller Geisteskräfte, zur Wirkung des ästhetischen Gefühls benutzt. Daß also ein methodischer rationeller Musikunterricht, wie in andern Bildungs- und Lehrgegenständen überhaupt nothwendig, daß er Bedürfniß sey, das fühlt man fast allgemein; das zeigt uns der Antheil, den die vorzüglichsten Denker unter den Pädagogen dieser Sache schenken.

Fragen wir uns aber, woher es komme, daß der Musikunterricht, wie er größtentheils ertheilt wird, im Ganzen so wenig Segen für die Ausbildung und Veredlung des Gefühls und Geschmacks bewirkt hat, und woher auch die anfänglich mit großem Eifer das Pianofortespiel Beginnenden in kurzer Zeit im Eifer erkalten, und zu den Uebungen oft gezwungen werden müssen: so ergibt die beobachtende und prüfende Erfahrung folgende Erklärung:

Das Kind ist noch ganz sinnlich, noch im höhe-

Digitized by Google

ren Grade, als der schon mehr durch Erfahrung geleitete Erwachsene; es strebt nach dem Angenehmen, es hängt an der Gegenwart und dem seinen sinnlichen Bedürfnissen Schmeichelnden. Das Kind hängt an der Gegenwart, es will genießen, indem es sein fernes Ziel mit kindlicher Unbefangenheit magisch verfolgt.

Das Kind ist gesellig, ihm ist nur wohl, es ist nur fröhlich und geistig aufgeregt, wo es sich in Gesellschaft mehrerer seines Gleichen befindet, und nur in Gesellschaft und im Wetteifer wird sein Fleiß zur Beharrlichkeit gespornt. Diesen Eifer kann der Privatlehrer nur durch das Ohrenkitzelnde ansachen und unterhalten, während daß er dadurch zugleich auch den Wünschen der Eltern genüge. Daher eilt er von einfachen Sätzen rasch zu Doppelgriffen, von ernsten oder durch ihre Einfachheit und Natürlichkeit langweilenden Vorübungen sehr schnell zu Tänzen und andern Sachen. Da hierbei aber nur auf Ohrenkitzel gerechnet wird, so bleibt der Verstand und die wirkliche musikalische Bildung für den edleren Geschmack unberücksichtigt, und die Intelligenz unbeachtet. Des Kindes Geschmack ist verwöhnt, seine Kräfte waren nicht berechnet; denn der Unterricht war nicht naturgemäß. Die Stimme der großen Lehrerin — der Natur — ist nicht beachtet; die Natur rächt sich, und der traurige Erfolg ist, daß die Sache ihm zu schwer wird und das Ziel in dunkler Ferne nicht zu erkennen vermag. Besonders ist dieß der Fall, wenn ernsthafte Sachen und Vorübungen die Methode als nothwendig erscheinen, und der Schüler von denselben auf den rechten Weg gebracht werden soll.

Welche Lehrer und Eltern sind nicht vollkommen durch Erfahrung belehrt, mit was für Müh' und Verdruß der Privatunterricht bei Kindern verbunden ist, zu welchen sie in der Regel noch gezwungen werden müssen, wenn sie nicht ausgezeichnetes Talent und ganz besondere Neigung für Musik besitzen, und bei denen daher so äußerst selten auf einen glücklichen Fortgang zu rechnen ist, weil das ganze Verfahren zu wenig Abwechselung gewährt und mit der Neigung des Kindes in einem zu großen Widerspruche steht, als daß man behaupten dürfte, Kinder wären durch Privatunterricht schneller vorwärts zu bringen, als durch gemeinschaftlichen Unterricht.

Bei dem Privatunterricht kann die Aufmerksamkeit des Schülers nie so rege erhalten werden, als bei dem gemeinschaftlichen Unterrichte; denn die ganze Umgebung der Schüler darf und kann sich nur auf Musik beziehen, während bei dem Privatunterrichte so vielerlei unvermeidliche Veranlassungen zu Zerstreutheiten des Schülers führen; und wie deutlich spricht daher die Erfahrung bei dem gemeinschaftlichen Unterrichte, dem Kinde seine Uebungsstücke zur Wesenheit zu machen, indem es dabei denken und empfinden lernt.

Sehr wahr sagte G. Sacchi: „daß die Dilettanten, welche in ihrer Jugend singen oder spielen lernen, sich zu gleicher Zeit die Regeln des Tonsatzes aneignen sollen, ja daß sie selbst etwas erfinden möchten!" Dieses geschieht durch den theoretischen Unterricht, welcher, ich möchte sagen nur beim gemeinschaftlichen Unterrichte den Kindern genießbar und umfassend genug ertheilt werden kann.

Es wird dem Kinde leicht und angenehm, indem es naturgemäß auf einander folgen muß, und aus dem Kinde selbst herausgelockt wird, sofern es nur einiges Talent besitzt.

„Je genauer — fährt Sacchi fort, — man eine Kunst kennt, um desto dauerhafter ist das Vergnügen, welches sie uns bereitet!"

Der Grundsatz also, dem so oft gehuldigt wird: der Dilettant brauche die Musik nicht gründlich, sondern nur oberflächlich zu kennen, besteht weder in der Natur noch in der Erfahrung. Was der Verstand nicht zum Gefühle führt, ist zeitlich, und wie alles Zeitliche, vergänglich.

Ganz anders aber ist es bei einem planmäßig geordneten gemeinschaftlichen theoretisch-praktischen Unterrichte. Dieser gibt dem Zögling überall Mittel und Vortheile an die Hand, welche ihm die Praxis erleichtern; z. B. Takt- und Fingersatz, für die praktische Stielfertigkeit, dann aber auch durch den Besitz der theoretischen Kenntnisse, das schnelle und richtige Auffassen und Erkennen jeder Verbindung, jeder Folge in Harmonie und Melodie, durch den Verstand, ja das eigentliche innere Erfassen die Musik durch das ausgebildete ästhetische Gefühl; dieß alles führt ein Resultat herbei, das die früheren Anstrengungen dankend belohnt.

Somit glaubt Einsender dieses dem verehrten kunstliebenden Publikum die wesentlichsten Grundsätze mitgetheilt zu haben, und erlaubt sich derselbe nur noch aufmerksam zu machen, daß ähnliche öffentliche und Privatanstalten schon längst in verschiedenen Städten Deutschlands bestehen, und sich als sehr erfolgreich erwiesen haben; daher er, von obigen Grundprinzipien geleitet und mit den Methoden und Werken der anerkannt tüchtigsten Pädagogen und Musiklehrern bekannt und vertraut, nächstens eine gemeinschaftliche Musikschule im Pianofortespiel eröffnen wird.

F. J. J.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

In dem Meeresarm zwischen dem Staate New-York und der zu demselben gehörenden Insel Long Island liegt das Wrack einer brittischen Fregatte, welche vor ungefähr 70 Jahren im Unabhängigkeitskriege versank. Die Fregatte hatte eine beträchtliche Menge von Waffen, Vorräthen, auch Geld im Betrage von etwa zwei Millionen Dollars an Bord; auf ihr waren auch 70 unglückliche amerikanische Gefangene gefesselt zu Grunde gegangen und man hat bereits Gerippe von ihnen in Fesseln auf dem Grunde des Meeres gefunden. Begreiflicher Weise sind die verborgenen Schätze, zumal die Thaler, der Gegenstand manchen Gelustes, und so wurden denn zu verschiedenen Zeiten Versuche zur Hebung gemacht. Sie waren, zumal bei der beträchtlichen Tiefe, in der die Schiffstrümmer liegen, ohne viel Erfolg, bis in neuester Zeit eine von einem Kapitän Taylor erfundene unterseeische Rüstung wirksamere Versuche ermöglichte. Man hat Waffen, Schießbedarf ꝛc. zu Tage gefördert, die Taucher drangen bereits in den Unterraum des Wracks ein. Die Arbeit ist aber sehr mühsam, und nur in den Monaten Mai bis November möglich, der Taucher kann sich täglich ein- bis zweimal höchstens auf vier Stunden hinablassen. Die Rüstung des Tauchers ist aus Kautschuk, Hosen und Stiefel, eine Jacke, Alles mittelst kupferner Reifen wasser- und luftdicht zusammengefügt. Ueber den Kopf her geht ein kupferner Helm, um den Kopf vor dem Druck des Wassers zu schützen; in den Helm mündet eine Röhre, welche die frische Luft zuführt; die verdorbene entschlüpft durch eine Klappe. Die eingepumpte Luft dehnt die Kautschukrüstung aus und schützt so den Körper vor dem Wasserdruck. Mit schweren Gewichten an den Füßen wird der Taucher hinabgelassen; in seiner Linken hält er eine dünne Leine, an deren oberem Ende ein Matrose auf dem zu den Versuchen dienenden und vor Anker liegenden Schiffe alle Zeichen des Tauchers beobachtet, in der Rechten hat der Taucher ein starkes Seil mit einem Ring und einer Kette, um damit das Gefundene fortzuschaffen, was seiner Hand zu schwer ist. Die ganze Rüstung kostet 375 fl. Trotz dieser Vorrichtungen ist nicht Jeder im Stande, die Fahrt in die Tiefe zu machen. Wie in der gewöhnlichen Taucherglocke der Druck auf Ohren, Brust ꝛc. ein unerträglicher ist, so treibt auch hier der Druck des Wassers schon bei mäßiger Tiefe das Blut in den Kopf, und schwache Lungen unterliegen leicht dem Versuch. Auch der kräftige Mann gewöhnt sich erst allmälig an die harte Arbeit. Merkwürdig ist, daß von dem bereits zu Tag gebrachten Holzwerk des Schiffes manches noch ganz gesund ist, wie eben erst ins Wasser gelassen, namentlich Holz von der Lebenseiche. Auch die Kompasse, Kugeln, Sechspfünder, waren wohl erhalten, andere Geräthschaften eingerostet. Verkorkte Flaschen fanden sich vor, nur ist ihr Inhalt durch das eingedrungene Salzwasser verdorben. Jetzt fehlt noch das Beste, der Schatz Geldes. Die Unternehmer rechnen aber sicher auf denselben für den nächsten Sommer, hat ja doch Kapitän Taylor, ehe er die Versuche begann, in England durch Nachforschungen in den Archiven sich genaue Kunde über Alles verschafft, was auf der verlorenen Fregatte gewesen.

König Ludwig von Bayern füllte das vom Radetzky-Vereine ihm übersendete Albumblatt mit folgenden Versen aus:

In der Zeit, da wo den Andern die Lorbeern verdorren,
Blühen am Blühendsten nun jugendlich herrlich sie Dir,
Greis an Jahren, doch jung an Kraft des Körpers und Geistes
Einzig, wahrlich! bist Du Oesterreich's rettender Held!

Dreisilbige Charade.

Das erste ist des Sees Zier,
Wenn stolz es seine Wellen theilt,
Verschwindet, ist bald dort bald hier,
Auf ihm das Auge gern verweilt;
Das zweit' ergötzt der Menschen Ohr,
Wer es verachtet, ist ein Thor. —
Das Ganze ist des ersten Todesbote.

Veilchen.

Auflösung der Charade in Nro. 55:

Wohlgemuth.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Maillandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 59 12. April 1852.

Gabriele.

Motto: Was ist das Leben anders, als eine Schule für die Ewigkeit? Wohl dem, der dieß erkennt, niemals wird er ganz unglücklich werden!

In einem Kabinet, dessen Wände, Thüren, Fenster und Möbel mit einem ausländischen Seidenstoff bekleidet waren, dessen Nischen epheuumrankte Statuen ausfüllten, dessen kunstvoll eingelegter Fußboden mit prachtvollen Teppichen und Fußbänkchen geziert war — in diesem Kabinet, welches die helle Sonne eines Maimorgens gedämpft durch die karmoisinrothen Damastvorhänge mit einem sanften rosigen Schimmer übergoß und welches ein beinahe erstickender Blumendunst durchwogte, lehnte ein junges Mädchen in der Ecke eines Divans. Sie trug ein weißes, mit Spitzen besetztes Morgenkleid, um die schlanke Taille mit einer blauseidenen Schnur zusammengehalten; um den kleinen Kopf hatte sie einen schwarzen Schleier geschlungen, aus welchem sich die dunkelblonden Locken drängten und ein Gesichtchen einrahmten, welches sich durch einen glänzenden Teint, große lebhafte Augen, eine kleine gebogene Nase und einen allerliebsten Mund mit sehr schönen kleinen Zähnen auszeichnete.

Vor ihr kniete ein junger Mann von jugendlich biegsamem Wuchs, in dessen regelmäßig schönen, wiewohl etwas bleichen Zügen Geist und Gefühl unbeschreiblich anziehend sich aussprachen. Er hielt eine der schönen Hände des jungen Mädchens und blickte es mit der Miene der innigsten Zärtlichkeit an. Ach, sprach er begeistert, wie Du schön, wie Du lieblich bist, Pauline! — Mein Waldemar! flüsterte das junge Mädchen und strich mit der Hand über die dunklen Locken ihres Geliebten; doch blickte sie nicht dabei in seine schönen, sanften, blauen Augen, sondern auf ihre Hand, welche sie so schön auf dem dunkeln Grund seiner Locken fand.

In diesem Augenblick theilten sich die Vorhänge der Thüre des Kabinettes, und die hohe, schlanke Gestalt eines Mädchens trat herein. Ihr Gesicht, welches klassische Formen zeigte, war bleich und trug den Ausdruck des Leidens, welcher sich namentlich um Mund und Augen kund gab, weit entfernt von Kränklichkeit, idealisirte dieser Ausdruck ihre Schönheit und verlieh dem ganzen Gesichte etwas Rührendes, welches den Blick jedes Beschauers im wahren Sinne des Wortes fesselte. Ein leises Zucken fuhr durch ihre Gestalt, als sie die Liebenden erblickte, welche so sehr mit sich beschäftigt waren, daß sie ihren leisen Eintritt nicht bemerkt hatten; endlich aber machte sie sich bemerkbar, indem sie Hut und Shawl abwarf und mit melodischer Stimme dieselben begrüßte.

Waldemar machte eine ehrerbietige Verbeugung und Pauline reichte dem Mädchen die Hand ohne aufzustehen und mit den Worten: es freut mich, Dich auch an meinem Hochzeitsmorgen zu sehen, Kousine Gabriele! — Sieh' einmal hier, fuhr sie fort und deutete auf die Tische, welche angehäuft mit dem Schönsten und Kostbarsten, was die Mode erfinden konnte, um sie herum standen.

Gabriele warf einen flüchtigen Blick darauf, welcher kein Interesse für diese Gegenstände kund gab und sagte: „Vorerst erlaube mir, Dir ein kleines Andenken von meiner Hand zu überreichen", und sie enthüllte ein überaus elegantes, mit Blumen und netten Kleinigkeiten angefülltes Arbeitskörbchen, in dessen Mitte ein kleines Album von veilchenblauem Sammt lag, auf dessen einer Seite in Gold und Seide kunstvoll gearbeitet, der Name Pauline stand.

Wie nett, wie sauber ist dieß gearbeitet! O, ich bin Dir sehr dankbar für Deine Freundlichkeit! rief Pauline, indem sie das Album gedankenlos betrachtete, öffnete und wieder schloß, ohne zu lesen, was darin stand.

Es ist nur eine Kleinigkeit, bemerkte Gabriele, ein Andenken. Was könnte man Dir auch geben, Du besitzt ja das Schönste, was diese Welt zu bieten vermag und welches nichts im Stande ist aufzuwiegen.

Ja, ich bin herrlich beschenkt worden, entgegnete Pauline. — Aber Waldemar, mein Waldemar! rief sie dann in einem schmachtenden Ton, ohne Gabrie-

Digitized by Google

len weiter zu berücksichtigen — laß doch das Album liegen und komm' zu mir, ich will Dich keinen Augenblick missen.

Waldemar legte das Album weg, er hatte jetzt erst gesehen, daß etwas darin stand, aber gelesen hatte er es noch nicht, er eilte zu Paulinen, die seine Hand liebkos'te, indem sie ihn zärtlich anblickte. Gabriele ging zu den Acajoutischen und betrachtete die Geschenke, ohne zu sehen, was sie betrachtete, bis ihr Blick auf einem kleinen, in Gold eingefaßten, Miniaturbild haften blieb, welches Waldemars schöne Züge wiedergab. Ihr Blick versenkte sich in dieses Bildchen und erst als ihr eine schwere Thräne von der Wimper sank, ging sie von dem Tisch und da sie sah, wie überflüssig ihre Gegenwart hier war, nahm sie ihren Hut und Shwal und entfernte sich eben so leise wieder, als sie eingetreten war und eben so unbemerkt von den Liebenden.

Es trat nun eine schöne, ältliche Frau, Paulinens Mutter, ein und küßte mit einer glückseligen Miene ihre Tochter, welche diese Liebkosung geschehen ließ, ohne sie zu erwidern. Sie bat Paulinen, ihr doch einen Augenblick zu folgen, und ihr Urtheil über eine Anordnung des Festes abzugeben. Mit einem gelangweilt aussehenden Gesicht folgte sie ihrer Mutter und Waldemar ergriff nun das Album wieder, welches er zuvor hatte weglegen müssen. Er las mit Eifer und Interesse die Gedichte, welche sich meist auf Liebe bezogen und mit eleganter, schöner Handschrift eingetragen waren und die Worte: „wie gut gesagt, wie innig empfunden!" entschlüpften mehrmals seinen Lippen. Er war so in das Lesen dieser Gedichte versenkt, daß er beinahe Paulinens Wiedereintreten nicht bemerkte.

Schmollend warf sie sich in den Winkel des Divans, als sie sah, daß Waldemar wieder mit diesem Buche beschäftigt war. Mein Himmel! rief sie dann, Du hast schon wieder das langweilige Buch. Du wirst noch über dieses Buch vergessen, daß wir heute getraut werden sollen!

Waldemar hatte merkwürdiger Weise Paulinens Worte überhört oder geglaubt, sie habe etwas anderes gesprochen; denn er ließ sich neben ihr nieder, indem er sagte: die Gedichte sind herrlich, — ich muß Dir, die Du so sehr für Poesie schwärmst, einige Stellen vorlesen.

Pauline nahm ein gefälliges Aeußere an und hörte den Worten zu, welche Waldemar mit Begeisterung vortrug, während ihre Augen auf den werthvollen Geschenken umherschweiften, die sie umgaben.

In einer kleinen, dem Hause Paulinens nahe liegenden Kapelle wurde Abends um sieben Uhr das Paar getraut. Außer den Eltern und Verwandten desselben, waren auch eine Menge Bekannte geladen, die sich in einen Kreis um den Altar reihten, an dem Waldemar und Pauline standen. Die Abendsonne drang durch die schmalen, hohen Fenster der Kapelle und beleuchtete ein Christusbild, welches an der Kanzel eingemauert stand. Ein Strahl fiel auf Gabrielen, welche unter dem Kruzifix weinte und es schien, als gehöre sie zu dem Bilde und sie wäre die heilige Magdalena, welche an dem Kreuze bete.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Waldenau mit seiner gefälligen, höflichen Form, seiner Biegsamkeit und seiner kecken Lebendigkeit war ihm weit überlegen. In seinen Augen lag etwas Brennendes, jähe gewaltthätige Leidenschaft. Sein Gesicht war schön, aber regellos, und ein gewisser herausfordernder Trotz spielte um seine Lippen. Solche Männer, sagte Eugen leise zu sich, mögen bei vielen Frauen Interesse erregen, sie sehen aus, als scheuten sie nichts und fürchteten sie nichts, aber wie kann Eva an diesem Menschen Gefallen finden, der sein jämmerliches Nichts so offen kund gibt?

Es war, als ob Cäcilie errieth, was in ihm vorging. Sie ging mit ihm voran, man erwartete die Wagen. — Es scheint, sagte sie, als wärst Du nicht ganz mit Eva zufrieden und zürnest ihr, weil sie sich Waldenaus Huldigungen gefallen läßt. Du bist eifersüchtig, Eugen.

Nicht im Geringsten, erwiderte er stolz lächelnd. So viel weiß Eva, daß es eine Gränze dafür gibt, und was mich betrifft, so glaube ich nicht nöthig zu haben, mich mit dem da zu vergleichen.

Sage das nicht, rief die schöne Frau, Waldenau wird von Vielen gefürchtet. Wir Frauen sind einmal so; wir lieben das Leichte, das Ritterliche und Romantische. Du bist zu ernsthaft, Eugen. Du siehst aus wie ein Kolumbus, der über einer weltbewegenden Entdeckung brütet. Sieh Dich um, und mache es wie er. Sey liebenswürdig und aufmerksam, schwatze gefällig über Kleinigkeiten, suche Dir wenigstens Eine aus, der Du zu gefallen strebst, widme Dich Deiner Eva mit merklicher Bewunderung. Das arme Kind muß sich entsetzen vor Deiner kalten, wortlosen Steifheit. Sie ist an Scherz und Freude gewöhnt, lacht so gern und neckt so

Digitized by Google

gern. Du haſt ſie eingeſchüchtert, was ſoll ſie von den Sultanslaunen denken, die ſie erwarten?!

Die Wagen kamen, und Cäcilie rief Walny herbei, der Eugen jeder Antwort überhob, aber ihre Vorwürfe waren nicht ohne Eindruck geblieben; Eugen ſchien zu fühlen, daß etwas Wahres darin ſey, er beſtrebte ſich heiter und geſprächig zu erſcheinen, und wandte wirklich ſeine Aufmerkſamkeit und ſichtliche Theilnahme mehr als bisher Eva zu.

Wir beſuchen die Reunion, ſagte Frau von Walny, als ſie am Kurſaale ausſtiegen; die Herren mögen ſpielen, wenn ſie wollen, dann ſpeiſen wir zuſammen, aber heut darf es nicht zu ſpät werden, denn morgen iſt ein Gallatag, ein Ball, zu dem wir uns vorbereiten müſſen. Du biſt doch ein guter Tänzer, Eugen?

Ich tanze gar nicht, erwiderte er, am wenigſten mitten im Sommer und im Bade.

So tanzen wir, lachte Cäcilie. Nicht wahr, Eva? Waldenau iſt der beſte Tänzer, den ich kenne.

Der junge Edelmann, welcher in der Nähe war, hatte ſein Lob gehört, und Ortenſtein verſicherte, daß er ihm morgen ſeinen Ruf ſtreitig machen wolle.

Nun, Herr von Werder, ſagte Waldenau, Sie haben heut mit großem Glück geſpielt, und ſcheinen überhaupt ein viel begünſtigter Sterblicher zu ſeyn. — Geben Sie uns den Beweis, daß Ihr Glück keine Zufallslaune iſt, ſondern daß Sie ihm vertrauen können.

Das Spöttiſche und Vertrauliche dieſer Aufforderung vermehrte Eugens geheimen Verdruß. Ich werde nicht ſpielen, ſagte er kalt, ich haſſe den Zufall.

Wir leben Alle davon, erwiderte der junge Herr.

So ſagen die, welche Alles auf ihn ſetzen, gab Eugen zurück.

Und haben Sie denn, fragte Waldenau ihn mit ſeinen kecken Augen ſcharf betrachtend, dem Zufall gar nichts zu danken?

Eugen fühlte ſich erröthen. Was ich ihm zu danken habe, will ich wenigſtens nicht leichtſinnig wieder verlieren, ſagte er.

Er wendete ſich ab, um das Geſpräch nicht weiter zu treiben, das ganz geeignet war, einen beleidigenden Ton anzunehmen. Waldenau aber richtete ſeine Worte an Eva, und bat ſie, mit ihm an die Roulette zu treten.

Wir müſſen unſeren Verluſt von heut gut machen, ſagte er, und da wir mehr auf die Gunſt des Zufalls halten, als Herr von Werder, ſo wird er es billig finden, daß wir zuſammengehen, wohin der Geiſt uns treibt.

Wollen Sie mich aufgeben, Fräulein Hausberg? fragte Eugen.

In ſeiner Stimme lag ein ſchmerzlich warnender Klang. — Wählen Sie zwiſchen uns, rief Waldenau lächelnd, indem er ſich neben Eugen ſtellte und, ſeines Vorzuges gewiß, ihr den Arm bot.

Das iſt allerliebſt, lachte Cäcilie, aber am beſten, wir gehen Alle und ſehen dem Spiel zu.

Sie führte Eva raſch in den Saal, und nach einer halben Stunde hatte Waldenau dort alle Verluſte reichlich erſetzt. Er ſpielte eben ſo kühn wie glücklich, und Eva nicht allein, auch Cäcilie, Ortenſtein und Walny hatten mit ihm gemeinſam gewonnen.

Als ſie Eugen ſuchten, war er nicht zu finden. — Er iſt müde von der Reiſe, ſagte ſeine Schweſter.

Und ans Ausreißen gewöhnt, fügte Ortenſtein hinzu. — Laſſen wir ihn ausruhen, aber verderben wir uns den Abend nicht. Endlich iſt der Augenblick da, wo Fräulein Eva uns als Hebe den Göttertrank reichen wird.

(Fortſetzung folgt.)

Das Königreich Dahomey.

So eben iſt ein „Bluebook", oder eine Sammlung offizieller Aktenſtücke über die neuliche Expedition gegen Lagos, an der Küſte von Afrika, erſchienen. Den Reigen eröffnete eine Depeſche Lord Palmerſton's, vom 30. Juni 1849, an Mr. Beecroft, neuernannten Konſul an der afrikaniſchen Küſte mit der Weiſung, Sr. Majeſtät dem Könige von Dahomey noch einmal nachdrücklich vorzuſtellen, daß es viel vortheilhafter ſey, „Ackerbau und Handel zu treiben, als Männer, Weiber und Kinder zu ſtehlen und zu verkaufen." Darauf erfolgte die naive Antwort: „Der König von Dahomey ſendet der Königin von England ſeine beſten Grüße. Die von ihr überſchickten Geſchenke ſind ſehr angenehm und gut vor ſeinem Antlitz. Als Gouverneur Winniett den König beſuchte, ſagte ihm dieſer, daß er erſt ſein Volk befragen muß, ehe er wegen des Sklavenhandels eine letzte Antwort geben kann. Er ſieht nicht, wie er und ſein Volk ohne Sklavenhandel beſtehen ſollen; mit dieſem würden die Haupteinkünfte ſeines Staates wegfallen. Er bittet daher, die Königin von England möge dem Sklavenhandel überall ein Ende machen und ihm erlauben, denſelben fortzuſetzen." Ferner: „Der König bittet auch die Königin, ein Geſetz zu geben, daß keine Schiffe auf irgend einem Platz in der Nähe ſeines Gebietes tiefer unten an der Küſte als Whydah

Digitized by Google

Handel treiben, da durch die Handelsschiffe die Leute reich werden und seiner Autorität sich widersetzen können. Er hofft, die Königin wird ihm einige gute Tower-Kanonen und Büchsen schicken, und zwar recht viele, damit er Krieg führen kann." Auf den Wunsch des Königs, mit einem brittischen Seeoffizier in seiner Hauptstadt sprechen zu können, wurde Lieutenant Forbes nach Dahomey beordert, und aus seinem höchst interessanten Tagebuch mögen hier ein Paar Notizen folgen: „Den 17. Oktober. Nach der Hauptstadt abgereist, in voller Uniform. Als wir das Stadtthor passirten, welches mit Schädeln verziert ist, machten wir in der Nähe des Haupt-Fetischhauses Halt. Der Gouverneur der Stadt mit einigen Soldaten kam, uns zu bewillkommen. Als er vor unseren Stühlen angekommen war, marschirte er wieder zurück, beschrieb dreimal einen Kreis von links nach rechts um unsere Stühle und verbeugte sich jedesmal vor uns. Beim Letztenmale feuerte er eine Flinte ab, tanzte uns etwas vor, drückte uns die Hand und setzte sich. Der große Platz vor dem königlichen Palaste war voll bewaffneter Männer und Weiber, alle auf ihren Schenkeln kauernd; die langen dänischen Musketen vor ihnen bildeten einen Miniatur-Wald. An Bannern war kein Mangel, die des Königs trugen einen Schädel auf der Spitze. Auch die 25 Fuß hohe, eine englische Meile im Viereck betragende Palastmauer aus rothem Thon war eine ununterbrochene Reihe von Menschenschädeln; auf den Schwellen und an den Seiten der Palast-Portale grinsten Schädel. Menschenopfer gehören in Dahomey noch zu den orthodoxen Religions-Gebräuchen." Während Lieutenant Forbes' Anwesenheit wurden zehn Gefangene von Rang gebunden durch die Stadt geführt, gezwungen, zu tanzen, und dann vor den Augen des europäischen Gastes mit großen Messern feierlichst geschlachtet. Der König (er heißt Guezo) wird als ein hübscher Mann von etwa 48 Jahren beschrieben, dessen strenge und gebieterische Physiognomie gar nichts vom Neger hat. Sein Kabinet ist so vollständig, wie das Lord Derby's. Mago ist Premier; Meigan, Polizei-Minister; Mähäpah, Justiz; Toonoonoo, Verschnittener en chef. Zum Ministerium gehört auch Yawae, die Matronin des Harems, welche für die Beköstigung der englischen Gäste sorgt. Forbes sah auch eine Militär-Parade mit an. Zwei Weiber-Regimenter in blauweißen Oberröcken, mit Flinte, Keule und Säbel bewaffnet, exerzirten vor ihm im Feuer und zeigten große Präzision; die weiblichen Offiziere tragen jede eine kleine Peitsche, und als Auszeichnung eine silberne Armeinfassung, die vom Handgelenk bis zum Ellbogen reicht, also eine Art Armschiene. Nach der Revue wurden diese Heldinnen vorgestellt und bekomplimentirt, wobei der König die Gesundheit der Königin Viktoria in Champagner ausbrachte; aber „während der König trank, wurden mehrere Schirme vorgehalten, da kein Sterblicher Seine Majestät essen oder trinken sehen darf." Als dieß überstanden war, „fingen die Truppen zu hurrahen an; plötzlich aber mußten wir dem Premier nachspringen und uns mit den Gesichtern gegen die Mauer stellen, da einige von den 18,000 Weibern des Königs vorbei kamen, ein kleines Glöcklein läutend. Die schwarzen Ladies schwärmen den ganzen Tag in der Stadt herum, und doch darf kein Mannesauge sie ansehen." Wahrscheinlich, sagt Forbes selbst, gibt man die Zahl zu hoch an, oder rechnet die Offizierinnen zu den Weibern des Königs. Auf der Sklavenjagd sind die Amazonen viel wilder und tapferer, als die Männer. Auf einer solchen Expedition wurden nicht weniger als 19,000 Männer, Weiber und Kinder gefangen, 500 davon geschlachtet und die andern exportirt. Nach den letzten Berichten warf der König vollends die Maske ab und lachte über die Leichtgläubigkeit der Engländer, die sich einbildeten, er werde seine Leib-Amazonen durch gemeine Arbeit, wie Baumwollpflanzen oder Ackerbau, erniedrigen. Die Sklavenjagd ist eine „noble Passion" und trägt jährlich 60,000 L. ein. Durch die Zerstörung von Lagos hat er indeß für den Augenblick seinen Hauptmarkt verloren.

Mannigfaltigkeiten.

Auf Befehl des Senats ist im gesammten Kaiserthume Rußland eine Lichtanzündungssteuer eingeführt worden, welche auf 23,000 Silberrubel jährlich veranschlagt wird und als Beitrag zur Erhaltung jüdischer Schulen von den Juden probeweise durch drei Jahre entrichtet werden soll.

Das Grab.

Das Grab ist eine Brück' ins bessre Leben,
Den Brückenzoll müßt Ihr dem Doktor geben!

Auflösung der Charade in Nro. 56:

Ostern.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 60 14. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Als der Geistliche seine Rede beendet und Pauline um das bedeutungsvolle Ja bat, gab sie es mit einem schmachtenden Ton, mit sittsam niedergeschlagenen, aber ganz trocknen Augen, allein Waldemar vermochte es nicht deutlich auszusprechen, er brachte nur einen von Rührung und Thränen erstickten Laut hervor.

Das junge Paar begab sich gleich nach der Hochzeit auf einen, in einer reizenden Gegend am Neckar gelegenen Landsitz, welchen Waldemar auf das Eleganteste hatte einrichten lassen. Sie lebten hier in vollkommener Abgeschiedenheit von der Welt, denn der Landsitz lag isolirt und die nächsten Nachbarn kannten Waldemar noch nicht, weil er das Gut seit seiner Kindheit nicht wieder betreten hatte, obgleich es das Stammgut seiner Familie, der alten von Dasberg'schen Familie war, von dem dieselbe ihren Namen herleitete.

Waldemar war glückselig über dieses stille Landleben, er war so vollkommen glücklich, daß ihn zuweilen eine leise Furcht anwandelte, dieser glückliche Zustand möchte sich verändern, und diese Furcht, die er zwar nie Paulinen mittheilte, stimmte ihn zuweilen etwas nachdenkend. Pauline war auch die Paar ersten Wochen die Liebenswürdigkeit selbst; sie war angebetet, alles was sie that, das geringste Wort, was sie sprach, wurde bewundert von Waldemar an bis auf die geringste Küchenmagd herunter. Luxus und Eleganz umgab sie im Innern des Hauses; und trat sie vor die Thüre, so strahlte ihr eine lachende Natur entgegen. Allein allgemach langweilte sie dieses Leben und dieß war natürlich, weil sie weder Waldemars Liebe, noch alle Dinge, die das Gefühl in Anspruch nahmen, verstand. Hätte sie nur einige Personen gehabt, denen sie ihr Landgut und Waldemar mit seiner aufopfernden Liebe hätte zeigen können, so wäre sie zum wenigsten in etwas zufrieden gewesen, sie wäre dann beneidet worden und das hätte ihrer Eitelkeit geschmeichelt. Sie begriff nicht, wie Waldemar ihr auf längere Zeit so eine langweilige Lebensweise zumuthen konnte. Sie war manchmal deßhalb recht böse auf ihn, mannigfaltig zerbrach sie sich den Kopf, wie diesem Uebelstand, wie sie es bei sich nannte, abgeholfen werden könnte, ohne daß sie sich verriethe. — Waldemar bemerkte dieses Nachsinnen; im Anfang ignorirte er es, allein als er eines Tages Paulinen, den Kopf in die Hand gestützt fand, und eine Thräne in ihrem Auge wahrnahm, wurde er äußerst beunruhigt, namentlich da ihm Pauline durchaus keine Ursache ihres stillen Schmerzes angeben konnte.

Er bedachte sich, was wohl der Grund zu Paulinens Kummer sey, da er sich nicht denken konnte, daß sie einen Herzenskummer habe und sie sich körperlich ganz wohl befand, so war ihm die Sache ein Räthsel. Er kam zuletzt darauf, er müsse sie durch irgend etwas beleidigt haben. Er ging zu ihr und umhüllte seine Frage mit tausend Liebkosungen, damit er sie nicht vielleicht durch die Frage wieder beleidige. Allein auch das war es nicht. Er beobachtete sie genau und fand, daß sie öfter in seiner Gegenwart und sogar bei den interessantesten Erzählungen gähnte oder einschlief.

Es muß an den Nerven liegen, dachte er, und da sie mir es nicht gesteht und einem Arzt, um mich zu schonen, vielleicht gar nicht, so ist es wohl am besten, wenn ich ihre Mutter bitte, auf eine Zeitlang herzukommen. Pauline harmonirte freilich nicht mit ihr, weil sie so undelikat ist. Ich werde thun müssen, als sey die Frau selbst auf den Einfall gekommen, denn Pauline würde es mir gewiß als einen Mangel an Vertrauen auslegen, wenn ich hinter ihrem Rücken so etwas unternommen hätte.

Waldemar schrieb demgemäß an seine Schwiegermutter, kleidete aber sein Gesuch in die Form einer freundlichen Einladung, ohne etwas Dringendes hineinzulegen, was er hauptsächlich deßhalb nicht that, damit Frau von O. nicht gleich mit der Thür ins Haus falle und dadurch Pauline erschrecke. Zugleich bat er seine Schwiegermutter, den Brief in das nächste Städtchen poste restante zu senden, damit seine Frau, welche alle seine Briefe zu lesen pflegte, dadurch nichts von seinem Unternehmen

Digitized by Google

erführe. Mit Ungeduld wartete er nun den nächsten Posttag ab, denn nicht alle Tage kam die Post an; es waren nur zwei Tage in der Woche, an denen die Bewohner des Landsitzes Briefe aus der Residenz erhalten konnten. Als der Tag herankam, ging Waldemar erwartungsvoll auf der kleinen Terrasse auf und nieder, welche sich in dem Park befand und von welcher man die Chaussee nach E. weithin übersehen konnte. Pauline, die seine Unzufriedenheit beobachtet hatte und ihn vor dem Fenster ihres Zimmers so erwartungsvoll auf der Terrasse gehen sah, wurde neugierig und beschloß, so lange hinter der Jalousie ihres Fensters zu bleiben, bis er sich von der Terrasse entferne. Zum Erstenmal in ihrem Leben wurde sie nicht müde noch ungeduldig und blickte unverwandt schon seit einer Stunde nach Waldemar hinüber, welcher eben stehen blieb und durch ein Fernglas nach der Chaussee blickte und sich nun beruhigt auf einer Bank niederließ. Pauline blickte nun gleichfalls nach der Chaussee und bemerkte, daß auch weit und breit nichts anders zu sehen war, als der alte Wilm-Henrich, der Bote, welcher die Briefe und Zeitungen brachte und mit seinen langen Beinen auf dem kleinen Esel äußerst possirlich aussah. — Es ist keine Frage, Waldemar muß den Boten erwarten, sagte Pauline nach einigem Nachdenken zu sich selbst; aber was kann er ihm bringen und sagen, was ich nicht wissen dürfte? und doch hat er mir verheimlicht, was er erwartet. Sie blickte wieder nach der Chaussee, — Wilm-Henrich bog um die letzte Wendung derselben, und war mit Hülfe einiger Faustschläge auf den geduldigen Rücken des Grauen bald vor der Terrasse angekommen. Er öffnete einen Sack und zog erst ein Pack Zeitungen, dann einen Brief hervor und gab beides dem Wartenden, der ihm den Lohn dafür ertheilte, — dann eilte er in den Hof des Gutes.

„Habt Ihr Briefe gebracht, Wilm-Henrich?" frug Pauline aus dem Fenster auf den Hof herab.

„Nein, gnäd'ge Frau!" entgegnete der Bote, indem er seinen alten grünen Filzhut abnahm, „nur die Zeitungen habe ich gebracht, die ich aber nicht gelesen habe."

Pauline warf das Fenster zu und ging in den Garten. „Sind Briefe gekommen?" fragte sie ihren Mann. „Nein, meine Taube, nur Zeitungen," entgegnete Waldemar, indem er sie küßte. Unwillig, fast böse, wandte sie sich um.

Waldemar fragte, was ihr sey? Erst wollte sie nicht mit der Sprache heraus und nur auf langes Bitten Waldemars erklärte sie endlich, daß sie glaube, es seyen doch Briefe angekommen und Waldemar wolle sie ihr verheimlichen.

„Nein", sagte Waldemar ruhig, „es sind keine Briefe gekommen"; aber sein Gesicht drückte eine große Verstimmung aus und er ließ langsam ihre Hand aus der seinen gleiten.

Pauline hatte erwartet, Waldemar würde ruhig um Vergebung bitten und sein Unrecht — was in ihren Augen schon groß war — eingestehen und dann wollte sie die Vergebende seyn; wie erstaunte sie daher, als sie Waldemars Betragen bemerkte. Sie sah ein, daß sie eine Thorheit begangen und wollte rasch wieder einlenken. Mit ausgebreiteten Armen, mit schmachtenden Augen und einem Seufzer eilte sie auf ihn zu, umarmte ihn, legte ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte: „Habe ich Dir wehe gethan, mein Waldemar?" Diesen Liebkosungen, diesem mit bezaubernder Unschuld auf ihn gerichteten Blick, wußte Pauline, widerstand Waldemar nicht. Er blickte auch diesesmal wieder freundlich auf sie, strich ihr über die Wange und drückte einen Kuß auf ihre Stirne; allein Pauline fühlte, daß die Freundlichkeit wie durch einen Flor schimmerte und sie bereute herzlich ihre Thorheit. Nie wollte sie mehr eine ähnliche Frage thun.

(Fortsetzung folgt)

Eva.

(Fortsetzung.)

11.

Am nächsten Morgen war Eugen ziemlich früh bei seiner Schwester, die mit Eva eine Musterung über eine große Zahl Kleider, Putz und Schmuck hielt, welche vor ihnen ausgebreitet lagen.

Bei seinem Erscheinen starb die Freude auf Eva's Gesicht; ein verlegenes Lächeln trat an deren Stelle, und ihre Augen wandten sich scheu nieder, als er sie küßte und freundliche Worte an sie richtete.

Du kommst zur guten Zeit, sagte Cäcilie, unterstütze uns mit Deinem Künstlerblick bei unserer Toilette zu dem heutigen Ball. Was soll Eva tragen, weiß, blau oder roth?

Ihr wollt also durchaus den Ball besuchen? fragte Eugen.

Mit Deiner Erlaubniß, ja, erwiderte Frau von Walny. Hoffentlich willst Du kein grausamer Tyrann seyn.

Nichts weniger, war seine Antwort. Wenn Eva es so will, ordne ich meine Wünsche gern unter.

Und dabei hat es sein Bewenden, rief Cäcilie. Sieh, wie freudig Du sie gemacht hast. Jetzt bestimme die Blumen, hier sind Kränze, such

Digitized by Google

Beide aus, was dieſen blonden Locken am beſten ſteht.

Sie verließ das Zimmer. Eugen ſtützte den Kopf in den Arm, es war ihm unmöglich, ſeine ſchmerzliche Verſtimmung zu verbergen. — Komm zu mir, liebe Eva, ſagte er endlich ſeine Hand ausſtreckend, zeige mir die Blumen, die Du gern möchteſt. — Sey wie ſonſt, vertraulich und unbefangen; glaube mir, Niemand in der Welt kann mehr wünſchen, Dich froh und beglückt zu ſehen, aber zwiſchen uns muß Vertrauen und Hingebung ſeyn, wie ſollten wir es machen wollen für alle Zukunft? Und was habe ich gethan, um Dein Herz von mir zu wenden? Was kann es ſeyn, meine kleine Eva, das Dich ſo ſcheu und unheimlich macht?

Er hielt ihre Hand in ſeinen Fingern und fühlte ſie zucken. Eva ließ das Köpfchen niederhängen und ſagte leiſe: O! Du biſt ſehr gut, aber Du betrachteſt mich ſo fremd und kalt, und die ſonderbaren Umſtände — Du forderſt zu viel von mir.

Zu viel? erwiderte Eugen. Doch vielleicht haſt Du Recht, ich habe es mir ſelbſt geſagt, und meine Entſchlüſſe darnach gefaßt. — Tanze heut, liebe Eva, morgen wollen wir reiſen.

Morgen! rief ſie erſchrocken.

Morgen, ſagte er. Du darfſt nicht länger in dieſer Umgebung bleiben. Macht Dir der Gedanke keine Freude, mit mir zu ſeyn? Ich führe Dich zu meiner Mutter, Niemand ſoll mehr zwiſchen uns treten, Niemand mich hindern, Dir den Platz anzuweiſen, der Dir gebührt.

Und Du willſt mich und Dich von Deiner Schweſter trennen?

Ich wollte, ſprach Eugen die Stirn zuſammenziehend, daß ich nie ihren Rath gehört hätte.

Und wenn ich Dich bitte, ſagte Eva ängſtlich, wenn ich es als Beweis Deiner Liebe betrachte, nicht ſo ſtreng mit mir zu ſeyn?

Eugen ſchwieg, aber nach einigen Augenblicken ſchüttelte er den Kopf. Wenn Du wüßteſt, Eva, was ich um Dich jetzt leide, erwiderte er. Später wirſt Du einſehen, daß ich Nein ſagen muß, und doch betrübt es mich aufs Tiefſte, Dich nicht froh zu ſehen, armes Kind.

Ja wohl, Kind! rief Eva plötzlich, indem ſie ihre Augen zornig leuchtend zu Eugen aufhob. Das iſt das richtige Wort. Du behandelſt mich wie ein Kind, befiehlſt über mich rückſichtslos und machſt Deinen Willen zum Geſetz.

Die Thränen, welche ihre Augen füllten, erſtickten ihre Stimme. — Um Gottes Willen, Eva! rief Eugen erſtarrend, wer hat Dir das geſagt? Was haben Sie aus Dir gemacht? — Was ſoll daraus werden? Wer kann dieſe Wunde heilen? — O Himmel! ich hätte es wiſſen können und jetzt — jetzt iſt es zu ſpät.

Er ſchlug die Hände über ſein Geſicht, das die Verzweiflung ſeiner Seele ausdrückte, und wie er todesbleich unter ſeinen Schmerzen ſich aufzuraffen ſtrebte, kam eine entſetzliche Angſt über Eva. Sie wußte nicht, was ſie Schreckliches gethan hatte, aber Reue, Mitleid und ein Gefühl von Schuld ergriffen ſie zugleich.

Ach! Eugen, ſagte ſie zitternd, vergib mir, ſieh mich an, ſage mir, daß ich Deine Eva, Dein Kind bin. — Ich will Alles thun, was Du forderſt. Mein Gott! was hab' ich denn verbrochen? — Sie warf ſich an ſeine Bruſt und glitt an der Seite des Stuhls nieder, indem ſie mit krampfhafter Gewalt ſeine Hände feſthielt. — O! wie blaß Du biſt, rief ſie flehend, wie todt ſehen mich Deine Augen an! Rede zu mir, Eugen, nenne mich Deine Eva, lege Deine Hände auf meine Stirn, wie Du ſonſt es thateſt. Laß uns fliehen; ich will Dich begleiten, wohin Du willſt; ja, wohin Du willſt. Jetzt auf der Stelle, ja jetzt — jetzt gleich!

Eugen beugte ſich zu ihr nieder, er verſuchte zu lächeln, aber er vermochte es nicht. Wenn ich Dir wiedergeben könnte, was ich Dir genommen habe, murmelte er, indem er ſeine Hände auf ſie legte: die unſchuldsvolle Stille Deines Herzens, Deinen Frieden, der ſo reich und glücklich war, mit meinem Leben wollt' ich es erkaufen; aber ich habe Dich an mich gefeſſelt. War es Leichtſinn, war es Frevel, einerlei, ich muß es tragen. Meine Ehre iſt dafür verpfändet. Ich kann Dich nicht erlöſen, wie ich mich nicht erlöſen kann, meine Ehre iſt Deine Ehre.

Er ſtand raſch auf und fuhr ſie umfaſſend fort: Du willſt nicht mein Kind ſeyn, und Du haſt Recht; Du biſt meine Lebensgefährtin, meine Vertraute, die ſelbſt einſehen muß, was gut iſt und geſchehen muß. — So gib mir denn Deine Hand, liebe Eva, und wirf neue Hoffnung in mein wundes Herz. Sage mir, daß Du meinen Gründen glaubſt, daß Du mich lieb haſt und mir vertraueſt.

Ich will, gewiß ich will, erwiderte ſie leiſe und zitternd.

So wird Alles gut werden, fuhr er ſich ſelbſt tröſtend fort. Ich verſpreche Dir eine einfache, aber frohe Häuslichkeit. — Er malte ſie ihr aus, indem er ſie auf ſein Knie ſetzte und die alten Töne anzuſchlagen, Erinnerungen aufzuwecken und ihr Lächeln zu erhaſchen ſuchte; aber es waren die Anſtrengungen eines Ertrinkenden, die ſich an den Halm klammert. Sein Geſicht glühte fieberiſch dabei, ſeine Augen leuchteten, als verſengten ſeine Gedanken jede aufkeimende Saat. Es war keine Ruhe, kein Glauben in ihm, der dieſe zerriſſenen Fäden wieder verknüpft hätte.

Digitized by Google

Endlich sagte er: So wollen wir uns verständigen. Morgen werde ich bereit seyn, meiner Schwester eine kurze Erklärung geben und Dich zurückfordern. Sey heiter, liebe Eva, und schweige gegen Jeden. Verständig, wie Du bist, wirst Du die gerechten Wünsche Deines Mannes zu den Deinigen machen. Alles, was ich habe, bringe ich Dir dafür; meine Liebe soll Dein Leben versüßen, wie sie es vermag. — Mein Gott! ich habe ja nichts als Dich; keinen Ersatz als Dein Herz, alle meine Träume, all' mein Sinnen richtet sich darauf, dieß Herz mir zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man schreibt uns aus Rom: Die hiesigen Behörden haben in neuester Zeit angefangen, den christlichen Alterthümern eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bekanntlich ist Rom nach allen Seiten hin von christlichen Grabstätten, den sogenannten Katakomben, umgeben, die zwar das ganze Mittelalter hindurch nie aufhörten, ein Gegenstand der Verehrung der Gläubigen zu seyn und häufig besucht zu werden, deren Erforschung aber nie mit derjenigen Sorgfalt und systematischen Kenntniß betrieben wurde, wie sie für Monumente erforderlich ist, die hinsichtlich ihrer Wichtigkeit für die ältesten Zustände der christlichen Kirche keinem anderen nachstehen. In früheren Zeiten grub man in ihnen nur nach Reliquien, und selbst die großen Werke, welche im 17. Jahrhundert die Katakomben zum Gegenstande nahmen, konnten nur einzelne Theile derselben behandeln, während durch Einsturz und Unvorsichtigkeit beim Graben die Zerstörung mehr und mehr um sich griff. Zwar bestand von Alters her unter der Aufsicht des General-Vikariats ein Kollegium von Gräbern, dem allein die Beaufsichtigung und das Graben in den Katakomben anvertraut war; allein die Arbeiten wurden theils lässig betrieben, theils fehlte dabei jeder wissenschaftliche Sinn, bis in den letzten Jahren der bekannte Jesuit P. Marchi namentlich um die Katakomben von S. Agnese sich große Verdienste erwarb. Ihm schloß sich ein jüngerer, sehr talentvoller Gelehrter, der Kavaliere de Rossi, an, schon seit längerer Zeit von der Regierung mit Sammlung und Herausgabe aller christlichen Inschriften Roms beauftragt, und den vereinten Bemühungen Beider ist es wohl besonders zuzuschreiben, daß die geistlichen Behörden selbst angefangen haben, den christlichen Alterthümern größeren Eifer zu widmen. Namentlich hat der Papst neuerdings eine eigene Kommission für die christlichen Alterthümer ernannt, bestehend, unter dem Vorsitze des Kardinal-Vikars, aus Monsignor Tippani, Professor an der römischen Universität, Monsignor Marini, Präfekten der vatikanischen Archive, dem rühmlichst bekannten Maler Minardi als artistischem Mitgliede, und den beiden genannten Gelehrten Marchi und de Rossi, die das eigentliche belebende Element bilden. Zunächst hat man den Plan gefaßt, im lateranensischen Palaste ein christliches Museum einzurichten, dem namentlich genaue Kopien aller in den Katakomben noch erhaltenen alten Malereien einverleibt werden sollen, was um so nöthiger, da dieselben durch die Feuchtigkeit des Ortes von Tag zu Tag mehr ihrem gänzlichen Untergange entgegen gehen. Zugleich wird beabsichtigt, die Resultate der bisherigen Forschungen und die täglichen Ergebnisse der Ausgrabungen in den christlichen Grabstätten durch fortlaufende Publikationen zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, was der großen französischen Unternehmung gegenüber gewiß sehr wünschenswerth erscheint, da letztere nnmöglich mit allen Hülfsmitteln so ausgerüstet seyn kann, wie Männer, die seit Jahren und mit aller Autorität der Regierung ausgerüstet, sich diesem Studium widmen. Endlich, und dieses ist besonders erfreulich für das größere Publikum, ist beschlossen, die bis jetzt fast ganz unzugänglichen Katakomben von S. Agnese und S. Calisto, zu deren Besuche bisher das Geleite des P. Marchi selbst erforderlich war, sonntäglich gegen Billets den Besuchern zu gewissen Stunden zu öffnen. Es wird damit einem längst gehegten, vielfach ausgesprochenen Wunsche Genüge geleistet. Die Maßregel selbst soll bereits in den nächsten Wochen ins Leben treten.

Auflösung der Charade in Nro. 58:

Schwanen-Gesang.

Berichtigung.

In Nro. 58 der Erheiterungen haben sich einige sinnstörende Fehler eingeschlichen; so lese man Seite 230, Zeile 17 der zweiten Spalte von unten „Weckung" statt Wirkung und Seite 231, Zeile 20 der zweiten Spalte von unten „Spielfertigkeit" statt Stielfertigkeit.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 61 16. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Pauline glaubte, der Vorwurf, den sie ihm gemacht, habe ihn so sehr geschmerzt; allein das war nicht der Fall, sondern was ihn so sehr schmerzte, war, daß er erkannte, sie müsse ihn beobachtet haben. Bisher war er überzeugt, daß es keine reinere und unschuldigere Seele gebe, als die ihrige, sie stand so hoch, so unerreichbar vor ihm und nun mußte er kleinliche Fehler an ihr entdecken und Kleinlichkeit war ihm so entsetzlich — verächtlich. Es wäre ihm lieber gewesen, er hätte einen andern Fehler an ihr entdeckt als gerade diesen.

Paulinens Mutter hatte geantwortet, daß sie sich diese Freude, ihre lieben Kinder zu sehen, auf den Herbst versparen wolle, allein Kousine Gabriele sey durchaus nicht beschäftigt und deßhalb habe sie diese darum gebeten. Sie habe zwar noch nicht eingewilligt, wenn Waldemar ihr aber recht eindringlich schreiben würde, werde sie vielleicht kommen.

Gabriele? sagte Waldemar zu sich selbst, als er sich endlich allein befand, — Gabriele? sollte ich ihr wirklich schreiben? gut wäre es, wenn sie käme, das ist keine Frage. Sie ist ein guter Umgang, — kleinlich ist sie gar nicht — nein, das war sie nie — sie hat Geist und Seele — sie empfand durch und durch. Und Waldemar setzte sich nach diesem kurzen Selbstgespräch an seinen Schreibtisch und schrieb einen Brief, der mit tausend Freundlichkeiten angefüllt, die Bitte enthielt, doch so bald als möglich zu kommen, da Paulinen eine Schwermuth überfallen habe, deren Ursache er sich nicht zu erklären wüßte, die aber gewiß Gabrielens Zartsinn enträthseln würde.

Gabriele saß zwischen Licht und Dunkel in ihrem Zimmer und blickte durch das von einem leisen Abendwind bewegte Laub der Kastanienbäume vor ihrem Fenster in das Abendroth, welches mit seinem letzten Aufblühen den Horizont magisch beleuchtete, während ihre Gedanken umherschweiften. Sinnend blieb sie vor so mancher lieben Pforte stehen, betrat geliebte Stellen, die sich belebten, wie sie sich ihnen nahte, mit all' dem, was ihr lieb und theuer war; sie blickte mancher geliebten Person in die trauten Augen, sie lauschte lieben unvergeßlichen Stimmen, — ach! namentlich einer, die mit Liebe ihren Namen nannte und ihr erzählte von den Schätzen, die in ihrer Seele lagen, mit einer Gewißheit und einer Begeisterung, wie der Taucher, der die prachtvollen Perlen im Meere liegen sah — und diese Stimme, die noch in der Erinnerung für sie eine solche Gewalt übte, daß sie davon übermannt, die schönen Augen in ihrem Taschentuch vergrub, um die Thränen zu trocknen, die gewaltsam über die erbleichenden Wangen stürzten — wem gehörte sie an, diese Stimme? Leider keinem andern, als Waldemar.

In diesem Augenblick wurde die Thüre geöffnet, es war ein Diener, welcher Licht und einen Brief brachte. Gabriele erhob ihr Haupt unwillig über diese Störung und ging zum Fenster, um ihre Thränen vor dem Diener zu verbergen. Dieser legte den Brief auf den Tisch und sagte im Hinausgehen: „ein Brief, gnädiges Fräulein!"

Gabriele wandte sich um, nahm den Brief, betrachtete das Postzeichen und konnte nicht begreifen, woher der Brief käme, denn Pauline war so undankbar gewesen, ihr seit ihrer Verheirathung nicht zu schreiben. Endlich sah sie auch die Handschrift und ein leises Zucken durchfuhr nun ihre Glieder, denn sie erkannte Waldemars Schriftzüge. Mit einer dunklen Röthe auf den eben noch so bleichen Wangen erbrach sie den Brief und las, was wir schon wissen.

„Mein Gott," sagte sie, als sie zu Ende gelesen, „wie ist es möglich, daß er mir zumuthen kann, zu kommen! — Und Pauline soll schwermüthig seyn? — Das ist unmöglich, — das ist ganz unmöglich! Vielleicht ist ihr etwas konträr gegangen, warum soll sie denn auch schwermüthig seyn? Vielleicht aus Uebermuth! — Sie weiß ja nicht, was Leiden sind. Wer kein Herz und kein Gewissen hat, der kann sie auch nicht kennen! — und ich soll kommen, um seine Frau aufzuheitern, die mich mit Füßen tritt, die mir mit herzlosen Koketterieen sein

Digitized by Google

Herz entwendet hat, welches einst mir gehörte! — und das muthet mir Waldemar zu! Er muß jede Erinnerung an jene Zeit in seinem Gedächtniß ausgelöscht haben.

Sie ging einigemal in dem Zimmer auf und nieder, trat dann wieder an den Tisch, nahm den Brief und durchlas ihn noch einmal: „Er ist mit Achtung und Verehrung geschrieben, aber kein leiser Hauch von Liebe durchweht ihn. Im Gegentheil, er muß sich durchaus ganz sicher fühlen, sonst würde er mir diese Zumuthung nicht gemacht haben, — auch muß er glauben, mein Herz sey eben so vergeßlich als das seine. — Bei alledem ist es eine starke Zumuthung! Ich kann es nicht leugnen, wenn er mich auch ganz und gar vergessen hat, in Wahrheit, diese Nichtachtung könnte mich sehr erbittern! — Vielleicht wäre es am besten hinzugehen, um ihm zu zeigen, wie wenig mich sein Glück berührt. — Freilich wird ihm dieß gleichgültig seyn, denn er hat nur Augen und Ohren für Pauline, was Gott so erhalten möge! — Allein wenn ich nicht hinreise, könnte er auf den Gedanken kommen, ich scheue seine Gegenwart.

Gabriele ging noch mit sich zu Rathe, als ihre Mutter eintrat. Es war eine Frau von ungefähr vierzig Jahren, der man noch ansah, daß sie schön gewesen seyn mußte; allein ihr vernachlässigter Anzug machte sie älter aussehend, als sie wirklich war. Sie war in ihrer Jugend als eine sehr gefallsüchtige, liebenswürdige Frau, stets von einer Schaar Anbeter umgeben gewesen und jetzt, da sie nicht mehr gefallen konnte auch zu viel Verstand hatte, um eine andere Rolle zu spielen, wodurch sie interessant erschienen wäre, wurde sie melancholisch, interessirte sich für nichts mehr, verließ nie ihr Haus, sondern saß, wie schon gesagt, in einer äußerst vernachlässigten Toilette in einem Sessel hinter dem Fenster ihres Zimmers. Von diesem aus, das auf eine sehr belebte Straße ging und dessen Jalousieen stets halb geschlossen waren, betrachtete sie die Vorübergehenden, indem sie von Zeit zu Zeit einen Roman durchblätterte. Mit ihrem Mann lebte sie auf einem gespannten Fuße, sie sahen sich nur bei Tisch und bei dem Thee, wo oft spitzfindige Gespräche vorkamen, die Gabriele zu vermitteln pflegte.

Der Baron, eine eiskalte, egoistische Seele, lebte nur für sich; alles, was seine Person nicht betraf, interessirte ihn nicht, sein Ich war der Gott, dem er huldigte. Er ritt, fuhr spazieren, ging ins Theater, in Gesellschaft, machte Reisen, — kurz: that alles, was er wollte — und bei allen diesen Gelegenheiten sah man ihn nie in Begleitung seiner Frau oder Tochter. Die Baronin ging nie aus, am allerwenigsten mit ihrem Gemahl, und seine Tochter begleitete ihn nicht, weil ihn dieß genirte. Gabriele stand allein, und obgleich sie unbeschreiblich unter dem Druck dieser unglücklichen Verhältnisse litt, entschlüpfte ihr doch nie ein Wort der Klage, wenn die Eiskälte ihres Vaters, die Gleichgültigkeit ihrer Mutter sie verletzte. Hätte sie nur eine Schwester gehabt; aber Gabriele war unglücklicherweise das einzige Kind dieser Eltern. Sie fühlte, daß sie entbehrlich sey, daß sie nicht vermißt werden würde, wenn sie ginge und bat oft, in den einsamen Stunden, deren sie so viele hatte, daß Gott sie zu sich berufen möge. Sie besuchte auch die Gesellschaften nur selten, weil sie sich darin zu einsam fühlte und der Geschmack an den Vergnügungen der Jugend durch den Druck der häuslichen Verhältnisse bei ihr früh erstickt war, so hatte sie auch wenige Bekannte. Das einzige Haus, welches sie öfter besuchte, war das ihrer Kousine Pauline, allein auch hier sollte sie kein Glück finden.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Frau von Walny kam zurück, Eva wand sich aus Eugens Armen. — Da kommt ein Billet von Waldenau, sagte Cäcilie, er erwartet uns mit Ortenstein auf der Promenade um zehn Uhr zu irgend einem Ausfluge. Walny hat zugesagt, wir müssen eilen. Willst Du von der Partie seyn, Eugen, so mache Deine Vorbereitungen.

Eugen blickte fragend zu Eva hin, sie schien unschlüssig zu seyn. Ich will nicht stören, sagte er, wenn Eva nicht lieber zu Hause bleibt.

Thorheiten! erwiderte Cäcilie lachend. Ihr werdet Zeit haben, oft genug noch allein zu Haus zu seyn, um es langweilig zu finden. — Geschwind, Eva, schicke ihn fort, seine Launen sollen uns den köstlichen Morgen nicht verderben.

Zum Letztenmale soll sie mich fortgeschickt haben, sagte Eugen, als er ging, und er bemühte sich, seinen Unmuth mit der Gewißheit zu verscheuchen, daß wenige Stunden hinreichen würden, um ihn aus allen diesen bedrängenden Verhältnissen zu bringen.

Er irrte durch die Stadt, dann auf möglichst einsamen Wegen in der Umgegend umher und überlegte Alles. — Nur nicht zurückdenken, rief er endlich, nur nicht nachsinnen über Dinge, die nicht zu ändern sind. Mit vollendeten Thatsachen muß kein Mann von Verstand sich einlassen, um sie fortschaffen zu wollen; man muß sie gestalten, muß ihrem

Unheil zuvorkommen, sie regeln, daß sie zum Glück umschlagen. — Allein mit Eva wird meine Hand wieder die Hand des Gärtners werden, und meine Sorge muß es seyn, sie dann vor schädlichen Auswüchsen zu behüten.

Ein froheres Gefühl ergriff ihn bei diesen Gedanken, und gewaltsam warf er zurück, was sich dazwischen stellen wollte. Ich will mich nicht herunter bringen lassen, rief er endlich energisch aus, ich will nicht hören, was ein böser Geist mir ins Ohr flüstert.

Mitten in seinen Selbstgesprächen, als er eben wieder in die Stadt zurückgekehrt war, sah er sich plötzlich von Ortenstein aufgefangen. — Der Baron betrachtete ihn sehr ernsthaft und sagte dann tadelnd: Du siehst aus, mein lieber Eugen, so staubig und sonnenglühend, wie ein reisender Müller.

Ich habe auch eben frisches Wasser für meine Mühle gefangen, erwiderte Eugen.

Das heißt, gab Ortenstein zur Antwort, Du hast, indem Du unsere Gesellschaft verschmähtest, Dir einige Don Quichottische Mühlen aufgebaut.

Wir werden sehen, versetzte Eugen spottend, wer unter ihre Flügel geräth.

Du nicht, lachte der Baron, aber geben wir alle Gleichnisse auf. Ich will kein Wort über eine gewisse, lustige Retirade verlieren, sie war sehr wohl gethan; im Uebrigen habe ich Alles zum Besten geordnet. Die alte Exzellenz beklagt es aufs Innigste, daß ein Brief Deines Vaters Dich zu ihm gerufen hat und Gräfin Diana fand es völlig gerechtfertigt, sogar äußerst zart, daß Du ohne schmerzlichen Abschied Dich empfohlen hast. Sie freut sich der Stunde, Dich wieder zu sehen.

Was Du auch thun wolltest, sagte Eugen, meinen Vater hättest Du aus dem Spiele lassen sollen.

Es ist aber wirklich ein Brief Deines Vaters für Dich da, der Dir allerlei schöne Fernsichten zeigt, fuhr Ortenstein fort. Der Minister will Dich sehen, er hat einen Platz für Dich. Du sollst in seiner Umgebung einige Zeit arbeiten; dann, meinte der gute Papa, sey nach Deiner Vermählung mit Dianen Dir jede wünschenswerthe Stellung gewiß. Deine Schwester hat Dir von dem Allen nichts mitgetheilt, denn wozu kann es helfen?

Sehr wahr, rief Eugen, es hilft zu nichts.

Und Du hast Recht, sagte Ortenstein, Deine kleine Eva ist jedes Opfers werth. Sie hat sich zum Entzücken gebildet, noch ein Paar Monate und sie ist vollkommen.

Ich bin ganz Deiner Meinung, erwiderte Eugen.

Sie ist schön geworden, süperb! und ihre Formen versprechen noch mehr. Es ist Leidenschaft darin, etwas Bachantisches, wenn sie ein wenig warm wird, und sie tanzt wie ein Engel. Heute Abend auf dem Balle wird sie zum Entzücken seyn. Auf der Promenade wurde sie von allen Seiten im Voraus bestürmt; sie wird keinen Tanz für Dich übrig haben.

Den letzten wird sie mir nicht versagen, antwortete Eugen lächelnd, aber es wurde ihm schwer, seine muntere Laune zu erhalten.

Endlich verließ ihn Ortenstein; Eugen kehrte nach Haus zurück und hörte nebenan Waldenau in seiner Wohnung Opernarien pfeifen, dazwischen lachen und sprechen, wobei er an der Stimme seinen Schwager erkannte.

Nach einiger Zeit wurde an seine Thür geklopft. — Bist Du zu Haus, Einsiedler? fragte Walny. Kommen Sie herein, Waldenau, hier haben wir ihn.

Waldenau folgte der Einladung; er war äußerst elegant und höflich. Ein kostbarer Brillant steckte als Nadel in der Battistkrause, ein prächtiger Ring blitzte an seinem Finger. — Der schöne stolze Mann war in der feinen Tracht einnehmender als je; sein Gesicht selbst hatte den herausfordernden kecken Zug abgelegt, ein anmuthiges sanftes Lächeln schwebte darüber.

Er bat Eugen, ihm die Ehre zu erzeigen, Mittag sein Gast zu seyn bei einem kleinen Diner, dem auch Walny und dessen Familie sich anschließen werde, und da kein Grund vorhanden war, es abzulehnen, sprach er seine Freude aus über das Glück, Eugen überhaupt kennen zu lernen.

Ich hoffe, fuhr er dann im Laufe des Gesprächs fort, daß unser Zusammentreffen kein bedeutungsloses, flüchtig vorübergehendes seyn wird, daß ich vielmehr Gelegenheit habe, Ihnen meine Ergebenheit auch ferner zu beweisen.

Was Eugen erwiderte, gab Anlaß zu weiteren Höflichkeiten, aber eine freundlichere Stimmung machte sich dabei geltend. Der Antheil des jungen Edelmanns schien warm und offen zu seyn, er plauderte unbefangen und lebhaft.

Waldenau hat die Absicht, sagte Walny, den Herbst und den Winter in Italien zuzubringen, Du kannst ihm einige behülfliche Mittheilungen machen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der günstige Erfolg, dessen sich die vorjährige Preisausschreibung der Redaktion des illustrirten Familienbuches in Wien zu erfreuen hatte, veranlaßt diese, abermals für die zwei besten Novellen,

Digitized by Google

welche ihr bis Ende Juli 1852 eingesendet werden, Preise auszusetzen und zwar (außer einem Honorar von 40 fl. K.-M. per Bogen) einen von 30 Dukaten und einen von 20 Dukaten in Gold. Das Preisrichteramt haben dießmal die Herren Eduard von Bauernfeld, Friedrich Halm, und J. Gabriel Seidl übernommen, deren Entscheidung Ende September 1852 gefällt und sogleich durch die Wiener- und die Augsburger allgemeine Zeitung bekannt gemacht werden wird.

Zur Preisbewerbung sind nur jene Novellen geeignet, welche der Tendenz des Familienbuchs als eines Buches zur Unterhaltung und Belehrung der häuslichen Kreise in den gebildeten Ständen vollkommen entsprechen. Der Umfang derselben soll nicht unter Einem Bogen zu acht doppelspaltigen Seiten in Quart betragen und nicht zwei und einen halben Bogen dieses Formats überschreiten. Außerdem muß jedoch ausdrücklich bemerkt werden, daß nur der künstlerische Werth der Novellen den Maßstab zu deren Beurtheilung abgeben wird.

Jede Novelle ist in deutlicher korrekter Abschrift einzusenden, mit der Bezeichnung „zur Preisbewerbung" und mit einer Devise zu versehen, welche sich auf einem beizulegenden versiegelten Zettel zu wiederholen hat, der erst nach der Preisvertheilung eröffnet werden wird und Namen und Wohnort des Verfassers angibt.

Die Redaktion behält sich vor, jede der zur Preisbewerbung eingesendeten Novellen, wenn sie ihr zur Aufnahme geeignet erscheint, auch noch vor dem Ausspruche der Preisrichter, gegen ein Honorar von 40 fl. K.-M., in das Familienbuch aufzunehmen.

Die nicht zur Aufnahme geeignet erscheinenden Novellen werden ohne Verzug ihren Verfassern zurückgesendet, welche zu diesem Behufe eine beliebige Adresse angeben oder einen eigenen Bevollmächtigten in das Redaktionsbureau schicken wollen. Rücksichtlich derjenigen Novellen aber, welche die Redaktion zu behalten erklärt, verpflichten sich die Einsender, sie vor Ablauf von 2 Jahren, d. i. vor Ende September 1854 nirgends wieder abdrucken zu lassen, weder in Zeitschriften noch in einem Buche.

Alle Einsendungen sind unter der Adresse der Agentur des österreichischen Lloyd in Wien, Stadt, hoher Markt, Nr. 388 — wo auch das Redaktionsbureau sich befindet — an die Redaktion des Familienbuchs zu richten.

Das Riesenprojekt Mr. Pearsons, die Bahnhöfe der in London einmündenden Eisenbahnen durch eine Eisenbahn innerhalb der Stadt auf der Sohle des sogenannten Fleet-Thales zu verbinden, kam unlängst im Gemeinderath der City zur Sprache. Das während geraumer Zeit öffentlich ausgestellte Modell dieses neuen Projekts hat den allen kühnen und neuen Unternehmungen holden Sinn des englischen Publikums nicht wenig für dasselbe eingenommen. Die Eisenbahn soll im Norden der Stadt, wo sich in dem großen Kreuzungspunkte Kings-Cross die Hauptverkehrsadern der gewaltigen Vorstädte Islington, Pentoviale, Baresbury, Pancraz, Somerstown, Camdentown u. s. w. vereinigen, und wo die große Nordbahn, die von Hull, Newcastle und Schottland herkömmt, in einem Bahnhofe endigt, dessen kühne, dem Krystallpalast ähnliche Struktur so eben unter Tausenden geschäftiger Hände emporsteigt, beginnen, und dann senkrecht auf die Themse zu, auf dem Boden eines zwischen gemauerten Wänden vertieften Kanals das von ärmeren Volksschichten bewohnte Stadtviertel Clerkenwell durchschneidend, bei Blackfriars das Wasser erreichen. Ungefähr 1200 Häuser würden unter der Hacke fallen müssen, um den hierzu nöthigen Platz zu verschaffen. Für jede wichtigere Straße, und es sind ihrer nicht wenig auf dem Wege, müßte eine Brücke über den Kanal weg gebaut werden. An beiden Seiten würde er förmliche Quais erhalten. Durch dicke eiserne Querbögen von Mauer zu Mauer, wie es schon bei der Nordwestbahn der Fall, die auch in solchem Kanal tief in die Stadt hineinläuft, würde dem Druck des Erdreichs auf die Einfassungsmauern Widerstand geleistet werden. Das weitere Werk wäre dann Verbindung der im Süden der Themse mündenden Eisenbahnen durch eine Bahn längs des Themseufers und Ueberbrückung der Themse bei Blackfriars mit einer Eisenbahnbrücke. — Zwischen den meisten der im Norden mündenden Eisenbahnen besteht schon eine Verbindung, durch die das nördliche London im Halbkreise umlaufende sogenannte Dockverbindungsbahn, die von den Anwohnern als bequemer Omnibus benutzt wird. Aber auch diese zufällige Verbindung kann nicht bleiben, wie sie ist, sie muß vervollständigt und mit großen Umänderungskosten für den Zweck erst brauchbar gemacht werden. Die Kosten für die Ausführung des ganzen Planes würden sich auf 6 Mill. Pf. oder 40 Mill. Thaler belaufen, d. h. so viel, wie vor noch nicht langer Zeit der Werth des ganzen preußischen Eisenbahnnetzes betrug! Und wenn es die City nicht thun will, denkt schon die Spekulation daran.

A m o r.

Warum hat Amor Knabengestalt? —
Die wahre Liebe wird niemals alt!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waisandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 62 17. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Paulinens Eltern machten ein großes Haus und unter den vielen jungen Männern, die dasselbe fast täglich besuchten, befand sich auch Waldemar. Gabriele sah ihn nicht nur in den großen Gesellschaften, die wöchentlich stattfanden, sondern auch sehr oft an Abenden, an welchen nur wenige Auserlesene zusammenkamen und woselbst die älteren Herren und Damen spielten, während die jungen Leute sich unterhielten.

Waldemar war stets in ihrer Nähe, richtete seine Worte ausschließlich an sie, und war es ihm durchaus unmöglich, in ihre Nähe zu gelangen, so folgte sein Blick mit unverkennbarer Zärtlichkeit allen ihren Bewegungen. Sie nahm bescheiden, aber mit innigem Entzücken seine Huldigungen auf; ihr Herz mit seinem großen Reichthum gehörte ganz ihm, sie vergaß, durchdrungen von ihrem Glück, ihre drückenden Verhältnisse und der leidende Zug in ihrem schönen Gesicht verlor sich allgemach und machte dem Ausdruck des Glückes Platz, der wie ein Sonnenstrahl ihre Mienen erhellte. Waldemar war im Begriff, Gabrielen seine Liebe zu gestehen, sein Herz war zu voll, er hatte erkannt, daß er geliebt war, allein stets fand sich kein schicklicher Moment zur persönlichen Erklärung, darum beschloß er, die Angelegenheit seines Herzens Paulinen anzuvertrauen, damit diese bei ihrer Kousine für ihn spreche.

Sie, die trotz ihrer Schönheit im Allgemeinen wegen ihrer Herzlosigkeit wenig gefiel, und der nur deßhalb gehuldigt wurde, weil ihre Eltern ein großes Haus machten, war schon lange piquirt darüber, daß der allgemein bewunderte Waldemar sie nicht beachtete, sondern ihre Kousine vorzog, welche sie so tief unter ihr stehend wähnte.

Als sich Waldemar nun eines Abends zu Paulinen setzte und um sich seinem Zwecke zu nähern, einleitend von Gabrielen sprach, errieth dieselbe seine Absicht und sagte: es wäre schade, daß Gabriele sie äußerst wenig besuche, allein sie sey neuerdings so verstimmt, und dieß rühre von einer Neigung her, welche sie für Baron Föhren gefaßt habe.

Waldemar, wie vom Blitz getroffen, wollte es nicht glauben, konnte jedoch vorerst sich auch nicht erklären, ehe er Gabrielen näher beobachtet hatte; indeß Mißtrauen, der stete Begleiter der Liebe, schlich sich bei ihm ein, er wurde vorsichtig, oft kalt gegen Gabrielen und diese zog sich dann aus Stolz zurück. Dabei that Pauline durch Erzählungen das Ihrige, welche Mißtrauen und Spaltung unterhielten und so gelang es ihr, ohne daß es eins von Beiden merkte, diese edlen Herzen zu trennen, wovon wir den Erfolg bereits gesehen haben.

Als Gabrielens Mutter eingetreten war, warf sie sich auf einen Sessel, schloß die Augen und sprach: „Dein Vater war wieder ganz unausstehlich heute Abend, er hat mich jetzt schon zweimal in dieser Woche gestört."

„War der Vater diesen Abend bei Dir, liebe Mutter?" fragte Gabriele ängstlich; denn sie wußte, wenn der Baron zu anderer, als der Mittagszeit ihre Mutter aufsuche, daß dieses nichts Gutes zu bedeuten habe.

„Du hast es ja gehört," entgegnete die Baronin ärgerlich. „Du weißt," fuhr sie fort, „meine angenehmste Zeit ist die Dämmerstunde, nun kommt der unglückliche Mann mit zwei Lichtern und einem Stoß Akten, den Zittauischen Prozeß betreffend und will, daß ich unterschreiben soll, weil er dadurch ein Paar tausend Gulden gewinnt. Was sind mir tausend Gulden gegen diese Störung. Ich bitte Dich darum, sag' es Deinem Vater, daß er mich in Zukunft nicht mehr stört."

„Ich werde dieß ganz gewiß thun, liebe Mutter," entgegnete Gabriele und ließ sich nieder. Frau von W. blickte zerstreut im Zimmer umher; sie wußte nichts mehr zu sagen und doch wollte sie nicht fortgehen, ohne noch ein Paar Worte gesprochen zu haben; es erschien ihr doch sonst ungezogen. Endlich blieb ihr Blick auf dem Brief

Digitized by Google

haften, der auf dem Tische lag. „Woher ist der Brief?" fragte sie und betrachtete gedankenlos die Adresse.

„Von Waldemar," entgegnete Gabriele.

„Schreibt Ihr Euch?" sagte Frau von W. „Das wußte ich nicht!"

„Gewöhnlich," entgegnete Gabriele mit einem bittern Lächeln, „schreiben wir uns nicht; allein er hat mich gebeten, seiner Frau auf dem einsamen Gut Gesellschaft zu leisten."

„Willst Du denn hingehen?"

„Wenn Du erlaubst, liebe Mutter!"

„Was für eine Frage?" entgegnete Frau von W. „Du weißt doch, daß Du mir entbehrlich bist."

Gabriele seufzte und Frau von W. stand nun auf, um sich wieder in ihr Zimmer zu verkriechen.

Nach Verlauf einiger Tage befand sich Gabriele auf dem Weg nach dem Gute. Wie bebte ihr Herz in tausend wechselnden Gefühlen, als sie am Abend des zweiten Tages das letzte Dorf durchfuhr und nun in eine lachende, von der Abendsonne lieblich beleuchtete Ebene kam, die von einem Buchenwäldchen begränzt war, aus dessen schon etwas herbstlich gefärbtem Laube das Dach eines großen Hauses schimmerte. Mit klopfendem Herzen fragte sie den Kutscher, ob dieß Dasberg sey. Allein da er es nicht bestimmt wußte, so bog sie sich aus dem Wagen, um einen eben Vorübergehenden zu fragen. Wie groß war aber ihr Staunen, als dieser sich umwendete und sie in ihm Waldemar erkannte. Mit einem Ausruf der freudigsten Ueberraschung stürzte er auf den Wagen zu, seine Gefühle waren ihm in diesem Augenblicke selbst nicht klar, der Kutscher hielt an und Waldemar setzte sich, ohne zu fragen, neben Gabriele. Als er so glücklich neben ihr saß, als fehle ihm nun nichts mehr, und ihre Hand hielt, die er von Zeit zu Zeit küßte, war Gabriele versucht zu glauben, sie träume oder was sie erlebt, sey ein böser Traum gewesen und sie sey endlich mit dem Geliebten vereint. Beide wurden sichtlich trübe, als sie sich plötzlich dem Gute ganz nahe sahen und Waldemar, der ganz vergessen hatte, ihr von Pauline zu erzählen, hatte kaum noch Zeit zu erwähnen, daß sie bei seiner Frau vorgeben möge, sie sey zufällig auf einer Reise hier durchgekommen.

Pauline hatte den Wagen von ferne kommen sehen und war sehr gespannt und von einer freudigen Neugier bewegt zu sehen, wer da wohl anfahren möchte. Ihre Gedanken hatten ihr bereits eine angenehme Gesellschaft vorgemalt, die sie von der Langweile befreien sollte; allein wie groß war ihr Erstaunen, als sie ihren Mann und Gabrielen aussteigen sah. Erbittert warf sie sich auf ihren Diwan und dachte eben darüber nach, wie es komme, daß Gabriele, ohne von ihr eine Einladung abzuwarten, wagen könne, ihr einen Besuch zu machen, als beide eintraten.

Pauline erhob sich langsam und reichte kalt ihrer Kousine die Hand, indem sie fragte, was Gabriele hierherführe. Waldemar runzelte über diesen Empfang die Stirne und jene erwiderte freundlich, daß sie sich auf einer Reise befinde und nicht habe weiterreisen können, ohne in Dasberg vorzusprechen.

„Also Du wirst nicht lange hier bleiben," fragte von Hoffnung belebt, Pauline, „vielleicht bloß diese Nacht?"

Sie hatte in ihrem Innern bereits fest beschlossen, morgen wieder abzureisen und wollte dieß eben aussprechen, als Waldemar mit den Worten einfiel: „Nein, diese Beleidigung können Sie uns nicht zufügen; Gabriele, Sie müssen lange, recht lange hier bleiben, — es ist freilich ein Opfer, was Sie uns bringen — nicht wahr, Pauline?"

Pauline lächelte gezwungen und eilte hinaus, um, wie sie sagte, ein Zimmer für Gabrielen zurecht machen zu lassen.

„Wie finden Sie meine Frau?" fragte Waldemar, als sie das Zimmer verlassen hatte.

„Ich finde sie sehr gut aussehend, sie ist, wenn es möglich ist, noch schöner geworden."

„Nein, nein, ihre Schwermuth meine ich," fiel Waldemar ein.

„Ich, lieber Vetter, kann in diesem Augenblick noch nicht darüber urtheilen, allein Pauline hat von jeher etwas an den Nerven gelitten, ich glaube nicht, daß es Schwermuth ist, auch meine ich nicht, daß ihr mein Kommen Freude gemacht hat. Ich weiß, daß sie mich liebt, allein Menschen, die an Nerven leiden, sind oft lieber allein, vielleicht ist es doch besser, wenn ich morgen wieder abreise."

„Nein, um des Himmels willen, nein! Ich weiß wohl, es ist ein Opfer von Ihnen, wenn Sie bei uns bleiben; Sie wissen aber nicht, was ich leide durch die Schwermuth oder wie Sie es nennen, Nervenleiden, meiner armen Frau; doch" — fügte er mit einem beinahe schwermüthigen Lächeln hinzu, „aus Rücksicht für meine Leiden kann ich nicht verlangen, daß Sie das Opfer bringen und hier bleiben, sondern aus Liebe zu meiner Frau und weil Sie so menschenfreundlich sind —"

Gabriele erröthete, als er sagte, aus Rücksicht für meine Leiden kann ich nicht verlangen, daß Sie hier bleiben — und sagte schnell: „Nun ja, ich will bleiben, lieber Vetter, ich will thun, was ich vermag, ich wäre glücklich, wenn ich den kleinen Mangel beseitigen könnte, der der Vollkommenheit Ihres Glückes hinderlich ist."

„Wie gut Sie sind," erwiderte Waldemar weich und trat einen Schritt vor, um ihre Hand

Digitized by Google

zu küssen, allein Paulinens Eintreten hinderte ihn daran.

Der Thee wurde nun gebracht und alle Drei setzten sich um den Tisch. Waldemar bemühte sich, eine Konversation in Gang zu bringen, um Paulinens Kälte gegen ihre Kousine zu verdecken, die ihm auf das Unangenehmste auffiel — und es gelang ihm. Das Gespräch kam auf die Residenz, Gabriele erzählte von den Festen, die man bei Hof gefeiert habe wegen Anwesenheit eines fremden Prinzen, der die Bewunderung der Damenwelt auf sich gezogen habe wegen seiner Schönheit und seiner Liebenswürdigkeit.

(Fortsetzung folgt)

Eva.

(Fortsetzung.)

Eugen erbot sich gern dazu. Waldenau fragte Mancherlei, und endlich fuhr er mit der Hand über die Stirn und durch sein reich fallendes Haar.

Es ist recht gut, rief er aus, wenn ich bald fortgehe und mein unruhiges Blut unter den Einfluß anderer Sterne bringe.

Aber in Italien wird es sich nicht abkühlen, lachte Walny.

Das soll es auch nicht, erwiderte er. Ich sehne mich nach schwarzlockigen Römerinnen, nach griechischem Feuer und arabischer Liebesgluth. Ich will reisen, mein theurer Walny, um aus allen Bechern zu trinken, bis ich gesättigt bin. — Aber es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Die Damen erwarten uns, und der Schönheit ritterlich huldigen, ist Pflicht jedes Kavaliers.

Sie gingen zusammen, und Eugen fühlte sich, er wußte selbst nicht wodurch, erleichtert. Mit dem verwegenen Abenteurer konnte er sich in körperlichen Vorzügen nicht messen, und dennoch empfand er eine stolze Genugthuung an seiner Seite.

Von diesem Gefühle bestimmt, bewegte er sich mit weit größerer Leichtigkeit und so unbefangen während des ganzen Tages, daß Ortenstein ihm beifällig zuflüsterte, er fange an, mit ihm zufrieden zu werden. — Waldenau beschäftigte sich wie gewöhnlich mit Eva, er hatte zahllose Aufmerksamkeiten für sie; aber Eugen war ganz ruhig darüber. Er lachte und scherzte mit seiner Frau und blickte sie zuweilen mit dem Ausdruck des innigen Verständnisses an.

Der Tag verging im heitersten Beisammensein, und endlich kam die Stunde des Balls, der eine große glänzende Versammlung in den prächtigen Räumen vereinigte.

Alle Nationen Europas waren hier vertreten, und ebensowohl der Orient, wie transatlantische Länder hatten ihren Antheil dazu geliefert. Es war ein Gewühl eleganter Frauen und Männer, man hörte alle Sprachen reden, und drängte sich sowohl um den Kreis der Tanzenden, wie zu den Sitzplätzen und in den Nebensälen.

Die einfache schwarze Gestalt Eugens blieb in diesem Zauberkreise unbemerkt. Er hatte den Tanz niemals geliebt, hier schien es ihm vollkommen genug, ein beobachtender Zuschauer zu seyn. Seine Schwester flog durch die Reihen, und mancher Blick flog der schönen Frau nach; aber weit eifriger verfolgte Eugen Eva, um welche sich nach und nach ein ganzer Kreis versammelt hatte, der ihn in den Pausen hinderte, sich ihr zu nähern.

Er stand von fern und betrachtete sie und Waldenau, der sich jedoch nicht minder heut beinahe verdrängt sah. In dem glänzenden Ballkleide, unter dem Kranz von Maiblumen war sie so reizend, daß sein Herz heftiger schlug, wenn ihre glänzenden Blicke die seinen trafen, und mitten aus den Reihen des Tanzes wandte sie sich suchend nach ihm um und lächelte ihm bedeutungsvoll zu; einmal sogar ließ sie alle die, welche sie umringten, unbeachtet, um mit ihm zu sprechen und ihn durch den Saal zu begleiten.

O, wie Schade, sagte sie, daß Du gar nicht tanzen willst!

Du thust es für mich mit, erwiderte er lächelnd.

Und Du vergibst es mir? bat Eva leise.

Was würde ich Dir nicht vergeben, war seine Antwort. Tanze, theure Eva, wir haben ja Zeit genug, um ernsthaft zu seyn. Ich bin überhaupt viel zu ernsthaft, zu blaß und still gewesen, fast wie der fürchterliche Geisterfürst, von dem Du mir einst erzähltest, der die arme Herzogin nie fröhlich machen konnte, die so gern tanzte, wie Du. Das soll anders werden.

Ach! woran denkst Du? rief Eva, und mit sonderbarer Hast fügte sie hinzu: Weißt Du auch, daß Du eine Blume aus ihrem Garten abgebrochen hast?

Unglück über uns, sagte er lachend, doch das ist vorbei, das Glück wird kommen. Du bist so lieb und schön, es wird sich Alles fügen, und morgen sind wir frei von allem Zwange, keine Verstellung, keine Trennung mehr.

Die Musik begann von Neuem. Ihr Tänzer kam, um sie zu fordern.

Auf morgen also, sagte er sich verbeugend.

Auf morgen! rief sie zurück.

Eugen ging in den Saal, wo gespielt wurde.

Digitized by Google

Da stand Waldenau lebhaft im Spiel begriffen. Er spielte sehr hoch, und gewann. Als er Eugen erblickte, winkte er ihm näher. Nehmen Sie Theil, sagte er, versuchen Sie gegen mich zu halten. Sie sind der Einzige, der es wagen kann.

Eugen besetzte die Gegenfarbe, sie schlug für ihn aus; er spielte weiter und immer war er glücklich. Waldenau's Gewinn zerfloß unter seinen Händen, bis dieser aufhörte, den Rest einsteckte und mit seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit sagte: Ich darf mit Ihnen nicht rivalisiren und muß mich mit dem Reste meiner Habe in Sicherheit bringen.

Unsere Nähe scheint sich wirklich an diesem Platze nicht zu vertragen, erwiderte Eugen.

Daher ist es nöthig, daß Einer ihn räumt, lachte Waldenau.

Der Eine werde ich seyn, war die Antwort.

Nein, bleiben Sie, sagte Waldenau, und gute Nacht!

Sie wollen Spiel und Tanz aufgeben? fragte Eugen.

Ich gebe nie etwas auf ohne Ersatz, antwortete Waldenau, indem er vertraulich Eugens Arm faßte. Sie können denken, daß es ein interessantes Abenteuer seyn muß, wenn ich den Ball darum verlasse. Auf Wiedersehen also, da schlägt es zwölf. Entschuldigen Sie mich bei Walny.

Auf Wiedersehen! sagte Eugen und indem er sich dem Spiel zuwandte, murmelte er leise vor sich hin: Sind Wesen dieser Art, leichtsinnig und tief verdorben, nichts achtend und nichts scheuend, nicht die Pest der menschlichen Gesellschaft? Wills Gott, daß ich Dich nie wiedersehe.

Nach einiger Zeit kehrte er in den Saal zurück, man tanzte noch immer, obwohl es unerträglich heiß war. — Er suchte umher nach Walny, nach Cäcilie, nach Eva, Niemand war zu finden. — Endlich entdeckte er seine Verwandten, die mit Ortenstein in einem entfernten Seitenzimmer beim einladenden Souper saßen.

(Fortsetzung folgt.)

Antielektrizität der Seide.

Schubert sagt in seinem Spiegel der Natur: Glas, Bernstein, Pech oder Seide werden zum Abhalten der elektrischen Kraft oder zum Ansammeln derselben an einem gewissen Punkte benützt.

Wenn man ein Metall oder einen andern Körper, der die Elektrizität gut leitet, (wohin auch die Kohle, feuchte Erde, die meisten Salze, lebende Pflanzen und Thiere, Wasser ic. gehören) — auf Glas oder Seide stellt, so ist die Elektrizität von dem anziehenden Körper abgeschlossen.

Wenn man die Hand mit dichten seidenen Handschuhen bekleidet, kann man den geladenen Konduktor einer Elektrisirmaschine anrühren, ohne daß ein Funke entsteht oder eine Erschütterung im Arme empfunden wird.

Schon Manche bedienten sich der Seide als Schutzmittel gegen den Wetterstrahl mit sichtlichem Erfolge.

Ein Mann, der sich ganz außerordentlich vor Gewittern fürchtete, ließ alle Zimmer seines Sommerhauses an den Wänden, an der Decke und am Boden mit seidenen Stoffen belegen, er selbst, ganz in Seide gekleidet, saß auf möglichst isolirten Stühlen, schlief zwischen seidenen Decken und Polstern in einer aus dem gleichen Stoffe gewebten Hängematte, die durch starke seidene Schnüre an dem Gebälke der Decke befestigt war, und er blieb vom Blitze unberührt. Aber für den Tod kein Kraut gewachsen ist. Durch den Blitz starb er nun zwar nicht, aber auf eine ähnliche gewaltsame Weise; er erschoß sich unversehens auf der Jagd mit dem eigenen Schießgewehre.

In den Wässern des südlichen Amerikas ist der Narke oder Zitterrochen und der Zitteraal heimisch; sie tödten durch elektrische Schläge Krokodille und Pferde.

Besonders den Pferden sind ihre Schläge gefährlich, welche, um sich abzukühlen, in das Wasser gehen.

Der Fisch schlüpft unter deren Bauch, und zwei oder drei elektrische Schläge betäuben und entkräften das Thier bis zum Tode.

Man ist aber gänzlich gegen diesen elektrischen Strom oder Schlag geschützt, wenn man die Hand mit starkem dichtem Seidenzeuge umgibt; man kann dann diese Fische ohne allen Schaden fangen.

Mannigfaltigkeiten.

Die Ehe.

Ich habe nun von allen Ehen
Die glücklichste, die friedlichste gesehen;
Den ganzen Morgen schläft der Mann,
Und wacht er auf, so fängt die Frau zu schlafen an!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 63 19. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Waldemar bemerkte, wie Pauline plötzlich belebt wurde, wie sie nur Aug' und Ohr war für das, was Gabriele erzählte, vollkommen vergaß, ihm Thee einzuschenken und sich nur sehr lebhaft erkundigte, was diese oder jene Dame für ein Kleid getragen, was der Prinz für Augen habe; und diese plötzliche Umwandlung war ihm unbegreiflich. Er zerbrach sich den Kopf darüber und sehnte sich, Gabrielen diesen merkwürdigen Umstand mitzutheilen; es gelang ihm jedoch erst den andern Tag, sie auf einen Augenblick allein zu sprechen, denn absichtlich vermied sie ein tête-à-tête.

„Sehn Sie, daß ich recht habe," sagte Gabriele, als ihr Waldemar seine Betrachtungen mitgetheilt hatte. „Es kommt von den Nerven. Menschen, die an den Nerven leiden, sind oft einen Augenblick ausgelassen munter, während sie den andern Augenblick den Kopf hängen lassen."

„Ich kann doch nicht ganz Ihrer Meinung beipflichten," entgegnete Waldemar nachdenkend, „weil ich mich nicht entsinnen kann, so lange ich Paulinen kenne, sie je nervös gesehen zu haben; den ganzen vorigen Winter hat sie nicht eine Gesellschaft versäumt, was doch wahrhaftig angreifend ist und doch war sie nie angegriffen und stets munter. Nein, Gabriele, es muß etwas anders seyn."

Als Gabriele allein war, sagte sie zu sich selbst, „armer getäuschter Waldemar, ach wenn Du wüßtest, daß Paulinens Schwermuth in Langeweile besteht, weil ihr Herz leer an Liebe ist und sie die Vergnügen der Residenz vermißt, um diese Leerheit auszufüllen. Wenn Du das wüßtest — sie ist eine schöne Puppe ohne Herz und Geist, sie wird Dich nie begreifen, das reiche Buch Deines Herzens nie lesen lernen, es ist und bleibt für sie eine fremde Sprache. Und für diese Puppe konntest Du mein treues Herz verstoßen! Es ist nichts mehr zu ändern, es ist Alles verloren für mich und für Dich. Möge der Himmel Dir die Binde niemals von den Augen reißen, damit Du in Deinem Irrthum ewig bleibst!"

Als Gabriele noch über diesen Gegenstand nachdachte, kam Pauline in einer eleganten Morgentoilette zu ihr und bat sie, mit in den Garten zu gehen und ihr noch ein wenig von der Residenz zu erzählen.

Gabriele war auf das Unangenehmste überrascht, doch ging sie mit. Auf dem Hofe begegnete ihnen Waldemar, der sich ihnen anschloß; doch in dem Augenblick als sie sich der Gartenthüre näherten, hörten sie ein Geschrei. Gabriele und Waldemar eilten nach der Richtung zu, wo dasselbe gehört wurde, und fanden den Sohn des Verwalters, einen Knaben von acht Jahren, blutend am Boden. Unter Weinen und Schreien erzählte er, daß ihn ein Hund gebissen habe. Beide erschracken auf das Heftigste, weil der Junge sagte, es sey ein fremder Hund gewesen und man also nicht wissen konnte, ob er toll war; er nahm den Jungen auf den Arm und trug ihn nach dem Hause zu; gefolgt von Gabriele. Als sie in den Hof kamen, lehnte Pauline mit geschlossenen Augen an einer Planke. „Um Gottes Willen!" rief Waldemar, „was ist Dir Pauline?"

„Nichts, gar nichts," sagte sie halblaut und mit fast sterbendem Ton: „ich bin erschrocken über das Geschrei."

Waldemar eilte in das Haus, legte den Jungen auf das nächste Bett und eilte mit vor Angst klopfendem Herzen zu seiner Frau. Auf seinen Arm und an seine Brust gelehnt schleppte sie sich in ihr Zimmer und warf sich dort auf einen Divan. Er rieb ihr die Schläfe mit Eau de Cologne und so schlug sie langsam die Augen wieder auf, lächelte ihn an und dankte ihm mit kaum hörbarer Stimme für seine Aufmerksamkeit. Waldemar hatte in der Angst seines Herzens übersehen, daß ihre lebhafte Farbe um kein Haar verschwunden war und daß ihre Hände weder kalt, noch zitternd waren; indeß blieb er den ganzen Vormittag an ihrer Seite und erst als zu Tische geläutet wurde, fiel ihm der kranke Kleine wieder ein. Er eilte schnell nach der Pächterswohnung, um sich nach ihm zu erkundigen. Der

Digitized by Google

Junge lag im Bett und weinte vor Schmerz, vor ihm saß eine alte Frau, welche das Federvieh auf dem Hof versorgte und gab ihm zuweilen etwas Zuckerwasser zu trinken. Waldemar sehr erstaunt, Gabrielen nicht zu finden, erkundigte sich nach ihr. „Ach," sagte die alte Frau, „die gute Dame ist selbst nach K. gegangen, um den Arzt zu holen, weil alle Leute auf dem Felde sind und von der Dienerschaft wollte sie Niemand schicken, weil sie dachte, sie würden im Hause nothwendig seyn."

„Das Fräulein ist allein, ohne alle Begleitung nach K. gegangen?" fragte Waldemar nochmals.

„Ja, ja!" sagte die alte Frau, „allein eben sehen Sie sie durch den Hof kommen und Gott sey Dank, mit dem Arzt. Herr Gott! was sie gelaufen seyn muß, um in kurzer Zeit wieder hier zu seyn."

Waldemar eilte den Kommenden entgegen. „Mein Gott!" sagte er, „Gabriele, Sie konnten sich so so allein und in dieser Mittagshitze auf den Weg machen? Wenn Ihnen nun der Hund begegnet wäre, der aller Wahrscheinlichkeit nach toll ist. Hätten Sie mich doch hingehen lassen."

„Ich bin entbehrlich!" sagte Gabriele lachend, indem sie nach dem Pachthofe eilte. Waldemar machten diese, obgleich mit Lachen ausgesprochenen Worte nachdenklich.

Als der Arzt den Kranken verbunden und alles Nöthige angeordnet, nahm er Waldemars Einladung zu Tisch zu bleiben an und ging nun mit diesem und Gabrielen dem Hause zu. Kaum waren sie jedoch in der Mitte des Hofes angelangt, so kam ihnen ein großer Hund entgegen mit einem Knochen im Maul, welcher aber durchaus nicht das Ansehen von Tollheit hatte; der Arzt brachte ihn zu dem Verwundeten und dieser sagte, daß es derselbe Hund sey, der ihn gebissen habe. Nach langem Hin- und Herfragen erfuhr man, daß es der Hund des Metzgers sey, welcher wahrscheinlich zurückgeblieben und von dem Knaben gereizt worden war. Vergnügt über diese Entdeckung eilten die Drei zu Paulinen, um sie ihr mitzutheilen, allein wie waren sie überrascht, als sie dieselbe wedee in ihrem Kabinet, noch in dem Speisezimmer fanden. Erschrocken eilte Waldemar nach ihrem Schlafzimmer und fand sie hier in einem Sessel liegend mit halbgeschlossenen Augen.

„Ist Dir wieder unwohl, meine Taube?" fragte Waldemar besorgt. „Es ist mir wieder besser, entgegnete Pauline und schlug ihre Arme um seinen Hals, aber vorhin war ich wirklich beinahe ohnmächtig. Ihr seyd so lange geblieben, ich dachte, es sey Euch etwas begegnet — ich hatte schon einigemal nach Euch geschickt; ich glaube, das hat mein Unwohlseyn wieder hervorgerufen."

„Armes Kind, arme Pauline," sagte Waldemar und führte sie aus dem Zimmer, „wir haben auch einen Gast mehr heut, den Doktor Balder, welchen Gabriele für den Jungen geholt hat. Es ist mir sehr lieb, daß er da ist, er kann Dir etwas für Deine angegriffenen Nerven verordnen."

„Wie unangenehm ist mir das!" sagte Pauline plötzlich ganz eifrig, „den Doktor mag ich ohnehin nicht; wie kam Gabriele aber auch darauf, diesen Arzt zu holen?" — — —

„Denke Dir, dieses herzensgute Mädchen," fiel Waldemar ein, „es ist selbst in der furchtbarsten Hitze nach K. gelaufen, um den Arzt zu holen."

Sie waren jetzt vor dem Eßzimmer angelangt. Diesen erwünschten Zufall benutzte Pauline, um keine Antwort auf Waldemars Lob zu geben, denn es war ihr unmöglich, etwas Aehnliches über die Lippen zu bringen. Schnell trat sie in das Zimmer, doch flüsterte sie noch ihrem Manne zu, daß er ja bei dem Doktor nichts von ihrem Unwohlseyn sprechen solle; allein Waldemar, der dieß als eine Ziererei betrachtete, stellte Paulinen dem Doktor als Patientin vor.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Hierher, Eugen! Hierher, erhabener Philosoph, rief Ortenstein ihm entgegen. Nimm Deinen Platz und erfreue Dich der Gaben einer gedeihlich entwickelten Zivilisation.

Wo ist Eva? fragte Eugen.

Nach Haus, erwiderte Cäcilie. Sie klagte über plötzlichen Kopfschmerz.

Nach Haus! rief er. Allein nach Haus?

Waldenau hat seinen Wagen dazu angeboten, sagte Walny.

Und er, fragte Eugen mit schwankender Stimme, wo ist er?

Wer? Waldenau? — Ich weiß es nicht. Er tanzt.

Ohne ein Wort zu sagen, wandte sich Eugen um. Er war von Ahnungen ergriffen, die ihn mit rücksichtsloser Hast durch die Säle trieben. Ein düsterer Himmel lag gewitterschwer auf der Stadt. Er rannte durch die Straßen und erreichte athemlos das Haus, wo Walny wohnte. Alles war dunkel, nach langem Pochen öffnete eine Dienerin.

Eva war nicht nach Haus gekommen. Er riß dem erschrockenen Mädchen das Licht aus der Hand,

lief durch die Zimmer und warf den Leuchter zu Boden, indem er wieder hinauseilte.

Gott steh' uns bei! er ist wahnsinnig! hörte er hinter sich rufen, und wie ein Wahnsinniger, seinen Hut vom Winde fortgeweht, sein glühendes Gesicht von großen Regentropfen bedeckt, sein Haar wild über die blassen verzerrten Züge geschleudert, erreichte er seine Wohnung.

Wo ist Dein Herr? schrie er Waldenaus Diener entgegen.

Auf dem Balle, sagte der Mensch.

Du lügst, Schurke! — Er stieß die Thür auf, die Zimmer waren leer, ein großer Koffer stand in der Mitte.

Wo ist er? fragte er mit den Zähnen knirschend.

Der gnädige Herr war hier, vor einer Stunde vielleicht, sagte der erschrockene Diener. Er ließ nur ein Billet an den Herrn von Ortenstein zurück; dann ist er wieder fortgefahren.

In dem Augenblick kam Ortenstein. Walny und Cäcilie folgten ihm, sie waren durchnäßt, der Regen stürzte in Strömen herunter.

Wo ist das Billet, fragte der Baron rasch. Cäcilie warf sich schweigend in einen Stuhl, Walny sah sehr bestürzt aus.

Der Diener brachte es, Ortenstein riß es auf, und winkte dem Manne, sich zu entfernen. — Nach einigen Augenblicken reichte er es Eugen hin.

Es steht gar nichts darin, sagte er, als daß er es für angemessen hält, sogleich nach Mainz zu fahren. Seine sämmtlichen Effekten soll ich ihm morgen durch seinen Diener nachschicken, in der Post wird er zu finden seyn.

Ich, rief Eugen, ich will sie ihm bringen, auf der Stelle bringen. Schafft mir Pferde.

Halt! sagte Frau von Walny, indem sie aufstand und ihn festhielt, was willst Du thun? — Es ist außer Zweifel, daß Eva ihn begleitet, aber welche Mittel er auch anwandte, auf sie allein fallen Schuld und Schmach. — Er wußte nicht, in welchem Verhältniß sie zu Dir stand, sie aber wußte es. Frage Ortenstein, frage Walny, was Du thun mußt; zunächst aber frage Dich selbst, was Deine Ehre fordert.

Sie fordert, daß ich ihm das Gehirn zerschmettere, wo ich ihn finde! rief Eugen.

Falsch, sagte Cäcilie; für wen und warum? — Sie ist Deine Frau, sagst Du; es läßt sich bestreiten; aber angenommen, es wäre so — Eines, Eugen, muß Dir gewiß geworden seyn — daß sie Dich nicht liebt, daß sie Dich fürchtet, daß sie vor dem Gedanken zittert, mit Dir Dein bescheidenes Glück zu theilen.

Er senkte den Kopf und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Wahr! o, nur zu wahr! stöhnte er. Aber dennoch — es darf nicht seyn, und wer trägt die Schuld, wer hat sie dahin gebracht? — Er richtete sich mit glühenden Augen auf.

Du, antwortete seine Schwester. Keine Vorwürfe, Eugen, und eben so wenig neue Uebereilungen. — Sie trat dicht vor ihn hin und indem sie ihn zärtlich küßte, sagte sie mit leiser Stimme: Hast Du sie denn geliebt? Liebst Du sie noch? — Ich fühle Deine Schmerzen, aber ich antworte aus Deinem Gewissen mit der Stimme Deiner Ehre: Nein! —

Eugen, sagte Walny, ich habe nichts gewußt, erst in der letzten Viertelstunde auf dem Wege hierher habe ich gehört, wie nahe Dir Eva stand. Ich beklage Dich, allein als Dein Verwandter und Freund muß ich Dir dennoch Glück wünschen. Den Flüchtlingen nachsetzen, wäre die größte Thorheit. Was wolltest Du im glücklichsten Falle mit einer Frau wie diese anfangen? Laß sie laufen; sie hat es so gewollt. Es ist ein dummer Streich von Waldenau, den er bald bereuen wird, aber Jeder mag seinen Theil davon tragen. Du bist sie los, und lange kann es Dich nicht schmerzen, denn Du wirst stolz genug seyn, um einzusehen, daß ein Weib dieser Art Deiner nicht würdig war.

Und dennoch — dennoch bin ich schuldig; sagte der unglückliche junge Mann dumpf vor sich hin, beide Hände über sein verzagendes Gesicht deckend.

Richte Dich auf, erwiderte Cäcilie, o! richte Dich auf, mein armer Bruder, wir wollen Dir treulich helfen! — Du mußt fort, wir müssen Alle fort, ehe hier von den leichtsinnigen Thaten dieser Nacht etwas bekannt wird. Wir geben unsere Reise auf, Du gehst mit uns auf Walny's Gut.

Der alte Vater und welche Zukunft! rief Eugen krampfhaft stöhnend.

Man kann Alles bedenken, für Alles sorgen, fiel Cäcilie ein. Vor allen Dingen Verschwiegenheit und Lösung in aller Stille. Die Ehre unserer Familie ist dabei betheiligt, sie muß bewahrt werden. — Sobald Du Dich erholt hast, der Vater wieder zu Haus ist, wollen wir ihm unsere Eröffnungen machen. Daß diese sogenannte Ehe keiner Scheidung bedarf, ist gewiß. Sie wird ganz in der Stille aufgelöst werden; Du wirst frei seyn.

Frei! sagte Eugen mit einem tiefen Seufzer. Welche Freiheit!

In der nächsten Morgenfrühe fuhr die Familie nach Neuwied und mit dem ersten Dampfer den Rhein hinab. — Die ganze Nacht war Cäcilie bei ihrem Bruder gewesen, Walny hatte die Reisevorbereitungen getroffen, ohne jede Störung war man zur Ausführung gelangt.

Eugen ließ sich willig leiten, wie Cäcilie es wollte; er war vollständig gebrochen. Ortenstein blieb, um Waldenaus Aufträge zu erfüllen; er hatte

Digitized by Google

klüglich so wenig wie möglich sich eingemischt, nur beim Abschiede sagte er: Dein Zustand, mein theurer Eugen, wird zunächst der eines Schiffbrüchigen seyn, welcher die morsche Planke unter sich versinken sieht. Nach einiger Zeit aber werden die Wellen Dich auf festes Land werfen, und mit Vergnügen wirst Du finden, daß es grün und hoffnungsvoll aussieht. Meine Gesinnung kennst Du, ich habe sie nie verleugnet. Verachte mich, wenn Du willst, ich bin jedoch überzeugt, Du wirst bald einsehen, daß ich immer Recht gehabt habe. Ich werde meinem Vetter nicht weiter zürnen; es ist das Schlimmste nicht, was er thun konnte. Er wird sich jedenfalls anders zur Zukunft stellen, wie Du. Dann werde ich nach Grünau gehen, und wenn ich Dich wiedersehe, hoffe ich Dich heiter zu finden.

Nach einer Woche war Walny's Gut erreicht. Ein prächtiges neues Herrenhaus lag in schönen Umgebungen, und Alles, was sich aufbieten ließ, um Eugen zu zerstreuen und zu erheitern, wurde im reichsten Maße angewandt. Bald wurden die Nachbarn eingeladen, bald Besuche gemacht, bald waren es ländliche Feste oder Jagden, die seinen schwermüthigen Ernst verbannen sollten, bald Ausflüge in das nahe Gebirge, an dessen Vorbergen Walny's große Besitzungen lagen. — Eugen that Alles, was man von ihm forderte, aber er vermied jedes nähere Eingehen auf die Vergangenheit. Eva's Name kam nicht über seine Lippen, und wenn irgend eine Andeutung gemacht wurde, welche seine Verhältnisse berührte, brach er so kurz und finster das Gespräch ab, daß sein Wille unverkennbar war.

Er hatte sich zu beschäftigen begonnen, allein es fehlte ihm die Ruhe dazu, wie zu aller Gedankenarbeit.

Was soll daraus werden? sagte Walny endlich, er hat für nichts Sinn.

Wir müssen ihm Zeit geben, erwiderte Cäcilie, er reibt sich nicht auf, sondern reibt sich ab, wenn ich so sagen darf. Große innere Kraft hat er nie gehabt, um leicht mit sich selbst fertig zu werden. Solche Charaktere quälen sich mit ihren Sorgen und Zweifeln über Recht und Unrecht, Gutes und Böses, selbst dann noch, wenn sie längst mit der Wahl fertig sind. Ich will jedoch die Krisis beschleunigen.

Nach einigen Tagen, als sie Eugen zu einer Fahrt in das nahe Städtchen aufgefordert hatte, um Walny abzuholen, dem das Rentamt dort angehörte, sagte sie plötzlich: Halt, noch einen Augenblick. Hier ist ein Brief von Ortenstein, lies den, ich komme sogleich zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In einem französischen Journal, „Le Pays," finden wir folgenden Bericht des Abbé Moigno, welcher unsere Blumen-Liebhaber gewiß überraschen wird, da es sich um das Geheimniß handelt: „Blumen in wenigen Minuten erblühen zu machen." Die Versuche wurden in Paris, Straße Montmartre Nr. 10, im Garten des Gärtners Hebert, im Beisein vieler Personen angestellt. Die zum Versuche bestimmten Pflanzen waren Levkojen, Goldblumen, indische Nelken, Dahlias, wilder Lorber, ein Rosenstock, Sonnenwenden, Astern u. s. w. Der Abbé Moigno überzeugte sich, daß kein Betrug stattfinden konnte, und sah mit einem scharfen Opernglucker, daß alle Blumen mit Knospen besäet waren, die aber bei der wärmsten Herbstsonne noch wenigstens vierzehn Tage zum Aufblühen bedurft hätten. Herr Hebert erschien mit seinen Gärtnern, und goß zuerst an den Fuß einer Dahlia und einer in die Erde gepflanzten Levkoje eine rothe Flüssigkeit, ließ dann die Pflanzen mit Glasglocken, die aus Scheiben zusammengesetzt waren, bedecken. Augenblicklich füllten sich die Glocken mit Dunst; die Gärtner betasteten die Glocken, um den Wärmegrad zu prüfen, und öffneten kleine Ventilen, um Luft zuzulassen. Alle Anwesenden waren aufs Aeußerste gespannt, und sieh, noch keine zehn Minuten sind vorüber, als sich vor ihren Blicken auf beiden Blumen der reichste Blüthenflor entfaltet. Die Glocken wurden abgenommen: die Dahlia prangte im lieblichsten Gelb, die Levkoje, im frischesten Violet, spendete den süßesten Frühlingsduft. Die Blumen wurden unter die Anwesenden vertheilt und dann dieselbe Operation an mehreren Blumen, unter anderen an dem wilden Lorber, vorgenommen, die ganz in der Nähe der Zuschauer standen, so daß diese die Entwicklung der Knospen in allen ihren Stadien genau beobachten konnten, bis zu dem Augenblicke, wo alle in vollster Blüthe standen. Um den Verdacht jeder Taschenspielerei abzuwenden, ließ Herr Hebert dieselbe Operation auch an drei Blumentöpfen einer Centifolie, einer indischen Nelke und einer Heliotrope, welche in der Luft hingen, vornehmen, und dieselben Wunder gestalteten sich vor Aller Augen. Eine chinesische Sternblume, deren Knospen schon weiter gediehen waren, stand in fünf Minuten in vollster Blüthe. Diese Experimente fanden in den letzten Tagen des Oktobers v. Js. statt.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 64 21. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Sie, gnädige Frau, Patientin," rief der Doktor erstaunt, „zum wenigsten Ihr Aussehen straft die Angabe Lügen. Man kann ja nicht blühender aussehen. — Allein hier werde ich einige Tropfen verschreiben müssen," fügte er hinzu, indem er auf Gabrielen deutete, „denn das Fräulein hat sich wahrscheinlich entsetzlich angestrengt."

„Ich habe davon gehört," sagte Pauline trocken: „aber setzen wir uns, wenn es gefällig ist."

Der Doktor erzählte lebhaft während des Mahles, und Pauline, die neben ihm saß, gab ihm fast allein Antwort, denn Gabriele war schweigsam, sey es durch den Schreck und den weiten eiligen Gang von heute Morgen, oder weil ihr Paulinens Kälte wehe gethan; Waldemar nahm gleichfalls wenig Theil an der Unterhaltung, denn er war sehr zerstreut und verstimmt.

Nach Tisch begab man sich in den Garten, um dort den Kaffee zu nehmen. Pauline, welche Jedermann fesseln wollte, oder zum wenigsten wünschte, daß man sie allgemein für liebenswürdig halte, gesellte sich wieder zu dem Doktor und sie gingen voran, während Waldemar Gabrielen nach dem Pachthof begleitete, woselbst sie nach dem Verwundeten sehen wollte. Als sie von dort zurückkehrten, war Pauline schon längst mit dem Doktor in den Gängen des Gartens verschwunden und Waldemar mußte nun mit Gabrielen den ziemlich weiten Weg vom Pachthof bis in den Garten nachkommen. Im Anfange waren Beide schweigsam, endlich aber sagte Waldemar: „Gabriele, ich wollte Sie heute Morgen schon fragen, — aber ich bin nicht dazu gekommen — warum Sie äußerten, daß Sie entbehrlich seyen?"

Gabriele erröthete unter ihrem Strohhut und entgegnete lachend: „ach, lieber Vetter, ich habe gar nicht über das Gesagte nachgedacht. Man spricht ja oft so etwas in den Tag hinein." —

„Nein, Gabriele, das ist jetzt ein Vorwand. Sagen Sie mir doch, ich bitte Sie darum, weßhalb Sie das sagten?"

Ich sage Ihnen ja, ich hatte nicht überlegt, was ich sprach. — Es sollte ein Scherz seyn."

„Glauben Sie, damit ließ ich mich abspeisen, Gabriele," sagte Waldemar und blieb stehen, — „wenn sie wüßten, wie mich diese Worte beunruhigt haben, so würden Sie mir den Grund sagen, davon bin ich überzeugt."

„Nun," sagte sie nach einigem Bedenken, indem sie halb lachte, halb ernst war, „Sie wissen doch, daß ich zu Hause sehr entbehrlich bin."

„Nein, Gabriele, auf mein Ehrenwort, das habe ich nicht gewußt; wie kommt dieß aber? ich bitte, sagen Sie mir das."

„Ich spreche nicht gerne davon," entgegnete sie; „allein Ihnen kann ich schon sagen, daß meiner Mutter ein amüsanter Roman und meinem Vater ein gutes Diner lieber ist, als — meine Wenigkeit."

„Gabriele, Sie scherzen!" rief Waldemar. „Glauben Sie wirklich, Ihre Eltern liebten Sie nicht?"

„Dieß glaube ich nicht allein, sondern ich weiß es gewiß," entgegnete Gabriele, „sehe ich denn umsonst so ernst aus?" setzte sie hinzu.

„Es scheint mir unbegreiflich," sagte Waldemar mit Wärme, „daß es Jemand gebe, der Sie nicht lieben könnte."

Gabriele blickte etwas betroffen auf ihren Begleiter. Es war ihr unbegreiflich, daß er dieß sagen konnte und unwillkürlich erwiderte sie: „mir ist es sehr begreiflich, denn ich wüßte in meinem ganzen Leben Niemand, der sich mir mit Liebe genaht hätte."

„Gabriele, sprechen Sie im Ernst?" fragte er fast erschrocken, indem er stehen blieb.

„Mein Himmel, ja! wie können Sie glauben, daß ich spaße, wenn von solch' ernsten Dingen die Rede ist. Aber was liegt denn auch dran," fügte sie bei, indem sie rasch weiter ging, „ein Herz ist zum Reichthum, ein anderes zur Armuth geboren."

„Warum eilen Sie denn so? wir haben Zeit,"

Digitized by Google

sagte Waldemar, „ich möchte Sie noch so Vieles fragen.“

„Nein, wir haben keine Zeit,“ entgegnete sie, „denn Pauline wartet mit dem Kaffee auf uns.“

„Nun, was schadet es denn, wenn sie auch ein wenig wartet,“ sagte er, „sie hat ja überdieß den Doktoe zur Unterhaltung.“

„Was kann Paulinen an der Unterhaltung des Doktors liegen, wenn sie die Ihrige entbehrt,“ entgegnete Gabriele.

Waldemar seufzte und Beide gingen stumm neben einander her, bis sie bei den Andern angelangt waren, und der Doktor rief: „mein Himmel, wie bedenklich sehen die Herrschaften aus, man sollte meinen, Sie kämen aus einem Konsilium.“

„Sie haben sich wahrscheinlich sehr sinnig unterhalten,“ entgegnete Pauline in einem gereizten Ton, „und haben uns nebenbei darübee veegessen, denn wir warten schon eine geraume Zeit hier.“

„O, wir sind noch nicht lange hier,“ bemerkte der Doktor, und Waldemar erwähnte, daß Gabriele erst noch den Knaben besucht habe. „Nun, dann hättest Du doch herkommen können,“ sagte Pauline.

„Mein liebes Kind,“ flüsterte Waldemar seiner Frau in's Ohr, „ich kann doch nicht ungezogen seyn und Gabrielen allein gehen lassen.“

„Was man gern thut, fällt einem nicht schwer,“ flüsterte sie zurück, indem sie rasch ihre Hand aus der seinigen zog. Waldemar setzte sich verstimmt nieder, und Gabeiele, die sich gleich zu dem Doktor gewendet hatte, suchte durch eine lebhafte Unterhaltung das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der Doktor empfahl sich gegen Abend, und Gabriele zog sich, Kopfweh voeschützend, auf ihr Zimmer zurück, so daß Waldemar den ganzen Abend mit seiner Frau allein war. Pauline überhäufte ihn wieder mit affektieter Zärtlichkeit, um ihr Benehmen von heute wieder gut zu machen. Waldemar vergab ihr und äußerlich wae alles wieder im Geleise, allein er blieb zerstreut und empfand innerlich eine gewisse Leere, die er Paulinen gegenüber bishee noch nie gefühlt hatte. Er bat sie deßhalb, ihm etwas auf dem Pianoforte vorzuteagen, denn er war nicht recht im Stande, ihrem Gespräch zu folgen. Pauline setzte sich und spielte seine Lieblingskompositionen. Er saß auf einem Sessel, den Kopf in die Hand gestützt, und obgleich die Töne in sein Ohr drangen, so vergaß er doch, vertieft in seine Gedanken, das Spiel und was sie spielte. Doch als sie aufhörte, war er unangenehm davon berührt, denn er hätte den ganzen Abend zuhören können, da es ihm eine angenehme Begleitung zu seinen Gedanken war.

Gabriele erschien am nächsten Moegen nicht bei dem Frühstück, sie hatte in der Nacht Fieber und Kopfweh gehabt und konnte erst spät aufstehen.

Pauline freute sich darüber, sie nicht sehen zu müssen; allein Waldemar war deßhalb unruhig, und da er gehört hatte, daß Gabriele gegen Mittag aufstehen würde, ging er in den Hof und machte sich etwas mit den Hunden zu schaffen und ohne selbst daeum zu wissen, blickte er von Zeit zu Zeit nach Gabrielens Fenster. Nach langem Harren gelang es ihm endlich, sie am Fenster voebeischweben zu sehen. Sogleich lief er hinauf und klopfte an ihre Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Sie eeichte ihm ein offenes Schreiben und entfernte sich lächelnd. Eugen sah widerwillig hinein und erblickte sogleich seinen Namen. — Ich fand, schrieb der Baeon, in Mainz, was ich erwartet hatte. Waldenau ist nicht der Mann, feige vor dem zu erschrecken, was er thut. — Eva hatte ihm Alles mitgetheilt, was ihre Geschichte mit Eugen betrifft, aber eben sowohl, daß sie willenlos und von ihrem Vater gezwungen, ohne zu wissen, was sie thue, ihm überliefert worden sey. — Ich war Zeuge einer sehr leidenschaftlichen, romantischen Scene. — Waldenau beschwor seine Liebe, Eva betheuerte nur ihm ewig und allein anzugehören möge es gehen, wie es wolle. Ich empfahl sie auf jeden Fall seiner zärtlichen Sorge, und als moderner Paris gelobte er seine Helena gegen die ganze Welt zu schützen und sie niemals zu verlassen. So sind wie denn als die besten Feeunde geschieden, nachdem wir einen höchst vergnügten Tag verlebten. Eva wae glücklich, ein ganz anderes Wesen wie in Wiesbaden, voller Humor, wie ein Singvogel, der dem Käfig entgangen ist. Waldenau ist mit ihr in die Schweiz gegangen, sie gilt als seine Frau; was er ihr verspeochen hat, weiß ich nicht, aber das weiß ich ganz gewiß, daß Eugen sich vollständig über sie beruhigen kann. Sie hat zu ihrem und seinem Wohl gehandelt; Reue wird sie niemals empfinden.“

Nun, rief Cäcille voe der Thür, ich bin bereit.

Eugen reichte ihe den Brief hin. Er sprach kein Wort, aber seine Augen hatten die trüben Schleiee verloren, seine Gestalt sich stolz aufgerichtet, die Aufgeregtheit, in welcher er sich befand, war eine freudige.

Als sie im Wagen saßen, nahm er die Hand

Digitized by Google

seiner Schwester. Du bist ein Arzt, sagte er, der mit kräftigen Mitteln heilt. Ich danke Dir.

Ich nehme Deinen Dank an, erwiderte sie, doch will ich mich erst daran freuen, wenn ich Dich kräftig und muthig ins Leben und in die Gesellschaft an den Platz treten sehe, der Dir gebührt. — Muthig und stolz sollst Du seyn, wie ein Mann, der sich frei fühlt, und darauf Deine Hand, Eugen, daß Du von jetzt an Deinen wahren Empfindungen ohne Phrasen folgen willst.

Er versprach es lächelnd, Cäcilie blickte ihn heiter an und strich das Haar von seiner Stirn. Du bist noch interessanter geworden, sagte sie, ein Hauch von geistigem Leid und Melancholie hat für uns einen geheimnißvollen Reiz, nur muß das schwärmerische Feuer der Augen nicht dabei erlöschen und das ganze Bild krankhaft werden. Was wird Diana sagen, wenn sie Dich wiedersieht?

Nenne den Namen nicht, erwiderte er.

Nicht? sagte sie lachend, nun so mag der Name denn auf immer verbannt seyn. Aber da sind wir an Ort und Stelle. Ich dachte es wohl, daß Deine Herstellung noch andere Mittel nöthig hat, und vielleicht sind sie bei der Hand.

Der Wagen hielt vor dem Rentamte. Sie stiegen aus, Walny kam ihnen entgegen. Deine Geschäfte sind gut abgelaufen? fragte Cäcilie.

Alles gut, nur hier herein, war seine Antwort. Oeffne die Thür, Eugen.

Diana! schrie Eugen auf. — Die Gräfin stand mitten im Zimmer. Sie hob die Hand zu ihm auf, ihr kluges schönes Auge ruhte mit magischer Gewalt auf ihm.

Das ist der rechte Arzt und das rechte Mittel! rief Cäcilie, indem sie ihren Bruder sanft hineinführte und die Thür hinter ihm zumachte.

Vier glückliche Wochen vergingen, dann reiste Eugen mit Diana und seiner Schwester zu seinen Eltern, wo die Verlobung erklärt werden sollte. — Der General war von Allem unterrichtet, er selbst hatte bei der alten Exzellenz für seinen Sohn geworben und das Jawort erhalten; Eugens Mutter hatte in den zärtlichsten Briefen die geliebten Kinder gesegnet. — Welche glückliche Reise war es, und wie anders kam Eugen zurück!

Diana's Gegenwart und Einwirkung hatten den Lebensplan seiner Zukunft festgestellt, und von Allem, was er früher als seine Bestimmung betrachtete, war nichts übrig geblieben. Er hatte an den Minister geschrieben, für dessen huldvolle Güte gedankt und den gebotenen Platz angenommen; sein Vater hatte ihm dafür die wiederholte Zusicherung ertheilt, daß es keiner großen Anstrengung bedürfen werde, um in Jahresfrist ihm eine angenehme und ehrenvolle Stellung zu verschaffen, und jetzt eröffnete ihm Diana selbst weitere Fernblicke, die einen größeren Ehrgeiz befriedigen konnten.

Am Morgen, als sie die Hauptstadt erreicht und in Walny's Hause die erste flüchtige Stunde verlebt hatten, eilte Eugen zu seinen Eltern, um ihnen die frohe Nachricht ihrer Ankunft selbst zu bringen, und seinem Vater seine ganze Lage zu eröffnen.

Dem Diener, der ihn an der Thür empfing, winkte er Schweigen zu, und voll freudiger Erregtheit trat er in das Empfangzimmer, wo er seines Vaters Stimme zu hören glaubte. — Seine Arme waren geöffnet, seine Miene so freudenvoll: plötzlich aber blieb er stehen, und erblassend schlug er die Augen nieder, denn dicht vor sich sah er den Hauptmann Hausberg in seinem blauen Rocke und den hohen Stiefeln, genau so, wie er sich am Hochzeitstage geputzt hatte.

Aber in den wenigen Monaten war eine große Veränderung mit dem alten Kapitän vorgegangen. Er war sehr mager geworden, seine Nase ragte noch viel weiter in die Luft, seine Gestalt beugte sich nach vorn, und seine lange knochige, braune Hand stützte sich auf seinen jungen Begleiter, auf Adam, der in seiner groben Jacke dicht neben ihm stand und aufmerksam zuhörte.

Müssen warten, sagte der Hauptmann, ist vornehmer Herren Sache so, aber Kreuz Element! Adam, ich will mich nicht länger abweisen lassen.

In diesem Augenblick öffnete Eugen die Thür, und mit einem Ruck richtete sich der alte Soldat in die Höhe. — Herr Eugen! schrie er freudig auf, da bin ich, hab's nicht länger aushalten können zu Haus; ist eine eigene Sache mit einem Kinde, hätt' es nimmermehr geglaubt! Habe den Adam hier zweimal abgeschickt um Nachrichten, kam immer ins Quartier zurück und schüttelte den Kopf. — Es ist nicht richtig damit, meint der Bursch, haben ihm Flausen vorgemacht und ausgelacht. So habe ich mich selbst denn in Marsch gesetzt, bin gestern abgewiesen worden und heut wiedergekommen. Kreuz Element! will wissen, wie es geht. Rechts um, Herr! Will weiter nichts, als sagen: da bin ich, Eva, und damit Punktum.

Eugen hatte den Schrecken überwunden, er wußte, daß er nichts verschweigen konnte. — Haben Sie meinen Vater gesprochen, Hauptmann Hausberg? fragte er.

Nein, erwiderte er; scheint, er will mich nicht sprechen. Mag seyn, aber Eva, das ist die Hauptsache. — Er sah in Eugens Gesicht, der düstere Ernst darin, den er jetzt erst zu bemerken schien, schnitt ihm die Worte ab. — Was ist es denn? fragte er mit Heftigkeit. Reden Sie, Herr! Wo ist Eva?

Fort! sagte Eugen.

Digitized by Google

Fort! schrie der alte Mann auf. Fort! Was war's? Was sagte er, Adam?

Sie ist nicht todt, es ist nicht wahr! rief Adam, indem er Eugen starr ansah.

Nicht todt? Was soll's also? Was heißt fort? Heraus mit der Sprache; klares Deutsch, wenn ich es verstehen soll!

Das will ich mit Dir reden, Hausberg, sagte der General, der plötzlich aus seinem Zimmer trat.

Er war in Uniform, die ganze Brust mit Orden bedeckt. Der Hauptmann stand militärisch gerade vor ihm, überrascht von vielen Erinnerungen.

Du hast eine Uebereilung begangen, sagte der General im zurechtweisenden Tone, deren Folgen jetzt auf Dich zurückfallen. Die Heirath zwischen Deiner Tochter und meinem Sohne da ist von Gesetzes wegen schon ungültig, weil gegen alle gesetzliche Formen verstoßen wurde. — Der Pfarrer ist zur Verantwortung gezogen; um aber das Unheil nicht größer zu machen, wie es schon ist, wird er versetzt, die Ehe aus dem Kirchenbuche gestrichen werden.

Ungültig? fiel Hausberg ein. Macht es mit Eurem Gewissen aus, aber ich verstehe — Gut — gut, sagte er heftig mit dem Kopfe nickend, ich verstehe — gebt mir die Eva wieder.

Wenn ich früher gewußt hätte, fuhr der General fort, was erst später zu meiner Kenntniß kam, so hätte es wenigstens anders kommen sollen, wie es das Schicksal jetzt gefügt hat.

Schicksal! rief der Hauptmann rauh, indem sein ganzer Kopf sich röthete, so nennt Ihr Alles, was geschieht. Kenne das, bin ein Narr gewesen; aber nimm Deinen Sohn. Mag jeder seine Schande tragen, wie er kann; mag er sich rein waschen, wie er will, daß er das Weib verläßt und hinwirft, das er geschworen hat zu schützen. Bin zu alt und steif, um nach dem Degen zu fassen, zu arm, um gegen große Herren zu streiten. — Rechts um also, will nichts weiter. Wo ist Eva, Herr? Her mit meinem Kinde!

Mäßige Dich, Hausberg, sagte der General ihn beim Arm ergreifend, indem er nach der Thür blickte. Ich bedaure Dich, aber klage meinen Sohn nicht an, er hat gehalten, was er Dir versprach. Eva hat ihn verlassen.

Der alte Soldat starrte ihn an, als begreife er nicht, was das Wort bedeute. — Er hörte zu, was der General ihm weiter mittheilte; der große Körper schwankte, alle Kraft verließ ihn. Adam setzte ihn auf einen Stuhl, sein Kopf sank auf die Brust nieder, er preßte seine Hände still zusammen. Wohin ist sie geflohen? fragte er endlich dumpf.

Nach Italien mit dem Abenteurer, dem sie sich überliefert hat, sagte der General. Beruhige Dich, armer, alter Hausberg; Alles, was für Dich geschehen kann, soll geschehen, und wenn das unglückliche Mädchen je in die Lage kommt, meinen oder meines Sohnes Beistand aufzusuchen, wird es ihr nicht darau fehlen.

Ich werde sie nie wiedersehen, murmelte der Hauptmann vor sich hin; aber plötzlich stand er auf, und sein düsterer Blick richtete sich auf Eugen, der kaum dann und wann mit einigen Worten die Angaben seines Vaters unterstützt hatte.

Jetzt trat der alte Mann dicht vor ihn hin, betrachtete ihn von Kopf zu Fuß, als wolle er sein Bild sich einprägen, und sagte dann mit harter Stimme laut und verächtlich: Hab' es immer gesagt, die Schwarzröcke taugen nichts, und ist kein männlich Wesen in einem Mann, der zu Schanden wird an seinem Weibe. Verflucht sey der Tag, wo ich Dich sah, verflucht der Rath, der mich um mein Kind gebracht! Geht hin und wärmt Euch an Euren Thaten.

Mit seiner ganzen Kraft, stolz und fest, als sey er wieder jung geworden, wandte er sich um und ging zur Thür hinaus. Der General hielt seinen Sohn fest. — Schweig, sagte er, daran läßt sich mit Worten nichts ändern. — Ich weiß Alles; für Hausberg soll gesorgt werden; sammle Dich, so gut Du kannst. Die alte Exzellenz ist bei Deiner Mutter. — Unsere Jugendfehler und Irrthümer büßen wir nicht durch Thränen und Reue, aber durch unsere Handlungen ab. — Wo ist Diana?

Hier ist sie! antwortete die helle Stimme der Gräfin, die von Cäcilien begleitet hereintrat.

Meine herrliche, schöne Tochter! rief der General. Eugen ist ein Träumer, führen Sie ihn zum Verständniß des Lebens, heilen und bewahren Sie ihn vor allen Mißgriffen.

Diana reichte Eugen die Hand. Ich liebe ihn, sagte sie, und will ihm geben, was ihm fehlt, eine sorgende treue Freundin, die seinen inneren Reichthum auszuprägen versteht.

Die Verlobung wurde gefeiert, sechs Monate später stand die Vermählung des Legationsrathes Eugen von Werder mit der Gräfin Diana von Arnheim in den Zeitungen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein neuer Tanz, der sehr graziös ist, die „Strelitza", kommt allmälig in die Mode und scheint sehr großen Beifall zu finden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 65 23. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Wer ist da?" fragte Gabriele. Sie hatte ihn wohl im Hofe erblickt, allein dennoch konnte sie nicht denken, daß er es, wäre.

„Ich bin es, Gabriele!" rief er vor der Thüre, ich wollte Ihnen guten Morgen wünschen und fragen, wie Sie sich befinden."

„Denken Sie, ich habe diese Nacht Fieber gehabt," entgegnete sie, ohne zu öffnen, „und bin nun noch ganz matt davon."

„Armes Gabrielchen," sagte Waldemar, „geht es Ihnen denn nun wirklich besser? bekommt man Sie heute Morgen noch zu sehen?"

„Vielleicht gegen Abend. Jetzt bin ich noch ein wenig zu matt!"

„Ach, wie traurig!" entgegnete er, „heute Abend sind wir nicht hier, es hat uns eine Nachbarfamilie eingeladen, bei der der Doktor von uns gesprochen hat und die noch verwandt mit uns seyn soll. Mir ist es zuwider, heute dahin zu fahren, allein Pauline hat die Einladung angenommen."

„O warum denn nicht?" sagte Gabriele und unterdrückte einen Seufzer, „man kann auch nicht zu eingezogen leben, es ist für Sie beide recht gut."

„Nein, Gabriele, ich weiß bestimmt, daß es für mich unangenehm seyn wird," entgegnete Waldemar, „wollen Sie mir erlauben, Ihnen einen Strauß Monatrosen zu überreichen?" frug er dann.

„Haben Sie die Rosen da?"

„Nein, ich wußte ja nicht, ob ich sie Ihnen geben konnte."

Nun, wenn es Ihnen nicht zu viel Mühe macht, so nehme ich die Gabe dankbar an."

Waldemar sprang in den Garten und war bald wieder mit einem prachtvollen Bouquet Rosen vor Gabrielens Thüre.

„Wollen Sie mir die Rosen abnehmen, Gabriele, ich habe sie hier," rief er jetzt.

Sie öffnete ein klein wenig die Thüre und reichte ihre kleine Hand hinaus. Waldemar konnte sich nicht enthalten, diese Hand mit Wärme an seine Lippen zu drücken, ehe er ihr die Rosen hineinlegte.

„Wie schön sind die Rosen," sagte Gabriele, nachdem sie wieder die Thüre geschlossen hatte, „ich danke Ihnen tausendmal dafür."

„Un ich," entgegnete er, „daß Sie mir erlaubt haben, sie Ihnen zu reichen. Gott!" fügte er etwas leiser hinzu, „könnte ich Ihren Lebensweg mit Rosen überstreuen!"

„Waldemar, wie viel Uhr ist es denn?" fragte sie, um auf das Gesagte keine Antwort zu geben.

„Wo haben Sie denn zwischen heute und gestern Ihre Uhr hingebracht?" gegenfragte er.

„Ich habe sie beim Aufziehen verdorben."

„Nun, dann will ich Ihnen die meine geben, bis die Ihre gemacht ist."

„Nein, danke sehr, so viel ist mir nicht daran gelegen, immer zu wissen, wie viel Uhr es ist. Aber gehen Sie jetzt, Pauline ist gewiß schon fertig und wird böse auf Sie werden."

Er ging endlich und Gabriele versank in Gedanken. „Ach," sagte sie, „wenn ich auch jetzt sein ganzes Herz wieder besäße, es könnte mich nur schmerzen. Alle seine Freundlichkeit ist für mich, wie für die Herbstblumen ein warmer Sonnenblick, auf den der Sturm des Winters folgt, um sie noch rascher zu zerreißen. Es ist zu spät, keine Macht der Erde ist im Stande, das Geschehene wieder gut zu machen. Wenn er noch glücklich wäre! aber so — ewig an dieses herzlose Wesen gebunden! Jetzt kennt er sie noch nicht, aber wenn er ihre ganze Nichtigkeit einmal einsehen wird, was bei seinem Verstand nicht lange ausbleiben kann, — wie elend wird er sich dann erst fühlen!" Sie stand auf, ging im Zimmer hin und her, und blieb endlich vor ihren Rosen stehen, deren sanfter Duft das Zimmer erfüllte, blickte sie an und wandte sich dann seufzend wieder ab. Als der Wagen nun vorfuhr, stellte sie sich hinter die Gardinen des Fenstlers und blickte so unverwandt auf den Hof hinab. Waldemar erschien zuerst und sein Blick weilte auf ihrem Fenster. Sie erröthete lebhaft, als sie sein unzweideutiges Interesse für sie sah und ihr Herz schlug ge-

Digitized by Google

waltig; ihm folgte bald seine Gattin in einer eleganten ausgesuchten Toilette und strahlend von Glück und Schönheit. Gabriele verglich sich mit ihr und fand, was so Viele finden, daß das Glück auf dieser Welt nicht nach Verdienst ausgetheilt wird.

Gegen Abend fühlte sich Gabriele wohler, verließ ihr Zimmer und besuchte den kranken Knaben, um zu sehen, wie er sich befinde. Er war außer dem Bett und stand vergnügt vor einem Tische, auf dem bleierne Soldaten und Bilderbogen ausgebreitet lagen. An einem Fenster saß die Pächterin bei ihrem Spinnrad und der alte Wilm-Henrich am Ofen, eine Pfeife eines etwas betäubenden Kanasters rauchend; Letzterer erhob sich bei Gabrielens Kommen, nahm seine Pfeife aus dem Mund, seine Mütze ab und grüßte ehrerbietig. Die Pächterin verließ gleichfalls ihre Arbeit, um das Fräulein zu begrüßen, und der Knabe hielt ihr vergnügt die Bilder und Soldaten entgegen.

„Von wem hast Du denn die herrlichen Sachen?" frug Gabriele, nachdem sie jene Beiden begrüßt und gebeten hatte, ihre Plätze wieder einzunehmen, was sie jedoch nicht thaten.

„Von dem gnädigen Herrn," antwortete der Knabe, „Wilm-Henrich hat sie gestern aus der Stadt für mich holen müssen."

„Ja, ja! das ist wahr," sagte der Alte, „der gnädige Herr ist sehr gut; aber Du weißt gar nicht," fügte er hinzu, „daß das gnädige Fräulein gestern um Dich in die Stadt gelaufen war."

„Ja Fritz! bedanke Dich gleich, küsse dem Fräulein die Hand," fiel die Pächterin ein, „und nicht wahr? wenn Du wieder wohl und gesund bist, bringst Du auch einmal dem Fräulein frische Eier und Butter in die Stadt?"

„Nein, lieber Blumen und Vögel," entgegnete der Knabe, „was thut sie denn mit Butter und Eier?"

Gabriele lächelte über diese Aeußerung, die ein so zartes und naives Kompliment war, und strich dem Kleinen über die blühende Wange. Wilm-Henrich aber sagte: „Vorerst wollen wir das Fräulein hier behalten," wozu die Pächterin beistimmte.

„Es freut mich unbeschreiblich," sagte Gabriele, „daß Ihr solch' freundliche Gesinnungen gegen mich hegt, ich bin dann noch Einmal so gerne hier, übrigens glaube ich, daß ich nicht viel Leben hergebracht habe, denn ich bin sehr still."

„Ich wünschte," flüsterte die Pächterin, indem sie Gabrielen näher trat und sich ängstlich umblickte, „daß unsere gnädige Frau so wäre, wie Sie." „Das wünscht auch der alte Wilm-Henrich," fiel der Bote ein, „denn aufrichtig gestanden, unsere gnädige Frau ist — Sie sagen's ja nicht wieder, gnädiges Fräulein? — und ich will auch nichts damit gesagt haben," fügte er bei, indem er das eine schielende Auge listig zudrückte, „aber sie ist wie eine von den Puppen, womit die Puppenkathrine, die Sie gewiß kennen werden, alle Herbst und Frühjahr den Markt in dem Städtchen bezieht."

„Um des Himmels willen!" rief die Pächterin, „Alter, Ihr sprecht zu laut, die Wände haben Ohren und dann der Junge da."

„Ich sage nichts," rief Fritz und spielte fort.

Gabriele meinte, das würde sich noch anders gestalten; allein die Pächterin schüttelte den Kopf, indem sie sagte: „Nein, gnädiges Fräulein, dann müßte unsere gnädige Frau ein ganz anderes Wesen werden; denn denken Sie nur, seit sie hier ist, und das ist seit Mai, und jetzt haben wir Ende August, — hat sie noch keinen Fuß in unsere Wohnung gesetzt und nur ein- oder zweimal mit uns gesprochen, als wir ihr gerade beinahe den Weg vertraten. Ich glaube, wenn wir ihr wieder begegnen, kennt sie uns nicht mehr. Von dem Jungen da, weiß sie bestimmt nichts. — Wenn wir nicht ehrliche Leute wären, sie würde bestimmt um Hab und Gut kommen, denn sie weiß nicht, was in ihrem Haus vorgeht, viel weniger hier im Hof und draußen im Feld."

„Aber," fiel Gabriele ein, „bekümmert sich denn mein Vetter nicht um diese Angelegenheiten?"

„Der gnädige Herr hat keine Zeit," entgegnete die Pächterin, „er muß ja immer um die gnädige Frau seyn, um ihr die Fliegen abzuwehren und den Schlepp zu tragen. Der Himmel verzeih' mir's, aber gut ist er — gar zu gut; der Himmel segne ihn für seine Güte."

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

12.

Und sechsmal war der Frühling wieder gekehrt seit jener Zeit und hatte das Gärtchen vor dem Hause des Kapitäns mit Blumen gefüllt. Der alte Thurm stand noch immer auf seiner Höhe zwischen Epheu, Buchen und Kastanien, der See lag blau und sonnig in der Tiefe, im Walde rauschte der Wind über die Erdbeerfelder, unten schaukelten die Fischerkähne an den Weidenbüschen, und aus der tiefen Bucht glänzte der Garten der Herzogin mit zahllosen weißen prächtigen Kelchen.

Es hatte sich nichts verändert, auch an dem netten Häuschen nicht, das zwischen dem grünen

Digitized by Google

Gegitter still und friedlich wie sonst lag. Die Fenster mit den weißen Gardinen schauten licht auf die Fruchtbäume, welche nur ein wenig höher und dichter geworden waren. Der alte Birnbaum beugte sich noch krummer wie ehemals, und die Laube von Linden hatte sich geschlossen und wölbte oben ein schattenvolles Dach.

Und wie an jenem Tage, der so verhängnißvoll gewesen war, saß auf der Bank der alte Major in demselben gelben Rock, denselben spitzen Hut auf dem Kopfe, ihm gegenüber der Feldwebel, grau und lang mit der Mütze von Glanztaffet. — Aber der Major war noch dicker geworden und der Feldwebel noch magerer. Seine Nase war so wunderbar spitz und seine Backen so seltsam dünn und gelbbraun, wie die Haut einer alten Trommel. — An dem Pfosten am Eingange lehnte Adam in seinen Wasserstiefeln und der blauen Jacke mit den Hornknöpfen. Seine Augen waren hell und groß wie ehemals, sein schönes braunes Haar fiel gerade so auf seine Stirn, aber sein Gesicht war ernsthafter und klüger geworden, und seine Gestalt zeigte an, daß er zum Manne gereift sey.

Die drei Männer schwiegen. Der Major und der Feldwebel sahen starr auf den leeren Platz, wo der Hauptmann sonst immer gesessen hatte. Der Major hatte seine kleinen Augen fast ganz zugemacht, der Feldwebel hatte sie so weit wie möglich aufgethan.

Schade! murmelte der Major endlich.

Hm! brummte der Feldwebel.

Ist fort zur großen Armee! sagte der Major kopfschüttelnd. Weiß nichts.

Hm! schnarrte der Feldwebel tief aus der Kehle.

Todt ist er, sagte Adam. Das ist gewiß. In meinen Armen ist er gestorben, heut sind es zwei Jahre, und hat mir Alles gelassen, was er besaß, weil Niemand da war, dem er es geben konnte.

Da ging die Thür am Hause trüben auf und Eva trat heraus. Sie trug ihr buntes Jäckchen, den grünen Rock, die Lederschuhe mit den dicken Sohlen. Die blonden Flechten fielen in tiefen Scheiteln nieder, sie sah zur Laube hin und nickte leise. Dann ließ sie die Enten aus ihrem Gefängniß, die schreiend dem Wasser zuliefen, und endlich nahm sie die Gießkannen, welche standen, wo sie einst Engen gefunden hatte, und verschwand damit.

Adams Blicke hingen fest an jeder ihrer Bewegungen, es waren Blicke der Sorge und einer starren Betrachtung, welche er ihr nachsandte. — Plötzlich wandte er sich wieder zu den Beiden in der Laube um, und sagte mit unterdrückter Stimme: Ihr Herren wißt es, was im vorigen Herbst geschah. Mein Vater war damals eben auch zur großen Armee gegangen, wie ihr es nennt, da traf ich Eva eines Abends, als sie am Gitter dort stand und hereinschaute.

Landstreicher! murmelte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Es kostete Künste, sie hereinzubringen, fiel Adam ein. — Wie geht's meinem Vater? fragte sie.

Waest sein letztes Wort, Eva, sage ich. — Beißen heut gut, rief er, prächtige Würmer, aber kalt. — Nimm sie fort, Eva.

Also todt, sagte sie, das ist gut.

Ich brachte sie ins Haus, da ist sie geblieben. Die alte Marie pflegte sie lange Zeit, mir schnitt es ins Herz, wenn ich sie ansah.

Wo gewesen? brummte der Major.

Hm! nickte der Feldwebel.

Weiß es nicht, sagte Adam, will's auch nicht wissen. Sie hat mir nie etwas gesagt. Das Unglück lag ihr auf jeder Augenwimper, habe nimmer das Herz gehabt, eine Frage zu thun.

Haut und Knochen, murmelte der Major den Feldwebel anblinzelnd, der sonderbar grinste und seinen fetten Kameraden ansah.

Aber es ist doch die Eva, rief Adam. Der Winter ist vergangen, nun erholt sie sich. Seht sie nur an, wie sie umherläuft und zu allerlei Dingen Muth bekommt. Die bunten Lappen und Lumpen hat sie von sich geworfen und aus dem Schrank hervorgeholt, was ihr sonst so schön stand. Das Gärtchen pflegt sie, kein Stäubchen liegt drinnen auf der Diele, und schaut hier umher, ob nicht Alles so blank und rein ist, wie es je gewesen.

Muß ja sagen, brummte der Major.

Hm! röchelte der Feldwebel.

Und's Auge wird auch wieder hell, sagte Adam, den Kopf aufwerfend, indem er unruhig sich seitwärts drehte, der Scheitt wird schneller, die Lippen thun sich auf, als wollten sie wieder lachen lernen. Es kommt eine Kümmerniß da hinein, rief er sich auf die Brust schlagend: sie fragt mich doch nach diesem und jenem, und hört, was ich ihr erzähle.

Der Major nickte und der Feldwebel machte es nach.

Habe ihr gestern gesagt, fuhr Adam stockend fort, daß Alles, was da sey, ihr gehöre, und des Hauptmanns Testament in Stücke zerrissen. Es muß so seyn, konnt's nicht länger lassen.

Der Major und der Feldwebel sahen sich an und nickten sich wieder zu.

Es ist nicht viel, Eva, sprach ich, aber das Häuschen hier und das Feldstück drüben und das Gärtchen sind doch etwas, und wo es Arbeit gibt, ist der Adam da. — Haben genug für uns beide. Mein Vater hat ein Stück Geld gespart, der Holzhandel geht gut, Fische gibt es auch noch; bin dazu

Digitized by Google

ein Mann, der auf seinen Beinen steht und den Hut auf dem Kopfe hat.

Ein fröhlicher Ton lag in seinen Worten, seine Augen thaten sich stolz auf.

Brav gemacht! rief der Major so deutlich, daß der Feldwebel davor erschrack und kaum Hm! sagen konnte.

Was brav! rief Adam, es ist nicht anders, muß so seyn. Bin mit der Eva aufgewachsen, und hätte mein Lebtag nicht gewußt, wie lieb sie mir war, wenn nicht — er legte die Arme gekreuzt über seine Brust — wenn nicht das Unglück über sie gekommen wäre, murmelte er vor sich hin.

Nun! rief er, als er sah, daß keiner antworten wollte, es ist so geschehen und Gott selbst könnt' es nicht ändern. Wenn ich nicht dumm war damals, dumm wie ein Grundfisch, hätt' ich es anders machen können.

Habe darum eben sowohl meine Schuld daran, wie Jeder, und habt auch mit daran zu tragen, Ihr Herren, denn Euer Rath hat mitgeholfen.

Kriegsrath damals, murmelte der Major.

Hm! brummte der Feldwebel.

Hebe also keiner den Stein auf, sagte Adam. Die Leute schwatzen Allerlei, erzählen sich schändliche Dinge, Jeder ist gern da, wenn es gilt, seinen Nächsten anzufallen. Sie lachen hinter ihr her, wenn sie sie sehen; ich will ihnen das Lachen austreiben.

Nichts zu machen, flüsterte der Major vor sich hin.

Nichts zu machen? rief Adam. Es muß Einer kommen, der ihnen die Worte am Munde abschneidet, und der bin ich. — Verlange Euren Rath nicht, Ihr Herren, aber will Euch mittheilen, daß, wenn Eva will, wie ich, ja wenn sie will — nun, sagte er langsam, was dann kommen soll, könnt Ihr Euch denken.

(Fortsetzung folgt.)

Die Planetenwelt.

Die Planetenwelt zwischen Mars und Jupiter fängt an, sich so rasch zu vervielfältigen, daß deren zweckmäßige Benennung und Bezeichnung mit Schwierigkeiten verbunden ist. Und haben sich diese Himmelskörper bereits bis auf 15 vermehrt, so ist doch kein Grund vorhanden, um damit dieses eigenthümliche Planetensystem als ein geschlossenes betrachten zu können. Nach dem zeitherigen Gebrauch wurden alle Namen der heidnischen Götterwelt entnommen und damit symbolische Bezeichnungen verbunden, die zum Theil minder einfach sind, als es Zeit und Bedürfniß des rechnenden Astronomen erfordert. Diesem Nachtheil dürfte ein Vorschlag abhelfen, den neuerdings der amerikanische Astronom Gould in Nr. 34 des von ihm herausgegebenen Astronomical Journal (Cambridge, 1. Jan. 1852) machte und den wir zur Kenntniß deutscher Leser zu bringen uns beeilen. Nach Letzterem soll das symbolische Zeichen der neuen Planeten durch deren Entdeckungszeit und somit in folgender Art bestimmt werden:

Name des Planeten	Zeit der Entdeckung	Symbolisches Zeichen
1. Ceres	1. Jan. 1801	(1).
2. Pallas	28. März 1802	(2).
3. Juno	1. Sept. 1804	(3).
4. Vesta	29. März 1807	(4).
5. Asträa	8. Dez. 1845	(5).
6. Hebe	1. Juli 1847	(6).
7. Iris	13. Aug. 1847	(7).
8. Flora	18. Okt. 1847	(8).
9. Metis	25. April 1848	(9).
10. Hygiea	12. April 1849	(10).
11. Parthenope	13. Mai 1850	(11).
12. Klio	13. Sept. 1850	(12).
13. Egeria	2. Nov. 1850	(13).
14. Irene	20. Mai 1851	(14).
15. Eunomia	29. Juli 1851	(15).

Mit dieser Bezeichnung wird alles Willkürliche der zeitherigen aufhören und die Verbindung von Zahl und Planet sich dem Gedächtniß leicht einprägen. Würde das Verfahren eine theoretische Begründung erhalten haben, wenn die Reihenfolge der Zahlen nicht nach der Zufälligkeit der ersten Entdeckung, sondern nach den periheliſchen Entfernungen dieser Planeten bestimmt worden wäre, so würde eine solche Bestimmung dadurch unzulässig, daß jede neue Entdeckung eine neue Reihenfolge erfordert hätte.

Mannigfaltigkeiten.

Neulich machte man einer Dame die Bemerkung, daß ihre Kinder immer ein so weinerliches Gesicht hätten, und so traurig aussähen. Die Dame antwortete: „Da haben Sie recht; ich kann das meinen Kindern gar nicht abgewöhnen, obgleich ich ihnen deßhalb jeden Tag ein paarmal die Ruthe gebe."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 66 24. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele stimmte stillschweigend in den Segensspruch ein, den die gute Pächterin auf Waldemar herabflehte, und ging nun in den Garten, um noch ein wenig Luft zu schöpfen. Ein Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit ergriff sie, als sie die Terrasse betrat und hier die noch unverwischten Spuren von gestern fand: der Stuhl, worauf er geruht, stand noch an derselben Stelle, noch sah man vor demselben die in den Sand eingedrückten Fußspuren, die von ihm im Unmuth über Paulinens Benehmen zerknitterten Akazienblätter lagen zerstreut am Boden und auf der Lehne des Stuhles war noch ein wenig Cigarrenasche zu sehen. Gabriele las die zerdrückten Blätter sorgfältig auf und eilte rasch und sich ängstlich umblickend davon, als habe sie einen Raub begangen.

Erst gegen Mitternacht kam Waldemar und seine Frau zurück. Gabriele hörte Paulinen lachen und schwatzen, als sie ins Haus traten, aber seine Stimme vernahm sie nicht; nur als Beide vor ihrer Thür vorbeigingen, hörte sie, wie Waldemar Paulinen bat, doch leise zu sprechen, um sie nicht zu wecken, was sie übel aufzunehmen schien, da sie nun kein Wort mehr sprechen hörte, während sie den langen Gang, der zu ihren Zimmern führte, durchschritt.

Erst gegen Morgen schlief Gabriele ein und das Frühstück war schon vorüber, als sie in das Wohnzimmer trat. Pauline war bei der Toilette und Waldemar saß mit einem Buche in der Hand am Fenster. Freudig von ihrem Anblick überrascht, legte er das Buch weg, fragend, wie sie sich jetzt befinde, und bediente sie bei dem Kaffee.

Um eine allgemeine Unterhaltung in Gang zu bringen, lenkte Gabriele das Gespräch auf den gestrigen Besuch und fragte auch, wie sich Pauline amüsirt habe?

„O, ich habe sie nie so glücklich gesehen," entgegnete er in einem etwas gereizten Ton, „ich glaube, seit unserm Hochzeitstage war sie es nicht so."

„Nun, dieß freut mich," sagte Gabriele und überhörte die Bitterkeit, die in seinen Worten lag, „ich hoffe überhaupt, diese Familie soll ihr einen angenehmen Umgang gewähren und sie ein wenig zerstreuen. Es sind ja Damen dabei, und ein solcher Umgang fehlte ihr allein."

„Nein, meine liebe Gabriele," erwiderte Waldemar, „den Umgang mit Damen hat meine Frau nicht vermißt; wäre dieß der Fall gewesen, wie ich auch manchmal vermuthete, so hätte sie sich gestern weniger mit den jungen Herrn unterhalten und nicht so auffallend die Damen vernachlässigt, wie es der Fall war."

„Aus Ihnen spricht die Eifersucht, Waldemar," sagte Gabriele, „gestehen Sie es nur ein!"

Waldemar schüttelte traurig den Kopf: „Sehen Sie, Ihnen kann ich's sagen, was aus mir spricht. Sie sind so edel, so unaussprechlich edel, Gabriele, aus mir spricht — Täuschung."

Gabriele unterdrückte die heftige Gemüthsbewegung, die sie bei seinen Worten, die er so trostlos aussprach, ergriff, und fragte, obgleich sie recht gut wußte, worin diese Täuschung bestand, und schon lange mit Schmerz diesen Augenblick hatte kommen sehen, inwiefern er sich getäuscht fühle?

„Sie wissen," sagte er ernst und ergriff ihre Hand, „daß ich Sie bat zu kommen, weil ich dachte, Pauline habe irgend einen Kummer, und Sie, Gabriele, die Sie so zart sind und der Pauline, wie ich glaubte, aufs Innigste ergeben sey, wären im Stande, diesen Kummer zu entdecken, wodurch es mir möglich würde, ein Mittel zu ergreifen, ihn zu heben. Aber leider, leider! habe ich die Beobachtung gemacht, daß Paulinens Kummer nur allein darin bestand, o mein Himmel! meine Lippen beben, es nur auszusprechen — daß sie sich langweilte. Und wenn man sich langweilt, nachdem man ein Paar Monate verheirathet ist und deßhalb in eine Art Schwermuth verfällt, dann, Gabriele, liebt man nicht mehr, oder hat den Gegenstand seiner Wahl nie geliebt." Er stand auf und ging traurig im Zimmer umher.

„Waldemar," sagte Gabriele nach einer kleinen Pause, „Sie müssen nicht so trostlos seyn. Ich bin

Digitized by Google

überzeugt, daß Pauline Sie auf das Innigste liebt, allein sie ist noch so jung, sie ist an Zerstreuung gewöhnt und — —"

„Nein, nein," fiel er eifrig ein, „sprechen Sie nicht so. Ich wußte schon im Voraus, daß Sie meine Frau entschuldigen würden. Sie folgen dem Triebe Ihres edlen Charakters und wollen, obgleich Ihre Ueberzeugung das Gegentheil glaubt (denn Sie haben zu viel Verstand, um nicht die Richtigkeit meiner Meinung einzusehen), Paulinen vertheidigen, um keine Spaltung zwischen uns aufkommen zu lassen. Allein abstrahiren wir einmal davon, sprechen Sie ganz objektiv, sonst können Sie mir keinen Trost gewähren, überhaupt können Sie sie nicht entschuldigen, denn ich habe Verstand genug, um ihre Handlungsweise zu beurtheilen. — Seyen Sie mir eine aufrichtige Freundin," sagte er zu Gabrielen tretend, die in den peinlichsten Gefühlen vor sich hinblickte, „dann werde ich Trost finden, und die Täuschung überwinden, die mir geworden ist."

Nach diesen Worten athmete Gabriele wieder auf, er hatte ihren Gefühlen durch das Wort Freundschaft eine Richtung angewiesen, die sie freudig einschlug. Ja, eine Freundin wollte sie ihm seyn. In begeisterten Worten sagte sie ihm ihre Freundschaft zu. Waldemar drückte ihre Hand an seine Lippen, an sein Herz und einen Kuß auf ihr schönes Haupt, welcher ihr wie der Kuß des Segens und des Friedens vorkam. Kaum hatte er dieß jedoch gethan und sich einige Schritte von ihr entfernt, als Pauline eintrat.

„Mein Himmel!" rief sie Waldemar'n entgegen, „Du hast noch nicht Toilette gemacht? weißt Du, daß es eilf Uhr ist; unsere Gäste werden bald erscheinen." Dann fragte sie leichthin nach Gabrielens Befinden und warf sich, ihren Anzug wohlgefällig betrachtend, in einen Sessel.

Waldemar entfernte sich hierauf und Gabriele fragte, warum sie schon Toilette gemacht habe?

„Unsere Nachbarn kommen heute," entgegnete sie, „es sind — bis auf Mutter und Tochter, wovon letztere eine häßliche alte Jungfer und die andere eine langweilige Schwätzerin ist, — sehr liebe Leute."

„Aus was besteht denn die Familie," fragte Gabriele.

„Nun, sagte Pauline, „außer den eben Genannten, noch aus einem Vater und einem Sohn. Letzterer ist sehr liebenswürdig, ich habe mich recht gut mit ihm unterhalten, er war sehr artig und freundlich."

Gabriele dachte an Waldemars Rede und empfand über Paulinens Worte ein höchst unangenehmes Gefühl. Um nicht fernere Antwort geben zu müssen, benutzte sie die Gelegenheit, ihre Toilette vorschützend, sich zu entfernen. „Wenn Du nicht erscheinen willst, Gabriele," rief ihr Pauline nach, „so sag' es uns, ich werde Dich aufs Beste entschuldigen."

„Nein, ich danke Dir," entgegnete Gabriele mitleidig lächelnd über die Kleinlichkeit, die hinter diesem Vorschlag so schlecht verborgen war.

Um Mittag kam die Familie an. Sie bestand aus den von Paulinen genannten Personen; Gabriele fand jedoch durchaus nicht, daß die Mutter eine Schwätzerin und die Tochter eine häßliche Person sey. Erstere war eine sanfte, gebildete Frau und auch die Tochter, wenn schon nicht jung, war ein Mädchen von einem äußerst bescheidenen, angenehmen Aeußeren, die in ihrer Unterhaltung außerordentlich viel Verstand und hohe Bildung entwickelte, die fern von jener außergewöhnlichen oder lächerlichen Richtung blieb, in die freilich zuweilen ältere, unverheirathete Personen verfallen, was oft natürliche Folge ihres Alleinstehens, wozu sie oft verdammt sind, ist; denn nicht jede hat eine Familie, die sie liebt, in der sie sich heimisch fühlt, in der sie ihre einsame Stellung vergessen kann, zu der sie oft die edelsten Beweggründe gezwungen haben.

Gabriele setzte sich zu dem Mädchen und überließ Paulinen die übrige Gesellschaft, allein Waldemar, der mit Kummer bald aufs Neue bemerkte, wie seine Frau kein Auge mehr für ihn hatte, sondern sich fortwährend mit dem jungen Manne beschäftigte, setzte sich zu Gabrielen, indem er ihr zuflüsterte: „Können Sie noch leugnen, daß Pauline herzlos und kokett ist, daß ich unbegreiflich dumm seyn müßte, wenn ich mir noch einbilden könnte, von ihr jemals geliebt worden zu seyn?"

Sie konnte ihm keine Antwort geben, ihrer Nachbarin wegen, was ihr auch lieb war, da sie keine entschuldigende fand. Sie suchte nun seine Aufmerksamkeit abzulenken und ihn in die Unterhaltung zu ziehen, was ihr aber wenig gelang, denn sein Herz war zu voll, um eine ruhige allgemeine Konversation führen zu können. Er sehnte sich danach, daß Gabrielens Nachbarin sich erheben möchte, die ihn hinderte, seine Gedanken und Gefühle vor seiner Freundin auszuschütten. Da indeß sein Wunsch nicht in Erfüllung ging, wurde er äußerst schweigsam und verstimmt, so daß Gabriele all' ihre Beredtsamkeit aufbieten mußte, um der neben ihr Sitzenden dieß zu verbergen.

Der junge Mann, welcher bei Paulinen saß und den wir noch gar nicht ins Auge gefaßt haben, war der Stolz und das Ziel aller Segenswünsche seiner Familie. Allein er mißbrauchte diese freiwillige Huldigung nicht, denn sein Betragen, welches auch im Allgemeinen viel Bescheidenheit ausdrückte, war gegen seine Schwester und Eltern von einer unbe-

Digitized by Google

schreiblich liebenswürdigen Aufmerksamkeit. Titus, so hieß der junge Mann, war mittlerer Größe, etwas schmächtig gebaut, was ihm jedoch durchaus nicht schlecht stand, sein Gesicht war oval, sein Teint italienisch, wie seine großen nachtschwarzen Augen, welche zwischen den langen seidenen Wimpern und unter den schwarzen, scharf gezeichneten Brauen mit einem orientalischen Feuer hervorsahen. Er sang, malte, dichtete, sprach mehrere Sprachen und es gab keinen Gegenstand, über den er nicht hätte reden können. Da er noch sehr jung war, wenig in der Welt gelebt und wenig Damen kennen gelernt hatte, so schmeichelte es ihm, von einer so schönen Frau wie Pauline, vorgezogen zu werden, weßhalb er auch seine Rede ausschließlich nur an sie richtete. Man sprach über Dichtkunst und Malerei, Pauline hatte ihre Albums herbeigeholt und gab sich nun die größte Mühe, über diese Gegenstände kunstgerecht und geistvoll zu sprechen, obgleich ihr beide sehr ferne lagen. Wer über Kunst spricht, der muß entweder Gefühl dafür haben oder selbst Künstler seyn. Im ersten Falle wird sein Urtheil, wenn auch nicht kunstgerecht, doch wahr seyn; er wird die Schönheiten, so wie die Mängel empfinden, wenn er auch nicht gerade wie der Künstler einsieht, wodurch die Fehler entstanden oder wie sie zu beseitigen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Es entstand eine lange Pause. Der Major sah starr vor sich hin, seine Augen verschwanden unter den Wulsten, die sie umgaben; der Feldwebel dagegen schien gar keine Augenlieder mehr zu haben.

Endlich murmelte der Major einige dumpfe Worte, zu denen der Feldwebel einen gurgelnden Kehlton fügte.

Ihr meint nicht? fragte Adam.

Vorsehen, brummte der Major.

Hm! sagte der Feldwebel.

Wer soll sich vorsehen? rief der junge Mann. Es nagt an Eva's Herzen ein Wurm, den wird sie nimmermehr los werden. Es ist derselbe Wurm, Major, der ihrem Vater das Herz abfraß. Es war ihm immer kalt, er saß immer und dachte an sein Unglück und an seine Ehre, wie er es nannte, und konnte Keinen mehr ansehen, glaubte, es stehe Etwas auf seiner Stirn, das da eingebrannt sey mit glühendem Eisen.

So sitzt die Eva im Winkel, fürchtet sich, wenn die Thür aufgeht, und wenn ihr Herz friert, brennen ihre Hände. — Ich kann's nicht länger ansehen, Major. Mag auch geschehen seyn, was da wolle, ich will sie aufrichten, daß sie es tragen kann, was an ihr verbrochen wurde.

Schande bedenken, murmelte der Major.

Hm! gurgelte der Feldwebel.

Sage mir nichts mehr, rief Adam sich aufrichtend, und eine brennende Röthe bedeckte sein Gesicht. Es ist das Kind Eures alten Freundes, das bedenkt. Ich weiß, was ich thue, und wenn alle Welt mir den Rücken zeigt, ich wollt' dazu lachen und Eva an mein Herz drücken. — Nichts will ich auch von Euch, fuhr er ruhiger fort, als wenn es dazu kommt, Euch bitten, daß Ihr mir dieselben Dienste leisten mögt, die Ihr einst schon willig übernommen habt. Sollt dabei seyn als Zeugen, wenn wir uns die Hände geben, und könnt sicher seyn, dießmal sollen Eure Namen nicht aus dem Kirchenbuche gestrichen werden.

Bleibt dabei, murmelte der Major nach einem langen Schweigen, indem er Adam die Hand reichte.

Hm! sagte der Feldwebel, diesem Beispiele folgend.

So habt vielen Dank, sagte Adam. Will mein Wort halten und denke, Eva wird einsehen, was ich für sie thue.

Die beiden Männer standen auf und gingen zum Ufer hinab, wo der kleine spitze Kahn stand, der sie erwartete.

Wetter gut, sagte der Major, indem er auf den jungen Fischer einen einladenden Blick richtete.

Glück auf den Fang, erwiderte Adam, muß zu Haus bleiben bei meinem Netz.

Hört an, Adam, sprach der Major. Wenn's so weit ist, meine Sache wär's nicht, aber verspreche es noch einmal, kommen will ich, um den, der todt ist.

Es war der längste Satz, den er seit vieler Zeit gesprochen. Der Feldwebel ließ vor Erstaunen das Ruder fallen, aber er ermannte sich und sagte mit Anstrengung: Ich auch. Hm! Uff!

Das kleine Fahrzeug entfernte sich, und Adam ging zurück in dem Augenblick, wo Eva mit den Gießkannen wiederkehrte.

Hast Deine Bohnen begossen? fragte er freundlich. —

Ja, Adam, antwortete sie.

Es wächst und blüht Alles, liebe Eva, fuhr er fort und wo was welken will, muß man nachhelfen. — Du darfst Dich aber nicht anstrengen und Dich heiß machen.

Ich strenge mich gar nicht an, sagte sie. Du thust ja Alles, ehe ich dazu komme, Du guter Adam

Digitized by Google

Bin ich gut? rief er und seine Augen glänzten, während er ihre beiden Hände nahm. Ach! Eva, was mich das freut, wenn ich in Dein Gesicht sehe, und es kommt mir vor, als ginge der Frühling darin wieder auf.

Das Lächeln verschwand einen Augenblick von ihren blassen Lippen, aber gleich darauf kam es wieder. Der Frühling kann nicht wieder kommen, Adam, sagte sie, aber daß mir wohler ist, meine Füße leichter fort wollen, und es ruhiger geworden ist, da, Adam — sie legte die Hand auf ihre Brust, — das ist wieder Dein Werk, und willst nichts davon wissen.

Ei freilich, weiß ich es, fiel er lachend ein. Meinst nicht, daß ich gesehen habe, wie wohl es Dir thut, wenn ich zu Dir komme und bei Dir bleibe, Bücher bringe aus der Stadt, Rath von Dir hole in allerlei Sachen, und vor Dir ausschütte, was mir auf dem Herzen liegt. — So ein einsamer Mensch, wie ich bin, und obenein ein Mensch mit einem Kopfe, in den nie viel hineinwollte, muß einen klugen Rathgeber haben. — Er drückte mit Herzlichkeit ihre Hände und sah sie mit seinen braunen, runden Augen freundlich an. Schau auf, Eva, rief er; ist der Himmel auch so blau, daß kein Wölkchen am alten Thurm vorübersegelt, in meiner Seele sieht's doch noch lustiger aus.

Ja, lustig, daß ich Dich wieder habe, fuhr er fort, als sie nicht antwortete. Ich wüßte nicht, wie ich's machen sollte, wenn ich nicht alle Tage früh schon nach Dir aussehen könnte.

Eva schüttelte leise den Kopf. Ich werde Dir immer rathen, so gut ich kann, sagte sie. Jetzt geh'; ich weiß, Du mußt fort zu Deinen Arbeiten, hast Handel in der Stadt und Geschäfte, die auf Dich warten. Wenn Du wieder kommst und willst weiter mit mir reden, werde ich Dich erwarten.

Nach einigem Bedenken antwortete er: Bist immer gescheut, Eva; Arbeit geht vor, und habe heut einen besonders guten Tag, denn ein ganzer Haufen Geld soll mir ausgezahlt werden.

Du bist ein reicher Mann, sagte sie lächelnd.

Und ein Mann, der's zusammenfaßt, fiel er ein. Weiß, was es heißt, Geld in der Tasche haben, und was eine Hand werth ist, wie Deine, Eva, die das Haus in Ordnung hält.

Eva machte sich los; er sah ihr vergnügt nach und sprang dann mit einem Satze, wie er früher gethan, über die Umzäunungen. Nach einer halben Stunde ging er in die Stadt in seinem blauen Staatsrock, eine Geldkatze an den Leib geschnallt, und sein buntgewürfeltes Halstuch umgebunden, das Eva manchmal so schön gefunden hatte.

Sie saß am Fenster, er nickte ihr zu und schlug auf den leeren Gurt. Ehe es Abend wird, bin ich wieder da, rief er herein. Sitz aber am Thurm, Eva, und erwarte mich. Habe Dir dann allerlei zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der alte General Königsmark war für für einen muthigen und tapfern Mann bekannt, und wußte nicht, was Furcht war, und doch jagte ihm einst die lächerlichste aller Drohungen einen großen Schrecken ein. Nach der Einnahme von Prag stellte man nämlich dem Könige beim Nachtessen einen Menschen vor, welcher für den stärksten Fresser galt, und sich auch jetzt anheischig machte, auf der Stelle ein Schwein von 400 Pfund lebendig zu verschlingen. Königsmark, der gerade anwesend war, machte ein Kreuz über sich, und rieth dem Könige sehr ernstlich, diesen Menschen, der ganz gewiß ein Zauberer sey, arretiren zu lassen. Das beleidigte diesen, er sah den Rathgeber verächtlich an, und sagte: „Wenn Ew. Majestät befehlen wollen, seinen Degen und seine Sporen abzulegen, so will ich ihn auf der Stelle hinunterschlucken." — Die ernsthafte Art, wie der tolle Mensch dieses vorbrachte, seine ganze Gestalt, das ungeheure große Maul, das er am Ende seiner Drohung aufriß, jagte dem Grafen solche Furcht ein, daß er in aller Eile aus dem Zimmer, die Treppe hinab und durch einen guten Theil der Stadt lief, und sich in sein Zimmer einschloß, wo er drei Tage zu thun hatte, um sich von seinem Schrecken zu erholen.

Ein Wucherer kam aus einer Kirche, in welcher der Prediger eine vortreffliche Predigt gegen den Wucher gehalten hatte. Als dieser aus der Kirchthüre heraus trat, wünschte ihm der Wucherer zu der Art Glück, wie er gegen den Wucher losgedonnert habe. Der Prediger, der ihn kannte, glaubte ihn bekehrt zu haben, und wünschte ihm Glück, daß die göttliche Gnade eine so große Veränderung in seinem Herzen bewirkt habe. „Dieß ist nicht der Fall," versetzte der Wucherer, „ich wünsche Ihnen zu Ihrer Predigt deßhalb Glück, weil ich glaube, Sie werden alle die, welche sich mit dem Wucher abgeben, so in Schrecken gesetzt haben, daß ich hinführo allein dieß Gewerbe werde treiben können."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 67 26. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Pauline nrtheilte ohne Kunstsinn und ohne Gefühl, so daß der junge Mann fragte, ob sie male; denn er konnte nicht begreifen, daß Jemand so unsinnig urtheilen könne, da sie nicht Pastell von Aquarell, nicht eine Lithographie von einem Kupferstich zu unterscheiden wußte.

„Ein wenig," entgegnete sie mit der Miene großer Bescheidenheit.

Waldemar, der dieß hörte, war ganz überrascht, denn er hatte, seit er sie kannte, noch nie einen Pinsel in ihrer Hand gesehen. Aber noch viel mehr sollte er erstaunen. Titus ergriff, nachdem er alle Albums mit großem Interesse durchgesehen hatte, auch das, welches Gabriele einst Paulinen gegeben hatte und las die Gedichte, welche sie geschrieben und verfaßt hatte. „Diese Gedichte," sagte er, „sind unbeschreiblich schön, sie tragen eben so viel Gefühl als Geist. Es ist mir unbegreiflich, daß ich den Verfasser nicht kenne, ich besitze doch alle Dichter der neueren Zeit. Am Ende sind Sie die Verfasserin, meine gnädige Frau?" fügte er hinzu.

Pauline gerieth in Verlegenheit, verneinte dann so schwach und auf eine Art, daß es mehr wie eine Bejahung erschien, und schwieg dazu, als sich der junge Mann in Lobeserhebungen erschöpfte. Aber auf das Unangenehmste ward sie berührt, als sie jetzt auch bemerkte, wie Waldemars Blick mit Ernst und Schmerz auf ihr ruhte.

Nun wurde zu Tisch gerufen. Titus führte Pauline; Waldemar mußte nothgedrungen der alten Dame den Arm geben und bekam so, ehe er es noch verhindern konnte, zu seinem Leidwesen den alten Herrn an seine linke Seite, welcher eine gründliche Wissenschaft von alten Anekdoten an den Tag legte, in denen Friedrich der Große, Voltaire und Napoleon natürlich die Helden waren. Er hätte verzweifeln mögen, und um im wahren Sinne des Wortes seinem Nachbar den Mund zu stopfen, überreichte er ihm unaufhörlich Speisen.

„Ei, mein Bester," sagte der alte Herr, „halten Sie mich für so veränderlich? ich habe schon dreimal für diese an und für sich gewiß recht gute Speise gedankt, weil ich sie nie esse, und nun sind Sie so gütig und präsentiren sie mir zum Viertenmal, so daß ich genöthigt bin, wieder zu danken, denn ich kann meinem Prinzip nicht untreu werden."

„Bitte tausendmal um Vergebung," entschuldigte Waldemar, „ich bin sehr kurzsichtig."

Bei dem Desert, das jetzt aufgestellt wurde, aßen Titus und Pauline, die sich während des Essens nur zusammen unterhalten hatten, ein Vielliebchen, worüber sich Waldemar ärgerte. „Wollen wir auch eins essen, Gabriele!" rief er seiner Kousine zu. Diese aber dankte. Er nahm dieß sehr übel, was seine üble Laune noch erhöhte, in der er nun mehr trank als gewöhnlich. Als die Tafel aufgehoben war, ging die Gesellschaft in den Garten. Da es etwas feucht auf dem Boden und Gabriele erst kürzlich unwohl gewesen war, blieb sie zurück, setzte sich, als die Andern fort waren, zum Klavier und sang ein Lied, welches sie selbst so ergriff, daß sie in Thränen ausbrach. Sie glaubte sich allein; aber wie erschrack sie, als sie ein Geräusch vernahm und Waldemar erblickte.

„Um Gottes willen, Waldemar, wie haben Sie mich erschreckt," sagte sie und suchte ihre Aufregung zu verbergen.

„Geben Sie sich keine Mühe, liebe Gabriele, Ihre Gemüthsbewegung unter einem erzwungenen Lächeln zu verbergen. Ich bin schon länger hier, habe die lästige Gesellschaft nur in den Garten begleitet und bin dann zurückgeeilt, um Sie aufzusuchen. Sie hörten mich nicht eintreten und ich müßte wahnsinnig gewesen seyn, wenn ich mich verrathen hätte, denn ein solch' himmlischer Genuß wird mir so selten, daß ich ihn auch nie vergessen werde. Aber ich habe Sie auch weinen sehen," fuhr er fort und nahte sich ihr, „Gabriele! sagen Sie mir, warum diese Thränen?"

„Weil mich das Lied so ergriffen," entgegnete sie.

„Dieß mag wohl seyn; allein, um so ergriffen zu seyn, wie Sie es waren, muß entweder Ihr In,

Digitized by Google

neres sehr traurig und wund seyn, daß es bei der leisesten Berührung so erschüttert wird, oder das Lied drückt ein Leiden aus, das Ihr Herz empfindet, weckt eine Ihnen schmerzliche Erinnerung auf. Sagen Sie, Gabriele, aufrichtig, was ist nun der wahre Grund Ihrer Thränen gewesen?"

„Keiner von allen diesen," erwiderte sie, sich zu einem Lächeln zwingend.

„O, spielen Sie nicht gegen mich, Ihren wärmsten Freund, die Zurückhaltende. Sagen Sie, was ist es, was Sie so bewegt hat?"

„Aber Waldemar, können Sie sich denn gar nicht denken, daß man, ohne selbst traurig zu seyn, von etwas ergriffen werden kann, wenn man nicht gerade ein Gemüth von Stein hat."

„Nun gut, Gabriele, wenn sie verschlossen und zurückhaltend gegen mich seyn wollen, so werde ich eben so zu seyn versuchen." Er nahm hierauf das Notenblatt und las das Lied. Es war eine Komposition, welche Gabriele unendlich liebte, weil sie ganz die Gefühle ihres Herzens aussprach, und dabei auf eine unaussprechlich anziehende Weise, die Melodie mit der Innigkeit der Worte verband. Es lautete:

Wenn ein Blick sich von uns wendet,
Welcher einst von Liebe sprach,
Und der goldne Traum geendet,
Und die Hoffnung unterlag;
Alle Blüthen sich entfärben,
Ach, was bleibt dem Armen dann,
Als vergessen, oder sterben,
Wenn er nicht vergessen kann.

Du auch hast mir einst gesendet
Deiner Blicke süßen Glanz,
Und Dich von mir abgewendet
Und zerrissen meinen Kranz,
Süß gelockt mich in's Verderben,
Lächelnd mich verlassen dann,
Und ich sehne mich zu sterben;
Weil ich nicht vergessen kann.

Was Dein Mitleid mir auch spende,
Was Dein Mund mir auch verspricht,
Zwischen uns ist es zu Ende,
Deine Freundschaft will ich nicht!
Eins nur wollt' ich mir erwerben,
Doch ich konnt' es nicht! Wohlan,
Laß es seyn denn und mich sterben,
Da ich nicht vergessen kann!

„Aus dem Liede können Sie doch nichts herausfinden," sagte Gabriele.

„Das wird sich erst zeigen, wenn ich es gelesen habe," entgegnete er und legte es, nachdem er damit zu Ende war, tief bewegt, mit den Worten bei Seite: „Sehen Sie, dieses Lied drückt ganz nur die Empfindungen eines gekränkten, unglücklich liebenden Herzens aus. Ich will und kann Sie nicht zwingen, offen gegen mich zu seyn, obgleich ich es in so hohem Grade gegen Sie bin, denn Ihnen habe ich, was ich keinem andern Menschen auf dieser Erde anvertrauen möchte, mitgetheilt, welch' traurige Erfahrungen und Täuschungen ich erlebt habe und leider noch täglich werde erleben müssen von einem Herzen, welches ich liebte und dem ich mein ganzes Lebensglück so vertrauensvoll übergab. Aber — wie gesagt! — ich will und kann Sie nicht zwingen, mir Ihr Vertrauen zu schenken; denn dieß muß, gleich der Liebe, eine freiwillige Gabe des Herzens seyn."

„Waldemar," sagte Gabriele mit zitternder Stimme, „verkennen Sie mich nicht, es würde mich unbeschreiblich und mehr schmerzen, als Sie glauben. Es ist gewiß kein Mangel an Vertrauen, was mich verhindert, Ihnen Alles zu sagen, was meine Seele drückt, sondern es sind meine eigenthümlichen Verhältnisse, die es mir nicht erlauben, Ihnen, wie ich so gerne möchte, mein volles Vertrauen zu schenken. Allein damit Sie doch einen Beweis meines Vertrauens haben," fuhr sie fort mit muthiger Selbstverleugnung seine Hand ergreifend, „so will ich Ihnen gestehen, daß ich geliebt, aber unglücklich geliebt habe." Sie wandte sich unwillkürlich nach diesem Geständniß ab, und ein Zittern durchfuhr ihre Glieder, so daß sie sich niederlassen mußte und schon heimlich bereute, es gesagt zu haben, denn sie fürchtete über ihre Aufregung nicht Meister bleiben zu können und sich dadurch vielleicht zu verrathen.

Waldemar erbleichte, ein tiefer Seufzer drang aus seiner Brust und sie fühlte seine Hand, die er noch in der ihrigen hielt, erkalten.

Endlich, nach einer langen Pause, sagte er, indem er ihre zitternde Hand an seine Lippen zog: „ich danke Ihnen, Gabriele, für diesen schönen Beweis Ihres Vertrauens, ich werde ihn nie vergessen, aber Sie sind meinem Herzen zu theuer, als daß mich der Gedanke, Sie unglücklich zu wissen, nicht noch zu der Frage veranlaßte, ob es durchaus nicht in der Möglichkeit liegt, daß sich Ihr Geschick freundlich gestalte und ob ich vielleicht nicht im Stande bin, Ihnen eine Stütze zu seyn. Auf mich können Sie in jeder Lage des Lebens zählen, gebieten Sie über mich. Ihnen zu dienen, für Sie zu sterben, ist ein Gedanke, der mich mit Begeisterung erfüllt."

Großer Gott, dachte Gabriele, diese Sprache, diese Wärme des Gefühls erinnert mich an frühere Tage und doch konnte er kalt eine Andere mir vorziehen. „Waldemar," sagte sie dann, „Ihre Freundschaft macht mich glücklich, aber glauben Sie mir, an meinem Schicksal ist nichts mehr zu ändern, es

Digitized by Google

ist vollkommen abgeschlossen und mit Recht frage ich mich manchmal, warum ich noch lebe, da ich durchaus nichts mehr von dem Leben zu erwarten habe, ich komme mir vor, als trüge ich die Last von achtzig Jahren, von der mich nur der Tod zu entbürden vermöge."

„Gabriele, um des Himmels willen, wie können Sie so sprechen!" rief er erschrocken, „die Natur hat Sie als ihren Liebling behandelt und mit reicher, liebevoller, segensreicher Hand die herrlichsten ihrer Gaben über Sie ausgeschüttet. Ihre ganze Erscheinung ist wie die eines Engels, Ihre Seele ist rein und erhaben wie die Sonne und hat gleich ihr die Eigenschaft, daß, wo sie ihre Strahlen hinwendet, mag es der winterlichste Winkel seyn, da fängt es an grün und lieblich zu werden. — Die anmuthigsten Talente sind bei Ihnen entwickelt, doch wollte ich alle Gaben, die Sie besitzen, an's Licht ziehen, ich würde nicht fertig werden. O Gabriele, wie reich sind Sie und Ihnen sollte das Leben schon eine Last geworden seyn, und Niemand sollte sich Ihrer reichen Vollkommenheit erfreuen?"

„Und wenn ich wirklich diese Vorzüge besäße, die Ihre Freundlichkeit mir andichtet" — entgegnete sie bewegt, denn seine mit Begeisterung gesprochenen Worte hatten die in der Tiefe ihres Herzens für ihn schlummernde Liebe wieder erweckt, „was kann mir das Leben und ich dem Leben seyn, wenn mein Herz gebrochen ist."

„Ihr Herz," sagte Waldemar und sah sie dabei mit einer Innigkeit an, die in Gabrielen eine so wehmüthige Freude erregte, daß sie hätte weinen mögen!

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Fortsetzung.)

Sie ließ die Nadel fallen und versuchte freundlich zu seyn. Er ging und sah sich oft nach ihr um, aber er sah sie nicht mehr. Sie saß in der Ecke ihrer Kammer, und aus dem tiefen Schoß eines alten Schrankes hatte sie ein vergilbtes schmutziges Papier hervorgeholt, auf welchem ihre Hände und Blicke ruhten. Wenn man es genau betrachtete, konnte man eine Zeichnung erkennen, den Thurm, den See, das Haus und ein Paar halbverwischte Gestalten. Es war Eugens Werk, sein einziges Andenken. — Sie beugte ihr Gesicht darauf nieder und sah es an wie eine Sterbende, mit irrem, trostlosem Blick und einem Seufzer, der in ein leises Wimmern sich verlor. — Als die Thür aufging und die alte Magd hereintrat, verbarg sie schnell das Blatt und stand auf.

Weißt schon vom Adam? fragte die Alte schlau lächelnd.

Ich weiß nichts, sagte Eva.

Nun, er wird's Dir heut wohl noch selbst sagen. Der Major und der Feldwebel sind darum hergekommen, haben ihm abreden wollen, aber wird's doch thun.

Was thun? fragte Eva.

Dich nehmen, lachte Marie. Ja, meiner Seel'! das will er. Evchen, hast Glück. Sie reißen Alle die Mäuler auf, kannst es wohl denken, gönnen es Dir nicht, denn den Adam nähme jede gern, die eine Krone von Myrthen tragen darf.

Und mich verspotten sie, sagte Eva die Hände faltend.

Laß sie doch, rief die Alte vergnügt und schmeichelnd; sie werden es nicht wagen, Dir Häckfel zu streuen und Possen zu spielen. Adam hat Geld und ist der Erste. Genau ist er wie sein Vater, aber er ist Dir gut, wird Dir in allen Dingen zu Willen seyn, und wenn Du Sonntags mit ihm in die Kirche gehst, wird Keiner mehr mit Fingern auf Dich zeigen.

Die tödtliche Blässe in Eva's Gesicht bewirkte endlich, daß die Trösterin schwieg und bedauernd ihre kalte Stirn streichelte. — Ach Kind! sagte sie, siehst aus, wie Deine selige Mutter, aber wirst schon wieder roth werden, wenn Du eine ehrbare Frau bist, die sich sehen lassen darf. Kannst dann alle Tage Fleisch essen, Adam ist reich genug, und kannst auch eine Magd halten, die da thut, was Du nicht thun willst.

Als die Sonne im Sinken war, ging Eva hinauf auf die Höhe und setzte sich auf den Rasensitz unter den alten Baum, wo sie einst mit Eugen gesessen hatte.

Wie an jenem Tage waren Schönheit und Frieden über das weite Land ausgegossen. — Die Winde schwiegen, die rothe Sonne glänzte über den Wald und über ferne Berge, unten blitzte der blaue und strahlende Schild des Sees. Leise nickten die Halme und kleinen Blumen, leise sangen Vögel in den hohen Bäumen, oben am Himmel schwebten Adler in langsamen Kreisen.

Eva lehnte sich müde an den Stamm des Baumes. Sie sah zu den Adlern auf und verfolgte sie. Ihre Gedanken beschäftigten sich damit, ob es dieselben seyen, welche damals über ihr geschwebt hatten, dann riß sie Halme aus und knüpfte sie zu einer Kette zusammen, und als ein Kranz geworden war, faßte sie ein Schrecken, und doch lächelte sie und betrachtete ihn mit geheimer Freude. Wieder-

Digitized by Google

sehen! murmelte sie mit hohler Stimme, o, nein! o, niemals, niemals!

Hoho, Eva! rief Adam hinter ihr, und bebend zerriß sie das Gewinde. — Er stieg den steilen Abhang herauf, seinen Rock trug er auf der Schulter. Eine wilde Rose steckte auf seinem Hute, der schief auf der sonnenverbrannten Stirn saß, und um den Leib trug er den breiten Gurt, ganz gefüllt und schwer von Geld.

Holla, da bin ich! fuhr er fort, indem er den Rock auf den Rasen warf und sich neben Eva setzte. Er schnallte den Gurt los und legte ihn lachend in ihren Schooß.

Habe ein gutes Geschäft gemacht, sagte er froh, aber habe immer an Dich gedacht, und wie Du hier sitzen würdest und wie ich Dich anschauen könnte, wenn ich das Geld da vor Dich niederlegte.

Du siehst erhitzt aus, lieber Adam, antwortete sie.

Weil ich allerlei trinken mußte, Wein und gute Sachen in Menge, und mußte an des Herrn Tisch sitzen und mit ihm essen. Es war ein Rühmens über meine guten Eigenschaften und was aus mir werden könnt' mit der Zeit, denn ich hätte den Kopf auf dem rechten Fleck und Augen, die zu sehen verständen. — Waren auch drei Töchter da, fuhr er lachend fort, drei große hübsche Mädchen, ausgeputzt wie die Stadtdamen, und gaben sich alle daran, mir tapfer einzuschenken.

Glaub's wohl, sagte Eva leise lächelnd, indem sie ihre Augen auf ihn richtete.

Aber glaube auch, rief er lachend, daß ich sie schwatzen ließ, was sie wollten. Sprachen, ich sollt' in die Stadt ziehen, sollte den Handel im Großen treiben, sollte mit meinem Gelde Käufe machen, wo es sich lohnte; würde bald ein Mann werden, der an jede Thür klopfen könnte.

Das war ein guter Rath, Adam, erwiderte sie.

Meinst, sagte er, indem er rasch den Arm um sie legte, meinst wirklich, ich könnte Dich jemals verlassen, Eva? — Meinst, ich könnt' da drinnen mit einer Andern leben, wenn Du in dem Häuschen säßest und Keinen mehr hättest?

Ich — ich! antwortete sie bewegt. So darfst Du nicht fragen, lieber Adam. Du bist jung, bist ein rascher Mann und kannst weiter kommen.

Ich will nicht weiter kommen, rief Adam, wo Du nicht bei mir bist. Was soll's mit den Ausflüchten, Eva. — Weißt noch an jenem Abend, wo Dein Vater plötzlich hinter uns stand?

Mein Vater! flüsterte sie leise schaudernd.

Der Mond stand über dem See, wir saßen auf dem schmalen Brett, ich hielt Dich fest in meinen Armen. Adam, sagte er, Kopf in die Höh', Junge, hör zu, was ich Dir sagen will. Wenn ich fort muß ins Hauptquartier, von wo noch Keiner wieder gekommen ist, und ich ließe das Mädchen hier zurück, würdest sie immer lieb haben und nie verlassen?

Da hob ich meine Hand hoch auf und rief: Da steht der Thurm und da ist der See, so lang die aushalten, soll's niemals geschehen.

Ach, Adam! aber dann — — dann! sagte Eva bebend.

Weißt noch, fuhr Adam fort, was ich an jenem Morgen sagte, wo ich vor Dir stand und nicht begreifen konnte, was mir geschah? — Eva, sagte ich, bist gut und schön wie Keine. Niemand kennt Dich so, ich kenne Dich. Und wenn Alle Dich verlassen, ich halt' aus, mag kommen was da will, ich bin der Adam.

Laß mich, laß mich! rief sie ihre Hände aus den seinen ziehend, zwischen damals und jetzt liegt eine Kluft, über die keine Brücke führt. Sie werden mit Fingern auf Dich zeigen, sie werden Dich verspotten, wie sie mich verspotten; und habe ich es nicht verdient, habe ich es nicht verschuldet? — Nimm eine Frau, Adam, die Dich ehrt, nimm eine, die Dich glücklich macht; ich kann es nicht.

Sie bedeckte ihr Gesicht; er zog sie fester an sich und sagte rasch: Ich hab's überlegt, Eva, hab's bei Tag und Nacht bedacht, und meinst nicht, ich hätte mir Alles gesagt, was ein Mann sich sagen kann?

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als der Reisende Pioto die Tartarei durchreiste, fand er neben einer Pagode, von einer einzigen Mauer umschlossen, hundertachtzig Klöster, von nicht weniger als vierundzwanzigtausend Mönchen und Nonnen bewohnt. In einem dieser Klöster lebte die verwittwete Schwester des Chans mit einer geringen Begleitung von sechstausend Frauen (!). Sie selbst nannte sich aus Demuth: „Kehrbesen im Hause Gottes."

Die berühmte Schauspielerin Dlle. Clairon sagte voll Aufgeblasenheit zu ihren Kameraden: „daß ich so selten auftrete, müßt ihr und das Publikum mir Dank wissen; denn wenn ich einen Abend auf der Bühne erscheine, so könnt ihr vier Wochen davon leben."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 68 28. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick vernahm man auf dem Hofe die Stimmen der zurückkehrenden Gesellschaft. „Mein Gott!" sagte er auf das Unangenehmste berührt, „da kommen sie schon, was fange ich nun an, um mich dieser lästigen Gesellschaft zu entziehen. Gabriele sagen Sie, ich sey unwohl, hätte mich für einen Augenblick zurückgezogen, sobald ich mich einigermaßen gesammelt habe, komme ich wieder. Jetzt bitte ich, sagen Sie mir nur noch eins: weiß Pauline um Ihre Neigung oder vielmehr, haben Sie ihr je etwas davon gesagt?"

„Nein, nie, niemals!" entgegnete Gabriele bestimmt.

„Großer Gott!" rief er erschüttert und stürzte fort.

Sie konnte seinen letzten Ausruf nicht begreifen, hatte indeß jetzt auch keine Zeit zum Nachdenken, denn um ihre Zerstreutheit und Aufregung zu verbergen, setzte sie sich rasch an's Klavier und sang.

„Ei, mein Fräulein, welch' eine herrliche Stimme haben Sie," sagte der alte Herr, als die Gesellschaft eintrat, „Sie müssen uns durchaus noch mit einigen Liedern erfreuen."

„Ja, ich bitte ganz ergebenst mit," fiel Titus ein, der ein leidenschaftlicher Verehrer der Musik war, „Sie haben so viel Metall in der Stimme."

„Ich glaube," sagte Pauline mit einem scherzhaften Lächeln, „sie ist bloß zurückgeblieben, um uns ihr Talent auf diese bescheidene Weise zu zeigen."

„Nein, von einem solchen Raffinement spreche ich das Fräulein frei," fiel gutmüthig die alte Dame ein und ihre Tochter stimmte bei.

„Aber wo ist Vetter Waldemar?" erkundigte sich der alte Herr.

„Er hat sich für einige Augenblicke zurückgezogen, weil er an Kopfschmerz litt; indeß wird er sogleich wieder erscheinen," versetzte Gabriele.

Alle beklagten ihn, nur Pauline dachte: nun er wird eifersüchtig geworden seyn, aber dieß schadet nicht, es ist ein Beweis, wie sehr er mich anbetet und diese Launen sollen mich nicht stören. Er wird auch wieder heiter seyn, wenn ich ihm ein Paar freundliche Worte sage.

Gabriele begann nun zu singen und obgleich Titus die Musik sehr liebte und gerne ihr zugehört hätte, so wußte ihn Pauline dennoch in ein Gespräch zu verwickeln, daß er nicht auf den Gesang hören konnte, ohne gegen Pauline unartig zu seyn. Er setzte also mit ihr während des Gesangs eine halblaute Unterhaltung fort und die Andern hörten mit Interesse Gabrielen zu.

Waldemar erschien nun leise an der Thüre und winkte dem alten Herrn, der ihm Platz machen wollte, sich nicht stören zu lassen. Er sah bleich und angegriffen aus, was Alle bemerkten, aber natürlich dem Kopfweh zuschrieben. Seine Frau blieb fest bei ihrer Meinung, es lag sogar eine Art Triumph in ihrem Lächeln, als sie ihn jetzt anblickte und ihre Eitelkeit feierte Siege, die nicht gegründet waren. Hätte sie einen Blick in die Seele ihres Mannes werfen können, sie wäre zurückgebebt vor der Verachtung, welche er gegen sie empfand, denn durch Gabrielens Versicherung auf seine Frage, daß sie nie mit Paulinen von ihrer Neigung gesprochen habe, war es ihm klar geworden, daß er um ihre Neigung betrogen worden; denn seine Frau hatte ihm ja einst das Gegentheil so fest versichert, daß er sich sträubte, das Warum zu ermitteln, da es ihm täglich fühlbarer wurde, daß Liebe zu ihm nicht das Motiv zu dieser grausamen Handlungsweise gewesen war. Aus der Tiefe seines Innern aber stieg die schreckliche Ueberzeugung auf, welche er immer wieder hinabzukämpfen versuchte, daß nur Eitelkeit oder Eigennutz der Beweggrund zu Paulinens Verfahren war. Ein Netz von tausend verzweiflungsvollen Gedanken umhüllte seinen Geist, und sein Herz arbeitete unter diesen schmerzhaften Gefühlen so heftig, daß man in seiner Nähe der Bewegung desselben mit dem Auge hätte folgen können. Noch war ihm zwar nicht Alles deutlich, denn er wünschte hauptsächlich noch zu wissen, wen Gabriele geliebt, obgleich er, wenn er die Vergan-

Digitized by Google

genheit durchdachte, Niemand fand, der Gabrielen je so nahe gestanden hätte, als er selbst; denn angebetet von vielen ausgezeichneten Männern, hatte sie doch nur allein seine Huldigung freundlich aufgenommen: deßhalb sehnte er sich mit einer fieberhaften Ungeduld, sie wieder zu sprechen.

In dieser traurigen Angelegenheit war Alles verloren und er mußte sich selbst sagen: Gabriele hat Recht! das Schicksal hat abgeschlossen. Dennoch aber konnte er trotz der Angst und dem Kummer eine geheime Freude in seinem Herzen bei dem Gedanken nicht unterdrücken, von Gabrielen geliebt zu seyn, von dem Wesen, was er angebetet hatte, seit er sie kannte und von dem ihn nur ein Dämon getrennt. Er vermied, Paulinen anzusehen, denn ihr Blick, ihr Lächeln machte das Blut in seiner Brust erstarren.

Erst gegen 9 Uhr brach die Gesellschaft auf, Waldemar war nicht im Stande gewesen, dieß abzuwarten, er zog sich früher, sein Kopfweh vorschützend, zurück, welches sich jetzt wirklich eingestellt hatte. Er fühlte sich geistig und körperlich krank. Gabriele blickte ihm voll Angst nach, als er weg ging und gab sich übermenschliche Mühe, ihre Gemüthsstimmung und Zerstreutheit zu verbergen und dankte Gott, als sich die Gesellschaft endlich empfahl.

Sie wollte sich nun auch zurückziehen, allein Pauline hielt sie noch eine halbe Stunde mit Erzählungen von Titus Liebenswürdigkeit auf.

„Ich bitte Dich, Pauline," sagte endlich Gabriele, „sprich nur nicht auf diese Weise bei Waldemar, denn ich glaube, es würde ihn sehr schmerzen, namentlich da Du Dich heute ohnehin wenig um ihn bekümmert hast."

„O, daß er eifersüchtig ist, weiß ich schon längst," entgegnete sie, was schadet's aber, ich bin seiner Liebe gewiß und glaube mir, je mehr ich bewundert werde, je mehr befestige ich dieselbe; denn die Liebe beruht doch allein auf Eitelkeit."

„Liebe beruht auf Eitelkeit?" sagte fast erschrocken Gabriele, „ich kann nicht begreifen, wie Du so etwas sagen kannst!"

„Nun, ich meine die der Männer," entgegnete einlenkend Pauline.

„Auch die der Männer nicht immer," sagte Gabriele. „Eine wahre Liebe beruht durchaus nicht auf Eitelkeit, denn dieß wäre ein Grund, auf dem sie zusammenstürzen müßte."

„Ich kann mich auf keine Demonstrationen mehr einlassen," erwiderte Pauline, indem sie ein Gähnen affektirte, „ich bin zu schläfrig und muß Dir gute Nacht sagen." Sie ergriff hierauf ihr Licht, und Beide entfernten sich.

Als Gabriele auf ihr Zimmer gekommen war, fand sie auf dem Tisch ein Billet, von Waldemars Hand an sie überschrieben. Zitternd erbrach sie es und las: „Theure Gabriele! Bei der Freundschaft, die Sie mir gelobt, beschwöre ich Sie, schlagen Sie mir die Bitte nicht ab, Sie morgen Früh um neun Uhr im Garten zu treffen; ich habe Ihnen so viel zu sagen, aber nur Ihnen allein, und da meine Ungeduld dem Zufall es nicht überlassen kann, Sie wieder einmal allein sprechen zu können, so habe ich dieses Mittel gewählt. Meine Frau wird alsdann noch, von den Freuden des heutigen Tages berauscht, in süßen Träumen leben. Ihr Freund Waldemar."

Kleiden Sie sich aber warm, Gabriele, es fängt schon an des Morgens kühl zu werden, und verschmähen Sie es nicht, Ihre kleinen Füßchen in doppelte Schuhe zu stecken.

Sie überlegte lange, ob sie diese Bitte erfüllen solle oder nicht, und überlas das Billet noch mehrere Male aufmerksam; das Wort Freundschaft jedoch machte jedem Zweifel ein Ende und es schien ihr zuletzt sogar, wenn sie ihm diese Bitte verweigere, als beginge sie dadurch etwas Unpassendes, indem sie ihn hierdurch aufmerksam mache, daß seine Forderung unschicklich sey.

Als es am nächsten Morgen neun Uhr geschlagen, begab sich Gabriele nach dem Garten. Obgleich die Sonne freundlich am blauen Himmel stand, war es doch recht kühl und der Reif hatte manche zarte Blume gedrückt, die Vögel sangen jedoch so munter auf den Bäumen, als sey es Frühling und verliehen dadurch der schon ernster werdenden Natur einen dem Frühjahr gleichenden Reiz.

In einer Kastanienallee kam ihr Waldemar entgegen; unwillkürlich erröthete sie bei seinem Erscheinen, doch als sie ihn näher betrachtete, seine Blässe und den melancholischen Ausdruck seiner Augen wahrnahm, verschwand jede Verlegenheit vor dem schmerzlichen Eindruck, den dieser Anblick bei ihr hervorbrachte.

(Fortsetzung folgt.)

Eva.

(Schluß.)

Damals war es anders wie jetzt, ich wills wohl glauben, aber beide sind wir anders geworden. — Bin ein schlichter Mann, Eva, und biete Dir Alles an, was ich geben kann. Was ich Deinem Vater versprochen habe, will ich halten, und kümmere mich nicht darum, was die Leute sagen. Hoho! rief er, sie haben mich heut auch gefragt in der Stadt, wie es denn stände mit der gnädigen Frau, und wollten

Digitized by Google

ihren Spaß damit treiben; habe es ihnen aber gerade herausgegeben; seyst mehr werth als sie, und verdammt Alle, die Dich dazu machten.

Wozu machten? rief Eva, und ihr blasses Gesicht röthete sich fieberhaft.

Nun wozu — wozu? murmelte Adam. Laß es gut seyn, arme Eva, ich will's nicht wissen, will nichts wissen! Habe es Deinem Vater zugeschworen und mir geschworen. Sind geschehene Dinge, an denen Niemand etwas ändern kann. — Und bist mir ja so lieb, Eva, wie Keine, denn in mir stehst Du, wie Du warst; in mir ist eine Stimme, die mich zu Dir ruft wie damals, wo ich sie überall hörte.

Sie neigte tief den Kopf nieder, er hob ihn sanft auf und seine rauhe Hand hielt sie fest. — Schlag' ein, sagte er, sollst meine ehrliche Frau seyn. Arbeiten wollen wir und lieb will ich Dich haben, mehr wie je Einer Dich lieb gehabt hat.

In diesem Augenblick stieß Eva einen gellenden Schrei aus, denn wenige Schritte von ihr stand Eugen. Sein Gesicht war voll Schmerz und Mitleid; mager und gelblich blaß stand er da. Nichts mehr von seiner jugendlichen Schöne war an ihm; ein ernster Mann mit tiefen großen Augen und jenem unheilvollen melancholisch düsteren Zuge, vor dem sie oft gezittert, streckte die Hände nach ihr aus, wie nach einer Erscheinung, in dem Augenblick, wo eine große schöne Dame und ein anderer Herr, der diese führte, auf der Höhe des Hügels erschienen, während ein schwerer Reisewagen unten auf der Landstraße langsam sich fortbewegte.

Hier also ist der Schauplatz Deiner Thaten, rief die Dame lachend.

Hier ist der süße Tummelplatz, sagte der Herr, wo die reizende Eva ihm ihre Aepfel reichte.

Eva! rief Eugen, halt ein, bleib!

Aber wie in den Tagen, wo ihr leichter Fuß kaum die Erde zu berühren schien, floh sie an dem Thurm vorüber und die Schlucht hinab, welche nach dem Ufer des Sees führte.

Adam sprang ihr nach, so schnell er konnte, und Eugen folgte ihm. Ihr lautes Rufen drang der flüchtigen Gestalt nach, die zwischen den Bäumen sichtbar blieb, eingehüllt und umspielt von dem glänzenden rothen Lichte der Abendsonne, das zauberisch in den stillen Wald drang. — Es war kein Weg hier, keine Menschenwohnung, nur die tiefe Bucht des Sees lag vor ihnen, die mit dem Blumengarten der Herzogin gefüllt war.

Dorthin nahm Eva ihren Weg. Einen Augenblick sah Eugen sie auf der Spitze der Höhe, auf welcher das Zauberschloß gestanden hatte; er sah Adam dicht neben ihr, dann hörte er einen wilden Schrei und mit athemloser Eile sprang er den Hügel hinauf, an dessen Seite das tiefe Wasser lag.

Unter sich am Ufer erblickte er den jungen Fischer, der Eva's leblose Gestalt in seinen Armen hielt und auf den Rasen niederlegte. Ihre triefenden Gewänder zeigten an, was ihre Verzweiflung gethan; ihr Haar hatte sich aufgelöst und floß schön und weich über den grünen Teppich; Lilien mit ihren langen Stielen und großen weißen Blüthen schlangen sich um Hals und Brust, und über Allem lag der rothe Abendschein mit seinem Lebensathem und seiner Täuschung.

Wach auf! rief Adam, indem er den schlaffen Körper unterstützte. Schafft Hülfe, Ihr da! schrie er, als er Eugen jetzt neben sich erblickte, und mit seiner kräftigen Hand faßte er den vornehmen Herrn am Arm und sah ihm grimmig starr ins Gesicht.

In diesem Augenblick waren zwei andere Männer dicht in der Nähe. Der kleine spitze Kahn, in welchem der Major und der Feldwebel saßen, stieß ans Land und mit größerer Eile als gewöhnlich waren sie zur Stelle.

Todt! murmelte der Major sich niederbeugend.

Hm! sagte der Feldwebel.

Todt! rief Adam, Eugen zornig schüttelnd; hört es, Herr, todt und hier liegt sie! Verrathen und verstoßen habt Ihr sie im Leben, und ermordet, als sie nichts mehr hatte, worum sie betrogen werden konnte.

Mord! murmelte der Major, indem er sich bemühte, seine Augen so weit als möglich zu öffnen.

Hm! grunzte der Feldwebel aus tiefster Kehle.

Unbesonnener! sagte Eugen, laßt meinen Arm los. Helft ihr, vielleicht ist noch Hülfe möglich.

Rührt sie nicht an, schrie Adam, indem er über den Körper hintrat. Gott weiß es! ich könnte es nicht dulden. — Geht, so weit ihr gehen könnt, und macht es mit Euch aus, was Ihr an ihr verbrochen habt, was nicht.

Ich habe in Rom fünf Jahre gelebt, sagte Eugen stolz, und kehrte von dort soeben zurück. Mich sowohl wie meine Frau trieb der Wunsch hierher, von Eva's Schicksal zu hören, ihr beizustehen, wenn ich es vermöchte. Ich habe sie nicht verlassen, nicht vergessen. Ein anderer gewissenloser Mann, um dessentwillen sie mich vergaß, stieß sie von sich, nachdem sie viel Leid erfahren. Was dann mit ihr geschehen, weiß ich nicht; meine Absicht war, ihr Trost zu bringen und für sie zu sorgen.

Braucht nichts mehr, als ein Grab! sagte der Major mit Anstrengung.

Grab! wiederholte der Feldwebel. Hm!

Und dafür sorge ich, rief Adam. Ich allein.

Eugen! rief die Stimme der Gräfin von der Höhe. — Was ist es? — Ist sie wirklich todt, Ortenstein?

Ihr Begleiter, auf den sie sich stützte, klemmte das Glas ins Auge und sagte lächelnd: Sie ist ins

Waſſer geſprungen, die arme kleine Eva, und wie es nicht anders ſeyn konnte, hat ein Schlagfluß ſehr ſanft alle fernere Sorge um ſie unnöthig gemacht. Der rohe Burſche, der Adam, ſchreit wie ein Beſeſſener; es iſt das Beſte, ihm den Willen zu thun. Sehr fatal in ſeiner Nähe zu ſeyn.

Eugen! rief die Gräfin nochmals mit ſtärkerer Stimme, indem ſie unwillig ihm zuwinkte.

Er warf einen letzten kalten, ſcheuen Blick auf die Todte, dann ſtieg er den Hügel hinauf und nach wenigen Minuten verſchwand der Reiſewagen in einer Staubwolke.

Neben der Kirche, an deren Altar Eva einſt ſo freudig ſtand, liegt ſie an der Seite ihres Vaters. — Nach einem Jahre zog Adam in die Stadt, und bald darauf wurde er der Kompagnon ſeines Schwiegervaters.

Eva's Grab war grün, ſo lange die alte Marie lebte, jetzt liegt es öde unter dem Sand. Nur zuweilen kommen der Major und der Feldwebel und ſehen es ſchweigend an.

Alles vorbei, murmelt der Major.

Hm! ſagt der Feldwebel.

Stiergefecht in Spanien.

Statt abzunehmen, wird der Reiz zu den Stiergefechten mit jedem Jahre ſtärker. In dem am 13. April in Madrid abgehaltenen Stierkampfe war die Arena überfüllt; die Damen waren alle in der Tracht der Maja, wie die Volksſtutzerinnen in Andaluſien genannt werden, dabei erſchienen. In dieſem Kampfe blieben nicht weniger als 10 Stiere und 22 Pferde; ein Stier von der Heerde Duran's, deren Vaterland die Weiden am Ufer des Guadalquivir ſind, und die für die wildeſten aller Stiere Spaniens gelten, tödtete allein 10 Pferde und warf 6 der geſchickteſten Picadores, die zu Pferde ſitzen und mit einer Lanze bewaffnet ſind, welche nur eine 5 Linien lange ſcharfe Spitze hat, zu Boden. Dieſen wüthenden Stier, dem die Banderilleros während des Kampfes 14 Fähnlein angeheftet hatten, erlegte der berühmte Chicranero, ein Neffe des großen Montes, nach dem Tode ſeines Oheims der erſte Degen Spaniens. Der Matador faßte die wüthende Beſtie, die ſehr weitſtehende Hörner hatte, von der Seite und brachte ihr einen ſo meiſterhaft geführten Stoß bei, daß ſie augenblicklich niederſtürzte. Groß war der Beifall, den das Publikum dem Matador zollte. Aus allen Logen regnete es Geldbeutel, ſeidene Tücher und Shawls, ſelbſt Fächer, auf ihn herab. Man bemerkte, daß der Enthuſiasmus des zarteren Geſchlechts größer war, als der der Männer, und daß ſelbſt vornehme Damen aus Mangel an Spenden dem jugendlichen und hübſchen Matador Handküſſe zuwarfen und dabei ſagten: „Toma Chico, tu eres un angel!“ (Nimm Junge, denn du biſt ein Engel!)

Mannigfaltigkeiten.

Die Kapwolken ſind drei Wolken, die der Oſtindienfahrer etwas im Süden von der Linie zuerſt und am beſten ſieht, etwa Südoſt von ſich, nämlich zwei weiße und eine dunkelblaue. Die letztere ſteht unter den beiden erſteren und die weißen ſehen aus, als wären Sterne hinter ihnen, die nicht durchſcheinen können. Die dunkelblaue iſt etwas dunkler als die übrige Luft. Auch beim Kap der guten Hoffnung ſieht man dieſe Wolken und ſelbſt noch öſtlich von den Inſeln St. Paul und Amſterdam, ja beinahe bis nach Oſtindien hin. Vielleicht ſind Seen im Innern Afrika's die Urſache dieſer wunderbaren noch unerklärten Erſcheinung.

Die „Leipz. Ztg.“ vom 17. April enthält ein originelles Heirathsgeſuch. Ein mit vier Kindern geſegneter Landwirth wünſcht an ſeiner Lebensgefährtin ein ſanftes religiöſes Gemüth, einen der Landwirthſchaft angemeſſenen gebildeten Geiſt und treue Liebe. Tugend, Schönheit und ein Vermögen von 3 bis 5 Tauſend Thalern werden als liebenswürdige Beigabe des Zufalls willkommen ſeyn. Der Suchende beſitzt, wie die Welt ſagt — hübſches und angenehmes Aeußere; jedenfalls aber für das Weſen, welches ihm der Himmel als Auserwählte zuſendet, ein treu liebendes Herz.

Charade.

Ich lobe mir die erſten Beiden,
Und bin gar gern in ihrem Kreis;
Die letzten Beiden geben manchmal Leiden
Und machen dann Dir ganz gewaltig heiß.
Das Ganze iſt zwar winzig klein,
Doch treten große Leute oft hinein.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 69 30. April 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele reichte ihm die Hand und fragte nach seinem Befinden.

„Ach, Gabriele," sagte er und sein Auge füllte sich mit Thränen, „wenn Sie nicht lebten, wünschte ich mir den Tod."

„Waldemar, Waldemar," entgegnete sie, „jetzt könnte ich zurückgeben, was Sie mir gestern sagten und fragen, wie ein Mann in Ihrem Alter, der seit Kurzem mit dem Wesen seiner Wahl verbunden ist, sich so unglücklich fühlen kann?"

Er seufzte, ging einige Minuten stumm neben Gabrielen her, blieb endlich stehen und sagte: „Wollen Sie mir einen Gefallen thun, geliebte Gabriele? Ich weiß, meine Forderung ist unbescheiden, allein wenn Sie wüßten, wie wichtig mir die Erfüllung derselben ist, so würden Sie gewiß nicht lange zögern, sie mir zu gewähren: ich möchte den Namen desjenigen wissen, der so glücklich ist, Ihre Liebe zu besitzen."

Gabrielens schöne Züge überflog eine lebhafte Röthe, sie senkte die Augen so tief, daß die langen Wimpern einen Schatten warfen. „Waldemar," sagte sie dann mit bebender Stimme, „wenn ich es könnte, wenn es mir möglich wäre, so hätte ich gestern nicht gezögert, es zu sagen, aber es ist eine reine Unmöglichkeit, deßhalb ersuchen Sie mich nicht länger darum, denn es erhöht nur meinen Schmerz, Ihnen diese Bitte versagen zu müssen. Ich gestehe Ihnen nur Eins. Er ist ein Prachtwerk der Natur! o, daß Gott ihn immer segnen möge!" schloß sie begeistert.

„Und Sie können einem Manne noch Glück wünschen, der Sie verlassen, der so wenig im Stande war, ein so seltenes, ausgezeichnetes Wesen, wie Sie sind, zu verstehen!"

„Wer sagt Ihnen, daß er mich verlassen, daß er mich nicht verstanden hat? Können nicht andere Hindernisse in den Weg getreten seyn? Das Schicksal ist erfindungsreich, wenn es gilt, zwei Herzen zu trennen!"

„O mein Gott, wie wahr ist dieß," rief er aus. „Aber dieß Eine können Sie mir doch sagen, welche Hindernisse es waren, die unglücklich in den Weg traten?"

„Es war die Bosheit eines Dritten," entgegnete sie, indem sie auf's Schmerzlichste ergriffen, ihr Gesicht in den Händen barg, „er, er war keiner Untreue fähig."

„Großer Gott, Gabriele, was sagen Sie da!" rief Waldemar, mit einer vor Aufregung beinahe erstickten Stimme.

„Und warum erschreckt Sie dieß so, Waldemar?" sagte sie, ihre Kräfte mühsam sammelnd.

„Weil es mir, — mir eben so ergangen ist. Pauline ist nicht die Wahl meines Herzens. O wenn Sie stark und nachsichtig wären, wenn Sie — doch Sie stehen ja erhaben über alle menschlichen Schwächen, und eben dadurch ist es keine Sünde, — nein, es ist keine Sünde, wenn ich Ihnen, heilige, angebetete Gabriele, sage, daß ich Sie liebte seit dem Augenblick, an welchem ich Ihr Engelsantlitz sah."

„Waldemar!" rief Gabriele und schlug todtenblaß die Hände in einander, „um Gottes willen, warum mußten Sie dieß sagen!"

„Gabriele," fuhr er fort und sank vor ihr nieder, indem er eine ihrer Hände ergriff, „glauben Sie mir, ich hätte mich nie hinreißen lassen, Ihnen ein Wort von den Gefühlen meines Herzens zu sagen, schon deßhalb nicht, weil ich mich nicht des Unrechts in Ihren Augen beschuldigen und Ihre erhabene Seele mit einem Geständniß belasten wollte, welches Sie drücken und nicht erfreuen würde, wenn selbst Ihr Herz für mich spräche, dieß weiß ich, denn obgleich ich mich selbst dadurch hochstelle, so glaube ich dennoch sagen zu können, daß ich Sie verstehe, aber es sind andere Gründe, die mich zu reden zwingen. Gabriele, lassen Sie uns ganz von unserer Lage abstrahiren, lassen Sie uns von uns sprechen, als seyen wir andere Personen. Wenn Sie ein klein wenig auf mich geachtet haben, Gabriele, so müssen Sie bemerkt haben, wie sehr ich einst, als mich das Schicksal noch nicht in ein Band geschlungen, welches ich jetzt verachte, Sie

anbetete und wie ich hundertmal auf dem Punkte stand, Ihnen meine Liebe zu gestehen! nur der Mangel an einer passenden Gelegenheit hielt mich davon ab, denn ich will frei sprechen, wir wollen ja ganz von uns abstrahiren, ich schmeichelte mir ein wenig, Ihr Herz zu besitzen."

Gabriele erröthete und er fuhr fort: „Eines Abends, Sie entsinnen sich desselben gewiß, es war am 29. November, wir waren alle bei Paulinen versammelt, hatte ich mir fest vorgenommen, Ihnen die Gefühle meines Herzens zu gestehen, (so meine Absicht kann Ihnen kein Geheimniß gewesen seyn) oder wenn dieß nicht anginge, Paulinen, welche ich Ihnen treu ergeben wähnte, um Vermittlung anzusprechen. Da mir das Glück nicht wohl wollte und ich an diesem Abend nie dazu gelangen konnte, Sie länger als einige Minuten allein zu sprechen, wählte ich Unglücklicher Paulinen zur Fürsprecherin. Ich setzte mich neben sie und begann einleitend von Ihnen zu sprechen. Pauline schien piquirt zu seyn, daß ich von Ihnen sprach, und obgleich mich dieß ein wenig frappirte, so übersah ich es später und suchte mich meiner Absicht zu nähern. Ich sagte ihr endlich, daß ich Ihnen etwas Wichtiges mitzutheilen habe, da ich indeß nicht den Muth besäße, Ihnen dieß selbst zu sagen, so bäte ich um ihre, Paulinens, Vermittlung. — Sie sah mich einige Augenblicke wahrhaft erschrocken an, endlich aber sagte sie mir, daß dieß sehr schwer sey, da Sie sehr wenig zu ihr kämen und im Augenblick sehr verstimmt und zerstreut durch eine Liebe zu dem Baron R. wären, die jedoch hoffentlich einen guten Ausgang nähme. — Ich war wie vom Donner gerührt, konnte mich nicht sammeln und wollte mich entfernen, allein Pauline, welche dieß bemerkte, verwickelte mich rasch in ein Gespräch über gleichgultige Dinge. Ich sah Sie nun gerade in diesem Moment mit dem erwähnten Baron in ein Gespräch vertieft; Mißtrauen und gekränkter Stolz wütheten in meinem Innern; ich zog mich nach und nach aus Ihrer mir so theuern Nähe zurück, und mein Mißtrauen nahm, von Paulinens Klugheit gefördert, immer mehr zu. Sie wurden durch mein Benehmen eben so kalt gegen mich, denn Sie sind stolz, Gabriele, und — o mein Gott! — so war es der Hölle gelungen, unsere Herzen zu trennen; jetzt erst habe ich erfahren, wie der furchtbare Zusammenhang war. Es ist zu spät — ich weiß es wohl! — für unser Glück, für den Frieden unserer Herzen, aber nicht zu spät, um mich von dem Verdacht des Wankelmuths bei Ihnen zu befreien. Sie werden mich jetzt nicht mehr verdammen, daß ich gesprochen, ewig geliebte Gabriele!" Er bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen. „Und wenn es Ihnen möglich ist," fuhr er fort, „so geben Sie mir den einen Trost auf den dornigen Pfad meiner Zukunft mit, daß ich Ihrem Herzen nicht gleichgültig war."

Gabriele war bleich wie eine Wasserlilie geworden, ihre großen Augen, aus denen schwere Tropfen fielen, waren zum Himmel gerichtet und es war ihr, als ob ihr das Herz zerspringen müßte. So hatte sie sich die Vorgänge doch nicht gedacht, nein, so wähnte sie sich nicht betrogen um das Herz, welches ihr das theuerste auf dieser weiten Erde war und in welchem sie ihre Heimath gefunden hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Krondiamanten-Diebstahl.

Ein Ereigniß aus der französischen Revolutionszeit.

Unter den Adoptivsöhnen des Galgens, welche die September-Metzeleien aus der Haft befreiten — denn nur nach dem Blute der gefangenen Adeligen und Priester dürsteten die Würger, dem Schurken- und Lumpengesindel öffneten sich die Pforten willig — zeichneten sich zwei Männer von Verdienst aus, die hinter den Riegeln des Kerkers volle Muße hatten, über den Plan ihres erfinderischen Kopfes zu brüten: Joseph Douligny, aus Brescia in Italien, dreiundzwanzig Jahre alt, und Jean-Jacques Chambon, aus Saint-Germain-en-Laye, ein früherer Diener des Hauses Rohan-Rochefort, fünfundzwanzig Jahre alt.

Eines Tages saßen diese beide einander würdigen Freunde in einem Kaffeehause der Vorstadt Saint-Honoré und hörten folgendes Gespräch mit an:

„Ich sage es Euch noch einmal," meinte ein kleiner Alter, der mit zwei anderen Stammgästen die Zeitung durchstudirte, „dieser Minister Roland ist ein erbärmlicher Mensch, der unter einem strengen Aeußern ein thöricht schwaches Herz verbirgt. Er duldet in seinem Hause das schreiendste Aergerniß; aus Liebe zu seiner Frau hält er sich verpflichtet, ihre Anbeter zu befördern. Nicht Eine Stelle, die nicht von den Günstlingen der Citoyenne Roland besetzt ist. Da hat er sogar das Aufseher-Amt über die Kunstkammer einem dieser Bettler gegeben."

„Na, na; nicht so hitzig!" sagte der Andere lächelnd; „man merkt, Du hattest selbst ein Auge auf dieses Plätzchen."

„Ich habe niemals um eine Gunst gebettelt," versetzte der Alte verdrießlich; „ich kann mich nur

Digitized by Google

darüber ärgern, daß dieser Aufseher ausreitet, tanzen lernt und sich weder am Tage, noch bei Nacht um die Pflichten seines Amtes kümmert. Die Schätze, die ihm anvertraut sind, können jedem unternehmenden Spitzbuben zur Beute werden; er braucht nur ein Fenster zu erklimmen, und Alles wäre abgemacht."

„Sachte, sachte! Und die Wächter?"

„Die machen es wie ihr Vorgesetzter, sie betrinken sich vor den Barrieren."

Chambon und Douligny hatten zugehört; dieselbe Ursache wirkte bei Beiden gleichmäßig. Sie wechselten einen verstohlenen Blick, und in dem einen Blick lag ein ganzer Anschlag von der äußersten Verwegenheit. Sie erheben sich ruhig, wie ehrliche Bürgersleute, die den übrig gelassenen Zucker ihren Kleinen heimbringen wollen; kaum aber waren sie auf der Straße, als sie sich die Nase rieben. Die geschickten Diplomaten verstehen einander ohne Sprache, eben so die Spitzbuben von erstem Range. Sie richteten ihre Schritte sofort nach dem Revolutionsplatze, um das Gebäude kennen zu lernen, gegen das sie einen Angriff im Schilde führten.

Die Kunst- oder Geräthekammer enthielt der Krone Frankreichs zugehörige Schätze von unberechenbarem Werthe: Kleinodien aus alten Zeiten, Geschenke fremder Nationen, Spenden des hohen Reichsadels. Man hatte sie in drei Sälen aufgestellt und in verschlossenen Schränken symmetrisch geordnet; jeden Mittwoch standen die Räume dem schaulustigen Publikum offen. Man sah dort die Rüstungen der alten Könige und Ritter, namentlich die Heinrich's II., Heinrich's IV., Ludwig's XIII., Ludwig's XIV., Philip's von Valois, Kasimir's von Polen; die bewundernswürdigste unter allen durch die vollendete Arbeit war diejenige, die Franz I. in der Schlacht bei Pavia trug.

Neben diesen fast lebenden Erinnerungen an den alten königlichen Glanz machte sich finster und drohend das Schlachtschwert bemerklich, das Papst Paul V. in dem Kriege gegen die Venetianer führte. Diese fünf Fuß lange Waffe brüstete sich stolz neben den zwei kleinen Degen des großen Heinrich, so wie etwa der dicke, aber gebrechliche Hollunderzweig an Wuchs und Gewicht die kernigen Triebe des Hagedorns überragt. Zwei mit Silber ausgelegte Kanonen auf ihren Laffetten erinnerten an die Eitelkeit des Königs von Siam. Ein noch kostbarerer Schatz, die Krondiamanten, in verschiedene Kästchen vertheilt, lag in den Schränken der Geräthkammer. Der Regent, der Sanci, der Hochet du Dauphin (des Dauphins Kinderklapper) bildeten die drei Sterne erster Größe unter dieser Sternengruppe. Stickereien, Meisterwerke der Kunst in Gold und Silber, repräsentirten hier ebenfalls einen Werth von Millionen.

Douligny und Chambon kannten diese Einzelheiten; daher ergriff sie der Gedanke fieberhaft, daß ein solcher Diebstahl nicht unmöglich sey. Die Laternenpfähle waren hoch in der Mauer, nahe genug, um das Einsteigen in eines der Fenster zu erleichtern. Hier stand keine Wache, die man zu scheuen gehabt hätte; nur forderte der Streich die Mitwirkung einiger Freunde. Der Erste, dem sie den verwegenen Anschlag mittheilten, war ein gewisser Claude-Melchior Catlet, genannt der kleine Jäger. Er drang darauf, den Kern der Bande — das waren neun ihrer Spießgesellen, bekannt wegen ihrer Gewandtheit und ihres Muthes — zu Hülfe zu nehmen.

Nach dem Verhör mit diesen Menschen und nach der Aussage mehrerer Zeugen vor Gericht scheint es erwiesen, daß der erste Anlauf gegen die Kunstkammer in der Nacht vom 15. zum 16. September von weiter keiner Folge gewesen, als den zwölf Verbündeten eine vollkommene Kenntniß der Oertlichkeiten zu verschaffen. Bei ihrer geringen Zahl und dem Mangel an Brecheisen und Laternen konnten sie nur den Weg einschlagen, der keine Hindernisse bot; mit Noth gelangten sie in ein kleines, armseliges Kabinet, aus dem sie Steine von geringem Werth entwendeten. Das Weitere wurde auf die folgende Nacht verschoben; aber dießmal entschieden Douligny und Chambon, daß das erste und zweite Aufgebot ihrer Truppe einberufen werden müßte. Die Anwendung eines Kunstgriffes aus der hohen Schule erschien ihnen angemessen. Während nämlich die Einbrechenden sich in die Räume des Schatzes schlichen, sollten einige als Nationalgarden verkleidete Gesellen um das Gebäude die Runde machen.

(Schluß folgt.)

Der Klopfgeist zu Bergzabern.

Dem „Frankf. Konvers.-Bl." wird aus der Pfalz unterm 22. d. Mts. geschrieben: Ich habe bisher Anstand genommen, Ihnen über eine seltsame, um nicht zu sagen wunderbare Erscheinung zu schreiben, die bereits weithin Aufsehen erregt und viel von sich reden macht. Kann man doch nicht vorsichtig genug seyn auf einem Gebiete, von dem die Volkszunge behauptet, „die Geisterwelt rage unverkennbar herein." Da nun aber in einheimischen und auswärtigen Blättern von der Sache geredet wird, da selbst ein kleines Schriftchen über dieselbe an den Tag getreten ist, warum sollte ich länger damit

Digitized by Google

zurückhalten? So vernehmen Sie denn, daß in dem Städtchen Bergzabern, in dem Hause eines gewissen Peter Sänger, schon seit dem ersten Januar ein eigenthümliches, bis jetzt noch unerklärtes Vorkommniß beobachtet wird. Es ist ein Klopfen und Hämmern, das sich des Abends anfänglich dumpf und wie fernherkommend vernehmen ließ. Nach mehreren Tagen, als keine Untersuchung den Grund dieses Geräusches auffinden ließ, kam man auf die Entdeckung, daß dieses Klopfen und Trommeln mit dem eilfjährigen Mädchen in Zusammenhang stehen müsse, dessen Bett an jener Stelle der Stube stand, von der das Pochen auszugehen schien. Es begann nämlich, sobald das Kind einschlief. Man brachte das Bett an eine andere Stelle, später in ein anderes Zimmer, aber wohin immer es zu stehen kam, da wurde der „Klopfer“ vernehmbar. Nach einigen Tagen fing das Kind im Schlafe zuerst abrupt und unartikulirt, dann deutlicher zu sprechen an. Es gab dem Klopfer, von dem es behauptete, er sey ein großer Mann mit wüstem Gesicht, der vor seinem Bett stehe und ihm die Knie halte, laut Befehle, namentlich wie viele Schläge er thun solle, was der Unsichtbare immer getreulich ausführte. Selbst militärische Märsche trommelte er, sobald das Kind es verlangte. Vom 25. Februar an ließ sich statt des Klopfens oder doch abwechselnd ein lautes Kratzen vernehmen. Das Sprechen des Kindes im Schlaf steigerte sich, aus einzelnen Worten wurden Sätze und förmliche Unterhaltungen mit den Eltern und Geschwistern, später Reden religiösen Inhalts, die sich an das in der Schule Gehörte und Gelernte anschlossen. Am 6. März, Abends um 9 Uhr, geschahen in Gegenwart vieler Personen vier mächtige Schläge, wie aus der Wand heraus, dann zum Erstenmal außen an die Bettstelle, daß diese erzitterte. Plötzlich erhob sich die Bettstelle, während es stark an dieselbe klopfte, und schwankte hin und her. Mehr als fünf Anwesende suchten sie vergebens niederzudrücken. Als sie losließen, schwankte sie noch einigemal und ließ sich wieder nieder. Das Mädchen schien an jenem Abend nicht unbedeutend zu leiden. Hierauf legte es sich auf den Rücken, sein Gesicht, Hände und Arme wurden ganz bleich, und nun begann ein Gespräch mit dem sogenannten Klopfgeist, dem es gebot, die Hände zu falten. Dann fing es an, langsam, in reinem Hochdeutsch, von dem Leben und Leiden Jesu zu reden, und schloß mit einem Gebet, und nach dem Amen mit den Worten: „So, jetzt kannst du wieder gehen!“ Auch alle Anwesenden behaupteten, das Kind durch die geschlossenen Augen gesehen zu haben.

Man kann sich denken, welchen Rumor diese Erscheinung im Städtchen und der Umgegend machte. Daß die Polizeibehörde nicht unthätig blieb, versteht sich von selbst. Eine Spur betrügerischen Spuks ist indeß nicht gefunden worden. Ja, als der Physikatsarzt Dr. Bentner das Kind in sein eigenes Haus nahm, um nähere Beobachtungen anzustellen, stellte sich auch das bewußte Klopfen und Kratzen in seiner Wohnung ein, während es in der Sänger'schen aufhörte. Selbst der königliche Medizinalrath Dr. Dapping verfügte sich von Speyer an Ort und Stelle und auch er hat bekannt, daß die Erscheinung von ganz räthselhaften Umständen begleitet sey. Ein abnorm gesteigertes Nervenleben liegt zweifelsohne hier vor; daß aber Erscheinungen dabei vorkommen, die sich physiologisch nicht leicht erklären lassen, ist auch dem Unbefangensten gewiß. Hoffentlich wird es der fortgesetzten Beobachtung wissenschaftlich befähigter Männer gelingen, auch das bis jetzt noch völlig Räthselhafte an diesem Phänomen zu ergründen und den Klopfgeist von Bergzabern zu erlösen, was freilich manchen Leuten leid seyn würde, die gar gern mit dem Hereinragen der Geisterwelt zu thun haben, und denen nicht wohler ist, als wenn es ihnen „gruselt“ und etwas schauerlich den Rücken überläuft.

Mannigfaltigkeiten.

Große Heiterkeit erregt in Paris folgender Vorfall: Eine berühmte dramatische Künstlerin war einem Wagenvermiether 200 Frcs. schuldig, worüber sie einen Wechsel ausgestellt, der am Verfalltage — wie natürlich, sagt das französische Blatt — unbezahlt blieb. Der Gläubiger gerieth in gelinde Verzweiflung, als er vernahm, daß der Gehalt der Künstlerin besetzt, das Meublement einer dritten Person verpfändet sey. Wie also zu dem Gelde kommen? Er verstand sich mit einem Lumpensammler, welchem er den Wechsel der Form nach abtrat, und dieser erschien nun in seinem keineswegs sauberen Anzuge, eine Pfeife im Munde, deren Inhalt tief unter dem Gehalt der Pfälzer Cigarren stand, täglich im eleganten Salon der Künstlerin, eine Stunde lang höflichst um Zahlung bittend. Acht Tage lang trotzte die Schuldnerin der Unannehmlichkeit dieses Besuches, dann aber, von dem Dampf der glimmenden Pfeife fast zur Verzweiflung gebracht, schaffte sie das Geld herbei. Der formelle Gläubiger hatte, wie er sich ausdrückte, „der lieben, guten Dame die 10 Napoleons, wörtlich genommen, aus der Tasche geräuchert.“ Es geht doch nichts über die Kraft des Dampfes!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Weilandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 70 1. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Sie sind stumm, Gabriele, that ich Unrecht?“ fuhr Waldemar fort und blickte sie voll Innigkeit und Trauer an.

Statt aller Antwort beugte sie sich über den Knieenden und küßte seine schöne Stirne.

Waldemar sprang auf, nahm sie in seine Arme, war jedoch gleichfalls so ergriffen, daß er nur weinen und sie liebkosen konnte. Es vergingen einige Minuten, ehe sie im Stande waren, ihrer Bewegung Meister zu werden. Gabriele fand zuerst wieder das Wort, obgleich ihre Stimme leise und bebend war.

„Waldemar,“ sagte sie, „lassen Sie uns das Chaos ordnen, welches uns umgibt. Ich habe das Schönste, das Erhabenste erlebt, was ich erleben konnte. Ich habe erfahren, daß Sie mich liebten, und dieß Bewußtseyn wiegt den Schmerz meines Lebens auf, es ist der Sonnenstrahl, der die zertretenen Gefühle meines Herzens wieder aufkeimen läßt und ich möchte um keinen Preis der Erde Ihr Geständniß ungeschehen machen. Aber Waldemar, Sie haben dadurch auch unsere Trennung herbeigeführt.“

„Nein, nein,“ rief er erschrocken, „Gabriele, nur das nicht, nur keine Trennung, denn in Ihrer theuren Nähe bin ich allein im Stande, mein Unglück zu ertragen, und werde getröstet durch Ihren himmlischen Anblick seyn, wie der ermattete Pilger auf seinem dornigen Pfade, wenn er von Zeit zu Zeit das Bild der Gebenedeiten erblickt. Ich werde nie, nie mehr den Gegenstand berühren, den wir eben besprochen haben. Meine Liebe will ich in den Grund meines Herzens senken und gleich der Perle in des Meeres Tiefe, die kein Sturm an's Ufer werfen kann, soll sie schlummern, schlummern, bis ihr der Tod die ewige Freiheit verkündet. Nur bleiben Sie!“ Erschöpft hielt er einen Augenblick inne, und fuhr dann fort: „Ich weiß nicht, was ich beginne ohne Sie, ich besitze nicht Ihre erhabenen Eigenschaften, die ewig, wie die Strahlen der Sonne, dieselbe Klarheit behalten, mögen sie die Höhle des Lasters oder den stillen Wohnort der Tugend, eine Bettlerhütte oder den blühenden Frühling überstrahlen. Ich bin ein armer, schwacher Mensch, der dem Dämon keine Schranken setzen kann, wenn er sich das Elend zu Nutz machen will, welches in meinem Innern reichlich sprossen wird, wenn Sie von mir wichen.“

Gabriele seufzte tief auf. Felsenfest stand in ihrem Innern der Entschluß, in ihre Heimath zurückzukehren, obgleich ihr Herz schon bei dem Gedanken einen so herben Schmerz empfand, daß sie wohl einsah, wie elend es dann mit ihr werden würde. Allein sie dachte jetzt nur daran, ihn dahin zu leiten, daß er sein Geschick mit Fassung ertrage. Seine letzten Worte aber hatten ihr dazu den Muth benommen und eine neue Sorge heraufbeschworen, eine Sorge, die ihr nie eingefallen wäre, und die ihr nun die ernsteste, ja beinahe die schmerzlichste war. Lieber hätte sie jedes Opfer gebracht, jeden Schmerz ertragen, als ihn einem Leben übergeben zu wissen, welches diesen edlen Geist mit dem gemeinen Schlamme des Lebens beschmutzen könnte. Schmerz, Sorge und Liebe lagen in einem unbeschreiblich anziehenden Verein in ihren Zügen ausgedrückt, als sie in diese Gedanken vertieft ihn anblickte. Er stand ihr gegenüber an den Stamm einer Kastanie gelehnt, die Arme verschränkt, den Blick sinnend zu Boden gerichtet, die Züge bleich wie Marmor, die dunklen, dichten Locken, welche ungeordnet, vom Morgenwinde bewegt, um die hohe Stirne fielen. Gabriele versenkte sich so in seinen Anblick, daß sie noch in späterer Zeit oft desselben mit Wehmuth gedachte. Endlich sprach sie: „Wenn ich nicht besser Sie zu beurtheilen wüßte, als Sie sich selbst, theurer Waldemar, so würden mich Ihre letzten Worte erschüttert haben, allein ich bin zu fest überzeugt, daß ein Mann wie Sie, der so weit über den Gewöhnlichkeiten des Lebens steht, dessen Inneres so reich ist, der die Tugend so tief erkannt und stets als Richtschnur seiner Handlungen geübt hat, nicht plötzlich, weil ihn ein Unglück betroffen, seine Höhe verlassen wird, um sich mit dem unreinen Staub des Lebens zu belasten, — nein, Waldemar, das glaube ich

Digitized by Google

nicht von Ihnen. Wenn ich dieß erleben sollte, Waldemar," fuhr sie fort, „so würde meine Liebe, meine Verehrung für Sie (Gabriele erröthete unwillkürlich bei dieser Versicherung) verlöschen und sich in eine Bitterkeit verkehren, die jede Minute des Lebens für mich zu einem Wermuthstropfen umwandeln würde. Wenn Sie mich wirklich lieben, dann ist Ihnen auch viel an meiner Meinung gelegen. Ich müßte, wenn ich je vernehmen sollte, daß Waldemar sich verändert hätte, auch bezweifeln, daß seine Liebe von jener heiligen Tiefe war, die das menschliche Herz veredelt, läutert und zu Gott führt."

„Ach, Gabriele," sagte er, „mit Ihnen vereint wollte ich dem Leben trotzen, ich wollte fromm, standhaft und geduldig seyn, mich in Armuth und Elend finden und niemals, niemals murren. Mit Ihnen vereint gibt es keinen Kummer, kein Elend für mich, nur Glück und unerschöpflichen Eifer zum Guten. Ohne Sie aber — o mein Gott, mein Gott! Gabriele! wenn Sie mich lieben, werden Sie empfinden, was es heißt: getrennt zu seyn von dem Wesen, welches uns Alles ist."

Gabriele blickte mit einem tiefen Seufzer zum Himmel auf, denn sie wußte dieß zu beurtheilen, allein sie wollte mit ihm nicht von Neuem dieses Thema berühren, um die Gluth seiner Gefühle nicht zur Flamme zu schüren. Denn, obgleich Pauline sie betrogen und verrathen hatte, so erschien ihr doch jedes Wort in Bezug auf ihre gegenseitige Liebe, wie ein schweres Vergehen und selbst die Ueberzeugung, von ihm geliebt zu seyn, einst ihr so heiß ersehnter Wunsch, konnte nur eine momentane, wehmüthige Freude in ihr hervorrufen, nicht aber sie über das Unrecht trösten, welches für sie in dem Geständniß seiner Liebe lag.

„Vor Kurzem, theurer Waldemar, wünschten Sie so sehnlichst eine Gelegenheit herbei, um mir eine Freude bereiten oder einen mir theuren Wunsch erfüllen zu können. Sehen Sie, Waldemar," sagte Gabriele und ergriff seine Hand, „jetzt ist diese Gelegenheit da; eine Freude zwar können Sie mir nicht bereiten, weil mein Schicksal aus dem Bereiche derselben ist, aber einen ernsten, sehnlichen Wunsch können Sie mir erfüllen."

„Und der wäre?" fiel Waldemar erwartungsvoll ein.

„Machen Sie sich auf nichts gefaßt, was Sie erfreuen oder Ihnen angenehm seyn könnte," erwiderte sie, „denn ich würde es nicht vergessen, wenn ich Sie täuschte, wenn auch nur auf Augenblicke, — Täuschung ist so bitter!"

„Sprechen Sie, theure Gabriele!" sagte er, „Ihr Wunsch ist ja Gebot für mich."

„Ich wünsche, Waldemar, daß Sie sich mit der Fassung, die eines so großen und festen Charakters wie der Ihrige, würdig ist, in das Unvermeidliche unserer Lage fänden, und Ihrer Gattin, die aus Leichtsinn oder Liebe fehlte, unser Unglück nie empfinden ließen."

„Sie wollen also gehen, Gabriele, und mich in Nacht und Dunkelheit zurück lassen?" entgegnete er mit einer unbeschreiblichen Niedergeschlagenheit.

„Sie haben meine Bitte überhört, Waldemar und mir durch Ihre Worte neuen Schmerz bereitet," erwiderte sie. „Welch' ein Gewinde von Elend hält mich umgarnt! Warum, o mein Gott, bin ich so unglücklich geworden!" rief sie dann aus und erhob ihre feuchten Blicke und gefalteten Hände mit der Geberde der Verzweiflung gen Himmel.

Dieser Anblick ergriff ihn so, daß er ihr zu Füßen sank und ihren Wunsch zu erfüllen gelobte.

Das Mädchen ergriff zitternd seine Hand, drückte sie an ihre Lippen und flüsterte, denn ihre Stimme war zu bedrückt, als daß sie hätte sprechen können: „Gott segne Sie! — So werden wir uns dort oben unserer einstigen Vereinigung erfreuen können."

Waldemar ließ sein Haupt auf ihre Kniee niedersinken und brach in Weinen aus. —

(Fortsetzung folgt.)

Der Krondiamanten-Diebstahl.

Ein Ereigniß aus der französischen Revolutionszeit.

(Schluß.)

Außerdem kamen die zwölf Ehrenmänner überein, fünfundzwanzig bis dreißig Spitzbuben zweiten Ranges anzuwerben, mit dem Versprechen eines Antheils an der Beute. Um aber vor Verrath sicher zu seyn, sollten sie erst auf Ort und Stelle unterrichtet werden. Sie wurden angewiesen, die Nationalgarden-Uniform anzulegen und sich mit Flinten und Säbeln zu versehen. Der Zusammenkunftsort war der Eingang zu den Champs-Elysees; die Stunde: Mitternacht. Alle stellten sich pünktlich ein.

Chambon und Douligny erschienen auf dem Platze, bildeten aus den in Uniform Gekleideten eine Runde, der eingeschärft wurde, in den Kolonnaden zu streifen, um die Vorübergehenden glauben zu machen, die Polizei thue ihre Schuldigkeit. Sie stellten sodann an alle Ausgänge Wachen, die bei der geringsten Gefahr das Lärmzeichen geben sollten. Als die beiden Häuptlinge nach getroffenen

Digitized by Google

Anordnungen über den Platz gingen, begegneten sie in der Nähe des Piedestals, worauf früher die Bildsäule Ludwig's XV. gestanden hatte, einem Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, der ihnen Besorgniß einflößte. Sie gingen auf ihn zu, fragten ihn aus und brachten ihn dahin, daß er es übernahm, hier Schildwache zu stehen und laut zu schreien, wenn sich ihm verdächtige Personen sehen ließen. Man versprach ihm eine Belohnung, ohne ihn in das Geheimniß einzuweihen.

Nach allen diesen Vorsichtsmaßregeln kletterte Chambon die Säule hinan, mit Hülfe des Strickes der Hängelaterne; Douligny und mehrere andere folgten ihm. Mit einem Diamant wird eine Scheibe ausgeschnitten, das Fenster ist dann leicht geöffnet, durch welches die Diebesschaar einsteigt. Von einer Blendlaterne geleitet, gelangen sie an die Schränke, die sie mit Dietrichen öffnen. Man läßt die herausgenommenen Kästchen und Koffer in einer Kette von Hand zu Hand gehen, bis sie zu den am Fuße der Säule aufgestellten gelangen. Auf einmal läßt sich das Lärmzeichen hören. Die Diebe auf dem Platze fliehen; die oben befindlichen lassen sich an dem Seil der Hängelaterne herab. Douligny verfehlt das Seil, fällt hart und bleibt auf dem Pflaster liegen. Eine wirkliche Runde, das Licht der Blendlaterne in den Zimmern bemerkend, hatte Verdacht geschöpft. Sich nähernd, hörte sie etwas stürzen, eilt herbei und findet Douligny, hebt ihn auf und versichert sich seiner. Der Anführer der Runde läßt die Hälfte seiner Leute vor dem Gebäude, pocht an die Thür, man öffnet ihm, und er steigt mit dem Rest der Soldaten in die oberen Gemächer hinauf. Hier wird Chambon, der eben entwischen wollte, ergriffen und zu seinem Genossen gebracht. Der herbeigeholte Kommissär verhört die Diebe. Die Diebe, auf frischer That und mit vollen Taschen ertappt, gestehen offen, ohne einen ihrer Spießgesellen anzugeben.

Die falsche Runde, der die wahre ihr: Wer da: zuruft und die die Losung nicht kennt, hält es fürs Klügste, durch die Flucht zu antworten. Sie zerstreut sich in den Champs-Elysees und in den einmündenden Straßen. Zwei von den Dieben, die die Diamantenkästchen in Empfang genommen hatten, entfernten sich nach der Allee des Veuves, vergruben dort ihren Raub und gingen ruhig nach Hause; andere versteckten ihren Antheil bei Hehlern. Der größte Haufen kam unter der Brücke Ludwig's XVI. zusammen, und nachdem sie einen Huth aufgestellt, setzten sie sich im Kreise herum. Der Angesehenste in der Bande ließ nun die gestohlenen Kistchen in der Mitte auf einen Haufen legen. Er öffnete eines, nahm einen Diamant heraus, den er sich in die Tasche steckte, nahm einen zweiten, den er seinem Nachbarn zur Rechten gab, dann einen dritten dem folgenden, und so die Runde herum, zuletzt wurde dann auch einer für die Schildwache beiseite gelegt. War auf diese Weise ein Kistchen geleert, so ging es an ein zweites. Eben war er im Zuge, noch das letzte zu vertheilen, als die Schildwache das Zeichen zum Reißaus gab. Der Austheiler warf den Rest der Diamanten, die noch in dem letzten Kästchen waren, in die Seine, und nun machte sich Alles auf die Sohlen. Viele verstreuten auf der Flucht Diamanten, die Tages darauf von Vorübergehenden aufgelesen wurden.

Auf den Bericht der ernsten Ereignisse in dieser Nacht und wohl übersehend, wie feindliche Tücke sie zu verleumderischen Angriffen gegen ihn ausbeuten würden, begab sich Roland in die Nationalversammlung, um zehn Uhr des Morgens!, und bat um das Wort zu einer dringenden Mittheilung.

„Ein großer Frevel ist in dieser Nacht begangen worden," sagte er, „man ist schon längst damit umgegangen. Man hat aus der Gerätheкammer Diamanten und andere kostbare Sachen gestohlen. Zwei Menschen sind verhaftet worden; ihre Antworten bekunden Leute von Erziehung und zu der Klasse gehörig, die man vordem Personen der höheren Gesellschaft nannte. Ich habe angemessene Befehle ertheilt."

Die Deputirten schauderten vor Unwillen; der Berg ließ das dumpfe Rollen seines Zornes vernehmen. Der Minister, indem er hinter die Nebel von Koblenz auf die royalistische Armee hindeutete, die auf die Schätze der Kunstkammer warte, um sich zu kleiden und zu nähren, entging der Untersuchung, die ihn für den Mangel an Vorsicht verantwortlich gemacht hätte. Vier Deputirte: Merlin, Thuriot, Laporte und Lapleige, wurden ernannt, um bei der Vernehmung zugegen zu seyn.

Die Nachricht von dieser Frevelthat regte alle Pariser Stadtviertel auf. Der Rappell wurde geschlagen. Der Minister des Innern, der Maire und der General-Kommandant traten zusammen und nahmen Maßregeln, die Barrieren zu bewachen. Im Leben ist bloßen Spitzbuben keine solche Ehre widerfahren; freilich ist aber noch niemals ein Diebstahl von solchem Betracht verübt worden. Manche Straßen waren mit Brillanten, Saphiren, Smaragden, Topasen und feinen Perlen buchstäblich besäet.

Einige ehrliche Bürger lieferten ihre kostbaren Funde ein; aber andere feurige Patrioten, voll des tiefsten Abscheues gegen Alles, was von dem „alten Tyrannen" herstammt, verbargen das Strandgut in ihren Strohsack oder tief in die Kommode, damit ihre Augen nicht länger von dem Anblick des unreinen Metalls entweiht würden.

Ein armer Mensch, der durch die Vorstadt Saint-Martin an sein Tagewerk ging, fand einen Dia-

Digitized by Google

manten und beeilte sich, ihn den Beamten der Kunstkammer zuzustellen. Drei Kinder wurden vor die Schranken der Nationalversammlung gelassen, um dort Juwelen niederzulegen, die durch Zufall in ihre Hände gerathen waren. Die Versammlung beschloß, daß deren Namen ins Protokoll gesetzt werden sollen. Im Groß-Caillou, in der Rue-National und in der Rue Florentine wurden ebenfalls Kästchen wieder gefunden. Unter den mannigfaltigen Zügen von Ehrlichkeit ist folgender unstreitbar einer der schönsten:

Ein Polizeibeamter begibt sich zu der Geliebten eines der Diebe. Auf dem Kaminsimse stand ein Becher mit Scheidewasser, in das sie eine gestohlene Kostbarkeit gelegt hatte, um die Legirung auszuscheiden. Von der Ankunft des Kommissärs unterrichtet, bleibt ihr keine Zeit mehr, den Becher zu verstecken, und sie wirft ihn zum Fenster hinaus. Eine Weile darauf geht eine alte Bettlerin vorbei; gebückt und die Augen an's Pflaster geheftet, erblickt sie die kleinen blitzenden Dinger im Kothe. Aus Neugierde rafft sie die ihr unerklärbaren Funken auf. Hundert Schritte davon tritt sie bei einem Goldschmied ein, der sie belehrt, daß es Diamanten sind. Sofort meldet sie sich beim Sektionskomite, legt ihren Fund nieder, läßt sich einen Empfangschein geben und geht weiter, um nach wie vor ihr Brod zu betteln.

Mannigfaltigkeiten.

Ein Heirathsinstitut eigenthümlicher Art ist in Bombay in Ostindien die sogenannte Bicollaschule, wo außer den Kindern der mittleren Klassen auch arme Waisen weißer christlicher Eltern erzogen werden. Ein neueres englisches Reisewerk meldet darüber Folgendes: Wenn ein Mann von geziemendem Rang sich zu verheirathen wünscht und nachweisen kann, daß er die zur Unterhaltung einer Frau erforderlichen Mittel besitzt, so wendet er sich in der Regel (denn die weißen christlichen Mädchen sind sehr begehrt) an die Vorsteherin der Bicollaschule, macht sie mit seinem Wunsche und seinen Verhältnissen bekannt und erkundigt sich nach der Anzahl und dem Charakter der heirathsfähigen Mädchen. Werden seine Verhältnisse entsprechend und begründet befunden, so erhält er von der Vorsteherin für einen der nächsten Abende eine Einladung zum Thee, um ihm Gelegenheit zu einer Wahl zu geben. Die älteren Mädchen werden von seinem Besuche und seinen Absichten in Kenntniß gesetzt und diejenigen von ihnen, welche in den Ehestand einzutreten wünschen, geben ihre Absicht kund, an der Partie Theil zu nehmen. Meist erscheinen bei dergleichen Gelegenheiten vier oder fünf Konkurrenten im Salon der Lehrerin. Der Gentleman, während er nach Möglichkeit bemüht ist, sich angenehm zu machen, durchmustert im Laufe des Abends die jungen Damen, prüft sein Herz und läßt dann seine Vorliebe für eine oder die andere Schöne durchblicken. Werden diese Anzeichen seiner Neigung günstig aufgenommen, so hält er am folgenden Morgen förmlich um sie an. Die Auserfehene ist indessen nicht im Geringsten behindert, die Ehre der Verbindung abzulehnen und sich für die nächste Theepartie aufzubewahren, was oft genug geschieht. Im Fall der Gewährung folgt möglichst bald die Hochzeit und die allerdings sehr bescheidene Mitgift wird aus dem Fond der Anstalt bestritten; überdieß tragen sämmtliche Schulmädchen auf das Bereitwilligste zur Ausstattung der Glücklichen bei.

Die Taubstummengesellschaft Londons hielt am 8. April eine der merkwürdigsten Versammlungen, die England bis jetzt gesehen. Es waren Kinder und Frauen zugegen, aber die Lebhaftigkeit der Konversation war nur aus der schnellen Fingerbewegung und der aufgeregten Gestikulation zu erkennen. Gebete, Toaste und lange Reden wurden in der Zeichensprache gehalten. Thürsteher und Diener waren, wenn nicht gerade Taubstumme, doch mit der Zeichensprache vertraut und den eingeladenen Gästen blieb es überlassen, sich so gut sie konnten, verständlich zu machen. Diese Gesellschaft wird fortan jeden Sonntag ihren besonderen Gottesdienst haben, und eine ordentliche Predigt ansehen — nicht anhören — können.

Charade.

Das Erste ein Metall, das nicht
Sehr stark und leicht ist an Gewicht,
Das Zweite liegt — dort suche nur —
In deutschen Karten als Figur;
Vereint das Erst' und Zweite man,
Gibt's eine schöne Farbe dann.

Auflösung der Charade in Nro. 68:
Kinder-Schuhe.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 71 3. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Es war Nachmittags gegen 5 Uhr, als Gabriele vor dem Hause ihrer Eltern ankam. Wohl dreimal schellte sie an der stets verschlossenen-Thüre, bis endlich ein Fenster geöffnet wurde, ein Kopf sich langsam hervorbog, wieder verschwand und dann nach Verlauf einiger Minuten die Thüre geöffnet wurde.

Die alte Kammerfrau von Gabrielens Mutter war es, welche die Thüre öffnete, eine grämliche, verdrießliche Person, die stets ihre Haube tief in dem Gesicht trug und ihren Oberkörper in einen Shawl von unergründlicher Farbe gewickelt hatte, der alle Mängel eines nachlässigen Anzugs verdecken sollte.

Sie sagte dem Fräulein kaum guten Tag auf ihre freundliche Begrüßung und verschwand sogleich wieder in ihre Stube, als sie die Treppe hinan ging, um ihr Zimmer zu erreichen, denn es würde Gabrielens Eltern sehr unangenehm überrascht haben, wenn sie ihre Tochter unangemeldet hätten eintreten sehen. Gabriele fand ihre Thüre nicht verschlossen, ihr Zimmer sorgfältig vom Staube gereinigt, ihre Blumen gepflegt und blühend. Bei dem Anblick des Zimmers, das sie mit so veränderten Ansichten, Gefühlen und Gedanken wieder betrat, blieb sie unwillkürlich mit stockendem Athem unter der Thüre stehen, gleichsam um sich zu sammeln und so den schmerzvollen Eindruck hinzunehmen, der ihrer harrte, — dann aber nahm sie Hut und Shawl ab und warf sich in den Divan, ihr bleiches Angesicht in die zitternden Hände vergrabend. So mochte sie einige Minuten gesessen haben, als es leise an der Thüre klopfte und auf Gabrielens: „Herein!" ein kleines freundliches Männchen mit silberweißem Haar in abgetragenem Livreerock eintrat.

„Ach, Du bist es, Gottfried!" rief Gabriele aufspringend und mit inniger Freude die dargebotene Hand des Alten schüttelnd. „Ich habe Dich am Eingang schon vermißt, Gottfried," sagte sie, „ein treues, ehrliches Gesicht begrüßt man gerne am ersten bei der Heimkehr."

„Hätte ich wissen können, daß das gnädige Fräulein heute kämen, dann hätte mich Niemand von der Thüre wegbringen können; ich hätte der erste seyn müssen, der dem lieben Fräulein geöffnet hätte; aber ich wußte nicht — — doch sehen Sie," fuhr er eifrig fort, „sehen Sie, Ihr Zimmer ist im Stand und die Blumen auch. Jeden Tag bin ich zwei Stunden darin herumgekrochen und habe geputzt und gefegt, obgleich eigentlich wenig Staub wegzuwischen war, aber da ich Sie selbst in so langer Zeit nicht sehen und mit Ihnen reden und klagen konnte, über so Manches, was hier im Hause gegen den Strom läuft, so wollte ich zum wenigsten in Ihrem Zimmer seyn."

„Alles ist so nett, so schön! o ich danke Dir sehr, Gottfried," sagte sie. „Es ist doch ein freundlicher Trost, wenn man eine treue Seele besitzt! Könnt' ich Dir's nur auch lohnen."

„Lohnen? ach, gnädiges Fräulein, wenn ich Sie vergnügt sehe, bin ich belohnt; aber das geschieht so selten," fügte er hinzu.

Gabriele seufzte. Dann frug sie, wie es Ihren Eltern ginge?

„Ich dachte, Sie seyen gekommen, wegen der gnädigen Frau; denn sie ist schon lange krank."

„Krank?" wiederholte Gabriele erschrocken, „doch nicht bedeutend?"

„Ich weiß nicht — ich glaube nicht. Es scheint mir etwas Langwieriges zu seyn; es kommt, wie gewöhnlich, Niemand zu ihr, als die alte verdrießliche Marie."

So gerne nun Gabriele sogleich zu ihrer Mutter geeilt wäre, so sehr war sie überzeugt, daß sie ihr unangenehm käme, wenn sie würde, namentlich nach einer so langen Abwesenheit, unangemeldet bei ihr eintreten, deßhalb ertheilte sie Gottfrieden den Auftrag, durch die alte Marie ihre Ankunft ihrer Mutter zu melden und anzufragen, ob sie bei ihr eintreten dürfe? Gottfried ging und kehrte nach einer halben Stunde mit der Antwort zurück, daß sie ihre Mutter sehen könne.

Als Gabriele in das Schlafzimmer derselben

Digitized by Google

trat, fand sie es beinahe finster, so dicht waren die Gardinen zusammengezogen. Sie wollte die Hand ihrer Mutter ergreifen, um sie zu küssen; allein Frau von C. zog sie heftig zurück, indem sie rief: „Nicht doch, Du bist kalt; meine Haut ist durch das lange zu Bette liegen angegriffen, und jede Berührung ist schmerzhaft."

„Du bist also, liebe Mutter, sehr krank gewesen?" sagte sie, ohne auf diesen Empfang zu achten.

„Ja, wohl war ich's und bin es noch," entgegnete die Kranke, „während Du Dich kostbar bei Deinem Liebhaber amüsirt hast."

Gabriele erbleichte und fuhr so sichtlich zusammen, daß es ihee Mutter bemerkte; „ich sagte dieß nicht, um Dir Vorwürfe zu machen, nein, weit entfernt davon, sondern bloß, weil ich Dich beneide."

Sie hatte nie mit ihrer Mutter über andere, als die allergewöhnlichsten Dinge gesprochen, schrieb dieß der seltsamen unergründlichen Melancholie derselben zu. Konnte aber in keiner Weise begreifen, was eben ihre Mutter sagte, und wiederholte darum ganz erstaunt: „Beneiden?"

„Ja, beneiden," entgegnete ihre Mutter und richtete sich auf, „seit ich nicht mehr jung und schön bin, beneide ich alle, die es sind, denn Schönheit und Jugend ist das Einzige, was dem Leben Reiz verleiht. Wie sie fliehen, ist es Nacht, ewige, kalte, finstere Nacht, nur von Fledermäusen und Gespenstern durchschwärmt, ohne Mond-, ohne Sonnenschein. Man ist wie ein Gefangener, wie ein Ausgestoßener, denn alle Reize des Lebens sind dahin, ohne Hoffnung welkt man dem Grabe zu. Jugend und Schönheit ist Poesie, ist Glück, ist Leben. Für sie lacht die Sonne, die ganze weite Schöpfung, für sie hat jeder Mund ein Lächeln, ein schönes Wort, das ganze Menschengeschlecht huldigt ihr, sie ist die alleinige Herrin über Liebe und Anbetung, und Liebe und Anbetung ist Glück; das Alter aber ist lebendiger Tod. O! warum stirbt der Mensch nicht in der Jugend, wie der Schmetterling, wann der Sommer vorüber ist? es ist grauenhaft!" Hierauf sank sie zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

Gabriele, welche die Religion als das Höchste, das Einzige betrachtete, was dem Menschen auf dieser Erde eine treue Stütze seyn konnte, für die es ohne Religion kein Glück auf dieser Erde gab, erstaunte ob diesen Aeußerungen ihrer Mutter. Mitleid, Empörung, Liebe und Schmerz wechselte in ihrer Seele und langsam faltete sie die Hände, ihre Augen mit einem bittenden Blick nach Oben gerichtet. „Liebe Mutter," sagte sie endlich, „bin ich Dir denn gar nichts?"

„Gabriele," erwiderte Frau von C. und richtete sich von Neuem auf, „ich habe, glaub' ich, viele Fehler, ich vermuthe, daß ich vielen Menschen schlecht erscheine; ich habe weder über das eine, noch über das andere nachgedacht, aber den einen Fehler besitze ich gewiß nicht, mich besser zu dünken, als ich bin; darum sage ich Dir auch, daß ich keine von den frommen, glücklichen, vielleicht beneidenswerthen Müttern bin, die in ihren Kindern sich verjüngt sehen und darum über deren Lächeln die Welt vergessen. Ich wünsche Dir alles Gute, wahrhaftig und von Herzen, was ich eigentlich keinem Menschen auf Erden wünsche, nicht etwa, weil ich die Menschen hasse, nein, weil sie mir völlig gleichgültig sind."

Gabriele kämpfte mit Mühe alle Gefühle nieder, die in diesem Augenblick mit kaum zu bewältigender Macht in ihr aufstiegen; sie that es, obgleich die Stacheln eines bittern Schmerzes fast mit einem physischen Wehgefühl sich in ihrer Seele krampften. Aber sie suchte das ganze Vertrauen ihrer Mutter zu gewinnen, um ihr etwas seyn zu können. „Und haben Sie meinen Vater geliebt, theure Mutter?" fragte Gabriele sanft.

„O freilich, mein Kind!" entgegnete Frau von C. „Ich habe ihm meine Hand gereicht in einer Zeit, als mein Herz von einer hochstrebenden, phantastischen Liebe für ihn erfüllt war, einer Liebe, von welcher ich glaubte, daß sie mich bis an's Ende meiner Tage und von da bis über das Grab, bis über die Sterne tragen würde. Ich kann Dir aber auch die Zeit angeben, wie lange sie gewährt hat. Sie dauerte von dem Tage meiner Verlobung an bis drei Monate vor Deiner Geburt. Dein Vater hat mich mißhandelt, sage ich Dir, er hat mich mißhandelt. Seine Seele ist ein Fels, auf dem nichts wächst, als dürres Moos, der nie Wärme empfindet, und wenn er sie zu empfinden meint, so ist es eine Lüge, oder er hat sie von außen empfangen und dann ist sie bloß äußerlich; gerade als ob der Fels sagen wollte, er empfinde etwas, wenn Sonne auf ihn scheint, oder die Wärme, die er äußerlich hat, sey von ihm ausgegangen. Innerlich ist alles kalt, schauerlich kalt und hohl. Da dieses Phantasiestück von Liebe, welches ich diesem hohlen Felsen anpassen wollte, davon abglitt, so fing ich an, das Leben zu begreifen, so, wie es wirklich ist. Ja, ich nahm es nicht mehr hoch, sondern so platt, wie es genommen werden muß. Ich griff nach dem verschmähten Flitterstaat und putzte mich heraus, was mir trefflich gelang, denn ich war sehr schön; mein nachtschwarzes Haar glänzte wie ächter Sammt über meiner weißen Alabasterstirne, meine feinen, wie mit einem Pinsel gezogenen Augenbraunen bezeichneten meine großen, schwarzen, melancholischen Augen gut, meine kleine Nase war wie von einer römischen Antike und mein Mund harmonirte wahr-

Digitized by Google

lich sehr gut damit. Arthur betrachtete ihn einmal eine halbe Stunde lang und als ich ihn gefragt hatte, warum er mich so fixire, antwortete er mir, er habe eine Nacht nicht geschlafen, weil er nicht mit sich einig werden konnte, ob er das Porträt meines Mundes auf dem Bild der Madonna von Guido Reni oder der Geliebten Titians gesehen habe."

(Fortsetzung folgt.)

Eine edle Frau.

Es war im Jahre 1833, also einige Jahre nach der Warschauer Revolution, als der junge W...ski in Gesellschaft einiger seiner Leidensbrüder von Frankreich nach Galizien zurückkehrte. Sein Aufenthalt hier mußte natürlicher Weise das strengste Geheimniß bleiben; er stahl sich deßhalb unter den verschiedensten Namen und seltsamsten Verkleidungen von einem Edelhof zum andern, und kam so auch unter die Obhut der M'schen Familie. Hier fand er in Wanda, der einen Tochter, eine zärtliche Beschützerin, und sie in ihm einen würdigen Gegenstand ihres Mitleidens und ihrer Sorge.

Nur kurze Zeit konnte das junge Paar den süßen Empfindungen einer edlen und großen Neigung leben. Trotz aller Vorsicht kam man W...ski auf die Spur, und in einer unseligen Nacht fiel er in die Hände der Häscher. Die schwere, eiserne Thür des Gefängnisses trennte ihn von dem Gegenstand seiner Liebe; der Prozeß begann, und das einige Monate darauf gefällte Urtheil lautete auf — Auslieferung an Rußland.

Kaum waren diese Schreckensworte der jungen Dame zu Ohren gekommen, als sie die dem Verurtheilten noch bewilligte kurze Frist und die Freiheit mit andern Menschen umzugehen, dazu benutzte, um sich unauflöslich mit ihm zu verbinden. Ein Priester segnete die unter so traurigen Auspizien geschlossene Ehe, und die Neuvermählten verließen die Stufen des Altars, um die Reise nach Rußland anzutreten. Die junge Gattin wußte nicht, ob sie, dort angelangt, ihrem Manne ins Gefängniß folgen dürfe, und was überhaupt sein Loos seyn werde, ob Verbannung oder etwas noch Schlimmeres.

Die Gatten sollten über ihr Schicksal nicht lange in Ungewißheit bleiben. Auf dem Wege schon wurde W...ski angezeigt, er werde in Orenburg als gemeiner Soldat eintreten. Es war eine klägliche Bestimmung; die Frau folgte ihrem Manne nach Sibirien.

An Ort und Stelle angelangt, überzeugten sie sich bald, gleich allen übrigen Verbannten, ihre Lage sey doch nicht so trostlos und schrecklich, als sie sich Anfangs und in der Ferne vorgestellt hatten. Warum sollten denn auch die Menschen in der Steppe schlimmer seyn, als im Salon? Das menschliche Herz verhärtet im Gegentheil weniger schnell in der Wüste, als in den Zirkeln der sogenannten feinen Welt, vielleicht weil die Menschen, je weniger sie dicht an einander gedrängt sind, desto mehr Mitgefühl für ihre Nächsten zu bewahren pflegen. W...ski und seine Gattin hatten häufig Gelegenheit, sich von der Wahrheit des eben Gesagten zu überzeugen, denn mancher von fremder Hand geleisteter Liebesdienst und manches aus dem Herzen kommende Wort des Mitleids versüßte ihnen die Bitterkeit der Verbannung. Der Himmel hatte sie mit zwei allerliebsten Kindern gesegnet; sie wurden ihnen ein Quell unendlicher Freuden.

Doch nicht lange sollten sie sich dieses bescheidenen Glückes freuen. Die Cholera brach in Orenburg aus, und die beiden Kleinen gehörten zu den ersten Opfern, welche die Seuche forderte. Wenige Stunden hatten hingereicht, um die Blüthe der Gesundheit von den frischen Wangen der Kinder wegzuwischen und sie in die Farbe der Verwesung zu kleiden.

Gebeugt vom tiefsten Seelenschmerze standen die Eltern an dem ärmlichen Lager der Kinderleichen, und die Mutter vor Allen traf der Schlag so hart, daß sie in ihrem Jammer zusammenbrach und schwer erkrankte. Was half es, daß W...ski Alles aufbot, um seine theure Gattin zu retten? Die schwache Kunst der Aerzte zerschellte an dem Eise Sibiriens.

W...ski hatte das Mögliche versucht, um den Zustand seines Weibes zu lindern; da jedoch alle Mittel fruchtlos blieben, so verfiel auch er in tiefe Schwermuth und nahm zusehends ab. Dieß wirkte auf die Frau mächtiger, als alle angewandten Arzeneien; die hinsterbende Kraft des Gatten wurde für sie eine Ursache, die ihrige zu stärken. Wanda, in der Furcht, auch noch das letzte ihr Theure zu verlieren, riß sich empor, genas zusehends und wurde der Stab, auf welchen sich der mit der Welt zerfallene russische Soldat stützen konnte. Doch schien es nicht, als wenn sein Trübsinn weiche; im Gegentheil wurde er im Kreise der Kameraden immer finsterer und wortkarger, und schrie einst in einem Anfall von Raserei, er sey des Lebens überdrüssig und wolle sterben. — Wenige Tage darauf wurde er vermißt; man stellte Nachforschungen an, und fand Mütze und Mantel des Gesuchten am Ufer des Ural. Kein Zweifel, er hatte seinen schrecklichen Vorsatz ausgeführt.

Die unglückliche Frau empfing die Nachricht von dem Tode ihres Mannes mit Schweigen und Ergebung; keine Klage strömte über ihre Lippen,

Digitized by Google

ihr Auge blieb thränenleer, nur spiegelte sich darin eine gewisse scheue Unruhe, in der Jedermann die Vorboten einer tiefen Geisteszerrüttung zu bemerken glaubte. Die Ursache derselben war leicht zu errathen. Losgerissen von ihrem theuren Gatten, konnte sie jetzt in ihr Vaterland zurückkehren; das wollte sie denn auch, jedoch nicht, ohne die Erinnerungen an ihr eheliches Glück, die Leichen ihrer Kinder, mit sich zu nehmen. Dieser Gedanke war bei ihr zur fixen Idee geworden, und trieb sie bis zum Gouverneur, um diesem ihre Bitte vorzutragen.

Dieser, ein Mann, der in seinem harten Berufe noch nicht alles Gefühl für Menschlichkeit verloren hatte und durch den traurigen Zustand der elenden Frau gerührt wurde, versagte ihr nicht nur die Gewährung ihrer Bitte, obgleich er eigentlich die Genehmigung zuvor hätte einholen müssen, sondern er ließ ihr auch einen bequemen Schlitten zum Transport der kleinen Särge einrichten, die in einen großen, hinten befestigten Kasten einzuschieben gingen und gab ihr außerdem noch einen donischen Kosaken zur Begleitung, der sie bis zur Gränze des Reichs eskortiren und ihr in Allem hülfreiche Hand leisten sollte. Nachdem Alles zur Abreise bereit war, trug die unglückliche Mutter selbst die Todtenhäuschen ihrer Lieblinge in den Schlitten, der auf dem Hofe ihrer Wohnung stand, nahm herzlichen Abschied von Freunden und Bekannten, und fuhr davon.

Die Reise ging schnell und Wanda W...ski verließ fast nie ihren Schlitten; er wurde so zu sagen ihre Wohnung, denn sie aß und schlief darin. Niemand wunderte sich über diese sonderbare Lebensweise, am allerwenigsten der Kosak, der von Orenburg her noch wußte, er habe mit einer Verrückten zu thun, und sie deßhalb gewähren ließ.

Die Reisenden hatten bereits das Land zwischen dem Ural und der Wolga im Rücken und befanden sich schon diesseits Simbirsk, als der Schlitten an einer kleinen Station anhielt, um die Legitimationspapiere vorzuzeigen und die Pferde zu wechseln. Wie überall, so verfügte sich auch hier der Kosak in die Kanzlei, um den nöthigen Rapport zu machen, und wurde auch sofort abgefertigt. Er hatte nicht Lust, mit seiner stummen, fortwährend in dumpfes Hinbrüten versunkenen Reisegefährtin ein Gespräch anzuknüpfen; auch dießmal that er es nicht, und lehnte sich, ohne von Wanda bemerkt zu werden, hinten an den Schlitten, während der Fuhrmann die Pferde anschirrte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Für Diejenigen, die Hunger haben.] Eugen Sue macht in einem seiner neuesten Feuilletons (im „Siecle") die Bemerkung, daß die Wohlhabenden in Paris, Einheimische wie Fremde, niemals geneigter zum Wohlthun und zur Linderung fremder Noth seyen, als wenn sie eben in den Kafés und Restaurationen sich recht gütlich gethan und, voll von den leckeren und berauschenden Genüssen, das Lokal verlassen. Er habe wahrgenommen, daß ein an der Thüre eines berühmten Restaurants stehender Bettler, der alle Eintretenden vergeblich um eine milde Gabe angesprochen, fast von allen Hinausgehenden, und zwar mitunter sehr reichlich bedacht worden sey. Er schlägt demnach vor, an die Ausgangs-Thüren der Pariser Kafés und Restaurationen Armen-Büchsen mit der Unterschrift: „Für Diejenigen, die Hunger haben," anzubringen; er sey überzeugt, daß sich die Armen-Verwaltung dadurch reichliche Einnahmen verschaffen würde.

Die Sage, daß der Kukuk seine Eier zum Ausbrüten in die Nester fremder Vögel trage, wurde von den meisten Naturforschern eben nur als eine Sage angesehen. Neuerdings wurde aber in einem wissenschaftlichen Blatt mitgetheilt, und zwar von einem Korrespondenten des „Zoologist," daß im letzten Frühling ein Kukuk mit einem Ei im Schnabel geschossen worden ist. Der Schütze hatte den Vogel, der ihm durch den Gegenstand im Schnabel aufgefallen war, eine weite Strecke verfolgt, ehe er zum Schusse kam. Es ist dieß wohl als ein Beweis anzusehen, daß der Vogel sein Ei in ein fremdes Nest tragen wollte. Die scheue Lebensart des Kukuks, welcher nur in den dichtesten Gebüschen nistet und den Nachstellungen der Menschen mit vieler Geschicklichkeit zu entgehen weiß, hat bisher noch immer verhindert, über sein Brutgeschäft etwas Zuverlässiges zu erfahren.

Charade.

Es ist mein Letztes von dem Herrlichen entsprossen,
Der einst dem Auge Licht gewährt,
Den Mutter-Erde nicht mehr nährt. —
Vom Flor der Trauer ist mein Erstes still umflossen,
Es schmückt sich zwar und oft mit Pracht:
Doch in sich trägt es Graus und Nacht.
Das Ganze kräftiget und mehrt, wenn unverdrossen
Der Fleiß ihm Hand und Kräfte leiht,
Der Mutter-Erde Fruchtbarkeit.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 72 5. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele wußte, daß ihr Vater nicht Arthur hieße und erstickte einen Seufzer. Aber Frau von C. fuhr fort: „Ja, ich war so schön, daß selbst Dein Vater einmal, als ich aus einer Gesellschaft kam, die unvergleichliche Lächerlichkeit beging und vor mir auf die Kniee fiel, wie ein armer Sünder, und mit Thränen Abbitte that. Ich sagte ihm aber: Mein Herr, gehen Sie rechts, ich links; Sie werden gewiß eben so schöne Damen treffen, wie ich Herren. Und damit ging ich in mein Zimmer. Man hat mir indeß nie etwas nachsagen können, denn ich habe stets das Dekorum bewahrt, auf meinem Namen haftet keine Unehre! — Aber es ist mir warm, ich habe lange nicht so viel gesprochen. Zieh' die Vorhänge zurück, zieh' sie zurück! — so — Licht, Luft! manchmal wird's mir so unruhig, als müßte ich fort."

„Gott, mein Gott, liebe Mutter," sagte Gabriele in der größten Aufregung, „Du hast Fieber, laß mich einen Arzt bestellen."

„Gott soll mich bewahren! Einen Artz? zu was?" rief sie und schöpfte nach Luft, „ich weiß, daß ich Fieber habe; ich habe es schon lange, kein Arzt in der Welt kann mir dieß nehmen. Das Fieber entspringt aus meinem Innern, ich bin innerlich krank und mein Inneres kann kein Mensch in der Welt gesund machen."

„Aber das Fieber reibt Deine Gesundheit auf," rief Gabriele.

„Meinst Du, daß Du mir damit etwas Neues sagtest? Ich weiß, daß ich nicht mehr lange leben kann, und dieß ist ein großes Glück für mich, ich fürchte mich nicht vor dem Tod; freilich ist mir Alles verworren und dunkel, was die Welt da oben anbetrifft."

In diesem Augenblick klopfte es an die Thüre und Gabrielens Vater trat herein. „Ach," sagte er, sie erblickend, „Du bist angekommen. Seit wann bist Du zurückgekehrt? was macht der Vetter und die kleine allerliebste Cousine?" Nachdem Gabriele diese Fragen beantwortet, trat er an das Bett seiner Frau, fragte nach ihrem Befinden und ohne auf ihre Antwort zu achten, begab er sich vor den Spiegel und musterte seine Toilette, weil er im Begriff war auszugehen, indem er murmelte: „Verdammt dunkel hier!"

Er war ein Mann von ungefähr 50 Jahren, groß, stark mit sehr markirten Zügen, schwarzem gelocktem Haar, aber kleinen, stechenden Augen, welche eigentlich nicht zu den übrigen Gesichtszügen paßten. Mit ungemeiner Sorgfalt stets gekleidet, sah man ihm an, daß er noch darauf ausging, zu gefallen. Nachdem er sich noch eine Zeit lang unter beständigen zerstreuten Fragen, die er theils an seine Frau, theils an seine Tochter richtete, herumgetrieben, was einen beunruhigenden, unangenehmen Eindruck auf Frau von C. hervorbrachte, ging er endlich unter vielem unnöhtigen Lärm hinaus.

„Wenn sich doch der Mann die Mühe sparte, nach mir zu fragen," sagte Frau von C., als Gabrielens Vater das Zimmer verlassen hatte, „ich weiß doch, er thut es bloß, um sein Gewissen zu beruhigen, weil er denkt, ich stürbe bald. Es ist gar zu dumm; es kommt mir gerade vor, als ob ich Jemand einen Groschen wiedergeben wollte, wenn ich ihm sein ganzes Vermögen entwendet habe."

„Soll ich Dir vielleicht heute Abend etwas vorlesen, liebe Mutter," fragte Gabriele, hauptsächlich um das Gespräch, welches ihr peinlich war, abzubrechen.

„Ja, das kannst Du thun," antwortete ihre Mutter, „aber einen Roman, einen, den ich mir selbst auswählen will, denn Du könntest einen philosophischen oder sentimentalen wählen und dieß ist mir ein horreur. Die französischen Romane mag ich am liebsten. Von Georg Sand oder Eugen Sue."

Gabriele suchte nach dem Katalog der Leihbibliothek und las die Namen der neuesten Romane.

Nachdem das Richtige endlich gefunden war, schickte Gabriele sogleich in die Leihbibliothek und ließ den gewünschten Roman holen und las sobald er da war den ganzen Abend vor. Gegen 10 Uhr

Digitized by Google

endlich sagte Frau von C.: „Nun geh', Gabriele ich habe nun genug gehört; ich will sehen, daß ich schlafen kann."

„Ich kann ja hier bleiben, wenn Du vielleicht, doch nicht schlafen könntest, so würde ich zu lesen fortfahren."

„Nein, nein!" entgegnete die Baronin ungeduldig; „es würde mich stören; geh' also und schicke mir Marien, sie kennt so meine Gewohnheiten."

„Fühlst Du Dich denn besser?" fragte Gabriele etwas ängstlich, weil ihr der Ausdruck in den Zügen ihrer Mutter so auffallend verändert schien.

„Ich fühle mich besser," entgegnete diese, „wiewohl ein wenig seltsam, nicht aufgeregt, aber doch so — ich weiß selbst nicht — aber gehe nur jetzt und rufe mir Marien."

Gabriele ging zögernd und beklommen und befahl der Alten strenge an, sie sogleich zu wecken, wenn es bei ihrer Mutter schlechter werden sollte.

Gabriele hatte weder Schlaf noch konnte sie klar denken. Sie ließ sich, als sie in ihr Zimmer trat, in einen Sessel nieder und beugte — körperlich und geistig ermüdet — den Kopf auf die Lehne desselben. Es kam mir vor, als seyen ihre Gedanken gelähmt. So blieb sie in dieser Betäubung, die weder Schlaf noch Wachen war, ungefähr eine halbe Stunde liegen, als sie plötzlich durch das Oeffnen ihrer Thüre aufgeschreckt wurde. Mit erstarrten Zügen, wie sie Gabriele noch bei keiner Gelegenheit gesehen hatte, stand Marie vor ihr und brachte kaum die Worte hervor, daß Frau von C. sehr krank geworden sey.

Gabriele erhob sich, obgleich ihr die Glieder beinahe den Dienst versagten, und eilte, von der Alten gefolgt, die dunkeln Gänge nach dem Zimmer ihrer Mutter.

Ohne mehr eines Wortes mächtig zu seyn, mit allen Zeichen eines herannahenden Todes kämpfend, lag die unglückliche Frau da.

Die Tochter sank an dem Bette der sterbenden Mutter nieder und bedeckte ihre Hand, welche sich kalt und gefühllos anfühlte, mit einer Fluth heißer Thränen und Küsse. Dieß schien die sterbenden Lebensgeister der unglücklichen Mutter zu erschüttern, denn ein leises Beben durchzuckte ihre Glieder, ihr Mund versuchte, wiewohl vergebens, sich zum Sprechen zu bewegen und das brechende Auge wandte sich mit einer unaussprechlichen Seelenangst nach Gabrielen hin.

Sie verstand Alles, was in diesem Blick lag, verstand es mit einem herzbrechenden Schmerz, beugte sich über die Sterbende und sagte mit vor Thränen beinahe erstickter Stimme: „Theuere Mutter! o lebe noch, damit ich Dir beweisen kann, wie sehr ich Dich liebe; damit Du erkennen magst, daß uns nur Dein Kummer, Dein gerechter Kummer über eine unglückliche Ehe nie vereint hat; aber Du hast mir ja dennoch nie ein Leid zugefügt. Mein Herz ist erfüllt von Liebe für Dich; aber dort oben, dort bei dem Vater, der durch Christum allen Sündern vergibt, dort oben werden wir von allen Erdenleiden fern uns in Liebe vereinen. O, ich segne Dich mit aller Liebe und Innigkeit meines Herzens und im Namen unseres Herrn und Heilandes, der jedem seine Sünden vergibt, der auf ihn hofft."

Das Auge der Sterbenden hing unausgesetzt und starr an dem Mund des Mädchens, und die Angst, die vorher in dem Auge lag, verschwand allmählig und verwandelte sich in den Ausdruck des Dankes. Dieser stumme Dank, die Ruhe, welche die Tochter in den Zügen ihrer unglücklichen Mutter bemerkte, erfüllte das tief erschütterte Gemüth Gabrielens mit schmerzlicher Befriedigung. Doch als jetzt das Auge wirklich brach und mit einem Seufzer die Seele der Unglücklichen entfloh, sank Gabriele ohnmächtig neben der Leiche nieder.

Als sie erwachte, drang die Morgendämmerung mit fahlem Licht durch die Fenster und stritt mit dem Lichte der Nachtlampe, welche am Verlöschen war und einen unruhig flackernden Schein um sich warf. Ein Vogel sang sein Morgenlied von der Akazie herab, welche vor dem Fenster stand. Gabriele befand sich ganz allein neben dem Bette der Todten, da Marie noch nicht von dem Arzte zurückgekommen, nach dem sie von ihr entsendet war. Das gebrochene Auge war nicht geschlossen, sondern starrte noch dahin, wo es zuletzt hingeblickt hatte. Ein Gefühl der Verzweiflung ergriff Gabrielen, als sie zum Bewußtseyn zurückkehrte und dieß Alles sah. Eine Zeit lang konnte sie es nicht über sich gewinnen, um sich zu blicken, denn das Vergangene trat wieder vor ihre Seele; der sterbende dankbare Blick der unglücklichen Mutter und der Schmerz überwanden endlich das Grauen. Sie erhob sich, trat an das Bett der Mutter, legte ihr Ohr an den Mund der Verstorbenen und lauschte mit zurückgehaltenem Athem, ob sich kein Puls, kein Odemzug mehr rege (obgleich sie von ihrem Tod so fest überzeugt war, wie von der Unsterblichkeit); allein es war, als lege sie ihr Ohr auf ein Grab. Dann erst strich sie, unter heißem Flehen zu Gott um den Frieden der Dahingeschiedenen, die Augen der Todten sanft zu. — Nach einer halben Stunde, als die Sonne das Zimmer schon mit Licht erfüllte, trat der Arzt ein, ging an das Bett der Entschlafenen, betrachtete sie einen Augenblick, und sagte dann, Gabrielens Hand ergreifend: „Sie schläft im Frieden; ihr Tod scheint sanft gewesen zu seyn." — Statt aller Antwort brach sie in lautes Schluchzen aus.

Man hatte ganz vergessen, Gabrielens Vater von dem Tod seiner Gemahlin in Kenntniß zu setzen. Er erfuhr es zuerst von dem Bedienten, der ihm

Digitized by Google

das Frühstück brachte. Im ersten Augenblik fuhr er zusammen, sammelte sich jedoch bald wieder und befahl, daß man ihm seine Tochter rufen solle. Als dieselbe weinend und kaum eines Wortes mächtig vor ihm erschien, sprach er, ohne auch nur eine Thräne zu vergießen: „Ich weiß, Deine Mutter ist gestorben; es ist mir lieb, daß Du da bist, ich werde auf einige Zeit das Haus verlassen, denn es ist mir unmöglich, in einem Trauerhause zu bleiben. Das nöthige Geld werde ich Dir zurücklassen, nnd schreiben, wann ich wiederkomme."

Gabrielen fielen unwillkürlich die Worte ihrer Mutter ein, die sie noch gestern zu ihr gesprochen hatte: Sein Herz ist ein Fels, auf dem nur dürres Moos wächst, und er ist schuldig an dem Unglück Deiner armen Mutter. „Du willst aber doch nicht heute gehen, lieber Vater?" fragte sie schüchtern. — „Freilich, jetzt gleich, sobald meine Sachen gepackt sind."

„Ohne die Verstorbene noch einmal zu sehen?"

„Ohne sie zu sehen," entgegnete er, unangenehm davon berührt, „was kann es ihr, was mir helfen?" Er ging hierauf an seinen Schreibtisch und nahm eine Summe heraus, die kaum zu den Begräbnißkosten hinreichte und Gabriele in Empfang nahm, ohne zu wissen, was es war, viel weniger überlegte sie, ob es genügend sey, alle Ausgaben zu bestreiten. — Sie verließ ihren Vater und begab sich, im Innersten ihrer Seele empört, wieder in das Zimmer der Verstorbenen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine edle Frau.

(Schluß.)

Da hörte der Kosak plötzlich in dem Kasten, welcher die Särge barg, eine leise Stimme. Erschrocken sprang er auf die Seite, doch gewann er bald wieder so viel Muth, um sich dem unheimlichen Kasten zu nähern und das Ohr daran zu legen. Doch es blieb Alles ruhig. Mancher Andere hätte hier gern eine Täuschung seiner Sinne vermuthet und nicht weiter nachgeforscht, doch bei dem Kosaken war dieß anders. Der „Dienst," gegenüber welchem bei dem ächten Russen jedes andere, selbst das heiligste Gefühl, in den Hintergrund tritt, trieb ihn sofort in die Kanzlei zurück, um dort von dem, was er bemerkt hatte, Anzeige zu machen. — Alsobald tritt ein Beamter, in Begleitung einiger Aufseher, an den Schlitten und fordert Wanda, die keine Ahnung von dem, was hinter ihrem Rücken vorgefallen war, auf, auszusteigen. Man schreitet zur Untersuchung, und die unglückliche Frau, die jetzt aller Muth verlassen hat, bricht leblos in sich zusammen. Man hebt sie aus dem Schlitten, und legt sie auf die Erde, um bequemer die Revision beginnen zu können. Das Erste, was den Beamten in die Augen fiel, waren die zwei kleinen Särge, welche Wanda zum Sitzen gedient hatten; der Kasten am Hintertheile des Schlittens barg — den lebenden W...ski!

Es versteht sich von selbst, daß beide Gatten sofort verhaftet und streng bewacht wurden. Wanda war von jetzt an nicht mehr die Frau eines Verbannten, sondern eine Verbrecherin, die es unternommen hatte, einem Sträfling bei der Flucht behülflich zu seyn. Die an Ort und Stelle eingeleitete Untersuchung ergab, daß Wanda, in Verzweiflung über die trostlose Lage ihres Mannes, ein Mittel gesucht hatte, um den Geliebten ihres Herzens zu retten und ihn vor Selbstmord zu schützen. Auf ihren Rath spielte er die Rolle des Tiefsinnigen, Lebensmüden und verschwand endlich, nach dem die Frau in dunkler Nacht seinen Mantel und seine Mütze ans Ufer des Ural getragen und dort hingeworfen hatte. Unter unsäglicher Angst und Gefahren aller Art verbarg sie den Todtgeglaubten bei sich. Sobald der Schliten auf den Hof gebracht worden war, schlüpfte W...ski unbemerkt in den für die Särge bestimmten Behälter, und wurde dort von der treuen Gattin gespeist und gepflegt. Der Himmel schien sie in ihrem edlen Vorhaben unterstützen zu wollen, denn Niemand ahnte den Betrug; da muß das Unglück wollen, daß ein Brett des Kastens aus den Fugen geht und dem Eingesperrten in die Seite fährt. W...ski stößt einen leisen Schmerzensschrei aus, den der Kosak zufällig hört, und alle Anstrengungen, die wohlberechnetsten Kombinationen werden zu nichte.

Vergebens waren alle Bitten und Versprechungen, selbst der Glanz des Goldes, gegen welchen sonst der Russe nicht gerade unempfindlich ist, blieb dießmal machtlos. Die unglücklichen Gatten wurden nach Orenburg zurückgeführt. In Simbirsk, wo längere Rast gehalten wurde, erbaten sie es sich von der Behörde daselbst als eine besondere Gnade, die Kinder, welche ihre Rolle ausgespielt hatten, begraben zu dürfen. Die Bewilligung dazu wurde ertheilt, und selbst einem öffentlichen Leichenbegängniß keine Hindernisse entgegengesetzt. Die eben nicht stark bevölkerte Stadt — sie zählt ungefähr 13,000 Einwohner — bot an diesem Tage einen äußerst belebten Anblick, denn Alles war auf den Beinen, um der seltenen Feierlichkeit beizuwohnen, und den Mann zu sehen, den so herbes Geschick getroffen, die Frau, welche das Unerhörte gewagt hatte, um ihren Gatten zu befreien. Es war ein herzzerreißender Anblick, als sich der Katafalk langsam durch die Straßen bewegte, und hinter diesem der Vater mit schweren Ketten belastet und ihnen fest anlie-

Digitized by Google

gend, die Mutter, ein Bild des Jammers, von einigen Männern unterstützt, dahin schwankte. Kein Auge blieb thränenleer, und da die Menge ihr Mitleid nicht auf andere Art bethätigen konnte, so that sie es durch Gaben der Liebe, welche dem unglücklichen Paare von allen Seiten zuflogen. So trat unter Anderen ein ärmlich gekleideter Mann aus dem Haufen, warf Wanda einen warmen Pelz über die Schultern und verschwand; gleiche Wohlthat wurde von einem Andern auch W...ski zu Theil.

So groß und allgemein sich die Theilnahme für die beiden Gatten zeigte, auf eben so charakteristische Weise sprach sich der Haß gegen den Kosaken aus, der die Schuld des ganzen Unglücks trug. Wo er sich sehen ließ, regnete es Verwünschungen und Flüche, besonders von Seiten der weiblichen Bevölkerung. Der Behörde blieb Nichts übrig, als den diensteifrigen Kosaken bis zur Abreise zu verbergen.

W...ski und dessen Frau fuhren bald wieder in Orenburg ein, doch mit anderen Gefühlen, als diejenigen waren, mit welchen sie die Stadt verlassen hatten. Damals lächelte ihnen die Hoffnung der Freiheit, wenn sie auch Angst und Schrecken im Gefolge hatte; heute konnten sie fast gewiß seyn, daß ein hartes Loos ihrer warte. So war es denn auch in der That, denn der Ort ihres künftigen Aufenthaltes hieß — Nertschinsk! W...ski war zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, und die Frau fortan außer Stande, ihn nur zu sehen, geschweige denn ihn zu pflegen. Dieß gab ihm den Todesstoß. Sie folgte zwar ihrem Manne freiwillig nach dem schrecklichen Nertschinsk, und umstreifte dort wenigstens die Mauern, in denen ihr Gatte schmachtete, doch ihre Lebenskraft war gebrochen, und ehe ein Jahr verging, lag sie auf der Bahre. Der sibirische Himmel läßt keine Blume auf ihrem Grab erblühen, und gleichgültig tritt der Wanderer auf den Hügel, der eine Märtyrerin der ehelichen Liebe birgt. — Möge ihr Andenken wenigstens in unsern Herzen wach bleiben.

Der arme Konstantin W...ski, dem das seltene Glück zu Theil wurde, geliebt zu werden, wie Wenige, fristet heute, verlassen von Allen, ein erbarmungswürdiges Daseyn. Vergessen von der eigenen Familie, die wohl Etwas für ihn thun könnte, ist er dem größten Elend Preis gegeben.

Die russische Regierung versagt dem Verbannten die Wohlthat des Almosens nicht. Die Post geht bis nach Nertschinsk, und Gottes Segen haftet an jedem Pfennig, der dorthin geht, um die Leiden eines Unglücklichen zu mildern.

Frühlingslied
für Kathinka.

In dem Glanz des Frühlings wieder
Lächelt blühend die Natur;
Aus den Bäumen flüstern Lieder,
Bächlein rauschen durch die Flur.

O! die süßen Blumendüfte,
Dieses frische Grün der Höh'n,
Dieses sanfte Weh'n der Lüfte, —
Trauter Lenz — wie bist du schön!

Liebe zieh mich in die Ferne
Zu geliebten Fluren hin:
Wo sie scheinen meine Sterne,
Weilt vergnügt mein froher Sinn.

Traure nicht, im Bilder-Kranze
Freundlicher Erinnerung,
Kommt zurück mit frischem Glanze
Eine Zeit so hell und jung.

Wie die Rose hold im Lenze
Standest damals Du vor mir,
In der Hand die ersten Kränze
Sprachst: geweihet sind sie Dir!

O! da zog mit süßem Klange
Auch bei uns der Frühling ein;
In des Herzens heißem Drange
Nannte ich Dich freudig mein!

Jenes glühende Umfassen —
Ach! der schöne Traum entwich!
Könntest Du den Liebling hassen,
Weil des Lenzes Strahl verblich?

Sieh', der Frühling kehret wieder
Und des Maien Sonnenschein, —
Hörst Du klingen helle Lieder,
Dann, Kathinka, denke mein!

Nimm an's Herz dieß Frühlingsblümchen
Aus des Sängers treuer Hand,
Seines Glückes letztes Blümchen,
Seiner Liebe Unterpfand!

Edmund L.

Homonyme.

An meinem Tische macht's mir Freud',
Da soll sich's weidlich laben;
Nur möcht' ich nicht, wie viele Leut,
Es auf der Nase haben.

Auflösung der Charade in Nro. 70:

Zinnober.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 73 7. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Marie saß am Fuße des Bettes, blickte starr in die Züge der Todten und sagte endlich: „Warum gehen Sie nicht in Ihr Zimmer, gnädiges Fräulein?"

„Weil ich meine Mutter, so lange sie noch über der Erde ist, nicht ohne ein Wesen lassen will, das sie geliebt."

„Glauben Sie, ich habe die Verstorbene nicht geliebt?" sagte die Alte mit einem höhnischen Lachen.

„Es kann seyn", entgegnete Gabriele.

„Nein, es ist wirklich wahr!" sagte die Alte fast gebieterisch.

„Ich sehe Dich aber weder weinen noch klagen über diesen Verlust", warf Gabriele ein.

„Weil ich kein Thränensack bin und kein Herz von Wachs besitze; auch habe ich mein Lebtag keinen Menschen leiden können, viel weniger noch wurde Jemand von mir geliebt außer dieser, die nun todt da liegt; aber weinen und klagen kann ich nicht um sie, wohl aber mit ihr sterben, wie ein treuer Hund auf ihrem Grabe. Das kann ich und das werd' ich auch."

Gabriele, obgleich ganz in ihren Schmerz versunken, fühlte wenig Theilnahme für das, was um sie her vorging: Mariens Ausspruch jedoch frappirte sie sehr. „Es freut mich", sagte sie und versuchte zu lächeln, „daß Du wirklich meine unglückliche Mutter geliebt hast."

„Ach, freuen darf man sich darüber nicht", entgegnete die Alte mürrisch und ärgerlich, „was hat sie's geholfen, daß ich sie geliebt habe? gar nichts! O nein, die Liebe ist gar nichts Erfreuliches, sie ist im Herzen wie ein Dornenbusch, dessen Stacheln alle Freuden zerreißen, ohne im Geringsten Jemand Nutzen zu bringen."

Wie ein Dornbusch soll die Liebe seyn? dachte Gabriele; das Bild war ihr gräßlich und doch konnte sie seine Wahrheit nicht gänzlich in Abrede stellen. Sie wußte zwar wohl, daß neben dem Glück einer reinen Liebe alles andere Glück dieser Erde weit, weit zurückstehen müsse, und doch hat auch die Liebe oft die tödtlichsten Schmerzen im Gefolge.

„Marie", sagte sie daher, „es wäre aber sehr traurig, wenn die Liebe nur aus Dornen bestünde, sie hat doch oft auch freundlichere Seiten."

„Das glaubt nur ein Kind," sagte diese, „das an Alles glaubt, was es sich oder ein anderes ihm weiß macht. Sie ist nur ein Dornenstrauch, ein rauher, stacheliger Dornenstrauch, der Alles wund und blutig ritzt, was in der Brust wohnt. Wen! wen macht denn Liebe glücklich? wen dena, wen? frage ich. Die Eine, die ich geliebt habe und die mir der Tod so aus Groll, aus reiner Bosheit vor der Zeit hinweggenommen, die hat mir Recht gegeben, wenn ich's ihr sagte. Wenn's Ihnen nützen könnte — doch Jedes muß seine Straße selbst gehen, und fühlen, wo das Pflaster zu hart ist — so wollte ich Ihnen sagen, daß, wenn Einer auf Liebe hofft, er eben so sehr zu bedauern ist, wie Einer, der in Noth auf ein Wunder oder einen guten Freund hofft. — Sie stutzen über das, was die alte Marie sagt? Ha, ha, ha! es sagt's auch nicht Jede, es ist nicht Jede in einer so guten Schule gewesen, als ich. — Wenn mir's überhaupt um Jemand leid wäre, so würde ich Sie recht herzlich bedauern, weil Sie noch das ganze Leben vor sich haben."

„Das soll Dir auch nicht leid seyn, mir ist es schon leid genug. Ich kann Dir sagen, ich wäre herzlich gerne statt meiner Mutter gestorben."

Die Alte richtete zum Erstenmal mit Interesse ihre schielenden Augen auf das bleiche Mädchen und sagte dann, indem sich ihre faltenreiche Stirne noch in mißmuthigere Falten legte, als sey ihr diese Ueberzeugung unangenehm: „Ich glaub's Ihnen, ich glaub's Ihnen, aber der Tod ist schadenfroh und hat die Einfälle eines Teufels," — nach einer Pause fügte sie noch hinzu. „Mit seinem kalten, ekelhaften Gräberodem haucht er heimlich die Menschen an und wenn sie nun welken und todt im Herzen sind und gerne die abgelaufenen Glieder in's Grab legten, kommt er nicht. Oder es hat sich Einer das lustige Leben zum Kumpan gewählt und zieht mit ihm jubelnd durch die Welt, meidet den Anblick der Kirchhöfe und Spitäler, dann kommt er gewiß mit

Digitized by Google

den dürren Beinen ihm nachgeschlichen und versetzt ihm eins. Ich kenne seine Tücke; aber mich bekommt er nicht, wenn ich lache, und nicht, wenn ich weine, an meinem Herzen wird seine Klinge schartig."

Gabriele, deren Schmerz stets sanft, weil durch Religiosität gemildert war, so daß er nie in Heftigkeit, Haß oder Bitterkeit ausarten konnte, erschrack vor einem so finsteren Charakter, der ihr verabscheuungswürdig schien. Sie sah ihn, bei Marien wie er war, während ihr die Aeußerungen ihrer Mutter unbeschreiblichen Schmerz und Traurigkeit erregten, bloß weil sie ihn mit dem Auge der Liebe betrachtete. Bei der Gereiztheit ihrer Nerven hielt sie diese Frau beinahe für den bösen Geist, der ihre Mutter so unglücklich gemacht, und diese Idee kam ihr immer wahrscheinlicher vor, je mehr sie darüber nachdachte, so daß es ihr ganz unerträglich wurde, sie an dem Bette der Verstorbenen sitzen zu sehen, weil sie sich einbildete, daß sie dadurch vielleicht jetzt noch Macht über ihre Mutter hätte. Da sie die Alte nicht erzürnen wollte, sagte sie freundlich: „Du hast die ganze Nacht nicht geschlafen, begib dich zur Ruhe, ich will mit dem alten Gottfried, der nun mit dem Einpacken bei meinem Vater fertig seyn wird, hier bleiben."

„Was frage ich nach Nachtwachen, nach Ruhe, hier will ich bleiben, so lange sie über der Erde ist. Habe ich doch so manche lustige Stunde ihr zu verdanken; und soll nun ich nicht auch bei ihr seyn, so lange ich sie noch sehen kann? Nein, nein, nein! das kann ich nicht! Ha, ha, ha! ich bekomme sie doch nie wieder zu sehen."

Gabrielens Herz begann so heftig zu schlagen, daß ihr die Adern an den Schläfen zu klopfen anfingen. „Ich will für meine Mutter beten", sagte sie tief Athem holend, „daß Gott ihre Seele erlösen möge von allem Uebel und sie annehmen wolle im Namen unseres Heilandes."

Damit thun Sie ihr keinen Dienst," entgegnete die Alte höhnisch, „sie hat hat nie an Gott geglaubt, wie auch ich nicht."

„Lasse die verruchten Reden," sagte Gabriele, indem ihre Lippen krampfhaft bebten, „geh' deiner Wege, ich will mit Gott und dieser Todten allein seyn."

Die Alte warf Gabrielen einen infernalischen Blick zu und sagte: „ich stehe ja nicht in Ihrem Dienst; was heißen Sie mich gehen? — Wenn diese da unter der Erde ist, geh' ich schon von selbst."

Gabriele betrachtete noch eine Zeitlang die Todte und verließ dann das Zimmer. Kaum hatte sie das ihrige erreicht und hier einen Augenblick im Gebet zu Gott Ruhe finden wollen, als der Reisewagen ihres Vaters vorfuhr. Die Dienerschaft lief auf und nieder, die Hunde bellten, die Thüren wurden mit großem Lärm zugeschlagen und man hörte deutlich die Stimme ihres Vaters, welcher verschiedene Befehle ertheilte, worunter der besonders wiederholt eingeschärft wurde, daß man sein Zimmer, sobald es kalt zu werden anfange, jeden Tag heitzen soll. Jedes dieser Worte und dieser Lärm erschütterten Gabrielens Herz bis in die innersten Fasern. Endlich wurde es ruhig. Gabriele ergriff die von ihrer Großmutter bei der Konfirmation empfangene Bibel und schlug darin ihre Lieblingsstellen auf, die sie so oft schon mit Thränen benetzt hatte. Als sie beruhigt die Bibel wieder schloß, trat Gottfried leise herein. Er hatte das Fräulein seit gestern nicht wieder gesehen und sein Herz sehnte sich darnach; er blieb, ohne etwas zu reden, an der Thüre stehen und trocknete die Thränen, die an seinen Wangen herabrannen. Auch Gabriele weinte, bis endlich Gottfried sagte: „Ach gnädiges Fräulein, schon oft sprach ich zu mir selbst, wenn ich wenig Geschäfte zu besorgen und die Zeit zum Nachdenken hatte: Gottfried, Du bist alt, und kinderlos, es wäre vielleicht besser, wenn du Gott bätest, daß er dich zu sich nähme; allein heute habe ich doch gedacht, lieber Gott, laß mich noch lange leben, denn es geht hier im Hause schlimm zu und das gnädige Fräulein hat keine treue Seele als mich. „Gottfried," sagte Gabriele, „Du hast wahr gesprochen. O, ich bedarf einer Seele, auf die ich mich verlassen kann. Ich bin allein, ich könnte in einer Wüste nicht einsamer seyn, ich habe keine Eltern, keine Geschwister."

„O, gnädiges Fräulein", unterbrach sie Gottfried, „es ist das nicht allein, — es ist — doch Kindern soll man nichts Böses von ihren Eltern sagen, — allein" — — —

„Nun, sag' es nur heraus, Gottfried", fiel Gabriele ein, „Du darst mir in Zukunft nichts verschweigen, sonst weiß ich ja nicht, wie ich daran bin. Sprichs aus, was Du sagen willst. Ich bin schon gewöhnt, Dinge zu hören, die mir nicht erfreulich sind."

„Sie haben Recht", sagte der Alte, indem er leise die Thüre aufmachte und hinaus blickte, ob Niemand lausche; und näherte sich, vorsichtig um sich blickend, dem Fräulein. „Sehen Sie", sprach er nun mit halblauter Stimme, „Sie müssen mir es nicht verübeln, wenn ich Alles so heraussage, wie es mir im Kopfe liegt, aber der gnädige Herr Vater ist kein braver Mann. Ich will nichts in Bezug auf seine selige Frau Gemahlin sagen, von früheren Zeiten will ich gar nicht einmal reden, aber von jetzt, von heute Morgen. Sehen Sie, ich habe vor Aerger geweint. Er hat nämlich da drüben in der Allerheiligengasse — man kann das Haus von hier aus erblicken — eine Person wohnen, — ein Frauenzimmer — ich will sie nur so nennen, da ich mich vor Ihnen nicht gut eines andern Ausdrucks bedienen kann, — die seine Geliebte ist, Kleider, Hüte, kurz

Digitized by Google

Alles, was man nur braucht, bekommt, um so einer nichtsnutzigen Figur ein Ansehen zu geben. Ich wußte schon lange, daß er sie als Geliebte hatte, indeß was lag mir daran; Ihnen hat's nichts geschadet und der gnädigen Frau — nun, die Sachen wissen wir ja. — Jetzt aber, wissen Sie, was mir der Herr Vater sagte? — Gottfried, sagte er zu mir mit einer Miene, als sey es ein Auftrag an die Kirche: da drüben in der Allerheiligengasse Nro. 40 wohnt die Mamsell Heinsel, sie ist mir als gute Haushälterin empfohlen worden, da die gnädige Frau nun todt ist, und meine Tochter sich nicht viel um die Haushaltung bekümmern kann, so sage dieser Mamsell, daß ich sie als Haushälterin annehmen wolle; was den Lohn anbetrifft, so werde ich schon mit ihr einig werden. Aber sie soll da seyn, bis ich wieder komme. Verstanden? — Ja wohl, Ihre Gnaden! mußte ich antworten. Ich wollte ihn an den Tod der gnädigen Frau und an Sie erinnern, damit er doch ein Einsehens hätte, und sagte deßhalb Ihro Gnaden wie sollen wir es denn mit der Bestattung der seligen, gnädigen Frau halten? Ich habe nicht den Muth, das gnädige Fräulein, dem ohnehin nie eine Freude zu Theil wird, und welches immer so niedergeschlagen ist, deßhalb anzugehen. „Thue dieß nur dreist", entgegnete er, „ich habe ihr schon das Geld dazu eingehändigt." Dann ging er fort. Was soll ich nun beginnen, gnädiges Fräulein, soll ich selbst Ihnen diese liederliche Person in's Haus bringen? — Ihnen sollte ich das thun?"

(Fortsetzung folgt.)

Mozart im Kloster.

Ein Wiener Blatt erzählt Folgendes als „Wahrheit, keine Dichtung": Zwei Stunden von dem mit seinen reizenden Ufern, in der Nähe der bayerischen Hochgebirge liegenden Chiemsee liegt in einem von wellenartig geformten Hügeln gebildeten Thale die Benediktiner-Abtei Seeon.

Auf einer kleinen Insel des gleichnamigen See's erbaut, zeichnete sich dieselbe durch ihre Abgeschiedenheit, Einfachheit der Bauart und mehrere ihrer Konventualen, die in verschiedenen Fächern der Wissenschaften glänzten, vor vielen anderen Prälaturen aus. Besonders die lieblichste und heiterste aller Musen, die am meisten Kunstjünger zählt, und welcher in der niedersten Hütte wie in den glänzendsten Palästen gehuldigt wird, die Musik, wurde dort besonders gehegt.

Umgeben von mit Buchen und Nadelhölzern bewaldeten Hügeln, in denen Tausende von befiederten Sängern ihren frohen Chor ertönen ließen, bespült von den lichtgrünen Wellen des See's, welche der stillen Abtei in den Sommermonaten eine eigene Kühlung gewähren, wurde dieser abgeschiedene Platz gern der Erholungsort der reichen Bewohner der entfernteren Städte, besonders Salzburgs. Der kleine See, einer der fischreichsten Deutschlands, bietet den Angelnden Karpfen, Hechte, Barse und besonders den delikatesten Süßwasserfisch, den Waller, welcher oft achtzig bis hundert Pfund schwer getroffen wird, in Menge. Mit den stets gern gesehenen Gästen aus Salzburg kam oft ein kleiner Knabe. Unter den herzlich Willkommenen von allen der Willkommenste; es war der kleine Amadeus Mozart, Euterpe's Liebling, der schon damals von allen Menschen angestaunte Wunderknabe. Ihm lebte in den Mauern Seeons ein Mann, an dem der Kleine mit einer unnennbaren Freundschaft und Zärtlichkeit hing. Kaum war die Kutsche über die Brücke in den Hof der Prälatur gefahren, als er, seine Reisegefährten verlassend, aus derselben hervorsprang und die Treppe zu dem Konvente emporeilte, Niemand, selbst den entgegenkommenden Abt nicht beachtete, sondern den langen Gang fortlief, bis ihm aus der Thüre einer der letzten Zellen ein Mönch entgegentrat. An diesem sprang und kletterte der kleine Mozart mit dem herzlichsten Jubelruf empor, umfing seinen Hals, streichelte ihm mit zarten Händen die Wangen und sang dabei mit freudiger Seele: „Mein Hänschen! Lieb's Hänschen: Mein Hänschen! Lieb's Hänschen!" bis der erste Freudenrausch vorüber war und dem Mönche die Thränen der Rührung und Freude über die Wangen liefen. Es war dieß Pater Johannes, ein ältlicher Mann von oft stürmischem und heftigem, dann bald darauf wieder weichem Gemüthe. War es doch, als ob Pater Johannes den Charakter seines Namenspatrons, des Vorläufers Christi, in neuerer Zeit repräsentiren sollte. — Ein großer Musikfreund war Pater Johannes, selst ein ausgezeichneter Zellist und guter Bariton-Sänger. — Mozart mochte neun Jahre seyn, als er wieder in Begleitung der Salzburger Kaufherren, Metzger, Gyri und Kerschbaumer in Seeon zum Besuche ankam. Wie früher eilte er seinem Liebling Johannes entgegen. Nachdem die erste stürmische Freude sich gelegt, sprach Pater Johannes bekümmert: Was ist Dir, lieber Amadeus, Du siehst blasser wie sonst aus? Der Kleine antwortete heiter: Nichts, nichts! Sey unbesorgt, ich habe viel, recht viel gearbeitet, darum schickt mich der Doktor von Salzburg zu Euch hierher in die Sommerfrische (ein Ausdruck der Salzburger für: „die Landluft zu genießen"), damit ich durch das dolce far niente wieder röthere Wangen bekomme. Darum bleibe ich dießmal vierzehn Tage, vielleicht drei Wochen bei Euch in Seeon. Wir wollen im Schiffchen fahren früh und spät, Fische angeln, im Buchenwald spazieren gehen und Abends

Digitized by Google

muſiziren. Ich habe auch für Dein Cello etwas Neues mitgebracht, es wird Dir gefallen. — Mittags an der Tafel des Prälaten, neben dem Mozart seinen Platz hatte und wo sein Freund Johannes ihm gegenüber saß, klagte der Erstere dem kleinen Mozart seinen Mangel an passenden Offertorien zu den Benedikti-Festen, deren das Kloster drei des Jahres zu feiern habe und bat ihn um gelegentliche Abhülfe. Mozart sah lächelnd auf Johannes, der gleichfalls durch freundlichen Blick und Kopfnicken die Bitte des Abtes unterstützte. Da reichte er die kleine Hand über die Tafel, ergriff die entgegenkommende des Pater Johannes, drückte sie und sang wieder: Mein Hänschen, lieb's Hänschen! mit ungewöhnlicher Innigkeit. Darauf wandte er sich zum Abte Augustin und sagte: Ja, ja, ihr sollt's haben, aber hier schreibe ich dießmal keine Note, denn der Doktor will's nicht haben, aber von Salzburg aus soll zur rechten Zeit ein neues Offertorium kommen. Und wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, klatschte er nach kurzem Besinnen in die Hände und sang mit kindlicher Stimme: Johanne Baptista, und sah dabei seinen Freund lachend an. Nach achtzehn Tagen nahm Mozart von den gastfreundlichen Mönchen und seinem Johannes Abschied. Die Morgenröthe der wiederkehrenden Gesundheit war auf den Wangen des Kleinen zu sehen; sein Körper fühlte sich durch die frische Land- und Seeluft, so wie sein Geist durch die Ruhe und Erheiterungen aller Art auf das Neue gestärkt. Der Wagen der Gäste rollte mit dem kleinen Mozart fort. An dem Ufer des Sees standen die Mönche und sahen den Scheidenden nach. — Mozart bog sich noch einmal heraus und sang, daß es laut über den schmalen See hinüberschallte aus voller Kehle: Mein Hänschen, lieb's Hänschen, und winkte dabei lebhaft mit der Hand. — Den 16. Juni, acht Tage vor dem Feste Johannes des Täufers, langte von Mozart ein Packetchen Musikalien nebst einem Briefchen an Pater Johannes an, es lautet: „Mein lieber theurer Johannes! In acht Tagen ist das Fest Deines Namenspatrones. Nimm die Partitur des beiliegenden Offertoriums zum Angebinde. Ich habe während der Arbeit immer und immer an Dich gedacht, wie Du selbst sehen und hören wirst, und es ist auch darum, wie ich meine, gut ausgefallen. Empfehle mich dem hochwürdigen Herrn Prälaten Augustin und allen Deinen ehrwürdigen Mitbrüdern, und denket im Gebete eures kleinen Amadeus Mozart. P. S. Für das Cello habe ich keine Solo-Stelle hineingeschrieben, weil Du gewiß bei dem Hochamte levitirst." Dieses Offertorium nimmt einen der ersten Plätze unter den Kirchenkompositionen des Genialsten aller Kompositeure des verflossenen Jahrhunderts ein. Sogleich erkannten die Benediktiner Seeons und die dortigen Musiker bei der ersten Probe, daß Mozart seinem Lieblinge Johannes damit eine Ovation gebracht und darin dessen ganzen Charakter geschildert habe. Der oft heftige und dann doch wieder so liebevolle und fromme Pater Johannes ist treu in den Tönen wiedergegeben, und immer fällt dazwischen die sanfte Melodie Johann Baptistas schmeichelnd und besänftigend und in mannigfachen Wendungen und künstlichen Umkehrungen ein, so daß man deutlich sieht, daß Mozart, als er an der Tafel des Prälaten seinem Freunde die Hand reichte, auch schon die Grundidee zum berühmten Offertorium geschöpft hatte, welches auf allen größeren Chören der katholischen Kirche am benannten Feste ausgeführt und bewundert wird. Noch öfters kam Mozart, um Seeons und seinen lieben Freund Johannes zu besuchen, bis er nach Wien zog. — Als aber im Dez. 1792 die Nachricht von Mozarts Tode auch in Seeon ankam, war in der dortigen Abtei eine allgemeine tiefe Trauer, und Pater Johannes weinte wie ein Kind. Sein Cello berührte er nimmer wieder, und wollte man ihn nach Jahren auf Augenblicke aus seiner Schwermuth reißen, so durfte nur einer seiner Mitbrüder die Melodie der zwei Takte: „Mein Hänschen, lieb's Hänschen" summen, so überflog ein freundliches Lächeln des alten Paters Antlitz, um bald wieder mit einem Seufzer zu enden. Er starb noch vor Aufhebung des Klosters im 78sten Jahre. Sein Organ war so melodisch und metallreich, daß der kleine Mozart oft äußerte: Wenn Johannes spricht, ist für mein Ohr mehr Musik darin, als wenn manch' Anderer singt. Dieses möchte wohl auch der Schlüssel zu dem Räthsel seyn, warum der kleine Mozart sich von dem Pater so sehr angezogen fühlte.

Räthsel.

Was wäre ohne mich der Feldherr und die Waschfrau?
Die Jugend wär' nicht rosigroth, das Alter wär' nicht aschgrau.
Es wären nimmer die Ehre, der Ruhm und nie die Freiheit,
Der Mensch, er wär' nicht fromm und glaubte nie an Dreiheit.
Ergebenheit und Treue, die gäbe es nicht mehr,
Wir hätten nicht einmal den Leuchter und die Lichtscheer,
Der Jammer wär' zwar auch nicht da, doch würde lieber Leser,
Es denn doch nicht besser seyn, dein Heil wär' drum nicht größer.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 74 8. Mai 1852.

Eine Begegnung.

Skizze von Adolf Sternfeld.

I.

In der Bergkette, die Südtyrol von Italien scheidet, erhebt auch der Monte Baldo sein weißgekröntes Haupt; an seinem Fuße schäumen die Wellen der Etsch, auf seinen Gipfeln horstet der Adler, doch über die Mitte hat der Mensch seinen Weg gebahnt, neben gähnenden Abgründen und schroffen Felswänden, von denen oft mächtige Steinmassen oder furchtbare Lavinen sich niederwälzen auf den harmlosen Pilger.

Solch einem Ereigniß dankt auch die alte Felsenkapelle im engen Thale delle Pissote ihr Entstehen.

Ein Maler, heißt es, dem Weib und Kinder auf der Heimreise hier ein Schneesturz verschüttet, hatte sie mit dem gar kunstreich gefertigten Bilde der schmerzhaften Gottesmutter geziert, und wer vorüberzog auf gefahrvollem Pfade, weilte gern vor dem wunderlieblichen Bilde, sich himmlischen Schutz zu erflehen.

Auch am letzten Oktobertage des Jahres 1619 hatte eine Gruppe Reisender hier gerastet. Es waren zwei Frauen; die Eine ein Mädchen von etwa 16 Jahren, in Trauer gekleidet, das Engelsköpfchen von blonden Locken umwallt, versunken in andächtigem Gebete; die Andere bereits im Sommer des Lebens von hohem Wuchs und kohlschwarzem Haar. — Auch sie ließ die Kugeln des silbernen Rosenkranzes durch ihre Finger gleiten, doch blickte sie oft, wie von andern Gedanken bewegt, zurück auf den greisen Diener bei den Maulthieren, welche die spärlichen Farrenkräuter abweideten.

Zu ihr wandte sich jetzt der Letzte der Gruppe, der Führer der Reisenden, der bisher mißmuthig auf seinem Bergstocke lehnend, die sinkende Sonne betrachtet hatte. „Und wollt Ihr wirklich weiter, Signora?" fragte er.

„Du hörst meinen Befehl," sprach jene kurz, „ich habe ihn noch nicht verändert."

„Doch wär' es nicht gerathener, nach Brentino zurückzukehren? Das Kloster ist noch zwei Stunden entfernt, und die Sonne im Untergehen."

„Wir haben Vollmond," sprach die Dame, dem Diener herbeiwinkend, — „und prahltest Du nicht zuvor, den Weg in Nacht und Nebel zu finden?"

„Wie Ihr wollt!" sprach der Führer gereizt, — „auf mich könnt Ihr bauen — doch die Nacht in den Bergen ist kein Spaß."

„Wir sind wohl verwahrt," versetzte jene, „man erwartet uns in Averone, und auch Du Bertha," setzte sie mit seltsamem Tone hinzu, — „sehnst Dich wohl schon, Deinen künftigen Aufenthalt zu sehen?"

„O wohl," sprach das Mädchen, und schlug das seelenvolle Auge empor, doch schnell senkte sie es wieder, und Purpurgluth überzog ihr Antlitz. —

Auf einem Felsenvorsprung gegenüber der Kapelle saß ein junger Mann in braunem Mantel, und zeichnete das Madonnenbild, schien's — doch auf die holde Betrin waren seine Blicke geheftet — und sie begegneten ihr nicht zum Erstenmale! —

Die Dame hatte indeß ihr Saumthier bestiegen, und die Verwirrung ihrer Gefährtin nicht bemerkt.

„Fort, Pietro!" rief sie — „wir müssen noch heut, und wär's um Mitternacht, nach Averone. Verdopple Deine Wachsamkeit, Ruodi, so will ich Deinen Lohn verdoppeln."

Und so bewegte der Zug sich weiter auf der einsamen Straße; rings schroffe Granitmassen, niederes Knieholz und verwittertes Gestein.

Die Sonne war verschwunden, und schneidende Kälte trat ein; der Wind heulte schauerlich durch das Geklüfte, und trieb wirbelnd den Schnee von den Höhen hinunter. Die Dame war zurückgeblieben und wechselte einige halblaute Worte mit dem alten Diener, der dabei widrig lächelte.

Bald aber schwieg jedes Gespräch, — immer schwärzer wurde das Dunkel, die weißen Felszacken nur blickten wie Nachtgespenster, immer steiler stieg der Weg hinan, — dunkle Schlünde klafften zur Seite, in deren Tiefe man das dumpfe Brausen der Etsch vernahm.

„Wir sind in der Hälfte des Weges," hub endlich Ruodi an — „jetzt verlassen wir die Straße, dort geht sie weiter nach Deutschland."

Digitized by Google

„Nach Deutschland!“ rief das Mädchen bewegt, „dort also liegt meine Heimath, die ich so früh verließ, o könnt' ich Dich noch einmal schauen!“ —

„Kind, sprach die Gefährtin streng;“ eine Himmelsbraut muß sich entschlagen der irdischen Wünsche, um nur dem anzugehören, dem sie sich geweiht — doch still — welch Getöse! — so braust nicht die Etsch da unten in der Tiefe!“ —

„Ein Adler fliegt dort vom Berge herab,“ sprach das Mädchen, und deutete unbefangen nach oben — aber mit Entsetzen sprang Ruodi zurück. „Weg da!“ schrie er, „Gott Gnade uns! eine Lavine!“

Und schon wälzte sich mit Blitzesschnelle eine ungeheure Schneemasse herab, schon hatte sie die Erschrockenen erreicht, und stürzte jetzt weiter mit Donnergeheul den Abhang hinunter in die aufzischenden Wogen der Etsch!

Blasse Bildsäulen standen Alle — der Tyroler zuerst gewann die Fassung wieder. — „Wo ist das Fräulein?“ rief er — „sie war die vorderste von uns — ach, die Lavine hat sie mit fortgerissen!“

„Gott sey ihrer Seele gnädig,“ murmelte die hohe Frau vor sich, als sie die Gefahr vorüber sah — meine Sorge liegt im Strome begraben — doch was war das! eine dunkle Gestalt glitt da hinunter!“

„Ich sah nichts,“ sprach jener, „der Schreck umnebelt noch Euer Auge, — da hinunter wagt sich — und doch, wär' es nur nicht so pechfinster, wie jammert mich das arme, liebe Kind!“ —

„Nein, fort,“ rief jene hastig, „mir grauset hier — in Averone wollen wir Hülfe suchen — fort von dem fürchterlichen Orte!“

„Indeß ist sie verloren,“ jammerte der ehrliche Führer, „hättet Ihr doch meinen Rath nicht verschmäht!“

„Ich wünsche Euch Glück,“ raunte ihr Pietro von der andern Seite zu, „nun seyd Ihr alleinige Erbin!“

(Fortsetzung folgt)

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Gottfried, es kommt mir oft vor, als hätte ich irgend etwas Böses gethan, weil mich das Unglück so sehr verfolgt. Immer tiefer und tiefer komme ich ins Elend hinein, und das in so unerwarteter mannigfacher Gestalt!“ sagte Gabriele betrübt zu Boden blickend. —

„Lassen Sie uns nur nicht den Muth verlieren, nur jetzt nicht, gnädiges Fräulein! Sie sind so fromm, Sie wissen, daß Gott überall ist und kennen doch gewiß auch das schöne Lied:

„Befiehl Du Deine Wege und alles was Dich kränkt,
Der treuen Vaterpflege deß, der die Himmel lenkt.“?

„Du hast Recht, Gottfried“, entgegnete das Mädchen, „ich will auf Gott bauen. Was wäre uns auch sonst die Religion, wenn wir sie in der Stunde der Angst nicht festhielten, wenn sie dann nicht unsere Stütze wäre. — Gottfried, aber die Mamsell! — Du mußt thun, was Dir mein Vater befahl, denn wenn Du seine Aufträge nicht vollziehst, wird er Dich aus seinen Diensten entlassen, ich werde Niemand zum Troste haben und die Unglückliche wird dennoch kommen.“

„Großer Gott!“ seufzte Gottfried, „hätte er es nur mir nicht aufgetragen; es gibt ja schlechte Menschen genug, die einen solchen Auftrag gerne übernehmen. — Er mußte mich und Sie freilich bereden, daß sie eine Haushälterin sey.“

„Wenn ich nun meinen Vater bäte, das Haus verlassen zu dürfen?“ sagte Gabriele sinnend.

„Glauben Sie, das würde er zugeben?“ entgegnete Gottfried. „Eben so wenig wird er zugeben, daß diese in der Allerheiligengasse bleibt.“

„Und warum nicht? Ohne mich wird er ja viel freier, viel ungenirter seyn,“ sagte Gabriele mit einem bittern Lächeln.

„Hier aber kosten Sie ihn nichts, müssen reinen Mund halten und er — wird sich nicht geniren.“

„Das wäre ein fürchterliches Loos!“ seufzte das Mädchen, „ich kann mir nicht denken, daß dieß mir von Gott auferlegt werden wird.“

Beider Gespräch wurde jetzt durch Jemand, der wegen der Beerdigung Einiges zu fragen hatte, unterbrochen. — Gabriele war so erschöpft von Kummer und Sorgen, wozu noch diese neue harte Erinnerung kam, daß sie beinahe bewußtlos niedersank, indem sie auch seit langer Zeit keine Nahrung zu sich genommen hatte. Gottfried rieb dem Fräulein die Schläfe mit Eau de Cologne, lief in die Küche, holte eine Tasse Kaffee mit Zwieback und bat sie beinahe fußfällig, doch etwas anzunehmen, was sie denn auch that. Nachdem sie sich ein wenig erholt hatte, sagte der Alte: „Sie müssen sich schonen, gnädiges Fräulein, überlassen Sie mir die Sorge für die Beerdigung, bleiben Sie hübsch in Ihrem Zimmer, und gehen Sie nicht mehr hinüber.“ Gabriele erzählte ihm noch den Vorfall mit der alten Marie, worauf er tröstend versicherte, daß er die Alte schon fortschaffen wolle und, daß sein alter Freund, der Küster von St. Ursula, ein sehr frommer Mann, bei der Leiche wachen werde. Sie dankte unter Thränen dem treuen Alten, gab ihm das von ihrem Vater empfangene Geld, der es sorgsam zählte und sagte: „Sehen Sie, es sind zweihundert Gulden, davon nehme ich hundert, — man muß Alles knapp einrichten, und doch muß das Begräbniß auch stan-

Digitized by Google

desgemäß seyn. Sie lassen doch gewiß der Verstorbenen zwei Seelenmessen lesen?"

„Gewiß, gewiß! Gottfried," sagte Gabriele, „nimm, was du brauchst."

„Dann werden diese hundert Gulden nicht ausreichen," sagte er. „Ich will aber nicht früher mehr nehmen, als bis ich es wirklich nothwendig brauche." Worauf er, das Nöthige zu besorgen, ging.

Wir erlauben uns, die Tage in unserer Erzählung zu überspringen, in welchen Gabriele allein mit Gottfried und einer alten Köchin, — denn Marie war wirklich fortgegangen, — in dem öden Hause verlebte, einsam mit sich und ihren trüben Gedanken, welche gleich Regenwolken jeden Lichtschimmer der Zukunft ihr verdunkelten. Nur ein einzigesmal hatte in dieser Zeit eine wehmüthige Freude den Weg in ihre Einsamkeit gefunden. Dieß war ein Brief Waldemars, eine Antwort auf die Anzeige, welche ihm und seiner Frau von dem Tode ihrer Mutter gemacht. Er lautete wörtlich so: „O Gabriele! Ich habe die Nachricht von dem Verluste Ihrer Mutter erhalten. Eine Mutter zu verlieren, ist hart; aber die Verstorbene, erlauben Sie dieß Ihrem Freund zu bemerken, — hat nicht die Pflichten einer Mutter erfüllt. Ich kann es keiner Mutter vergeben, eine Pflicht, die so nahe liegt, wie ein Kind seiner Mutter, — zu übersehen; und nun gar ein Kind, wie Sie sind, Gabriele, zu versäumen, nicht mit aller Zärtlichkeit zu lieben, ist unverantwortlich, unverzeihlich. Es thut mir jedoch leid für die Verstorbene, daß sie den Edelstein, mit welchem sie sich am kostbarsten, am reichsten, am ehrenvollsten hätte schmücken können, der so selten ist, wie die Blüthe der Aloe, gehen ließ, um nach Dingen zu greifen, die ihr kein Glück verleihen und schaffen konnten. Aber Gott ist gnädig, er wird ihr dort oben erst einsehen lernen, was sie hienieden besessen, und sie wird für den Engel beten, den sie hier so sehr verkannte. Jedes Wort Ihres lieben Briefes weiß ich auswendig. O! sie sprechen so ganz den hohen, seltenen Geist des Wesens aus, von dem ich mit unbegränztem Stolz jeden Tag mir wiederhole, daß es mein mit Liebe gedenkt. In Ihrem Schreiben, in Ihrem geliebten Schreiben, welches die sternlose Nacht meines Geistes wieder erhellte, die, seit Sie von hier fortgingen, denselben überfiel, war zwar nur eine Aufmunterung zur Pflichterfüllung für mich heraus zu finden, aber dennoch machten seine lieben Worte den Eindruck auf mich, wie wenn ich als Kind mich am Weihnachtsabend leise vor die Thüre schlich, hinter welcher die kostbare Bescheerung mir bereitet wurde, und ich den Duft der Wachskerzen und Tannen empfand oder den Ton des Glöckchens vernahm. Gabriele, was ist die Liebe so wunderbar zauberhaft beglückend und wieder so tief schmerzlich. Heute möchte ich sterben, wenn ich mein Unglück überblicke, und morgen möchte ich leben, um Sie zu sehen und Ihnen noch einmal zu sagen, wie unbeschreiblich ich Sie liebe. Schelten Sie mich nicht, daß ich nochmals mein Herz so sprechen lasse, denn ich thue meine Pflicht — o! wenn Sie einen Blick hierher werfen könnten, Sie würden sehen, und mir wäre dann doch ein Lob von Ihnen gewiß. — Ja, Sie würden mich loben — und gewiß, ich verdiene es auch; denn je schwerer, je mühsamer eine Pflicht zu erfüllen ist, desto größer ist auch das Verdienst. — Ich habe nie über Pflichten ernstlich nachgedacht, habe nie geglaubt, daß es Pflichten geben könne, die so trocken seyen, daß ihnen nicht eine erträgliche Seite abzugewinnen wäre, die so ganz nur als Opfer erschienen! — Werden Sie nicht böse, Gabriele, daß es mir so sauer wird zu leben? Würden Sie mir erlauben, Ihnen von Zeit zu Zeit schreiben zu dürfen, dann hätte ich doch eine Zukunft, — könnte mein Leben dann eintheilen in die Tage, an denen ich Ihnen schreiben dürfte und an welchem ich Briefe von Ihnen erhielte, — das wären die Sonntage meines Lebens und die andern Tage möchte ich meine Pflichttage nennen. Ich weiß aber, Sie erlauben es mir nicht und nun thut es mir weh, daß ich die Idee gehabt habe. Ach ich wäre schon ganz heiter geworden, wieder einmal mit Ihnen reden zu können, wenn Sie mir auch wie die unsichtbaren Engel keine Antwort geben Gabriele, wenn Sie in irgendeiner Lage des Lebens einer treuen Seele bedürfen, — aus Barmherzigkeit erinnern Sie sich meiner. Und nun muß ich schließen, — lebewohl kann ich aber nicht sagen, ich mag das Wort, das so sehr den Abschied ausdrückt, nicht leiden, und rufe Ihnen daher ein herzliches a dio zu.

Ihr Waldemar.

P. S. Erlauben Sie, daß ich Ihren Brief auf meinem Herzen trage, wenn es zu unruhig wird, es ist das einzige Opiat, was es beruhigen kann.

Diesen Brief, den Gabriele nicht beantwortete, las sie jeden Tag wieder auf's Neue und schöpfte, wie aus einer unversiegbaren Quelle stets neues Leben für ihr welkendes Daseyn. Es gab doch Einen Menschen auf dieser weiten Erde, der ihren Werth erkannt hatte, der sie liebte und dieser Eine war Waldemar, das Ideal Ihres Herzens, ihrer Träume, die Sonnenuhr, nach der sich ihre Gedanken richteten.

Mit dem Herbst und seinen naßkalten Tagen, die uns nur dann nicht abschreckend erscheinen, wenn man in dem Haus, in welches man nun lange gebannt seyn soll, geliebte Wesen findet, die uns durch ihre Liebe Alles vergessen und ertragen lassen, was Natur und Leben uns Trübes bieten, — war der Baron und schon früher Mamsell Heinsel eingetrof-

Digitized by Google

fen. Gabriele, die in keinen Konflikt mit dieser Person gerathen wollte, war ihr freundlich, ohne je länger als nothwendig, mit ihr zu reden. Aber gerade dieß erregte den Zorn der Mamsell, und da sie den Herrn des Hauses, wie man zu sagen pflegt, in ihree Tasche hatte, so war es ihr leicht, diesen gegen seine Tochter einzunehmen, und die ihm bisher nur gleichgültig gewesen war, begann er, durch zweckmäßige Darstellungen, welche sie von Gabrielen entwarf, zu hassen. Mamsell Heinzel wünschte mit bei Tische zu seyn, da sie von zu achtbarer Familie sey, um bei der Dienerschaft essen zu können. Der Baron bewilligte ihr dieß sogleich, und als Gabriele erklärte, daß sie alsdann nicht mit zu Tisch sitzen würde, sagte ihr Vater, daß es ihr frei stehe. So aß die arme Gabriele auf ihrem Zimmer, und der alte Gottfried hatte mehr als einmal noch andere kleinliche Rachen der Mamsell zu bekämpfen. Er war schon ganz bleich und mager geworden vor Aergee, und die Galle kochte ihm endlich über: „Nehmen Sie nie mehr den Namen des gnädigen Fräuleins in den Mund," sagte er eines Tages zitternd vor Zorn, „eine Person wie Sie ist nicht werth, unter einem Dache mit solch' einem Engel zu wohnen, und sollte Gott danken, daß sie von dem gnädigen Fräulein geduldet und nicht durch die Polizei hinausgeworfen werden."

Die Wuth der Mamsell Heinzel brach in der ganzen Gemeinheit ihres Herzens hervor: „Meinen guten Ruf, meinen guten Namen will er, nichtswürdiger Graukopf, antasten? das soll er mir büßen." Mit aufgelösten Haaren und heulend, daß das Haus davon widerhallte, lief sie zu dem Baron und klagte ihm schreiend das Geschehene, der sie mit einigen Dukaten beruhigte und sogleich beschloß, den alten Verläumder fortzuschaffen. Triumphirend kam sie nun in die Küche zurückgelaufen und verkündete dem alten Gottfried, daß er sogleich das Haus verlassen solle.

„Mamsell Heinzel," sagte er, und nahm sie bei Seite, „ich habe einen guten Freund, den alten ehelichen Küster, der hat einen Sohn, den schönen Anton; Sie kennen ihn vielleicht he — soll ich den vielleicht zu dem gnädigen Herrn bringen? oder soll ich vielleicht die alte Suse holen, die Ihr Logis mit bewohnt hat und die viel von Ihrem ehelichen Namen zu erzählen weiß? — He? soll ich?" Mamsell Heinzel wandte sich unwillig weg, der Alte aber blieb im Hause. —

Gottfried erzählte, wenn er es vermeiden konnte, nie seinem Fräulein die ihm wiederfahrenen Beleidigungen; allein sie bemerkte doch, wie sich der arme Mann ihretwegen härmte und grämte, was sie sehr schmerzte.

Noch trauriger als der Herbst für Gabriele verstrichen, waren ihr die finstern Wintertage mit den langen Abenden drückend. Gabriele verstand Musik, malte, dichtete, redete mehrere Sprachen, und ihr Herz war so reich, ihr Geist so gebildet, daß der Tempel der Kunst und besonders der Poesie ihr immer offen stand, sie war eine würdige und begeisterte Schülerin derselben, aber ihr Geist war jetzt müde von Sorgen und Kummer und hatte nicht mehr die nöthige Feische. Oft legte sie den Pinsel bei Seite und stützte das schöne Haupt, überwältigt von geistiger Erschöpfung, auf ihre Staffelei oder hörte mitten im Vortrag eines begeisternden Liedes unwillkürlich zu singen auf, ließ die Finger von den Tasten gleiten und starrte durch das Fenster in die graue Nebelluft, welche mit der Trostlosigkeit ihres Innern so sehr harmonirte. Eines Tages kam Gottfried eilig in Gabrielens Zimmer und sagte beinahe weinend: „Gnädiges Fräulein, ich soll Ihnen den Schlüssel zu der Garderobe der seligen gnädigen Frau abfordern, der Herr Baron will der Mamsell Heinzel den schönen großen Muff und den Pelz von Hermelin geben."

„Das darf nicht geschehen," erwiderte sie fest. „Wenn sie meinen Muff haben will, so kann sie ihn bekommen, aber nicht den meiner Mutter. Sage dieß meinem Vater und ich wolle deßhalb den Schlüssel nicht geben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Niniveh, Babylon und London mit einander verglichen.] Der Flächengehalt Babylons betrug 45 Geviertmeilen, der von Nineveh 43, und der gegenwärtige von London beträgt nicht ganz 23 (116 engl. Geviertmeilen) und doch zählt London, obgleich fast nur halb so groß wie Nineveh, beinahe viermal so viel Einwohner als diese Stadt, die (damals „die Königin der Erde" genannt), während ihrer Blüthezeit nur 600,000 zählte, wie dieß Joseph Bonomi in seinem eben erschienenen „Nineveh and its Palaces" nachweist.

Ein pommerscher Landwehrmann, welcher nach der Schlacht von Waterloo mit in Paris eingerückt war, wurde bei seiner Rückkehr in die Heimath gefragt: „Ihr habt Euch doch in Paris nichts abgehen lassen?" — „Ei gewiß nicht!" gab er zur Antwort, „was denkt Ihr denn? Alle Abend hab ich mir vier Lichter anstecken lassen und der Franzose mußte mir sie putzen."

Auflösung der Charade in Nro. 71:
Grabscheit.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 75 10. Mai 1852.

Eine Begegnung.

(Fortsetzung.)

II.

In dunkler Tiefe auf dem Felsenufer der Etsch, die nun mit doppeltem Toben gegen die hemmenden Schneemassen kämpfte, kniete eine männliche Gestalt, vor ihr starr und bleich die Jungfrau, die seine Hände aus dem Schnee gewühlt. „Sie lebt!" jauchzte er auf, das leise Pochen ihres Herzens fühlend, „der Herr sey gelobt!"

Jetzt erst gewahrte er, daß die steigende Fluth, die seine Füße benetzte, beide ins Strombett zu reißen drohte; rasch umfaßte er die Gerettete, und mit dem andern Arm an Felszacken und Knieholz sich klammernd, klomm er den jähen Abhang hinan. — Steingeröll prasselte unter seinen Füßen, Blut rann von seinen Händen, ein Fehltritt, ein Blick rückwärts hätte ihn schwindelnd hinabstürzen müssen, es war ein verzweifeltes Wagestück — doch es gelang. —

Jetzt stand er oben, erschöpft, tiefathmend, von Nacht umhüllt, vom eisigen Nordsturm umbraust, die Ohnmächtige auf den Armen, die eben ihre Augen aufschlug.

„Wo bin ich?" stammelte sie.

„In Sicherheit", sprach jener, „bald, hoffe ich, außer Gefahr!" —

„Gott, — was ist das? — wer seyd Ihr? — wo ist meine Mutter? — wo ist Pietro?" —

„Sie sind fort, — sie mögen Hülfe für Euch suchen!"

„Weh! jetzt entsinne ich mich," rief jene schaudernd, — o wer Ihr seyd, um Gotteswillen! wenn sie leben, bringt mich zu ihnen." —

Sie machte sich los, und eilte einige Schritte weiter, doch bald sank sie erschöpft zusammen. Verzweifelnd beugte sich jener über sie; er schrie in die Nacht hinaus, der Sturm verschlang sein Rufen, unmöglich war's, eine menschliche Behausung zu erreichen, und doch bei längerem Verweilen, der Untergang gewiß. Düster starrte er zum Himmel, da riß das Gewölk, leuchtend trat die Scheibe des Vollmondes aus der Umhüllung hervor, und ließ kaum 100 Schritte entfernt eine Alpenhütte entdecken.

Neu ermuthigt, raffte er das Mädchen vom Boden auf, es mit kräftigen Armen umfassend, eilte er dem Asyle zu.

„Wohin bringt Ihr mich?" rief sie doppelt erschrocken, als sie in ihrem Retter den Mann im braunen Mantel erkannte, „führt mich nach Averone!" —

„Vermögt Ihr es zu erreichen?" sprach der Fremde, „vertraut Euch mir nur diese Nacht, mit dem Frührothe will ich Euch hingeleiten."

Sie schwieg; die Sennhütte war erreicht, die, obwohl verlassen, doch ein Obdach gewährte; in einem Winkel entdeckte sich ein kleiner Vorrath von Reisig; bald flackerte ein lustiges Feuer und die wohlthätige Wärme goß neues Leben in die erstarrten Glieder. — Beide schwiegen; die Jungfrau blickte schüchtern vor sich nieder, während der Fremde sorglich alle Oeffnungen der Hütte verwahrte, das übrige Reisig, Moos und dürres Laub zusammenraffte, und, so gut es anging, ein Lager bereitete.

„Wollt Ihr nicht hier ein wenig ruhen," sprach er endlich, seinen Mantel darüber breitend, „es ist wohl Mitternacht — neugestärkt werdet Ihr dann morgen den Weg antreten können!"

„Schlafen? Nimmermehr!" rief jene hastig, „ich fühle keine Ermüdung."

„Euer Auge widerspricht Euch," versetzte der Fremde — „genießt immer des erquickenden Schlummers, ich will wachen, daß Nichts ihn Euch störe."

Er blickte sie treuherzig an, und schritt hinaus; ängstlich sah Bertha ihm nach, — in ihr kämpften Scheu und Ermattung — aber war sie nicht ganz in seiner Gewalt? — konnte nicht Ein Fußtritt die schwache Thüre und den hölzernen Riegel zerschmettern? — hatte er sich bisher ein unedles Wort erlaubt? — pfui, wie konnte sie mißtrauen! — Das Lager winkte so einladend, — ja, ruhen konnte sie ein wenig darauf — alle Schrecknisse des Abends schwebten vor ihr — wie mochte es ihm auch wohl möglich geworden seyn, sie zu retten, — sie hätte ihn befragen mögen — doch wo war er? — hatte er sie verlassen? — nein, das konnte er nicht! —

Digitized by Google

und doch — was mochte er jetzt beginnen? — Die Unruhe ließ sie nicht auf dem Lager; leise raffte sie sich auf, und schlich zu dem kleinen Glase in der Hüttenthüre. — Deutlich ließ der Mond Alles erkennen, — sie erbebte — vor ihr, zum Glück abgewendet, saß der Fremde auf der Steinbank — sie konnte gerade über seine Schulter blicken — er hielt ein Täfelchen in der Hand — eine Zeichnung mit farbigen Stiften, es schien die Madonna der Kapelle — sie mußte wieder hinsehen — seltsam! In den flüchtigen Umrissen wähnte sie ihr eigenes Bild zu erblicken — doch was mußte er denken, wenn er sich plötzlich umsah — erschrocken schlich sie zurück — verworrene Bilder gaukelten um sie her — manchmal meinte sie das Antlitz des Fremden hereinblicken zu sehen, doch immer undeutlicher ward Alles — das Feuer erlosch, noch einmal empfahl sie sich andächtig ihrem Schutzpatrone, und war bald entschlummert. —

(Fortsetzung folgt.)

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gottfried war erfreut über Gabrielens Festigkeit und richtete ohne Scheu diese Bestellung aus; allein der gnädige Herr ward sehr ungehalten, stieß den alten Diener weg, und begab sich persönlich zu seiner Tochter.

„Lieber Vater," sagte Gabriele, als der Baron den Schlüssel selbst forderte, „in die Garderobe ist nichts von Werth, auch nichts von Ihren Sachen, und die Kleider meiner seligen Mutter werden Sie doch nicht brauchen können."

„Was geht das Dich an, was ich will," sagte er. „Gib den Schlüssel, es gehört Alles mein, was darin ist und ich allein habe darüber zu gebieten."

Nach diesen harten Worten gab sie den Schlüssel hin, und als sie bald darauf die Mamsell mit dem Muff und Pelz ausgehen sah, ging sie so schwer es ihr auch wurde, zu ihrem Vater und erklärte ihm fest und entschieden, daß, wenn der Muff nicht wieder in die Garderobe gebracht würde, so werde sie das Haus verlassen.

„Ich würde Dich gern gehen lassen," entgegnete er mit unerschütterlicher Ruhe, „allein Du kostest mich zu viel außer dem Hause, und muß mein Geld zu Rathe halten."

„Ich will nichts von Ihrem Geld, lassen Sie mich nur von hier fort, wo das Andenken meiner Mutter so schamlos gebrandmarkt wird."

„Nun so gehe!" entgegnete er gleichgültig, „lieber heute als morgen! aber ich habe nicht nöthig, Dir einen Kreuzer zu geben. Einer Tochter, die so ihrem Vater jeden Gehorsam aufsagt, bin ich, wenn's ihr nicht in meinem Hause gefällt, gar nichts schuldig. — Indeß sage ich Dir dieß eine noch, daß Du nicht irgendwohin als Gouvernante gehst; denn ich will mir nicht durch deine dummen, romanhaften Streiche den Namen eines schlechten Haushaltes zuziehen. — Und nun mache was Du willst!" Die arme Tochter begab sich auf ihr Zimmer, wo Gottfried sich ungerufen bei ihr einfand.

„Sollen wir nun gehen?" sagte sie zu ihrem treuen Diener, nachdem sie ihm das Vorgefallene mitgetheilt. — „Nein gnädiges Fräulein, ich rathe nicht dazu," entgegnete der Alte, „solch' eine Person wie die Heinzel, ist zu Allem fähig; wenn Sie das Haus verlassen, so ist die eine Handlung gegen den Willen Ihres Herrn Vaters, worauf die Heinzel fußen und bedeutende Pläne bauen und Ihrem Herrn Vater vorstellen wird, daß man eine so ungehorsame Tochter enterben könne! — Wie dann?"

„Aber wenn ich hier bleibe, gehe ich zu Grunde. Mag Sie meinethalben auch das noch thun," sagte Gabriele entschlossen, „in diesem Geld liegt doch kein Segen für mich, wie auch nie eine Liebe für mich in der Brust meiner Eltern wohnte."

„Wohin aber wollen Sie gehen?" fragte Gottfried.

„Das weiß ich selbst nicht," antwortete sie. „Du aber sollst auch nicht hier bleiben, denn ich kenne noch Jemand, der Dich in Deinem Alter versorgen wird, wenn ich ihn darum anspreche, sey also ganz unbesorgt, es soll Dir zum Wenigsten bei mir gut gehen!"

„Und wenn Sie mir ein Schloß einräumten," rief Gottfried, „ohne daß ich bei Ihnen bleiben dürfte, so kann es mich nicht erfreuen, erlauben Sie daher, gnädiges Fräulein, daß ich Sie begleiten darf."

„Du weißt, guter Gottfried, wie gerne ich Dich in meinen Diensten habe; allein bei meinen beschränkten Mitteln kann ich Dir Deine Treue nur sehr karg belohnen; wer weiß, ob ich Dich selbst vor Mangel schützen kann, und am Ende bin ich doch gezwungen, wenn mir von meinem Vater nichts wird, eine Unterkunft als Gouvernante zu suchen!"

„Warum wollten Sie aber dieß thun? Gehen wir lieber an einen Ort, wo Niemand Sie kennt, nehmen Sie einen andern Namen an; ich arbeite so viel ich kann, und besitze auch noch eine kleine ersparte Summe; o wir werden schon ordentlich leben, Gott lebt ja noch. — Sagen Sie den wenigen Menschen, die Sie hier kennen, daß Sie auf Besuch zu einer Freundin in's Ausland reisen."

Gabriele wußte nun nicht, was thun, überlegte noch manchen Tag mit ihrem alten Diener zusammen, wie es wohl am besten zu machen wäre, und blieb zuletzt doch bei dem, was Gottfried vorgeschlagen hatte, da, wie er meinte, es dem gnädige„

Digitized by Google

Fräulein ja jeden Tag frei stünde, ihren Entschluß zu ändern.

Sie schrieb, ehe sie das Haus verließen, noch einen Brief an Waldemar, der zugleich auch an Pauline gerichtet war, sagte ihnen darin, daß ihre Gesundheit eine Luftveränderung erheische, weßhalb sie zu einer Freundin reisen wolle, und ließ diesen Brief erst in dem Augenblick abgehen, als sie mit Gottfried ihr Vaterhaus verließ, um es nie wieder zu sehen.

An demselben Tag, als Gabriele aus dem Hause ihres Vaters schied mit geringer Habe, um mit dem alten treuen Diener ein Asyl zu suchen, kehrte Waldemar, als es bereits finster war, von seinem einsamen, allabendlichen Spaziergang heim, den er in der Richtung, wo Gabriele wohnte, machte. Ermüdet und besonders traurig gestimmt, begab er sich auf sein Zimmer, das kein anderes Licht erhellte, als der ungewiß flackernde Schein, der aus dem kleinen holländischen Kamin kam, warf sich da in den Fauteuil, welcher vor demselben stand und blickte, seinen Gedanken nachhängend, in die gelbe flackernde Flamme. Kaum hatte er einige Minuten so gesessen, als die Thüre des Zimmers, welches an das seine stieß, geöffnet wurde, und er deutlich Paulinens Worte vernahm: „Hier wollen wir bleiben, Geliebter, hier können wir am besten Waldemars Rückkehr bemerken, weil er nach dem Spaziergang gewöhnlich zuerst auf sein Zimmer geht."

„Ich bin es zufrieden, mein Engel," erwiderte eine anmuthige frische Stimme, „wenn ich nur bei Dir bin; aber ich bemerke, die Thüre zu Waldemars Zimmer ist nur angelehnt, soll ich sie nicht zudrücken?" „Nein", entgegnete Pauline, „lasse sie nur wie sie ist. Waldemar könnte zufällig sich erinnern, daß er die Thüre nur angelehnt hat und sich erkundigen, wer sie geschlossen habe? — Ich bin vorsichtig, nicht wahr?" — fügte sie hinzu, und an dem Klang der Stimme hörte man, daß sie dabei lächelte.

Waldemar richtete sich hoch in seinem Sessel auf. „Was heißt das?" sagte er zu sich selbst und lauschte unwillkürlich nach der halb offnen Thüre hin. Es fiel ihm nicht im Traum ein, daß dieß ein Rendez-vous seyn könnte. Die melodische Stimme, welche Pauline vorhin beantwortet hatte, erkannte Waldemar sogleich als die seines Nachbarn Titus, jenes jungen, schönen Mannes, dessen wir im Anfang Erwähnungen thaten. „Theure Pauline," fuhr er fort, „das Geständniß, welches Du mir heute Morgen in einem Briefe gemacht hast und welches, wie Du sagst, die Ursache Deiner bisherigen Verstimmung war, hat mich im ersten Augenblick entzückt, obgleich dieß, — wie ich gleich später einsah — eine Raserei ist; dann hat es mich wie Dich verstimmt und zuletzt um Deinetwillen geschmerzt, aber auch Waldemars wegen. Ich habe zum Erstenmal erkannt, wie sehr, sehr Unrecht ich gegen den Mann gehandelt habe, der mich freundlich und mit Vertrauen in sein Haus aufnahm und mir seine Freundschaft schenkte. Diesen Mann, den ich wirklich achte und den ich für einen der edelsten halte, der mir je begegnet ist, habe ich betrogen, betrogen um sein schönstes Glück."

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Jude.

Diese neue Oper Halevy's, die, wie bereits erwähnt, am 23. April zum Erstenmal in Paris aufgeführt wurde, reiht sich würdig den neuen Spektakelopern an, wie unsere Leser aus nachstehender Inhaltsangabe des Stückes entnehmen werden. Der Held der Oper ist, wie man aus dem Titel ersieht, der „ewige Jude". Ahasverus hat dem Erlöser auf seinem Todesgange höhnisch den Labetrunk versagt, dafür muß er bis an der Tage Ende rastlos, ein lebendiger Todter, auf der Erde umherirren. Nur eine Viertelstunde darf er an einem Orte weilen; will er es länger, fühlt er sich glücklich in der Nähe seiner jüngsten Nachkommen — denn er ist ein so zärtlicher Ahnherr, wie der Meyerbeer'sche Bertram ein zärtlicher Vater — so mahnt ihn die eherne Stimme des strafenden Engels, daß die Zeit abgelaufen ist und treibt ihn mit dem unversöhnlichen: Fort und immer fort! — Marche! marche toujours! in die Weite. Die Dichter des Textbuches haben die Handlung in die Periode des lateinischen Kaiserthums gelegt, das die Kreuzfahrer im 13ten Jahrhundert in Konstantinopel gründeten. Der erste Akt spielt in Antwerpen. Es ist Kirmeß. Theodore, die Schifferin, eine der letzten Nachkommen des ewigen Juden, singt dem Volk die Geschichte ihres Ahnherrn. Die Nacht bricht heran; im Sturm und elektrischen Leuchten wandert der ewige Jude über die Bühne. Räuber kommen mit Beute. Sie sind im Begriff, ein junges Mädchen, Irene, die Tochter Balduin's von Flandern, des künftigen lateinischen Kaisers, zu morden, aber Ahasverus wirft sich zwischen sie und ihr Opfer und der Dolch zersplittert an dem Unverwundbaren. Entsetzen und allgemeine Flucht, wie die Räuber das blutige Mal an der Stirn des Gezeichneten erblicken. Einen Augenblick weilt Ahasver bei seinem jüngsten Enkel, die Viertelstunde läuft ab, die Stimme des Engels ruft ihn: Fort! fort! Der Vorhang fällt. Der zweite Akt führt Theodore, Irene, Leo (einen andern Nachkommen des ewigen Juden) und die genannten Räuber am Fuß des Hämusgebirges zu

Digitized by Google

sammen. Leo liebt Irene. Die Räuber entführen sie ihm, um sie dem Kaiser Nicephorus zu verkaufen. Neue Scene. Der Marktplatz von Thessalonich. Das Volk trägt Holz zu Johannisfeuern zusammen. Nicephorus läßt sich von den Räubern die gefangenen Sklavinnen vorführen. Sie tanzen ein Pas in transparenter Gaze. Aber sie reizen ihn nicht. Nur die stille, züchtige Irene gefällt ihm; man will die sich Sträubende fortschleppen, da erscheint mit Donner und Blitz Ahasverus. „Halt ein, Volk, dieß Mädchen ist die Tochter eures Königs!" — „Beweis!" — „Gott wird ihn geben." — „Der Holzstoß ist bereit; steige hinauf, wenn du die Wahrheit sagst, werden dich die Flammen respektiren." — Ahasverus klimmt hinauf, das Feuer wird angezündet, die Flammen berühren ihn nicht, er ist unverbrennlich — ein Wunder! Das Volk huldigt seiner legitimen Kaiserin. Freudenrausch. Prachtvolles Finale. Ahasverus segnet und wandert fort. Der Vorhang fällt. — Byzantinischer Saal, von einem Garten mit lebendigen und gemalten Fontainen umgeben. Irene und ihre Hofdamen treten auf. Man führt zwei Fremdlinge vor. Es sind Theodora und Leo. Romanze und Couplets. Irene lüftet ihren Schleier. Wiedererkennungsscene. Leo: „Du auf dem Thron? Wir sind auf ewig getrennt." Irene: „Nein! der Thron ohne dich! lieber eine Rasenbank und du zu meiner Seite. Warte und hoffe!" — Ein Schäfer führt gezähmte Bienen vor. Es sind Mlle. Taglioni und andere Tänzerinnen, geflügelt und im goldglänzenden Bienenharnisch gepanzert. Sehr hübsch. Halevy läßt sich die Musik so natürlich dazu summen, daß man sich fürchtet, gestochen zu werden.

Die Bienen fliegen in den Korb zurück. Darauf großer Krönungszug und Festmarsch. Eine formidable Banda spielt auf der Bühne; Sax, der berühmte Verbesserer der Blechmusik, hat dazu ganz neue Instrumente von furchtbarer Wirkung erfunden. Die Musiker erscheinen in diesem Gewühl der wunderlichst gewundenen Serpents wie lauter Laocoons, umschlungen von allen möglichen Arten von Land- und Wasserschlangen. Die Zuhörer glaubten die Posaunen von Jericho zu vernehmen. Vierter Akt. Betsaal der jungen Kaiserin. Leo. Später Irene. Zärtliches Duett. Nicephorus und die Räuber haben gehorcht. Sie schwören Leo den Tod. Die Scene wechselt. Eine Ufergegend am Bosporus. Nacht. Ahasverus kommt aus den Ruinen hervor und klagt sein ewiges Leid. Auch die Räuber sind in den Ruinen versteckt. Leo und Theodora treten auf. Die Räuber stürzen auf Leo; Ahasverus wirft sich dazwischen. Schon wieder der Jude! rufen jene und entfliehen. Aber sie bleiben im Hinterhalt. Ahasverus Viertelstunde naht sich ihrem Ende. Schon ertönt die Posaune des Racheengels. Ahasverus will fort. Bleibe! bleibe! ruft Theodora, welche die Räuber heranschleichen sieht. Sie werden ihn tödten! — Fort! fort! mahnt der Engel. — „Du wirst den letzten deines Stammes nicht tödten lassen!" — „O wie gern schützte ich ihn . . . aber ich kann nicht. Lebewohl!" — Die Räuber stürzen heran und dolchen Leo vor den Augen des verzweifelten Urahnen nieder. Flammenschwert des Engels. Donner und Blitz. Der Vorhang fällt. — Damit schließt auch die Handlung. Der letzte Akt gibt den Zuschauern eine handgreifliche Vision des jüngsten Gerichts. Man sieht das Thal Josaphat. Unter dem dröhnenden Schall der ganzen Sax'schen Blechmusik rufen die Engel die Todten wach. Die Gräber öffnen sich, die Sünder stimmen ihr: Mea culpa, mea maxima culpa an. Der Würgengel erscheint im Vordergrund des Thals und läßt seinen unversöhnlichen Ruf erschallen. Zitternd antworten die Todten. Auf ein Zeichen des Engels verschwindet das Thal und der Schlund der Hölle öffnet sich. Teufel fahren unter grellster bengalischer Beleuchtung und dem höllischsten Lärm mit den Verdammten in die Flammen. Endlich ist die große Sichtung vollbracht; die Hölle schließt sich, nur spärliche Flammen schießen noch hervor, oben öffnet sich der Himmel und die Seraphim empfangen die Schaaren der Seligen. Die Vision ist vorbei. Nebel decken die Scene; nachdem sie sich niedergelassen, sieht man ein ödes Meergestade und an ihm den unvermeidlichen, unsterblichen ewigen Juden. Marche, marche toujours! ruft der Engel wieder und wieder, Ahasverus ergreift den Stab, wandert und wandert; wie er in den Nebeln verschwindet, fällt der Vorhang.

Mannigfaltigkeiten.

Ein ziemlich lustiger Student brachte seine Zeit größtentheils im Gasthofe, zur Sonne genannt, zu. Als nun ein durchreisender Freund seines Vaters sich nach dem Befinden seines Studenten erkundigte, gab ihm Jemand die Auskunft: „O, der sitzt hier recht warm, denn man findet ihn den ganzen Tag in der lieben Sonne."

Ein Weintrinker beklagte sich über Augenschmerzen. Als ihm der Arzt deßwegen den Wein verbot, protestirte er, indem er versicherte, es sey ihm durchaus unmöglich, sich das Weintrinken abzugewöhnen. „So solltet Ihr doch wenigstens in Zukunft nicht so tief in's Glas schauen," sagte der Arzt. „Das geschieht ohnehin nicht," erwiderte der Augenkranke, „denn ich trinke aus der Flasche."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waillandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 76 12. Mai 1852.

Eine Begegnung.

(Fortsetzung.)

III.

Es war hoch am Tage, als Bertha erwachte; seltsame Träume hatten ihren Schlaf geschreckt, sie durchirrte schauerliche Höhlen tief — tief unter der Erde; oben hörte sie die Wasser brausen, und die Leute sagen, sie wäre gestorben — unten hüpften mißgestaltete Alräunchen in langen Gängen voll flunkeruden Gesteins — bald kam wieder ein garstiger Lindwurm mit offenem Rachen, sie zu verschlingen, der Lindwurm sah aus, wie Pietro und höhnisches Lachen ergellte von einer bekannten, weiblichen Stimme. Und sie fürchtete sich sehr, doch plötzlich stand vor ihr mit flammendem Schwerte der Fremde, und aus den Wolken lächelte die Himmelskönigin von der Kapelle herab. „Sey getrost, meine Tochter", sprach sie, und wies auf das Schwert in ihrer Brust, und der alte Führer schrie dazwischen: „Flieh, flieh! — sonst bist Du verloren!" —

Sie war recht froh, daß nur leere Träume sie geäfft hatten, und öffnete die Thüre der Hütte. Ihr gegenüber lehnte der Fremde an der Felsenecke und bot ihr einen freundlichen Morgengruß. „Seyd Ihr nun stark genug, mir nach Averone zu folgen?" fragte er.

„Wohl hat mich der Schlummer erquickt, doch daß Ihr meinetwegen die rauhe Herbstnacht —" sie stockte.

„Schweigt von der kleinen Beschwerde", sprach er lebhaft, „o wie gern wollt' ich Alles, selbst dieß Leben hingeben, um Euch einen bitteren Augenblick zu ersparen."

Die Jungfrau erröthete. — „Habt Ihr nicht schon Euer Leben gewagt, um das meine zu retten? Noch immer ist mir's unbegreiflich, wie es Euch gelang."

„Nicht ich, Euer Schutzengel war's, der Euch gerettet, — hätte die Lavine Euch erfaßt, so kam Hülfe zu spät; nur die Erschütterung riß Euch mit fort, der Schneee umhüllte Euch schützend, und ein Baumstamm hielt Euren Sturz auf. Schon gab ich Euch verloren, da entdeckte ich Euer Haupt im lockeren Schnee. — So ward mir's möglich, Euch einen Dienst zu leisten, und meine höchsten Wünsche zu befriedigen!" —

„Kennt Ihr mich denn?" fragte Bertha verlegen.

„Saht Ihr mich nie am Portale der Magdalenenkirche zu Verona? — dort schon prägte sich Euer Bild mir ein, ob ich auch nie Euch anzureden wagte!"

Die Jungfrau blickte zur Erde. — „Ich bin eine arme Waise", hub sie endlich an, „nur mit den Worten kann ich Euch danken für Euren Dienst, doch möchtet Ihr dieß kleine Andenken nicht verschmähen!"

Sie bot ihm die einfache Kette von ihrem Halse mit so bittendem Blicke dar, daß seine Erwiderung auf den Lippen erstarb. Stumm drückte er die Gabe ans Herz, schweigend schritten beide weiter.

„Ihr nennt Euch eine Waise", hub er endlich an, „wohl dacht' ich's, eine Mutter hätte Euch nimmer schnöde verlassen in der Todesgefahr!"

„Denkt nichts Arges von Frau Klaren, wer konnte glauben, daß des Himmels Gnade mich da unten am Leben erhielt, — zwar ist sie nur meine Stiefmutter — ach meine Mutter ist schon lange todt, und der Vater auch — die waren nicht aus Wälschland, nein, aus Mainz, weit von hier in Deutschland — habt Ihr davon gehört?"

„Wohl", sprach der junge Mann, „ich habe dort geweilt, als ich aus meiner nordischen Heimath nach dem schönen Italien zog, mich hier in der edlen Malerkunst auszubilden!" —

„Ach, mein Vater war auch ein Maler, und gar geehrt bei Fürsten und Herren! — Doch als meine gute Mutter starb, fand er nirgends mehr Ruhe noch Rast, daheim mochte er nicht mehr weilen, er wollte nach Rom ziehen, da lernte er in Verona Frau Klara kennen, und ehelichte sie — o guter Vater, Du bist nun oben bei der Mutter im Himmel!"

„Und warum", — fragte jener, „zieht ihr jetzt nach Averone?"

Digitized by Google

„Ich will mich dort einkleiden lassen", sprach das Mädchen unbefangen, „im Kloster der grauen Schwestern."

„Wie?" rief der Fremde erbleichend, „so jung wollt Ihr allen Freuden der Erde entsagen? und ist dieß Euer eigener, fester Entschluß?"

„Welche Freuden blühen mir auf Erden", sprach Bertha schmerzlich, — „auch meinte Frau Klara, es dürfte heilsam seyn für meines Vaters Seelenruhe, wenn ich in klösterlicher Abgeschiedenheit für ihn bete."

„Bedenkt, was Ihr thun wollt," rief jener hastig, „gebt Euch nicht fremder Arglist als Opfer hin — seht Ihr dort den goldenen Thurmknopf, von der Sonne bestrahlt, es ist schon das Kloster — freundlich blickt es Euch entgegen, aber hat seine Pforte sich hinter Euch geschlossen, dann gibt es keine Rückkehr mehr. O hat die Welt nur etwas noch, was Euch theuer ist, so geht nicht ein in jene Kerkermauern."

„Ihr irrt", sprach jene, und blickte ihn innig an, „der Friede wohnt hinter jenen stillen Mauern, ich werde dort glücklich seyn, und Euer oft gedenken, in meinem Gebete."

„O Bertha", rief der Jüngling schmerzlich, und schlug die Hände vor das Gesicht.

„Was ist Euch?" fragte sie ängstlich.

„Es ist vorüber", sprach jener sich sammelnd, „doch nun lebt wohl, das Kloster liegt vor Euch, der Thalweg führt Euch hinunter."

„Wie? wollt Ihr mich nicht hingeleiten, um auch meiner Mutter Dank zu empfangen?" fragte die Jungfrau.

„Wer weiß, ob man mich gern an jener Stätte erblickte", versetzte jener, „ich bin Protestant."

Erschrocken ließ Bertha seine ergriffene Rechte fahren, ein bitteres Lächeln umspielte die Lippen des Jünglings. „Und nun", fuhr er fort, „wo unsere Wege sich trennen, wo ich wohl für immer von Euch scheide, nehmt meine heißen Wünsche mit Euch, mögt Ihr glücklich seyn, und meiner nicht ganz vergessen!"

Rasch preßte er ihre Hand ans Herz; ehe sie ein Wort entgegnen konnte, hatte er um die Felsecke gebeugt, und war verschwunden. Seufzend blickte Bertha ihm nach, dann neigte sie schwermüthig das Haupt, und schritt den Thalweg hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Aber Titus, ich bitte Dich," rief Pauline, „ich bin so angegriffen, wenn Du mich jetzt nicht ermuthigst, wenn Du mir so die großen Opfer, die ich Dir brachte, vergiltst, daß Du mich am Ende noch aus übertriebener — wie soll ich's nur nennen? — Großmuth — gegen den Mann, der Dein Feind seyn muß, und der mich nie geliebt hat, sondern mit Füßen getreten, wenn Du auf den Mann Rücksichten nimmst, jetzt, wo es ohnehin zu spät dazu ist, — muß es mir wahrlich scheinen, als wolltest Du mit mir brechen, ja mich verlassen."

Titus seufzte tief und fuhr dann fort: „Ich weiß es wohl, ich bin nicht wie andere Männer, die es nicht für eine Sünde halten, eine Frau in's Unglück zu stürzen und ihren Freund zu betrügen; denn so tief und innig ich meine Liebe zu Dir fühle, so tief fühle ich auch meine Schuld, und habe auch nicht Phantasie und Leichtsinn genug, um mein Unrecht in einen Schleier zu hüllen." Hierauf stand er auf und ging bewegt im Zimmer hin und her.

„Titus, Titus!" rief Pauline außer sich, „Du bist ein Feigling, Du verdienst nicht den Namen, den Du trägst, Du bist wie ein Kind, das seiner Mutter einen Apfel entwendet und nun sich vor der Strafe fürchtet. Geh', geh', ich beschäme Dich mit meiner Liebe, wie mit meinem Muth."

„Pauline Du verkennst mich," sagte Titus traurig, „es ist mir unbegreiflich und schmerzlich, so von Dir verkannt zu werden." „Das sind seit einiger Zeit immer Deine Worte, und ich weiß nicht, was Du damit sagen willst. Ach, es kommt allein daher, weil Du mich nicht mehr liebst. O ich Unglückliche!" rief sie seufzend und in Thränen ausbrechend.

„Pauline, o geliebte Pauline! o weine nicht, weine nicht! o ich liebe Dich so unbeschreiblich; ich sinne nur auf Mittel, wie Du die Meine werden kannst. O vergib, vergib mir!" Er stürzte bei diesen Worten zu ihren Füßen und küßte ihre Hände.

„Wie ich die Deine werden kann?" wiederholte Pauline, „ach, Titus, davon kann leider, leider keine Rede seyn. Ich bin es einem Wesen schuldig, welches einmal Rechenschaft von einer solchen Handlung fordert, die Fesseln, die mich an den undankbaren Waldemar binden, ewig zu tragen, um jenem guten Namen, sein großes Vermögen zu sichern. — Von Deiner Liebe allein spreche ich."

„Pauline," erwiderte Titus, „um Gotteswillen, was sagst Du da? Wenn Du dieß von Waldemar verlangst, so begehst Du eine doppelte Verrätherei und ich bin nicht gesonnen, diese zu theilen, die knechtische Kette der Heuchelei noch länger zu tragen vermag ich nicht — so können wir nicht fortleben. O Pauline!" fuhr er fort, „bedenke das Entsetzliche, was Du thun willst! — sey offen gegen den, dem Du Treue geschworen, sage ihm unser schuldloses Verhältniß. Er ist großmüthig, er wird in eine Scheidung willigen, die Deinen Ruf nicht kompro-

Digitized by Google

mittirt, oder auch — — laß mich es ihm sagen. Wenn es seyn muß, so will ich Dich mir erkämpfen. Ich will ihm sagen, daß wir ihn betrogen, daß wir sein Vertrauen mißbraucht haben, er wird sich gewiß nicht sträuben, ein Pistolenduell anzunehmen, das wir in der Stille abmachen; bleibe ich" — —

„Um des Himmelswillen, Titus, höre mich, ich bin furchtbar angegriffen, meine Nerven beben; laß mir nur Zeit, mich zu erholen, später, später können wir ja Alles besprechen; nur jetzt nicht, jetzt nicht, denn ich bin todesmatt," sagte sie und ihre Stimme nahm den Ausdruck der Erschöpfung an.

„Ich willige ein," sagte Titus ernst, „sage mir nur eins, weiß Waldemar um das, was du mir heute mittheiltest?"

„Er weiß darum," hauchte sie hin.

„Und was sagte er?" frug Titus traurig.

Ein tiefer Seufzer drang aus dem Seitengemach, von Waldemars Brust, jedoch er wurde von den Beiden nicht bemerkt und so fuhren sie fort zu sprechen, bis sie ein Geräusch von Außen aus dem Zimmer trieb, welches sie auf Waldemars Ankunft deuteten.

Doch der Mann, um dessen Schicksal es sich handelte, saß noch lange, nachdem das Paar verschwunden war, den Kopf in die Hand gestützt, auf derselben Stelle und blickte in die ersterbende Gluth des Feuers, welches in seinem letzten Aufflackern sein bleiches Antlitz zuweilen grell beleuchtete: „Warten bis sie genesen und dann gehen!" stöhnte er endlich hervor. „Aber warum muß mir die Erkenntniß so spät kommen, warum nicht damals, als ich noch ungetrübt glücklich werden konnte? Gabriele, Gabriele! wirst Du, o Heißgeliebte, dem Gedemüthigten, Reuigen Dein wunderthätiges Antlitz zuwenden, wirst Du ihn nicht verstoßen, wenn er nach Angst und Kummer und tausend bittern Täuschungen sein armes Loos mit dem Deinen verbinden will? — Wie ich Dich liebe, werd' ich es Dir jemals sagen können! Ich vermag es nicht auszusprechen in seiner ganzen unerschöpflichen Tiefe, aber verstehen wirst Du mich, und ich werde es lesen in Deinem Auge, welches leuchtet, gleich dem Abendstern. Aber werde ich Dich sehen, wirst Du auch mein gehören? Wird das Schicksal, das unerforschliche, welches seine Schleier über die kommende Minute zieht, es auch zugeben; — habe ich durch meine wachen, thränenvollen Nächte, meine kummervollen Tage Dich meinem Geschick abgerungen? Ich weiß es nicht, aber ein dunkler unheimlicher Zweifel zuckt durch meine Brust, der mich nicht glauben läßt, daß ich je glücklich werde!" Er stand auf, trat zu dem Fenster und blickte hinauf zu dem Sternhimmel. „O wie tief," rief er leise, „wie innig fühle ich Deine Nähe, Du geheimnißvolle Geisterwelt, mit magnetischer Kraft zieht es meine Seele zu Dir hinauf; wie wohlthuend ist der Gedanke, daß Du uns ganz, ach ganz begreifen kannst. Du siehst, wie ungerecht ich leide, Du, Du wirst meinen sehnlichsten Wunsch, den schönen Lohn so mancher Thränen erfüllen und Sie o Sie mir wieder geben." — Ein Stern riß sich, oder wie man es im gewöhnlichen Leben nennt, — eine Sternschnuppe in diesem Augenblick aus dem dunklen Grund des Himmels los und erstarb in der Tiefe. „O, wenn sie wahr ist, die schöne Sage!" sprach er begeistert, „daß der Wunsch eines Sterblichen erfüllt wird, wenn er ihn in demselben Augenblick dem Himmel vorträgt, in dem ein Stern fällt; o mein Gott, wie glücklich würde ich dann seyn!" Im Innersten ergriffen sank er durch dieses freiwillige Zeichen des Himmels auf seine Kniee und trocknete die Thränen, welche an seinen Wangen herabrollten.

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Pauline trat herein. „Ach," rief sie, „hier ist ja noch kein Licht! Ich warte schon lange auf Dich, der Thee wird ganz kalt. Aber was machst Du denn, Du liegst ja am Boden?"

„Ich bin so eben erst von meinem Spaziergang zurückgekehrt und suchte meinen Uhrschlüssel, der mir entfallen," sagte er kaltblütig und erhob sich. „Ich werde sogleich kommen." Und nachdem er sich noch selbst gelobt, fest zu bleiben, ging er, wie jeden Abend, den Thee mit Paulinen zu trinken.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Reise des „Washington".

Aus der deutschen Reichszeitung.

Gütiger Privatmittheilung verdanken wir das nachstehende Fragment aus dem Tagebuch eines der Passagiere des „Washington" auf seiner letzten Reise von New-York nach Bremen, die durch den fingirten oder wirklichen Wahnsinn des Kapitäns des Schiffes zu einer gefahrvollen wurde. Die interessanten Notizen umfassen den letzten Theil der Fahrt, deren Beginn durch die andrängenden Eismassen, in die ein von vornherein zu weit nördlich genommener Kours das Schiff geführt, nicht minder unheilvoll zu werden drohte.

Am 12. April geschrieben, gutes Wetter den ganzen Tag, steter Sonnenschein. — Nach Aussage der Steuerleute sollten gegen Abend die Leuchtthürme des ersten Landes gesehen werden und am nächsten Abend oder in der Nacht sollten wir Southampton erreichen, wo wir einlaufen sollten, da, wie sich jetzt zeigte, die Kohlen nicht bis zur Weiterreise ausreichen würden. Wirklich glaubten wir am Abend Leuchtthürme

zu sehen und vermutheten solche, da wir ziemlich nördlich segelten, an der südlichen Küste von Irland. — Der nächste Tag (13.) war eben so schön wie der vorhergehende, vollständig klarer Himmel und Sonnenschein, so, daß wir heute, eben so wie gestern, vollständig Sonne nehmen konnten. Wir machten circa zehn Meilen per Stunde und laut Bülletin hatten wir um zwölf Uhr 233 Meilen in den letzten vierundzwanzig Stunden zurückgelegt und befanden uns 51 Grad 13′ nördlicher Breite und 3 Grad 13′ westlicher Länge. Das gestrige Bülletin gab als die bis Cowes noch zurücklegende Entfernung auf 322 Meilen an, davon ab obige 233, blieben noch 90 Meilen, die wir nothwendig bis heute Abend machen mußten, um so mehr, als fast alle Segel beigesetzt waren und wir sogar 11½ Meilen per Stunde zurücklegten. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß uns obige vom Kapitän gemachte Gradangabe inmitten des englischen Kontinents statt auf die See versetzen würde und daß diese Angabe total falsch ist; dieß hatte der gute Mann wohl auch bemerkt und auf dem Bülletin der ersten Kajüte die 51 in 50 geändert. Gleich nach Tisch und nach genommener Sonne fingen wir an, NOR., fast direkt Nord zu steuern, ein Kours, der uns alle in Verwunderung setzte, wohl wissend, daß Southampton circa unterm 49° liegt, wir mindestens im 50° und trotzdem noch immer nördlich gingen. Dieser Kours wurde den ganzen Nachmittag bis acht Uhr Abends mit kleinen Abänderungen, theils westlich, theils östlich, beibehalten. Schon gegen zwei bis drei Uhr äußerte der zweite Mate, daß wir in circa einer Stunde Land sehen würden. Alles, Offiziere und Passagiere, sah darnach aus, es erschien nicht und erst Abends acht Uhr erschienen die ersten Leuchtthürme in der Ferne. Sie zeigten sich später als uns zur rechten, ihrer zwei, das erste ein feststehendes, das zweite ein revolving light. Wir Alle zerbrachen uns die Köpfe, wo dise Leuchtthürme seyn könnten, da weder vor uns noch links Land oder Licht zu sehen war, wir immer noch nördlicher steuerten und wir gleichwohl nach Angabe des Bülletins längst im Kanal seyn mußten. Es konnte nur die Insel Wight seyn, die wir passirten, und zwar von Süden nach Norden. Aber auch dieß war unwahrscheinlich, da man dann im Norden irgend eine Spur von Licht auf der englischen Südküste sehen mußte. Kurz, allen war es ein Räthsel, nur nicht, wie es schien, dem Kapitän und den Offizieren. Ersterer sagte noch einem Passagier der ersten Kajüte am Abend: Gut, Herr M., wir werden die Nacht in Southampton seyn und wenn Sie Geschäfte in London zu besorgen haben, so können Sie mit dem Wagenzug um sechs Uhr Früh dahin abgehen und um sechs Uhr Abends wieder zurück seyn, bevor wir nach Bremen abgehen. Gegen zehn Uhr gingen wir wieder aufs Deck; derselbe Kours, Land zur rechten und Leuchtthürme, nichts im Norden und Westen. Wir gingen zu Bett, zwei bis drei Passagiere der zweiten Kajüte waren aufgeblieben, wie sich später herausstellte. Um zwei Uhr weckte mich Lowes mit den Worten: Kommen Sie herauf, wir sind nahe am Ufer, aber kein Mensch weiß, wo? Ich sprang auf und sah am Deck ganz in der Nähe einen Leuchtthurm und das sonst ganz öde hohe Ufer. So eben hatte der zweite Mate die Maschine auf eigene Faust zu hemmen angeordnet mit den Worten: „Verd—t! Wenn Ihr zu Grunde gehen wollt, ich will nicht ertrinken. Stellt die Maschine!" Unter dem Widerhall des Wellenschlags am felsigen Ufer, das sich jetzt deutlich als steile, hohe, einzelne Felsen auswies, drehte sich das Schiff und steuerte abwechselnd westlich und südlich aus den Felsen heraus. Hätten wir noch wenige Minuten diesen Kours verfolgt, war das Schiff mit Mann und Maus auf den Felsen; das Ufer, auf das wir gerade zufuhren, war mit Steinwürfen, nach Aussage von Augenzeugen, zu erreichen, und war deutlich zu erkennen, so weit es die Nacht erlaubte. Dabei war der Kapitän auf Deck, hatte immer verweigert, den Kours zu ändern, saß in den gefährlichsten Momenten schlafend in dem Häuschen, theilnahmslos oder anscheinend bewußtlos, wie sich aber später herausstellte — betrunken. Der erste Steuermann hatte mit ihm immer eine Meinung über den zu verfolgenden Kours gehabt, und wenn der zweite dem Schiff eine andere Richtung gegeben hatte, hatte sie der Kapitän wieder contreordert, so daß viele aus der ersten Kajüte dem Kapitän die Schuld absichtlichen Scheiterns des Schiffes zusprechen wollen. Also nur dem zweiten Steuermann war die Rettung des Schiffes und der Passagiere zu danken. Jetzt war Alles rathlos und kein Mensch wußte, wo wir waren; das Schiff trieb einmal westlich, dann wieder südlich, kurz man hatte offenbar die Absicht, nur auf und ab zu fahren, um das Tageslicht abzuwarten und dann Näheres zu ermitteln. Mit schwindender Nacht traten die schwarzen Felsenmassen, in deren unmittelbarer Nähe wir gewesen und die wir noch immer seitwärts, einmal links, einmal rechts hatten, immer deutlicher hervor, kahle Steinmassen von bedeutender und wieder unbedeutender Höhe, und zeigten klar die Gefahr, der wir entronnen. Wo wir waren, wußte keiner der Offiziere, wohl aber sprach es ganz richtig einer der zwei bis drei andern Passagiere, die mit uns auf Deck waren, aus, nämlich statt im Kanal an der Westküste von England (Wales), im Bristol-Channel.

(Fortsetzung folgt)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 77 14. Mai 1852.

Eine Begegnung.

(Schluß.)

VI.

Ein froher Tag war in Averone, dem friedlichen Dörfchen; feierlich tönten die Glocken des Klosters, in das erst heute die geflüchteten Bewohnerinnen zurückgekehrt; festlich gekleidet strömte das Landvolk zur Wiedereinweihung des Kirchleins herbei. —

Auch Averone hatte die Schrecken des 30järigen Krieges erfahren, ein blutiges Treffen war in der Nähe vorgefallen, das halbe Dorf, ein Theil des Klosters lag eingeäschert — nun aber lächelten ja wieder die Segnungen des Friedens — leicht vergißt der Mensch die Wunde, welche vernarbte, und baut sich auf Ruinen die neue Wohnung.

Die Feierlichkeiten waren vorüber, die Nonnen wieder heimisch in den öden Gemächern, die alte Grabesstille herrschte wieder im Kloster, nur zwei Schwestern schritten noch die langen Kreuzgänge hinab, die Spuren der Verheerung zu beschauen. —

„So wunderbar", schloß die betagte Schwester Theodore ihre Erzählung, „rettete der Herr das Kloster aus den Händen der Ketzer — sie zogen ab, gehorsam ihres Hauptmanns Befehlen, obschon er nicht mehr am Leben war."

„Er kam um?" fragte Athanasia.

„Er verschwand spurlos — eine seltsame Geschichte; höre, hieß keine der Unseren früher Bertha?"

„Ich trug einst diesen Namen!" — sprach Athanasia gepreßt.

„Du? — ja nun entsinne ich mich, freilich sind's wohl schon 20 Jahre, seit Du am Altare knietest mit Deinen blonden Locken, so sanft, so schön, wie ein leidender Engel."

„Was sollte es mit meinem Namen?" — unterbrach sie jene. —

„Nun, ich erzählt' es ja schon; wie ich erwachte durch den Lärm und das Schießen, wie die Lohe durch's Fenster leuchtete, und ich kaum angekleidet hinunterlief — überall Qualm und Feuer — ich konnte die Pforte nicht finden, — da stürzt am Gange mir der schwedische Hauptmann entgegen."

„Wo ist Bertha?" donnerte er mich an — halb todt vor Schreck konnt' ich kein Wort hervorbringen. — Da packt er mich am Arm, und schleuderte mich hinweg; — seine Sporen klirrten die Treppe hinauf, und ich lag an der Pforte."

„Und dann?" fragte Athanasia beklommen.

„Gleich darauf ein entsetzlicher Krach! — Das Dach war eingestürzt, weder der Hauptmann noch ein Leichnam ward gefunden — manche glaubten, der Böse habe den frevelnden Waghals im Flammenstrudel geholt!"

„Barmherziger Gott, was ist das?" rief Athanasia in diesem Augenblicke.

Theodore trat näher; unter einem geborstenen Pfeiler vor ihrer Freundin niedergebrannter Zelle lag ein halbverschüttetes Gerippe.

„Gütiger Himmel!" rief sie, — „gewiß der schwedische Hauptmann — sieh nur die funkelnde Kette an seinem Halse, und daran — welch' Wunder! — Ein Madonnenbild — nun Gott sey seiner armen Seele gnädig!"

Leichenblaß starrte Athanasia auf das Gerippe, ihre düstere Ahnung war zur Gewißheit geworden. Wohl erkannte sie die Kette, und daran ihr eigenes Bild, wie sie vor Jahren gewesen. Es war in ein kleines Medaillon gefaßt, die Rückseite trug die Inschrift:

Schwebst vor mir immer, süßes Bild,
So lang ich mich auf Erden quäle,
Denk' Dein mit Lust und Schmerz erfüllt,
Befehl' Dir, Himmelsbraut! die Seele. —

Und weiter? — Was sich erzählen läßt, endet. Mehrere Jahre vergingen und Athanasia starb. Das Bild hatte sie im Leben stets getragen, sie nahm es mit in den Sarg. — Die Erde kollerte darüber, die Menge zerstreute sich, keiner ahnte das zarte Geheimniß, das die finstere Tiefe verschloß.

Digitized by Google

Gabriele.

(Fortsetzung.)

In einer der kleinen volkreichen Städte des Rheinganes, welche sich dicht an den Ufern des Flusses malerisch hinziehen, liegt in einem parkartigen Garten ein großes einsames Haus, — jeder Reisende, der den Rhein mehrmals passirte, wird sich darauf besinnen. Es ist ein großes, viereckiges Gebäude mit gothischen Fenstern, auf seinem hohen, blauschimmernden Schieferdach steht ein gelbes Kreuz, welches in der Sonne dem Vorübereilenden fast das Auge blendet, der Eingang wird von einer dunklen, mit einem Vordach überschatteten Nische gebildet, welche fast ganz von wilden Reben und Epheu überwuchert ist, so daß die Ranken auf der einen Seite fast wieder die Erde berühren, nachdem sie die Breite des Daches überzogen haben. — Das Haus selbst hat ein durchaus kirchenartiges Ansehen, was vermuthen läßt, daß es früher auch eine Kirche war; aber es ist nicht unsre Aufgabe, uns in seine Vorzeit zu vertiefen. Ich will nur sagen, daß dieß Ansehen, welches an eine Kirche erinnert, dem Hause, welches ohnehin abgesondert von den übrigen Wohnungen der Stadt, noch dazu in einem weitläufigen Garten lag, — nicht allein den Anschein einer größern Einsamkeit verlieh, sondern ihm selbst etwas Feierliches mittheilte, das, wenn sich die Dämmerung mit ihrem grauen Schleier darüber legte und die Ulmen und Silberpappeln, die in Gruppen umher standen, vom Abendwind bewegt leise zu flüstern begannen, und man nichts weiter vernahm, als den einsamen Ruderschlag eines heimkehrenden Schiffers, dieß in's Unheimliche überging.

Die Gebäulichkeit wurde nur von einer Pächterfamilie bewohnt, und die reich ausgeschmückten Zimmer standen leer. Der jetzige Eigenthümer hatte das Gut vor Jahren erkauft, war Geschäfte halber aus seinem Vaterland gerufen worden und da er hoffte, bald heimzukehren, wollte er die Besitzung, welche so ganz nach seinem Geschmack war, nur vermiethen und nicht verkaufen. Es hatte sich jedoch bis jetzt kein annehmbarer Miethsmann gezeigt, woran wohl allein seine feierliche Außenseite Schuld war.

In diesem Hause hatte die arme Gabriele ein Asyl gefunden, die Stille, die Abgeschlossenheit thaten ihrem wunden Herzen wohl, wenn überhaupt etwas im Stande war, in ihr dieses Gefühl zu erwecken. Zum wenigsten blieb sie hier unberührt von der gemeinen Wirklichkeit, welche sie in ihrer Heimath täglich mit roher Hand erfaßte; und was kann ich weiter verlangen? sagte sie zu sich selbst, mein Herz bleibt wund, wohin ich es auch tragen mag. — Wie thöricht oder beneidenswerth sind doch diese Unglücklichen, welche noch glauben können, durch einen Wechsel des Orts einen Wechsel in ihrem verheerten Innern zu erzielen; — es geht ihnen wie den Kranken, welche den Nahrungsmitteln, die sie zu sich nehmen, die Schuld beimessen, daß sie ihnen nicht schmecken, oder es an ihrem Lager suchen, wenn der Schlaf sie flieht, und doch ist es in beiden Fällen nur die Krankheit, welche dieses Mißbehagen hervorruft. Gabriele fühlte dieß nur, zu gut, denn sie suchte sich in das Unabänderliche zu finden, ich sage: sie suchte sich hinein zu finden, denn zu neu war all der Schmerz, der sie berührt, und um sich in das, was unabänderlich ist, zu finden, bedarf es einer längeren Zeit, als zwischen dem Augenblick lag, in dem sie das Haus ihres Vaters verlassen, wo sie Waldemar und damit auch jeder Hoffnung Lebewohl gesagt, und dem jetzigen, wo sie allein, allein mit ihrem Kummer und der Aussicht in eine trostlose Zukunft stand.

Sie hatte das Wenige, was sie am Schmuck besaß, veräußert, um die Bedürfnisse für sich und Gottfried bestreiten zu können und war somit gänzlich in dieser Hinsicht über ihre Lage beruhigt, denn sie fürchtete nicht, daß ihr Vater sie ganz ohne Mittel lassen würde, und wenn wirklich dieser Fall eintreten sollte, so rechnete sie fest darauf, ihren Unterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben; obwohl, wenn sie mit Gottfried über dergleichen sprach, dieser nie ihre Hoffnungen mit tröstlichen Worten unterstützte, was sie oft fast unwillig machte. — Er hatte nämlich in der Stille mehrere Versuche gemacht, Arbeit zu erhalten, allein es waren ihm alle mißglückt. Wer wollte auch den alten schwachen Mann selbst nur als Taglöhner gebrauchen, er konnte ja kaum mehr sich selbst besorgen. Zwar sprach er nicht von diesen seinen traurigen Erfahrungen mit ihr, allein jeden Tag wurde er bedenklicher, und als ihm Gabriele endlich eröffnete, daß ihre Mittel nicht mehr lange ausreichen würden, bat er sie dringend, ihrem Vater zu schreiben. — Durch die Umstände genöthigt, that sie es, obwohl mit innerem Widerstreben. Der Brief wurde entsendet, und sie und Gottfried stellten die höchst ungewisse Berechnung auf, welche zwar Niemand unterläßt, der eine wichtige Nachricht zu erwarten hat, in welcher Zeit die Antwort eintreffen könne. Ach, die Zeit ihrer Berechnung war längst verflossen, aber kein Brief erschienen. Die Niedergeschlagenheit nach solcher Täuschung blieb nicht aus; es vergingen mehrere Tage, ohne daß weder Gabriele noch Gottfried der zu erwartenden Nachricht erwähnten, wiewohl beide fieberhaft darauf gespannt waren und kein Schlaf sich auf ihre müden Augen senkte. Jeden Morgen und jeden Abend ging Gottfried, ohne daß es ihm Gabriele befohlen, in die

Digitized by Google

Stadt auf die Post und fragte, ob kein Brief unter der Adresse angekommen wäre, während Gabriele in die Kastanienallee lief, welche auf den Weg nach der Stadt ausmündete, wenn Gottfried seine Wanderung begann, um ihn hier zu erwarten, denn sie konnte es in ihrem Zimmer nicht aushalten; und wie brannte ihre Wange, wie klopfte ihr Herz vor innerer Ungeduld, wenn der arme Gottfried endlich in der Ferne sichtbar wurde, nachdem sie gewiß schon sechs Andere, die ungefähr denselben Rock wie Gottfried trugen und dieselbe Richtung einschlugen, von ihrem kurzen Gesicht getäuscht, für ihn gehalten hatte und ihnen entgegen geeilt war. — Gottfrieds Gang war durch sein Alter und die gegenwärtige Lage der Dinge gebeugt, doch heute, als ihn endlich Gabriele entdeckt hatte, ging er eilig; sie konnte nicht anders denken, als daß er einen Brief bekommen habe, und es verhielt sich auch wirklich so. Schon von ferne zog er das sehnlich erwartete Papier aus der Tasche, und weder er noch Gabriele bezweifelten einen guten Inhalt. —

Der Baron schrieb, daß er Gabrielen nur aus dem Grunde antworte, um ihr mitzutheilen, daß sie auf keine Mittel von seiner Seite zu zählen habe, eben so wenig wünsche er, daß sie in sein Haus zurückkehre; sie möge bei den Freunden, die sie ihrem Vaterhause vorgezogen, bleiben und ihre Unbesonnenheit büßen, und er habe große Lust, sie seiner Zeit zu enterben.

Obgleich Gottfried auf's Aeußerste gespannt war, den Inhalt des Briefes zu erfahren, so hatte er sich doch langsam entfernt, als Gabriele in ihr Zimmer geeilt war, um ihn zu öffnen; doch konnte er sich nicht versagen, nach einiger Zeit bei dem Fräulein einzutreten, um zu hören, wie die Antwort ausgefallen sey. Er erschrack, als er das Licht, welches er zum Vorwand mitgenommen hatte, vor Gabrielen auf den Tisch setzte, denn sie war leichenblaß und ihre Lippen zitterten so, daß sie ihm nicht ein Wort zu sagen vermochte, sondern stumm ihm den Brief hinreichte, den er ehrfurchtsvoll in einiger Entfernung von dem Lichte las. — „Ich habe dieß freilich nicht erwartet," sagte er tief aufathmend, indem er den Brief, der von dickem Papier war und mit großem, schwerem Siegel verschlossen gewesen, auf den Tisch legte. „So habe ich es allerdings nicht erwartet," fuhr er fort, „aber von dem Herrn Vater stand nicht viel zu hoffen, namentlich da er in den Händen der Mamsell Heinzel ist. — Denken Sie nicht über das Geschehene nach, da es nicht zu ändern steht. Die Frage ist nur, was Sie zu thun gedenken? Vielleicht wäre es doch besser zurückzukehren, denn die Drohung, daß er Ihnen die Thüre verschließen wolle, kann er ja gesetzlich selbst nicht ausführen, — Sie wären dann doch wenigstens vor Mangel geschützt."

„Nein, Gottfried, nein!" entgegnete Gabriele, „lieber sterben als zurückkehren!"

Der alte Mann wagte nicht zu widersprechen, doch dachte er, wenn die Noth kommt, die nicht mehr lange ausbleiben kann, so müssen wir dennoch in den sauren Apfel beißen.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Reise des „Washington".

Aus der deutschen Reichszeitung.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile wurde es mehr Tag, nach drei Uhr ging die Sonne auf, es zeigten sich Segel, die nahe an uns vorüberfuhren, kleine Schooner und Fischerboote. Aber der amerikanische Stolz erlaubt dem amerikanischen Mail-Steamer nicht, den englischen Fischerkapitän anzufragen. Ein Schiff segelte vorüber, ein zweites ebenfalls; endlich entschloß sich der Kapitän, vermuthlich dem Andringen der Steuerleute nicht länger widerstehen könnend, zu drehen, dem letzten wieder nachzusegeln und es anzureden. Wo sind wir? — Im Bristolkanal. — Welches ist der nächste Platz? — Milford. — Wieweit ist es dahin? — Ungefähr zwölf Meilen. Schöne Geschichten! Jetzt hieß es wohin fahren? Wir gehen nach Milford, um dort Kohlen einzunehmen, und segeln dann weiter, hieß es zuerst, da die Kohlen nicht mehr weit reichen. Dem widersprach aber total der neue Kours des Schiffes, da wir direkt südlich steuerten, um, wie die Absicht des Kapitäns war, nach Lands-End zu gehen. Nachdem der Kapitän jenes Schiff gesprochen, war er offenbar in großer Aufregung; er warf sich auf eine Bank des Quarterdecks, lehnte seinen Kopf an den Hintermast und blieb da längere Zeit sitzen; dann ging er taumelnd auf dem Verdeck auf und ab, und jetzt erklärte sich erst, daß er wirklich betrunken war, und in diesem Zustand verblieb er den ganzen Tag. Wir steuerten also stundenlang südlich. Mittlerweile waren die vier Mates, der Ingenieur und der Doktor zusammengetreten und hatten eine Berathschlagung gehalten, wie weit die Kohlen reichten und was zu thun sey. Es waren nur noch wenige Tonnen vorhanden, die nicht länger als zwölf Uhr reichten, und man beschloß, den Kapitän zu veranlassen, den nächsten Hafen aufzusuchen. Der Ingenieur und der Doktor wurden an den Kapitän abgesandt, um ihm die Unmöglichkeit vorzustellen, Lands-End noch zu erreichen, und ihn aufzufordern, nach Milford zu gehen. Sie vermochten ihn auch dahin, das Schiff drehte sich und wir steuerten wieder nördlich und lagen Mittags zwischen eins und zwei Uhr im Hafen von Milford-Haven vor Anker. Wäre dieß gleich früher geschehen, so ersparten wir sechs

Digitized by Google

bis acht Stunden Zeit, in denen wir vergebens herumsegelten. An drolligen Scenen der ersten Kajütenpassagiere, die früh aufs Deck kamen, um in Southampton ans Land zu gehen und sich so gewaltig enttäuscht fanden, fehlte es nicht. Alles war natürlich aufgebracht gegen den Kapitän; die Passagiere der ersten Kajüte beschlossen, den ersten Steuermann zu veranlassen, das Kommando zu übernehmen und dadurch ihnen eine Sicherheit zu geben; dieß verweigerte derselbe aber. Der Kapitän wird zweifelsohne seine Stelle verlieren; die, die ihm wohl wollen, vertheidigen oder entschuldigen ihn damit, daß die ganze Reise, die bisher durch Eisfelder und Gegenwinde keineswegs glücklich war, außerdem unglückliche Familienverhältnisse niederdrückend auf ihn gewirkt haben, daß er schon auf der ganzen Reise verschlossener als je früher war und mit keinem Passagier gesprochen hat, und daß er dieß alles in Champagner erstickt habe. — Noch den ganzen 14. war er betrunken und hat so auf dem Deck gelegen.

Die Opposition der Offiziere gegen ihn wird sich erst herausstellen, wenn wir in Bremen oder das Schiff wieder in New-York ist, der Head Steward hat bereits erklärt, daß er nicht wieder unter seinem Kommando zurückgehen würde. So viel steht fest, das er das Schiff und das Leben der Passagiere auf das Spiel gesetzt, daß kein Passagier nach Bekanntwerdung des Vorfalls mehr mit ihm segeln und keine Insurancekompagnie mehr das Schiff und Waaren zu einem Prozent versichern, daß er folglich seine Stelle verlieren wird.

Den 14. und 15. April blieben wir in Milford liegen, um Kohlen einzunehmen, heute am 16. Früh halb eilf Uhr verließen wir den Hafen und steuern südwestlich, um heute Abend Lands-End und morgen Nacht Cowes zu erreichen; hoffen wir, daß die Weiterreise glücklich vor sich geht.

16. April, Abends eilf Uhr. Neue, weit ernstere und gefahrvollere Ereignisse in der kurzen Zeit, seit der ich heute Morgen die Feder niederlegte, lassen Sie mich an meine letzten Mittheilungen anknüpfen. — Sobald wir den großen und schönen Milfordhafen verlassen, steuerten wir südwestlich und behielten diesen Kours den ganzen Nachmittag bei. Wir hatten Südostwind, der uns sehr zu statten kam, alle Segel beigesetzt, gute englische Kohlen, ausgebesserte Räder, vollkommen gereinigte Oefen, kurz die Fahrt ging ausgezeichnet; wir machten 13½ bis 14 Meilen per Stunde und ungefähr 17 Revolutions per Minute. Der Anfangs bewölkte Himmel klärte sich vollkommen auf und die Anfangs bewegte See ward ruhiger; der Kapitän war mehr auf Deck als gewöhnlich, kurz Alles schien bestens von statten zu gehen. Gegen fünf Uhr zeigte sich zur Linken das erste Land, und es war alle Hoffnung vorhanden, daß wir noch bei Tageslicht die etwas gefährliche Passage zwischen Lands-End und den Scilly-Islands machen würden. Wirklich erreichten wir kurz vor Sonnenuntergang Lands-End; in geringer Entfernung davon liegen zwei ziemlich hohe Felsen, Longhship-Rocks (?) mitten im Wasser, auf deren einem ein Leuchtthurm. Unser Kours führte uns gerade auf dieselben zu. Der auf- und abgehende Kapitän gab selbst alle Ordre an den Quartermeister und der Kours blieb immer derselbe, trotzdem wir immer näher und näher kamen. Bald zeigte sich Bewegung unter den Passagieren, nicht minder aber unter den Offizieren; erster und zweiter Mater, Doktor und Ingenieur steckten die Köpfe zusammen; der erste Mate ging wiederholt zum Kapitän, um ihn auf die gefahrvolle Nähe aufmerksam zu machen, der Doktor gleichfalls. Ja, ich weiß es, war die Antwort, und der Kours blieb der alte. Jetzt drangen die Passagiere ernstlich auf den Doktor, der sich überhaupt der Sache mit größtem, lobenswerthen Eifer annahm, ein, um ihn zu vermögen, den Kapitän zu zwingen, andere Ordre zu geben; der Doktor that es; auch ein deutscher Kapitän, der unter den Passagieren war und seit sechzehn Jahren Schiffe geführt hatte, machte ihm Vorstellungen; vergebens. Jetzt liefen Passagiere und Doktor selbst nach dem Steuer und beorderten westlich zu steuern, um der immer mehr nahenden Gefahr aus dem Wege zu gehen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einem reichen Bankier ward ein Subskriptionsbogen präsentirt, auf welchem sein Sohn bereits 100 Thaler gezeichnet hatte. Der Bankier unterzeichnete nur 10 Thaler. Sollten Sie sich nicht geirrt haben, mein Herr? bemerkte der Subskriptionssammler, als er die Unterschrift des Bankiers betrachtete. Ihr Herr Sohn hat 100 Thaler unterzeichnet. „Ei," lächelte der Bankier, „das kann mein Sohn wohl thun, der hat einen reichen Vater, der für ihn zahlt, aber wer zahlt denn für mich?!"

Ein Kommissionär empfahl ein zu verkaufendes Haus unter Anderem auch damit: „Es hat den ganzen Tag Mittagssonne."

Ein Kranker klagte einem mürrischen Arzte, daß er weder sitzen, noch liegen, noch stehen könne. „So hängt euch auf," erwiderte dieser.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 78 15. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele arbeitete nun unausgesetzt: sie stickte, sie malte, sie verfertigte, vermöge ihrer Talente und Kunstfertigkeit, eine Menge eleganter Gegenstände, und war so glücklich, diese Arbeiten durch Gottfrieds angestrengte Thätigkeit zu verkaufen, jedoch um einen bedeutend billigeren Preis, als sie gehofft. — Jemand, der nicht gewohnt, um das Brod zu arbeiten, arbeitet mit allzu großer Thätigkeit, mit einer Hast, welche die Kräfte aufreibt und den Geist ermüdet; er hat kein Maß für seine Anstrengung und denkt nicht daran, sich die nöthige Ruhe zu gönnen, welche den Kräften Ausdauer verleiht. Wie lange würden die Kräfte eines Handwerkers ausdauern, welche er sich für sein ganzes Leben tauglich bewahren muß, wenn er sich die nothwendige Ruhe und Erholung versagte, er würde zum Bettler, denn nur in seiner Gesundheit besteht sein Kapital. — Gabrielens angestrengtes Arbeiten hatte die natürliche Folge, daß, als der Fieberanfall von Aufregung vorüber war, eine geistige und physische Abspannung und Erschlaffung folgte, in der es ihr rein unmöglich war, zu arbeiten; sie mußte aussetzen, oder sie wäre erkrankt. Ihre Hände und Wangen brannten wie im Fieber, alle ihre Nerven zitterten und dabei war sie so matt, daß sie ganze Stunden auf ihrem Bette lag, ohne die Kraft zu haben, sich zu erheben. Zu dieser Ermattung gesellte sich das niederschlagende Gefühl und die Einsicht, daß sie für die Zukunft nicht im Stande seyn werde, sich durch ihre Thätigkeit die Mittel zu ihrem Unterhalt zu verschaffen. — Sie frug sich jeden Tag, was soll aus mir werden, von wo soll ich Hülfe erwarten? — Sie bebte zurück vor einem Schritt in die Welt, ihr Herz war wund, ihr Geist gelähmt und ihr Körper aufs Heftigste erschüttert — und doch war das einzige Mittel, eine Stelle zu suchen, die sie vor Mangel schützte. „O wie weit, wie weit" — schluchzte sie — „ist es mit mir gekommen? was gibt es noch, was man mir nehmen kann? Welche Schmerzen kann es noch geben, die mich noch nicht heimgesucht hätten? Aber er, er soll nie erfahren, was ich gelitten, auf welcher Stufe des Elends ich gestanden. Wie mangelhaft ist doch Alles auf dieser Erde" fuhr sie fort — „die Liebe, deren höchster Wunsch es ist, den Gegenstand ihrer Neigung zu beglücken, vermag kein Atom des Kummers von dem Haupte des Geliebten zu wenden, es muß ihn oft untergehen sehen, ohne ihn retten zu können und gerade aus der Hand der Liebe können wir nur Liebe annehmen, alles Andere wäre eine Blasphemie der Heiligkeit!"

Gabriele lag auf ihrem Sopha, den Kopf in die Ecke desselben gedrückt, als Jemand, nach einem kurzen Anpochen, hereintrat. „Wer ist da?" frug sie, ohne den Kopf zu erheben.

„Ich, die Pächterin," entgegnete die Person, welche eingetreten war, — „nehmen Sie es mir nicht übel, daß ich nicht abwartete, bis Sie herein riefen, allein ich bin zu sehr in Eile; wir haben nämlich so eben einen Brief empfangen von dem gnädigen Herrn, dem Besitzer dieses Hauses, er kommt noch heute Abend an und will seine Zimmer in Ordnung finden."

„Und was geht das mich an?" versetzte Gabriele mit Gereiztheit einer Unglücklichen. „Ja nun", sagte die Pächterin, „Sie bewohnen just eines seiner Zimmer, und so leid es mir thut, denn ich sehe, daß Sie krank zu seyn scheinen, so muß ich Sie doch bitten, sogleich auszuziehen. — Es sind noch zwei Zimmer in der Mansarde, die können Sie beziehen."

„Jetzt, in diesem Augenblick?" frug Gabriele und richtete sich in die Höhe.

„Ja, natürlich!" sagte die Frau, und fuhr etwas vor dem zerstörten Aussehen Gabrielens zurück; „es wird sonst zu spät seyn."

„Ihrem Herrn wird ein so geringfügiger Umstand, ob er dieß Zimmer oder ein anderes bezieht, gleichgültig seyn," sagte Gabriele und drückte ihr müdes Haupt wieder in die Kissen des Sopha's. „Ich kann nicht ausziehen, ich bin zu krank; morgen oder übermorgen werde ich doch gehen, wohin es auch immer sey" — setzte sie mit einem seltsamen Lachen hinzu, — „dann können Sie mit dieser Stube anfangen, was Sie wollen."

Digitized by Google

„Ach Gott! haben Sie doch ein Einsehen, gnädiges Fräulein," sagte die Pächterin näher tretend, „ich wollte Ihnen ja gern mein eignes Zimmer überlassen, aber ich ziehe mir den Unwillen des gnädigen Herrn zu, wenn ich ihm ein anderes, als das gewohnte Zimmer gebe."

„Wenn Sie weiter keinen Kummer in Ihrem Leben haben, als diesen," sagte Gabriele, „so können Sie Gott danken."

„Ich kann aber um mein Brod kommen, man hat doch Kinder und einen Mann, die essen wollen."

„Liebe Frau, sprechen Sie mir nicht so viel, mein Kopf ist mir ohnehin wüst genug und wenn ich heute dieß Zimmer verließe, so würde ich, anstatt in Ihre Mansarde, wo ganz anders hinziehen, was Ihnen vielleicht recht unangenehm seyn würde und Ihr Herr nicht billigen sollte."

„Kennen Sie denn den gnädigen Herrn?" frug die Pächterin zaghaft. „Ja, ja ich kenne ihn!" rief Gabriele mit fieberhafter Ungeduld. „Gehen Sie jetzt; ich will schon selbst mit ihm sprechen."

„Wahrscheinlich ist das seine Geliebte," sprach die Pächterin zu sich selbst, als sie ging; „wie dumm war ich aber auch, so auf dem Zimmer zu bestehen, ich muß doch nachher wieder hinauf gehen, freundlich thun und einlenken."

Es gibt Gemüthszustände, welche gleich einer lange im Verborgenen glimmenden Gluth nur eines Funkens bedürfen, um zur Flamme emporzulodern, welche unberechenbares Elend nach sich zieht. Der Funke, welcher die in Gabrielens Gemüth lange aufgehäuften Stoffe zündete, war der unbedeutende Vorfall mit der Pächterin. Ihr Geist war zu einer Exaltation entflammt, die aller klaren Einsicht entbehrt und zu dem Außergewöhnlichsten, dem Grassesten mit der Ruhe der Verzweiflung greift. —

Gabriele erhob sich, als die Pächterin gegangen war. Ihre vorher bleichen Wangen waren brennend roth, ihre Augen glänzten von einem unnatürlichen Feuer, ihre vorher zusammengesunkene Gestalt war stolz erhoben und ihr Schritt sicher. „Ich werde gehen," sagte sie, — „ich muß gehen. Kann der Himmel uns eine Sünde anrechnen, welche nicht durch unsern Willen entstanden ist, wozu uns die Umstände gezwungen haben? Ich hoffe, ich glaube, nein; denn es würde eine Ungerechtigkeit seyn. Was hülfe es mich auch, wollte ich einen Schritt verschieben, der nur wenige Tage später in der Gestalt der Krankheit, des Hungers und alles erdenklichen Elends dennoch über mich kommen würde. Ob ich um einige Stunden früher komme, als ich gerufen werde, denke ich, wird keinen Unterschied machen, ein Plätzchen wird es doch geben in jenem unermeßlichen Reich, wo eine müde Seele ruhig schlafen darf? und sollte ich selbst dadurch die Belohnung für meine gerechten Handlungen, mein unausgesetztes Elend, welches ich mit Geduld und Fassung ertrug, verschmerzen! Ich fordere ja kein Glück, keine Freude, mir ist Alles gleich, nur Ruhe, Befreiung von einem Daseyn, welches mir täglich Todesqualen bereitet, ohne den Tod selbst mir zu geben."

Sie setzte sich an den Tisch, schrieb mehrere Briefe, einen an Gottfried, einen an Waldemar, in welchem sie ihn zur Pflichterfüllung ermahnte, ihm den alten Gottfried anempfahl und ihm mittheilte, daß sie eine weite Reise unternehme, von der sie nicht sobald zurückkehren werde; daß er sich ihretwegen nicht beunruhigen sollte, wenn er auch keine Nachrichten erhielte. — Dieser Brief wurde ihr sehr schwer zu schreiben, denn sie wurde so oft von ihren Thränen und ihrer körperlichen Schwäche unbrochen, daß es schon Abend geworden, als er beendigt war.

Als die Dämmerung angebrochen, kam Gottfried; er war in letzter Zeit so niedergeschlagen, daß er nur das Allernothwendigste redete, namentlich auch, da Gabriele seit Empfang des Briefes so schweigsam geworden war. Das Glück macht mittheilend, vertrauensvoll und gesprächig, während das Unglück das Gegentheil bewirkt. Er fragte mit kaum hörbarem Ton, ob das gnädige Fräulein Licht befehle? „Nein, Gottfried," erwiderte Gabriele, „ich brauche keins." Als der Alte zögernd und gedankenvoll an der Thüre verweilte, betrachtete sie ihn lange und sagte endlich: „man kann die Verhältnisse in dieser Welt nicht voraussehen, — Du hast mir eine so seltene Treue bewiesen, — vielleicht könnte ich keine Gelegenheit finden, Dir zu danken, ich war auch gegen Dich in der letzten Zeit unfreundlich, gegen Dich, ach Du weißt es wohl, daß das nur durch mein Unglück kam, aber wie gesagt, man kann nicht Alles voraussehen." Sie hielt einen Augenblick ein, ihre innere Aufregung niederkämpfend, dann fuhr sie fort: „deßhalb will ich Dir jetzt danken, sey versichert, ich habe Deine Treue anerkannt; wenn ich sie Dir auch nicht mehr lohnen kann, so wird es ein Anderer thun." „Ach, mein Gott!" sagte Gottfried erschrocken, „Sie sprechen ja, als wollten Sie sterben!"

„Nein, nein! bilde Dir so etwas nicht ein," entgegnete Gabriele, „ich denke nicht an's Sterben, aber siehe, ich könnte doch Mittel ergreifen müssen, die uns vor Mangel schützten, wir müssen doch leben, und so, — so können wir nicht fortleben. Ich habe kaum für den morgenden Tag, um uns vor Hunger zu schützen. Sey versichert, Du magst einmal hören von mir, was Du willst, so denke immer, ich habe es gut und redlich angefangen und ängstige Dich meinethalb nicht — und nun gehe in Frieden," setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „ich will sehen, ob ich schlafen kann!"

Digitized by Google

Gottfried wagte nicht dazubleiben, nachdem sie ihn entlassen hatte; und doch kam sie ihm so außergewöhnlich vor, daß, wenn sie nicht dieselben Züge getragen hätte, er sie nicht wieder erkannt haben würde. Zögernd ging er hinunter und setzte sich im Garten an einen Baum, wo sich seine alten Augen recht müde weinten. Gabriele aber ging einen andern Gang.

(Fortsetzung folgt.)

Die letzte Reise des „Washington".

Aus der deutschen Reichszeitung.

(Schluß.)

Der Steuermann folgte Anfangs widerstrebend; der Kapitän, dieß bemerkend, geht nach dem Steuer, wiederholt Süd! kommandirend; die Herumstehenden machen Gegenvorstellungen, indem sie ihm vorhalten, daß er das Leben aller seiner Passagiere aufs Spiel setzte. Die einzige Antwort ist: Ihr habt hier nichts zu thun. Heftigere Ordres an den Steuernden von Seiten der Passagiere, West zu steuern, denen er folgt. Darauf erneuerte Kontreordre von dem Kapitän mit dem Zusatz: Ich schieße Euch nieder, wenn Ihr nicht thut, was ich sage. Der Steuermann macht von Neuem auf die Gefahr und das Leben der Passagiere aufmerksam. Laßt sie zur Hölle gehen! war die Antwort. — Jetzt umringen ihn Offiziere und Passagiere und drängen ihn vom Steuer weg der Kajüte zu, der Doktor ihn out of mind erklärend. Widerstrebend muß er folgen, der Doktor bringt ihn in sein Zimmer, aus dem wohlweislich schon am Morgen seine Pistolen und jede Waffe entfernt worden war, deren er sich offenbar jetzt bedienen wollte. Wir waren nun so weit seiner auf dem Deck los, die Richtung wurde westlich genommen und wir gingen offenbar den näher als Schußweite entfernten Felsen aus dem Wege, auf denen wenige Minuten später Schiff und Passagiere zu Grunde gegangen wären, hätten wir den vom Kapitän beorderten Kours beibehalten. Seine Absicht, das Schiff auf die Felsen zu jagen, lag aus Worten und That klar zu Tage; wie nahe die Gefahr gewesen, zeigte sich, als einer der zwei Matrosen am Steuer dasselbe mit den Worten verließ: Verd—t! wir laufen in einigen Minuten auf den Strand. Trotzdem auf Andringen der Passagiere der Kapitän unten bewacht werden sollte, erschien er doch plötzlich wieder auf dem Verdeck, wohin er nicht auf gewöhnlichem Wege, sondern durchs Maschinenzimmer gelangt war. Er war bald von Offizieren und Passagieren umringt und im Begriff, auf das obere Deck zu steigen, um weitere Ordres zu geben. Alle Gegenvorstellungen, ihn davon abzuhalten, fruchteten nichts; auf der Treppe dahin hielt man ihn vom Weitersteigen zurück, indem er von mehreren bei den Armen zurückgehalten und heruntergezogen und trotz Sträubens vom Quarterdeck nach der ersten Kajüte zurückgeführt wurde. Die Aufregung war groß! Nahe dem Eingang zur Kajüte angekommen, bemächtigten sich drei Mates und einige Kellner seiner, um ihn den Händen der Passagiere zu entreißen und ihn selbst herunterzubeingen. Er war vollkommen verrückt, wie der Arzt erklärte — hatte jedenfalls der Flasche wieder zugesprochen — und unter allen Umständen unfähig, weitere Ordres zu ertheilen. Es wurden nun zwei Kellner an seine Thüre als Wache postirt, außerdem wurde von den ersten Kajütenpassagieren genau der Ausgang bewacht. Jetzt war es hohe Zeit, daß auch die Mates, die aus natürlichen Gründen sich fern von jedem Schritte, der nur annähernd der schuldigen Subordination entgegengewesen wäre, mit den übrigen Offizieren vereinigte Schritte thaten, um den Passagieren eine größere Garantie der Sicherheit ihres Lebens zu geben, als jene, die bisher der Kapitän geleistet. Dieß geschah und sie beschlossen, den Kapitän Floyd, der offenbar seines Verstandes nicht mächtig, des Kommandos für verlustig zu erklären und dasselbe dem bisherigen ersten Mate, Mr. Fitsch, zu übertragen. Dieser Entschluß gewährte den Passagieren natürlich die größte Beruhigung; überhaupt herrschte zwischen sämmtlichen Offizieren und Passagieren die größte Einmüthigkeit des Handelns. Zugleich wurde beschlossen, in Southampton die ganze Sache dem amerikanischen Konsul vorzulegen und ihn zu veranlassen, Kapitän Floyd von dem Schiffe zu entfernen. Sämmtliche Passagiere, der ersten Kajüte wie der zweiten, und mehrere Offiziere erklärten, nicht weiter nach Bremerhaven zu gehen, falls Kapitän Floyd noch am Bord bleibe. Gegen 9 Uhr erschien der Kapitän in Begleitung des Ingenieurs und Doktors wieder auf Deck, um einen kurzen Spaziergang zu machen, ging aber alsbald wieder hinunter und schläft seit mehreren Stunden. Um zehn Uhr hatten wir bereits den Scilly-Islands-Channell passirt, und gegen 11 Uhr hatten wir die Lizard-Ligths zur Linken, unter ziemlich starkem Ostwind den Kanal hinsegelnd.

19. April Morgens acht Uhr. Die Eddystone-Lights zur Linken. Kours ostsüdöstlich. Bald erschien der Kapitän auf Deck und versuchte zu verschiedenenmalen den Quartermasters gerade die entgegengesetzten Ordres zu geben, nach Norden zu steuern, was uns direkt auf die Kreidefelsen Albions geführt hätte, doch ohne Erfolg. Dieß bemerkend, suchte er zu verschiedenenmalen die Thür des Steuerhauses zu öffnen und vermuthlich selbst das Steuer zu führen, die aber wohlweislich vorher von innen verschlossen war. Alles dieß bringt eben so wenig wie die gestrigen Ereignisse den geringsten Eindruck auf seinem

Digitized by Google

Gesicht hervor, das unverändert düster bleibt, er selbst spricht kein Wort zu irgend Jemanden. — Gegen 9 Uhr. Insel Whigt, die wir, da kein Pilot zu finden war, umsegelt, um auf der Ostseite herein nach Southampton zu fahren. Auch hier kein Pilot, daher kreuzten wir bis morgens und kamen gegen 10 Uhr in Southampton an.

In Cowes kam schon der amerikanische Konsul an Bord, von in Milford abgegangenen Passagieren bereits von dem ersten Unfall an den Bishop-Islands unterrichtet. Nach Kenntniß des ferner Vorgefallenen erhielten Offiziere und Passagiere bald von ihm die Versicherung, daß Kapitän Floyd jedenfalls gutwillig oder mit Gewalt vom Schiff entfernt werden solle. Im Laufe des Nachmittags wurden sämmtliche Offiziere und mehrere Passagiere einem einzelnen Verhör alles Vorgefallenen unterworfen, der Kapitän von sechs englischen Aerzten untersucht und für temporär wahnsinnig erklärt und denselben Tag nach Lunatic-Asylum abgeführt. Unter Kommando des bisherigen ersten Mate, jetzt provisorischen Kapitäns Fitch, verlassen wir heute am 19. April Morgens zehn Uhr Southampton, und hoffen übermorgen das Ziel dieser gefahrvollen Reise in Bremerhaven am zweiundzwanzigsten Tag nach unserer Abfahrt zu erreichen.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Wunderthier.] Ein französischer Missionär berichtet aus China: Als wir den Fluß Hoang-Ho passirten, nahm ein eigenthümlicher Vogel unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, welcher, so viel ich weiß, den Naturforschern noch unbekannt ist. Er gleicht an Größe einer Wachtel, ist aschfarben mit schwarzen Flecken und hat glänzend schwarze, mit einem himmelblauen Ring umgebene Augen. Seine Beine aber haben keine Federn, sondern sind mit langen Haaren bedeckt, und die Füße sind nicht wie bei irgend einem andern Vogel beschaffen, sondern gleichen denen der grünen Eidechse und sind mit einer Schale überzogen, welche so hart ist, daß sie dem schärfsten Messer widersteht. Dieses seltsame Geschöpf, welches neben dem Charakter des Vogels Merkmale der vierfüßigen Thiere und der Reptilien an sich zu tragen scheint, wird von den Chinesen Loung-Kio, das heißt Drachenfuß, genannt. Gewöhnlich kommen diese Vögel in großen Heerden aus dem Norden, besonders wenn viel Schnee gefallen ist. Sie fliegen mit außerordentlicher Schnelligkeit, so daß ihr Flügelschlag wie ein Hagelschauer rauscht. Gefangen zeigen sie sich sehr wild und grimmig; die Haare an den Füßen sträuben sich empor und wenn man ihnen zu nahe kommt, beißen sie mit großer Energie und Heftigkeit.

[Schmugglerlist.] Vor Kurzem ritt ein preußischer Gränz-Aufseher auf der Straße hin und traf einen schwer bepackten Mann, der schon von Weitem seine Last absetzte und den Aufseher erwartete. „Gut daß Sie kommen," sagte der Mann, „ich kann mit meinem Bündel nicht weiter, das mir einer von Ihren Leuten mitgegeben hat." „Was ist darin?" fragte der Aufseher. — „Verbotene Waaren, die aufgefangen wurden. Ich habe acht Groschen erhalten, um das Bündel zu Ihnen zu bringen, weil der Herr eine Spur verfolgte und somit keine Zeit hatte, nach Hause zu gehen. Nehmen Sie jetzt die Last auf ihr Pferdchen." „Dazu habe ich keine Zeit," meinte der Aufseher. „Da nimm das kleine Trinkgeld und lasse Dir Zeit, mein Freund. Trage das Gepäck in mein Haus und übergib es meiner Frau." Mit diesen Worten ritt er weiter und der Andere hat sich in der That Zeit gelassen. Denn bis zur Stunde läßt sich der listige Schmuggler noch mit den Waaren erwarten.

Bei der Inspektion der Milizen in der Schweiz bemerkte der eidgenössische Obrist, daß die Krägen der Uniformen ungleich zu seyn schienen; „das kommt daher," sagte Einer, „weil nicht alle Soldaten ordonnanzmäßige Hälse haben."

Ein Fiaker fragte den andern: „Was ist's denn mit Deinem Schimmel, der läßt ja abscheulich den Kopf hängen?" „I weiß nit," antwortete der andere, „was dem Luder is, aber seit der neuen Eisenbahn wird er mir sehr nachdenkend."

Ein Bedienter kam zu einer Höckerin, die auch mit Zwiebeln handelte, sah dieselbe erst lange an und fragte dann: „Was kosten die Bollen?"

„Zwee Groschen de Viertelmetze!"

„Was?" rief der Bediente, „zwee Groschen? Da is woll jleich det Hammelfleesch dabei?"

„Ja, bis jetzt," antwortete die Höckerin, „jetzt is es noch derbei, aber wenn er sich nich jleich packt, dann wer' ick Karmenade darans machen!"

Räthsel.

Wer bloß die erste Sylbe hört,
Der glaubt, man sprächʼ von einem Pferd;
Die zweite und dritte lauten wie
Uns sehr bekanntes Federvieh;
Das Ganze, soll es in der Welt
Einst nützen, braucht Kopf, Fleiß und Geld.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 79 17. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Der Eigenthümer des Gutes, welcher mit dem Dampfboot gereist war, kam in der Dämmerungsstunde an. Das Dampfboot, welches eine Viertelstunde von seinem Hause anhielt, nöthigte ihn, diese Strecke zu Fuß zu gehen. Um den nächsten Weg einzuschlagen, betrat er einen einsamen schmalen Fußsteig, der meist dicht an dem Ufer herlief. Es war in der Mitte des Sommers und der Tag sehr heiß gewesen, die Kühle des Abends war so erfrischend und wohlthätig, daß der Reisende sich am Ufer im Grase niederließ und in Gedanken versunken die Gegend betrachtete, welche noch durch das sterbende Roth der Sonne erleuchtet wurde, das durch den Flor der Dämmerung immer mehr verglimmte und kaum noch einen violeröthlichen Schimmer auf das Wasser des Rheins warf. Das Geräusch des Dampfbootes hatte sich bereits in der Ferne verloren und man vernahm nichts mehr, als das Zirpen der Grillen in dem hohen Grase und das jeweilige Auftauchen eines Fisches. — Da auf einmal schlüpfte eine Gestalt über das Gras an dem auf dem Boden Liegenden vorüber. Fast erschrocken blickte sich der Reisende um, denn er hatte sie nicht kommen hören; ohne ihn aber zu bemerken, sank sie einige Schritte von ihm entfernt auf ihre Kniee und verbarg schluchzend ihr Haupt in ihrem Gewand; der Mann am Boden wurde aufmerksamer. Nach kurzer Zeit stand sie auf, trat dicht auf den letzten Vorsprung des Ufers, welcher nur aus losem Gerölle bestand und blickte starr in die Tiefe des Flusses. „Ich kann nicht anders!“ sagte sie so laut, daß es der Fremde vernahm, „einige Minuten des Kampfes und es ist aus mit Thränen und Kummer!“ — Eilig, aber vorsichtig und leise, erhob sich der Reisende, schlich sich dicht hinter die über dem Ufer schwebende, zu dem Wasser gebeugte Gestalt, welche nur für ihren Schmerz Empfindung hatte, und in dem Augenblick, als sie sich in die Tiefe stürzen wollte, hielt er sie in seinen Armen fest.

Ein leiser Schrei entfuhr Gabrielens Lippen, als sie sich so festgehalten fühlte und eine Minute später lag sie ohnmächtig in den Armen des ihr gänzlich Unbekannten.

Er legte sie sanft am Ufer nieder und als er ihr mit kaltem Wasser die Stirne benetzte, um sie wieder zu sich zu bringen, und nun ihre Gesichtszüge erkennen konnte, schrack er sichtlich zusammen, blickte nochmals in das marmorblasse Antlitz, und sagte dann: „Mein Gott, mein Gott! wie ist sie dazu gekommen?“ — Ueber eine halbe Stunde kniete er neben ihr, ohne daß es ihm gelungen wäre, sie ins Leben zurückzubringen. Er küßte ihre kalten Hände und Thräne um Thräne rann von seiner Wange. Endlich aber schlug sie die Augen auf, offenbar aber war sie nicht bei sich. Ohne sich länger zu bedenken, nahm er sie darum in seine Arme und trug sie durch den Park in das Haus.

Daß Hausgesinde, die Pächterin an der Spitze, hatten nicht begreifen können, wo der Herr bleibe, da das Gepäck schon lange angekommen war und standen erwartungsvoll im Hausflur, als er endlich (den wir Baron von Führen nennen wollen) mit dem halb ohnmächtigen Fräulein im Arme erschien. Ohne daß er etwas sagte, leuchteten ihm Mehrere die Treppe hinauf zu Gabrielens Zimmer, woselbst er sie sanft auf ihr Sopha legte und nach einem Arzt sandte. Nun zweifelte die Pächterin keinen Augenblick mehr, daß Gabriele die Geliebte ihres Herrn wäre und dankte dem Himmel im Stillen, daß sie nicht ungezogen gegen das Fräulein gewesen. — Als die Dienerschaft sich entfernt hatte, einige Augenblicke der Ruhe eingetreten und der Baron Gabrielen ihr einige belebende Tropfen eingeflößt hatte, die er auf Reisen stets bei sich zu führen pflegte, setzte sich Gabriele auf. Ohne sich umzublicken, ohne etwas zu sprechen, stützte sie das Haupt in die Hand und blickte vor sich hin.

„Ist Ihnen etwas besser, mein gnädiges Fräulein?“, frug der Baron mit dem Ausdruck innigster Theilnahme.

„Mein Gott, mein Gott,“ sagte sie mit kaum vernehmbarer Stimme, „mein Kopf ist so schwach — ich kann mich nicht besinnen und doch möchte

Digitized by Google

ich es so gern — ich weiß es nicht — wenn ich klar denken will, so — o Gott! wenn ich nur nicht geistesverwirrt werde!" Sie drückte beide Hände fest vor die Stirne und blieb so einige Minuten.

Der Baron ergriff ihre Hand: „Erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen ist. Mir können Sie ohne Rückhalt Ihren Kummer mittheilen, was in dem Bereich meiner Kräfte steht, Ihren Schmerz zu mildern, Ihnen beizustehen, Sie zu schützen, zu rächen, — ich bin bereit, Alles für Sie zu thun."

Gabriele blickte auf, das Licht fiel auf die Züge des Sprechenden, die schön, aber ernst waren und den Ausdruck inniger Theilnahme trugen. — Obgleich noch zu angegriffen, um sich den letzten Vorfall erklären zu können, empfand sie dennoch tief das Mitgefühl, das er aussprach und seine Worte belebten allgemach ihr Inneres. Theilnahme thut immer wohl, sie vermag uns freilich den Kummer nicht zu heben, aber sie ist ein Beweis der Anerkennung unsers Leidens und besänftigt dadurch unsern Schmerz, wie ihn Herzlosigkeit, Nichtbeachten oder Spott bitterer und herber macht.

Sie reichte ihm die Hand und ihr Schluchzen drang ihm tief zu Herzen. „Weinen Sie," sagte Führen und drückte ihre Hand, die sie ihm überließ, an seine Lippen, „auch ich kenne die Wohlthat der Thränen," setzte er seufzend hinzu.

Es verging längere Zeit, ehe Gabriele ihre Thränen trocknen, ehe sie sich wieder sammeln konnte, aber nach und nach gelang es ihr doch.

„Baron Führen," sagte endlich Gabriele, „Ihre Stimme habe ich wieder erkannt, sie hat mich an längst verschwundene Tage erinnert, o, wenn Sie wüßten, welches Elend auf mich eingestürmt ist, seitdem?"

„Ich bin glücklich, mein Fräulein, daß Sie sich meiner noch erinnern, daß Ihnen meine Theilnahme nicht mißfällt."

„O mein Gott," rief Gabriele, „wie sollte mir irgend Jemands Theilnahme mißfallen, am wenigsten die Ihre. Ich habe nur stets das Beste, das Edelste von Ihnen rühmen hören; aber", fügte sie stockend und leiser hinzu, „sagen Sie mir, wo haben Sie mich gefunden, meine Erinnerung von den letzten Augenblicken ist mir dunkel."

„Lassen wir die Vergangenheit," entgegnete er, „es würde Sie angreifen, mir und Ihnen Schmerz bereiten."

Es trat nun eine Pause ein, während welcher Gabriele sinnend vor sich hinblickte. „Ich bin sehr schuldig," sagte sie endlich, mehr zu sich als zu Führen, — „wird mir Gott wohl diese Sünde jemals vergeben? es war meine größte — und doch, wie war es anders möglich?"

„Denken Sie nicht daran, ich bitte Sie inständig," sagte Führen mit Innigkeit. „Sagen Sie mir lieber, was Sie zu diesem Schritt bewog."

In diesem Augenblick stürzte Gottfried herein, eben erst in's Haus zurückgekehrt, hatte er vernommen, daß man das Fräulein ohnmächtig hereingebracht und nach einem Arzt geschickt habe. „Gott sey ewig gedankt!" rief der arme Mann, „sie lebt ja noch, sie lebt!"

„Armer, alter Gottfried, treue Seele," sagte Gabriele und reichte ihm die Hand, die er weinend küßte. „Und dieser Herr hat so viel für mein Fräulein gethan, Gott wird Sie dafür segnen!" rief er und küßte unter Thränen dem Baron gleichfalls die Hand.

„Und Du kennst mich nicht mehr?" fragte dieser, „alter Gottfried, wie oft hast Du mir die Thüre aufgemacht in Deiner Heimath."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

Roman von Emilie Flygare-Carlén.

I.

Der Brief.

Der Frühling war gekommen. Unter Hügel und Thäler hatte der lächelnde Mai seine grünen Matten gebreitet; und Flora, die mit Zephyr's Leichtigkeit darüber eilte, verlor hier und da aus ihrem Füllhorn eine schüchterne Anemone oder eine schimmernde Goldblume. Wie eine Braut in ihrem Festkleide stand die Natur herrlich da und ergoß erhöhte Freude über die Glücklichen, Linderung über die Betrübten. Ueberall in den Dörfern sah man Thätigkeit und Wohlbehagen; von der milden Frühlingswärme belebt, arbeitete der Landmann mit erneuerter Kraft in der dankbaren Erde, von der er reichliche Vergeltung seiner Mühe hoffte.

Auch die Bewohner Stockholms begrüßten die milde Maisonne, obwohl sich deren Strahlen an den hohen Mauern der Stadt brachen, mit heitern Blicken. Mit frohen Gesichtern eilten sie aus der Hauptstadt hinaus in die umliegende schöne Gegend, um die neue Pracht der Natur zu genießen.

An dem Fenster ihres Kabinets in der Königsstraße saß an einem schönen Sonntagabend die gute achtungswerthe Assessorin L** und betrachtete das bunte Gewimmel der von Haga heimströmenden Fußgänger und zurückkehrenden Equipagen. Auch ihr Gatte und ihre Tochter waren unter den Spaziergängern; sie warf deßhalb manchen forschenden Blick in den aufgehangenen Reflexionsspiegel, um zu sehen, ob die Lieblinge ihres Herzens bald nach Hause kämen.

In dieser Betrachtung wurde sie durch einen ein-

Digitized by Google

tretenden Bedienten gestört, der ihr zwei Briefe überreichte und dann das Zimmer wieder verließ. Mit lebhaftem Interesse öffnete sie den einen dieser Briefe, welcher an sie gerichtet war und las:

B..., den 29. April 18..

Meine gute Schwester!

„Deinen Brief habe ich erhalten und danke Dir dafür; aber ich wundere mich gleichzeitig, warum Du Einwendungen machst, mir meine Tochter zurückzuschicken, von der ich seit fünf Jahren getrennt bin. Ich will Deinen Brief Punkt für Punkt beantworten, um Dir zu zeigen, daß Deine Gründe, wie wichtig sie auch für Dich seyn mögen, doch keineswegs geeignet sind, Deinen eigensinnigen Bruder — wie Du mich immer nennst — zu überzeugen."

„Zuerst versicherst Du, daß es Dir und Deinem guten Mann allzu schmerzlich seyn würde, Euch von Emma zu trennen, die nun seit fünf Jahren in Eurem Hause verweilt und von Euch wie eine Tochter betrachtet und behandelt worden ist. Mit warmem Vatergefühl danke ich Euch für diese Güte; ich werde auch nie aufhören, meine Tochter zur Dankbarkeit dafür zu ermahnen. Doch glaube ich, daß ihre eignen Eltern nun zu ihrer Erziehung berechtigt sind und daß nun die Zeit gekommen ist, in welcher wir die Früchte so mancher Aufopferung für ihr Wohl genießen müssen. Du sprichst von Emma's Schönheit — ein Grund mehr, sie so bald als möglich aus dem verführerischen Stockholm zu entfernen, wo sie bald durch Schmeicheleien verdorben werden würde. Du deutest mir an, daß sie mit den zahlreichen Talenten, welche sie besitzt, mehr für das feine gesellige Leben der Hauptstadt, als für die Einfachheit des Landlebens passe. Ich erkläre dieß für einen großen Uebelstand; denn als ich sie auf meiner Gattin und auf Deine dringenden Bitten nach Stockholm schickte, that ich dieß nur, damit sie sich bilden und durch schöne und nützliche Kenntnisse bereichern, nicht aber damit sie zu fein, zu gelehrt und zu hoch für den Kreis ihrer Eltern und ihrer nächsten Angehörigen werden sollte. Doch hoffe ich, daß meine Emma, die so viele Jahre hindurch von ihrer verständigen Base geleitet worden ist, sich auf jedem Platze heimisch finden wird, auf den sie das Schicksal stellt."

„Manche möchten wohl glauben, daß so viele allgemeine Kenntnisse der Tochter eines Inspektors unnöthig wären; allein ich habe die Sache nie von dieser Seite betrachtet. Talente, wenn sie von Bescheidenheit begleitet werden, sind eine Zierde, die sowohl dem, der sie besitzt, als dessen Umgebungen angenehm seyn muß. Außerdem kann ja Emma in Lebensverhältnisse kommen, in denen ihre Talente und Kenntnisse eine Zuflucht gegen Mangel gewähren. Ich hoffe zu Gott, daß dieß nie geschehen wird — aber wer kann sein Schicksal vorher wissen? — Eine gute Erziehung ist und bleibt in jedem Fall das beste Erbtheil. Gegen die Erlernung fremder Sprachen habe ich nichts einzuwenden; daß Emma aber — wie Du mich versicherst — eine so schöne Stimme besitzt und so große Fortschritte in der Musik gemacht hat, entzückt mich. Du weißt, wie ich von jeher ein Musiknarr gewesen bin und kannst Dir kaum vorstellen, wie sehr ich mich nach der Zeit sehne, wo mir Emma's Fortepiano und Laute manchen sonst so langen Abend verkürzen werden."

„Also, liebe Schwester, suche sie nicht länger bei Dir zurückzuhalten; mein Entschluß, sie in mein Haus zurückzunehmen, ist unerschütterlich, eben so unerschütterlich, wie mein Vorsatz, sie mit dem jungen Tyrell zu verheirathen, gegen den Du so viel einzuwenden hast. Du schreibst, ein Buchhalter sey keine passende Parthie für Emma, die durch ihre Schönheit und ihre Talente, in Verbindung mit einem nicht unbedeutenden Vermögen, leicht eine vornehme, ja eine glänzende Verbindung in der Hauptstadt schließen könne. Allein ich werde meine Tochter auf keinem Fall einem Stockholmer Elegant geben, denn ich habe mehr als hundert Beispiele gesehen, wie wenig dieselben mit Geld umzugehen und eine liebenswürdige Frau zu würdigen wissen. Ich will, bevor ich sterbe, meine Emma wohl versorgt sehen; und das wird sie als Tyrells Gattin. Und was Bildung und Lebensart betrifft, so fehlt es ihm daran durchaus nicht, denn er hat sich mehrere Jahre den Wissenschaften gewidmet, bis er durch seines Vaters Tod gezwungen wurde, denselben zu entsagen."

„Doch bin ich keineswegs gesonnen, Emma vor Ablauf mehrerer Jahre zu verheirathen; denn erst soll sie spinnen, weben und einer Haushaltung vorstehen lernen. Allein die Verlobung wünsche ich bald nach ihrer Rückkehr vollzogen, denn ich will von naseweisen Freiern befreit seyn, die dem Mädchen Albernheiten vorschwatzen. Fridolf Tyrell und kein Anderer soll sie haben, denn er hat mein Versprechen und noch nie habe ich ein Versprechen unerfüllt gelassen oder zurückgenommen. Für den Fall meines Todes ist ihm vom Grafen die Inspektorstelle zugesichert; dann ist er ein gemachter Mann; das weiß ich und kann daher mit Frieden in die Grube fahren."

„Die inliegende Banknote wird hoffentlich hinreichen, alle Kosten für meine Tochter zu bestreiten. Kaufe keinen überflüssigen Putz für sie; doch wünsche ich sie mit einer modernen und

Digitized by Google

anständigen Garderobe bei ihrer Heimkehr versehen."

„Gegen Ausgang des Mai wird Tante Gertrud kommen und Emma abholen. Du erinnerst Dich wohl noch an die älteste Schwester meiner Hausfrau, an die alte Mamsell Olivebald, die in unserm Hause, ja in der ganzen Gegend nicht anders als Tante Gertrud heißt. Bis Norrköping reisen sie auf dem Dampfschiff, von da aus zu Lande in meiner eignen Kalesche, die ich ihnen entgegen schicke. Es thut mir leid, daß ich mein Kind nicht selbst fahren kann; dringende Geschäfte halten mich davon ab. Dafür will ich den Bräutigam schicken. Es wird nichts schaden, wenn das junge Paar seine Jugendbekanntschaft so bald als möglich und ohne die lästige Gegenwart des Vaters erneut."

„Sey so gut und gib meiner Emma den inliegenden Brief. Grüße herzlich meinen braven Schwager und die kleine wilde Julie. Ich verbleibe unveränderlich

Dein treuer Bruder

Jakob Hilbert."

(Fortsetzung folgt)

Großmuth einer Bärin.

Das Jahr 1709 war ein trauriges und der Winter einer der furchtbarsten und kältesten, welche das mittlere Europa gesehen. Vögel fielen plötzlich todt aus der Luft, Felsen und Bäume barsten und wenn in den Zimmern die Platten der Oefen glühten, so fror sechs Schritte davon am Fenster das Wasser. Als das Frühjahr heran kam, fand man in den Wäldern eine Menge Wild erfroren und die Teiche verbreiteten einen unleidlichen Geruch wegen der Masse todter Fische. In jenem Winter nun trieb sich auf den Gassen von Lüneville ein armer Savoyardenknabe, eine Waise, umher, dessen älterer Bruder, an dem er in so großer Noth noch Schutz und Trost gehabt, auf einem Botengange nach Nancy erfroren war. Der Verlassene suchte sich nun dadurch den nöthigen Bissen Brod zu verdienen, daß er Schuhwerk und Kleider reinigte und als Bratenwender in der Küche diente. Mancher schenkte auch dem Halberfrornen und Weinenden aus Erbarmen einen Sou. Aber die kalte Nacht! Früher hatte er mit seinem Bruder in einem Zimmermannsschuppen geschlafen und sie hatten sich nothdürftig durch eine alte Fußdecke erwärmt, die man ihnen zugeworfen; aber jetzt gings dem Armen traurig genug, bis das Weib eines Stallknechts ihm aus Mitleid ein Plätzchen in den herzoglichen Ställen anwies. Es war schon dunkle Nacht, als man ihn dort hineinbrachte. Ungeachtet des Schutzes, den der Stall gewährte, fror der arme Junge auf seinem Stroh jämmerlich und griff umher, womit er sich noch erwärmen könnte. Er erreichte die Stäbe eines eisernen Käfigs, in welchem sich eine dicke Streu von Moos befand. Er zwängte sich hindurch und ohne zu fragen, warum es darin so schön warm sey, suchte er sich zu betten, als ein großes Thier brummend neben ihm sich erhob. Der Schreck fuhr ihm in alle Glieder und er empfahl seine Seele Gott, als das Thier ihm näher kam und seine zottigen Tatzen um ihn legte. Aber das unsichtbare Ungeheuer that ihm nichts und er lag an dessen dickem Pelz so warm, wie er noch nie diesen Winter geschlafen. Er schlummerte ohne Furcht ein und erwachte sehr gestärkt in der Umarmung einer großen Bärin, welche ihren Käfig in dem Stalle hatte. Und wie erstaunte er, als er Abends wieder heimkehrte und fand, daß das Thier ihm einige Ueberbleibsel aus der herzoglichen Küche aufgehoben. Die Bärin nahm sich des Jungen mütterlich an, und Niemand ahnte es, bis er einmal die Zeit verschlief und die Stallknechte beim Schein der Laterne zu ihrem Schrecken unter den Tatzen der Bestie ihn liegen sahen, die zornig brummte und Niemanden heran ließ, bis der Savoyarde von dem Lärm erwachte und lustig aus dem Käfig heraussprang. Es sprach sich das herum und Herzog Leopold von Lothringen erfuhr es auch. Er sah mit eignen Augen, was er nicht glauben wollte, nahm den Knaben unter seine Dienerschaft auf, ließ ihn etwas lernen und es wurde aus diesem ein sehr brauchbarer und bemittelter Mann.

Mannigfaltigkeiten.

In einer Kaltwasseranstalt zu Neuilly ereignete sich dieser Tage ein drolliger Vorfall. Eine der Töchter des Eigenthümers dieser Anstalt hörte in der Nacht Lärm im Hofe; sie steht auf und bemerkt drei Männer, welche über das Gitterthor des Hauses gestiegen und gerade damit beschäftigt waren, den Saal aufzubrechen. Das Mädchen hat den guten Einfall rasch herunterzulaufen, und den Krahnen der Dusche zu öffnen, so daß die drei Diebe ein Sturzbad auf den Kopf bekommen und schwimmend die Flucht ergreifen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 72:

Mitesser.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 80 19. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

„Ach, Herr Gott, Sie sind's wirklich!" sagte Gottfried, den Baron erkennend; „Gott hat Sie hergesandt." Sehen Sie, das gnädige Fräulein ist aus lauter Frömmigkeit in eine so üble Lage gekommen. — Der Herr Vater zu Haus hat nach dem Tode der gnädigen Fräulein eine Mamsell zu sich genommen, — ich will mich keines gemeinen Ausdrucks vor Ihnen bedienen; indeß, sehen Sie, das gnädige Fräulein konnte nicht unter einem Dach mit ihr leben und da sind wir, wie wir es gar nicht mehr aushalten konnten, fortgegangen; der Herr Baron hat dem gnädigen Fräulein aus Bosheit kein Geld geschickt und da hat sie gearbeitet bis sie krank wurde. Das gnädige Fräulein nahm heute Nachmittag ordentlich Abschied von mir, als ob sie sterben wollte," — fuhr er fort, — „das hatte mir so das Herz zerrissen, daß ich fortgelaufen bin und habe draußen mein Gesetzchen geweint und nachdem ich geweint, bin ich aufgestanden — es war schon dunkel, und bin in die Stadt gegangen." Er stockte hier und setzte dann mit niedergeschlagenen Augen hinzu: „ich schäme mich eigentlich es zu sagen, — ich habe die Dunkelheit benutzt, um uns für morgen Brod zu betteln." Und dabei zog er einige Stücke schwarzes und weißes Brod aus der Tasche.

Gabrielens vorher marmorbleiche Züge färbten sich mit dunklem Roth. „Morgen, sagte sie, wollen wir gehen."

„Mein Gott, mein Gott!" sagte Führen, in dem der Gedanke aufstieg, daß Gabriele aus Mangel den Schritt gethan. Er machte sich heimlich Vorwürfe, weil er Gabrielen schlimme Motive untergelegt, obgleich er sie kannte und liebte, denn er war jener junge Mann, der sich einst mit Waldemar zugleich um sie bemüht hatte. Aber es war entschuldbar, daß er so dachte; denn damals hatte er sie, umgeben von einer Familie, in glänzenden Zirkeln gesehen, wie konnte er sich das gefeierte, mit allen Gütern des Lebens so reich begabte Mädchen, ohne eigenes Verschulden in dieser traurigen Lage und zu solchem Schritt getrieben sich denken. Er dankte Gottfried ganz besonders für die Aufklärung, die derselbe ihm unaufgefordert noch weiter gab, und als er sich endlich erhob, um das Zimmer zu verlassen, wiederholte Gabriele noch einmal, daß sie morgen gehen wolle. — Sie wußte zwar selbst weder wohin, noch mit was für Mitteln, aber sie hätte sich lieber durchgebettelt, so unerträglich war ihr der Gedanke, hier nur noch einen Tag weilen zu müssen.

„Wenn Sie mir nicht die Ehre Ihres Besuches gönnen, so muß ich mich entfernen; wenn Sie mir aber zusagen, daß Sie bleiben wollen, bis Ihre Angelegenheiten in Ordnung gebracht sind, so werde ich noch eine Verwandte zu mir einladen, die mir den Gefallen erzeigen wird, Ihnen Gesellschaft zu leisten und ich habe dann das Glück, auch in Ihrer Nähe weilen zu dürfen;" sagte Führen, indem er sich empfahl.

Der Arzt, welcher bald nach Führens Entfernung erschienen war, gab Gabrielen Arzenei, doch sagte er, daß, wenn sie sich nicht ruhig verhielte, würde sie ihr wenig Nutzen bringen, da ihre Nerven auf eine gefährliche Höhe geschraubt wären. Gabriele versprach die Befolgung seiner Rathschläge, und obgleich sie sich jetzt, wo sie wieder klar dachte und die Ermattung der Exaltation gefolgt war, an den unternommenen Schritt mit Scham, Reue, Grauen und Schmerz erinnerte, so war doch eine Art Ruhe über sie gekommen, welche zwar aus keinem andern Grunde entsprang, als weil sie der Gefahr entronnen war. Doch ihre Lage war noch immer dieselbe, wie konnte sie hier bleiben, wie konnte sie von dem Manne Gefälligkeiten annehmen, der sie einst geliebt, und vielleicht noch liebte, der sich um ihre Hand beworben hatte — welchem Ruf würde sie ihren Namen preis geben, wenn sie länger hier weilte. Eine dunkle Röthe stieg bei diesem Gedanken in ihr bleiches Gesicht. „Und doch wie viel verdanke ich ihm," sagte sie, „hat er mir nicht das Leben gerettet und mich vor einer großen Sünde bewahrt und sich mir mit seltener zarter Theilnahme genaht?" — Es war ihr unbegreiflich, daß sie sich nie nach dem Besitzer dieses Hauses erkundigt und

Digitized by Google

nie daran gedacht hatte, daß er jung seyn könne. Ohne sich Rechenschaft darüber abzulegen, hatte sie sich den Besitzer, wenn sich einmal ihr flüchtiger Gedanke im Laufe ihres Hierseyns bis zu ihm verirrte, alt und ehrwürdig vorgestellt. —

Gabriele schlief die Nacht zu ihrer eigenen Verwunderung besser, als sie gedacht und der Arzt gehofft hatte, welcher am Morgen kam und auch ihren Puls weit ruhiger fand. Führen hatte Befehl gegeben, den Arzt vor seinem Weggehen auch zu ihm zu bescheiden; denn er wollte sich theils selbst nach Gabrielens Befinden bei ihm erkundigen, weil seinem Herzen die Aussage eines Dieners nicht genügte, theils wollte er dem Arzt, dessen Ehrenhaftigkeit er kannte, Gabrielens Geschichte bis zu diesem letzten Schritt anvertrauen, denn der Gedanke, daß Jemand ihrem Aufenthalt bei ihm eine schlimme Deutung geben könne, war ihm so peinlich, daß er kaum den Morgen erwarten konnte, um mit dem Doktor zu sprechen.

Nachdem er dem Arzte so weit alle Mittheilungen gemacht, gestand er ihm auch offen, daß er einst sich um Gabrielens Hand beworben, daß er sie geliebt habe, jedoch nie die geringste Aufmunterung von ihrer Seite erhalten und sich deßhalb zurückgezogen hätte.

„Und lieben Sie das Fräulein noch?" frug der Doktor. „Sie ist so himmlisch schön und anziehend" — fügte er hinzu, — „daß ich nicht daran zweifle."

„Sie haben Recht, nicht daran zu zweifeln. Ich habe diese Nacht kein Auge geschlossen, tausend Phantasieen haben meinen Geist aufgeregt, bald glaubte ich sie in Gefahr und fuhr auf, um sie zu retten, und dann war sie wieder in einer glänzenden Soirée, wo mich ihr süßer Gesang, ihr Lächeln beseligte. Aber was hilft das Alles," unterbrach er sich schwermüthig, „sie liebt mich nicht, und jetzt meinen Antrag zu erneuern, wo sie meinem Schutze anvertraut ist, würde mich in ihren Augen, wie in den meinigen selbst herabsetzen."

„Aber werden Sie ihr nicht eine Wohlthat erzeigen," sagte der Doktor, „wenn Sie ihr Ihre Hand anbieten, damit sie für die Zukunft eine treue Stütze habe. Reißen Sie das unglückliche Mädchen durch einen solchen Schritt nicht aus tausendfachen Verlegenheiten? Was soll aus ihr werden, selbst wenn ihr Vater sie wieder in sein Haus aufnähme; wird ihre zarte Konstitution nicht unter dem Scepter einer so gemeinen Herrschaft erliegen? — Ich möchte nicht dafür stehen — oder sie muß unter fremden und lieblosen Menschen eine Unterkunft suchen. — Nein, nein! seyen Sie nicht allzu zartfühlend, Sie verderben damit mehr als Sie gut machen und Ihr innigster Wunsch ist doch, sie glücklich zu machen?"

„Aber sie liebt mich nicht," — sagte der Baron traurig, — „nur Pflicht oder Mitleid wird sie vermögen, meine Hand anzunehmen."

„Können Sie sich denn nicht mit ihrer Freundschaft begnügen, wenn Sie nämlich so versichert sind, daß Sie nicht von ihr geliebt werden? Sie sind dann noch glücklicher, als wenn sie Ihnen ganz entzogen würde."

„Dieß ist wohl richtig," entgegnete Führen; „besser ist's mit ihr weinen, als unglücklich seyn ohne sie. Aber Freundschaft ist ein matter Mondesstrahl gegen die Alles belebende Sonne der Liebe."

„Bester Freund," sagte der Doktor aufstehend, „Sie gehören zu den Leuten, die nur nach dem trachten, was sie nicht erlangen können und sich das entgehen lassen, was ihnen erreichbar wäre."

„Nein, nein! glauben Sie das nicht von mir. Sie sollen sehen, ich will bescheiden seyn, aber wenn Sie jemals geliebt haben, so werden Sie einsehen, daß die Liebe eher Alles entbehren kann, als gerade die Liebe."

„Nun, ich komme morgen wieder und dann will ich sehen, wie weit Sie gediehen sind;" sagte der Doktor. „Wenn ich nicht verheirathet wäre," fügte er lachend hinzu, „wahrhaftig, ich könnte mich in das Mädchen verlieben.

„Doktor," sagte der Baron mit schwachem Lächeln, „das Herz bindet sich an keine Verhältnisse, es könnte Ihnen den Streich spielen, obgleich Sie verheirathet sind."

Der Doktor lachte und empfahl sich.

„Er kann lachen," — sprach der Baron zu sich und begann seine Toilette zu machen, um sich zu Gabrielen zu begeben, wo er sich hatte anmelden lassen, — „aber ich kann es nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

Roman von Emilie Flygare-Carlén.

(Fortsetzung.)

„Ja, das eben erwarte ich" — sprach die Assessorin, nachdem sie den Brief gelesen hatte — „mein Bruder ist von jeher eigensinnig gewesen." —

In diesem Augenblick trat ihre Nichte, die schöne siebenzehnjährige Emma Hilbert, ins Zimmer, näherte sich — als sie die Tante so betrübt sah — derselben und fragte mit zärtlicher Theilnahme nach der Ursache ihrer Betrübniß. Die Assessorin fiel ihr weinend um den Hals und sprach: — „Liebe, gute Emma! Das Loos ist nun geworfen; wir müssen uns bald, schon im nächsten Monat trennen. Dein Vater ist unerbittlich. Er gibt nicht ein Jahr — wie ich ihn doch so dringend bat — nicht ein-

Digitized by Google

mal einige Monate Aufschub. Und eigentlich mag er wohl Recht haben, denn wenn man fünf Jahre lang von seinem einzigen Kinde getrennt ist so erscheint es wohl nicht wunderbar, wenn man sich nach seiner Nähe sehnt und über eine sichtbare Entwickelung freuen will." —

„Soll ich denn so bald abreisen?" — fragte Emma langsam und niedergeschlagen.

„Ja" — erwiderte die Tante. — „Nimm diesen Brief Deines Vaters; er war in den meinen eingeschlossen und wird wahrscheinlich von ähnlichem Inhalt seyn." —

„Emma setzte sich in eine Ecke des Zimmers, erbrach den Brief und las, während eine Thräne nach der andern aus ihren Augen auf das Papier herabtropfte, das sichtbar in ihren Händen zitterte. Als sie den Brief gelesen hatte, brach sie in lautes Weinen aus und warf sich der Tante in die Arme. Sanft fragte die Letztere, wodurch sie so sehr erschüttert würde.

Emma unterdrückte den ersten heftigen Ausdruck ihres Gefühls einigermaßen und erwiderte: — „Ach meine gute Tante! Daß ich mich von Euch und von Allem, was mir in meiner neuen Heimath lieb geworden ist, trennen muß, das ist es eigentlich nicht, was mich so betrübt macht. Im Gegentheil, ich sehe ein, daß ich Unrecht that, nur einen Augenblick anzustehen, in die Arme meiner Eltern zurückzukehren; ich fühle bitter, daß ich die Vorwürfe verdiene, mit denen der Brief meines Vaters angefüllt ist. Aber woher die unnennbare Angst, die mich bei dem ersten Wort von der Heimreise ergriff? Woher die eisige Furcht vor einer düstern unglücklichen Zukunft, die ich bei dem Gedanken an B** fühlte? — Es war keine Bangigkeit vor der Stille des Landes, denn ich hoffe, dieselbe soll mir nicht unangenehm seyn — und dennoch, dennoch — aber siehe, nun ist das Räthsel gelöst, ich weiß nun, warum ich mich gefürchtet habe: — mein Vater will mich verheirathen, mein Schicksal an eine mir völlig fremde Person ketten; er schreibt, daß er meine Hand unwiderruflich versprochen habe — und ohne mich vorher zu fragen! O, das ist hart, unmenschlich und streitet gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze!" —

„Meine liebe Emma spricht sehr eifrig," — versetzte die Assessorin lächelnd. — „Ist denn der junge Fridolf Tyrell so unangenehm? — Vielleicht wirst Du sehr zufrieden mit der Wahl Deines Vaters seyn." —

„Nie, nie!" fiel ihr Emma mit einer bei ihrem stillen und fügsamen Gemüth sehr ungewöhnlichen Entschlossenheit ins Wort. — „Nie soll er meine Hand besitzen; ich selbst will mir einen Gatten wählen, und keinem Andern angehören. Mein Vater kann mich nicht zwingen, wenn ich standhaft Nein sage; aber welche Kämpfe, welche herzzerreißenden Zwiste wird meine Weigerung hervorrufen — welche Auftritte bei dem heftigen Gemüth und dem unbeugsamen Charakter meines Vaters? — Ach, ich bin sehr, sehr unglücklich!" —

(Fortsetzung folgt)

Rosas.

Der Erdiktator Juan Manuel Rosas ist der Sohn eines reichen Gutsbesitzers, und seine Eltern waren harmlose und geachtete Menschen. Rosas ist ein großer, hübscher Mann, der in seinem Aeußeren nichts vom Spanier an sich hat. Wenn er will, kann er die feinsten Manieren annehmen, und hat eine solche Gewalt der Rede, daß er im Zwiegespräche einen Jeden für sich einnimmt, nämlich, wenn er es für der Mühe werth hält; und so hat er viele fremde Diplomaten dupirt. Zuweilen gibt er sich aber auch wieder den größten Rohheiten hin, je nachdem die Umgebung ist. Er kann auch den Ton der Bonhommie annehmen; in dieser Rolle ist er am stärksten. In seinem Privatleben ist aber Rohheit sein Hauptelement. Er ist der kühnste Reiter, den es vielleicht gibt. Außer der Tochter hat er noch einen Sohn, Juan, der aber von sehr unbedeutender Geistesgabe ist. Was Rosa's Tochter, Donna Manuela, anbetrifft, so hat man nie etwas Schlechtes von ihr gehört, ganz im Gegentheil nur Gutes. Es ist bekannt, daß sie vielen Unglücklichen geholfen hat. Sie ist höchst liebenswürdig im Umgange und von feinen, graziösen Manieren. Treu in der Freundschaft, vergaß sie auch mancher Unglücklichen nicht, die früher ihr nahe standen und später den furchtbaren Zorn ihres Vaters auf sich luden. Daß sie aber nicht konnte, wie sie wollte, ist bei einem solchen Vater und solcher Umgebung leicht begreiflich. Ihr Alter mag jetzt ungefähr 36 Jahre seyn, und sie sieht eher einer Nordländerin als einer Spanierin ähnlich, ist eher hübsch als häßlich. Was die Kisten mit Menschenköpfen anbelangt, welche in dem Landhause Rosas gefunden seyn sollen, so ist dieß glaubhaft, da es bekannt ist, daß ein italienischer Apotheker einen Menschenkopf hat einbalsamiren müssen. Er war einem Häuptlinge, Namens Pancho el Nato (der Kurznasige), abgeschnitten. Dieser Kopf wurde in dem Hause Rosas' in der Stadt aufbewahrt, wie es dessen Diener hundertmal erzählt haben. Die Ohren dieses Kopfes wurden auf einem Teller bei einem Balle im Hause Rosas' herumgereicht, und zwar an einem rothen Bande. Englische Marine-Offiziere, welche zugegen waren, verließen zugleich den Saal und haben diese Geschichte seiner Zeit in den Zeitungen veröffentlicht. Bei den vielen Auf-

Digitized by Google

ständen, welche gegen Rosas vorgekommen sind und die er alle besiegte, war es eine gewöhnliche Sache, daß Köpfe von Anführern in sein Haus eingebracht wurden. Der erwähnte Apotheker wurde oft in Anspruch genommen und verließ deßhalb die Stadt, da ihm die Sache doch zu grauenhaft war. Rosas hatte eine Bande gebildet unter dem Namen „Mazurca", welche aus den größten Banditen und Meuchelmördern des Landes bestand, und diese schickte er immer aus, wenn Opfer seiner Wuth fallen sollten. Den fremden Gesandten, welche sich vielleicht über solche Gräuelthaten tadelnd aussprachen, erwiderte er heuchlerisch: „Was wollen Sie, meine Herren, es ist das Volk, welches sich ausspricht gegen die Verräther; ich, ich kann dabei nichts thun." Die Exekutionen geschahen des Nachts, um Schrecken einzujagen. Ein Spanier, Namens Sanchez, der sich nie um Politik bekümmerte, stand bei hellem Tage ruhig unter seiner Thür; die Mazurca-Bande ging gerade vorbei, und einer der Kerle, der gegen Sanchez eine Privatrache hatte, ersticht ihn, und sofort wurde der Körper auf eine Theertonne gelegt und verbrannt. Das Eigenthum des Sanchez wurde konfiszirt, weil er „vom Volke gerichtet." Wer damals in Buenos-Ayres war, erinnert sich wohl eines unglücklichen Soldaten, der erschossen wurde, weil auf dem inneren Deckel seiner Patrontasche „Viva Luvalle" stand. Gleich darauf fand man, daß es dieser Patrontaschen eine Menge gab; sie waren früher dem General Luvalle abgenommen und jetzt den Soldaten des Rosas' gegeben worden. Wer denkt nicht noch an die Erschießung von 60 Judianern auf freiem Platze, an die Erschießung von 40 der edelsten Söhne des Landes in Santos Lugares, nachdem die Unglücklichen vorher auf das Scheußlichste mißhandelt worden waren! Wie unzählige Male ist die Mazurca Nachts in Häuser eingebrochen und hat die Einwohner gemordet oder hinausgejagt, und wurde dann das Haus als Nationaleigenthum von Rosas einer seiner Kreaturen geschenkt! Wie hat man nicht den gebildetsten Damen auf freier Straße die Flechten abgeschnitten und Pechpflaster ins Haar geklebt, wenn sie sich ohne rothe Schleife sehen ließen! Gewöhnlich kamen solche Grausamkeiten nach Besiegung irgend eines Aufstandes vor; war der Ausgang noch nicht gewiß, so war Rosas immer milde. Rosas gehörte der föderalen Partei an, und das Abzeichen derselben war roth, nach und nach mußte nun diese Farbe überall gebraucht werden. Alle Thürpfosten in der Straßen, kurz alles Holzwerk in der ganzen Stadt mußte roth angestrichen werden. Die Männer trugen ein rothes Band um den Hut, ein anderes rothes Band im Knopfloch mit Rosas' Bildniß und der Devise: „Viva la Federacion! Mueran los unitaris! Viva el Restaurador de las Leyes!" und eine rothe Weste. Die Todtenwagen wurden roth angestrichen, und Postillone in rother Jacke fuhren die Leichen. „Bis zum Grabe sollt ihr meine Farbe tragen!", war Rosas' Wahlspruch. Die blaue Färbe, das Abzeichen der unterlegenen Partei der Unitarios, war auf das Strengste verboten, eben so die grüne Farbe; die letztere, weil sich einmal ein Regiment gegen ihn empörte, welches diese Farbe als Uniform trug. Also kein Blau, kein Grün mehr! Als dieser Machtspruch erscholl, drang die Mazurca in die Häuser, ließ sich Kleider, Porzellan ꝛc. zeigen, und wenn auch nur ein Gedanke von diesen Farben darauf war, wurden sie vernichtet. Die Fabrikanten in Europa mußten nun auf eigene Art für Buenos-Ayres arbeiten, da auch das geringste Titelchen in Blau und Grün verboten war. Offene Westen mit Shawlkragen waren verboten, weil sie durch ihre Form an ein U erinnerten (Unitario), eben so die Bärte ums Kinn herum. Auch wurde die Frisur der Damen registrirt, und nie durfte darin die Form eines U vorkommen. Im Theater, vor der Aufführung eines Stückes, traten sämmtliche Schauspieler auf die Bühne und schrieen im Chor: „Viva la Federacion, Mueran los Salvajes Unitarios!". Bei einer Auktion, vor Beginn derselben, der nämliche Schrei von dem Auktionär. Beim Beginne der Schulen derselbe Schrei vom Lehrer, Antwort der Jugend im Chor. Zu jeder Stunde der Nacht schrie der Nachtwächter: „Es lebe die Föderation! Mögen die wilden Unitarier sterben! Es lebe der Hersteller (Rosas)! Drei Uhr hat es geschlagen und heiteres Wetter!" Auf den öffentlichen Gebäuden war dieser Spruch angebracht; alle Dokumente, Siegel von Behörden, Drucksachen, Anonncen in den Zeitungen und selbst zuweilen Kaufüberschriften enthielten ihn.

Auf den Todes-Sturz des Adleraufpflanzers in Paris.

Bei dem großen Adlerfeste,
Das Paris gefeiert hat,
Ist das Omen doch das Beste,
Daß der Hahn noch nicht ganz matt;
Denn der Mann, der im Beginne,
Frankreichs Zeichen wollt' verkeh'rn,
Stürzte von der Rathhaus-Zinne.
Wich der gall'sche Hahn je gern? —
Wie der Hahn ruft zum Erwachen,
Zu des Tages Heißbemüh'n:
So will gall'scher Hahn es machen,
Daß der Franzmann soll ergrüh'n
Nicht für eine Adler Mette,
Die Europa kann erfreut,
Weil erschallt die Kriegstrompete;
Denn der Adler fliegt zu weit.
Francogallus wirst du heißen!
Kräht er dem Pariser zu.
Willst des Schicksals Faden reißen? —
Thor! die Parze hat nicht Ruh!

N...L.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 81 21. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele saß in ihrem Zimmer an dem offenen Fenster und blickte gedankenvoll in die von der Mittagssonne beleuchtete Gegend. Die Ferne lag in einen matten blauen Schleier gehüllt, während die Mittelgründe zwischen den jenseitigen Ufern des Rheines in einer fast schattenlosen Helle lagen. Man sah den Rauch der Hütten in gerader Richtung aufsteigen und die Kirchthurmspitzen und Giebel der aus Baumgruppen und reifenden Kornfeldern hervorblickenden Städte und Dörfer warfen blendende Lichter umher. Der Fluß selbst war so ruhig, daß man sein Dahingleiten kaum bemerkte und seine Bahn so hell glitzernd, daß das Auge nicht darauf ruhen konnte.

„Wie viel Glückliche mag diese glänzende Fläche schon getragen und wie viel unglückliche Herzen gekühlt haben," sagte Gabriele leise und blickte mit heimlichem Grauen auf diesen blendenden Spiegel; „könnte er sprechen, welche Jammergeschichte würden wir hören, o ich glaube, nie könnte Jemand mehr fröhlich über ihn gleiten; aber Alles begräbt seine Tiefe, ohne jemals Rechenschaft abzulegen, doch nein, die todten Körper spült er an's Ufer," — setzte sie mit leisem Beben hinzu — „auch meinen Körper hätte er an's Ufer geworfen. Großer Gott!" rief sie aus, sprang unwillkürlich auf, und bedeckte mit den Händen ihr Gesicht. So stand sie einige Minuten, bis sie ihr Gespräch fortsetzte: „wie aber kam es, daß er mich retten konnte? Lag ich schon in der dunkeln Fluth oder — ich kann mich darauf nicht besinnen. — Wenn ich ihm nur schon gedankt hätte," sagte sie dann seufzend. „Ich muß und doch ist es mir so fürchterlich, mit ihm von jenem Abend zu sprechen. O könnte ich mir diese Beschämung ersparen!" — —

In diesem Augenblick klopfte es leise an die Thüre und bald darauf erschien Baron Führen. „Ich komme mein Fräulein, auf Ihre gnädige Erlaubniß, um mich selbst nach Ihrem Befinden zu erkundigen und es macht mich glücklich, Sie wieder so wohl aussehend zu finden," sagte er, indem er sich bemühte, seine Verlegenheit zu bemeistern. — Er sah, daß Gabriele erröthete und ihn nicht anzublicken wagte; er ließ sich deßhalb in einem Sessel nieder, der mehr dem Fenster, als Gabrielen gegenüber stand, um ihr die Verlegenheit zu ersparen, ihn ansehen zu müssen.

„Es geht mir auch besser," — erwiderte Gabriele und blickte hinaus. — Es entstand nun eine peinliche Pause, die Gabriele zuerst unterbrach, indem sie sagte: „Herr von Führen," — aber eine dunkle Röthe ergoß sich über ihr Gesicht, „ich habe Ihnen noch nicht gedankt und doch haben Sie mich vor einem schrecklichen Schritte bewahrt. Sie haben mir mehr als das Leben gerettet." — Sie reichte ihm die Hand, welche er zitternd in der seinen hielt, ohne daß er wagte, sie an seine Lippen zu drücken, noch sie freiwillig loszulassen. — „Glauben Sie nicht, daß ich eine große Sünde begangen habe?" fügte sie hinzu und versuchte, ihn anzublicken.

„In meinen Augen gewiß nicht," — versetzte er, — „denn die edelsten Beweggründe haben Sie dazu verleitet, aber von der religiösen Seite aus betrachtet, ist dieß allerdings ein Schritt, welcher strenge verboten ist, — indeß ist er ja nicht geschehen."

„Durch Ihre Menschenfreundlichkeit" — fiel Gabriele ein, „sonst hätte mich heute vielleicht eine Welle an's Ufer gespült."

„Um Gotteswillen!" sagte Führen, vor diesem Bilde sich entsetzend, — „lassen wir jede Erinnerung an diesen traurigen Vorfall; es weiß Niemand darum als Sie und ich. Nicht wahr, Sie geben mir das Wort, nie mehr davon zu sprechen, wo möglich auch nicht mehr daran zu denken," bat er und in seinen Augen glänzte der Schimmer einer Thräne.

„Ihre Theilnahme rührt mich auf das Innigste," sagte Gabriele, „alle Menschen sind mir fast gleichgültig, aber in Ihren Augen möchte ich nicht verkannt seyn und es freut mich, daß Sie die Beweggründe zu diesem Schritt entschuldigen; Sie, der Sie so viel Zartgefühl, so viel Gefühl überhaupt

Digitized by Google

besitzen", fuhr sie muthiger fort, „werden auch begreifen, daß ich nicht hier bleiben kann."

Führen erhob sich, ging einigemal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er vor Gabrielen stehen. „Wenn Sie mich nicht verkennen wollen," — begann er und schöpfte nach Athem, — „so möchte ich es wagen, Ihnen einen Vorschlag zu machen."

„Wie sollte ich dazu kommen, Sie zu verkennen, hatte ich doch kaum erst Gelegenheit, Ihre edle Gesinnungen zu erproben."

„Nun, ich will es versuchen," — versetzte der Baron, — „es könnte doch geschehen!" und ein wehmüthiges Lächeln erhellte seine Züge. Er ging hierauf noch ein Mal durch das Zimmer, um sich zu sammeln und sagte dann Gabrielen gegenüber Platz nehmend: „Sie wissen mein Fräulein, denn es kann Ihnen nicht unbekannt geblieben seyn, wie ich einst mich Ihnen nahte, in der Hoffnung, mir Ihre Hand und Ihr Herz zu erwerben. Sie schienen mir Beides nicht gewähren zu wollen. Sie sprachen es so deutlich aus, daß ich — als ich dieß erfahren, — einen Ort verließ, wo ich doch keine Ruhe mehr finden konnte, um durch Zerstreuungen und Reisen mein Herz zu beschwichtigen. Manchem gelingt es, mir aber ist es nicht gelungen. Ich habe meine Liebe mit mir von jenem Orte fortgenommen, den ich verließ, habe sie durch die Welt getragen und hier, bei Ihrem Anblick habe ich gefühlt, daß sie noch in meinem Herzen herrscht. — Ich weiß, daß Sie mich nicht lieben, — Liebe kann man nicht erzwingen," setzte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu; „ich mache auch keine Ansprüche darauf, ich würde mich mit Ihrer Freundschaft begnügen, wenn Sie mir Ihre Hand nicht versagen wollten. — Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Ihre schutzlose Lage zu meinem Vortheil benutzen wollte, — nein, für so niedrig denkend können Sie mich nicht halten, und eben so wenig bilden Sie sich ein, mir irgend einen Dank schuldig zu seyn."

„Meine Freundschaft gehört Ihnen; aber wird es Sie nicht abschrecken, wenn ich Ihnen sage, daß ich liebe?" sagte Gabriele, nachdem sie eine Weile das, was Führen zu ihr gesprochen, bedacht hatte.

„Wenn er, den Sie lieben, Ansprüche machen kann, wenn er Hoffnung hat, Sie einmal, wann es auch immer sey, sein zu nennen, dann kann keine Rede mehr von dem seyn, was wir besprochen. — Reden Sie ohne Rückhalt, mit vollem Vertrauen, Sie haben mir ja Ihre Freundschaft zugesichert und es soll Sie gewiß nicht reuen."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblick kehrte der Assessor mit Julien — beide fröhlich und erfrischt an Geist und Körper — vom Spaziergang zurück. Julie kam tanzend in das Zimmer und flog lachend in die Arme ihrer Mutter, indem sie sich in einem Strom von Ausrufungen über das herrliche Wetter, den schönen Frühlingswind, die bunten Schmetterlinge, die prächtigen Equipagen und die neuen Hüte, die sie gesehen hatte, ergoß.

Allein ein Blick auf die betrübte Emma machte die plaudernde Julie plötzlich stumm; auch der Assessor, der ihre Thränen sah, stand erstaunt und fragend. Einige Worte der Assessorin erklärten jedoch Alles.

„Als Julie hörte, daß nun alle Hoffnung verschwunden war, ihre Freundin, ihre geliebte Emma länger bei sich zu behalten, gerieth sie außer sich und weinte eben so an ihrer Mutter Brust, wie so eben Emma daselbst geweint hatte. Der gute Onkel setzte sich neben Emma und suchte sie zu trösten. — Kennst Du den jungen Tyrell gar nicht?" — fragte er. „Ich glaube mich zu erinnern, daß ich vor fünf Jahren einen Jüngling dieses Namens im Hause Deines Vaters gesehen habe." —

„Ja, er ist dort in der Gegend geboren" — erwiderte Emma — „aber ich kann dennoch sagen, daß ich ihn nicht kenne; denn er ist sieben Jahre älter als ich, und von der Zeit an, seitdem ich mich seiner erinnern kann, war er auf der Akademie zu Upsala und kam nur selten nach Hause." —

„Aber muß ein sittiger, liebenswürdiger junger Mann seyn, da ihn Dein Vater zu seinem Schwiegersohn ausersehen hat," — sprach der Assessor.

Emma versetzte eifrig, wenn ihn der Vater auch noch so liebenswürdig fände, so müsse doch eigentlich die Wahl der Tochter bestimmen, an wessen Seite sie durch das Leben wandern wolle.

„Aber vielleicht billigst Du die Wahl Deines Vaters" — entgegnete der Onkel. — „Wenn Du den jungen Fridolf kennen lernst, findest Du ihn vielleicht Deiner Hand würdig?" —

Nein, bester Onkel, nein!" —

„Sonderbar!" — rief der Assessor. — „Wie kannst Du so gewiß davon überzeugt seyn? — Das fordert nähere Erklärung. Ich fange wirklich an zu glauben" — — —

Ein Diener, welcher meldete, daß der Tisch servirt sey, unterbrach in diesem Augenblicke jede weitere Unterredung über diesen Gegenstand. Still und schweigsam ging die Mahlzeit vorüber, und nach dem Schlusse derselben begaben sich die Mädchen in ihr gemeinschaftliches Zimmer.

Als die Assessorin mit ihrem Gatten allein war, sprach sie: — „Unsere arme Emma thut mir ungemein leid. Ist es wohl menschlich von ihrem Vater, daß er sie zwingen will, einen Mann zu heirathen, den sie nicht mag?" —

„Daß er sie zwingen will, einen Mann zu heirathen, den sie nicht mag?" — wiederholte der As-

Digitized by Google

sessor langsam und mit Gewicht. — „Meine liebe Freundin, eins ist so ungereimt, wie das andere. Zuerst und vornehmlich kann ein Vater seine Tochter nicht gegen ihren Willen zu einer Heirath zwingen" — — —

„Ach, mein eigensinniger Bruder kann Alles, was er sich vornimmt" — fiel die Assessorin ein. — „Er ist ein redlicher, rechtschaffener Mann, aber er ist hart, befehlshaberisch, despotisch und nicht an Widerspruch gewöhnt. Wer soll denn die arme bedrückte Emma gegen ihn in Schutz nehmen?" —

„Aber, mein Gott!" — rief der Assessor — „überzeuge mich doch erst, daß sie dessen bedarf. Vielleicht gewinnt sie den jungen Mann recht lieb, wenn sie seine Bekanntschaft gemacht hat. Es wundert mich ungemein, daß sie schon jetzt im Voraus das Gegentheil so bestimmt behaupten kann; und ich fange an zu argwöhnen, daß sie ihr Herz bereits verschenkt hat." —

„Unmöglich" — entgegnete die Assessorin — „dann müßte ich es wissen, denn für mich hat sie kein Geheimniß." —

„Darin kannst Du Dich wohl irren" — versetzte der Assessor — „Mütter und Tanten sind in der Regel nicht die Ersten, welche solche Dinge erfahren. Ich habe nie eine Caprice an Emma bemerkt; und welchen Grund sollte sie sonst haben, sich dem Willen ihres Vaters mit solcher Bestimmtheit zu widersetzen, bevor sie noch den ihr bestimmten Bräutigam kennen gelernt und sich davon, daß er ihrer unwürdig ist, überzeugt hat. Nein, ich bin überzeugt, daß Emma bereits einen Andern liebt, und in diesem Falle beklage ich sie." —

(Fortsetzung folgt.)

Ein deutscher Rechtsstreit.

(Nach dem Lloyd.)

An der Nordsee, links vom Weserstrome, liegt ein Ländchen, klein und niedlich, die Herrschaft Kniphausen. Hier herrscht ein Graf mit voller Landeshoheit, mit Recht über Leben und Tod, mit aller Gesetzgebungs- und Regierungsgewalt, mit einem eigenen Landtage. Er schlägt Münzen so viel er will, wenn er die Metalle dazu hat, stellt für seine 3000 Seelen 30 oder 60 Mann als Bundeskontingent zur oldenburgischen Armee und besitzt, was die Hauptsache ist, einen der wenigen Inwelen Deutschlands an der Nordsee, einen Hafen. Die Kniphauser Flagge ist anerkannt von allen seefahrenden Nationen; unter ihr, als einer neutralen, segelten 1806 und 1807 Hunderte fremder Schiffe, und für die ausgestellten Patente nahm die gräfliche Regierung an 400,000 Gulden ein. Dieses kleine Land kam durch Vergleich an den letzten Grafen von Oldenburg, von diesem (1667) an den mit seiner Braut, der Freifrau v. Ungnad, erzeugten, vom Kaiser legitimirten und zum Reichsgrafen erhobenen Sohn Anton v. Aldenburg dessen Enkelin und Erbtochter sich mit dem Grafen Wilhelm Bentinck vermählte (1733) und Kniphausen nebst den damit zu einem Fideikommiß vereinigten Herrschaften und Gütern an ihre Nachkommen, die Aldenburg-Bentinck'sche Familie, vererbte. Die Grafen Bentinck sind nicht mediatisirt, wie andere kleine Reichsfürsten und Grafen, aber sie sind auch nicht souverän, obgleich unabhängige Landesherrn in ihrem kleinen Reiche. Der Großherzog von Oldenburg ist in Kniphausen deutscher Kaiser. Derselbe hat in einem von Oesterreich, Preußen und Rußland vermittelten Staatsvertrag von 1825 die Ausübung der vormals Kaiser und Reich zustehenden Rechte und Pflichten in Ansehung der Familie Bentinck und ihrer Herrschaft, jedoch ohne alle gesetzgebende und Regierungsgewalt übernommen. Dem Grafen sind die Rechte und Vorzüge, die er zur Zeit des Reichs hatte, zugesichert. Der deutsche Bund hat diese Zustände garantirt und der Familie Bentinck den Rekurs an die Bundesversammlung in allen vorkommenden Fällen eröffnet. Um die Kniphauser Thronfolge hat sich mit dem Ableben des letztregierenden Grafen (1835) ein Streit entsponnen, der nun 17 Jahre dauert und dessen Ende noch nicht abzusehen ist. Deutsche Gründlichkeit und Gelehrsamkeit feierten hier ihre Triumphe; fast kein juristischer Professor, der nicht dabei seine Lanze geschwungen hätte. Die Zahl der Druckschriften ist bereits auf achtzig angewachsen. Der letztregierende Graf Bentinck heirathete im Jahr 1816 eine seit 15 oder 16 Jahren im Schlosse befindliche Dienerin, die bereits drei Knaben hatte, von denen der älteste bei der Vermählung der Mutter 15 Jahre alt war und die der Graf als seine Söhne anerkannte. Der zweitälteste dieser Herren gelangte nach des Grafen Tode durch die Beamten in den Besitz der Herrschaften, und die oldenburgische Regierung überließ ihm darin die Ausübung der Landeshoheit und Hoheitsrechte, obgleich ihr seine Qualifikation dazu in „hohem Grade zweifelhaft" erschien. Des Grafen Brudersöhne, auch ihrer drei, machten diesen Besitz streitig. Privatrechtlich genommen, dreht sich die Frage hauptsächlich darum, ob ein vorehelicher, durch nachfolgende Ehe legitimirter Sohn in das aldenburgische Fideikommiß succediren könne. Statt sich nun einfach an die Familienstatuten zu halten, nach denen die oldenburgischen Rechte und Besitzungen nur auf „eheliche, in rechter Ehe erzeugte und geborne Leibeserben" vererben, wie es in einer der Haupturkunden ausdrücklich heißt, wurden ganze Bücher über die Successionsfähigkeit legitimer Kinder nach den Rechten und Sitten aller Völker der Erde geschrieben. Staatsrechtlich genommen ist die Frage einfach die: ob der voreheliche Sohn einer Dame bäuerlicher Herkunft

Digitized by Google

von einem regierenden oder hochadeligen Herrn durch nachfolgende Ehe legitimirt, in die Familienrechte und Besitzungen eines regierenden hochadeligen Hauses succediren könne? In Betreff der Bentinck'schen Familie jedoch war deren hoher Adel in Zweifel gezogen worden, einerseits von dem großherzogl. oldenburgischen Kabinet, andererseits von dem faktischen Besitzer von Kniphausen, den zwar Konsulenten als Halbsouverän über den Adel erhaben bezeichnen, der aber in dem Prozesse den hohen Adel der Familie, weil er sonst deren Besitzungen nicht erben könnte, bestreitet, obgleich seine Vorgänger sich stets zu dem hohen Adel hielten, auch von diesem anerkannt wurden, und der letztregierende Graf noch auf dem Wiener Kongresse ohne Widerspruch als vormaliger Reichsstand aufgetreten war. Ein Bundesbeschluß von 1845 machte dem Zweifel ein Ende; die Familie Bentinck ward als eine hochadelige, vormals reichsständische von Bundeswegen anerkannt. Mit diesem Beschlusse kam die Sache in eine neue Phase. Auf das Reichsstaatsrecht und die Garantie des Bundes gestützt, verlangten zwei bei dem Prozesse unbetheiligte Bentinck'sche Agnaten im Jahre 1847 von der Bundesversammlung die Herstellung der rechtmäßigen Regierung in Kniphausen. Nach der Bundesversammlung kam diese Reklamation unter den verschiedenen Reichsministerien zur Prüfung, bis endlich die provisorische Zentralgewalt im November 1849, gestützt auf mehrere vorangegangene günstige Berichte und Vota, die Nothwendigkeit der Herstellung des Rechtszustandes der Herrschaft Kniphausen erkannte. Zum Vollzug dieses Beschlusses ist es aber bis jetzt noch nicht gekommen. Mittlerweile geht der von dem ältesten Grafen Bentinck angefangene Prozeß seinen ruhigen Gang fort oder liegt vielmehr seit 5½ Jahren in zweiter Instanz zum Spruche und kann noch länger liegen, da kürzlich der Referent gestorben, und nur mit der Geschichts-Erzählung, einem Werke von nicht weniger als 500 Bogen, fertig geworden ist.

Mannigfaltigkeiten.

[Pfeife und Cigarre.] Wohin man geht, sieht man das feurige Zeichen der Brüderlichkeit und Gleichheit im Munde aller Männer. Selbst mitten unter den Wächtern der heiligen Hermandad erblickt man dieses bedeutungsvolle Wahrzeichen der Gleichheitsmacherei. Oder ist die Cigarre etwas anderes? — Ja, als man noch Pfeifen rauchte— ach die liebe, gute, alte Zeit! da wußte man gleich, wen man vor sich hatte. An der Pfeife erkannte man den Mann wie an den Früchten den Baum. Die Pfeife war des Deutschen treuester Freund; sie hielt was auf sich, und nicht mit Jedermann gab sie sich ab; sie suchte nur Umgang mit ihres Gleichen. Da war die weiße lange Thonpfeife, die Hausvater- und Philisterpfeife mit kurzer Spitze und porzellanenem Abguß, des Korpsburschen stolzes Weichselrohr mit Wappenkopf und den Farben der Landsmannschaft, die Nasenwärmer, die Taschen- und Jagdpfeifen, aristokratische silberbeschlagene Meerschaum mit Bernstein-Mundstück, und gar der Türkenkopf mit goldenen Reifen! »Da griff ich erst nach meiner Pfeife, und dann nach meinem Fuß!« — Wie ist das alles längst den Strom hinab! Wer kann einer Cigarre ansehen, ob sie eine Uckermärker oder eine ächte Regalia ist? Die »Ritter vom Geist« stecken sich fast in jedem Kapitel eine Cigarre an, und Niemand fällt das als unwahrscheinlich auf, so groß ist bereits ihre allgemeine Verbreitung. Kavaliere und Proletarier tauschen tagtäglich, wenn nicht Grüße oder Flüche, so doch Feuer aus, und fast alle Parteien tragen die Lokofokos (bekanntlich nordamerikanischer Name für Streichzündhölchen und Demokraten) ihrem Herzen am nächsten. Ist das nicht eine „Charakterlosigkeit" ohne Gränzen, wie alles, was heutzutage von der Männerwelt geschieht? Wird das Cigarrenrauchen nicht noch verboten werden, wie die Bärte?

[Eine neue Mode.] In Paris gibt es jetzt Ausstattungs-Soireen, denn es verlangt die neueste Mode, wenn eine Heirath in einer reichen aristokratischen Familie bevorsteht, die Ausstattung und die Brautgeschenke auszustellen und alle Bekannten zur Besichtigung und Bewunderung dieser Schätze einzuladen. Diese sind in den Zimmern so kunstvoll geordnet, wie in einer Industrie-Ausstellung. Die Diamanten, Perlen, Cashemirshawls, Spitzen, kostbaren Kleider ꝛc., welche die Wohnung oder die Person der Braut schmücken sollen, glänzen da im Lichte der Hunderte von Kerzen, der Kronleuchter ꝛc. und jeder Gegenstand trägt als Etiquette den Namen des Verwandten oder Freundes, welcher ihn schenkte. Es ist dieß ein sinnreiches Mittel, die Leute an der Ehre zu fassen. Es handelt sich ja nicht mehr darum, eine Schuld der Verwandtschaft abzutragen, man muß sich auch vor den Leuten als freigebiger Onkel u. s. w. zeigen. Eitelkeit, die Prahlerei kommt mit in das Spiel und das Brautpaar wie die Kaufleute stehen sich vortrefflich bei dieser neuen Einrichtung.

Auflösung des Räthsels in Nro. 73:

Buchstabe U.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 82 22. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Gabriele erröthete tief. Ach, er hatte ihr mit wenigen Worten die Kluft enthüllt, die sich zwischen ihm und ihr befand. Ihr Stolz empörte sich gegen das Geständniß, daß der Gegenstand ihrer Liebe ein unauflösliches Band geknüpft habe. Wie würde sie sich herabwürdigen, wenn sie noch einen Schimmer von Hoffnung blicken ließ. — Sie schämte sich in diesem Augenblick vor sich selbst, daß sie sich nicht mehr bemüht habe, diese Liebe aus ihrem Herzen zu drängen und sie meinte, wenn sie Führens Hand annähme, würde dieß schmerzliche Opfer jenen begangenen Fehler ausgleichen. — „Nein," sagte sie, „Hoffnung ist nicht bei meiner Liebe, nicht die allermindeste; denn er ist mit einer Andern verbunden."

Obgleich dieß Geständniß den Baron bedeutend beruhigte, so blickte er doch mit einem gewissen Staunen auf Gabrielen. Daß sie einen verheiratheten Mann lieben sollte, war ihm eine Klippe, über die er nicht recht hinaus konnte. Gabriele begriff ihn sogleich. „Ich muß Ihnen die ganze Geschichte meiner Liebe und meiner Leiden auseinandersetzen," sagte sie, und erzählte ihm nun ihren ganzen Lebenslauf, ohne auch des geringfügigsten Umstandes unerwähnt zu lassen.

Ihre Offenheit, ihr Stolz, ihr unverschuldetes Leiden, ihre Schönheit wirkten mit vereinter Macht auf das Herz des Barons, rührte ihn und zog ihn von Neuem an. Er begann zu hoffen, daß doch vielleicht eine Zeit für ihn kommen könne, wo ihr Herz sich ihm zuneigen würde. Wiewohl er in diesem Augenblick seine Gefühle zurückhielt, da es ihm unmöglich war, von einer Liebe zu sprechen, die sie nicht theile. — Sie verlobten sich kurz darauf mit einander, und ihre Trauung wurde wenige Wochen später vollzogen.

Der Baron hatte keine näheren Verwandte, seine Eltern waren schon lange todt und seine einzige Schwester, in einer großen Stadt verheirathet, war allein Zeuge bei der Trauung. — Gabriele wurde durch Führens Vermittlung wieder mit ihrem Vater ausgesöhnt, wiewohl sie eine Reise in die Heimath scheute. Auch der arme Gottfried war anfangs ganz erfreut über diese Wendung der Dinge, aber als er bemerkte, daß Gabriele nicht glücklich dadurch geworden, verlor sich auch bei ihm der Frohsinn nach und nach wieder, und er grübelte oft über die stille Trauer seiner geliebten Herrin nach; doch ihm sollte bald Aufschluß werden.

Wenige Tage nach Gabrielens Trauung wurde Waldemar von Paulinen geschieden. Er hatte Titus mitgetheilt, was er an jenem Abend gehört; was dieser nicht leugnete, so daß es zwischen den Beiden nicht einmal zum Duell kam; denn Titus Liebe für Pauline war nur durch deren Koquetterie in's Leben getreten und längst war dieß flüchtige Gefühl in seinem Herzen erloschen, als die Scheidung erfolgte. Das edle, unverdorbene Gemüth des jungen Mannes wandte sich von Paulinen ab. — Titus, der um diese Zeit in Militärdienst trat, schied als Waldemars Freund und war froh, einen Ort verlassen zu können, der ihm mit jedem Tag unheimlicher ward. — Waldemar hatte indeß eine schwierige Stellung, Pauline wollte nicht in die Scheidung willigen. Nur nach großen Opfern an Zeit und eines bedeutenden Theils seines Vermögens, da er den eigentlichen Grund der Trennung aus Schonung nicht veröffentlichen wollte, gelang es, ihre Zustimmung zu erlangen. Er hatte während dieser Zeit nicht an Gabrielen geschrieben, eben so wenig einen Versuch gemacht, sie aufzusuchen. Die unglückliche Lage, in der er sich befand, und seine Liebe hielten ihn ab, doch hatte er indessen Erkundigungen über ihr Befinden eingezogen und da er erfahren, daß sie zu einer Freundin gereist sey, war es ihm für den Augenblick fast lieb. — Als die Scheidungsangelegenheit beendet und er nun allein in seiner Behausung stand mit dem durch die wiedererlangte Freiheit ihm zustehenden Recht, sich der Heißgeliebten zu nahen, ließ er sich eines Abends vor seinen Schreibtisch nieder, um einen Brief zu diesem Zweck an sie zu schreiben.

Er bewohnte, seit er geschieden war, Gabrielens

ehemaliges Zimmer. Hier, wo sie geweilt, konnte er allein Ruhe finden. In jedem Fenster stand ihr Name eingeeitzt, und jede Erinnerung an sie war hier wie eine Reliquie aufbewahrt.

Waldemar hatte kaum die Feder zur Hand genommen, als ein Diener ihm die Ankunft eines alten Mannes meldete, der den Herrn gern allein sprechen wollte; er ließ ihn eintreten, wiewohl ihm diese Störung sehr unangenehm war. Hoffend, es würde eine schnell abgemachte Geschäftsangelegenheit seyn, warf er nur einen flüchtigen Blick auf die kleine Gestalt, die jetzt hereintrat, sorgfältig die Thüee hinter sich schloß und halb in den Schatten der Lampe gehüllt an der Thüre stehen blieb, ohne etwas zu sagen. — „Und was wünschen Sie?" frug fast ungeduldig Waldemar.

„Kennen Sie mich nicht mehr, gnädiger Herr?" frug der alte Mann und trat aus dem Schatten hervor.

„Gottfried!" — rief Waldemar — „um Gotteswillen, wo kommst Du her, was bringst Du mir?"

„Nichts Gutes, gnädiger Herr," — antwortete Gottfried, — „erlauben Sie, daß ich mich ein wenig niederlasse, das Alter und mehr noch der Kummer haben mich schwach gemacht."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die gute Assessorin wußte nicht recht, was sie glauben sollte. Die Vermuthung ihres Gatten fing an, ihr weniger unwahrscheinlich zu werden; aber sie konnte nicht begreifen, wer Emma's Herz hätte gewinnen sollen, ohne daß sie, die wachsame Tante, die geringste Ahnung davon gehabt hätte. Doch beschloß sie Emma so viel als möglich auszuforschen.

Während dieser Zeit führten die beiden Mädchen eine nicht weniger lebhafte Unterredung. Julie klagte über den bevorstehenden unersetzlichen Verlust und versicherte, daß sie nicht wüßte, wie sie ohne ihre gute Emma würde leben können. Wem sollte sie nun die geheimen Gedanken ihres Herzens anvertrauen? — Wo sollte sie eine Freundin finden, die ihrer Emma an Güte, Sanftmuth und Nachsicht mit allen ihren kindischen Fehlern gleichkam? — Doch begriff sie nicht, warum Emma so großen Abscheu gegen die erwähnte Heirath hegte, denn Julie war noch zu kindisch, um zu verstehen, was Liebe oder was eine Ehe ohne Liebe sey. Sie hielt es für höchst ergötzlich, eine Braut zu seyn und mit Geschenken — welche sie für die nothwendige Folge eines solchen Verhältnisses hielt — überhäuft zu werden. — „O, wie werden Dich diese Sachen kleiden," — setzte sie hinzu — „und wie angenehm muß es für Dich seyn, Deinen kleinen Haushalt zu ordnen, von dem Du früher so oft erzählt hast. Ja, Du wirst gewiß glücklich werden, wenn die erste bittere Trennung vorüber ist; aber mit mir Armen ist es etwas ganz Anderes; ich muß hier in meinem einsamen Zimmer bleiben und seufzen und sehnen und mich in jeder Minute an Dich erinnern!" — Dabei begann die arme Julie wieder bitterlich zu weinen.

Emma umarmte sie und versprach, ihr an jedem Posttage zu schreiben, indem sie ihr versicherte, daß die zarte Sorgfalt ihrer Eltern, der Umgang mit liebenswürdigen Freunden und die geräuschvollen Zerstreuungen der Hauptstadt für Julien sehr bald die Bitterkeit einer Trennung mildern würden, die ihr jetzt so schwer erschien.

Beide Jungfrauen begaben sich darauf zur Ruhe und versanken trotz der so eben vergossenen Thränen bald in den süßen Schlaf der Unschuld, der Gesundheit und des reinen Herzens.

Der Grund zu Emmas Widerwillen gegen eine Verbindung mit Friedolf Tyrell lag keineswegs in der Persönlichkeit desselben, deren sie sich nicht weiter erinnerte, als daß er in B** und der Umgegend als ein sehr schöner Jüngling bekannt und bei Allen, die ihn kannten, geliebt gewesen war. Sie hatte also gar keinen Grund, ihn zu verabscheuen oder zu verachten; und gerade das war es, was sie am meisten verdroß, denn sie wünschte einen triftigen Grund für ihre Weigerung zu finden.

Der Assessor hatte sich nicht geirrt. Emma hatte schon seit lange in ihrem Herzen ein Ideal getragen, ein schönes Bild, eine lichte Erinnerung, die ihr beständig folgte und so mit ihrem ganzen Wesen verschmolzen war, daß es ihr unmöglich schien, sich je davon zu trennen.

Ein Jahr vorher war sie in Begleitung ihrer Tante und ihrer Kousine auf der Kunstausstellung gewesen. Emma und Julie zeichneten beide recht artig; Julie jedoch meist Blumen, Emma Landschaften; und Letztere verstand wirklich eine schöne Aussicht der Natur recht wacker nachzuzeichnen. Auf der Kunstausstellung war Emma unbemerkt von ihrer Tante und von Julie weg in ein anderes Zimmer gerathen und daselbst vor einem Oelgemälde von Fahlenantz wie angewurzelt stehen geblieben. Während sie dastand und ihre lebhaften, sprechenden unschuldigen Augen, die von Bewunderung und Entzücken strahlten, auf das Bild geheftet hatte, hörte sie eine männliche Stimme dicht neben sich, welche zu ihr sprach: — „Gefällt Ihnen dieses Gemälde?" — Emma blickte wie aus einem Traume erwacht nach dem Sprechenden und sah in demselben einen schönen jungen Mann, dessen feurige Augen mit dem Ausdruck des Entzückens auf ihr ruhten. Emma schlug erröthend ihre Augen nieder und schwieg. Der

Digitized by Google

Fremde fuhr fort: — „Sie sind eine Kunstliebhaberin, Sie malen jedenfalls selbst, das sehe ich aus der Theilnahme, mit der Sie dieses Gemälde betrachten." — Emma erwiderte verwirrt: — „Ich beschäftige mich zuweilen mit Zeichnen." — Indem sie sich bei diesen Worten umblickte und mit Erstaunen von ihrer Gesellschaft allein gelassen sah, machte sie dem Unbekannten eine kurze Verbeugung und eilte in das nächste Zimmer, in welchem sie ihre Angehörigen fand. Diese hatten ihr Zurückbleiben nicht bemerkt, und Emma selbst erwähnte nichts davon, hütete sich aber wohl, ihre Tante wieder zu verlassen, und ergriff deßhalb ihren Arm. Doch bemerkte sie, daß ihr der junge Mann in einiger Entfernung von Zimmer zu Zimmer folgte.

Als die Damen die Gemälde sattsam gesehen hatten, gingen sie in die Westlangstraße, um in einem Gewolbe eine Kleinigkeit zu kaufen. Auf dem Gustav-Adolfs-Markt sah sich Emma zufällig um und bemerkte, daß ihnen der Unbekannte in einiger Entfernung noch immer folgte. Sie erröthete wie eine Rose und wagte nicht wieder hinter sich zu blicken. Einige Augenblicke darauf ging der Unbekannte an den Damen vorüber und warf Emma so brennende Blicke zu, daß diese die Augen unwillkürlich zur Erde senken mußte. Eilenden Schrittes ging nun der stattliche, wohlgewachsene junge Mann über die Nordbrücke bis an den Münzmarkt; dort blieb er stehen, und die verlegene Emma mußte dicht an ihm vorbei passiren. Als die Damen endlich an das Gewölbe gekommen waren, ging er mehrere Male an demselben vorüber und sah mit Augen hinein, aus denen die höchste Erregung sprach. Julie drückte Emma's Arm und flüsterte: „Siehst Du den sonderbaren Herrn? — In der Kunstausstellung folgte er uns beständig auf dem Fuße, dann hat er uns bis hierher begleitet und jetzt blickt er unverwandt in's Gewölbe." — Emma hatte nicht gedacht, daß Julie Achtung auf den Herrn gegeben habe; sie wurde noch verlegner; um aber Juliens Gedanken auf einen andern Gegenstand zu lenken, fragte sie wegen ihres Einkaufs um Rath, und Julie vergaß bald den sonderbaren Herrn.

(Fortsetzung folgt.)

Rechtsstudien der Liebe.

Einleitung. Daß die Liebe und Rechtshändel viel Aehnliches miteinander haben, geht schon daraus hervor, daß die Themis, das Symbol der Gerechtigkeit, eben so blind dargestellt wird, wie Amor. Dem Umstande, daß Letzterer die Wage nicht hat, mag es zuzuschreiben seyn, daß die Liebe nicht so genau Alles abwägt; eben so wie der Mangel des Pfeiles bei der Themis wieder daran schuld seyn mag, daß die Justiz nicht immer nnd nicht überall pfeilschnell ist. Doch wir sollen in eine genaue Vergleichung des Liebesprozesses mit den juridischen Studien eingehen, wir wollen sehen, wie es gelingt:

§. 1. Naturrecht. Nach der ersten Liebeserklärung ruft der Liebende „Ewig mein!" Die Geliebte erröthet von Rechtswegen und flüstert „Ewig dein!" Man sieht also, daß sich die Liebe in das strenge juridische Rechtsgebiet verliert, in das Mein und Dein. Die Liebe hat ihr Naturrecht, denn die Geliebte behält in jedem Streite natürlich Recht; ihr erster Akt ist die Okkupation (Zuneigung eines herrenlosen Herzens); ihr Recht ist bereits so lange anerkannt, daß man es füglich ein Unrecht nennen kann.

§ 2. Völkerrecht. Da man die Verliebten ein glückliches Volk nennt, so muß die Liebe auch ihr Völkerrecht haben, worin sie ihre Theorien über die bewaffnete Neutralität der Herzen, über Vereinigung zu einem Zwecke, über verliebten Krieg und Frieden auseinandersetzt.

§ 3. Staatsrecht. Das Verliebtseyn ist offenbar nichts anderes, als ein deutlich ausgesprochener Unterwerfungsvertrag seines ganzen Ich's und kann daher ein Staatsrecht nicht entbehren, worin sie erörtert, auf welchen Wegen man Eroberungen machen könne, welche Mittel man anwenden dürfe, sie zu befestigen, und welche erlaubte Hülfstruppen man zum Sukkurs anrufen müsse, ferner wird mit Umständlichkeit auseinandergesetzt, wer die gesetzgebende, ausübende, vollziehende Gewalt in der Liebe haben soll.

§ 4. Kriminalrecht. Die Liebe hat ihr Kriminalrecht, denn wer kann es läugnen, daß wir durch sie ewige Ketten tragen? Sie verhängt über uns ewigen Kerker, sie hält uns gefangen, ja sie verurtheilt uns zum Tode, denn der Liebende lebt nur für seine Liebe, und ist für alles Andere todt. Liebe ist der strengste Kriminalrichter; denn jeder Milderungs-Umstand gilt ihr im Gegentheile als ein Verbrechen, und eine Verjährung läßt sie nicht stattfinden, sie ist unerbittlich bei einer Veruntreuung, erlaubt sich hingegen Betrug und ist nachsichtig bei Diebstahl und Brandlegung eines Herzens.

§ 5. Römisches Recht. Liebe hat ihr römisches Recht. Ist sie doch der Hauptinhalt der Novellen, und was gibt es wohl, worüber die Liebe nicht ihre Glossen macht? Sie ist eine ewige Fortsetzung der mores majorum (herkömmliches Recht), sie bildet die responsa prudentium (Meinung der Sachverständigen) über das ganze Räthsel unseres Lebens, sie ist ein künstliches Gewohnheitsrecht unseres Daseyns. Die ewige Treue ist die Nachahmung der fictio juris (Rechtsdichtung) und die höchste Vollkommenheit des geliebten Gegenstandes ist praesumtio juris violenta.

§ 6. Lehen- und Wechselrecht. Liebe hat

ihr Lehenrecht, denn der Liebende ist ein Vorfall, und sein Herz ein aufgetragenes Lehen, worüber er dem anderen Theile die Oberherrschaft darbietet, und sich kaum das nutzbare Eigenthum vorbehält. Eine Wechselordnung hat die Liebe erst in neuerer Zeit angenommen, heutzutage ist ein Wechsel in der Liebe ganz in der Ordnung. Die Kompagnie „Stand und Reichthum" ziehen auf „Schönheit und Herz", diese fühlen sich nicht angezogen und protestiren. Da tritt die Vernunft als Honorant auf, und das nennt die Liebe zwar injuridisch, doch ziemlich richtig einen trockenen Wechsel.

§ 7. Bürgerliches Recht. Die Liebe hat ihr bürgerliches Privatrecht, man liebt nur so recht im Bürgerstande, und bloß privatim. — Die Liebe scheut die Oeffentlichkeit. Das Gesetzbuch der Liebe beginnt ebenfalls mit dem Personalrechte; denn wir sehen vor Allem auf die geliebte Person, die wir zum Vormund unseres Herzens und zum Kurator unserer Empfindungen machen. — Im Sachenrechte zeigt uns die Liebe, was es für eine schöne Sache ums Lieben sey, wie man den Besitz aufgibt, unter welchen Bedingungen man unrecht besitzt; sie geht zum Eigenthume über, und gibt uns einige Andeutungen, Andere vom Eigenthume des Eroberten auszuschließen. Ob die Liebe auch ihr Pfandrecht habe, lassen wir dahingestellt seyn, da es jungfräulicher Schüchternheit durchaus nicht zusagt, von Pfändern der Liebe zu sprechen. Das Erbrecht verbindet die Liebe mit dem Eherechte. Sobald Hymen erscheint, macht Amor das Testament. Auf eben so festem Fuß gründet sich das Obligationsrecht der Liebe, hier gibt sie Vorschriften über die Gemeinschaft der Güter und Uebel, und kommt darauf zu den Verträgen, denn Verträglichkeit ist die Hauptquelle jeder Liebe. Mit besonderer Umständlichkeit behandelt sie die Vollmacht, d. h. die volle Macht, die man über den liebenden Gegenstand erwirbt, den Tausch unserer Seelen und Gefüh'e, verwirft aber in der Gränze den Lohnvertrag, so wie die meisten entgeldlichen Verträge. Sanktionirt ist der Bestandvertrag, um die Liebe beständig zu erhalten, und auch den Glücksvertrag läßt sie gelten. Die Liebe schließt ihr Gesetzbuch mit einem Traktate über Befestigung der Liebesrechte und Verbindlichkeiten. Sie kennt wenig von Neuerungen (novation), nicht einmal einen Vergleich, denn der Gegenstand der Liebe ist für unvergleichbar befunden, und endet mit der Ersitzung und Verjährung; hier gilt ganz besonders der Grundsatz: „Alte Liebe rostet nie", von dem sie Alles ableitet.

§ 8. Gerichtsordnung. Die Gerichtsordnung der Liebe läßt uns tiefempfundene Klagen anstellen, sie läßt uns auch Einreden abfassen, denn was redet man in der Liebe nicht Alles ein? Die gewöhnlichen Beweismittel gehen auch hier nicht ab, als das Vorzüglichste erkläre die Liebe das Eingeständniß, nicht minder wichtig sind briefliche Urkunden. Etwas in Mißkredit gesetzt ist die Beweisführung durch Eide, und völlig unstatthaft der Zeugenbeweis, denn wahre Liebe flieht jeden Zeugen. Ein Blick zur rechten Zeit vertritt die Stelle des halben Beweises, und ein Händedruck tritt oft als Erfüllungseid ein. Sie zeigt uns, in wie weit das weibliche Herz eine sichere Hypothek sey, wenn man sich in der Priorität befindet, wie lange man Gläubiger an weibliche Tugend bleiben dürfte, und welche die traurigen Folgen seyen, wenn die Schönheit einen allgemeinen Konkurs eröffnen läßt. Kurz, sie hält mit jeder Gerichtsordnung gleichen Schritt, und ist wesentlich von ihr nur dadurch unterschieden, daß in der Verhandlung der Liebe die Fristgesuche keine Rolle spielen, und daß zu Ende des Liebesprozesses und zur Inrotulirung der Liebesakten Alles abgehalten wird, nur keine Tagsatzung. — Man appellirt an das Mitleid, und überläßt in letzter Instanz der Alles vermögenden Zeit das Urtheil darüber. — Lust und Thränen, Lachen und Kummer erscheinen in den Gerichtskosten, und mit später Reue zahlen wir nur zu oft die Taxe für ein vermeintliches günstiges Urtheil, und es ist leicht möglich, daß der Sieger im Streite, nur zu spät, nicht wenig Lust hätte, über das ganze Verfahren — eine Nullitäts-Beschwerde einzubringen.

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich wurde in Apolda ein Individuum wegen Bettelns zu 4 Wochen Gefängniß verurtheilt; dasselbe bat, man möge ihm doch erlauben, die Strafe in Geld zu bezahlen.

Die Hölle fürchtest du? — Sey unbesorgt Helene,
Denn wie es heißt, soll dort, Jahr aus Jahr ein!
Ein lautes Zähnegeklapper seyn,
Und dir, dir fehlen ja die Zähne.

In Oberösterreich hat ein Krämer vom Lande in der letzten Linzer Ziehung auf drei Numern, die er im Traum gesehen haben will und die nach Linz telegraphirt werden mußten, weil im Ort die Kollekturbogen bereits abgeschlossen waren, vierundzwanzigtausend Gulden Coventionsmünze gewonnen.

Logogryph.

Mit W — ist es so viel als gar nichts schier,
Und doch muß man oft danken noch dafür,
Mit P — bringt's aber Leben in die Leut'
Und macht, daß dieser lacht, der scherzt, der schreit.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 83 24. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Waldemar starrte ihn an, um in seinen Zügen zu lesen, welche Nachricht er ihm bringen könne; denn er hatte nicht den Muth zu fragen.

„Erschrecken Sie nicht zu sehr! Gott, Sie sind ganz blaß geworden, — es ist keine Todesnachricht, die ich bringe."

„Das also nicht," sagte Waldemar schwer aufathmend, — „so sprich, ich muß es hören, was Du mir sagen willst."

„Die gnädige Frau, — ich wollte sagen: das gnädige Fräulein schickt mich zu Ihnen, sie hat mir auch einen Brief an Sie mitgegeben. Sie hat erst gestern vernommen, daß Sie von der gnädigen Frau getrennt sind. — Ach Gott! es ist erschrecklich!"

„Was sagst Du da, Gottfried?" — sprach Waldemar und trat vor ihn hin. „Ich merke wohl, Du willst mir etwas Entsetzliches mittheilen, Du magst es aber nicht gerade heraussagen. Es ist keine Todespost, sagst Du, aber es muß doch nahe dabei liegen, sonst würdest Du nicht so darum herum gesprochen haben. Sag' es heraus, ich bitte."

„Nehmen Sie erst den Brief; wenn Sie den gelesen haben, dann will ich erzählen." — Er empfing den Brief, welchen Gottfried aus einer großen alten ledernen Brieftasche mit zitternder Hand zog, und als er ihre Schriftzüge erblickte, zuckten seine Lippen, denn er unterdrückte die emporquellenden Thränen, die er sich schämte, vor dem alten Mann zu vergießen. Dann brach er das Siegel.

Nachdem Gabriele Waldemars Scheidung vernommen hatte, brach ihre mühsam errungene Fassung zusammen, sie sah ihn im Geiste schon zu ihr eilen, beflügelt von Hoffnung und Liebe. Ach, sie wußte, wie treu er war — und sie fühlte ihre Schwäche, die ganze Vergangenheit trat mit dem alten Zauber vor ihre Seele und der Gedanke, daß die Möglichkeit vorhanden gewesen wäre, endlich mit ihm vereint zu werden, verwirrte so sehr ihre Gedanken, daß sie dieß Führen nicht mehr verbergen konnte. Er frug sie nach der Ursache ihrer Verstimmung, und sie theilte ihm mit Offenheit ihre Gefühle mit. — Er war außer sich, denn all sein Glück hatte in Hoffnung bestanden, und nun war selbst diese für ihn verschwunden. Er verbarg seinen Kummer vor Gabrielen, die er täglich mehr lieben und schätzen mußte, da bemerkte Gabriele den Eindruck, den ihr Geständniß auf ihn hervorgerufen hatte; sie machte sich deßhalb Vorwürfe, ihn, dem sie Leben und mehr noch als das verdankte, der sich so großmüthig, so nachsichtig und zartfühlend gegen sie benahm, so gekränkt zu haben, und sie nahm sich vor, ehe Waldemar von ihr hören, oder Schritte, sie zu sehen, thun könne, ihm zu schreiben und ihn von Allem in Kenntniß zu setzen. Sie führte dieß mit Zustimmung des Barons aus und sandte den Brief durch Gottfried ab, denn der Gedanke war ihr unerträglich, nicht erfahren zu können, welchen Eindruck die Nachricht von ihrer Vermählung auf ihn hervorbringe, ob sie Hoffnung hegen dürfe, daß er sich fassen würde.

Waldemar las den verhängnißvollen Brief, hielt das Blatt mit beiden Händen, weil er so sehr zitterte, und folgte mit weit aufgerissenen Augen langsam den Zeilen, deren jede ihm ein eigenes Herzweh verursachte. Zuweilen hielt er inne und rang nach Luft. Der Brief schloß auf folgende Weise: „Waldemar, ich habe Ihnen nun Alles der Wahrheit gemäß berichtet, ich kann vor Gott selbst kein treueres Bekenntniß ablegen und Sie werden mir glauben; zum wenigsten ist dieß mein einziger Trost, der mein dunkles Schicksal erhellt und mich nicht verzweifeln läßt. — Lassen Sie sich von Gottfried alles Nähere über meine schreckliche Lage auseinander setzen, er war, — wie ich Ihnen schon sagte, — stets mein treuer Begleiter, er hat alles Leid mit mir getragen und kann Ihnen vielleicht meine Darstellung ergänzen, wenn ich, wie ich vermuthe, hie und da etwas vergessen haben sollte, was Sie dennoch wissen möchten. — Ich habe ihnen Führen eben so, der

Digitized by Google

Wahrheit gemäß geschildert. Großmuth ist der hervorleuchtendste Zug seines edlen Charakters; er ist mein Freund im wahren Sinne des Wortes. Er würde — dessen bin ich gewiß — wenn ich es wünschte, sogar in unsere Trennung willigen; aber, theurer Waldemar, kann ich, können Sie dieß wollen, ohne daß wir darüber erröthen müßten? Mein Waldemar, wir könnten unseres Glückes nicht froh werden. Es gibt Dinge, die durch den Preis, womit sie erkauft werden, ihren Werth verlieren. Meiu Waldemar, einer solchen unedlen Handlung wollen wir uns nicht schuldig machen. Ach, und wenn Sie hier wären, wahrlich jede Regung des Hasses, der Eifersucht würde Ihrem Herzen ferne bleiben. Sie müßten mit inniger Anerkennung die Sorgfalt bewundern, mit welcher er mir das Leben angenehm zu machen sucht. — Wenn wir von Ihnen sprechen, steigt nicht einmal ein Unwille in seiner edlen Seele auf. — Was mich besonders rührt, ist die Ueberwindung, mit welcher er die Gefühle seines Herzens zurückdrängt, da er weiß, daß ich ihm nie mehr als die Empfindungen der Freundschaft widmen kann. Und so bemüht er sich, mir auch nur diese Gefühle zu zeigen, während ich doch nur allzugut weiß, wie innig er mich liebt. — Waldemar, wir wollen nicht scheiden, — dieser Brief ist kein Abschiedsbrief: Wenn Sie den Muth haben, zu ertragen, so werde ich ihn auch finden, seyn Sie aber auch dagegen fest überzeugt — und Sie kennen mich, daß ich wahr spreche — wenn Sie dieß nicht vermögen, so vermag ich es auch nicht. — Mein Schicksal wird darum ewig von dem Ihrigen abhängen, und vielleicht können wir uns wiedersehen, wenn unsere Herzen den ersten Sturm überwunden haben und ruhig geworden sind."

Nachdem Waldemar zu Ende gelesen, sank er in sich zusammen; sein todtenbleiches Gesicht in die Hände gepreßt, blieb er so wohl eine halbe Stunde gegen den Tisch gelehnt liegen. Gottfried saß da in der peinlichsten Verlegenheit; er wollte ihn nicht stören, darum stand er nicht auf, eben so wenig hatte er den Muth, Waldemar etwas zu sagen, obgleich sein Herz ihn dazu drängte; denn es that ihm weh, ihn so leiden zu sehen. Endlich erhob Waldemar sein Haupt, stützte es in die Hand und blickte vor sich hin, indem ein Seufzer seiner Brust sich entwand. Nach Verlauf einiger Zeit nahm er den Brief wieder auf. „Es soll kein Abschiedsbrief seyn," sagte er vor sich hin, „und doch was ist er anders? Wenn ich nicht wirklich so sehr von der Wahrheit ihrer Worte überzeugt wäre," — fügte er hinzu und stand auf, — „so wüßte ich, was ich zu thun hätte. — Es ist sonderbar, sie übt eine Gewalt über mich aus, daß ich selbst jetzt, wo sie mir entrissen ist, mich alledem unterziehe, was sie anordnet, sie hat selbst die Verzweiflung meines Innern besänftigt durch ihre zauberhaften Worte. Sie kennt mich besser, als ich selbst, sie weiß, gleich einem geschickten Arzt, der Mittel genug, welche zur Heilung dienen. Sie hat sogar den Dämon der Eifersucht in mir beschworen. — O, ich kann mir denken, wie er sie liebt, wie er sie anbetet; daß er sich lieber mit ihrer Freundschaft begnügen will, als sie ewig meiden."

Sein Blick fiel jetzt auf Gottfried, dessen Anwesenheit ihm gänzlich entfallen war. „Armer, alter Mann, guter Gottfried," sagte Waldemar, — „vergib, daß ich Dich vergaß, aber ich traue Dir zu, daß Du begreifen kannst, wie einem manchmal die Besinnung schwindet. Du siehst, ich bin unglücklich."—

„Ach! gnädiger Herr," antwortete Gottfried, — „ich weiß es. Wenn die gnädige Frau nicht wär', sehen Sie, dann wünschte ich wahrlich nicht mehr zu leben. Jeder Tag zieht einen Kummer an's Licht."

„Also nur wegen ihr willst Du leben?" sagte Waldemar (und unterdrückte den Schmerz, den er bei dem Wort „gnädige Frau" empfand), „Du guter, ehrlicher Gottfried! Ich will Dir etwas sagen: tritt in meine Dienste und Du sollst gar nichts zu thun haben, Du sollst mir nur von ihr erzählen, Du warst ja so glücklich, lange um sie zu seyn."

„Ach, gnädiger Herr, Sie sind so gut!" entgegnete Gottfried, „Ihretwegen hat mir das Herz schon oft Wasser in die Augen getrieben; aber die gnädige Frau verlasse ich doch in diesem Leben nicht mehr. Kommen Sie lieber zu uns herüber, dann können wir noch schöne Tage erleben." — Thränen waren Waldemars Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Nicht so Emma. Als sie aus dem Gewölbe heraustrat, sah sie ihren unbekannten Bewunderer nicht mehr; sie sah ihn seit diesem Tage nicht wieder, obwohl sie heimlich wünschte, ihn wiederzusehen. Vergessen konnte sie ihn jedoch nicht. Sein schönes Gesicht, sein hoher, schlanker Wuchs, seine sanfte, wohltönende Stimme, sein stattliches, ja vornehmes Aeußere in Verbindung mit dem Eindruck, den sie auf ihn gemacht zu haben schien, hatten sich so tief in ihr Herz eingeprägt, daß ihr sein Bild überall hin folgte. Ohne sich selbst Rechenschaft über die Gefühle geben zu können, die in ihrer Brust herrschten, dachte sie doch mit innigem Vergnügen an den Tag zurück, an welchem sie ihn gesehen hatte. Aber sie sah ihn nicht wieder und nahm als bestimmt an, daß er Stockholm verlassen habe.

Das schöne Ideal schwebte beständig vor Emma's Phantasie, ohne jedoch ihre Ruhe oder ihre gewöhnliche Heiterkeit im Mindesten zu stören. Oft sah sie ihn in ihren Träumen; und wenn sie sich ihren

Digitized by Google

Gedanken überließ, trat sein Bild unter allen Gegenständen am weitesten hervor. Allein gegen Julie erwähnte sie ihn nie; entweder hielt sie dieselbe zu einem Vertrauen dieser Art für zu kindisch oder sie wußte selbst nicht, daß der Fremde einen so tiefen Eindruck auf ihr unerfahrenes Herz gemacht hatte.

Bis zu dem Zusammentreffen mit demselben hatte Emma den jungen Männern, welche die eben entwickelte blühende Rose gleich Schmetterlinge umflatterten, wenig Aufmerksamkeit gewidmet; jetzt betrachtete sie dieselben näher, ohne daß sie dadurch in ihren Augen gewannen, denn sie verglich sie stets mit ihrem Ideal und dachte: — „Wenn W** meinem Unbekannten glich, so wäre er schön zu nennen; wenn T** Seinen Wuchs und Seine Haltung hätte, so würde seine eingebildete Manier weniger unangenehm seyn! — Was doch M** für platte Einfälle hat! So würde sich mein Unbekannter gewiß nicht ausgesprochen haben!" —

Mehr als ein Jahr war seitdem vergangen; ihre Hoffnung, ihn wieder zu sehen, war verschwunden; ihr Wunsch, mit ihm wieder zusammen zu treffen, war erstorben. Nie hatte sie den thörichten Gedanken gehegt, daß dieser Mann, den sie einmal gesehen hatte, ihr jemals angehören könnte — und doch — als davon die Rede war, ihr Schicksal mit dem eines Mannes zu vereinen, da war es ihr, als hätte sie dem im innersten Heiligthum ihres Herzens verwahrten Bilde unverbrüchliche Treue geschworen.

Die zu Emma's Abreise bestimmte Zeit kam immer näher; die letzten Wochen ihres Aufenthalts vergingen wie eben so viele Tage. In den vielfältigen Zurüstungen zur Abreise sah Emma nichts anderes, als peinliche Erinnerungen an eine Zeit, die sie weit weg wünschte, obwohl sie sich Vorwürfe darüber machte, daß sie so wenig Sehnsucht nach ihren Eltern fühlte, von denen sie doch so zärtlich geliebt wurde. Die Banknote, welche ihr Vater geschickt hatte, war längst in Kleider, Shawls, Schmuck und dergleichen verwandelt, und tagtäglich wurde etwas Neues gekauft. Aber die angeborne Eitelkeit des Weibes schien in dieser siebenzehnjährigen Schönheit ganz erloschen zu seyn; mit Kaltsinn, fast mit Verdruß blickte sie oft auf den eingekauften Putz und sprach: — „Was soll ich auf dem Lande damit?" —

Die Assessorin befolgte die Vorschrift ihres Bruders, keinen eiteln Putz für Emma zu kaufen, nicht eben buchstäblich. Frau L** war eine vortreffliche Gattin, Mutter und Hausfrau, eine in jeder Beziehung achtungswerthe Dame; aber jeder Mensch hat seine Fehler, und der ihrige war eine allzugroße Vorliebe für Pracht und eiteln Putz. Sie wollte, daß ihre schöne Bruderstochter in der Heimath Aufsehen erregen sollte, sowohl durch sich selbst, als durch schöne und geschmackvolle Kleidung. — „Man soll sehen, daß Du aus Stockholm kommst," — sprach sie stets, wenn Emma Einwendungen gegen diesen oder jenen Einkauf machte.

„Meine gute Taute," — erwiderte dann Emma, wenn sie eine dreithälerige Banknote nach der andern für Spitzen, Ketten und Flittern fortwandern sah — „dieses Geld könnte nützlicher angewendet werden. Ich habe ja bis jetzt Alles besessen, was nothwendig war, um in den Gesellschaften Stockholms anständig aufzutreten; sollte ich denn auf dem Lande mehr brauchen? Meine Altersgenossinnen werden mich hochmüthig nennen, und mein Vater wird mir Vorwürfe machen, wenn ich so glänzend auftrete." —

„Wirf nur alle Schuld auf mich, wenn Dein Vater brummen sollte" — entgegnete die Assessorin — „und was Deine Altersgenossen betrifft, so wirst Du doch nicht mißvergnügt darüber seyn, wenn Du ein wenig moderner, als diese, erscheinst. Ich bin selbst Mädchen gewesen und weiß schon, wie dieß ist." —

Emma seufzte nnd schwieg. Die Einkäufe wurden fortgesetzt, die neuesten Modejournale durchgesehen, mehrere Nähmädchen besoldet, um schnell zu arbeiten — und, Dank der Freigebigkeit des Vaters und dem guten Geschmack der Tante, bald war die junge Inspektorstochter im Besitz einer Garderobe, deren sich das stolzeste Fräulein von Stockholm nicht zu schämen brauchte.

Unterdessen suchten Emma und Julie die wenigen Tage ihres Beisammenseyns so viel als möglich zu genießen. Aber nun war der Tag angebrochen, an welchem Tante Gertrud ankommen sollte. Der Assessor und seine Frau waren nie erfreuter, als wenn sie Besuch von einem entfernten Verwandten erhielten; aber die alte Mamsell Gertrude Oliveblad war ihnen dießmal, da sie ihnen ihre gute liebe Emma entführen wollte, nichts weniger als willkommen. Doch besann man sich bald, daß dieß nicht der Fehler der guten Alten war; und darum traf man Vorkehrungen, ihr den kurzen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen.

Die gute Tante kam Abends an, als die kleine Familie eben im Speisezimmer versammelt war. Sie umarmte den Assessor und dessen Frau herzlich und küßte und drückte Julien, indem sie rief: — „O mein Herr Gott, wie bist Du gewachsen, mein Herzchen; Du warst ja noch ein kleines Püppchen, als ich Dich das letzte Mal sah, und nun bist Du eine große Dame. Ach, wie doch die Jugend heranwächst!" — Nach dieser Bemerkung machte Tante Gertrud ein tiefe Verbeugung vor Emma, die sie für eine fremde Dame hielt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Haag lebt ein junger Mann, Karl V., der in zehn Jahren sein mehr als bedeutendes Vermögen durchgebracht hat, um in London und Paris als Dandy und Lion eine Rolle zu spielen, und sich jetzt auf die äußerste Nothdurft beschränkt sieht, wenn auch erst neunundzwanzig Jahre alt. Um seine Umstände zu verbessern, ist er allen Ernstes auf den Einfall gekommen, sich selbst ausspielen zu lassen. in den Buchhandlungen und an anderen öffentlichen Orten benachrichtigen große Anschlagzettel das Publikum von dieser Lotterie zu hunderttausend Loosen à 10 Franken, was gerade eine Million ausmacht. Die Affichen geben eine Beschreibung seiner Person und melden, daß, wenn der Gewinnende ein Mann, er die Million mit dem Ausspielenden theilen werde; ist es eine Frau, so hat sie die Wahl zwischen der Hand des Herrn Karl V. oder 500,000 Franken. Wie die Gewinnende, welche seine Hand begehrt, auch beschaffen sey, Herr Karl V. gibt die feierliche Versicherung, sie zu ehelichen. Er ist der festen Ueberzeugung, bis Ende dieses Jahres alle Loose untergebracht zu sehen.

[Was ist eine Billion.) Die Antwort ist: eine Million mal Million. Schnell geschrieben und noch schneller ausgesprochen, aber Keiner ist im Stande, sie zu zählen. Man kann in einer Minute 160 — 170 zählen; doch nehme man auch 200 an, so kommen auf eine Stunde 12,000 und einen Tag 288,000, auf ein Jahr zu 365 Tagen (denn alle vier Jahre könnte man wohl am Schalttage vom Zählen ausruhen) 105 Mill. 120,000. Gesetzt nun, Adam hätte vom ersten Augenblicke seines Daseyns fortwährend gezählt, so hätte er nach der gewöhnlichen Annahme des Alters der Erde noch lange nicht genug gezählt. Denn um eine Billion zu zählen, bedürfte er 9512 Jahre, 34 Tage, 5 Stunden, 20 Minuten. Wollte man, wie billig, dem armen Zähler täglich 12 Stunden Ruhe zum Essen, Trinken und Schlafen gönnen, dann brauchte er 19,024 Jahre, 68 Tage, 10 Stunden und 40 Minuten.

In Nürnberg, welches im siebzehnten Jahrhundert ein besonderer Sitz der Kochkunst gewesen zu seyn scheint, erschien ein vollständiges Kochbuch unter dem seltsamen Titel: „Der aus dem Parnasso ehemals entlaufenen vortrefflichen Köchin, welche bei denen Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viele Jahre gedienet, hinterlassene und bisher bei unterschiedlichen der löblichen Kochkunst beflissenen Frauen zu Nürnberg zerstreut und in großem Geheim gehalten gewesene Bemerkzettel" (Nürnberg 1691, 1018 Seiten in Quart.) Voluminös waren die Kochbücher der damaligen Zeit. Das Salzburger vom Jahr 1719 besteht aus vier Quartbänden.

Wie Poesie und Prosa oft naiv zusammentreffen, zeigt folgende kleine Anekdote aus dem Leben Walter Scott's: An einem herrlichen Frühlings-Abend machten Sir Walter Scott und Lady Scott einen Spaziergang über ein Feld, wo mehrere Schafe mit ihren Lämmern, welche um ihre Mütter ihr fröhliches Spiel trieben, dem Auge ein freundliches Bild darboten. Es ist kein Wunder, rief der berühmte Novellist, von dem Anblick angezogen, daß von den frühesten Zeiten an die Dichter das Lämmchen zum Symbol des Friedens und der Unschuld gemacht haben! Worauf Lady mit süßem Lächeln erwiderte: „Es sind in der That ganz allerliebste Thierchen, vorzüglich mit Petersilien-Sauce."

[Der Ursprung des Kusses.] Die Gelehrten wollen bekanntlich Alles recht gründlich wissen und das Wie und Warum aller Dinge erforschen. So dachten sie denn auch darüber nach, wer wohl den Kuß erfunden habe und warum er erfunden sey. Plinius, der alte römische Naturforscher, erzählt in seiner Naturgeschichte, Kato sey der Meinung gewesen, das Küssen sei zuerst unter Verwandten entstanden und die Männer hätten mit dem Kusse ursprünglich nichts weiter beabsichtigt, als um dabei zu ermitteln, ob ihre Weiber, Töchter oder Nichten — Wein getrunken hätten.

[Verwechslung.] Durch eine zufällige Verwechslung der Ueberschrift zweie Inserate war dieser Tag in einem Wiener Blatte zu lesen: Ein Commis zu verkaufen. Derselbe ist englischer Abkunft, braunn 5½ Faust hoch, Vollblut und sehr gut zugeritten. Das zweite Inserat lautete: Ein sehr schöner Hengst wird in eine vermischte Waarenhandluug in einer Vorstadt aufgenommen. Jene vom Lande erhalten den Vorzug.

Für die Kaiserin von Rußland ist in Berlin ein prächtiger Wagen gebaut worden, in dem sie auf der Eisenbahn von Warschau nach Berlin fahren wird. Das Innere des Wagens besteht aus einem kostbar möblirten Salon mit vier Fenstern, einem Schlaf und prächtig ausgestatteten Putzzimmer. Der Wagen kostet 10,000 Silberrubel. Mancher würde sich überreich dünken, wenn sein Haus so viel werth wäre.

Auflösung des Pägnions in Nr. 78:

Studenten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 84 26. Mai 1852.

Gabriele.

(Fortsetzung.)

Allein und von Niemands Theilnahme unterstützt, kämpfte Waldemar den traurigen und schweren Kampf mit einer Liebe, welche ihn niederzureißen drohte, ohne ihn beglücken zu können; denn selbst die bleiche, schwache Hoffnung, welche ihr Brief in Bezug auf ein Wiedersehen aussprach, war ein Epitaphium für seine Gefühle. — Wochenlang hatte er in seiner einsamen Wohnung zugebracht; die Zeit, diese stumme Trösterin, hatte auch ihm ihren Segen nicht versagt, zum wenigsten den ersten Sturm der Gefühle hatte sie niedergekämpft: aber er trat aus diesem Kampfe hervor, kaum kenntlich, die Spuren der Anstrengung waren sichtlich; durch das Dunkel seines reichen Lockenhaares zogen sich Silberfäden, seine Gesichtsfarbe war bleich, seine Augen matt und schmerzlich zusammengezogen und um seinen schönen Mund spielte ein fast kranker Zug. Sein Gesicht drückte das Leiden seiner Seele aus, wie sein Gang, welcher alle Elastizität der Jugend verloren hatte.

Er begab sich wieder auf Reisen, diese ungewisse Medizin für kranke Gemüther, und suchte selbst Frauen auf; es wäre ihm eine unaussprechliche Wohlthat gewesen, Eine auszufinden, die sein Gemüth nur flüchtig hätte beschäftigen können. Aber es fehlte ihnen sämmtlich jener eigenthümliche Zauber, welchen nur sie besaß. Die Schönheit jener Frauen, welche oft frappant, sogar klassisch war und von der er sich so gern hätte angezogen gefühlt, sie erschien ihm plump gegen die geistreichen Züge Gabrielens. „Ach," sprach er oft traurig, wenn er aus einer Gesellschaft, aus dem Theater heimkehrte: „Sie ist es nicht, die ich finden kann!"

Er war die halbe Welt durchreist und kehrte wie er ausgezogen war, mit krankem Herzen, wieder.

Es war am Abend im Spätherbst, als er in den Hof seines einsamen Gutes einfuhr. Er hatte es absichtlich so eingerichtet, weil er glaubte, das Wiedersehen eines Ortes, an dem er so viel erlebt und gelitten, wo der geringfügigste Gegenstand in seiner Erinnerung eine Geschichte heraufbeschwor, die sein Herz mit tausend Dornen verwundete, dieser Ort würde ihm weniger Schmerz verursachen, wenn er ihn nicht am hellichten Tage, sondern eingehüllt in die mildernden Schatten der Nacht beträte. Hastig stieg er aus dem Wagen und folgte dem einzigen Anwesenden aus der Dienerschaft, Wilmhennrich, ohne sich umzublicken und ohne die Fragen desselben zu beantworten, welche nur wie ein fernes Geräusch an Waldemars Ohr schlugen, und gelangte so an sein Zimmer, welches Gabriele während ihres Hierseyns bewohnt hatte, in dem aber Alles unverändert geblieben war. Er öffnete es selbst, denn er trug den Schlüssel stets bei sich, hemmte aber unwillkürlich seine Schritte, als er hineintrat, da ihn die Luft desselben feucht und kalt anwehte, und drückte die Hand über seine Augen, als der Diener das trübe Oellicht auf den bestaubten Tisch setzte. — „Es ist kalt hier, gnädiger Herr, — soll ich Feuer machen?" fragte der Alte. — „Mache Feuer," antwortete Waldemar gedankenlos und als der Diener das Zimmer verlassen hatte, sank er in den Sessel, auf welchem einst Gabriele geruht und welcher noch in der Fenstervertiefung stand. Hier überließ er sich einem so krampfhaften Schluchzen, daß es ein physisches Schmerzgefühl in ihm hervorrief, indem er stammelte: „Ich habe Alles — Alles verloren! hätte ich ihr ewig meine Liebe verschwiegen, so wäre sie nicht aus meiner Nähe geflohen, an ihrem Anblick, an ihrem Wort hätte ich mich erfrischen können und mein armes Leben auf diese Art fristen, aber so geliebt von ihr und wie von mir, muß sie dennoch für mich verloren, ewig verloren seyn. Kann ich dieß Leben ertragen, welches mich in Dornen und Stacheln gekleidet hat, daß, wo ich mich hinwende, mir eine blutige Wunde wird. Glückselig der, dessen Herz in Staub zerfallen, dessen Gebeine ruhen, ruhen von dem weiten, mühseligen Gang durch diese Welt!"

Es klopfte an die Thüre, — Waldemar fuhr empor, riß das Fenster auf, um seine vom Weinen und Kummer entstellten Züge dem Eintretenden zu verbergen. Es war die Haushälterin, die sich aus

Digitized by Google

dem Bette, worin sie schon in gutem Schlummer gelegen, aufgemacht hatte, um den gnädigen Herrn zu fragen, was er zu essen wünsche? — „Kommen Sie nachher wieder," sagte Waldemar mühsam, denn seine Kehle war ihm rauh und wie zusammengeschnürt. — Die Frau ging, indem sie zuvor ein anderes Licht auf den Tisch setzte und Wilmhennrichs Oellampe mitnahm. — Waldemar blickte hinaus, wo der Sturm von den öden Feldern her durch den Park heulte, und das abgefallene Laub untereinantrieb. —

Der Himmel war in eine tiefe unergründliche Finsteeniß gehüllt, als wisse er nichts von der Erde, welche in dieser hülflosen Verlassenheit zu ächzen schien. In keinem Gebäude des Gutes war Licht zu sehen und die Läden und Thüren fuhren auf und zu, während die Wetterfahne und das jeweilige Bellen des Hofhundes dieses traurige Konzert vervollständigte. Ein Verlassenheitsgefühl, wie er es noch nie empfunden, beschlich ihn, — es war ihm, als sey er ganz allein auf dieser weiten Erde, und als jetzt der Postillon, welcher sich in einem andern Hof des Gutes aufgehalten hatte, mit seinen Pferden davon trabte und die bekannte Volksmelodie: „es ritten drei Reiter"ic. in die öde Nacht hinein blies und der Hufschlag der Pferde immer schwächer an Waldemars Ohr schlug, ergriff ihn ein Gefühl der Verzweiflung. Ohne weitere Ueberlegung ließ er den Postillon ereilen, und nach kaum einer Viertelstunde rollte er denselben Weg, den er gekommen war, wieder zurück, indem er sich vornahm, einstweilen in einem kleinen Städtchen, welches die erste Station war, zu bleiben.

(Schluß folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Aber wo ist Emma?" — fragte sie endlich, indem sie sich umblickte und keine Ahnung davon hatte, daß die vor ihr stehende schöne blühende Dame mit dem schmächtigen, nicht besonders hübschen Kinde identisch sey. Emma ergötzte sich an diesem Irrthum und gab sich nicht zu erkennen; sie warf den Uebrigen einen verstohlenen Seitenblick zu, den diese wohl verstanden. Tante Gertrud ließ sich auf die Bitte der Assessorin langsam nieder, indem sie sich noch einmal im Zimmer umsah und mit unruhigen Blicken fragte: — „Aber wo ist denn meiner Schwester Tochter? — Doch nicht etwa krank?" — „Nein, sie ist Gott sey Lob und Dank, frisch und gesund und wird bald hereinkommen," — antwortete die Assessorin, indem sie Emma erblickte, die mitten im Zimmer stand und sich stellte, als ob sie die Angekommene nicht kennte. Aber gleich darauf erhob die Verwandtenliebe, die in jedem fühlenden Gemüth mächtig ist, ihre Stimme in Emmas Herzen; mit ausgebreiteten Armen und unter dem Ausruf: — „Gute Tante, ich bin ja Emma!" — stürzte sie an die Brust der Alten. Allein diese machte sich hastig von ihr los, stand von ihrem Sitz auf, trat einige Schritte zurück und blickte sie mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens an. Nicht weniger bestürzt stand Emma bei diesem sonderbaren Beginnen, bis sie nach einem Schweigen von mehreren Augenblicken von Neuem rief: — „Ich bin ja Emma, ich bin wirklich Emma Hilbert. O meine gute Tante, haben Sie nicht eine einzige Umarmung, nicht einen einzigen freundlichen Blick für Ihre früher so sehr geliebte Schwestertochter, die Sie so oft auf Ihren Armen getragen haben?" — Gerührt zog nun die Tante das Mädchen an ihre Brust und vermochte eine Weile nicht zu sprechen. Emma vergaß in diesem Augenblick, waeum die Tante gekommen war, und überließ sich blos der Freude; alle Erinnerungen ihrer Kindheit traten ihr wie lächelnde Engel vor die Seele. Sie erinnerte sich mit dankbarer Rührung an den Eifer und an die Sorgfalt, die ihr seit ihrer zartesten Jugend von der guten Alten gewidmet worden waren — und alle Gefühle ihrer Seele verschmolzen in einem einzigen Gefühl, in dem des frohen Wiedersehens.

Der Assessor und seine Damen sahen diesem Auftritt mit einer angenehmen Rührung zu, die sich aber bald in Lächeln verwandelte, als Tante Gertrud rings um Emma herumzugehen und sie mit dem Ausrufe: — „Ach Herr Gott! — I potz tausend!" — von allen Seiten zu betrachten begann.

Der Abend verging ruhig unter zahlreichen Fragen nach Emma's Eltern und nach Personen, die ihr nahe standen; nur nach Fridolf Tyrell wurde nicht gefragt. Der Assessor und seine Frau nannten seinen Namen aus Schonung für Emma nicht; allein Tante Gertrud, die den Plan ihres Bruders hinsichtlich seiner Verheirathung nicht kannte, erwähnte ihn flüchtig, indem sie erzählte, wie heiter und interessant die neue Pfarrerfamilie wäre, die seit dem Tode des vor drei Jahren verstorbenen Pfarrers Tyrell auf dem Hammerwerk wohnte. — „Hatte der Letztere Familie?" — fragte die Assessorin, die gern hören wollte, was die alte Dame über den jungen Tyrell sagen würde. — „Ja, eine Frau, einen Sohn und eine Tochter," — erwiderte die Tante — „die Tochter ist bei den neuen Predigersleuten und der Sohn ist bei uns oder vielmehr bei meinem Schwager." — „Bei dem Schwager?" — rief der Assessor, sich unwissend stellend. — „Ja" — versetzte Gertrud — „er wohnt und ißt bei uns, denn er ist Buchhalter am Hammerwerke." — „Ist er leidbar?" — fragte Julie. —

Digitized by Google

„Nun so so," — entgegnete die Alte. — „Die Andern halten viel von ihm, aber ich bin nicht für den Herrn eingenommen, denn — unter uns gesagt — er ist ein Spottvogel, der jeden armen Einfall lächerlich zu machen weiß, den man nicht ganz nach Vorschrift und Ordnung ausspricht. Er soll, Gott bewahr ihn, sehr gelehrt seyn, denn er ist Anfangs auf der Akantemie gewesen und hat studirt; aber als sein Vater starb, wußte er keinen Rath mehr und wurde — anstatt Dukter zu werden, wie er gedacht hatte — ein schlichter Hammerwerksbuchhalter." —

Diese Wendung des Gesprächs machte Emma für den übrigen Theil des Abends niedergeschlagen und still. Man aß zeitig, trennte sich zeitig, und die jungen Mädchen brachten einen großen Theil der Nacht damit zu, über ihre bevorstehende Trennung zu weinen.

Die letzten Tage vergingen, Emma hatte ihre Abschiedsbesuche gemacht und der Abend vor der Abreise war gekommen. Die Familie des Assessors und Tante Gertrud saßen im Gesellschaftszimmer zusammen, still und in Gedanken versunken. Da zog die Assessorin ihre Nichte bei Seite in ein Kabinet, um ihr noch einmal — vielleicht das letzte Mal in der Welt — liebevolle Rathschläge und Ermahnungen zu ertheilen. Emma weinte, verbarg ihr Haupt an dem Busen ihrer mütterlichen Freundin und horchte aufmerksam ihren herzlichen Worten, als sich auf der Straße ein ungewöhnliches Geräusch hören ließ. Beide eilten in das Gesellschaftszimmer zu den Uebrigen und verwandelten deren und ihre eigne Betrübniß bald in Gelächter.

(Fortsetzung folgt)

Der Edelknecht.

Es wälzte vor dreihundert Jahren
Der Türken übermüth'ger Troß
Nach Ungarn seine Heeresschaaren,
Lavinen gleich, zu Fuß und Roß,

Der Christen Ohnmacht zu zertrümmern,
Den heil'gen Glauben allzumal!
Hoch von den Thürmen sollte schimmern,
Der Halbmond hell im Sonnenstrahl!

Da sammeln der Trompeten Töne
Um ihres Kaisers Siegsbanier
Die alten Helden, Heldensöhne,
Des ritterlichen Ungarns Zier.

Auch fanden sich aus Deutschlands Gauen
Der edlen Ritter viele ein,
Dem Türken fest ins Aug zu schauen,
Von ihm die Christen zu befrei'n.

Um Ofen lagerten die Heere
Des Kaisers, still im Siegeswahn, —
Da plötzlich fällt mit scharfer Wehre
Der Sarazen die Christen an*)

Es hallt sein furchtbar Allah-Schreien
Im Christenlager rings umher!
Sie drangen wüthend in die Reihen
Und lichteten das Christenheer. —

Die Christen rafften sich zusammen,
Der Sachsen-Herzog**) sieggewöhnt,
Gespornt von der Begeist'rung Flammen,
Kämpft muthig, wo der Schlachtruf tönt!

Da stürzt sein Roß zum Tod getroffen,
Der tapf're Held stürzt schnell ihm nach;
Die Türken treibt der Rachsucht Hoffen
Zur Stelle, wo der Herzog lag.

Als sie zum Mord die Säbel schwangen
Von Gier nach Christenblut erfüllt, —
Da wirft sich rasch in Todesbangen
Sein Edelknecht***) auf ihn als Schild:

Er wird von Hieb und Stich durchdrungen,
Sein Herzblut färbt den Herzog roth;
Doch war die edle That gelungen, —
Denn Leben gab dem Herrn sein Tod.

Jetzt sprengten bei die Sachsen-Ritter
Zur Hülfe mit gewalt'ger Wucht,
Ein stürmend, rächend Ungewitter,
Der Türke flieht in wilder Flucht; —

Der Herzog, so dem Tod entgangen,
Wirft sich auf seinen Retter hin,
Er küßt die bleichen, blut'gen Wangen,
Indeß das Leben will entflieh'n;

Er preßt den Jüngling in die Arme,
Drückt ihn an's Dank erfüllte Herz,
Daß er zum Leben neu erwarme,
Sich lindere sein Todesschmerz!

„Das Leben hast du mir gerettet,
„O Reibisch! treue Seele du,
„Dich selbst den Todten zugebettet,
„Will'st ohne mich zur ew'gen Ruh!

„Will'st, Schicksal, du, ein solches Leben,
„So fromm, so edel und so treu,
„So früh dem Tode übergeben
„So füg' auch mich dem Treuen bei!"

Und fester drükt er ihn von Neuem
An seine Brust mit Blut befleckt,
Und ruft den Namen des Getreuen,
Der ihn mit seinem Leib gedeckt,

Der nun aus vielen, vielen Wunden
Verblutend, bis zum Tode matt,
Von Todesschauern fest umwunden
Den Kampf bald ausgestritten hat.

*) Am 5. Juni 1542.
**) Kurfürst Moritz von Sachsen.
***) Sein Name ist Sebastian Reibisch, auch „Schnauber" genannt.

Digitized by Google

Da öffnet matt die Augenlieder
Der Knappe bleich und sprachberaubt,
Noch einmal küßt er den Gebieter
Und — senkt entseelt das edle Haupt.

Um Beide stumm die Sieger stehen,
Kein Auge war da thränenleer,
Das Schauspiel, das sie hier gesehen,
War ächte Liebe, himmlisch, hehr!

B . .

Mannigfaltigkeiten.

[Das Datum in der Südsee.] „Sind die Bewohner des stillen Ozeans dem westlichen Europa einen halben Tag in der Zeit voraus, oder sind sie um einen halben Tag zurück?" — Bekanntlich ist es Mittag bei uns, wenn die Sonne die obere, über dem Horizonte befindliche Hälfte unseres Mittagskreises schneidet. Zu derselben Zeit ist es aber Mitternacht für alle die Orte, welche 180 Grad der Länge, also östlich oder westlich von uns enfernt liegen. Jeder Unterschied eines Längengrades bedingt 4 Minuten Zeitdifferenz; ist es daher unter dem 80. Grade westlich von Ferro, in Leipzig etwa, 2 Uhr Mittags, so ist es auf Ferro 12 Uhr Mittags, in New-York etwa 8 Uhr Morgens, in Kalifornien 5 Uhr Morgens und auf dem 180. Grad der Länge, der Kamtschatka schneidet und Australien nach westlich läßt, ist es Mitternacht. Während also in Deutschland Sonntag Nachmittag und auf Ferro Mittag ist, ist in Sydney auf der Ostküste Australiens der Sonntag noch nicht angebrochen, sondern es ist Sonnabend Abends zwischen 11 und 12 Uhr. — Machen wir jetzt aber mit der Schnelligkeit des Gedankens in östlicher Richtung eine Reise um die Hälfte des Erdkreises, so finden wir, daß unter dem 180. Grade östlicher Länge von Ferro bereits Sonntag Abend 12 Uhr ist, denn die Sonne bewegt sich scheinbar von Osten nach Westen und wir berechnen leicht, daß in Dresden Sonntag Nachmittag 2 Uhr, in Bombay Abends 8 Uhr, in Sumatra Abends 8 Uhr ist, und unter dem 180. Grade östlicher Länge also Mitternacht oder Sonntag Abend 12 Uhr. Dieß wäre sehr gut und die Rechnung wäre ganz richtig, wenn die Erde nicht rund wäre, woraus denn folgt, daß 180 Grade östlicher oder westlicher Länge gleichbedeutend sind, so daß die eine Rechnung ergibt, daß es in Sydney Sonnabend, die andere, daß es dort Sonntag Abend zwischen 11 und 12 Uhr ist. Welche Annahme ist die richtige? — Folgt der europäisch-asiatische Kontinent und mit ihm Australien der Rechnung des westlichen Europa, so ist es in Sidney Sonntag Abends 11½ Uhr; folgt Amerika ebenfalls unserer Rechnung, so es ist in Kalifornien Sonntag früh fünf Uhr. Daraus folgt, daß an der Behringsstraße, wo sich die beiden Kontinente am meisten und bisauf einige Grade nähern, die eine Küste Sonntag Nachmittag, die andere Sonnabend Nachmittag hat. Dort scheint es also sich möglich machen zu lassen, daß man früher ankommt, als man abgereist ist, indem man am Sonntag abreiset und am Sonnabend schon ankommen kann. — Wer die Südsee bereist hat, wird vielleicht Kunde geben können?

In der Nähe des eine und eine halbe Stunde von Blankenheim gelegenen Veller-Hofes haben dessen Eigenthümer, die Geschwister Rösgen, vor einigen Tagen bei Abtragung eines an einer ihrer Wiesen anschließenden Hügels zwei Särge, die etwa 6 Fuß tief in der Erde lagen, aufgefunden. Das zu diesen Särgen verwandte Material besteht aus dunkelrothem Sandstein, und waren dieselben vermittels eines Deckels fest verschlossen. Jene Särge sind zwei und einen halben Fuß lang, zwei Fuß breit und zwei und einen halben Fuß hoch. In der Mitte eines derselben fand sich eine Urne von grünnem Glase in der Form einer Kugel vor, die mit zum Theil angebraunten Menschen-Knochen angefüllt ist. Diese hat eine Höhe von ungefähr ein und einem halben und einen Durchmesser von einem Fuß. Zu beiden Seiten der Urne standen zwei kleine viereckige Flaschen von weißem Glase, von denen die eine eine weiße, die andere eine zum Theil braune, zum Theil gelbe Flüssigkeit enthält. Unmittelbar vor derselben stand eine mit einer Hängekette versehene metallene Lampe, zu deren Seite ein ungefähr drei Zoll langer metallener Stab, der nach einer Seite hin in der Form einer Lanzenspitze ausläuft, lag. In dem andern Sarge wurde eine mit angebrannten Knochen angefüllte kleinere gläserne Urne nebst dreien Gefäßen, in denen eine dichte, ruchlose Flüssigkeit befindlich, so wie eine irdene Lampe vorgefunden. Bedauernswerth ist es, daß weder die Särge, noch die darin vorgefundenen Gegenstände irgend ein Zeichen an sich tragen, aus den man etwas Näheres in Hinsicht dieser Gräber, die wohl römischen Ursprungs seyn dürften, entziffern könnte.

Georg Bayer (Bavarus), Prediger zu Sickerwitz bei Löwedberg († 1627) gab 1608 in Görlitz ein Buch heraus: „Geistliche Schlafhaube mit tröstlichen Sprüchen heiliger Schrift zusammengenäht und mit glaubwürdigen Historien und feinen Gleichnissen zierlich gestäppet, sowohl auch mit heilsamen geistlichen Kräutern, die zum sanften Todesschlaf dienen, gefüttert."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 85 28. Mai 1852.

Gabriele.

(Schluß.)

Gabriele vernahm, daß er zurückgekehrt sey, und hörte durch die Beschreibung eines Dritten, in welch' einer verzweifelten Stimmung er sich befinde und wie verändert sein Aeußeres wäre. Niemand ahnte den wahren Grund, man schrieb diese Wirkung der Trennung von seiner Gattin zu, allein Gabriele wußte nur allzugut, woher dieß Alles kam; obgleich sie eine fieberhafte Angst ergriff, so wußte sie jedoch auch, daß ihre Worte allein im Stande waren, seinen Gram zu bannen, darum schrieb sie ihm Folgendes:

Waldemar, ich habe gehört; wie Sie zurückgekehrt sind. — Ist denn das Versprechen, was Sie mir gaben, gänzlich aus Ihrer Erinnerung verschwunden? O, Sie wissen, daß, wenn Sie sich einem verheerenden Gram überlassen, dann auch mein mühsam errungener Friede dahin seyn wird. — O Waldemar, geben Sie mir das Versprechen, im Namen Gottes beschwöre ich Sie darum, suchen Sie sich zu fassen, suchen Sie zu ertragen, was uns Gott auferlegt hat und was unabänderlich ist. Sie nehmen mir dadurch die Hälfte meiner Bürde ab, welche mich sonst zu Boden drückt, und meine Pflichten mich versäumen und vergessen läßt, welche ich einem Manne schuldig bin, der mit unaussprechlicher Nachsicht und Milde meine Gefühle schont. Könnten Sie wollen, daß ich elend und pflichtvergessen würde, könnten Sie das? Nein, Waldemar, ich kenne Sie zu gut, um dieß von Ihnen erwarten zu müssen. Treten Sie nicht Ihre Krone in den Staub, lassen Sie mich ewig an Sie glauben, Waldemar, wie ich hoffe, daß Sie an mich glauben werden; dann Waldemar, dann, wenn unsere Herzen einst ausgeschlagen haben, wird unsere Vereinigung ewig seyn.

Geben Sie sich einer nützlichen und thätigen Lebensweise hin; dieß ist das Einzige, was unsern Kummer in Schranken zu halten vermag, wie im Gegentheil Unthätigkeit und allzutiefes Nachsinnen über das, was uns unwiederbringlich verloren ist, uns demselben gänzlich überliefert.

Aus der Ferne reiche ich Ihnen meine Hand; Gott segne Sie; jeden Abend und jeden Morgen schließe ich Sie in mein inbrünstiges Gebet; dort lassen Sie uns einander begegnen.

Lassen Sie mich hören, daß meine Worte eine Stelle in Ihrem Herzen gefunden haben. Im Namen des Himmels erschweren Sie mir den Weg nicht, den ich gehen muß.

Ihre Gabriele.

Waldemar las diesen Brief von dem Tage an, wo er ihn erhalten hatte, alltäglich, und trug ihn zuletzt, als er zerknittert und von tausend Thränen beinahe aufgelöst war, auf seinem Herzen, um sich nimmermehr davon zu trennen, dann schrieb er folgende Antwort an Gabrielen:

Theure Gabriele!

Sie haben mich gerettet mit Ihren barmherzigen Worten. O daß Sie Gott ewig dafür segnen möge, Sie wußten wohl, wie ich Ihrer bedurfte. Sie haben meine Seele erfrischt, wie den Verschmachtenden ein Trunk aus einer barmherzigen Hand.

Ja, ich bin wiedergekehrt, — wiedergekehrt von meinen unnützen einsamen Streifereien, die mich nichts gelehrt haben, als daß diese Welt ausgestorben ist für mich! Es ist wahr, es ist keine Lüge, was man Ihnen von mir mitgetheilt hat. Ich war betäubt vor Verzweiflung, als ich auf mein einsames Gut kam, diesen Ort wiedersah, wo . . . nein, Gabriele, ich kann Ihnen unmöglich diesen fürchterlichen Eindruck beschreiben, den das Wiedersehen und der Eintritt in Ihr ehemaliges Zimmer auf mich hervorgebracht hat. Noch jetzt vermeide ich, daran zu denken, denn selbst die Erinnerung bringt die Wirkung auf mich hervor, wie wenn ich vom Alp gedrückt würde. Fliehen, ewig fliehen vor dieser Erinnerung muß ich wahrhaftig. Ihre Worte haben mich wieder zu mir selbst gebracht. O wie viel Elend würde der Welt erspart, wenn den Unglücklichen in den kritischen Augenblicken ihres Lebens nur solche

Digitized by Google

hohe nachsichtsvolle und unselbstsüchtige Tröstung würde, wie Sie, Gabriele, sie mir gegeben haben; aber wer steht auf solcher Höhe? Selbstsucht und Lieblosigkeit, Stolz und Mißtrauen zerstören den Zauber des Einsseyns der Herzen. Außerdem, Gabriele, müssen Sie übernatürliche Gaben besitzen; oder macht eine so geistige Liebe, ein so hoher Geist, eine solche seltene Scharfsicht, daß Sie immer den richtigen Moment finden, um mich zu retten, wenn ich schon den Fuß zum Sturze in den Abgrund erhoben habe. — Wenn mich einst Gott als sein Kind annimmt und mir das Elend der Erde aus der Seele streicht, mich glückselig macht und meine Sünden vergißt, dann sind Sie es, Gabriele, Sie, die mir dieß erworben hat! Das Wort Engel wird so oft gemißbraucht auf dieser ekeln Welt, ich habe Sie darum auch niemals Engel genannt. Aber wenn es je ein menschliches Wesen gegeben hat, welches diesen Namen in seiner vollen Bedeutung verdiente, so sind Sie es.

Jetzt, Gabriele, kann ich Ihnen das Versprechen geben, welches Sie von mir verlangen: ich will leben und will mich nicht einem geistestödtenden Gram überlassen; ich will eben so strenge und gewissenhaft meine Pflichten erfüllen, als Sie, mich einem thätigen gottgefälligen Leben widmen, das mich würdig macht, einst mit Ihnen vereint zu werden, und welches mir nicht verweigern wird, an Sie zu denken, von Ihnen zu hören, Sie, die Sie die hohe Ursache zu diesem gewiß nicht unedlen Entschlusse sind. Ich will Geistlicher werden, Gabriele, es ist ein Entschluß, den ich gefaßt habe, nachdem ich Ihren Brief erhalten. Sie werden diesen Entschluß nicht mißbilligen, Sie wissen allzugut, daß mich kein Verhältniß auf dieser Welt mehr fesseln, erfreuen oder zufrieden stellen kann. Sie haben meinem Geist eine höhere Richtung gegeben, meine Gefühle geläutert und mich dazu würdig gemacht; lassen Sie darum diesem schönen Beruf mich weihen.

Es liegt eine himmlische Befriedigung in dem Gedanken, daß ich Ihnen durch diesen Entschluß eine Bürgschaft gebe, dem treu zu bleiben, was Sie mich gelehrt, nämlich dem Guten, und dann können Sie mich nie mehr, und in keiner Hinsicht des Wankelmuthes anklagen. In dem Bewußtseyn, in Ihrem Herzen fortzuleben, wie Sie es in dem meinen ewig thun, Ihres Beifalles, Ihres Segens gewiß, trete ich meine Laufbahn an. — Wie Sie mir die theure Hand reichten, reiche ich sie Ihnen wieder. — Wahrlich, Sie müssen den leisen Druck derselben fühlen, in dem meine Seele liegt. So sey Gott mit uns!

Ewig

Ihr Waldemar.

Gleich wie Waldemar Gabrielens Brief mit tausend Thränen benetzt hatte, so that sie es in ihrer Einsamkeit mit dem seinen. Sie segnete ihn und seinen Entschluß, er war zum Heiligen für sie geworden. Wäre es möglich gewesen, daß sie ihre Pflichten gewissenhafter hätte erfüllen können, so wäre dieß ein Anlaß gewesen; allein sie that dieß schon in untadelhafter Weise, doch sprach sie oft zu sich: „Er ist glücklicher als ich, seine Pflichten sind leichter zu erfüllen als die meinen!“

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

In einem benachbarten Hause war nämlich ein großes Souper, und deßhalb standen auf beiden Seiten der Straße eine Menge Wagen aufgefahren. Dazu kam eben ein andrer Wagen, dessen Kutscher so tollkühn fuhr, daß die Fußgänger, welche schon durch die beiden Wagenreihen an den Seiten der Straße beengt wurden, kaum ausweichen konnten. Eine alte Höckerin, die in diesem Augenblicke durch die Straße ging und an dem einen Arme einen Korb mit Backwerk, an dem andern einen Korb voll Apfelsinen trug, lehnte sich im Schreck an die Wand, stieß aber dabei an einen westgotländischen Krämer, der seinerseits mit seinem vollgepfropften Bündel und mit seiner Elle an die einigermaßen hinkende und stolpernde Alte stieß, so daß sie umfiel, und ihre beiden Körbe fallen ließ, deren einer unter ein Rad des vorbeieilenden Wagens gerieth und von demselben zertrümmert wurde. Pfefferkuchen, Backwerk, Eisenkuchen und Zuckerstriegel lagen zerstreut und beschmutzt auf der Straße umher, und eine Menge Knaben waren bemüht, diese Fragmente aufzulesen. Unterdessen lag die arme Alte da und bemühte sich vergebens aufzustehen. Man half ihr endlich auf die Beine. Sie sah sich um und rief wehklagend: — „Ach, mein Korb, mein Backwerk, meine schönen frischen Apfelsinen!“ — In diesem Augenblicke bemerkte sie die Knaben, die sich wie hungrige Raubvögel auf das zerbrochene Backwerk geworfen hatten und tapfer um die Beute kämpften. — „Wollt ihr wohl fort, ihr Kanaillen!“ — schrie die Alte; allein die Knaben verlachten sie. — „Nun so will ich euch sogleich helfen!“ — rief sie abermals und wollte über die Knaben herfallen; allein sie hatte sich beim Fallen beschädigt und vermochte kaum aufzutreten. Jammernd lehnte sie sich wieder an die Wand und sah mit Entsetzen, wie auch ihre Apfelsinen geplündert und von den ungeflügelten, aller schnellfüßigen Raubvögeln fortgeschleppt wurden. Niemand nahm sich die Mühe oder Zeit, die kleinen Räuber zu verfolgen, denn alle Umstehenden waren beschäftigt, den armen Westgotländer zu begaffen,

Digitized by Google

der unglücklich genug gewesen war, den Fall der armen Frau zu veranlassen oder wenigstens dieses Vergehens beschuldigt zu werden. Der arme Mann war von dem bei solchen Gelegenheiten stets dienstfertigen Pöbel ergriffen worden und sah sich so fest gehalten, daß er nicht von der Stelle konnte. Man drang einstimmig in ihn, daß er den verursachten Schaden ersetzen sollte; und die Alte — durch diese Behauptung unterstützt — belferte in dem ihrem Gewerbe eigenthümlichen Jargon auf ihn los. Der Westgotländer hatte seinen Hut abgenommen und kratzte sich hinter den Ohren; allein bald faßte er Muth und sprach zu der Alten: — „Kann ich dafür, daß Ihr nicht auf den Beinen stehen könnt? — Habe ich Augen im Nacken? — Gingt Ihr nicht hinter mir, und lagt Ihr nicht, als ich einen Schritt zurücktrat, platsch! wie eine Kröte da? — Geh sie immerhin, Alte! denkt sie, ich habe so viel Geld, daß ich es alten Heren hinterher werfen kann, die ehrlichen Leuten nicht aus dem Wege gehn?" — Nun entstand ein gewaltiger Lärm unter dem Volkshaufen, der sich immer mehr und mehr vergrößerte. Einige hielten zu dem Westgotländer, die Meisten zu der Höckerin, Alle wollten ihr Wort mit hineinreden. Sogar ein Italiener, der ein Brett mit Gipsfiguren auf dem Kopfe trug, drängte sich bei einem vor ihm stehenden, mehlgepuderten Bäckergesellen, vorbei um sein „Diamine" und „Corpo di bacco" mitzufluchen. Ein taumelnder Matrose, der beständig aus einer Düte schnupfte, führte das Wort besonders laut und schlug vor, den Junker — wie er den Westgotländer nannte — zu kielholen; dann schob er seinen pechbeschmutzten Strohhut auf die Seite und schrie, daß man doch sofort nach einem Polizeidiener schicken sollte. Der arme Westgotländer, der vor der Polizei und deren dienstbaren Geistern gewaltige Furcht hatte, wurde blaß und fing an zu zittern. Er versicherte hoch und theuer, daß er keinen Stüber besäße, den er der Alten geben könnte, indem er an diesem Tage noch nicht einmal Handgeld eingenommen hätte. — „Nun, so gieb ihr von Deinem baumwollenen Zeug" — rief eine Stimme — „die Alte kann einen Sonntagsanzug brauchen." — Dieser Vorschlag fand allgemeinen Beifall und der schreiende Pöbel drängte sich immer dichter um die streitenden Parteien zusammen, um den Westgotländer sein Waaeenbündel zu entreißen und dasselbe zu plündern, wie vorher die Körbe der alten Frau geplündert worden waren.

„Laßt ihn los!" — rief ein wohlgekleideter Mann, der sich auf Befragen als ein Mitglied der Gastwirthszunft zu erkennen gab. — „Er hat die Alte nicht umgestoßen; Ihr seht ja, guten Leute, daß sie betrunken ist; deßhalb taumelt sie!" — „Das ist nicht wahr, Herr; sie ist eben so nüchtern wie der Herr selbst" — rief eine ehrenwerthe Kollegin der Höckerin. — „Der Pflastertreter hier hat sie umgestoßen, so wahr ich Madame Laubgrün heiße; das muß ich wissen, denn ich habe es gesehen."

Mehrere stimmten ihr bei. Zum Zweitenmal suchte man dem Westgotländer sein Bündel zu entreißen und behauptete, wenn ee nicht in Baarem zahlen könne, müsse er in natura bezahlen. — „So?" versetzte der Krämer darauf — „wenn ich auf diese Weise bezahlen darf, so soll es ihr nicht fehlen; in natura soll sie genug bekommen." — Und damit erhob er seine Elle nach seinen sonderbaren Ansichten vom Bezahlen mit unzweideutigee Geberde über der Alten. Man hielt ihn zurück und zu gleicher Zeit kamen zwei Polizeidienee an. Als dieselben von der Ursache des Zusammenlaufs unterrichtet worden waren, schrieben sie die Namen des Westgotländers, der Trödlerin und mehrerer umstehenden Zeugen auf und beschieden die Aufgeschriebenen sämmtlich für den folgenden Vormittag auf das Polizeiamt. Der arme Westgotländer gerieth nun völlig außer sich; er sah sich im Geiste schon in dem finstersten allee Kerker, breitete todtenblaß ein Stück Zeug nach dem andern auseinander und rief mit klagender Stimme: —„Seht hier, gute Herren, nehmt dieß und gebt es der alten Frau. Nehmt Alles, laßt mich nur gehen. Macht mich nicht unglücklich. Gott weiß es, daß ich ein ehrlicher Kerl bin, der nie Jemand um eine Oere (eine kleine schwedische Kupfermünze) gebracht hat; und nun soll ich wegen einer solchen Here festgesetzt werden, vor die Polizei kommen, in Arrest genommen werden, den Kredit verlieren, meiner Heimath ein Schandfleck werden und endlich mit Weib und Kind verhungern. Ach, ich armer Mann! Lieber Herr Polizeidiener, nehmt das Zeug und laßt mich gehen!"

In diesem Augenblicke rief eine männliche Stimme: — „gebt Raum!" — und ein auffallend schöner wohlgekleideter junger Mann drängte sich mit großer Anstrengung durch den Volkshaufen, der ihn staunend und erwartungsvoll angaffte. Das Aeußere des jungen Mannes hatte so etwas Vornehmes und Gebietendes, daß eine allgemeine Stille eintrat, als er zu reden begann. — „Lieben Freunde" — sprach er — „ich brauche nicht erst nach der Ursache dieses Auftritts zu fragen, denn ich habe von einem Fenster hier in der Nähe Alles gesehen und gehört, und bin jetzt hierher gekommen, um dem Streit ein Ende zu machen. Thut dem armen Westgotländer nichts zu Leide," — wandte er sich zu einem der Polizeidiener — ich will sehen, ob ich den Schaden der alten Frau aus meinen Mitteln ersetzen kann." — Bei diesen Worten steckte er dem Angeredeten eine Banknote in die Hand, und dieser entfernte sich mit seinem Kameraden unter ehrerbietigen Verbeugungen.

Nun wandte sich der Fremde zu dem Westgot-

Digitized by Google

länder und sprach: — „Behalte Dein wollenes Zeug, lieber Freund, und geh' Deines Wegs. Um Dich von Deinem Schreck zu erholen, kaufe Dir eine kleine Erfrischung." — Dabei gab er ihm einen Bankzettel, dessen Betrag die Umstehenden vergebens zu erforschen suchten. Der arme, erschrockne Westgotländer wußte bei dem schnellen Uebergang von Angst zur Freude nicht, was er that, und benahm sich so lächerlich, daß Alle über ihn zu lachen begannen. Er weinte und lachte gleichzeitig, küßte die Rockzipfel des jungen Herrn, stammelte eine Menge halbgebrochene Danksagungen hervor, die Niemand verstand, machte höchst komische Verbeugungen und stand noch immer mit krummem Rücken da, bis sein Retter endlich zu ihm sagte: — „Es ist gut, mein braver Mann, nimm Deinen Sack und geh' Deines Wegs!" — Da nahm der Westgotländer seinen Sack auf den Rücken und entfernte sich, kaum glaubend, daß dessen Inhalt ihm wirklich noch zugehöre.

(Fortsetzung folgt)

Die königliche Villa Ludwigshöhe.

Aus der Pfalz, 21. Mai.

Aus freundlicher Hand kam uns folgende Zuschrift zu:

Begünstigt vom herrlichsten Wetter unternahm ich gestern, am Himmelfahrtstage, einen Ausflug nach der königlichen Villa Ludwigshöhe.

Es ist unmöglich aus bloßer Schilderung sich einen lebendigen Begriff von der reizenden Lage dieses Königsbaues und von der entzückenden Aussicht zu machen, die das Auge von jenem Punkte aus über die Rheinebene vom Elsaß und den Schweizer-Gebirgen her durch Baden herab bis Worms genießt. Stundenlang schweift der Blick mit ungeminderter Lust auf und ab über die zahlreichen, zwischen grünbelaubten Obstbäumen wie in Gärten gelegenen Dörfer vom rebenbedeckten Fuße des Berges und der in die Ebene auslaufenden Hügel bis zum Rheine und wenn dann gleichzeitig noch an Sonn- und Festtagen das Geläute der Kirchenglocken von den näher gelegenen Orten in manchfachen Klängen und bunten Akkorden dreintönt, dann bewegen hehre Gefühle die menschliche Brust und das Herz wird in die feierlichste Stimmung versetzt.

Nach keinem andern Punkte der vorderen Pfalz wandern aber auch so zahlreiche Besucher als nach der Ludwigshöhe. Freilich sind manche derselben für eine solche Stimmung weniger empfänglich und ziehen den materiellen Standpunkt vor; zu tadeln sind solche jedoch darum eben nicht; denn wenn man, wie eine große Deidesheimer Gesellschaft gestern, den herrlichen Deidesheimer in seiner Reinheit, unter obligater Begleitung von verschiedenartiger kalter Küche mit sich führt und nach stundenlanger Fahrt am Ziel anlangt, dann kann es sogar gerechtfertigt erscheinen, daß man fürs Erste leicht die Reize der Natur hintanstellt.

Mit der inneren Vollendung der Villa sind Maler und Tapezierer fleißig beschäftigt. Die Zimmerdecken sind eben so einfach als geschmackvoll gemalt und prächtige Tapeten decken die Wände. Würdig ihrer Bestimmung sind besonders auch die herrlichen Mosaikböden, die letzte und schönste Schöpfung des leider zu früh verstorbenen genialen Meisters Dreher von Speyer.

Mit freudiger Ungeduld erwartet die Bevölkerung des ganzen Gau's den bevorstehenden, schon längst angekündigten Einzug des königlichen Herrn. Da indessen, wie es mir scheint, zur völligen wohnbaren inneren Einrichtung noch manche Woche erforderlich seyn dürfte und erst einiges untergeordnete Mobiliar sich dort befindet, so dürfte der Besuch sich kaum in nächster Zeit verwirklichen.

Mannigfaltigkeiten.

[Weibliche Seefahrer.] Im vorigen Monat faßten zwei Mädchen von 17 und 18 Jahren, welche zu Hull in Dienst standen, den Entschluß, nach Liverpool zu reisen und als Matrosen oder Lehrlinge zur See zu gehen. Die hübschen Kinder, deren Entschluß dadurch bestärkt wurde, daß ihre Geliebten ebenfalls zur See waren, schnitten ihre schönen Locken ab, zogen Mannskleider an und wurden nach einigen vergeblichen Versuchen in Liverpool wirklich von dem Kapitän eines Kriegsschiffes als Lehrlinge aufgenommen. Als sie der Prüfung des Schiffsarztes unterworfen werden sollten, sahen sie sich indeß genöthigt, diesem ihr Geschlecht zu gestehen, und zu ihrem Leidwesen weigerte man sich nun, sie in den Dienst der Königin aufzunehmen. Man behandelte sie zwar sehr freundlich, sandte sie aber doch am nächsten Morgen in Frauenkleidern nach Hull zurück.

Die Ausgrabungen im alten Ninive haben auch einen königlichen Begräbnißplatz aus der Zeit der Seleuciden zum Vorschein gebracht. Ein Sarg enthält den Körper einer Dame aus dem königlichen Hause; mehrere ihrer Kleidungsstücke waren noch ganz erhalten, so wie die goldenen Knöpfe, welche ihre Gewänder festhielten. Die wichtigste Entdeckung war indeß die einer dünnen goldenen Maske, welche fest auf das Gesicht gedrückt war, so daß die Züge der Verstorbenen sich dadurch abbildeten. Dieser Begräbnißplatz befand sich in dem Hügel oberhalb der Trümmer des alten Ninive.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 86 29. Mai 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Nun kam die Reihe, getröstet zu werden, an die alte Frau. Der junge Herr trat zu ihr und fragte sie, ob sie sich beim Fall beschädigt hätte. — „Ach nein, das eben nicht, mein schöner Herr" — entgegnete sie — „aber es ist Schaden genug für mich, daß ich meine beiden Körbe fallen ließ und daß sie mit Allem, was darin war, zerstört worden sind." — „Was war wohl Alles zusammen werth, was Du in Deinen Körben hattest?" — fragte der junge Herr. — „Nun schöner Herr," — sprach die Alte — „ich hatte für zwei und einen halben Thaler Apfelsinen in dem einen, und in dem andern — für — ja" — und nun begann sie alle Arten von Backwerk aufzuzählen und zu übertrieben hohen Beträgen anzuschlagen, die sich in ihren Körben befunden hatten. Man hörte deutlich, daß sie eine tüchtigen Profit zu machen gedachte. Ein nahestehendes altes Weib wandte ihr zwar neidisch ein, daß sie kaum halb so viel, als sie angab, in ihren Körben gehabt hätte, und daß ihre von der Sonne ausgetrockneten Pfefferkuchen und Zuckerstrietzel höchstens vier und zwanzig Schillinge werth gewesen wären. Allein der junge Herr hieß sie schweigen, hörte dann die Beschädigte geduldig bis zum Ende, gab ihr zwei blanke Speziesthaler und fragte, ob sie damit ihren Verlust ersetzt glaube. Ohne die Antwort und Danksagungen der freudetrunkenen Alten abzuwarten, drängte er sich dann schnell durch das versammelte Volk, das sich allmählig verlief, als es nichts mehr zu sehen fand. Die alte Frau blieb jedoch noch eine lange Weile stehen, besah vergnügt die blanken Münzen und blickte dem verschwundenen Wohlthäter nach, indem sie vor sich hin murmelte: — „Ein leibhaftiger Engel in Menschengestalt." —

Dieser Auftritt hatte sich vor dem Hause zugetragen, dessen erstes Stockwerk der Assessor L** bewohnte. Er und seine Damen hatten daher Alles gesehen und gehört; denn sie hatten gleich beim Anfang der Scene das Fenster geöffnet. Die Assessorin, Julie und Tante Gertrud standen an dem einen, der Assessor und Emma an dem andern Fenster der Stube. Anfangs hatte Emma gleich den Uebrigen mitgelacht; als aber der schöne, wohlthätige junge Mann auftrat, gestaltete sich die Sache anders. Sie wurde plötzlich verlegen, hohe Röthe überzog ihre Wangen, ihr Busen hob sich wie von heftiger innerer Bewegung. Der neben ihr stehende Assessor bemerkte diese sonderbare Gemüthsbewegung sogleich, äußerte jedoch nichts darüber, sonderu beobachtete sie bloß mit gespannter Aufmerksamkeit. Allein Emma gewahrte seine spähenden Blicke nicht, denn sie war in den Anblick des schönen jungen Mannes versunken. Als sich die Volksmenge schon zerstreut hatte und auf der Straße Alles still geworden war, stand sie allein noch am Fenster und sah mit unverwandten Blicken nach der Gegend, in welcher der Unbekannte verschwunden war. Endlich zupfte sie der Assessor beim Aermel und fragte leise: — „Wachst Du, Emma?" — Bei dieser Frage erschrack sie und ward bleich. Der Assessor wollte sie necken, allein sie sprach mit matter Stimme: — „Mir ist sehr übel, lieber Onkel!" — verbarg ihr Gesicht in beiden Händen und eilte aus dem Zimmer. Julie erschrack und wollte ihr folgen, aber der Assessor bat sie ernst, zurückzubleiben und Emma allein zu lassen. Julie gehorchte zwar ohne Widerspruch, richtete aber auf ihren Vater einen Blick, in welchem sich ihre Verwunderung über die sonderbare Härte, mit der ihr der Vater verbot, Emma beizustehen, unumwunden aussprach.

„Emma bedarf nur ein Stündchen Einsamkeit, dann ist es vorüber" — versetzte der Assessor sanft, strich seiner Tochter liebkosend die Wange, winkte seiner Frau und begab sich mit derselben in das anstoßende Kabinet, dessen Thür er hinter sich verschloß.

Dort theilte er seiner Gattin die eben gemachte Entdeckung mit und versicherte, daß er nun den Grund von Emma's Widerwillen gegen ihre Abreise und noch mehr von ihrem Abscheu gegen die von ihrem Vater vorgeschlagene Heirath vollkommen kenne. — „Ohne Zweifel hat sie diesen jungen Mann schon früher gesehen und Zuneigung für ihn gefaßt" — sprach er — „und so wahr ich

Digitized by Google

ein ehrlicher Mann bin, hier ist die heftigste Leidenschaft im Spiele. Wenn ich nur wüßte, wer er ist." —

Die Assessorin, die nach der Beschreibung, welche ihr Gatte von Emma's heftiger Gemüthsbewegung machte, mit seiner Vermuthung völlig übereinstimmte, konnte nicht begreifen, wann und wo Emma den jungen Mann gesehen haben sollte, da sie selbst ihn nie gesehen hatte. Doch bat sie ihren Mann, den Kummer des armen Mädchens nicht zu vermehren, sich vielmehr zu stellen, als ob er nichts bemerkt hätte.

Als Emma in das Zimmer trat, das sie mit Julien gemeinschaftlich bewohnte und in welchem sie nun jedenfalls die letzte Nacht zubringen sollte, sank sie auf einen Stuhl. — „O mein Gott" — sprach sie für sich — „er ist also hier in dee Stadt, und ich sollte ihn nicht eher sehen, als heute, da ich gerade zur Abreise bereit bin! Doch — wozu diente es auch, ihn wiederzusehen? — Ich kenne ihn ja nicht und werde ihn auch wahrscheinlich niemals kennen lernen." — Hier schwieg sie und versank in tiefes Nachdenken. Der junge Mann, dessen Bild ihr länger als ein Jahr gefolgt war, hatte vor ihren Augen gestanden, es war kein Traum gewesen, sie hatte ihn wirklich gesehen. Sie hatte sein Gesicht, seinen Wuchs, seinen Gang erkannt, sogar seine männliche, wohllautende Stimme, und die edelmüthige Handlung, deren Zeugin sie so eben gewesen war, hatte seinen Werth in ihren Augen nicht wenig erhöht. Je mehr sie diese Gedanken zu vertreiben suchte, desto zudringlicher und lebhafter kehrten sie zurück. Eine lange Zeit hindurch fühlte sie sich unfähig, in's Gesellschaftszimmer zurückzukehren. Endlich that sie ihren Gefühlen Gewalt an, gab ihrem Gesichte ein ruhiges Aussehen und ging ins Gesellschaftszimmer zurück, wo sie mit erzwungener Freundlichkeit versicherte, daß sie sich wieder besser befände. Man überhäufte sie mit Liebkosungen und Zärtlichkeitsbeweisen; allein diese vermochten ihre Gedanken nicht zu bannen. Sobald sie sich wieder weniger beachtet sah, stützte sie ihr Kinn auf eine Hand, den Arm auf einen Tisch und versank in tiefe Betrachtungen. Man ließ sie ungestört sitzen. Der Assessor setzte sich hin und las die Zeitung, die Assessorin ging hinaus, um Emma's Reisegepäck zu ordnen, Julie war fleißig an einem Ruhekissen beschäftigt, das sie zum Andenken für Emma stickte, leider aber so spät angefangen hatte, daß sie bis zu Emma's Abreise nicht fertig damit werden konnte; Tante Gertrud war draußen auf dem Saal und packte ihre Sachen ein. Emma allein war unthätig.

(Fortsetzung folgt.)

Poleria.

In hundert Fällen ist der Motto Tod das Licht, so die Liebe einem fühlenden Herzen.

Die Pfarrwohnung des Dekan Treuburg war ein altes, großes viereckiges Gebäude, der letzte wohlerhaltene Ueberrest eines Klosters mit gothischen Fenstern, schmalem, dunklem, von überrankendem Epheu fast ganz überdecktem Eingange. Von der einen Seite war sie mit einer halb zertrümmerten, durch rankiges Gestrüppe nur mühsam zusammengehaltenen Mauer umgebeu, die den ehemaligen Friedhof des Klosters umschloß.

Noch sah man hier und da einen altersgrauen, bemoosten Leichenstein aus dem hohen, ungleichen, von Unkraut überwucherten Rasen blicken, ein undeutliches, unvollkommenes Gedächtniß für die unbekannten Schläfer hier, ein Zeichen zwiefacher Vergänglichkeit, ein Beweis der Unzulänglichkeit menschlicher Kräfte, auch gewissermaßen ein Hohn, wenn man namentlich die prachtvollen Lindengruppe in der Ecke des Friedhofs betrachtete, die ihre duftenden Aeste weithin streckte und ihre Kronen stolz zum Himmel erhob und deren kleine Samenkörnchen wahrscheinlich zur selben Zeit hier niedergelegt wurden, wie dieser nun zertrümmerte Stein einst der Stolz seines Meisters, die glänzendste Zier dieses Friedhofs. Die dunkle Schote, durch die geheimen Triebfedern der Natur geleitet, entfaltet sich zum stolzen Baum, ohne Müh', ohne Anstrengung, während dieser Stein mit Müh' und Sorge gearbeitet und hierher geschleppt, zertrümmert daliegt, nicht einmal mehr seinen Zweck erfüllend.

Die andere Seite des Klosters faßte zum freundlicheren Gegensatz ein wohlgepflegtes Blumengärtchen ein, durch dessen grüne Planken man oft Gelegenheit hatte, den in seinem Kirchspiel allgemein beliebten Dekan zu beobachten, wie er seine Blumen und Bienen pflegte, oder mit Buch und Pfeife beschäftigt auf einer Bank saß.

Nach diesem Gärtchen hin gingen auch die blanken mit weißen Gardinen bezogenen Fenster derjenigen Zimmer, die er sich zu seinen Wohnzimmern ausgesucht hatte.

Der durch sein Alter wie durch seinen Charakter ehrwürdige Treuburg saß eben wieder mit der Pfeife in dem Mund in seinem Garten, und bließ heute nachdenklicher als sonst den Rauch derselben in das Abendroth, welches sich so eben glühend und prächtig, die Landschaft mit einem überirdischen Feuer beleuchtend, langsam und feierlich hinter den dunklen Bergen verbarg.

Der leise Abendwind spielte mit den schneeweißen Locken des Geistlichen und trocknete eine Thräne auf

Digitized by Google

seiner Wange, die eben langsam aus seinem blauen denkenden Auge auf die gefurchte Wange fiel. Mechanisch fuhr er zuweilen mit dem Finger in die Pfeife, welche durch seine Vergessenheit allgemach erloschen, und als er ihr Feuer nicht mehr ermuntern konnte, legte er sie neben sich auf die Bank, faltete die Hände in einander und saß so eine Weile da, dann sagte er traurig: „Also heute zum Letztenmale werde ich sie sehen, das liebe, theure Kind — sie kömmt, um mir Lebewohl zu sagen — Lebewohl vielleicht auf lange, lange Zeit — aller Abschied ist bitter: denn was legt die Zeit nicht zwischen Abschied und Wiedersehen — Veränderung der Gesinnungen, Schmerz und Unglück, oft auch wird es erst ein Wiedersehen im Himmel — namentlich in meinem Alter — ah wie oft eilt da nicht der Tod dem Wiedersehen hinieden voraus — aber ich muß sie ziehen lassen" (rief er seufzend) „und kann und will es nicht verhindern, geht sie doch vielleicht ihrem Glück entgegen, wer wollte da nach seinem Gutdünken handeln und mit unerfahrener Hand das Rad des Schicksals lenken — Gott gebe, daß ihr Weg zum Glücke führt. Mir scheint es nicht, als passe sie mit ihrem leicht erregbaren Gemüthe, mit ihrem kindlich offenen Sinn und ihrer auffallenden Schönheit in das Getreibe eines Hoflebens!" — In diesem Augenblicke wurde sein Selbstgespräch unterbrochen, indem die Gartenthür sich öffnete und eine schlanke Frauengestalt durch dieselbe erschien. Es war Valerie von Felseneck, eine Waise und die Schönheit dieser Gegend; — von dem Landvolk die Wasserlilie genannt, wegen ihrer hohen ätherischen Gestalt und ihres lilienweißen Teints. Valeriens Schönheit war jedoch nicht eine solche, deren Tadellosigkeit man nicht abläugnen konnte, sondern es lag noch in dieser Schönheit ein Liebreiz, eine Anmuth, die hinriß und fesselte; es war ihr hoher Geist, ihre reine Seele, welche die prachtvolle Form belebte und idealisirte. Ihr Vater war Majoratsherr der großartigen Besitzungen, welche gekrönt von einem prachtvollen Schlosse sich in dieser Gegend ausdehnten; doch als derselbe starb und keine männlichen Erben hinterließ, fielen die Besitzungen an den nächsten Agnaten des Hauses und Valerie erhielt nur, nach den Statuten der Familie, einen geringen Jahr-Gehalt.

Valerie war zwölf Jahre alt, als sie kurz hintereinander ihre Eltern verlor, und der neue Majoratsherr, zugleich ihr Vormund, ließ sie auf dem Schlosse bis zu ihrem 17. Jahre, was sie kürzlich erreicht hatte; dann aber brachte er sie als Hofdame in die Residenz, wo ihr Vater früher angestellt war. Wir finden sie nun eben am Vorabend ihrer Abreise, wo sie von dem Dekan, ihrem Lehrer und Freunde, Abschied nehmen will.

Valerie hatte den ganzen Tag mit Zurüstung ihrer Reise verbracht und dabei so oft geweint, daß ihre schönen Augen noch feucht davon waren, sie hatte sich am Morgen vorgenommen, sich sehr mit dieser unangenehmen Arbeit zu beeilen, damit sie noch recht lange bei ihrem alten Freunde und Lehrer zubringen könne; allein etwas Unangenehmes schiebt man immer so weit hinaus, als man kann — so ging es auch dem jungen Mädchen; — der Abend brach an und sie war noch nicht mit Packen ganz fertig.

Der Dekan wandte sich mit einem Seufzer um, als das junge Mädchen eintrat — ein bitterer Schmerz fuhr ihm durch die Seele, jedoch stand er auf und ging Valerien lächelnd entgegen. Valerie reichte dem Geistlichen mit wehmüthiger Freundlichkeit die Hand und sagte mit weichem aber etwas gedämpftem Tone: „guten Abend mein bester Freund — gern wäre ich schon früher gekommen, allein ich hatte so viel zu dieser unangenehmen Reise zu thun."

„Ist Ihnen denn diese Reise und Ihre nächste Zukunft wirklich so sehr unangenehm?" fragte der Geistliche mit traurig grüßendem Ton — ich dächte, für ein so junges Mädchen, wie meine Valerie, die doch noch nichts von der Welt und ihren Vergnügungen genossen, müßte die Zukunft eine erfreulichere Empfindung hervorrufen." Valerie schüttelte traurig den kleinen Kopf und sagte: „ah nein, mein Vater — wäre es nicht der unumstößliche Wille meines Vormundes, ich ginge nicht — glauben Sie mir, ich ginge nicht! — Es wird mir so schwer, von hier zu scheiden", fügte sie nach einer Pause hinzu, „es ist mir, wenn ich diesen theuren Ort verlasse, hier, wo meine geliebten Eltern schlafen, wo Sie mir als ein Vater stets so liebend zur Seite standen, wo ich meine Kindheit verträumte, als könnte mir der Segen nicht folgen, der mir hier zu Theil ward" . . . „Valerie!" — unterbrach sie der alte Mann traurig.

„O beruhigen Sie sich mein Vater", entgegnete das junge Mädchen lebhaft, „denken Sie nicht, daß ich Alles vergessen, was Sie mich gelehrt — o nein, gewiß nicht! Tief in meiner Seele habe ich Ihre Lehren aufbewahrt, und ich danke Ihnen warm dafür. Es war das prachtvollste Geschenk, was Sie mir geben konnten — es wird mich erquicken, erheitern und aufrichten, wenn ich jetzt bald allein seyn werde — allein, ohne Freund." — Sie hielt, von innerer Bewegung ergriffen, inne.

Treuburg erfaßte zitternd ihre Hand und sagte feierlich: „Ja! der Saame, den ich mit Gott in dieses reiche Herz legte, hat sich prachtvoll entfaltet — der Herr segne Sie und erhalte Sie dabei, mein theures und geliebtes Kind — o daß Ihr Glaube stets den Schmerz, den die Welt gibt, überwinde, dann wird Ihr Herz nie eine Wüste werden! Doch

warum", unterbrach er sich selbst, „soll es Ihnen nicht wohl ergehen auf Ihrer neuen Laufbahn? Lassen Sie uns den Abschied nicht durch traurige Bilder der Zukunft erschweren, einer Zukunft, die doch eigentlich nur eine lachende Seite zeigt." — Da Valerie schwieg, fuhr der Greis mit freundlicher Milde fort: „auch kann ich mich des beglückenden und tröstlichen Gedankens nicht erwehren, meine Valerie, mein über Alles geliebtes Kind, noch ehe ich meine müden Augen schließe, in dem Schutze eines treu liebenden Freundes zu wissen, denn meinem Tode würde die Vollkommenheit des Friedens fehlen, wenn ich Sie allein in dieser gefährlichen Welt zurücklassen müßte."

„In dem Schutze eines Freundes?" wiederholte Valerie verwundert; „welchen Freundes meinen Sie, mein Vater?"

„Eines Freundes, der Sie liebt, der Sie höher schätzt, als alle Menschen auf dieser Erde, der Sie versteht, der im Stande ist, den reichen, raschen jugendlichen Flug Ihrer Gedanken und Gefühle zu beurtheilen und zu theilen, der Sie wählt unter allen Menschen als die Einzige, die ihm genügen kann, und der Sie mit liebender Hand auf dem Pfade des Lebens leitet und führt, schützt und bewahrt."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Geschichte hat viele Beispiele aufzuweisen, daß Sängerinnen und Schauspielerinnen durch Heirath in brillante Lebensverhältnisse gekommen sind. Wir wollen aber jetzt die glänzende Heirathspartie mittheilen, die sich vor dreißig Jahren die weltberühmte Fabri ersungen. Sie ist die Schwiegertochter des Großmoguls von Indien, und ihr Glück hat nur ein Schiffbruch herbeigeführt. Für die italienische Oper nach Canton in China verschrieben, bestieg die Sängerin das von Neapel dahin abgehende Schiff. Ein Sturm warf dasselbe an die indische Küste, und nur ein Wunder rettete das Leben der Sängerin. Zufälliger Weise streifte zur selbigen Zeit der Sohn des Großmoguls an dem Theil der Küste, gegen die Tippo Saib bekriegenden Engländer. Er findet die Fremde; sie sehen und sie lieben war Eins. Er sprach schlecht Englisch, sie nur Italienisch. Aber der Gesang ist eine allverständliche Weltsprache, und kaum hatte sie einige Koloraturen emporsteigen lassen, so fiel die ganze indische Armee, der Sohn des Großmoguls an der Spitze, zu ihren Füßen. Im Triumphe wurde die Sängerin nach der Hauptstadt geführt, und hier erklärte der junge Mogul dem Alten, er werde nie ein anderes Wesen sein Weib nennen als diese Fremde. Der alte Mogul fand sich durch den Liebreiz und die herrliche Stimme des Mädchens bewogen, die Mesalliance-Vorurtheile fahren zu lassen, und bald war das Band fest um zwei glückliche Herzen geschlungen. Daß die Sängerin dem jungen hübschen Mogul die Hand zu reichen nicht einen Augenblick zögerte, versteht sich von selbst, wenn man den Charakter eines Moguls zu würdigen weiß. Später bewog die berühmte Frau ihren Gemahl, Indien zu verlassen und ihrer Heimath, dem sonnigen Italien, zuzusteuern. Auch darein willigte der Gatte, und noch vor einigen Jahren sah sie ein Reisender in einem herrlichen Palaste zu Castellamare bei Neapel, wo Beide in glücklicher Ehe lebten, gesegnet durch einen hoffnungsvollen Sohn.

Bisher hat man immer die Trunksucht als einen bedenklichen Vorzug des Menschen vor den Thieren gehalten, weil keins derselben sich bis zu einem Laster aufschwingen kann. Auch diese Illusion muß aufgegeben werden. In Amerika wächst ein Baum aus dem Mimosengeschlecht, „der Stolz Indiens" genannt, der schöne gelbe Traubenbeerenbüschel trägt. Alle beerenfressenden Vögel nun sind nach dieser Frucht sehr begierig, weil diese sie in denselben heiteren, sorglosen Zustand versetzt, den die Menschen im Genusse geistiger Getränke suchen und finden. Der bekannte englische Geolog Lyell überzeugte sich einmal selbst, daß eine Drossel so viel von diesen berauschenden Beeren genoß, daß sie total betrunken wurde und buchstäblich unter den Tisch, d. h. vom Baume fiel und von Knaben aufgehoben wurde. Als sie ihren Rausch ausgeschlafen hatte, flog sie davon. Ob auch krankhafte Nachwirkungen darauf erfolgen, wissen wir freilich nicht.

Man schreibt aus Petersburg unterm 5. Mai: Wir haben hier noch den vollkommensten Winter, helles, klares Wetter, aber Frost, daß die Steine bersten. Die schwersten Lastwagen gehen noch in langen Zügen über das baltische Meer. Am 4. Mai fror es noch zolldick. Man hat hier noch nie einen so langen, streng anhaltenden Winter erlebt.

Logogryph.

Daß ich ein rechter Grobian,
Weiß Jedermann gewiß;
Werd ich geköpft, versetzt alsdann
Man mich in's Paradis.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 82:

Wunsch — Punsch.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck und Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 87 31. Mai 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Jetzt war also der Augenblick gekommen, in welchem die Liebe mit ihrer Zauberkraft das Bewußtseyn ihrer Gegenwart in diesem unerfahrenen, reinen, unschuldigen Herzen erwecken sollte. Nun hatte sie ihn wieder gesehen, ihn, dessen Bild sie so lange treu in ihrem Gedächtniß bewahrt hatte. Wieder gesehen — vielleicht zum Letztenmale. Allein eine Ahnung in ihrem Innern sagte ihr das Gegentheil. Die Stimme der Hoffnung flüsterte ihr zu, daß sie den jungen Mann wieder sehen und ihn genauer kennen lernen würde. Da trat der Gedanke an Fridolf Tyrell plötzlich wie ein Schreckbild in ihr hervor und machte sie schaudern. Allein da stieg das Bild des Unbekannten in seinem ganzen Glanze wieder auf und trieb das Bild des Verhaßten zurück — lächelnd saß Emma da, wie ein Kind, das im Traume Engel sieht.

Endlich erwachte sie aus ihrem Sinnen und beschloß sich zu beschäftigen, um sich zu zerstreuen. Als sie aber auf den Saal hinaus kam und durch die daselbst aufgestapelten Mantelsäcke, Schachteln und Kisten wieder an ihre Abreise erinnert wurde, kehrten ihre trüben Gedanken wieder. Nun holte sie eine Menge Sachen aus Juliens Zimmer, um der Tante Gertrud einpacken zu helfen; denn diese arme alte Dame war — wie es in kleinen Orten Sitte ist — bei ihrer Reise nach Stockholm mit einer unendlichen Menge von Aufträgen belastet worden. Um der korpulenten Tante diese Beschwerde zu erleichtern, hatte Emma diese Kommissionen besorgt und einstweilen an sich behalten.

Um sich zu überzeugen, daß nichts vergessen worden war, kollationirte nun Emma mit der Tante. Emma las von dem Zettel, auf welchem die Aufträge standen: — „Musikalien für Fräulein Louise." — „Nein, Noten bat ich Dich zu kaufen, keine Musikalien, sondern Noten; nun ist gewiß Alles verkehrt" — jammerte die Tante und schüttelte den Kopf. Emma versicherte ihr jedoch, daß Beides ein und dasselbe sey, worauf sie sich beruhigte. Emma las weiter: — „Ouvertüre zum Freischütz von Weber" — — „Tausend" — unterbrach sie die Tante — „Weber? Ich möchte wissen, ob dieß derselbe Weber ist, den ich in meiner Jugend kannte; er war ein Gerber." — Emma biß sich in die Lippen. — „Nun, lies weiter, Catharina aus dem Freischütz" — fuhr die Tante fort. — „Nein, Cavatina aus dem Freischütz" — berichtigte Emma. So kollationirten sie weiter und fanden Alles richtig. Aber Tante Gertrud stand noch immer und grübelte, legte die Noten in Ordnung, las die Titel derselben und sprach endlich: — „Aber es ist doch seltsam, daß der Teufel singen soll." — — „Wie so?" — fragte Emma. — „Nun, sieh' doch, liebes Kind" — versetzte die Tante, indem sie auf ein Heft Noten zeigte, auf dessen Titel die Worte: „Aria ur cosi fan tutti" *) standen. Emma erklärte ihr, daß dieß italienische Worte wären. — „So, so?" — sprach da Tante Gertrud, — „Italienisch? — Nun, dann wundre ich mich nicht darüber, daß ich kein Wort von dem verstehe, was Fräulein Louise singt. Da lob' ich mir meine Jugend; da sangen die Mädchen so, daß es die ganze Welt verstand und Freude daran hatte; und ich sang mit, mußt Du wissen. „„Lison hat geschlafen in dem Haine und die Arme ausgestreckt"" war mein Lieblingslied." —

Nun erst klopfte Tante Gertrud ihrer Nichte dankend auf die Schultern, setzte aber doch seufzend hinzu: — „Wenn nur die Gräfin und das Fräulein mit meinen Einkäufen zufrieden sind, dann will ich froh seyn." —

Man aß zu Abend und trennte sich dann, indem man heimlich Thränen darüber vergoß, daß man einander für lange und unbestimmte Zeit vielleicht zum Letztenmale gute Nacht sagte. Gertrud war die Einzige, die nicht weinte. Sie sehnte sich vielmehr, die große Stadt zu verlassen, die mit ihren hohen, dicht zusammengebauten Häusern, ihrem erdrückenden Steinpflaster, ihren unaufhörlich hin- und herfahrenden Wagen und rasselnden Karren,

*) Fan heißt im Schwedischen der Teufel.

Digitized by Google

ihrer dumpfigen Luft und ihren schreienden Volksmassen für sie der unerträglichste Ort war, den sie kannte.

Es war noch nicht drei Uhr Morgens, als Emma, die kein Auge zum Schlaf zu schließen vermocht hatte, bereits wach und angekleidet war. Mit wehmüthigen, in Thränen schwimmenden Blicken stand sie vor Juliens Bett und betrachtete das darin liegende fünfzehnjährige Mädchen, das schön, mild und lächelnd wie ein Engel den süßen Schlaf der Unschuld schlief. — „Schlafe, schlafe nur, Du liebenswürdiges Wesen" — sprach sie leise und küßte eine blonde, reiche Haarflechte, die sich unter der weißen Nachthaube hervorgeringelt hatte und auf der rosigen weichen Schulter der Schläferin lag. — „Gern möchte ich Dich noch in diesen letzten Stunden genießen, aber — darf ich wohl Deine Ruhe stören? — Du hast bis nach Mitternacht um mich geweint, so ist es wohl billig, daß ich Dir einige Augenblicke Schlaf gönne." — Emma's Thränen fielen auf Juliens Stirn, sie fürchtete, ihre Freundin zu erwecken und trat an das Fenster, durch welches die aufgehende Sonne freundlich in's Zimmer blickte. — „O" — seufzte sie — „wie schön wird dieser Tag! Wie mild lächelt die Sonne — aber sie wird mir in einer andern Gegend leuchten, sie wird die Wellen bestrahlen, die mich von diesen guten Menschen wegtragen, von" — — — sie verstummte hastig und erröthete. Nach einer Weile ging sie wieder an Juliens Bett zurück, kniete daselbst nieder und bat den Allgütigen um Schutz für sich und Alle, die ihr theuer waren. Mit Vertrauen und Ergebenheit stand sie auf. — „O gewiß" — flüsterte sie in süßer Schwärmerei — o gewiß schweben Engel um das Lager dieses guten Kindes; sie haben mich während meines Gebets umgeben und gewiß, gewiß haben sie mein Gebet vor den Thron des Allvaters getragen!" —

Bald darauf wurde man allgemein wach im Hause und sammelte sich um den Kaffeetisch. Alle waren wortarm und hielten nur mit Mühe ihre Thränen zurück. Das Reisegepäck war bereits vor das Haus hinunter getragen, daselbst auf einen Karren gepackt und auf das Dampfschiff gefahren worden; eine Kalesche hielt zur Aufnahme der Reisenden vor der Thür. Die ganze Familie wollte Emma bis auf den Ritterholm begleiten. Die Glocke schlug — man mußte eilen. Alles — Herrschaft und Gesinde — drängte sich Abschied nehmend um Emma — Tante Gertrud spielte bei dieser tragischen Scene eine personnage muet.

Der Wagen rollte fort und mit Verwunderung sah man sich, ehe man es gedacht hatte, auf dem Ritterholm. Hier begann eine neue Abschiedsscene, die jedoch nicht lange dauerte, denn das Dampfschiff sollte bald abgehen. Aber mitten in ihrem Kummer unterließ doch Julie nicht, Emma zuzuflüstern, daß sie Acht auf ihre Träume in der ersten Nacht haben solle. — „Denn" — setzte sie hinzu — „Dein Vater hat ja nach Deiner Abreise eine neue Wohnung erhalten, Du hast also in derselben noch nie geschlafen; und was man in der ersten Nacht an einem Orte träumt, an welchem man noch nie geschlafen hat, das trifft ein, so gewiß zwei mal zwei Vier beträgt." —

Emma lächelte durch Thränen und versprach ihrer Freundin Alles mitzutheilen, was sie träumen würde.

Emma und die Tante waren bereits am Bord des Dampfschiffes und der Assessor mit Frau und Tochter saß bereits wieder im Wagen, als sie einander noch immer freundlich-wehmüthige Grüße zunickten. Wir wollen die Letzteren einstweilen verlassen, um der guten Emma auf der Reise zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Valerie erröthete leicht und entgegnete etwas erschrocken und stockend, was ihr überaus lieblich stand: „Sie meinen doch nicht eines" —

„Eines Gemahls" fiel Treuburg lächelnd ein — „setzt Sie denn das so in Verlegenheit mein Kind?" — „Ach nein", entgegnete Valerie zögernd — und zerrupfte eine Blume, welche an ihrem Gürtel steckte — dann fügte sie rascher hinzu: „Doch ein wenig — aber nicht wahr, es steht sehr lächerlich und albern, in meinem Alter noch über dergleichen Dinge in Verlegenheit zu kommen, aber sehen Sie, ich kann's nicht ablegen, und es ist mir so unangenehm, gerade weil es so lächerlich ist."

„O nein, meine Tochter, ich finde darin nichts Lächerliches: es ist im Gegentheil der Ausdruck eines ansprechenden Zartgefühls, aber Sie haben mir noch nicht auf meine Frage geantwortet, was sagen Sie dazu?"

Das junge Mädchen seufzte vor sich nieder und entgegnete: „Ich sage dazu, daß ich niemals heirathen möchte."

„Was?" rief Treuburg erstaunt — „gar nicht und warum nicht?"

„Weil Männer nie wahrhaft lieben können," entgegnete Valerie.

„Wer hat Ihnen diese Idee beigebracht," fragte der Geistliche ganz erstaunt, „sprechen Sie, mein Kind."

„Meine Mutter sagte dieß immer," entgegnete Valerie, „wenn die Rede auf Männer kam, und meinte ferner, sie seyen Egoisten, die bloß sich selbst lieben und mit Frauenliebe nur spielten."

Digitized by Google

„So," sagte der Geistliche beruhigt; — „aber glauben Sie denn dieß alles so fest, wollen Sie nie anderer Meinung werden, liebe Valerie — fast kann ich es nicht glauben, o, Sie werden gewiß auch noch anderer Meinung werden!"

„Ich bezweifle es," sagte das Mädchen, „doch sollte es der Fall seyn, so werde ich Sie gewiß in Kenntniß setzen — aber" — sagte sie, nach einer kleinen Pause sich seufzend umblickend: „Es beginnt dunkel zu werden." —

„Ach ja, es ist Zeit," sagte Treuburg; „ich hatte mich so hinein gesprochen, als wenn es wie sonst wäre — ach ja," seufzte er, „es ist Zeit — wir müssen scheiden." Es entstand hier eine Pause, welche Treuburg zuerst unterbrach, indem er fragte, „wann er den ersten Brief erhalten könne?"

„Es sind drei Tage Reise," entgegnete Valerie, die Zeit berechnend — „ich schreibe natürlich sobald ich angekommen bin — vielleicht erhalten Sie einen Brief in 6 Tagen." —

„Eine lange Zeit!" seufzte Treuburg und es entstand wieder eine Pause, die Valerie dießmal erst unterbrach, indem sie ausrief: „Ach beinahe hätte ich es vergessen: ich habe mich für Sie malen lassen, mein Vater!" — Sie enthüllte bei diesen Worten ein kleines Körbchen, welches sie mitgebracht und neben sich auf den Boden gestellt hatte und nahm ein Miniaturbild heraus. Treuburg nahm das Bildchen nnd trat in das Licht des Mondes, welcher mittlerweile aufgegangen war ...., „O," rief er dann begeistert, „wie dankbar bin ich Ihnen — es sind ganz Ihre lieben Züge ganz der Ausdruck — wie beglückt mich dieß, mein theures geliebtes Kind" und er zog Valerie gerührt an seine Brust und drückte einen Kuß auf ihre Stirne, indem er sie noch einmal segnete. —

„Und hier dieser Strauß," sagte Valerie mit bewegter Stimme, und nahm einen prachtvollen Blumenstrauß aus ihrem Körbchen, „ist der letzte freundliche Ertrag meiner Blumen, die ich seit meiner Kindheit an gepflegt — nehmen Sie ihn — ich habe ihn für Sie mitgebracht, in Ihren treuen Händen soll er verwelken."

Treuburg nahm die Blumen, ohne etwas erwidern zu können; er wandte sich ab und weinte, und das arme Kind, welches mühsam seine Thränen bis dahin zurückgehalten hatte, brach jetzt auch in heftiges Weinen aus.

Endlich ermannte sich Valerie, die Nothwendigkeit der Trennung einsehend: sie trat rasch auf den alten Mann zu, welcher sich gegen seinen Willen nicht fassen konnte, ergriff seine Hand und sagte: „Leben Sie wohl — noch einmal Dank — tausendfachen Dank für Ihre väterliche Liebe und Treue!" „Gott segne Sie, mein Kind," sagte Treuburg mit gebrochener Stimme — nnd Valerie eilte rasch aus dem Garten und verschwand in der Dämmerung Der Weg, der zum Schlosse führte, ging über eine Höhe, die man sehr gut von Treuburgs Gartenhaus übersehen konnte — wenn Valerie ging, so pflegte Treuburg so lange im Garten odee am Fenster zu bleiben, bis ihre schlanke Gestalt auf dem Hügel erschien, von wo sie ihm stets einen freundlichen Gruß zuwinkte, denn sie wußte, daß ee auf sie wartete, um dann erst befriedigt an seine Arbeit zu gehen, auch heute blieb er harrend, allein mit welch andern Gefühlen! —

Valerie blieb länger als gewöhnlich, denn ihr Gang war ja kein sorgenloser. — Doch als sie endlich erschien, warf der Mond seine hellsten Strahlen auf den Hügel nnd zeigte freundlich noch einmal dem Einsamen die geliebte Gestalt.

Lange stand das arme Mädchen da mit dem Taschentuche winkend und konnte sich nicht entschließen weg zu gehen — endlich aber riß sie sich los — als sie verschwunden war, beeitete der arme alte Mann seine Arme nach dem Hügel aus, als wolle er sie zurückrufen — dann sank er auf die Bank und sagte gänzlich niedergeschlagen — „o mein Kind, meine Tochter, du bist nun fort und alle Räume sind fortan leer für mich, du hast meinen Frühling, meinen Sonnenschein mit dir fortgenommen und hast mich allein in der Dunkelheit gelassen — ganz allein." — Noch lange hätte der arme Mann hier gewiß gesessen mit Weinen und Klagen, wäre seine um ihn besorgte Haushälterin nicht erschienen, nnd hätte ihn herein zu gehen bewogen — er ging, Strauß und Bild mit andächtiger Besorgniß mit sich nehmend.

(Fortsetzung folgt.)

Das beste Auskunftsmittel.

Vor einigen Jahren fanden sich zwei Liebende auf dem Rathhause zu Amsterdam ein, um nach dortiger Sitte ihre Namen ins Ehebuch eintragen zu lassen. In wenig Tagen sollten sie auf immer mit einander verbunden werden. Als man sie um ihre Namen gefragt hatte, erkundigte man sich auch nach jenen ihrer Eltern und nach deren schriftlicher Einwilligung in ihre Ehe. Zum nicht geringen Erstaunen der Obrigkeie gaben Braut nnd Bräutigam den Namen von zwei Paar Eltern an, und die schriftlichen Beweise, welche sie vorlegten, waren auf dieselbe Art unterschrieben. Da man dieß Räthel nicht lösen konnte, so beschied man die Eltern vor, und verlangte eine Erklärung. Einer der Väter trat auf, nnd gab folgendenden Aufschluß:

„Sie wnndern sich, meine Herren! über die Angabe dieser jungen Leute, und doch können wir Ihneu keine andere verschaffen. Ich und mein würdiger Freund sind nebst unsern Weibern in der größten

Digitized by Google

Verlegenheit, wir wissen nicht, wem die Braut und wem der Bräutigam angehört. Die Ursachen dieser Ungewißheit sind diese: Vor 19 Jahren fuhren wir aus diesem Lande in einem und demselben Schiffe ab; unsere Weiber waren ihrer Niederkunft nahe. Auf einmal erhob sich ein wüthender Sturm, der alles an Bord mit dem größten Schrecken erfüllte. In der Verwirrung, dem Lärmen und dem Geschrei der Reisenden und Matrosen, welche sich alle für verloren hielten, wirkte die Furcht auf die beiden Mütter so gewaltig, daß sie, ehe wir es ahneten, die beiden Kinder zur Welt brachten, welche Sie hier als Bräutigam und Braut vor sich sehen."

„Während ich und mein Freund unsern leidenden Gattinnen abwechselnd allen möglichen Beistand leisteten, hatte die außerordentliche Anstrengung uns so aller Besinnung beraubt, daß, indem wir die Kinder zusammen auf ein Bett gelegt hatten, wir nachher nicht wußten, wem der Knabe und wem das Mädchen angehöre. Da wir bei dieser Gelegenheit keine andern Zeugen gehabt hatten, so trug in der Folge die große Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge (mein Freund und ich nebst unsern Weibern waren miteinander in keinem fernen Grade verwandt) noch mehr dazu bei, diese Ungewißheit zu vermehren."

„Sobald sich der Sturm gelegt hatte, und unsere Gemüther wieder ruhig geworden waren, kamen wir wie Eltern mit einander überein, die Kinder als unsere beiderseitigen Kinder zu erziehen, und wenn ihre Neigung unsern Absichten nicht entgegen sey, sie mit einander zu verheirathen."

„Wir kehrten nach Amsterdam zurück, wo wir beisammen lebten; unser Plan gelang uns, und um die Früchte der Erziehung zu ernten, welche wir diesen jungen Leuten gegeben haben, stellen wir sie Ihnen an dem heutigen Tage vor, welcher der Jahrestag des angeführten außerordentlichen Ereignisses ist."

Die obrigkeitlichen Personen hörten dieser Erzählung mit Verwunderung zu, und gaben mit Rührung ihre Einwilligung zu der Verbindung der beiden Liebenden.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Welt eine Apotheke.] Die Welt hat mit Nichts so viel Aehnlichkeit, als mit einer Apotheke. Die Menschen sind die Kunden darin, ihre guten und bösen Tage die wohlschmeckenden und bittren Medikamente. Das Schicksal ist der Arzt, der sie verschreibt; seine Rezepte versteht nur der Apotheker zu lesen. Die Ehe ist in dieser Apotheke eine Latwerge, zusammengestellt aus süßem Muß und bittern Ingredienzien, die Sanftmuth ein Palliativ, das die Menschen das Leben ertragen lehrt, die Tugend eine heilsame Medizin, die als herbe nicht sehr in Ansehen steht, das Laster aber Arsenik — es sieht wie Zucker aus, tödtet aber den, der es genießt. Schmeichelei ist angenehmes Räucherpulver, Thränen sind Scheidewasser, Freude ein Räucherkerzchen, was nicht lange brennt, und dann Asche wird. Freundschaft und Liebe sind Bindemittel. Der Provisor in dieser Apotheke pflegt sich häufig zu vergreifen und den Kunden statt verlangten süßer Medikamente die allerunschmackhaftesten Säftchen zu geben. Das ganze Leben ist eine Pille, die mancher thörichte Weise ihrer Bitterkeit wegen ungenossen wegspuckt.

Saetorius schildert in seinen „Bildern aus Mexiko" ein seltsames musikalisches Instrument, Chirima genannt. Es ist eine hohle Stange, 8 bis 10 Fuß lang, am dünnen Ende mit einem hölzernen Mundstück, nach dem andern Ende sich erweiternd zur Dicke eines Armes und wie bei einer Schalmei geöffnet. Das Wunderbare dieses Instruments ist, daß es durch Einziehen des Athems den Ton hervorbringt, ohne Löcher und Klappen, durch stärkeres oder geringeres Pressen der Lippen die Modulation erzeugt und sonach eine Art musikalischer Bauchrednerei bildet, welche das Innerste erschüttert. Wer das Instrument spielt, muß eine große Lunge haben. Die Modulationen, vorzüglich die Trillen, sind höchst rührend. Eine Melodie läßt sich übrigens nicht hervorbringen.

(Ein kluger Hund.) In London kam Tag für Tag ein Hund mit einem Penny im Munde zu einem Bäcker, um sich selber eine Semmel zu kaufen, die er sich dann jedesmal wohl schmecken ließ. Eines Tages wollte sich der Bäcker einen Scherz mit seinem vierfüßigen Kunden erlauben, und gab ihm eine Semmel, heiß wie Feuer, die eben erst aus dem Ofen kam. Der Hund ließ sie sogleich fallen, schnappte aber eben so schnell seinen Penny vom Ladentisch weg und entfernte sich. Nie kehrte er, trotz aller später angewandten Schmeicheleien, wieder in jenen Laden zurück, sondern wendete als guter Kunde seinen Penny einem andern Bäcker zu.

Der Papst Innocenz und sein Rath.

Papst: „Ich will die Aerzte all' verweisen."

Rath: „Der Vorsatz ist wohl sehr zu preisen, doch würden sich, wenn sie nicht wären, die Menschen allzusehr vermehren.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 88 2. Juni 1852.

Emma's Herz.

II.

Die Dampfschifffahrt.

(Fortsetzung.)

Lange noch stand das holde Mädchen und wehte ihren am Ufer zurückgebliebenen Lieben mit dem Taschentuche zu; aber das Schiff flog dahin und bald waren die Zurückgebliebenen ihrem Blick entschwunden. Noch stand sie da und blickte mit Thränen in den Augen nach der Hauptstadt zurück, nicht bemerkend, daß sie durch ihre ungewöhnliche Schönheit und durch ihre tiefe Betrübniß die Aufmerksamkeit aller übrigen Passagiere auf sich zog. Man drängte sich in einiger Entfernung, um sie zu betrachten. Die Herren benutzten Brillen und Lorgnetten fleißig, die Damen flüsterten einander zu: — „Wer mag das schöne Mädchen seyn? — Warum weint sie so sehr? — Gewiß hat sie ihre Eltern oder ihren Bräutigam verlassen müssen." —

Als Tante Gertrud bemerkte, daß Emma der Gegenstand so vieler neugierigen Blicke war, nahm sie dieselbe bei der Hand und sagte leise: — „Komm, liebe Emma, wir wollen auf ein Weilchen in den Salon hinunter gehen." — Die Tante ging voraus, Emma wollte ihr folgen, verlor aber in demselben Augenblick ihren Handschuh. Ein nahestehender Herr hob ihn auf und übergab ihr ihn mit den Worten: — „Erlauben Sie mir, Fräulein, Ihnen den Handschuh zu überreichen, den Sie verloren haben." — Gott, welche Stimme! Emma hatte dieselbe schon früher mit Entzücken gehört. Sie erhob ihre strahlenden himmelblauen Augen und erblickte — den schönen Unbekannten, ihr theures Ideal.

Emma's Verwirrung war so groß, daß sie fast den Handschuh von dem artigen jungen Mann gar nicht angenommen hätte. Als sie aber nach einer stummen Verbeugung ihrer Tante nacheilen wollte, bot er ihr seine Hand, um sie in den Salon zu führen. Ihre schöne zarte Hand, die jetzt ohne Handschuh war, wurde sanft von der seinigen gefaßt, sie zog dieselbe nicht zurück, zitterte aber merkbar, als sie die Hand des Unbekannten berührte. Als sie bis an den Salon gekommen waren, öffnete der Unbekannte die Thür desselben, verbeugte sich und kehrte dann auf das Verdeck zurück.

„Wo bleibst Du denn, Mädchen?" — sagte Tante Gertrud. — „Ich dachte, Du wärest bei mir, aber ich erstaunte nicht wenig, als ich mich ganz allein sah und ganz allein hier eintreten mußte. Eben wollte ich mich in Trab setzen, um Dich zu suchen. — Emma war viel zu aufgeregt, um auf das zu hören, was die Tante sprach; sie setzte sich auf ein Sopha in einer Ecke des Salons nieder und hoffte dort ungestört zu seyn, denn das schöne Wetter hatte fast alle Passagiere aufs Verdeck gelockt, und außer Emma und der Tante befanden sich nur noch zwei Personen im Salon: ein alter Geistlicher, der in einem Buche las, und ein altes Fräulein, das sich damit beschäftigte, einen Mops zu füttern. Der Geistliche mit dem Buch und das Fräulein mit dem Mops waren zu sehr in ihre Beschäftigungen vertieft, um auf Emma zu achten, die mit niedergeschlagenen Augen dasaß und am Griff ihres Sonnenschirms drehte. Tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, sie glaubte ihr Herz schlagen zu hören.

Tante Gertrud, welche Emma's verstörtes Aussehen von ihrer Betrübniß, die Hauptstadt und ihre Freunde verlassen zu müssen, herleitete, hielt es für ihre Pflicht, sie aufzuheitern, und hielt ihr deßhalb folgende erbauliche Rede: — „Höre, mein Kind, nun darfst Du nicht länger weinen und traurig aussehen, Dein Aeußeres verliert dadurch horribel, besonders Deine Augen. Ein junges Mädchen darf die Dinge nicht allzu schwer nehmen. Als ich in Deinen Jahren war, Mädchen, o, da hättest Du mich sehen sollen, das war ein ganz anderes Wesen. Ich tanzte, ich sang, ich lachte — ja, ich wußte kaum, auf welchem Fuße ich stand. Es ist wohl hübsch von Dir, daß Du dankbar gegen diejenigen bist, welche Dich so viele Jahre hindurch erzogen haben; ich wundere mich nicht, daß es Dir schmerzlich ist, Dich von ihnen zu trennen. Aber Du betrübst Dich zu sehr. Ein Mädchen muß in einer Minute weinen und in der andern lachen

können; so machte ich es wenigstens, als ich jung war. Und übrigens gibt es ja nichts, worüber Du Dich zu grämen brauchst. Du kommst nach Hause zu Deinen Eltern, und bei diesen wirst Du keine Noth haben, das kann ich Dir versichern. Freilich wirst Du nicht — wie in Stockholm — den ganzen Tag dasitzen und sticken oder solche Spielereien machen können. Nein, daheim mußt Du arbeiten, so that ich auch, als ich jung war, und habe es immer gethan. Doch hast Du keine schweren Tage zu Hause zu erwarten, denn der Schwager kümmert sich nicht viel um das innere Hauswesen, er ist vielmehr oft zu ganzen Tagen auswärts; und eine strenge Mutter hast Du nicht. Aber Du darfst nicht niedergeschlagen aussehen, denn der Schwager leidet keine sauern Gesichter, das hat er erklärt. Deßhalb ist er auch oft böse auf Schwester Lotta; sie sieht immer sehr „milarcholisch" aus, sagt er." —

Als Tante Gertrud diesen Vortrag beendet hatte, machte sie eine Pause und erwartete, daß Emma antworten würde. Allein vergebens; die alte Dame hatte tauben Ohren gepredigt: und als sie ihre Predigt fortsetzen wollte, brauchte Emma eine kleine List und sprach: — Liebe Tante, mir ist sehr übel."

„O Gott, bist Du krank?" — rief Gertrud bekümmert. — „Laß uns dann geschwind auf's Verdeck steigen, vielleicht wird Dir in der frischen Luft besser." —

Weiter wünschte ja Emma nichts.

Kaum hatten sie das Verdeck erstiegen, als Emma's Blicke auf den schönen Unbekannten fielen — und vorüber war alles Uebelbefinden. Der junge Mann ging ihnen entgegen und redete die Tante an: — „Die Damen sind unten im Salon gewesen; ist es nicht zu warm darin?" — „O, ganz terribel," — erwiderte Gertrud — „meine arme Schwestertochter ward so krank unten, daß wir wieder heraufgehen mußten."

Mit der zärtlichsten Theilnahme erkundigte sich nun der Unbekannte nach Emma's Befinden, worauf die Letztere mit glühend rothen Wangen entgegnete, daß sie sich weit besser befände, seitdem sie wieder in die freie Luft gekommen wäre.

Der Fremde ließ sich nun in ein lebhaftes Gespräch mit der guten Tante ein, die — stolz auf diese Auszeichnung — auf der Bank, auf welcher sie mit Emma saß, ein wenig zurückte und den Herrn fragte, ob es ihm nicht beliebe, bei ihnen Platz zu nehmen. Welch' ein unerwartetes Glück! — Der junge Mann, der eine solche Gunst des Glücks nicht im Entferntesten erwartet hatte, nahm das freundliche Anerbieten entzückt an und setzte sich zwischen den beiden Damen. Emma gerieth in die größte Verlegenheit und konnte Gertruds Dummdreistigkeit auch später nicht vergessen, denn Aller Blicke richteten sich auf sie und ihre Gesellschaft.

„Sie sind so niedergeschlagen" — sprach der Fremde zu Emma — „vermuthlich waren es ihre Eltern und Ihre Schwester, die Sie am Ufer verließen?"

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Valerie war nach einer dreitägigen Reise glücklich an dem Ort ihrer Bestimmung, dem herzoglichen Schlosse in der Residenz B., angelangt. Ermüdet trat sie eben mit ihrer alten Kammerfrau, welche schon in Diensten bei ihrer verstorbenen Mutter gewesen, in die ihr angewiesenen Zimmer, welche im vierten Stockwerke lagen. Das Zimmer, welches Valerie so eben betrat, ihr Wohnzimmer, war ein kleines thurmartiges Zimmerchen, mit schmalen, in tiefen Nischen liegenden Fenstern, deren Aussicht in den Schloßhof ging. Die Farbe des Bodens, der Decke und Wände dieses Zimmers schmolz ganz zusammen in ein bräunliches Grün, was dem ohnehin düstern Zimmer eine noch größere Düsterheit verlieh.

Die Möbel des Zimmers bestanden theils aus Rococostücken, theils aus solchen der neueren Zeit — doch litt das Zimmer keineswegs an Ueberfüllung, was man dennoch sah, obgleich dasselbe sehr klein war.

Vis à vis der Eingangsthüre gähnte den Eintretenden ein großes Rococosopha an, welches fast die ganze kleine Mittelwand des Zimmerchens einnahm, und bezogen war mit einem abgeschlossenen Plüsche. Vor demselben stand frei und frank ein viereckiger Tisch mit ganz überraschend dünn zulaufenden Beinen, was besonders in Vergleich zu dem schwerfälligen Sopha auffallend war, und den Eindruck hervorrief, als müsse der Tisch in seiner Nacktheit frieren, so entsetzlich kahl sah er aus.

Die zweite Seite des Zimmers nahmen die Fenster und zwischen denselben ein kleiner Spiegel mit einer Rahme von Nußbaumholz ein, unter welchem sich eine breite Kommode mit dem eingelegten herzoglichen Wappen dehnte — einige Stühle, ein Ofen und eine in das Schlafzimmer führende Thüre füllten die leeren Reste der Wände aus.

Ermüdet warf sich Valerie auf das Sopha, von dem der Staub wie eine Wolke flog und betrachtete sich die neue Wohnung. „Wie gefällt es dem gnädigen Fräulein hier?" fragte ironisch die alte Kammerfrau; „das Zimmerchen ist just nicht gemacht, um einem aufzuheitern." —

„Ja wahrhaftig nicht," entgegnete Valerie verstimmt — „es macht in mir den Eindruck, als könnte ich es darin nicht aushalten."

Digitized by Google

„Nein," entgegnete Gertrude, „so kömmt es mir doch nicht vor, das macht sich alles bei Abend so düster, Sie sollen einmal sehen, morgen Früh wird sich's schon anders ausnehmen, wenn die Sonne herein scheint und die Vögel vor den Fenstern zwitschern."

„Ach welche schöne Illusionen machst Du Dir, gute Gertrude," sagte Valerie; „wie kann die Sonne einen Weg durch die Ritze von Fenstern finden — und was die Vögel anbetrifft, so wirst Du Dich ebenso getäuscht sehen, — denn schwerlich werden diese ihren Flug aus ihren lustigen Höhen, aus ihren grünen Bäumen in diesen einsamen Hof nehmen, der sich vor diesen Fenstern ausdehnt, wie ein bangendes Gefängniß — wie fern, wie fern," fügte sie traurig hinzu, „von den frischgrünen waldbewachsenen Bergen meiner Heimath, — die so reich aussehen, wenn die Sonne sie zum Abschied noch einmal streift, ferne von den smaragdgrünen Thälern, die sich furchtsam und schmeichelnd mit ihren wirthlichen Hütten an die gewaltigen Berge anlehnen, wie ein Kind an die Brust der Mutter. Ach wie oft habe ich sie durchschritten," fuhr sie begeistert fort, „bei dem ersten Strahl der zaghaft über die Schultern der Berge lugenden Sonne, wenn die Lerche in die Höhe stieg und alles so stille war, daß ich den flüchtigen Gang des Wildes vernehmen konnte, — dann ging ich unwillkürlich leiser, weil es mir vorkam, als störte ich sonst den Morgenschlummer der Natur, — aber wie froh ging ich dahin, — so innig froh und fromm. Wenn ich in die blaue reine Luft sah, so sprach ich leise mit meinen Eltern, sie kamen mir so nahe vor, an dem Bache und in den Wiesen suchte ich Veilchen und Himmelschlüsselchen, welche ich dem guten Vater Treuburg brachte — ihm brachte ich immer etwas mit von meinen einsamen Streifereien — er war so daran gewöhnt, der gute Mann, und ich that's so gerne, jetzt freilich wird ihm Niemand Blumen bringen." —

„Aber mein liebes gnädiges Fräulein," unterbrach sie Gertrude mit herzlich betrübtem Ton, „sprechen Sie sich doch nicht so in den Gram hinein, es thut mir ja in der Seele weh, wenn ich Sie so reden höre, auch kömmt mir selbst das Heimweh an." —

„Ja Du hast Recht," sagte Valerie seufzend, — „ich will nicht mehr von dem reden, was vergessen werden muß, es wird ja doch nie mehr, wie es war!" — Sie sprang auf, ging zum Fenster, öffnete es und blickte hinaus — während Gertrude ihre Effekten anfing auszupacken.

Der Mond hatte sich bereits erhoben und blickte melancholisch mit halbem Auge über die verschiedenartigen Dächer des Schlosses weg, in den stillen Hofraum, und spiegelte sein dämmerndes Licht in einer von einer großen Kastanie halb versteckten Fontaine, deren leises Geplätscher man deutlich vernehmen konnte. Dieß und der einförmige Tritt der Wachen unter den in den Schloßhof führenden Hallen war das einzige Geräusch, — welches man vernahm, wenn man das Zuschlagen einer Thüre, welches manchmal noch geschah, abrechnen will. Valerie begrüßte den Mond, wie einen alten wieder gefundenen Freund und hielt ein stilles wehmüthiges Zwiegespräch mit ihm, welches aber bald von dem Eintreten eines Dieners unterbrochen wurde, welcher die Gräfin Königseich meldete. — Unwillig über diese ihr ungewohnte Störung, schloß Valerie das Fenster, ordnete rasch ein wenig ihren Kopfputz vor dem engen Spiegel und ließ die Gräfin eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Krönungsfeierlichkeit des Kaisers Soulouque.

Ein Brief aus Port-au-Prince im „New-York Herald" enthält Folgendes über die Krönung des Kaisers Soulouque: „Seit zwei Monaten strömten die Truppen aus allen Theilen des Reiches nach der Hauptstadt. In buntem Gewirre zogen sie ein, einige mit Stöcken, andere mit Flinten (mit und ohne Feuerschloß) bewaffnet, einige mit Röcken bekleidet, die Mehrzahl aber ohne dieses Kleidungsstück. Die Soldaten, welche Schuhe an den Füßen hatten, waren jedenfalls besser daran, als ihre Offiziere; doch hatten, so seltsam es auch klingen mag, gar viele unter ihnen ihre untere Menschlichkeit nicht bedeckt, oder mit anderen Worten, waren unschuldig am Hofthume. Niemand, der nicht hier wohnt oder gewohnt hat, kann sich einen Begriff von dem lächerlichen Aufzuge dieser Leute machen. Freilich können die armen Sklaven nichts dafür, daß sie sich in einem solchen jämmerlichen und ausgehungerten Zustande befinden, indem ihre tägliche Löhnung ungefähr 4 hayti'sche Dollars (28 Cents) beträgt. Da sich kein Gebäude finden ließ, welches groß genug für die Krönungsfeierlichkeit gewesen wäre, so hatte man ein großes Zelt auf dem Marsfelde errichtet, das gegen 8000 bis 12,000 Menschen fassen konnte. Weiter davon schlug man ein anderes, kleineres auf, um als Toilettengemach für die Mitglieder der kaiserlichen Familie benutzt zu werden. Am östlichen Ende war eine Plateform mit einem Altare aufgebaut, der übrige Raum des großen Zeltes war der Armee, den fremden Konsuln und Kaufleuten eingeräumt. Um 2 Uhr stellten sich die Truppen im Karré auf, dann kamen die Senatoren und Deputirten, die Herzoge und Grafen mit ihren Damen, denen der Ober-Zeremonienmeister ihre Plätze anwies. Die Majestäten sollten um 6 Uhr erscheinen, ließen sich jedoch mit negerhafter Pünktlichkeit erst um 9 Uhr sehen. Die Kanonen donner-

Digitized by Google

ten, die Musik spielte und die Zuschauer brachen in enthusiastischen Beifallsruf aus. Vor Ihren Majestäten schritt der katholische General-Vikar mit 20 Priestern einher. Dann kam die Kaiserin mit ihren Ehrendamen, kostbar gekleidet, mit einem Diadem in den Haaren. (Sie war früher Fischverkäuferin und erst wenige Tage vor der Krönung Faustin ehelich angetraut.) Sie ging sehr majestätisch und mit stattlichem Anstande einher. Auf sie folgte Faustinus selber unter einem Baldachin, eine Krone, die an 40 Thaler gekostet haben soll, auf dem Haupte und ein Scepter in jeder Hand. Ihre Majestäten verrichteten erst ein kurzes Gebet und bewegten sich dann dem Throne zu. Krone, Schwert, Scepter, Ring und Mantel wurden vom Vikar eingesegnet. Hierauf näherte sich der Präsident des obersten Gerichtshofes mit den Deputirten, überreichte die hayti'sche Verfassung und verlangte dem Kaiser den Schwur ab, daß er dieselbe nicht verletzen werde; und der Kaiser setzte sich die Krone aufs Haupt, legte die Bibel auf die Konstitutions-Urkunde und rief: „„Ich schwöre, die Verfassung heilig zu halten, die Integrität und die Unabhängigkeit des Kaiserthums Hayti aufrecht zu erhalten!"" Dann schrie der Zeremonienmeister: „„Lang' lebe der große, ruhmreiche und erlauchte Kaiser Faustin I.!"" So endete die Krönung des Negerkaisers."

Mannigfaltigkeiten.

Bei der Art, wie die Australier ihre Ehen schließen und überhaupt bei ihrem heimtückischen, boshaften Charakter, der in Allem sich zeigt, ist es wohl natürlich, daß von Liebe bei denselben nicht viel sich finden kann und dieselbe ein Wort ist, das sie gar nicht zu kennen scheinen. Die Alten nämlich führen eine unbedingte Herrschaft und diese nehmen sich daher die jungen Mädchen zu Frauen und geben den jungen Männern, die aber unter fünfundzwanzig Jahren nur selten heirathen dürfen, ihre bisher älteren, ohne dabei nach Liebe und Zuneigung zu fragen. Dennoch erzählt man sich folgende wahre Liebesgeschichte: Ein junger Mann vom Stamme der Bameres am Bonisee hatte sich in ein Mädchen der Rengmutkos, das heißt „der oberen Stämme", verliebt, und da sie seine Gefühle theilte, so holte er sie einmal Nachts ab und nahm sie mit auf sein Jagdgebiet den Fluß hinab. Dieß kam aber bald seinem Stamm zu Ohren, und es ward ihm befohlen, das Mädchen zurückzusenden. Den Befehlen der Buekas, das ist der Aelteren, durfte er nicht entgegen seyn, aber er konnte die Trennung nicht ertragen und holte das Mädchen nach vierzehn Tagen wieder. Jetzt aber wurde die Sache ernsthaft, die Alten hielten eine große Berathung und beschlossen, ein solches Beispiel von Ungehorsam nicht zu dulden, den jungen Mann aber noch dießmal ungestraft zu lassen, wenn er die Befehle seiner Aeltern ausführe; auf dem nächsten Vergehen stand der Tod. Hierauf wurden die beiden Verbrecher hervorgerufen, dem Mann erst das Ungeheure seines Vergehens vorgehalten und dann geboten, das Mädchen zu schlagen, bis es blute, und wieder zu den Ihrigen zu jagen. Er mußte gehorchen. Das Mädchen zog sein Opossumfell fester um sich her und fiel vor ihm nieder. Er nahm seinen Wirri und schlug auf das arme, keine Klage ausstoßende Weib los, bis das Blut aus mehren Wunden floß und die Alten selbst geboten einzuhalten. Das Mädchen wurde jetzt aus dem Lager getrieben, er aber lag drei Tage unverrückt in seiner Hütte und nahm kaum Speise. Am dritten ging er auf die Walleyhügel, wo er die Gegend des Murray, in der sein Mädchen wohnte, sehen konnte, und in weiter Ferne sah er zwei Rauchsäulen emporsteigen, die für ihn schon zwei Tage unterhalten wurden. Mit geflügelten Schritten eilte er dahin und fand sein braunes Mädchen an den Feuern! Die Wunden waren noch nicht geheilt, und doch hatte sie drei Nächte seiner geharrt. Als sie seinen Schritt hörte, eilte sie ihm entgegen und legte ihren Kopf an seine Brust. Beide verließen hierauf ihre Stämme und Niemand hat mehr etwas von ihnen gehört.

In einer Militärinstruktion finden wir die Frage: „Was hat ein braver Ulan zu thun, wenn er mit einem Kürassier in Einzelkampf geräth?" mit folgenden Worten beantwortet: „Er muß selbigen Kürassier in einen Sumpf locken."

Trost.

Ihr Märtyrer für Menschenwürde
Vertraut der Wahrheit und der Zeit:
Vergänglich ist des Druckes Bürde,
Doch ewig die Gerechtigkeit.

Räthsel.

Ich bin der Mann, vor dem sich alle Nacken beugen,
Den jedes Haupt entblößet grüßt;
Ich heiße Könige und Königssöhne schweigen,
Ich bins, der — Fürstenblut vergießt.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 86:

Engel — Zeugel.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 89 4. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Emma verneinte und berichtete mit ungekünstelter Anmuth und nicht ohne Rührung, in welchem Verhältniß sie mit den Zurückgebliebenen stand. Sie beschrieb ihre Güte, ihre Sorgfalt, ihre zärtliche Zuneigung zu ihr mit einer so gefühlvollen Beredtsamkeit, daß sie dadurch in den Augen ihres Zuhörers noch schöner erschien.

Er fragte weiter, ob sie Stockholm für immer verließ, und Emma erwiderte, daß sie davon überzeugt sey, weil sie keine Hoffnung hegen könne, ihres bloßen Vergnügens halber eine solche Reise aus dem Hause ihrer Eltern in die Hauptstadt unternehmen zu dürfen.

Während dieser Unterhaltung fiel sein Blick auf einen Zipfel von Emma's Taschentuch, auf welches die Buchstaben E. H. gestickt waren. Er fragte, ob dieß die Anfangsbuchstaben Ihres Namens wären. — „Ja wohl" — erwiderte Emma lächelnd.

„Sonderbar" — sprach er — „so haben wir dieselben Anfangsbuchstaben. Ich heiße Eduard, und mein Familienname beginnt mit dem Buchstaben H." —

Allein Emma schien darin nichts Besonderes zu finden, sondern erwiderte gleichgültig, es gäbe viele Hundert Menschen, deren Namen gleiche Anfangsbuchstaben hätten.

Der junge Mann that nun mehrere Fragen über Emma's Heimath und über das Ziel ihrer Reise; das offenherzige Mädchen erzählte ihm darauf ohne Zurückhaltung, daß sie nach B**, einem Hammerwerk in Ostgotland, reise und daß ihr Vater daselbst Inspektor sey.

Bei dieser Nachricht wechselte die Gesichtsfarbe des jungen Mannes auf so bemerkbare Weise, daß Emma darüber erstaunte. Sie sah deutlich, daß er etwas Wichtiges bei sich überlegte. Bald faßte er sich jedoch wieder und fuhr mit erzwungener Ruhe fort: — „Welch' ein Glück, daß Sie in B** wohnen; ich werde das Vergnügen haben, Sie oft wieder zu sehen, denn ich reise ebendahin. Mein Name ist Hährling; ich komme von Upsala, woselbst ich meine Studien beendigt habe, und beabsichtige einige Zeit bei dem Generalmajor Grafen H** zuzubringen. Ich habe nämlich das Glück gehabt, demselben einige unbedeutende Dienste zu leisten, und er ist so gütig gewesen, mich für den Sommer zu sich einzuladen." —

„So?" — versetzte Emma langsam und verbarg ihre Freude eben so schlecht, wie vorher der Student seine Verwirrung. Doch fragte sie, um seine Aufmerksamkeit von sich abzulenken, ob er wisse, wo sich der junge Graf H**, der Sohn des Generalmajors — der sich, wie sie gehört hatte, im Auslande auf Reisen befand — gegenwärtig aufhielt.

Diese Frage schien den jungen Mann abermals in Verlegenheit zu setzen, aus der ihn jedoch sein glücklicher Stern alsbald befreite. Bevor er nämlich antworten konnte, trat zur Tante Gertrud, welche der Unterhaltung schweigend zuhörte, eine Dame, die sie mit scharfen und forschenden Blicken betrachtete. Dadurch wurde die Unterhaltung abgebrochen; denn wie Tante Gertrud und die fremde Dame einander ansahen, fragten und antworteten, so ergab sich, daß sie als Kinder zusammen aufgewachsen und Schulkameradinnen gewesen waren, die sich nun nach vierzig Jahren — man kann leicht denken, mit welcher Freude — wiedersahen.

Die fremde Dame war die Bürgermeisterin Oefelt aus W**, die durch Zufall von der Anwesenheit Mamsell Gertrud Olivenblad's am Bord gehört und sich sogleich beeilt hatte, die alte Bekanntschaft zu erneuern. Tante Gertrud ließ die alte Freundin sogleich neben sich setzen und hatte während des übrigen Theils vom Vormittag nur Augen für sie, zu nicht geringer Freude Herrn Eduard Hährlings, der seinerseits nur für Emma Augen und Ohren hatte und jetzt glücklich darin war, daß er sich ungestört mit ihr unterhalten konnte, ohne gegen die Tante eine Unart zu begehen. Emma ihrerseits vergaß, daß es eine Welt außer ihr gab und lebte blos in der Seligkeit des gegenwärtigen Augen-

Digitized by Google

blicks. Muthiger wagte sie nun das Original des Bildes, welches sie so lange im Herzen getragen hatte, zu betrachten, und Minuten lang strahlten ihre schönen Augen auf den Jüngling, so oft derselbe sprach. Die Unterhaltung wandte sich auf die Kunst, auf die geselligen Kreise der Hauptstadt, auf Geschichte und Sitte des Auslandes; und in Allem, was der junge Mann darüber sprach, entdeckte Emma so viel Geschmack, Geist, Witz und gesundes Urtheil, daß sie diesen Mann mit dieser Geistesbildung in Verbindung mit seinem schönen Aeußern und seinem gefühlvollen Herzen für eine sehr ungewöhnliche Erscheinnng hielt.

Aber noch weit eingenommener war der Student. Emma's Schönheit, die ihn Anfangs ganz besonders erregt hatte, verschwand jetzt in seinen Augen fast ganz vor dem Geist und der Seelengüt·, die aus jedem ihrer Worte sprach, aus jedem ihrer Blicke hervorleuchtete, vor dem unverbildeten Verstand dieses erst kürzlich der Kindheit entwachsenen Mädchens. Die Bildung und Gewandtheit, die sich in ihrer Unterhaltung zeigte, verbunden mit der Schüchternheit und dem ungekünstelten Wesen eines Landmädchens, übertraf Alles, was Eduard in dieser Beziehung bisher gesehen und gehört hatte. Wie Emma vergaß auch er die ganze Welt außerhalb des Dampfschiffs und glaubte, bis zu diesem Augenblick noch gar nicht eigentlich gelebt zu haben.

Unterdessen theilten sich die Bürgermeisterin und Tante Gertrud wechselseitig ihre Schicksale mit. Gertrud erzählte, wie sie erst mehrere Jahre in dem Hause eines reichen Großhändlers zu Götheburg konditionirt und seit der Verheirathung ihrer jüngsten Schwester Lotta mit dem Inspektor Hilbert auf dem Hammerwerke B** sich bei dieser aufgehalten hätte, — „Nun, und wie geht es der süßen Lotta?" — fragte die Bürgermeisterin. — „Gott sey Dank, recht gut!" — erwiderte Gertrud. — „Sie hat ihr gutes Auskommen und wohl noch darüber; aber sie hat einen strengen, mürrischen Mann, obwohl derselbe übrigens ein grundehrenwerther Mensch ist. Man sieht daraus, daß irdisches Glück nie vollkommen ist. Schwester Lotta ist wohlhabend und hat Alles, was sie will oder braucht; aber dennoch ist sie nicht glücklich, denn sie fürchtet sich beständig vor ihrem Mann, der sie stets kalt behandelt. Ja, ich versichere Dir, sobald sie ihn nur kommen hört, erschrickt sie so, daß sie zittert. Nun, jetzt wird sie doch einigen Trost bekommen, denk' ich, denn ich bringe ihre einzige Tochter mit nach Hause, die seit fünf Jahren in Stockholm gewesen ist und viel Schönes gelernt hat. Das ist ein Mädchen, die ihres Gleichen nicht hat, sag' ich Dir." — Die Tante wandte sich um und rief Emma zu sich. Emma sah mit Wehmuth, daß sie Eduards interessante Gesellschaft verlassen mußte. Sie stand auf und verneigte sich vor der Bürgermeisterin, welche ihrerseits ausrief: — „Herr Gott, hat Lotta schon eine so große Tochter? O, wie doch die Zeit vergeht! Als Lotta ihre Heimath verließ, war sie ungefähr in demselben Alter, in welchem jetzt die Mamsell steht; aber Lotta war bei weitem nicht so schön, das weiß Gott!" —

„Schwester Lotta wurde stets für ein schönes Mädchen angesehen," — fiel Gertrud verdrießlich ein — „obwohl meiner Schwester Tochter" — — hier besann sich die Taute und sprach ihre Meinung nicht weiter aus. — „Es ist sonderbar" — fuhr sie nach einer Weile fort — „daß Emma keinen einzigen Zug vom Vater oder von der Mutter hat. Wenn ich nicht wüßte, daß sie Hilberts und Lottas Tochter ist, ich würde sie, wie viele Andere, kaum dafür halten." —

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin war eine Dame in den Vierzigern, unverheirathet, mit einem noch ziemlich jugendlichen Aeußern, dem man einstige Schönheit unverkennbar ansah. — Sie war groß und hatte noch eine ziemlich zierliche Taille, wiewohl sie sehr zur Korpulenz neigte, jedoch durchaus nichts Zartes — gewiß war sie einmal eine auffallende Schönheit, aber keine fesselnde gewesen. — Sie besaß viel Verstand und Herzensgüte, und war weder bitter auf die Menschheit, noch eingenommen von sich, obgleich sie trotz ihrer Schönheit eine alte Jungfer geworden war. — Indeß, ich weiß nicht, wie es kam, sie sah mehr wie eine Frau, als eine alte Jungfrau aus, — sie machte eine recht geistreiche Unterhaltung, wiewohl sie in ihren Aeußerungen, was sich auch auf ihre Bewegungen übertrug, etwas sehr Uebertriebenes hatte, an das sich Fremde nicht leicht gewöhnten, der ganze Hof hatte sich aber schon so daran gewöhnt, daß, hätte die Gräfin einmal natürlich gesprochen, Jedermann in Erstaunen ausgebrochen seyn würde.

Die Gräfin war in eleganter Abendtoilette, als sie bei Valerie erschien. Sie flog mehr, als sie ging, auf das junge Mädchen zu, warf ihre Sammtmantille mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit zurück, ergriff Valeriens Hand, indem sie rief: — „Ei, mein Kind, meine kleine Freundin, da sind Sie endlich, — wie haben Sie sich lange erwarten lassen — immer und immer wurde Ihre Reise verschoben — aber nun haben wir die kleine Schelmin, nun soll sie uns nicht wieder fort! — Aber Kind, was haben Sie für eine Schönheit mitgebracht! — Ich dachte mir zwar gleich, daß die Tochter des seiner Schönheit weit berühmten Felseneck nicht häß-

Digitized by Google

lich seyn würde, aber eine solche strahlende Schönheit! — Sie werden allen Herren die Köpfe verdrehen." Valerie war etwas überrascht über die Gräfin, doch lächelte sie freundlich über ihre Schmeicheleien und sagte: „Liebe Gräfin, dieß bezweifle ich, doch wäre ich im Stande zu vollbringen, was mir Ihre Freundlichkeit zuschreibt, es sollte mir leid thun."

„Was, mein Kind," rief die Gräfin sich in die Sophaecke werfend: „leid thun, mein Himmel, die Herren spielen auch mit uns, warum sollten wir besser mit ihnen verfahren, als sie mit uns? Sehen Sie, meine Kleine, man muß die lieben Herren mit derselben Münze auszahlen, als sie uns bezahlen — geht man gut mit ihnen um, so halten sie uns für dumm, für uninteressant, für langweilig, — um mit ihnen gut zu stehn, muß man kokett und kalten Herzens seyn, glauben Sie mir das, meine kleine Taube."

„Aber wie denn," sagte Valerie lächelnd, „wenn man das Herz dabei verliert?" —

„Ja, mein Kind, da muß man auf seiner Hut seyn, hat man sein Herz an den Gegner verloren, so hat man die Waffe in Feindes Hand gegeben, — dann ist alles aus, — drum muß man auf seiner Hut seyn, — aber mein Gott, ich muß fort, — es ist schon acht Uhr!" rief sie dann und sprang auf, — ich hätte mich so gerne noch mit meiner kleinen Kollegin unterhalten, sie über so Manches gefragt und lieber einmal ein wenig geplaudert, als in ein langweiliges Konzert zu gehen, dessen charmante Piecen ich schon hundert und aber hundertmal die Ehre gehabt habe, zu bewundern und dabei mich auf's Schmählichste zu ennuyiren. Nun, ich werde einschlafen und von Ihnen träumen, Kind!" — Indem sie dieß hastig sagte, flog sie der Thüre zu, kam aber noch einmal zurück und sagte: — „beinah hätte ich's vergessen: Morgen um 11 Uhr sollen Sie zur Herzogin kommen, ich werde Sie abholen."

„Welch eine seltsame Frau!" sagte Valerie für sich, als die Gräfin verschwunden war, „und ihre Rathschläge sind eben so seltsam und wenig mit denen übereinstimmend, die mir der gute Vater Treuburg gab, — ich glaube, ich passe nicht recht hierher." — Indem sie dieß sagte, nahm sie das Licht, um in ihr Schlafzimmer zu gehen, — denn sie war so erschöpft von Allem, daß sie sich nach Ruhe sehnte; doch, bereits im Weggehen begriffen, fiel ihr Blick auf ein kleines Bild in der Fensternische, welches sie bisher übersehen hatte, — es war das Porträt eines sehr schönen jungen Mannes.

„Welch ein reizendes Bild!" sagte das junge Mädchen, indem sie das Licht davor hielt — „wer mag der junge Mann seyn? Welch prachtvollen Ausdruck in den Augen, so reich, so tief und innig! Und dieser Mund mit dem schmerzlichen Lächeln kömmt es mir doch vor, als müßte er sich öffnen und erzählen, alle die träumerischen Gedanken, die diese Augen aussprechen und die hinter dieser hohen Stirne verborgen zu seyn scheinen. Aber bin ich denn toll, daß ich mich so in den Anblick dieses Bildes vertiefte, rief sie lachend und eilte in ihr Schlafzimmer.

Der einzige Sohn und Erbe des Herzoglichen Hauses, der Erbprinz Leopold, lag in eleganter Morgentoilette auf einem Divan von rothem goldgedruckten Leder, vor welchem ein Tisch mit dem Frühstück stand; er rauchte, den Kopf in die Hand gestützt, eine Havanna-Cigarre; vor ihm auf einem Tiegerfell lag eine englische Dogge, die sich in dem warmen Strahl der Frühlingssonne dehnte, die durch die geöffneten Fenster schien — dem Prinzen gegenüber saß in einem Sessel ein junger bleicher Mann, mit interessanten, aber sehr ersten Zügen und rauchte gleichfalls. Es war Dr. Stahlburg, des Prinzen wärmster Freund.

Beide waren in ein Gespräch vertieft, welches der Erbprinz fortsetzte, indem er sagte: Nein Stahlburg, Du irrst, wenn Du in mir Jemand zu erblicken glaubst, der Freude zu erwarten hat; meine Zukunft hängt ja nicht von mir ab!

„Die Zukunft jedes Menschen hängt nicht von seinem Willen ab," entgegnete Stahlburg, „allein es gibt doch wohl Dinge, die Sie namentlich nach Ihrem Willen einrichten können."

„Kleinigkeiten vielleicht!" entgegnete der Prinz bitter, „wo es mir nicht darauf ankömmt, die mir gleichgültig sind — allein Dinge, wovon mein Lebensglück abhängt — die liegen so aus dem Bereiche meines Willens, sind so der Macht der Verhältnisse unterjocht, daß es mir schlecht bekommen sollte, wollte ich sie nach meinem Willen zu lenken suchen.

Scheinbar bin ich recht glücklich, ich habe in den Augen der Welt Alles, was man nur wünschen kann — man würde sich erstaunen, wollte ich mir erlauben, mich unglücklich zu fühlen man würde nach einer Ursache suchen, denn wer kann denken, daß ich mich nicht überglücklich fühle in meiner Stellung?! — Ach Gott! und Niemand weiß es, wie traurig mich gerade diese Stellung macht! — Einziger Sohn und Erbprinz — das sind die Namen, die mich zu Boden drücken, denn sie rufen mir stets ins Gedächtniß, daß ich nicht mir, sondern dem Staate angehöre, daß dem Gesetz meine Freuden verfallen sind — denn ich kann nie, nie nach meinem Wunsche leben, nie mich nach meinem Wunsche vermählen — wenn mich nicht ein gütiges Geschick frühe durch den Tod dem Gesetze enthebt, so muß ich in die Fußtapfen meines Vaters treten, muß, Regent werden, ja, und wäre ich noch überzeugt mein Volk glücklich zu machen, dann wollte ich gern

Digitized by Google

auch meine Freuden fahren lassen, aber so — um Menschen glücklich zu machen, muß man Mittel haben und diesem armen verschuldeten Lande fehlen sie so gänzlich — es ist ein Elend, Regent über ein Volk zu seyn, dessen Noth man nicht lindern kann den Bittenden unerhört ziehen zu lassen und noch den Schein der Härte auf sich zu laden, ist wahrlich keine Freude. — Wie gern legte ich die Zügel, die mir anvertraut werden sollen, in andere Hände und ergriffe das Loos, welches ich mir zuweilen vormalte, wenn ich ermüdet und übersatt von der Welt, in die Einsamkeit meines Zimmers kehrte. — Ein Loos, bei dem ich mich glücklich fühlen würde, nichts von dem Rang, wobei mich andere glücklich glauben! — Aber es waren Träume und ich darf ja nicht einmal träumen!" „Ach mein Prinz," entgegnete Stahlburg, „jeder Mensch lebt durch die Verhältnisse in einem Joch — wie wenige erreichen ihr erträumtes Glück und müssen ihm unter tausend bitteren Erfahrungen entsagen, man sieht es ihnen nur nicht an, denn Zeit und Gewohnheit decken ihren ernsten Mantel über die Furchen des Kummers, so das es keiner sieht, wenn er an dem andern vorüber geht, nnd zum Lüften des Mantels nimmt sich keiner die Zeit, denn das Leben ist wie ein Strom und die Menschen sind die Wellen, welche in endloser, rastloser Eile hintereinander herstürzen, eine die andere treibend!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Bei einigen Indianerstämmen Australiens werden die vier Jahre alte Kinder erst mehrere Monate nach ihrem Tode begraben; nachdem sie ihn sorgfältig eingepackt, trägt die Mutter den kleinen Leichnam während des Tages auf dem Rücken herum und benutzt ihn des Nachts als Kopfkissen und erst wenn er ganz mumienartig und trocken geworden ist, wird er beerdigt oder in einen hohlen Baum gelegt. Uebrigens begräbt man die Todten mit dem Kopfe nach Westen, zwei Verwandte springen dann oben darauf, fassen sich wie in heftigster Trauer bei den Haaren und balgen sich hin und her. Todtgeborene oder sehr kleine Kinder werden in der Regel verbrannt; einige Stämme graben aber auch ihre andern Todten nach einer gewissen Zeit wieder aus und übergeben die Gebeine den Flammen. Ja hier und da trocknen sie, als Zeichen großer Verehrung, die Leichen sogar und setzen sie auf Bäume. Als Trauerzeichen schneiden sich die Männer Haare und Bart und die Weiber das Haar ab. An einigen Orten streuen sie auch heiße Asche auf den Kopf, so daß das Haar bis auf die Wurzel abgesengt wird. Am Rufus (Fluß) machen sie die Frauen von weißem Thon, in welchem sie Gras kneten, eine Art Mütze, anderthalben bis zwei Zoll dick, setzen dieselben auf, wenn die Masse noch weich ist, und lassen sie auf dem Kopf trocknen. Weiß ist überhaupt ihre Trauerfarbe und auch die Männer besprengen und bemalen sich zum Zeichen der Trauer mit weißem Thon. Die Trauermützen werden darauf, wenn die Frauen sie wieder abnehmen, auf das Grab des Todten gelegt und dieses mit Sträuchern wie wie mit einer Hütte überbaut. Auch wirft jeder Vorübergehende, als Zeichen der Achtung, einen kleinen Zweig oder Strauch auf die Grabstätte, so daß zuletzt ein ziemlich dichtes Schutzdach entsteht.

Die Bewohner der Fidschie-Inseln schildert Kapitän Worth als die abscheulichsten Kannibalen auf der ganzen Erde. Sie verzehren nicht nur Menschenfleisch, sondern ziehen es sogar jeder anderen Nahrung vor. Heute sprechen und verkehren sie mit irgend jemand ganz freundlich und schon morgen trinken sie sein Herzblut. Der Missionär Hund berichtet unter anderen wahrhaft empörenden Einzelheiten über diese Insulaner, daß sie innerhalb drei Meilen von seiner Wohnung binnen fünf Jahren mehr als fünfhundert Menschen verzehrt. Eine ihrer gewöhnlichen Bemerkungen, wenn sie einen hübschen Mann sehen, ist: „der muß eine treffliche Mahlzeit abgeben." Seltsamerweise verbinden sie mit diesem barbarischen und grausamen Verfahren manche Züge von Leutseligkeit und ein zuvorkommendes, gesittetes Benehmen.

Das neue Museum der königlichen Equipagen in Versailles ist dem Publikum geöffnet worden. Diese überaus reiche Sammlung enthält viele kostbare historische Reilquien, theils als Erinnerungen an Frankreichs große Männer, theils als Modelle von Kleidungsstücken vergangener Jahrhunderte und Pferdegeschirren merkwürdig. Man findet dort die vollzählichste Sammlung von Pferdedecken, Sätteln, Zäumen ꝛc. meist durch ihre Pracht ausgezeichnet. Die Krone Ludwig's XVI. und der Krönungsmantel Karl's X., mit zwei in Pappe gearbeiteten Pferden in reichem Geschirr, das die acht Pferde beim Krönungszug trugen. Außerdem ist dieses neue Museum, das die Neugierigen in Massen anzieht, reich an Galawagen, prächtigen Schlitten, Tragsesseln ꝛc., welche das lebendigste Bild von dem fast orientalischen Luxus des französischen Hofes vor der Revolution gaben.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 90 5. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Doch dürfte es nun wohl an der Zeit seyn, den Leser näher mit dem Herrn Studiosus Eduard Hährling bekannt zu machen. Derselbe war nämlich kein Anderer, als der junge Graf Eduard H**, der künftige Besitzer des Gutes, auf welchem Emma geboren war. Und daß ihn Emma nicht kannte, hatte in Folgendem seinen Grund.

Der gegenwärtige Besitzer des Gutes, der Generalmajor Graf H**, der Vater des jungen Grafen Eduard, besaß das Gut B** erst seit sieben Jahren. Ein alter unverheiratheter Bruder seines Vaters hatte ihm dasselbe hinterlassen. Sobald derselbe todt war, reiste der Erbe auf das Gut und besah sich dasselbe, blieb aber nur einige Tage daselbst. Nach Verlauf zweier Jahre kehrte er jedoch zurück, von seiner Gemahlin und seinem einzigen Sohn, dem damals siebenzehnjährigen und in Upsala studirenden Eduard begleitet. Die Gräfin fand außerordentliches Behagen in der romantischen Lage und angenehmen Umgebung des schönen Besitzthums und bat ihren Gemahl, der die Hauptstadt für immer zu verlassen und seinen bleibenden Aufenthalt auf dem Lande zu nehmen beabsichtigte, dringend, B** zu seinem künftigen Wohnsitz zu wählen.

Gerade zu dieser Zeit war Emma nach Stockholm abgereist.

Es vergingen jedoch noch zwei Jahre, ehe der Wunsch der Gräfin in Erfüllung ging; doch verlebte sie alljährlich während der Sommermonate einige Wochen in der Gegend, die ihr so sehr gefiel. Müde des Hoflebens und des Geräusches der Hauptstadt legte endlich Graf H** alle seine Aemter nieder und zog mit seiner Gemahlin und einer jungen Verwandtin, dem Fräulein Louise R**, nach B**, um seinen Wohnsitz für immer daselbst zu nehmen. Sein Sohn war damals mit seinem Erzieher im Auslande auf Reisen und war eben in sein Vaterland zurückgekehrt, als ihn Emma in der Kunstausstellung sah. Sein Aufenthalt in Stockholm war damals nur auf drei Tage berechnet, und gerade am letzten derselben erblickte er Emma. Obwohl er gern gewußt hätte, wer das reizende Mädchen war, so konnte er doch aus Mangel an Zeit nicht die geringste Nachforschung darüber anstellen. Er reiste nach B**, um seine Eltern, die sich nach so langer Trennung sehr nach ihm sehnten, zu umarmen; dort blieb er aber nur kurze Zeit, dann unternahm er ohne Begleitung eine Reise in die Nachbarreiche Dänemark und Rußland. Gleichwohl hielt er sich vor seiner Abreise noch einige Tage in Stockholm auf und forschte eifrig nach Emma, die er noch nicht vergessen hatte. Aber vergebens; Emma wohnte damals mit der Familie ihres Oheims auf dem Lande, einige Meilen von Stockholm entfernt.

Jetzt hatte er seine Reisen beendigt und wollte nach B** zurückzukehren, um den Sommer im Hause seiner Eltern zuzubringen und dann unter ein Kavallerieregiment zu treten. Er hatte von Stockholm aus seinen Eltern seine glückliche Ankunft gemeldet und zugleich geschrieben, daß er sich einer wichtigen Angelegenheit halber noch vierzehn Tage in der Hauptstadt aufhalten müsse. Diese wichtige Angelegenheit betraf jedoch lediglich sein Herz — er hoffte noch immer das schöne Mädchen wiederzufinden, deren Bild er unvertilgbar im Herzen trug. Allein das Schicksal schien ihm diese Freude nicht zu gönnen. Seine Eltern schrieben ihm die zärtlichsten Briefe, daß er seine Heimreise beschleunigen möchte; sie meldeten ihm endlich, das sie ihm Pferde entgegen schicken würden, die ihn bei seinem Aussteigen aus dem Dampfschiff in Norrköping treffen sollten. Der junge Graf wäre zwar gern noch einige Tage in der Hauptstadt zurückgeblieben, um seine Nachforschungen nach dem einzigen weiblichen Wesen fortzusetzen, das bisher sein Herz gerührt hatte; allein die Vorstellung, daß sich seine Mutter bei seinem längern Außenbleiben ängstigen könne, bewog ihn, der Stimme der kindlichen Liebe zu gehorchen. Als er seinen Eltern seine Abreise gemeldet, ein Billet zum Dampfschiff gelöst und Alles für den folgenden Morgen zur Abreise vorbereitet hatte, besuchte er noch einen seiner Freunde und früheren

Kommilitonen, der in der Königsstraße wohnte, dem Hause fast gegenüber, in welchem Emma lebte. O, hatte er geahnet, daß ihm der ersehnte Gegenstand so nahe war, er würde nicht so ruhig bei seinem Freund geblieben seyn! Von dessen Stubenfenster aus hatte er dem Auftritt auf der Straße zugesehen, an welchem er endlich so thätigen Antheil nahm.

Wie ein Träumender begab er sich am folgenden Morgen auf das Dampfschiff, nur an Sie denkend, die vorzugsweise beständig seine Gedanken beschäftigte. Nun denke man sich sein Entzücken, als er die vergebens Gesuchte so unvermuthet wiederfand. Noch größer war seine Freude, als er erfuhr, wer sie war; er konnte sie ja von nun an so oft sehen, so oft mit ihr sprechen und mit ihr in den Gesellschaften zusammen seyn, zu denen sich die Jugend auf dem Lande häufig sammelt. Jung, unbesonnen und gänzlich unbekannt mit der Liebe dachte er nicht daran, daß dieses fortwährende Zusammenseyn sowohl für seine, als für Emma's Ruhe bedenkliche Folgen haben könne! der lebensfrische Jüngling lebte blos für die Gegenwart, ohne seinen Blick auf die Zukunft zu richten.

Aus dieser Unbesonnenheit entstand auch sein Kunstgriff, seinen Namen vor Emma zu verbergen und einen fremden Namen anzunehmen. Er wußte wohl, daß sie in Kurzem erfahren würde, wer er sey; aber er wollte während der Dauer dieser Reise vollkommen glücklich seyn, da ihm sein guter Genius einmal das Glück geschenkt hatte, dem reizenden Gegenstand seiner vielfachen fruchtlosen Nachforschungen so nahe zu seyn. Er wollte scheinbar gleichen Standes mit Emma seyn, um den Zwang zu vermeiden, der zwischen dem Sohn des adligen Gutsbesitzers und der Tochter des bürgerlichen Untergebenen herrschen mußte. Unter diesem Inkognito wollte er ihren Charakter und ihr Herz erforschen; aber er bedachte nicht, welche Gefahr dieses Inkognito der ganzen künftigen Wohlfahrt des arglosen unerfahrnen Mädchens bringen könnte. Hätte sie sogleich erfahren, wer er war, so würde sie sich gewiß zeitig, wenn auch mit verwundetem Herzen, scheu zurückgezogen haben; jetzt dagegen, da sie die Kluft nicht kannte, welche das Standesverhältniß zwischen ihnen bildete, jetzt überließ sie sich ohne Zwang dem Reiz eines liebenswürdigen verführerischen Umgangs. Zu beiden jungen Herzen hatte sich der schelmische Amor ohne ihr Wissen schon vor Jahresfrist einen heimlichen Weg gebahnt; jetzt trieb er sein Spiel ungehindert darin, denn keines von beiden verstand es, daß es Liebe war, was sie bereits für einander fühlten; aber beide fühlten sich unendlich glücklich, daß sie ihre Gedanken und Gefühle austauschen und sich Auge in Auge, Seele in Seele spiegeln konnten.

Ein anderer junger Mann an Eduards Stelle würde vielleicht in Emma nur eine Unterthanin seines Vaters gesehen und sie höchstens einiger verstohlener Blicke oder einiger nachlässigen Fragen gewürdigt haben: allein Eduard sah in dem Menschen nur den inneren Werth, nicht die Vorzüge des Standes und des Glücks. Von einem aufgeklärten braven Lehrer erzogen, trat er ohne den geringsten Anstrich jener Vorurtheile in die Welt, welche eine schwache Seite seines Vaters waren. Dieser, der Rang und Titel über Alles in der Welt liebte und seinen, mehrere Jahrhunderte alten Stammbaum für den kostbarsten Gegenstand in der Welt hielt, hatte seinen Sohn nie selbst geleitet und ihm daher den verderblichen Rangstolz nicht einimpfen können, von welchem er selbst und noch mehr die Gräfin erfüllt war. Gebildet, aber ungekünstelt und anspruchlos, ohne die geringste Einbildung auf seine persönlichen Vorzüge und beständig nach der Erweiterung seiner Kenntnisse strebend ging der junge Graf ruhig seiner Zukunft entgegen, ohne einen andern Zweck, als den seinem Vaterland nützlich, ohne einen andern Ehrgeiz, als den, von der Mitwelt geliebt und gelobt zu werden.

Die Sonne hatte ihre Mittagshöhe erreicht, als das Dampfschiff dicht an einer mit schattigen Bäumen bewachsenen Insel hin fuhr. Eduard und Emma richteten unwillkührlich ihre Blicke auf das Eiland. Leise bewegte der Wind das zitternde Laub der Espen, uralte Eichen und moosige Hängebirken spiegelten ihre Wipfel im Wasser, immergrüne Tannen schienen ihre trotzige Stirn bis zum wolkenlosen Himmel erheben zu wollen. Balsamischer Duft entströmte den unzähligen Blumen, deren weiche Stengel sich in dem frischen Seewinde hin und her wiegten; auf den Baumzweigen hüpften und sangen zahllose Vögel und freuten sich ihres kurzen, gleich einem Traum dahin fliehenden Lebens. Alles war schön, herrlich, feierlich. Wie hätten, sich nicht Emma's und Eduard's Seelen darüber freuen sollen?

In den ersten Frühlingstagen der Jugend, wenn der den Sonnenstrahlen sich mehr und mehr öffnende Körper zur völlig entwickelten Knospe wird; wenn die Gesundheit die frischen, vollen Wangen mit Purpur schminkt; wenn das Leben mit all' seinem bunten Gewimmel nur Glück und Freude verheißt, wenn Licht, Lust und Entzücken durch alle Pulse strömt, das Herz noch schuldlos, das Gefühl noch weich, das Vergnügen lebhaft und die Freude ungetrübt ist; wenn die Hoffnung im flatternden rosigen Kleide, mit Blumen in den goldenen Locken uns entgegeneilt und dem Auge ihr Fernglas vorhält, das einen Himmel ohne Wolken und eine immer grünende und blühende Erde ohne Klüfte und Abgründe zeigt; wenn die kleinen Kümmernisse, die uns etwa treffen, vor der darauf, folgenden heiteren Stunde verschwinden, wie leichte Wölkchen vor dem frischen

Digitized by Google

Morgenwind — o mit welchen Gefühlen betrachtet man dann die schöne Natur!

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Glauben Sie mir, mein Prinz, Sie sind der Einzige nicht, der seinen Träumen entsagen muß! „Hast Du diese traurige Erfahrung aus Deinem eigenen Schicksal gezogen, Stahlburg?" frug der Prinz, überrascht seinen Freund ansehend, den er nie für unglücklich gehalten hatte, weil Stahlburg nie von sich gesprochen und der Prinz nicht über ihn nachgedacht hatte.

„Ach!" sagte Stahlburg bitter lächelnd, „als mir die zartgepflegten Erstlinge meiner Hoffnungen zu Grunde gingen, konnte ich nicht glauben, daß es wirklich so sey, ich blickte erstaunt und fragend zum Himmel auf — ich verlangte Rechenschaft von ihm! — Aber der Himmel schwieg und lächelte geheimnißvoll und als ich mich nach einer großen Niedergeschlagenheit durch die Zeit wieder erholt hatte, begann ich wieder mir Träume und Hoffnungen auszuspinnen, wiewohl diese Träume verzeihlicher Natur waren. Ich war nämlich von Kindheit an kränklich und dadurch sehr bitter gestimmt, denn wenn andere Kinder sich an einem schönen Abend munter im Freien tummelten, mußte ich traurig in der Stube sitzen und durch die verschlossenen Fenster ihrem Spiele zusehen — da ergriff mich plötzlich eine fieberhafte Sehnsucht, gesund zu werden! —

Meine Eltern, die schon lange nicht mehr glaubten, daß meine Gesundheit wieder herzustellen sey, belächelten traurig meine kranke Hoffnung, fragten jedoch, theils um mir den Willen zu thun, theils um mich von der Unmöglichkeit einer Wiederherstellung zu überzeugen, einen Arzt. Dieser, ein berühmter Mann, sicherte mir die Genesung zu, falls ich die von ihm angeordnete Badekur gebrauchen könnte. Es lag also in der Möglichkeit, gesund zu werden und mein Herz bebte vor Freude über diesen Ausspruch — allein wo waren meine Eltern im Stande, die Summe für diese Badekur aufzubringen? Es war nicht daran zu denken, ich mußte meine Hoffnung aufgeben, deren Erfüllung nur an ein Paar elenden Geldstücken hing. Ich war außer mir, aber um meine Eltern durch meine Trauer nicht noch mehr zu quälen, that ich, als schmerzte es mich nicht so sehr, obgleich ich mich beinahe vor innerm Grimm zerriß. Furchtbare Bilder traten zuweilen vor meine Seele: ich sah mich als Krüppel arm und alt in den Straßen um ein Almosen kriechen! — Noch war ich jedoch nicht ganz verlassen, ich hatte einen Bruder!

„Wie soll ich sie aber beschreiben, diese reichbegabte, edle Natur, dieses Prachtexemplar eines Menschen. — O, er war schön, wie ein Gott, und so reich an Liebe, daß die Liebe, die ich bei andern Menschen wahrnahm, mir vorkam wie ein seichtes, schmutziges Bächlein gegen einen klaren, reichen, unerschöpflichen Strom, — dabei hatte er ein Genie, daß alles, was er mit seinen schönen Händen unternahm, ihm leicht und prächtig gelang.

Er war unsere Freude, unser Stolz, unser Erhalter! —

Dieser Bruder vermochte allein meinen Kummer über fehlgeschlagene Hoffnungen, meinen Mißmuth über körperliche Leiden zu verbannen. Er duldete mich, wenn er des Tages Last und Hitze getragen, mich, den mürrischen Krüppel, mit einer nie nachlassenden Sanftmuth und Güte; sprach mir freundlich Trost und Muth ein, kurz, — er brachte es dahin, daß ich, wenn ich noch so aufgeregt war, mit Gott und der Welt ausgesöhnt wurde — und oft an seinem treuen Herzen, — denn gewöhnlich hatte ich bei diesen Unterhaltungen meinen Arm um seinen Nacken geschlungen, — sanft einschlief. Ich saß so gerne an dem Ufer des Flusses, welcher unweit unserer Wohnung vorbeifloß, dahin trug er mich immer, machte mir einen bequemen Sitz zurecht, brachte mir Bücher und alles, was mich freuen konnte. Wo er seine Liebe hernahm, weiß ich bis jetzt noch nicht.

Eines Tages, o ich weiß es noch, als sey es heute, — es wehte eine laue Luft von einem tiefblauen Himmel, — hatten mich seine lieben Hände auch wieder an mein Lieblingsplätzchen getragen, nachdem ich mich eine Zeitlang damit unterhalten hatte, die Fische in dem hellen Wasser zu beobachten, beschäftigte ich mich mit Lesen.

Als es bald Mittag wurde, sah ich mich zuweilen nach dem Wege um, von wo mein Bruder kommen mußte, denn um Mittag pflegte er mich gewöhnlich wieder abzuholen, wenn ungünstiges Wetter nicht früher es nöthig machte, — durch dieses Hin- und Hersehen fiel mir das Buch aus der Hand und rollte über den glatten Sand des Ufers dem Flusse zu. Ich gedachte es noch erlangen zu können und bog mich vor, allein das Buch rollte hinab. Die Unbeholfenheit meiner Glieder ließ mich indeß nicht so leicht meine vorige Stellung gewinnen und ich fiel hinunter in den Fluß. Im Fallen bemerkte ich meinen Bruder, wie er mit fliegender Eile sich dem Ufer nahte. Er stürzte mir nach und rettete mich; allein in dem Augenblick, als er mich auf das Ufer niederlegt, gleitet er aus, — sinkt hinab, — ein Strudel ergreift ihn, — ich muß sein Ringen, sein Kämpfen sehen, ohne ihm helfen zu können! Ich habe nicht einmal die Kraft, zu schreien, mein Auge ist starr auf ihn geheftet, das

Digitized by Google

Blut erkaltet in meiner Brust, denn er sinkt, er sinkt — ja er sank ohne Hülfe! Noch sehe ich seine großen schwarzen Augen, voll Angst und Liebe auf mich geheftet, — Herr Gott! um mich mußte er sterben, um mich, den elenden Krüppel!" — Von Schmerz überemannt, brach Stahlburg in Thränen aus.

„O! mein Gott!" rief der Prinz; — „aber," frug er nach einer Pause, — in der sich Stahlburg erholt hatte, „wie hast Du es angefangen, nach diesen Schicksalen so ruhig zu werden?"

„Oh! es hat lange gedauert, mein Prinz, bis ich diese Ruhe erlangt hatte, — meine Trösterin war die Zeit, sie brachte mir Ruhe, Vernunft, Einsicht, — aber es wurde darnach Winter in meinem Innern: keine Hoffnung, keine Freude konnte darin mehr erblühen. Es war mir von nun an gleich, ob ich ein Krüppel bliebe, oder nicht, allein eben darum wurde ich gesund, die Erfüllung dieses Wunsches, die mich sonst wahnsinnig vor Freude gemacht hätte, ließ mich jetzt kalt.

Doch eine Beruhigung erlangte ich mit der Zeit, es war die Erkenntniß, daß es Gott gut mit meinem Bruder gemeint hatte, als er ihn zu sich nahm, was mich bisher der Schmerz über seinen Verlust nicht einsehen ließ, und mir jetzt durch viele Leiden, welche mir das Schicksal noch in so reichem Maaße auferlegte, klar wurde. Ha! sprach ich zu mir selber, wenn ich von nun an litt, wie wohl hat es Gott mit ihm gemeint, indem er den, den ich so liebte und der so göttlich war, dem Jammer der Erde entzog und mich dafür ließ; — er hätte alles das mitleiden müssen, seine Seele, die Gott und allen Guten geweiht war, wäre vielleicht in diesen Leiden untergegangen, oder hätte vielleicht den frohen, kindlichen Glauben eingebüßt; und dieß war von nun an eine Genugthuung, die ich in meinem Leiden fand, denn es kam mir vor, als litt ich für ihn! — Sehen Sie, theurer Prinz, daß Sie nicht der Einzige sind, der seinen Träumen und ach! noch vielem Anderen entsagen muß. Denn nur deßhalb, und damit Sie nicht ungeduldig werden, habe ich Ihnen eine oberflächliche Skizze meines Lebens entworfen." —

„Ich habe ein tiefes Mitempfinden für Dich, mein Freund und schäme mich jetzt beinahe wegen meiner Klagen," sagte der Prinz. „Warum hast Du aber nicht früher davon gesprochen?"

„Ach," entgegnete Stahlburg, „die Menschen, die am meisten gelitten haben, sprechen am wenigsten davon, auch mag ich's deßhalb nicht oft thun, weil ich vermeide, den Grund meiner Seele aufzurühren, es erregt mich allzuviel." —

„So sprechen wir nicht mehr davon," sagte der Prinz: „nur in dem Falle, wenn Dich etwas Besonderes aufregt."

„Ueberhaupt Stahlburg, versprich es mir, wenn Dich etwas drückt, und ich bin im Entferntesten im Stande, es zu heben, daß Du Dich sogleich an mich wendest; willst Du mir den Gefallen thun?" fügte er bei und trat Stahlburg näher, nahm seine Hand und sah ihn so innig an, daß Stahlburg gewiß ihm sein Wort darauf gab.

In diesem Augenblicke brachte ein Bedienter der Herzogin ein Billet.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ueber das neueste Abenteuer der Dem. Rachel erzählt die „N. Preuß. Z." Folgendes: „Die Künstlerin war eingeladen worden, in den Tuilerien das Gedicht zu deklamiren, das Mery (der dafür zum Sekretär des Senats ernannt worden) auf die Wiederherstellung der Adler auf den Fahnen gemacht. In einer hochmüthigen Anwandlung erklärte die Rachel, sie könne nicht erscheinen, sie sey heiser. Da soll der Prinz-Präsident gesagt haben: „Sie ist vermuthlich noch heiser von der so oft wiederholten Recitation der Marseillaise im Jahre 1848!" Etwas später bat man die Künstlerin, einen Akt aus Horace zu spielen, und sie entschuldigt sich abermals mit Heiserkeit. Gerade um diese Zeit erhielt die königl. preußische Gesandtschaft den Auftrag, mit der Rachel zu unterhandeln, daß dieselbe nach Potsdam gehe und vor der Kaiserin von Rußland spiele; die Rachel ging auf den Antrag sofort ein und kündigte ihrem Direktor kurz an, sie werde ihren Urlaub statt am 1. Juni, schon am 16 Mai antreten. Der Direktor weigerte sich und verwies die Rachel an den Minister des Innern. Hr. v. Persigny aber erklärte ihr mit höflicher Ironie, er werde niemals zugeben, daß durch eine so heisere Künstlerin Europa einen unvortheilhaften Begriff vom französischen Theater bekomme."

Räthsel.

Ich bin ein kolossaler ast'ger Prügel,
Nach oben aber etwas dünn.
Verlier' den Kopf ich, dann bekomm ich Flügel,
Weil ich alsdann ein Vogel bin.

Auflösung des Räthsels in Nro. 88:

Der Barbier.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 91 8. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Der junge Graf war so artig, Tante Gertrud, Frau Oefelt und Emma zum Mittagsessen einzuladen; und bevor noch die beiden alten Damen dazu gelangt waren, seine Einladung durch eine Unzahl von Verbeugungen und Danksagungen zu beantworten, war er schon unten im Restaurationszimmer, um seine Anordnungen zu treffen. Die beiden alten Damen brannten vor Neugierde, seinen Namen zu erfahren, und bestürmten Emma mit Fragen darüber. Allein diese wußte nicht mehr, als was er selbst ihr gesagt hatte. Die Bürgermeisterin nannte ihn einen „herzlieben jungen Mann" und Tante Gertrud äußerte, er müsse der Sohn sehr vornehmer Eltern seyn, da er mit dem Grafen H** Bekanntschaft habe. Dabei waren aber Beide in großer Verlegenheit, wie sie ihn nennen sollten; denn einen so feinen Mann schlecht und recht „Herr Student" zu nennen, wolle sich doch nicht schicken — meinten sie — „Herr Magister" könne man allenfalls sagen. Emma lächelte, ohne zu antworten.

Eben kam der Graf, um die Damen zum Essen abzuholen; und als das letztere vorüber war, stimmten Tante Gertrud und die Bürgermeisterin überein, daß sie noch nie auf der Reise so lecker gegessen und so köstlich getrunken hätten.

Allein nach diesem „seltenen Genuß" wurden die alten Damen ein wenig schläfrig. Die Bürgermeisterin ging hinunter in den Salon und zog sich zu einem Mittagsschläfchen von zwei bis drei Stunden Dauer zurück; Tante Gertrud aber, deren Gewissen ihr nicht erlaubte, den Schatz zu verlassen, den sie zu bewachen hatte, kämpfte gegen den Schlaf wie der Erzengel Michael gegen den Leviathan. Bald sank ihr jedoch das Haupt auf die Brust herab und ihre Athemzüge wurden schwerer und lauter.

Die Stunden flohen dahin und das Fahrzeug durchpflügte die glänzenden Wellen. Noch schlief die Bürgermeisterin im Salon und Tante Gertrud auf dem Verdeck, und Emma war noch immer in einer lebhaften Unterhaltung mit dem Grafen begriffen, als plötzlich ein ungewöhnliches Geschrei und Gelärm auf dem Fahrzeug entstand. Der Kapitän ließ seine Baßstimme ertönen, die Matrosen schrieen durch einander, die Maschinisten fluchten gräßlich und die Passagiere liefen geräuschvoll herum. Eduard eilte vor, um sich über die Ursache des Lärms zu unterrichten, und erhielt die Antwort: — „Herr, das Fahrzeug sitzt fest, wir kriegen es nicht los und es ist nicht möglich, von der Stelle zu kommen." — „Ach, wenn es weiter nichts ist," — dachte er — „meinetwegen mag das Schiff festsitzen bleiben, so lange es ihm beliebt, denn ich bin so glücklich, daß ich gern wünschte, diese Reise dauerte bis Ragnarök*), wie Frithiof sagt."

Unterdessen waren die beiden alten Damen erwacht und begannen zu klagen, Frau Oefelt über die Angst ihres Mannes und ihrer Kinder, wenn sie nicht zur bestimmten Zeit nach Hause käme, und Tante Gertrud über die Besorgnisse ihrer Schwester und ihres Schwagers. Vergebens bot die erstere ihrer alten Freundin eine Prise nach der andern an, vergebens präsentirte ihr die letztere dagegen Eau de Cordon — wie sie es nannte — sie vermochten einander nicht zu trösten. Emma stimmte in die Klagen der alten Damen ein, so gut sie konnte, obwohl sie innerlich über diese Verlängerung der Reise nichts weniger als mißvergnügt war.

Vergebens arbeitete man, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Da trat der Kapitän auf und erbot sich, die sämmtlichen Passagiere nach und nach in der Jolle durch etliche Matrosen nach einer kleinen hübschen Insel rudern zu lassen, die nur wenige Ellen von der Stelle entfernt war, auf welcher das Schiff fest saß. — „Durch diese Erleichterung des Fahrzeugs" — setzte er hinzu — „gelingt es uns vielleicht, dasselbe wieder flott zu bringen; und es

*) Ragnarök ist nach der altnordischen Mythologie der Untergang der Welt. (Die Götterdämmerung.) Im siebenten Gesange der Frithiofssage von Tegner wünscht Frithiof in seinem Glück, „die Sonne möge schlafen bis Ragnarök;" und im vierundzwanzigsten Gesange sagt Balders Oberpriester: „Ragnarök ist der Sühnungstag der Asen — das Weltgericht."

Digitized by Google

wird den Herrschaften jedenfalls angenehmer seyn, dort spazieren zu gehen, als sich hier an Bord zu langweilen. Ich bürge mit meiner Ehre dafür, daß Ihre Sachen hier in sicherer guter Verwahrung seyn werden." —

Die meisten Passagiere nahmen dieses Anerbieten gern an und bald war die Jolle mit einer Menge von Personen gefüllt, die über die unvermuthete Verzögerung der Reise mehr oder weniger verdrießlich waren und sich auf die Insel rudern ließen, nachdem der Kapitän versprochen hatte, sie sogleich von da abholen zu lassen, wenn es gelänge, das Schiff flott zu machen. Allein ein Theil der Passagiere traute sich nicht, ihr Gepäck zu verlassen, und unter diesen war auch Frau Oefelt. — „Ich gehe nicht von der Stelle" — sagte sie — „ich werde meine Koffer und Packete nicht Wind und Wellen überlassen. Der Kapitän hat eben Zeit, nach den Sachen zu sehen — und an wem sollte ich mich wohl halten, wenn bei meiner Zurückkunft die Hälfte meiner Sachen weg wären?" —

Tante Gertrud dagegen erklärte, daß sie — jedoch lediglich Emma's halber — mit ans Land fahren würde, und bat ihre Freundin, auch auf ihre Sachen ein wachsames Auge zu haben. Mit dem zweiten Transport der Jolle fuhr sie dann nebst Emma und Eduard nach der Insel.

Bald waren sie am Land. Da es zum Promeniren noch zu warm war, zogen die meisten Passagiere vor, sich am Strand unter die schattigen Erlen hinzustrecken, von wo sie den arbeitenden Matrosen auf dem Schiffe mit Bequemlichkeit zusehen konnten. Die, welche zu landen gewünscht hatten, waren nun alle auf der Insel, die Mißtrauischen standen drüben auf dem Verdeck. Die Matrosen strengten vergebens alle ihre Kräfte an — es schlug sieben, es schlug acht Uhr, und noch immer stand das Schiff an derselben Stelle. Ein dumpfes Gemisch von Klagen, Flüchen und ungeduldigen Ausrufungen erhob sich nun vom Ufer der Insel; nur Eduard und Emma waren ruhig.

Um die Zeit zu verkürzen, verließ man die Ruheplätze und promenirte ein wenig, da es inzwischen kühl geworden war. Es schlug neun Uhr, und das Fahrzeug, das nun seit drei Stunden festgesessen hatte, saß noch immer an derselben Stelle. Viele Passagiere waren unterdessen hungrig geworden und wünschten sich an Bord, um zu soupiren. Man wedelte mit den Taschentüchern, man rief: — „Rudert die Jolle herüber — ins Teufels Namen — wir verhungern ja hier!" — Darauf ruderte die Jolle eilends vom Schiffe ab und landete; in einem Augenblicke war sie mit Hungrigen gefüllt. Tante Gertrud erklärte jedoch, daß sie nach dem reichlichen Mittagessen, das sie eingenommen hätte, keinen Appetit zum Abendessen verspüre. Von Eduard und Emma wird man wohl glauben, daß sie weder Hunger noch Durst fühlten. Sie kamen also überein, mit einigen andern Passagieren noch auf der Insel zurückzubleiben.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Wie unangenehm," sagte der Prinz ungeduldig, nachdem sich der Diener entfernt hatte: „ich soll meine Mutter nach Schloß Friedrichsruh begleiten, gerade jetzt, wo ich noch so gerne mit Dir mich unterhalten hätte; allein meine Mutter meine Begleitung abschlagen, — Du weißt, das würde sie außer sich bringen, — es läßt sich nicht läugnen", fügte er halb lachend, halb ironisch bei, „sie hat etwas von Friedrich dem Großen." Stahlburg lachte über die Bemerkung und nahm seinen Hut, um sich zu empfehlen. „Nicht wahr, ich habe recht?" sagte der Prinz, dem dieß Lächeln nicht entgangen war, Du findest es auch?"

„Ich finde diese Aehnlichkeit sehr schmeichelhaft für Ihre Hoheit", entgegnete Stahlburg: „Friederich war ein großer Geist."

„Versteht sich", entgegnete der Prinz, „wie alle großen Geister, liebte er keinen Widerspruch, sondern blinden Gehorsam! Dieß hat namentlich meine Mutter mit ihm gemein; und darum Stahlburg", sagte er, indem er ihm die Hand reichte, „will ich mich jetzt fortstürzen, über Hals und Kopf mich anziehen, alle Leute im Schloß zu Hülfe nehmen: und so hoffe ich, daß ich in einer Viertelstunde, — so viel Zeit hat mir nämlich meine Mutter anberaumt, glücklich, aber natürlich zitternd und bebend vor Eile, vor meine Mutter treten kann. — Nun! fügte er bei und schlug in komischem Pathos die Hände in einander, um nach Friedrichsruh zu fahren, dann floh er aus dem Zimmer, als sey er gejagt worden und schlug alle Thüren hinter sich zu. —

Stahlburg, der des Prinzen hyperbolische Art zu sprechen in Bezug auf seine Mutter schon kannte, entfernte sich lachend.

Valerie war kaum mit ihrer Toilette fertig, als die Gräfin eintrat, um das junge Mädchen zu der Herzogin zu führen.

„Gut, daß Sie fertig sind, meine kleine Freundin", rief die Gräfin, „es ist schon 11 Uhr vorüber, wir müssen uns beeilen."

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten", sagte Valerie und warf ihre Mantille um.

„So lassen Sie uns gehen", sagte die Gräfin ihre Negligehaube mit Rosa-Band vor dem Spiegel,

noch einmal musternd, dann gab sie Valerie den Arm, und Beide gingen.

„Sehen Sie mein Kind", flüsterte die Gräfin Valerie ins Ohr, als sie vor einer mit Hirschgeweihen verzierten Thüre vorbeigingen, — „hier sind die Zimmer des Erbprinzen, ein sehr schöner liebenswürdiger, geistvoller junger Mann, ein würdiges Bild seines edlen, leider durch seine Gemahlin unglücklichen Vaters, doch ich will Ihnen keine Beschreibung von ihm machen; sie sollen selbst sehen und urtheilen. — Aber eins bitte ich mir aus, verlieben sie sich nicht in ihn."

„Dieß hat keine Gefahr!" lachte Valerie.

„Ja, mein Kind, sprechen Sie nicht so ab, wenn er Ihnen nun die Kour machte, sich in Sie verliebte, Sie können seiner Liebenswürdigkeit nicht widerstehen, — allein Spaß bei Seite, — ein Prinz zum Kurmacher ist nicht wünschenswerth, — es ist eine gefährliche Sache! Aber da sind wir am Ziel, fürchten Sie sich nur nicht vor der Herzogin, wenn sie auch ein mürrisches Gesicht machen sollte, das ist so ihre Art." Valerie empfand einiges Herzklopfen, doch nahm sie sich zusammen und folgte der voraneilenden Gräfin, welche jetzt die Thüre zu dem Zimmer der Herzogin öffnete.

Die Herzogin war eine hohe schlanke Frau, in den mittleren Jahren, von einem noch ziemlich jugendlichen Aussehen; ihre Züge waren so regelmäßig, wie die einer Statue und mußten früher, wo sie mit Jugend verbunden waren, sehr schön gewesen seyn, ihr Ausdruck jedoch war kalt und strenge, zuweilen finster. Ueberhaupt war sie mehr eine imponirende, als anziehende Erscheinung.

Die Herzogin saß in einem Fensterbogen mit Malerei beschäftigt. Als sie die beiden Damen ansichtig wurde, erhob sie sich jedoch, und ging ihnen entgegen, indem sie sagte: „Ah, Sie bringen mir endlich Fräulein von Felseneck, liebe Gräfin, das freut mich." Dabei reichte sie dem jungen Mädchen die Hand zum Kusse, nahm ihren vorigen Platz wieder ein und deutete nun den Damen an, sich zu setzen.

Valerie hatte ihre erste Scheu überwunden und ihre Liebenswürdigkeit, welche bisher auch bei dem starrsten Charakter nicht erfolglos geblieben war, machte auch auf die Herzogin einen angenehmen Eindruck: die Gräfin bemerkte sogleich, daß Valerie gefallen habe und freute sich recht herzlich darüber. Valerie glaubte jedoch das Gegentheil, denn sie, die nie einem so kalten, stolzen Charakter begegnet war, hielt sogar noch die Freundlichkeit, die ihr die Herzogin bezeigte, für überraschende Kälte. Nach einem kurzen Gespräch fuhr ein Wagen in den Hof, die Herzogin erhob sich, blickte durch das Fenster und sagte: „Liebe Gräfin, ich fahre heute mit meinem Sohn nach Friedrichsruh, da haben Sie Zeit genug, sich mit Ihrer neuen Freundin zu unterhalten."

Die Damen erhoben sich, doch kaum hatten sie dieß gethan, als der Erbprinz eintrat. Erstaunt blieb er einen Augenblick stehen, als er Valerien gewahrte, und sie ihrer Seits erröthete tief, denn sie erkannte in dem Prinzen die auffallendste Aehnlichkeit mit jenem Porträt, welches in ihrem Zimmer hing. Doch Alles dieß ging so rasch vor sich, daß es blos die Betheiligten bemerkten. Die Herzogin stellte Valerie ihrem Sohne vor, dann entfernten sich die Damen, aber in der Thüre noch bemerkte Valerie, daß ihr der Prinz mit seinen Augen gefolgt war.

„Nun, wie finden Sie den Prinzen?" fragte die Gräfin Valerie auf dem Rückweg.

„O, er ist recht hübsch," sagte Valerie mit gleichgültigem Ton, — obgleich sie sich im Innern gestanden, daß er noch schöner, als das Porträt sey.

„Recht hübsch?" wiederholte die Gräfin, — „Kind," sagte sie dann rascher, „ich will zwar nicht, daß Sie sich in den Prinzen verlieben sollen, allein Ihr „recht hübsch" ist mir zu wenig für unsern Prinzen, das Ideal eines Mannes.

„Ei! Ei," rief Valerie lachend, „das klingt ja ganz gefährlich, Gräfin! Ich vermuthe, Sie sind Ihren Ansichten, die Sie mir über Männer äußerten, nicht treu geblieben." —

„Sie kleiner Spottvogel, — Sie!" sagte die Gräfin lächelnd und geschmeichelt von dieser Neckerei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Die letzten Worte berühmter Todten.] Napoleon hauchte seinen Geist aus, indem er rief: „Feldherr;" Byron: „Laßt uns schlafen;" Nelson: „Einen Kuß;" Nero: „Und so bewahrt ihr mir die Treue." Alfieri: „Drücket mir die Hand, mein Theurer, ich sterbe;" Minister Chesterfield: „Gebt mir einen Stuhl;" Haydn: „Gott erhalte den Kaiser;" der berühmte Physiolog Haller: „Die Ader schlägt nicht mehr;" Goethe: „Licht, mehr Licht;" die Königin Elisabeth von England: „Alle meine Schätze für eine einzige Minute;" Kardinal von Beaufort: „Wie, gibt es denn kein Mittel, den Tod zu unterjochen?" Hugo Grotius: „Laßt uns ernst werden;" Tasso: In deine Hände, o Herr!" Anna Boleyn, indem sie ihren Hals mit den eigenen Fingern maß: „Er ist klein, sehr klein;" Thomas Morus, da er das Schaffot bestieg: „Ich bitte euch, helft mir hinaufzusteigen, denn um hinabzusteigen habe ich Hülfe nicht von Nöthen;" Walter Scott: „Es ist, als fühlte ich mich neu geschaffen;" Jefferson: „Ich empfehle meine Seele Gott und meine Tochter dem Vaterlande;" Washington: „Es geht gut;" J. G. Adams: „Die letzte Sache, die man auf Erden macht;" Harrison: „Ich wünsche, daß ihr

die wahren Grundsätze der Regierung begreift und sie den Menschen bekannt macht, sonst verlange ich nichts;" Taylor: „Ich versuchte, meine Pflicht zu thun;" Friedrich V. von Dänemark: „Auch nicht ein Tropfen Blutes klebt an meinen Händen;" Mozart: „Sprich nicht von Trost, meine Emilie; nun denn nimm meine letzten Noten, setze dich ans Piano und singe mir die Hymne der heiligen Mutter Gottes, daß ich ein anderes Mal diese Töne vernehme, die mir durch so lange Zeit ein Vergnügen und eine Stärkung waren;" Karl II.: „Habt Acht, daß Nelly nicht Hunger leidet;" Mirabeau: „O, daß ich sterbe bei den Tönen einer himmlischen Musik."

Die von König Ludwig vom 13. Oktober 1825 bis zum 31. März 1848 für Kunstschöpfungen aus seinem Privatvermögen verwendeten Summen sind in einem unlängst erschienenen statistischen Werke über Bayern wie folgt aufgezählt: 1) für Bauten 8,390,776 fl.; 2) für Skulpturen und Malereien 1,465,390 fl.; 3) für Glasmalereien 335,551 fl.; 4) für Möbel 655,672 fl.; 5) Kunsterwerbung 753,150 fl. 1) Glyptothek (Bau) 109,589 fl.; für Malerei und Skulptur 195,126 fl.; 2) Walhalla (Bau) 1,832,385 fl., für Skulpturen 330,557 fl., 3) Königsbau 1,832,863 fl., für Möbel 331,565 fl.; 4) Saalbau 468,176 fl., für Malereien 256,465 fl., für Möbel 280,000 fl.; 5) Allerheiligenkirche 437,392 fl., für Einrichtung 44,170 fl.; 6) Glasmalerei (Au, Köln und Regensburg) 333,561 fl.; 7) Bonifaziuskirche (bis zur Abdankung) 697,676 fl.; 8) Kunstausstellungsgebäud 682,578 fl.; 9) Isarthor 25,856 fl.; 10) Hofgartenbögen 71,920 fl.; 11) äußerer Hofgarten 21,877 fl.; 12) Feldherrnhalle 245,738 fl.; 13) Monopteros 42,000 fl.; 14) Bayerische Ruhmeshalle (bis zur Abdankung) 294,709 fl.; 15) Zwei Brunnen 174,434 fl.; 16) Bavaria (bis zur Abdankung) nebst Reliefskulpturen 294,709 fl.; 17) Pompejanisches Haus (bis zur Abdankung) 155,635 fl.; 18) Siegesthor (bis zur Abdankung) 205,732 fl.; 19) Befreiungshalle bei Kellheim (bis zur Abdankung) 637,937 fl.; 20) Neue Pinakothek (bis zur Abdankung) 109,576 fl.; 21) Dom zu Speyer 76,011 fl.; 22) Villa bei Edenkoben 154,384 fl.; 23) Landhaus bei Schwabing 83,155 fl.; 24) Max I. 64,454 fl.; 25) Obelisk 99,721 fl.

[Die Dampf-Marine von Frankreich und Großbritannien.] Nach Mittheilungen, welche kürzlich im Parlament gemacht wurden, hatte England 174 königl. Dampfschiffe, mit 44,480 Pferdekraft. Zieht man Packetschiffe, Tenders ꝛc. ab, so bleiben 103 Kriegs-Dampfer, nämlich 4 Linienschiffe, 23 Fregatten, 48 Sloops und 28 Kanonen-Boote, zusammen mit 32,327 Pferdekraft. — Die französische Kriegsflotte besaß 1849 an Dampfern nur 58, nämlich 17 Fregatten, 15 Kovetten und Sloops und 26 Aviso's erster Klasse, welche den englischen Kanonen-Booten entsprechen, zusammen 15,740 Pferdekraft. Die brittische Dampf-Flotte war also mehr wie doppelt so stark, als die französische. Aber noch weit größer ist der Unterschied in der Handels-Dampf-Marine. Die französische bestand 1849 nur aus etwa 10,000 Tonnen mit 300 Pferdekraft; dagegen hatte England an 1300 Dampfer von 300,000 Tonnen und 100,000 Pferdekraft. Nach einem dem Parlament vorgelegten Bericht belief sich die Zahl der registrirten Dampfschiffe des vereinigten Königreichs am 1. Januar 1852 auf 1218 Dampfer; seitdem sind etwa schon 100 neue hinzugekommen oder doch der Vollendung nahe.

Saphir erzählt im Humoristen folgende Anekdote, für deren Wahrheit er einsteht: „In Fünfkirchen war im Jahre 1841 eine Operngesellschaft! Ein Sänger darunter schrie so, daß sich einige ruheliebende Menschen zu der Ortsbehörde begaben, um gegen diese Störung der Ruhe und der Stadt Klage zu führen. Der Richter ließ den schreienden Sänger kommen, und es ergab sich folgendes Verhör und Urtheil: „Was ist das für ein Ton, bei dem Sie so schreien?" Der Ton heißt „A", das hohe A. „A? Hoches A? Hören Sie, wenn Sie sich unterstehen, nochmal „hoches A!" zu singen, kriegens fünfundzwanzig — !"

Die von dem Berliner Künstler Wilhelm Wolf jüngst angefertigte Gruppe, welche mit vielem Geist und Humor die unglückliche Staar-Operation an einem Bären darstellt, mit Bezug auf die an einem Bären im Berliner zoologischen Garten vorgenommene Operation, wird jetzt in Bronze ausgeführt. Auf der Rückseite dieses Kunstwerkes befindet sich folgende Inschrift:

„Der Bär ist nun ein stiller Mann,
Das Chloroform ist schuld daran;
Ein ärztliches Kollegium
Ging mit dem Vieh zu menschlich um,
Das Füchslein grünst, das Bärlein flennt,
Der Wolf setzt ihm dieß Monument."

Herr Luther aus Schweidnitz hat auf der Sternwarte in Volk bei Düsseldorf, ganz in der Nähe der „Flora", einen neuen Planeten (11r Größe) entdeckt. Es ist dieß der 25ste.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 92 9. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Tante Gertrud fing nun wieder an, über die Besorgnisse ihrer Schwester und ihres Schwagers zu klagen. Pferde und Wagen sollten in Norrköping Schlag acht Uhr warten, und von da aus konnten sie um zwölf Uhr daheim seyn. Wie unruhig mußte man nun nicht in der Heimath werden, wenn eine Stunde nach der andern in vergeblicher Erwartung verging.

Auch Emma fing an ängstlich zu werden; aber der Graf beruhigte beide Damen und schlug zu ihrer Zerstreuung einen Spaziergang vor, um die schöne Insel in Augenschein zu nehmen. Die übrigen Zurückgebliebenen hatten sich ebenfalls nach verschiedenen Richtungen der Insel hin zerstreut; man hatte nur darauf zu achten, daß man die Ankunft der Jolle nicht versah. Eduard bot beiden Damen den Arm und wanderte mit ihnen in das Gehölz.

Die Sonne sank immer tiefer hinter die Berge und färbte die spiegelklare See mit ihrem Gold. Die Wachtel schlug ihr Tik te Pik, um den bleichen, aus der Tiefe der Wellen heraufsteigenden Mond zu begrüßen. Der Abendwind säuselte leicht und lind durch die belaubten Gipfel der Bäume und spielte mit dem zitternden Laub, mit dem nickenden Grashalmen, mit Emmas kastanienbraunen Locken und mit dem blauen Band auf ihrem Strohhut. Die Blumen standen mit Thautropfen in ihren Kelchen und winkten den schwärmenden Schmetterlingen, die sich müde in ihren Schooß niedersenkten. Balsamischer Duft entstieg den unzähligen Nachtviolen, die Vögel schlummerten in den Zweigen, durch deren Schaukeln leise in den Schlaf gewiegt. Die ganze Natur bereitete sich zur Ruhe der kommenden Nacht vor, stand aber dennoch prachtvoll, herrlich und feierlich, obwohl in einem leichten Flor gehüllt.

Vergessend die Unruhe ihrer Eltern, vergessend den verhaßten Fridolf — ja, die ganze Welt mit ihrem Wohl und Weh vergessend, ging die unschuldige Emma in der feierlichsten Stimmung an Eduards Arm, der leise den ihrigen berührte. Hoch schlug das Herz des Jünglings, er glaubte im Paradiese an der Seite eines Engels zu wandeln.

Emma gewahrte ein Vergißmeinnicht, das im hohen Grase blühte. Schnell ließ sie Eduards Arm los und eilte einige Schritte vorwärts, um das Blümchen zu pflücken. Mit unbefangener Miene gab sie es ihrem Begleiter und sprach: — „Sehen Sie, Herr Hährling — es war das einzige, das ich sah." — Der Graf nahm die Blume und küßte sie entzückt. Hastig ließ er dann Tante Gertruds Arm los, zog sein Taschentuch hervor, riß ein Blatt Papier daraus, wickelte die Blume in dasselbe und verbarg sie an seiner Brust, indem er sprach: — „Hier sollst Du bleiben, bis mein Herz nicht mehr schlägt." — Emma erröthete und bereute die Uebereilung, mit der sie dem jungen Mann gezeigt hatte, daß sie in seinem Andenken zu bleiben wünsche; aber Tante Gertrud begann mit lauter Stimme zu moralisiren und sprach: — „Nun, das muß ich sagen, das sah sehr zärtlich aus. Soll denn die arme Blume liegen bleiben, bis der Herr Magister stirbt? Ja, ich kenne diese Sprache aus der Zeit, als ich noch jung war; damals wurde mir auch manche Sottise gesagt." —

Eduard und Emma schwiegen. Man setzte den Spaziergang fort und gerieth immer tiefer in das Gehölz; allein man traf auf keinen der übrigen Passagiere, denn diese hatten sich alle an den Strand zurückbegeben.

Endlich schreckte Tante Gertrud aus ihrem Nachdenken empor und fragte, wie spät es sey. Emma sah nach ihrer Uhr und bemerkte mit Bestürzung, daß es bereits eilf Uhr war. Nun gerieth man in Angst, daß die Jolle die übrigen Passagiere von der Insel abgeholt und das Schiff seinen Weg fortgesetzt haben könnte. Und es war nicht so leicht, sich an den Strand zurückzufinden, als es gewesen war, sich in das Gehölz zu vertiefen; man gerieth vielmehr immer tiefer in den Wald und erreichte endlich statt des gesuchten Strandes den entgegengesetzten. Nach einer langen ängstlichen Wanderung über moosige Steine, nasses Gras und durch verwachsenes Gebüsch, wo man sich vor zurückschlagenden Zweigen, Disteln und Dornen in Acht nehmen

Digitized by Google

mußte, kamen die Verirrten endlich glühend und mit klopfenden Herzen zu dem grünen Platz, unter dessen Bäumen man früher gesessen hatte. Da sahen sie mit Schrecken ihre traurige Ahnung bestätigt. Das Schiff war wirklich fort, keine Spur davon war zu sehen, noch weniger ein Mensch am Strande zu erblicken.

Während unsere Reisenden an der andern Seite der Insel promenirt und über der schönen Natur das Schiff völlig vergessen hatten, waren die Matrosen mit der Jolle an die Insel gekommen, um die letzten Gelandeten abzuholen. Das Schiff war endlich flott gemacht worden. Da Niemand wußte, ob unsere drei Passagiere fehlten oder schon mit der ersten Ladung an Bord zurückgekehrt waren, so fiel es Niemand ein, auf der Insel nach ihnen zu rufen oder zu suchen. Und auf dem Schiffe glaubte die Bürgermeisterin, welche unten im Salon saß, ihre Freundin wäre auf dem Verdeck. Alle waren froh, daß die so lange unterbrochene Reise endlich fortgesetzt wurde, und Niemand ahnte, daß drei Passagiere fehlten.

Nun stelle man sich die Klagen der Tante Gertrud vor. Emma schwieg, um ihren Jammer nicht zu vermehren, obwohl sie selbst sehr bestürzt war. Eduard dagegen suchte die alte Dame zu beruhigen. Allein was war zu thun? — Man mußte sich darein finden, die Nacht auf der Insel zuzubringen und am folgenden Morgen bei der Rückkehr des Dampfschiffs aufzupassen, um sich wieder an Bord aufzunehmen und nach Stockholm zurückbringen zu lassen.

Keine menschliche Stimme wurde gehört, keine menschliche Wohnung gesehen, und man überzeugte sich bald, daß die Insel unbewohnt war. Doch fürchteten die Damen Schlangen und wilde Thiere. Eduard verließ sie auf eine Weile, um zu rekognosziren, allein da stieg die Angst der armen Frauen noch weit höher. Sie fürchteten nicht allein für sich selbst, sondern auch für ihn, der in dieser hülflosen Lage ihre einzige Stütze war. Wie leicht konnte er nicht irre gehen oder von einem Unglück betroffen werden! — Zu ihrer Beruhigung kam er jedoch bald zurück.

Die drei Unglücksgefährten beschlossen nun, sich in einiger Entfernung vom Meer niederzusetzen, so daß sie bemerken konnten, wenn ein Fahrzeug vorüber segelte, mit dem sie vielleicht bis Norrköping — wohin sie nicht weit zu haben glaubten — kommen könnten. Emma saß auf einem berasten Hügel, die Tante neben ihr, Eduard beiden gegenüber. Emma bat ihre von innerer Unruhe und von der Reise ermüdete Tante, sich auf sie zu lehnen, und gern benutzte die Tante dieses Anerbieten, nahm ihren Hut ab und lehnte ihren Kopf an die Kniee ihrer Nichte.

Zum Glück war die Nacht so lau, wie sie nur im Beginn des Monats Juli seyn kann. Keiner von den Unglücksgefährten klagte über Kälte, man fühlte nur eine leichte, nach der großen Hitze des Tages äußerst angenehme Kühlung. Etwas Eßbares ließ sich durchaus nicht auftreiben, doch versicherten die Damen dem darüber bekümmerten Grafen, daß sie vor Gemüthsbewegung keinen Bissen zu essen vermöchten, wenn sie auch vor dem leckersten Mahle säßen.

Eduard glaubte jedoch nach einer Weile zu bemerken, daß die zarte Emma ihre wohlbeleibte Tante nicht lange würde stützen können. Ohne etwas zu sagen, begann er mit großem Eifer Zweige von den Bäumen zu brechen. — „Was machen Sie da, Herr Magister?" — fragte die Tante. „Ich will ein Lager für die Damen zurecht machen" — erwiderte er. Bald hatte er auch wirklich ein weiches Ruhebett von Laub und Moos bereitet. Allein Emma schlug es aus, Platz darauf zu nehmen; sie fand mehr Behagen daran, den schönen nächtlichen Himmel und die in leichte Schleier gehüllte Erde zu betrachten, auf welcher unzählige, im Grase verborgene Johanniswürmchen wie Sterne leuchteten. Tante Gertrud streckte jedoch ihren alten ziemlich umfangreichen Leib gern auf das einladende Lager, sie nahm sich aber heimlich allen Ernstes vor, keinenfalls sich dem Schlaf zu überlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nachher war Ball in dem Schlosse. Valerie hatte mit Hülfe ihres Geschmacks eine reizende Toilette gemacht. Sie trug ein weißes gesticktes Kleid, welches durch ein rosaseidnes Unterkleid einen blaßrothen Schimmer erhielt, und durch ihre dunkelbraunen Locken wand sich ein Kranz von Rosen; ein Brillantschmuck, ganz in der Rococoform gefaßt, zierte den wundervollen Hals und die Arme.

Valerie war kam auf dem Balle erschienen, so war sie auch schon von den elegantesten, gesuchtesten Tänzern engagirt, und hatte in kurzer Zeit keinen Tanz mehr frei. Der Erbprinz trat jetzt zu ihr und bat sie um einen Tanz, — „Sie sind wohl auf Alles engagirt," fügte der Prinz bei, „denn nach der Sonne wendet sich Alles hin."

„Wollen Sie mir den ersten Walzer geben?" frug er dann und sah Valerie an.

Valerie bejahte es leicht erröthend.

Als der Tanz beendigt war und der Prinz seine Tänzerin zu ihrem Platze zurückgeführt hatte, sagte er in halblautem Ton: „Wissen Sie, Fräulein von

Felseneck, daß ich das Glück hatte, Sie schon einmal zu sehen, doch wo ganz anders, als hier."

„Darf ich fragen, wo es war? Doch weiß ich mich bestimmt zu erinnern, daß ich Ew. Durchlaucht hier zuerst erblickt habe."

„Ja, das glaube ich," entgegnete der Prinz, „denn ich sah Sie, ohne daß Sie wußten, daß ich in Ihrer Nähe war. Es war in einer schönen poetischen Umgebung, wo ich Sie zuerst erblickte, in dem alten Bergschloß zu Heidelberg, — heute ist es gerade ein Jahr; wenn Sie nachrechnen, werden Sie erfahren, daß ich ein gutes Gedächtniß für diesen glücklichen Moment habe. — Sie saßen auf einer Bank in der Nähe des Thurmes, und schienen Jemand zu erwarten. In der einen Hand hielten Sie Ihren Hut, — er hatte ein Rosenband, — mit der andern stützten Sie ihr Köpfchen. Ich war so glücklich, in Ihr Gesicht sehen zu können. Einmal sahen Sie vor sich hin, und als Sie das Auge aufschlugen, fiel eine Thräne daraus, und Sie seufzten: Habe ich nicht recht, ist nicht Alles so gewesen? Und nachher zerrupften Sie ein Blatt — dieses Blatt, meinen Sie gewiß, hätte der Wind verweht, oder ein Fuß zertreten, ich habs, — soll ichs Ihnen zeigen?"

„Nein, um Gotteswillen, nein!" sagte Valerie in großer Verlegenheit. „Sehen Sie," fuhr der Prinz fort, „damals ließ ich wegen des augenblicklichen kleineren Gewinns mir den größeren entgehen, — ich blieb in Ihr Anschauen vertieft, in dem Thurm, und als Sie sich entfernten, verließ ich mein Versteck; aber als ich mich durch Steine und Buschwerk hervorgearbeitet hatte, waren Sie fort, und es bedurfte nicht viel, so hätte ich geglaubt, Alles sey eine Erscheinung gewesen, aber das zerknitterte Kastanienblatt, was am Boden lag und die kleinen Fußtapfen im Sande belehrten mich einer glücklichen Idee.

Valerie, die in Verwirrung während dieser Erzählung gerieth, namentlich, da sie sich eingestehen mußte, daß Alles wahr sey, was der Prinz sagte, hatte bisher keine Einwendungen gemacht, im Gegentheil durch ihre Verwirrung, welche dem Prinzen nicht entgangen war, bewiesen, daß sie es war, und es fiel ihr zu spät ein, daß sie eine Unvorsichtigkeit begangen habe. Um dieß wieder gut zu machen, sagte sie: „sollen sich Durchlaucht nicht vielleicht geirrt haben. Aehnlichkeit sind oft so frappant."

„O nein, es ist eine Unmöglichkeit, daß ich mich geirrt habe, und es kömmt mir gerade so vor, als ob Jemand fragen wollte, wenn die Sonne erscheint: ist das dieselbe Sonne? — Es gibt ja nur eine Sonne. Aber," fuhr er fort als Valerie schwieg, „wollen Sie mir denn die Freude nicht gönnen, Sie wieder gefunden zu haben? Besitzt Ihr Herz nicht die Güte, die diese Augen so wahr und innig aussprechen," und dabei sah er Valerie so seelenvoll mit seinen großen dunklen Augen an, daß sie nicht mehr im Stande war, zu verneinen und es leise eingestand, daß sie es gewesen.

In diesem Augenblick begann ein neuer Tanz und sie mußten sich trennen, allein vorher hatte Prinz Leopold Valerien noch zu einer Polka engagirt.

Die Herzogin saß in einem an den Saal stoßenden Zimmer und spielte mit einigen Hofherrn Whist.

Der Erbprinz trat jetzt herein, die Herzogin reichte ihm die Hand, indem sie sagte: „Hast du getanzt mein Sohn?"

„Ja, liebe Mama", entgegnete der Prinz — „einen Polka; ich bin noch ganz außer Athem?"

„Wie, ein Polka?" fragte die Herzogin, „du liebst doch sonst diese Tänze nicht."

Der Prinz lachte, indem er sagte, „ja es war hier ein anderer Fall, ich hatte eine ausgezeichnete Tänzerin."

„Und wer war die, wenn man fragen darf?"

Fräulein von Felseneck," entgegnete der Erbprinz. „So? die kleine Felseneck?" sagte die Herzogin.

„Wenn du erlaubst, Mama, so klein ist sie eben nicht," fiel der Prinz ein.

„Nun, eine imposante Gestalt hat sie doch wahrhaftig nicht," rief die Herzogin fast ärgerlich. „Imposant freilich nicht," entgegnete der Prinz verdrossen, „aber ideal, was sollte auch dieß junge Kind mit einer imposanten Gestalt."

Die Herzogin schwieg, dann sagte sie, indem sie die Karten hinlegte, „wahrhaftig ich verliere alle Lust am Spiel, weil ich nie gewinne, ich will mich einmal zu den Tanzenden begeben, vielleichte kömmt das Glück unterdessen wieder." Sie stand auf und nahm den Arm ihres Sohnes, der nicht umhin konnte, seine Verwunderung darüber auszusprechen.

Kaum war die Herzogin mit ihrem Gefolge verschwunden, so kam Valerie wie eine weiße Rose, so bleich, an dem Arm der Gräfin in das Zimmer und warf sich erschöpft in einen Divan. Das arme Kind war von dem ungewöhnten Lärm, von der Unfreundlichkeit der Herzogin, und der Erzählung des Prinzen so erschöpft geworden, daß, hätte sie die Gräfin nicht hinweggebracht, sie umgesunken wäre. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Einen großen Skandal erregte in Washington folgender Rechtsfall. Ein armer Blinder, in der Stadt seit vielen Jahren als Gegenstand des öffentlichen Mitleidens bekannt, erschien vor Gericht und verklagte den Doktor Raskal um 300 Dollars,

Digitized by Google

welche derselbe ihm aus einem Kontrakt schulde. Der Augenarzt sey zu ihm gekommen, habe seine Augen untersucht und ihn gefragt, ob er sich wolle kuriren lassen, er werde ihn in sein Haus nehmen, ihm Wohnung, Kost, Kleidung ꝛc. geben und noch 300 Dollars schenken. Er, der Blinde, sey gern darauf eingegangen, aber der Augendoktor verweigere die Zahlung. — „Das Verhältniß ist richtig," sagte der Arzt, „allein der Mann hat keine meiner Vorschriften befolgt; ich konnte also nicht erlangen, was ich beabsichtigte, nämlich einen Jedermann zu Gesicht kommenden augenscheinlichen Beweis von meiner Kunst zu geben. Könnte er sehen, so hätte ich ihm gern das Geld gegeben, und ich bin auch noch jetzt dazu bereit." — „Ah," sagte der Blinde, „jetzt habe ich Sie, wo ich Sie haben will! Sie haben Ihr Versprechen so eben vor Zeugen wiederholt — nun bekomme ich 300 Dollars! denn ich bin sehend so wie Sie!" — Ueberrascht und verlegen sagte der Arzt: „Nicht möglich!" — „O ja, sehr möglich!" erwiderte der Blinde. „Ich war nicht blind, das wußten Sie sehr gut. Sie wollten mit einer Kur, die Sie gar nicht gemacht haben, prahlen, das wäre mir auch einerlei gewesen, jeder verdient sein Tagelohn auf seine Weise, der Eine dadurch, daß er blind ist, der Andere dadurch, daß er Blinde kurirt — allein Sie wollten mir die 300 Dollars nicht geben — jetzt müssen Sie, denn Sie haben sie mir vor Zeugen versprochen." — das Gericht erkannte dem Blinden die 300 Dollars zu, strafte ihn aber wegen Betrugs um 300 Dollars. Beide, Arzt und Patient, haben in Folge dieses Falles die Stadt verlassen.

[Moderne Romantik.] Man erinnert sich wohl noch jenes Gentlemans, der bei der Februar-Revolution in Paris über die Boulevards ging, mitten im Kugelregen die Hände gemüthlich in den Hosentaschen, und der auf den warnenden Zuruf der Blousenmänner antwortete: „Was geht mich Eure schäbige Revolution an." Ein Seitenstück dazu bildet jetzt ein Gentleman, der schon dreizehn Male mit dem Dampfschiffe die Reise von Liverpool nach Halifax und zurück gemacht, nicht etwa, um Amerika zu sehen, sondern bloß, um zu sehen, ob das Dampfschiff, dessen Passagier er ist, „nicht einmal auf offener See verbrenne, was ein schöner Anblick seyn solle, ein Anblick, der ihm allein noch fehle in seinem Album reizender Naturschauspiele." — Den Hut schief auf den Kopf gerückt (der ganze Gentleman scheint „schief gewickelt") und die Hände in den Hosentaschen, fragt er gähnend jeden Passagier: ob er auch mit hinüber fahre? Nicht anders, als wäre die 3000 Meilen und darüber lange Dampfschifffahrt nach Amerika nur eine Fähre über einen Fluß. Und zum nicht geringen Schrecken abergläubischer Mitreisender setzt er hinzu: „Dieß Mal, hoff' ich, wird's was." — „Womit, Sir?" — „Mit dem Verbrennen auf offener See. Hübsches Schauspiel! Wie?"

[Steuereinnehmers-Verlegenheit.] In Berlin wird dermalen ein kürzlich an der holsteinischen Küste gefangener Wallfisch gezeigt. Man erzählt deßhalb folgende Anekdote: Der Besitzer desselben wollte, als er ihn aus Holstein brachte, das Thier durch das Millernthor in Hamburg hinein schaffen. Er geht zu den dort stationirten Steuerbeamten, die den Mann kannten, und fragt: „Waat betaalt an Wallfisch Ackzis?" Man glaubt, der Mann wolle sich einen Scherz erlauben, und weiset ihn ab. Er wiederholt jedoch seine Frage mit dem größten Ernst, und nun sind die Steuerbeamten wohl pflichtschuldig genöthigt, alle Tarife nachzusehen. Sie blättern hin, sie blättern her, 'nen Wallfisch finden sie nimmermehr! Die nächste Folge davon ist, daß der Eigenthümer des Meerungeheuers sagt: wenn nichts davon im Buche stände, so sey er wohl „ackzisfrei". Man konnte nicht umhin, diese billige Ansicht zu theilen, und so wurde das Ungethüm auf einem Blockwagen ohne einen Schilling Abgabe in die Stadt gebracht.

Eine Anzeige aus dem „Cinc. Advertiser" lautet: „Ich, Harry Jonson, berühmtester Schinkenfabrikant, liefere unsterbliche geräucherte Schinken, welche sich Hunderte von Jahren vollkommen frisch und lieblich erhalten, Schinken, die niemals übelriechend werden, sondern ein Duft wie Lavendel und Ananas verbreiten, Schinken, die auf Seereisen, je länger sie dauern, je mürber werden, Schinken, welche die Männer stark wie Riesen und die Frauen sanft wie Täubchen machen, Schinken, welche alte Leute jung, dumme Leute verständig, überstudirte vernünftig, vorlaute bescheiden machen, Schinken, welche gute Laune erwecken und zum Tabakkauen reizen, Schinken für Ballfräuleins und Ballettänzer, denen sie Kraft in die Beine, Schinken für Brettschneider und Grobschmiede, denen sie Kraft in die oberen Glieder geben, kurz, Schinken, welche den Erfinder, so wie den Verzehrer unsterblich machen. Kommt und kauft! Gentlemans und Ladies. Das Pfund kostet 20 Cent."

Auflösung des Räthsels in Nro. 90:

Keule — Eule.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 93 11. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Stumm und gedankenvoll saß Emma da und Eduard erlaubte sich nicht, ihre Betrachtungen zu stören, denn ihre gegen den Nachthimmel gerichteten Augen und die sich leise bewegenden Lippen zeigten, daß ihre Gedanken sich in ein stilles Gebet verwandelt hatten.

Wie ein Träumender senkte Eduard den Kopf auf die Brust und kreuzte seine Arme. Tausenderlei Gefühle, die er kaum zu nennen wußte, kämpften in seiner Brust durcheinander. Er bemühte sich, das Innere seines Herzens näher zu betrachten und gewahrte mit Erschrecken, daß sich eine heftige Liebe zu Emma seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. — „Liebe ich nicht dieses Mädchen?" — fragte er sich selbst. — „Ist nicht schon meine ganze Seele mit den Banden der Leidenschaft an sie gefesselt und werden diese Banden nicht ewig dauern, wenn ich sie nicht sogleich zerreiße? Sie kann nie meine Gattin werden, ich kenne ja die Vorurtheile meiner Eltern über Rang und Stand. Uebrigens haben sie ja bereits eine Braut für mich ausersehen. Nein, ich muß diese reizende und gefährliche Emma fliehen. So bald ich sie nach Stockholm zurück begleitet habe, reise ich noch desselben Tages zu Lande mit der Post zu meinen Eltern, denn ich wage mich nicht dem verführerischen Reiz einer abermaligen Seereise in ihrer Gesellschaft auszusetzen. Mein Aufenthalt in B** soll dann nicht lange dauern." —

So sprach der junge Mann mit seinem Herzen, indem er so abgeschlossen, mit sich selbst da saß, als ob er ganz und gar vergessen hätte, daß ihm Emma so nahe war. Und gleichwohl war sie es, die seine Gedanken ausschließlich beschäftigte. Während dessen zerstreuten sich die Merkmale der Nacht immer mehr, im Osten schwammen schon feuerfarbige Wolken am Himmel, und bald darauf breitete der Morgen seine Purpurdecke am Rande des azurblauen Horizontes aus. „Ich will den Anblick Emma's vermeiden" — dachte Eduard — „ihr Sonnenblick würde meine eben gefaßten vernünftigen Vorsätze zerstreuen." — Aber gleich darauf redete die Tante Emma an und diese antwortete; süß wie Aeolsharfenklang tönte die Stimme der Geliebten in Eduards Seele wieder und er erhob sein Auge zu ihr empor. Wie ein Magnet das Eisen an sich zieht, so wurden seine Blicke zu dem Magnet seines Herzens gezogen und hafteten fest an demselben.

Ob sich Tante Gertrud, ihrem Vorsatz treu, wirklich wach erhalten, oder ob sie dann und wann ein Weilchen geschlummert hatte, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Freilich wollte sie gern hören, was sich die jungen Leute einander sagen würden. Aber sie lauschte vergebens, kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Sie saßen beide unbeweglich zu beiden Seiten ihres Lagers, da richtete sich die Tante endlich auf und redete Emma an.

Es war kaum halb vier Uhr und man hatte daher noch mehrere Stunden auf die Ankunft des Dampfschiffs zu warten. Indessen wurden ihre verstimmten Gemüther durch den erfrischenden Morgen bald so weit belebt, daß sie eine heitere Unterhaltung begannen."

Um nicht, wie an dem vorhergegangenen Abend, das Dampfschiff zu versäumen, setzte man sich gegen sieben Uhr nahe an's Ufer und spähete sehnsuchtsvoll hinaus an das Meer. Nach Verlauf einiger Zeit glaubte man das Dampfschiff in einiger Entfernung zu erblicken. Allmählig kam das Fahrzeug näher und näher und steuerte der Insel zu, ohne daß die drei Verlassenen es angerufen hatten. Man sah deutlich, daß man am Bord von den Zurückgebliebenen bereits Wissenschaft hatte. Diese Letzteren fühlten sich nun übrigens nicht wenig beschämt und verlegen darüber, daß sie wieder dahin zurückkehren mußten, woher sie gekommen waren. Der Kapitän selbst holte sie von der Insel und war unerschöpflich in Entschuldigungen wegen ihres Ungemachs. Gleich nach ihrer Ankunft am Bord fanden sie, daß man ihr Gepäck in dem Fahrzeuge gelassen und wohl verwahrt hatte; dann war ihre erste Sorge, sich ein Frühstück zu verschaffen und auszuruhen. Schnell und ohne Störung ging die Rückreise nach der Hauptstadt vor sich.

Digitized by Google

Unterdessen war Fridolf Tyrel gegen Mittag von B** abgereist, um die Tante und seine künftige Braut in Norrköping zu empfangen. Als er sich in den mit zwei derben Braunen bespannten netten Jagdwagen setzte, sagte Frau Hilbert: — „Gott sey mit Dir, lieber Fridolf. Ich wünschte wohl, daß Du schon mit meiner Emma zurückgekommen wärest, denn die Ungeduld eines Mutterherzens zählt jede Minute." — „Nun so leb' wohl, lieber Schwiegersohn in Hoffnung!" — rief ihm Hilbert fröhlich nach — „komm bald zurück mit Deiner kleinen Braut, nimm Dich aber in Acht, daß Du nicht unterwegs Arme und Beine brichst." — Diese Warnung fügte der Inspektor deßhalb hinzu, weil er glaubte, Fridolf würde seine Reise mit der Ungeduld eines Liebhabers allzu sehr beschleunigen; allein Fridolf war ganz ruhig, kümmerte sich nicht im Geringsten und fuhr im langsamen Trabe, sobald er aus dem Gesichtskreise der Hilbertschen Eheleute war.

Fridolf hatte nie geliebt. Wohl war er in seinen Studienjahren etliche Mal flüchtig verliebt gewesen, allein die schnell entstandenen Flammen waren gleich aufflammenden Meteoren eben so schnell wieder erloschen. Von jener süßen innigen Sympathie zwischen zwei gleichgestimmten Seelen hatte er keinen Begriff. Hilbert hatte ihm die Hand seiner Tochter aus eigenem Antrieb angeboten; und da mit ihrer Hand das ganze nicht unansehnliche Vermögen des Vaters verbunden war, so würde sich Fridolf für einen Thoren gehalten haben, wenn er dieses Anerbieten nicht angenommen hätte. Allein er kannte den Werth des Kleinods nicht, das man in seine Arme werfen wollte, denn er hatte Emma seit ihrer Kindheit nicht gesehen. Eigennutz war es also, der ihm diese Verbindung erwünscht machte. Nach einer ziemlich gemächlichen Reise kehrte er in dem letzten Gasthofe vor Norrköping ein und traf daselbst unerwartet mehrere Studenten, mit denen er früher auf der Akademie befreundet gewesen war. Mit diesen zechte er lustig und scherzte über sein künftiges Glück, bis ihn der Glockenschlag zum Aufbruch mahnte. Seine Zeche berichtigen, seinen Freunden die Hand zum Abschied reichen, seinen Begleiter — einen kleinen Knaben des Schmidts von B** — der auf der Landstraße mit etlichen Bauernjungen spielte und den er mitgenommen hatte, um sich unterwegs die Zäune von ihm öffnen zu lassen, eilig herbeirufen, wie ein Blitz in den Wagen springen und über Hals und Kopf durch Hecken und Zäune davon fahren, war nun das Werk eines Augenblicks. Ein Viertel auf neun Uhr war er in der Stadt, aber das Dampfschiff war noch nicht angelangt, sondern saß — wie wir wissen — noch auf dem Grunde fest.

Die erste bekannte Physiognomie, die er sah, war der Kutscher des Generalmajors Grafen H**, der in Begleitung eines Dieners mit einer prächtigen Wiener Kalesche in die Stadt geschickt worden war, um den jungen Grafen abzuholen. Hätten Beide gewußt, daß der, den sie erwarteten, auf der Insel im Mälar festsaß, so würden sie nicht so ungeduldig auf der Brücke gestanden und nach dem Dampfschiff ausgesehen haben.

Fridolf hatte sich Lektüre vom Hause mitgenommen, saß ganz ruhig bei einem Bekannten und las. Als das Dampfschiff um zehn Uhr noch nicht angekommen war, legte er sich schlafen und wachte erst auf, als er vier Schüsse, das Zeichen der Ankunft des Dampfschiffes — hörte. Eilig stand er auf und lief hinaus.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Die Stille that Valerien wohl und es erschien wieder eine leichte Röthe auf ihrer zarten Wange.

„Nicht wahr, es ist Ihnen schon besser," fragte jetzt die Gräfin beruhigt, als sie sah, wie sich ihre Wangen wieder gefärbt hatten.

„O viel besser," sagte das junge Mädchen tief aufathmend; „Dank, tausendmal Dank, liebe Gräfin, daß Sie mich hierher geführt haben — ich glaube, ich wäre umgesunken."

„Ich fürchte nur, der Prinz wird gleich kommen, sagte die Gräfin, „denn er hat Sie bis jetzt beständig im Auge behalten. Aber da fällt mir ein, ich habe Sie noch gar nicht gefragt, wie Ihnen die Herzogin gefallen hat?

„Sie ist wie Eis so kalt," entgegnete das junge Mädchen traurig.

„Bei ihrem ersten Erscheinen war sie Ihnen sehr freundlich — indeß finde ich auch, daß ihre Freundlichkeit schon viel abgenommen hat, was ich sehr unrecht finde, da Ihr Vater so viel für ihr Land gethan hat, aber ich weiß wohl, warum sie so ist. — Sie sind ihr zu schön." — „Ach," entgegnete Valerie, davon kann ja bei mir die Rede nicht seyn, indeß abgesehen davon, wie könnten Sie das meinen?"

„Nun sie fürchtet für den Prinzen — der arme Prinz, er hat viel zu leiden von seiner Mutter; namentlich, wenn der Herzog nicht da ist — und der wird noch lange seiner Gesundheit halber in Nizza bleiben. Sie hat immer tausend ehrgeizige Pläne mit dem armen Prinzen — da ist sie ihm beständig auf den Fersen und er ist so gut."

„Ja, gut scheint er zu seyn," sagte Valerie mit Wärme — „seine Augen sprechen dieß aus. — Indeß sollte es mir leid thun, wenn er freundlicher mit mir, als mit andern wäre, denn dieß fühle ich

wohl, die Kälte und den Zorn der Herzogin würde ich nicht ertragen können."

In diesem Augenblick trat der Erbprinz in das Zimmer — sein Auge drückte Mißmuth aus; allein als er Valerie bemerkte, erheiterte er sich sichtlich.

„Hab ich's nicht gesagt?" flüsterte die Gräfin, indem sie auf die Thüre blickte, durch welche der Prinz Leopold erschien, „sehen Sie: da ist er."

„Ja wahrhaftig!" rief das junge Mädchen mit dem gemischten Ausdruck von Freude und Schreck.

„Aber meine Damen!" rief der Prinz; „warum haben sie sich der Bewunderung der Welt entzogen und sind in diese Einsamkeit geflüchtet?"

„Die Noth zwang uns dazu, Durchlaucht", entgegnete die Gräfin — Fräulein von Felseneck wurde unwohl."

„Wie, mein gnädiges Fräulein, Sie wurden unwohl?" rief der Prinz erschrocken — „und wie kam dieß? — es ist Ihnen doch jetzt wieder besser — oder soll ich nach Dr. Stahlburg schicken, befehlen Sie — sprechen Sie!" —

„Nein, Durchlaucht, danke unterthänigst, es ist mir wieder ganz wohl," sagte Valerie. „Ist es aber auch gewiß wahr?" fragte der Prinz mit einem ängstlichen Blick — „ich glaubte indeß," fuhr er fort, „ein Glas Limonade könnte nichts schaden."

Valerie dankte und betheuerte, daß es ihr ganz gut sey.

„Mein Kind," sagte die Gräfin, „der Prinz hat recht; ich glaube, ein Glas Limonade wäre Ihnen gut, ich werde geh'n, eines zu holen." Die Gräfin erhob sich, doch blieb sie zögernd stehen, denn in diesem Moment fiel es ihr erst ein, daß es unpassend und für Valerie unangenehm sey, mit dem Prinzen allein zu bleiben. Der Prinz verstand ihr Zögern und sprang mit den Worten von seinem Sitz: — Erlauben Sie, liebe Gräfin, dieß werde ich thun" — und zu Valerie sich wendend sagte er: „Beinahe hätte ich's wie auf dem Bergschlosse gemacht, und durch den augenblicklichen Gewinn, in Ihrer Nähe zu seyn, versäumt, Ihnen zu dienen.

„Ich kann ihn nicht daran verhindern," dachte Valerie und blickte dem Davoneilenden mit einem fast ängstlichen Blicke nach.

„Sie werden ihn auch nicht daran verhindern, wenn er sich wie wahnsinnig in Sie verliebt, wozu er heute Abend die schönsten Anlagen zeigt."

„Ach nein, da sey Gott vor!" entgegnete Valerie erschrocken, „aber nein, das wird er nicht, gewiß nicht, ich bin ihm auch zu unbedeutend" — fügte sie sich selbst beruhigend bei.

Die Gräfin lachte und sagte: „Sie sind zu bescheiden mein Kind — und ich glaube nicht, daß diese Bescheidenheit Verstellung ist, denn Ihr Vater war gerade so — wissen Sie," fuhr sie fort und rückte etwas näher an das junge Mädchen, daß ich mich lebhaft für Ihren Vater interessirte — er glich Ihnen, darum liebte ich Sie auch so von Anfang an."

„Ja, ja, verwundern Sie sich nur! Ihr Vater war ein herrlicher Mann — der ganze Hof war von ihm bezaubert — er machte eine Konversation, so voll Witz und Geist, wie ich sie in meinem Leben nicht wieder gehört habe, und dabei glänzten seine Augen, wie Juwelen — ha! es war ein ausgezeichneter Mann — aber das erzähle ich Ihnen alles ausführlich ein andermal."

Valerie reichte der Gräfin mit Wärme die Hand — es that ihr wohl, so von ihrem Vater reden zu hören.

Jetzt trat der Prinz herein, er trug auf einem silbernen Teller ein Glas mit Limonade. „Sehen Sie," rief er lebhaft, ich habe sie selbst bereitet und einen Segensspruch darüber gesprochen, daß sie nie, nie mehr unwohl werden sollen, und nun müssen Sie auch davon trinken," fügte er bittend bei, ihr den Becher hinhaltend.

„Ich weiß nicht, wie ich meinen Dank aussprechen soll, Durchlaucht!" sagte Valerie lebhaft erröthend; erlauben Sie mir zum wenigsten auf Ihr Wohl zu trinken." Sie nahm hierauf das Glas und leerte es bis zur Hälfte.

Hastig nahm es der Prinz aus ihrer Hand und stürzte den Rest hinunter, indem er rief: „ und dieß auf Ihr Wohl, Feenkönigin!" „So habe ich ihn noch nie gesehen," flüsterte die Gräfin in sich. —

„Und nun sagen Sie mir, meine Feenkönigin", fuhr der Prinz fort, „hat mein Segensspruch geholfen? Fühlen Sie sich stark genug, mir noch eine Polka zu geben, welche gleich beginnen wird."

„Ich glaube, ich kann es wagen," flüsterte Valerie, und ein Lächeln, wie ein Maisonnenschein lag in ihren reizenden Zügen.

„Sie kommen doch mit, liebe Gräfin?" fragte der Prinz; „denn sie müssen durchaus unseren Tanz beurtheilen." „Versteht sich!" sagte die Gräfin und alle drei gingen in den Tanzsaal. —

Die Herzogin hatte bemerkt, wie sehr ihr Sohn von Valerie entzückt war, und war außer sich darüber; sie verließ den Tanzsaal und ging in ein Nebenzimmer, wo sie allein war. Hier warf sie sich auf einen Divan und sich vor die Stirn schlagend, sagte sie: „wie konnte ich nur so dumm seyn, dieses Mädchen an den Hof zu nehmen? Es war mir ja kein Geheimniß, daß sie schön war — ich wußte dieß ja alles voraus — man sollte meinen, ich wäre mit Blindheit geschlagen gewesen, daß ich mir eine Schönheit an den Hof nehme, in dem Augenblick, wo ich meinen Sohn vermählen will! — In einigen Wochen kommt die Großherzogin mit ihrer Tochter, wenn er sich dann wie heute anstellt, so wird die Sache rückgängig — o ich erleb's, es wird so seyn, er hat eine eigne Art, mir meine Pläne zu Schan-

Digitized by Google

den zu machen — wahrhaftig das Mädchen hat es im angethan, es muß indeß auch eine rechte Kokette sey — aber sie laufen ihr alle nach, die alte Gräfin thut, als wenn sie ihr Schooshündchen abgeben wollte, und der Baron von Zellen hätte mich beinah über den Haufen gerannt, um zu ihr zu gelangen — wahrhaftig, wenn der Herzog ebenso von ihr eingenommen seyn wird, so werde ich am Ende von ihren Launen abhängen — nun dahin soll es doch nie kommen, denn ich werde mich ihrer schon zur gehörigen Zeit zu entledigen wissen."

Die Gräfin hatte so eben die Herzogin vermißt und war ihr nachgeeilt. „So allein, Hoheit?" fragte sie, als sie bei der Herzogin eintrat.

Die Herzogin warf unmuthig den Kopf zurück und sagte, ohne die Gräfin anzusehen: „wie sollte es anders seyn, läuft ja doch alle Welt der Gefeierten nach."

„Fräulein von Felseneck war unwohl, darum haben sich einige ihrer angenommen, worunter auch ich natürlich war," sagte die Gräfin ernst. „Ich denke," entgegnete die Herzogin, „wenn das Unwohlseyn so schnell vorübergegangen ist, wird es auch nicht von großer Bedeutung gewesen seyn, und nicht der Mühe werth, daß man so viel Aufhebens davon machte."

„Gott sey Dank, das arme Kind erholte sich bald," sagte die Gräfin, den Unwillen der Herzogin ignorirend.

Es trat eine kleine Pause ein, welche die Herzogin mit den Worten unterbrach: „Ich weiß nicht, wie es kommt, das Mädchen hat für meinen Geschmack keine angenehme Physiognomie."

Die Gräfin unterdrückte ein Lächeln und sagte: „So? das wundert mich, Hoheit! und doch gleicht Valerie außerordentlich ihrem Vater, der so sehr hier am Hofe wegen seiner Liebenswürdigkeit und seiner Verdienste beliebt war."

Unmuthig stand die Herzogin auf und sagte, indem sie das Zimmer verließ — „Sie haben nicht nöthig, mich Dankbarkeit zu lehren, Gräfin."

Als Valerie auf ihrem Zimmer angekommen war, versank sie in Träume — sie ging noch einmal den heutigen Abend durch und hätte sie sich selbst gekannt, sie hätte es gefährlich gefunden, jedes Wort behalten zu haben, was der Prinz zu ihr gesprochen hatte. Allein sie wußte es nicht und vertiefte sich immer mehr in eine anziehende aber gefährliche Träumerei. —

Da schlug die Glocke vier — Valerie fuhr zusammen — „Schon vier Uhr?" sagte sie, in die Wirklichkeit zurückkehrend, „mein Gott, wie die Zeit rasch vergeht! aber wo mag Gertrude seyn? — Ich fürchte mich hier; allein bei so später Stunde — und sie blickte sich ängstlich wie ein Kind um, und rief angstvoll den Namen der alten Kammerfrau. Gertrude erschien schlaftrunken in der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Umwandlung des Postverkehrs.] Im Jahre 1805 reiste man von Memel bis Berlin mit der ordinären Post drei Wochen lang Tag und Nacht und Sophie konnte ein dickes Buch über ihre Reise von Memel nach Sachsen schreiben. Im Jahre 1821 brauchte man zu dieser Tour noch elf Tage, jetzt reichen drei hin. — Eine Parlamentsrede wurde zu den Zeiten des Ministers Pitt sechs Tage später in Liverpool gedruckt. Im Jahre 1841 rühmte man, daß Sir Robert Peel am Mittwoch eine Rede gehalten, welche am Donnerstag Abend in den Liverpooler Blättern zu lesen gewesen. Jetzt schreiben vier Stenographen, welche sich von 10 zu 10 Minuten ablösen und die zwischenliegenden 30 Minuten brauchen, um ihre Arbeit in eine dem Setzer leserliche Sprache zu übertragen, die Rede nach, und gleichzeitig telegraphiren die geflügelten elektrischen Kräfte die Worte genau nach den entferntesten Orten Englands, von den Telegraphenstationen geben sie Zeile für Zeile in die Druckerei, und eine Stunde, nachdem sie gehalten worden, ist die, von 10 bis 12 Setzern gleichzeitig begonnene Rede gesetzt, gedruckt und in tausend Exemplaren in Liverpool verbreitet.

In Jefferson (Ohiostaat) lebt ein alter, wunderlicher Kauz, ein Kaufmann, der großes Vermögen hat. Unlängst starb ihm seine Frau. Da ließ er aus Cincinnati 200 Fässer fertige Dinte und alles aufzutreibende Dintenpulver aufkaufen und nach Jefferson bringen, um damit die springenden Wasser seines Gartens und die Cascaden und die davon fortlaufenden Bäche schwarz zu färben und so seiner Trauer Ausdruck zu geben. Er ist von den Anwohnern der Bäche und des Grand-River verklagt, weil sie das Wasser nicht brauchen können und die Fische alle fortziehen; er hat große Summen bezahlt, setzt aber seine Schwarzfärberei immer fort.

[Arabische Galanterie.] Nach dem Feuilleton der „Presse" fragte die Prinzessin Mathilde einen der neulich in Paris anwesenden arabischen Häuptlinge, wie viele Frauen er habe. „Acht", lautete die Antwort. „Das ist viel", bemerkte die Prinzessin. Der Araber antwortete: „Allerdings, gnädige Frau; wenn aber unter diesen acht nur eine wäre, die Ihnen gliche, so würde ich die anderen sieben sofort verschmähen."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liseute Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 94 12. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Da er in der Dunkelheit und im Gedränge vergebens nach Fräulein Oliveblad und Hilbert fragte und von den durcheinander drängenden Passagieren keine andere Antwort erhielt, als daß sie diese Damen nicht kennen, so wandte er sich an den Kapitän, an den sich eben der Kutscher des Grafen H** mit der Frage nach seinem jungen Herrn gewandt hatte. Als nun Fridolf ebenfalls zu ihm trat und nach den Damen fragte, wurde der Kapitän ungeduldig und rief: — „Herr, fragen Sie mich weder nach Grafen, noch nach Damen; wer Teufel soll denn alle Menschen kennen, die am Bord gewesen sind!" — Mit dieser zufriedenstellenden Antwort mußte Fridolf und der H**sche Kutscher nach B** zurückkehren, überzeugt, daß die von ihnen Gesuchten nicht an Bord des Dampfschiffs gewesen waren.

Fridolf war nicht auf die Bürgermeisterin von W** getroffen, die ihrerseits umherlief und die beiden Damen suchte, nach langem Suchen aber endlich auf die Idee kam, daß dieselben auf der Insel zurückgeblieben wären. Mit vielem Eifer legte sie dem Kapitän die Verbindlichkeit auf, bei seiner Rückreise die Verlassenen aufzusuchen und mitzunehmen.

Unmöglich kann man sich die Gemüthsstimmung der Eltern Emma's vorstellen, als sie nach mehrstündiger ängstlicher Erwartung Fridolf allein zurückkommen sahen. Und als er versicherte, daß weder Emma noch die Tante am Bord des Dampfschiffes gewesen wären, fing Frau Hilbert an zu weinen und rief: — „Meine Emma ist krank, ganz gewiß ist sie krank, da sie weder mitgekommen ist, noch geschrieben hat — ach Gott, sie ist vielleicht todt!" — Hilbert war nicht weniger unruhig und traf sogleich Vorbereitungen zu einer Reise nach Stockholm, die er noch an demselben Tage in Fridolfs Begleitung unternehmen wollte. Auf die nächste Ankunft des Dampfschiffs zu warten und sich zu überzeugen, ob seine Tochter mit dieser eintreffen würde, dazu war er viel zu ungeduldig. Weinend brachte die gute Frau Hilbert ihres Mannes und Fridolfs Gepäck in Ordnung, und nach Verlauf einiger Stunden saßen Hilbert und der Buchhalter in einer großen viersitzigen Kalesche, Letzterer mißlaunig und verdrießlich, denn er hätte lieber erst von seiner früheren Reise ausgeruht.

Unterdessen war das Dampfschiff wieder in die Nähe von Stockholm gekommen; und da sich nur wenige Passagiere am Bord befanden, so waren unsere Reisenden ziemlich ungestört. Der junge Graf hatte sich in des Kapitäns eignes Bett gelegt, allein er schlief nicht, weil Emma's Bild beständig vor seiner aufgeregten Phantasie schwebte. Gertrud und Emma hatten sich in die Ecken des im Salon befindlichen Sopha's gelehnt und erwachten nicht eher, als Mittags gegen ein Uhr. Bald darauf erhielten sie einen Besuch von Eduard. Dieser brachte den übrigen Theil der Reise bei den Damen zu und Tante Gertrud forderte ihre schöne Nichte auf, ein Stück auf der Laute zu spielen. Emma gehorchte, nahm ihre Laute aus dem Futteral, präludirte geschickt und sang mit ihrer schönen Stimme ein Lied. Eduard war entzückt. Immer tiefer wurzelte in seinem Herzen eine Neigung, die er nicht mehr unterdrücken konnte. Musik! Tröstender Engel aus unserer verlornen Heimath, süß bist du, aber für Liebe und Schwärmerei bist du zu gefährlich!

Bald stimmte auch Eduard mit einer schönen männlichen Stimme in Emma's Gesang ein. Wie selig wiegten sich nicht ihre reinen Seelen auf den Wellen der Harmonie! Tante Gertrud, die Gesang und Musik leidenschaftlich liebte, saß entzückt da. Die Zeit verging ihnen so schnell, daß sie erschracken, als das Dampfschiff gegen Abend an der Ritterholmsbrücke seine vier Schüsse abfeuerte.

Es war ziemlich dunkel und Eduard erbot sich, die Tante und Emma zu der Wohnung des Assessors, die man schon verschlossen zu finden fürchtete, zu begleiten. Zum Glück fanden sie jedoch die Thür noch offen, und Eduard entfernte sich, als er die Damen bis an die Treppe gebracht hatte, ohne etwas darüber zu sagen, ob und wann sie sich wie-

Digitized by Google

dertreffen würden und ob er mit dem Dampfschiff wieder nach Norrköping zurückzureisen beabsichtigte. Emma betrübte sich darüber.

Man kann denken, welches Erstaunen die Ankunft der beiden Damen bei der Familie des Assessors hervorbrachte. Letztere hatten sich eben zur Ruhe begeben wollen. Der Bediente, welcher auf ihr Klingeln die Thür öffnete, hätte bei ihrem Anblick beinahe das Licht aus der Hand fallen lassen; die Mägde stießen einen Schrei des Erstaunens aus und Julie, die bei diesem Geschrei aus der Stube auf den Vorsaal eilte, stimmte in dasselbe ein. Es dauerte nicht lange, so standen alle Mitglieder der Familie und des Hauses verwundert und fragend um die beiden Reisenden versammelt.

Als die Letztereu endlich in die Stube gelangten, erzählte Emma ihren erstaunten Verwandten die Reisegeschichte vom Anfang bis zum Ende. Zwar erwähnte sie nur wenig von dem angeblichen Studenten Hährling, dafür beschrieb aber Tante Gertrud ausführlich alle die Artigkeiten, womit sie derselbe überhäuft hatte.

Auf Emma's Wunsch war Beider Reisegepäck auf dem Dampfschiff zurückgelassen worden, weil sie am folgenden Morgen durch den Bedienten des Assessors so viel von ihren Sachen, als sie während der kurzen Zwischenzeit zu brauchen gedachten, vom Schiffe holen lassen wollten.

Den folgenden Tag verbrachte Emma unter großer Unruhe über die Besorgnisse, die sie gegen ihren Willen in ihren Eltern erweckt hatte; dabei grämte sie sich nicht wenig über die Kälte, mit welcher Eduard sie verlassen hatte. Sie hatte erwartet, daß er ihnen sagen würde, wann und wie er zurückzureisen beabsichtigte. Und nun denke man sich Emma's, Tante Gertruds und Aller Erstaunen — ja, Erschrecken — als Abends plötzlich der alte Hilbert und Fridolf anlangten!

Man sah sich nun genöthigt, Beiden die ganze Reisegeschichte ohne Vorbehalt mitzutheilen. Der strenge, heftige alte Mann begann darauf sogleich seiner armen Schwägerin die heftigsten Vorwürfe darüber zu machen, daß sie so nachlässig seyn und auf der Insel hätte zurückbleiben können. Allein die weinende, bittende und schmeichelnde Emma besänftigte ihn bald wieder; er erstickte seinen aufflammenden Zorn und ließ sein Vaterauge mit Stolz und Vergnügen auf dem engelhübschen Mädchen ruhen, die sich an seine Brust gelehnt hatte.

Am folgenden Tage ließ er das Gepäck der beiden Damen vom Dampfschiffe holen, weil Beide mit ihm zu Lande zurückreisen sollten; zugleich schrieb er seiner Frau mit der nächsten Post, daß Emma frisch und gesund wäre. Dann gönnte er sich den Genuß, seine Tochter spielen und singen zu lassen; und es war eine hübscher Anblick, den alten Mann zu sehen, wie er vergnügt dasaß und bald seine Tochter, bald die übrigen Anwesenden anblickte, als wollte er fragen: „Bin ich nicht ein glücklicher Vater?"

Fridolf fühlte sich ganz eingenommen von Emma; aber eine gewisse Schüchternheit, von seinem Mangel an geselligem Takt herrührend, erlaubte ihm kaum ein Wort mit ihr zu sprechen; sie ihrerseits würdigte ihn kaum eines Blicks. Der alte Hilbert erwähnte zu Emma's großer Zufriedenheit kein Wort vom Bräutigam und dergleichen.

Tags darauf am frühen Morgen reiste Hilbert mit Tante Gertrud, Emma und Fridolf ab; und schnell rollte die große braune Kalesche auf der ebenen trocknen Landstraße dahin, die nach B** führte.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Einige Wochen nachher, an einem Morgen, welcher einem Abend gefolgt war, ähnlich dem vergangenen, saß Valerie noch im Morgenanzug an dem Fenster ihres Zimmers und blickte in Gedanken vor sich hin.

Der gestrige Abend hatte ihr keine Zweifel mehr gelassen, daß der Prinz sie liebe und diese Gewißheit durchglühte ihre Seele mit einer Seligkeit, die sich in ihren reizenden Zügen abspiegelte und deren Schönheit verklärte. Sie hatte wohl schon eine Stunde dagesessen, ohne an etwas Anderes zu denken, als den gestrigen Abend.

Allein länger sollte sie nicht träumen, denn Gertrude trat mit einem prachtvollen Bouquet ein, welches ein Diener des Erbprinzen für Valerie so eben gebracht hatte.

Das junge Mädchen nahm den duftenden Strauß mit Erröthen ab, und als sich die alte Kammerfrau entfernt hatte, zog sie es furchtsam an ihre Lippen, an ihr Herz. Plötzlich bemerkte sie zwischen den tiefgrünen Blättern einer Kamelie ein Blättchen Rosapapier. Sie theilte die Blätter mit ihren rosigen Fingerspitzen und nahm zitternd ein Billet heraus.

Zögernd und furchtsam — als beginge sie ein Verbrechen, öffnete sie es und las unter wechselnden Gefühlen Folgendes:

„Valerie — o süße, sanfte Valerie! Ideal meiner Träume, theure, wieder gefundene Valerie, ich vermag die stürmenden Gefühle meines Herzens nicht mehr zurückzuhalten — Valerie, ich liebe Sie — doch wie, vermag ich nicht zu sagen, o keine Sprache dieser Erde ist vollkommen genug, um die Empfindungen meiner Seele auszudrücken — die Worte sind zu klein, zu schwach, zu nichtssagend, um den allmächtigen Geist der

Liebe hinein zu hauchen; — für die Sprache der Liebe müßte eine eigene Sprache dem Menschen gegeben seyn — aber um mich verständlich zu machen, muß ich suchen, die Gefühle meines Herzens in Worte zu legen und noch einmal sagen, daß ich Sie liebe, o Gott und wie! —

Läge es in der Möglichkeit, daß ich Ihnen die ganze Tiefe meiner Liebe zeigen könnte, wenn ich mein Herz öffnen könnte, ich würde es thun und gerne sterben.

O Valerie, was ist mir die Welt von nun an ohne Sie? Würde mir der Scepter der Welt angetragen, ohne daß ich Sie besitzen dürfte, ich würde ihn hinwerfen und die theure Stelle aufsuchen, wo Valerie lebt. Aber kann es mich allein glücklich machen, wenn ich Sie liebe? — O Valerie, wenn ich wüßte, daß Sie mich lieben — ach nur ein wenig lieben könnten — wohl kann ich nicht an diese Seligkeit glauben, doch frage ich Sie darum, wie der schmachtende Bettler den Reichen um ein Almosen fragt — wird ihm Eins, so ist er gerettet, wird ihm Keines, so muß er sterben. Valerie, sanfte Taube, soll nun mein Herz brechen oder hoffen?

Unser nächstes Wiedersehen ist heute im Theater — wenn Sie die rothe Kamelie aus dem Bouquet heute Abend tragen, so will ich das als ein günstiges Zeichen ansehen — doch tragen Sie — o ich zittere vor dem Gedanken, die weiße, so sehe ich dieß als das Todesurtheil meiner Liebe an.

Valerie, auf Wiedersehn!

Ihr Leopold."

Valerie las und las wieder diesen Brief, bis sich die Worte auf immer in ihre Seele geprägt. Sie lächelte durch Thränen und hielt das Papier fest an ihr Herz gedrückt, als sollte es ihr entrissen werden. Sie dachte nur an seine und ihre Liebe — denn daß sie ihn liebte, war ihr schon klar geworden — nicht an die Welt, nicht an die dunkle Macht der Verhältnisse; auch kein Wunsch regte sich in ihrer Brust. — Sie war glücklich in diesem Augenblick, vollkommen glücklich! Sie war wie das Kind, welches über das Spiel mit seinen Blumen vergißt, daß es am Rande des Abgrundes steht.

Ihr erster Gedanke war, was sie wohl für eine Blume heute Abend vorstecken sollte? Sie sann darüber den ganzen Tag nach, und am Abend wählte sie — eine rothe Kamelie!

Valerie stand allein mit Jugend und Unerfahrenheit in einer fremden, kalten Umgebung, allein mit einem Herzen, welches liebte, zum Erstenmale liebte, wie hätte sie anders handeln können — sie müßte denn eine kalte, geizige Natur gewesen seyn — und nicht Valerie. Das junge Mädchen hatte nie etwas in Bezug auf den Prinzen von Treuburg geschrieben, wiewohl dem alten Mann die Veränderung, welche seit einiger Zeit in ihren Briefen stattgefunden hatte, nicht entgangen war. Die Briefe waren keineswegs weniger herzlich — allein sie waren zerstreut und eraltirt, was der gute Mann auf die Zerstreuung der Welt schrieb.

Der Gräfin, obwohl sie Valerie vorher gewarnt hatte, fiel es jetzt nicht mehr auf, da die Gefahr ins Leben getreten war — sie liebte zwar Valerie recht herzlich, aber nicht wie eine Mutter, deren durch die tief eingewurzelte Liebe geschärfter Blick die Gefahr fast ahnt, die ihrem Kinde droht. — Die Gräfin nahm die Sache als Spaß auf, namentlich da Valerie auf die Neckereien der Gräfin immer in Scherzen antwortete.

„Der Prinz ist ja heute Abend von einer ausgelassenen Heiterkeit!" sagte die Gräfin im Theater zu Valerie — gestern war er gedankenvoll und träumerisch, so sind aber die Männer immer veränderlich! Ich glaube indeß doch," fuhr sie ganz absichtslos fort, „so gut der Prinz auch ist, wird seine zukünftige Gemahlin einmal von seinen Launen zu leiden haben."

„Seine Gemahlin?" frug Valerie fast erschrocken. „Nun ja, mein Kind," entgegnete die Gräfin gelassen, „der Prinz wird sich doch einmal verheirathen müssen, er ist ja der Erbprinz und der einzige Sohn noch obendrein."

Valeriens Züge, welche bisher unverstelltes Entzücken ausgesprochen hatten, überschattete plötzlich eine düstre Wolke.

Zu allem Glück endigte eben der letzte Akt und die beiden Damen verließen rasch die Loge, um sich der Herzogin anzuschließen, wodurch der Gräfin Valeriens auffallende Veränderung entging.

Bei dem Herausgehen aus dem Theater steckte der Prinz Valerien einen Zettel in die Hand.

Sie konnte ihn erst nach der Abendtafel lesen, bei der sie sich die größte Mühe gegeben hatte, munter zu erscheinen.

Als Valerie auf ihrem Zimmer angekommen war, zog sie maschinenmäßig den Zettel hervor, und las folgende mit Bleistift geschriebenen Worte: „Ich werde gleich nach der Tafel unter Ihrem Fenster seyn, werfen Sie mir die Kamelie herunter, welche mich so glücklich machte."

Gleich nach der Tafel sagte sie träumerisch — „das ist ja jetzt," und wie im Traume löst'e sie die Blume von ihrem Gürtel, aber als sie das Fenster öffnete, um die Blume hinauszuwerfen, sank eine schwere Thräne darauf, — die Thräne der ersten Enttäuschung.

Kaum hatte der Prinz die Blume empfangen, so entfernte er sich rasch, um nicht bemerkt zu werden, und als Valerie seine schlanke Gestalt verschwinden sah, war es ihr, als hätte sie ihn auf immer verloren, so daß sie in lautes Weinen ausbrach. —

Google

Prinz Leopold war eben so glücklich, wie Valerie vor einigen Tagen, ehe die paar absichtslosen Worte den Zauber zerstörten. Sein sehnlichster Wunsch ging jetzt dahin, Valerie allein zu sprechen.

Er bat das junge Mädchen darum, allein sie schlug es ab — und dieß geschah jedesmal, so oft der Prinz um ein Rendezvous bat — allein als er sah, daß seine Bitten erfolglos blieben, wurde er traurig, nachdenkend, unterließ seine Bitten, und gerade dieses veranlaßte Valerie, ihm ein Rendezvous zu bewilligen. Sie war seit jenem Abend wie umgewandelt, die Worte der Gräfin hatten sie so sehr niedergeschlagen, daß sie wie im Traume umherging, ohne mit sich und ihren Verhältnissen im Klaren zu seyn, wiewohl dunkel und unheilvoll der Gedanke in ihrer Seele schwamm, daß eine Trennung stattfinden müsse, so konnte doch dieser Gedanke durch die Niedergeschlagenheit, in der ihre Seele schwebte, nicht zum Bewußtseyn gelangen.

Es war Abends bei der Herzogin, wo Valerie dem Prinzen eine Zusammenkunft bewilligte. Sie stand mit einer Tasse Thee an einem Tische, auf welchem Albums lagen, der Prinz war neben ihr, flüsterte ihr die heißesten Liebesbetheurungen zu, und that dabei, als erkläre er ihr die Bilder des Albums, welches er in seiner Hand hielt, ohne jedoch die Blätter umzuwenden. Valerie erröthete öfter und ihre Worte waren aus Verlegenheit mehr, als aus Vorsicht so leise, daß sie kaum der Prinz vernehmen konnte.

Ein ganz ungeübter Blick hätte sehen können, was hier vorging, wie viel mehr die Herzogin, die im Beobachten so geübt war und außerdem noch von einem besondern Interesse geleitet wurde. Mit einem Blick erkannte sie die Gefahr, und sogleich gedachte sie der Sache ein Ende zu machen. Sie haßte Valerie von ganzem Herzen, weil sie dieselbe als die Urheberin der Zerstörung ihrer Pläne ansah, aber es fiel ihr nicht ein, ihren Sohn zu tadeln.

Gerade heute war der Herzogin die Nachricht zugekommen, daß die Großherzogin v. B. mit ihrer Tochter kommen wollte, sie hatte dieß dem Prinzen noch nicht gesagt und nahm jetzt die Gelegenheit wahr, als Valerie mit ihm zusammenstand, dieß zu erwähnen; sie wollte Valerien hiermit erschrecken, und dachte nicht daran, daß dieß den Prinzen mittreffen mußte.

„Leopold, weißt du auch," rief sie ihm mit einem geheimnißvollen Lächeln zu, „daß morgen die Großherzogin kömmt, freust Du Dich darauf?"

„So?" sagte der Prinz und blickte seine Mutter an; — dabei glitt ein wehmüthiges Lächeln über seine Züge, welches die schadenfrohe Miene aus den Zügen der Herzogin verschwinden machte und sie übersehen ließ, daß sich Valerie erbleichend entfernt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Magnetisirte Fische.] Ein französisches Blatt bringt folgende Mittheilung, deren Wahrheit zu vertreten wir ihm überlassen müssen: Ein Musiker habe eine Art Flöte erfunden, mit der er die Fische magnetisire, so daß sie in Schlaf fielen. Seine Flöte bringe Töne heraus, die dem Flageolet und dem Akkordeon glichen. Durch einen Zufall habe er diese Entdeckung gemacht, denn in dem Zimmer, wo er spielte, befanden sich zwei rothe Fische in einem Wasserbehälter. Im Anfang, wenn er schrille, unharmonische Töne machte, fuhren sie wie toll im Wasser umher, sobald er aber melodische Töne vernehmen ließ, näherten sie sich der Seite, woher der Ton kam, schlossen allmälich die Augen und schliefen ein. Sie erwachten erst, wenn die Musik aufgehört oder Lärm gemacht wurde. Diese Beobachtung brachte ihn dazu, an einem kleinen Fluß den Versuch zu machen, und der Erfolg übertraf seine Erwartung. Keine halbe Stunde hatte er gespielt, so hatte sich ein Haufe großer und kleiner Fische an dem Ufer, wo er saß, zusammengedrängt und war in magnetischen Schlaf gefallen. Der Versuch bewährte sich immer. Insbesondere empfänglich scheinen die Karpfen, während sich kleine Hechte und Aale darunter befanden; für den Fischfang hat sich seine Erfindung nicht bewähren wollen, denn bei dem geringsten Lärm erwachen die Fische und verschwinden so rasch, wie sie gekommen sind.

Hr. Feargus O'Connor gibt wieder Gastrollen in London. Die Spazierfahrt nach New-York und zurück hat ihm recht wohlgethan; er sieht ganz blühend aus, speist im Hotel für drei Aldermen und lacht mit 40 Pferdekraft. Nur sein Auge hat einen unheimlichen, fieberhaften Glanz. Gestern kam er nach Westmünster, wunderte sich, daß kein Unterhaus war, und besuchte zur Abwechselung die verschiedenen Gerichtshöfe in Westminsterhall, unterbrach die öffentlichen Verhandlungen, redete die Richter mit „Alter Junge!" „Dummer Perrückenstock!" und andern Komplimenten an, wußte aber stets hinauszuschlüpfen, ehe die Polizei seinen Kragen erwischte. Nachdem er das Publikum weidlich ergötzt hatte, ging er gravitätisch nach seinem in der Nähe befindlichen Hotel zurück.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 95 14. Juni 1852.

Emma's Herz.

III.

Die Ankunft in der Heimath.

(Fortsetzung.)

Die Reise wurde ohne Aufenthalt fortgesetzt. Aber wie sehr verschieden von der früheren kam sie Emma vor! Damals sah sie den geliebten Eduard vor sich, jetzt saß der verhaßte Fridolf neben ihr. Sorgfältig vermied sie, ihn anzusehen oder der Gegenstand seiner Blicke zu werden, die unaufhörlich ihr schönes Gesicht suchten, während sie dasselbe stets nach der entgegengesetzten Seite kehrte. Ihr Vater, der dieß bemerkte, fragte endlich: — „Warum siehst Du denn beständig nach rechts, Emma? Sieh' doch auch des Wechsels wegen einmal nach links, es ist dort eben so schön." — Emma lächelte und schlug erröthend ihre schönen Augen nieder; der Vater lächelte ebenfalls, aber mit einer schalkhaften Miene, denn er glaubte, seine Tochter wolle blos aus Schüchternheit den braunen Augen Feidolfs nicht begegnen.

Aber nichts verdroß Emma so sehr, als daß sie gegen ihren Willen sich selbst zugestehen mußte, daß Fridolf ein schöner Mann war. So schön wie Eduard war er zwar bei Weitem nicht — aber doch war Fridolf ein sehr hübscher Mann. Unter seiner weißen, von schwarzen gelockten Haaren umkränzten Stirn blitzten große, braune sprechende Augen hervor; aus dem rothen Munde glänzten zwei Reihen perlweißer schöner Zähne, wenn er sprach oder lachte; ein schwarzer Bart hob ihre Farbe noch mehr. Das ganze Gesicht, obwohl von der Sonne verbrannt, hatte etwas Einnehmendes, das aber auf Emma's Herz keinen Eindruck machte. Lieber hätte sie ihn mit kleinen schlechten Augen, rothem Haar, blauen Lippen und schadhaften Zähnen gesehen; sie hätte dann mehr Grund gehabt, ihn zu verabscheuen.

Ganz anders war der Eindruck, den sie auf den jungen Mann hervorbrachte. Wäre sie nur von mittelmäßiger Schönheit gewesen, so würde ihr Aussehen Fridolfs Hoffnungen und Erwartungen schon weit überstiegen haben. Er hatte sie sich stets als häßlich vorgestellt, denn Hilbert, der Vater, sah nichts weniger als schön, und seiner Gattin mageres und blasses Gesicht zeigte ebenfalls keine Spuren früher er verschwundener Schönheit. Wie groß war bei diesen Erwartungen sein Erstaunen und seine Freude, als er in der ihm bestimmten Gattin eine ideale Schönheit sah, die Alles übertraf, was er bisher gedacht und gesehen hatte. Ein Medusenhaupt hätte ihn nicht mehr versteinern können, als das schöne Gesicht Emma's bei seinem Eintritt in das Zimmer des Assessors. Er hörte sie gleich darauf singen und spielen, er sah ihre Handarbeiten, Zeichnungen und dergleichen, die sie an Festtagen den Mitgliedern, der Familie, in deren Schooße sie ihre erste Jugend zugebracht, geschenkt hatte, er überzeugte sich daraus, daß Emma eben so talentvoll als schön war; zugleich aber wunderte er sich, daß dieses Mädchen ihm, dem unbemittelten unbedeutenden Mann, zur Gattin bestimmt war, daß diese volle schöne Rose, würdig, die vornehmsten Kreise der Hauptstadt zu schmücken, in einem abgelegenen Provinzialflecken verborgen werden sollte. Allein Vater Hilbert wiederholte ihm sein Versprechen, so bald er mit ihm allein war, und Fridolf warf sich mit dankbarer Rührung in seine Arme.

Nun hatte er nicht mehr Lust, über sein Glück zu scherzen; desto tiefer fühlte er sein Nichts an der Seite dieses — nach seiner Meinung — vollkommenen Wesens; in dem Zeitraum von wenigen Augenblicken war er von der heftigsten Liebe entzündet worden, deren Gewalt er sich um so zuversichtlicher überlassen konnte, da ihn Emma's Vater zur Hoffnung berechtigte.

Bald waren unsere Reisenden kaum noch eine Meile von ihrem Ziele entfernt, und immer höher schlug Emma's Herz, als sie die Orte wiedersah, an denen sie als Kind gespielt, an denen sie in Gesellschaft ihrer Eltern oder Freunde so manche angenehme Stunde zugebracht hatte. Je näher sie ihrer Heimath kam, desto deutlicher erkannte sie jede Hütte, jeden Baum. Immer näher rollte der Wagen dem Hammerwerk, Emma ließ ihre Blicke entzückt von einem bekannten Gegenstand zum andern

Digitized by Google

schweifen. Hier war die große Wiese, auf welcher sie als Kind beim Heumachen gewesen war, dort ein Hügel, auf welchem sie mit ihren Gespielinnen oft Beeren gepflückt hatte, dort ein flacher Stein, auf dem sie ihre Puppen und Spielsachen aufgestellt hatte, etwas weiter davon der grüne Anger, auf dem sie am Johannistag um dem Maibaum getanzt hatte. Hier kam ihnen eine alte Frau entgegen, die mit einem Freudenruf Emma begrüßte, als ihr der Inspektor seine Tochter zeigte, die der armen kranken Frau oft ein Stück Kuchen oder eine Erfrischung zugetragen hatte; dort begegnete ihnen ein Bauermädchen von gleichem Alter mit Emma, die — gleich ihr — gewachsen und groß geworden war, so daß beide sich kaum wieder erkannten. So trafen sie während der letzten halben Stunde Wegs eine Menge Leute; und da sie der Inspektor sämmtlich kannte, so ließ er den Wagen beständig halten, um ihnen den Schatz zu zeigen, den er aus der Hauptstadt heimbrachte. Zwar sprachen dieß seine Worte nicht aus, aber in seinen vergnügten Blicken war es deutlich genug zu lesen. Und noch höher stieg seine gute Laune, als Alle sich darüber wunderten, daß Mamsell Emma so groß und so schön geworden war. Mit unverkennbarer Güte reichte Emma Allen die Hand und begleitete diese häufig noch mit einem kleinen angemessenen Geschenk.

Ihre innere Bewegung, als sie der Heimath noch näher kamen, entging der Aufmerksamkeit Fridolfs und ihres Vaters nicht. — „Was fehlt Dir, bestes Kind?" — fragte der Vater — „ich glaube gar, Du weinst, da Du nach Hause kommst." — „Ach Vater" — erwiderte Emma — „ich weine nicht, aber ich kann die Thränen nicht zurückhalten, die mir in die Augen treten, da ich die Orte wiedersehe, an denen ich als Kind gespielt, und die Personen wiedertreffe, die mich als Kind geliebt haben." — „Ja darüber solltest Du Dich aber freuen und nicht weinen" — versetzte der Vater. — „Was doch die Weiber für Geschöpfe sind! Bei der geringsten traurigen oder freudigen Gemüthsbewegung haben sie gleich Thränen in den Augen." Fridolf warf einen mißbilligenden Blick auf den Vater, einen zweiten voll Zärtlichkeit auf Emma. Obwohl er leichtsinnig war, besaß er doch Gefühl und konnte sich Emma's Empfindungen recht wohl denken; er selbst hatte ähnliche Empfindungen gehabt, als er von der Akademie zu seiner Mutter heimgekehrt war. Mit angenehmer Theilnahme folgte er nun jedem Blick des zarten Mädchens, um darin zu lesen, was in ihrer Seele vorging. Emma sprach ihre Sehnsucht aus, ihre Mutter bald zu umarmen, aber ihr Vater versetzte ganz trocken: — „Gieb Dich zufrieden, liebes Kind, wir sind ja bald daheim." —

In diesem Augenblick, als ihre ganze Seele erregt war, suchte Fridolf zum Erstenmal einen Blick aus ihren schönen Augen zu erhalten. Er faßte ihre Hand und redete sie mit einem Ausdruck voll Gefühl, Zärtlichkeit und Liebe an, der auch ein hartes Herz gerührt haben würde. Anfangs richtete Emma ihren Blick auf ihn, indem sie sich wunderte, ihn so einnehmend zu finden; sie lächelte ihn sogar an und antwortete ihm zum Erstenmal ohne die kalte abgemessene Höflichkeit, mit welcher sie bisher kurz und einsilbig seine Fragen beantwortet hatte. Aber plötzlich — als ob sie sich erinnerte, daß sie mit Fridolf sprach, dessen bloßer Name sie bedrohte — zog sie hastig ihre Hand zurück und wandte sich von ihm ab. Tief betrübend fühlte der arme Fridolf, daß er der einzige Mensch war, gegen welchen dieses liebevolle reine Herz einen gewissen Abscheu oder ein ähnliches Gefühl empfand.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Es war ein heiterer, frischer Septembermorgen. Azurblau lachte der Himmel durch das dunkle, schon etwas herbstlich gefärbte Laub der hohen uralten Linden und Kastanien des herzoglichen Parkes, die Vögel sangen ihre Morgenlieder in den Büschen und in den hohen, von feuerrothen Beeren durchstickten Taruswänden, begleitet von dem leisen Rauschen des Windes, dem träumerischen Geplätscher der Fontainen, nur von Zeit zu Zeit unterbrochen durch den dumpfen Ton, der ihr dabei entfuhr, wohl für den Baß bei diesem Konzert hätte gelten können.

Leopold war der erste, der die Stille dieses Gartens unterbrach und zwar, um zu dem Rendezvous zu gehen, welches eine Stunde später anberaumt war. — Er sah bleich und leidend aus, denn er hatte nur wenig geschlafen, und war die halbe Nacht in seinem Zimmer auf und nieder gegangen, denn die Worte der Herzogin und seine Liebe hatten ihn so sehr bewegt, daß er jetzt erst durch diesen friedlichen Morgen und die Aussicht, die Geliebte zu sehen, beruhigt wurde.

Der Ort der Zusammenkunft war eine fast ganz von Schlingkraut, Moos und Buschwerk versteckte Grotte an den Ufern eines Sees am Ausgang des Parkes; der See lag wie ein Bild der Reinheit und des Friedens, umgeben von den geschmackvollsten verschiedenartigsten Sträuchen und Bäumen in malerischer Gruppirung. Er war so klar, daß die Weiden und Hängebirken, welche sich über ihn bogen, als wollten sie mit ihm flüstern, die Schwäne, welche geräuschlos über ihn zogen und der Himmel, der sein blaues Zelt überspannte, so hell darin wieder erschienen, als sey der See ein Spiegel.

Als Leopold erschien und sich am See auf eine Bank warf, wanden die Schwäne stolz ihre schlanken

Hälse um und blickten mit ihren schwarzen Augen nach der ungewöhnten Störung hin.

„Kennt ihr mich nicht, ihr Schwäne?" sagte Leopold; „ich habe euch doch manchmal als Knabe Futter gebracht — freilich habe ich mich verändert, seit ich nicht bei euch war. Ich bin ein anderer als der Knabe, der hier stand und euch fütterte vor Jahren."

„Aber kömmt sie denn noch nicht!" rief er jetzt — stand ungeduldig auf und blickte nach allen Seiten hin — „sie versprach es mir, doch, wenn sie mich betrügen könnte und ich müßte den ganzen Tag seyn, ohne ihr ein einziges Wort sagen zu können, was nicht alle Welt hörte. Ich soll mich heute liebenswürdig zeigen, befiehlt mir meine Mutter, um eine zukünftige Braut zu fesseln, die Braut, welche nicht ich, sondern andere für mich gewählt haben — die für das Land und das Haus vortrefflich paßt, aber nicht für mein Herz. — Ich liebe bis zum Wahnsinn Valerie, diese seltene, diese unvergleichliche Blume, und soll mit dieser Liebe im Herzen einer andern die Hand reichen. — Mir graut bis in die innersten Fasern meiner Seele — Gott! ich kann es nicht — ist es denn möglich, daß meine Mutter so das Herz ihres Sohnes zum Opfer bringen kann — doch da kömmt sie," rief er leidenschaftlich, „die, wie die Sonne die Nacht, die Sorgen aus meinem Herzen jagt, ohne die mir die Welt zum Aschenhaufen wird! Sind Sie es wirklich, Valerie, süße holde Valerie!" rief er, ihr entgegeneilend.

„Ja es ist Valerie, die hierher kommend einen großen Fehler begeht," sagte das junge Mädchen und reichte erröthend dem Prinzen die Hand.

„Valerie, Sie begehen nie einen Fehler," entgegnete der Prinz, indem er die dargebotene Hand an seine Lippen zog — „liegt es in der Möglichkeit, daß Engel fehlen können?"

„Lassen wir uns nicht darauf ein, mein Prinz," sagte Valerie, „diesen Schritt zu erwägen, sagen Sie mir vielmehr, warum Sie so sehr eine Zusammenkunft wünschen?"

„Um Sie zu sehen, meine süße Taube;" entgegnete der Prinz, „und um aufs Neue Ihnen zu wiederholen, wie heiß ich Sie liebe — ach," setzte er seufzend hinzu, „heute hätte ich ohnedem keine Gelegenheit finden können, mich meiner Königin zu nähern" —

„Wegen Ihrer zukünftigen Gemahlin!" versetzte Valerie — und ihre Stimme bebte.

Leopold fuhr mit der Hand zum Herzen, indem er rief: „Um Gotteswillen, sprechen Sie nicht mehr so, Sie bringen mich um meinen Verstand."

„Ach," entgegnete Valerie traurig — „und doch wird so bald die ganze Welt sprechen, und Sie werden gezwungen seyn, es anzuhören."

„Wer sucht Grausamkeit in einer Engelsnatur?" sagte der Prinz — „Valerie, Sie sind grausam gegen mich, Sie sind der Engel mit dem flammenden Schwerte — Sie machen mich auf meine Verhältnisse aufmerksam — ach können Sie glauben, daß ich nicht schon längst darüber nachgedacht habe — Tag und Nacht sinne ich nur, wie ich mir den Weg zu Ihrem Besitz bahne."

„Das ist ein fruchtloses Nachsinnen," entgegnete Valerie ernst — „ach," fügte sie, ihre Thränen bekämpfend, hinzu: „unsere Wege führen nicht zusammen." —

„O Gott, ich lasse Sie nicht!" rief Leopold leidenschaftlich — „und stünde die Welt gegen mich auf: ich lasse Sie nicht! — Ich gebe Alles hin, um Sie, Valerie, mein, vor Gott und den Menschen zu nennen — die Erde kann mir keinen Ersatz bieten für Sie — ohne Sie bin ich wie der regungslose Stein, welcher vor uns liegt, Sie allein geben mir Licht, Leben und Thatkraft — nein, nein, noch einmal sey's gesagt, ich lasse Sie nicht! — O, mein Verstand wird mich nicht im Stiche lassen — ich werde schon Wege finden."

Mit der Ueberzeugung in ihrem Innern, daß sie nie sich vereinigen würde, blickte Valerie traurig auf den schönen, heiß geliebten Sprecher und der Kontrast, der zwischen seinen Hoffnungen und ihrer Niedergeschlagenheit lag, preßte ihr Herz so zusammen, daß sie hätte weinen mögen. Aber sie bezwang sich und sagte sanft: „Nach dem, was Sie da sagen, wird es Sie freuen, wenn ich Sie versichere, daß ich Sie liebe — liebe mit der ganzen Tiefe meines Herzens, und ich fühle es, ich werde ohne Wanken und ewig lieben, lieben, bis mein Herz zu Asche wird! Doch auch dann wird meine Liebe nicht aufhören, ich werde sie mitnehmen aus diesem Erdenleben hinauf in das Jenseits, wie man den Edelstein aus dem Schacht nimmt und ihn an's Licht bringt, wo er rein wird von dem Staub der Erde und glänzen wird, wie ein Stern? —"

„Hören Sie Leopold," fuhr Valerie fort und ergriff schmerzbewegt seine Hand, „wenn wir vernünftig seyn wollen, müssen wir einsehen, daß uns die Verhältnisse trennen müssen, über kurz oder lang, dann denken Sie daran, und es sey Ihnen ein Trost, daß ich Sie ewig und unabwendbar lieben werde, und seyen Sie gefaßt, finden Sie sich, wenn diese Stunde kömmt, mit der ganzen Kraft ihres reichen, starken Herzens in die Verhältnisse: Sie sind es Ihrem Lande, Ihren Eltern schuldig!"

„Wollen Sie dieß auch zu thun mir versprechen, Leopold?" sagte Valerie und eine Thräne verdunkelte ihren Blick.

„Valerie!" rief der Prinz und der ganze Schmerz seiner Seele lag in diesem Ausruf. — Valerie brach in Thränen aus.

„Um Gotteswillen, Sie weinen," rief der Prinz

und sank vor ihr nieder — o nicht ihre goldnen Thränen über das gemeine Elend dieser Erde, welches uns gefesselt hält für einige Augenblicke und dessen Fesseln ich zu brechen Kraft genug in meiner empörten Seele finde."

Valerie erhob ihr schönes Haupt, trocknete ihre Thränen und wandte ihre von inniger Liebe leuchtenden Augen zu ihm herab, indem sie sagte: „Ich will meine Thränen trocknen, ich will Sie nicht durch meine Thränen mehr verwunden, sondern versuchen, der Zukunft entgegen zu lächeln."

„Doch noch einmal sey es gesagt: wenn unsere Hoffnungen zu Nichte würden, in den Stunden des Schmerzes und der Prüfung, wollen Sie mir versprechen, sich zu fassen, Leopold! sich in das Unabwendbare zu finden und als Trost sich zu erinnern, daß ich Sie unveränderlich liebe — wollen Sie mir dieß versprechen und dadurch auch die Angst meiner Seele bannen?"

„Weil Sie es wünschen, Valerie, will ich es Ihnen versprechen, obgleich sich mein Innerstes dagegen sträubt," entgegnete der Prinz wehmüthig.

Valerie reichte ihm die Hand und blickte ihn gerührt an. Leopold zog sie an seine Brust und drückte den ersten Kuß auf ihre Lippen, indem er sagte: „Valerie, könnte ich so vereint mit Dir zum Vater gehen — wie gerne ließ ich diese Welt!"

Das Mädchen machte sich sanft aus seinen Armen los und sagte seufzend: „Jetzt muß ich fort!" —

„Eh' Du gehst, Valerie, willst Du mir noch diese Rose geben, die Du im Gürtel trägst, sie hat den süßen Thau deiner Thränen gekostet, sie soll auf meinem Herzen ruhen, so lange bis ich Dich mein nennen kann." —

Valerie gab sie ihm. — „O, wie die glücklichen Stunden schnell vergehen!" seufzte Leopold, als Valerie sich zum Weggehen anschickte — ihr Zeitmaß zählt man nie; aber wohl tausendfach das der Schmerzen.

„Auf Wiedersehen, mein Leopold! Vielleicht schon in wenigen Minuten — allein welche Kluft liegt dann zwischen uns! Lebe wohl!"

Er nahm ihre Hand und drückte sie noch einmal an seine Lippen, an's Herz und Beide sahen sich so traurig an, als sollten sie sich niemals wieder sehen. Endlich riß sich Valerie los und ging. Leopold sah ihr so lange nach, bis der letzte Schimmer ihres weißen Gewandes hinter den Bäumen verschwunden war — dann ging auch er. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Kürzlich war der Bildhauer Crawford aus New-York in München, um die Stätte zu besehen, von welcher sein großes Werk für den Staat Virginia seiner Bestimmung zugeführt werden soll, und weitere Verabredungen über die Fristen der Ausführung zu treffen. Dieses Werk wird unstreitig eines der größten, welche die Neuzeit hervorgebracht, und es ist ein Merkmal der hohen Achtung, in welcher die königliche Erzgießerei in München steht, daß man ihr selbst von Nordamerika aus vor allen ähnlichen Anstalten der alten Welt unbedingt den Vorzug gegegeben. Hr. Crawford sprach es auch unumwunden aus, daß die Art und Weise, wie König Ludwig der Kunst einen Boden bereitet, der Kunstthätigkeit in München das Vertrauen der ganzen Erde zugewendet. Das Denkmal, mit dessen Herstellung Crawford vom Staat Virginia beauftragt ist, und das in der Hauptstadt Richmond aufgerichtet werden soll, ist eine Statuengruppirung mit Washington als Mittelpunkt. Den Grundplan bildet ein Kreis von 64 Fuß Durchmesser, an dessen Peripherie auf sechs Würfeln ebenso viele kolossale Adler (die Wappenthiere von Virginien) angebracht sind. Stufen führen zur zweiten Abtheilung, deren Grundplan einen sechseckigen Stern zeigt (das Sinnbild der Vereinigten Staaten), auf dessen Vorsprüngen die 12 Fuß hohen Statuen der verginischen Männer zu stehen kommen, die in ausgezeichneter Weise an der Befreiung Amerika's Theil genommen: Patrick Henry, Thomas Jefferson, Marshall, die Generale H. Lee und Andr. Allan und der Rechtsgelehrte George Mason. In der Mitte dieses Sterns erhebt sich ein hoher granitner Würfel (mit Basreliefs und Inschriften), auf welchem die 18 Fuß hohe Reiterstatue Washingtons ihre Stelle erhält, so daß das ganze Denkmal 60 Fuß hoch wird. Die Statue Henry's ist unter den Händen der Former, ja den Kopf fand Crawford bereits gegossen; wie er denn auch am Samstag einem großen Guß (der Quadriga für das Siegesthor) beiwohnen, um sich von der Sicherheit und Genauigkeit, womit man hier arbeitet, überzeugen konnte. Die Statue Jefferson's ist im Modell vollendet, und wird ehestens hier eintreffen. Hr. Crawford ist nach Rom zurückgekehrt, wo er das ganze Werk modellirt.

Räthsel.

Mit n — preßt es oft Thränen aus;
Mit a — findet man's in jedem Haus.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 96 16. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Jetzt bog der Wagen in eine laubige Allee ein, die zu den größeren Gebäuden des Hammerwerks führte. Ein Frauenzimmer, welches in dieser Allee auf einer Bank saß, richtete sich bei ihrer Ankunft schnell in die Höhe, und Emma erkannte mit einem Freudenschrei ihre Mutter in derselben. Leicht wie ein Vogel war sie aus dem Wagen und in den Armen ihrer Mutter. Es ist unmöglich, sich die Freude Frau Hilberts vorzustellen, als sie ihre blühende Tochter an ihr Herz drückte; nur eine Mutter, die lange von ihrem einzigen Kind getrennt gewesen ist, kann sich ihre Gefühle in diesem seligen Augenblick vorstellen.

Nach wenigen Minuten war Emma im väterlichen Hause, wo sie Alles eben so verändert fand, als sie von Allen verändert gefunden wurde. Das Wohnhaus selbst war seit ihrer Abreise neu gebaut worden und der größte Theil der Möbeln war neu oder verändert. Sie hatte aber in dem frühern Hause ein kleines nettes Zimmerchen für sich inne gehabt, während sie in dem neuen Hause kein Zimmer fand, das dem ihrigen glich. — „Wo ist denn mein Stübchen, liebe Mutter?" — fragte sie endlich. — „Du hast keine eigne Stube, mein Kind," — erwiderte die Mutter — „Du mußt in Tante Gertruds Zimmer mit wohnen, wir sind so sehr beschränkt in dem neuen Hause." — Emma fühlte sich nicht wenig verstimmt darüber, äußerte jedoch kein Wort. Ungefähr gegen sechs Uhr Abends war Emma in B** angekommen. Etwa eine Stunde darauf trat ihr Vater herein und sagte: — „Ich hoffe, meine Tochter, daß Du uns Alle heute Abend zum Thee einladen wirst." — Emma stand von ihrem Stuhl auf und sah niedergeschlagen aus, denn sie fühlte sich so fremd in ihrer Eltern Hause. — „Nein, nein" — sagte der Alte — „Du sollst uns in Dein Zimmer einladen, wir wollen dort unsern Thee trinken." — „Aber ich habe ja kein eignes Zimmer" — wandte Emma ein. Frau Hilbert, die in diesem Augenblick einen Wink von ihrem Mann erhielt, eilte hinaus und der alte Hilbert bat Fridolf, Emma den Arm zu bieten und sie zu führen. Erstaunt und zögernd nahm sie Fridolfs Arm, Hilbert folgte ihnen mit brennender Tabackspfeife und Tante Gertrud beschloß den Zug. Auf dem Vorsaal blieben Alle vor einer Thür stehen, die man kurz vorher auf Emma's Fragen für die Thür der Speisekammer ausgegeben hatte. Frau Hilbert öffnete von innen die Thür und der Vater bat Emma, einzutreten. Sie trat ein — aber nicht in eine Speisekammer, sondern in das schönste Zimmer des ganzen Hauses. — „Das ist die Stube meiner Emma, und hierher ladet sie uns zum Thee" — sagte die gute Mutter. Der Vater nahm seine Tochter bei der Hand und führte sie tiefer in's Zimmer hinein, in dessen Mitte ein reich besetzter Theetisch mit frischer Butter, frischem Backwerk und dergleichen stand. Die Fenster gestatteten die Aussicht auf einen schönen Park, den allgemeinen Spaziergang des Ortes. Die Möbel des Zimmers waren modern, einfach, aber äußerst geschmackvoll. Das hübsche Bett von polirtem Birkenholz hatte eine rosenrothe Cambrickdecke und weiße Mousselinvorhänge, die durch einen goldenen Ring im Plafond befestigt waren. Sopha und Stühle von demselben Holz waren mit rosenrothem Kattun überzogen. Außerdem fand Emma einen schönen Nähtisch, eine ausgezeichnet nett gearbeitete Chiffoniere, eine Toilette mit silbernen Verzierungen, einen großen polirten Kleiderschrank, eine kleine bedeckte Broncelampe an der Decke und Fenstervorhänge von weißem Nesseltuch mit rosenrothen Drapperien. Am meisten aber fühlte sie sich durch ein großes Mohagonipianoforte überrascht, welches ihr Vater kürzlich gekauft und anstatt des alten Klaviers, auf welchem sie als Kind unter der Leitung des Organisten geklimpert, in ihr Zimmer gestellt hatte.

Kaum fand Emma Worte, ihre Freude und ihre Dankbarkeit gegen die guten Eltern auszudrücken, die ihre Wünsche errathen und auf so zarte Weise befriedigt hatten. Gerührt warf sie sich bald in des Vaters, bald in der Mutter Arme, während sich beide Eltern nicht wenig freuten, ihre Tochter so

Digitized by Google

zufrieden mit ihrer neuen Wohnung zu sehen. Es war sonst nicht eben eine schwache Seite des Inspektors Hilbert, daheim in der Umgebung seiner Angehörigen sehr gesprächig zu seyn; aber an diesem Abend machte er in seiner Freude über die Ankunft Emma's eine Ausnahme und war ungemein heiter und sprachselig.

„Apropos" — sagte er unter andern, indem sie Thee tranken — „weißt Du, Mutter, daß ich auf dem Hinweg nach Stockholm unserm jungen Grafen begegnete, der nach Hause reiste. Er fuhr wie tausend Teufel, grüßte mich sehr artig, schien aber nicht Lust zu haben, anzuhalten. Ich dagegen ließ meinen Kutscher anhalten und winkte, so daß der Graf sein Gefährt ebenfalls anhalten mußte. Ich bat ihn wegen des Aufenthalts höflich um Verzeihung, erzählte ihm mit wenigen Worten, daß und in welchen Angelegenheiten ich auf vierundzwanzig Stunden verreiste und ersuchte ihn, bei seinem Herrn Vater meine Entschuldigung dafür, daß ich ohne vorherige Meldung verreist war, zu übernehmen. Ich fügte hinzu, daß ich auf die Verzeihung des Herrn Grafen hoffte, weil meine Unruhe um meine Tochter so groß sey, indem ich fürchtete, sie sey krank geworden. — „Mamsell Emma ist nicht krank" — fiel er mir heftig ins Wort. Ich starrte ihn erstaunt an und wollte ihn eben um Erklärung bitten, als er seinem Postbauer fortzufahren befahl und mit dem Zuruf: — „Entschuldigen Sie, Herr Inspektor!" — weiter fuhr, das die Staubwolken um seinen Wagen wirbelten. Ja, Fridolf weiß am besten, wie seltsam sich der Graf benahm. Wie konnte er so bestimmt behaupten, daß das Mädchen gesund wäre? — Kennst Du den jungen Grafen, Emma?" —

Emma konnte nicht ahnen, daß der junge Graf H** und der Student Hährling eine und dieselbe Person waren. Sie antwortete also ganz unbefangen: — „Nein, Papa, ich habe ihn nie gesehen, so viel ich weiß. Wahrscheinlich hat er seine Aeußerung blos gethan, um den Papa zu trösten." —

„Wann ist denn Graf Eduard angekommen, Lotta?" fragte Hilbert seine Gattin.

„Vor einigen Tagen" — erwiderte die Hausfrau. — „Ich habe ihn zwar seit seiner Ankunft noch nicht gesehen; aber sobald er angekommen war, erfuhr ich es von der Großmagd, die herunter kam und mich um Rath fragte, was sie für eine ihrer kranken Kühe brauchen sollte. Dabei erzählte sie mir, daß der junge Graf so eben angekommen wäre und daß sich Alles im Hause ungemein freute, so daß Fräulein Louise ihrer Kammerjungfer ein Kleid geschenkt hätte, das sie selbst nur wenige Male erst getragen." —

„Wer ist denn Fräulein Louise?" — fragte Emma.

„Tausend, liebes Kind!" — rief die Mutter. „Hast Du denn noch nichts gehört, daß die Gräfin eine junge Verwandte ins Haus genommen hat, ein Fräulein R**, die Graf Eduards Braut ist?" —

„Graf Eduards Braut?" — fragte Emma. — „Der Graf ist ja noch so jung." —

„Er ist volle zweiundzwanzig Jahre alt," — versetzte Hilbert — „und Fräulein R** ist erst siebzehn Jahre. Gott weiß es, ob sich der junge Graf viel aus ihr macht! aber sie ist vater- und mutterlos und hat ein unermeßliches Vermögen. Darum will sie der Generalmajor, der ihr Vormund ist, gern zur Schwiegertochter haben. Die Gräfin wünscht dieß ebenfalls, und der junge Graf fügt sich wie ein gehorsamer Sohn Beider Willen, zumal da das Fräulein — wie man behauptet — sehr verliebt in ihn ist." —

Hätte Emma die geringste Ahnung davon gehabt, wen diese Nachrichten eigentlich betrafen, sie würde sie nicht mit solcher Gleichgültigkeit angehört haben.

Als der Thee getrunken war, ging Frau Hilbert hinaus zu ihren häuslichen Geschäften, Taute Gertrud verließ das Zimmer ebenfalls, und Fridolf der so gern dageblieben wäre, erhielt von dem Inspektor die Weisung, auf das Hammerwerk zu gehen und das Eisen zu besehen, das in dieser Woche geschmiedet worden war — denn es war Sonnabend. Emma blieb also allein mit ihrem Vater und wurde von diesem aufgefordert, das neue Fortepiano zu versuchen. Emma schlug das Instrument auf, probirte und versicherte dem Vater, daß es ausgezeichnet schön wäre. — „Ja, das will ich gern glauben" — versetzte der Alte — „es kostet mich auch meine dreihundert Reichsthaler Banko, und fünfundzwanzig Schillinge und vier Heller noch obendrein. Ich erstand es in der Auktion, als die Sachen des verstorbenen Bergwerksbesitzers Vider versteigert wurden." — Emma spielte einige Sachen und der Vater rief ihr zu: — „Schön, schön, mein Kind! Sing' auch Etwas! Sing das Lied, das Du neulich in der Stadt sangst und das mir so sehr gefiel." — Emma gehorchte, als sie aber den zweiten Vers des Liedes anfing, warf sie zufällig ihre Blicke auf das offenstehende Fenster — und erblickte vor demselben — Eduard Hährling. Bei diesem Anblick wurde sie irr, gerieth aus dem Tert und verstummte. Der Vater, der mit dem Rücken nach dem Fenster saß, hatte Eduard nicht gesehen und wunderte sich nicht wenig über Emma's plötzliches Verstummen, indem er rief: — „Was fehlt Dich an, Mädchen? Ich glaube, Du träumst. Gerade an der schönsten Stelle hörst Du auf." — Emma vermochte nicht zu antworten, sie sah wieder nach dem Fenster, aber Eduard war verschwunden. Noch zitternd vor Furcht und heftiger Gemüthsbewegung wollte sie ihren Gesang fort-

Digitized by Google

setzen, als ihre Mutter die Thür öffnete und herein rief: — „Liebe Emma, komm einmal heraus; es ist Jemand Fremdes hier, der Dich sucht." — Emma, die als gewiß annahm, daß der Studiosus Hährling draußen stünde, ward noch verlegener, als vorher. Mit klopfendem Herzen und unbeschreiblich freudigen Gefühlen, die ihr fast den Athem benahmen, folgte sie ihrer Mutter hinaus auf den Saal. Aber nicht Eduard Hährling war es, den sie daselbst fand; es waren drei ihr gänzlich unbekannte junge Mädchen. Bei den Verneigungen, welche Emma den jungen Damen machte, verlassen wir sie, um unterdessen einen Blick auf Herrn Eduard zu werfen.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Noch an demselben Morgen ließ die Herzogin Valerie zu sich rufen. Das arme Mädchen erschrack darüber und ging mit einer bangen Ahnung im Herzen zu ihrer Gebieterin.

„Fräulein von Felseneck," redete sie die Herzogin an, als Valerie bei der Herzogin eingetreten war — „ich habe etwas mit Ihnen zu sprechen, setzen Sie sich nieder." Sie gehorchte stumm.

„Valerie!" — wie klang dieser Name anders in diesem Munde als in dem seinen — „Valerie!" sagte die Herzogin feierlich, „es thut mir leid, genöthigt zu seyn, Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm seyn wird — es thut mir, wie gesagt, leid, doppelt leid, deßhalb weil ich Sie liebe und Sie die Tochter desjenigen sind, der so viel für unser Land gethan hat — aber auf dem Platz, wo mich Gott hingewiesen hat, kann ich nicht anders handeln!" — Sie hielt hier einen Augenblick inne, denn Valeriens Lippen entfuhr ein Seufzer — dann sprach sie weiter: „Sehen Sie mein Kind, ich weiß, daß Sie meinen Sohn lieben und von demselben, zum wenigsten in diesem Augenblick, wieder geliebt werden — stünden wir in andern Verhältnissen zu einander, oder wäre Leopold nicht mein einziger Sohn, die Hoffnung des ganzen Landes, dann würde ich, glauben Sie meinen Worten!" fügte die Herzogin verbindlich bei — „Eure Liebe segnen, aber so," sagte sie seufzend, „kann ich dieselbe nicht billigen." —

„Wären Sie, nehmen Sie es nicht übel," — fuhr die Herzogin fort, als Valerie schwieg, — „ein vernünftiges Mädchen gewesen, so hätten Sie eine Annäherung des Prinzen zu vermeiden gesucht, da Sie doch einsehen mußten, daß an eine Verbindung nicht gedacht werden konnte, — und bedenken sollen, daß eine Liebensintrigue Ihrem guten Rufe schaden würde. — Allein die Sache ist nun einmal geschehen, und ich entschuldige Sie durch Ihre Jugend; da ich aber nicht glauben kann, daß Sie von einer so alten ehrenwerthen Familie stammend, die Geliebte des Prinzen seyn wollen, so weiß ich Ihnen keinen andern Rath zu geben, um diesem Ruf zu entgehen, als den Hof zu verlassen. Gerne werde ich Ihnen, wenn Sie es wünschen, eine Stelle an einem andern Hofe verschaffen, wenn Sie es nicht lieber vorziehen, in ihre Heimath zurückzukehren."

Valerie hatte stumm und erstarrt die Worte der Herzogin in ihr Ohr aufgenommen, — bis zu der Stelle, wo die Herzogin sagte, daß sie nicht glauben könne, daß Valerie die Geliebte ihres Sohnes geben wolle, stieg eine dunkle Röthe in die vorher todtbleichen Züge des Mädchens, — Stolz, Schmerz, Zorn, durchwühlten ihr Inneres, und ihre gereizte Phantasie malte ihr in fieberhafter Lebhaftigkeit ihre entsetzliche Lage.

Als die Herzogin geendigt hatte, und eine Antwort von ihrer Seite endlich, zu wünschen schien, sagte sie in tonloser Stimme: „Ich will Alles thun, was Ew. Hoheit befehlen, — ich will gehen, — bald — gleich, — ich wollte schon längst."

„Es freut mich, daß Sie so vernünftig sind", sagte die Herzogin, „indeß muß ich Sie noch um etwas ersuchen. Mein Sohn wird natürlich nicht mit unseren Anordnungen zufrieden seyn, — Männer lieben nicht, daß man in ihre Angelegenheiten greift, — er wird Sie bestürmen, da zu bleiben, — deßhalb wollte ich Sie ersuchen, ihn nicht mehr vor Ihrer Abreise zu sehen, und überhaupt dieselbe geheim zu halten; ich werde schon einen triftigen Grund Ihrer Abreise unterlegen, darüber können Sie unbesorgt seyn. Und was meine Unterredung anbetrifft, — nicht wahr, da geben Sie mir Ihr Wort, nie Jemand etwas davon zu sagen.

„Auf alles wie Sie befehlen, Hoheit," entgegnete Valerie mühsam.

„Sie gefallen mir," sagte die Herzogin lächelnd, da sie gegen Ihre Erwartung weder Einwendungen, noch Klagen und Bitten vernahm, „indeß muß ich Ihre Vernunft noch auf die Probe stellen," fuhr die Herzogin fort, — „wenn Sie nämlich abgereist sind und der Prinz langweilt sich, kömmt er am Ende auf die gewiß fabelhafte Idee, und reist Ihnen nach, und dieß wäre, für Sie natürlich Ihres Rufes halber, sehr unangenehm, denn was hat ein armes Mädchen, das ohnehin Waise ist, Heiligeres, als ihren guten Ruf? Deßhalb wollte ich Sie nur noch ersuchen, Ihren Aufenthalt geheim zu halten."

Langsam und mehr für sich, sagte Valerie: „Er soll mich niemals wiedersehen."

Die Herzogin empfand ein Mißbehagen, als Valerie alles zugab, ohne die geringste Einwendung, und dasaß, wie ein Lamm, über welches man das Schlachtmesser zückt, — es wäre ihr lieber gewesen,

Digitized by Google

es hätte einen kleinen Kampf gekostet, oder sie hätte Valerien einen Ersatz bieten können, — denn jeder Feldherr wird sich unzufrieden mit seinem Siege fühlen, wenn ihm der Feind das Feld räumt, im Augenblick, wo er sich nur bat blicken lassen.

„Ich danke Ihnen," sagte die Herzogin und stand auf, „wenn Sie meiner einmal bedürfen, stehe ich immer zu Diensten, — alles Uebrige können wir heute noch brieflich abmachen, — wann gedenken Sie abzureisen?" —

„Morgen Frühe, Hoheit!" entgegnete Valerie, obgleich sie noch nicht darüber nachgedacht hatte.

„Haben Sie denn Jemand zu Ihrer Begleitung?" frug die Herzogin noch.

„Meine alte Kammerjungfer", entgegnete das Mädchen.

„So leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!" sagte die Herzogin und reichte Valerien die Hand; die sich hierauf empfahl. —

Valerie stürzte aus dem Zimmer der Herzogin in das ihre. Hier angekommen, sank sie bewußtlos nieder, und im Fallen schlug ihr schönes Haupt hart gegen die Ecke eines Tisches, daß das Blut durch die Locken drang. Es erschien Niemand, um ihr zu helfen, ihre Kammerfrau war ausgegangen und sonst hatte sie Niemand.

(Fortsetzung folgt.)

Henriette Sontag

ist geboren zu Koblenz 1805. Ihre Eltern, Beide talentvolle Darsteller, erzogen sie für die Bühne und boten zugleich Alles auf, ihre geistige und leibliche Ausbildung zu fördern; im sechsten Jahre bereits wirkte sie in Kinderrollen mit dem seltensten Erfolge. Nach dem Tode des Vaters kam sie mit der Mutter nach Prag, wo sie bis zum 15ten Jahre das Konservatorium besuchte. Die plötzliche Erkrankung einer Sängerin war die Veranlassung, daß sie 1820 die Bühne als Prinzessin in Johann von Paris betrat; trotz dem, daß sie sich gar nicht darauf vorbereitet hatte, feierte sie durch Stimme und Vortrag einer wahrhaften Triumph. Sie erwirkte sich dadurch die Entlassung aus dem Konservatorium und ging nach Wien, wo sie vier Jahre lang — jedoch selten — in der deutschen und italienischen Oper wirkte, während sie ihre Studien fortsetzte. 1824 verließ sie Wien, gastirte an einigen österreichischen Bühnen und in Leipzig mit großem Beifall und trat dann ein Engagement bei dem neubegründeten Königstädter Theater in Berlin an. 1826 ging sie nach Paris, und von diesem Augenblick an datirt sich ihr Weltruhm; sie trat als Rivalin der ersten Talente der italienischen Oper auf und besiegte sie, trotz Dem, daß man eine unfreundliche Stimmung gegen sie im Voraus hervorgerufen, so vollständig, daß sie während der Saison „die Löwin" des Tages war und die höchsten Kreise der Gesellschaft sie eben so begeistert aufnahmen, wie das stets überfüllte Audiotrium des Theaters. Im Herbst 1826 kehrte sie zurück, sang in Mainz, Frankfurt, Weimar u. s. w. mit einem Erfolge, der an die Katalani erinnerte, und trat dann in ihr Engagement in Berlin wieder ein. Sie hatte einen dreijährigen Contrakt mit dem italienischen Theater in Paris abgeschlossen und trat denselben 1827 an. In Paris nun feierte sie die Blüthezeit ihrer Kunst. Alles, was der Enthusiasmus als Auszeichnung und Vergötterung ersinnen kann, wurde ihr in überschwenglichem Maße zu Theil; auch in London, wohin sie 1828 ging, ward ihr dieselbe Aufnahme. In Paris hatte sie sich mit dem Grafen Rossi vermählt und verließ die Bühne in der höchsten Blüthe ihrer Kunst und ihres Ruhmes. 1830 machte sie noch einmal die Runde durch Deutschland, trat jedoch bloß als Konzertsängerin auf; nur in Berlin, der Wiege ihres Talents, betrat sie noch einmal die Bühne und beschloß hier ihre dramatische Laufbahn in der Semiramis von Rossini. Seitdem lebte sie theils in Frankfurt, theils in Petersburg, wo ihre Gatte als sardinischer Gesandter weilte. Henriette Sontag war das holdeste, liebenswürdigste und einfachste deutsche Mädchen, von mittlerer Größe, dem zierlichsten Wuchs, mit dem lachendsten runden Gesichtchen, blauen, sanften, lebhaften Augen, blondem Haar und dem gewinnendsten Wesen, stets heiter, voll Laune und Muthwillen, aber von den Grazien umweht in jeder Bewegung, dabei mit dem besten Herzen begabt, stets zu helfen bereit, immer wohlthätig, freundlich, zuvorkommend und liebreich.

Mannigfaltigkeiten.

Der Verfasser des Werkes „Neue Astronomie" hat an Arago einen Brief gerichtet, worin er in seiner bekannten lichtvollen Weise beweist, daß sich die vier Satelliten des Jupiter nicht in dem Sinne wie der Mond um die Erde bewegen. Wenn sich diese Angabe bewahrheiten sollte, so stürzte sie das System der alten Astronomie um, welches den Satz aufstellt, daß alle Gestirne, Planeten und Satelliten sich in gleicher Weise wie der Mond bewegen. Der berühmte Direktor des Bureau der Höhenmessungen wird die Arbeit des Hrn. Charles Emanuel gewiß einer gründlichen Prüfung unterziehen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 95:
Kummer — Kammer.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liserte Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 97 18. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Am Morgen nach seiner fatalen Rückkehr nach Stockholm hatte Eduard sich — treu seinem gefaßten Entschlusse — in seinen leichten zweisitzigen Reisewagen gesetzt und war mit Postpferden abgereist, so schnell es thunlich war. Unterwegs begegnete er — wie wir bereits wissen — dem Inspektor Hilbert. Eduard vermuthete sogleich die Ursache seiner Reise und machte sich Vorwürfe darüber, daß er selbst hauptsächlich die Wolken auf der gefurchten Stirne des Inspektors zusammengezogen hatte; denn hätte er auf der Insel Emma nicht am Arme geführt und sich so angelegentlich mit ihr unterhalten, so würde sie gewiß die Abfahrt des Dampfschiffes nicht versäumt haben. Unbedachtsam folgte er dem Antriebe seines guten Herzens und versicherte dem alten Hilbert mit glaubwürdiger Miene, daß seine Tochter vollkommen gesund sey. Doch fiel ihm in demselben Augenblicke ein, wie sonderbar diese Versicherung dem Inspektor erscheinen mußte, da sie aus dem Munde eines Mannes kam, welcher Emma gänzlich unbekannt war; er brach daher sogleich die Unterhaltung ab und setzte eilends seine Reise fort, den alten Hilbert seiner Verwunderung überlassend.

Die Freude seiner Eltern und Louisens über seine Ankunft war unbeschreiblich. Da er an dem bestimmten Tage nicht angekommen war, so hatten sie ihn nicht sobald erwartet, fürchteten, daß er erkrankt seyn möchte, und warteten ängstlich auf einen Brief, der ihre Besorgniß zerstreuen oder bestätigen würde.

Von der unangenehmen Reise mit dem Dampfschiff erwähnte er nichts, sondern bemerkte blos, daß er seinen Reiseplan geändert und den Weg zu Lande vorgezogen hätte. Dagegen erzählte man ihm, wie das Dampfschiff Norrköping länger als drei Stunden auf dem Grunde festgesessen hätte, und wünschte ihm Glück, daß er nicht dabei gewesen war. Eduard hatte Mühe, sich ernsthaft zu erhalten.

Doch konnte ihn in den ersten Tagen seines Aufenthaltes nichts erfreuen oder ergötzen. Dankbar gegen die Liebesbeweise seiner Eltern, war er doch beständig unruhig, und man sah in seinem Gesicht deutlich die Spuren innerer Sehnsucht, die durch nichts befriedigt werden konnte. Die vorzügliche Aufmerksamkeit, die ihm Fräulein Louise widmete und in welcher sich die heftigste Liebe für ihn aussprach — obwohl sie dieselbe so viel als sie konnte zu verbergen suchte — war ihm weit mehr lästig, als erfreulich. Seine Eltern, die ihm schon früher ihren Wunsch zu erkennen gegeben hatten, ihn mit ihr verbunden zu sehen, hatten zwar seit seiner Rückkehr diesen Wunsch nicht wieder ausgesprochen, zweifelten aber nicht im Mindesten, daß er denselben sehr gern erfüllen würde, da ein Mädchen von Louisens Rang und Vermögen in ihren Augen die wünschenswertheste Parthie für ihren Sohn war, die es geben konnte. Sie bemerkten nicht die Kälte, mit welcher er ihr begegnete; aber das Auge der Liebe ist scharfsichtig. Das arme Fräulein gewahrte bald die Eisrinde, die sich mit jedem Augenblick um so dicker um sein Herz legte, je mehr sie sich bemühte, sie durch das Feuer ihrer Blicke aufzuthauen. Da sie trotz aller Anstrengungen ihm weder ein Lächeln abzwingen, noch die um seine Stirn schwebenden Wolken zerstreuen konnte, so wurde sie endlich betroffen und weinte oft heimlich über Eduards Kälte.

Fräulein Louise spielte das Pianoforte und die Harfe — das Lieblingsinstrument des alten Grafen — sehr gut. Letzterer nöhigte daher einmal seinen Sohn, ein Duett zur Harfe mit ihr zu singen; Eduard gehorchte, aber nur ungern. Louise war hingerissen, sie sang mit einem Gefühl und einem Geschmack, durch welche der Graf und die Gräfin in Erstaunen gesetzt wurden; ihre ganze Seele wiegte sich in diesem Augenblick auf den Schwingen der Harmonie, um sich mit Eduards Seele zu vereinigen. Aber seine Seele entwich dieser Vereinigung, denn sie weilte bei Emma. Der Ton von Emma's Laute schwebte noch vor seinem Ohr; ihre Stimme — obwohl nicht so künstlerisch gebildet, wie die des Fräuleins — klang seinem Herzen viel melodischer.

Digitized by Google

Und drauf in tiefstem Schweigen
Erhob sich ernst die Schaar,
Mit sittiglichem Neigen
Zum Kreuz auf dem Altar,
Sie griffen in die Zügel -
Dem schlachtenmüden Roß,
Sie sprangen in die Bügel,
Fort sprengt der kühne Troß!

II.

Doch anders ihre Feier
Im kerzenhellen Raum,
Da glüht und perlt Tokaier,
Da dampft Champagnerschaum!
Da reih'n sich auf den Bänken
Die Reiter, hoch und schlank,
Und schmucke Mägdlein schenken
Den glüh'nden Labetrank.

So, auf den Knien die Klingen,
Die Feder nickt vom Haupt,
So trinken und so singen
Die Kämpfer kampfbestaubt;
Traun schon um manche Stirne
Glüht brennendrothe Glut,
Das steigt wohl gern zu Hirne
Das rasche Husarenblut?

Ergraut im Schlachtenblitze
Auf blut'gem Ehrenfeld,
Sitzt an der Tafelspitze
Ein narbenvoller Held;
Der kennt auch and're Siege
Wie die auf blut'gem Plan,
Das deuten seine Züge
Aus vollem Humpen an.

Jetzt ist er aufgeflogen,
So blitzt sein Aug im Feld,
Schon dröhnt's durch Saal und Bogen
Hoch! — Blücher! tapfrer Held!
Der ruft im Löwentone
Zum Becher greift die Hand:
Heil jedem deutschen Sohne,
Heil freies Vaterland!

Da rasselt's durch die Hallen
Die Säbel funkeln glüh',
Da hört man's weithin schallen:
„Hier Frankreich — Deutschland hie!"
Schon glühte durch die Becher
Das funkelnde Morgenroth,
Da sprangen auf die Zecher
„Vorwärts!" — Sieg oder Tod! —

Mannigfaltigkeiten.

[Was sagen die Leserinnen dazu?] Wie wir in unsern Städten dieses Frühjahr auffallend viele arme Auswanderer aus dem Vaterlande fort, über das Meer einer unsichern neuen Heimath zuziehen sehen, so wandern auch durch Paris fast täglich Schaaren armer Elsasser, um sich in Havre nach Amerika, namentlich nach Kalifornien, einzuschiffen. Vor einigen Tagen nun blieb ein elsässisches zehnjähriges, kaum mit Lumpen bekleidetes Mädchen vor dem Laden eines Konditors in Paris stehen und betrachtete mit den großen blauen Augen die da aufgestellten Schätze... In diesem Augenblicke stieg vor der Konditorei eine vornehme Dame aus, sie sah das hübsche Kind, nahm es mit hinein, kaufte ihm eine Menge Leckereien, fragte es über allerlei nnd hatte ihre Freude an des Kindes klugen Antworten. — Die Mutter, welche das Kind ängstlich gesucht hatte, trat endlich auch ein, und die Dame erfuhr, daß die Frau mit ihrem Manne und fünf Kindern, unter denen das zehnjährige Mädchen, nach Kalifornien unterwegs wären. „Was aus uns dort wird, weiß der liebe Gott!" sagte die Frau. „Wollen Sie mir das Kind lassen?" fiel da die Dame ein... „Ich sorge für seine Zukunft Und willst Du bei mir bleiben, Kleine? Ich werde versuchen, Dich glücklich zu machen." Der Kampf zwischen dem Wohl des Kindes und der Mutterliebe währte nicht lange; die letztere opferte sich. Die Kleine ließ sich ebenfalls nicht bitten und der Vater, der gerufen wurde, gab ohne Zögern seine Zustimmung. „Der liebe Gott würde uns strafen," sagte er, „wenn wir dem Glücke des Kindes entgegen wären." Die Eltern nahmen weinend und küssend von der Tochter Abschied, die Dame gab ihnen ihre Börse und sie wanderten weiter, während das Mädchen mit in den Wagen ihrer Wohlthäterin stieg und von ihm aus den Ihrigen den letzten Abschied zunickte. Dieser Auftritt auf offener Straße dauerte kaum eine Viertelstunde und von welchen Folgen kann er seyn!

[Musikalische Thiere.] Nach dem Naturforscher Thomson haben Spinnen Sinn für Musik. Der Naturfreund Disjouval kannte eine Spinne, welche sich regelmäßig an der Decke über den Kopf einer jungen Dame setzte, sobald diese Harfe spielte, und der Dame nachfolgte, wenn sie ihren Platz veränderte. Der Violinist Berthome sah als Knabe immer eine Spinne hervorkommen, wenn er sich übte; dieses Thier wurde zuletzt heimisch und setzte sich auf sein Pult. Lenz erzählt von einer Gans, welche einem Harfenspieler nachlief, wo er immer spielte. Bingley spricht von einer Taube in der Nabarschaft eines Mädchens, das sehr schön Klavier spielte; die Taube kümmerte sich nicht viel um sie, außer sobald sie die Arie Speri si aus Händels „Admetus" spielte. Dann kam die Taube herbeigeflogen, setzte sich ans Fenster und zeigte Freude. Wenn die Arie vorüber war, flog sie zu ihrem Taubenhaus zurück.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 98 19. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

An der Stelle des verstorbenen Pfarrers Tyrell, dessen Wittwe sich zu einigen Verwandten in Vesteräs gewendet hatte, war der Pastor Rosman Pfarrer in B** geworden. Dieser Rosman war ein sehr beliebter Gesellschafter und übrigens ein Mann, der einen untadelhaften Lebenswandel führte und sein Amt als Seelsorger einer Gemeinde musterhaft verwaltete. Von einer Familie, die ihn liebte und hochachtete, umgeben, von seinen Pfarrkindern geliebt und geachtet, führte er ein freudiges Leben und nahm jeden Besuch, der unter sein priesterliches Dach trat, gastfreundlich auf. Auch versäumte Niemand so leicht, sein Haus zu besuchen, denn man sah, daß man stets herzlich darin willkommen war, und übrigens war die Pfarre sehr häufig der Versammlungsplatz für die Honorationen des Hammerwerks und des ganzen Ortes. Von der Gattin des Pfarrers konnte man mit Recht sagen, daß sie die würdige Gattin des würdigen Geistlichen sey; ihre zehn Kinder, von denen sechs bereits erwachsen waren, zeigten sich sämmtlich wohlerzogen, talentvoll und liebenswürdig. Der älteste Sohn, welcher Notar beim Hofgericht in Götha war, brachte diesen Sommer in B** zu. Der zweite Sohn Wilhelm, Doktor der Philosophie, war mit dem jüngern Bruder Albert, welcher ebenfalls studirte, während der Ferien in der Heimath. Die drei älteren Töchter Gustava, Emilie und Jenny waren natürlich, häuslich und wacker, dabei gebildet und sehr schön. Außerdem lebte in der Pfarre noch die älteste Tochter des verstorbenen Predigers, Henriette Tyrell, Fridolfs Schwester, die mit dem ältesten Sohn Fredrik verlobt war, und ein junges Mädchen, Klara D** aus Stockholm, die Tochter eines dasigen Großhändlers, welche auf der Pfarre in Pension war, um die Landwirthschaft zu erlernen. Da das Pastorat sehr groß war, so hielt sich der Pfarrer zwei Adjunkten, den Magister A** und den Magister O**. Man kann sich also leicht vorstellen, daß in einem Hause, in welchem so viele junge Leute lebten, ein fröhlicher, angenehmer Aufenthalt seyn mußte. Auch Emma sehnte sich, in diesem Hause bekannt zu werden, da sie von ihrem Vater und von der Tante Gertrud viel über die interessante Predigerfamilie gehört hatte.

Ihr Wunsch wurde früher erfüllt, als sie dachte; denn die drei jungen Mädchen, von denen sie gleich am ersten Abend ihrer Ankunft begrüßt worden war, waren Gustava und Emilie Rosman mit Klara D**. In wenigen Minuten war gegenseitige Bekanntschaft gemacht und eine Einladung an Emma und Fridolf ergangen, Tags darauf in die Pfarre zum Kaffee zu kommen; denn dort war allsonntäglich eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts versammelt. Emma versprach fröhlich, daß sie kommen würde; es gefiel ihr aber nicht, daß Fridolf ihr Begleiter seyn sollte; sie entwarf sich bereits einen geheimen Plan, seiner Gesellschaft unterwegs zu entgehen. Indem die vier jungen Mädchen noch von der Zusammenkunft des folgenden Tages sprachen, traten Jenny Rosman und Henriette Tyrell zu ihnen. — „Wir sind nicht allein" — sprachen sie nach der ersten Begrüßung — „die sämmtlichen Herren stehen draußen und erwarten uns; wir wollen Euch abholen, ihr Mädchen!" — Frau Hilbert eilte hinaus und nöthigte „die sämmtlichen Herren" in die Stube. Zugleich kam auch der Inspektor, seine große Meerschaumpfeife im Mund, in Fridolfs Begleitung vom Hammerwerk zurück.

Herr und Frau Hilbert waren nicht wenig auf die unverstellte Verwunderung stolz, welche ihre Tochter erregte. Kaum wußten sie, wie sie die Anwesenden von allen Fertigkeiten und Talenten Emma's in Kenntniß setzen sollten, eine Menge Zeichnungen und Malereien, die sie von Stockholm mitgebracht hatte, sollten herbeigeholt und gezeigt werden; sie sollte ihre Laute holen und darauf spielen; endlich sollte sie die sämmtlichen Gäste in ihr Zimmer führen und sich daselbst auf dem Pianoforte hören lassen. Emma gehorchte mit einer gewissen Verlegenheit über die Eitelkeit ihrer Eltern; Frau Hilbert lächelte behaglich und aus dem Gesicht des Inspektors leuchtete ein inniges Vergnügen über die

Digitized by Google

beständigen Ausrufungen der Mädchen: — „Tausend wie schön! — O Gott, wie herrlich!" —

Es war spät geworden und man mußte sich trennen. Die jungen Leute aus der Pfarre wollte Fridolf und Emma nöthigen, sie ein Stückchen Weg zu begleiten; Fridolf war sogleich dazu bereit, aber Emma entschuldigte sich mit Müdigkeit von der Reise, denn sie wußte wohl, daß sie dann mit Fridolf allein hätte zurückgehen müssen. Man nahm also mit der Verabredung Abschied von einander, sich am folgenden Vormittag in der Kirche und Nachmittags in der Pfarre zu treffen. Nachdem sich die jungen Mädchen wohl drei Viertelstunden lang gute Nacht gewünscht hatten, riefen sie endlich einander zum letzten Mal zu: — „Nun, gute Nacht, gute Nacht; wir sehen uns morgen wieder!" —

Emma wünschte ihren Eltern gute Nacht und begab sich in ihr Zimmer, um sich der Ruhe zu überlassen, am meisten aber, um ihre Gedanken auf Eduard Hährling zu richten. Dabei erinnerte sie sich, daß sie ihrer Freundin Julie L** versprochen hatte, ihr den Traum der ersten Nacht mitzutheilen; sie nahm sich daher vor, diesen Traum gewissenhaft zu merken. Ob sie heimlich von Eduard zu träumen wünschte, oder ob sie zufällig von ihm träumte, weiß man nicht — aber wahr ist es, daß sein Bild bis Nachts zwei Uhr vor ihrer Phantasie schwebte — dann erst schlief sie ein.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Als er das Zelt verließ, ging er gerade auf das Gesträuch zu, hinter welchem sich Valerie verborgen hielt; sie erschrack und wich tiefer in den Schatten, denn sie glaubte, er habe sie gesehen, — allein es war nicht der Fall, er ging an ihr vorüber und lehnte sich an den Stamm einer Linde neben ihr.

Als Valerie sich ihm so nahe sah, begann ihr Herz so heftig zu klopfen, daß es ihr den Athem beengte, und es ihr vorkam, als müßte er das laute Schlagen ihres Herzens vernehmen, weßhalb sie krampfhaft beide Hände darauf preßte.

Leopold blickte in die Höhe, wo die Sterne hell und freundlich blitzten. — „O Valerie!" rief er jetzt leise, „wäre ich mit Dir dort oben!" — Ein leiser, kaum vernehmbarer Seufzer schlug an sein Ohr, — Leopold wandte sich um, — er blickte in die Dunkelheit mit einem leisen Grauen, doch blieb er stehen. Valerie aber schlüpfte leise über den Grasteppich davon, denn sie fühlte ihre Kräfte schwinden und sie hatte ja erlangt, was sie erlangen wollte — sie hatte ihn noch einmal gesehen. —

Den nächsten Morgen Früh hielt unten an den Thoren des Parkes eine schlechte Miethkutsche mit zwei elenden Pferden bespannt. Es war der Wagen, welcher Valerie wegbringen sollte.

Lange hatte der Wagen schon gehalten und immer war Valerie nicht erschienen, endlich aber kamen zwei Personen durch den Park. — Aber sollte diese gebeugte, verhüllte Gestalt, die sich auf den Arm einer andern stützte und sich mühsam weiter schleppte, Valerie seyn, diese junge frische Blüthe, die den vorigen Morgen noch diesen Garten durchschritt, wie eine junge Königin? Und doch ist sie es — denn eben schlägt sie den Schleier zurück und es sind Valeriens Züge, aber der Kummer hat ihr ein Trauerkleid angelegt, welches ihr einen anderen ungewohnten Ausdruck verliehen hat.

An dem Wagen angekommen, mußte sie sich einen Augenblick anlehnen, um nicht umzusinken, doch selbst nachdem sie sich auch wieder erholt hatte, blieb sie noch lange stehen, sie konnte sich nicht gleich überwinden, einzusteigen, es graute ihr vor dieser Reise.

„Ach, gnädiges Fräulein, lassen Sie uns einsteigen," sagte die alte Frau, „wir müssen ja doch fort und sie greifen sich immer noch mehr an durch dieses Verzögern."

Als sie vor der Stadt angekommen waren, und der Weg sich wandte, bog sich das unglückliche Mädchen noch einmal aus dem Wagen und blickte zurück nach dem Schlosse. Ihr Herz stand stille; sie erblickte sein Fenster und eine Gestalt darin, welche nur Leopold seyn konnte. Je mehr sich der Wagen entfernte, je dichter lagerte sich der Nebel, welcher gespenstig aus dem die Residenz umziehenden Graben stieg, um das hochgelegene Schloß, bis es endlich sammt der Stadt in eine unklare Masse zusammenschmolz und ihr so den letzten Scheideblick verkümmerte. Als Valerie nichts mehr erkennen konnte, fuhr eine Eiseskälte durch ihre Glieder — sie sank ohnmächtig zurück. Die alte Frau rieb ihr die Schläfe und rief in der Angst ihres Herzens dem Kutscher zu, daß er halten solle, aber als Valerie wieder zu sich kam, sagte sie mit matter Stimme: „nur zugefahren, um Gotteswillen zugefahren!" Und der Wagen fuhr so rasch davon, daß die Pappelbäume auf beiden Seiten der Chaussee wie Schatten an ihnen vorüberflogen.

Leopold war früh aufgestanden — so frühe, als Valerie — die Unruhe um sie hatte ihm den Schlaf genommen, und er hatte einen großen langen Brief an sie geschrieben, den er, sobald als es schicklich seyn würde, zu ihr schicken wollte.

Der Prinz hatte Valerien in diesem Briefe seine Pläne für die Zukunft entwickelt. Er wollte sich heimlich mit ihr vermählen, und wenn einst der Thron an ihn gelangen würde, seine Vermählung veröffentlichen. — „Sehen Sie geliebte Valerie," sagte der

Digitized by Google

Prinz in diesem Briefe, gegen diese Pläne können sie keine Einwendungen machen, wer kann mich zwingen, mich zu verheirathen — und hätte meine Mutter tausend Pläne für mich, sie würden alle scheitern — ich sehe nicht ein, warum ich mein Glück zum Opfer bringen soll; ein Opfer, welches gar nicht im Geringsten nothwendig ist — und keinen mir in die Augen springenden Vortheil bringt. Im Gegentheil, sterbe ich einstens: so fällt das Land an einen Regenten, welcher weit reicher ist, als ich es jemals werde, überhaupt in jeder Hinsicht dem Lande mehr Vortheil bieten kann, als ich: Und der Regent, dem dieses Land zufallen würde, ist nicht ein fremder, er ist aus derselben Familie entsprossen, wie ich. Sie sehen doch ein, daß ich wahnsinnig seyn müßte, wenn ich mein Glück im Stiche ließe, und mich dem Willen meiner Mutter fügte, damit dann vielleicht nach 50 Jahren ihr Enkel, anstatt ihrem Vetter, einst das Land regiere.

Nachdem Leopold diesen Brief geschrieben hatte, wurde er ruhiger. Er zündete sich eine Cigarre an, setzte sich an das Fenster und blickte gedankenvoll hinaus in die herrliche Landschaft. „Ach," sagte er zu sich selbst, „es muß noch sehr frühe seyn, denn ich habe noch Niemand die Landstraße herauf kommen sehen, doch da kommt ja ein Wagen" und er stand auf, um den Wagen, besser sehen zu können, welcher bepackt so eben einen Hügel hinauf fuhr. —

„Wer mögen die Reisenden seyn?" dachte er und betrachtete aufmerksam den Wagen, aus dem sich eben Jemand bog — „gewiß sind es Leute, aus unserer Stadt — die Dame, die sich wirklich vorbog, schien zu weinen — wahrscheinlich ist ein trauriger Abschied vorausgegangen — aber warum halten sie denn jetzt?" — und er richtete sein Glas nach dem Innern des Wagens. „Ach," sagte er unangenehm berührt und legte das Fernglas weg, „die Dame trägt gerade einen Mantel wie Valerie."

(Fortsetzung folgt)

Die Pulver-Explosion zu Turin am 26. April 1852.

Dieser prächtig heitere Frühlingstag mit seinem wolkenlosen Himmel hatte mehr Spaziergänger als gewöhnlich auf die Straße Turins gelockt und der öffentlichen Bewegung jene angenehme Mischung von Fest- und Werktägigkeit gegeben, wie die Pariser Boulevards sie gewöhnlich bei heiterem Wetter darzubieten pflegen.

Ich flanirte in der belebten Dora Grossa an der Seite eines piemontesischen Freundes, des Grafen R..., der sich in vornehmem Uebermuth in unaufhörlichen Glossen über die vorübergehenden Schönen erging. Es war nahe an Mittag. Um der unbequemen Gelegenheits-Gesprägigkeit meines Freundes Einhalt zu thun, forderte ich ihn zu einem Spaziergang in den weniger belebten Alleen außerhalb der Piazza d'Italia auf. Kaum hatten wir uns mit Mühe durch den weitläufigen, aber wegen des Marktes mit zahllosen Boutiken, Karren und Tausenden von Menschen angefüllten Platz gedrängt und die Contrada d'Italia gewonnen, als ein furchtbares Krachen die Luft erschütterte, die Erde beben machte, Thüren und Fensterscheiben sprengte, Menschen Karren, Markttische und alle sonstigen beweglichen Gegenstände einen bis zwei Fuß in die Höhe schleuderte und zum Theil umstürzte;... meinen neckischen Freund — o wundersam strafende Gerechtigkeit! — sah ich zu meinen Füßen in den Armen eines abscheulichen dicken Marktweibes liegen, das ihn im ersten Moment des Schreckens konvulsivisch in fester Umarmung an die Brust preßte...

Ein entsetzlicher Wirrwarr folgte auf diese Erschütterung; im ersten Moment vernahm man keinen Schrei, keine Angstrufe, — doch schon im nächsten Augenblick entfesselten sie sich um so durchdringender und allgemeiner; erst vier bis fünf Sekunden nach dem erschütternden Krach konnten die Meisten artikulirte Laute hervorbringen.

Un terremoto! un terromoto!... Ein Erdbeben! schrie man wild durch einander ...auf allen Gesichtern malten sich Schrecken und Entsetzen ... Viele flüchteten, rannten sich wechselseitig um, Andere blieben bewegungslos stehen, wie angewurzelt am Boden...

Diese Verwirrung hatte etwa 12 bis 15 Sekunden gedauert, als ein zweites, noch furchtbareres Krachen als das erste vernommen wurde... die Erde bebte einige Sekunden ... Verwirrung und Entsetzen erreichten ihren Gipfelpunkt...

Dieses Mal sah man ganz in der Nähe der Via d'Italia, nach der linken Seite zu, unmittelbar nach der Explosion eine mächtige schwarze Rauchsäule aufsteigen, und bei ihrer raschen Ausdehnung den nordwestlichen Horizont verfinstern...kein Zweifel mehr... die Pulvermühlen in dem anstoßenden Borgo Dora waren in die Luft geflogen...ein Hagel von geborstenen Mauersteinen und Dachziegeln fiel bis auf die Piazza d'Italia nieder...

Erst mehrere Minuten nach der zweiten Explosion kam etwas geregelterer Fluß in das wirre Durcheinanderflüchten und Durcheinanderrennen der entsetzten Volksmenge... Dumpfes Wehegeschrei wälzte sich von dem Schauplatze des Unglücks nach der Marktseite zu und vermischte sich hier mit dem Schluchzen von Frauen und Kindern;... viele Personen rangen verzweiflungsvoll die Hände über dem Kopfe zusammen...

Bald darauf wirbelte in der anliegenden Straße

Digitized by Google

der Generalmarsch; Soldaten, National-Gardisten und Pompiers eilten auf die Sammelplätze...

Bei dem ersten Tampourgewirbel schlug ich den Weg nach den etwa drei bis vier Hundert Schritte entfernten Pulvermühlen ein; von den Flüchtenden, die mir entgegenliefen, machten mir einige das Zeichen zum Umkehren; einer von ihnen rief mir athemlos zu: das große Pulvermagazin fängt Feuer!...

Ich wollte eben umkehren und gleich den Uebrigen mein Heil in der Flucht suchen, als ich von der entgegengesetzten Seite den Herzog von Genua (Bruder des Königs), den Krigsminister und mehrere Offizire zu Pferde geradezu auf die rauchenden Ruinen der Pulvermühlen zusprengen sah... Die Größe und die Erhabenheit der Gefahr gewannen einen fast unwiderstehlichen Reiz für mich, — zur Flucht wäre es übrigens schon zu spät gewesen... Auch du bist Soldat, Soldat der Publizität — schwirrte es durch meinen Kopf — vorwärts!...

Welch ein entsetzliches, ewig unvergeßliches Schauspiel bot sich meinen Augen bei den Trümmern dar! Mitten unter dem Schutt lagen gräßlich verstümmelte Todte oder Verwundete, die mit dem Todte rangen, zerstreut... Vom furchtbarsten Schmerz ausgepreßtes Jammergeschrei wechselte mit leise hinsterbendem Wimmern ab...

Ich sah einen noch lebenden Körper, dem beide Beine und Arme fehlten, sich konvulsivisch im Sande und Schutte wälzen, den Kopf gegen den Boden schlagen und mit den Zähnen knirschen...

Ein Knabe oder Mädchen von etwa zwölf bis vierzehn Jahren lag leblos neben einer halbzusammengestürzten Mauer hingestreckt, der Körper halb verbrannt, die Reste der Kleidung noch fortglimmend...

Von den anstoßenden Häusern waren die Dächer abgedeckt und ganze Mauern niedergerissen... aus dem Innersten stießen die Bewohner verzweiflungsvolle Hülferufe aus... andere Bewohner lagen unter dem Schutt der eingestürzten Mauern begraben...

Inzwischen organisirte sich die Rettung in bewundernswürdiger Raschheit und Planmäßigkeit; ein Artillerie-Offizier ertheilte die Kommando's, wer mit gesunden Gliedern auf dem Platze war, legte Hand ans Werk; der Herzog von Genua arbeitete neben gemeinen Soldaten, sie durch sein eigenes Beispiel zur Aufbietung aller ihrer Kräfte anfeuernd... Die höchste Gefahr war im Anzuge;... von Augenblick zu Augenblick konnte das Haupt-Pulvermagazin, in welchem sich nicht weniger als 40,000 Kilogramme Kanonen- und Gewehrpulver befanden, Feuer fangen...

Schon bei der zweiten Explosion würde dieser immense Pulvervorrath unfehlbar in die Luft geflogen seyn und mehr als die Hälfte der Stadt Turin zerstört haben, wenn nicht ein Artillerie-Sergeant sein Name ist Sakchi — die außerordentliche Geistesgegenwart gehabt hätte, eine Oeffnung des großen Pulver-Depots zu verschließen...

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[In Augsburg wird ein Bürgermeister gehenkt.] Im fünfzehnten Jahrhundert lebte in Augsburg der Zimmergeselle Ulrich Schwarz, der sich hinaufschwang zum ersten und absoluten Bürgermeister der mächtigen, reichen, freien Stadt. Seine Geschichte ist wohl hier und da bekannt, aber vielleicht nicht, daß er aufgehenkt wurde in all seinem Glanz, mit all seiner Pracht als erster Bürgermeister. Das geschah seinem und seiner Frau Stolz zum Trotz, der so groß geworden war, wie der Landshuter Münsterthurm, und an beiden hatte der Teufel mitgearbeitet. Es war am 18. April 1478, da zogen feierlich alle Gewerke und Korporationen mit Fahnen und Musik auf und holten den weiland mächtigen Bürgermeister aus dem Gefängniß ab. Der erschien im Rathsehrenkleide von schwarzem Sammet, mit kostbarem Pelz besetzt, darüber die mächtige goldene Kette und auf dem Haupte das breite, gezackte Sammetbarett, mit seltenen Perlen umwunden. Hinter ihm her trug man 300 silberne Becher und 50 silberne, vergoldete Geschirre, die man in seinem Hause gefunden und die er, wie er auf der Folter bekannte, sich nach und nach von der Bürgerschaft widerrechtlich angeeignet hatte. Die wurden nun rund um den Galgen her gestellt, an den er gehenkt wurde. Es war derselbe Galgen, den er noch als Zimmergeselle hatte aufbauen und bei seinem Regierungsantritt sorgsam ausbessern lassen, damit er wacker halten möge.

Therese Milanollo hat am 24. Mai in Zürich ein Konzert gegeben, in welchem sie u. A. eine Piece: „Erinnerung an meine Schwester", vortrug, über welche ein eigenthümlicher elegischer Zauber ausgegossen war, der auf die Zuhörerschaft einen ergreifenden Eindruck machte.

Logogryph.

Ich bin bestimmt zu großem Streit;
Erford're darum viele Leut';
Und werd', verliere ich ein Bein,
Zu diesem Streit höchst nöthig seyn.
Nimmt man auch's zweite Bein mir, dann
Bin ich, was jeder Bettelmann.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 99 21. Juni 1852.

Emma's Herz.

IV.

Der erste Sonntag in J**.

(Fortsetzung.)

Morgens Schlag vier Uhr trat Frau Hilbert in das Zimmer ihrer Tochter. Die unermüdliche Hausfrau pflegte im Sommer täglich um diese Zeit wach zu seyn und da sie an Emma's Stubenthür vorüberging, konnte sie ihrer Neigung nicht widerstehen, im Vorbeigehen einen Blick auf die geliebte Tochter zu werfen. Auf den Fußspitzen schlich sie an das Bett, auf welchem ihre schlafende Tochter in der einnehmendsten Situation lag, der eine runde Arm auf der Bettdecke ruhend, der andere über den Kopf gelegt, von welchem das kleine Nachthäubchen herabgeglitten war, so daß das reiche kastanienbraune Haar ungehindert in üppigen Wellen über den weißen Hals herabrollen konnte. Mit großer mütterlicher Zärtlichkeit betrachtete Frau Hilbert ihre Tochter, Thränen entrollten ihren Augen. — „Schlaf in Frieden", flüsterte sie — „leider wird bald genug die Zeit kommen, da Du wie ich unter tausend Sorgen wachen wirst, da Du wie ich alle Deine Kräfte anstrengen mußt, um Deinen Beruf zu erfüllen, da Du vielleicht auch wie ich oft Undank und Uebelwollen erfahren wirst. Doch — was spreche ich auch? — Ist nicht das Gefühl erfüllter Pflicht hinreichende Belohnung? — Gutes, liebenswürdiges Kind, daß ich Dich doch immer glücklich sähe! Aber könnte ich Dich wohl mit aller Mühe und Sorgfalt der Kümmernisse entheben, die unzertrennlich vom menschlichen Leben sind? — Warum, warum mußtest Du auch ein Mädchen seyn? — Das Weib ist in jedem Verhältniß des Lebens zurückgesetzt."

Sie schwieg und versank in tiefe Gedanken. Endlich trat sie an's Fenster und öffnete dasselbe, weil es ihr warm genug im Zimmer zu seyn schien. Die draußen blühenden Fliederbäume verbreiteten einen balsamischen Duft und die Strahlen der Morgensonne, welche durch das Laub drangen, warfen einen sanften Schimmer über die schlafende Schöne. Die Mutter blickte noch einige Augenblicke mit inniger Liebe auf dieselbe und verließ dann das Zimmer mit dem Vorsatz, ihre Tochter vor neun Uhr nicht zu wecken.

Eduard, vor dessen Phantasie die schöne Emma beständig schwebte, war, seitdem er sie wiedergesehen hatte, von Neuem dermaßen von ihr eingenommen worden, daß er ungeachtet aller Einreden seines Verstandes sich der Ueberzeugung nicht zu erwehren vermochte, er könne ohne Emma nicht leben. Unaufhörlich mit dem Gedanken an sie beschäftigt, warf er sich spät Abends auf sein Bett zum Schlafen nieder, allein der Schlaf floh seine Augenlider. Schon vor Ausgang der Sonne war er aus dem Bette und wankte wie ein Nachtwandler in allen Alleen herum, bis er endlich durch eine Ahnung in die Gegend des Parks geführt wurde, in welcher die Wohnung des Inspektors lag. Plötzlich erwachte er aus seinem tiefen Nachsinnen, bemerkte wo er war, und sah in demselben Augenblicke das geöffnete Fenster in Emmas Stube. Wie ein Dieb schlich er dahin. Frau Hilbert hatte so eben das Zimmer verlassen.

Ein so befangener Liebender, wie Eduard, wird am besten die Gefühle beurtheilen können, die ihn beim Anblick des schlafenden Mädchens ergriffen.

Emma hatte, seitdem sie eingeschlafen war, nicht geträumt; aber gerade gegen Morgen träumte sie, daß sie von ihrem Vater in vollem Brautschmucke zu einem Altar geschleppt würde, der in einer Allee des Parks errichtet war. Auf dem Altare brannte ein Opferfeuer und am Fuße desselben stand Fridolf und neben ihm ein bejahrter Geistlicher, den sie früher nie gesehen hatte. Emma weinte und widerstrebte, aber der Vater zog sie mit Gewalt an den Altar, während ihr die Mutter, die neben ihr herging, die Hand drückte und ihre Thränen abtrocknete.

Eine große Volksmasse folgte ihnen und vergebens sah sie sich nach Eduard Hährling um, von welchem sie Rettung hoffte. Endlich gewahrte sie ihn in weiter Entfernung, aber er kam ihr nicht zu

Hülfe, sondern floh im Gegentheil vor ihr. Da rief sie aus allen Kräften: — „Eduard, Eduard!" — Und in demselben Augenblicke, in welchem sie zu rufen träumte, richtete sie sich wirklich im Bette auf, streckte die Arme aus und rief mit lauter Stimme: — „Eduard, Eduard!" — Zugleich erwachte sie, sah sich verwirrt um und erblickte den Grafen, der erstaunt und vor Entzücken außer sich am Fenster stand. Erschrocken legte sich Emma wieder zurück und zog die Decke über sich; um sich zu überzeugen, ob sie geträumt oder Eduard wirklich gesehen hätte, blickte sie nach einer Weile unter der Decke hervor — aber Eduard war verschwunden. Sie hielt daher die Erscheinung am Fenster für eine Fortsetzung ihres Traumes und schlief bald wieder ein. Frau Hilbert, die eben in der Küche war, hörte Emma's lauten Ruf, ohne jedoch den Namen Eduards unterscheiden zu können. Sie lief schnell in Emma's Zimmer, fand aber ihre Tochter ruhig daliegend und — wie sie glaubte — schlafend; sie verließ daher die Stube in der Ueberzeugung, daß das Mädchen geträumt habe. So wie sich das Thürschloß beim Eintritt der Mutter bewegte, hatte sich Eduard eilig vom Fenster zurückgezogen und in den Park geflüchtet.

Gegen acht Uhr erwachte Emma zum Zweitenmal, kleidete sich an und eilte hinaus, um den schönen Sommermorgen zu genießen. Einsam wandelte sie umher und betrachtete die Gegend mit einem unnennbar süßen Gefühl des Wiedersehens. Es war ein herrlicher Sonntagmorgen, die Sonne glänzte und färbte die nahegelegenen Berggipfel und die Dächer der Häuser. Obwohl Alles Leben war, was Emma umgab, war doch Alles so still und feierlich, als wenn sich die ganze Natur bereitete, ihre Andacht zu halten. Die Leute, denen sie begegnete, gingen alle in sonntäglicher Kleidung und vor der Thür jeder Hütte erblickte sie Kinder, welche sich über ihren sonntäglichen Anzug freuten und sich selbst und die andern mit innigem Vergnügen betrachteten. Ueberall sah sie Menschen, überall hörte sie sprechen; aber weil heute das Geräusch des Hammers schwieg, kam ihr Alles sonderbar vor. Gedankenvoll ging sie in den Alleen auf und ab, erfreut, daß ihr Eduard nicht begegnete, dessen Anblick sie nach dem Vorgang dieses Morgens nicht ertragen zu können glaubte; denn bei genauerem Nachdenken hatte sie sich wohl besonnen, daß Eduard wirklich draußen vor dem Fenster gestanden hatte. Und bei dem Gedanken, ihn laut gerufen zu haben, fühlte sie ihre Wangen erglühen. — „Was mag er von mir denken, daß ich im Traum seinen Namen rufe?" fragte sie sich selbst. — „Und — ganz ungekleidet hat er mich gesehen. O, ich sterbe vor Schaam, wenn ich ihn wieder sehe. Aber freilich sollte er sich ebenfalls schämen, daß er sich so vorwitzig hinstellt und durch das Fenster in das Schlafzimmer eines Mädchens guckt. Doch ich will ihm vergeben. Jedenfalls ging er zufällig im Park spazieren und hörte seinen Namen mit solchem Ausdruck von Angst rufen, daß es nicht wunderbar ist, wenn er an den Ort eilte, von welchem der Ruf herkam. Ich würde dasselbe gethan haben, wenn er mich gerufen hätte. Alles ist also lediglich mein Fehler. O, der fatale Traum!" —

Und der fatale Traum erwachte so lebhaft in ihrem Gedächtniß, daß sie sich schaudernd an die Aeußerung Juliens erinnerte, was man in der ersten Nacht auf einem Orte, auf dem man zum Erstenmal schlafe, träume, das treffe zuverlässig ein. Nicht weil Julie dieß gesagt hatte, fürchtete sie das Eintreffen des Traumes — aber sie glaubte in diesem Traum eine Prophezeihung ihres künftigen Schicksals zu sehen und zitterte bei dem Gedanken, daß ihre Verbindung mit Fridolf wirklich erfolgen und Eduard vor ihr fliehen könne, doch überließ sie sich vertrauensvoll den Schickungen der Vorsehung, und erlangte bei diesem Gedanken bald ihre Ruhe wieder. —

Es kam ihr sonderbar vor, daß ihr Vater noch kein Wort mündlich von dem erwähnt hatte, was in dem Briefe angedeutet war, daß sie nämlich gleich nach ihrer Rückkehr Fridolf Tyrells Braut werden solle. Ein Funken von Hoffnung, daß er diese Absicht aufgegeben habe, glimmte in ihrem Innern empor, erlosch aber bald wieder und ließ nur den Gedanken zurück, daß blos die Gnade Gottes und ihre eigne Standhaftigkeit sie von der gefürchteten Verbindung retten könnten. Als sie wieder nach Hause kam und von ihren Eltern gefragt wurde, wie sie die Nacht geschlafen hätte, erwiderte sie: — „recht gut." — Ihre Mutter erzählte ihr darauf, daß sie einen lauten Schrei von ihr gehört hätte und eilends in ihr Zimmer gekommen wäre. Emma versicherte, sie könne sich nicht erinnern, Etwas geträumt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Pulver-Explosion in Turin am 26. April 1852.

(Schluß.)

Ganze Kompagnieen Soldaten und Nationalgardisten liefen im Sturmschritt herbei, die Löschspritzen traten in volle Thätigkeit; man machte die ungeheuersten Anstrengungen, Mauern mitten im Brande niederzureißen, die noch nicht explodirten Pulvervorräthe und Pulver-Materialien in den halbverschütteten Nebengebäuden der Pulvermühlen zu bewässern,

Digitized by Google

und das Feuer zu ersticken. Trotz alledem wurde die Gefahr der großen Pulver-Explosion mit jeder Minute augenscheinlicher ... die Furcht vor dem fast sichern und unvermeidlichen Tode überzog die meisten Gesichter mit Todesblässe ... in den Mienen mehrerer Soldaten drückte sich ein furchtbarer innerer Kampf zwischen dem Gefühl der Selbsterhaltung und der Disziplin — dem Soldatenpflichtgefühle — aus ...

Plötzlich erschien an dem Orte der eminentesten Gefahr der König zu Pferde ... Soldaten, Offiziere und Bürger stürzten ihm entgegen und beschworen ihn mit aufgehobenen Händen, sein Leben zu retten ... welch ein morituri te salutant ...

Ich bleibe, rief der König mit fester Stimme — ich bleibe, meine Freunde, bis die letzte Gefahr überwunden ...

Der diese Zeilen schreibt, hat häufig, zumeist bei solennen Gelegenheiten, König Viktor Emmanuel gesehen und in nächster Nähe beobachtet, aber nie ist ihm dieser ritterliche Monarch so wahrhaft königlich, so wiederstrahlend von selbstbewußter Majestät des Sinnes und Charakters erschienen, als in diesem Augenblicke. Der jugendliche und glückliche Regent eines glücklichen Landes achtete keine Gefahr für seine Person; ... mit ruhiger, kalter Todesverachtung bewegte er sich nach den rauchenden und flammenden Trümmern, die dem großen Pulver-Magazine zunächst lagen, während von Zeit zu Zeit kleinere, bis dahin vom Feuer verschont gebliebene Pulver-Quantitäten explodirten und die mit unendlicher Anstrengung gedämpften Flammen aufs Neue um sich greifen ließen ... Jeder Soldat, jeder Bürger war bereit, tausend Mal sein Leben für den König zu lassen; die Entmuthigtsten drangen zu den gefährlichsten Punkten vor, die Ermattetsten verdoppelten ihre Anstrengungen; ... nach anderthalb Stunden übermenschlichen Kraftaufwandes, und nach zahllosen Proben des höchsten Muthes und der extremsten Selbstverläugnung Seitens des Linien- und Bürger-Militärs schien die höchste Gefahr beschworen ...

Der König hatte durch seine Anwesenheit vielleicht den größeren Theil der Kapitale, vor Zerstörung gerettet und mindestens eben so ruhmvolle Lorbern eingeerntet, wie auf den Schlachtfeldern der Lombardei ...

Mehrere Generale und Minister, die Herren Pernati, Paleozopa, v. Cavour, der Prinz von Carignan, der Syndicus von Turin, Graf Bellono, so wie verschiedene Deputirte und Senatoren waren herbeigekommen und hatten sich um den König und Herzog von Genua versammelt, Beide zu wiederholten Malen, aber vergeblich, beschwörend, sich aus der Tragweite der Gefahr zu flüchten ... In so guter Gesellschaft, hatte ich mir einige Mal gesagt, kannst du schon immer einen Salto mortale reskiren! ...

Ich war meiner Pflicht als Soldat der Publizität bisher nur zum Theil nachgekommen; — jetzt lag mir ob, was ich geschaut und vernommen, eiligst in die Welt hinauszuschreiben.

Nach der Piazza d'Italia zu waren die Bewegung und das Gedränge wieder eben so lebhaft, wie zwei Stunden vorher, alle Läden des Dora-Quartiers, ja selbst bis zum Po-Ufer, waren geschlossen, die Bewohner der gefährdeten Stadttheile emigrirten en masse, aus den Hospitälern wurden die Kranken in Körben und auf Tragbahren nach sicheren Orten geschafft; man sah Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust, Söhne, die einen alten, schwachen Vater oder Mutter im Gehen unterstützten ... Groß war die Zahl der Wehklagenden, die ein vermißtes Kind, Mutter oder Vater als todt beweinten; in den ersten Stunden des Schreckens hieß es unter dem Volke, daß gegen tausend Menschen ums Leben gekommen.

Ich war noch mitten auf der Piazza d'Italia, als urplötzlich hinter mir wildes Geschrei die Luft erfüllte und erst stürmisches Drängen, dann verzweifeltes Rennen und Flüchten nach der Porta Palazzo entstand; — Flüchtende von der Brandstätte hatten durch den Ruf: il gran deposito scoppia! (das große Magazin springt!) das Signal zum sauve qui peut gegeben ... Es war, als ob das Volk bereits die Explosion vernähme; die einzelnen Weheschreie verschmolzen sich zu einem wilden Geheul ... Die Verzweiflung der Selbsterhaltung trat in ihrer scheußlichsten Nacktheit hervor; ... raschere Läufer stießen erbarmungslos ihre langsameren Vordermänner nieder; Niemand reichte den Gefallenen die rettende Hand; die Masse hat in diesem furchtbaren Augenblicke, der mir unvergleichlich schreckenvoller erschien, als die beiden Pulver-Explosionen, Sinne und Gefühl verloren; ... mir fiel in diesem Momente der Uebergang über die Beresina ein; — noch heute, drei Tage später, denke ich, daß dieser unmöglich von solchem Angststurm, von solcher Todesverzweiflung begleitet gewesen ...

Erst nach drei langen und bangen Stunden war die Gefahr der großen Pulver-Explosion als beschworen zu betrachten.

Ernst Moritz Arndt.

Frühlingsruf 1852 von C. Müller.

O Lenz — o Luft! o welch ein freudig Ringen
Wie jeder Pulsschlag dir entgegenfliegt,
Willst du den Frühling in den Himmel bringen
Du singend Chor — das sich im Aether wiegt?
Ach Lenz! — die schönsten Blüthen laß mich pflücken
Zum Opfer auf des Vaterlands Altar,
Um meinem Arndt die deutsche Brust zu schmücken,
Zu kränzen ihm das theure Silberhaar!

Digitized by Google

Wer hat für uns gelitten und gerungen
So treu, so deutsch — wie dieser bied're Greis?
Wer hat, wie er, gestritten und gesungen,
So wahrheitsglühend und so liebeheiß?
Sein ehern Wort und seiner Harfe Töne
Er hat entzückt — begeistert und gewarnt,
D'rum Frühling — seine Stirne laß uns krönen,
Dein erstes Veilchen meinem theuern Arndt! —

Wie flog er zürnend auf von seinem Sitze
Als Deutschland mit dem blut'gen Korsen rang,
Wie schwang er flammend seines Geistes Blitze,
Wild scholl sein Lied — wie Schild- und Schwerterklang.
Wie konnte er sein stolzes Haupt auch bücken
Dem welschen Wahn — der deutsche Treu umgarnt,
Nein, Du bliebst frei! — o heute möcht ich drücken
Dich an mein pochend Herz — mein theurer Arndt!

Sein Scheitel bleich! — o seht im Fluthgetriebe
Des Zeitenstroms kämpft Arndt noch ungeschwächt,
Die Fahne, die er schwingt: — es ist die Liebe!
Und sein Palladium: „Wahrheit — Ordnung — Recht!"
Auf diese Säulen will er gläubig gründen
Des theuern Vaterlandes Glück und Wohl,
Hell ihm! — ach junge Rosen laßt uns winden
Für meinen Arndt ein liebendes Symbol!

Frühling, Frühling! — mit deinen Feuerküssen
Lockst du die holde Blüthenwelt hervor!
O welch ein wonnig Kosen — Singen — Grüßen,
Das ganze All ein jubelnd Frühlings-Chor!
Ach guter Lenz — den zarten Blüthensegen
Bringst du der Liebe gern zum Opfer dar,
D'rum deine schönsten Knospen laß uns legen
Dem biedern Arndt in's theure Silberhaar!

Mannigfaltigkeiten.

Es ist uns folgende, auf das große deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm bezügliche Anzeige zur Aufnahme zugekommen:

Bitte. Aus allen Gegenden des Vaterlandes wird uns rege Theilnahme an dem deutschen Wörterbuch ausgesprochen und damit aufs Erfreulichste kund gethan, daß Sinn und Neigung für unsere schöne und gewaltige Sprache überall im Stillen fortdauerten. Es bedurfte des Beginns und öffentlichen Vortretens der Arbeit, um durch die That zu zeigen, was wir wollen und wie wir es ausrichten können. Reiches, fast unübersehliches Material liegt uns vor, aber noch kann es nicht abgeschlossen seyn und bedarf von vielen Seiten ergänzender Ausfüllung. Denn abgesehen von sorgsam angeordneten, großentheils vortrefflich, zum Theil lässig gefertigten und mühevolle Nachsammlung fordernden Auszügen aller oder der meisten vorragenden Schriftsteller, abgesehen von diesem beträchtlichen Vorrath, ist uns aus der Hand sprachgelehrter Kenner, die dazu befähigt gewesen wären, selbst persönlich befreundeter, kaum ein nennenswerther Beitrag zu dem schweren Werk geleistet worden. Entweder mißtrauten sie dessen Ausführung, oder es lag ihnen stärker an, eigene Arbeiten zu fördern, als ein in solchem Umfang vielleicht nie wiederkehrendes Unternehmen. Mit Berichtigungen und Zusätzen zu den erschienenen Heften ist jetzt nichts gethan, dergleichen sind leicht zu machen, und im Flusse der warmen Arbeit ärgern oder schmerzen sie mehr, als daß sie helfen. Wir glauben etwas Praktisches und dem Augenblick Angemessenes vorzuschlagen, wenn hiermit wir Unbekannte wie Bekannte ersuchen, ihren Blick abwendend von dem jähen Abgrunde des ganzen Werks, an den wir unser Auge gewöhnt haben, immer nur den Buchstab, der zunächst erscheinen muß, ins Gesicht zu fassen, auffallende, bedeutsame Wörter daraus zu sammeln und, nach unserer Weise ausgezogen, auch durch Zitat beglaubigt, wo thunlich auf kleinen Zettelchen, allmälig und mit dem ganzen Wörterbuch vorschreitend an uns gelangen zu lassen. Wohlwollende deutschgesinnte Zeitungen bitten wir, diese Bekanntmachung aufzunehmen und weiter zu verbeeiten. Jakob Grimm. Wilhelm Grimm.

Von Henriette Sonttag wird aus Nürnberg folgende Anekdote erzählt. Die dortige katholische Gemeinde besitzt derzeit nur Eine Kirche und da geht es denn stets etwas eng zu an Feiertagen. Am Frohnleichnamsfest bemerkte eine Bürgersfrau, die noch einen Eckstz erhalten hatte, eine fremde Dame dicht an ihr stehen, und bot dieser freundlich an Platz zu machen. Diese lehnte die Einladung ab, nahm aber das dargereichte Gesangbuch an und sang mit, und zwar mit so voller Stimme und Seele, daß nicht nur die Bürgersfrau die Fremde staunend ansah, sondern auch die weitere Umgebung aufmerksam wurde. Die Dame mochte dies wohl bald bemerken, denn sie sang dann mezzo Voce. Nach Beendigung des Gottesdienstes stellte sie der Frau dankend ihr Eigenthum wieder zu. Wie diese nun — Neugierde ist eine kleine Untugend der sonst so wackern Nürnbergerinnen — ihre Verwunderung über die schöne Stimme gegen die Fremde aussprach, sagte diese lächelnd: Haben Sie schon von der Sontag gehört? Wie die Frau erwiderte: Ja wohl, diese komme morgen und singe im Konzert, gab sich die Künstlerin ihr als solche zu erkennen, und lud die nicht wenig Erstaunte ein, in ihr Absteigquartier morgen zu kommen, damit sie ihr ein Billet zum Konzert einhändigen könne, denn sie wünsche sehr, daß, da sie sie in der Kirche gehört habe, dieß nun auch im Konzert geschähe.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 100 23. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Es war nun Zeit, zur Kirche zu gehen. Tante Gertrud sollte Emma begleiten, die mit Vergnügen hörte, daß Fridolf nicht mitgehen würde, da er mit dem Inspektor über Land fahren und erst Mittags zurückkommen sollte. Die Familie des Inspektors hatte zugleich mit der des Arztes die erste Bank auf der Emporkirche inne; die Familie des Pfarrers dagegen hatte ihren Platz im Schiff der Kirche. Daher konnte Emma die Damen aus der Pfarre erst nach dem Schlusse des Gottesdienstes treffen. Als sie ein Weilchen dasaß und um sich blickte, sah sie Eduard Hährling in die gräfliche Kapelle treten. Emma wunderte sich nicht im Geringsten darüber, denn Hährling wollte ja nach seiner eigenen Angabe den ganzen Sommer hindurch bei dem Grafen verweilen; Tante Gertrud äußerte aber ihr Erstaunen, daß weder der junge noch der alte Graf in der Kirche anwesend war, und meinte, sie hätte doch sonderbares Unglück, daß sie den jungen Grafen von dessen Güte und Schönheit so viel gesprochen würde, nie zu sehen bekäme.

Eben traten die Damen aus der Pfarre ein, und Emma sah, daß sie sich vor Eduard Hährling ehrfurchtsvoll verneigten und dieser seinerseits den Gruß freundlich erwiderte. — „Hm" — dachte Emma — „sie kennen ihn, wahrscheinlich ist er schon früher hier gewesen." — Die Pfarrdamen blickten jetzt nach der Emporkirche und sahen Emma; gleich darauf begann ein freundliches gegenseitiges Zunicken. Eduard folgte mit seinen Augen den Blicken der Pfarrmamsells und gewahrte mit Entzücken seine schöne Emma. Mit Blicken, welche das Gefühl seines Herzens ausstrahlten, grüßte er sie; Emma erwiderte seinen Gruß und erröthete wie eine Päonie. Die Rosmanschen Damen hatten dieß jedoch nicht bemerkt, weil sie eben mit gesenkten Häuptern dasaßen.

Der Gottesdienst begann. Emma bemühte sich, ihre Gedanken zu sammeln und von allem Irdischen loszureißen, um sich nur mit dem göttlichen Wort zu beschäftigen. Aber unglücklicher Weise hatte Eduards Bild mehr Gewalt über sie, als alle die Worte, welche sie hörte und las. Sie warf sich ihren Mangel an Andacht als eine große Sünde vor: aber nichts desto weniger ließ die schöne Sünderin ihren Gedanken den früheren Lauf. Der Gegenstand derselben war aber auch keineswegs andächtig, denn er blickte beständig nach Emma, die ihrerseits nur zuweilen verstohlen nach ihm sah. Mechanisch stand er mit der Versammlung auf und setzte sich wieder, wenn sich die andern setzten. Der Orgelklang und die Baßstimme des Glöckners weckten ihn wohl beim Beginn des Psalmensingens aus seiner Betäubung, aber er sang nicht mit, hielt das aufgeschlagene Buch in der Hand und sah nach Emma. Nicht besser ging es während der Predigt. Zum Erstenmale in seinem Leben hatte er so gedankenlos und zerstreut in der Kirche gesessen, und als der Prediger Amen sagte, sprang Eduard wie aus einer Betäubung auf.

Sein Mangel an Andacht störte auch die ihm gegenüber sitzenden Pfarrdamen. Da sie ihn seine Blicke so unabläßig auf Emma richten sahen, wandten sie ihre Augen auf ihn, um zu sehen, wie lange er Emma betrachten würde. Und als die Predigt zu Ende war, hatten sie ebensowenig wie der Graf etwas von ihrem Inhalt gehört. Anstatt dessen flüsterten sie einander zu: — „Seht wie der Graf Mamsell Hilbert ansieht. Das ist ja entsetzlich! Er kann ja die Augen nicht von ihr abwenden. Das ist zwar kein Wunder, denn sie ist sehr schön; aber was würde Fräulein R** dazu sagen, wenn sie heute in der Kirche wäre?" —

Von Beginn der Predigt an war jedoch Emma mit andern Gedanken beschäftigt. Der Pfarrer Rosman predigte Sonntags selbst, und so wie er die Kanzel bestieg, erkannte Emma denselben Geistlichen in ihm, den sie in ihrem Traume gesehen hatte. Sie erblaßte und dachte: — „Soll dieser Mann das unglückselige Bündniß knüpfen? Ist er es, von dessen Lippen ich mein Todesurtheil hören soll?" — So dachte sie über ihre Verbindung mit Fridolf; wäre sie aber nicht schon seit einem Jahre

Digitized by Google

für Eduard eingenommen gewesen, so würde sie wahrscheinlich ganz anders darüber gedacht haben.

Mit einer Art von Entsetzen hatte sie also den Pfarrer Rosman zum Erstenmal gesehen; als sie aber lebenspendende Worte aus dem Munde des würdigen Lehrers hörte, verschwand allmählig dieses unbehagliche Gefühl. Mit dem festen Vorsatz, der Predigt recht aufmerksam zuzuhören, blickte sie auf den ehrwürdigen Prediger, in dessen redlichem Gesicht ein unverkennbarer Zug von Güte zugleich mit einer gewissen Genialität lag. — „Nein, Du bist kein unglückdrohender Dämon" — dachte sie — „Du bist wohl vielleicht ein Herold des Friedens, zur Stütze der Wankenden und zum Trost der Leidenden gesendet. Mein Traum ist blos eine Warnung, damit ich meine Festigkeit in der Religion suchen, daneben aber selbstständig handeln soll; denn ich bin ein freier Mensch und werde mich nie zu Etwas zwingen lassen." —

Am Schluß der Predigt verließ der Graf die Kirche, und gern hätten die Pfarrmamsells dasselbe gethan, um Emma zu treffen und sie mit den feurigen Blicken des Grafen zu necken; aber der Pfarrer hatte seiner Familie und seiner ganzen Umgebung mehrere Male geboten, stets bis zum völligen Schluß des Gottesdienstes in der Kirche zu bleiben. Endlich war der Gottesdienst vorüber. Emma war bereits von der Emporkirche herabgestiegen und von dem ganzen Mädchenkorps umringt — aber noch hatten sie kein vertrauliches Wort mit einander sprechen können, denn in der Kirchthüre war ihnen der Inspektor Hilbert entgegen gekommen und hatte mit der Artigkeit eines Kavaliers seiner Schwägerin den einen und seiner Tochter den andern Arm geboten. Die Mädchen wagten daher nicht, von dem Grafen zu sprechen, denn Hilbert war ein Mann, dessen ernstes Wesen alle eiteln und kindischen Reden verbannte, obwohl er es im Allgemeinen gern sah, wenn sich die Jugend ergötzte. Sie begrüßten demnach Emma nur und luden sie wiederholt für den Nachmittag ein, während der Inspektor schon den Hut zum Abschiednehmen lüftete und sodann mit seiner schönen Tochter und seiner dicken Schwägerin weiter ging.

„Was hat denn das zu bedeuten" — sprach Tante Gertrud — „daß der Schwager so artig ist und uns in selbsteigener Person abholt?" — — „Ah" — erwiderte der Inspektor — „ich kam um zwölf Uhr nach Hause und hielt es für langweilig, am Sonntag daheim zu sitzen; es fiel mir ein, den Kirchbesuchern entgegen zu gehen. Fridolf sollte mich begleiten, aber der wollte sich erst umkleiden und fein machen. Eine Weile wartete ich auf ihn, da er sich aber so lange bürstete und pomadisirte, so ging ich allein. Er mag nachkommen, wenn er will." —

Bald darauf begegnete ihnen Fridolf, der eine Menge Vorwürfe von dem alten Hilbert ertragen mußte, weil er sich so lange geputzt und bespiegelt hatte. Fridolf antwortete nicht, aber seine Kleidung zeigte, daß er wirklich viel Sorgfalt darauf verwendet hatte, denn sie war ungemein zierlich und besonders mußte ihm die Halstuchschleif à la Bergami viel Zeit gekostet haben. — „Nun, nun" — sagte der alte Hilbert — „nimm's nur nicht übel, ich meine es nicht böse; Du kannst mir nun eine der beiden Damen abnehmen, ich habe an einer genug. Komm hierher, nimm Du Emma, ich will Gertrud behalten." —

„Also der Papa verstößt mich?" — fragte Emma lächelnd.

„Nein, aber ich denke, es ist besser, wenn Dich der junge Bursche da führt" — erwiderte der Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

„Der alte Dekan, welchen wir im Anfang der Erzählung kennen gelernt haben, saß eines Abends so gemüthlich, als es ihm ohne Valerie seyn konnte, im hochrückigen Lehnstuhle, rauchte seine Pfeife und las ein Zeitungsblatt, indem er von Zeit zu Zeit einen Schluck von dem Thee nahm, welcher vor ihm, neben einer Lampe auf dem Tische stand.

Die Artikel, welche von dem Herzogthum B. waren, suchte der gute alte Mann immer zuerst auf und fand er etwas, was ihn interessiren konnte, die Beschreibung eines Hoffestes, wo Valerie doch gewiß zugegen war — so war er glückselig darüber. — So eben war er wieder so glücklich gewesen, einen Artikel zu finden, der über B. sprach. Er enthielt die Anzeige von der Ankunft der Großherzogin mit der Prinzessin Marie, und Andeutungen über eine baldige Verlobung des Prinzen —

„Ei", sagte der alte Mann, „davon hat mir ja Valerie noch gar nichts gemeldet — aber", setzte er ganz im Interesse Valeriens hinzu, „nun bei so einer Gelegenheit wird es doch Feste genug geben, wo sie tanzen und froh seyn kann." Er legte hierauf das Blatt auf den Tisch und begann seine Pfeife von Neuem zu stopfen.

In diesem Augenblick fuhr ein Wagen vor. — Erstaunt über diese ungewohnte Störung ging er zum Fenster, hob die Gardinen auf und blickte hinaus. Es war zu dunkel, um genau sehen zu können, aber daß es ein Reisewagen war, der vor seiner Thür stand, und aus dem so eben Jemand stieg, konnte er erkennen. Er besann sich hin und her, wer ihn wohl besuchen könne, aber indem er

Digitized by Google

dieß that, öffnete sich bereits die Thüre und — Valerie trat ein.

„Valerie, Sie sind es", stammelte der Greis und vermochte vor übergroßem Staunen keinen Schritt vorwärts zu thun.

„Ich bin es!" entgegnete Valerie, indem sie sich mühsam zusammen nahm, um den Greis nicht zu sehr zu erschrecken und ihm die Hand reichte.

Das unverhoffte Erscheinen Valeriens, ihr bleiches Aussehen, ihr veränderter Ton, und der Gruß — brachten den alten Mann so aus der Fassung, daß er ohne ein Wort zu erwidern auf seinen Stuhl sank, und Valerien mit dem Ausdruck einer Erstarrtheit anblickte.

„Sie erstaunen mit Recht, mein Vater," sagte Valerie jetzt, ihren Hut abnehmend und sich neben den Greis nieder lassend, „über mein unvorbereitetes Ankommen — aber" — fuhr sie stockend fort — und ihre Fassung war dahin — — sie lief zum Fenster, um dort ihr Weinen zu verbergen.

Treuburg stand auf. „O, Valerie, Valerie!" rief er, „sprechen Sie, theilen Sie mir das Unglück, was Sie betroffen hat, mit, sagen Sie es mir, Ihrem Freunde, der Sie über Alles liebt.

„Beruhigen Sie sich, mein armer Vater," sagte sie nach einer Pause, immer noch weinend und in einer fieberhaften Aufregung — „O, wie grausam behandele ich Sie, indem ich Sie so unvorbereitet, mit meinem Kummer überfalle — aber ach, es ging — ja nicht anders — und Sie waren der Einzige auf Erden, wo ich mich hinflüchten konnte — o Sie armer, armer Mann, wie beklage ich Sie — morgen sollen Sie alles erfahren — morgen, ja morgen, wenn ich Kraft dazu habe!"

Bleich vor Schrecken, über diese Worte, ergriff der alte Mann ihre Hand, welche fieberhaft bebte, indem er sagte: „Valerie so habe ich Sie nie gesehen, Sie müssen viel, sehr viel gelitten haben, was ist aber die schreckliche Ursache dieser Leiden? O, ich bitte Sie, sagen Sie mir heute noch, welches Unglück Ihnen begegnet ist, damit ich sehe, wo ich Trost für Sie auffinden kann?" —

„Nun wohl mein Vater," sagte Valerie, „ich will Sie heute noch mit meinem Unglück bekannt machen, — doch stellen Sie sich nicht vor, daß Sie einen Trost für mich auffinden können, — es kann keinen geben, für mich, — jedes Leid ist nicht zu heilen, — es gibt Kranke, für die keine Arznei wächst."

„O! mein Kind, mein unglückliches Kind," rief der Greis, „warum nehmen Sie mir allen Trost, ich muß ja sonst dem Schmerze erliegen!"

„Ich will ruhiger seyn, Vater, lieber bester Vater," sagte Valerie, und ihre Wangen glühten dunkelroth, „nur Ihretwegen will ich es seyn, — ich will erzählen, und dabei denken, es sey die Geschichte eines Fremden, die ich Ihnen mittheile, damit ich ruhig bleibe, und will auch auf ihren Trost hören, ja das will ich, das will ich, guter Vater — aber wiedergeben, was dahin ist, — auswischen den Kummer aus meiner Seele, — das können Sie nicht!"

(Fortsetzung folgt.)

Das russische Militärwesen.

Ein Bericht aus Warschau (in den „Hamb. Nachr.") gibt gelegentlich einer Schilderung des am 3. Juni dort vor dem Kaiser stattgefundenen Monövers der gesammten Reiterei und Artillerie des zweiten Armeekorps interessante Andeutungen über die russische Armee und das russische Heerwesen. Der Berichterstatter erklärt, daß er seit 25 Jahren die Entwickelung der russischen Kriegsmacht beobachtet und daß ihn der Anblick der am 3. Juni versammelten berittenen Massen und ihrer Leistungen überzeugt habe, daß die Fortschritte Rußlands im Kriegshandwerk zu keiner Epoche so rasch und bedeutend gewesen sind, als in der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus. Gewiß — fährt er fort — gehört die russische Kavallerie zu der schönsten und am besten berittenen in ganz Europa. Geht dem Soldaten auch die Intelligenz des preußischen Reiters, die Verwegenheit des ungarischen Husaren und die Beweglichkeit und Geschmeidigkeit des polnischen Lanziers ab, so bewegt sich dafür die Masse der Reiter in ihren Linien, Schwenkungen, überhaupt in ihren Gesammtoperationen mit einer unübertrefflichen Präzision und Entschiedenheit. Eine der Haupttugenden der russischen Reiterei ist die Ausdauer des Pferdes und des Reiters. Als die Massen vom Exerzierfelde nach 6stündiger Anstrengung zurückkehrten, gewährten sie durch die Beweglichkeit der Thiere und die feste Haltung der Leute den Anblick eines eben ausrückenden Regimentes. Die Organisation der russischen Reiterei, Europa und Asien gegenüber, zeichnet sich aber außerdem noch durch ihre eigenthümliche Bestimmung in Betreff der Offensive und Defensive aus. Man könnte sie nach dem Systeme, welches man in Rußland bei ihrer Ansiedelung im Innern befolgte, in eine Defensional- und eine Angriffskavallerie theilen. Zur ersteren würde die Kosakenkolonisation und zur zweiten die der regulären Reiterei der aktiven Armee gehören. Die erstere, eine der interessantesten Erscheinungen der ganzen slavischen Völkerwelt, repräsentirt gewissermaßen ein demokratisches modernes Ritterthum, das von Rußland zur Bewachung seiner Gränzen gegen Asien benutzt wird, die letztere eine geschulte, kunstgerecht dressirte Maschine, die nach dem Westen hin ihre eigentliche Bestimmung hat. Die Kosaken lagern, wie schon bemerkt, an den Marken Asiens, und zwar: 1) am schwarzen

Digitized by Google

Meere 125,000 Köpfe, davon im aktiven Kriegsdienst 18,000; 2) die großrussischen Kosaken an der kaukasischen Linie 150,000 Köpfe, davon im aktiven Dienst 18,000; 3) die donischen Kosaken 440,000 Köpfe, davon im aktiven Dienst 66,000; 4) die uralskischen Kosaken 50,000 K., davon im akt. Dienst 8000; 5) die orenburgischen Kosaken 60,000 K., davon im akt. Dienst 10,000; 6) die sibirischen Kosaken 50,000 K., davon im akt. Dienst 9000. In Summa 875,000 Köpfe, davon im aktiven Dienst 129,000 Mann. Welcher Staat besitzt nun eine solche leichte Kavalleriemacht von 130,000 wohlbewaffneten, kriegerisch gesinnten, gut disziplinirten Reitern, die überdieß so viel wie gar nichts kosten? Außerdem muß jeder Kosak vom 15ten bis zum 60sten Lebensjahre bei allgemeiner Landesnoth ins Feld zu gehen bereit seyn. Zur zweiten oder regulären Offensivreiterei der aktiven Armee, von der ich einen Theil am 3. d manövriren sah, gehört die Militärkolonisation im Westen und gegen den Westen. Rußlands passive Stellung Europa gegenüber veränderte sich allmälig in eine die Geschicke dieses leitende und erzeugte das Bedürfniß, eine Aktivmacht zum Angriffskriege in der größtmöglichen Entwickelung herzustellen. Zur Unterstützung und gleichsam zur wirksamen Befestigung dieser militärischen Auspizien hat Rußland denn auch in seinen westlichen Provinzen die großartigen Militärkolonien der regulären Kavallerie begründet. Graf Witt, Generalgouverneur von Warschau im Jahre 1831, hat mit großem Verstande und vieler Umsicht diese Aufgabe gelöst. In den Gouvernements Nowgorod, Charkow, Cherson, Kijew und Podolien liegen in vier großen Gruppen 82,260 Mann Reiterei und reitende Artillerie, die, gleichsam als Vorposten gegen den Westen hier angesiedelt, sich in einer Linie dem festen Landesreduit zwischen Warschau, Modlin, Zamosk und Berzes-Litewski am Bug anschließen. Durch diese Militärkolonien, die 70,000 Mann Garden in Petersburg und die aus 6 Armeekorps bestehende aktive Armee unter Paskiewitsch, deren Tete (zwei Armeekorps) dermalen in Polen liegt, besitzt Rußland in jedem Augenblick eine schlagfertige Armee zu einem Offensivkriege, während die bisherigen Erfahrungen zeigten, daß eine solche für Rußland kaum binnen Jahr und Tag herzustellen war. Und kommt der Plan zur Ausführung, die ganze Armee allmälig zu kolonisiren, und zwar in einer Linie gegen den Westen, vom baltischen bis zum schwarzen Meere, so ist das kolossale Unternehmen, eine militärische Ringmauer zwischen Europa und Rußland zu ziehen, die jeden Augenblick wie der Wald von Dunsinan sich gen Westen in Bewegung setzen kann, vollendet.

Mannigfaltigkeiten.

Aus einer sächsischen Kreisstadt wird folgende drollige Anekdote erzählt: Ein Gutsbesitzer ließ auf seinen Gütern Maikäfer sammeln und durch heiße Dämpfe tödten. Für den Schäffel zahlte er eine gewisse Summe. Eines Tages meldet sich nun ein Fuhrmann vom Harzgebirge mit dem Bemerken: er habe gehört, daß hier Maikäfer gekauft würden; er habe ein paar Säcke voll aus seiner Heimath mitgebracht und könne sie billig ablassen. Die Naivetät des Mannes erregte große Heiterkeit und er wurde natürlich mit dem Bedeuten abgewiesen, daß für „importirte" Maikäfer nichts bezahlt werden könne. So, versetzte lachend der getäuschte Spekulant, dann thut's mir leid, daß ich die Thierchen so weit gefahren habe, denn will ich nur gleich meine Säcke aufmachen und sie wieder fliegen lassen. Der entsetzte Gutsbesitzer hatte nichts Eiligeres zu thun, als dem Harzer seinen ganzen Vorrath abzukaufen, verbat sich aber dringend jede weitere Lieferung.

In Kissingen sieht man mitunter außerordentlich dicke Badegäste. Einer der Dicksten hatte — wie man von dort schreibt, neulich ein seltsames Abenteuer. Als er in die Badewanne stieg, spritzte fast alles Wasser heraus, um seinem Körper Platz zu machen, und er war so hineingepreßt, daß er nicht mehr heraus konnte. Die Diener, welche auf sein Klingeln erschienen, mußten die Wanne umkehren und auf dieselbe klopfen, bis der Mann endlich wieder herausfiel. Da hätte Cäsar seine Kammerherrn aufsuchen können. „Gebt mir dicke Menschen, der Cassius ist so mager und denkt so viel, ihm trau ich nicht." (Shakespeare's „Julius Cäsar".)

Räthsel.

Willst Du des Räthsels Schleier lüften,
Dann, Freund, erforsche nur geschwind,
Was oft die Reize des Koketten
Und was so manche Schmeichler sind,
Was Jeder seyn muß, der sich tüchtig
Bewähren will als Diplomat,
Und was vom schlechten Kalkuliren
Zu oft nur ist das Resultat.
Rühm'st Du als Räthsellöser Dich
Auch noch so großer Heldenthaten,
Hast Du doch heute sicherlich
Bei allem Scharfsinn falsch gerathen.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 98:
Armee — Arme — Arm.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 101 25. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Ehrfurchtsvoll bot Fridolf Emma seinen Arm; aber diese hielt wie erschrocken ihren Vater fest und sprach mit bittender Stimme: — „Darf ich nicht bei Dir bleiben, Papa?" — „Was!" — rief der Vater mit strengem Blick — „solltest Du gegen einen Mann schüchtern seyn? Liebe Emma, solche Dummheiten mußt Du Dir abgewöhnen, sie lassen nicht gut. Schüchtern kann ein Mädchen wohl seyn, aber wenn die Schüchternheit ausartet, dann ist sie unangenehm." —

Emma — furchtsam und verlegen — mußte nun Fridolfs Arm annehmen. Fridolf redete sie mehrere Male an und erhielt höfliche, aber kurze Antworten. Endlich machte ihn die Wortkargheit verdrüßlich und beide gingen stumm neben einander her.

Nachmittags sollte Emma mit Fridolf in die Pfarre gehen; aber Emma, die nichts in der Welt mehr fürchtete, als ein tête-à-tête mit diesem jungen Mann, war so unartig, ohne denselben fortzugehen. Ihr Vater hatte sich zu einem Nachmittagsschläfchen niedergelegt, die Mutter war in der Milchkammer, um Kaffeerahm abzuschäumen und Tante Gertrud saß in einer Stube und las in Lehnbergs Postille; Fridolf spazierte im Baumgarten auf und ab. Da paßte Emma den Augenblick ab, nahm Hut und Sonnenschirm und eilte durch eine kleine Nebenthür über den Hof nach der Pfarre, obgleich es noch sehr zeitig war.

Ziemlich lange darnach sah Fridolf nach seiner Uhr, sie zeigte auf halb vier Uhr. Er eilte in sein Zimmer hinauf, bürstete an seinem coup de vent, zog den gesteiften Halskragen in die Höhe, brachte die Halstuchschleifen in Ordnung, steckte die Busennadel fest, und fragte seinen Spiegel nochmals um Rath, ob Alles gut säße, nahm seinen Hut und eilte hinunter, um zu fragen, ob die Mamsell fertig wäre. Nachdem er eine Weile vergebens nach ihr gefragt und gesucht hatte, erfuhr er endlich, daß sie schon vor dreiviertel Stunden fortgegangen war. Verdrüßlich ging er ihr nach, ohne sie einholen zu können, denn sie war auf dem geraden Fußstege gegangen, während er den großen Fahrweg eingeschlagen hatte.

Herzlich und warm war Emma's Empfang in der Pfarre. Nach und nach versammelte sich daselbst eine Schaar von jungen Mädchen von den nahegelegenen Herrnhöfen. Mehrere derselben waren frühere Bekannte von ihr, andere waren erst während ihrer Abwesenheit in die Nachbarschaft gezogen. Doch wurde Emma von keiner ihrer früheren Gespielinnen wieder erkannt, ein Gemurmel der Bewunderung über sie durchlief den ganzen Kreis der Versammelten.

Unter den Personen, welche Emma gänzlich unbekannt waren, fielen ihr ein Paar Damen — die Töchter des Rittmeisters B** auf Lindesaker — unangenehm auf. Die langen, blassen, festgeschnürten und langleibigen beiden Fräulein setzten sich zu beiden Seiten Emma's und bestürmten sie mit unzähligen Fragen über Stockholm, über Konzerte, Theater, Amaranthen-Börsenbälle und dgl., ob sie den Lieutenant P**, den Hauptmann E**, den königl. Sekretär R**, den Kammerjunker B** und Gott wen sonst nicht kenne. Und wenn Emma antwortete: — „Nein, den kenne ich nicht" — so riefen beide einstimmig: — „Ach wie sonderbar!" — Versicherte sie jedoch, daß sie einen der genannten Kavaliere kenne, so folgten eine Menge Fragen, ob sie denselben nicht sehr hübsch fände, charmant gewachsen und liebenswürdig; ob er nicht ausgezeichnet tanze, reizend sänge u. s. w. Und wenn Emma auf alle diese Fragen wieder antwortete: — „Das weiß ich nicht" — so folgte wieder der Ausruf: — „Ach, wie sonderbar!" —

Inzwischen trat Fridolf noch ganz ärgerlich über Emma herein und hatte sich vorgenommen, sie zu ignoriren. Um diesem Vorsatz treu zu bleiben, hielt er sich zu den Herren draußen im Saal, ohne in das Damenzimmer zu gehen und die Damen zu begrüßen. Aber einige Worte, welche Emma drinnen sprach, drangen harmonisch in sein Ohr; wider seinen Willen fing er an, im Saal herum zu gehen, blickte in das Damenzimmer und sah Emma sitzen,

Digitized by Google

wie eine frische Rose zwischen zwei verwelkten Sonnenblumen. Unwiderstehlich fühlte er sich an die Thür gefesselt; bald war der eine Fuß über die Schwelle, ebenso der andere; nicht lange, so war er mit Leib und Seele im Zimmer und hatte seinen Vorsatz ganz vergessen, dem garstigen Mädchen auszuweichen, die ihn so unartig hatte sitzen lassen. Nachdem er die Frau und die Töchter vom Hause begrüßt hatte, ging er geradewegs zu Emma und redete sie mit einem Tone an, der nichts weniger als Zorn verrieth: — „Mamsell Hilbert war so grausam, ohne mich zu gehen; es war ja abgeredet, daß ich Sie begleiten sollte?" — Emma machte sich in der Güte ihres Herzens wirklich Vorwürfe darüber, daß sie den armen Fridolf, der ihr nichts als Höflichkeiten erwiesen, so vorsätzlich beleidigt hatte: sie antwortete mit Sanftmuth, aber auch mit einer gewissen Verwirrung: — „Ich dachte, Sie hielten ein Mittagsschläfchen, Herr Tyrell, und wollte mir nicht erlauben, Sie darin zu stören. Verzeihen Sie mir, wenn ich dadurch gefehlt habe." — Fridolf war über diese vortheilhafte Veränderung ihres Tones und ihres Blickes gegen ihn außer sich vor Freude, vermochte kaum ein Wort hervorzubringen und stammelte nur einige abgebrochene Sätze, die jedoch Niemand hörte, weil in demselben Augenblicke neue Gäste eintraten.

Emma wurde noch immer von den beiden fragelustigen Damen belagert, als Gustava Rosman zu ihnen trat und einen Spaziergang im Garten vorschlug. Alle eilten hinaus; nur Fridolf allein blieb mitten im Zimmer stehend zurück. Die Pfarrerin, die gleichzeitig in das Zimmer trat, betrachtete ihn lächelnd, störte ihn jedoch keineswegs, denn sie hatte die Ursache seiner Zerstreuung wohl errathen. „Verzeihen Sie" — hatte sie gesagt und ihn dabei so sanft angeblickt. Wäre es wohl möglich, daß sie allmählig ihre Kälte überwinden, sich an ihn gewöhnen und vielleicht — vielleicht gar — ihn lieben könnte. Und dann, dann war er ja der glücklichste Mensch auf der Erde. Solche Gedanken beschäftigten ihn noch mehrere Augenblicke, bis der Magister A** und der Magister Rosman zu ihm traten und ihn scherzend fragten, ob er nicht Lust hätte, aus seiner Ideenwelt in die Körperwelt zurückzukehren.

Unterdessen hatten die Mädchen ihren Plan geändert und waren anstatt in den Garten, in ein Seitengebäude des Pfarrhofs gegangen, in welchem die Töchter des Pfarrers, so wie die übrigen im Hause anwesenden jungen Mädchen ihre Zimmer hatten. Emma nannte sich mit Allen Du und war in ein vertrauliches Verhältniß mit ihnen getreten. Während dessen fuhr ein zierliches Kabriolet in den Hof und mit dem Ausruf: — „Graf Eduard und Fräulein Louise!" — stürzten Alle ans Fenster, um die Genannten aussteigen zu sehen. Auch Emma eilte neugierig an ein Fenster; aber wer vermag ihre Bestürzung zu schildern, als sie sah, daß der junge Graf kein anderer als der angebliche Hährling war. — „Wie schön, wie liebenswürdig ist er!" — riefen die jungen Mädchen, die um Emma standen. — „Schade, daß seine Braut so widerwärtig seyn soll" — bemerkte ein Mädchen aus der Nachbarschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche hatte Valeriens Erzählung vernommen und es waren bereits acht Tage verflossen. — Er hatte diese Zeit benutzt, das arme Kind durch Tröstungen der Religion zu beschwichtigen und aufzurichten, er hatte mit Schmerz eingesehen, daß die Lage der Dinge unabänderlich sey, indeß hoffte er sehr auf die Macht der Zeit. Von ihr versprach er sich alles, — in ihr lag noch Glück und Freude genug für sein geliebtes Kind. Eben hatte er ihr wieder aus einem geistlichen Buche vorgelesen und schloß es mit den Worten: „Sehen Sie, mein liebes Kind, daß sind die Worte des Herrn, die jeden Schmerzbeladenen aufrichten und mit seinem Unglücke aussöhnen müssen, denn diese Erde ist nicht unsere bleibende Stätte, sie ist für uns ein vorübergehender Aufenthalt, welcher darum auch keine dauernden Freuden für uns besitzen kann; wir sind eigentlich Fremdlinge auf dieser Welt, unsere Heimath ist jenseits, wo wir alle Bande, die unser Herz hienieden knüpfte, und welche durch die der Welt natürliche Unbeständigkeit getrennt wurden, freudig wieder anknüpfen werden, damit sie nie mehr zerreißen. Darum ist der, dem die Ueberzeugung fehlt, der beklagenswertheste Mensch hienieden, denn er ist jedem Leiden gleichermaßen preisgegeben, der Spielball desselben." —

„Ich danke Ihnen, mein Vater!" sagte Valerie, als der Geistliche geendigt hatte, „meine Seele ist ruhiger geworden, wiewohl sich mein Kummer nicht ändern wird, und darum wird mir auch Gott nicht grollen, so hoffe ich, denn der Mensch vermag doch nur so viel, als seine Kräfte gestatten.

„Nicht wahr, mein Vater? Sie glauben auch nicht, daß mir Gott deßhalb zürnen wird," fragte sie den Geistlichen, und der Ausdruck ihrer Züge war dabei so rührend schön, daß, wäre einem Maler möglich gewesen, sie aufzufassen und in dem Bilde einer Heiligen wiederzugeben, der Beschauer davon begeistert werden müßte.

„Gewiß nicht! mein Kind," entgegnete der

Digitized by Google

Geistliche. — „Gott, der vollkommen, der Vater seiner Kinder, sollte mehr verlangen, als ein armes Menschenkind leisten kann? O nein, gewiß nicht!“ —

„Sie haben den Herrn nicht verlassen, in Ihren Prüfungen, wenn Sie ihn auch manchmal verkannten, — darum wird er Sie auch nicht verlassen, er wird sein Kind lieben und bewahren, er wird es noch reicher an Glauben und Vertrauen machen, und ihm freudig einstens wiedergeben, alles das, was es auf dieser dunklen Erde verlor!“

„Daran glaube ich,“ sagte das arme Mädchen mit dem Lächeln eines Engels, „ich wünsche aber auch, er könnte daran glauben, und stark in seinem Schmerze seyn und sich in das finden, was ihm Gott auferlegt hat, — dann könnte ich viel ruhiger die grauen Mauern eines Klosters betreten.“

Treuburg, der sich eingebildet hatte, Valerie hätte diesen Plan, den sie nach den ersten Tagen ihrer Ankunft gefaßt hatte, weil sie später nicht's mehr davon sprach, aufgegeben, erschrack und sagte: „O, mein Gott, Sie wollen sich wirklich nach St. Klara begeben, o bedenken Sie's noch einmal, mein Kind — Sie sind noch zu jung, die Zeit ist vielleicht im Stande, Ihre Wunde zu heilen, und Sie wieder mit dem Leben auszusöhnen.“

„Ach, könnten Sie in die Tiefe meines Herzens sehen: Sie würden mir auch dazu rathen, — aber das können Sie nicht, — und es ist vielleicht gut, es würde Sie noch mehr entsetzen.“

„Daß der Gram um Sie, mein armes Kind, meine Schritte zum Grabe befördern würde, hätte ich nie gedacht!“ sagte Treuburg und trocknete seine Thränen, welche langsam und klar über seine altersgrauen Züge rollten; „ach, der Mensch muß Unglaubliches erleben!“ —

„Aber einen Liebesdienst verlange ich noch von Ihnen, mein lieber Freund,“ sagte Valerie nach kurzem Nachdenken, — „doch erst dann, wann ich diese Wohnung verlassen haben werde.“ —

„Sprechen Sie!“

„Ich weiß nicht, ob ich Ihnen auch mitgetheilt habe, welches Mährchen die Herzogin in Bezug auf mich dem Prinzen glaubhaft machen wollte?“

„Nein, dieß haben Sie mir noch nicht gesagt,“ entgegnete der Geistliche.

„Die Herzogin schrieb mir noch an jenem unglücklichen Tage,“ sagte Valerie mit einem bittern Lächeln, — „daß sie dem Prinzen sagen wolle, ich sey schon vor meinem Erscheinen an dem Hofe geheim verlobt gewesen, hätte überhaupt nur so lange am Hofe bleiben wollen, bis mein Verlobter, welcher, wie ich, mittellos sey, eine Anstellung gefunden habe, er habe mir nun geschrieben, und wolle mich sprechen, — ja, so war ungefähr das Mährchen! — die Herzogin hätte meinen dringenden Bitten um einige Tage Urlaub nachgegeben, und so sey ich abgereist. — Später wollte sie mein Nichterscheinen damit entschuldigen, daß ich um meine Entlassung gebeten hätte, weil mein Verlobter eine Anstellung gefunden, die weiteren Ausschmückungen habe ich vergessen,“ sagte bitter Valerie. — „Jedem wird vielleicht diese Erzählung wahrscheinlich vorkommen, namentlich wenn es die Herzogin sagt, — allein der Prinz wird es nicht glauben, davon bin ich überzeugt, es wird ihn nur noch unglücklicher machen, weil der Grund meiner Abreise noch dunkler wird, — darum möchte ich Sie gerne bitten, mein Vater, ihm einen Brief von mir zu überbringen. Ich will ihm in demselben meinen Eintritt in das Kloster mittheilen, um ihm jede Hoffnung auf mich zu benehmen, will ihn ermahnen, seine Pflichten gegen seine Eltern und sein Volk zu erfüllen, und sich in das Unabänderliche zu fügen, — wie ich es gethan, durch den Trost der Religion! Aber ich will ihm keineswegs die Wahrheit meiner Empfindung verheimlichen, — ich will ihm sagen, wie ich ihn geliebt habe, wie ich ihn liebe und ewig, ewig lieben werde, und über den Hergang der Abreise schweige ich natürlich. —

„Ja sehen Sie, mein Vater, wenn Sie mir die Versicherung geben wollen, diesen Brief ihm richtig in die Hände zu geben, so tilgen sie das halbe Gedächtniß an meine Leiden, sehen Sie es als den letzten Wunsch eines Sterbenden an.“

„O Valerie!“ rief der Greis, „wie können Sie an meiner Bereitwilligkeit zweifeln, verlangen Sie mein Leben, ich gebe es ihnen mit Freude hin!“

„Theurer Vater!“ sagte Valerie und küßte gerührt die Hand des alten Mannes.

„Ich will, wenn ich kann, selbst gehen und ihm den Brief bringen und kann ich nicht, so seyen Sie versichert mein Kind, daß er ihn dennoch erhält!“ — sagte der Geistliche. — „Aber Kind, Kind ändern Sie Ihre Absicht, — Sie brechen mein Herz damit und ach! Sie sind ja auch selbst krank, — haben Sie nicht jeden Abend Fieber, — Gott, ich kann es nicht verantworten, wenn ich Sie gehen lasse.“

„Ach, mein Freund,“ entgegnete Valerie, „erschweren Sie mir den Schritt nicht, der mich allein beruhigen kann, — wenn ein Haus in Flammen steht, kann alsdann die Rede davon seyn, wie man einen Ziegel rettet?“ — —

„So gehen Sie mit Gott!“ sagte der Geistliche erschöpft, und in diesem Augenblick fühlte er, daß er nicht lange ihre Abwesenheit überleben würde, — doch er schwieg.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Gräber eines Hauses.

(Aus dem Morgenblatt)

In Einem Hause jugendschön
Und fröhlich sie erblühten;
Wie sind ihre Gräber so fern und weit
Durch Land und Meer geschieden!

Dieselbe Mutter hat sie gelegt
Einst in ihr Bettlein zu ruhen,
Mit Einem Blicke die Knospen beschaut,
Wo sind die Schläfer nun?

In Westens Wäldern, am dunkeln Strom,
Ruht Einer in weichen Matten;
Der Indier weiß sein einsam Grab
Fern in der Cedern Schatten.

In blauer See, bei Perlen tief,
Da liegt der fröhlichste Knabe;
Sie haben ihn Alle am meisten geliebt,
Und Keines kann weinen am Grabe.

In Südens sonnigem Rebenland
Da liegt der dritte erschlagen,
In Spanien schläft er in blutrothem Feld,
Wohin er sein Banner getragen.

Auf Einer Grab im Abendwind
Der Myrthe Blätter fallen;
Sie ist bei Italiens Blumen verblüht,
Die Letzte, die Schönste von allen.

So fern getrennt, die einst gespielt
In Eines Baumes Schatten,
Die einst um einer Mutter Knie
Vereint gebetet hatten!

Ihr Lächeln, ihr Sang einst des Hauses Lust,
Das Licht am heimischen Herde.
O, wenn keine ewige Heimath wär',
Was wäre dein Liebe, o Erde!

Literatur und Kunst.

An wahrhaft populären, das heißt auch dem unstudirten und nichtgelehrten Theile des Volkes verständlichen Schriften jeder Gattung war bei uns stets Mangel; nur die in jetziger Zeit häufig auftauchenden Broschüren, meist in London gedruckt und berechnet auf populäre Weise in das Herz des Volkes den Saamen der Anarchie und Irreligiösität zu streuen, machen hiervon eine, freilich unrühmliche, Ausnahme. Um so mehr Anerkennung verdient es, wenn eine Verlagshandlung es sich zur Aufgabe macht, diesem Gifte durch trefflich ausgewählte und wohlfeile Volksschriften entgegen zu wirken. Zu Letzteren gehören nun die im Verlage von Georg Wigand in Leipzig erscheinenden „Neuen Volksbücher" mit Holzschnitten, wovon die ersten 6 Heftchen uns vorliegen, und welche vollkommen der vom Verfasser ausgesprochenen anerkennenswerthen Tendenz entsprechen. Hienach sollen diese Volksbücher der großen Masse des Volkes eine geistige Nahrung bieten, welche Sittlichkeit, wahre Religiösität und Sinn für Poesie und Kunst zu wecken vermag. Keiner politischen Partei, keiner Konfession soll hiermit ausschließlich gedient seyn, und deßhalb eignen sich dieselben zur allgemeinsten Verbreitung und verdienen Allen, welchen es um ächte Volksbildung zu thun ist, zur Verbreitung empfohlen zu werden. Der ganz geringe Preis zu 1½ Silbergroschen jedes Heftchen, trägt zur Empfehlung bei.

Hieran reiht sich würdig das kürzlich in demselben Verlage erschienene Liederbuch „für deutsche Landleute", gesammelt von J. H. Mowing, Lehrer zu Königsberg, das trotz des äußerst wohlfeilen Preises zu 30 kr. eine ebenso reichhaltige wie passend ausgewählte und mit Holzschnitten versehene Sammlung von der Denkungsweise der Landleute angepaßten Liedern enthält und allen Seelsorgern und Lehrern auf dem Lande aus gleichen Gründen bestens empfohlen werden kann.

Mannigfaltigkeiten.

Die Schneider haben schon viele merkwürdige Exemplare geliefert. Man könnte ein ganzes Buch voll Schneidergeschichten schreiben, vom ersten Schneider an bis auf Tomatscheck, dem lebendig begrabenen Berliner. Auch ein Schneider aus Candia war es, der Ende des Jahres 1590 als Graf Mamugna nach München kam, dort in Glanz und Pracht lebte, bei Hofe sehr beliebt war und endlich erklärte, er könne Gold machen. Dem Schneider hätte man das nicht geglaubt, aber dem Grafen glaubte man es, und alle reichen Leute, die noch reicher werden wollten, brachten ihm Gold, damit er es vermehre. Endlich kam man hinter seine Betrügereien und er wurde am 17. April 1591 öffentlich enthauptet. Sein Sterbstuhl war vergoldet, auch das Schwert, womit er hingerichtet wurde, und neben dem Schaffot war ein rothangestrichener Galgen aufgebaut, daran hingen vergoldete Stricke; der arme Schneider sollte überall an das Gold erinnert werden, das ihn zum Tode gebracht. Auch zwei Hunde des armen Grafen von der Nadel mußten für ihn mitbüßen. Was jetzt die rothe Farbe ist, war damals die schwarze; die Hunde aber waren schwarz, und da hielt man sie für gekappte Höllengeister. Sie wurden zugleich mit ihrem Herrn aus großen eisernen Büchsen getödtet.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 102 26. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Aber Emma hatte nichts von diesen Aeußerungen gehört, sie stand wie versteinert da. Der Graf hatte unterdessen dem Fräulein aus dem Wagen geholfen, und trat mit ihr bereits in das Pfarrhaus, als Gustava rief: — „Kommt, kommt, Mädchen, wir müssen hineingehen und sie empfangen, wir können nicht länger wegbleiben!" — Alle eilten nun hinüber in das Wohnhaus; Emma verbarg sich gleich nach ihrem Eintritt hinter die andern Mädchen. Eduard hatte sie bisher noch nicht gesehen, gleichwohl war es ihr unmöglich, seinen Anblick in diesem unangenehmen Augenblick der Ueberraschung länger zu ertragen. Ohne von Jemand bemerkt zu werden, schlich sie sich in ein ziemlich entlegenes leeres Zimmer und sank dort fast bewußtlos auf ein Sopha nieder. Jenny, welche sie vermißte und suchte, fand sie endlich daselbst. Emma schützte eine plötzliche Unpäßlichkeit vor und mußte die größte Mühe anwenden, um die gute Jenny abzuhalten, ihre Mutter und ihre Schwestern herbeizurufen und Eau de Cologne, stärkende Tropfen oder dergleichen herbeizuholen. Da aber Jenny aus Theilnahme und Artigkeit nicht von ihrer Seite weichen wollte, that sie sich Gewalt an, versicherte, daß ihre Unpäßlichkeit vorüber sey, und ging mit in die Gesellschaft zurück. Bald nach ihrem Eintritt stellte sie der Pfarrer dem Grafen und dem Fräulein vor; der Graf verbeugte sich und sah verlegen aus, das Fräulein sprach einige Worte mit Emma, musterte sie von Kopf bis auf die Füße und wunderte sich heimlich nicht wenig über ihre Schönheit und elegante Kleidung. Emma ließ sich darauf in einer Ecke des Zimmers nieder und Emilie Rosman und Klara D** blieben bei ihr und beklagten ihr Uebelbefinden.

Jetzt kam die Rede auf Musik, denn alle Mitglieder der Rosmanschen Familie waren musikalisch und führten häufig schöne Quartetten und andere Stücke großer Meister aus. Zuerst trug heute der Pfarrer mit seinen drei ältesten Söhnen ein Quartett für das Violoncello, zwei Violinen und eine Klarinette vor; darauf ließ sich Klara D** auf der Harfe hören. Fräulein Louise sang sodann auf Bitten der Gesellschaft einige größere Arien mit vielem Geschmack zur Harfe. Hierauf wurde das große Pianoforte geöffnet und mehrere der Anwesenden ließen sich auf demselben hören. Nun wurde Emma von Allen, welche sie Tages vorher gehört hatten, mit Bitten bestürmt, sich an das Instrument zu setzen. Sie gehorchte und gewann durch das Gefühl und den Geschmack, womit sie spielte, den allgemeinen Beifall. Hierauf mußte sie auch mehrere Stücke singen. Daraus nahm der Graf Veranlassung, zu ihr zu treten und sie zu fragen, ob es ihr angenehm wäre, ein Duett mit ihm zu singen, das er unter den herumliegenden Noten ausgesucht hatte. Mit zitternden Fingern begann Emma die Introduktion, mit zitternder Stimme gleich darauf ihre Gesangparthie. Anfangs versprach man sich nicht viel von diesem Gesang, denn Emmas erregtes Gefühl benahm ihr fast den Athem, so daß sie kaum vermochte, die Töne deutlich zu singen. Als aber der Graf mit seiner schönen, klaren und biegsamen Stimme einfiel, ermannte sich auch Emma immer mehr, zitterte nicht weiter und vergaß sicher, voll, melodisch und mit dem innigen immer höher steigenden Gefühl einer liebenden Seele, Alles um sich her, außer die reizenden Töne, die von den Lippen des schönen jungen Mannes strömten und von ihr aus der Tiefe ihres reinen vollen Herzens beantwortet wurden. Beifallsrufe und Danksagungen strömten von Aller Lippen; nur Fräulein Louisens Lippen waren geschlossen und ihre Blicke hafteten auf dem Fußboden. Sie hatte zu hören geglaubt, daß Eduard jetzt mit tiefem Gefühl gesungen hatte, während er daheim mit ihr so kalt, so seelenlos sang!

Fridolf, der in dem triumphirenden Gefühl, daß dieses von Allen bewunderte Mädchen ihm bald angehören sollte, alle Talente derselben geltend zu machen wünschte, schlich unbemerkt hinaus und schickte einen Boten nach Hause, Emma's Laute zu holen. Die musikalische Unterhaltung wurde inzwischen fortgesetzt. Jenny entschloß sich auf den

Digitized by Google

Wunsch der Gesellschaft, zur Guitarre zu singen. Sie that dieß ungekünstelt und anspruchlos; zwar war ihre Stimme schwach, aber angenehm — keinesfalls ausgezeichnet; aber Fräulein Louise brach nichts desto weniger in enthusiastische Ausrufungen über den schönen Gesang aus und setzte mit einem nicht ganz unmerklichen Seitenblick auf Emma dazu: — „Man kann sich auch auf dem Lande recht artige Talente verschaffen." — Niemand antwortete auf die Aeußerung des Fräuleins; es entstand eine lange, lange peinliche Pause, während der Emma mit Verwunderung, aber ohne den geringsten Unwillen, ihre schönen klaren Augen auf das Fräulein richtete. Die übrigen Anwesenden, welche Fräulein Louisens Stichwort sehr wohl verstanden hatten, sahen zum Theil verlegen, zum Theil verdrüßlich aus. Aber unter den gesenkten Augenlidern des jungen Grafen schoß ein zorniger Blick hervor, der das arme Fräulein wie ein zweischneidiges Schwert verwundete und den Wunsch in ihr erregte, daß sie an diesem Nachmittage nicht mitgefahren wäre.

Fridolf ärgerte sich nicht weniger über den Ausfall des Fräuleins gegen Emma, den er einer offenbaren Eifersucht zuschrieb; er ging aus dem Zimmer und kehrte bald darauf mit Emma's Laute zurück, die unterdessen angelangt war. Stolz und freudig ging er zu Emma und überreichte ihr mit einer Kniebeugung die Laute. Es lag in diesem Augenblick ein besonderer Reiz in seinem Aeußern. Dieß fiel allen Anwesenden, besonders den Damen, auf; und jedenfalls würde auch Emma dieselbe Wahrnehmung gemacht haben, wenn nicht — ja — wenn nicht — — —

Alle, außer Fräulein N** und Emma selbst rühmten Fridolfs Umsicht und dankten ihm für diese freundliche Ueberraschung. Allein Emma weigerte sich mit Bestimmtheit, noch ferner zu singen und zu spielen. Alle bestürmten sie mit Bitten, allein sie hatte Fräulein Louise zu gut verstanden, um dieselbe noch länger mit ihrem — nicht auf dem Lande erworbenen Talente zu quälen.

Ein Wort vom Grafen Eduard, von einem Blick begleitet, der seinen frühern Blicken glich, bestimmte sie endlich, den Wunsch der Gesellschaft zu erfüllen, obwohl sie sich später Vorwürfe darüber machte, daß sie gerade auf seine Bitte von ihrem Entschluß abgewichen war. Erröthend wie eine Rose und tief Athem schöpfend begann sie ein kleines Lied, welches während der merkwürdigen Dampfschifffahrt den Studiosus Hährling so sehr entzückt hatte. Eduard war jetzt ganz und gar wieder Hährling, denn er vergaß seine feurigen Blicke zu zähmen; und die arme Louise, der dieß keineswegs entging, wurde dadurch nicht wenig gepeinigt.

Endlich verschonte man Emma mit Bitten, weiter zu singen; und Fräulein Louise wurde des weitern Zuhörens enthoben. Es war jetzt kühl geworden und man beschloß, ins Freie zu gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Es war Herbst, als Valerie das Herzogliche Schloß mit St. Klara vertauschte, und jetzt, wo ich fortfahre, ist bereits der Winter verstrichen und der Frühling zieht durch das Land mit Veilchenduft, Nachtigallenschlag und Sonnenschein, — doch trotz seiner Schönheit und seinem Liebreiz vermag er doch nicht immer die bleiche Wange des Kummers zu röthen, und die Thräne des Schmerzes zu stillen, — sein Lächeln schmerzt oft mehr, als es heilt. Er hat darin Aehnlichkeit mit der Musik, die Sorgenlose erfreut; aber dem Kummervollen dringen ihre Töne in die Tiefe seines Herzens und reißen die Wunden von Neuem auf. — Prinz Leopold war im Herbst an einem Nervenfieber erkrankt und hatte den ganzen Winter mit dieser Krankheit zugebracht, weßhalb er dießmal sehr stille bei Hofe vorüberging. Als der Frühling nun erschien, glaubte man allgemein, der Prinz müßte sich auch einmal erholen, allein man hatte sich getäuscht: er wurde noch schwermüthiger und die Herzogin bereute fast ihr allzurasches Verfahren.

Die Aerzte hatten ihm nun erlaubt, bei schönem Wetter seine Zimmer verlassen zu dürfen, sogar angerathen, sich ins Freie zu begeben, doch er that es nicht, — thatlos lag er auf seinem Divan, blickte vor sich hin oder versank in einen Schlummer, der ihn mehr angriff, als erquickte. — Er litt Niemand um sich, als Stahlburg, — dieser war es, dem er sein ganzes Vertrauen schenkte und der ihn pflegen und ihm zureden durfte. Er wohnte daher im Schlosse und zwar ganz in der Nähe der Prinzen, damit er immer mit ihm zusammen seyn konnte. Abends hatte er ihn gewöhnlich bei sich, bis er einschlief, oder Stahlburg erzählte ihm aus seinem Leben, was der Prinz gern hörte.

Heute Abend hatte Stahlburg auch wieder vorgelesen und der Prinz war auf seinem Divan eingeschlafen. Stahlburg saß mit dem Buche in der Hand in einem Sessel neben dem Divan des Prinzen, jetzt machte er leise das Buch zu und beobachtete seinen Schlummer. —

Das Licht der Lampe fiel gerade auf den Prinzen und man konnte recht deutlich sehen, wie sehr ihn diese Krankheit verändert hatte. — Wie er so dalag, regungslos, mit geschlossenen Augen, hätte man glauben können, seine Züge seyen aus Marmor, so sehr bleich waren sie geworden: hätten die

Digitized by Google

dunkelbraunen Locken, welche lang und ungeordnet an seinen Schläfen herunterhingen, — der kleine Bart, die schmalen Brauen und langen Wimpern den Beschauer nicht eines andern belehrt. — Stahlburg dachte gerade über diese traurige Veränderung nach, als sich die Thüre leise öffnete und die Herzogin eintrat. — Stahlburg stand auf und ging der Herzogin entgegen.

„Wie finden Sie ihn heute?" frug diese in gedämpftem Ton mit einem Blick auf den Schlafenden.

„So wie bisher, Ew. Hoheit," entgegnete Stahlburg — schwach und angegriffen."

„Sein Schlaf scheint mir aber doch ruhig zu seyn."

„Gewiß," entgegnete Stahlburg, „dieß haben wir auch zu der Erholung sehr nöthig."

„Und wie ist seine Stimmung? Spricht er noch über die Vergangenheit?"

„Ich vermeide mit ihm darüber zu speechen, weil ich fürchte, ihn aufzuregen, indeß scheint er noch sehr daran zu denken, denn ich finde ihn oft in trauriger, nachdenkender Stellung."

„Dieß ist zwar kein Beweis," fiel die Heezogin ein, dieß kann recht gut von seiner Krankheit kommen — seine Nerven sind sehr mitgenommen worden — doch ich glaube, es wäre gut, wenn Sie manchmal die Vergangenheit berührten, damit man sähe, wie weit er die Sache vergessen hat." —

„Ich glaube, Ew. Hoheit, daß dieß wohl nicht angeht — er würde vielleicht durch dieses harte Anklopfen an die weiche Seite seines Herzens das Vertrauen zu mir verlieren."

„So machen Sie Alles, was Sie wollen und sorgen Sie nur dafür, daß er diese unsinnige Passion vergißt!"

Sie ging hierauf zu dem Schlafenden, drückte einen Kuß auf seine bleiche Stirne und empfahl sich.

Durch diese Berührung erwachte der Prinz, er sah sich wie im Traume um und sagte, sich langsam erhebend: „Wer war das, Stahlburg?"

„Ihre Hoheit, die Frau Herzogin!" entgegnete Stahlburg, „sie wollte sehen, wie Ihr Befinden sey."

„So — meine Mutter," sagte der Prinz, indem er den Kopf in die Hand stützte und vor sich hinblickte.

„Wie fühlen Sie sich denn jetzt, mein theurer Prinz?" frug Stahlburg und ließ sich wieder neben ihm nieder.

„Was sagst Du, Stahlburg?" sagte der Prinz nach einer Pause. —

„Ich frug, wie Sie sich fühlen, mein Prinz," entgegnete Stahlburg traurig.

„Wie ich mich fühle — ich weiß es selbst nicht."

„Nicht wahr," sagte er nach einigem Nachsinnen — „die Rose hast Du mir doch aufbewahrt, die sie mir vom Herzen nahmen, als ich erkrankte?"

„Gewiß, mein Prinz," entgegnete Stahlburg und seufzte, denn es bangte ihm, der Prinz möchte sich bei diesem traurigen Thema aufs Neue angreifen.

„Gib sie mir, mein Freund!"

„Sie werden sich aber aufregen, es ist besser ein andermal — wenn sie stärker sind."

„Ach mein Gott, aufregen!" seufzte Leopold, „wenn ich — doch nicht wahr, Du gibst sie mir, ich bin zu schwach, um so lange bitten zu können."

Stahlburg stand seufzend auf und holte sie aus einem kleinen verschlossenen Kästchen.

„Danke, danke tausendmal!" sagte der Prinz, als er die Rose empfing; „es war schön von Dir, daß Du sie mir aufbewahrtest — es soll Dir nie vergessen werden. Ach," sagte er wehmüthig nach einer Pause, indem er die Rose andächtig betrachtet hatte — „wie welk sie geworden ist — nichts mehr von dem thauigen Schmelz, von dem rosigen Schimmer jenes Morgens! — Wer sollte in diesen gelben, saftlosen Blättern des Sommers schönste Blüthe wieder eekennen — so geht's aber — ein rechtes Bild des Lebens! — Und doch steigt bei ihrem Anblick jener Morgen in meiner Erinnerung auf — so klar, so deutlich mit seinen kleinsten Zufälligkeiten, als hätte ich ihn hundertmal erlebt — vnd alles sollte vorüber seyn?" fuhr er in langsam sinnendem Tone fort und schüttelte wehmüthig den Kopf: „O, es kann nicht seyn! — Stahlburg, sage mir, daß es nicht ist."

„Ich wünsche es," entgegnete Stahlburg, und wendete das Gesicht ab, um eine Thräne zu verbergen.

„Gib mir meine Flöte," rief er jetzt, und als Stahlburg aus Furcht, das Spiel könne den Prinzen zu sehr angreifen, zögerte, setzte er hinzu: „Nicht wahr, Du thust es, lieber Stahlburg?" — Stahlburg brachte sie ihm.

Leise und abgerissen spielte er eine Zeit lang mehrere wehmüthige Melodieen und endlich die schwermüthige Weise des Liedes: „Der Traum des ersten Kusses"; allein er konnte sie nicht beendigen, seine Lippen bebten, der Ton wurde zitternd und abgebrochen. Er legte die Flöte bei Seite, preßte den Kopf in beide Hände und versank in Träumerei. Endlich sagte er langsam und sinnend:

„So oft sie kam, erschien mir die Gestalt
So lieblich, wie das erste Grün im Wald,
Und was sie sprach, drang mir zum Herzen ein
Süß, wie des Frühlings erstes Lied im Hain.
Und als — Lebewohl."

„Sprich mir 'was vor, Stahlburg, rief er plötzlich und fuhr sich mit dee Hand über die Stirne, „ich kann meiner Gedanken nicht mehr Meister werden, sie verwirren sich."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Es war an einem schwülen, nervenaufreizenden Sciroccotage des Februars 1849, als das durch politische Toilettenkünste und Zündphrasen heftig erregte Volk, von seinen Capi popolani geführt, zu Rom in die Marställe der geflüchteten Kardinäle drang und ihre Prunkwagen mit wildem Geschrei zu einem lichterlohen Autodafe auf die nächsten Plätze schleppte. Folgerecht sollte sich der Unglimpf an den päpstlichen Karrossen im Quirinal wiederholen; doch schon vor der ersten ward Halt gemacht. „Sie ist zu schön, allzu schön!" riefen die mit der Exekution Beauftragten. Es war der kostbare, im letzten Lebensjahr Pius VII. begonnene, erst im nächsten Pontifikat vollendete, von Gold strotzende Gallawagen, worin der Papst nur bei außerordentlichen Anlässen und an kirchlichen Hochfesten fährt. Leo VII., der als Nuntius in München Einfalt und Mäßigkeit auch in dergleichen Dingen kennen und lieben gelernt, bediente sich seiner nie, weil er zu prachtvoll sey für einen Kirchenfürsten. Und in der That kostet das Fuhrwerk nicht weniger als 20,000 Scudi. Die Triumvirn hatten an jenem verderbendrohenden Tag gegen die Erhaltung des kostbaren Möbels nichts einzuwenden und schenkten es zur größten Freude des Volks den Franziskanern des Klosters Ara Coeli auf dem Kapitol, künftig ihr Christuskind (il Santo Bambino) darin zu den nach ihm verlangenden, im Todeskampf liegenden Kranken zu bringen. Es ist dieß ein aus grauen Zeiten überkommenes hölzernes Schnitzbild, bei dessen Anblick der Kranke dem frommen Glauben nach durch plötzliche Gnadenkräfte genesen, oder sehr bald verscheiden muß. In allen Klassen von Roms Bevölkerung steht es in hohen Ehren; wohl nur selten stirbt ein Römer, ohne die gnadenvolle Nähe des S. Bambino versucht zu haben. Ja es trug während der Republik fast täglich sein schönstes Kleid, hatte damals vielleicht mehr zu schaffen als je. Gleich nach der Heimkehr des Papstes aus Portici gaben die Mönche das Geschenk zurück; Pius IX. nahm es wieder, weil es nicht sein Eigenthum sey. Doch hat er den Wagen seitdem nie mehr besteigen mögen, weil derselbe seinen Heiland getragen. Es erinnert an den Grafen v. Habsburg.

Ein Pariser Neuigkeitsjäger hat seit dem 5. Juni 1832 bis zum selben Datum d. J., also in zwanzig Jahren, täglich durchschnittlich den Journalen, in deren Dienst er stand, zwanzig Neuigkeiten geliefert, was also monatlich 600 ausmacht und 7200 das Jahr. In den zwanzig Jahren lieferte er mithin 144,400 Neuigkeiten, die im Durchschnitt mit 50 Cent. das Stück bezahlt wurden, was ihm ungefähr die Summe von 72,200 Fr. einbrachte. Um seine Neuigkeiten aufzutreiben, machte er jeden Tag, Winter oder Sommer, 40 Kilom., oder jährlich 14,600 Kilom., was also in zwanzig Jahren 292,000 Kilom. ergibt, oder achtmal die Reise um die ganze Erde. Der Neuigkeitsjäger ist, wie er selbst erzählt, trotz allem Hetzen und Jagen während der zwanzig Jahre keine Viertelstunde unwohl gewesen, und meint, das beste Mittel, gesund zu bleiben und lange zu leben, sey das Geschäft eines Pariser Neuigkeitsjägers.

Im Waadtland hat sich eine Menge abergläubischer Handlungen erhalten. Stirbt Jemand, so wird gleich alles Wasser, das sich im Hause befindet, aus den Fenstern gegossen. Dieß geschieht aus Furcht, die Seele des Verstorbenen möchte darin ertrinken. Außerdem muß der nächste Verwandte des Todten mit einer Haselruthe an jeden Bienenkorb klopfen, um den Bienen anzuzeigen, daß Trauer im Hause sey; denn die Bienen sind Familienglieder und müssen als solche von allen Vorfällen, welche das Haus betreffen, unterrichtet werden. Ein Schlag bezeichnet ihnen eine Heirath, zwei eine Geburt, drei einen Todesfall. Unterläßt man es, so fliegen sie alle den nächsten Morgen davon und die Körbe bleiben leer.

Wer doch ein Engländer wäre. In der ganzen Welt darf er sprechen, was ihm gut dünkt, und schreiben, wie's ihm gefällt. Ein Engländer in Paris ward von der Polizei bedeutet, er möge sich etwas gewählter ausdrücken, wenn er an die Londoner Zeitungen über Napoleon schreibe. Der Engänder schüttelte den Kopf, ging gedankenvoll nach Hause und schrieb, wie's ihm beliebte.

Logogryph.

Nie können Menschen ohne Geld mich zeigen,
Drum findet man mich auch nur bei den Reichen,
Entwendest Du das zweite Zeichen mir,
So nenn' ich eine Art von Miethe Dir.

Auflösung des Räthsels in Nro. 100:

Falsch.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 103 28. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Eduard schlug das Enkenspiel vor, und man begann dasselbe mit großer Lebhaftigkeit. Der erste Enkling war Albert Rosman, nach ihm kamen mehrere andere junge Männer an die Reihe, bis endlich Eduard Enkling wurde. Er sah sich um, wer das letzte Paar bildete, und erblickte Emma und eine der schon erwähnten Fräulein B**. — „O" — dachte er — „nun will ich das allerliebste Kind schon fassen." — Er rief, und auf seinen Ruf entlief Emma schnell wie der Wind; aber das lange Fräulein war keine geschickte Läuferin, anstatt Emma entgegen zu laufen, schlug sie die eingegengesetzte Richtung ein. Der Graf schien es nicht zu bemerken, daß ihm Fräulein B** ganz nahe war, so daß er sie ganz bequem erreichen konnte. Er lauerte blos auf Emma. Diese lief ihrerseits kreuz und quer, bald hierhin, bald dorthin, und narrte den Grafen besonders dadurch, daß sie mitten im Lauf eine andere Richtung einschlug. Endlich aber erreichte er sie, ergriff sie bei der Hand, hielt sie fest und sprach, indem er mit ihr zu den Uebrigen zurückkehrte: — „Versuchen Sie nun nicht mehr, mir zu entkommen, Mamsell Hilbert, es würde Ihnen nicht gelingen." — „Ach, ich glaube auch nicht, daß sie es versuchen will" — bemerkte Fräulein Louise leise, doch laut genug, daß es von denen, die ihr zunächst standen, gehört werden konnte.

Das Spiel wurde noch eine ziemlich lange Zeit fortgesetzt, und noch hatte Niemand dem Grafen seine Gattin entreißen können. Fridolf fing an, sich darüber zu ärgern. Beim nächsten Mal ward er deßhalb absichtlich Enkling und strengte alle seine Kräfte an, um Emma zu erhaschen, die mit der Leichtigkeit eines Zephyrs entfloh. Im Eifer liefen alle Drei weiter als gewöhnlich. Der überall mit hohem Graswuchs bedeckte Garten war mit einer niedrigen Steinmauer umgeben. Eben als Fridolf am Ziel seines Wunsches war und Emma ergreifen wollte, war ihr auch Eduard nahe, stürzte aber in demselben Augenblicke über einen Kegel, den des Pfarrers kleine Söhne Tags vorher bei ihren Spielen im Grase verloren hatten. Dieß geschah ganz in der Nähe der Steinmauer, der Graf fiel mit dem Kopf gegen dieselbe und blieb ohne Bewegung liegen. Im Fallen hatte er auch Emma mit zu Boden gezogen, die aber dabei keinen Schaden nahm. Fridolf half ihr sogleich auf, beschäftigte sich in großer Bestürzung ausschließlich mit ihr, ergriff ihre Hand und bat sie flehentlich, ihm zu sagen, ob sie irgend einen Schaden genommen hätte — denn ihr weißes Kleid war voller Blutflecken. Erschrocken riß sie bei diesen Worten ihre Hand aus Fridolfs Hand, beugte sich, ohne zu antworten und nur an Eduards Gefahr denkend, über den Verwundeten und sah seine Stirn mit Blut bedeckt. — „Hülfe! Hülfe!" — rief sie und versuchte mit ihrem Taschentuch das hervorströmende Blut zu stillen.

In diesem Augenblicke wurden sie von der ganzen Gesellschaft umringt; Erschrecken zeigte sich in jedem Gesicht. Man trug Eduard, der sich noch immer nicht regte, in ein Zimmer, in welchem Wilhelm Rosman, der Magister der Philosophie und zugleich Kandidat der Medizin war, die Blutung stillte und die Wunde verband, während man nach dem Hammerwerksarzt schickte. Dieser kam gleich darauf, billigte den Verband des jungen Rosman, fand sich aber doch veranlaßt, dem Grafen, der noch immer ohne Bewußtseyn war, eine Ader zu öffnen. Als dieß geschehen war, öffnete Eduard sogleich die Augen, blickte verwundert um sich und fragte, was vorgefallen sey. Man erzählte ihm, daß er beim Spiel gestürzt sey und sich hart am Kopf verletzt habe. Aber Alles war ihm wie ein Traum. Erst als er mit der Hand die Aderlaßbinde fühlte, erinnerte er sich, daß er gefallen war, und zugleich Emma mit zu Boden gezogen hatte. Emma wagte nicht, zu zeigen, wie sehr sie an seinem Unfall Theil nahm; sie verbarg sich hinter dem Kreise, der sich nach dem Aderlaß um den Grafen gebildet hatte. Endlich öffnete sich zufällig der Kreis und Eduards unruhig suchender Blick fiel auf Emma. Eifrig frug er, ob auch sie beschädigt sey, und auf ihre verneinende Antwort wurde seine Miene ruhiger. Hierauf bat er die Anwesenden

Digitized by Google

dringend, die Spiele fortzusetzen, indem er versicherte, daß er ihnen vom Fenster aus mit Vergnügen zusehen würde. Aber natürlich wurden für diesen Abend alle Spiele ausgesetzt. Sämmtliche Anwesende blieben bei dem Grafen und da der Arzt mit seinem Ehrenwort versicherte, daß die Wunde durchaus ungefährlich sey, so wurde man allmählig ruhiger und nach und nach sogar heiter. Auch auf Emma's vom Schreck erbleichte Wangen kehrten allmählig die Rosen zurück. Sie ging in ein leeres Zimmer, in welchem sie sich ihrer Freude darüber, daß der Geliebte aus drohender Lebensgefahr gerettet worden war, ungestört überlassen konnte. — „Mag er zur Freude seiner Eltern leben!" — seufzte sie — „auch für — für seine Braut! — Braut? — Ja, es ist so — o Gott! — Aber ist sie wohl ein Herz wie das seinige werth? Doch wer gibt mir ein Recht, daran zu zweifeln? — Ich sehe sie heute zum Erstenmal, vielleicht ist sie ihres Glückes werth. O Himmel", setzte sie hinzu, indem ihrem aufwärts blickenden Auge eine Thräne entrollte — „warum mußte ich Unglückliche ihn in Stockholm sehen und mit ihm reisen oder warum mußte der Student Hährling der hochadelige Besitzer des gräflichen Gutes B** seyn? — O, es war unrecht, sehr unrecht von ihm, daß er mir seinen wahren Namen verbarg. Was dieß für ein Einfall war! — Ich kann ihn nicht begreifen, noch weniger vergeben." —

Emma begab sich wieder in die Gesellschaft zurück, woselbst Emiliens und Jenny's freundschaftliche und muntere Unterhaltung bald ihre düstere Gemüthsstimmung zerstreute.

Während dem war eine Art von Streit zwischen Fräulein Louise und Gustava Rosman entstanden. Dieser Streit betraf Emma. — „Bloß wegen dieses gezierten Geschöpfs ist das Unglück mit dem Grafen geschehen" — sagte das Fräulein. — „Geziert!" — rief Gustava. — „Ist es wohl möglich, natürlicher und ungekünstelter zu seyn, als Emma Hilbert?" — „Ei, das ist sehr möglich", behauptete das Fräulein. Jetzt traten Klara und Henriette an dasselbe Fenster, an welchem die Streitenden saßen, und hielten sich natürlich auf Gustava's Seite. Die Fräulein B** und mehrere Andere gesellten sich ebenfalls zu dieser Gruppe, nicht um an dem allzu lebhaften Gespräch Theil zu nehmen, sondern blos um demselben zuzuhören.

Fräulein Louise behauptete noch immer, von dem ganzen Unglücksfall trüge Emma die Schuld, weil sie aus Gefallsucht so viele Umwege beim Laufen gemacht habe, um ihre Leichtigkeit und Gewandtheit zu zeigen, wie sie denn überhaupt sehr kokett wäre. Mehrere der Herren traten nun ebenfalls herzu und nahmen alle eifrig Emma's Parthie, so daß das Fräulein endlich trotz aller Aufmerksamkeit, die man ihr als der Verwandtin der Gräfin und als der erwählten Braut des jungen Grafen erwies, wenn nicht überzeugt, doch wenigstens überstimmt wurde. Alle rühmten Emma's ungewöhnliche Schönheit, ihre zahlreichen Talente und ihr liebenswürdiges ungekünsteltes Benehmen; das Fräulein entgegnete darauf kein Wort.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Fortsetzung.)

Stahlburg beugte sich erschrocken über ihn, warf sich in seine Arme und Leopold fing an, heftig zu weinen. — Stahlburg athmete wieder auf. — Er sah lieber diese Thränen, als jene Niedergeschlagenheit und Nervenspannung, denen der Prinz seit seiner Krankheit abwechselnd unterworfen war.

Als er lange und schmerzlich geweint, sagte er: „wenn ich sie nur einmal wieder sehen dürfte — ihre Stimme vernehmen, mit ihr reden und ihr ins Auge sehen — wenn ich selbst aus ihrem eigenen Munde den Zusammenhang der Dinge erfahren könnte, ich glaube, dann würde ich ruhig werden." —

„Ach, wenn ich wirklich wüßte, daß das zu Ihrer Beruhigung beitrüge," entgegnete Stahlburg, „ich brächte es sicherlich dahin, ihren Aufenthalt zu ermitteln."

„Gott, mein Gott!" rief Leopold und schlug die Hände ineinander — „sie wieder sehen, wie faß ich's nur — der einzige Gedanke gießt Leben in die todte Brust — er macht mich trunken von wunderbarer Freude — der Athem ist mir fast gehemmt, so freudig tobt mein Herz da innen. — „Freilich," setzte er nach einer Pause hinzu — „wozu dieß Wiedersehen? ist sie nicht das Eigenthum eines Andern? Gott, nein, es kann nicht seyn — sie sollte mich verrathen haben, sie — nein, nein, ihre letzten Worte stehen zu deutlich, zu tief in meiner Seele — mag der Zusammenhang seyn wie er will — aber betrogen hat sie mich nicht, darauf will ich sterben — und Du bist ja auch dieser Meinung, Stahlburg." —

„Gewiß," entgegnete derselbe mit Ueberzeugung, „denn fröhlich ist sie nicht geschieden; ich war im Park als sie schied, und vergesse den Blick der Verzweiflung nicht, den sie auf das Schloß zurückwarf."

„Stahlburg," sagte Leopold und trat dicht vor den jungen Mann hin, „wenn man mir ein Mährchen aufgebunden hätte?! Glaubst Du, meine Mutter sey so etwas fähig?"

„Prinz, ich weiß es nicht," entgegnete der junge Mann verlegen, weil er gegen seine Ueberzeugung sprach, denn er glaubte fest, daß die Verlobungsgeschichte, welche die Herzogin erzählt, erfunden sey.

„Du glaubst es Stahlburg — ich sehe es Dir

Digitized by Google

an," sagte der Prinz. — „Du willst nur den Sohn nicht gegen seine Mutter einnehmen." —

Stahlburg schwieg — doch dieses Schweigen, welches mehr als eine Bejahung war, machte den Prinzen erbleichen.

„Mein Gott!" sagte er nachdenkend, „wenn sie es fähig gewesen wäre — so möchte ich nicht an ihrer Stelle seyn, wenn jenseits die Thränen über unverschuldetes Leid gezählt werden, wenn meine Thränen, mein Kummer erwogen werden — warum bin ich wohl nicht früher darauf gekommen? Aber es kam alles so rasch, so furchtbar — der Schmerz ließ kein Nachdenken aufkommen — ach es ist ja so leicht, jemand zu betrügen, jemand seines Glückes zu berauben! Und dann kam die Krankheit, das Fieber, wo ich nicht bei mir war — mein Gott, mein Gott! je mehr ich darüber nachdenke, je wahrscheinlicher kommt es mir vor — und diese Frau konnte mir freundlich seyn, mir in die Augen blicken, mich an ihr Herz drücken, an ihr Herz, welches mich verrathen — ich kann mir's nicht denken, daß dieß unter Menschen vorfallen kann, die sich fremd stehen, die keine Bande der Natur zusammengefügt hat, die sich selbst feindlich gegenüberstehen — doch es wäre noch begreiflich, denn es gibt Menschen, die nicht glauben, daß sie ihren Nebenmenschen etwas schuldig sind, es ist überhaupt möglich, allein eine Mutter einem Sohne — es ist nicht zu fassen!"

„Prinz! wenn es die Herzogin wirklich gethan haben sollte, wir wollen es annehmen, so beschwöre ich Sie, malen Sie sich ihr Verfahren in nicht solch gehässigen Bildern aus, sondern glauben Sie nur, Sie hat es aus der besten Absicht gethan —"

„So kann man die größten Verbrechen entschuldigen, Freund," entgegnete der Prinz bitter. Aus der besten Absicht für ihren Glauben schlugen die Juden den Stifter unserer Religion ans Kreuz — und so gibt es hundert und tausend Beispiele! Hinter dieser sogenannten guten Absicht verstecken die Menschen ihre Bosheit, ihre Arglist — sie ist der Freibrief für alle Verbrechen! Dieß ist zwar nicht einmal eine sogenannte gute Absicht, es ist Fanatismus — Fanatismus ist allerdings besser, aber was liegt mir dran, aus welchem Grund sie mich zu Grund gerichtet hat, sie hat es gethan — meine Jugend ist dahin — mein Herz ist gebrochen und keine Macht der Erde kann es wieder machen, wie es war." —

„Vielleicht doch," sagte der junge Mann und blickte den Prinzen innig an — „ein Wiedersehen kann viel!"

„Ein Wiedersehen!" rief Leopold und sah den Freund ungläubig an — „o wäre dieses möglich — aber wie willst Du dieß zu Stande bringen?" —

„Ueberlassen Sie dieß mir und beantworten Sie mir nur die Frage, ob Sie sich wohl stark genug fühlen, eine Reise zu unternehmen."

„O Gott, wenn ich im Sterben läge und die Aussicht eröffnete sich, sie zu sehen, ich würde Kraft finden, sie zu erreichen." —

„Nun so will ich die Sache einleiten — ich werde in den nächsten Tagen dem Arzt, als durchaus nöthig für Sie, eine Reise vorschlagen."

„Ach, Stahlburg, wie viel bin ich Dir nicht schuldig!" rief Leopold und schloß den jungen Mann an seine Brust, und sie trennten sich zwar später wie gewöhnlich, aber bei weitem mit besserem Muth. —

Es war an einem Frühlingstage — doch nicht an einem solchen, wo die Sonne an einem sanftblauen Himmel scheint die Menschen von ihrem Strahle geleitet sich hinausstürzen, und über den jubelnden Glanz, den berauschenden Duft da draußen vergessen, daß es Winter war. —

Wo das unzählige Heer der Insekten aus seinen verborgenen Schlupfwinkeln kriecht und trunken von neuem Leben der Sonne nachzieht — wo die Pflanzen ihre braune Decke abwerfen und noch halb schlafkrunken von dem langen Schlummer, ihre Pflanzenarme und Köpfe dehnend in die blaue sonnige Höhe strecken. — —

„Nein, an einem solchen Tage war es nicht. Es war an einem recht trüben schwermüthigen Frühlingstage, wo der Himmel nicht blau, sondern grau ist und mit Regen droht, wo die Sonne mit verweinten Augen am Himmel steht, und die Lerche mit gedrücktem Ton in den von keinem Lüftchen bewegten Feldern schlägt, wo die Luft schwül, und der Duft der Blumen und Pflanzen betäubend ist. An einem solchen Tage war es, als zwei Reisende vor der Klosterwohnung des Dekan Treuburg Einlaß begehrten. Sie hatten schon eine Weile geklopft und wollten sich eben entfernen, als die Thüre geöffnet wurde und die Haushälterin des Dekans erschien und mit einer Verbeugung fragte, was den Herren gefällig sey?

„Wir sind Verwandte des Herrn Dekan und wünschen ihn zu sprechen."

„So," sagte die Haushälterin, „wollen Sie denn nicht gefälligst eintreten, — „der Herr Dekan sind zwar eben nicht zu Hause, aber da sie Verwandte des Herrn sind und von weit wahrscheinlich kommen, wird es Ihnen wohl nicht darauf ankommen, wenn Sie ein paar Stündchen hier verziehen."

„Ist er denn verreist?" fragte einer der Herren.

„Ja," entgegnete die Haushälterin, „allein er hat mir fest versichert, daß er heute wieder kommen

Digitized by Google

würde, — er muß auch morgen die Messe lesen, da wird er sich auch bei Zeiten einfinden."

Die beiden Reisenden beriethen sich nun, ob sie den Vorschlag der Haushälterin annehmen sollten, oder nicht.

„Wenn der Geistliche bestimmt heute wieder kömmt," sagte der eine, „so thun wir am besten, ihn hier zu erwarten," der andere stimmte auch hierzu und so folgten sie der Haushälterin, welche ihnen respektvoll die Studirstube des Dekans öffnete.

„Hier," sagte sie, den Tisch von dem Sopha schiebend, und mit der Schürze über denselben fahrend, „hier ruhen Sie sich ein wenig aus, derweil werde ich den Kaffee machen und bis Sie den zu sich genommen haben, wird der Herr Dekan schon wieder hier seyn." —

Die beiden Reisenden, welche keine andere waren, als der Prinz und Stahlburg, dankten der Alten recht sehr für ihre Freundlichkeit, und ließen sich ermüdet nieder.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Herr Cave hat eine Erfindung gemacht, welche dem Schiffsbau sehr wesentlich zu Hülfe kommt, so oft es sich um bedeutende Reparaturen handelt. Man weiß, welche Anstrengung es kostet und mit welchen Gefahren für das Schiff selber es verbunden ist, ein beschädigtes Fahrzeug aus der See auf die Docks zu bringen. Um diesem Uebelstande auszuweichen, bringt Hr. Cave ein Taucherschiff von angemessener Größe unter das beschädigte und zwar in solcher Richtung, daß dieses der Quere nach über jenem steht. Es versteht sich von selbst, daß die Ränder des Taucherschiffes stark genug und mit hinlänglich kräftigen Querbalken versehen seyn müssen, um den Körper zu tragen, den zu heben es bestimmt ist. Hierauf wird mittelst einer Pumpe das Wasser aus den Räumen des Taucherschiffes entfernt, bald hebt sich das beschädigte darüber stehend Schiff aus dem Wasser und bietet seine trockenen Flanken den Arbeitern dar. Dieses Verfahren ist bei eisernen wie bei hölzernen Schiffen anwendbar. — Durch ein ähnliches, wenn auch nicht gleich vollkommnes Verfahren wurde einer unserer leck gewordenen Donaudampfer gehoben, welcher der Kapitän, um die darauf befindlichen Menschen zu retten, mit aller Gewalt gegen eine Sandbank laufen ließ, so daß das Vordertheil festsaß, das Hintertheil voll Wasser abwärts hängend im Fahrwasser lag und der Kiel, je länger dieser Zustand dauerte, so mehr sich bog. Als alle andern Mittel den Dampfer nicht zu heben vermochten, wurden an dessen beiden Seiten zwei mit Steinen geschwerte Kehlheimer befestigt, und nachdem diese Befestigung durch unten durchgezogene Seile unlöslich geworden, die Steine von den Kehlheimern wieder entfernt, so daß die Gewalt des Wassers die leer gewordenen Kehlheimer, und mit ihnen das lecke Dampfboot hob. Diese Manipulation war jedoch eine ungemein langsame. Hr. Cave hat den gleichen Grundsatz angewendet, aber ihn zugleich mit wissenschaftlichem Selbstbewußtseyn ausgebildet.

Ueber den Sänger-Wettkampf in Lille melden die dortige Blätter: Die Abtheilung der Chöre der „Musikalischen Gesellschaft" eröffnete den Wettkampf durch ein Stück, wozu ihr Orchester-Chef Lavaine die Musik schrieb. Die „Orpheonisten" von Arras erschienen zuerst unter den wetteifernden Gesellschaften. Wiederholte Bravo's folgten ihrem herrlich nuanzirten Gesange. Sie führten ohne merkbaren Leiter, blos sich gegenseitig leitend, und nach gewissen, fast magnetischen Zeichen ihre Vorträge aus. Ihnen folgte das „Conservatoire" von Paris, dem ebenfalls viel Theilnahme geschenkt ward; sodann erschienen die fremden Gesellschaften. Der deutsche Chor: „Die Welt ist schön", ward mit reizender Anmuth von der „Mainzer Liedertafel" vorgetragen; der „Trinker-Chor" der Lütticher „Orphea" ward sehr applaudirt. Die „Société des Choeurs" von Gent, eine wirkliche Künstler-Gesellschaft, die sehr bemerkenswerthe Stimmen besitzt, trug zwei Chöre eines belgischen Dichters vor; eine derselben (Départ des Groisés), achtstimmig, bietet große Schwierigkeiten, die aber glänzend besiegt worden. Wir glaubten hier die unbestrittenen Sieger bei diesem musikalischen Turnier gefunden zu haben, hatten aber ohne die „Aachner Concordia" gerechnet. Der zweite ihrer Vorträge: „Im Wald" von ganz eigenthümlicher Schaffung, hat seltsame Effekte, wie z. B. der die Bäume durchsäuselnde Wind, während ein rührendes Gebet zum Himmel sich erhebt. Das Stück ward vom Beifall unterbrochen und mit einem wahren Furore dessen Wiederholung verlangt. Die gekrönten Sieger kehrten am 23. Nachmittags nach Aachen zurück, und von Seiten des dasigen Gemeinderathes wurde ihnen, wie das „Echo der Gegenwart" berichtet, eine Fahne als Ehrengabe bestimmt.

Benedix hat ein neues Lustspiel: „Die Phrenologen", und Gustav Freitag ein einaktiges Lustspiel: „Eine Dämmerstunde" vollendet. Von W. Gubitz ist ein neues Lustspiel in 5 Akten: „ Verschiedene Wege", in Berlin zur Aufführung gekommen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 104 30. Juni 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die meisten Anwesenden hatten sich allmählig nach der Seite des Zimmers gewendet, in welcher dieses Gespräch geführt wurde; die übrigen hatten sich in andere Zimmer vertheilt. Eduard, dessen Kopf von dem heftigen Falle sehr schmerzte, hatte doch einige selige Augenblicke, die ihn seinen Schmerz vergessen ließen. Emma ging nämlich zufälliger Weise dicht an dem Sopha vorüber, auf welchem er saß und die Augen geschlossen hatte. Sie wollte in ein anstoßendes Schlafzimmer gehen, in welchem Emilie, Jenny und einige andere Mädchen saßen und plauderten. Aber — waren nun Eduards Augen nicht so ganz fest geschlossen oder hatte er ein inneres Gefühl von der Gegenwart der Geliebten — er schlug die Augen plötzlich auf und flüsterte: — „Nur ein einziges Wort, Mamsell Hilbert." — Emma näherte sich. — „Wenn Sie mich vollkommen gesund machen wollen" — fuhr Eduard fort — „so setzen Sie sich ein wenig her zu mir, denn man hat mich seit einer ziemlichen Weile allein gelassen." — Emma setzte sich zwar nicht, aber sie ließ ihre zarte Hand einige Minuten in der seinigen ruhen, ohne daß es von den übrigen Anwesenden, die in ihre angelegentliche Unterhaltung vertieft waren, bemerkt wurde. Eduard drückte die schöne Hand und sah Emma mit einem Blick an — so vielsagend und so voll von Liebe. Das Gefühl von Kummer, von welchem das holde Mädchen kurz vorher eingenommen gewesen war, kehrte jetzt wit verdoppelter Stärke wieder, als sie dem geliebten Gegenstand so nahe war, dem sie ausweichen zu müssen glaubte. Denn er hatte ja seine Liebe und Treue einer Andern gelobt, er war ja an Rang und Stand weit über sie erhaben. Eine heiße Thräne, ein unwillkürlicher Verräther dessen, was in ihrem Herzen vorging, zitterte in ihrem klaren unschuldsvollen Auge; um dieselbe zu verbergen, eilte Emma ins Schlafzimmer.

Aber der Graf hatte diese Thräne allzuwohl bemerkt, die wie ein silberblinkender Thautropfen in einer blauen Blume, in dem himmelbauen Auge glänzte. Diese Thräne mit Emma's Morgentraum in Verbindung gesetzt, überzeugten ihn, daß er geliebt war. Entzückt und zugleich bekümmert darüber saß er stumm und gedankenvoll da; und als man ihn fragte, wie er sich befände, antwortete er höflich, aber einsylbig. Man glaubte, daß er zu ruhen wünsche, und ließ ihn allein mit seinen wehmüthig süßen Gedanken.

Fräulein Louise, die nun übler Laune war, blickte wiederholt nach ihrer Uhr; und als dieselbe auf neun Uhr zeigte, fragte sie Eduard, ob er nun Lust hätte, mit ihr nach Hause zu fahren. Eduard antwortete sehr artig, aber kalt, daß sie Beide nicht wohl zusammen fahren können, weil der Wagen blos zweisitzig sey und er, Eduard, mit seinem verbundenen Arm die Zügel nicht führen könne, ein Kutscher aber nicht Platz auf dem Wagen habe, wenn nicht er oder Fräulein Louise wegbliebe. Daher wolle er den Pfarrer bitten, daß er ihr einen Kutscher mitgebe, während er selbst die Rückkehr des Wagens und den Einbruch der völligen Dunkelheit abwarten wolle, um seine Mutter durch seinen Arm und Kopf nicht zu erschrecken. Schließlich erbat er sich von dem Fräulein einstweilen die tiefste Verschwiegenheit über diesen Unfall, weil er denselben am folgenden Morgen seinen Eltern persönlich mitzutheilen wünschte.

Das Fräulein ließ sich durch die Bitten der Predigerfamilie nicht länger zurückhalten. Sie nahm Abschied und Albert wurde von seinem Vater ersucht, sie zu fahren. Bald war das Kabriolet bespannt und das Fräulein verließ ohne Bedauern eine Gesellschaft, in der sie mehr Verdruß als Vergnügen empfunden hatte.

Als sie fort war, wurde der unpäßliche junge Graf so munter, als ob er neues Leben erhalten hätte. Diese Munterkeit verbreitete sich wie ein elektrischer Funke durch die ganze Gesellschaft. Man setzte sich in einem Halbkreise um den in einer Sophaecke lehnenden Grafen, und bald hörte man wiederholtes herzliches Gelächter über eine Menge von Anekdoten und witzigen Einfällen, womit man sich gegenseitig zu amüsiren suchte. Endlich wurde

Digitized by Google

die Abendmahlzeit — einfach, aber wohlschmeckend — aufgetragen und der an Kopf und Herzen verwundete Graf nahm ebenfalls Antheil an derselben.

Noch etliche Stunden nach dem Abendessen belustigte man sich mit Gesellschaftsspielen und heiterm Gespräch. Aber endlich war es spät geworden und man mußte ernstlich an den Heimweg denken. Wagen, Kaleschen und Chaisen rollten vor und nahmen diejenigen von den Gästen ein, welche den weitesten Weg nach Hause hatten. Auch der Graf fuhr fort und benutzte die Dunkelheit und das Gewirr des Abschiednehmens, um Emma die Hand fest und bedeutungsvoll zu drücken. Das arme Mädchen, welche fürchtete, mit Fridolf allein nach Hause gehen zu müssen, bat die Pfarrerstöchter dringend, sie auf dem Heimweg zu begleiten. Gern erboten sich diese dazu und nun baten auch die Herren um Erlaubniß, an der Abendpromenade Theil zu nehmen; sogar der Pfarrer und die Pfarrerin schlossen sich der Gesellschaft an.

„Was willst Du mit meiner Dame, Du kurzsichtiger Magister?" — rief Fridolf verdrüßlich, als er sah, wie sich Wilhelm Rosman beeilte, Emma den Arm zu bieten. — „Deiner Dame?" — entgegnete dieser — „suche Dir zu diesem Spaziergang eine andere Dame, ich behalte die meinige."

Aber Fridolf suchte sich keine andere Dame, obwohl Jenny Rosman, die im Geheimen Gefallen an ihm zu finden schien, gern an seiner Seite gegangen wäre. Einsam ging er hinter der Gesellschaft her, verdrüßlich, daß ihm Wilhelm die günstige Gelegenheit raubte, Emma seine Liebe zu erklären, wie er sich vorgenommen hatte.

Als Emma nach Hause kam, trat sie auf den Zehen in Tante Gertruds Zimmer. Die gute Alte schlief noch nicht, und Emma, die vor Begierde brannte, ihr zu sagen, daß der angebliche Studiosus Hährling kein Anderer als der junge Graf H** sey, brachte sie mit ihrer Nachricht zum Erstaunen. — „Herr Gott, was sagst Du, Kind?" — rief sie. — „Ist es denn möglich? O, hätte ich das auf der Reise gewußt, ich, die ich immer so sehnlich gewünscht habe, den jungen Grafen zu sehen! Nun, Gott sey Dank, daß er der junge Graf ist!" — „Warum Gott dafür danken?" fragte Emma.

„Nun, siehst Du, ich habe meine Gründe dazu. Ich fürchtete, daß er sich in Dich und Du Dich in ihn verliebt haben könntest; und das wäre schlimm gewesen, denn was in aller Welt hättest Du mit einem Studenten anfangen sollen? Nicht ohne Grund war ich so verdrüßlich, daß Dir der Hährling die Kour so angelegentlich machte. Jetzt, da ich weiß, daß er ein Graf ist, hört mein Verdruß auf; denn nun weiß ich, daß es nur Galanterie ist. Von Liebe kann zwischen einem Grafen und der Tochter seines Inspektors keine Rede seyn. Der Standesunterschied ist zu groß, siehst Du; kein Graf kann ein solches Mißverhältniß eingehen." —

Wie täuschte sich die einfältige alte Dame! Emma erwiderte kein Wort auf ihre geistreichen Bemerkungen und ging in ihre Stube. Aber wenn sie, von vielfältigen Gefühlen bestürmt, lange kein Auge zum Schlummer zu schließen vermochte, so ging es der Tante Gertrud nicht besser, die vor lauter Erstaunen, daß ihr ein reicher junger Graf den Arm geboten und sie zum Mittagessen eingeladen hatte, nicht einschlafen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Valerie.

(Schluß.)

Die alte Frau wollte sich eben entfernen, als sie Stahlburg noch einmal zurück rief und fragte, wo der Geistliche denn hin sey?

„Er besucht das gnädige Fräulein von Felseneck, welche in dem Kloster zu St. Klara Nonne ist."

„Im Kloster ist das Fräulein?" frugen Beide zugleich und über die Züge des Prinzen breitete sich eine Todesblässe.

„Ist sie denn nicht verlobt gewesen," frug Stahlburg weiter.

„Verlobt?" erwiderte die Haushälterin, „ach nein, davon habe ich nie etwas gehört, — sie war Hofdame an einem Herzoglichen Hofe, von da kam sie Abends gegen alles Erwarten meines Herrn auf einmal an. — Ich glaubte wir bekämen Besuch, als ich einen Wagen vorfahren hörte, warf meine Küchenschürz schnell ab und lief hinaus. Doch wie war ich überrascht, als ich das Fräulein und die alte Gertrude aussteigen sah!"

„Mein Gott! rief ich ihnen entgegen: Sie kommen ja ganz unverhofft." — „Leider!" sagte die alte Gertrude und das Fräulein weinte statt aller Antwort. — „Ich war ganz erschrocken hierüber und wollte fragen, was für ein Unglück ihnen begegnet sey, allein die Gertrud' winkte mir zu schweigen und da schwieg ich denn.

„Ungefähr acht Tage nachher, — Gott, ich weiß es, als obs heute geschehen wäre, — kam Fräulein Valerie zu mir in die Küche, — ich wollte gerade das Essen anrichten, — und sagte, indem sie einen Bündel prächtiger Kleider vom Arme nahm, und mir ihn reichte: da Lene, da hast Du ein Andenken an mich! — Ich war ganz erschrocken über die herrlichen Geschenke und sagte: ach, gnädiges Fräulein, die Kleider sind ja noch so schön, daß Sie selbst noch Gebrauch davon machen können.

„Nein, gute Lene, entgegnete sie da, und die Thränen kamen ihr, — ich trage von nun an Kleider

Digitized by Google

von einem andern Schnitt. — Ich verstand nicht recht, was sie sagen wollte, dachte mir aber, die Kleider seyen ihr zu altmodisch; doch als sie ein paar Tage später nach St. Klara ging, begriff ich auf einmal, was sie hatte sagen wollen, und mußte lange darüber weinen."

„So wollen wir fort, fort so schnell, als möglich!" rief außer sich Leopold, „was sollen wir hier den Geistlichen abwarten? Fort, fort! ihr nach — o, ich wußte es, — sie, sie konnte nicht fehlen!"

Stahlburg wollte aber noch mehr erfahren und fragte die Haushälterin, warum der Geistliche Valerien besucht habe und ob er dieß schon öfter gethan, seit sie das Kloster betreten habe.

„Nein," entgegnete die Haushälterin, „er hat sie noch gar nicht besucht, — der Herr ist ja auch schon so alt, daß ihm dieß beschwerlich fallen würde, — denn ich weiß, daß er fast todt hier ankam, als er vor einem halben Jahr nach der Residenz ging, wo das Fräulein Hofdame war." —

„Er war in B.," frug überrascht Stahlburg und der Prinz wandte sich gleichfalls erstaunt um. — Was hat er denn da gethan ?—"

„Das Fräulein hatte ihm einen Brief dahin zu besorgen gegeben, und ihn gebeten, denselben selbst abzugeben, — allein es ist ihm trotz seiner Mühe nicht gelungen, — die Person, an die der Brief seyn sollte, war krank, und er kehrte unverrichteter Sache wieder heim.

Wenn es nicht gerade nothwendig ist," fuhr die Geschwätzige fort, „so begibt sich der Dekan selten auf Reisen. Ich bin überzeugt, er hätte auch noch lange angestanden, mit seiner jetzigen Reise, wäre nicht gestern ein Expresser gekommen und hätte ihn geholt."

„Er ist zu dem Frävlein gerufen worden!" rief der Prinz, — „wissen Sie nicht weßhalb."

„Sie ist krank;" entgegnete ruhig die Haushälterin.

„Krank," rief Leopold, „sie ist krank, — so komm, ich beschwöre Dich, Stahlburg! — laß uns gehen," und er ergriff seine Reisemütze und stürzte so rasch davon, daß ihm Stahlburg, welcher sich noch nach der Lage des Klosters erkundigte, beinah nicht folgen konnte.

Den folgenden Tag gegen Abend, als eben die Sonne schied, langten unsere Reisenden staubbedeckt und erschöpft vor dem Kloster an.

„Klara ist ein weitläufiges, im gothischen Style gebautes Kloster, an dem Fuße eines Gebirgs, dessen hohe, von einem dichten Fohrenwald bewachsene Höhen finster und unheilvoll, wie die Sagen der Vorzeit sich hinter dem Gebäude erheben. Die Fläche, welche sich vor dem Kloster ausdehnt, ist kahl und unerfreulich; von keinem lachenden Grün, wie es sonst in Gebirgsgegenden zu seyn pflegt, überzogen — sondern nur stellenweise, da wo etwas dürre Erde über dem sonst lehmigen Grunde liegt, mit unfruchtbarem Gestrüppe, Haidekraut, dürrem gelblichem Gras bewachsen.

Nirgends erblickt man, nicht in weiter Ferne ein Dorf, noch eine wirthliche Hütte, selbst das Pfarrdorf, welches zu dem Kloster gehört, liegt eine halbe Stunde davon in einem Thale versteckt und der Weg, der dahin führt, ist keine Landstraße, sondern ein steiler, ungleicher Hohlweg, den man nicht erkennen würde, wenn sich nicht an seinem Rande von Zeit zu Zeit ein verwittertes Kreuz erheben würde, kümmerlich beschützt von einer verkrüppelten Eiche, deren große weitläufige Wurzel in dem kargen Grunde nicht Platz findet, und allenthalben aus dem Boden hervorsteht.

„Ach!" sagte Leopold auf das Schmerzlichste ergriffen von der unglücklichen Lage des Klosters, „und diese elenden Räume mußten sie umschließen, sie, für die das Beste, was diese Welt aufzuweisen hat, nicht hinreichte, um sie würdig zu empfangen, — der meine Liebe so gerne ein Loos bereitet hätte, tadellos, engelgleich! —

„Liebe entbehrt der Macht und Macht der Liebe," sagte Stahlburg seufzend.

„Wohl hast Du recht!" entgegnete Leopold: „hätte Liebe Macht, so wäre es anders auf dieser unglücklichen Erde."

Leopold ermahnte zur Eile und so gingen sie rascher auf das Kloster zu.

Ein ernster feierlicher Choral schlug an ihr Ohr, als sie sich dem Gebäude nahten, so daß ihre Schritte unwillkürlich auf einige Augenblicke gehemmt wurden und Leopolds Seele mit einem Schauer erfüllte. — „Oeffne Du," sagte er leise zu Stahlburg und deutete auf eine kleine nur angelehnte Pforte in der das Kloster umziehenden Mauer, — ich vermag es nicht. Siehe, wie ich zittere." — „So wollen wir noch einen Augenblick warten, bis Sie sich gefaßt haben."

„Nein, nein!" entgegnete er, „öffne nur Stahlburg." — Stahlburg öffnete und sie traten in den Friedhof des Klosters.

Ein Strahl der untergehenden Sonne stahl sich durch die halb offen gebliebene Pforte und beleuchtete das gesenkte Haupt eines vor einem Kreuze betenden Greises.

Langsam wandte er das ehrwürdige Haupt um, als er die Eintretenden bemerkte und erhob sich.

„Wir haben Sie in Ihrer Andacht gestört, frommer Vater," sagte Stahlburg sich dem Greise nähernd —

„Nein mein Freund," entgegnete er kaum hörbar „ich hatte mein Gebet schon beendigt."

„So können Sie uns vielleicht sagen, ehrwürdiger Vater," hob Stahlburg an, „wo wir den

Digitized by Google

Dekan Treuburg finden können, den wir zu sprechen wünschen und der, wie wir hören, sich in diesen Mauern befinden soll." —

„Ach mein Gott!" rief der Greis schmerzlich — „ich errathe warum sie ihn sprechen wollen!" — — Das ist unmöglich!" entgegnete der Prinz, sich ihm nahend. — „Leider doch," entgegnete der alte Mann und ließ sich erschöpft auf eine Bank nieder, und verdeckte sein Gesicht mit beiden Händen. —

„Sie sind vielleicht selbst der, den wir suchen und haben uns vielleicht aus der Beschreibung eines Dritten erkannt," sagte Stahlburg nach einer Pause. —

„So ist's", entgegnete der Greis und brach in Weinen aus. —

Da entstand eine ziemlich lange Pause, die weder Leopold noch Stahlburg das Herz hatten, mit einer Frage zu unterbrechen — etwas Schreckliches zu hören.

Treuburg unterbrach sie, indem er mit gebrochener Stimme sagte: „Fragen Sie nicht nach dem, was sie beabsichtigen, mich zu fragen, aus Barmherzigkeit für mich und sie!"

Stahlburg wurde todtenbleich, er warf einen Blick auf Leopold, welcher zusammen gesunken war, und mit stammelnder unklarer Stimme den Geistlichen beschwor zu sagen, was mit ihr geschehen.

Der Greis deutete auf das Kreuz, vor dem er gebetet hatte und welches kein anderes war als das, welches Valeriens Grab bezeichnete.

Leopold sank bewußtlos darauf. —

Zwei Jahre nach dieser letzten Scene, durchwogte die Herzogliche Residenz ein lauter Jubel, welcher an alle Herzen Freude erweckend schlug, nur nicht an das Herz desjenigen, um welchen dieser Jubel geschah. — Man feierte Leopolds Vermählung mit der Prinzessin Marie, er hatte geistig erschöpft, den dringenden, rastlosen Bitten seiner Mutter nachgegeben; war ja ohnedem Glück und Hoffnung aus seinem Leben gestrichen. Doch kaum ein halbes Jahr darauf starb auch er am gebrochenen Herzen!

Stahlburg ging nach Spanien, wo seine Brust bald eine Kugel der Christinos durchbohrte und so dem schmerzvollen Schlage seines treuen Herzens ein Ziel setzte.

Mannigfaltigkeiten.

Der Prinz Abderrahman-ben-Dschellab, welcher kürzlich zu Tuggurt verstorben, sendete alle drei Monate seine treuesten Diener nach Konstantine, theils um daselbst Einkäufe zu machen, theils um Neuigkeiten zu sammeln. Seit einiger Zeit nun hörte er von diesen Leuten viel Rühmens über ein weibliches Wesen von unvergleichlicher Schönheit, feiner Taille, lilienweißem Teint, rosigen Wangen, schöngeformten Händen, seidenem Haare ꝛc., kurz sie schilderten die Schöne als den ächten Typus einer Himmlischen Huri. Dieselbe, lautete der Bericht ferner, halte sich stets vor ihrem Hause auf, betrachte die Kommenden und Gehenden und lasse sich gern von ihnen betrachten. Darauf hin setzte sich der Prinz in den Kopf, dieses Wunder von Schönheit müsse sein werden; er war, wie man sagt, mit einemal sterblich in die Dame verliebt. Er schickte daher sofort seinen Günstling nach Konstantine, mit dem Befehl bei ihren nächsten Angehörigen um die Hand der Schönen für ihn zu werben und ihnen nach muselmänuischer Sitte eine Kaufsumme dafür anzubieten. Der Sendling kommt an, sieht die Dame, findet sie der Beschreibung entsprechend und tritt in das Haus, welches ihm aber keineswegs prächtig, eines solchen Kleinods nur einigermaßen würdig erscheint. Eine der Zofen der Dame ist gerade beschäftigt, einige Unordnungen in der Toilette und den Kopfputz derselben zu beseitigen. Der Araber richtet seinen Auftrag aus. Aus einer Vertiefung des Zimmers tritt jemand hervor — jedenfalls, wähnt jener, der Vater des himmlischen Kindes mit dem Lilienteint — und fragt mit einem unverkennbar provençalischen Accent und der ganzen Zierlichkeit eines Marseillers nach dem Anliegen des Arabers. Es entspinnt sich zwischen beiden ein höchst komisches Zwiegespräch, aus welchem Ben Dschellabs Brautwerber endlich ersieht, daß er es mit einem Coiffeur zu thun hat, und daß die begehrte Dame eine allerliebste Wachspuppe mit Federn und andern mechanischen Vorrichtungen ist, ein Wunderwerk europäischer Industrie, wovon man in Tuggurt, Ghat ꝛc. keinen Begriff hat. Der Gesandte ließ sich dadurch nicht irren, er zahlte, nachdem man sich mit einander verständigt, dem Coiffeur 300,000 Fr. und führte die Dame mit sich fort, welche ohne Zweifel noch jetzt die schönste Zierde in dem mit neun Thoren versehenen Ziegelpalast der Dynastie der Dschellab ist.

Homonyme.

Wohlbehagen beglückt Dich
Steh' ich auf Dein Verlangen vor Dir,
Mißbehagen meist drückt Dich
Stehst Du auf Verlangen vor mir.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 102:

Pracht — Pacht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 105 2. Juli 1852.

Emma's Herz.

V.

Der erste Besuch im gräflichen Hause.

(Fortsetzung.)

Emma erwachte am andern Morgen von dem Getöse des Hammers, der das wiedererwachende Leben des Montags verkündete. Es war halb fünf Uhr — und dieß schien Emma nicht zu zeitig, denn sie hatte sich schon in der Stadt daran gewöhnt, die schönen Sommermorgen zu genießen. Sie stieg aus dem Bett, kleidete sich an und setzte sich hin, um an die Assessorin L** und an Julie zu schreiben. Der Letzteren theilte sie unter Anderm auch den Traum ihrer ersten Nacht im elterlichen Hause mit, wobei sich jedoch Alles, was Eduard betraf, wohlweislich verschwieg.

Schon war sie mit beiden Briefen fertig und beschäftigte sich mit dem Zusammenlegen derselben, als plötzlich durch das offenstehende Fenster ein langes zusammengerolltes Papier wie ein kräftig abgeschossener Pfeil ins Zimmer flog. Verwundert betrachtete sie einige Augenblicke das auf dem Fußboden liegende Papier, hob es auf, faltete es auseinander und sah, daß es ein auf das feinste Postpapier geschriebener, an sie adressirter und mit Mundlack versiegelter Brief war. Erstaunt und neugierig brach sie denselben auf und las:

„Liebenswürdige Emma!

„Verzeihen Sie mir, daß ich diese vertrauliche Benennung gegen Sie brauche; allein sie ist mir gar zu theuer. Tausend Dank für den gestrigen Tag und für all' die Freude, die Sie mir durch Ihr schönes Spiel und Ihren entzückenden Gesang bereitet haben; noch klingen die süßen Töne ohne Aufhören in meinen Ohren. Aber Emma! Sie waren sehr betrübt; lange waren Ihre schönen Augen von Thränen befeuchtet, die Sie vergebens zu verbergen suchten. Was konnte diese Betrübniß veranlaßt haben? — Darf ich mir wohl mit dem Gedanken schmeicheln, daß mein Sturz — doch nein — ich darf nicht so vermessen seyn — und dennoch, dennoch war dieser Gedanke gestern ein heilender Balsam für meinen verwundeten Kopf — ich glaubte in ihren Blicken eine gewisse Zärtlichkeit, eine gewisse Theilnahme zu lesen. Heute fühle ich mich besser; die Folgen des Falles werden höchstens eine Wunde von etlichen Tagen und eine kleine Narbe seyn. — Wenn doch jede Wunde so schnell heilte! Wenn doch die Wunden des Herzens ebenfalls durch Pflaster und Verband geheilt werden könnten — aber nein — unglücklicher Weise gibt es für kranke Herzen keine Heilmittel; sie sind verurtheilt, sich zu verbluten."

„Ich habe Sie heute schon gesehen, holdes Mädchen! Schon vor einer Stunde ging ich leise an Ihrem Fenster vorüber, warf einen Blick in Ihr Zimmer und sah sie sitzen und schreiben. Sie gewahrten mich nicht. O, wie schön waren Sie mit der Farbe der Gesundheit auf Ihren frischen Wangen; schöner waren nicht die zu meinen Füßen blühenden Rosen im Park. Entzückt betrachtete ich Sie eine Weile; aber ich hielt mich still und wagte nicht, Sie zu stören. Anstatt dessen eilte ich nach Hause in mein Zimmer, um mich mit Ihnen zu beschäftigen, um an Sie zu schreiben."

„Jetzt, da Sie meinen wahren Namen kennen, haben Sie Ursache, mir zu zürnen, weil ich auf der Reise einen andern Namen angenommen hatte. Ach, Emma, dieß war sehr unbesonnen von mir; aber ich wollte gern das Glück genießen, in Ihrer Gesellschaft zu seyn; ich wollte mit vollen Zügen aus dem Freudenbecher trinken, an dessen Rande ich seitdem bloß nippen durfte. Ich wollte den leeren Klang eines Titels verbannen, der Sie vielleicht zurückhaltender gemacht haben würde. Ach, wenn ich in diesem Augenblicke diesem Titel für immer hätte entsagen können, vielleicht wäre ich dann glücklicher, als je ein Sterblicher gewesen ist."

„Emma, ich liebe Sie. Mit der ganzen Stärke einer reinen, wahren Leidenschaft, mit

dem innigen, brennenden Gefühl der Jugend, der ersten Liebe und eines unverdorbenen Herzens liebe ich Sie, unschuldsvolles, zartes, liebenswürdiges Wesen. Seit einem Jahr trage ich Ihr Bild im Herzen, seit der Zeit, da ich Sie in Stockholm zum Erstenmal sah, Sie wissen selbst, wann und wo. Sie zu sehen, Ihre süße Stimme zu hören — von Ihren schönen Lippen zu erfahren, daß ich Ihnen nicht ganz gleichgültig bin, zu hoffen, daß ich Sie einst meine Gattin nennen kann, — o, dieß wäre das seligste Loos auf Erden, die größte Seligkeit, welche ich mir zu denken im Stande bin. Aber es kann, es darf nicht so werden; andere Bande, andere Verhältnisse fesseln mich mit eisernen Ketten; ich gehöre nicht zu denen, die in dieser Welt glücklich werden."

„Und wenn mir der Kopf glüht, wenn mein ganzes Wesen in Aufruhr ist, wenn Ihr Bild vor mir steht, wohin ich auch gehe, wenn die ganze Natur um mich her voll davon ist und die Sehnsucht meines Herzens nach Ihrer Nähe sich nicht beschwichtigen läßt, dann irre ich wie ein Wahnsinniger im Park umher und lechze nach einem Blick von Ihnen, wie nach einem Tropfen Balsam für mein krankes Herz. In Augenblicken der Besonnenheit dagegen, wenn sich die Stimme der Vernunft hören läßt, dann erkenne ich meine Thorheit und fasse den Entschluß, Sie zu fliehen. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen irgend werth bin; ich weiß nicht, ob Sie meine Gefühle einigermaßen theilen; ich will es nicht wissen, ich wünsche es nicht einmal; dazu bin ich nicht Egoist genug. Ein einziger Hauch von Ihren Lippen, daß Sie mich Ihrer Zärtlichkeit nicht für unwürdig achteten, würde mich von der Erde in die Gefilde der Seligen erheben; und dennoch muß ich wünschen, Ihnen völlig gleichgültig zu seyn, um nicht die Ruhe Ihres reinen Herzens zu stören, in welchem Engel des Himmels ihre Wohnung haben. Ja, Emma — ich will Sie fliehen, und Sie werden mich vergessen; dieß fällt Ihnen vielleicht nicht schwer. Der Weg unserer Pflicht führt uns nach verschiedenen Richtungen. Ich kann kämpfen gegen meine Leidenschaft und mit Gottes Hülfe sie besiegen, aber Sie vergessen? — nein, nie, so lange dieses Herz schlägt. Die kleine Blume, die ich aus Ihrer Hand empfing, ruht noch an meiner Brust; ich betrachte sie zuweilen und benetze sie mit Thränen; sie ist ein Bild Ihrer Unschuld und Ihrer natürlichen Anmuth. Ach, warum mußte ich Sie jemals sehen? — Warum mußte mir mein grausames Schicksal einen Himmel zeigen, von dem ich für immer ausgeschlossen bin?"

„Leben Sie wohl, gute, theure, geliebte Emma! Leben Sie wohl! Mögen Sie ruhig und glücklich seyn, wie ich es war, bevor ich Sie sah. Für mich gibt es keine Freude mehr."

Adolph Eduard H**"

„Mögen Sie ruhig und glücklich seyn!" — rief Emma, nachdem sie den Brief gelesen hatte. — „Wie kann ich nur daran denken, jemals eines von beiden zu werden?" — Sie weinte laut, küßte den Brief und drückte denselben an's Herz. Nachdem sie eine Zeit lang geweint hatte, wurde sie ruhiger und nahm sich alles Ernstes vor, Eduard zu vergessen. Hatte er doch selbst darum gebeten!

Um sich zu zerstreuen, brach sie ihre beiden Briefe zusammen und versiegelte sie; dann blickte sie in den Spiegel, ob noch Spuren der vergossenen Thränen auf ihrem blühenden Antlitz sichtbar wären, und als sie sich überzeugt hatte, daß dieß nicht der Fall war, begab sie sich ins Komptoir zu ihrem Vater, um die Briefe noch an demselben Tage mit dem Postfelleisen abgehen zu lassen. Der Inspektor erstaunte nicht wenig, Emma schon wach zu sehen, da es erst sechs Uhr war, und noch mehr erstaunte er, als er erfuhr, daß sie schon zwei Briefe geschrieben hatte. — „Das heiße ich ein munteres und galantes Mädchen" — sprach er, indem er ihre Stirn küßte — „so gehört sich's für ein Landmädchen, sie darf ihren Tag nicht verschlafen, wenn sie daran denkt, mit der Zeit eine rasche Hausfrau zu werden." —

Friedolf saß ebenfalls im Komptoir. Seine Augen strahlten vor Freude beim Anblick der schönen Emma, die ihn zwar grüßte, hernach aber keines Blickes weiter würdigte. — „Nun, hast Du denn auch den dort begrüßt?" — fragte der Vater nach einer Weile. Emma bejahte, schlug die Augen nieder und eilte sogleich aus dem Zimmer, weil sie fürchtete, daß ihr Vater, der an diesem Morgen außerordentlich gute Laune zu haben schien, von ihrem Bräutigam zu schwatzen anfangen und seinen Plan, sie mit Fridolf zu verbinden, erwähnen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseabenteuer.

Alexander von Humboldt veröffentlicht folgenden Auszug eines aus Beirut unterm 26. April von dem Reisenden Hildebrandt an ihn gerichteten Briefes: „Beirut, 26. April 1852. — Da ich meine Wanderungen durch Aegypten, Palästina und Syrien jetzt glücklich vollendet habe, so gedenke ich, in wenigen Tagen Beirut zu verlassen, um mich nach Smyrna, Konstantinopel und Athen einzuschiffen,

Digitized by Google

und zwei Monate später, wenn ich nicht besondere Hindernisse finde, in Berlin einzutreffen. Meine letzten Briefe waren aus Sizilien und Malta, von wo aus ich Ende November in Alexandria ankam. Ich kann Ihnen nicht lebhaft genug ausdrücken, welche freundliche Aufnahme ich bei dem Kammerherrn, Baron von Pentz, Generalkonsul in Aegypten und Syrien, gefunden, wie sehr er alle meine künstlerischen Zwecke gefördert hat. In seiner Gesellschaft und in seiner Barke habe ich die Delta-Reise von Alexandria nach Kairo gemacht und bin nach einem kurzen Aufenthalte daselbst, den Nil hinauf bis zur ersten Katarakte geschifft. Entzückt von Allem, was die Natur und die großartigen Reste der Baukunst darboten, habe ich ohne Unterlaß gemalt und gezeichnet. Nach der Rückkehr aus Aegypten ging ich, im Monat Februar, zu Kameel durch die Wüste über Suez nach Jerusalem. Von der heiligen Stadt und der ganzen Umgegend bringe ich nun alle die malerischen Ansichten mit, auf die Sie, im Auftrage Sr. Majestät, mich so ausführlich und schriftlich hatten aufmerksam gemacht. Ich war in Jericho, an mehreren Punkten des todten Meeres, in St. Saba, Bethlehem, Nazareth, Tiberias, auf dem Berge Karmel, die Küste entlang bis Beirut; von da nach dem herrlichen Damaskus, Balbeck und den Cedern des Libanon. Die letzterwähnte Exkursion war sehr beschwerlich: ich mußte zu Fuß einen ganzen Tag im Schnee waten, der bis an's Knie reichte; ebenso zurück zu unserm Zelte. Eine große Freude ist es mir aber, das Cedernthal besucht zu haben, das ich ganz in einer großen Aquarelle dargestellt. Ich wußte dazu, wie viel Wichtigkeit Sie darauf legten. Von Tripolis wäre es allerdings leichter gewesen, zu den Cedern zu gelangen, aber es hätte mir sechs Tage gekostet. Ihre warme Empfehlung an den Konsul Schultz in Jerusalem habe ich leider! nicht benutzen können. Jeder, der ihn gekannt, beklagt seinen Tod; er war allgemein beliebt. — Neben kleinen Unpäßlichkeiten und Hindernissen, die von einer großen Reise unzertrennlich sind, ist mir etwas begegnet, das schon der Sonderbarkeit wegen wohl hier eine Erwähnung verdient. Vor 4 Tagen, am 22. April (dem verhängnißvollsten Tage meiner Reise), war ich in der angenehmen Gesellschaft des Hrn. Brüstlein, des Sohnes des Geschäftsführers vom Hause Schickler, am Yemouni-See in Libanon. Wir setzten uns eben zum Frühstück, nachdem wir eine Stunde geritten waren. Wir sahen in der Ferne einen langen Zug Reiter, ohne zu erkennen, welche Gefahr uns bedrohe; und in demselben Augenblick (als sollte nie ein Unglück allein kommen) riß sich mein Pferd los und schwamm im See umher, tragend einen beträchtlichen Theil der Skizzen, die ich in Aegypten und Syrien gemacht hatte. Ich pflegte, aus Vorsicht, dieselben in Taschen, welche am Sattel befestigt waren, stets bei mir zu haben. Es gelang bald, sich des schwimmenden Pferdes zu bemeistern und die Zeichnungen zu retten. Ich war eben beschäftigt, sie, mißmuthig, zu trocknen (einige derselben werden Kopien nothwendig machen) als der Reiterzug näher kam und im vollen Galopp, die Gewehre in der Luft schwingend, auf uns eindrang. Das Haupt dieser Räuberbande nennt sich einen Abkömmling der Drusenfürsten aus dem Distrikt Balbeck, Emir Machmud Harfusch. Nachdem er uns ziemlich artig begrüßt, sagte er uns ganz einfach, wir wären seine Gefangene und sollten ausgeplündert werden. Da wir eben bei dem Frühstück waren, zu dem der Appetit freilich etwas vergangen war, so luden wir ihn ein, daran Theil zu nehmen. Er schlug es wiederholt aus und ließ uns durch vierzehn seiner Bande, deren Jeder mit vielem Mordgewehr versehen war, in der Nähe bewachen. An Widerstand von unserer Seite war nicht zu denken. Ich hatte über 100 Pfund bei mir und suchte unbemerkt einen Theil davon zu verbergen. Unserer Flinten und einiger, auf solchen Reisen werthvollen Gegenständen hatten sich die Räuber bereits bemächtigt. Jetzt befahl uns der Anführer aufzusitzen, und ihm, eskortirt, zu folgen. Wir verhielten uns ganz ruhig und ließen nur durch den Dragoman dem Emir sagen, wie der Verlust gewisser Gegenstände uns besonders schmerzlich seyn würde. Als wir eine halbe Stunde geritten waren, fiel er darauf, zu fragen, von welcher Nation wir wären? Als er nun vernahm, wir seyen Preußen, hielt er lange Rath mit den Seinigen und erklärte, zu unserer größten Ueberraschung, daß er uns alles Geraubte zurückgeben lasse. Er gab uns nun erst seinen Namen und fügte hinzu: er lasse uns ruhig ziehen unter der Bedingung, zu deren Erfüllung er unser Ehrenwort fordere: „daß wir, was er seine „edle That" nannte, unseren preußischen Konsuln in Damaskus und Beirut schriftlich meldeten und die Sache überhaupt in ganz Syrien bekannt machten." Wir sollten uns hüten, auf dem Wege nicht einer anderen Abtheilung seiner Leute in die Hände zu fallen, besonders nicht einem seiner Brüder, weil man dann durch Verwechselung den Glauben verbreiten könnte, er habe uns ausplündern lassen. — Der Zufall hat uns begünstigt und wir sind wohl erhalten hierher nach Beirut gelangt."

Ein Prairiebrand.

W. Kelly schildert in der Beschreibung einer Reise über die Prairieen und die Felsengebirge nach Kalifornien ein schauervolles Erlebniß mit folgenden Worten: Wir bemerkten von einer Anhöhe aus vor uns eine schwärzliche Aufwirbelung, waren aber zur

Digitized by Google

Zeit nicht im Stande, zu bestimmen, ob dieß Staub oder eine niedrig ziehende schwarze Wolke sey. Als wir jedoch näher kamen, wurden unsere Bedenken bald gelöst. Es war Rauch, der aus einer Prairie aufstieg, die gerade von der Richtung und dem Pfade her, den wir einzuschlagen hatten, in hellen Flammen stand. Die Flammen rückten mit einem günstigen Winde in reißender Schnelle uns entgegen. Ich befahl sogleich, die Prairie leewärts (unter dem Winde) von uns an verschiedenen Stellen in Brand zu stecken und sogleich das Leitpferd mit der Glocke einzufangen, weil ich fürchtete, daß ohnedieß die freilaufenden Thiere sich zum Durchgehen dürften verleiten lassen. Mittlerweile kam das Feuer, sich nach Nord und Süd beinahe drei (englische) Meilen ausdehnend, näher und näher auf uns zugebraust, und bot uns ein großartig-schreckliches Schauspiel dar. Unser nächstes Manoeuvre war, daß wir die sämmtlichen Wagen in den durch unsere eigenen Feuer, die wir angezündet, gelichteten Raum brachten und Pferde und Maulesel fest an diese Wagen anlegten. Der Rauch kam in dichten heißen Wirbeln, in Säulen, Gewinden, Guirlanden, in allerlei phantastischen Bildungen vor den Flammen dahergetrieben; unsere Thiere schnaubten und schüttelten sich zitternd vor Furcht und Entsetzen, bäumten sich hoch auf, zerrissen ihre Bande und rasten wild ins Weite, bis sie die Flammen von hinten erreichten; dann jagten sie wie toll wieder rückwärts und stürzten sich in wilder Flucht und Verwirrung auf die Rückgebliebenen. Die Hitze fing jetzt an unerträglich zu werden, denn unsere Linie befand sich nicht über 15 Fuß von dem Rande des nichtbrennenden Grases, abwärts nach der Windseite zu, und wir konnten mit den Wagen nicht zurück, ohne die Thiere loszumachen. Wie das verzehrende Element näher kam, flogen und sausten brennende Bündel nach allen Richtungen hin in der Luft und bedrohten unsere Wagen, die Wagendecken und die Pulverfässer mit der schrecklichsten Gefahr. Allein die Hitze erreichte jetzt einen so hohen Grad, daß wir genöthigt waren, sie ihrem Schicksal zu überlassen und uns selbst auf den Boden niederzuwerfen; der Rauch selbst erglühte jetzt in düstern Flammen, und es entstand eine so sengende Temperatur und daraus wieder eine solche Schwere, ja fast unmöglich des Athmens, daß mehrere von uns, die von zarterer Lungenbeschaffenheit waren, in Konvulsionen verfielen. Doch diese schreckenvollen Momente gingen rasch vorüber. Noch einige Sekunden und auch der letzte Grashalm war vom Feuer abgesengt, und das Ungeheuer, das uns in seinen glühenden Schlund hinabzulecken drohte, verschwand auf den Flügeln des Windes und ließ nichts hinter sich zurück, als rund umher eine kahle geschwärzte Ebene. Ich hatte öfter Beschreibungen von Bränden der Prairie gelesen und war so gleichsam vertraut geworden mit der Art und Weise, wie man sich bei solchen Ereignissen benehmen soll; allein die beschreibende Gewalt der Feder eines Washington Irving oder die beredte Malerei eines Kooper sind nur zahm und schwach im Vergleich zu der schreckenvollen Wirklichkeit.

Mannigfaltigkeiten.

Das „Volksblatt für Stadt und Land" enthält folgende ergötzliche Anekdoten von Schreibstubenweisheit. 1) An die Regierung zu L. hatte ein Gutsbesitzer einen Antrag in Wegebausachen gerichtet und erhielt zur Antwort: „Aus 2351 Gründen sehen wir uns außer Stande, Ew. Hochwohlgeboren Gesuch vom 8. d. M. zu erfüllen." Der Kanzlist hatte im Eifer die Journalnumer 2351 mit dem etwas dazwischen gedrängten Randbescheide in den Text der Reinschrift getragen und der Dezernent ohne Weiteres unterschrieben. 2) Im Jahr 1831 wurde zu *** ein Schneidergeselle bestraft „wegen unbefugter Anmaßung der Cholera." 3) Noch vorzüglicher war ohne Zweifel der Styl jenes Dorfschulzen, der bekannt machte: „Alle diejenigen, welche Hunde besitzen, müssen von morgen an bei 36 kr. Ordnungsstrafe mit einem Knüppen am Halse versehen seyn." Das Gegenstück dazu ist ein kühnes Inserat im Chemnitzer Wochenblatt, welches Bürgermeister und Rath darauf aufmerksam macht, daß auf dem Stadtanger — Gänse ohne Herren spazieren gehen.

Zu Termonde fand vor Kurzem ein lustiger Vorfall statt. Der dortige Bürgermeister hat die Leitung der Polizei selbst und gibt sich große Mühe in seinem Amt; um die Wachsamkeit der Wache habenden Polizeiagenten zu prüfen, war er früh Morgens vor Tagesanbruch auf den Beinen. Es war kaum 3 Uhr Morgens, als der Bürgermeister auf der Stadtwache erschien, wo er aber alle Agenten in tiefem Schlafe fand. Was that er? Er nahm alle ihre Säbel weg und entfernte sich. Man denke sich das Erstaunen der Agenten, als sie beim Erwachen ihre Seitengewehre nicht mehr fanden. Sie stellten Nachforschungen an mehrere Tage lang, jedoch ohne den Dieb zu entdecken. Endlich macht der Bürgermeister bekannt, was er gethan, und jeder der Polizei-Agenten erhielt 8 Tage Arrest, weil er seine Pflichten so verkannt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waisandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 106 3. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Sobald Emma das Zimmer verlassen hatte, beklagte sich Fridolf bei dem Inspektor über die unüberwindliche Kälte seiner Tochter gegen ihn, versicherte ihm, daß er nicht die geringste Aussicht besäße, jemals die Liebe derselben zu erwerben, und erklärte, daß er sich in diesem Falle ganz unglücklich fühlen würde. Der alte Hilbert, der Emma's Benehmen gegen Fridolf nicht für eine Folge ihrer Kälte, sondern lediglich ihrer jungfräulichen Schüchternheit hielt, munterte ihn auf, und versicherte, daß Alles gut gehen würde. Aber Fridolf versicherte das Gegentheil und führte zum Beweis seiner Behauptung so viele Gründe an, daß er endlich den Alten überzeugte.

„Das ist auch Dein eigner Fehler" — sprach er — „warum sprichst Du nicht mit ihr und sagst ihr rein heraus, daß Du sie liebst?" — Fridolf entgegnete, dieß sey deßhalb unmöglich, weil Emma jeder Gelegenheit, mit ihm allein zu seyn, sorgfältig auswich. Darauf versprach ihm der Inspektor, daß er ihm bald eine Gelegenheit, mit Emma allein zu seyn, verschaffen wolle; — „denn" — sagte er — „Du mußt ihr sagen, daß Du sie haben willst, sonst denkt sie, ich will Dich mit Gewalt und wider Deinen Willen zu meinem Schwiegersohn machen. Als sie noch in Stockholm war, habe ich ihr wohl davon geschrieben, aber mündlich habe ich darüber noch nicht mit ihr gesprochen, weil ich dachte, Du wärest selbst anwesend und könntest Deine Sache führen. Sprich mit ihr und setze Deine Worte so, wie es einem Liebenden ansteht und gebührt, solltest Du aber damit bei dem kleinen Aeffchen nichts ausrichten, so will ich Dir schon zu Hülfe kommen." — Fridolf schwieg, — er erwartete in der That nur wenig Erfolg von seiner Liebeserklärung.

Emma sollte an diesem Vormittag einen Respektsbesuch bei der Gräfin machen, die sie noch nie gesehen hatte. Auch Tante Gertrud wollte sie begleiten, um der Gräfin Rechenschaft über die Besorgung ihrer Aufträge zu geben. Die Besuchstunde war für zwölf Uhr bestimmt. Emma fürchtete jedoch diesen Besuch, weil sie sich durch Fräulein Louise — welche sie sich ohne ihre Schuld zur Feindin gemacht — bei der Gräfin übel angeschrieben glaubte.

Und ganz Unrecht hatte sie dabei nicht; denn das Fräulein, dem sie nicht gefiel, hatte sie bei der Gräfin wirklich nicht in dem vortheilhaftesten Licht geschildert, und Emma mußte sich persönlich zeigen, um der Gräfin eine vortheilhaftere Meinung von sich einzuflößen.

In der schlechtesten Laune von der Welt war Fräulein R** am Sonntagabend aus der Pfarre nach Hause gekommen. Sie eilte sogleich in ihr Zimmer, sank auf das Sopha nieder, warf Handschuhe und Taschentuch weit von sich, zerriß ärgerlich das Knüpfband am Hut, dessen Schleife sich nicht gleich löste, schalt das Kammermädchen ohne Grund aus, und zeigte überhaupt durch ihr Benehmen, daß ihr Alles — sowohl in, als außer ihr — nicht recht war.

Endlich erkundigte sie sich nach der Gräfin und erhielt die Antwort, daß der Graf und die Gräfin von der Oberstin M** auf Björesät, bei der sie den Nachmittag zugebracht hatten, noch nicht zurückgekommen wären. Louise war sehr froh darüber, denn sie wünschte allein zu seyn, und nach vielfältigen Versuchen, sich zu zerstreuen, legte sie sich endlich zu Bette.

Fräulein Louise R** war in Ostgotland auf einem unweit B** gelegenen Gute geboren. Mutterlos vom ersten Augenblick ihres Daseyns an — denn ihre Mutter war gestorben, indem sie ihrer Tochter das Leben gegeben hatte — war sie von ihrem Vater, dessen einziges Kind sie war, vergöttert worden. Ihr Herz war im Grunde gut und gefühlvoll, aber sie war voller Launen und hatte durch Vernachlässigung ihrer moralischen Ausbildung zwei große Charakterfehler — Hochmuth und Neid auf die Vorzüge Anderer — eingeimpft erhalten. Bei einem sehr hübschen Aeußern — obwohl sie nicht gerade schön war — besaß sie viel Witz; und dieser so wie die beständige Lektüre, mit der sie sich unter der Gräfin Leitung beschäftigte, machte sie zu

Digitized by Google

einer sehr interessanten Gesellschafterin, sobald sie ihrem heftigen Temperament Fesseln anzulegen wußte. Doch konnte sie ihren Neid nicht immer verbergen, wenn eine andere Dame außer ihr wegen ihrer Schönheit oder Talente bewundert wurde.

Gleich nach dem Tode ihrer Mutter war ihr Vater vom König in Regierungsgeschäften ins Ausland geschickt worden. Untröstlich über den Verlust seiner schönen neunzehnjährigen Gattin, mit welcher er kaum ein Jahr verbunden gewesen war, wollte sich Graf R** unter keiner Bedingung von seiner Tochter trennen und beschloß, dieselbe mit sich zu nehmen. Vergebens stellte man ihm die Unannehmlichkeiten vor, welche die Begleitung eines zarten Kindes auf einer so langen Reise für ihn haben würde — er beharrte auf seinem Vorsatz — Amme und Kind mußten ihn begleiten. Allein die Amme wollte Schweden nicht verlassen und wurde deßhalb verabschiedet, nachdem sie blos acht Tage die kleine Louise genährt hatte. Die verabschiedete Amme zog jedoch sogleich in den Dienst des Inspektors Hilbert, dessen Gattin etliche Tage früher als die Gräfin R** von einer Tochter — Emma — entbunden worden war. Frau Hilbert nährte Anfangs ihre Tochter selbst, wurde aber später durch Krankheit davon abgehalten und nahm die verabschiedete Amme mit Freuden auf. Und diese Letztere gewann bei diesem Dienstwechsel wenigstens so viel, daß sie ihr eignes Kind, ebenfalls ein Mädchen, bei sich behalten durfte. Fräulein Louise R** und Emma Hilbert waren daher von gleichem Alter und hatten eine und dieselbe Amme gehabt, obwohl Erstere dieselbe nur acht Tage, Emma aber sie Anfangs als Amme und dann als Wärterin bis in ihr fünftes Lebensjahr gehabt hatte.

Die Reise des Grafen R** lief sehr glücklich ab; das Kind gedieh, wuchs und erfreute bald durch seine kindliche Fröhlichkeit den bekümmerten Vater, der seine verstorbene Gattin viel zu innig betrauerte, um an eine neue Ehe zu denken. Die kleine Louise war das Einzige, was ihn noch ans Leben fesselte.

Nach fünf Jahren kehrte Graf R** in sein Vaterland zurück, ließ sich aber nicht auf seinem Gute, sondern in Stockholm nieder, wo er seiner Tochter eine bessere Erziehung geben konnte. Er nahm eine geschickte Gouvernante und berühmte Lehrer für sein Kind an; und Louise, der es nicht an Kopf fehlte, faßte Alles, was ihr gelehrt wurde, sehr leicht und schnell auf. Aber ihr Vater war zu schwach, um ihre Fehler zu sehen; noch weniger duldete er, daß ihn Jemand aufmerksam auf dieselben machte; und unglücklicher Weise wuchs Louise in ihrem Muthwillen auf, so daß sie, ungeachtet ihres hellen Verstandes und ihrer vielfachen Talente, ihren nächsten Umgebungen höchst unangenehm wurde.

Als sie zwölf Jahre alt war, starb ihr Vater plötzlich und ließ sie als einzige Erbin seines sehr bedeutenden Vermögens zurück. Der Graf und die Gräfin H**, welche damals in Stockholm wohnten, waren nicht nur durch verwandtschaftliche Verhältnisse, sondern auch durch vertraute Freundschaft mit dem verstorbenen Grafen verbunden gewesen. Graf H** war deßhalb schon seit mehreren Jahren für den Fall, daß Louise ihren Vater verlieren sollte, zu deren Vormund ausersehen. Die Gräfin nahm sich der weiteren Erziehung des Kindes mütterlich an. Sein Plan war vom Anfang an, sie zur Gattin seines Sohnes zu erziehen; er wollte sie deßhalb in seine Pensionsanstalt bringen, wo er sie besser, als unter der Leitung einer gegen die Laune des Kindes nachgiebigen Gouvernante aufgehoben glaubte, die nichts Günstiges für das Kind ausrichten und nur unangenehme Auftritte veranlassen konnte.

Ohne dergleichen ging es aber auch nicht ab, als Louise erfuhr, daß sie in die Pension gebracht werden sollte. Allein der Vormund war in seinem Entschlusse unerschütterlich. Weinen, Bitten, Wüthen, Schmollen — Alles war vergebens, und mit zwiefacher Sehnsucht dachte sie an ihren Vater zurück, der stets alle ihre Wünsche erfüllt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Der alte Matrose.

Aus dem Holländischen übertragen von Gottfried Overmann.

Im Jahre 1800, zur Zeit, als Kaiser Paul I. Embargo auf den englischen Handel legte, gerieth William Clerck, Gerichtsschreiber zu Edingburgh, auf seiner Reise nach London im Postwagen in's Gespräch mit einem Seemann von mittleren Jahren. Er hatte ein recht anständiges Aeußere, und gab sich als Eigenthümer eines Schiffes zu erkennen, welches gewöhnlich die Ostsee befahre, wegen des Embargo aber gegenwärtig still liegen müsse.

Im Laufe des Gespräches sagte der Seemann: „Ich hoffe, unsere Reise wird glücklich seyn, — ich sehe zwar dort eine Elster."

„Und warum sollte dieser Vogel uns Unglück bringen?" fragte Hr. Clerck.

„Das weiß ich nicht", antwortete der Seemann; „aber die ganze Welt ist darüber einig, daß eine Elster Unglück prophezeit; zwei von diesen Vögeln bedeuten so viel Uebels nicht, doch drei verkünden das Allerschlimmste."

„Wenn Sie an diese Eigenschaft der Elster glauben, dann müssen Sie wohl auch an Gespenster glauben?"

„Ob ich daran glaube?"

Digitized by Google

Der Seemann sprach diese wenigen Worte mit feierlichem und ernstem Tone, der die innigste Ueberzeugung zu Tage legte. Hr. Clerck, von Neugier getrieben, wünschte dringend, etwas Näheres hierüber zu erfahren, und der Seemann erzählte die folgende sonderbare Anekdote:

„In meiner Jugend war ich Steuermann an Bord eines Sklavenschiffes von Liverpool, meiner Vaterstadt. Der Widerwille, welchen ich gegen meinen Beruf empfand, der mir täglich in den Qualen der Sklaven von Guinea ein gräßliches Trauerspiel darbot, veranlaßte, daß ich den Charakter des Kapitäns schlechterdings nicht ausstehen konnte. Er war ein Mann, der sich keine Stunde nach einander gleich blieb, vielmehr sich fortwährend von seinen Launen und Grillen leiten ließ. Bald war er sanft und gesprächig mit seiner Mannschaft, bald wieder benahm er sich wie ein Tieger. Die Sonne Afrikas schien Feuer in seinen Adern ergossen zu haben; seine Augäpfel rötheten sich, wie der Rücken der Schwarzen, wenn ihre Haut von der Peitsche zerfleischt wurde. Nur mit dem Pistol in der Hand sprach er mit Jedem an Bord.

„Dieser Kapitän hatte einen besondern Haß gegen einen Matrosen, einen Greis gefaßt, auf dessen kahlem Schädel kaum noch einige graue Haare zu erblicken waren, und welcher Jones hieß. Die Matrosen achteten sehr den alten Seemann, der nicht ein einziges Mal auf dem Lande geschlafen hatte; doch ohne Zweifel eben wegen der Achtung, welche die Matrosen gegen ihn hegten, überlud ihn der Kapitän mit Drohungen und Beleidigungen."

„Der Greis dachte: „Ich bin auf einem Kauffahrer und nicht auf einem Kriegsschiffe; was geht mich dieser Mensch an?" und antwortete in dem nämlichen Tone.

„Eines Tages benahm sich Bill Jones etwas langsam, als er in den Mast klettern mußte, um ein Segel zu reffen. Ach, er war so schwach!"

„In diesem Augenblick erschien der Kapitän halb berauscht auf dem Verdeck. „Ha, alter Haifisch!" rief er, „verfluchter Galgenschwengel, besoffenes Schwein! zieh' ein, oder — — —!"

„Ich weiß nicht, was der Matrose entgegnete, denn er sprach nicht an meiner Seite; aber seine Worte müssen nicht minder heftig gewesen seyn, daß sie den Kapitän auf's Heftigste erzürnten, denn er lief wüthend zur Kajüte, und erschien bald, ein geladenes Gewehr in der Hand, wieder auf dem Verdeck; er legte auf den vermeintlichen Meuterer an, und gab Feuer. Gleich einem Hagelschlage prasselte die Ladung in die Segel hinein, und wir sahen den armen Jones, von Dampf umringt unbeweglich am Maste hängen; dann stürzte er an den Fuß des großen Mastes hernieder. Man leitete ihn sterbend aufs Verdeck. Er heftete die Augen auf den Kapitän, und sagte zu ihm: „Du hast mich in deinen Klauen gehabt, aber ich werde dich nie verlassen."

Der Kapitän zuckte die Achseln, und antwortete nichts Anderes, als: „er werde ihn in den großen Kessel, in welchem die Sklavenkost bereitet wird, werfen lassen, um zu sehen, wie viel Fett er wohl liefern möge."

„Der Unglückliche starb, und seine Leiche ward über Bord geworfen."

„Unser Kapitän befahl unter Ausstoßung schrecklicher Schwüre, daß man über den Vorfall das tiefste Schweigen beobachten solle; da es jedoch mir unmöglich war, meine Entrüstung vor ihm zu verhehlen, so ließ er mich in den unteren Schiffsraum einschließen. Nach einigen Tagen kam er zu mir und fragte, ob ich beabsichtige, ihn, wenn wir in England gelandet, anzuklagen. Ueberdrüssig, bei der drückenden Hitze im Schiffsraum zu liegen, versprach ich ihm Alles, was er wollte, und er ließ mich frei.

„Auf dem Verdeck wieder angelangt, erfuhr ich, daß sämmtliche Matrosen in der Meinung ständen, Bill Jones habe das Schiff nicht verlassen; sie glaubten, sein Geist arbeite mit dem Schiffsvolke, besonders dann, wenn ein Segel auf- oder einzuziehen sey, in welchem Fall er nicht ermangele, der Erste auf der Raa zu seyn. Endlich erblickte ich selbst sowohl, wie die Andern, ihn an einem stürmischen Abend in der Nähe der azorischen Inseln, so deutlich, daß ich leise rief: „Jones!" Allein er antwortete mir nicht, und kletterte ins Mars, wo er verschwand. Der Kapitän war der Einzige, der nicht darauf zu achten schien, und da man seine Heftigkeit fürchtete, durfte Niemand ihm darüber das Mindeste äußern. Die Mannschaft, kein Wort sprechend und unruhig, maß in größter Sehnsucht mit den Augen den Raum, der uns noch von Englands Küste trennte."

„Eines Abends, als wir kaum den Meerbusen von Biscaja passirt hatten, entbot der Kapitän mich in die Kajüte. Auf seinem Gesichte war Besorgniß zu lesen; endlich offenbarte er mir etwas mit einigermaßen zitternder Stimme:

„Ich brauche Euch nicht zu sagen, Jack, welche Art Gast wir bei uns an Bord haben."

„Kapitän!" antwortete ich, mich ganz gleichgültig verhaltend, „das ist ja nur Scherz."

„Nein, nein, es ist kein Scherz! Er hat mir gesagt, er werde mich nie verlassen, und er hat Wort gehalten."

„Was?" rief ich mit staunender Bewegung.

„Ihr seht ihn bloß von Zeit zu Zeit", fuhr der Kapitän fort; „aber er steht immer neben mir, er verläßt mich nie. Selbst in diesem Augenblicke seh' ich ihn; er steht dicht hinter Euch."

„Der Kapitän war leichenblaß; in seinen Augen

war etwas zu lesen, was menschliche Sprache nicht auszudrücken vermag. Er erhob sich in heftiger Aufregung."

„Ich kann seine Gegenwart nicht länger ertragen", sagte er; „ich muß Euch verlassen."

„Bei diesen unzusammenhängenden Worten, diesem Fortlaufen und Wiedereintreten des Kapitäns, als wenn er dem Gespenst entfliehen wollte, antwortete ich ihm ganz gelassen, um ihn durch meinen scheinbaren Unglauben zu beruhigen, er möge sich doch wieder setzen; es sey ja noch kein Mittel vorhanden, das Schiff zu verlassen, da man noch kein Land erblicke, und es möchte wohl am besten seyn, nach dem westlichen Frankreich oder nach Irland zu segeln, dort heimlich zu landen, und mir die Sorge zu überlassen, das Fahrzeug nach Liverpool zu bringen. Doch mit finsterer Miene schüttelte er den Kopf und wiederholte, als hätte er mich nicht verstanden: „Ich muß Euch verlassen, Jack!"

„Nach diesen Worten blieb der Kapitän plötzlich stille mit der Unruhe eines Menschen, der von Weitem irgend ein Rascheln vernimmt, und fragte mich, ob ich keinen Lärm auf dem Verdecke höre?

„In dem mißlichen Zustande, in welchem unser Schiff sich befand, war man stets auf seiner Hut. Ich stieg schnell die Strickleiter hinab; doch kaum war ich unten, als das Plumpen eines in's Wasser fallenden Körpers mir einen kalten Schauder erregte. Ich schaute über Bord und entdeckte, daß der Kapitän vom Hintersteven ins Meer gesprungen war, während wir sechs Knoten in einer Stunde zurücklegten. In dem Augenblick, als der Unglückliche sank, schien er eine verzweifelte Anstrengung zu machen, erhob die Hälfte seines Körpers über Wasser und rief, die Hand nach mir ausstreckend: „Mein Gott, Bill ist noch bei mir!"

„Einen Augenblick darnach sah ich ihn nicht mehr. Ich fiel vor Schrecken auf die Knie und betete."

Mannigfaltigkeiten.

Ein Gaunerstreich, der sich dermalen sehr häufig in Paris wiederholt, ist der Haardiebstahl, der mit einer ebenso großen Geschicklichkeit vorgenommen wird wie das Beutelschneiden und Brieftascheziehen. Manche Mutter, die ein Mädchen von fünf bis acht Jahren besitzt, welches Haare von einer angenehmen Farbe oder überhaupt einen dichten langen Haarwuchs hat, wagt nicht mit demselben durch ein Gedränge zu gehen, weil sie voraussieht, daß dessen Zöpfe von einer unsichtbaren Hand unmerkbar abgeschnitten werden dürften. Manches Kind, das durch seine herabhängenden Zöpfe die Bewunderung der Vorübergehenden erregte, ist schon mit einer Frisur à la Titus, mit ganz kurz abgeschnittenen Haaren zurückgekehrt. Jeder Koiffeur ist zugleich Marchand de Cheveux und viele derselben führen ausschließlich diesen Namen. Die Haardiebe verkaufen denselben die Haare. Außerdem haben die größeren Marchands de Cheveux eigene Agenten, welche die Vorstädte und die umliegenden Dörfer durchwandern und allenthalben, wo sie Mädchen mit einem schönen Haarwuchs finden, dieselben bestimmen, ihre Haare zu verkaufen. Wie oft hat schon ein Mädchen ihren armen Eltern durch Verkauf ihrer Haare Brod verschafft; die Marchands de Cheveux sind so nahe und schöne Haare sind so selten!

Man schreibt der „N. Pr. Z." aus Bern: Hören Sie, wie der König von Preußen unvermuthet zu einer Schneiderrechnung gelangte. Ein ehrlicher Dorfschulze (maire) des Ländchens Neuenburg hatte sich bei dem letzten Besuch des „Fürsten" gründlich auf einen würdigen Empfang desselben vorbereitet, sey es durch eine Rede, die er einstudirte, sey es durch ein ganz neues Kleid, das er sich hatte machen lassen. An dem ersehnten Tage aber, in dem feierlichen Augenblick, da unser Held sich eben räusperte, um das Sprüchlein herzusagen, rollte der königliche Wagen unaufhaltsam vorüber. Was thun? Er wollte, wie wir Lateiner sagen, sein Oel nicht umsonst verbrannt haben. Also flugs nachgesprungen und das Kozept seines Speech in den Wagen geworfen. Nicht wenig erstaunt aber war er, als nach einiger Zeit vom Amt des Distrikts ihm der vollständige Betrag seiner Schneiderrechnung ausbezahlt wurde auf Befehl des Königs. Denn diese, anstatt der Rede, hatte der gute Mann in Eile aus seiner neuen Rocktasche gezogen und in den Wagen geworfen.

Räthsel.

Liebliche Gaben bring' ich Dir,
Naheſt Du Dich von vorne mir;
Aber von hinten geleſen,
Bin ich ein wildes Weſen,
Erſt getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüſſeln von mir rauchen.

Auflösung der Homonyme in Nro. 104:

Gericht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 107 5. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

In der Pensionsanstalt blieb Louise drei Jahre, ohne sich während derselben sehr zu ändern. Um diese Zeit zogen der Graf und die Gräfin nach B** und nahmen, Louisen mit sich.

Eduard, der sie bisher nur selten gesehen hatte, weil er theils auf der Akademie, theils im Ausland auf Reisen gewesen war, hatte von ihr wie von einem eigensinnigen und launenvollen Kinde sprechen hören und ihr wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Aber seitdem sie erwachsen war und seitdem ihm der der Graf seinen Plan, ihn mit ihr zu verbinden, mitgetheilt habe, glaubte er, Louise habe ihre Fehler abgelegt, so daß er den Willen seiner Eltern ohne Widerwillen würde erfüllen können. Denn damals hatte er Emma noch nicht gesehen.

Louisens Amme war auf der Rückreise des Grafen R** nach Schweden gestorben. Sobald die frühere Amme erfuhr, daß der Graf R** mit seiner Tochter in Stockholm angekommen sey, verließ sie sogleich das Haus des Inspektors Hilbert und reiste nach der Hauptstadt, um bei dem Grafen R** einen Dienst als Wärterin zu suchen. Sie wurde sogleich Wärterin des Fräuleins und hegte eine unbeschreibliche Zärtlichkeit für die kleine Louise, welche auch ihrerseits sehr an Anna — so hieß die Wärterin — hing. Der Graf wußte ihr diese Zuneigung für seine Tochter Dank und hatte in seinem Testament eine Summe ausgesetzt, deren Zinsen sie lebenslänglich genießen sollte. Jetzt wohnte Anna, die nicht mehr in des Fräuleins Dienst war, in einem kleinen hübschen Häuschen in der Nähe des Hammerwerks; an ihre Stelle hatte das Fräulein die Tochter des Gärtners, Johanna, in ihren Dienst genommen.

Als Louise am Morgen nach dem fatalen Sonntag in der Pfarre das Zimmer der Gräfin betrat, war sie nicht wenig überrascht, als sie Eduard — den sie für krank in Folge seines Falles hielt — darin antraf. Er fürchtete nämlich, daß dienstwillige Zungen der Gräfin seinen gestrigen Unfall übertrieben schildern und sie dadurch ängstlich machen möchten, und um dem zuvorzukommen, wollte er selbst ihr den ganzen Vorfall erzählen und als höchst unbedeutend schildern. Der Verband von der Wunde war bereits verschwunden und anstatt dessen ein schwarzes Pflaster angebracht und mit dem darüber gekämmten Haar so geschickt bedeckt, daß die Gräfin nicht das mindeste Auffällige an dem Kopf ihres Sohnes bemerkte.

Eduard begrüßte Louisen mit finsterer Miene und verließ sogleich das Zimmer. Sofort begann nun das Fräulein der Gräfin die von Stockholm angekommene Inspektorstochter zu beschreiben und namentlich ihre Koketterie und ihr eingebildetes Wesen zu tadeln. Die Gräfin fragte, ob sie hübsch sey, und Louise mußte dieß gegen ihren Willen bejahen.

In diesem Augenblick trat der alte Graf herein. — „Weißt Du wohl, Adolf" — sprach die Gräfin zu ihm — „daß der alte Hilbert seine Tochter von Stockholm heimgeholt hat? Sie soll so eingebildet und kokett seyn, sagte Louise." — Der Graf schwieg, denn er kannte Louisens Neid viel zu gut, um auf ihr Urheil in solchen Dingen etwas zu geben. — „Sie soll auch die Laute und das Pianoforte spielen" — fuhr die Gräfin fort. — „Welche Thorheit, eine Inspektorstochter solche Dinge lernen zu lassen" — fiel Louise ein. — „Warum denn?" — fragte der Graf — „Musik ist in jedem Stande angenehm. Ich hätte Lust, das Mädchen zu sehen!—"

Dieser Wunsch wurde bald erfüllt, denn Schlag zwölf Uhr war Emma mit der Tante Gertrud in der Schloßallee und gleich darauf im Schlosse. Heftig schlug Emma's Herz, als sie sich der Wohnung des Geliebten näherte. Inzwischen betete sie heimlich zu Gott, daß Eduard bei ihrem ersten Zusammentreffen mit seinen Eltern nicht gegenwärtig seyn möchte, weil sie fürchtete, in diesem Fall nicht Geistesstärke oder Verstellungsgabe genug zu besitzen, um ihre Blicke zu beherrschen.

Während ein Diener Tante Gertrud und Emma anmeldete, verweilten Beide in einem Vorzimmer, aus welchem eine mit weißem Flor verhangene Thür in den Salon führte. Durch diese Thür konn-

Digitized by Google

ten sie Louise sehen und hören, welche auf der Harfe spielte und eine italienische Arie dazu sang. Gleich darauf kam der Diener zurück und führte sie zur Gräfin, die sich in dem blauen Zimmer links vor dem Salon aufhielt. Als sie in den Salon traten und sich vor Fräulein Louise verneigten, erwiderte diese ihre Begrüßung nachlässig und ohne aufzustehen.

Die Gräfin saß in einem vergoldeten, mit blauer Seide überzogenen Sopha. Vor ihr auf einem Divantisch lag ein aufgeschlagenes Buch, in welchem sie gelesen hatte, während sie an einem Strumpf strickte. Neben ihr lag ein Mops, der sich vor Wohlbeleibigkeit kaum zu bewegen vermochte; auf ihrem Schooße saß ein kleiner trübäugiger spanischer Hund mit rothem Halsband. Beide Favoriten begannen beim Eintritt der Fremden ein gräßliches Gebell; die Gräfin beruhigte sie, empfing die Eintretenden artig und nöthigte sie zum Niedersetzen. Allein Tante Gertrud nahm zuvörderst ihre Nichte bei der Hand und stellte sie der Gräfin vor, die Emma mit Güte und einem gewissen Wohlwollen betrachtete.

Sodann stattete Tante Gertrud Rapport über die von der Gräfin erhaltenen Aufträge ab, kramte aus ihrem schwarzseidnen dreiviertel Elle langen Ridikül eine Menge Kleinigkeiten auf dem Divantisch und schwatzte nebenbei mit unermüdlichem Eifer. Darauf kam auch Fräulein Louise herein, um ihren Antheil von dem Einkauf ebenfalls in Empfang zu nehmen, und beide — sowohl die Gräfin, als das Fräulein — erklärten der guten Gertrud ihre volle Zufriedenheit mit dem, was sie von dem Einkauf sahen, und versprachen, die gekauften Noten und das Uebrige noch an demselben Tage durch einen Bedienten aus der Wohnung des Inspektors abholen zu lassen.

Da das Fräulein mit großer Artigkeit gegen Tante Gertrud ihr besonderes Wohlgefallen über deren guten Geschmack und billigen Preise aussprach, bemerkte die Tante: — „Es freut mich unbeschreiblich, wenn das Fräulein mit dem zufrieden ist, was ich eingekauft habe. Aber dieß ist nicht mein Verdienst, denn meine gute Emma hat mir bei dem Einkauf redlich beigestanden. Hätte ich sie nicht zur Seite gehabt, so würde ich mich in der geräuschvollen Stadt übel zurecht gefunden haben, wo die Menschen nur darauf sinnen, Jeden zu bevortheilen, den sie für einen Fremden halten. Aber das gute Kind hat mir geholfen, mich so leidlich aus der Schlinge zu ziehen." —

Anstatt dem „guten Kind" zu danken, warf ihr das Fräulein einen verächtlich lächelnden Blick zu, den Emma nicht gewahrte, weil sie eben in einem Gespräch mit der Gräfin begriffen war, die sich nach ihrem Aufenthalte in Stockholm näher erkundigte.

Bei einer Armbewegung, welche die Gräfin machte, fiel das Buch vom Tische und Emma beeilte sich, es aufzuheben. Es war ein französisches Buch. Davon nahm die Gräfin Veranlassung, Emma zu fragen, ob sie in Stockholm französisch gelernt hätte. Emma bejahte. Die Gräfin fragte weiter, ob sie das gegenwärtige Buch gelesen hätte. — „Ja, Euer Gnaden." — „Wie gefällt es Ihnen?" — „Ich finde es sehr interessant." — „Ah, so haben Sie die Güte und lesen Sie mir ein Stück vor; so werde ich zugleich hören, wie Sie pronouziren." — Emma las erröthend ein Stück, welches die Gräfin auserwählte. Als sie fertig war, sprach die Gräfin: — „Sie haben einen schönen Accent; es ist sehr angenehm, das Französische so gut aussprechen zu hören. Verstehen Sie auch Deutsch?" — „Ja, Euer Gnaden." — „Was haben Sie denn für deutsche Bücher gelesen?" — „Die meisten Bände der Bibliothek deutscher Klassiker und mehrere Andere." —

Das Fräulein hatte das Zimmer verlassen. Tante Gertrud bemerkte, daß die Gräfin ein Examen mit Emma halten wollte; sie trat hervor und erzählte weitläufig, welche große Summen der Inspektor auf die Erziehung seiner Tochter verwendet hatte. — „Aber er hat das Geld auch nicht umsonst gegeben" — setzte sie hinzu — „denn so viel kann ich in Emmas Gegenwart sagen, daß sie sehr geschickt in allerlei Fächern ist." —

(Fortsetzung folgt.)

Eine wendische Bauernhochzeit.

Schon mancher Herren Länder habe ich kreuz und quer durchzogen, aber niemals habe ich einen drolligeren Reisegefährten gehabt, als in dem verflossenen Sommer, wo ich zu einem mir befreundeten Pfarrer im hannover'schen Wendlande *) wanderte, der mich eingeladen hatte, einige Wochen bei ihm im Kreise seiner Familie zuzubringen. Als ich von meinem Ziel nur noch eine Wegstunde entfernt war, hörte ich plötzlich vor mir in dem jungen Tannengehölz, durch welches sich der Fußpfad dahin wand, mit seltsam pathetischem Tone deklamiren. Sollte sich hier ein eifriger Seelenhirt oder ein grundgelehrter Schulmeister eine wohlgesetzte Rede für irgend eine feierliche Gelegenheit einstudiren? dachte ich.

Einige Minuten darauf verstummte der Dekla-

*) Unter dem hannover'schen Wendlande versteht man den nordöstlichen, zwischen Ilmenau und Elbe gelegenen Theil des Königreichs Hannover, dessen Dorfbewohner, der Mehrzahl nach, wendischer Herkunft sind. Obwohl ihre Nationalsprache bis auf wenige Spuren verschwunden ist, so haben sich doch noch viele uralte eigenthümliche Sitten und Gebräuche unter ihnen erhalten.

mator, und eine kräftige Baßstimme begann ein lustiges Lied zu singen, das dann und wann von einem tüchtigen „Jauchzer" unterbrochen wurde. Zu gleicher Zeit gewahrte ich eine kurze Strecke vor mir über den niedrigen Wipfeln der jungen Tannen ein schwarzes kugelförmiges Ding, das meiner Meinung nach nur eine männliche Kopfbedeckung seyn konnte. Neugierig, den Deklamator und Sänger kennen zu lernen, beschleunigte ich meine Schritte, indem ich hoffte, denselben in wenigen Sekunden zu erreichen. Aber mit dem Einholen ging es nicht so schnell. Das schwarze kugelförmige Wesen blieb stets gleich weit von mir entfernt, obwohl es äußerst seltsame Schlangenlinien in der Luft beschrieb, die sich auf dem reinen, blauen Abendhimmel und auf dem lichten Grün der jungen Tannen gar anmuthig abzeichneten.

Nach vergeblichen Anstrengungen von meiner Seite, der räthselhaften Erscheinung näher zu kommen, öffnete sich endlich das Gehölz, und nun sah ich etwa hundert Schritte vor mir ein männliches Bauern-Individuum mit unmäßig langem dunkelblauem Rock und schwarzem Hute, branntwein-, bier- und wonneselig, mit fabelhafter Hast unablässig die eigenthümlichsten Kurven beschreibend, auf und neben dem schnurgeraden Wege dahinstolpern, welcher durch die Kornfelder lief. Auf meinen Ruf blieb der Schnellsegler stehen, wandte sich um und erwartete mich mit holdselig lächelnder Miene. Als wir uns gegenseitig auf das Umständlichste gegrüßt, fragte ich ihn, welches Dorf er mit seiner fröhlichen Person zu beglücken gedenke.

Ich will unseren Herrn Pastor zur Hochzeit meines Vetters einladen! erwiderte er schmunzelnd.

Jetzt wußte ich, wen ich vor mir hatte: das Deklamiren, die unsägliche Heiterkeit, die Kurven, das Stolpern — Alles erklärte mir das eine Wort: Hochzeitbitter.

Den Pastor in dem Dorfe, welches dort vor uns liegt, wollt Ihr einladen?

Allemal! das ist ja unser Herr Pastor! versetzte er mit dem Ausdruck des größten Erstaunes über meine grobe Unwissenheit.

Nun, dann haben wir einen Weg! entgegnete ich vergnügt, indem ich mir im Geist die komische Rolle vergegenwärtigte, welche mein jovialer Begleiter im Pfarrhause spielen werde. Ich will Euren Herrn Pastor auch besuchen, und denke sogar, mehrere Wochen bei ihm zu bleiben.

Kaum hatte ich das gesagt, als der lustige Botschafter urplötzlich stehen blieb, seinen eigenen Stock mit der knolligen rechten Faust umklammerte, seinen Kopf in die Höhe warf und dann gravitätisch quer über den Weg zu wandeln begann, wobei er mit wunderbarem Schulmeisterton also deklamirte:

Der Schulze und Hufner aus Gellahn,
Hans Kasper Michel Mevenitz,
Und auch sein Bräutlein Lobesan,
Märia Anna Misenitz,
Die lassen Euch freundliche Grüße sagen
Und laden zu ihren Hochzeitstagen.
Viel Hämmel, Gänse und fette . . . .

Hier erst gelang es mir, dem Strom seiner Rede Einhalt zu thun, indem ich ihn lachend bat, sein absonderlich künstliches Einladungs-Gedicht so lange in seiner Brust zu verschließen, bis wir das Pfarrhaus erreicht hätten, dort wolle ich ihm mit Andacht zuhören und seine Einladung annehmen.

Er sah das Menschenfreundliche dieses Vorschlages ein, und in bester Eintracht setzten wir zusammen unseren Weg fort.

Unsere Ankunft erregte großen Jubel im Pfarrhause — der begeisterte Herold aber hatte schon zehn Schritt vor der Thür seine ernsthafte Amtsmiene angenommen, und sobald er nur eine Möglichkeit sah, mit seiner Stimme durchzudringen, gab er sich sofort ans Auf- und Abwandeln mit obligatem Deklamiren; wobei er jedoch mehrmals in bedrohlichen Konflikt mit dem weißen Spitz des Pfarrers gerieth, der sich unvorsichtiger Weise in sein „Fahrwasser" wagte.

Seine Ladung ward allseitig mit Lachen und Fröhlichkeit auf- und angenommen, und nachdem er seine Amtsmiene abgelegt und sich mit Wein und Kuchen gestärkt hatte, schritt er mit Hülfe seines Stockes, ohne sehr bedeutende Kurven zu beschreiben, von dannen.

Es freut mich, daß mir durch diese Einladung Gelegenheit geboten ist, Sie mit den Eigenthümlichkeiten meiner kleinen Herde bekannt zu machen, sagte der Pfarrer zu mir, als wir in traulichem Kreise unter dem großen Apfelbaume vor der Hausthür saßen. Sie werden manche originelle Scenen zu sehen bekommen. Der wendische Bauer arbeitet mit beispielloser Ausdauer Tag und Nacht, wenn's aber ein Fest gibt, Bier und Branntwein und Paggeleitze *) auf dem Tisch stehen und die Tanzmusik beginnt — da ist's, als ob plötzlich ein anderer Geist in die Leute gefahren wäre. Sie sprechen und jubeln und zechen und singen und tanzen dann mit einer Lebendigkeit, die man ihnen nicht zutrauen sollte, wenn man sie bei der Arbeit auf dem Felde oder in ihren Häusern sieht.

Das Dorf, in welchem der Bräutigam wohnte

*) Ein Paggeleitz, ein großes Waizenbrod in Hufeisenform, ist eine sehr beliebte Speise bei den Wenden. Dieses Wort ist eines der wenigen, die von der wendischen Sprache jetzt noch im Munde des Volkes leben. Ich sammelte dieselben, die Ausbeute war aber nur gering. Durch die Vermittelung des Pfarrers erhielt ich indessen die Abschrift eines wendischen Vaterunsers, wie es vor etwa zweihundert Jahren in der Kirche gebetet worden ist.

Digitized by Google

und wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, war kaum eine Viertelstunde vom Pfarrdorfe entfernt, und so ward beschlossen, an dem festlichen Tage gleich nach beendigter Trauung zu Fuß dorthin zu wandern. Im Gegensatze zu der in anderen Theilen Norddeutschlands herrschenden Sitte findet nämlich die Feier einer Hochzeit im Wendlande stets dort statt, wo das junge Ehepaar demnächst leben wird, also in den meisten Fällen im Wohnort des Bräutigams.

Da die kirchliche Einsegnung auf eilf Uhr Morgens angesagt war, so erstaunte ich nicht wenig, als ich, von einem Streifzuge in die Umgegend zurück kommend, den Pfarrer um die genannte Zeit noch in seiner gewöhnlichen Hauskleidung fand.

Nun, die Hochzeit ist aufgeschoben? fragte ich.

Bewahre, versetzte er, aber das hat noch Zeit. Im ersten Jahr meiner Amtsführung stand ich stets eine volle Viertelstunde vor der zur Trauung bestimmten Zeit in meinem Ornat da und hatte dann jedes Mal das Vergnügen, zwei Stunden zu warten, bis sich das Brautpaar mit seiner lustigen Schaar einstellte. Die Braut wird nämlich an demselben Morgen, wo die Trauung stattfindet, nebst ihrer ganzen Mitgift von dem Bräutigam und seinen Freunden aus dem Hause ihrer Eltern abgeholt — und das geht nicht so schnell! Ehe der sechsspännige Wagen, die Vor-, Neben- und Nachreiter, die Brautjungfern und Musikanten das gehörige festliche Aussehen gewonnen haben und aufbrechen, hat die Sonne schon ein gutes Stück ihres Tageslaufes zurückgelegt. Und ehe dann all die hungrigen und durstigen Seelen im Hause der Braut gespeis't und getränkt, die Kisten und Kasten, die Stühle, Schränke, Haspel, Betten, Spinnräder und Töpfe der Mitgift auf dem „Kistenwagen" gebührender Maßen gruppirt und plazirt worden sind, und der Zug wieder im Dorf des Bräutigams anlangt und sich zur Fahrt nach der Kirche rüstet — da ist die Sonne manchmal schon stark im Sinken begriffen. Beim Abholen der Braut läßt es sich der Bräutigam übrigens nicht nehmen, die erstere in eigener Person zu „fahren". Er reitet gewöhnlich auf dem unmittelbar vor dem Wagen befindlichen Gespann, während einer seiner nächsten Verwandten oder Freunde auf dem vordersten sitzt. Da die Wenden sich stets vor den Einwirkungen des Teufels und böser Menschen fürchten, so stellt der Bräutigam auf dem Rückwege, so bald die Pferde die Gränze der zu seinem Heimathsort gehörigen Felder überschritten haben, ein kleines Examen mit seiner Braut an. Auf seine Frage, wer sie fahre, muß dieselbe antworten: „Godd unn goode Lüüd!" worauf er mit zufriedener Miene erwidert: „Denn so dait et de düüwel nich!" und in der festen Ueberzeugung, nun gegen alle Machinationen böser Mächte gesichert zu seyn, fröhlich weiter fährt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Etwas vom Tabakrauchen.] In China, wo eine besondere Art Tabak wächst (Nicotiana chinensis), scheint das Tabakrauchen, wie überhaupt manche andere Zivilisationsstückchen, schon längst bekannt gewesen zu seyn. Nach Europa ist es aber erst von Amerika aus gekommen, wo es die Spanier von den sogenannten Wilden lernten. Vorher hatten es aber schon die aus Afrika hingebrachten Neger von denselbigen gelernt. Im Jahre 1558 wurde der Tabak zuerst nach Portugal gebracht und von da schickte im Jahre 1560 der französische Gesandte Nikot (von dem es denn auf Latein Nicotiana genannt ist) Samen an seine Königin Katharine von Medizis. Nach Deutschland soll der Tabak denn ums Jahr 1570 durch spanische Truppen gekommen seyn, und nach England brachte ihn 10 Jahre später Sir Walter Raleigh direkt aus Virginien. Nun ging ein großer Kampf los und zwar fast in allen Ländern Europa's; denn das Kraut und sein Gebrauch zum Rauchen fand von der einen Seite Widersacher, die es gar als Teufelswerk in Schriften und von den Kanzeln verdammten. König Jakob I. von England schrieb eigenhändig eine Schrift dagegen, legte 1604 eine starke Abgabe darauf und verbot, daß kein Pflanzer in Virginien mehr als 100 Pfund davon bauete. Der Großsultan ließ 1610, um das Rauchen lächerlich zu machen, einen Kerl mit einer durch die Nase gestoßenen Pfeife durch Konstantinopel führen. In Rußland wurde 1634 gar Nasenabschneiden als Strafe darauf gesetzt. In der Schweiz wurde es noch später mit dem Pranger bestraft, und bis Mitte vor Jahrhunderts hat in Bern ein eigenes Gericht, la chambre du tabac, dafür bestanden. Es half aber Alles nichts, wie männiglich bekannt ist. In Deutschland griff es zur Zeit des 30jährigen Krieges ziemlich um sich, und 1681 fing unter dem großen Kurfürsten der inländische Tabaksbau an. Bekannt ist die Anekdote, wie ein Bauer zu einem Mohren des großen Kurfürsten, der ihm eine Pfeife anbot, gesagt haben soll: „Ne, gnädiger Herr Düwel, ick fräte kein Feuer." Uebrigens ist das Rauchen auch in Europa älter als der Tabak, man bediente sich nur anderer Substanzen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 108 7. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Indem trat der Graf ein und ließ sich von seiner Gemahlin die erröthende Emma vorstellen. Der Graf war zeitlebens ein großer Verehrer weiblicher Schönheit gewesen und wurde durch Emma's reizendes Aeußere so überrascht, daß er einen Schritt zurücktrat. Allein er faßte sich sogleich, trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und zog sie mit sich an ein Fenster, wo er sich auf ein Tabouret niederließ. Ihm gegenüberstehend — denn er hielt ihre Hand fortwährend fest — mußte nun die arme Emma seine forschenden Blicke, welche neugierig auf ihrer schönen Gestalt hafteten, ruhig ertragen. Mit niedergeschlagenen Augen und glühenden Wangen stand sie vor ihm und wünschte sich weit weg davon.

Endlich begann der Graf mit ihr zu sprechen und wußte sie bald in eine so heitere Stimmung zu bringen, daß sie lachte. Der Graf fand ihr Lachen besonders reizend, weil sich dabei ihre schönen weißen Zähne zeigten. Ungeachtet der Liebe für seinen alten Stammbaum war der Graf sehr artig gegen Alle, auch gegen den Geringsten seiner Unterthanen. Uebrigens hielt er sehr viel auf den Inspektor Hilbert, der sowohl ihm, als seinem verstorbenen Onkel eifrig, treu und unermüdlich gedient hatte. Er freute sich daher, dessen Tochter zu sehen; und da er sie so schön fand, gewährte es ihm ein doppeltes Vergnügen, sie zu betrachten.

Noch ziemlich lange unterhielten sich der Graf und die Gräfin mit Emma und schienen sie mit väterlichem und mütterlichem Wohlwollen zu behandeln. Tante Gertrud, die ihre Nichte vergötterte, war darüber nicht wenig stolz und erfreut; allein sie fand endlich, daß es nicht ziemlich sey, die gnädige Herrschaft länger zu geniren. Beide nahmen daher Abschied, Emma ihrerseits sehr erfreut, wieder nach Hause zu kommen. Als sie gingen, sagte die Gräfin noch: — „Mamsell Hilbert, es würde mir lieb seyn, wenn Sie manchmal zu mir kommen und mich unterhalten; dann können Sie mir zuweilen vorlesen, denn Louise hat dazu nicht immer Lust." — „Sie spielen ja wohl auch die Laute und das Pianoforte?" fragte der Graf. — „Ganz unbedeutend" — erwiderte Emma. — „Wie kannst Du „ganz unbedeutend" sagen — fiel Tante Gertrud ein — „Du spielst ja beide Instrumente ganz vortrefflich." — „Nun, dann müssen Sie wahrhaftig bald kommen und mir Etwas vorspielen" — rief der Graf.

Die Gräfin war so artig, Beide bis in den Salon zu begleiten, woselbst Fräulein Louise saß und einen Kopf in schwarzer Kreide zeichnete. Tante Gertrud konnte diese Gelegenheit nicht vorüber lassen, der Gräfin Emma's ausgezeichnete Geschicklichkeit im Zeichnen und Malen zu schildern. — „Wissen Sie, gnädige Gräfin" — sprach sie — „daß Emma, jedes Haus, jeden Baum, ja, was sie nur sieht, abzeichnen kann. Ich habe sogar gesehen, daß sie einen Hund abgezeichnet hat; ach, Euer Gnaden, und so natürlich, als ob er leibhaftig mit Haut und Haar lebendig dastände." — Die Gräfin lächelte, Emma erröthete, das Fräulein nahm eine spöttische Miene an.

Als Emma und Tante Gertrud wieder unter freiem Himmel waren, schöpfte die Erstere tief Athem und freute sich, daß sie den ersten Besuch bei der gnädigen Herrschaft überstanden und Eduard, dessen Anblick sie fürchtete, nicht getroffen hatte. Aber gerade über den letzteren Umstand brummte Tante Gertrud, weil ihr das Vergnügen genommen worden war, den jungen Grafen seinem Stande gemäß zu bekomplimentiren, da sie ihn auf der Reise blos für einen einfachen Studenten gehalten und deßhalb nicht so artig behandelt hatte, als sie für nöthig hielt.

Unterdessen stand der Graf und die Gräfin in der Thüre des Salons und blickten den Fortgehenden nach. — „Sieh" — sprach der Graf zu seiner Gemahlin — „mit welcher Ehrfurcht sie der alten Tante ihren Arm bietet." — „Ach ja!" versetzte Louise spöttisch. — „Wie bist Du wunderlich," rief der Graf. — „Was hast Du denn gegen das Mädchen, liebe Louise? Sie ist, bei meiner Ehre, ebenso liebenswürdig als schön." — „Eingebildet, kokett, pretentiös" — murmelte Louise. — „Nichts

Digitized by Google

von dem Allen ist sie" — erwiderte die Gräfin — „wenigstens fand ich sie ganz bescheiden und anspruchslos, ohne daß sie sich dabei im Mindesten albern gezeigt hätte." — „Das glaube ich wohl, daß sie vor Ihnen, Tante, bescheiden ist" — versetzte Louise — „denn sie wird wohl noch nicht oft mit Personen Ihres Standes gesprochen haben; aber man muß sie unter ihres Gleichen sehen — da habe ich sie gesehen — da erst zeigte sie sich, wie sie ist." — Mit großem Ernst im Blick und in der Stimme sprach jetzt der Graf: — „Nimm Dich in Acht, Louise, übel von dem Mädchen zu sprechen. Wenn es ein Fremder hörte, er könnte glauben, Du wärest neidisch auf ihre Schönheit und ihre Talente."

Bei diesem eben so bittern als gerechten Vorwurf wurde Fräulein Louise so zornig, daß sie von ihrem Platz aufsprang und die mit vieler Sorgfalt zugespitzte schwarze Kreide mit solcher Heftigkeit von sich warf, daß sie in Stücke zerbrach. Eilends ging sie in ihr Zimmer und weinte vor Zorn. —

Unterdessen saß Eduard oben in seinem nach der Seeseite zu gelegenen Zimmer und hatte keine Ahnung davon, daß Emma eben bei seinen Eltern war. Als aber Emma den Rückweg antrat, kam sein Bedienter Gustav eilig in sein Zimmer und rief: — „O, wenn der Herr Graf gewußt hätte, welch' eine schöne Dame bei der Frau Gräfin war, so würden Sie nicht so ruhig hier gesessen und gelesen haben." — „Was kümmern mich die schönen Damen" — versetzte Eduard verdrüßlich über den Bedienten, der ihn so vorlaut im Lesen gestört hatte. — „Ah" — rief der Diener — „es beliebt dem Herrn Grafen so zu sprechen; aber — ein so schönes Mädchen wie das, welches ich meine, sieht man nicht alle Tage; das kann ich versichern." — „So? Du wirst Dich wohl auch recht auf schöne Mädchen verstehen" — versetzte Eduard — „Du bist ja noch ein Knabe." — „Bewahre Gott, Herr Graf" — entgegnete Gustav — „ich habe doch ebenfalls Augen im Kopfe; und so viel kann ich sagen, wenn es viel solche schöne Mamsells gibt, so müssen viele Herren nicht recht klug seyn." — Eduard brach in lautes Lachen aus und fragte: — „Nun, wer ist denn die Schönheit, die Dir den Kopf verdreht hat, obwohl Du kein Herr bist?" — „Es war die Tochter des Inspektors, die kürzlich von Stockholm zurückgekommen ist," — bemerkte Gustav.

„Sie ist hier gewesen?" — rief Eduard bestürzt. — „Ja, sie ging so eben wieder fort" — erwiderte der Diener. — „Konntest Du das nicht sogleich sagen, dummer Mensch?" — rief Eduard zornig. Zugleich steckte er die Schreibfeder, mit der er sich eben einige Worte aufgezeichnet hatte, hinter das Ohr, stürzte zur Thür hinaus und fragte Gustav heftig, welchen Weg Mamsell Hilbert genommen hätte. — „Sie ging die Allee hinauf" — antwortete dieser — „und ich glaube kaum, daß sie schon weit von hier ist, sie hatte ihre dicke Tante bei sich, die nicht viel Schritte in einer Stunde macht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine wendische Bauernhochzeit.

(Fortsetzung.)

Wie der Pfarrer voraus gesagt, so geschah es — erst nach ein Uhr Mittags langte der Hochzeitszug an. Die mit grünen Zweigen und Blumen-Guirlanden geschmückten vierspännigen Wagen, welche unter Gesang und Jauchzen in vollem Galopp die breite Dorfgasse dahergelauf't kamen, gewährten den lustigsten Anblick von der Welt.

Während der Trauung hatte ich Gelegenheit, die äußerst originelle Tracht der Wendländerinnen zu bewundern, die in wenigen Gegenden Deutschlands so komplizirt und kostbar seyn dürfte. Die Braut trug ein schwarzes Kleid und Mieder, eine an den Kanten gestickte feine weiße Schürze, ein Tuch von derselben Farbe, welches im Nacken in unglaublich viele Falten zusammen „gespendelt" war, eine gestickte weiße „Fraise", die in mehreren Lagen über das Tuch herabfiel, und lange schwarze Armhandschuhe. Auf den emporgestrichenen, am Hinterkopf zusammengebundenen Haaren trug sie einen Kranz von Myrten, der mit künstlichen Blumen, Rauschgold und vielen kurzen und langen bunten seidenen Bändern geschmückt war. Vor der Brust stack ein Rosmarinstrauß; einen ähnlichen kleineren trug sie neben dem Gesangbuch in der Händ. Der allerseltsamste Schmuck aber bestand in den vier Taschentüchern, welche sie an den Zipfeln in der Rechten hielt. Der Sitte gemäß muß es stets ein seidenes, ein weißes leinenes oder baumwollenes, ein kattunenes und ein Tülltuch mit Spitzen seyn. Die Brautjungfern und andere junge Mädchen dürfen nur zwei Taschentücher führen.

Der Bräutigam trug einen dunkelblauen Rock, lange Beinkleider und Weste von gleicher Farbe und ein schwarzes Halstuch. Der Rock war halb zugeknöpft und rechts und links mit ganz schmalen langen Rosmarinsträußchen benäht; die Kokarde auf dem Hut war ebenfalls mit kleinen Rosmarinkränzchen geziert. Die violetten Handschuhe waren mit hellfarbiger Stickerei versehen, und über dem Handschuh stack der Trauring.

Die Brautjungfern und die übrigen jugendlichen Begleiterinnen der Braut prangten in allen erdenklichen Farben. Roth, die Nationalfarbe der Wenden, spielte indessen die Hauptrolle, wenigstens bei Tüchern, Mützen und Bändern. Rock und Mieder

Digitized by Google

waren theils grün, theils blau, theils violett, theils braun; das letztere sehr weit und tief ausgeschnitten und mit silbernen Knöpfen und Kettchen geziert. Tuch und Schürze waren durchgehends von derselben Farbe und beide mit bunter Kante versehen. Das erstere wissen die Wendländerinnen in eine Unzahl bauschiger Falten zu legen, so daß man die erstaunliche Größe desselben erst gewahrt, wenn man es in seinem natürlichen Zustande erblickt. Auf die „Fraisen" erschienen Alle eine ungemeine Sorgfalt verwendet zu haben. Durch die einzelnen Lagen derselben liefen Schnüre von künstlichen Früchten, Blumen und anderen Zierathen hin, welche anmuthig aus der feinen Stickerei hervorschimmerten. Besonders in die Augen fallend war die mit langen hellrothen seidenen Bändern geschmückte, eckig geformte goldgestickte Mütze, welche am Hinterkopf fast ein Dreieck bildete, auf dem eine große flatternde Bandschleife prangte. Die mächtigen silbernen und goldenen Ohrringe, welche von Allen getragen wurden, bewiesen, daß beide Metalle im Wendlande nicht zu den seltenen gehören.

Die älteren Frauen waren fast durchgehends in schwarze Röcke und Mieder gekleidet, gegen welche die sauberen weißen Tücher und Fraisen vortheilhaft abstachen. Die Männer trugen einfache dunkelblaue Röcke und Beinkleider und schwarze, modisch geformte Hüte; der einzige Schmuck bestand in den Rosmarinsträußen, welche auf Rock und Hut befestigt waren.

Daß der Aberglaube der Wenden selbst in der Kirche, am Fuße des Altars, während der Trauung hervortreten würde, darauf hatte der Pfarrer mich aufmerksam gemacht; so sah ich, wie Braut und Bräutigam sich während der Einsegnung so dicht an einander drängten, daß der letztere, eine große hagere Gestalt, fast halb in dem bauschigen Aermel der Braut verschwand. Diese geschlossene Stellung hat ihren guten Grund; denn sobald man nicht zwischen Beiden hindurchsehen kann, sind böse Leute nicht im Stande, die Neuvermählten zu entzweien oder ihnen etwas anzuthun. Am ergötzlichsten war aber der kleine kurze „Faustkampf" während des Wechselns der Ringe. Die Braut muß nämlich danach trachten, bei dieser Gelegenheit die Hand oben zu bekommen, weil sie sich dadurch die Zügel der Hausregierung verschafft. Da der Bräutigam nun recht wohl weiß, was ein etwaiges Manipuliren seiner künftigen Ehehälfte zu bedeuten hat, so bestrebt er sich natürlich, die Operationspläne der letzteren zu vereiteln, wodurch dann ein kurzer, mehr oder minder hitziger Faust-Ringkampf entsteht, dem der Verkündiger des göttlichen Friedens manchmal rath- und machtlos zuschauen muß. Mein würdiger Freund machte den Manipulationen der herrschsüchtigen Braut aber durch einen kühnen Griff ein Ende: — er segnete, wie er die Hände erfaßt hatte, und die Herrschaft fiel damit, wie es schon durch das vorsündfluthliche Gesetz bestimmt worden ist, dem Manne zu.

(Fortsetzung folgt.)

An und für die Wohlthäter des Spessarts, des Kahlgrundes und der Rhön.

Nur Gott vermag's zu lohnen,
Was Ihr den Armen gabt,
Die Ihr mit milden Spenden
Die Leidenden gelabt.

Ja! Gott wird's Euch vergelten,
Durch mannigfaches Glück;
Das Herz fühlt sich befriedigt,
Wirft es den Blick zurück.

Verstummt ist Schmerz und Klage,
Getröstet jung und alt,
Daher von Rhön und Spessarts
Ein Lob- und Dank-Lied schallt.

Es gilt dem Herrn der Welten,
Der Unglück abgewandt
Und pflichtgetreue Boten,
Zur Hülfe ausgesandt.

Und fließen auch noch Thränen,
Ist's Folge nicht vom Schmerz,
Es sind die Dankgefühle,
Sie ziehen himmelwärts.

Der Dank gilt allen Edlen,
Die's Unglück abgewehrt,
Die liebewarme Herzen
Den Armen zugekehrt.

Gesegnet war das Streben,
Gott sah's mit Freude an!
Wie rührend sind die Züge,
Was ward nicht all' gethan!

Wie drängte sich ein Jedes
Herbei zu edler That,
Wetteifernd wie im Frühling,
Die Keime und die Saat!

Wohin der Ruf gedrungen
Von der Bedrängten Noth,
Ward wach in allen Herzen
Der Liebe Morgen-Roth.

O laßt sie nie erkalten,
Sie adelt das Gemüth;
Denn aus der Saat der Liebe,
Nur Heil und Glück erblüht!

Euch nach Gebühr zu danken,
Ist's arme Wort zu schwach,
D'rum mag es Gott vergelten
Euch allen tausendfach

W. G. z. B.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Australisches Goldland.] Die N. Z. veröffentlicht folgenden interessanten Brief aus Adelaide: Ich muß mit Gold anfangen! Fast ist es zu arg! Dem kalten, ruhigen Manne bleibt nicht einmal der Zweifel übrig; er wird mit dem Strome der Gläubigen fortgerissen, er wird selbst ein Gläubiger. Der Reichthum des Landes tritt nur zu klar vor die Augen. Vierzehn Tage Arbeit haben bei Vielen genügt, um eine Summe von 60 bis 100 Pfd. Werth der Erde zu entnehmen. Schon kehren einige zurück, zeigen ihre Reichthümer und demonstriren einem ad oculos, daß man ein Narr ist, sein Glück nicht zu suchen. Mount Alexander gibt jedem Arbeiter einen gewissen Tagelohn von 3 Pfd. täglich. Sonderbar sieht es schon jetzt hier aus. Alles was, gehen kann, rüstet sich, um zu Anfang des Winters in den Goldgruben zu seyn. Nur von Kradles (Wiegen zur Goldwäsche) hört man sprechen! alle sonstigen Geschäfte stehen still und der kommende Winter wird keinen Mann in Adelaide sehen. In dem Landstädtchen Tebartown ist es schon so weit, und als sich zufällig ein Mann dorthin verirrt hatte, wurde er in der Mitte der Stadt von den Frauen, deren Männer zu den Diggings gegangen sind, festgehalten, weil sie doch wenigstens den Anblick eines Mannes haben wollten. Wie es mit mir und meinem Kompagnon wird, weiß ich noch nicht. Ich bliebe freilich lieber am Schraubstock und an der Drehbank, als daß ich mit Picke und Spaten den Boden nach Gold durchwühle, aber was hilfts; schon haben wir große Verluste im Geschäft erlitten und haben wenig oder nichts zu thun. Wahrscheinlich gehen wir auch auf einen Winter zu den Diggers; man wird sonst ausgelacht und hier haben wir nichts zu verlieren. Zum Winter geht dort die Thätigkeit recht an. Im Sommer fehlt es am Wasser. Man lebt dort in folgender Art. Mit Hacken, Spaten, Picke und Wieger versehen (künzlichere Maschienen braucht man nicht, da man bei dem großen Reichthum auf einigen Abfall nicht sieht) ziehen ihrer fünf Mann, — denn das ist die beste Anzahl, um das Geschäft zu betreiben — hin, und bauen sich ein Zelt zur Schlafstätte. Einer von ihnen besorgt die Wirthschaft. Er bratet eine Hammelkeule oder zwei, backt ein ungesäuertes Brod (Damper) und kocht einen großen Kessel Thee, vielleicht von 10 Quart täglich. Der Thee muß stark seyn, ganz schwarz, sonst trinkt man ihn nicht. So wird Morgens Thee, Damper und Schaffleisch, Mittags Damper, Schaffleisch und Thee, und Abends Damper, Thee und Schaffleisch gespeist; bei Tage gehackt, gesiebt und gewaschen, und nach Sonnenuntergang streckt man die müden Glieder auf seinem Bette von Laub, deckt sich mit einer Decke zu und friert nach Herzenslust in dem Zelte, welches dem Wind und Regen jeder Zeit Eingang gestattet, bis man bei Sonnenaufgang froh ist, sich durch Thee und Arbeit wieder zu erwärmen. Das ist ein Götterleben, denn Gold ist die Losung. — Wie wird es den Europäern gefallen! Wir Australier sind dergleichen gewohnt und schlafen doch gut, wenn auch der Regen durch das, was wir Haus nennen, hindurchfällt und uns der Wind um die Ohren pfeift. Wir werden uns auch ans Tigerleben gewöhnen. Dennoch wünsche ich, daß die nächsten Jahre erst vorüber wären und die Kolonien sich aus dieser furchbaren Krisis in einen ruhigeren Zustand hindurch gearbeitet hätten. Daß diese Krisis für Australien von den ungeheuersten Folgen seyn wird, ist natürlich. Wie lange wird es noch dauern, so wird England den Ozean hierher mit Dampfschiffen füllen; die Einwanderung wird ungeheuer zunehmen; Australien wird ein Zielpunkt des Welthandels werden und die Verbindung mit Indien und China bietet uns einen gewaltigen Aufschwung. Schon jetzt ist Australien besser situirt als Kalifornien, da es nicht blos Gold besitzt, sondern einen unendlichen Reichthum an andern Metallen, da hier schon viel Land kultivirt ist, große Heerden die weiten Strecken Landes bedecken und die Nahrungsmittel nicht von fern her zu kommen brauchen. Außerdem wird das so ungeheuer vermehrte Kapital sich auf Ackerbau, Viehzucht und Industrie werfen.

Die „Kasseler Zeitung" erzählt von russischem Reichthum Folgendes: Zu der Reise des Großfürsten Konstantin und seiner Gemahlin sind von dem Kaiser 1 Million Silberrubel ausgesetzt. Der Anblick des Brillantenschatzes der Großfürstin Alexandra soll alles übertreffen, was die kühnste Phantasie sich auszumalen vermag. Auf einer eigens dazu hergerichteten langen Tafel breitet sich ein wahrhaftes Diamantenmeer aus, dessen Werth sich auf 2 bis 3 Millionen Rubel belauft. Es wurden allein zehn vollständige Schmucke, jeder würdig, eine Königin zu schmücken, gezählt.

Räthsel.

Vom Ganzen ist's wahrlich ein winziger Theil,
Und sättigt fürwahr kaum ein kleines Thier
Und wiederum ist es hoch und steil
Und ragt mit dem Haupt' bis zum Wolkenrevier.

Auflösung des Räthsels in Nro. 106:

Rebe — Eber.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 109 9. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Das Letztere hörte Eduard nicht, denn er war bereits draußen auf der Treppe. Hinter ihm her lief Gustav mit lautem Geschrei: — „Aber Herr Graf, so warten Sie doch um Gotteswillen! Das geht nicht an! Sehen Sie denn nicht, wie Sie aussehen, Herr Graf? — Im Morgenrocke und barhäuptig! — Hier ist Ihre grüne Mütze. So warten Sie doch um Gotteswillen!" — Aber vergebens lief der Bediente mit der Mütze hinterher, der Graf war schon auf der Terrasse. Aus vollem Halse lachend trug Gustav die grüne Mütze wieder in des Grafen Zimmer, indem er für sich hin sprach: — „Hahaha, ich konnte mir wohl denken, daß sich die Sache umkehren würde. Und er bekümmert sich nicht um schöne Damen! Ha, Herr Graf, ich sehe auch gern hübsche Mädchen, aber ich laufe ihnen nicht nach wie ein Narr!" —

Bald hatte Eduard seine Schöne eingeholt; und da er so sehr eilte, hatte dieß keine Schwierigkeit, denn Tante Gertrud ging sehr langsam. Tante Gertrud begann den Grafen zu bekomplimentiren und von der angenehmen Dampfschifffahrt zu sprechen, auf welcher sie die Ehre gehabt hatte, sich — obwohl ohne ihr Wissen — in der Gesellschaft des Herrn Grafen zu befinden.

Eduard hätte Emma gern einige Worte zugeflüstert, aber es war ihm unmöglich. In seiner jetzigen Kleidung oder vielmehr Unkleidung die Damen zu begleiten, fand er unpassend, obwohl er sie gern begleitet hätte. Er nahm daher bald Abschied, nahm aber dabei Gelegenheit, unbemerkt von Tante Gertrud Emma's Hand so derb zu drücken, daß diese fast laut aufgeschrieen hätte.

Gedankenvoll und langsam kehrte er nach Hause zurück.

Mehrere Tage vergingen nun, ohne daß Emma mit Eduard, dem sie sorgfältig auswich, zusammentraf. Sie ging nur selten aus, indem sie vorschützte, daß sie ein Gewebe, welches ihr die Mutter als Lehrstück übertragen hatte, schnell vollenden müsse; und unternahm sie gelegentlich einen Spaziergang, so war sie von ihrem Vater begleitet. Die Mutter und Tante Gertrud nahmen sich nie Zeit, spazieren zu gehen.

Diese Sorgfalt, dem Grafen auszuweichen, entging demselben nicht; er fand sie sehr vernünftig, betrübte sich aber nichts destoweniger darüber. Er hatte sich wohl schon mehrere Male vorgenommen, B** schnell zu verlassen; aber wie sollte er einen passenden und in den Augen seiner Eltern gültigen Vorwand dazu finden? Und woher sollte er so viel Stärke nehmen, diesen schwachen Vorsatz auszuführen und diese freiwillig erwählte Pflicht zu erfüllen? — Noch blieb er von einem Tage zum andern, noch ging er oft an Emmas Fenster vorüber, denn er sehnte sich, sie zu sehen. Aber entweder erblickte er sie gar nicht oder — wenn er sie sah — so saß sie bei ihrer Arbeit, ohne aufzublicken. Das Letztere geschah jedoch nur selten, denn sie befand sich meist in der Webekammer. Niedergeschlagen, mit gesenktem Kopf und mit gekreuzten Armen kehrte er dann von seiner Promenade im Park zurück und wanderte in den Wald, wo er der Mamsell Echo seinen Schmerz klagte.

Eines Tages sprach der alte Graf während der Mittagsmahlzeit zu seiner Gemahlin: — „Höre, liebe Ebba, warum schickst Du nie nach Mamsell Hilbert und lässest sie hierher einladen? Es wurde ja bestimmt, daß sie kommen, Dir vorlesen und mir vorspielen sollte. Es wäre ergötzlich, wenn sie einige Stunden hier zubrächte, denn sie ist ein prächtiges Mädchen." — Die Gräfin erwiderte ihrem Gemahl, daß sie gelentlich nach Emma würde schicken lassen. Hierauf setzte der Graf seine Lobrede über Emma fort. Der Direktor P** aus Linköping, welcher sich in jedem Sommer einige Zeit im gräflichen Hause aufhielt, um Fräulein Louise Musikunterricht zu geben, fragte neugierig nach dem jungen Mädchen, die so glücklich gewesen sey, dem Herrn Grafen in solchem Grade zu gefallen. Der Graf machte darauf eine enthusiastische Beschreibung von Emma. Und wie süß klang dieselbe in Eduards Ohren! Wie schlug jedes Wort an die innersten Saiten seines Gefühls. Aber er sprach kein Wort

dazu. Louise striete ihn — ee schlug die Augen nieder. Seine Verwirrung erreichte ihren Höhepunkt, als ihn sein Vater feagte, ob er Mamsell Hilbeet noch nicht gesehen hätte. — „Ja, am Sonntag in der Pfarre" — erwideete er unruhig.

„Nun, und findest Du sie nicht rasend hübsch?" feagte dee alte Graf weiter. Eduaeds guter Genius überhob ihn jedoch der Antwort auf diese Gewissensfrage; eben hielt ein Wagen vor dem Schlosse und gleich daeauf wurde der Baeon K** mit seiner Schwestre, welche zum Besuch kamen, angemeldet.

Die feemden Heerschaften traten einige Minuten darnach ein und entschuldigten ihe spätes Kommen mit einem starken Gewitterregen, der sie unterwegs genöthigt hatte, Schutz zu suchen und sich eine Stunde aufzuhalten. Sogleich wueden noch zwei Konverts aufgelegt, die Angekommenen nahmen an der kurz voeher erst begonnenen Mahlzeit Theil und die Unterhaltung waed lebendig. Der Baeon K** wae ein jungee liebenswürdiger Mann und seine Schwester, Julie-Louise, ein hübsches einnehmendes Mädchen.

Der Baron K** liebte Fräulein Louise R** und hatte schon vor zwei Jaheen bei iheem Vormund um sie angehalten, von diesem aber die Antwort bekommen, daß es noch zu früh sey, an die Vrtheirathung eines fünfzehnjährigen Kindes zu denken und daß der Heer Baeon noch einige Jahre waeten möchte, bis sie selbst Einsicht und Urtheil genug haben würde, sich einen Gatten zu wählen. Allein der Plan des Grafen wae — wie wir bereits wissen — dahin gerichtet, das reiche Mündel nur mit seinem eigenen Sohn zu verbinden; aber er hütete sich wohl, diesen Plan bekannt zu machen, weil ee fürchtete, daß man ihn in solchem Falle für eigennützig halten würde; er wollte vielmehr Louisen nur Zeit lassen, ihr Herz an Eduard zu fesseln, damit sie sich dann nach eignee Wahl zu seinen Gunsten bestimmen möchte. Unterdessen setzte jedoch dee Baeon seine Besuche in B** fort, hielt sich von Zeit zu Zeit acht bis viezehn Tage daselbst auf und unterließ wäheend dieser Zeit nicht, sich bei dem Fräulein soviel als möglich beliebt zu machen. Allein Louise wae schon zu sehe für Eduard eingenommen, um für den Baron etwas mehr, als Achtung, zu empfinden.

Der Graf fürchtete, daß der Baron K** wieder in seiner Heieathsangelegenheit nach B** gekommen sey; denn da Fräulein Louise nun ihr siebzehntes Jahr eereicht hatte, so konnte sie selbst — wenn auch nicht über ihre Hand — doch über ihr Herz verfügen. Der Graf beschloß daher, noch an demselben Tage mit seinem Sohn zu sprechen, damit dieser dem Baron zuvorkäme und Louise einen gütigen Grund erhielt, dem Letztern einen Korb zu gebrn.

So war der Sonntag wieder herangekommen. Emma ging mit ihrem Vater und Feidolf in die Kieche; aber Eduaed war nicht daein. Er hatte mit seinen Eltrrn und deren Besuch eine für den ganzen Tag beeechnetr Lustpaethie unternommen. Aus der Pfarre war ebenfalls Niemand in drr Kieche, mit Ausnahme des Magisters O**, welcher predigte. Emma wunderte sich.

Als das Mittagsessen vorübrr war, schlug Hilbeet vor, den Kaffee in dem kleinen Lusthause im Garten zu teinken. Emma wandte zwar ein, daß sie in die Pfaere zu gehen beabsichtige; allein ihr Vater entgegnete daeauf, daß sir in kurzer Zeit mit ihm in dir Pfaree fahren könne, da er mit sriner Frau den eine Stunde von B** wohnenden Ingenieur Carsins besuchen wollr und dabei an der Pfaree vorüber müsse. In Carsins Hause waeen keine jungen Leute, dahrr man sich auch nicht für verbunden eeachtete, Emma mitzunehmen. Es wuede also beschlossen, daß die Eltern Emma bis an die Pfarre mitnehmen, dort absetzrn und Abends auf dem Rückwege wiedee abholen sollten.

Kaum war dee Kaffee getrunken, so entfernte sich erst Feau Hilbeet, dann Tante Gertrud und endlich auch der alte Hilbert, so daß Emma mit Fridolf allein im Gaeten blieb. Als Emma dieß bemeekte, wollte sie den Urbrigen nacheilen, fand abee zu iheem Erstaunen die Gaetenthür von außen verschlossen. Dieß geschah in Folge einer Urbeeeinkunft zwischen Fridolf und Hilbeet; denn Letzterer hatte dem Erstern veesprochen, ihm eine Gelegenheit zu verschaffen, mit Emma allein zu seyn.

Ee unteeließ nicht, diese Gelegenheit zu benutzen und Emma eine zärtliche Liebeseeklärung zu machen. Allein Emma erwiderte ihm offen, daß sie ihn nicht lieben könne. Er bezog sich auf das Vrespeechen seines Vatees — veegebens; Emma stellte ihm dagegen voe, daß ihr Vatee über ihe Heez nicht verfügen könne, weil er außeedem Beide — sowohl sie als Feidolf — unglücklich machen würde.

Feidolf betrübte sich sehr darüber. Er sprach noch lange mit Emma, ohne dieselbr zur Zueücknahme ihrer Woete bewegen zu können. Hilbeet kam bald daeauf mit der Nachricht, daß der Wagen, in welchem er Fridolf den vieeten Platz anbot, angespannt sey. Emma eilte fort, um ihren Hut zu holen; aber Fridolf weigerte sich, mit in die Pfaere oder zu dem Ingeniene zu fahren, und Hilbert schloß daeaus, daß seine Untereedung mit Emma kein günstiges Resultat für den jungen Mann gehabt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine wendische Bauernhochzeit.

(Fortsetzung.)

In einigen Orten soll die Braut nach den Versicherungen des Pfarrers im Falle, daß ihre Hand unterlegen, ihren Operationsplan mit dem Fuße fortsetzen und sich bemühen, dem Bräutigam heimlich, aber kräftig auf die Zehen zu treten, wodurch sie sich ein noch viel unumschränkteres Regiment verschafft. Da der letztere unmöglich den Augenblick des Angriffs vorhersehen und eben so wenig vor den Augen der ganzen Versammlung wie ein Storch auf einem Beine stehen kann, so zieht er in diesem Kampfe in der Regel den Kürzern.

Als der Segen gesprochen war und der Pfarrer dem neuen Ehepaar seinen Glückwunsch dargebracht hatte, trennte sich das letztere stillschweigend. Der Bräutigam, welcher vor der Trauung zwischen seinen Verwandten und Freunden auf der einen Seite des Altars gestanden hatte, schritt nun zu den Angehörigen und Begleiterinnen der Braut hinüber, während diese seinen früheren Platz einnahm.

Um der lieben Dorfjugend auch einen vorläufigen Begriff von der Süßigkeit einer Hochzeit zu geben, warfen die Brautjungfern beim Heraustreten aus der Kirche Nüsse, Pfefferkuchenstücke, Aepfel, Rosinen und dergleichen unter die Knaben und Mädchen, wobei die ersteren äußerst handgreiflich darthaten, daß sie das stärkere Geschlecht seyen — die unglücklichen Mädchen erwischten kaum eines oder das andere der reichlich fallenden Mannalörner.

Unter Gesang und Jubel sausten die Wagen wieder die breite Dorfgasse hinab dem Wohnorte des Bräutigams zu, wo nun zwei Tage hindurch geschmaust, gezecht und getanzt werden sollte.

Da das Brautpaar den Pfarrer durch einen besonderen Abgesandten hatte ersuchen lassen, mit den Seinigen so bald als möglich zu erscheinen, weil man das Festmahl nicht ehre beginnen werde, als bis er eingetroffen sey, so machten wir uns gleich nach beendigter Trauung auf den Weg. Das von hohen Eichen, Erlen und Weiden umschlossene Dorf zeigte uns einen ächt wendischen Ort. Um die Ecke eines hohen Gartenzauns biegend, fanden wir uns auf einem äußerst umfangreichen, hufeisenförmigen freien Platze, welcher einige umher von stattlichen Häusern eingeschlossen war und nur an der Seite eine Einfahrt hatte, von welcher wir kamen. Jedes Haus war mit der Giebelseite nach diesem Platze gekehrt, und hinter demselben lagen die Scheuern, Stallungen, Höfe und Gärten.

Die Bauart der Häuser war durchgehends dieselbe, aber höchst eigenthümlich. Eine unglaubliche Masse von schmalem eichenem Ständer- und Riegelholz schaute in viereckigen Fächern aus dem rothen, sauber mit Kalk ausgestreichenen Mauerwerk der Giebelseite hervor. In der Mitte befand sich der Haupt-Eingang, eine große Bogenthüre mit zwei Flügeln. Die Balken über derselben waren mit grellen Farben buntscheckig bemalt und mit den Namen der Erbauer des Hauses, mit Bibelsprüchen und Gesangbuch-Versen geschmückt. Der Giebel trug einen hohen zinnernen Aufsatz, der eine Art Blumenstrauß vorstellte und dessen Spitze in eine Windfahne auslief, in welcher letzteren ebenfalls das Jahr der Erbauung des Hauses ausgeschnitten war. Die übrigen Seiten der Gebäude hatten ein weniger buntscheckiges Aussehen; Fenster und Nebenthüren waren indessen ebenfalls mit grellen Farben bemalt.

Wir traten durch die hohe Bogenthüre in das Hochzeitshaus. Auf der mit grünen Zweigen geschmückten großen Lehmdiele, welche auf drei Seiten in doppelter Mannshöhe mit balkonartigen Gallerien versehen war, die zu verschiedenen kleinen Mansardzimmern und Vorrathskammern führten, standen zwei lange Reihen gedeckter Tische, um welche Schaaren von fröhlichen Hochzeitsgästen wandelten. In den der großen Bogenthür gegenüberliegenden beiden geräumigen, mit Holz getäfelten Zimmern waren ebenfalls mehrere Tische gedeckt, und zwar für das Brautpaar, dessen nächste Verwandte und Freunde und für die wenigen Honoratioren, welche Dorf und Umgegend aufzuweisen hatten. Wir wurden mit einem Gemisch von Ehrerbietung, Herzlichkeit und Freude vom Bräutigam bewillkommt und in die „beste Stube" geführt, wo unsere Tischgenossen schon versammelt waren.

Fünf Minuten später ward das Signal zum Angriff auf die dampfenden Schüsseln gegeben — und selten habe ich schärfer einhauen sehen als an diesem Tage. Da ich der Thüre gegenüber saß, so konnte ich das Leben und Treiben auf der Hausflur genau beobachten. Ich habe der Tischgesellschaft durch das öftere Hinschauen auf die „Außenwelt" vielleicht bedeutenden Grund zu Mißvergnügen gegeben — aber die Thätigkeit drüben setzte mich zu sehr in Erstaunen. Wahre Gebirge von Rindfleisch, Braten, Reiß, sogenannten „dummen Jungen" *), Kartoffeln und gekochten Pflaumen sanken unter den scharfen Wendenwaffen und Wendenzähnen in nichts zusammen. Der bekannte Spruch: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", paßt ohne Negation besser auf die Wenden: sie arbeiten redlich, aber sie essen auch redlich.

Den Ganymed spielte ein höchst komischer Kauz — ein Schneider von Profession, ein im Wachsthume äußerst zurückgebliebenes Männchen mit ewig lächelndem Gesicht, kleinen „fetten" Augen und rot-

*) So heißt eine Art unendlich konsistenter Mehlklöße.

dächtig hochgelbem Haar. Das Ober-Mundschenkenamt war indessen weder ein Frohndienst, noch eine Ehrenfunktion — er hatte es als ein Recht, als ein durch Sitte und Herkommen geheiligtes Recht zu fordern. Da im Wendlande gewöhnlich ein Schneider den Freiwerber zu spielen pflegt — der Ursprung dieser Sitte mag in uebelgrauen Urzeiten zu suchen seyn, — so hatte er als Mann von der Nadel und als vielerprobter und vielgewandter Herzensvereiniger auch diese Ehe gestiftet und dafür nun den herkömmlichen Lohn erhalten: das Schenkenamt. Daß dieser Lohn nicht so gar unbedeutend sey, merkte ich später, als der rothhaarige, lächelnde Ganymed seinen ihm zustehenden Rundgang mit einem zinnernen Teller machte und die blanken hannover'schen Silberstücke mit dem ehrwürdigen Ernst-August-Haupt und dem uralten Wappenschild der Hengist und Horsa mit wunderbarer Gewandtheit prisenweise vermittelst der dünnen Spinnenfinger von dem funkelnden Zinn herunternahm und in ein sackförmiges Institut seiner Taillen-Bekleidung gleiten ließ, welches am Schlusse seines „Umgangs" bedeutende Aehnlichkeit mit dem Kropf einer arg genudelten Gans gewonnen hatte.

Da die Jugend dem Tanz mit großer Sehnsucht entgegensah, so ward die Tafel nach zweistündiger Sitzung aufgehoben und die geräumige Hausflur in einen Tanzplan verwandelt. Ich meinte, nun würde sofort ein lustig-wildes Getummel beginnen; denn manche junge Bursche waren von dem Schneider Ganymed so vortrefflich bedient worden und schauten so selig-verwegen drein, daß mehr a's Eine schöne Wendin sich hinter die Brustwehren flüchten mußte, welche auf beiden Seiten der Flur durch lange Bänke und durch die darauf sitzenden Mütter tanzender Töchter gebildet waren — allein vor Sitte und Herkommen, vor Recht und Gesetz hat das wendische Volk einen zu großen Respekt. Die hochzeitliche Festordnung, welche vor dem Beginne der allgemeinen Tanzlustbarkeit eine Anzahl Solotänze vorschreibt, die ungefähr fünf Viertelstunden dauern und an denen nur Braut und Bräutigam und die männlichen „Trauleiter" *) Theil nehmen dürfen, bändigte selbst die wildesten Gemüther. Als der erste Ton des ersten Solo-Ehrentanzes erschallte, trat plötzlich eine lautlose Stille ein. Die erwähnten Trauleiter, von deren Achsel ein buntes seidenes Taschentuch herabflatterte, das mit einem Zipfel darauf geheftet war, führten die Braut in die Mitte des Tanzplanes und begannen einen langen Wechseltanz mit derselben, wobei sich an den langen Röckschößen und den Hüten der vier Würdenträger das Gesetz der Zentrifuga kraft mitunter etwas stark offenbarte. Der Hut darf dem Kopfe bei dieser Gelegenheit eben so wenig fehlen, wie das wehende Seidentuch der Achsel.

(Schluß folgt.)

*) So heißen die den Neuvermählten zunächst verwandten vier Ehepaare, welche mit den Brautjungfern die Hauptpersonen des Hochzeitsgeleites bilden.

Mannigfaltigkeiten.

General d'Hautpoul erzählte dieser Tage folgende Anekdote, die dem Andenken des Kaisers Napoleon zur Ehre gereicht. Im Jahre 1802 wurden zwei Kaufleute von Lorient, unter Anschuldigung eines royalistischen Komplotts vor ein Kriegsgericht gestellt. Der erste Konsul ließ den Berichterstatter, Kapitän Leroy, rufen und befahl ihm auf Todesstrafe anzutragen. Leroy studirt die Akten und gewinnt die Ueberzeugung, daß die Angeklagten unschuldig seyen. Bei der Verhandlung vor einem Kriegsgericht sieht er sich gedrungen, die Anklage fallen zu lassen; eine Freisprechung erfolgt und er erwartet seine Absetzung. Ein paar Tage gehen vorbei, als der Kapitän Leroy im Moniteur die Anzeige findet, daß der Bürger Leroy zum Mitglied des Tribunats ernannt worden. Er glaubte, es sey ein Namensvetter; als er aber nach Hause kommt, findet er das Schreiben, welches ihn dazu ernennt. Er eilt in die Tuilerien, um dem Konsul seinen Dank abzustatten. Bonaparte antwortete kurz: „Mein Herr! Sie haben Ihre Pflicht gethan, ich die meine."

Die deutsche Tonhalle in Mannheim hat als Aufgabe festgesetzt: „Festouverture für Streichquartett, Harmonie, Trompeten und Pauken, in Partitur." Der Preis ist 15 Dukaten, ohne daß der Verein Anspruch auf das gekrönt werdende Werk macht. Die Preisbewerbungen, die nur von deutschen Künstlern geschehen können, sind vor dem 1. Okt. 1852 frei hierher zu senden. Näheres geben die Satzungen der Tonhalle an.

Folgende Anekdote wird mitgetheilt: Der Prinzpräsident erhielt von dem ehemaligen Maler des Kaisers, Isabey, eine Tabaksdose, auf welcher sich ein goldenes Blatt der Kaiserkrone befand und welche dem berühmten Maler von Napoleon selbst geschenkt worden war. Das Blatt umgaben Haare des Kaisers, welche Isabey selbst von dessen Kopfe abgeschnitten hatte. Es war also ein wahrhaftes Opfer. Ludwig Napoleon fühlte Dieß wohl. „Behalten Sie, lieber Isabey, sagte er ihm gerührt, dieses Kleinod; ich bitte Sie um, mir dasselbe in Ihrem Testament zu verschreiben."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Literar. Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 110 10. Juli 1852.

Emma's Herz.

Pot-Pourri.

(Fortsetzung.)

Als Emma in die Pfarre kam, erregte ihre Ankunft laute Freude. Sie war heute doppelt willkommen, denn man sah sie an und für sich gern und hatte ihr außerdem eine große wichtige Neuigkeit zu erzählen. Gustava sollte sich mit Klara D**'s Cousin, dem Großhändler S** in Stockholm, verheirathen. Noch sollte die Sache geheim gehalten, d. h. sie sollte bloß den Freunden der Familie bekannt werden; allein am Johannistage sollten alle Freunde und Verwandte aus der Nähe und Ferne zu einer festlichen Mahlzeit in das Pfarrhaus eingeladen und die Verlobten als solche vorgestellt werden.

Der Großhändler S** war ein Mann von zwei und dreißig Jahren, von angenehmem Aeußern, ohne gerade schön zu seyn, und von gewandtem feinen Benehmen. Er war sehr reich und hatte Hoffnung, mit der Zeit noch mehrere vermögende Verwandte zu beerben; er war also eine sehr annehmliche Parthie für Gustava.

Er beabsichtigte eben eine Reise nach Kopenhagen und hatte einen Umweg über B** gemacht, um endlich seines Glückes gewiß zu werden, nachdem er lange genug in Ungewißheit geschwebt hatte. Am Donnerstag war er angekommen und hatte am Sonnabend wieder abreisen wollen, sich aber überreden lassen, bis zum Sonntag Morgens zurückzubleiben, damit ihn die ganze Familie — denn der Pfarrer predigte an diesem Tage in E**, einem Filial B** s — ein Stück Weges begleiten könnte. So geschah es auch, und deßhalb hatte Emma Niemand von der Familie des Pfarrers in der Kirche gesehen.

Einige Tage vor dem Johannisfest wurde der Bräutigam auf längere Zeit in B** erwartet; im Herbst sollte dann die Hochzeit gefeiert werden und Klara D** die Neuvermählten bei ihrer Abreise nach Stockholm begleiten.

Emma wünschte der guten Gustava mit aufrichtiger Theilnahme Glück, dachte aber mit Wehmuth daran, daß sie im bevorstehenden Winter dieselbe nicht mehr in ihrem geselligen Kreise sehen würde. Und die Eltern und Geschwister? Alle freuten sich herzlich über die nach ihrer Voraussicht vortheilhafte Parthie Gustava's, trauerten aber auch zugleich, daß dieselbe so weit von ihren Angehörigen fort mußte.

Emma wurde mit Bitten bestürmt, Abends nicht mit ihren Eltern nach Hause zu fahren, sondern einige Tage in der Pfarre zu bleiben und an Gustava's Ausstattung mit zu helfen. Es schiene zwar ziemlich zeitig, noch vor der Verlobung an die Ausstattung zu denken — meinten die Mädchen — aber der kurze Sommer ginge gar zu schnell vorüber; sie hätten außerdem für die übrigen Familienglieder viel zu weben und zu nähen und wollten deßhalb jede freie Stunde benutzen, um an der Ausstattung ihrer Schwester zu arbeiten. Die kürzlich aus Stockholm zurückgekehrte Emma sollte ihnen dabei mit ihrer Geschicklichkeit und ihrem Geschmack an die Hand gehen.

Emma versprach zurückzubleiben, falls sie die Erlaubniß ihrer Eltern dazu erhalten würde. Darauf begann ein eifriger Toilettenrath über verschiedene neue Kleidungsstücke, die zur Verlobung angeschafft werden sollten; dann wurde über Hohlnäthe und Steppnäthe gesprochen. Die zwölfjährige Eveline, die vierte Tochter des Hauses, welche sich während des Winters in Norrköping in Pension befand, brachte ihr Modelltuch herbei, um die schönsten Muster auf demselben aussuchen zu lassen. Gleichzeitig stürzten aber die sämmtlichen Herren des Hauses — Friedrich an der Spitze — ins Zimmer, klagten die Mädchen des Sabbathbruches an und entrissen ihnen das Modelltuch. Vergebens betheuerten die Angeschuldigten, daß sie keinen Stich genäht hätten; man wollte ihnen nicht glauben und nöthigte sie, das Zimmer zu verlassen und mit ihnen ins Freie zu gehen.

In diesem Augenblicke kamen mehrere Fremde; Hohlsaum, Steppsaum und alle andere Arbeiten wurden bald von den Mädchen vergessen, die eifrig Ballschlag und Springspiel begannen, wobei ihnen

der Pfarrer und die Pfarrerin nebst etlichen andern älteren Personen mit Vergnügen von den Bänken im Vorhause zusahen.

Zwei der Mädchen waren jedoch mehr betrübt, als fröhlich. Emma, die mit Unruhe an den Zorn ihres Vaters dachte, wenn er die abschlägliche Antwort erfahren würde, welche sie Fridolf gegeben hatte, und die fünfzehnjährige Jenny Rosman, in deren klaren blauen Augen Thränen standen, weil Fridolf heute nicht in der Pfarre erschienen war.

Albert, der Jenny mehe als seine übrigen Schwestern liebte, weil sie nur ein Jahr jünger als er selbst war und alle Spiele der Kindheit mit ihm getheilt hatte, gewahrte bald die Wolke, welche auf ihrer Stirn schwebte. Mit zärtlichee Theilnahme fragte er nach der Ursache derselben. Die Thränen, welche Jenny so lange zurückgehalten hatte, drangen nun unaufhaltsam aus ihren Augen; sie erwiderte, daß sie unmöglich fröhlich seyn könne, wenn sie daran denke, daß ihr gute Schwestee Gustava in wenigen Monden den Kreis ihrer Geschwister verlassen haben würde. Gustava hörte dieß und schloß gerührt Jenny in die Arme; Jenny verbarg ihr Gesicht an der Schwester Brust und fühlte Schaam über ihre kindische Trauer um Fridolfs Außenbleiben und Gewissensqualen über die Unwahrheit, womit sie ihre theilnehmende Schwester getäuscht hatte. Denn die bevorstehende Trennung von Gustava, obwohl ihr dieselbe bitter erschien, war nicht jetzt wirklich die Ursache ihrer Betrübniß, sondern lediglich Fridolfs Außenbleiben.

Jenny hatte sich durch ein mehrjähriges fast tägliches Beisammenseyn so an diesen Jüngling gewöhnt, daß sie ihn — bevor sie es selbst wußte — zärtlich und innig liebte, ohne daß er seinerseits die geringste Ahnung davon hatte. Da seine Schwester Henriette in der Pfarre wohnte und da ihn das angenehme Leben daselbst ansprach, so ließ er fast keinen Tag vergehen, ohne einen — wenn auch nur etliche Minuten dauernden — Besuch im Pfarrhause zu machen. Jenny war weit davon entfernt, sich für den Gegenstand dieser Besuche zu halten; aber sie freute sich, so oft Fridolf kam.

Während der ganzen verflossenen Woche hatte er sich aber in der Pfarre nicht sehen lassen, und da er auch am Sonntag nicht erschien, hielten Alle ihn für krank und bestürmten Emma, als dieselbe kam, mit Fragen über Fridolfs Befinden. Auf ihre Versicherung, daß er sich völlig wohl befinde, aber nicht Lust bezeigt habe, sie in die Pfarre zu begleiten, obwohl ihm von ihrem Vater ein Platz im Wagen angeboten worden sey, wunderten sich zwar Alle über dieses Benehmen, dachten aber bald nicht mehr daran. Nur Jenny grübelte foetwährend darüber, war zerstreut und blickte beständig nach dem Wege.

Wie würde ihr erst zu Muth gewesen seyn, wenn sie den Grund von Fridolfs Benehmen gekannt, wenn sie gewußt hätte, daß derselbe einen einsamen Spaziergang im Garten des Inspektors dem fröhlichen Gesellschaftskreise der Rosman'schen Familie vorzog? — Wie würde ihr zu Muthe gewesen seyn, wenn sie gewußt hätte, daß Fridolf Emma liebte und daß ihm Emma's Hand zugedacht war? — Aber das wußte Niemand, nicht einmal Tante Gertrud.

(Fortsetzung folgt)

Eine wendische Bauernhochzeit.

(Schluß.)

Nach Beendigung des Trauleiter-Tanzes verschwand die Braut mit den Brautjungfern und erschien nach einiger Zeit in einem andern Anzuge, um mit dem Bräutigam einen einstündigen Solotanz aufzuführen. Dieser war jedenfalls die Krone der ganzen Festlichkeit. Obgleich die Hausflur mit allem erdenklichen Aufwande beleuchtet war, so wollte es mir doch scheinen, als ob sich in dem oberen Theile derselben mit Einemmal ein seltsamer Glanz verbreite. Ich wollte eben dorthin eilen, um zu sehen, was vorgehe, da theilte sich plötzlich der Schwarm der Hochzeitsgäste und aus der „besten Stube" teaten paarweise die Brautjungfern hervor, jede ein allerliebstes grünes Tannenbäumchen in der Hand tragend, auf dessen schlanken Zweigen viele brennende Wachslichter befestigt waren. Auf der Flur stellten sie sich in einem großen Kreise auf, und inmitten desselben begann nun der lange Solotanz der Neuvermählten, in welchem indessen mehrere Pausen stattfanden, in denen die Mutter des Bräutigams und die weiblichen „Trauleiter" den beiden Tanzenden Wein und Kuchen darreichten.

Hatte die Achtung vor dem uralten Heekommen bislang den Füßen der heißblutigen Jugend Fesseln angelegt, so begann dafür nach Beendigung der Ehrentänze ein desto fröhlicheres Getümmel. Kaum hatten Braut und Bräutigam in Begleitung dee leuchtenden Brautjungfern die Flur verlassen, als auch sofort die jungen Bursche die „Brustwehren" stürmten, sich ihre Lieblings-Tänzerinnen holten und jauchzend, singend und stampfend einen „Schottischen" heruntertanzten, daß die dichten Staubwolken emporwirbelten. Von dem Augenblicke an ward den armen Musikanten nur wenig Ruhe gegönnt. Hatten sie eben ihre „tönenden Waffen bei Seite gelegt, um sich in ihre Bier- und Branntweingläser zu vertiefen, so klirrte schon wieder ein Geldstück auf dem „Musikanten-Teller", und ein tanzwüthiger, jugendlicher Wende schrie mit befehlender Stimme: „Einen

Walzer für mich!" — und gern oder ungern mußten sie Hand und Mund vom vollen Glase zurückziehen und lustig drauf los geigen und klarinettiren.

Gleich nach den Ehrentänzen hatte sich der Vater der Braut, ein lustiger Sechsziger mit freundlichem rothem Gesicht und schneeweißen Haaren, zu mir gesellt und ein Gespräch mit mir angeknüpft, das je länger, je interessanter für mich wurde, da der ganz unscheinbare Mann Dinge erlebt hatte, deren Erzählung in dem Bauerhause eines kleinen, fernab von dem Getümmel der Welt liegenden Dorfes fast mährchenhaft klang. Und dennoch verläugnete sich fast bei keinem Worte der ächte Wende. Er hatte als englisch-deutscher Legionär die Feldzüge in Portugal, Spanien, Frankreich und Belgien mitgemacht und überall tapfer gekämpft. Die Bilder der fernen, schönen Länder des Südens mit ihrem tiefblauen, reinen Himmel, ihren majestätischen Gebirgen und Strömen, ihren prächtigen Städten und den hohen Kirchen und Palästen darin schwebten noch hell und klar vor seinen Augen; er hatte manche Nacht mit seinen Kameraden beim feurigen südländischen Wein jubelnd und singend hingebracht, war von manchem berühmten Helden und Heerführer der damaligen Zeit, von dem Herzoge von Wellington, dem General Wilson, dem Feldmarschall von Blücher und anderen mehr als einmal öffentlich gelobt worden; sein Befehlshaber hatte ihm eigenhändig nach einer heißen Schlacht das Ehrenzeichen für seine Tapferkeit überreicht — aber all der Glanz der Fremde, all die Ehre und Auszeichnung hatte sein Herz der Heimath nicht entfremdet. Das Leben in dem engen Kreise, in dem er geboren und erzogen worden war und in dem er seit seiner Rückkehr aus dem Kriege einen Tag wie den anderen hingebracht und hundertfältig mehr Arbeit als Vergnügen gefunden, schien im Gegentheil das Einzige zu seyn, was auf der Welt Werth für ihn hatte; denn am Schlusse seiner Erzählung stand er auf, ergriff sein Bierglas und sagte mit dem Tone innigster Freudigkeit zu mir:

„Aber dat laat drum slin! So'n Pleck aas uns Wendland, wo so'n Beer is und all Minschen so vergnögt sünd — so'n Pleck is man een!"

Diese Aeußerung entsprang keineswegs aus seiner hochzeitlich-fröhlichen Stimmung; der Pfarrer versicherte mir später, daß heimische Sitten und heimische Anschauungsweise so tief dem Charakter jedes Einzelnen eingeprägt seyen, daß der Wende nach jahrelangem Aufenthalt in der Fremde nur wenige Tage unter seinen Stammgenossen zu seyn brauche, um jede etwa angenommene ausländische Gewohnheit abzustreifen.

Von der Festlichkeit hatte die Braut sichtlich die wenigste Freude; denn sie mußte der Hochzeitsordnung gemäß fortwährend in einem anderen Kostume erscheinen. Da sie eine reiche Mitgift erhalten hatte, so entfaltete sie eine ganz erstaunliche Pracht und zeigte dabei auch einen ziemlich guten Geschmack in der Zusammenstellung der Farben, was sonst die schwache Seite der Wendländerinnen zu seyn pflegt. Einem Maler würden die acht bis neun verschiedenen Anzüge der Braut reichliche Gelegenheit zu Studien in wendischer National-Tracht dargeboten haben.

Es gewährte mir ein ganz besonderes Vergnügen, die kräftigen muskulösen und zum Theil riesenhaften Gestalten der jungen Männer ihre Tanzkünste entfalten zu sehen. Obgleich fast nur Walzer und Schottische getanzt wurden, so mußten Jene doch bei den Wendungen und Schwenkungen so eigenthümliche Pas zu machen, daß ich beide Tänze Anfangs für germanisirte National-Tänze hielt.

Da wir als ächte Germanen jene uralte wendische Sitte nicht zu beobachten beauchten, welche verlangt, daß die Hochzeitsgäste aus benachbarten Orten ihre Betten, Nachtkostume und dergleichen mit sich führen und in dem Dorfe, wo die Hochzeit stattfindet, bei Verwandten und Freunden übernachten und am folgenden Morgen so lange mit christlicher Geduld auf ihrem Lager ausharren, bis das junge Ehepaar kommt und das Signal zum Aufstehen gibt, so verabschiedeten wir uns gegen Mitternacht von Braut und Bräutigam und deren Eltern und wanderten durch die sternklare Sommernacht zum Pfarrdorfe zurück.

Literatur und Kunst.

Im gegenwärtigen Zeitpunkte, in welchem ein großer Theil Deutschlands ängstlich der Lösung der Zollvereinsfrage, von welcher Wohl oder Wehe Tausender bedingt ist, harrt, gewinnt ein Werk, wie das Handbuch für Zollbeamte und Steuerpflichtige von Georg Schröder, kurfürstlich hessischem Zoll-Inspektor — nunmehr in dritter Auflage in der Verlagshandlung von Theodor Fischer zu Kassel erschienen — ein erhohtes Interesse. Dasselbe zerfällt in zwei Abschnitte, deren erster ein alphabetisch-geordnetes, unter Zugrundlegung des Zolltarifs bearbeitetes Waarenverzeichniß mit Angabe über Ursprung, Bezug, Gebrauch, Klassifikation und Verzollung der Waaren nach den Sätzen des Vereins-Zolltarifs; der andere eben so umfassende wie gründliche und wissenschaftlich geordnete Angaben über die Behandlung der Waaren beim Ein-, Aus- oder Durchgange, außerdem aber den Vereins-Zolltarif, die zwischen dem Zoll- und Steuervereine abgeschlossenen Verträge ꝛc. ꝛc. enthält, so daß dieses Handbuch Zollbediensteten, wie Allen, welche sich für das Zollwesen interessiren, sowohl seines Inhaltes, wie des ver-

hältnißmäßig sehr billigen Preises — 1½ Thaler — wegen, empfohlen werden kann.

Redensarten.

Seit je, seit den Agrikola und Frank bis auf K. Simrock, haben deutsche Schriftsteller es sich angelegen seyn lassen, die Weisheit auf der Gasse, die Philosophie des Volksgeistes — die Sprüchwörter — zu sammeln. Unseres Wissens jedoch hat noch keiner der Mühe sich unterworfen, Ausdrücke und Redensarten und zahlreiche Bezeichnungen, deren wir uns tagtäglich bedienen und deren eigenthümliche Bedeutung längst dem Volksbewußtseyn entschwunden ist, zu erklären. Die Lösung dieser Aufgabe wäre eine dankbare und eine anziehende. Sie würde vielfache Einblicke in Sitten und Gebräuche, in Denken und Seyn der Vorzeit, mannigfaltige Rückblicke auf historische Thatsachen von Interesse bieten. Was dafür geschehen ist, liegt zerstreut in historischen Schriften und in Enzyklopädieen, aus denen es vereinzelt den Weg als Lückenbüßer in öffentliche Blätter zu finden pflegt. Mit theilweiser Benutzung solcher Bruchstücke ist die folgende Zusammenstellung gemacht, die durchaus keine Unfehlbarkeit beansprucht, sondern die einfach den Zweck hat, als kleiner Beitrag zu systematischerer Arbeit zu dienen, noch mehr aber, eine solche anzuregen.

Blaustrumpf. Von den veeschiedenen Erklärungen dieses Wortes ist folgende wohl die authentische: In der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in Bath, dem damaligen Sitze der englischen Modewelt, eine Mistreß Vesey, deren Haus ein Hauptsammelplatz der eleganten Gesellschaft war. Eines Tages suchte sie früh ein Hr. Stillingfleet auf, der auf seiner Duechreise nur einen Tag verweilte, und Mrß. Vesey forderte denselben auf, sich für den Abend zu ihrer Reunion einzufinden. Dieser jedoch lehnte ihre Einladung dankend ab, sich damit entschuldigend, daß er keine Toilette bei sich führe, die einem so eleganten Damenkreise angemessen sey. Mrß. Vesey aber wollte von keiner ablehnenden Anwort hören und erwiderte ihm scherzend, daß er selbst in seinen blauen Strümpfen noch geschmückt genug für sie sey. Der Abend kam und mit ihm die Elite der Damenwelt von Bath. Da öffnete sich die Thür und von reich galonirten Dienern angemeldet erschien ein Herr, der blaue Strümpfe trug. Artig verneigte sich derselbe vor dem versammelten Kreise der Damen und entschuldigte seine Kleidung mit dem Befehle der Wirthin, die ihm geheißen, in derselben, als hier geziemend, zu erscheinen. Alle lachten, man scherzte hin und her über die Sache und am folgenden Tage hieß es in ganz Bath, daß Mrß. Vesey in ihren Gesellschaften das Erscheinen in blauen Strümpfen bedinge. Ihr Kreis erhielt hierauf den Namen der bas-bleus coterie, den er auch später, als er nach London übersiedelte, beibehielt, und der von Hannah Moor in einem Gedichte, „The bas-bleu and floris" betitelt, verewigt wurde.

Blinder Hesse. Diese Redensart ist ein rühmliches Zeugniß alter Tapferkeit des Volksstammes. Sie gehen „blind" auf den Feind los.

Ins Bockshorn jagen (Jemandem einen panischen Schrecken einjagen), richtiger: ins Bockshorn blasen, stammt von dem Gebrauch der jüdischen Synagoge her, über Ausgestoßene den Fluch auszusprechen unter dem Schalle von Widderhörnern.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf der Industrie-Ausstellung zu Breslau fällt eine vom Grafen Renard eingelieferte Vase mit Blumenbouquet in das Auge, in den ausgezeichnetsten zierlichsten Formen, aber alles farblos, schwarz. Die Vase ist nämlich aus Steinkohlen gedreht, das Blumenbouquet von papierdünnem Eisenblech gefertigt. Dieses Eisenblech ist ohne Zweifel eines der merkwürdigsten Produkte der Ausstellung. Wer sollte nicht staunen, wenn er erfährt, daß von der dünnsten Sorte 7000 Quadratfuß auf den Zentner gehen! Referent hat einen Brief gesehen, der auf einen solchen Eisenblech-Bogen, natürlich mit weißer Dinte, geschrieben war, der dessen ungeachtet kein doppeltes Porto zu tragen hatte. Von demselben liegt ein Album in Stahl gebunden vor, in das auch der König und die Königin ihre Namen eingeschrieben haben. Diese Bleche können auch auf galvanischem Wege mit Kupfer überzogen werden. Erhitzt man dann dieselben geliude, so läuft das Kupfer mit den schönsten irisirenden Farben an. Diese dünnen Eisenbleche möchten sich vortrefflich zu Theater-Dekorationen eignen, da sie natürlich absolut feuersicher und nur um ein weniges schwerer sind, als die gewöhnlich angewendete Leinwand.

Räthsel.

Vier Sylben streng versteckt, doch allbekannt:
Die beiden ersten schafft des Schneiders Hand;
Die beiden letzten taugen nicht zum Tanze,
Und wer das Ganze braucht, ist selbst das Ganze.

Auflösung des Räthsels in Nro. 108:

Hosen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waitandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 111 12. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Wie lange Fridolf auch in den Gängen des einsamen Gartens spaziert war, er fühlte sich Abends doch gelangweilt und bereute, daß er das wohlwollende Anerbieten des Inspektors, mit ihm bis in die Pfarre zu fahren, nicht angenommen hatte. Endlich besann er sich und begab sich zu Fuße in den Pfarrhof. Jenny's Wangen erglühten vor Freude, als er eintrat; Emma erblaßte. Allein bald bemerkte sie, daß er nicht gekommen war, um ihr Vergnügen zu stören oder ihr Verdruß zu bereiten; denn er stellte sich an, als ob er Emma's Anwesenheit in der Gesellschaft gar nicht bemerkte.

So viel hatte Fridolf durch seinen einsamen Spaziergang erzwungen, daß er den Entschluß gefaßt hatte, sich eiskalt gegen Emma zu benehmen. Damit glaubte er sein Ziel am leichtesten zu erreichen. — „Ich will mich völlig gleichgültig gegen sie zeigen" — dachte er — „ich werde doch sehen, ob sie sich dann eher an mich anschließt; denn die Frauen wollen gern geliebt, aber nicht gehaßt seyn. Vielleicht bemüht sie sich dann eben so sehr, meine Liebe zu gewinnen, als sie jetzt bemüht ist, ihr zu entgehen." —

Daß Fridolf sich täuschte, wissen wir im Voraus; aber er führte nichts desto weniger seinen einmal gefaßten Entschluß aus. Emma hatte erwartet, den schmachtenden Liebhaber in ihm wiederzufinden, der, indem er sich von ihr trennte, zärtlich um ihr Mitleid gebeten hatte. Sie fürchtete, daß er sie auch hier mit Seufzern und sprechenden Blicken verfolgen würde. Da sie ihn so kalt fand, glaubte sie, daß ihm eine mehrstündige Einsamkeit seine Liebe aus dem Sinn gebracht hätte, wobei sie sich nicht wenig wunderte, daß ein Mensch so schnell von einem Extrem zum andern übergehen konnte. Der schlaue Fridolf bemerkte sehr wohl, wie sie über die plötzliche Veränderung seines Benehmens gegen sie nachsann; und dieß war Alles, was er gegenwärtig wünschte. Um aber die Rolle der Gleichgültigkeit gegen Emma mit desto besserem Erfolg zu spielen, fiel ihm ein, sich verliebt in ein anderes anwesendes Mädchen zu stellen; und zufällig fiel seine Wahl auf Jenny. Wie glücklich wurde dadurch das vorher so verstimmte Mädchen! Wie wenig ahnte ihr junges, unschuldiges, allen Kunstgriffen fremdes Herz die tiefe Wunde, welche ihr Fridolf in seinem Leichtsinn, ohne alle böse Absicht für die Zukunft bereitete.

Schlag zehn Uhr Abends hielten Emma's Eltern vor der Thür, um Emma abzuholen; aber sie waren nicht allein, denn zu Emma's großer Verwunderung saß Tante Gertrud auf dem Rücksitz des Jagdwagens. Auch sie hatte, wie Fridolf, im Hause Langeweile gefühlt und sehr bereut, daß sie nicht mit zu Carsins gefahren war.

Nun entstand ein Gedränge und Gemurmel um den Wagen; Alle baten um Erlaubniß für Emma, einige Tage in der Pfarre zu bleiben. Die gute Frau Hilbert willigte sogleich ein und als sie sodann ihren Mann fragend anblickte, erklärte dieser, daß er seine Einwilligung nicht versagen wolle, da die Mama bereits die ihrige gegeben habe. Darauf rollte der Wagen mit dem Inspektor, der Inspektorin, Tante Gertrud und Fridolf unter den lauten Danksagungen der Zurückbleibenden fort.

Aber Tante Gertrud brummte während des ganzen Rückwegs vor sich hin. Sie war der Meinung, daß ihre Schwester und ihr Schwager ihre Tochter verzögen, indem sie dieselbe nicht allein fünf Jahre lang in dem verderblichen Stockholm — einem nach ihrer Meinung verderblichen Orte für junge Mädchen — in Pension gehabt hätten, sondern sie auch nach ihrer Rückkehr wenig beaufsichtigten und sie nur ihren Vergnügungen überließen. — „Wenn Jemand Etwas auf Emma hält" — setzte sie hinzu — „so bin ich es; aber um ihres eignen Wohles halber wünsche ich ihr eine andere Erziehung. Es ist wohl schön genug, musikalische Instrumente spielen und fremde Sprachen plappern zu können, aber noch besser ist es, einer Haushaltung vorstehen zu können; und dieß lernt man nicht auf diese Weise."

Die alte Dame schwieg hierauf, denn das Wagengerassel hatte ihre halblaute Stimme übertäubt,

Digitized by Google

so daß die Uebrigen wenig oder nichts davon gehört hatten.

Am folgenden Morgen schickte Emma einen Boten in ihr elterliches Haus und ließ sich etliche Kleider holen. Als der Bote zurückkam, überbrachte er Grüße von ihren Angehörigen, die er um den Kaffeetisch versammelt angetroffen hatte. Der Inspektor und seine Frau hatten sehr freundlich gefragt, wie es im Pfarrhause ginge, dann hatten sie ihn gebeten, Alle freundlich zu grüßen, Mamsell Emma aber besonders zu bitten, daß sie früh und Abends nicht zu leichtgekleidet ins Freie gehe. Mamsell Oliveblad hatte sehr mürrisch ausgesehen und Emma mit der Erinnerung grüßen lassen, sie solle recht fleißig seyn, die Zeit in Acht nehmen, sich nützlich machen und den Beweis liefern, daß sie auch thätig zu seyn, nicht blos sich zu vergnügen verstünde. Herr Tyrell dagegen hatte nach Niemand gefragt, dem Boten aber beim Fortgehen zugerufen, sage meiner Schwester, daß sie mir meine Bücher schickt." —

Der naive und ausführliche Bericht des Boten ergötzte alle Anwesenden, die bei der Rückkehr des Boten ebenfalls gerade um den Kaffeetisch versammelt waren. Und Henriette Tyrell erwiderte ganz ruhig: — „Mein Herr Bruder kann selbst kommen und seine Bücher holen." — Aber Fridolf erschien mehrere Tage lang nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnißvolle Mord.

Es sind schon manche Jahre her, daß sich zu Venedig folgende Begebenheit zutrug: Der Graf Maffei und sein Vetter Borghetti waren seit vielen Jahren die vertrautesten Freunde gewesen. Zufälliger Weise kamen beide eines Nachts in einem Spielhause zusammen; Borghetti spielte selten, aber sein Vetter war, wie bekannt, ein leidenschaftlicher Spieler, und er spielte diesen ganzen Abend unglücklich. Maffei, der bloß zusah, suchte ihn mehrmals vom Spieltische wegzuziehen, aber vergebens. Zuletzt wurde Borghetti über sein Unglück und die Unterbrechungen seines Vetters aufgebracht, und behandelte diesen mit auffallender Härte. Maffei betrug sich sehr ruhig, aber dieß machte keinen Eindruck auf Borghetti. Beide verließen das Haus zusammen, und den Morgen darauf fand man den Grafen Borghetti in einem Nebengäßchen ermordet, welches nach seiner Wohnung führte. Die Leiche wurde durch einen Hund entdeckt, der den Grafen stets begleitete; das treue Thier kam verwundet und blutend nach dem Hause seines Herrn, und zog durch sein klägliches Geschrei die Bedienten nach der Stelle hin, wo der Leichnam des Grafen lag; dieser war noch warm und blutend, aber das Leben war entflohen.

Die Anverwandten des unglücklichen Grafen gaben sich sogleich alle mögliche Mühe, den Mörder zu entdecken, und sein Vetter Maffei, dessen Schmerz gränzenlos war, war einer der Thätigsten in der Aussorschung des Meuchelmörders, als er, zum Erstaunen von ganz Venedig, selbst verhaftet und in's Gefängniß geworfen ward, weil man ihm dieses Verbrechen Schuld gab. So sehr die Italiener auch an Mord gewöhnt sind, so kam ihnen doch diese Beschuldigung unglaublich vor; die beiden Vettern waren von Jugend auf Freunde gewesen; nie, auch nicht ein einzigesmal, hatten sie sich veruneinigt, und es schien kaum möglich zu seyn, daß eine so tödtliche Rache wegen einer eingebildeten Beleidigung Wurzel gefaßt haben sollte.

Der Graf wurde verhört; er betheuerte seine Unschuld. „Elender", rief der Richter, „sehen Sie hier einen Beweis Ihrer Schuld," und zeigte ihm ein Juwelenkästchen. „Wie kamen Sie zu diesem?" — Maffei veränderte sein Gesicht. „Auf keine ehrlose Art," erwiderte er, „ich erhielt es von meinem Vetter." — „Wie? Sie wagen zu sagen, Ihr Vetter habe Ihnen die Juwelen gegeben, die er für seine Braut bestimmt hatte?" — „Ich behaupte nicht, daß er mir sie gegeben habe; aber sie wurden mir zu einer besondern Absicht und nur auf einige Zeit geliehen. Als ich verhaftet wurde, stand ich wegen Verkauf meines Guts in Unterhandlung, um die Juwelen wieder einzulösen, und sie der Signora Bianca zu übergeben, für die sie, wie ich wußte, bestimmt waren."

„Warum sagten Sie nicht, fragte der Richter, als die Ermordung Ihres Vetters entdeckt war, daß Sie im Besitze dieser Juwelen seyen?"

„In diesem Augenblicke dachte ich nicht daran, und als dieß geschah, wünschte ich sie wieder zu bekommen, ehe ich erklärte, daß sie sich in meinen Händen befänden."

„Elende Ausflüchte!" rief der Richter voll Unwillen, „bringt ihn auf die Folter." Dieß geschah, aber der unglückliche Graf überstand alle Schmerzen standhaft. Er beharrte selbst unter den schrecklichsten Qualen bei der Erklärung seiner Unschuld. Als endlich der dabei befindliche Wundarzt erklärte, daß die Natur nicht mehr ertragen könne, nahm man ihn von der Folter herab, und forderte ihn nochmals zum Geständnisse auf, sonst werde er noch ärger gemartert werden. „Ich habe nichts einzugestehen," erwiderte er ruhig; „ich bin unschuldig; der Himmel ist mein Zeuge."

Man schaffte ihn weg und gab ihm einige Tage Ruhe, bis er hinlängliche Kräfte gesammelt hatte, um ihn wieder auf die Folter zu legen. Man stellte ihn einem Juden, Namens Isaak, gegenüber, und dieser Mann sagte aus, spät in der Nacht, in wel-

cher der Mord begangen worden, sey der Graf in sein Haus gekommen, und habe ein Juwelenkästchen mitgebracht, das er ihm (Isaak) als Pfand für eine große Summe angeboten und erklärt habe, er werde es in sehr kurzer Zeit wieder einlösen. Da die Juwelen zweimal so viel werth waren, als das Geld betrug, welches er verlangte, so gab es ihm der Jude recht gerne. Diese Aussage läugnete der Graf nicht.

Der Unglückliche mußte sich dann entfernen, und den Rock anziehen, welchen er in dieser unseligen Nacht getragen hatte. Beim Anziehen bemerkte er, daß einer von den Aermeln am Aufschlage mit Blut befleckt sey. Er schauderte zurück, hob seine Augen gen Himmel und sprach kein Wort. —

Als man ihn wieder in die Gerichtsstube brachte, ließ der Richter einen alten ehrwürdigen Mann hereinkommen, der im Vorzimmer wartete, befahl ihm, den Grafen genau zu betrachten und zu sagen, ob er ihn je zuvor gesehen habe.

Der alte Mann sah ihn hierauf eine Zeit lang mit einem Blick voll Zweifel und Angst an; endlich sagte er, die Gestalt, das Ansehen und der Anzug dieses Herrn seyen gerade die desjenigen, den er den Grafen niederstoßen gesehen habe.

Der Richter ersuchte ihn, alles genau zu erzählen, und aus seiner Erzählung ergab sich, daß ungefähr eine halbe Stunde darauf, als die Vettern das Spielhaus verlassen, und einige Minuten vorher, ehe Maffei zu dem Juden gekommen sey, der alte Mann beim Durchgehen durch das Nebengäßchen, wo der Mord begangen worden, zwei Personen gesehen habe, wovon eine der verstorbene Graf, die andere, so viel er urtheilen könne, der Gefangene gewesen sey. Der Graf ging voraus, der Andere folgte ihm dicht auf dem Fuße nach; auf einmal that er, als ob er vor ihm vorbeigehen wollte, und stieß ihm den Dolch in die Seite. Der alte Mann erschrack über diesen Anblick, und stieß einen unwillkürlichen Schrei aus; der Meuchelmörder eilte nach der Stelle hin, woher das Geschrei gekommen war. Der Zeuge gab sich für verloren, als er auf einmal durch einen großen Hund von seinem Schrecken befreit wurde, der in diesem Augenblicke heftig auf den Mörder losstürzte. Der alte Mann benutzte diese Gelegenheit, und ergriff die Flucht.

Der Graf hörte die Aussage mit unveränderter Miene an; sein milder, aber fester Blick war unverwandt auf den Zeugen gerichtet, dessen Gesichtszüge mehr als einmal Zweifel und Unentschlossenheit ausdrückten, wenn seine Augen jenen des Grafen Maffei begegneten.

Als der alte Mann zu sprechen aufgehört hatte, wurde der Graf feierlich ermahnt, einzugestehen; der Richter setzte hinzu, daß ihm das Läugnen nunmehr zu nichts mehr nützen werde. „Sehen Sie nicht," fuhr er fort, „wie sich Beweise auf Beweise häufen?" und zeigte auf das Blut an Maffei's Rockärmel. „Der Wille des Himmels geschehe!" rief der unglückliche Graf; „ich sehe, daß mein Schicksal entschieden ist, aber ich sterbe unschuldig." Man brachte ihn wieder auf die Folter, und seine Qualen wurden mit der erfinderischsten Grausamkeit verändert, um ein Geständniß seines Verbrechens von ihm zu erpressen, aber vergebens.

Einige Tage darauf, als er noch von den ausgestandenen Martern zu leiden hatte, öffnete sich leise die Thür seines Gefängnisses, und eine verschleierte Dame trat herein. Er stand von dem Strohlager auf, auf welchem er lag, als sie sich ihm näherte. „Mein Herr!" redete sie ihn mit sanfter Stimme an, „Sie sehen hier Jemanden vor sich, der viel gewagt hat, um eine Gelegenheit zu erhalten, Ihnen nützlich zu seyn. Zum Unglück ist der Schein gegen Sie, aber ich kann mich nicht überzeugen, daß Sie der Mörder sind."

„Der Himmel segne Sie!" rief der Graf voll Rührung, „Sie, der Sie allein einem Unglücklichen Gerechtigkeit widerfahren lassen, welchen die Bosheit des Schicksals verfolgt! Ich bin an diesem Verbrechen ganz unschuldig; das Blut meines edlen Vetters befleckt nicht meine Hände; nie ist mir der abscheuliche Gedanke in den Sinn gekommen, es zu vergießen. In der unseligen Nacht, in welcher der Mord begangen worden ist, spielte ich gegen seinen Wunsch und verlor eine ansehnliche Summe; fast bis zum Wahnsinne aufgebracht, wünschte ich ein Leben los zu seyn, weil es mir an Mitteln gebrach, es ferner mit Ehren fortzuführen; denn eine Menge Unglücksfälle hatten mich in große Armuth gestürzt. Da ich jedoch den Gedanken nicht ertragen konnte, durch meine eigne Hand zu sterben, so suchte ich mehrmals meinen Vetter dadurch aufzubringen, daß ich ihm Vorwürfe machte. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich nicht daran dachte, einen Anfall auf sein Leben zu machen; alles, was ich wünschte, bestand darin, lieber durch fremde Hände zu sterben, als durch die meinigen. Meine Wuth konnte jedoch meinen edlen Ferdinand nicht aufbringen; er gab mir eine milde Antwort, und ob er sich gleich erbot, mich hinaus zu begleiten, so betheuerte er doch, daß er nie die Hand gegen mein Leben aufheben werde. „Es gibt also kein Mittel mehr?" fragte ich, und wandte mich von ihm weg. — „So scheiden wir nicht, Julio," rief er, indem er mich zurückhielt. „Ich fürchte, ich errathe nur zu wohl die Ursache Deines plötzlichen und grundlosen Unwillens. Der Verlust an diesem Abende hat Dich zur Verzweiflung gebracht. Läugne es nicht, Julio. Haben wir nicht bisher wie Brüder mit einander gelebt? Ist nicht Deine Ehre die meinige? Eröffne Dein Herz, lieber Vetter! ohne Rückhalt gegen mich, und sey

versichert, daß Dein Geheimniß in meinem Busen verschlossen bleiben soll, wie in dem deinigen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Bild aus Schleswig-Holstein.

Von C. Müller.

Bei Düppel — an der Schanze
Im Stürmen, Mann an Mann,
Da brach die kühnste Lanze
Der brave, deutsche Tann.
Da mag die Eiche borsten'
Wo trotzet solch' ein „Tann",
Wo kühn solch' Adler horsten,
Wie unser „Horst" gethan!

Bei Düppel — im Pulverdampfe
Im ärgsten Sturm und Strauß,
Da trug man aus dem Kampfe
Einen kecken Knaben heraus:
Mit Büchse und mit Fänger
War's Bürschlein stets voran,
Der wildeste, erste Dränger,
War dieser Jägersmann.

Ach jetzt! — die Stirn umklebte
Ein Blutstreif purpurroth,
Ums schöne Antlitz bebte
Der kalte, bleiche Tod!
Sie lösten sanft und stille
Den grünen Federhut,
Da quollen in goldner Fülle,
Die Locken durch's Purpurblut.

Da lag in Halm und Dolden,
Eine Jungfrau, schlank und schön,
O welch' ein schwarz-roth-golden,
So hat man's nie geseh'n.
„Schwarz" von Pulver die Stirne,
Und „roth" das rieselnde Blut,
Der Locken „Gold" wie die Firne
In Sonnen-Aufgangsgluth.

Bei Düppel — ragt eine Eiche
Empor am Waldessaum,
Sie reckt die dürren Zweige
Tief in den Aetherraum:
Abwärts, im Felde weiter,
Von frischem Grün umhegt,
Da hat die todten Streiter,
Zur Ruhe man gelegt!

Da schlummert ihr im Sande
Zerschossen und zerfetzt,
Ruht leicht! — vom Vaterlande
Wird Euch kein Stein gesetzt!
Hört ihr — entlang vom Ufer,
Durch die düstre, kalte Nacht,
Patrouillen — „Wer da" rufen,
So ist's die **Dänenwacht**!

Doch nächtlich knarrt die Pforte,
Bei hellem Sternenschein,
Tritt zu dem öden Orte,
Eine bleiche Jungfrau ein.

Sie legt am Hügel wieder,
Von Thränen feucht und naß,
Ein frisches Kränzlein nieder,
In's lange Friedhofsgras.

Aus wilden, wilden Rosen,
Und aus Vergißmeinnicht,
Flocht sie's im Sturmestosen,
Einsam bei'm Mondenlicht.
Die Locken flattern im Winde,
Vom Sturme rasch bewegt,
Sie hat eine weiße Binde,
Um die Lilienschläfe gelegt.

Stets kniet sie zu dieser Stunde,
Auf den Gräbern um Mitternacht,
Dann brennt und schmerzt die Wunde,
Die Wunde der Düppler Schlacht!
O Schleswig — meerumschlungen,
O Holstein — stammverwandt,
Gebrochene Herzen — verklungen —
Versunken das Vaterland!

Mannigfaltigkeiten.

Die Anmeldungen zum Gesang-Wettstreit in Düsseldorf haben ein erfreuliches Resultat geliefert, so daß dieser Kampf um die Siegespalme ein für die Sänger wie für das Publikum höchst interessanter zu werden verspricht, da unter den eingesandten Liedern vortreffliche und erheiternde Kompositionen sind. Der Ehrenpreis der Stadt Düsseldorf, den der Magistrat der hiesigen Firma: Gebrüder Schmitz, Juwelier, nach einer von denselben vorgelegten Zeichnung, in Auftrag gegeben, ist so eben fertig geworden. Derselbe besteht aus einem prächtigen silbernen, beinahe 2½ Pfd. schweren Pokale in byzantinischem Style und zeichnet sich durch die Gediegenheit und Sauberkeit der Arbeit, wie durch seine imponirende Schönheit der Form und Größe aus. Den Deckel des Pokals krönt eine massiv gegossene und rein ziselirte Polyhymnia, den linken Arm auf das schön emaillirte Wappen der Stadt stützend, während die Rechte den Lorbeerkranz überreicht. Auf dem achteckigen Körper des Pokals sind figürlich erhaben gearbeitet die Embleme: Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe, Mechanik und Technik, Ackerbau und Viehzucht, so wie des Männer-Gesanges und der Harmonie, alles trefflich ausgeführt. Der Pokal wie die anderen Preise werden am 15. d. in der Industrie-Ausstellung aufgestellt, wo sie bis zum 1. August verbleiben, um am dritten Festtage an die Sieger übergeben zu werden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 112 14. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Indessen verging die Zeit für Emma sehr angenehm; an Fridolf und dessen Benehmen dachte sie nicht mehr, desto mehr an Eduard, dessen Bild ihr beständig folgte. Er wußte nicht, daß sie sich jetzt im Pfarrhause aufhielt, sonst würde er längst einen Besuch daselbst gemacht haben.

Am Donnerstag Abend kam Fridolf; er benahm sich eben so kalt, wie am Sonntage, gegen Emma, ließ aber demungeachtet auch keine ihrer Bewegungen und keinen ihrer Blicke aus den Augen. Ununterbrochen, aber unbemerkt, beobachtete er sie. Ein neues Licht — leider aber nur ein Irrlicht — ging ihm dabei auf: — er wurde eifersüchtig auf Wilhelm. Gewissermaßen hatte er freilich nicht ganz unrecht, denn Wilhelm hielt sich fortwährend in der Nähe Emma's auf, die sich jedoch gegen ihn leicht und unbefangen, wie gegen die übrigen jungen Männer betrug. Allein die Liebe hat bei vielen andern Fehlern auch den, argwöhnisch zu seyn. Fridolf war einmal auf die Idee gekommen, daß Wilhelm Emma's begünstigter Liebhaber sey, und seitdem deutete er jeden Blick, den sie auf Wilhelm warf, jedes Wort, das sie mit demselben sprach, in diesem Sinne aus.

Es war Nachmittag und die Mädchen in der Pfarre saßen alle zusammen und näthen. Niemand von den Herren war bei ihnen, als Fridolf und Wilhelm. Letzterer saß dicht in Emma's Nähe und beschäftigte sich unaufhörlich mit derselben. Wenn sie die Scheere oder den Zwirnknäuel suchte, so beeilte er sich, ihr Beides zuzureichen; er half ihr eine feine Nähnadel anstatt der eben zerbrochnen aus dem Nadelbriefe aussuchen, hielt ihr das Modelltuch und zeigte sich in allen Stücken ungemein eifrig. Und dabei schien es ihm, als ob Emma Wilhelm dankbar anblickte und ihm freundlich zulächelte! O, wie ärgerte sich der arme Fridolf darüber!

Der Abend kam, die Theestunde war da, die ganze Familie sammelte sich in dem Zimmer. Sobald der Thee getrunken war, setzte sich der Pfarrer ans Pianoforte und spielte einen Walzer. Von Nähen war nun nicht mehr die Rede. Die wilde Emilie ergriff sogleich den Magister O** beim Arm und walzte mit ihm, Friedrich umschlang in demselben Augenblick seine Braut zum Tanz und Magister A** und Wilhelm engagirten gleichzeitig Emma. Diese stand einige Minuten unschlüssig, bis ihr Klara zuflüsterte: — „Nimm Wilhelm, er walzt ausgezeichnet schön." — Emma gehorchte und fand Klara's Ausspruch bestätigt.

Aber Fridolf fühlte sich ganz unglücklich, denn seine Eifersucht nahm mit jedem Augenblick zu. Zwar suchte er seine Gemüthsbewegung dadurch zu verbergen, daß er mit Jenny walzte; aber er vermochte nicht Takt zu halten und Jenny wunderte sich nicht wenig, daß er heute so schlecht tanzte, wie noch nie. Sie redete in ihrer kindlichen Unschuld auf ihn, scherzte und lachte; aber er antwortete ihr entweder gar nicht oder verkehrt, während er begierig auf jedes Wort horchte, das Emma und Wilhelm zu einander sprachen. Endlich verlangte er heimzukehren und schützte heftiges Unwohlseyn vor, um einen passenden Vorwand für seine plötzliche Entfernung zu haben. Seine Schwester und die Pfarrerin wollten ihn jedoch auf keinen Fall in diesem Augenblicke allein fortlassen; man suchte Alles auf, um sein vorgebliches Uebel zu lindern. Ach! Das Uebel, welches ihn plagte, war zu bösartig, als daß es vor Aethergeist und kölnischem Wasser gewichen wäre.

Natürlicher Weise hörte nun jede Lustbarkeit auf und Alle drängten sich um den kranken Fridolf. Auch die gutherzige Emma bewies ihm viel Theilnahme. Als sie seine Blässe gewahrte, vergaß sie sogleich ihren Widerwillen und redete ihn mit dem zärtlichen gefühlvollen Blick und der süßen Stimme an, wodurch sie so unwiderstehlich war. Als er auf ihre Fragen über heftigen Kopfschmerz klagte, strich sie ihm kölnisches Wasser an die Schläfe und wetteiferte mit Henrietten in schwesterlicher Sorgsamkeit. In einer ruhigeren Gemüthsstimmung würde dieses Benehmen Emma's Fridolf entzückt haben, daß er durch seine angenommene Kälte die

Digitized by Google

bisher unerweichliche Emma besiegt habe; — allein jetzt in seiner fixen Idee, daß ihr Wilhelm Alles gelte, jetzt während in Folge dieser Idee die wüthendste Eifersucht in seinem Innern raste, jetzt hielt er die Theilnahme des arglosen Mädchens für bloße Verstellung. Es war ihm nicht möglich, länger da zu bleiben; er riß sich fast mit Gewalt aus dem theilnehmenden Kreise, eilte hinaus und befand sich bald in ziemlicher Entfernung von dem Pfarrhause. Soviel hatte aber seine erheuchelte Krankheit doch gewirkt, daß sie die heitere Stimmung des geselligen Kreises zerstört hatte. Henriette weinte bitterlich, denn sie liebte ihren Bruder innig; sie fürchtete, daß Fridolf schlimm erkranken möchte, und beruhigte sich nicht eher, als bis ihr Friedrich versprach, Fridolf noch an demselben Abend zu besuchen und ihr zuverlässige Nachricht von seinem Befinden zu bringen. Jenny wurde an diesem Abend nicht wieder gesehen; sie saß einsam in einer entlegnen Kammer und weinte bitterlich darüber, daß Fridolf so krank war. Auch Wilhelm war verstimmt. — „Wie glücklich ist doch Fridolf" — flüsterte er mit gerunzelter Stirn Emma zu — „wie glücklich ist doch Fridolf, daß er der Gegenstand Eurer zärtlichen Fürsorge ist. Wie gern wollte ich krank seyn, um von solchen Händen gehegt und gepflegt zu werden." — Emma erröthete. — „Er litt ja so sehr, der arme Mensch" — entgegnete sie — „daß es jedem Menschen zukam, ihn zu pflegen und zu warten." — Allein Wilhelm behauptete, es sey mehr als Mitleid gewesen, was sie vermocht habe, sich mit dem Kranken zu beschäftigen; er fügte hinzu, daß er an Fridolfs Stelle fortwährend krank seyn würde, um für einen solchen Engel Gegenstand der Theilnahme und Sorgfalt zu seyn. Emma erröthete noch mehr, und zwar aus Furcht, daß sie sich zu angelegentlich mit Fridolf beschäftigt haben möchte. Und eben dieses Erröthen bestärkte Wilhelm in seinem Glauben, daß Fridolf für Emma nicht gleichgültig sey; er seufzte und war den übrigen Theil des Abends hindurch still und nachdenkend.

Unterdessen enteilte der arme Fridolf in vollem Galopp, um wo möglich seiner quälenden Eifersucht zu entkommen, die ihn gleich einer Furie verfolgte. Als er nach Hause kam, fragte er mit Heftigkeit nach dem Inspektor; man sagte ihm, derselbe wäre in seinem Zimmer. Athemlos eilte er dahin und traf den alten Hilbert allein. Mit heftiger Bewegung erzählte er demselben, daß Wilhelm Emma liebe und daß sie diese Liebe jedenfalls erwidere. Zugleich stellte er dem Inspektor vor, daß Wilhelm in mehreren Jahren noch keine Frau ernähren könne, während er, Fridolf, Emma sofort wenn auch nicht Wohlstand, doch ein gemächliches unabhängiges Auskommen verschaffen könne. Er hoffte, durch Ausdauer Emma's Kälte zu besiegen, und beschwor Hilbert, sein Versprechen zu halten. — „Du bist ein Narr, Fridolf" — versetzte der Alte kalt — „wie oft soll ich Dir denn das Versprechen wiederholen? — Habe ich denn jemals Etwas gebrochen, was ich versprochen habe? — Hier hast Du meine Hand darauf, sollte auch Wilhelm Rosman noch so sehr verliebt in Emma seyn, nie soll er sie bekommen; ich habe den Burschen nie leiden mögen." — Etwas beruhigter durch die Wort des Greises eilte Fridolf auf sein Zimmer und blieb daselbst bis zum folgenden Morgen, ohne hinunter zu gehen und zu Abend zu essen. Gegen neun Uhr kam Friedrich Rosman zu ihm, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen, entfernte sich aber sehr bald wieder, um Henriette zu beruhigen, als ihm Fridolf versicherte, daß er sich weit besser befände. Doch nahm sich Fridolf vor, künftig vernünftiger zu seyn und seiner Heftigkeit Zügel anzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Der geheimnißvolle Mord.

(Fortsetzung und Schluß.)

Von dieser unerwarteten, unverdienten Güte überwältigt, gestand ich alles ein; mein Verlust in dieser Nacht konnte blos durch den augenblicklichen Verkauf meines Eigenthums wieder gut gemacht werden, allein wenn ich dieß thun wollte, so konnte es nicht anders als mit großem Nachtheile geschehen, und ich wäre ein Bettler gewesen.

Das ist nicht nöthig, rief mein edel denkender Vetter, nimm dieß Juwelenkästchen, und gehe damit zu dem Juden Isaak; er wird Dir so viel darauf geben, als Du brauchst, und wird glauben, es gehöre Dir, aber ersuche ihn nur, es Niemanden sehen zu lassen; in Kurzem bekomme ich so viel Geld, daß Du die Juwelen wieder einlösen kannst.

Anfänglich wollte ich sie durchaus nicht annehmen. Wollte Gott, ich wäre bei diesem Vorsatze geblieben! Ich wußte, daß sie als Hochzeitsgeschenk für seine Bianka bestimmt waren. Er erwiderte, die Hochzeit werde erst in einem Monate gefeiert werden, und die Juwelen würden weit eher wieder eingelöset seyn. Ich nahm daher das Kästchen an, und eilte damit zu dem Juden Isaak, der mir wirklich die Summe darauf gab, welche ich brauchte, und das Kästchen in meiner Gegenwart versiegelte. Ich hatte versprochen, meine Schuld den folgenden Morgen abzutragen; da ich jedoch den geringsten Anschein von Verzug zu vermeiden wünschte, so ging ich nach dem Spielhause zurück, und bezahlte das Geld mit dem heimlichen Gelübde, von diesem Augenblicke an einem Laster zu entsagen, das ich, wie ich dachte, so theuer bezahlt hatte. Aber ach! wie

wenig sah ich die schreckliche Strafe voraus, die mir noch vorbehalten war. Bei meiner Ankunft zu Hause befiel mich Nasenbluten, von welchem der Flecken auf meinem Rocke herrühren muß. So vereinigte sich alles, um mich als Thäter eines Verbrechens zu bezeichnen, das meine Seele verabscheuet. Ich sehe, daß ich als Opfer fallen muß, und ich erkenne die Gerechtigkeit des Himmels, der mich auf diese Art wegen des abscheulichen Entschlusses straft, mich selbst umzubringen. Nicht der Gedanke des Todes macht mich traurig, sondern die Schande drückt mich zu Boden, welche auf meinem Namen haftet.

Trösten Sie sich, Graf! versetzte die Dame, Sie müssen am Leben bleiben, um über die Bosheit des Geschickes zu siegen, und die Ehre Ihres Namens zu retten. Ich habe Ihnen Gelegenheit zum Entkommen verschafft; in der Entfernung von Venedig erwarten Sie in Sicherheit die Entdeckung Ihrer Unschuld. Folgen Sie mir!

Ehe der Graf seiner schönen Retterin gehorchte, bat er sie, ihm ihr Gesicht zu zeigen. „Ich bin Ihnen so viel schuldig," fuhr der Graf fort, „und ich hoffe, daß einst der Tag kommen wird, wo ich im Stande seyn werde, wenigstens einen Theil davon abzutragen."

Die Dame warf ihren Schleier zurück, und enthüllte ihr Gesicht, worin die vollkommenste Schönheit durch den Ausdruck des sanftesten Mitleids gemildert wurde. „Graf," begann sie wieder, „ich will Ihnen nichts verheimlichen. Ich bin die Wittwe des Marchese Alfieri; die Aussage meines alten Bedienten ist eine von den Ursachen Ihrer Verurtheilung gewesen, aber so fest er auch von Ihrer Schuld überzeugt war, so sehr ängstigt er sich doch jetzt, da er Ihre Standhaftigkeit vernommen hat. Seine Zweifel hatte er den Richtern mitgetheilt, aber sie wollen sie nicht anhören. Innig bereuet er das, was er gegen Sie ausgesagt hat, und die Vorwürfe, welche er sich hierüber macht, haben ihn in eine gefährliche Krankheit gestürzt. Er gestand mir die geheime Ursache seiner Krankheit, und von diesem Augenblicke an entschloß ich mich, alles Mögliche zu Ihrer Rettung beizutragen. Sehen Sie, Graf! welche unerwartete Hülfe der Himmel selbst in dem gefährlichsten Augenblicke sendet; lassen Sie „Hoffnung und Entschlossenheit" Ihren Denkspruch seyn."

Sie wartete nicht so lange, um seinen Dank anzuhören, sondern führte ihn nach der Thüre des Gefängnisses, wo jemand auf ihn wartete, um ihn nach einem benachbarten Kloster zu bringen. Die guten Väter nahmen ihn freundschaftlich auf, und durch ihre zärtlichen Bemühungen kam er bald wieder zu Kräften. Als alle Gefahr des Nachsetzens vorbei war, ging er nach Spanien, und nahm unter einem fremden Namen Kriegsdienste.

Der Graf Maffei zeichnete sich bald aus; seine Verdienste schafften ihm Freunde, und hätte er des Vergangenen vergessen können, so wäre er glücklich gewesen, allein der bittere Gedanke an den Verlust seiner Ehre verließ ihn nie, und seine Traurigkeit wurde noch durch die Leidenschaft vermehrt, die er seit langer Zeit, obschon sich selbst unbewußt, gegen seine schöne Retterin hegte.

Es war offenbar, daß sie ihn nicht vergaß; denn er bekam oft Geld, und da er nicht wußte, woher, so konnte er nicht an der großmüthigen Hand zweifeln, welche es ihm schicke. Oft, wenn seine Seele in den Augenblicken von Verzweiflung durch den bittern Gedanken ganz zu Boden gedrückt war, daß er mit einem entehrten Namen aus der Welt gehen müsse, erinnerte er sich an die liebenswürdige Gestalt der Marchese, wie sie zu ihm die tröstenden Worte sprach: „lassen Sie die Hoffnung und Entschlossenheit Ihren Denkspruch seyn." Als aber vier Jahre verflossen waren, ohne daß eine Spur von dem Mörder entdeckt war, verließ in die schwache Hoffnung, die er noch immer genährt hatte, fast gänzlich. Zu Anfange des fünften Jahres faßte er daher den Entschluß, nach Venedig zurück zu reisen; er glaubte, daß, wenn er sich unerkannt und verkleidet unter die Volksklassen mische, er Gelegenheit finden werde, den Mörder zu entdecken. So unwahrscheinlich dieß auch war, so verließ er doch Spanien, und machte sich nach Italien auf die Reise.

In elender Kleidung langte er des Nachts zu Venedig an. Den darauf folgenden Morgen trieb ihn ein unwiderstehlicher Hang nach der Stelle hin, wo der Mord begangen worden war. Der Anblick des Ortes rief in seiner Seele die schrecklichen Qualen zurück, die er ausgestanden hatte, und er seufzte laut. In diesem Augenblicke näherten sich zwei Polizeidiener, die ihm nachgefolgt waren, ohne daß er etwas davon bemerkt hatte, und verhafteten ihn. „Elender!" rief Einer, „wohl möget Ihr seufzen, aber die Strafe des Himmels bleibt nicht aus, und das Blut des ermordeten Grafen wird nicht länger mehr vergebens um Rache schreien."

Als sie ihn in das Gefängniß führten, sammelte sich eine große Menge Volks um sie her; ein großer Hund drängte sich durch den Haufen, und als er den Grafen berochen hatte, sprang er voll Freuden an ihm hinauf. Der Graf Maffei sah das Thier aufmerksam an, und bemerkte, daß es der Lieblingshund seines ermordeten Vetters war. Er war gewohnt, diesen Hund zu liebkosen, und dieser Beweis von Anhänglichkeit von Seite eines unvernünftigen Thiers in einem Augenblicke, wo ihn alle menschliche Hülfe verlassen hatte, war mehr, als seine Standhaftigkeit ertragen konnte. Jetzt verließ ihn der Hund, und stürzte schnell, wie der Blitz, auf einen Menschen los, den die Neugierde herbei gezogen hatte, und der zu wissen wünschte, was die

Digitized by Google

Ursache des Zusammenlaufes sey. Vergebens gaben sich die Zuschauer alle Mühe, den Fremden aus den Klauen des wüthenden Hundes zu befreien; dieß war nicht eher möglich, als bis er ihn so zerfleischt hatte, daß das Blut in Strömen herabfloß, und selbst jetzt war dieß nur mit der größten Anstrengung auszuführen.

Die Gerechtigkeit des Himmels, sagte der verwundete Fremde mit sterbender Stimme, hat mich end licherreicht, und zwar beinah auf derselben Stelle, wo ich Menschenblut vergossen habe. Vor beinahe fünf Jahren fiel wenige Schritte von hier durch meine Hand der Graf Borghetti. Jetzt war er so schwach, daß er nicht mehr weiter sprechen konnte. Ein Schrei der Freude entfuhr jetzt dem Grafen Maffei. Die Volksmenge verlangte seine Befreiung, allein die Formen der Gerechtigkeit verboten den Polizeidienern, ihn los zu lassen, bis nicht die Aussage des Fremden gerichtlich aufgenommen sey. Man schaffte diesen in ein nahes Kloster, und die Aerzte gaben sich alle Mühe, ihn am Leben zu erhalten, aber vergebens; jedoch lebte er noch so lange, daß er durch eine umständliche Erzählung die Unschuld des Grafen darthun konnte. Der Hauptinhalt derselben war folgender: Er war ein geborner Römer, und während eines kurzen Aufenthalts zu Venedig verliebte er sich in die schöne Signora Bianka. Er wandte sich an sie, aber sein Gesuch wurde ungünstig aufgenommen, und nicht lange nachher wurde sie die Braut des Grafen Borghetti. Der stolze Römer schwur insgeheim seinem Nebenbuhler den Untergang, und da er sehr rachsüchtig war, so nahm er zum Meuchelmorde seine Zuflucht. Eine Zeit lang hatte er vergebens auf eine Gelegenheit gelauert, seinen teuflischen Entschluß zur Ausführung zu bringen. Endlich begegnete er den Vettern, als sie zusammen das Kaffeehaus verließen. Er folgte ihnen in der Ferne nach, und kaum hatten sie sich von einander getrennt, so führte er sein Vorhaben aus. Aus dem Schrei des alten Mannes schloß er, daß zu seiner Sicherheit noch ein anderes Schlachtopfer nothwendig sey, aber der Angriff des Hundes nöthigte ihn, sein Nachsuchen aufzugeben. Nur mit Mühe machte er sich von dem treuen Thiere los, dem er mehrere Wunden beibrachte. Als der Graf angeklagt, und wegen der Mordthat verurtheilt wurde, fühlte er keine Spur von Reue oder Mitleid; er freute sich vielmehr, daß die große Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Grafen den alten Mann verführt hatte, gegen ihn auszusagen. Er verließ daher Venedig mit der Hoffnung, daß seine That nie an den Tag kommen werde. Auch besuchte er diese Stadt nicht eher wieder, als zwei Tage vor seiner Verhaftung.

Kaum hatte der Römer seine Aussage beendigt, so erhielt der Graf Maffei seine Freiheit, und bekam sein Eigenthum wieder, das eingezogen worden war. Ach! wer vermag die Gefühle zu beschreiben, die ihn bestürmten, als seine Ehre gerettet war, und er sich derjenigen zu Füßen warf, welcher er das Leben zu verdanken hatte. Er versuchte seine Dankbarkeit gegen sie auszudrücken, aber es fehlte ihm an Worten. Was diese jedoch nicht vermochten, das sagten seine Augen, und in diesen las die Marchese, daß sein Herz mit dem ihrigen übereinstimme. Der Graf faßte bald Muth, und entdeckte ihr das Geheimniß seiner Liebe. Sie erröthete bei diesem Geständnisse, aber es dauerte nicht lange, so reichte sie ihm vor dem Altare ihre Hand auf immer. Beide lebten ein sehr glückliches Leben, und Liebe und Treue vermehrten die schönen Tage, welche für Tugend bestimmt sind.

Mannigfaltigkeiten.

Unter den Aufmerksamkeiten, welche dem Könige von Preußen während seiner Anwesenheit in Koblenz erwiesen wurden, erwähnt die Kobl. Ztg., daß der Metzger Franz Lill eine Wurst verfertigt und dem Könige und der Kaiserin von Rußland im Schlosse präsentirt hat, an deren einem Ende ein künstlich gearbeiteter Schweinskopf sich befand. und die sodann schlangenartig bis zu einer Länge von 130 Fuß fortgesetzt war und alle Arten seiner Wurstsorten in Einem Darm vereinigte. Das Gewicht betrug 120 Pfund, und erregte dieses Meisterstück einer Wurst großes Wohlgefallen und Heiterkeit bei Ihren Majestäten.

[Reitunterricht.] Ein Berliner Stallmeister und Reitlehrer theilt seinen Unterricht in theoretischen und praktischen ein. Er beginnt gewöhnlich mit dem ersten kurz und verständlich, in folgender Vortragsweise: „Hr. Baron, wir werden heute mit der Theorie anfangen. Sehen Sie, das Thier da nennt man Pferd, und dies Ding da ist eine Reitpeitsche. Das eine wird gebraucht, um das andere damit realiter zu insultiren, und kostet 1 Thaler, wenn sie es beim Sattler kaufen; bei mir bekommen Sie es um fünf Silbergroschen billiger. — So, Herr Baron, nun können wir zur Praxis übergehen."

Lebensgenuß.

Himmlischer Lebensgenuß ward' dem auf Erden verliehen,
Der mit dem Guten auch Schönes zu einen versteht.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Waillandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 113 16. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Endlich hatte denn die geschäftige Fama auch Eduard davon unterrichtet, daß Emma die ganze Woche im Pfarrhause zubringen würde. Jeden Tag suchte er nun eine Gelegenheit, sich unbemerkt, und so daß Niemand von seinen Umgebungen etwas davon erfuhr, in das Pfarrhaus zu schleichen, aber jeden Tag wurde er daran gehindert, weil ihn seine Eltern keine Stunde von der Seite des Baron K** und dessen Schwester — die noch bis zum Ende des Monats in B** zu bleiben beabsichtigten — wegließen. Erst am Freitag Nachmittag sah sich Eduard einmal allein und benutzte die Zeit, um einen Spaziergang zu machen und dabei die Pfarre zu besuchen, in der er jedoch keineswegs lange zu verweilen gedachte.

Als er ins Pfarrhaus kam, wurde er mit allgemeiner Freude empfangen und dringend gebeten, den ganzen Nachmittag dazubleiben. Er dankte dafür und machte die Unmöglichkeit eines längeren Verweilens bemerklich, indem er versicherte, daß er Niemand im Schlosse gesagt, wohin er seinen Weg genommen hätte. Aber doch zögerte er gern und unterhielt sich angelegentlich mit der fröhlichen Jugend; zehnmal ergriff er seinen Hut, und zehnmal legte er denselben wieder weg. Ein einziger Blick auf Emma hielt ihn endlich fest und er beschloß, dazubleiben. Um den Grafen zu ergötzen, schlug die Pfarrerin eine Fahrt auf dem See vor, und Alle nahmen den Vorschlag mit Freuden auf. Zwei allerliebste nette Schaluppen wurden bis an die Gartenbrücke gerudert, die Gesellschaft setzte sich ein und die Fahrzeuge wurden nach einer Insel gerichtet, die weit in dem ruhigen spiegelklaren See lag. Flöte, Guitarre, Waldhorn und Klarinette waren von der musikalischen Familie mitgenommen worden, und bedachtsam hatte Wilhelm auch Emma's Laute mitgebracht, die schon am Montage in das Pfarrhaus geholt worden war. Man spielte und sang, man scherzte, lachte und war ungemein heiter; aber Niemand war glücklicher als Eduard. Seine Blicke verfolgten Emma unaufhörlich, er sang Duetts mit ihr, drückte ihr dann und wann die Hand und vergaß darüber seinen Vorsatz, sie zu fliehen; vergaß alle seinem Glück hindernd entgegen tretenden Gesellschafts- und Verwandtschaftsverhältnisse — kurz die ganze Welt. Ein hinreichender Vorrath von Erfrischungen war mitgenommen worden, und da der Abend einer der schönsten war, den man sich denken konnte, so wurde das Abendessen im Freien auf der Insel eingenommen. Die Pastorin bat den Grafen wegen des einfachen Mahls um Entschuldigung, aber ihm erschien dasselbe wie ein Göttermahl, so unsäglich glücklich fühlte er sich an diesem Abend. Es war schon spät, als die frohe Schaar an den Rückweg dachte, denn der Pfarrer war nach Norrköping gereist und wurde erst am folgenden Abend zurückerwartet; deßhalb glaubten die jungen Leute — vorzüglich da die Pfarrerin mit anwesend war — daß sie mit der Heimkehr nicht so pünktlich zu seyn brauchten. Aber die gute Pfarrerin fing bald an, sich um die Gräfin zu ängstigen, denn sie stellte sich die Angst der Mutter vor, wenn man ihren einzigen lieben Sohn überall vergebens suchen würde. Mehreremale erinnerte sie an die Rückreise, aber Alle baten sie, noch eine Weile bleiben zu dürfen; und Eduard war derjenige, der am meisten für das Zurückbleiben auf der schönen Insel stimmte. Endlich war Mitternacht nahe, da bemerkte die Pfarrerin, um den vergeßlichen Eduard mit Höflichkeit an seine Pflicht zu erinnern: — „Aber die Frau Gräfin ist wohl davon unterrichtet, daß wir heute die Ehre haben, den Herrn Grafen bei uns zu sehen?" — „Nein, mein Gott, das weiß sie nicht!" — rief Eduard wie aus einem Traum erwachend — „ich habe keinem Menschen gesagt, wohin ich ging, und Niemand hat mich aus dem Hause weggehen sehen. Ach, meine arme Mama, sie wird gewiß recht unruhig um meinetwillen seyn! Dank, gute Frau Pastorin, daß Sie mich daran erinnert haben — o, lassen Sie uns zurückeilen." — Kaum hatte er ausgesprochen, so sprang er in eine der beiden Schaluppen. Die kleine Alfonsine, der Pfarrerin jüngstes Kind, sieben Jahre alt, lief in diesem Augenblick noch auf der Insel herum und pflückte

Digitized by Google

Blumen. Eduard war ein großer Kinderfreund und liebte vorzugsweise dieses Kind, das ungewöhnlich schön, klug und liebenswürdig war. So oft er in der Pfarre war, beschäftigte er sich mit Alfonsine, schenkte ihr Bilder und Spielzeug und fesselte dadurch das Kind ungemein an sich. Es liebte den Grafen über alle Beschreibung und jubelte ihm laut entgegen, so oft es ihn von Weitem erblickte. Kaum sah es jetzt den Grafen in die Schaluppe springen, so rief es: — „Warte, Graf, ich komme auch mit!" — und eilte ihm mit ausgestreckten Armen und fliegenden Locken nach. Aber in seiner Hast trat das Kind fehl und stürzte in den See. Mit lautem Geschrei eilten Alle ans Ufer und Friedrich, der ein guter Schwimmer war, sprang sogleich in den See, um seine kleine Schwester, den Liebling der ganzen Familie, zu retten. Aber Eduard war ihm schon zuvorgekommen und mit der Schnelligkeit eines Pfeiles ins Wasser gesprungen. Das Kind war sogleich auf den Grund des — zum Glück nicht allzu tiefen — See's gesunken, Eduard und Friedrich tauchten Beide unter das Wasser, und der Erstere war glücklich genug, das Kind sogleich zu finden; nach einigen Sekunden tauchte er mit dem Kind im Arme empor und Friedrich folgte ihm gleich darauf nach.

Die Pfarrerin war ohnmächtig niedergesunken, als sie in einem und demselben Augenblick zwei ihrer Kinder in der Tiefe des See's sah. Man kann sich denken, welcher Jammer in diesem Augenblick auf der Insel herrschte und wie sich derselbe schnell in Freude umwandelte, als man das Kind und die beiden muthigen Schwimmer gerettet am Ufer erblickte. Man bemühte sich zunächst, die Pfarrerin ins Leben zurückzurufen; und als sie endlich die Augen öffnete, legte man ihr das gerettete Kind in die Arme und sagte ihr, daß sie dem Grafen für die Rettung desselben zu danken habe. Mit einem Gefühl, das nur eine Mutter zu fassen vermag, drückte sie das gerettete Kind an ihr Herz und sank damit zu Eduards Füßen, indem sie die Hand gen Himmel hob und nur die Worte sprach: — „Dort Ihre Belohnung!" — Eduard hob sie empor und theilte ihr mit, daß Friedrich gleichen Antheil an Alfonsine's Rettung habe und er selbst nur mehr vom Glück begünstigt worden sey. Da fiel die Pfarrerin ihrem Sohn weinend um den Hals. — Die kleine Alfonsine weinte ohne Aufhören, denn der Schreck hatte sie sehr erschüttert und Wilhelm fürchtete, daß dem kalten Bad eine Krankheit folgen könnte. Man wickelte das Kind in einen Mantel und beschleunigte den Heimweg so sehr man konnte, weil Jeder der Anwesenden nach dem heftigen Schreck das Bedürfniß nach Ruhe fühlte. Aber noch dauerte es lange, ehe Eduard zu seinen Eltern zurückkehren konnte, denn seine Kleider waren ganz durchnäßt und die Pfarrerin fürchtete sowohl für seine, als für ihres Sohnes Gesundheit; denn die Nacht war kühl und das Wasser ungewöhnlich kalt.

Sobald man in das Pfarrhaus gekommen war, eilten die Herren mit Eduard auf ihr Zimmer, wo sie dem Letzteren Kleider von dem Magister A**, der mit ihm von gleicher Größe war, aufdrangen. Dann eilte der Graf, so schnell er konnte, durch den Pfarrgarten und begab sich auf den Heimweg, ohne Abschied von den Damen zu nehmen. Denn er wollte allen weiteren Danksagungen entgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Todtenkopf.

In seinen wöchentlichen Plaudereien aus Paris erzählt Jules Lecomte folgende merkwürdige Geschichte:

Vor einigen Tagen wurden behufs eines Neubaues Erdarbeiten in einer Garnisonsstadt in der Nähe von Paris vorgenommen. Es sollte eine Kaserne einen Anbau erhalten; das Terrain war ehemals ein Kirchhof gewesen, man hatte deßhalb in einiger Entfernung vom Bauplatze eine große Grube auswerfen lassen, und die Gebeine, welche man ausgrub, wurden Tag für Tag da hinein geschüttet.

Eines Abends war eine Anzahl Soldaten von der Garnison in einer benachbarten Schenke versammelt; man sprach von jenem Umstande, Einige mit Scheu, Andere mit Spöttereien. Unter den starken Geistern waren ein Brigadier und ein Trompeter. Trotz allem dem, meinte jedoch der Trompeter, zum Brigadier gewandt, wirst Du Dich wohl hüten, um Mitternacht zu gehen und uns einen Kopf aus der Grube zu holen.

Was wettest Du?

Bier vollauf für uns alle, die wir hier sind.

Topp! fünf Minuten nach Mitternacht soll der Todtenkopf hier auf dem Tische stehend zuschauen, wie wir uns deine Gesundheit auf deine Kosten trinken!

Wir werden sehen! versetzte der Trompeter zuversichtlich. Einige tadelten, Andere lobten die gottlose Renommisterei. Es schlug zwölf Uhr. . . Der Brigadier verließ die Schenke und wanderte durch die Dunkelheit der großen Grube zu, welche zur Aufnahme der ausgegrabenen Gebeine diente. Eine kleine Leiter hatte er mitgenommen. Am Rand der Grube angekommen, läßt er sie hinab, stemmt sie zwischen den Gebeinen fest und steigt vorsichtig hinab, bis er unten angelangt. Die Nacht war dunkel, der Himmel mit Regenwolken bedeckt; er unterscheidet nichts, tastet und tappt, fühlt Knochen, Rippen; . . . endlich, nachdem er einige Schritte

gemacht, stößt er mit dem Fuße über etwas, strauchelt und fällt —, als er danach tastet, fühlt er das, was er sucht, unter seinen Händen — einen Schädel. Froh über den Fund, packt er ihn, den Finger in die Augenhöhlen schiebend, und macht sich damit auf den Rückweg. Aber kaum ist er dem Ende der Leiter nahe, als eine dumpfe Stimme sich erhebt und aus der Tiefe ruft:

Unglücklicher! Warum kommst Du in Deinem Frevelmuth, meinem Leichnam diesen Theil zu rauben? Gib mir meinen Kopf wieder! — Der Brigadier hält an, mehr überrascht als erschrocken. Aber plötzlich wird die Leiter unter ihm heftig geschüttelt.

Gib mir meinen Kopf wieder! hallt es aus der Tiefe. Die Leiter droht umzuschlagen, so wird sie geschüttelt.

Nun ja denn! — Da hast Du Deinen Kopf! ruft der Soldat aus und schleudert den Schädel mit der ganzen Kraft seines Aergers in die Tiefe zurück. . . Ein furchtbarer Aufschrei folgt dem Niederfall.

Jetzt wird es dem Brigadier unheimlich zu Muthe. Er springt auf den Rand und läuft, so eilig er kann, zur Schenke zurück.

Blaß und mit kaltem Schweiße bedeckt, kommt er hier an und erzählt den sonderbaren Zwischenfall bei seiner verwegenen Expedition.

Aber, heißt es bald, wo ist denn der Trompeter? Er ist nicht mehr da . . . Er wird sich bei Seite gemacht haben, antwortete man, aus Furcht, daß er die Wette zu bezahlen haben würde. — Und darüber geht man aus einander, ohne an das verlorene Bier zu denken; denn das Grauen des Brigadiers hatte Alle angesteckt. Man legt sich schlafen.

Am anderen Morgen, als die Arbeiter kamen, fanden sie den Trompeter auf dem Boden der Todtengrube. Er war todt. Der Brigadier hatte, indem er den Schädel zurück warf, den Anstifter des Frevels an den Kopf getroffen und ihm die Hirnschale gespaltet!

Redensarten.

(Fortsetzung.)

Cabale. Die Minister Karl's II. von England, Clifford, Ashley, Buckingham, Arlington und Lauderdale, bildeten mit den Anfangsbuchstaben ihrer Namen das Wort Cabal, und seitdem soll es als eine Bezeichnung für eine Genossenschaft intriganter Menschen gebraucht worden seyn. In der englischen Sprache ist es auch wohl nicht früher gebräuchlich, doch scheint das französische Cabale älterer.

Calembourg. Nach der gewöhnlichen Deutung sprach ein deutscher Edelmann von Calemburg am Hofe des Königs Stanislaus Leszcynski von Polen zu Luneville so schlecht Französisch, daß sich fortwährend die lächerlichsten Verwechslungen ergagaben. Die Geliebte des Königs, die Herzogin von Boufflers, brachte diese Späße nach Versailles und Paris, wo von nun an alle ähnlichen Scherze den Namen Calembourg's erhielten. Es wird jedoch auch ein zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in Paris lebender witziger Apotheker Calembourg zur Erklärung des Ausdruckes angeführt; und eine dritte aber sehr gezwungene Erklärung ruft das italienische calamo burlare, mit dem Kiel (Feder) spassen, zu Hülfe.

Das hat einer selber gemacht. (Dürftige Arbeit, Dilettanten-Arbeit.) Der alte Zelter und Chamisso gingen eines Abends spät durch die Straßen Berlins nach Hause. Aus einer Parterre-Wohnung schallte noch Geigenspiel. Chamisso legte das Ohr an den Fensterladen, um zu horchen; aber nach den ersten Bogenstrichen rief Zelter: Kommen Sie, die Musik macht sich einer selber.

Ente. (Zeitungs-Ente.) Zur Erklärung wurde unlängst folgende Erzählung in mehreren Blättern mitgetheilt: In den ersten Zeiten des Kaiserreichs waren Mystifikationen an der Tagesordnung und die Sucht, einander Bären aufzubinden, war in allen Klassen der Gesellschaft verbreitet. Der geistreiche Brüsseler Egide Norbert Kornelissen, der bei allen Gelegenheiten viel Humor zeigte, fand auch daran sehr große Freude und ließ, um die lächerlichen und fabelhaften Neuigkeiten zu karikiren, welche in dieser Zeit die Journale so häufig brachten, in das Feuilleton einer Zeitung nachstehende Geschichte setzen: Die Gefräßigkeit der Enten sey unbeschreiblich, wie man aus folgendem Falle sehen könne. Man hatte zwanzig dieser Thiere zusammengebracht. Eine davon wurde sammt Federn und Knochen klein gehackt und von den übrigen neunzehn gierig aufgefressen; eine von den letzteren unmittelbar darauf den übrigen in voriger Weise vorgesetzt und ebenfalls aufgefressen; und so ging es fort, bis nach ziemlich kurzer Zeit nur eine übrig war, welche ihre neunzehn Schwestern im Leibe hatte. — Diese kleine Geschichte, welche von ihm sehr geistreich ausgeführt war, machte in kurzer Zeit die Runde durch alle Journale und sie war in Europa fast vergessen, als sie etwa vor zwanzig Jahren in Amerika von angeblichen Augenzeugen bestätigt und mit einem Sektionsberichte über die später getödtete Ente wieder auftrat. Jetzt ist die Sache wohl ziemlich vergessen, aber der Name bekanntlich geblieben.

Gallimatthias. Zur Erklärung führen die Enzyklopädieen ein Geschichtchen von einem Advokaten an, der in lateinischer Rede über einen Hahn

(gallus), welcher seinem Eigenthümer Matthias entwendet, beide Worte so bunt durch einander geworfen, daß seitdem Wortgewirr Gallimatthias genannt worden. Die Geschichte ist jedoch augenscheinlich gemacht, um das Wort zu erklären. F. Wachter glaubt es gebildet aus gallus Matthias, d. h. wälscher Matthias, einer, der wälsches Zeug redet.

Auf den Hund kommen. Wir wissen nicht, wie alt diese Redensart ist. Stammte sie aus neuerer Zeit, so könnte man versucht seyn, sie mit einem Vorgang in Verbindung zu setzen, der jedenfalls in mehr als einer Beziehung so charakteristisch ist, als daß wir ihn nicht hier folgen lassen sollten. Er fällt in die Zeit, nachdem Göthe als Hoftheater-Intendant in Weimar, von Schiller unterstützt, das deutsche Drama auf seine höchste Höhe gehoben hatte. Aber zugleich war manche Klage wider ihn laut geworden, manche Intrigue wider ihn angesponnen. Dazu kam denn jenes Ereigniß, das Eduard Devrient in seiner trefflichen Geschichte der deutschen Schauspielkunst mit folgenden Worten erzählt: Ein untergeordneter Schauspieler, Namens Karsten, besaß einen Pudel, dessen Gelehrigkeit ihn auf den Gedanken gebracht hatte, ihn zur Hauptrolle eines Melodrama's, „Der Hund des Aubry", das zur Zeit in Paris Aufsehen machte, abzurichten und damit in Deutschland umher zu gastiren. Der Plan gelang vollkommen, die vornehmsten Theater-Direktionen nahmen den Pudel mit offenen Armen auf, die ersten Künstler ließen sich zu seiner Genossenschaft herab (Ludwig Devrient spielte in Berlin den vom Hunde verfolgten Bösewicht), und das hohe und niedere Publikum war von der Hunde-Komödie entzückt. Göthe äußerte sich mit gerechter Entrüstung über diesen Unfug; wen hätte diese Entwürdigung der Bühne mehr empören sollen, als ihn, der so viel seiner edelsten Lebenskraft an ihre Erhebung gesetzt hatte! Dieser Moment war der Intrigue in mehr als einer Hinsicht günstig. Einflußreiche Personen des Hofes waren nach den Künsten des Hundes lüstern, man konnte ihnen gefällig seyn und zugleich Göthe aufs Aeußerste treiben. Der Großherzog wurde dem Pudel geneigt gestimmt und die Zumuthung an Göthe gerichtet: das vierbeinige Talent nach Weimar zu berufen. Göthe antwortete lakonisch: „Schon in unsern Theatergesetzen steht, daß kein Hund auf die Bühne kommen darf", und gab der Sache keine weitere Folge. Indessen war die Intendanz ja vielköpfig genug, um auch ohne Göthe offizielle Anordnungen treffen zu können; so wurde im April 1817 Karsten mit seinem Pudel von Leipzig verschrieben, wo er eben seine Loebeern erntete, und die Vorstellung angesetzt. Am ersten Tage der Theaterprobe erklärte Göthe, mit einem Theater, auf dem ein Hund spielte, könne er nichts mehr zu thun haben, und fuhr auf dee Stelle nach Jena, sich mit der längst begonnenen Anordnung der Bibliothek zu beschäftigen. Dort erhielt er ein vom 13. Apeil datirtes Schreiben Serenissimi: „Aus den Mir zugegangenen Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimerath v. Göthe wünscht, seiner Funktion als Intendant enthoben zu seyn, welches ich hiemit genehmige. Karl August". Dieses Schreiben wurde den Theatermitgliedern abschriftlich mitgetheilt, Göthe's Sohn trat mit dem Vater ab, der Graf v. Edling ergriff die Zügel der Intendanz und der Hund des Aubry wurde am 12. und 14. April 1817 — indessen doch unter lauter Opposition des Publikums — auf der Weimar'schen Hofbühne aufgeführt. Das war der Ausgang der letzten Schul-Epoche der deutschen Schauspielkunst. Die Wiege des idealen Drama's, die Kunststätte, welche das Schauspiel zum edelsten Geschmack, zum höchsten Gedankenleben erheben sollte, war „auf den Hund gekommen".

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die „Revue de l'Orient" vom Juni d. J. enthält eine Einsendung von dem Chef des arabischen Bureau's zu Sebdu (Prov. Oran,) Hrn. Raimband, welcher berichtet, daß die Araber glauben, die großen Heuschreckenschwärme würden von einem Herrscher geführt, den sie Sultan nennen. Er sey ungewöhnlich groß, von blauer Farbe, mit grünen, weißen und rothen Streifen, die Augen glichen Perlen, und auf dem Kopf trage er einen geschlungenen Zopf, wie die Araberinnen (cubaia); über den Flügeln habe er in Form von Epauletten Fransen mit Goldschimmer. Ihn umgebe ein nicht ebenso glänzendes, aber doch von der gemeinen Schaar der Heuschrecken sehr verschiedenes Gefolge. Ein Vortrab gehe ihm um einen Tag voran, und wenn man diesen sehe, so sey an der Ankunft der Heuschrecken nicht zu zweifeln. Ein Hauptbestreben der Araber geht dahin, sich des Sultans der Heuschrecken zu bemächtigen. Im Mai des Jahres 1849 fingen die Uled Uriesch ihrer Meinung nach einen Heuschrecken-Sultan, und nach einem Beschluß der Aeltesten des Stammes wurde derselbe mit einer Deputation von zwölf angesehenen Männern nach dem Meere gebracht, und dort freigelassen mit der Bitte, das Land doch mit seiner Gegenwart zu verschonen; die Uled Uriesch erwarteten, daß, wenn die jungen Heuschrecken auskriechen, sie nach dem Ort, wo ihr Sultan sey, sich hinbegeben würden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 114 17. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Wie stieg durch seine muthige menschenfreundliche That in Emma's Augen sein Werth! Wie groß war ihr Genuß, sein Lob von der ganzen Familie preisen zu hören! Glücklich war sie den ganzen Nachmittag hindurch in seiner Gesellschaft gewesen; und glücklich in der Erinnerung an ihn, begab sie sich zur Ruhe und träumte von ihm.

Unterdessen war im gräflichen Schlosse, seitdem man Eduard vermißt und mehrere Stunden vergebens nach ihm gesucht hatte, eine entsetzliche Unruhe entstanden. Niemand hatte die geringste Ahnung davon, wohin der Graf den Weg genommen hatte; vergebens wurde überall in dem Bezirke des Hammerwerkes nach ihm gefragt. Die Gräfin war ganz untröstlich, als der Abend anbrach, ohne daß ihr Sohn zurückkehrte; und als Mitternacht vorüber war, ohne daß Jemand etwas über den jungen Grafen gehört hatte, gerieth sie in Verzweiflung. Eine Menge Menschen waren ausgeschickt, um nach Eduard zu streifen; Boten wurden zu allen Honoratioren der Nachbarschaft, welche Eduard zu besuchen pflegte — natürlich auch zu der Pfarrerfamilie gesandt; aber bei der letzteren antworteten die Dienstleute, die Herrschaft wäre nicht daheim. Von Eduard wußten sie nichts, denn Niemand von ihnen hatte denselben kommen oder die Gesellschaft in die Schaluppe steigen sehen.

Endlich kam der Vermißte heim. Welche Freude! Die Gräfin fiel ihm an die Brust und weinte, ohne ein Wort sprechen zu können; das Dienstvolk jubelte laut und Fräulein Louise freute sich im Stillen, um ihre zärtliche Theilnahme an der allgemeinen Freude nicht zu verrathen. Der alte Graf aber machte ihm Vorwürfe über sein langes Außenbleiben und über sein plötzliches und heimliches Verschwinden, indem er ihn zugleich fragte, wo er gewesen sey. In einiger Verlegenheit erzählte nun Eduard, daß er eine Wasserparthie mit der Familie des Pfarrers gemacht habe; allein er erwähnte Nichts von dem Unglücksfall der kleinen Alfonsine. Fräulein Louise ward bleich wie eine Leiche, als sie hörte, daß Eduard im Pfarrhause gewesen war; denn sie wußte, daß sich Emma jetzt daselbst aufhielt. Sie war es, die zuerst einen Boten in die Pfarre geschickt hatte, weil sie ahnte, daß Eduard dort sey; allein sie hatte sich beruhigt, als der Bote mit der Antwort zurück kam, daß Eduard nicht in der Pfarre gesehen worden. Als sie aber jetzt vernahm, daß er dennoch dort gewesen sey und sich dermaßen amüsirt habe, daß er den Lauf der Zeit ganz vergessen, da konnte sie ihre Bestürzung kaum verbergen. Bereits an dem Sonntag, an welchem sie mit Emma auf der Pfarre zusammengewesen war, hatte sie den Eindruck bemerkt, den dieselbe auf den Grafen gemacht hatte; und durch sein verlegenes Gesicht, als der alte Graf vor einigen Tagen bei Tische von ihr gesprochen hatte, war Louisens Argwohn nicht wenig vermehrt worden. Nicht etwa, daß ihr die Inspektorstochter in Bezug auf Eduards Vermählung als eine gefährliche Nebenbuhlerin erschien, nein; aber sie wollte nicht bloß Eduards Hand, sie wollte auch sein Herz besitzen; und in dieser Hinsicht war ihr Emma ein Dorn im Auge.

„Ich habe Nichts dagegen" — sprach der alte Graf zu seinem Sohne — „daß Du dann und wann die guten Pastorsleute besuchst; aber wenn wir fremden Besuch haben, könntest Du wohl im Hause bleiben, denn es ist weit weniger lebhaft, wenn Du nicht da bist." — Eduard entschuldigte sich artig bei dem Baron K** und seiner Schwester Julie-Louise, und man begab sich zur Ruhe. Am andern Abend erfuhr man aber in der gräflichen Familie durch das Gerücht, daß Eduard die jüngste Tochter des Pfarrers aus dem Wasser gerettet hatte. Die Gräfin, welche mit den Uebrigen diese aufopfernde Handlung ihres Sohnes rühmte, dankte Gott, daß sie in der vergangenen Nacht während Eduards Abwesenheit Nichts davon gewußt hatte, denn sie würde sonst für sein Leben oder seine Gesundheit gefürchtet haben, während sie jetzt Eduard frisch und gesund vor sich sah und also keine Besorgniß zu hegen brauchte.

Die Zeit für Emma's Anwesenheit im Pfarr-

Digitized by Google

hause war nun vorüber; es war bereits Montag und sie mußte von der Rosman'schen Familie scheiden. Die kleine Alfonsine war nach ihrem kalten Bade nicht krank geworden und Emma küßte beim Abschied mit zweifacher Zärtlichkeit dieses schöne liebenswürdige Kind, welches ihr fast noch theurer als früher geworden war, seitdem Eduard es gerettet hatte. Mit innigem, obwohl geheimem Wohlbehagen hörte sie Alle von dem Edelmuth und der Menschenfreundlichkeit des jungen Grafen sprechen; mit Rührung vernahm sie, wie der Pfarrer, als er nach seiner Rückkehr die Gefahr und Rettung seines Kindes erfuhr, gerührt versicherte, daß er an keinem Tage vergessen würde, den Grafen Eduard dankend in sein Gebet einzuschließen. — Als Emma nach Hause kam, wurde sie von ihren Eltern freundlich empfangen; allein Tante Gertrud war bei völlig schlechter Laune und Fridolf benahm sich noch kälter, als früher. Emma fand daher ihr elterliches Haus fast unerträglich. Sie setzte sich an den Webstuhl, um mit Eifer an ihrem Gewebe zu arbeiten, welches sie noch vor Johannis — das am Schlusse der laufenden Woche fiel — fertig haben wollte. Allein ihre Arbeit wurde schlecht; das Weben ging sehr übel, eine Menge Fäden gingen gleichzeitig auseinander, und kaum hatte sie dieselben in Ordnung gebracht, so zerrissen wieder andere. Die Einsamkeit, das schlechte Gewebe, Tante Gertruds schlechte Laune, die Sehnsucht nach dem heitern Leben in der Pfarre — Alles vereinigte sich, ihr diesen Vormittag zu einem der längsten und unangenehmsten zu machen, den sie jemals erlebt hatte. — Der Mittag kam. Der alte Hilbert war zornig und zankte seine Frau aus, weil sie vergessen hatte, Etwas zu thun, das er ihr am Vormittag aufgetragen hatte. Die Inspektorin weinte, und Emma's Augen wurden ebenfalls feucht, als sie die Betrübniß ihrer Mutter sah. Als das Mittagessen vorüber war, folgte Emma ihrer Mutter in deren Schlafzimmer, welches den gewöhnlichen Wohnzimmern fern lag. In dieses pflegte sich Frau Hilbert stets zu verschließen, wenn sie betrübt war. Getröstet durch die Theilnahme und durch die zärtlichen Liebkosungen der Tochter, hörte sie jedoch bald auf zu weinen. — „Gott segne Dich, mein gutes Kind" — sprach sie und drückte Emma an ihr Herz. — „Gott mache Dich so glücklich, wie ich wünsche, und lasse Dich nie erfahren, was ich so viele Jahre hindurch erfahren habe."

Da nahm Emma Gelegenheit, ihre Mutter um Beistand zu bitten und sie anzuflehen, ihre Tochter von dem Unglück zu retten, Fridolfs Gattin zu werden, wenn derselbe auf seinem Vorsatz beharren und sich auf das Versprechen ihres Vaters stützen sollte. — Die Mutter versprach, Alles, was in ihren Kräften stand, zu thun, um ihren Mann zu überreden, von dem gefaßten Entschlusse abzustehen; allein sie erwartete keinen großen Erfolg davon, denn wenn sich ihr Mann einmal Etwas vorgenommen hatte, so ließ er sich selten oder nie wieder davon abbringen. Selten war er bei so guter Laune, daß seine Frau ihm nur eine Einwendung zu machen wagte; und that sie dieß, so wurde sie gewiß nicht beachtet.

Am Abend dieses Tages ging Emma im Park unweit ihrer elterlichen Wohnung spazieren; da fand sie in den Stamm einer Linde den Namen „Emma" eingeschnitten. In der melancholischen Stimmung, in welcher sie sich eben befand, holte sie sich ein Federmesser und schnitt die Worte: — „Vergiß mich!" — unter diesen Namen, denn sie zweifelte nicht, daß Eduard ihren Namen in den Baum geschnitten hatte. Und obwohl sie sich am Freitag durch Eduards Gegenwart in der Pfarre und durch alle Beweise von Liebe, die er ihr gab, sehr glücklich gefühlt hatte, so hatte doch der trübe Montag ihre Stimmung so geändert, daß sie sich wirklich von ihm vergessen wünschte.

Als Fridolf später Abends vom Hammer zurückkehrte und seinen Weg durch den Park nahm, bemerkte er die in die Linde eingeschnittenen Worte. Sogleich fiel ihm ein, daß der Name Emma's von Niemand, als von Wilhelm herrühren könnte. Und daß Emma selbst die Worte: — „Vergiß mich!" — darunter geschrieben hatte, dessen war er so gewiß, daß er sich ungemein darüber freute. Ruhiger als gewöhnlich ging er schlafen. Allein er erstaunte nicht wenig, am folgenden Morgen, als er wieder durch den Park ging und den Stamm der Linde betrachtete, unter den Worten: „Vergiß mich!" — die Worte: — „Ich kann nicht." — eingeschnitten zu finden. Verdrüßlich über Wilhelms vermeinte Hartnäckigkeit schnitt er unter die Worte: „Ich kann nicht." — die Worte: — „Du mußt!" — ein, setzte seinen Weg zufrieden fort und freute sich, daß Wilhelm, wenn er die letzten Worte lesen würde, sie für Emma's Willensäußerung halten und unwillkürlich glauben müsse, Emma wolle Nichts mehr von ihm wissen.

Wilhelm wußte jedoch nicht das Geringste von Fridolfs Eifersucht und zunehmendem Haß gegen ihn oder von den in die Linde eingeschnittenen Worten. Aber Emma's Erstaunen, als sie wieder an die Linde kam und die beiden letzten Inschriften fand, läßt sich leicht denken. Daß Eduard unter ihr „Vergiß mich!" — die Worte: — „Ich kann nicht." — eingeschnitten hatte, bezweifelte sie nicht; wer ihr aber so dienstfertig zuvorgekommen war und das verdrüßliche: — Du mußt!" — in den Baum geschnitten hatte, konnte sie Anfangs nicht begreifen. Erst später kam ihr die Vermuthung bei,

Digitized by Google

daß Niemand als Fridolf sich diese Mühe genommen haben könnte.

Doch war sie bei sich nicht recht einig, ob sie diese Worte wegschneiden oder stehen lassen sollte. Sie beschloß endlich das Letztere, um Fridolf keinen neuen Anlaß zu der Vermuthung zu geben, daß sie einen Andern liebe. Nur Eduard wegen wollte sie Fridolf allen Argwohn benehmen; denn daß der Letztere eifersüchtig auf Wilhelm war, davon hatte sie nicht die geringste Ahnung.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Gänse.

In der Stadt Arsemaß in Rußland wird ein ganz eigenthümliches Gewerbe betrieben; man richtet nämlich dort die Gänse, die einer sehr starken und wilden Gattung angehören, zu Kämpfen ab, wie in England die Hähne. In der „Reisemappe v. Eduard Jerrmann" findet sich eine interessante Beschreibung eines solchen Schauspiels, die wir unsern Lesern in den Worten des Reisenden selbst mittheilen:

„Ich trat mit meinem Begleiter Nikolai Petrowitsch in ein kleines Haus, auf dessen Flur uns schon ein enormes Gänsegeschnatter entgegen schallte. Der Besitzer desselben empfing uns sehr freundlich, setzte schnell Brod, Butter, Käse, Wurst und Wottka auf den Tisch, und ehe wir zur Besichtigung seiner Menagerie schritten, mußten wir ihm die Ehre erzeigen, ein frugales Frühstück bei ihm einzunehmen. Dann führte er uns in den Hof, wo hinter einem Verschlage sich etwa fünfzig dieser Thiere befanden, die mit Kartoffeln, Hafer u. s. w. gefüttert wurden. Hierauf gelangten wir zu abgesperrten Räumen, wo hinter den Gitterthüren je ein Pärchen saß; endlich zeigte er uns die bereits in der Dressur begriffenen, welche, jede abgesondert, in einem einzelnen Verschlage nur mit Hafer gefüttert wurden. In einem stallartigen Behältniß war eine kreisförmige Erhöhung von vier Schuh angebracht, und ringsum mit einer Bretterwand versehen; dieß war die Bühne, auf welcher die Kampfübungen stattfanden. Auf unsere Frage, ob es nicht möglich sey, uns eine Probe solcher Kämpfe zum Besten zu geben, besann er sich einen Augenblick, und sagt dann: recht gern! aber, meine Herren! das ist ein Geschäft! — Es könnte leicht nicht bei der Probe bleiben. Die förmlich Ausgelernten, die so abgerichtet sind, daß sie auch in der größten Hitze des Kampfes auf meine Stimme hören und ihre Beute fahren lassen, habe ich nach Nishnij zur Messe geschickt; dort werden Tausende von Rubeln auf ihre Stärke und Geschicklichkeit verwettet; die noch hier in der Lehre sind, gehorchen mir nicht so unbedingt, und wer stünde mir dafür, daß nicht eine die andere umbrächte? — Nicolai Petrowitsch übersetzte mir diese Besorgniß des Gänse-Züchters, worauf ich ihm vorschlug, jenem eine Entschädigung anzubieten. Als Nicol ihm das gesagt, erwiderte er: nur im Falle eines Unglücks; aber da könnte ich unter fünfzig Rub. B. nicht taxiren, denn ich nehme die beiden bestgezogenen Thiere, die ich hier habe. Wir gingen den Handel ein. Sogleich hob der Züchter auf zwei sich gerade gegenüberstehenden Seiten der Stechbahn ein Brett von zwei Schuh Breite aus der Einfassung und füllte eine Lücke mit zwei Gitterkasten, worin sich die Kämpfer befanden. Der eine war schneeweiß, der andere hatte graues Gefieder. Kaum wurden sich die Gegner ansichtig, als sie ihre Wuth und Kampfbegier durch Aufblasen der Brustfedern, ein wildes Zucken in den Flügeln, die sie in dem engen Raume nicht auszuspannen vermochten, und durch ein ängstlich erklingendes Stöhnen zu erkennen gaben. Der Kasten, in dem sie sich befanden, stand auf Rollen, und so wurden sie eine Zeit lang gegenseitig bis auf einen Fuß Entfernung einander zugeschoben, bis ihr Zorn auf's Aeußerste gereizt war; dann wurden die Kasten auf ihren Platz zurückgezogen, und die beiden Vordergitter zu gleicher Zeit in die Höhe gehoben. Pfeilschnell stürzten beide heraus, doch nicht gegen einander; jeder nahm des andern Platz ein, und schüttelte und spreizte das Gefieder, gleichsam um sich erst zum Kampf zu rüsten, wie Stacheln stiegen die Brustfedern in die Höhe, die Augen glühten; aus dem weit geöffneten Schnabel, wie aus den Nasenlöchern, schien ein Dampf zu wirbeln, und mit einem heiseren Krächzen erhoben sich beide zugleich, umkreisten in der Luft die Bahn, und stießen in der Mitte derselben so heftig gegen einander, daß beide, gewaltsam zurücktaumelnd, zu Boden stürzten; aber rasch erhober sie sich wieder, und faßten, jeder vor seinem Käfig, festen Fuß.

(Schluß folgt.)

Redensarten.

(Fortsetzung.)

Maulaffen feil haben, ist, scheint es, entstanden aus dem Mißverständniß des Niederdeutschen: „Dat Muul veel apen hebben", das Maul viel offen haben.

Der Katze die Schelle anhängen. Bekannt ist die Fabel, worin die Mäuse beschließen, der Katze, um jedes Mal vor ihrem Nahen gewarnt zu werden, eine Schelle umzuhängen, und dann die Schwierigkeit entsteht, den Beschluß auszuführen;

Digitized by Google

man deutet aber auch zur Erklärung der Redensart auf die alte Sitte, liederliche Personen des anderen Geschlechts oder „Käthen" zur Strafe mit einer Schellenkrause herumzuführen; bei vornehmen Sünderinnen habe es dann geheißen: Niemand will der Käthe die Schelle umhängen, und aus Käthe wurde Katze.

Die Levitenmesse (Leviten) lesen, die Kapitelsmesse lesen. (Jemandem derb die Wahrheit sagen.) Bei allen geistlichen Stiftern übte der Vorstand — Dechant, Prior, Abt, Aebtissin — ein Censor-morum-Amt im Kapitelhause über die Domizellaren und jüngeren Kanoniker, Vikare, resp. Mönche und Nonnen aus, und zwar meist nach der Messe, welche in den größeren Stiftern täglich von einem Presbyter unter Assistenz eines Diakons und eines Subdiakons gehalten wurde. Eine solche Messe heißt bekanntlich eine Levitenmesse.

Morganatische Ehe ist ebenfalls plattdeutsch: Ehe, worin die Kinder den Stand und Namen nicht des Vaters, sondern der Mutter erhalten: „Na de Moer gaan."

In den Sack stecken. Kaiser Maximilian II. hatte eine wunderschöne natürliche Tochter, Namens Helena Schaarseg, nach deren Besitz Viele strebten. Unter diesen gaben sich besonders Mühe ein reicher und vornehmer Spanier, dessen Name uns nicht bekannt ist, und Andreas Eberhard Rauber, der Hofkriegsrath des Kaisers, der ein Mann von ungemeiner Leibesstärke war und einen Bart besaß, der ihm bis auf die Füße und wieder hinauf bis an die Mitte seines Leibes ging. Auch der spanische Bewerber war ein sehr starker Mann. Der Kaiser wußte nicht, welchem von Beiden er die Hand der Tochter geben sollte, bis er auf den Einfall kam, seine Tochter demjenigen antrauen zu lassen, der sie sich erkämpfen würde. Die Bedingung wurde von Beiden angenommen, so sonderbar auch die von Maximilian bestimmte Kampfesart war. Beiden Nebenbuhlern wurde nämlich ein Sack gereicht, der nach der Größe des Gegners gefertigt war. Mit diesen sollten sie auf einander losgehen und wem es gelänge, den Andern in den Sack zu stecken, der sollte wohl belohnt, geehrt und der Bräutigam der schönen Helena seyn. Im Angesicht des ganzen Hofes begann der Kampf und wurde lange mit gleichem Vortheil, Glück und ziemlich gleicher Stärke geführt. Endlich gelang es dem Rauber, seinem Gegner den Sack über den Kopf zu werfen, ihn umzustürzen und völlig in den Sack hineinzuschieben. Das Gelächter der Zuschauer über diese Prozedur war groß; eben so groß aber auch der verletzte Stolz des Spaniers, der augenblicklich den Hof verließ. Rauber jubelte in unendlicher Freude. Helenens Hand wurde ihm nebst einer sehr reichen Aussteuer zu Theil.

Etwas am Schnürchen haben (auswendig können, gleich in Bereitschaft haben), erklärt sich durch die Sitte des Mittelalters, Münzen an einer Schnur aufgereiht als Schmuck an dem Halse zu tragen, die man im Nothfall zu Zahlung verwenden konnte. Daher auch die Redensart: Von der Schnur zehren.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der „Bayer. Eilbote" erzählt aus München: Vor Kurzem wurde, wie seit der Hundekrisis sehr oft, wieder ein Wagen mit eingefangenen Hunden durch die Stadt geführt, um sie dem Schinder zu überliefern. In der Sendlingergasse nahm der begleitende Fangknecht noch geschwind ein Hündchen mit, das ihm eben ohne Leine entgegen kam. Der Eigenthümer des Hundes, der eine Reklamation bei dem Hundsfänger aus naheliegenden Gründen scheute, wendete sich in seiner Noth an einen des Wegs kommenden Schusterbuben, dem er einen Kronenthaler versprach, wenn er den Schieber an dem Hundskasten öffne und seinen Hund herauslasse. Der Schusterbube, dem Ruf und der Kühnheit seines Standes alle Ehre machend, öffnete richtig den Schieber, und die ganze Schaar der Hunde fand ihre Freiheit, ehe der Nachrichter etwas merkte. Alsbald war der Schusterbube verschwunden, und unter allgemeiner Heiterkeit des Publikums entfernte sich der Hundsmann mit seiner leeren Equipage.

Der „Sächs. Konst. Ztg." wird aus Bautzen folgende die beiderseitige Stimmung bezeichnende Anekdote als Faktum mitgetheilt: „Ein hiesiger Kaufmann trifft auf einer Reise mit einem Böhmen zusammen. Das Gespräch kommt auf die Zollfrage und der gute Oesterreicher spricht sein Entsetzen vor einer Zolleinigung mit Sachsen aus, mit den Worten: Wir in Böhmen liegen täglich auf den Knieen und bitten Gott, daß er solches Unglück von uns gnädig abwenden möge! O mein Freund, erwiderte rasch der junge Kaufmann, dann können sie uns Sachsen einen großen Gefallen thun. — Und welchen? wenn ich fragen darf. — Auf den Knieen noch recht lange liegen zu bleiben, war die Antwort." —

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 115 19. Juli 1852.

Emma's Herz.

VII.

Die Anzüge.

(Fortsetzung.)

Donnerstag Vormittags saß Emma ganz einsam in ihrer Stube und putzte mit einer Scheere die hervorstehenden Fäden von dem fatalen Gewebe ab, das sie nun aus dem Webstuhl genommen hatte. Ihre Gedanken waren mit ihrem gewöhnlichen Gegenstand beschäftigt — mit Eduard. Sie freute sich, daß sie wieder zwei Tage in seiner Gesellschaft zubringen würde; denn Sonnabends war Johannisvorabend, und an diesem Tage sammelten sich alle Bewohner des Hammerwerks, Hohe und Niedere, auf dem Herrenhof, um den Maibaum zu umtanzen. Und da dieß das erste Johannisfest war, welches der junge Graf in B** zubrachte — außerdem aber auch sein Namenstag Adolf — so hatte die Gräfin Veranstaltung getroffen, daß sich die jungen Leute aus den höhern Ständen maskiren sollten, um ihren Sohn damit zu überraschen. Man hatte keinen Ball für die Herrschaft veranstaltet, weil das Volk in dem großen Saal des einen Schloßflügels, der Gerichtssaal genannt, tanzen sollte. Am Johannistage dagegen sollte in der Pfarre eine förmliche Verlobung gefeiert werden, wozu Hoch und Niedrig eingeladen wurde.

Während Emma mit der lebhaften Phantasie eines siebzehnjährigen Mädchens an die Annehmlichkeiten dieser beiden Festtage dachte und nur den Wunsch hegte, daß ihre liebe Julie, mit welcher sie fast an jedem Posttage Briefe wechselte, daran Theil nehmen könnte, klopfte es so laut an ihre Stubenthür, daß sie ganz erschrocken ihre Scheere zu Boden fallen ließ; darauf hörte sie vor der Thür ein lautes Gelächter. Sie sprang auf, um zu öffnen — Emilie Rosman, von ihrem Bruder, dem Magister, begleitet, stand draußen. Während Emilie Emma umarmte, wollte sich ihr Bruder unter artigen Verbeugungen deßhalb, daß er mit seiner Schwester gekommen war, entschuldigen; aber Emilie ließ ihn nicht zum Sprechen kommen, sondern rief sogleich: — „Ja, liebe Emma, ich mußte Wilhelm mitgehen lassen, sonst hätte ich nie wieder Gnade vor seinen Augen gefunden. Ich begegnete ihm in der Allee, als ich hierher ging; er fragte mich, wohin ich ginge, und als ich ihm antwortete: — „zu einem Mädchen" — da hättest Du sehen sollen, wie seine Augen durch die Brille funkelten." — — „Schäme Dich, daß Du so schwatzest," — unterbrach Wilhelm seine Schwester — „ich wußte ja, daß Du zu Mamsell Hilbert gingst."

„Du weißt doch" — sprach Emilie, indem sie sich setzte, zu Emma: — „Du weißt doch, daß übermorgen Johannisvorabend ist?" — „Warum sollte ich dieß nicht wissen?" — „Bist Du zur Gräfin eingeladen?" — „Ja wohl." — „Gedenkst Du Dich zu maskiren?" — „Ei ja." — „Nun, das gedenken wir auch zu thun, denn der alte Broberg sagte, als er bei uns im Hause war und uns einlud, daß es die Gräfin wünsche. Wie wirst Du Dich denn kleiden?" — „Ich weiß es noch nicht bestimmt" — erwiderte Emma. — „Ich möchte mich gern als Wahrsagerin kostümiren, wenn ich nur ein passendes Kostüm hätte" — versetzte Emilie. — „Niemand von den Mädchen daheim weiß, wie ich mich kostümiren werde, während ich die Masken der Uebrigen an meinen fünf Fingern herzählen kann. Wenn Du Dir nur denken könntest, welcher Lärm und Tumult in unserm Hause herrscht. Alle Stuben sehen wie Kleiderschränke aus, so daß der Papa nicht weiß, wohin er sich setzen soll, wenn er in ein Zimmer tritt. Die Mama bittet Gott, daß er ihr das Gehör erhalten möge, denn Alle schreien auf sie los: — „Wir brauchen rothe Seide, grüne Seide, Golddrath, Chenille! — Liebe Mama, gute Tante, beste Frau Pfarrerin, leihen Sie mir ein wenig alten weißen Flor, mir ein Paar Schuhschnallen, mir einen Fächer" u. s. w. — Und die arme Mama, welche die Güte selbst ist, hat nur immer herumzulaufen und Sachen zusammen zu suchen und obwohl sie ein Magazin von solchen alten Sa-

Digitized by Google

chen hat, so will es doch nicht ausreichen. — Weißt Du übrigens Emma, daß auch sogar die kleine Alfonsine ihr Kostüme bekommt? — Sie wird als Genius mit kleinen Flügeln gekleidet. Die Flügel hat mein zukünftiger Schwager zu machen versprochen; er versteht sich darauf, wie er sagt, Gott gebe nur, daß der Herr Schwager selbst nicht etwa Flügel hat; wehe sonst der armen Gustava! Dann flatterte er wohl nach etlichen Jahren von ihr fort und buhlte um andere Blumen. Es geht eine Sage hier zu Land, daß die Männer in Stockholm ihren Weibern nicht länger als ein Jahr treu sind; manche sogar nur einen Monat oder eine Woche. Aber das mag wohl blos Malice seyn. Nicht wahr, Emma? — Du mußt es doch wissen, da Du so lange in Stockholm gewesen bist?" Emma erwiderte lächelnd, daß sie keineswegs über alle Familien in Stockholm Rechenschaft geben könne; daß jedoch zwischen ihrem Onkel und ihrer Tante die vollkommenste Harmonie herrsche und daß sie in den Familien, mit welchen sie Umgang gehabt, nie etwas Anderes, als Eintracht und Friede zwischen Gatte und Gattin gefunden habe. — „Ja, Eintracht und Frieden, das glaube ich wohl" — fiel Emilie ein — „weil die armen Hausfrauen den Männern Alles zu Gute halten müssen, wenn Ruhe und Frieden herrschen soll. Doch — gleich viel — ich denke mich nicht nach Stockholm zu verheirathen."

„Aber liebe Emma" — sprach sodann Emilie, nachdem sich ihr Bruder entfernt hatte, um Emiliens Bitte entsprechend bei der Tante Emmas für sie einige zu ihrem Anzuge als Zigeunerin passende Kleidungsstücke zu leihen. — „Du sollst Dich als Flora kostümiren — es gibt jetzt solche herrliche Blumen; o, wie schön würdest Du aussehen!" — Allein Emma erklärte, daß ihr diese Maske zu anspruchsvoll vorkäme und daß sie lieber einen Tyroleranzug benutzen wolle, den sie schon in Stockholm auf einem Maskenball getragen hätte. Indem Emilie den Anzug zu sehen verlangte, machte sie die Bmerkung, daß Emma sehr niedergeschlagen schien. Allein Emma versicherte, daß sie sehr heiter sey und sich durch den Gedanken an die beiden bevorstehenden Festtage und durch den gegenwärtigen Besuch ihrer Freundin noch heiterer gestimmt fühle. Emilie umarmte sie und rief: — O, wie lieb ich Dich! Ach, wenn Du unsern Wilhelm so lieb hättest, so würden wir gewiß Schwägerinnen. Aber sieh, Du wirst eine Gräfin werden." — „Eine Gräfin!" — rief Emma hocherröthend. — „Ja" — fuhr Emilie fort — „das ist gar nicht unmöglich, denn Alle können ja sehen, wie verliebt Graf Eduard in Dich ist." — „Um Gotteswillen, Emilie" — bat Emma mit glühenden Wangen — „rede nicht solche Sachen" — „Nun erschrick nur nicht so sehr" — versetzte Emilie. — „Es schadet ja nicht, wenn man bei Hohen und Niedern beliebt ist. Wer kann wissen, was geschieht? — So viel weiß ich, daß sich Graf Eduard nicht mehr um Fräulein Louise kümmert, als ich um unsern Brennmeister; und nimmer wird sie Gräfin H**, obwohl sie ringsum überall für die Braut des Grafen gilt." —

(Fortsetzung folgt.)

Redensarten.

(Schluß.)

Streit um des Kaisers Bart. Die Numismatiker unterscheiden Münzen, die bärtige Köpfe zeigen, von solchen, worauf unbärtige ausgeprägt sind. Jene heißen numi barbati, Bartmünzen; dahin gehören mehrere römische Kaisermünzen, Trajan, Aurelian, Justinian u. s. w. Nun soll, wird behauptet, ein gelehrter Streit von den Münzkundigen geführt worden seyn, ob die ächten Münzen von Kaiser Karl dem Großen einen Bart zeigen müssen oder nicht.

Travailler pour le Roi de Prusse. (Zu deutsch: Für die Katz.) Auch diese Redensart wird mehrfach erklärt, aber keine Erklärung scheint uns genügend. Friedrich der Große, wird angegeben, hatte als Kronprinz durch seine Schriften, besonders durch seinen Anti-Macchiavell, der während seines Aufenthalts in Rheinsberg entstand, das Mißvergnügen der meisten übrigen europäischen Souveraine auf sich gezogen, da er ihrem Systeme darin derbe Wahrheiten sagte. Als er nun den Thron bestieg, fand er es für gut, aus Rücksicht für sie, und um des guten Einvernehmens willen, seine Schriften vertilgen zu lassen; dawider aber erklärten sich seine Verleger. Umsonst versuchte Voltaire, sie zu überreden; dieser nahm deßhalb endlich zur List seine Zuflucht: er ließ sämmtliche Schriften Friedrichs des Großen in Holland nachdrucken und änderte oder strich dabei alle Stellen, welche seinem Gebieter schaden konnten. Diese neue, mit der Approbation des königlichen Autors versehene Ausgabe machte die erste werthlos und ruinirte die Verleger in Preußen, die sich dem Könige früher sehr nützlich gemacht hatten. Gegen diese Deutung ließe sich Mehreres einwenden: das Entscheidende ist, daß der erste Druck des Anti-Macchiavell in Holland (Haag, 1740) erfolgte. Dann wird angegeben, Voltaire habe, nachdem er in Frankfurt auf Befehl des großen Königs verhaftet worden, sich heftig über ihn, seine Despotie und seinen Geiz beschweert und ausgerufen: Je ne veux plus travailler pour le Roi de Prusse.

Digitized by Google

Whig und Tory. Es war im Jahre 1679, sagt Hallam in seiner Geschichte von England, daß man zuerst die Wörter Whig und Tory auf englische Parteien anwandte. Die Bedeutung von Tory ist schwer zu erklären. Die Partei, welche zuerst damit belegt wurde, war für das Successionsrecht des Herzogs von York. Daher nannte man sie zuerst Yorkisten. Denn weil der Herzog von York seine katholischen Glaubensgenossen, die Irländer, begünstigte, so wurde die ganze Partei als irisch verschrieen und man gab ihr nun den Spottnamen bogtrotters — Moorläufer — endlich tory, was die wildesten unter den irischen wilden Stämmen bezeichnet. So erklärt wenigstens Roger North (Examen. S. 321). Tory soll eigentlich toree seyn und im Irischen bedeuten: Gib her, der Ruf, womit jene wilden Irländer ihre Wegelagerei und Räuberei übten. In Burtons „Parliamentary Diary" finden sich unter dem 10. Juni 1657 gelegentlich einer Debatte über den Zustand Irlands folgende Worte des Majors Morgan aufgezeichnet: Wir haben drei Arten von wilden Thieren auszurotten, die eine Landplage für uns sind. Die erste ist ein öffentlicher Tory (public tory), auf dessen Kopf wir 200 Pfund setzen und 40 Pfund auf einen Privat-Tory. Eure Armee fängt sie nicht; die Irländer bringen sie ein; Brüder und Vettern schneiden einander die Gurgeln ab. Die zweite Bestie ist ein Priester, auf dessen Kopf wir 10 Pfund setzen; wenn er höheren Ranges, mehr. Die dritte Landplage ist der Wolf, auf den wir 5 Pfund setzen, wenn es ein Männchen, und 10, wenn es ein Weibchen ist." Man hat public tory mit einem Anführer von Tories, privat tory mit einem gewöhnlichen Banditen erklären wollen. — Die Tories fanden nun für ihre Gegner bald darauf den Spottnamen Whig, ein Ausdruck, der nach Roger North, in Schottland gäng und gebe ist und verdorbene Molken, nach den schottischen Lexikographen auch das säuerliche Wasser bedeutet, welches sich von der Buttermilch absondert. Burnet dagegen in der Geschichte seiner Zeit erzählt: „Die südwestlichen Schotten sind gezwungen, ihr Korn aus dem Norden zu holen, in Leith, und von dem Wort whiggam, womit sie ihre Pferde antrieben, nannte man sie dort whiggamors oder whigs. Im Jahre 1648, nachdem die Nachricht von der Niederlage des Herzogs von Hamilton zu ihnen gekommen, wiegelten ihre Pfarrer sie auf, nach Edinburgh zu marschiren, stellten sich an die Spitze ihrer Gemeinden und kamen mit fanatischer Wuth, betend und predigend auf dem ganzen Wege. Der Marquis von Argyle stellte sich ihnen mit seiner Partei gegenüber und schlug sie — es waren ihrer 6000 — zurück. Dieß hieß man den Einfall der whiggamors, und seitdem nannte man alle Rebellen gegen die Hofpartei whigs; von Schottland verbreitete sich der Ausdruck nach England." Dieß ist so weit richtig, als der Name whig den schottischen Covenanters zuerst beigelegt wurde. Doch bezeugen Laing (Geschichte von Schottland) und Lingard (Geschichte von England, X. 250), daß der Ausdruck nicht von dem Pferdezuruf, sondern von der Sitte der Schotten entnommen, whig oder saure Milch zu trinken, ein Nahrungsmittel, welches mit den sauren Mienen und der ascetischen Lebensweise der Covenanters aufs Beste in Harmonie gestanden, so daß der Spottname sie zugleich charakterisirt habe. Tory ist also im Grunde: Ire, und Whig Schotte.

„Zankt Euch nicht, sonst kommt der Datte!" (In Schwaben gebräuchlich.) Mit seinem Entstehen hat es folgende Bewandtniß. In dem württembergischen Orte Balingen wurden sonst Uneinigkeiten auf eine eigenthümliche Weise geschlichtet. Unter den ehrenhaftesten kernfesten Insassen wurde ein Mann ausgewählt, Datte (Vater) genannt. Diesem wurden noch zwei Gehülfen und mehrere Kundschafter beigegeben, welche über die Verhältnisse der Eheleute im Dorfe Nachforschungen anstellen mußten. Erfuhr nun der Datte durch diese von Uneinigkeiten oder Zerwürfnissen eines Paares, so suchte er sich Gewißheit über diese Mittheilungen zu verschaffen. Hatte er sich dann von der Wahrheit derselben überzeugt, so ging er mitten in der Nacht mit seinen Gehülfen vor das Haus, klopfte an und antwortete auf die Frage, wer da sey, nichts als: „Der Datte kommt!" Mit dieser ersten Warnung ging er wieder fort. Hatte seine Mahnung geholfen, so war sein Zweck erreicht; wo nicht, so kam er nach geraumer Zeit zum Zweitenmale und wiederholte seinen Ruf: „Der Datte kommt!" Half es wieder nichts, so kam er auch zum Drittenmale; aber wehe denen, die es so weit kommen ließen! Denn ungehindert konnte der Ehefriedensstiften ex officio in das Haus eindringen und seinen friedenstiftenden Stock nach Willkür auf den Rücken der schuldigen Personen herumtanzen lassen.

Russische Gänse.

(Schluß)

Ein Moment verging so, in dem sie tief Athem schöpften, dann schritten sie mit zur Erde gebeugtem Kopf, mit lang gestrecktem Halse und weit ausgebreiteten Flügeln in großen Kreisen um einander her; dieß wurden immer enger, die Köpfe hoben sich mehr empor, die Flügel zogen sich ein;

Digitized by Google

auf zwei Fußlängen nahe trat, der graue Vogel plötzlich einen Schritt näher, und den Hals gewaltsam ausdehnend, stieß er so heftig mit dem Schnabel nach der Brust des Gegners und biß so scharf zu, daß, als er den Kopf zurückzog, die weißen Federn des Angegriffenen rings umher in den Kreis flogen; im selben Augenblicke aber hatte dieser sich emporgerichtet, die Flügel weit ausgebreitet und mit denselben einen so kräftigen Schlag nach dem Angreifer geführt, daß dieser sichtlich erbebte; doch diente der Schlag nur, seinen Muth zu erhöhen, und mit grimmigen Bissen fielen sich die Kämpfer nun gegenseitig an; das Brustgefieder des Weißen färbte sich mit einem leichten Rosa, dagegen schien beim Ausbreiten der Flügel der eine des grauen Thier verletzt zu seyn, denn er brachte ihn nicht zur Höhe, nicht zur Schwungkraft des andern; so währte dieser Kampf des Schlagens und Beißens wohl gute zehn Minuten lang, in denen die Gegner sich bald näherten, bald scheu einige Schritte von einander rückwärts taumelten, um sich mit neuer Wuth anzugreifen; jetzt aber drängten sie mit einemmale hart gegeneinander, Brust war fest gegen Brust gepreßt, die Füße stampften gewaltsam, während die ausgebreiteten Flügel mit majestätischer Gewalt auf einander einschlugen, und einen starken Zugwind in dem Raume erzeugten, während die Köpfe auf einander einfuhren und die Hälse sich zu umschlingen mühten. Nach langem Hin- und Herschwanken gelang dieß Manöver endlich dem weißen Thier; es riß den umwundenen Hals des Gegners an sich, den Leib desselben zu Boden und warf sich über ihn, als der Züchter mit einer spitzen Stange auf das Podium des Kampfplatzes sprang, sie zwischen beide Hälse steckte, und sich gewaltsam darauf stemmend, mit einer dünnen Gerte auf den weißen Sieger so lange schlug, bis sich dieser dem Gegner entwand und in den Käfig flog. Dieser ward sogleich geschlossen; der graue Unterlieger aber blieb am Boden sitzen, und schien, halb erwürgt, erst wieder allmählig Luft zu gewinnen.

Der Eigenthümer nahete ihnen nun, den verwundeten zu untersuchen; er hatte viele Federn verloren, blutete aus mehreren Wunden, doch war er nicht gefährlich verletzt; der andere Kämpfer zeigte nur eine Wunde an der Brust, der noch fortwährend Blut entströmte, doch erklärte der Eigenthümer keine der Wunden für bedeutend. Das Schauspiel war im höchsten Grade imposant gewesen, und die englischen Hahnenkämpfe sind nicht damit zu vergleichen, die gegen diesen etwas Kindisch-lächerliches an sich tragen. Auf unsere Frage, ob er, nach Art jener Kämpfe, die Füße der Thiere nicht bewaffnete, erklärte der Dressant, daß dies bei Gänsen so überflussig als unthunlich sey; das Erstere, weil sie große Kraft in den Füßen besäßen, daß, wenn sie fest des Gegners Brust damit bedrücken, sie ihn zu ersticken im Stande sind, das Letztere, weil die Beschwerung der Füße sie am Aufschwingen hindere und so den Kampf seiner schönsten Zierde berauben würde. Wir boten dem Züchter den verabredeten Preis; da ihm aber kein Thier zu Grunde gegangen, schlug er jede Entschädigung für seine Zeit und Mühe aus, und begleitete uns auf das Freundlichste bis vor seine Thür. Wir unserer Seits theilen die Begeisterung des Erzählers für eine derartige Thierquälerei keineswegs, finden dieselbe vielmehr ebenso barbarisch, wie eines wahrhaft gebildeten Menschen unwürdig.

Mannigfaltigkeiten.

Der musikalische Enthusiasmus der Armerikaner, der sich namentlich wäheend Jenny Lind's Aufenthalt in den Vereinigten Staaten entwickelte, ist immer noch im Wachsen. Gleichzeitg ist vor Kurzem an die Legislaturen der Staaten New-York, Massachussets und Pennsylvanien der Antrag gelangt, in den drei Hauptstädten New-York, Boston und Philadelphia Opernhäuser zu erbauen, die es an Umfang und Pracht mit La Scala in Mailand, San Carlo in Neapel und Her Majesty's Theatre in London aufnehmen sollen. Die ersten Sänger und Sängerinnen Europa's sollen für diese Theater gewonnen werden, durch die man der Welt zu zeigen gedenkt, daß man auch in Republiken etwas für die Kunst zu thun vermag. Signora Alboni befindet sich bereits in Amerika; Madame Sontag wird dort im nächsten Herbst erwartet, und auch Fräulein Wagner hofft man im nächsten Jahre zu gewinnen. Natürlich ist mit allen diesen Ankündigungen ein gut Theil amerikanischer Prahlerei und Humbug verbunden, aber ein Stück Geld werden es sich die Yankees schon kosten lassen, um zu zeigen, daß auch sie Ohren haben, um zu hören, so wie starke Hände und Füße, um enthusiastischen Beifall zu spenden.

Räthsel.

Mit n der Charitinnen Schmuck,
Mit r des Geistes schwerster Druck.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 116 21. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Emma öffnete ihren Kleiderschrank, und während sie aus den darin hängenden Kleidern, den Tyroleranzug nebst Zubehör hervorsuchte, fuhr Emilie fort: — „Ja, ja Einige werden vornehm in der Welt, allein ich für meine Person will nicht so hoch fliegen, ich will mit dem beschränkten Loos zufrieden seyn, Frau des Predigers hier am Hammerwerk zu werden." — „Was sagst Du?" — rief Emma, erfreut, daß sich das Gespräch von Eduard weggewendet hatte. — „Der hiesige Hülfsprediger ist ja schon verheirathet." — „Wenn er auch unverheirathet wäre" — versetzte Emilie — „den will ich gewiß nicht haben. Er kann doch nicht Zeitlebens Hülfsprediger bleiben; ich hoffe vielmehr er wird bald ein Pastorat erhalten und dann — wenn der Magister A** Hülfsprediger würde! Weißt Du wohl, Emma, ihn oder keinen Andern will ich zum Manne haben. Das habe ich auch dem Papa schon gesagt. — Gestern rief mich der Papa nämlich in seine Stube, damit ich ihm den Kragen in Ordnung bringen sollte. Nun, da paßte ich die Gelegenheit ab und sagte: — „Ach, wer doch ich auch so glücklich, wie Gustava wäre und am Johannisvorabend verlobt würde!" — Der Papa lachte. — „Darf ich denn nicht auch heirathen, Papa?" fragte ich ihn. Er sah mich erstaunt an. — „Ei ja, gewiß darfst Du" — sprach er dann — „wenn Du nur erst einen ehrenwerthen passenden Bräutigam hast." — „O, den hätte ich wohl!" — meinte ich. — „So!" — sagte er — „das ist mir wirklich eine Ueberraschung. Habe ich denn die Ehre, den Herrn Bräutigam zu kennen?" — „O ja wohl, Papa; es ist kein Anderer als der Magister A**." — Der Magister A**? Rasest Du?" — fragte er. — „Nein, nein; es ist mein voller Ernst, ich will nie einen andern Mann haben, als ihn." — „Du willst also einen armen Hülfsprediger heirathen?" — „Ein armer Hülfsprediger kann bald selbstständiger Prediger werden, lieber Papa, besonders wenn der Magister A** Prediger hier am Hammerwerk wird, anstatt des jetzigen Predigers; denn der Letztere muß doch nun bald Pfarrer werden." — „Es ist ungewiß", sagte der Papa — „ob A** Prediger oder sonst Etwas überhaupt mehr, als er jetzt ist, werden wird. Ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der erst seit anderthalb Jahren Hülfsprediger ist, muß sehr unbesonnen seyn, wenn er einem kindischen Mädchen die Idee in den Kopf setzt, daß er verliebt in sie ist. Das will ich ihm doch sagen, sobald ich ihn treffe." — „Nein, um Gotteswillen nicht, lieber Papa" — rief ich und fiel ihm um den Hals — „sage ihm ja kein Wort davon, denn er weiß ja nicht das Geringste; ich betheure bei Allem, was mir heilig ist, daß er mir nie ein Wort über diesen Gegenstand gesagt hat." — „Dann bist Du es also, die um ihn freit?" — sagte der Papa. — „Das ist hübsch." — „Nein, Papa, das habe ich nicht nöthig, ich weiß schon, daß er mich liebt und daß er kein größeres Glück wünscht, als mich zur Gattin zu haben — seine Augen haben mir das tausendmal gesagt." — „Er hat also sprechende Augen" — fiel der Papa lachend ein — „nun, und die Deinigen? — Waren sie stumm? — Oder wie?" — Ich erröthete, das fühlte ich, denn mein ganzes Gesicht glühte und ich verbarg es an des Papa's Brust. — „Tausend, das muß ich sagen" — fuhr er nun in demselben scherzenden Tone fort — „das Mädchen hat sich auf die Studien gelegt. Erinnerst Du Dich noch, als Du französisch lernen solltest, wie langsam es ging; da hattest Du weder zum Lesen noch zum Sprechen einer feemden Sprache Lust, und jetzt sprichst und liesest Du sogar die Augensprache. Wer hat Dich das gelehrt, Mädchen?" — „Ich weiß es nicht, Papa" — antwortete ich. — „Du weiß es nicht? Nun, so will ich Dir sagen, daß Du Dein Studium noch auf einige Jahre aufschieben kannst, denn Du bist noch zu jung dazu." — „Zu jung, Papa, ich bin ja volle achtzehn Jahre." — „Ei das ist kein Alter, wenn man noch so muthwillig und kindisch ist, wie Du" — sagte er — „Aber das sage ich Dir", fuhr er in ernstem Ton fort — „ich werde künftig ein wachsames

Digitized by Google

Auge auf Dich und auf den Magister A** haben, und bemerke ich, nur die kleinste Liebesintrigue zwischen Euch, so muß er sofort aus dem Hause. Danach richte Dich und verlaß mich jetzt." — „Nein, jetzt nicht, da der Papa böse ist" — rief ich weinend und hielt ihn beim Rock fest — „der Papa muß mir verzeihen, eher gehe ich nicht von der Stelle. Ich verdiene keine Strafe für mein Vertrauen zu dem Papa, ich hätte ja Alles verschweigen können — aber das will ich nicht, denn ich habe nie einen Gedanken gehegt, den ich nicht einem so guten Vater offenbaren konnte und mußte. Und Papa selbst hält ja so viel vom Magister A**, warum soll ich denn nicht auch finden, daß er liebenswürdig ist?" — Da umarmte mich der Papa, küßte mich auf die Stirn und versicherte, daß er weder auf mich, noch auf den Magister böse sey. — „Fahre fort, mein theueres Kind", fuhr er dann fort — „stets Vertrauen zu Deinen Eltern zu hegen, denn Niemand auf Erden, als sie, kann zärtlicher an Deinem Wohl oder Wehe Theil nehmen; doch" — fügte er hinzu — „muß mir meine liebe Emilie versprechen, sich die albernen Liebesgrillen aus dem Sinne zu schlagen." — „Ich dachte, diese Grillen wären nichts weniger als dumm, aber dennoch versprach ich dem Papa, mir dieselben aus dem Sinn zu schlagen, obgleich mein Herz ganz anders sprach. Er umarmte und küßte mich nochmals, und wir schieden als die besten Freunde von der Welt. Ach, Emma, wenn Du wüßtest, welchen guten Vater ich habe! Aber wenn er seine ernste Miene annimmt, dann ist wahrhaftig nicht mit ihm zu spaßen. Und seine Drohung hat so viel bei mir gewirkt, daß ich von nun an den Magister A** vermeide, weil ich fürchte, daß ich gegen meinen Willen die Augensprache mit ihm spreche oder lese." —

Den Tyroleranzug auf dem Arme hatte Emma schweigend der Erzählung Emiliens zugehört. Erfreut, daß sie dadurch Gelegenheit fand, ihre eignen Gedanken zu zerstreuen, heftete sie ihre Aufmerksamkeit mit lebhaftem Interesse an jedes Wort, welches ihre Freundin sprach. Als Emilie geendet hatte, sprach Emma: — „Aber wie konntest Du so kindisch seyn, Emilie, und Deinem Vater solche Sachen vorschwatzen? Schämst Du Dich nicht Deiner Einfalt, vorzüglich da Dir der Magister seine Liebe nie erklärt hat?" — „Nein, warum sollte ich mich denn schämen?" — fragte Emilie. — „Mein Herz hat nie einen Gedanken gehegt, dessen ich mich zu schämen brauche; und da der Allwissende darin liest, warum soll nicht auch mein Vater darin lesen?" — Emma erröthete bei diesen Worten der liebenswürdigen Emilie und schlug die Augen nieder. Eine Erinnerung an Eduard sagte ihr, daß sie ihrerseits manchen Gedanken hege, den sie zwar nicht vor dem Allmächtigen verbergen konnte, den sie aber um Alles in der Welt ihrem Vater mitgetheilt hätte.

„Ist es nicht wahr, gute Emma" — fuhr Emilie fort — „daß jeder Mensch einen Vertrauten braucht, dem er mittheilen kann, was in seinem Innern vorgeht? Wie unrecht ist es also, solche Vertraute zu wählen, die nicht klüger als wir selbst sind und die uns trotz des besten Willens durch Unerfahrenheit und Unverstand irre leiten können. Nein, besser ist es, sich einen Vertrauten zu wählen, von dem man weiß, daß er unser Bestes will und kennt. Diese Regel haben meine Schwestern und ich von Kindheit auf befolgt. Gustava und Jenny vertrauten der Mama Alles an, mein Vertrauter aber ist stets der Papa gewesen, der auch seinerseits auf mich und auf meinen ältesten Bruder am meisten unter allen seinen Kindern hält, obwohl er nie zeigen will, daß er einen Unterschied zwischen uns macht." —

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag im Forsthause.

Geschichte von W. O. v. Horn.

Es gibt auch noch im November schöne Tage, und die Leute sagen: „Das ist der alten Weiber Sommer." Das Jahr 1819 aber hatte es an sich, daß es wohl aussah, als sollte es keinen Winter geben; denn im November war's noch wärmer und schöner, als Anno 1817 im August. Aus diesem November erinnere ich mich einer Begebenheit, die ich euch, liebe Leser, erzählen will, und ich hoffe, ihr wißt mir's Dank; denn sie zeigt, wie Gottes Gnade die Seinen wunderbarlich führt, und tiefes Leid in selige Freude verwandelt.

Es war am 11. November 1819. Die Sonne schien noch recht lieblich auf einen Felsen, um den herum alte Eichen standen. Der Felsen war ganz mit Epheu umrankt, der seine schönen schwarzen Beeren in Büscheln trug. An dem Felsen ging der Weg vorüber, der nach dem neuen Forsthause führte, wo damals der Forstmeister Werner wohnte.

Oben auf der glatten Höhe des Felsens saßen zwei Knaben, kräftige, blühende Buben, der eine von neun, der andere von etwa eilf Jahren. Beide arbeiteten an einem Epheukranz, und plauderten miteinander.

„Es ist doch recht dumm", sagte der eine, „daß des Vaters Geburtstag nicht in den Mai fällt. Da fänden wir überall die herrlichsten Blu-

Digitized by Google

men und wir könnten Malchens Garten auch recht ausplündern."

„Ja freilich", sagte Ernst, der ältere, „dann gäb's einen Kranz, daß es eine Art hätte, und der gefiele dem Vater gewiß auch besser."

„Das will ich doch nicht sagen", bemerkte Fritz, der jüngere von beiden, „der ist ihm doch auch lieb. Was mich ärgert, ist, daß wir nicht mehr haben; aber die Mutter sagte, kaufen dürfen wir nichts aus unserer Sparbüchse, weil alle Kinder etwas Selbstgemachtes dem Vater schenkten."

„Aber die Mutter hat doch den neuen Hirschfänger mit dem vergoldeten Griffe nicht selber gemacht", sagte Ernst.

„Das ist auch die Mutter!" versetzte Fritz mit Nachdruck; „die hat keine Zeit, etwas zu machen; denn seit vier Wochen kocht sie ja immer, und die Mädchen sitzen droben heimlich bei einander und tuscheln. Was sie nur machen?"

„He! weißt Du das nicht?" lachte Ernst, „Ich weiß Alles. Hab's ihnen abgelurt, aber nichts gesagt! denn das darf man nicht, sonst verdirbt man ihnen die Freude."

„O, sag' mir's!" bat Fritz.

„Willst Du auch stillschweigen?"

„Ach, gewiß!" gelobte Fritz,

„Gib denn Acht", hob Ernst mit wichtiger Miene an. „Du weißt, wie der Vater voriges Jahr so traurig war, als ihm der schöne Holzkopf zerbrach, auf dem die Hirschjagd geschnitzt war. Ich glaube, er stammte vom Großvater. Da hat ihm der Arnold einen aus Ahornmaser geschnitzt, gerade wie der war, aber viel schöner und auch größer. Hei, den solltest Du sehen! Die Hirsche leben. Die Aeste der Tannen hört man ordentlich krachen, die sie im Durchjagen zerbrechen. Und Hunde sind dabei, man meint auch, man müsse sie bellen hören, Hühnerhunde, Bracken, Dächsel — und dahinter steht der alte Förster, die Büchse am Backen. Puff! da geht's los!"

Fritz hatte sehr andächtig zugehört. Seine Augen glänzten vor Lust.

„Ei, das muß ja eine helle Pracht seyn!" rief er voll Verwunderung aus. „Was wird da der Vater sagen? Ich wollt' ich könnte auch so schnitzen wie der gute Arnold! Was haben denn die Mädchen?"

„Rath' 'mal!" — Unser Malchen hat dem Vater zu dem neuen Hirschfänger ein Bandelier in Gold gestickt, das solltest Du sehen. Himmel! das blinkt!"

„Und Rosa?" fragte Fritz weiter.

„Ja, die hat erst etwas Schönes gemacht, eine grüne Pferdedecke mit den prächtigsten Eichelgewinden, gerade als lebten sie. Und in den Ecken ist des Vaters Namenszug in Gold eingestickt."

„Da kommen wir schön an mit unserem armen Geschenke," seufzte Fritz.

„Sey nur ruhig," sagte Ernst tröstend. „Die Mutter muß es doch besser wissen. Sie hat's uns angegeben. Ich hab' noch was vergessen," fuhr Ernst fort. „Der Arnold hat den schönen Kopf auch mit Silber beschlagen lassen und auf dem Deckel ruht ein Hirsch. 'S ist Dir eine wahre Pracht. Ich glaub' das Malchen hat's besorgt, denn der Arnold küßte sie aus Dankbarkeit."

„Ja schön!" rief Fritz, „das thut er alle Tage, wenn sie allein sind, und die besorgt doch nicht alle Tage so einen Beschlag an einen Pfeifenkopf."

Während die Knaben sich so angelegentlich unterhielten, hatte ihre Arbeit geruht. Der Abend nahte und es wurde kühler im Schatten der Bäume. Sie hatten auch nicht bemerkt, daß Jemand von der Landstraße in den Weg zum Forsthaus eingebogen und hinter sie hingetreten war.

Ein junger Mann war die Straße hergekommen. Seine Kleidung war dürftig und abgetragen. An zwei Salbenden trug er ein Bündel auf dem Rücken, woran er nicht schwer zu tragen hatte. Eine grüne Mütze deckte den Kopf, um den ein ungemein starkes braunes Haar lang herabhing. Ein sehr verwilderter Bart bedeckte das halbe Gesicht. Ueber die rechte Wange zog sich eine ziemlich breite Narbe. Auf seinen Dornenstock gestützt, stand er da, und hörte mit sichtbarer Bewegung dem kindlichen Geplauder der beiden Knaben zu.

Eine Bewegung verrieth jetzt seine Anwesenheit. Als ihn die beiden Knaben ansichtig wurden, sprangen Sie erschrocken auf.

Der Fremde beruhigte sie bald. Er erzählte, daß er zu Herrn Arnold, dem Aktuare des Forstmeisters, wolle, dem er Nachrichten aus der Heimath bringe.

„Ei, so komm", rief Fritz, „ich will Dich zu ihm führen."

„Dann wird ja Euer Kranz nicht fertig", warf der Fremde ein. Er bat sie fortzufahren, und bot ihnen seine Hülfe an, da er keine Eile habe.

Die Knaben nahmen das gerne an, und durch seine gewandte Hand wurde das Werk kindlicher Liebe nicht nur gefördert, sondern es gewann zu der Buben Freude bedeutend an Dauerhaftigkeit und Schönheit.

„Ihr seyd wohl beide des Oberförsters Werner Söhne?" fragte der Fremde, als die Arbeit zu Dritt begonnen hatte.

„Ei", fiel ihm Ernst in die Rede, „der Vater ist ja vor einem Jahre Forstmeister geworden!"

Digitized by Google

„Das wußte ich nicht", sagte der Fremde.

„Warst Du denn schon in unserem Hause?" fragte Fritz.

„Früher wohl", sagte der Fremde. „Du heißt ja Fritz?"

„Richtig", entgegnete der Genannte; „aber ich kenne Dich nicht mehr."

„Kann seyn", war die Antwort des Fremden. „Wie viel Kinder waren Euerer noch damals? — Ihr zwei, die beiden Mädchen — und ein größerer Bruder. Nicht wahr? Aber ich meine, eines von den Mädchen hätte Rosa geheißen?"

„Richtig, unsere stille, liebe, traurige Rosa!" fiel Fritz ein, „und der Bruder Karl."

„Wo ist denn der?"

„Ach", sagte Ernst traurig, „der ist wohl todt. Er ist im Krieg in Rußland gewesen. Darum weint auch die gute Rosa so sehr, denn die hatte ihn so lieb. Du solltest einmal sehen, wenn sein Name genannt wird, wie da auch gleich die Mutter weint. Der Vater fährt dann immer mit der Hand über die Augen, und geht hinaus."

Der Fremde mußte heftig husten, zog sein Taschentuch heraus, um sich die Augen zu trocknen, denn von dem starken Husten waren sie ihm übergegangen.

Als er damit fertig war, fragte er: „Was ist denn der Arnold eigentlich? Habt ihr ihn auch lieb?"

„Er ist Aktuar beim Vater," sagte Ernst, „und er hat ihn gar lieb, weil er ein guter Freund vom Bruder Karl gewesen ist. Wir haben ihn auch Alle lieb und unser Malchen besonders."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Eine Nichte des Kaisers Napoleon, die zweite Tochter Jerome's, hat schon vor längerer Zeit, wie man erst jetzt erfährt, den Schleier genommen und widmet sich als „Marie vom Erbarmen" der Krankenpflege. Eine andere wunderbar schöne und sehr jugendliche barmherzige Schwester saß weinend am Bett des Grafen Jules de Mornay, als dessen Sterbestunde nahete. Da schlug es acht Uhr, die Klosterschwester drückte ihre Lippen auf die Stirn des Sterbenden und wollte sich entfernen. Warten Sie, Schwester, sagte ein anwesender Geistlicher, warten Sie und drücken Sie Ihrem Vater die Augen zu. — Die junge barmherzige Schwester war wirklich Louise von Mornay, die Enkelin des Marschall Soult, die ein jährliches Einkommen von 100,000 Franken hätte haben und einen Mann aus den ersten Familien Frankreichs heirathen können. Sie zog es vor, sich gänzlich Gott und den Armen zu widmen.. Der Geistliche wollte sie zurückhalten, aber sie antwortete: nein, ich muß stets Gehorsam leisten und wäre es so schmerzlich wie hier, wo ich das Sterbebett des Vaters zu verlassen habe; die Regel gebietet mir, um neun Uhr im Kloster zu seyn, — und sie ging.

Man hat in Antwerpen eine in ihrer Art gewiß einzige Sammlung von aus Hamburg herstammenden Flöten — vierzig an der Zahl — entdeckt. Diese musikalischen Instrumente sind von einem Hamburger Arbeiter, Kaspar Rancho, zur Zeit der großen Hansa-Verbindung (1239), welche sich über ganz Deutschland und weit über dasselbe hinaus erstreckte, verfertigt worden, und sollen dazu gedient haben, den großen, von ihren Magazinen zur Börse schreitenden Kauf- und Handelsherren durch liebliche Töne das Herz froh zu machen. — Diese Flöten sind von der verschiedensten Länge, von 2—8 Fuß, vom vortrefflichsten Holze und stark mit Kupfer beschlagen. — Jahrhunderte lang waren sie in Vergessenheit gerathen und man wußte gar nicht, wo sie geblieben, bis es einem Musikfreunde vor Kurzem glückte, ihre Spur wieder aufzufinden. Er verfolgte dieselbe, und sie führte ihn auf den Speicherboden eines fremden Konsulats in Antwerpen, wo die Flöten auch wirklich noch völlig unversehrt vorgefunden wurden.

Es hat König Maximilian an verschiedene Künstler in und außer Bayern Aufträge zu Oelgemälden gegeben, die bei künftiger Vereinigung ein Gesammtbild der Weltgeschichte geben sollen. In diesen Cyclus ist auch ein Ereigniß gestellt, das vornehmlich für Bayern von großem Interesse ist: die Erstürmung von Belgrad durch Maximilian Emanuel im Jahre 1688. Der großherzoglich badische Hof-Maler Diez, durch seine Leistungen, vornehmlich im Gebiete der Schlachtenmalerei, sowie durch seine thätige Theilnahme am schleswig-holsteinischen Kriege rühmlich bekannt, seit lange aber in München wohnhaft, hatte den Auftrag für das oben bezeichnete Bild übernommen und ist damit bereits so weit vorgeschritten, daß es nahebei als vollendet gelten kann.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 117 23. Juli 1852.

Das Grab der Mutter.

Eine Erzählung von Karl Garnier.

Motto: „Ach dürften wir mit Thränen nicht
Die Wirklichkeit umweben,
Wie arm an Farbe, Glanz und Licht
Wärst du, o Erdenleben?"

A. W. Schlegel.

Die ruhigen Fluthen des alten Rheines eilen dahin, die Natur feiert ihren Abendfrieden, während der Stern der Liebe in magischem Lichte auf dem grünlichen Wasser zittert; es war ein Maiabend des Jahres 1832.

Auf der Moosbank eines Gartens, dessen dichtbewachsene Laubgänge und Anlagen sich bis zu dem Ufer des Stromes hinzogen, saß ein Jüngling, das schöngelockte Haupt auf die Hand gestützt und gedankenvoll in die Nacht hinausblickend.

„Ach, wie werden alle meine rosigen Bilder noch zerfließen, wenn mir die Zukunft das rauhe Bild der Wirklichkeit zeigt," unterbrach er, tief athmend, plötzlich die Stille; „doch, es muß auch wieder ein gewisser Reiz seyn, nachdem der Hoffnungsstern verblichen, das goldene Ziel verschwunden, die Wehmuth im Busen, die Leier in der Hand durch fremde Länder zu ziehen, wie jener Walther von der Vogelweide, als er nach der Rückkehr aus dem heiligen Lande die Untreue seiner Hildegunde erfahren! O! ich glaube, daß man sich auch in Leiden glücklich und heimisch fühlen kann!"

„Was phantasirst du wieder, Schwärmer," sprach unterbrechend ein junger Mann, welcher unbemerkt hinter den Rücken des Jünglings getreten war, „am Ende jagst du auch noch nach Windmühlen, wie jener fahrende Ritter der Mancha. Ich kann nicht begreifen, wie du nur allen deinen Traumbildern so sehr nachhängen magst; du verlierst zuletzt noch das eigene Selbst und paßt nicht mehr für die menschliche Gesellschaft!"

„Ach! lieber Bruder, laß mir meine Ideale und ich bin glücklich," entgegnete, das Haupt emporhebend, der Jüngling.

„Ideale! Unsinn!" fuhr Jener fort, „vage Hirngespinnste, die höchstens in die Vorrathskammer eines verrückten Poeten passen, jedoch nicht für den gesunden Menschenverstand. Die Wirklichkeit mußt du aufsuchen, das Leben kennen lernen, in die Arme des Vergnügens dich werfen, die Welt genießen, dann wirst du glücklich, Gustav. Folge mir in das Getümmel der Gesellschaft, zeige dich als einen Weltmann, spiele mehr den gefälligen Flatteur Frauenzimmern gegenüber, jedoch zugleich auch wieder den Schmetterling, sprich Vieles von ihren Reizen, damit du sie gewinnst und gib nicht immer die Rolle eines Finsterlings ab. So erregtest du vor einigen Tagen allgemeinen Anstoß, als wir vor der Loreley vorbeifuhren und du, während Alles in heiterster Stimmung das bekannte Lied von Heine sang, mit träumerischen Blicken ohne ein Wort zu sprechen nach den Felsen schautest, um gleichsam die Nymphe ins Leben zu zaubern. Was hängst du solchen Phantomen nach, Bruder, oder bist du gar verliebt in die Fee?"

„Soll ich deine Ansichten nicht auch Unsinn nennen, Theodor?" erwiderte der Jüngling; „was bleibt dir denn nach dem Genuß aller hier aufgezählten Vergnügungen? Nichts. Was mir aber meine Phantasie schafft, kann mir keine Zeit und keine Macht rauben. Uebrigens sind diese Ideale nicht verrückt zu nennen, sie sind mehr dem Gefühle als der Phantasie entsprungen. Wenn ich bei der Loreley zu träumen schien, so waren es die schönen Worte des Dichters, welche mich nachdenkend machten; und ich glaube, jeder Mensch von Gefühl wird gleiche Empfindungen hegen, wenn er sich in der engen Felsenschlucht auf dem Rücken des deutschen Stromes befindet und dieses sentimentale Lied hört. Außerdem, Bruder, halte ich es immer für besser, man kennt die Wirklichkeit weniger, es wäre auch vielleicht für dich besser, wenn du das Leben weniger kennen würdest!"

„Warum? Siehst du mich nicht glücklich? Stehen mir nicht alle Vergnügungen zu Gebote,

Digitized by Google

lacht mir nicht jedes Mädchenherz entgegen, beſitze ich nicht die Mittel, jeglichen Wunſch zu befriedigen?"

„Ich habe noch Nichts vernommen, Theodor, was ich Glück nennen könnte."

„Du willſt mir, wie es ſcheint, zuletzt noch Moral predigen; ich, als der Aeltere, glaube doch noch mehr Anſpruch auf dieſen Standpunkt dir gegenüber machen zu dürfen. Wiſſe daher, daß es mit deiner Stellung als Sproſſe einer altadeligen Familie durchaus nicht vereinbar iſt, den belachenswerthen Idealiſten zu ſpielen, in vermodernden Gemäuer herumzukriechen, mit großen Augen nach dem Mond, nach den Sternen zu ſtieren, ſtundenlang über wenigen Zeilen eines Dichters oder verroſteten Schriftſtellers zu ſitzen, oder von fernen Naturanſichten zu ſchwärmen. Ich ſchwärme nicht von bezaubernden Gegenden, die ich nicht geſehen, ſondern ich ſuche ſie auf. Was würden unſere Ahnen ſprechen, wenn ſie dich hörten über kosmopolitiſche Anſichten, wenn ſie dich ſähen unter den niederen Klaſſen des Volkes. Hätteſt du dieſe verfluchten Theorieen in deiner Univerſitätsſtadt zurückgelaſſen, du würdeſt unſerem alten Vater mehr Ehre und Freude machen. Glücklich nenne ich mich, daß ich den Geiſt meiner Altvordern rein erhielt und nicht das Mißgeſchick hatte, die verpeſtende Luft jener Reformler einzuathmen. — Was kümmert dich dieſes feile Volk, welches heute auf den Gräbern ſeiner Freunde weint und morgen auf denſelben tanzt?"

„O, jene Luft, welche du verpeſtend nennſt, Theodor, lehrte mich, die Menſchheit und den Menſchenzweck von einer anderen Seite betrachten, von einer viel höheren Seite, Theodor, als ich je ahnete; ſie zeigte mir den Weg, welcher zur Erhebung und Verklärung der Blüthe der Menſchenbildung, zur Einheit mit uns ſelbſt, der Welt und dem Ewigen, der Erfüllung des Gottgedankens führt. Du nennſt dieſe Gedanken Träume, Phantaſiegebilde, ich nenne ſie Ideale, deren Verwirklichung im Laufe der Zeiten nicht ausbleiben wird, denn es iſt ein bekannter Gang der Weltgeſchichte, daß, was äußerlich werden will, ſich erſt nach und nach innerlich vorbereitet. Und ſollten dieſe Gedanken auch ewig Ideale bleiben, ſo iſt doch das Ringen nach denſelben jener einzige glückliche Schein, welcher uns mit ſo manchem Schmerz, mit mancher harten Erfahrung der Wirklichkeit verſöhnt. Denn was gibt die Welt ohne dieſen Götterfunken, was hat der Menſch noch auf der harten Lebensbahn? Ein unbefriedigtes Daſeyn, bei deſſen Ende erſt, auf den Trümmern geſchwundener Kräfte und getäuſchter Hoffnungen, Ruhe und Frieden erſcheint. Du ſagteſt, „das feile Volk," Theodor? allerdings wahr, die Geſchichte aller Jahrhunderte hat es bezeugt. Doch ſehen wir ja beinahe täglich einzelne Individuen, begabt mit den trefflichſten Geiſtesanlagen und den entſchiedenſten moraliſchen Eigenſchaften einem kurzen Elende erliegen, warum ſollte dieß nicht auch bei der großen Maſſe möglich ſeyn? Warum iſt der größere Theil des iriſchen Volksſtammes ſo tief geſunken? Seine Geſchichte in den letzten ſechs Jahrhunderten gibt uns Aufſchluß. Warum finden wir die Indianer Amerika's nicht mehr ſo offen, ſo ehrlich, ſo treu, wie in den erſten Zeiten? Weil ſie die „Weißen" ſo erzogen. Der Einfluß eines phyſiſch oder geiſtig Bevorzugteren über einen Minderbegabten oder Schwächeren iſt bei dem Individuum, wie bei dem Volke unberechenbar. O Bruder! würde einmal der Egoismus ſchwinden und das Geſetz der Liebe an ſeine Stelle treten, würde wenigſtens Gefühl herrſchen, bedächte man die Worte Immermanns:

„Wüßtet ihr, was eine Thräne iſt,
Ihr würdet zittern!"

dann, Theodor, könnte man ſprechen von jenem Zuſtande, den du vorhin „Glücklich" nannteſt."

„Nun, ich halte mich für glücklich. Wenn du es nicht biſt, ſo klage dich ſelbſt an; deine Geburt erlaubt, ja befiehlt dir, ein angenehmes Leben, frei von ſolchen Theorieen und Phantomen, zu führen. Doch kehren wir jetzt in's Haus zurück, die Gäſte aus der benachbarten Stadt warten bereits auf uns. Ich hoffe heute Abend noch manche beglückende Stunde in der Nähe der jungen Gräfin von B. zu genießen."

Beide Brüder verſchwanden bald in einem dunkeln Laubgange, welcher nach dem naheſtehenden Hauſe führte.

(Fortſetzung folgt.)

Der Geburtstag im Forſthauſe.

(Fortſetzung.)

So ernſt auch das Geſicht des Fremden und ſo wehemüthig ſeine Stimmung war, ſo fuhr doch, als Ernſt das Letzte ſagte, ein Lächeln darüber hin, und er mochte wohl denken, daß ſo kleine Augen oft weit ſchärfer ſehen, als andere.

Der Kranz war nun fertig geworden, aber auch das Tageslicht ſeinem völligen Untergang in die Nacht ſehr nahe. Es entſtand für die Knaben eine neue Unannehmlichkeit. Sie konnten den Kranz nicht wohl tragen, weil er nun über ihr Erwarten groß und reich geworden war.

„Wie bringen wir ihn nun fort?" fragte Fritz.

Digitized by Google

„Ich werde Euch tragen helfen," sagte der Fremde, „sonst zerreißt er Euch am Ende und alle Euere Mühe und Freude ist hin. Was wollt ihr denn damit machen?"

„Um des Vaters Bild wollen wir ihn hängen!" sagten sie Beide fröhlich.

„Vielleicht," sprach der Fremde, „gönnen mir Deine Eltern ein Nachtlager. Nach der Stadt sind's zwei Stunden und ich bin müde. Mit Herrn Arnold muß ich reden."

„O gerne, gerne!" rief Fritz. „Ueberdieß hast Du es ja auch ganz ehrlich verdient, denn ohne Dich wäre unser Kranz noch nicht fertig."

Unter diesen und anderen Gesprächen gingen sie dem Forsthause zu. Als sie in dessen unmittelbare Nähe gekommen waren, sprach Ernst leise: „Hier müssen wir bleiben. Ich rufe Arnold, der muß ihn hineintragen, daß es der Vater nicht merkt." Sie ließen dem Fremden den Kranz und liefen Beide davon.

Als sie weg waren, und das gemüthliche Haus unter den uralten Linden ihm wieder vor den Blicken lag — da ergriff den Fremden eine Macht, die ihn überwältigte. Er faltete seine Hände und betete leise: „Sie leben noch, sie lieben mich noch, Herr, wie dank' ich Dir! Wie preis' ich Deine Liebe, die mich diese Stunde erleben ließ! O laß mich glücklich werden an ihrem Herzen, daß ich vergesse das Leid vergangener Tage!" Es zitterte ihm Hand und Stimme, und das Auge sah nichts mehr. Bebend schlich er nun zur Hainbuchenwand, die den Garten umschloß. Ja, da war die Laube noch, die er einst mit jungen Hainbuchen gesetzt und mit sorglicher Pflege zur Kuppel gewölbt hatte. Da konnte er beim matten Lichte noch die Rasenbank sehen, die er einst in einer Mondscheinnacht gefertigt hatte, weil am Abend vorher der Vater den Wunsch geäußert, hier eine zu haben. Da ging noch im Gehege seine Lilly, das zahme, schlanke Reh! Aber drinnen im Hause schlugen die Herzen mit Lust; denn morgen war des Vaters Geburtstag, des Hauses Fest- und Ehrentag. Und er kam und brachte sich selbst, den verloren geglaubten, tiefbetrauerten Sohn, den man unter Rußlands Schneefeldern begraben glaubte.

Bald darauf trat aus der Hofthür ein junger, stattlicher Mann dem Fremden entgegen.

Der geneigte Leser wird nun schon wissen, wen er in dem Fremden zu vermuthen hat. Ich bin auch gar nicht der Meinung, das länger zurückzuhalten, daß es Karl, der älteste Sohn des Forstmeisters Werner war, der mit den Franzosen nach Rußland hatte ziehen müssen, dort verwundet und gefangen wurde und nach Sibirien wandern mußte. Er war endlich frei geworden, bettelte sich durch, weil er anders nicht konnte, und kam nun nach rastlosem Wandern an, denn er kannte ja das Familienfest, das morgen seyn sollte, und sein Herz bebte vor Lust. Karl war ein fester, starker Mensch. Seine Schicksale hatten ihn vollends Selbstbeherrschung gelehrt. Auch jetzt mußte er sich wohl zusammennehmen; denn der Jugendfreund trat vor ihn und sagte: „Die beiden Knaben haben mir gesagt, ihr kämet aus meiner Heimath? Ist dem so? Was bringt ihr Gutes?"

„Diese Täuschung war wohl dem Jugendfreund erlaubt," sagte der Fremde. „Arnold, kennst Du mich nicht mehr?"

„Großer Gott," rief der junge Forstmann, „irre ich nicht, so ist das Karls Stimme! Stehen die Todten auf?"

„Nein," sagte Karl, „die Lebenden kehren heim!"

Da lagen sie sich in den Armen und herzten sich nach langer Trennung wieder. Solch ein Willkomm, nachdem man nur an einen dort oben noch gedacht hat, ist allemal herzergreifend. Die Freude der beiden Jugendfreunde war auch sehr groß, darum war sie auch stille und ohne Worte, und es dauerte lange, bis sie wieder reden konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Der wilde Hund.

Von einem englischen Reisenden in Südafrika.

Nicht selten stößt man auf den buschbedeckten Höhen auf ein Rudel wilder Hunde oder Jagdwölfe, wie man sie hier nennt. Diese Thiere jagen in Rudeln von fünfzig bis sechzig, aber nur bei Nacht; bei Tage flößen sie den Antilopen, die sonst gewöhnlich ihre Beute sind, keine Unruhe ein; sie entfernen sich nur, wenn sie die Hunde merken, und grasen in einiger Entfernung wieder. Aber früh am Morgen oder spät am Abend sucht der Hund seine Beute und ist in der That ein furchtbarer Feind. Ein Thier, das er einmal ausersehen hat, entgeht ihm selten, das starke Gnu und der flüchtige Springbock werden gleichmäßig seine Opfer. Vergebens drängt sich das verfolgte Thier in eine Heerde und sucht dadurch das Auge des Verfolgers zu täuschen: die wilden Hunde folgen durch Geruch und Auge der zuerst gewählten Beute mit unwandelbarer Sicherheit und geben keinen Augenblick Rast, bis das Opfer am Boden liegt. Zu dem Ende hat jedes Rudel einen Führer, der abgelöst wird, sobald er ermüdet ist, denn die andern schneiden Umwege ab, was der nach dem Geruche verfolgende Hund nicht thun kann. Sollte der Geruch durch den Zug einer zweiten

Digitized by Google

Heerde über den Pfad verloren gehen, so zerstreuen sich die Hunde und spüren umher mit dem Scharfsinn eines wohldressirten Fuchshundes. Hat einer die rechte Spur wieder gefunden, so gibt er durch Bellen ein Zeichen, die übrigen versammeln sich dann um ihn, und haben sie sich der Richtigkeit der Spur versichert, so beginnt die Verfolgung aufs Neue. Sie fassen ihre Beute an den Hinterbeinen, durch wiederholte Bisse ist sie bald unfähig, ihre Flucht fortzusetzen, dann wird sie niedergerissen und in unglaublich kurzer Zeit aufgefressen. Einer meiner Freunde sah ein Rudel solcher Hunde einen Springbock verfolgen, setzte selbst nach, um den Ausgang der Jagd zu sehen, und nachdem er eine Meile geritten war, wurde der Bock niedergerissen. Obgleich mein Freund hart hinterherritt, fand er doch den Bock schon halb aufgefressen.

Ein höchst ungewöhnliches Schauspiel stieß mir bei einer Löwenjagd auf. Ich bemerkte eine große Bewegung unter einer Heerde Gnus, die ihrer Gewohnheit nach am frühen Morgen in die Ebene hinabstiegen, um zu grasen. Als ich sie durch ein Fernglas beobachtete, bemerkte ich ein großes Rudel wilder Hunde, die sich in einer Linie von etwa einer halben Stunde in der Länge ausdehnten, und wovon ein Theil dem andern das Wild entgegen trieb. Ein junges Gnu, das sich von der Heerde entfernte, ward bald niedergerissen und verschwand rasch unter ihrem eifrigen Gebiß. Da es nun an Nahrung für meine eigenen Hunde fehlte, so ritt ich rasch heran, trieb die wilden Hunde weg und ließ meine eigenen fressen. Die rechtmäßigen Eigenthümer drückten ihren Unwillen über diese widerrechtliche Anmaßung durch wiederholte Angriffe und wüthendes Bellen aus; da sie aber sahen, daß wir uns nicht wegtreiben ließen, suchten sie eine andere Beute auf. Eine Heerde Gnus war in der Nähe; abermals breiteten sich die Hunde in langer Linie aus und versuchten dieselbe List, die ihnen bereits gelungen; dessenungeachtet aber wurden sie zurückgeschlagen, denn sobald die Gnu's ihre Absicht endeckten, rüsteten sie sich zur Vertheidigung. Ein altes Gnu, wahrscheinlich der Führer der Heerde, trieb sie sämmtlich zu einer festen Masse zusammen, die jungen in die Mitte, während die alten ein wahres Quarrée um sie her bildeten und dem anrückenden Feinde ihre Hörner entgegenstreckten, die Hunde griffen an, die Gnus aber standen fest; und alle Angriffe wurden abgeschlagen. Endlich sammelten sich die Hunde wie zu einer Berathung, die aber gegen fernere Feindseligkeiten ausfiel, denn sie zogen sich alsbald, aber mit wahrem neidischen Blicke gegen die siegreichen Gnus, zurück.

Die Disziplin, welche hierin liegt, erstreckt sich auch darauf, daß sie besondere Jagdbistrikte einhalten; jedes Rudel hat seine eigenen, auf die andere nicht kommen dürfen. Manchmal sieht man auch einen einzelnen Hund, wahrscheinlich aber nur, weil er wegen irgend eines Vergehens von den andern verjagt wurde, denn ihre Disziplin erstreckt sich augenscheinlich auch auf ihr häusliches Leben. Die holländischen Boeren erzählen, wenn irgend einer ihrer Hunde einen wilden anpacke, so wende sich das ganze Rudel gegen ihn, und wenn ihm sein Herr nicht zu Hülfe komme, werde er schnell überwältigt und ganz wörtlich in Stücke zerrissen.

Man sieht hieraus, daß diese Thiere zwar viel klüger und begabter als der Wolf, aber bei weitem schwächer und feiger sind, da sie selbst in der Masse kein starkes Thier anzugreifen wagen und vor dem Menschen nach einigen kräftigen Stockschlägen fliehen. Auch sind sie bei weitem nicht so groß und körperlich ausgebildet als die bessern Racen der gezähmten Hunde, von denen uns das Alterthum sowohl wie die neuere Zeit unglaubliche Beispiele des Muthes und der Kraft erzählt. Der große in Pompeji ausgegrabene Windhund mit dem goldenen Halsbande rettete dessen Inschrift zufolge seinem Herrn das Leben, indem er in Asien einen Tiger nach blutigem Kampfe überwand und erst nach langer Zeit von seinen Wunden glücklich genas. In Spanien dagegen gelang es 1781 einer langhaarigen und sowohl durch Klugheit als Stärke ausgezeichneten Dogge, einen ausgewachsenen Bären, der einen Hirtenbuben verfolgte, nach halbstündigem Kampfe zu erwürgen. Dieser Hundeheros war nach der „Cronica di Sevilla" 3 Fuß 5 Zoll hoch, graubraun und hatte solche Kraft im Gebiß, daß er die Sprossen einer Leiter in wenigen Griffen zerbrach. Er zog einst ein achtjähriges Mädchen aus dem Guadalquivir, faßte es behutsam in den Gürtel und sprang damit, um schneller die Wohnung seines Herrn zu erreichen, über einen 7 Fuß breiten Graben, ohne dem Kinde, das sich seinem Retter um den Hals klammerte, irgend wehe zu thun.

So weit die Chronik und der Ruhm des kultivirten, intelligenten Hundes.

Charade.

Eins ist bös; Zwei ausgelassen;
Das Ganze gut. Wer kann dieß fassen?

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 118 24. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten seufzte Emma tief. Diese vertraute und zugleich verständige Freundin, der sie ohne Furcht alle ihre Gedanken und Gefühle mitzutheilen wagte, war gerade das, was ihr fehlte, und seit dem Tage, an welchem sie Eduard zum Erstenmal sah, hatte sie nicht den Muth gehabt, Jemand zu dieser Rolle auszuwählen. Früher hatte sie Julie alle ihre Gedanken, Gefühle und Wünsche mitgetheilt; aber von diesem Tage an fühlte sie, daß sie Gedanken und Gefühle hege, die sie Niemand mittheilen wollte; und bitter hatte sie oft diese Leere gefühlt, dieses seltsam peinliche Gefühl, das Herz so voll zu haben, daß es sich in Worte zu ergießen wünscht, und sich doch mit bloßen Seufzern und mit der einsamen Natur begnügen zu müssen.

„Nun, laß mich Deinen Tyroleranzug sehen" — sagte Emilie weiter. — „Ei, er ist ja recht schön, und wie hübsch wird Dich der kleine Hut kleiden. Wäre ich ein Jüngling, ich würde mich sofort in Dich verlieben. Gott bewahre übermorgen den Grafen und meinen Bruder mit der Brille." — — —

„Und den Magister A***" — unterbrach sie Emma lachend.

„Ah — mit dem hat es keine Gefahr" — erwiderte Emilie — „er darf Niemand liebenswürdiger finden, als mich."

Die beiden blühenden Schönheiten standen jetzt dem Spiegel gegenüber, als Wilhelm ins Zimmer trat und auf den Armen und in den Händen alle Attribute einer alten Frau des vorigen Jahrhunderts trug. Emilie, die sogleich die Maskenkleider auf seinem Arm gewahrte, flog ihrem Bruder mit einem Freudenruf um den Hals und rief: — „Dank, großen Dank, guter Wilhelm! Du bist doch ein herrlicher Junge."

Alles war vollkommen nach Wunsche und Emilie war außer sich vor Freude. — „O, was werde ich für eine herrliche Wahrsagerin werden!" rief sie — „und ich wette, daß mich Niemand erkennen soll." —

In diesem Augenblick, ging Fridolf vor dem Fenster vorüber und blickte in das Zimmer, ohne daß er von den darin befindlichen Personen bemerkt wurde. Zugleich fügte es der Zufall, daß sich Emilie soeben in einem Winkel niedergebückt hatte, um einen der feuerrothen Schuhe, die zu ihrem geliehenen Kostüm gehörten, anzuprobiren; Fridolf sah dahee Niemand, als Wilhelm und Emma, und eilte, um von ihnen nicht gesehen zu werden, mit aller Raserei der Eifersucht im Herzen in die entlegensten Gänge des Parkes. Wilhelm Rosman, der mehrere Jahre hindurch sein bester Freund gewesen war, war ihm nun Emma's wegen verhaßt und nach seiner Ansicht sein ärgster Feind.

Emilie brannte vor Neugierde, ihr Wahrsagerkostüm ihren Angehörigen zu zeigen; sie nahm deßhalb bald Abschied von ihrer Freundin, obwohl ihr Bruder gern noch länger dageblieben wäre. Emma nahm ihren Hut und begleitete ihren Besuch durch den Park. Indem sie gingen, bot der Magister einen Arm Emma, den andern seiner Schwester, welche jedoch — da sie die zahlreichen Kleidungsstücke zu tragen hatte — vorzog, allein zu gehen. So gingen sie langsam an einer Ecke vorüber, hinter welcher Fridolf stand und durch die Zweige lugte, wo er Emma an dem Arm seines Nebenbuhlers erblickte. Armer Fridolf! Nur wer die Qualen der Eifersucht kennt, vermag sich vorzustellen, was er litt.

Am Ausgang des Parks verließ Emma ihre Freundin und deren Bruder und kehrte langsam nach ihrer Wohnung zurück. Fridolf, der sie von weitem erblickte, machte einen Umweg, um ihr nicht zu begegnen. Er lief in der finstersten Laune in den schönen gewölbten Gängen des Parkes hin und her, vergaß den Inspektor, das Komptoir und die Fluth von Vorwürfen, die er wegen seines Außenbleibens zu erwarten hatte, und dachte nicht einmal an einen Vorwand, womit er dasselbe bemänteln konnte. Dagegen suchte er

nach einem Vorwand, um von den beiden Johannisfestlichkeiten wegzubleiben, da er sich nicht in der Laune fühlte, an solchen geräuschvollen Festlichkeiten Theil zu nehmen.

Unterdessen wurde im gräflichen Schlosse Alles zu den bevorstehenden Festlichkeiten vorbereitet. Alle Edelleute und Standespersonen der Gegend waren zur Theilnahme eingeladen. Die Gräfin hatte zur Aufnahme derselben einen kleinen, geschmackvollen und prächtigen Tempel in einem Pappelwäldchen nicht weit vom Schlosse erbauen lassen.

Eduard war außer sich vor Freude über die beiden langersehnten Glückstage, an denen er die Gesellschaft seiner theuern Emma genießen sollte. Fräulein Julie-Louise freute sich ebenfalls nicht wenig, den beiden Landfesten beiwohnen zu können; dagegen kümmerte sich ihr Bruder, der Baron K**, nicht sonderlich um diese beiden Festtage. Desto mehr kümmerte er sich um Fräulein Louise und erwartete mit Ungeduld das langersehnte Ja aus ihrem Munde, das seine treue Liebe belohnen sollte. Louise freute sich am wenigsten unter Allen, denn sie liebte solche Vergnügungen nicht, bei welchen Leute aus allen Volksklassen zusammen waren, denen sie eine oder die andere Artigkeit erzeigen mußte. Außerdem fürchtete sie, daß Eduard, der seit einigen Tagen aufmerksamer und freundlicher als gewöhnlich gegen sie gewesen war, durch die Blicke der schönen Inspektorstochter wieder zum Abfall verleitet werden möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

„Wie fandest du diese Gräfin, Gustav?" sprach der Aeltere auf dem Wege weiter, vereinigt sie nicht alle Reize des schönen Geschlechtes in sich?"

„Sie besitzt viele körperliche Vorzüge auch wie mir scheint, einen Anstrich von wissenschaftlicher Bildung für das gewöhnliche Leben, aber wenig Gefühl, Theodor; eine kalte Marmorstatue, in welcher man den Widerstrahl des schaffenden Meisters vergebens sucht."

„Man sagt doch gewöhnlich, was schön ist, ist auch gut und wahr! Uebrigens kümmert es mich sehr wenig, ob meine Verehrte Gefühl besitzt, oder nicht; ich lebe ja nicht mit ihr. Aber kränken wird sich doch manchmal der alte Graf, wenn er, am Theetische sitzend, seine junge reizende Gemahlin mit den jungen Galanthommes koquettiren sieht. Hier müßte sich ein schöner Roman spielen lassen."

„So sind diese Salonsdamen; immer flatterhaft und unstäte; die gewohnte Abwechslung suchen sie auch in der Ehe. Bei dieser Gräfin, Theodor, kann man von jener Stimme des Herzens, jener Sympathie der Seelen, welche Gefühle allein eheliche Verbindungen schließen sollten, nicht sprechen; daher auch diese Qual in der Gegenwart, jene Oede in der Zukunft, daher jenes Belächeln und Verzeihen der Gesellschaft bei Verletzung der ehelichen Pflichten."

Am Ende des Gartens dehnte sich links das Landhaus des Vaters der beiden angeführten Jünglinge, eines Freiherrn v. G., aus, während rechts die alterthümliche Kirche des Dorfes B. ihren weiten Schatten auf den stillen Gottesacker warf, so daß die Einfriedigung der Kirche und des Kirchhofes mit dem freiherrlichen Gute beinahe in direkter Verbindung stand. —

Als beide Brüder aus dem Garten traten, erglänzte bereits die ganze vordere Fronte des adeligen Wohnsitzes vom Scheine flimmernder Kerzen. — Eine reiche Anzahl vornehmer Gäste aus der nahen Stadt und dem unweit gelegenen Badeorte hatte sich heute auf die Einladung des alten Freiherrn hier eingefunden, des Letzteren Namenstag zu feiern und bei Spiel und Tanz mehrere Tage zuzubringen. — Theodor ging voran, der Jüngere folgte. Plötzlich sa man eine junge Mädchengestalt von der dunkeln Seite der Kirche über das üppigschwellende Gras der Gräber daher schweben und vor den beiden Jünglingen stehen bleiben, ohne ein Wort zu sprechen.

„Was gibts, Dirne", fuhr der Voranschreitende das Mädchen an, „was treibt dich in dieser Stunde an den Ort des Entsetzens?"

„Ach Herr, entschuldigen Sie", stammelte das Mädchen in etwas unverständlichem Deutsch, „ich flehe für meinen Vater um eine kleine Gabe, wir sind sehr arm."

„Gehe in die Küche!" erwiderte der Angeredete, „es ist sonderbar, daß diese Menschen immer den richtigen Moment zu ihren Betteleien zu treffen wissen."

„O schmähe diese unglücklichen Geschöpfe nicht, Theodor!" sprach bittend der Jüngere, „oft schlägt unter dem zerrissenen Kittel ein Herz, das mehr Werth hat, als alle Goldadern Sibiriens. Kind, wo ist dein armer Vater? Führe uns zu ihm."

„Dort drüben kniet er, an der dunkeln Seitenwand der Kirche", entgegnete das Mädchen.

Der jüngere Gustav zog nun den widerstrebenden Bruder nach der bezeichneten Stelle, während das weibliche Wesen, leise schluchzend folgte. Hier kniete ein Mann die Hände gefaltet, mit eingefallenen Wangen, mit Zügen, in denen sich die durchkämpften Leiden eines ganzen Menschenalters aus-

prägten. Die Körperbedeckung bildeten alte abgetragene Kleider. Man merkte es der ganzen Haltung des Mannes bei der ersten Erscheinung an, daß er auch einst ein Favorit der Fortuna gewesen und in dem gegenwärtigen Leben nicht geboren sey.

Als Gustav den Armen erblicke, blieb er stehen, wie es schien, sehr angegriffen. „Wer seyd Ihr, Freund", redete er ihn endlich an, „erhebt Euch vom Boden, das Gras ist naß vom Abendthaue!"

„Ach, mein Herr, was interessirt Sie wohl das Schicksal eines Unglücklichen, eines Heimathlosen", erwiderte dieser, „vergönnen Sie nur, wenn Sie Mitleid empfinden, mir und meinem Kinde hier einige Nahrung und eine Herberge für diese Nacht."

„Diese Menschenklasse kann doch nie ihre anmaßende Frecheit verläugnen", rief ungestüm Theodor bei diesen Worten, „erst bittet er um eine Unterstützung, dann sogar um eine Herberge. Das Letzte kann nicht seyn, Alter, wir können heute keine derartigen Leute brauchen."

„Ich bat ja nur, junger Herr!" entgegnete der Kniende gelassen.

„Schäme dich, Theodor, einen armen, alten Mann so zu behandeln", unterbrach Gustav das Gespräch, „denke dich in diese Lage, du weißt nicht, was es einen Unglücklichen schmerzen muß, sein trauriges Loos, seine Leiden, die ihn ohnehin drücken, aus fremden Munde zu erfahren. Sieh, hier an dieser Seitenwand ruhen die irdischen Ueberreste unserer Vorfahren, und hier ist das Grab unserer seligen Mutter! Erinnere dich, wie sie die Armen stets speiste und so manchen Jammer stillte, erinnere dich der Lehren, der trefflichen Lehren, welche sie uns gab! Erhebet Euch Freund und folget mir mit Eurem Kinde, ich trete mein Zimmer ab."

„Wenn dir diese Beschäftigung gefällt, Bruder, so bleibe hier", sagte forteilend Theodor, „ich verspüre Langweile."

Gustav half nun dem Alten auf und führte ihn nach der Wohnung, indem er das Mädchen folgen hieß. Im Hause befahl er einem Diener, Speise für die beiden Fremden zu bringen und sie nach seinem Zimmer zu geleiten, während er selbst zum Vater, dem alten Freiherrn eilte, ihn um Bestätigung der getroffenen Maßregeln zu bitten. Die ganze vornehme Gesellschaft war bereits zum Abendtisch versammelt, als Gustav eintrat; man hatte nur noch auf ihn gewartet. Theodor saß der jungen Gräfin gegenüber und wechselte Liebesblicke, der alte Graf unterhielt sich, bisweilen die finsteren Augen nach seiner Gemahlin wendend, mit dem alten Freiherrn, der übrige Theil des notablen Zirkels war munter und froh gestimmt. Auch Gustav blickte heiter in dem hellerleuchteten Saale umher, glücklich über das vollbrachte Werk. —

Das Essen war beendigt, die Gesellschaft erhob sich von den Sitzen und bildete verschiedene Gruppirungen. Gustav benutzte den günstigen Augenblick, nach dem Alten und seinem Kinde zu sehen. Als er in das Zimmer trat, in welchem sich Beide befanden, erhob sich der Alte vom Tische, auf welchem die Ueberreste der Speisen standen, und ging ihm entgegen, seine Hand mit heißen Thränen benetzend.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag im Forsthause.

(Fortsetzung.)

„Ach, komm' nun schnell zu Deinen Lieben, die Dich täglich als todt beweinen," rief Arnold.

„Nein", sagte Karl, „ich will mir die Freude nicht rauben lassen, morgen dem Vater mich selber wieder zu geben; denn ich bin Tag und Nacht gewandert, um zu seinem Geburtstage hier zu seyn, der von jeher einer der schönsten Tage in unserem schönen Familienleben gewesen ist."

„Aber", fragte Arnold, „wirst Du Kraft genug haben, die Eltern zu sehen, ohne daß Dein Herz Dich an das ihre reißt? Wirst Du den Geschwistern gegenüber stehen können, und — Rosa?"

„Ich hoffe es", sagte fest der junge Mann, — „und sie erkennen mich nicht. Der Bart, den ich so wild als möglich wachsen ließ, das Haar, daß mir so lang um den Kopf hängt, wie die Mähne eines Kosackenpferdes, die Narbe hier — mein Arnold, sie erkennen mich nicht. Und ich habe mich den kleinen Brüdern gegenüber gehalten, denen ich an ihrem Kranze half, und sie ausfragte. — Nein, Arnold, es wird gehen, es muß gehen. Glaube es mir, ich habe in der Schule, die ich durchlief, mich beherrschen gelernt."

Beide wurden nun darin einig, daß Arnold den Kranz hineintragen sollte, und Karl in das Zimmer treten müßte, wo die Jägerbursche sich aufhielten, das neben dem Wohnzimmer lag.

Er trat hochklopfenden Herzens über die Schwelle des Hauses, das Alles umschloß, was er Liebes auf Erden hatte. Da kam ihm zuerst die Mutter entgegen mit einem Licht in der Hand. Es drückte ihm beinahe das Herz ab, aber er nahm alle seine Kraft zusammen, um sich zu halten. Ach, sie war ja noch ganz so, wie er sie verlassen, die liebe, freundliche Mutter.

Arnold trat gerade aus dem Zimmer.

„Ich höre von den Knaben, daß Sie einen

Digitized by Google

Boten aus der Heimath erhalten haben", sagte sie zu ihm. „Wahrscheinlich ist es dieser junge Mann?"

Arnold bejahte in größter Verlegenheit.

Die Mutter hieß nun freundlich den unbekannten Sohn eintreten in die Stube, und bald brachte sie Speise und Trank mit herzgewinnender Freundlichkeit.

Arnold kam noch einmal. „Halte dich mannhaft", sagte er, „es wird noch Stürme für dein Herz geben."

Indessen traten die beiden Jägerbursche herein, und bald waren sie beim edlen Waidwerk im lebhaftesten Gespräche.

Karl saß jetzt der Thüre gegenüber, die in die Wohnstube der Familie führte. Ein die halbe Thüre einnehmendes Fenster ließ ihn Blicke hinüber thun.

Am Ofen im wohlbekannten Lehnstuhl saß der alte Forstmeister, noch rüstig, aber das Haar war weiß geworden. Er schmauchte behaglich seine Pfeife. Neben ihm saß Malchen, Karls Schwester, aufgeblüht wie eine junge Rose. Er hätte sie nicht mehr erkannt. Das liebliche Mädchen las beim Scheine der Lampe die Zeitung vor.

Jetzt trat Arnold herein.

„Ei, guten Abend!" rief ihm der Alte entgegen. „Wo stecken Sie denn? Haben gewiß Briefe gelesen aus der Heimath? Setzen Sie sich. Wo ist denn Ihre Pfeife?"

Fritz sprang, sie zu holen.

„Wie ist's mit der Jagd gegangen?"

„Ich habe einen Bock mitgebracht. Die Burschen weiden ihn eben aus."

„Schön", sagte der Alte; „aber haben Sie gute Kunde von den Ihrigen?"

„Danke sehr!" sprach Arnold. „Alles ist munter und grüßt", — aber die Lüge wollte doch nicht recht rutschen, und er wurde roth, daß es Karl durch das Fenster wahrnehmen konnte.

„Was ist denn das für ein Bursche, der Ihnen die Briefe gebracht?"

„Ja, lieber Gott", sagte Arnold, „er war früher bei meinem Vater Jägerbursch, ein braver Kerl; aber die Franzosen schleppten ihn mit nach Rußland; er wurde gefangen genommen, nach Sibirien transportirt, und kam vor etwa vier Wochen zurück. Nun sendet ihn der Vater hierher mit der Bitte, wenn Sie ihn brauchen könnten, ihn zu behalten."

Der Forstmeister hatte einige Mal geseufzt. „Nun", sagte er, „wir wollen sehen. Morgen will ich ihm die Zähne fühlen, und wenn er nicht links mauset, so kann er bleiben, wenn anders der Kerl nicht in Rußland ein Branntweintrinker wurde."

Indeß schwieg er, und man sah, trübe Erinnerungen wurden in ihm wach. Jetzt trat Rosa herein, Karl fuhr auf, und seine Augen ruhten mit einem tiefen Ausdruck auf dem schönen Mädchen, das er so lieb hatte.

„Warum so still heute, Herr Forstmeister?" fragte theilnehmend Arnold.

„Ach", sagte er, „der Umstand mit dem Burschen da bewegt mir das Herz. Der kommt wieder, aber mein Kind, mein Karl, bleibt aus, ist todt!"

Die Lippen des Mannes zuckten. Rosa weinte heftig. Der Forstmeister zog die schöne Bruderstochter an sein Herz. „Vergib Röschen", sagte er, „daß ich deine Wunden aufriß; aber auch die meinen bluten." Sie weinte auf des Oheims Schulter; auch Malchen weinte heftig.

Dem da drüben in der Stube, der durch's Fenster sah, wollte das Herz bersten. Es kostete ihn eine fast übermenschliche Kraft, sich zurückzuhalten. Der Forstmeister stand auf und trat in das Zimmer, wo Karl war

„Wo ist denn der wandernde Bursche?" fragte er.

„Hier, Herr Forstmeister!" sagte Karl, und trat militärisch an.

Der Alte besah ihn. „Nun", sagte er, „Freund, du siehst eben nicht sonderlich aus, wenn man auf die Federn sieht. Wie steht's mit dem Schusse?"

„Ich schieße Ihnen auf dreißig Gänge einen Sechser aus den Fingern heraus."

„Du verstehst Jägerlatein, wie ein Alter", lachte der Forstmeister. „Warst du lange in Rußland?"

„Leider seit 1813."

„Warum kamst du nicht früher?"

„Liebster Gott", sprach der Mensch, „wie viele sind noch heute drinnen! Man will sie gerne behalten, um das Land zu kultiviren."

„Noch Viele, sagst Du?" fragte der Forstmeister, und sein Herz pochte heftiger.

„Zogst Du allein aus Rußland?" fragte er weiter, und seine Stimme zeigte durch ihr leises Wanken, wie der Gedanke ihn erschütterte, sein Karl könne noch leben.

„O nein", fuhr Karl fort, „wir waren zu Zwölfen. Auch aus dieser Gegend war Einer bei uns, der Sohn eines Oberförsters —"

„Mensch!" rief der Alte, „alles Unheil der Erde auf Dein Haupt, wenn Du lügst! — Aber Gottes reichster Segen über Dich, wenn es wahr ist. — Wie hieß er?"

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 119 26. Juli 1852

Emma's Herz.

VIII.

Johannisvorabend.

(Fortsetzung.)

Der von so Vielen mit Sehnsucht erwartete Johannisvorabend war nun endlich da und das schöne Wetter, welches den ganzen Tag ausgezeichnet war, versprach den Abend doppelt angenehm zu machen. Wie an den Saturnalien der Römer, bei denen die Sklaven von ihren Herren bedient wurden, so war an dem Johannisvorabend in B** jeder Standesunterschied für einige Stunden aufgehoben, wobei nur die einzige Bedingung bestand, daß Alle sauber gekleidet erscheinen und sich anständig betragen mußten. Und obgleich der freigebige Graf an diesem Abend den ärmern Gästen reichlich Bier fließen ließ, so kam es doch nie vor, daß sich Jemand in Worten oder Geberden verging, denn die Gegenwart der Herrschaft hielt die Freude des Volks in den gehörigen Gränzen und ließ sie nicht in Wildheit ausarten.

Graf H** war ungeachtet seines Ahnenstolzes und seines übertriebenen Ehrgeizes, sobald es seinem gräflichen Namen galt, ein guter Hausherr und ein freundlicher Beherrscher seiner Unterthanen. Jeder, auch der Geringste, hatte freien Zutritt zu ihm und konnte Rath und Beistand von ihm verlangen. Darum war er auch bei Allen sehr beliebt. Allein die Gräfin war stolzer und hielt Personen geringeren Standes stets in einer gewissen Entfernung von sich; deßhalb war sie auch weniger beliebt, als der Graf. Dagegen konnte Fräulein Louise, deren bei jeder Gelegenheit sichtbarer Hochmuth nicht zu ertragen war, auf Niemandens Gunst oder Ergebenheit rechnen. Desto beliebter war Eduard, der durch seine Liebenswürdigkeit Aller Herzen gewann. Mit Freude bereiteten sich Alle, ihm an seinem Namenstage aufrichtige Zeichen von Liebe und Achtung zu geben, vorzüglich da er in diesem Jahre das erste Johannisfest in B** mitfeierte.

Punkt fünf Uhr Nachmittags sah man zahlreiche Volkshaufen in ihren festlichen Kleidern zum Schlosse strömen, woselbst sich die Gäste der geringeren Klasse, während sich die höheren Stände im großen Salon versammelten.

Als Alle versammelt waren, traten der Graf und die Gräfin mit ihrem Sohn und allen Gästen auf den Schloßhof hinaus unter das versammelte Volk. Mit lebhaftem Hurrahgeschrei wurden sie von dem fröhlichen Haufen bewillkommt, worauf sich die ganze Schaar in Bewegung nach dem kleinen Pappelwäldchen setzte. Und wie erstaunte Eduard, als er nun den neuerbauten zierlichen Tempel erblickte. Bevor man aber in denselben gelangte, vernahm man ein schönes Chor von ausgewählten Stimmen unter der Begleitung mehrerer Instrumente. Als der Gesang vorüber war, nahm die Gräfin ihren Sohn bei der Hand und führte ihn die Tempeltreppe hinauf, an deren Ende ihm des Pfarrers kleinste Tochter, die von Eduard aus dem See gerettete Alfonsine, entgegentrat, ihm einen auf einem weißseidenen Kissen liegenden Kranz von Vergißmeinnicht überreichte und dazu zwei hübsche Verse rezitirte. Die schönen Verse, das Rührende in dem Ton und des Kindes süße melodische Stimme imponirte den Zuhörern und vorzüglich den Zuhörerinnen so, daß viele der Letzteren Thränen vergossen. Eduard schloß tiefgerührt das Kind in seine Arme, das mit seinen klaren blauen Augen, seinen langen dunkeln Augenwimpern und seinen vollen goldgelben, auf die entblößten milchweißen Schultern hinabrollenden Locken mehr einem Bewohner des Himmels, als der Erde glich.

Hierauf trat der Baron K** als Repräsentant des Genie's, seine Schwester als Weisheit und Fräulein Louise R** als Tugend hervor. Sie überreichten ihm Kränze von Eichenlaub, Lorbeer und Myrthe, indem sie ein Trio sangen. Darauf nahmen sie ihn und seine Eltern bei den Händen, führten sie zu einem im Hintergrund des Tempels errichteten Thron und wiesen ihnen daselbst Plätze an, Eduard in der Mitte seiner Eltern. Die übrigen Gäste setzten sich auf Bänke

zu beiden Seiten die Hammerarbeiter, die Dienerschaft und die Landleute blieben vor dem Tempel stehen. Mitten in dem Tempel war ein Altar errichtet, vor welchem die beiden Fräulein B** standen; die eine zündete mit einer Fackel eine Flamme auf dem Altar an, die andre warf aus einer goldnen Opferschaale eine Menge Räucherwerk in die Flammen, welches einen köstlichen Geruch in dem mit schönen Blumenfestons behangenen Tempel verbreitete.

Eduard war begierig, zu wissen, wo sich die übrigen jungen Leute des Orts und der Nachbarschaft befanden; er befand sich daher auf seinem Thron nicht lang ruhig, sondern stand bald auf und trat auf die Tempeltreppe hinaus; Alle folgten ihm. Von da ging Eduard auf den Grasplatz hinab. Da stürzten plötzlich aus allen Gebüschen, wie von Oberon's Horn herbeigezaubert, eine Menge bunte Gestalten hervor, deren einige ihn mit Beeren, Blumen und Früchten beschenkten, während ihn andere unter lächerlichen Kapriolen und Fratzen umringten. Der geschäftige Hofjunker von Putzen, und ein Jude, ergötzten Eduard am meisten. Nach ihnen trat der Magister O** als Astrolog hervor und verkündete aus den Sternen — obgleich kein Stern am Himmel sichtbar war — des Grafen künftiges Schicksal. Als er damit zu Ende war, kam Emilie Rosman als Wahrsagerin herbei; sie war so gut verkleidet, daß es völlig unmöglich war, unter dieser krummrückigen, zahnlosen, grauhaarigen, häßlichen Alten eine blühende Schönheit zu ahnen. Sie hielt in der Hand eine leere Kaffeetasse, aus deren Bodensatz sie mehrere Ereignisse prophezeihte, welche den jungen Grafen früher oder später treffen sollten. Und dieß that sie mit einer solchen Naivetät, daß alle Umstehenden dadurch ergötzt wurden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

„Ich kann nur Worte als Dankesbezeugungen aussprechen," stammelte er, „denn das Schicksal nahm mir alles Uebrige; allein Gott, die ewige Vergeltung aller edlen und schlimmen Thaten, wird Ihnen, mein Retter, diese Handlung erwidern." „Erfahren Sie denn mein offenes Geständniß, denn Ihre bereitwillige Liebe macht mich freimüthig; unser Vaterland war Polen, in Litthauen liegen die Trümmer meines Ahnenschlosses, ich war Kapitän unter Skrzynecki und Oberstlieutenant vor dem Falle Warschaus und unter Stybinski."

„Dann sind Sie mir doppelt werth, mein Freund!" entgegnete, den Händedruck des Alten erwiderud Gustav, „denn ich bin ein warmer Theilnehmer an dem unglücklichen Schicksale Polens. Doch versparen wir unsere Ansichten auf Morgen, denn ich sehe Sie und Ihr Kind sehr angegriffen. Genießen Sie also ganz unbesorgt die Ruhe. Ein Diener wird Ihnen das Schlafzimmer zeigen. Also gute Nacht, mein Freund, gute Nacht, gutes Kind!"

Der alte Pole und sein Kind übergaben sich, glücklich nach so manchen durchkämpften Mühsalen einige Stunden der Ruhe genießen zu können, sorglos den Armen des Schlafes, während Gustav in den helleuchtenden Saal zurückkehrte, wo man bereits sehnsuchtsvoll des Augenblicks zum Tanze harrte. Der Etiquette gemäß wählte auch er seine Tänzerin; die Musik ertönte, der Reigen begann. Theodor eröffnete mit der jungen Gräfin den Tanz; aller Augen folgten ihrem Fluge, man mußte eingestehen, noch nie ein schöneres Paar gesehen zu haben. Die Töne verstummten wieder, der Tänzer begleitete seine Tänzerin an ihren Platz zurück; Theodor schien in Wonne zu schwelgen an der Seite seiner Schönen, während Gustav's Gespräch mit seiner Dame nur den Mann von noblem Tone und feinen Sitten bekundete.

Drei Stunden waren verflossen, Theodor wehte sich erhitzt, mit einem Herrn im Saale auf- und abgehend, mittelst seines Sacktuches Kühlung zu, während sich Gustav, durch Unwohlseyn entschuldigend, von der weiteren Theilnahme an der Feier zurückzog.

Der heilige Frieden der Nacht ruhte indessen über der Natur; über dem Garten, in welchen wir den Leser zuerst versetzten, lag ein wohlthuender Schlummer ausgebreitet, nur manchmal hörte man wie aus der Ferne die Klänge der Musik mit ihren sich schwingenden Tonwellen, während aus dem nächsten Gebüsche die melodischen Strophen einer süßklagenden Nachtigall das Gemüth wonniger stimmten. Unten schlief der kühle Rhein, dessen leises Rauschen wie ein Murmeln im Traume vorkam, darüber breitete der sternbesäete Nachthimmel seinen goldenen Mantel aus. — Umgeben von dieser Scenerie, die balsamische Nachtluft mit ihrer Kühlung genießend, saß Gustav wieder auf der Rosenbank und blickte den eilenden Wellen des Stromes nach.

„Ach, welche Disharmonie im Leben," sprach er vor sich hin, „unter demselben Dach Freuden, Pracht und Glanz, Verfolgung, Armuth und Thränen, dort die rauschenden Klänge eines wilden Sinnentaumels, hier die gefühlvollen Töne eines

Digitized by Google

sprachlosen Sängers! Und diese Menschen schätzen sich glücklich! Der arme Pole, wie wird er jetzt wohl so sanft schlafen? Und sein Kind, das gute Mädchen, wie stand es nicht so unschuldsvoll, wie ein milder, tröstender Engel, hinter dem Vater, mit einem so seelenvollen Blicke, mit einem gewissen Selbstbewußtseyn und einer edlen Würde durch bestandene Schicksalskämpfe und doch wieder verbunden mit einem so lieblichen melancholischen Hauch im ganzen Wesen? O Menschheit, wie verleugnest du deine Bestimmung!"

Man hörte plötzlich Fußtritte, Gustav verhielt sich ruhig. Ein Mann kam den Laubgang herunter und blieb Gustav gegenüber stehen. Letzterer konnte die ganze Physiognomie des Lustwandelnden beobachten, ohne selbst bemerkt zu werden; es war der alte Graf, er schien mit sich zu sprechen, man vernahm die Worte:

„O die Schwüre und Treue der Frauen! Ein Hauch und die aufgebauten Kartenhäuser zerfallen, ein neues Bild und Alles ist vergessen! O teuflische Seele, wie hast du mich umstrickt, wie hast du mich auf diese Bühne gestellt, um ein offener Zeuge meiner Schwäche und deines Sieges zu seyn!"

Gustav erhob sich von seinem Sitze und schritt auf den Sprecher zu.

„Kann ich Ihnen vielleicht dienen, mein edler Herr Graf?" fragte Gustav sich nähernd.

„Ah! finde ich Sie! Wo ist mein Weib, Bube!" rief dieser wüthend aus.

„Sie irren sich wahrscheinlich, Herr Graf!" entgegnete Gustav kalt, „ich habe mit Ihrer Gemahlin noch nicht zwei Worte gesprochen. Sie werden also hiemit einen anderen Nebenbuhler bezeichnen wollen."

„Dann entschuldigen Sie, Herr Baron", erwiderte der Graf gesammelter, „ich glaubte Ihren Bruder in Ihnen zu finden!"

Die Erinnerung an die letzten Stunden im Saale erklärten dem Jünglinge Alles; den Zorn des Erhitzten besänftigend überredete er ihn daher, mit ihm nach dem Hause zurückzukehren. Hier stand Theodor und die Gräfin an einem Fenster und flüsterten einander halblaute Worte zu. Sobald der Graf seine Gemahlin erblickte, überkam ihn wieder die vorige Aufgeregtheit, es entstand ein Wortwechsel zwischen ihm und Theodor, dem bald beleidigende Ausdrücke folgten, so sehr auch Gustav diese traurigen Auftritte zu hindern suchte. — Ehe eine halbe Stunde verstrich, hielt die Equipage des Grafen vor der Thüre des Landhauses und führte ihn mit seiner leichtfertigen Gemahlin dem nahen Badeorte zu.

Eine allgemeine Störung machte jetzt der früheren Heiterkeit Platz, der alte Baron und Gustav überhäuften Theodor mit Vorwürfen ob seines beleidigenden und rückhaltlosen Betragens, welche jedoch dieser mit dem größten Gleichmuthe hinnahm.

„Es ist ein Triumph für mich, einen Andern eifersüchtig zu machen", entgegnete er höhnisch lächelnd.

„Und ein Blick in das Leben unseres Standes", murmelte Gustav leise. —

Viele andern Familien, deren Wohnung nicht zu weit entfernt lag, folgten dem Beispiele des Grafen nach dieser störenden Scene. Besorgnisse wurden laut, zumal sich von dem sanguinischen Temperament des Grafen, welchee eine hohe militärische Charge bekleidete und sich nur gegenwärtig zu Erholung im Bade befand, trotz seines etwas vorgerükten Alters, Vieles befürchten ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag im Forsthause.

(Fortsetzung.)

Karl war bleich geworden wie der Tod; denn alle Glieder der Familie hatten sich herzugedrängt, Aller Augen ruhten auf ihm. Aber dennoch ahnte Keins wer er sey, so hatte sein Aussehen, sein Bart, sein wildes langes Haar, seine Narbe ihn entstellt. Auch wußte er seine Stimme so sehr zu verstellen, daß sie der wahren nicht glich. Arnold zitterte. Karl mußte sich sammeln.

„Herr Forstmeister", sagte er, „was könnte mich bewegen, Sie zu täuschen?"

„Wie hieß er?" fragte abermals heftig der Forstmeister.

„Ich glaube, er hieß Werner."

Der alte Mann taumelte wider die Wand, und rief: „Heiliger Gott, mein Karl, mein Karl!" Seine Kniee wankten. Alle, gleich ihm erregt, umfingen ihn, und der Tumult gestattete Karl, unbemerkt zu bleiben und sich wieder zu fassen.

„Weg, weg!" rief der Forstmeister. Laßt mich, die Freude wird mich nicht tödten!"

„Wo hast du ihn verlassen? Sag's, o sag's, und ich will dich lieben wie mein Kind." So rief der erschütterte Mann, und die Mutter stand mit gefalteten Händen und bet ete leise, und die Thränen rannen strom weise. Rosa lehnte an ihrer Seite und Malchen auf der andern.

„Bei Dreißigacker hab' ich ihn verlassen. Er war entblößt von Allem, und wollte bei alten Freunden sich Mittel zur Weiterreise holen."

Digitized by Google

Nach einigen Minuten des tiefsten Schweigens fuhr der Forstmeister mit der Hand über die Augen, und sagte: „Er kann es nicht seyn; er wäre schon hier."

Jetzt fragte die Mutter ihn aus. Er mußte Karl beschreiben, und that's mit einer Sicherheit und Genauigkeit, daß kein Zweifel blieb.

Der Jubel wuchs mit jeder Sekunde, eben so die Gefahr für Karl, erkannt zu werden. Er sollte mit zu Tische seyn; aber er lehnte es ab, weil er zu sehr ermüdet sey.

„Gib ihm Wein, Mutter; den besten, den wir haben", rief der Vater. „Er muß bei uns bleiben und erzählen. Er ist uns ja ein Bote des Glückes geworden!"

Karl aber lehnte Alles ab, und bat, sich zur Ruhe begeben zu dürfen. Unter diesem Vorwand entfernte er sich.

Aber in der Familie war ein Freudenfest. Er fand keinen Schlaf, so wenig als die Glücklichen drunten in der warmen Stube. O wie viele Gebete des Dankes und des Flehens stiegen empor zum Himmel! Furcht und Hoffnung bewegten alle Herzen.

Arnold suchte ihn auf.

„Freund", rief er aus, „solche Stärke ist fabelhaft."

„Mußte ich nicht?" fragte Karl. „Hätte sie nicht die Freude tödten können? O wie ist es mir so schwer geworden! Denke dir, vor Vater, Mutter, Geschwistern und —"

„Vor deiner Rosa!" fiel Arnold ein, „die dich im treuen Herzen trägt?"

„Ruhig jetzt", sprach Karl. „Kann Einer der Jägerburschen mir das Haar zurechtschneiden?"

„Gewiß", rief Arnold und eilte, einen zu rufen, dem er die Kunst zutrauen konnte.

Er kam, und das Haar fiel. Er schnitt es nach Karls Angabe, wie er es sonst zu tragen pflegte. Arnold blieb bei ihm.

Als das Haar geschnitten war, erstaunte er. „Welche Veränderung!" rief er aus. „Es ist unglaublich. Schon jetzt, ehe noch dein entsetzlicher Bart geschoren ist, muß dich wieder erkennen, wer dich nur einmal sah."

Als aber auch der Bart wegrasirt war bis auf das kleine Stutzbärtchen auf der Oberlippe, da war eine so auffallende Veränderung mit Karl vorgegangen, daß Arnold ihm um den Hals fiel.

Die Jägerburschе wurden jetzt in das Geheimniß gezogen. Arnold holte reine Wäsche, holte, da er mit Karl von einer Größe war, seine beste Uniform und legte sie hin. Die vier Hörner wurden zurecht gelegt, und nun schieden die glücklichen Freunde, um etwas Schlaf zu genießen.

Als der Tag graute, war Karl wach. Er kleidete sich an, und weckte die Jägerburschе und diese Arnold. Alle schlichen hinab unter des Forstmeisters Fenster.

Hier begann Karl, der Meister auf dem Horne war, die Melodie des Lieblingsliedes seines Vaters: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen" zu blasen, und nun fielen die drei Andern ein, und die schöne Melodie jubelte auf.

Der Forstmeister erwachte beim ersten Tone Karls. „Großer Gott!" rief er aus, „was sind das für Töne? Mutter, hast du's gehört? So blies Karl. Wer ist der Vierte?"

„Ach", sagte die Mutter, „Du bist so aufgeregt, und deine Einbildungskraft ist so thätig. Es war unser Arnold, und der Vierte ist der fremde Jägerbursche, denn ich sah sie noch gestern Abend die vier Höner hinaufholen."

Der Forstmeister stand auf, um am Fenster für den schönen Weidmannsgruß zu danken, aber sie waren schon weg, und er legte sich noch einmal nieder; aber die Mutter stand auf, denn es war ja so Vieles noch zu beschicken und zu ordnen zum Geburtstagfeste.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Als der treffliche Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal in seinem Hochstifte Würzburg und Bamberg das Lotto aufgehoben hatte, erschien folgender s. g. Leichenzettel unter dem Publikum: „Im Jahre 1786 den 21. Dezember verschied zu Würzburg Madame Lotto im 20. Jahre ihres Alters. Sie gebar 340 Mal und jedesmal 90 Kinder, wovon die fünf ersten glücklich, die übrigen 85 aber unglücklich zur Welt kamen. Der Zustand ihrer Krankheit bestand darin: sie hatte, da übrigens Alles frisch und gesund bei der Oeffnung ihres Leichnams gefunden ward, einen sehr hitzigen Magen; denn sie verzehrte Aecker, Wiesen, Weinberge, Häuser, Uhren, Betten, Vieh und alle möglichen Kleidungen; daher kam es, daß sie in ihrem letzten Kindbette erstickte. Bamberg wünscht ihr ewige Ruhe, Würzburg leuchtet ihr; die Exequien werden in Holland gehalten."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 120 28. Juli 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die meisten Masken hatten nun ihre angenommenen Rollen ausgespielt und sich dann wieder zurückgezogen; nur Wenige standen noch da, und noch hatte Eduards ungeduldig suchender Blick Emma nicht entdeckt. Sie hatte sich hinter eine Gruppe von Mädchen versteckt, kam aber doch endlich in ihrer Tyrolertracht hervor und sprach zu Eduard einige Worte, in denen sie ihm Glück zu dem frohen Tag wünschte.

Eduards heftige Gemüthsbewegung bei Emma's Anblick würde gewiß Aufmerksamkeit erregt haben, wenn nicht in diesem Augenblick Aller Augen auf die schöne Emma gerichtet gewesen wären, die auch in dieser anspruchslosen Tracht Alle, außer Fräulein Louise R**, durch ihre Schönheit entzückte. Diejenigen, welche sie früher noch nicht gesehen hatten, fragten einander flüsternd, wer das schöne Mädchen sey.

„Aber mein Gott, Bruder, wer ist denn dieses engelgleiche Wesen?" — fragte der Baron F**, ein benachbarter Rittergutsbesitzer, den alten Grafen.

„Die Tochter meines Inspektors" — erwiderte dieser.

„Ist das möglich?" — versetzte der Baron — „ich hielt sie für eine vornehme Dame, denn sie hat in ihrem ganzen Aeußern ein je ne sais quoi, welches nur Personen von Stand auszeichnet" — — —

„Ja, aber man kann sich gleichwohl irren" — unterbrach ihn der Graf lächelnd.

Emma hatte die wenigen Worte, welche sie zu sprechen hatte, schon längst gesprochen und sich wieder hinter die Uebrigen verborgen und noch hörte man nur sie, sah nur sie und ließ deßhalb die Uebrigen, welche ihre Rolle noch zu spielen hatten, ziemlich unbeachtet. Unter den Letztern war auch Fridolf, der als Mönch maskirt war und diese Tracht in völliger Uebereinstimmung mit seiner düstern Laune für den heutigen Tag gewählt hatte. Er sprach einige lateinische Worte, verbeugte sich und zog sich zurück.

Die Glückwünschungen hatten nun ihr Ende erreicht und die Gräfin schlug der Gesellschaft vor, in's Schloß zurückzukehren. Auf einem Rasenplatz dicht am Schlosse sollte nun der Maibaum aufgerichtet und das eigentliche Volksfest gefeiert werden.

Jeder der Herren bot einer Dame den Arm, die geringeren Leute folgten diesem Beispiel und führten die Weiber ihres Standes; so zog die lange Schaar paarweise aus dem Pappelwäldchen. Eduard war unentschlüssig, ob er wagen dürfte, Emma seinen Arm anzubieten; er sah sich nach Fräulein Louise um und bemerkte, daß dieselbe bereits den Arm des Barons K** angenommen hatte. Dreist suchte er nun die schöne Tyrolerin auf, aber Wilhelm Rosman war ihm bereits zuvorgekommen. Fridolf, der Emma und seinen vermeinten Nebenbuhler nicht aus den Augen ließ, biß sich vor Verdruß in die Lippen. Nachlässig bot er der kleinen Eveline seinen Arm und wußte es so einzurichten, daß er mit ihr dicht hinter Emma und Wilhelm ging, um zu hören, was sie mit einander sprachen. Eduard war verstimmt; er bot der ersten besten Dame seinen Arm und machte dadurch die dicke Gattin des Kronvoigts Asnander glücklich, die sich nicht wenig geschmeichelt fühlte und nach allen Richtungen hin sah, ob auch ihre Bekannten die Ehre bemerkten, die ihr widerfuhr.

Auf einem Rasenplatze unweit des Schlosses, auf der dem Schloßhof entgegengesetzten Seite hielt der Zug an. Dort lag ein unförmlicher Maibaum, ein Riese in seiner Art, mit einer unendlichen Menge von Blumen, Bändern, vergoldeten und buntbemalten Eiern, Zeugstücken, Papier, Binsen, Federn und allerhand glänzenden Stoffen geschmückt. Dieser Anblick erfreute ganz besonders die arbeitende Klasse, die sich unter Ausrufungen des Beifalls und Erstaunens um den Baum drängte.

Jetzt wurde das Signal zur Aufrichtung des Baumes durch das Aufsteigen einer Rakete gegeben; mehrere handfeste Männer traten darauf her-

Digitized by Google

vor und ergriffen den Maibaum vorsichtig, so daß die daran hängenden Zierrathen nicht beschädigt werden konnten. Ein Musiker spielte nun einen Marsch auf der Harfe, und unter dem Donner von zwölf kleinen Kanonen, welche unweit davon auf einem Hügel, mit der Mündung nach dem See, aufgestellt worden waren, wurde der Maibaum aufgerichtet, festgerammelt und stand bald in seiner ganzen Herrlichkeit aufrecht da.

Hierauf wurde rother Wein herumgegeben. Der Graf selbst nahm ein Glas, hob es in die Höhe und trank auf Wohlseyn, Gedeihen, Gesundheit und Eintracht seiner Unterthanen. Dieser Toast wurde mit lautem Hurrahgeschrei und abermaligem Donner der Kanonen beantwortet.

„Du bist ja ein Prachtkerl, Nils Normans" — rief der alte Graf dem Buckligen zu, als derselbe seinen Marsch beendigt hatte — „Du spielst wie ein ganzer Kerl. Jetzt leere Dein Glas, mein Junge, und dann spiele uns einen muntern Polka auf, damit wir allesammt um den Maibaum tanzen können!" —

Der Bursche stimmte seine Harfe und ließ einen tüchtigen Bauernpolka aus ihren Saiten hervorrauschen.

Da rief der Graf wieder, daß alle ohne Ausnahme, Alt und Jung, tanzen sollten.

Anfangs wagte Eduard nicht zuerst Emma zu wählen. Nach und nach traten jedoch mehrere tanzende Paare heran und als die Anzahl derselben bis auf fünf und zwanzig gestiegen war, glaubte Eduard, ohne Aufsehen mit Emma tanzen zu dürfen. Wie klopften die beiden jungen Herzen, als sie einander so nahe waren; und Eduard vergaß nicht, Emma durch einen und den andern vielsagenden Händedruck daran zu erinnern, daß er noch derselbe war. Aber in seinem Entzücken vergaß er, den Tanz abzubrechen; Beide bemerkten nicht, daß sie schon allzu lange zusammen tanzten. Desto besser bemerkten dieß Fridolf Tyrell und Wilhelm Rosman, welche nicht am Tanz Theil nahmen, sondern phlegmatisch im Kreise standen. Aber Beide ließen Emma nicht aus dem Gesicht und Beide empfanden ein Gefühl von Freude, als der alte Graf endlich seinem Sohn zurief: — „Eduard, willst Du denn das Tyrolermädchen todt tanzen?" — Zugleich ergriff er Emma bei der Hand und führte sie aus dem Tanzring, indem er ihr freundliche Vorwürfe darüber machte, daß sie den angreifenden Polka so lange getanzt hatte. Ihre Hand hielt er fest und ließ sie nicht wieder in den Kreis der Tanzenden, sondern ging mit ihr in lebhaftem Gespräch außerhalb des Kreises hin und her, da sie nach seiner Behauptung genug getanzt hatte.

Bald darauf begaben sich Alle in den sogenannten Gerichtssaal, in welchem der eigentliche Tanz beginnen sollte. Es war langjährige Sitte, daß am Johannisvorabend der Besitzer des Gutes B*** selbst, sowie jedes Glied seiner Familie zwei Tänze mittanzten, den ersten mit einer Standesperson des Hammerwerks, den zweiten mit einer Person aus der arbeitenden Klasse desselben. Dieß geschah auch heute. Als diese beiden Tänze vorüber waren, begab sich der Graf mit seiner Gemahlin und den ältern anwesenden Standespersonen in die Gesellschaftszimmer, während die jungen Leute unter dem Volk zurückblieben.

Angefeuert von der Heiterkeit, welche nun ungezwungen zu herrschen begann, vergaß Eduard alle Vorsicht und wich kaum von Emma's Seite, obwohl ihm diese — darüber ängstlich und bekümmert — auf jede Weise dadurch zu entschlüpfen suchte, daß sie sich zu den herumstehenden Mädchengruppen gesellte. Aber diese Gruppen zerstreuten sich bei jedem einzelnen Tanz, und eben so oft war auch Graf Eduard wieder an Emma's Seite. Fridolfs Blicke, die beständig auf sie gerichtet waren, zeigten sich bei dieser Wahrnehmung nichts weniger als ruhig und auch Wilhelm beobachtete sie fortwährend durch die Lorgnette.

Allein Fräulein Louise konnte den schmerzlichen Anblick von Eduards Aufmerksamkeit für das schöne Tyrolermädchen nicht lange ertragen. Sie klagte über unerträgliche Hitze und begab sich in die Gesellschaftszimmer.

Bald kamen auch die Uebrigen nach, denn die Gräfin hatte einen Boten nach ihnen geschickt. In den Salon, in welchem sie nun versammelt waren, wurden eine Menge Erfrischungen und Leckereien aller Art servirt, während auch dem Volk, das im Gerichtssaale fortfuhr zu tanzen, nichts von Allem fehlte, was dieser Menschenklasse für wohlschmeckend gilt, mit Ausnahme des Branntweins, der zum Johannisfest nie gereicht wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Geburtstag im Forsthause.

(Schluß.)

Auch die Mädchen waren schon auf. Nun ging's denn an's Ordnen der Geschenke. Um des Vaters Bild wurde von Arnold und Malchen der Kranz befestigt.

„Wie habt ihr schön geblasen!" flüsterte sie dem geliebten Manne zu. Und er lächelte, und sagte leise: „Der Gruß galt unserm Vater." Das Mädchen erröthete und schwieg, und die Arbeit ging rüstig fort. Malchen selbst brach die schönsten

Digitized by Google

Blüthen von ihren Heliotropen, Monatrosen und Hyacinthen, die sie sorglich am Doppelfenster gezogen, und steckte sie hier und dort in den Epheukranz, was den beiden Knaben, die auch schon da waren, nicht geringe Freude machte. Jetzt breitete Rosa, auf deren Wangen heute seit langer Zeit sich eine frische Röthe zeigte, von der Arnold sagte, es sey das Morgenroth des Wiedersehens, ihre schöne gestickte Pferdedecke über der Kommode aus. Die Mutter legte den neuen, reichverzierten Hirschfänger darauf, Malchen brachte das prächtige Bandelier, das sie gestickt, und Arnold seine Pfeife, die gestopft war mit duftigem Knaster. Eine jede Gabe wurde gepriesen nach Verdienst; als aber Arnold die Pfeife hinlegte, brach ein Ach der Verwunderung aus Aller Munde, denn die Schnitzarbeit war so meisterhaft wie die Zeichnung.

Die Mutter nahm sie in die Hand und besah sie mit leuchtenden Augen; denn sie kannte ihres Gatten Liebhaberei und besonders sein Leid, als ihm der Kopf zerbrach, der ihm hier in erneuerter und schönerer Gestalt gegeben werden sollte.

„Kinder," sagte sie, „wir sind alle überboten. Seht diese Schönheit und diesen Fleiß. So ganz dem zerbrochenen ähnlich und doch so viel schöner. Liebster Arnold," sagte sie, seine Hand fassend, „Sie bereiten da dem Vater eine unaussprechliche Freude. Nehmen Sie meinen innigsten Dank vorweg."

Es war ein schöner Anblick für den, der mit bebendem Herzen hinter dem Fensterchen des Nebenzimmers hervorsah. Die Knaben besahen Alles mit großer Neugierde. Rosa lehnte an der Wand. Ihre Gedanken begleiteten den Geliebten auf seinem Wege zur Heimath. Wonne und Schmerz lag in ihren Blicken. Der Mutter Antlitz glänzte in seliger Freude, indem sie die Geschenke musterte, die die Liebe bot.

An Arnolds Arm lehnte Malchen und die Blicke, welche sie wechselten, mochten beweisen, wie gut sie sich seyen.

O, wie pochte Karls Herz. Wie hätte er mögen hinüberstürmen und sie Alle an sein Herz pressen; doch er durfte ja noch nicht. Die Stunde war ja noch nicht da.

„Kommt, Kinder," sagte nun die Mutter, als Alles geordnet war, „der Vater wird aufstehen. Malchen und Röschen macht den Kaffee. Ich bin nur begierig," sagte sie, „ob er nicht brummt, denn ich habe ihm die Staatsuniform an's Bett gelegt."

Sie gingen nun Alle hinweg.

Der Alte war schon aufgestanden. Er hatte ohne ein Wort die Staatsuniform angelegt. Er sah's kaum, daß sie es war; denn seine Seele war bei Karl, dem Sohne, den er wieder bekommen sollte. So rauh auch die Außenseite des alten Werner war, so tief war sein Gefühl. Seine Seele umfaßte seine Kinder mit unendlicher Liebe. Und Karl war ein so hoffnungsvoller Jüngling gewesen. Sein Verlust hatte ihn tief gebeugt. Und jetzt fiel ein Strahl von Hoffnung in seine Seele. Er sollte ihn wieder haben. So tief sein Gefühl war, so innig war sein frommer Glaube. Heute hatte er tiefer und inniger als je gebetet.

Seine Seele war klar und ruhig geworden; aber die Hoffnung war fester. Noch dann und wann stieg ein Zweifel auf. Er wollte den Menschen heute noch einmal scharf auf's Korn nehmen, aber der war ja so wildfremd. Er wollte in des Forstmeisters Dienste treten. Da hätte sich ja früher oder später seine Lüge kund geben müssen. Die Zweifel schwanden wieder, und heiterer als je trat er aus seinem Schlafgemach in's Wohnzimmer, wo sie alle standen. Er war überrascht. Alle bestürmten ihn mit ihren Glückwünschen und mit ihren Gaben.

Nun mußte er sie besehen. Wie freute er sich, wie dankte er so gerührt. Wie innig drückte er Arnold an sein Herz.

„Kinder", sagte er, „es ist heute ein Tag der Freude, wie ich selten einen erlebt. Gott, ich danke dir!" „Du hast mich sehr lieb, mehr, als ich verdiene! Du gibst mir die Hoffnung, den Verlorenen wieder zu sehen, den Vielbeklagten; du gabst mir liebe, gute Kinder, alle sind gesund; erhieltest mir mein theures Weib." — Seine Stimme wankte. Alle standen da mit gefalteten Händen und beteten mit ihm.

Die Mutter sank weinend an sein Herz.

Nach einer stummen Pause sagte der Vater: „Ach daß er jetzt bei uns wäre!"

„Er ist da!" rief Arnold und öffnete die Thüre.

Alle wandten sich um — und aus dem Zimmer trat — Karl und flog an des Vaters Brust.

Einen Augenblick stand der Alte wie versteinert, dann drückte er den ihn Umschlingenden sanft von sich, drehte ihn gegen das Licht — sah ihm in's Angesicht und riß ihn dann mit dem Ausrufe: „Ja, er ist's!" an seine Brust.

Alle Andern standen wie vom Donner gerührt.

Die Mutter sah ihn starr an, ohne sich bewegen zu können. Rosa sank in den Stuhl zurück. — Malchen und die Knaben drängten sich an ihn.

Jetzt sank er in der Mutter Arme — dann eilte er zu seiner Rosa — zuletzt zu Malchen und den Brüdern.

„Etsch!" rief Fritz, „wir haben ihn doch zuerst gesehen und er hat uns den Kranz machen und tragen helfen; aber so, wie jetzt, sah er nicht aus!"

Digitized by Google

Nachdem die Ueberraschung und der erste Sturm der Freude vorüber war, zog ihn der Vater neben sich nieder.

„Sag' an, Kind, wo kommst Du heute schon her? — doch" — er fuhr rasch herum zu Arnold, „wo ist der fremde Bursche, der uns vorbereitete?"

„Hier!" sagte Arnold, auf Karl deutend.

„Wie," rief der Vater aus, „Du warst's selbst? Wie blind waren wir! Und Du Mutter und Du Rosa, Ihr habt ihn nicht erkannt! Na, das muß ich sagen; aber mein Sohn, Du sahst auch abscheulich aus! Wer hätte das geahnet?"

„Ihr Schelmen! — Ach, Karl, als Du heute Früh Solo bliesest, da ging mir der Ton durch die Seele. Ich kannte ihn."

„Aber wie hast Du's selber ausgehalten?" fragte die Mutter.

„O Mutter, wie schwer wurde mir's! Und doch mußte ich, wenn ich nicht am Ende die Freude in Leid verwandeln wollte."

Rosa stand neben ihm. Die Augen voll heller Thränen und doch so selig froh.

„Aber Du hast da eine garstige Schmarre, Kind," sagte der Vater. „Wo erhieltst Du die? Doch halt! Ich will erst einmal sehen, ob Dir die Narbe etwas geschadet hat."

Er stand auf, nahm Rosa's Hand und legte sie in die seines Sohnes.

„Röschen," sagte er, „hast Du nichts dagegen, wenn ich Deine Hand in die dieses narbigen Soldaten für immer lege? Du kannst ohne Sorge seyn, wenn er als Jäger nicht mehr bestehen kann, so verdient er sein Brod als Schauspieler, denn dazu hat er, wie Du gesehen haben wirst, außerordentliche Anlagen."

Das Mädchen erglühte und wurde bleich. Sie lehnte sich an des Oheims Brust und lispelte leise: „Lieber Oheim!" —

„Soll eigentlich heißen: Lieber Karl!" verbesserte der Forstmeister. „Halt ihn fest, Kind, sonst lauft er Dir noch einmal weg." Er legte die Glückliche an Karls Brust, der sie an sein Herz preßte.

„Gott segne Euch!" sprachen die Eltern.

„Damit aber die Hochzeit die Alten nicht durch eine baldige Wiederholung zu viel koste," fuhr der Forstmeister fort, „so denke ich, wir feiern gleich zweie." Er trat zu Arnold und Malchen, und sagte lächelnd:

„Wie steht's? Habt Ihr Euch immer noch lieb?" „Ja, ja!" rief Arnold, und Malchen senkte erröthend das Köpfchen.

Auch ihre Hände fügte er in einander mit seinem Segen.

Dann zog er seine Frau an seine Brust. „Mutter," sagte er, „sieh doch, wie glücklich die Kinder sind!"

„Und wir!" sagte die Mutter.

Und gewiß waren sie Alle glücklich.

„Aber unsern Kranz siehst Du gar nicht!" schmollten die Kleinen.

Da lobte ihn der Vater freudig und herzte sie, und auch sie waren freudig und zufrieden.

Mannigfaltigkeiten.

Von dem deutschen Wörterbuch der Gebrüder Grimm ist das zweite Heft (Allverflucht bis Anstehen) erschienen. Das Werk findet nicht blos beim deutschen Publikum eine außerordentliche Aufnahme, auch die Blätter des Auslandes besprechen dasselbe mit dem höchsten Interesse. Wenn bereits kritische Ausstellungen über manche Ungleichheiten in der gründlichen Ausführung des Werkes gemacht sind, so sollte man bedenken, daß bei einem so großen nationalen Unternehmen, welches vielseitiger und ungleicher Hülfe bedarf, eine vollendete Durchführung zuvörderst unmöglich ist. Literartisch thätige Beisteuer würde dagegen durch die Mehrung des reichen Materials sehr Wünschenswerthes zur Erfüllung der umfassenden Aufgabe beitragen.

Charade.

Bald nah't sich die Erste uns leise und schmeichelnd,
Bald dringt sie mit Lärm und Getöse heran;
Bald schafft sie uns Freude, erheitert das Leben;
Bald trübt sie dem Menschen die irdische Bahn.
Das andere Pärchen erhebet die Menschen
Vom Staube empor, macht erhaben und groß;
Doch traue ihm nicht, denn gar Mancher vermessen
Verdanket demselben sein mißliches Loos.
Das Ganze geht immer bald auf nnd bald nieder,
Beschäftigt oft Knaben und Mädchen gar sehr,
So kleinlich, unscheinbar es Manchem mag dünken,
Es gründet doch Werke erhaben und hehr.

Auflösnng der Charade in Nr. 117:

Arglos.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisetty Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 121 30. Juli 1852

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Die Musik verstummte, die Kerzen verloschen, und bald herrschte dieselbe tiefe Stille in dem kurz vorher so belebten Landhause, wie auf dem nahen Friedhofe.

Nur in Gustavs Zimmer brannte noch ein einsames Licht; der entschwundene Abend hatte ihm wieder vielen und mancherlei Stoff zu ernsten Betrachtungen und traurigen Wahrheiten geboten. Jetzt, wo Alles beendet war und nur noch die Erinnerung verblieb, fühlte er ganz von Neuem die Leere des vergnügungssüchtigen Alltaglebens. Welchen anderen himmlischen Genuß gewährten ihm nicht seine Studien, das edle Streben nach dem göttlichen, in jedes Menschen Brust gelegten Ideal, das beseligende Wirken für die leidende Menschheit! Welche andere Monumente, welche andere grünenden Eilande, aere perennius, wie Horaz sagt, mußten ihm aus dem Meere der Vergangenheit nach solchen erhabenen Beschäftigungen entgegenschimmern, als nach dem Genusse all dieser Vergnügungen.

Diese und ähnliche Bilder mochten ihn in seinem Traume umlagern, und seinen Schlaf versüßen. —

Der Tag graute kaum, als auch schon einer der Gäste vom vorigen Abend erschien, und Theodor eine Forderung auf Pistolen von Seite des Grafen überbrachte mit der Bitte, sich mit einem Sekundanten an einer bestimmten Stelle des zwei Stunden entfernten Waldes einzufinden. Theodor lachte zu dieser Nachricht, ließ singend und pfeifend von dem Diener seine Pistolen untersuchen, den Wagen bespannen und den Weg nach dem bezeichneten Walde einschlagen. —

Indessen verweilte Gustav schon mehrere Stunden bei seinen Gästen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen und etwaige Hülfe sogleich herbeizuschaffen. Der alte Pole stand bereits angekleidet im Zimmer, um an der Hand seiner Tochter die Reise fortzusetzen. Todtenblässe lag auf dem Gesicht, die Augen waren ohne Glanz, die Kniee zitterten unter der Last des übrigen Körpers; man erkannte nur zu deutliche Symptome einer schweren Krankheit.

Als ihn daher Gustav so krank, so arm, so verlassen sah, ergriff er seinen Arm und zog ihn nach einem nahestehenden Sessel.

„Wo wollen Sie hin, Freund?" fragte er zutraulich. „Was wollen Sie beginnen? Sie sind krank und schwach, Sie bedürfen der Pflege!"

„Allerdings fühle ich dieses", entgegnete der Angeredete in abgebrochenen Worten, „allein Ihre Güte können wir nicht mißbrauchen. Ich habe in Frankreich gute Freunde, vielleicht finde ich dort ein Asyl, wenigstens ein stilles Plätzchen zu einem Grabe und für mein Kind hier ein ehrliches Unterkommen."

„Aber nach Frankreich ist's noch ziemlich weit, Freund, Sie sterben ja unterwegs! Bleiben Sie also hier, warten Sie wenigstens Ihre Wiedergenesung ab, bis wohin ich Ihnen gewiß auch in unserer Nähe eine annehmbare Stelle und einen redlichen Unterhalt verschaffen werde."

„O Herr, Ihre Güte erstreckt sich zu weit!" erwiderte der Flüchtling, „Sie können sich bei Ihren Eltern und Freunden Haß zuziehen. Lassen Sie uns also weiter wandern."

„Alles Andere überlassen Sie mir, Freund! Sie bleiben jetzt hier und gehen sogleich wieder zu Bette; für den Arzt werde ich sogleich sorgen." Der kranke Pole weinte bei diesen Worten, ohne einen Laut zu sprechen, das Mädchen kniete sich schluchzend vor dem Jüngling, dessen Hände mit Küssen und Thränen benetzend.

„Erhebe dich schönes, gutes Kind," fuhr dieser fort, „und erweise mir nicht Dankesbezeugungen, die ich nicht verdiene. Es ist ja nur erfüllte Pflicht!"

Während dieser Gespräche war Theodor bedeutend verwundet aus dem Walde zurückgekehrt, so daß Gustav den Arzt, welcher hier thätig war, auch bei seinem kranken Freund verwenden konnte. Für den Zustand des Letzteren schien der Arzt zu fürchten, jedenfalls prophezeite er eine lange hart-

Digitized by Google

näckige Krankheit, da sie sich beinahe schon zu weit entwickelt. Doch hoffte der Jüngling durch eine sorgfältige Pflege, die ihm auch sein Vater, der alte Baron versprochen, und durch die gewissenhafte Behandlung von Seite des Arztes auch diese Hindernisse zu beseitigen. —

Acht Wochen waren seit jenen Tagen verflossen, der Pole, welchem Gustav die Stelle eines Verwalters auf besagtem Gute von seinem Vater erbeten hatte, befand sich wieder auf dem Wege der Besserung, so daß er bereits die warme Julisonne im Freien genießen durfte, Theodor haschte wieder lustig und genußsüchtig nach Abenteuern, das Kind des Polen, Hedwig, hatte sich von den Mühsalen und Leiden eines herumirrenden, trostlosen Lebens erholt und in die Gestalt eines liebreizenden, unschuldigen, fünfzehnjährigen Mädchens umgewandelt, wie eine Blume, die man von einer rauhen, dem Winde preisgegebenen Stelle in ein sonniges, sanftumwehtes Beet versetzt. Im ganzen Hause herrschte Zufriedenheit und Freude; selbst Theodor, der während der langen Krankheit des Polen öfter aus Besorgniß vor der cholera morbus auf dessen Entfernung gedrungen hatte, schien zufrieden, nur Gustav theilte nicht die Heiterkeit; er suchte vielmehr einsame und entlegene Orte noch mehr auf als zuvor. Nur wenn er sich in der Nähe des Polen befand, war er fröhlicher und offener. Niemand wußte, was die Ursache dieser Verstimmung, dieses zurückgezogenen, freudearmen Lebens sey, auch kümmerte man sich wenig darum, da man das ganze melancholische Temperament des Jünglings kannte.

Einer jedoch wußte die Krankheit des Jünglings, ohne daß dieser es ahnte, nämlich der Pole. Gustav hatte ihm gegenüber schon längst Gelegenheit gegeben, einen tieferen Blick in sein verwundetes Herz zu werfen, da ja der Gegenstand, welcher sein stummes Weh bereitete, Niemand anderes, als Hedwig seyn konnte. Ohne ein Wort von Liebe zu sprechen, hatte Gustav, wie es gewöhnlich Liebenden ergeht, schon mehr Beweise einer veränderten Seelenstimmung abgelegt, als er selbst wußte und glaubte.

Eines Abends, als sich der alte Baron und Theodor auf einer Vergnügungsreise in der nächsten Stadt befanden, saß Gustav, umgeben von seinem Freunde und Hedwig, wieder auf der Moosbank im Garten. Die Sonne war bereits untergegangen, im Osten zog der Mond mit seinen Sternen am blauen Aether auf und vergoldete die schönen Schafwölkchen, welche nach fernen Regionen eilten, während der Rhein wieder in ruhig kreisenden Wellen vor den heimischen Bergen murmelte. Die Mädchen und Jünglinge schaukelten sich in Kähnen auf dem Rücken des Flusses und sangen von ihrem Glück und ihrer Liebe.

„Ach, Freund! erzählen Sie Etwas aus Polen", unterbrach Gustav die feierliche Stille. „Sie wissen, ich nehme so warmen Antheil an dem Schicksale Ihres Vaterlandes. Erzählen Sie Etwas aus den letzten Kämpfen. Sie haben noch nie von Ihrem Schicksale und Ihren früheren Tagen gesprochen."

„Weil jede Erinnerung neue Wunden schlägt", entgegnete der Pole; „doch Ihnen, mein Retter, will ich gleichwohl dieses Opfer noch einmal bringen. Sonst aber werde ich schweigen."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Nach einiger Zeit trat ein Bedienter in den Salon und brachte eine Laute, welche Emma beim ersten Blicke mit wahrem Schreck für die ihrige erkannte. — „Nun, meine liebe Mamsell Hilbert" — sprach gleichzeitig der alte Graf — „nun erbitten wir uns das Vergnügen, Sie singen und spielen zu hören. Ich bin Aller Bevollmächtigter und spreche im Namen Aller." —

Emma's Wangen brannten; mit niedergeschlagenen Augen nahm sie das Instrument und bat, daß man sie bei so zahlreicher Gesellschaft verschonen möchte, einen Besuch zu machen, der jedenfalls mißglücken würde. — „Ich spiele wohl bisweilen meinen Eltern etwas vor" — fügte sie hinzu — „aber mein Talent ist allzuschwach, als daß ich so dreist seyn könnte, mich vor einer Gesellschaft hören zu zu lassen, unter der sich so viele Musikkenner befinden." — Allein der Graf wollte keine Einwendungen hören; er wandte sich an Hilbert und bat diesen, seiner Tochter zuzureden. Der Inspektor that dieß und mehrere Anwesende vereinten ihre Bitten mit der seinigen, so daß endlich Emma, die es für unartig hielt, sich in solchen Fällen lange bitten zu lassen, mit zitternden Fingern einige Akkorde auf der Laute anschlug. Mit unsicherer Stimme sang sie dann ein kleines deutsches Lied, welches Fräulein Louisens Musiklehrer, der Direktor P **, unaufgefordert mit seiner Altstimme begleitete, wodurch Emma allmählich mehr Festigkeit und Stärke gewann.

Als das Lied zu Ende war, wollte sie die Laute weglegen, allein man bat sie dringend, noch eine Romanze vorzutragen. Emma warf einen Blick auf ihren Vater, der ihr beifällig zunickte; dann blickte sie ihre Mutter an, die anfangs ängstlich und beklommen dagesessen hatte, jetzt aber ganz

Digitized by Google

vergnügt aussah. Sie sang und erntete allgemeinen Beifall. Die Oberstin von M** fragte, ob ihr die kleine Romanze — ihr Lieblingslied — „Ich denke Dein und werde Dein stets denken" bekannt sey. Emma bejahte und die Oberstin bat, daß sie dieselbe singen möchte.

Nun entstand unter den Anwesenden ein wahrer Enthusiasmus. Das schöne unschuldige Gesicht der Sängerin, ihr ausgezeichneter Vortrag, ihre silberklare, ungemein wohlklingende Stimme, ihr ansprechendes meisterhaftes Lautenspiel und der rührende Ausdruck der Worte des Liedes versetzte Alle in solches Entzücken, daß noch einige Sekunden nach dem Verhallen des letzten Tons eine Stille herrschte, die sich gleich darauf in ein Gemurmel von Danksagungen und Beifallsrufen verwandelte.

Emma sang nun nicht mehr, aber Niemand von den Anwesenden wollte sich nach ihr hören lassen, weil ihr Gesang solchen Eindruck gemacht hatte, daß man bei einer Vergleichung zu verlieren fürchten mußte. Selbst Fräulein Louise weigerte sich, auf der Harfe Etwas vorzutragen, obwohl man sie sehr darum bat. Sie war gewiß die Einzige, welche durch Emmas Gesang nicht entzückt worden war.

„Nun, so will ich singen, wenn ich darf" — sprach Eduard und griff nach seiner Guitarre. „Ich habe neulich eine kleine Romanze gelernt, die ich ziemlich hübsch finde." — Er begann:

„Vergessen soll ich Dich! — Ich kann es nimmer,
Nein, ewig, ewig denk' ich Holde, Dein!
O laß mir noch von Seligkeit den Schimmer,
Denn wahrhaft glücklich kann ich nie mehr seyn.
Nur Phantasie allein und Liebe tragen
Noch durch des Lebens Finsternisse mich,
Warum also — so hörst mein Herz Du fragen —
Warum also vergessen Dich? —

Kann wohl ein Mensch vergessen, daß er lebet,
Daß eine Welt vor seinen Blicken liegt,
Daß sich im Ost die junge Sonne hebet
Und sich im West in Abendschlummer wiegt?
Kannst Du mich erst mein Ich vergessen lehren,
Versuch' es erst und lasse mich
Aus Lethe's Wellen einen Becher leeren,
Ja, dann vielleicht — vergeß ich Dich!" —

Das Gedicht war ein Produkt von Eduards eigner Muse, die Musik, die er ebenfalls selbst komponirt hatte, war sehr schön. Doch kannte Niemand den Verfasser, mit Ausnahme Emma's, die ihn unter starkem Erröthen und noch stärkerem Herzklopfen ahnte. Ihr allein waren diese Verse gewidmet als Antwort auf die von ihr in die Linde eingeschnittenen Worte.

Allein Emma's Triumph war noch nicht vorüber, sie sollte noch mehr Beifall ernten. Der alte Graf hatte nämlich früher Emma's Sprachkenntnisse erwähnt; der alte Baron F**, der sie früher so schön gefunden hatte, fand Vergnügen daran, sie zu prüfen, und redete sie erst deutsch und dann englisch an. Sie antwortete ihm unbefangen, richtig und fließend, und der Baron rühmte ihre schöne reine Aussprache in beiden Sprachen.

Eduard war stolz auf die Bewunderung, welche Emma einerntete, und wollte die Lobeserhebungen über sie noch nicht verstummen lassen. Er wollte gern ein Duett mit ihr singen, diesen Wunsch aber doch nicht geradezu aussprechen. Er ging daher sehr listig zu Werke, um seinen Zweck zu erreichen. Zuerst nämlich setzte er sich an das Fortepiano und spielte mit vielem Ausdruck und Geschmack die Ouvertüre aus Fra Diabolo. Dann suchte er ein italienisches Duett auf, welches er auf Verlangen seines Vaters früher einmal mit Fräulein Louise gesungen hatte. Mit diesem Duett ging er zu Fräulein Louise, die verdrüßlich in einer Ecke des Zimmers saß, und fragte sie, ob sie das Duett mit ihm singen wolle. Er wußte aber sehr wohl, daß sie Nein sagen würde, da sie sich den ganzen Abend hindurch so bestimmt geweigert hatte, zu singen. Und so geschah es auch. Der Baron K**, welcher nicht von ihrer Seite wich, redete ihr vergebens zu; allein Eduard war nicht so hartnäckig. Er wandte sich hierauf an Emma; allein diese entschuldigte sich damit, daß sie das Duett noch nie vorher gesungen hätte. — „Ja dann ist es freilich nicht rathsam" — fiel Fräulein Louise ein — „denn die Arie ist sehr schwer." — Sie warf bei diesen Worten einen so verachtenden, vernichtenden Blick auf Emma, daß Eduard, der diesen Blick bemerkte, die Röthe des Zornes in seinem Gesicht emporsteigen fühlte. Um aber das eifersüchtige Fräulein noch mehr zu ärgern, sprach er: — „Sie ist nicht schwerer, als viele andere Stücke, welche Mamsell Hilbert sehr gut singt; ich weiß es, denn ich habe früher im Pfarrhause ein Duett mit ihr gesungen, das sie noch nicht kannte." —

(Fortsetzung folgt.)

König Ran Bahadur von Nepal.

Die brahmanische Gattin des Königs Ran Bahadur wurde unmittelbar nach ihrer dritten Entbindung von den Blattern ergriffen. Ran Bahadur gerieth fast außer sich; alle inländischen Aerzte, die Hakim, wurden zu Rath gezogen und eine große Belohnung ward als Preis vollständiger Wiederherstellung ausgesetzt; daneben wurden den Göt-

Digitized by Google

tern alle möglichen Opfer gebracht. Aber nichts schlug an: die Königin ward immer schlimmer, der König immer zorniger.

Unter diesen Umständen ertheilten Minister und Aerzte den Rath, daß unverzüglich Abgeordnete nach der heiligen Stadt Benares, welche so viele berühmte Männer enthalte, abgesandt würden, um so viele von daher zu holen, als durch Verheißung großen Lohnes für die Heilung dazu vermocht werden könnten, nach Nepal zu kommen. Der Rath wurde befolgt, die Gesandtschaft hatte den Erfolg, daß viele Brahmanen, welche als berühmte Krankheitsvertreiber galten, rechtzeitig am Hofe eintrafen; allein alle ihre Kunstanstrengung blieb ohne Erfolg. Das Leben der Rani ward zwar gerettet, allein die Blattern hatten ihre unvertilgbaren Spuren hinterlassen.

Sie hatte bestimmt, der Radscha soll sie weder besuchen noch sehen, bevor sie nicht wieder gänzlich hergestellt sey; von der Krankheit genesen, ließ sie sich von ihren Aufwärterinnen einen Spiegel reichen. Der Anblick, der ihr nun in ihrer entstellten Schönheit entgegentrat, machte auf sie einen furchtbaren Eindruck: sie schickte ihre Bedienung hinaus und nahm Gift. Die Pflanzengifte Nepals wirken rasch und tödtlich, und bis auf den heutigen Tag hat man noch kein Gegengift dagegen gefunden. In wenigen Minuten war die Rani eine Leiche.

Als Ran Bahadur vernahm, daß es um ihr Leben geschehen sey, stürzte er in das Zimmer, in welchem die Leiche lag, und indem er sie umschlang, verfiel er in einen Ausbruch furchtbarer Leidenschaft. Er verfluchte sein Königreich, seine Aerzte und die Götter Nepals, allen Rache schwörend. Zuerst sandte er nach den unglücklichen Doktoren von Benares, er erklärte sie für Lügner und Betrüger, befahl sie hart zu geißeln und jedem in seiner Gegenwart das rechte Ohr und die Nase abzuschneiden. Das wurde getreulich vollzogen und danach wurden die so Gestraften zur Warnung für alle künftigen Betrüger in das britische Gebiet heimgeschickt.

Dann ging es an die Götter: er schmähte sie auf das Gröblichste, klagte sie an, daß sie unter falschen Vorspiegelungen 12,000 Ziegen, einige hundert Pfund Konfitüren, 2000 Gallonen Milch ꝛc. von ihm verlangt hätten, und drohte ihnen nachdrückliche Bestrafung für die wissentliche Entstellung seiner Königin an. Demnächst befahl er, daß alle Artilleriestücke, vom Drei- bis zum Zwölfpfünder, mit allem in Katmanda vorhandenen Schießbedarf vor seinem Palaste aufgefahren werden sollten. Nachdem dieses vollführt war, ließ er alle Stücke bis zur Mündung voll laden und zog nun mit ihnen nach dem berühmten Tempel Pas Pat Rath, wo alle Götzenbilder aufgestellt sind. Vor diesen wurden nun die Kanonen aufgefahren und die schwerste vor der höchsten Gottheit.

Ran Bahadur gab nunmehr den Befehl zum Abfeuern; allein ein Theil der Offiziere wie der Gemeinen, von panischem Schrecken betroffen, liefen von dannen, andere standen in ihrer religiösen Gewissenhaftigkeit an, dem Befehl Folge zu leisten, und es mußte erst eine Anzahl Artilleristen niedergehauen werden, bis die übrigen sich zum Gehorchen anschickten. Dann erschallte der Kanonendonner und herunter stürzten die Götter und Göttinnen von ihren bisher heilig gehaltenen Standpunkten: einer sechsstündigen schweren Kanonade bedurfte es, dann aber war auch nichts mehr als Trümmer von ihnen zu finden. Ein gleiches Schicksal erfuhren die Tempelgebäude. Die Priester entflohen und viele entkamen glücklich auf brittisches Gebiet; alle aber, die nicht so glücklich waren, wurden ergriffen und enthauptet.

Nun war des Gurcha-Königs Zorn gestillt, aber er schwur, daß nie wieder in seinen Besitzungen ein Götze aufgerichtet werden solle, bevor ihm nicht seine verstorbene Königin wieder zurückgegeben sey.

Sein Leben hat er, leicht erklärlich, dann nicht mehr lange behalten: die Angesehenen seines Reichs, die von seinem Zorn und seiner Grausamkeit alles für sich zu fürchten hatten, nachdem selbst die Götter keine Verschonung gefunden, verschworen sich gegen sein Leben.

Mannigfaltigkeiten.

Auch die Liebhaberei an gefärbten Tauben ist in unserer Zeit Mode geworden; der Chemiker Winkler in Berlin, welcher schon früher für das künstliche Färben von Schwämmen eine Prämie erhielt, färbt auch Vögel und Thiere aller Art mit einer beliebigen und ächten Kouleur. Proben solcher Tauben in rosaroth, grün ꝛc. sind bereits mehrmals in den Läden ausgestellt gewesen.

Eine merkwürdige, bisher in Bayeux aufbewahrte Stickerei, die von der Frau und den Töchtern Wilhelms des Eroberers verfertigt wurde, während derselbe England eroberte, wird jetzt nach Paris in das Museum der Könige gebracht.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 122 31. Juli 1852

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

„Unsere Heimath im engeren Vaterlande ist", fing der Pole an zu erzählen, „wie Sie bereits wissen, Litthauen; die Trümmer meines Ahnenschlosses liegen in der Nähe der Stadt Rossinnie, zerstört durch die Schaaren des russischen Obersten Bartolomäus im Frühjahre 1831. Meine Vorfahren, welche hier schon mehrere Jahrhunderte hindurch ihre Wohnung hatten, sind schon bekannt aus früheren Jahren, in welchen für Polens Unabhängigkeit gekämpft wurde, besonders aber aus dem Unabhängigkeitskriege von 1794 und aus den Feldzügen von 1806—1809. — Allerdings hatte Litthauen durch die nahe moskowitische Gränze und den mächtigen Einfluß, welchen der Czaar durch physische und geistige Mittel ausübte, sich dem russischen Reiche etwas enger angeschlossen, als das eigentliche Polen, allein die frühere enge Verbrüderung und Verbindung mit den Letzteren unter den Jagellonen und später hatte man noch nicht vergessen, besonders als nach den beglückendeeen Einrichtungen des Fürsten Czartoryski, der Senator Nowosilzoff die obeee Leitung des Landes übernahm. Dieser errichtete ein fein organisirtes Spioniee̊system und ließ durch einen Offizier, Namens Kudeewicz, unerfahrne Jünglinge, besonders in Wilna, in seine Netze ziehen, deren Loos durch Kriegsgeeichte entschieden wurde und mit Verurtheilung zum Dienste an der kaukasischeu Linie oder ewigen Verbannung nach den Bergwerken Sibiriens oder nach den unwirthbaren Steppen der Tartarei endete. Selbst aeglose Bürger, welche sich nur über den Druck beklagten, theilten gleiches Schicksal. Zwei meiner Söhne, hoffnungsvolle Kinder, wurden in Wilna eingezogen und, ohne daß mir ein nochmaliges Zusammentreffen mit ihnen gestattet wuede, nach dem Kaukasus geschleppt. Ja man ging so weit, daß man in publizirten Adressen, zu deren Unterschrift die Bürger gewaltsam genöthigt wurden, den Regierungen und Völkern Europas gegenüber das überschwengliche Glück der Litthauer unter der Herrschaft des Kaiserreichs und ihnen Abscheu vor dem Aufstande der Polen anpries."

„Nur die bedeutenden russischen Heeresmassen, welche damals Litthauen besetzt hielten, unterdrückten noch auf einige Zeit den Ausbruch der Empörung unter dee gedeückteu Volksklasse. Endlich als die grausamen Maßeegeln sich fortwäheend vermehrten und steigerten, griffen wir begeistert und in Verzweiflung gebracht zu den Waffen, so gering auch die Aussicht auf die Unterstützung war. Deun wir zogen einen Kampf mit der möglichen Hoffnung einem Leben ohne Hoffnung vor. In Verbindung mit mehreren andern Gutsbesitzern sammelte ich meine Bauern, bewaffnete sie und zog von meinem Stammsitze gegen Rosienna, die dortigen russischen Behörden abzusetzen und das Militär zu entwaffnen, was uns auch gelang. Eine Proklamation, welche wir an alle Mitbürger erließen, bewirkte in wenigen Tagen den Aufstand aller benachbarten Keeise. Eine provisorische Regierung, welche wir einsetzten, sollte im Namen der Nation handeln und den Aufstand im ganzen Laude verbreiten."

„Alle unsere Unternehmungen wurden auch wirklich mit dem größten Glücke gekrönt; denn während ich in dee Umgegend von Rosienna mit der Organisation der Volkshaufen, welche von allen Seiten mit Sensen, Picken und Feuergewehren herbeieilten, beschäftigt war, bemächtigten sich einzelne Abtheilungen der Stadt Georgenburg und des Hafens Polangen." —

„Doch bald fügte es das Schicksal anders. Der russische Oberst Bartolomäus rückte aus Kowne und überfiel Rosienna. Ich zog mich nach den nächsten Wäldern zurück, um bedeutendere Streitkräfte an mich zu ziehen. Ungefähr eine Stunde von meinem Ahnensitz entfernt, hatte ich eine ziemlich feste Position genommen. Da bringt mir ein Eilbote die Kunde, daß meine Wohnung von einer Abtheilung Russen angegriffen und nur schwach noch von der geringen Dienerschaft vertheidigt werde. Vaterland, Weib, Kinder, Rache waren ein Gedanke in meinem Inneren. Schnell raffe ich die wenige Mannschaft zusammen gegen meine Besitzung. Da sehe ich bereits die Flammen aus allen

Digitized by Google

Seiten des Hauses und der Nebengebäude gegen den Himmel lodern. Das Blut stockte in meinen Adern bei diesem Anblicke, wie ein Racheengel stürzte ich mich mit meinen Streitern den triumphirenden Feinden entgegen; allein unsere Aufopferung, unsere Todesverachtung halfen nichts, es war der Oberst Bartolomäus mit seiner ganzen Macht."

„Ach Herr, erlassen Sie mir die weitere Schilderung dieser Scene. Mein Weib, meine Tochter in der Blüthe der Jahre, mein Sohn, ein Knabe von 7 Jahren lagen unter der rauchenden Brandstätte begraben, meine Dienerschaft wurde ohne Unterschied des Alters und Geschlechts trotz Bitten und Flehen von den grausamen Feinden niedergestoßen oder in die Feuergluth getrieben und lebendig verbraunt. Verzweiflungsvoll wollte ich mich mitten unter die mordenden Russen stürzen, wurde aber mit Verlust des linken Auges durch einen Bajonettstich, von meinen Streitern wieder befreit."

„Alles menschliche Gefühl hatte ich verloren, aller Glaube an die rettende Menschheit war geschwunden. — Kämpfend zogen sich meine Leute in den Wald zurück, wohin uns der Feind nicht zu folgen wagte. An einer dichten wildbewachsenen Stelle ließ ich rasten, um meine eigene Wunde und die der andern Kämpfenden verbinden zu lassen."

„Arm, obdachlos, ohne Vergangenheit, ohne Hoffnung saß ich halb blind auf einem Bärenpelz und sah meine Thränen mit dem kalten Schnee sich vereinen, da führen mehrere meiner Streiter eine ältere Frauensperson mit einem jungen Mädchen zu. Ich schaue tief athmend auf — ach, es war mein theures Kind, meine Hedwig hier und ihre Wärterin. Bestürmt von überwältigenden Gefühlen, drückte ich das letzte, theuerste Wesen auf Erden, an das laut wallende Herz. Beide hatten sich durch Zufall gerettet, indem sie in dem Momente der Erstürmung von Seite der Russen, vom Hause abwesend in einer nahegelegenen Kirche knieten und beteten. Bei der Rückkehr entdeckten sie erst das Vorgefallene.

„Nachdem die Wunden verbunden, bestieg ich wieder mein Pferd, nahm mein Kind an meine Seite und sprengte, den Befehl zum Aufbruch ertheilend, in wilder Verzweiflung über das öde Schneegefilde voran gegen Keydany, wo sich der Sitz der provisorischen Regierung befand."

„Unmittelbar nach diesen Grausamkeiten des Obersten Bartolomäus beschränkte sich unsere Wirksamkeit auf vereinzelte Kämpfe. Unwirthbare Steppen, obdachlose, mit Trümmern bedeckte Gegenden, tiefeingeschneite Wälder bildeten unsere Herberge und Schlupfwinkel, bis die weiterverzweigte Insurrektion Tausende von Bewaffneten zusammenührte. Rosienna wurde von uns wieder erstürmt, Bartolomäus gezwungen, nach Preußen sich zurückzuziehen und selbst der General Bezobrazoff genöthigt, nach Wilna zu fliehen. Ja wir unternahmen es sogar, diese Stadt einzuschließen und zu beunruhigen."

„Alles strömte zu den Waffen, besonders als von der provisorischen Regierung den Landleuten nach glücklich beendigtem Kampfe die Aufhebung der Leibeigenschaft versprochen wurde. Alle Edelleute sahen ein, daß man zur Befreiung des Vaterlandes große Opfer bringen müsse und wir Alle waren bereit, diese zu bringen. Die nun einrückenden Heeresmassen zwaugen uns allerdings zur Defensive, allein desto muthiger, desto freudenvoller verließen wir unsere Wälder wieder, als Chlapowski im Mai auf Litthauischem Boden erschien. Jedes Polenherz jauchzte der Heldenschaar entgegen, man träumte von so kühnen Hoffnungen, und ach! so traurig, so unglücklich endigte der Kampf."

„Die Kämpfe Chlapowski's waren fortwährend mit den glänzendsten Resultaten gekrönt, Sieg und Glück folgten seiner Fahne. Mit dem Erscheinen Gielgud's jedoch trat eine Wendung in den siegreichen Operationen ein. Ich weiß nicht, war es Saumseligkeit oder Verzweiflung an der Sache des Vaterlands oder Verrath, was Gielgud zu diesen schläfrigen Manövers bestimmte. Kurz er ließ die günstige Gelegenheit, Wilna zu erobern, vorübergehen und opferte später bei diesem Unternehmen unnütz das Leben vieler tapferer Polensöhne. Das Unternehmen auf die Stadt Szawle war von demselben unglücklichen Erfolge begleitet. Gielgud zeigte offen seine Unfähigkeit, Chlapowski weigerte sich, den Oberbefehl zu übernehmen, die Russen rückten immer in stärkeren Massen in das Land ein und mein armes Vaterland sang nach so vielen Anstrengungen sein Grabeslied."

„Viele Litthauer, unter ihnen auch ich und mein Kind hier schlossen uns den Schaaren Dembinskis, welche sich bei Kurszany vom Heere trennten, an und schlugen uns nach vielen Kämpfen und Entbehrungen nach Warschau durch."

„Und welcher Anblick bot sich hier dar? Jedes Polenherz mußte bluten, wenn es den Enthusiasmus, die Bereitwilligkeit der Warschauer, den Muth und die Kampfbegierde der Truppen beobachtete und auf der andern Seite die Lauheit und Zwietracht der Generäle, das Zaudersystem Skrzynecki's mit ansah."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Während dessen hatte der alte Graf einen Blick auf die Noten geworfen und seine Lieblingsarie erkannt, die ihn stets entzückte. Nun halfen keine Ausflüchte mehr; Emma mußte singen, und sie that es auch.

Welcher Gesang! Nie hatte Eduard mit solchem Gefühl gesungen, nie so sprechend und so deutlich in Tönen ausgedrückt, was in seinem Herzen vorging. Sie war es ja, sie, das Ideal seines Herzens, der er alle diese liebeathmenden Worte in der süßesten Sprache der Welt und mit dem Klang der reinsten, vollsten, schönsten Töne sagen durfte.

Und wie sang Emma? — Entzückend! Sie war in diesem Augenblicke blos Seele. Die sanften Töne ihrer Silberstimme verschmolzen so harmonisch mit Eduards Gesang — und da sie stets ohne Affektion sang, so war ihr Gesang um so einnehmender.

Der alte Graf rieb sich die Hände vor Freude, daß er seine Lieblingsarie auf diese Weise singen hörte. Eine Gruppe von Musikliebhabern und Kennern hatte sich um die Singenden versammelt; und ein Chor von Beifalls- und Bewunderungsrufen stieg am Schlusse empor. Die Gräfin H** und die Oberstin von M** klatschten Emma Beifall zu, aber der alte Graf ließ es dabei nicht bewenden; er nahm das hübsche Mädchen in seine Arme und drückte einen herzlichen Kuß auf ihren kleinen rosigen Mund. O, wie beneidete in diesem Augenblick Eduard seinen Vater!

Die Zeit zum Souper war nun da. Es war für diesen Abend Brauch in B**, daß Herrschaft und Unterthanen zusammen an einer großen hufeisenförmigen Tafel speisten; da sich aber nirgends ein geeigneter Platz für eine solche Menge Gäste fand, so war ein großer Pavillon zu diesem Zweck erbaut und eingerichtet worden, der jährlich nur einmal — am Johannistage — benutzt wurde.

Als man dahin kam, gewährte der große, wohl dekorirte Speisesaal einen ungemein schönen Anblick. Alle Wände, so wie die Decke waren mit grünem Tannenreis behangen. Blumenguirlanden und buntfarbige Lampen schlangen sich in Arabesken durch diesen dunkelgrünen Grund, und von der Decke hingen mehrere Kristallkronleuchter herab, deren strahlender Glanz mit dem Tageslicht kämpfte, das zuweilen durch die Thür — denn alle Fenster waren verhangen — hereindrang.

Nach dem Souper begann abermals der Tanz um den Maibaum und dauerte bis Morgens vier Uhr. Da erst trennte man sich. Emma wurde bei ihrer Heimkehr von ihren Eltern und von Tante Gertrud mit herzlichen Umarmungen empfangen; sie bezeigten ihr mit Freudenthränen in den Augen ihre Zufriedenheit über den Erfolg, den ihre Erziehung gehabt hatte. — „Wie schön ist es, Freude und Ehre an seinen Kindern zu erleben" — sprach Hilbert. — „Ein gutes Kind, das Anlagen zeigt, ist der größte Reichthum seiner Eltern, wenn diese auch alle Schätze der Welt daneben besitzen!" — Darauf umarmte er seine Tochter abermals, welche — verwundert über diese ungewöhnliche Milde und Freundlichkeit ihres Vaters — ihre Arme um seinen Hals legte und sein vom Alter gerunzeltes Gesicht mit Küssen bedekte.

Aber Emma's Verwunderung und Freude erreichte den höchsten Grad, als Hilbert seine Gattin umarmte und zu ihr sprach: — „Danken muß ich Dir, Lotta, daß Du mir eine solche Tochter geschenkt hast; sie wird gewiß der Trost und die Freude unsers Alters seyn. Sey mir nicht böse, liebe Alte. Ich weiß, daß ich oft unfreundlich gegen Dich bin, aber daran ist blos meine schlechte Laune Schuld. Ich meine es nicht so übel, als Du es oft aufnimmst. Laß unsere liebe Emma unsern Versöhnungsengel seyn." —

Die zartfühlende Frau Hilbert weinte, ohne zu antworten. Solche Worte hatte sie von ihrem Mann noch nie gehört. Aber noch weit mehr erstaunte Emma. Sie hatte sich in ihrem Leben noch nie so glücklich gefühlt, als jetzt; sie sank in ihrer Mutter Arme und rief im Uebermaß ihrer Freude: — „O, jetzt möchte ich sterben!" —

„Sterben!" — riefen beide Eltern zugleich — „Welcher Einfall! Nein, Du sollst leben, um unser Alter zu versüßen und unsern Kummer zu lindern." — „Meine süße Emma" — sprach Tante Gertrud — „Du hast herrliche Talente; aber suche nun auch einen Haushalt führen zu lernen, wie sich gehört, so wirst Du ein vollkommenes Frauenzimmer werden." —

Fridolf, welcher Zeuge dieser zärtlichen Familienscene war, fühlte sich heftig versucht, sich zu den Füßen des lieblichen Mädchens zu werfen, das er in diesem Augenblick mehr als je liebte. Aber er ermannte sich, und zwar zu Emma's Glück; denn ihr Herz war eben so erregt und so weich, daß sie sich in diesem Augenblicke — wenn ihre Eltern gefordert hätten, sie solle Fridolf ihre Hand geben — des kindlichen Gehorsams halber aufgeopfert und ein Versprechen gegeben haben würde, welches sie später bitterlich bereut hätte.

Die Eltern baten nun Emma, daß sie sich zur Ruhe begeben möchte, weil sie am Abend dieses Tages wieder tanzen sollte. Emma gehorchte. Bald sank sie in die Arme des Schlafes und

Digitized by Google

wurde von süßen Träumen umschwebt. Die Kirche besuchte sie zum Johannistag nicht, denn sie erwachte erst um eilf Uhr Morgens. Ihr erstes Gefühl war Freude über die Zufriedenheit ihrer Eltern mit ihr; ihr zweites Gefühl Sehnsucht nach den Vergnügungen, welche ihr der heutige Tag versprach. Ach, das unschuldige Geschöpf ahnte nicht, wie sich auch der klarste Lebenshimmel plötzlich mit Wetterwolken überziehen kann!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die algierische Zeitung Akbar gibt eine interessante Schilderung eines Festes, welches der Befehlshaber von Medeah, der General Yusuf, am 20. Juni in Medeah veranstaltete. Gegen 3 Uhr erschien der General mit dem glänzendsten Gefolge und ließ sich, nachdem er eine Parade der ganzen Garnison abgenommen, unter einem prachtvollen an einem Ende der Arena aufgeschlagenen Zelte nieder, umgeben von seinen Offizieren und der Elite der europäischen Schönen. Die erste Abtheilung des Festes bestand in einem Wettrennen um drei Preise, nämlich eine kostbare Jagdflinte für die Europäer, einen reichen Säbel und ein Paar Schmuckpistolen für die Eingebornen, und einen reich straffirten Sattel, um den sich Europäer und Eingeborne bewerben konnten. Nachdem das Rennen beendigt, die Sieger ihre Preise aus den Händen der schönsten Frauen empfangen, wird die Rennbahn gesäubert, und es scheinen nun sieben oder acht Falkner, die Falken auf der Faust. Auf ein Zeichen Yusuf's wird ein Dutzend indischer Hasen, Jerbua, losgelassen, welche sofort mit der Eile des Windes das Weite suchen. Die Falken steigen, und nach wenigen Minuten bringt jeder seine noch zuckende Beute seinem Herrn. Jetzt treten die Piqueurs ein; Jeder hält seinen Windhund an der Leine, und sogleich sieht man die weite Bahn mit Hunderten von Schakalen, Füchsen und Gazellen bedeckt. Das bunteste Jagdbild entwickelt sich. Die Hunde stürmen den Schakals nach, die Araber zu Pferd und zu Fuß machen Jagd auf die Füchse und Gazellen. Etwa eine halbe Stunde währt dieses äußerst lebendige Schauspiel; die Jäger waren Meister ihrer Beute. Nur eine junge Gazelle hatte sich unter das Zelt Yusuf's geflüchtet und bei den Damen Schutz gefunden. Hierauf werden zwei gewaltige Strauße der Sahara gebracht, denen acht Reiter folgen. Lange dauert's, bis die Vögel zum Laufe gezwungen werden, wie sehr man sie auch reizt. Endlich, durch mehrere Flintenschüsse geschreckt, stürzen sie dahin mit Windeseile, die Reiter ihnen nach, und bald zeigt nur eine ferne Staubwolke die Jagd. Dann treten die arabischen Reiter ein, die Goums der verschiedenen Stämme und die Spahis, und führen die sogenannten Fantasias auf, — ein Kriegsspiel, das eben so bewundernswürdig durch die Raschheit der Pferde, als die unbegreifliche Gewandtheit der Reiter, welche die tollsten Reiter-Kunststücke ausführen, im schnellsten Laufe auf und von den Pferden voltigiren, ihre Flinten laden, auf einander feuern, sich unter den Bauch der Pferde werfen, um sich zu schützen u. s. w. Dieses kriegerische Schauspiel bildete des Festes Schluß.

Unter der merkwürdigen Bezeichnung „der Quipus" versteht man die Schrift der Peruaner. Das ist aber auch eine Schrift, ebenso sonderbar wie das Wort dafür selbst. Der Quipus bedarf keines Papiers, keiner Tinte, keiner Feder und dergleichen. Er besteht nur aus einer Reihe von Schnüren verschiedener Farbe; jede Schnur hat eine gewisse Menge Knoten, die verschieden geschürzt sind, und in der Kombination dieser Schnüre und Knoten liegt das Mysterium. Zur Lesung dieser Schrift sind eigene Leute bestellt, welche Ruipukäna heißen und wie ehemals in Aegypten die Priester das Geheimniß der Hieroglyphen, so hier das Geheimniß der Bedeutung dieser Knöpfe besitzen. Durch die Quipus gelangen an die Nachwelt die Thaten der Fürsten und Völker, und da die Kunst, sie zu übersetzen, unglücklicherweise heutzutage verloren gegangen, so ist auch die Geschichte der Yukas so lückenhaft. Die Quipus sind viel schwerer zu entziffern als die Hieroglyphen. Denn diese sind Thiere und andere Objekte, die einen Namen bedeuten; sie entziffern, ist so viel als herausfinden, wovon diese Thiere und Objekte ein Symbol waren; eine schwere Arbeit und Champollion verdient die Unsterblichkeit für seine Entdeckung, aber doch ist dem Scharfsinn Möglichkeit geboten, diese Arbeit auszuführen. Bei den Quipus ist das alles anders. Was sollen alle die weißen, schwarzen, blauen, rothen, grünen und gelben Schnüre, mit ihren eigens geformten Knoten bedeuten? Die lebhafteste Einbildungskraft würde nicht ausreichen, um aus diesen Knoten einen Sinn herauszufinden.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 123 2. August 1852.

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Die leicht voraussichtliche Folge war der Fall Warschau's und mit ihm der Untergang Polens. Am 8. September rückte ich, meine Hedwig an der Hand führend, Thränen in den Augen, mit den heldenmüthigen Truppen, welche still und feierlich die Hauptstadt verließen, über die Schiffbrücke und aus den Wällen Pragas.

Die Anstrengungen, welche Stybinski, der nach der Entlassung Malachowski's den Oberbefehl übernommen hatte, und der Reichstag von dem Kloster zu Zakroczym aus machten, schienen noch einmal erfolgreich, allein es war nur der letzte Schein eines verlodernden Feuers. — In Eilmärschen durchzogen wir von da das arme verrathene Vaterland und betraten bei Jastrzembki das preußische Gebiet. Wir alle, Generale und Offiziere, wie gemeine Soldaten warfen noch einmal den thränenschweren Blick nach der verlorenen Heimath; ich küßte zum Letztenmal die Polenerde, Andere umarmten ihre treuen Pferde oder benetzten die vielerprobten Waffen mit Thränen. Besonders durchzog meine Seele ein Gefühl, welches die Leiden meines ganzen Vaterlandes noch einmal umfaßte und meine Lippen zittern machte, als ich die letzten Trümmer des 4. Regiments, welches sich bei Grochow und Ostrolenka mit unsterblichen Lorbeeren bedeckt, ernst und schweigend, das Auge noch einmal gegen Polen gewendet, die scharfen Waffen den preußischen Landwehr-Gränzposten übergeben sah.

Seit jenem Augenblicke irrte ich, wie jener Ondipus Coloneus an der Hand Antigones, so an der Hand meiner Hedwig durch Norddeutschland, bis ich durch Ihr wohlwollendes, menschenfreundliches Herz in diesem Hause einen Hain der Eumeniden fand. Frankreich, junger Freund, trägt einen großen Theil der Schuld unseres tragischen Schicksals; denn man machte dort trügerische Versprechungen, lähmte unsere Thatkraft und verzögerte unsere Siege.

„Und die Ironie, die kalte Herzlosigkeit, als der Minister und Marschall Sebastiani im September vorigen Jahres als Resultat der glänzenden Vorspiegelungen den Kammern gegenüber die Worte aussprach: „l'ordre régne à Varsovie!“ erwiderte Gustav tiefseufzend.

„Ja, Freund, Frankreich hat mein Vaterland zu Grunde gerichtet. Ach! armes unglückliches Polen! — O! Hedwig singe mir noch einmal mein Lieblingslied! Es erinnert mich an die Tage der Hoffnung, an die Stunden in Warschau, wo wir, bereit, zu siegen oder zu sterben, Jung und Alt, Arm und Reich, Männer und Frauen, Kleriker und Laien mit Spaten und anderen Handwerkszeugen vor die Stadt zogen, um die Wälle zu befestigen, um ein Bollwerk für unsere Freiheit zu errichten. Die Erinnerung ist immer schön, wenn auch die Täuschung so bitter ist.“

Hedwig entfernte sich, die Thränen aus den schönen, unschuldigblickenden Augen wischend, brachte eine Guitarre und sang die bekannten Worte:

„Noch ist Polen nicht verloren,
In uns lebt sein Glück,
Was an Polen ging verloren,
Bringt das Schwert zurück.

Skrzynecki führet uns,
Schon entbrennt des Kampfes Hitze;
Polen macht sich frei,
Bricht die Tyrannei!“ ꝛc.

„„Noch ist Polen nicht verloren,““ ach Freund! so schwinden die Hoffnungen, so zerfließen die Träume!“ sprach, das Haupt auf die Brust gesenkt, gleichsam halbwachend der Alte.

Gustav antwortete nicht, er schien noch ganz versunken in die süße, entzückende Stimme der Sängerin, welche das Lied mit einer so zarten Wehmuth und tief durchdrungenem Schmerzestone vorgetragen, und die träumerische Geistesabwesenheit des Jünglings jetzt zu beobachten schien, ohne die Ursache derselben zu kennen.

Das liebe Mädchen griff noch einmal in die Saiten und sang von der unglücklichen Liebe Kosciuszko's und von dessen Schwur, seinem Vater-

Digitized by Google

lande zu leben und zu sterben. Die Worte und Töne mußten jedes fühlende Herz bewegen.

Gustav erhob sich von seinem Sitze und ging hinunter nach dem Flusse. Der Mond warf seine goldenen Strahlen auf die zitternde Fläche, deren blitzender Grund dem sinnenden Auge verzauberte Krystallpaläste entgegenschimmern ließ, ganz so lockend, wie Göthe singt:

„Ach! wüßtest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst hinunter wie du bist,
Und würdest erst gesund!"

„Warum diese beglückende Harmonie in der Natur, dieser beseligende Frieden der Nacht," sprach Gustav halblaut, und dieses widersprechende schmerzensvolle Kämpfen im Seelenleben! O guter Engel, warum fühlst du nicht gleiche Sympathie mit meiner Seele!"

Von der Laube her vernahm man den Ruf: „gute Nacht Freund!" aus dem Munde des alten Polen, welchem die Worte Hedwigs „gute Nacht, Herr Baron!" folgten.

Gustav eilte Beiden nach und kehrte mit ihnen in das Haus zurück.

„Sie scheinen etwas krank zu seyn, Herr Baron!" sagte das Mädchen den Jüngling unschuldsvoll anblickend bei der Trennung, „ich beobachtete es schon längere Zeit, wenn Sie des Arztes bedürfen, will ich ihn schnell rufen!"

„Ach gute Hedwig," entgegnete Gustav, ihre Hand drückend, „Sie empfinden Mitleid! Bleiben Sie hier, es ist nur ein vorübergehender Anfall von Schwäche."

„O! wüßte das holde Wesen meine Leiden, oder verstände sie schon, sie würde nicht mehr fragen", redete Gustav in seinem Zimmer angekommen mit sich selbst; „oder ist dieses Mitleid vielleicht die erste Regung jenes Götterfunkens?"

Unter Zweifeln und Hoffnungen suchte er die Ruhe. —

Am folgenden Morgen machte ihn sein Vater, welcher in der Nacht von der Reise zurückgekehrt war, mit der Nachricht bekannt, daß eine Stelle am Gerichte der nächsten Kreishauptstadt vakant sey und er also die praktische Studien dort beginnen könne und zwar schon mit Beginn des Augustmonats.

Keine andere Nachricht hätte so niederschlagend auf den Jüngling wirken können, als diese. Jetzt, in diesem günstigen, entscheidenden Momente sollte er den Gegenstand verlassen, der seither sein einziges Glück gewesen. Doch andere Gedanken stiegen endlich siegend aus seinem Innern empor. Vielleicht, dachte er, empfindet sie auch eine Leere nach meiner Trennung, vielleicht auch heilt diese Wunde wieder.

Der Tag der Abreise nahte schnell heran. Gustav befand sich am Abende zuvor in Gesellschaft des alten Polen allein, Hedwig schlief bereits. Unter Thränen gestand der Jüngling seine ganze Liebe und seine Leiden. Der alte Freund erwiderte Anfangs keine Sylbe. Nach einigen Minuten jedoch zog er den Liebenden an seine Seite und drückte ihn an's Herz.

„Bewahren Sie diese Flamme, so rein und heilig, wie jetzt," sagte er tief ergriffen. „Reichthümer und Schätze der Welt kann ich meinem Kinde nicht reichen, Tugenden jedoch wird Ihnen Hedwig bringen und ein offenes treuliebendes Herz. Bei Ihrer Rückkehr, Freund, werden Sie sich vielleicht von diesen Wahrheiten mehr überzeugen."

„Andere Vorzüge suche ich nicht," entgegnete Gustav, „nur nach jenen Gütern strebe ich, welche bleiben nach allen Orkanen des Lebens, welche das einzige Glück für eine Menschenbrust sind. Ein treues, unschuldiges Gemüth, das mich versteht, welches sich heimisch fühlt bei den Worten der Seele, welches die Liebe heiligt."

Das Erscheinen Theodor's hinderte sie an der Fortsetzung des Gesprächs; der Jüngling drückte dem Freunde noch einmal die Hand und entfernte sich mit Jenem.

Als die Sonne des kommenden Tages hinter den östlichen Bergen emporstieg, lag das Dorf B. mit seinem freiherrlichen Gute für Gustav bereits in blauer Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

IX.

Der Johannistag.

(Fortsetzung.)

Die herrliche Morgensonne des Johannistages war noch nicht hoch am Himmel emporgestiegen, als Fräulein Louise schon wach war und in dem gräflichen Garten spazieren ging. Ganz einsam überließ sie sich ihren trüben Gedanken, als sie unerwartet durch den Baron K** gestört wurde, der sein Zimmer ebenfalls zeitig verlassen hatte und in seinen Liebesgedanken unter Gottes freiem herrlichen Himmel umherwandelte.

Entzückt über die so lange ersehnte und sich nun so unerwartet darbietende Gelegenheit, ohne Zeugen mit Fräulein Louise zu sprechen, unterließ der verliebte Baron nicht, dieselbe zu benutzen. In

Digitized by Google

den zärtlichsten sprechendsten Ausdrücken schilderte er seine seit zwei Jahren insgeheim gehegte Liebe und seine Hoffnung, daß sie dieselbe durch ihr „Ja" belohnen würde.

Allein das Fräulein, welches eben mit dem Gedanken an Eduard beschäftigt und gerade in diesem Augenblick am allerwenigsten gestimmt war, die Liebeserklärung des Barons anzuhören oder gar zu beantworten, nahm seine Worte sehr ungnädig auf und gab ihm ganz kurz, aber bestimmt zu erkennen, daß sie mit der Schilderung von Gefühlen, welche sie nicht erwidern könne, für immer verschont zu werden wünsche. Bestürzt über diese stolze und unhöfliche Antwort ergriff der Baron ihre Hand, bat das Fräulein, ihm die Ursache dieser niederschlagenden Zurückweisung zu eröffnen, und fragte zugleich, ob dies ihre letzte Antwort sey. Kalt zog Louise ihre Hand aus der seinigen und versicherte ihn, daß es ihre letzte Antwort sey; auf eine Erklärung über den Grund derselben ließ sie sich nicht ein. Darauf wandte sie sich von ihm ab und verließ eilig den Garten.

Nach einigen Augenblicken, während welcher der Baron wie versteinert dastand, war er im Begriff, sich auf sein Zimmer zu begeben, um mit seinem Schmerz allein zu seyn; da begegnete ihm Eduard, der von einer Promenade aus dem Park zurückkehrte. Daselbst war er mehrere Male an Emma's Fenster vorübergegangen und hatte dem herabgelassenen Vorhang Vorwürfe gemacht, weil er ihn abhielt, einen Blick in das Zimmer der Geliebten zu werfen.

Der Baron, welcher aufrichtige Freundschaft für Eduard hegte, theilte ihm unter bitteren Klagen diese abschlägliche Antwort mit, die er so eben von Fräulein Louise erhalten hatte. Eduard tröstete und ermuthigte ihn zu der Hoffnung, daß er das Fräulein im Laufe der Zeit erweichen würde. Darauf bat ihn der Baron, daß er bei ihr zu seinen Gunsten sprechen möchte; und Eduard versprach dieß gern, denn er freute sich, daß er Louisen dadurch alle Hoffnung benehmen konnte, jemals seine Gemahlin zu werden. Er hatte längst bemerkt, daß ihn Louise heimlich liebte; und mit seiner noblen Denkungsart stimmte es nicht überein, das arme Mädchen der Ungewißheit oder gar einer eiteln Hoffnung zu überlassen.

Herzlich dankte der Baron seinem Freunde für die versprochene Vermittlung und glaubte, daß Louise — die nach seiner Meinung Eduard wie einen Bruder liebte — gern auf dessen Worte hören würde; ein Funken von Hoffnung entzündete sich durch diesen Glauben wieder in seinem gebeugten Herzen.

Während der Baron ins Schloß zurückkehrte, begab sich Eduard wieder in den Park, um nun vielleicht Emma zu erblicken. Doch bevor er noch an Emma's Wohnung gekommen war, erblickte er Louisen, die auf einer Bank saß und dermaßen in Gedanken versunken war, daß sie Eduards Annäherung gar nicht bemerkte. Als er ganz nahe bei ihr war, gewahrte sie ihn erst, und gleichzeitig wurden ihre Wangen hochroth und ihr Herz begann gewaltig zu klopfen. Eduard setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand. Da er aber über die Art und Weise, wie er die Unterredung einleiten sollte, mit sich selbst noch nicht im Reinen war, so entstand eine lange Pause, welche das Fräulein weder Muth, noch Lust zu brechen hatte. Während Eduards Schweigen hatte das arme thörichte Mädchen hinlänglich Zeit, sich dem süßen Irrthum zu überlassen, daß Eduard sie hier aufgesucht habe, um ihr seine Liebe zu erklären; und daß dieß eine Folge der abschläglichen Antwort sey, welche sie so eben dem Baron gegeben hatte. Obwohl ihre Eifersucht auf Emma während des vergangenen Tages viel Nahrung erhalten hatte, vergaß sie dieselbe dennoch in diesem Augenblick oder betrachtete die Aufmerksamkeit, die er der hübschen Inspektorstochter erwiesen hatte, als ein flüchtiges vorübergehendes Wohlgefallen oder wohl gar als eine Prüfung, welcher er die Standhaftigkeit Louisens hatte aussetzen wollen. Mit Pfeilesschnelle durchflogen alle diese Gedanken ihr Haupt. Aber wer vermag ihre Bestürzung zu schildern, als Eduard vom Baron K** und von dessen vielfältigen Vorzügen zu reden begann, indem er ihr brüderlich rieth, einem so edeln Mann ihre Hand nicht zu versagen.

Das Fräulein war zu sehr erregt, um ein einziges Wort erwidern zu können; sie schleuderte einen zornigen Blick auf den Grafen und verließ ihn. Eben so erstaunt über dieses Benehmen, als verdrüßlich über seine verunglückte Vermittelung kehrte er zu dem Baron zurück; nicht aber um denselben durch die Mittheilung von dem unglücklichen Ausgang seines Unternehmens gänzlich muthlos zu machen, sondern vielmehr um ihn zu trösten und zu ermuthigen. Allein die arme Louise hatte Niemand, der sie tröstete. Als sie in ihr Zimmer kam, warf sie sich verzweiflungsvoll auf ein Sopha und weinte.

(Fortsetzung folgt.)

Die schwäbischen Kolonien jenseits des Kaukasus.

In den Hungerjahren 1816 und 1817 gründeten ausgewanderte evangelische Württemberger, welche theils aus Noth, theils aus religiösem Se-

Digitized by Google

paratismus ihr Vaterland verlassen, in Georgien, jenseits des Kaukasus, die Gemeinden Alexanderdorf, Helenendorf, Katharinenfeld, Marienfeld, Elisabeththal, Neu-Tiflis und Petersdorf, welche jetzt zusammen 2700 Einwohner in 490 Familien zählen. Sie waren eigentlich nach der Krimm bestimmt; als sie aber nach vielen Beschwerden und großem Menschenverlust dort angelangt waren, gefiel einem Theil derselben das Land nicht, und 400 Familien, zu denen sich noch 100 Haushaltungen von den schon früher in der Krimm angesiedelten Württembergern gesellten, zogen über den Kaukasus. Die Beschwerden und Gefahren der ersten Jahre waren so groß, daß jetzt erst die Kolonien so viele Bewohner wieder erlangt haben, als sie anfänglich hatten. 1826 überfielen die Perser die beiden Ansiedlungen Helenendorf und Katharinenfeld und verwüsteten sie nicht nur auf furchtbare Weise, sondern schleppten auch viele in Gefangenschaft, und obgleich die russische Regierung nach dem Friedensschluß es sich angelegen seyn ließ, sie zurückzufordern, so sind doch einige spurlos verschwunden. Einer wurde nach und nach durch ganz Vorderasien und Nordafrika bis nach Algier verkauft und dort erst durch Verwendung bei seinem früheren Landesherrn, dem König von Württemberg, der Freiheit wiedergegeben.

Der bekannte Reisende, Moritz Wagner, hat sich längere Zeit bei ihnen aufgehalten und in seinem Werke: Reise nach Kolchis und zu den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus, Dresden 1850, interessante Mittheilungen über jenen Ueberfall und die Schicksale Einzelner bei demselben gegeben. Ein alter Separatist gab ihm als Augenzeuge folgende Schilderung davon: „Kurz vor Sonnenaufgang hatten die berittenen Banden das Dorf erreicht. Mit fürchterlichem Geschrei dessen Gassen stürmend, scheuchten sie die Schläfer aus den Betten. Meine Kinder erwachten zuerst, als ein Reiter durch den Fensterladen schoß, und die Scheiben in die Stube fielen. Mitten durch das Schießen und Schreien der Räuber, das Klagen und Jammern der Unsrigen läutete die Glocke des Bethauses, welche der muthige Knabe des Schulmeisters angezogen, um ein Nothzeichen zu geben. Ein Kurde spießte den Knaben mit der Lanze an die Wand. Als die Räuber die Thüre des Hauses einzustoßen begannen, fiel ich mit Weib und Kinder auf die Knie und betete. Als die Perser und Kurden eindrangen, beteten wir fort und ließen nicht uns irre machen, auch als die wilden Krieger Säbel und Dolche über unsere Köpfe schwangen. Ich war bereit zu sterben und rief getrost: Gottes Wille geschehe! Wir wären auch gewiß alle umgekommen, wenn nicht ein alter Tartare, der ein Priester schien, den Andern abgewehrt hätte: „Sie reden mit ihrem Gott," sagte der Alte, „Keiner krümme ihnen ein Haar!" So verließen sie das Haus, nachdem sie es rein ausgeplündert. 30 Menschen im Dorfe wurden getödtet, 65 in die Gefangenschaft geschleppt, von denen etwa 30 nie wiedergekehrt sind."

Höchst romantisch sind die Schicksale eines Bauernmädchens, Friederike Puff, deren Vater bei dem Ueberfall umkam. Die Kurden, welche sie entführt, verkauften sie an einen reichen Tartaren, Namens Sefir Beg, in der Nähe des Ararat. Dieser fanatische Mensch gab sie seinen Frauen als Sklavin, und wollte sie zwingen, ihren Glauben abzuschwören. Sie that es aber nur äußerlich, und während sie betend mit den übrigen ihr Haupt nach Mekka wandte, flüsterte sie leise ihr deutsches „Vater unser". Sie erhielt den Namen Lulah, und verrichtete die gewöhnlichen Dienste im Harem. Inzwischen zog sich der Krieg in jene Gegend, und eine russische Heeresabtheilung überschritt den Araxes. Sefir Beg verließ seine Heimath, und siedelte sich in einem Dorfe bei Topra Kaleh (bei Erzerum) an. Unter den Knechten, welche seine Heerde weideten, war auch ein christlicher Armenier, welcher Jephraim hieß, und bald eine heftige Leidenschaft für Friederike-Lulah faßte. Geheimem Verkehr gelang bald die Verständigung über gemeinsame Flucht; aber ein Jahr lang bot keine Gelegenheit sich dar. Endlich gelang es Jephraim, den armenischen Führer einer Karavane, Kara-göz (d. h. Schwarzauge), für seinen Plan zu gewinnen. Er brachte sie, drei Jahre nach jenem Ueberfall, nach Katharinenfeld zurück. Friederike erhielt ohne Anstand das Vermögen ihres wohlhabenden Vaters ausgefolgt und wurde mit ihrem armenischen Geliebten nach protestantischem Ritus getraut. Jephraim hat sich in der deutschen Lebensweise gut zurechtgefunden, trägt eine Zipfelmütze, Zwillichjacke und lederne Hosen, wie die andern Bauern auch, und arbeitet so fleißig und brav wie sie in Feld und Garten. Die Kinder sehen halb deutsch, halb orientalisch aus, haben Flachshaare und die braunen Augen der Mutter, und die gebogene Nase des Vaters. Ihre Körperformen sind schlanker, ihre Bewegungen gewandter, und ihr Geist ist rascher als die der übrigen Dorfkinder.

Auflösung der Charade in Nr. 120:

Conleiter.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 124 4. August 1852

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Herbst und Winter waren verstrichen, der Frühling kehrte wieder mit seinen Blüthen, mit seinen Freuden, seinen Liedern. Gustav hatte sich Urlaub genommen und verbrachte zu B. glückliche Stunden. Hedwig galt in der ganzen Umgegend als das schönste und sittsamste Mädchen und entfaltete jeden Tag mehr Reize. Man durfte nur von der „jungen Polin" sprechen, so wußten es alle Armen, aber auch alle Reichen, wen man meinte.

Das frühere zutrauliche Wesen des Kindes, Gustav gegenüber, hatte sich jetzt in die Scheu einer schüchternen Jungfrau umgewandelt. Der geringste Kennerblick konnte beobachten, daß Gustav in seinen Hoffnungen nicht getäuscht war.

Hedwig liebte den Jüngling mit aller Gluth der ersten Liebe, ohne es auszusprechen, ohne es zu gestehen. Man sah sie oft allein, in tiefes Hinbrüten versunken, in einem Buche lesen.

Eines Abends ging Gustav wieder in den Garten hinunter, die Tage der Vergangenheit zurückzuträumen, und den lieblichen Bildern, welche ihm die Liebe ausmalte, nachzuhängen. Als er sich seinem Lieblingsplätzchen näherte, erblickte er Hedwig, mit einer weiblichen Arbeit für einen Armen beschäftigt auf dem Moossitze. Sobald diese seiner ansichtig wurde, suchte sie zu entfliehen, was jedoch Gustav verhinderte.

„Warum meiden Sie mich so sehr, liebe Hedwig?" fragte er, das Mädchen sanft nach dem früheren Sitze ziehend, „bin ich denn nicht mehr Ihr Freund?"

Hedwig schaute, ohne ein Wort zu sprechen, feuchten Auges nach dem Abendhimmel, an welchem die Wolken in langen Zügen dahin eilten.

„Ach Hedwig!" Ihre Gedanken ziehen wohl mit den Wolken!" fuhr der Jüngling fort, „vielleicht nach Polen?"

„Es ist auf immer verloren, Polen", erwiderte endlich das Mädchen. „Glücklich, wenn die Zukunft erlaubt, die Vergangenheit manchmal zu vergessen."

„Sie haben aus meiner Seele gesprochen, guter Engel", begann Gustav wieder, „Hedwig, Sie können so viel für meine Zukunft wirken!"

„Was kann ein armes Mädchen für Sie thun, Herr!" entgegnete sie die Augen niederschlagend.

„Sprechen Sie nicht so! Hedwig! darf ich Sie noch Freundin nennen, wie früher, darf ich dich „Geliebte" rufen?"

Die Thränen des unschuldigen Mädchens beantworteten seine Frage. Stürmisch drückte er sie an das lautschlagende Herz und preßte den ersten Kuß auf ihre reinen Lippen. Im Drange der Wonne und des Glückes wollte er noch weiter sprechen, allein Hedwig entwand sich wieder seinen Armen und eilte davon. —

Mehrere Tage vermied sie jede Zusammenkunft mit Gustav, welcher jetzt überglücklich, die ganze Wonne seines Herzens ihrem Vater mittheilte. Schnell eilten jetzt die Tage dahin und ehe es der Jüngling vermuthete, nahte das Ende seines Urlaubs heran.

Seine gänzlich umgeänderte Seelenstimmung, so wie sein Betragen dem geliebten Mädchen gegenüber waren schon längst für Theodor und den alten Baron kein Geheimniß mehr. Mit neidischen Augen blickte Ersterer auf die Liebe des Bruders, nicht sowohl wegen des Glückes, als vielmehr wegen der Gewißheit, daß Hedwig nie ein Opfer seiner trügerischen Vorspiegelungen werde, mit denen er sonst gewöhnlich siegte. Der alte Baron hatte natürlich andere Rücksichten, welche ihn die Handlungsweise seines Sohnes durchaus mißbilligend betrachten ließen. — Diese Hindernisse konnten allerdings Gustav nicht entgehen, allein sein Entschluß wankte nicht, obgleich ihm selbst Hedwig und deren Vater öfters dieselben entgegenhielten. —

Der Tag der Rückkehr nach der Kreisstadt war für morgen festgesetzt. Der alte Baron beschied seinen Gustav noch einmal zu sich, um den Abend mit ihm vertraut zuzubringen. Beide saßen auf einem Sopha, während Theodor auf ei

Digitized by Google

nem dem Sopha naheſtehenden Fortepiano eine Arie ſpielte.

„Guſtav!" begann der Vater, „ich liebe dich innig, denn ich liebe in dir deine Mutter; du haſt auch ſeither meine väterliche Liebe noch fortwährend belohnt. Doch um eins bitte ich dich — deine Schwärmerei lege einmal ab und ſchaue mehr in die Wirklichkeit. Alle jene Ideale, von welchen du träumſt, laſſen ſich in der Welt nicht realiſiren. Sieh! alle die Theorien der ſogenannten Philanthropen ſcheitern an der rauen Schattenſeite der Menſchheit ſelbſt. Laß Guſtav die intimen Verhältniſſe mit unſerm Verwalter, dem alten Polen und deſſen Tochter. Man weiß ja nicht, welches ſein früherer Stand war und deine Abſtammung, bedenke! Laß alſo dieſe Träume ſchwinden!"

„Der Pole gehörte dem litthauiſchen Adel an," erwiderte Guſtav, „das Unglück allein iſt Urſache ſeines gegenwärtigen Standes."

„Es kann auch Lüge ſeyn", ſagte der Baron.

„Ich liebe aber Hedwig, mein Vater?"

„Das thut Nichts zur Sache! Morgen gehſt du in die Stadt zurück, erhältſt eine andere Umgebung, andere Bilder und nach mehreren Wochen erklärſt du dieſe Liebe als Phantom!"

„Ich habe ihr ſchon Treue geſchworen, Vater!"

„Dieſes iſt zu entſchuldigen durch momentanen Liebestaumel; kein Menſch wird hierin einen Eidbruch ſuchen."

„Wenn ich mich vermähle, vermähle ich mich mit Hedwig."

„Du vergißt, daß dieſes ohne meine Einwilligung nicht geſchehen kann."

„Vater, du ſagteſt vorhin, daß du mich liebſt, du wirſt alſo deinem Kinde dieſelbe gewiß nicht entziehen."

„Zu dieſem Bündniſſe werde ich ſie nie ertheilen."

„Ach Vater du läßt dich erweichen, wenn du dein Kind glücklich machen kannſt."

„Unter dieſen Umſtänden nie."

„Dann bleibe ich unvermählt."

„Dieſes waren meine erſten und letzten Worte, Guſtav, über dieſe Liebeleien; du kennſt meinen Willen und meinen Entſchluß, du kennſt auch meine ſtarre Konſequenz."

„Vater nimm mir Alles, nur dieſes nicht!"

„Hiefür habe ich keine Gefühle, mein Sohn."

„Können dich die Thränen deines Guſtav nicht mehr bewegen?"

„Gehe jetzt ſchlafen, damit du deine Reiſe zur gehörigen Zeit antreten kannſt. Im Uebrigen ſtehen meine Worte feſt." —

Verzweiflungsvoll erhob ſich der Jüngling von einem Sitze und taumelte der Thür zu. Theodor eilte ihm nach, ſchlang den Arm um ſeine Schulter und führte ihn in das Schlafzimmer.

(Fortſetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortſetzung.)

Einige Zeit darauf trat die Gräfin herein, um Louiſen wegen einer Toilettenangelegenheit zu Rathe zu ziehen; ſie erſtaunte nicht wenig, als ſie das Fräulein ſo betrübt fand, obwohl Louiſe ihre Thränen ſchnell trocknete und ſich ruhig ſtellte. Die Gräfin fragte theilnehmend nach der Urſache ihres Kummers, aber Louiſe gab eine ausweichende Antwort. Um jedoch zu ihrem Ziel zu gelangen, begann die Gräfin von dem Baron K** und ſeiner ſichtbaren Liebe zu Louiſen zu ſprechen, und letztere theilte ihr darauf die kurze Unterredung mit, die ſie kurz vorher im Garten mit dem Baron gehabt hatte. Die Gräfin deutete ihr wohl an, daß ſie ihre Antwort ein wenig milder und höflicher hätte einkleiden ſollen, ſie billigte aber ihren Entſchluß, dem Baron ihre Hand zu verweigern, völlig und ſetzte mit vieler Zärtlichkeit hinzu: — „Es iſt Dir nicht unbekannt, theure Louiſe, daß mein Gemahl und ich uns ſchon ſeit langer Zeit der Hoffnung gefreut haben, Dich mit unſerer Familie noch enger zu verbinden."

Mit einer Miene, worin ſich ein wunderliches Gemiſch von Spott und Ironie ausſprach, erzählte hierauf das Fräulein, daß Eduard ſie zu überreden geſucht hätte, dem Baron ihre Hand zu geben. Die Gräfin erſtaunte. — „Das iſt meines Sohnes Ernſt nicht geweſen" — entgegnete ſie — „denn er liebt Dich." —

„Ja wohl, er liebt" — verſetzte das Fräulein — „er liebt leidenſchaftlich, aber nicht mich." —

„Und wen ſonſt?" — fragte die Gräfin.

„Es bedarf wohl keines großen Scharfſinnes, den Gegenſtand ſeiner Liebe zu errathen" — erwiderte Louiſe — „Mamſell Hilbert iſt die Glückliche." —

„Mamſell Hilbert! Die Tochter unſers eignen Inſpektors! Du raſeſt" — rief die Gräfin ganz außer ſich. Allein Louiſe führte ſo viele kleine Umſtände, die ſie im Stillen beobachtet hatte, und ſo viele Gründe für ihre Behauptung an, daß ſie endlich die Gräfin überzeugte.

Einige Minuten lang ſaß die Gräfin wortlos da; dann rief ſie aus: — „Graf Eduard H**, ein Edelmann von einem alten Geſchlecht, das ſich ſeit vielen Jahrhunderten durch Tapferkeit und edle Thaten berühmt gemacht hat, deſſen Heldenruhm ſtets vom Vater auf den Sohn übergegangen

Digitized by Google

ist — er, den die Natur so reich begabt und zum beneideten Erben so vieler Güter gemacht hat — er, der sowohl durch seine persönlichen Eigenschaften, als durch den Ruhm seiner Ahnen den Weg zu den höchsten Ehrenstellen des Staates offen vor sich sieht — er sollte ein simples Bürgermädchen, die Tochter eines Dieners seiner Eltern, lieben? — Unmöglich!" —

„Und sie zur Gräfin H** machen wollen, um mit ihr seinen angebornen Rang und alle Genüsse seines Glücks zu theilen?" — fiel das Fräulein mit einem Lächeln ein, das ihren schönen Mund gänzlich entstellte.

„Was sagst Du?" — rief die Gräfin von ihrem Stuhl aufspringend. — „Sie zur Gräfin H** machen! — Welche Idee! — Welcher Unsinn! — Nein, so lange Gott meinem Sohn seinen Verstand erhält, fürchte ich etwas so Unerhörtes nicht von ihm. Aber es ist schon unter seiner Würde, nur einen Liebeshandel mit diesem Mädchen anzuknüpfen, deren Ruf und Ruhe er außerdem dadurch auf's Spiel setzt. Ich werde deßhalb allen Blicken und Bewegungen Eduards unbemerkt folgen, um zu sehen, ob Du wirklich Recht hast oder ob Dich Deine Einbildung betrogen hat. Finde ich das erstere, so will ich dem ganzen Liebesgeschichte bald ein Ende machen, denn das Mädchen ist zu gut, um als ein Opfer der Verführung zu fallen. Dieses Mädchen flößt Allen, die ihr nahe kommen, Interesse ein, denn sie ist schön, talentvoll und dennoch bescheiden. Wie Schade, wenn sie, ihrer Eltern einziger Trost, wenn sie, die gewiß einen Mann ihres Standes zu dem glücklichsten Gatten machen wird, wenn sie auf Abwege geleitet werden sollte — und zwar durch meinen Sohn. — Nein, nein — das muß ich verhindern."—

Fräulein Louise erbat sich die Erlaubniß, diesen Tag auf ihrem Zimmer zubringen zu dürfen, weil sie sich nicht recht wohl fühlte. Die Gräfin bemerkte recht wohl die Ursache von Louisens Uebelbefinden, allein sie fand auch, daß das arme Mädchen mit ihrer heutigen blassen Mondscheinsphysiognomie und ihren verweinten Augen eine schlechte Figur auf einem Fest spielen würde, bei welchem Freude und Heiterkeit aus Aller Blicken strahlen sollte; sie bewilligte daher gern ihr Begehren.

Die unschuldige Emma, vollkommen der Wolken unkundig, die sich über ihrem Haupt zusammengezogen, war unterdessen mit den süßesten, seligsten Gefühlen erwacht. Schnell kleidete sie sich in einen leichten Morgenanzug und eilte heiter wie die Morgensonne zu ihren Eltern, welche sie im Saale traf.

„Nun, meine kleine Emma", sagte der Vater, „zeige Dich so hübsch und liebenswürdig wie gestern, so wirst Du Allen wohlgefallen. Aber Du darfst nicht an Allen Gefallen finden, verstehst Du?" —

„Ach, ich finde an gar Niemand Gefallen" — erwiderte Emma erröthend.

„Das darfst Du nicht sagen" — fuhr Hilbert fort — „an Jemand mußt Du Gefallen finden, denn ich will nicht, daß Du allein durch's Leben gehen sollst, und dieß wirst Du selbst nicht wollen, davon bin ich überzeugt." —

Er setzte sich in seinen großen Lehnstuhl, zog Emma auf seinen Schooß und betrachtete mit inniger Vaterfreude ihr schönes, frisches, freudestrahlendes Gesicht. — „Höre Püppchen" — sprach er — „obwohl ich Dein Vater bin, muß ich Dir doch sagen, daß Du hübsch bist — nun, das weißt Du selbst schon, denn ein Frauenzimmer besieht sich jede Minute einmal im Spiegel. Mancher hat Dir gewiß schon Deiner Schönheit wegen geschmeichelt, und künftig werden Dir noch Viele deßhalb schmeicheln; aber Du darfst Dich nicht um solche junge schmeichelnde Stutzer bekümmern, sondern mußt Dich einzig und allein an den soliden Fridolf halten, denn was der sagt, denkt und fühlt er auch." —

Nun war es mit Emma's Freude vorüber, vorüber mit ihren süßen, ja, fast seligen Gefühlen. — „Mein Gott — dachte sie — „soll denn kein Augenblick der Freude auf Erden unverbittert bleiben? — Schon wieder Fridolf, und immer wieder Fridolf, der fatale Fridolf! — Dieser Mensch ist geschaffen, durch seinen bloßen Namen alle meine Seligkeit zu zerstören."

Nun warf sie einen Blick auf die im Saale befindliche große Wanduhr, verließ den Platz auf ihres Vaters Schooß und ging in ihr Zimmer, um sich für den Mittag anzukleiden. Als sie allein war, machte sie sich Vorwürfe darüber, daß sie ihrem Vater nicht rein herausgesagt hatte, daß sie Fridolf nie angehören könne. Indessen fand sie bei weiterem Nachdenken, daß sie recht daran gethan hatte, weil eine Erklärung dieser Art jedenfalls die Ruhe der Familie gestört und für den heutigen Tag alle Freude verbannt haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Goldgehalt der Silbermünzen und die Industrie der Affinage.

Es wird im Allgemeinen wohl bekannt seyn, daß Gold und Silber sich in sehr kleinen Theilchen in den meisten Metallen vorfinden, wie dieselben aus den Bergwerken hervorgehen, und daß man daher bei den großen Grubenwerken stets Anstalten hat, welche diese edlen Metalle von Blei, Kupfer ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

scheiden. — Ein ähnliches Verhältniß wie zwischen diesen unedlen Metallen und den edlen besteht nun aber auch zwischen jenen beiden edlen Metallen selber und zwar so, daß sich im Golde Silbertheilchen, im Silber Goldtheilchen in kleinen Quantitäten auf das Engste vermischt vorfinden. Diese gleichfalls lange bekannte Thatsache ließ bei allen größeren Silberminen, namentlich bei den merikanischen, Werkstätten für die Affinage entstehen (das ist für die Herstellung eines möglichst reinen Metalles durch die Scheidung der mit ihm verbundenen anderen.) Diese Affinage heißt man, wenn sie auf die Scheidung des in dem Silber enthaltenen Goldes angewendet wird, den Depart, ein Wort was nicht buchstäblich zu übersetzen ist (etwa Goldscheidung.) Die Goldscheidungswerkstatt in Meriko soll im Anfange dieses Jahrhunderts nach den Angaben Michel Chevaliers ungefähr 45,000 Kilogr. geschieden haben, so daß schon damals die Privatbesitzer ihre Silberbarren dahin sendeten. Allein die niedere Stufe, auf welcher die Chemie damals stand, machte das Verfahren theuer und gab nur geringe Ausbeute. Man berechnete an Kosten 6½ Tausendtheile des Gewichts der Barren und das Ergebniß an Gold ging dabei nicht über den Werth dieser Kosten hinaus, so daß diese Industrie damals nur in geringem Umfange benutzt wurde. In neuerer Zeit haben die Franzosen, welche überhaupt durch die Genauigkeit und Umsicht in ihren Experimenten sich auszeichnen, die Sache wieder aufgenommen, und unter den französischen Affineurs ist es namentlich Poisat, der hier durch Aufstellung einer ganz neuen Methode eine förmliche Revolution bewirkt hat. Er hat nämlich gefunden, daß durch die Anwendung der Schwefelsäure anstatt der Salpetersäure, die man bisher benutzt hat, nicht nur die Kosten beträchtlich sich vermindern, sondern daß auch ein viel größeres Resultat erzielt wird, vorzüglich da in neuester Zeit die Schwefelsäure so sehr billig geworden ist. Auf diese Weise ist es gelungen, die Kosten der Goldscheidung für Ein Kilogramm auf 1 Fr. zu reduziren, und dadurch ist man in den Stand gesetzt, jetzt auch solche Barren zu behandeln, welche nur noch Ein Tausendtheilchen an Gold enthalten. Das hat nun der Affinage ein ganz neues Gebiet geöffnet. — Alle französischen Fünffrankenstücke nämlich, die vor 1825 geprägt sind, enthalten wirklich ein Tausendtheil Gold, den man in denselben gelassen hat, weil man ihn nicht herauszuziehen verstand. Hierauf gründeten die französischen Affineurs ihre Berechnung. Die Summe der Silbermünzen, welche unter diesem Verhältniß umliefen, wird angeschlagen auf 1600 Mill. Fr. Die Kosten der Affinage einerseits und der neuen Ausprägung in der Münze zu Fünffrankenstücken betragen pr. Kilogramm Münze 2 Fr. 30 C. Da nun der tausendste Theil von einem Kilogramme — oder der Goldgehalt der französischen Silbermünzen — eine Gramme Gold ist, die auf der Pariser Bank mit 3 Fr. 34 C. bezahlt wird, so gewann man 1 Fr. 14 C. pr. 1000 Fr. dadurch, daß man die alten Münzen der neuen Affinage unterwarf. Dazu kam noch, daß der Feingehalt der älteren französischen Münzen zu groß war, weil man bis auf Gay-Lussak den trockenen Weg für die Bestimmung desselben eingeschlagen hatte (ungefähr 4 pr. mille), die demnach den Affineurs gleichfalls zu Gute kamen, so daß nach genauen Berechnungen die Industrie der Affinage auf eine Million etwa 8000 Fr. gewann, wovon dann nur die Zinsen für die Zeit der Bearbeitung abgerechnet werden mußten. Die Folge davon war, daß nach den Versicherungen Thenards (in seinem Berichte an die Deputirtenkammer) bis zum Jahre 1829 ein einziger Affineur in Paris allein 60 Millionen Fr. auf diese Weise dem Prozesse der Goldscheidung unterworfen hatte; und bei einer im Jahr 1847 stattgefundenen Erörterung über denselben Gegenstand schätzte Benedikt Fould die Summe von Silbermünzen, welche auf diese Weise durch die Hände der Affineurs gegangen waren (an großen und kleinen Stücken) auf 900 Mill. Fr.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schaafe, silberweiß,
Wie wir sie heute wandeln sehen,
Sah sie schon der ält'ste Greis.
Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben,
Mit schön gebog'nem Silberhorn.
Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.
Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein muntrer Widder geht voran,
Die Heerde, kannst du sie mir zeigen
Und auch den Hirten zeig' mir an.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 125 6. August 1852.

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

„Sieh, Platoniker, so weit gelangt man mit diesem Unsinn", sagte er hohnlächelnd, „schlage das Justemilieu den Frauenzimmern gegenüber ein, wie Louis Philipp in der Politik, dann erspart du alle ähnliche Scenen. Mir begegnen derartige Auftritte nicht."

„Spotte nicht, Theodor!" entgegnete der Angeredete. —

Ein wilder Sturm wogte in dem Busen des Jünglings, die ganze Größe seines Unglücks lag vor seinen Augen ausgebreitet. Das Einzige, was er bis jetzt noch Glück nannte, sollte zertrümmert, nur noch als schönes Traumbild der Vergangenheit erscheinen.

Ueberströmend von mächtigen Gefühlen, lehnte er sich an das offenstehende Fenster und blickte mit thränenvollen Augen auf die dunklen Gräben des Friedhofes. Kein Lüftchen wehte, die Todten mußten so sanft ruhen, — welche Kämpfe muß erst ein Menschenleben bestehen, um diesen Hafen zu erreichen. Ueberall herrscht die Stille der Entschlafenen, nur ferne Donnerschläge ertönten dumpf durch die schwüle Nacht.

Kein leuchtender Stern schien von dem tiefblauen Himmel dem leidenden Jüngling Hoffnung zuzuwinken, nur rabenschwarze Wolkenmassen jagten dahin, gescheucht von dem nahenden Gewittersturme, wie seine Seele vor den verwundenden Streichen des Schmerzes. Eine Windsbraut erhob sich, Blitze durchzuckten die mit Elektrizität geschwängerte Luft, der Regen fiel in einzelnen Tropfen, der Donner dröhnte furchtbar, ohne daß Gustav nur einen dieser mächtigen Naturlaute vernahm.

Die Macht der aufgeregten Elemeate hatte sich bereits gebrochen, der Mond mit seinem Friedensbilde blickte wieder tröstend durch einzelne zerrissene nachsegelnde Wolkenzüge, als endlich Gustav den feuchten Blick gegen den Himmel wendete. Die Kreise seiner weitschweifenden blutenden Seele zogen sich wieder enger, ein balsamisches Wort von der Sprache des Ewigen traf sein verzweiflungsvolles Herz, da vernahm er mehrere leise Moll-Akkorde auf einem Saiteninstrumente und dabei die süße klagende Stimme seiner Hedwig. Gefühle durchzogen seine Brust, wie den Greis eine Wehmuth beschleicht, wenn er den rosenreichen Frühling wiederkehren sieht.

„Guter Engel, wie kann ich dich verlassen!" sagte er die Hände faltend, „wie kann ich deine Liebe täuschen!"

Er verließ das Zimmer und suchte die Geliebte auf, welche an einem Fenster ihrer Wohnung sitzend Guitarre spielte, während ihr Vater, von den Mühen des Tages ausruhend bereits in den Armen des Schlafes lag.

„Zürne mir nicht, Hedwig, daß ich noch in so später Stunde dich besuche!" sprach der Jüngling in das Zimmer tretend, „du weißt, morgen reise ich ab."

„Gustav, du bist sehr aufgeregt," sagte die Geliebte, mit der Rechten die verworrenen Haare des Geliebten aus der Stirne streichend, „du glühst furchtbar. Ach Gustav sey offen, ich kenne deine Leiden; du hast meinetwegen mit deinem Vater gestritten. Ich will dich nicht unglücklich sehen, denn ich liebe dich zu sehr, folge den Wünschen deines Vaters, gib die Liebe zu mir auf und überlasse mich meinem Schmerz, denn ich bin an Leiden gewöhnt, du aber . . ."

Ein Strom von Thränen erstickte ihre Worte. Sprachlos stand Gustav vor dem Mädchen.

„Was sprichst du, Hewig," rief er plötzlich, die Geliebte stürmisch an sein Herz drückend, „was sprichst du? ich soll dich verlassen, dich mein theuerstes Wesen, mein einziges Glück, mein Alles? Die Liebe hat nicht aus dir gesprochen, Hedwig! Und wenn sich Welten gegen mich stemmen, so opfere ich meine Liebe nicht."

„Das Opfer ist zu groß, welches du bringst, Gustav," erwiderte sie schluchzend. „Um deinen Besitz, Geliebte, gibt es kein Opfer, das für mich zu groß wäre," rief der Jüngling begeistert aus, „nur du kannst mich beglücken, du bist mein einziger Stern, dem ich folge."

Digitized by Google

„Ich kenne keine zweite Liebe," entgegnete Hedwig, die Thräne abtrocknend, „ich kenne die Welt zu sehr, als daß ich je wanken sollte; doch gehe jetzt schlafen, Gustav, man möchte dich in deinem Zimmer vermissen und dieses Verdacht auf uns Beide werfen."

Beide Liebende umarmten sich schnell noch einmal, wechselten glühende Küsse und trennten sich unter dem nochmaligen Schwur ewiger Treue.

Als Gustav in sein Zimmer zurückgekehrt war, fand er den leuchtenden Gefährten der Nacht, welcher mit neuer Frische niederstrahlte, doppelt schön. Jetzt verstand er wieder sein friedenathmendes Bild, seinen lieben Schein, denn die Ruhe war auch in seinen Busen wieder eingezogen. —

Neugestärkt erwachte er am folgenden Morgen und trat mit unerschütterlichem Willen und der Hoffnung auf die Zukunft die Reise nach der Kreisstadt an.

Mehrere Monde hatte Gustav bei seinen Berufsgeschäften zugebracht; Hedwig und deren Vater beglückten ihn schon öfter mit Briefen, worin Erstere in den zärtlichsten Ausdrücken ihre täglich sich steigende Liebe schilderte, zugleich aber auch klagte über die Belästigungen, denen sie von Seite Theodor's fortwährend ausgesetzt sey. Um nicht neue Veranlassungen zu Familienzwisten zu bieten und auch zu sehr von der unwandelbaren Treue der Geliebten überzeugt, verfolgte er diese letztere Nachricht nicht weiter, sondern ermahnte nur Hedwig, seinen Bruder so viel als möglich zu meiden.

Der Heumonat und Erntemonat waren ebenfalls geschwunden, ohne daß jedoch Gustav auf irgend eine Weise während dieser Zeit Nachricht aus der theuren Heimath erhalten hätte. Nur seine eifrigen Studien, welche ihn den größten Theil des Tages über in Anspruch nahmen, hinderten ihn, weiteren Betrachtungen und Zweifeln nachzuhängen; desto trüber war aber seine Seele gestimmt, wenn er am Abende einsame Wege wandelte und mit stiller Sehnsucht die Wogen des Rheins begrüßte, die auch am Sitze seiner Liebe vorbeigezogen. — Seine letzten Briefe waren alle unbeantwortet geblieben.

Da kehrte er eines Abends im September von seinen nächtlichen Spaziergängen in seine Wohnung zurück, ein Brief lag auf dem Tische. Hastig brach er ihn auf und las folgende Worte:

„Theurer Bruder!

Unser lieber Vater liegt schon mehrere Tage sehr schwer erkrankt danieder, so daß der Arzt an seiner Wiedergenesung zweifelt. Ich bitte Dich daher, unverzüglich die Reise anzutreten. Der alte Pole und sein Mädchen befinden sich bereits über zwei Monate nicht mehr auf unserm Gute. Die Ueppigkeit des Alten und der Stolz seiner Tochter konnten sich nicht mehr mit unserer Güte vertragen. Besonders zeigte Letztere die ganze Natur jener Menschen, welche sich im Glücke nicht mehr zu finden wissen.

Leichten Muthes zog die Dirne mit ihrem Vater von hier, angeblich nach Frankreich. Du siehst, was Du von ihrer Liebe zu halten hast.

Wir theilten Dir diese Nachricht deßhalb nicht früher mit, um nicht Deine Berufsgeschäfte zu stören. — Wir erwarten Dich also.

Es grüßet Dich

Dein Bruder

Theodor Frhr. v. G."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Etwas trüber gestimmt begann Emma nun ihren Putz hervorzusuchen; aber die wichtige Wahl des Halsbandes, des Armbandes, der Ohrengehänge u. s. w., in Verbindung mit der gewöhnlichen Sorglosigkeit ihres Alters, zerstreute bald die leichten Wolken auf ihrer schönen Stirn.

Emma war fertig geworden und frug noch einmal ihren Spiegel um Rath! dieser nickte ihr Beifall zu. War sie Tages vorher in der einfachen Tyrolertracht reizend gewesen, um wie viel mehr mußte sie heute in der eleganten geschmackvollen Ballkleidung seyn. Ein rosenrothes Florkleid mit weißseidenem Unterkleid umschloß ihren schlanken Leib und wallte in schönen reichen Falten um die graziöse Gestalt. Das volle kastanienbraune Haar, einfach aber geschmackvoll geordnet, war mit einer einzigen künstlichen Rose geschmückt, deren Farbe mit Emma's frischen rothen Wangen wetteiferte. Ihr ganzer Anzug — obwohl kostbar in Rücksicht auf den Werth des Geschmeides, das sie trug — war einfach, ungekünstelt und durchgängig zu einander passend.

Als sie sich in ihrer Familie zeigte, wurde ihr Anzug von der Mutter und von der Tante Gertrud sehr gerühmt; allein Vater Hilbert fand Vieles daran zu tadeln und meinte, daß sie für eine schlichte Inspektorstochter viel zu prächtig gekleidet sey. — „Du kleidest Dich, wie ein Fräulein" — sprach er — „und das ist Unrecht — ich will Dich wohl nett und sauber, aber nicht kostbar gekleidet haben." —

„Das ist lediglich des Papa's eigner Fehler" — entgegnete Emma scherzend — „warum schickte er mir beständig so viel Geld nach Stockholm und

Digitized by Google

gab Tante Ulla den Auftrag, mich mit Allem zu versehen, was ich brauchte. Und diesen Anzug habe ich schon auf zwei Bällen in Stockholm benutzt." —

„Ja, in Stockholm, in dieser Heimath des Luxus und der Eitelkeit," — rief der Alte — „dahin konnte es passen, aber nicht auf einen bescheidenen ländlichen Sitz."

„Ja, aber siehst Du, lieber Vater" — fiel Emma in gleichem freundlichen Tone ein — „wenn es nicht altmodisch, verlegt und unbrauchbar werden soll, so muß ich es doch zuweilen benutzen, und wie finde ich dazu bessere Gelegenheit, als heute?" —

„Ja, ja" — sagte der Alte. — „Ihr Töchter Eva's findet leicht Vorwände für Eure Thorheiten. Gott bewahre Euch alle zusammen dafür und besonders dich, kleines Wettermädchen" — fuhr er lächelnd fort und klopfte Emma mit dem Mundstück seiner großen Meerschaumpfeife, die er im Hause stets bei sich führte, sanft auf die Stirn. Obwohl sich Emma freute, daß sich die Vorwürfe des Vaters in Scherz aufgelöst hatten, so gefiel ihr doch die Liebkosung mit der Pfeife des Vaters weniger, weil durch dieselbe eine ihrer zierlichen, mit so großer Sorgfalt geordneten Locken zerstört wurde. Sie mußte vor den Spiegel treten und die Locken wieder in Ordnung bringen, während ihr der Vater seine etwas plumpen Sarkasmen über die Eitelkeit und Gefallsucht der Weiber nicht sparte.

Der Spiegel, vor welchem sie stand, zeigte ihr in einer Ecke des Zimmers Fridolf, der ganz versunken im Emma's Anblick war. Emma hatte seinen Eintritt nicht bemerkt. Hingerissen stand er da und betrachtete die Zauberin aus der Entfernung; so schön, so einnehmend hatte er sie noch nie gesehen. Aber sobald ihr Blick im Spiegel dem seinigen begegnete, nahm er wieder eine gleichgültige Miene an und trat an ein Fenster, woselbst er einige in der Nähe liegende Zeitungsblätter ergriff und sich in deren Lektüre vertieft stellte.

Die große Kalesche war vorgefahren und die Familie saß darin. Unterwegs mußte Emma noch manche beißende Bemerkung des Inspektors über ihren Anzug hören. Er wünschte spöttisch einen Fußsack herbei, um die Füße der Damen vor Staub zu bewahren; dann fürchtete er, daß der Wind für Emma's Florkleid gefährlich seyn möchte, und wunderte sich, daß sie anstatt *eines* Flores nicht *mehrere*, und anstatt ihres Sonnenschirms nicht den großen Regenschirm des seligen Großvaters aus der Kleiderkammer mitgenommen hatte. Emma lachte über diese Ausfälle, und in der besten Laune kam die Familie in der Pfarre an. Fridolf, welcher auf dem Kutscherbocke saß, hatte unterwegs kein Wort gesprochen und also hinreichend Zeit gehabt, sich seinem Nachdenken zu überlassen, daher sah er bei der Ankunft im Pfarrhause nichts weniger als fröhlich aus.

Unter allen Gästen, welche zur Verlobungsfeier eingeladen waren, kam der Graf mit seiner Familie zuletzt. So oft ein Neuankommender eintrat, blickte Emma ungeduldig nach der Thür; und als endlich der junge Graf mit seinen Eltern — aber ohne Fräulein Louise — ankam, wechselte sie sichtbar die Farbe. Dieß entging Allen außer Wilhelm, der schon am Abend vorher auf den Verdacht einer gegenseitigen zärtlichen Neigung Eduard's und Emma's gekommen war.

Der junge Graf, der Emma heute blendender als je fand, schien an diesem Tage alle Vorsicht zu vergessen. Er trat zu ihr und sagte ihr einige Artigkeiten, welche allerdings nur wenig Bedeutung gehabt haben würden, wenn seine Blicke nicht mehr gesagt hätten. Unglücklicher Weise wurden aber sowohl seine Worte, als seine Blicke von der Gräfin aufgefaßt, die ihrem Vorsatz treu, ihren Sohn wie ein Schatten begleitete.

Bei Tische entging Eduard jedoch seinem mütterlichen Argus, denn wegen der großen Anzahl der Gäste speiste der jüngere Theil derselben in einem andern Zimmer. Und sobald davon die Rede war, daß man zu Tische gehen wollte, bemächtigte er sich unvorsichtig Emma's Arm, anstatt eine der Töchter des Hauses zu Tische zu führen, wie sich geziemt hätte. Ohne etwas Anderes zu hören und zu sehen, ruhte sein Auge während des Mittagessens unverwandt auf seiner reizenden Tischnachbarin und begierig fing er jedes Wort von ihren Rosenlippen auf.

Freude und Heiterkeit herrschte im Allgemeinen unter den Gästen, doch sah man auch einige finstere Gesichter unter ihnen. Die Gräfin H** war bekümmert um die Neigung ihres Sohnes für Emma; denn daß Fräulein Louise Recht gehabt hatte, davon hatte sie sich während der letztverflossenen Viertelstunde überzeugt. Der Baron K** war sehr niedergeschlagen über seine verunglückte Liebeserklärung und fast stumm und verstimmt unter der heitern Gesellschaft. Wilhelm, der zwar Emma liebte, auf ihren Besitz aber nimmer hoffen konnte, weil er arm war und in vielen Jahren noch keine Aussicht auf eine bleibende Anstellung im Staatsdienst hatte, fühlte sich sehr verstimmt durch die Neigung des Grafen für Emma, weil er wohl einsah, daß dieselbe dem holden Mädchen nur Verdrüßlichkeiten von allen Seiten und — vielleicht gar ein für das ganze Leben verwundetes

Digitized by Google

Herz zuziehen mußte. Während der Mahlzeit entwarf er einen Plan, sie zu warnen, verwarf denselben aber wieder, weil er fürchtete, Emma möchte ihm eine selbstsüchtige Absicht unterlegen. Auch Fridolfs Augen waren nun geöffnet. Nicht mehr Wilhelm, es war der Graf, den er künftig als Gegenstand seiner Eifersucht betrachten mußte. Er sah nun sehr wohl, wie sehr Emma für den Letztern eingenommen war und wie wenig sie sich um Wilhelm bekümmerte. Zugleich faßte ee den Entschluß, sich mit Wilhelm sofort nach Tische zu versöhnen und ihn wegen der Kälte, die er in der letzten Zeit gegen ihn gezeigt hatte, reuig um Verzeihung zu bitten.

Das Mittagsessen mit allen Toasten auf das Wohl der Verlobten war nun vorüber und man zerstreute sich in den verschiedenen Zimmern. Dann machte man einen Spaziergang in den Garten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Goldgehalt der Silbermünzen und die Industrie der Affinage.

(Fortsetzung und Schluß.)

Natürlich wurde das von dem Goldinhalt geschiedene Silber sofort wieder neu ausgemünzt. Poisat indeß schlug die Summe in derselben Diskussion sehr viel niedriger an. Jedenfalls ist es gewiß, daß durch diese große Vollkommenheit der französischen Affinage große Massen von Barren nach Paris wandern, um dort ihres Goldes beraubt zu werden. Es erklärt sich daraus auch die Erscheinung, daß in Frankreich namentlich so viel neue Münzen kursiren, unverhältnißmäßig viel mehr als in Deutschland, was jedenfalls ein großer Vortheil ist, weil es den Kurs gegen Barren immer sicherer stellt. Merkwürdig genug ist diese Kunst in Deutschland (das in den Naturwissenschaften und namentlich auch in der Chemie so groß dasteht) noch immer sehr weit zurück, obgleich gerade hier eine Unzahl älterer Silbermünzen, nicht einmal zum großen Vortheil des Verkehrs, kursiren. Wenn die Goldscheidung bei uns so weit wäre, als sie in Frankreich ist, so müßte es keinen preußischen Thaler alten Gepräges mehr geben, wie sie doch noch täglich vorkommen. So viel uns bekannt, existirt im Norden Deutschlands nur eine Affinerie, nämlich in Hamburg; über den Süden ist uns gar nichts bekannt. Gewiß aber wäre es der Mühe werth, diesen Zweig nicht in den Händen der Franzosen zu lassen. Man rechnet nämlich, daß in Frankreich ein Vorrath an gemünztem Metalle ist, der ungefähr 3000 Mill. Fr. beträgt; in England beträgt der Vorrath wegen der Masse von Papiergeld nur etwa 60 Mill. Pfd. St. Auf die übrigen Theile von Europa rechnet man nur die Hälfte für Münzen und anderen Vorrath mit etwa 3 Pfd. St. pr. Kopf oder 1½ Pfd. St. Münze. Immerhin würde das für Deutschland mit 40 Mill. Einw. 60 Mill. Pfd. St. Münze geben, die bei einer reinen Ausbeute von 1 Fr. 14 C. pr. 1000 Fr., das Pfd. St. zu 20 Fr. gerechnet, einen reinen Gewinn von 1 Mill. 368,000 Fr. einbringen würden, abgesehen von dem indirekten Gewinn, der aus solchen Unternehmungen entsteht, und dem vielleicht noch größern, den wir aus der neuen Münzung haben würden. Davon wären freilich abzuziehen hauptsächlich die Abgänge, die durch den Verschleiß bei den alten Münzen entstanden sind. Diese sind (nach Hoffmann, Lehre vom Gelde, Anhang) bei den vollen preußischen Thalerstücken $1,\frac{3}{100}$ pCt., bei den Theilstücken $\frac{3}{100}$ pCt., so daß es bei diesen fraglich wird, ob überall bei den Theilstücken, namentlich wegen der Kosten der neuen Münzung, eine Goldscheidung noch wirklich vortheilhaft wird. Auch wird dieß Verhältniß nicht allenthalben gleichartig seyn. Nach Bechers Münzgeschichte von Oesterreich, I. 213, ist die Abreibung in Oesterreich bei Thalern nur $\frac{1}{100}$ pCt., dasselbe Verhältniß, was auch für Frankreich angenommen wird. Man müßte ferner, bei der starken Zirkulation von Papiergeld im Kleinverkehr in Deutschland auch Rücksicht nehmen auf die Kosten der Herbeischaffung der Silbermünzen, was in Frankreich bekanntlich viel weniger in Betracht kommt. Jedenfalls aber darf man annehmen, daß die Richtung der deutschen Industrie auf diesen Zweig wohl der Beachtung werth ist, wenn man bedenkt, daß nach Chevaliers Schätzung jährlich in Europa ungefähr 1600 Kilogr. durchschnittlich auf diese Weise gewonnen werden, die nicht weniger als beiläufig 5,511,000 Fr. werth sind. — Bis jetzt kommt ungefähr die Hälfte dieses Verdienstes auf Frankreich. Nun ist in neuester Zeit auch zu Brüssel eine neue Affinerie gegründet worden, und diese soll wesentlich auf die deutschen Münzen berechnet seyn, was allerdings nach den obigen Angaben sehr wahrscheinlich ist. Es wäre hier gewiß bei der großen Stockung in allen Gebieten des Geldverkehrs, über welche geklagt wird, für tüchtige und unternehmenden Kapitalien ein Gebiet vorhanden, das noch auf manche Jahre hinaus seine Kosten tragen könnte.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 126 7. August 1852

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Gustav las den Brief zweimal und dreimal, er traute seinen Augen nicht, er hielt es für Täuschung, allein es war rauhe Wahrheit, bittere Wirklichkeit. Hier standen die Worte.

Tief athmend ließ er sich auf ein nahestehendes Sopha nieder, er wußte nicht, wie ihm geschah; eine halbe Stunde verfloß in starrem Hinbrüten. Endlich schien er wieder gesammelter, ein weicher Hauch strich über die kalten starren Saiten seiner Seele, er fühlte Thränen in den Augen.

„Ach!" rief er, „es war vielleicht nur Täuschung, es war vielleicht nur das Gefühl der Dankbarkeit, was sie Liebe nannte, und ich hielt es für eine tiefere Wunde.

„„Denn es ist ein Wahn, dem Jeder sich ergibt,
Daß man auf Liebe hofft, so bald man liebt.""

Doch, es war vielleicht auch Rache von dir, Theodor, vielleicht sind Beide ein Opfer deiner Wünsche geworden. O gute Hedwig, o armer Greis!" —

Rasch zog er die Glocke und befahl dem eintretenden Diener, unverzüglich Extrapost für ihn zu bestellen; nach einer Stunde lag die Stadt hinter ihm.

Mit zerrissenem Herzeu kam er in B. an, schnell eilte er an das Krankenlager seines Vaters, welcher bei seinem Eintritte in das Zimmer die abgezehrten Arme ihm entgegenstreckte.

„Komm Gustav, komm an mein Herz," stöhnte er kurzathmend, „es schlägt noch so warm für dich, mein Kind, wie früher."

„Ich habe noch nie an deiner Liebe gezweifelt, Vater," sagte dieser, die Wangen des Vaters mit Thränen benetzend, „Vater, wo ist meine Hedwig?"

„Laß die Vergangenheit, mein Gustav!" erwiderte der Gefragte, „blicken wir vielmehr in die Zukunft!"

Gustav verhielt sich ruhig, um den krankhaften Zustand seines Vaters nicht noch mehr zu steigern. Beide Söhne faßen um das Bett des sterbenden Vaters, der eine mit Thränen im Auge, der andere freudenvollen Bildern für die Zukunft nachhängend. Obwohl der Vater Gustav das Süßeste auf Erden verweigerte, konnte sich Letzterer doch nicht ohne tiefen Kummer von dem scheidenden Greise trennen, während Theodor schon von den Tagen träumte, wo er sich, frei von den elterlichen Fesseln, so ganz im rauschenden Weltleben herumtaumeln könnte.

Zwei Tage nach der Ankunft des Jünglings war der greise Vater eine Leiche, ein Schleimschlag hatte ihm ein längeres Leiden erspart. Am fünften Tage standen Gustav und Theodor neben der Grabstätte ihrer Mutter, um auch die andere Ehehälfte dem Staube zurückzugeben.

Wehmüthige Gefühle durchzogen den Busen des Jüngeren, als der Sarg in die Gruft versenkt wurde, seine Thränen flossen reicher, wenn er die ganze Umgebung betrachtete, denn hier war es ja auch, wo er seine Hedwig zum Erstenmale gesehen. Hier an dieser Stelle, wo so wenig Erde die ganze Vergangenheit eines Menschenlebens deckte, zeigte sich ihm erst ein klarer Blick in das Seyn der Sterblichen, hier am Grabe, das so manchen brennenden Schmerz kühlt, so manche blutende Wunde heilt.

Der Trauerzug kehrte in das Landhaus zurück, die Freunde und Verwandte, welche dem Verstorbenen die letzte Ehre eewiesen, verließen B. wieder, so daß nur Gustav und Theodor mit der wenigen Dienerschaft die Bewohner des Hauses ausmachten.

Alles kam jetzt dem trauernden Jünglinge doppelt öde und verlassen vor. Hätte er doch nur noch seine Hedwig oder ihren Vater in seiner Umgebung gehabt, ihnen hätte er seine Leiden anvertrauen können; allein ihm war Niemand geblieben, als ein Bruder, der ihn nicht verstand.

Gegen Abend ging er in den Garten hinunter, den Zeugen so mancher glücklichen Stunde. Nichts war hier von dem Schmucke der schönen Natur verblieben; statt der Blüthen und Rosen, der schattigen Laubgänge und Nachtigallentöne sah man nur eingeschrumpfte, verdorrte Laubgänge und gelbende Blätter, welche vom Winde getragen, der klagend

Digitized by Google

über die stöhnenden Bäume strich, im Wirbeltanze der Erde zuflogen. Gustav fand hier seinen Bruder.

„O! Theodor! wie bin ich so lebensſatt," sagte er, seine Arme auf die Schulter desſelben legend, „Alles ist mir geraubt, dieſes ist das Glück der Welt! Ach Theodor!

„„Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die wilde Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld, bei dunkler Nacht!""

oder mit den scheidenden Vögeln dort ziehen nach Regionen, welche keine Menſchenſeele mehr weinen sehen. Welches Eden könnte man auf dieſer Erdenrunde schaffen, wenn die Bruderliebe mehr herrſchte!"

„Immer bringſt du dieſe verrückten Ideen," entgegnete Theodor, „warum wünſcht du Unmögliches?"

„Ihr Prieſter und Diener des Egoismus belächelt immer mit ſpöttiſchem Munde dieſes ſchöne Bild, Theodor, und nennt es Träume eines Phantaſten," ſprach erwidernd Guſtav.

„Laß dieſes Geſpräch! — Ich wandere in einigen Wochen als trouhadour d'amour nach den ſonnigen Auen Italiens, Guſtav! haſt du keine Luſt?"

„Ich bleibe hier, vielleicht ſpäter."

„Wenn einmal die deutſchen Alpen hinter meinem Rücken liegen und die blaue duftige Bergkette des Apennin mir entgegenſchimmert, dann werde ich glücklich ſeyn, ſo glücklich, daß du mich darum beneiden könnteſt, Guſtav!"

„Die Glücklichen laſſen ſich zählen, Bruder, unter beiden Hemiſphären; bedenke nur immer die Worte Schiller's:

„„Auf des Erdballs ungemeſſnem Rücken
Iſt für zehn Glückliche nicht Raum.""

„Man muß das Glück erjagen und an ſich feſſeln, Guſtav!"

Ein heftiger Regen unterbrach das weitere Geſpräch, beide Brüder ſuchten das Wohnhaus zu erreichen. —

Um die Güterverhältniſſe mit ſeinem Bruder zu ſchlichten, hatte Guſtav noch längeren Urlaub erbeten und denſelben auch erhalten. Dem älteren Theodor fiel das Landgut zu, während der Jüngere das ganze Kapitalvermögen als Erbtheil bekam. Die häuslichen Angelegenheiten zogen ſich hinaus bis zum Dezember, ſo daß beide Brüder zu gleicher Zeit das Dorf verließen, der Aeltere, um nach Italien zu reiſen, der Jüngere, ſeinen Berufsgeſchäften von Neuem obzuliegen.

Guſtav weilte ſchon wieder mehrere Wochen in der Kreisſtadt, als er eines Tages unter den Tagesneuigkeiten eines belgiſchen Blattes die Nachricht fand, daß ein junger Herr von G. die reizende Gemahlin eines Grafen von B. zu Lüttich entführt und Beide wahrſcheinlich die Route nach Italien durch Südfrankreich eingeſchlagen hätten. Guſtav konnte nicht länger zweifeln, wer der Entführer und wer die Entführte ſey: Trübe Gedanken ſtiegen bei ihm auf, denn er wußte nur zu gut, welche Folgen hieraus entſtehen würden. Doch es lag ja dieſes in dem Charakter Theodors, und ſeine Ohren waren von jeher taub gegen die Ermahnungen des Bruders. Mit dem Beginne des Jahres 1834 war auch dieſes vagirende Gerücht unter der Menge anderer Tagesgeſpräche verſchwunden.

Guſtav lebte einſam und zurückgezogen, ſeine ganze freie Zeit widmete er den Wiſſenſchaften, die Balſam für ſo manchen Verluſt wurden, wie ſie wohl ſchon oft für das leidende Gemüth einen Leuchtthurm auf dem Meere der Verzweiflung abgegeben und es wieder mit der Wirklichkeit verſöhnt haben. Nur manchmal zogen die ſüßen Erinnerungen an den alten Polen und an Hedwig, von welchem er noch keine Sylbe vernommen, wie ſchöne Traumgeſtalten an ſeiner Seele vorüber; ein banges, ſtilles Weh befiel ihn dann, wie den Hochländer, wenn er ſich nach den heimiſchen Bergen ſehnt.

(Fortſetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortſetzung.)

Die Gräfin entfernte ſich jedoch beim Spaziergang nur ſo weit von ihrem Sohn, daß ſie ihn beſtändig im Auge behalten konnte. Und Alle wunderten ſich nicht wenig über dieſes Benehmen. Denn früher hatte ſie bei ähnlichen Gelegenheiten ihren Ehrenplatz im Kreiſe der Damen ſteif und unbeweglich behalten, heute aber ſchien ſie nur in der Geſellſchaft der jungen Leute Vergnügen zu finden. Der von ſeiner Liebe verblendete Eduard bemerkte dieß nicht, aber Emma gewahrte die ſpähenden Blicke der Gräfin ſehr wohl und ließ ſich zur rechten Zeit noch warnen. Sorgfältig wich ſie dem jungen Grafen aus und ſuchte ſich beſtändig unter die übrigen Mädchen zu miſchen; aber wo ſie auch war und mit wem ſie auch ſprach, er ſuchte ſie unermüdlich auf und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ihn fliehe.

Endlich begann der Tanz. Mit wem hätte wohl Eduard denſelben lieber eröffnet, als mit der geliebten Emma, wenn nicht die Etikette gefordert hätte, daß er zuerſt mit den Töchtern des Hauſes tanzte. Still und zerſtreut genügte er dieſer Pflicht, und ſeine Blicke folgten allen Schritten und Bewegungen Emma's. Zu ſeiner großen Freude brauchte er nur zwei ſolcher Etikettentänze mit den Töchtern des Hauſes zu tanzen; als er

seine Pflicht bei den Uebrigen erfüllen wollte, erhielt er zur Antwort, daß sie „schon versagt" seyen. Allein derselbe Fall fand auch bei Emma statt. Drei Tänze hatte sie schon einigen anderen jungen Herren zugesagt und der Graf mußte also bis zum vierten Tanz — einem Walzer — warten. Aber er war so unvorsichtig gewesen, diese drei Tänze hindurch gar nicht zu tanzen, sondern hatte während derselben wie eine Bildsäule gestanden und Emma angeblickt. Als endlich der langgewünscht Walzer begann, wurde er wie neubelebt. Er tanzte nicht, er flog durch die Wirbel des Tanzes, die Geliebte in den Armen haltend. Die Gräfin, welche Alles genau beobachtete, wurde stündlich betrübter; denn obwohl die Vermuthung, daß Eduard Emma seine Hand anbieten würde, nicht in ihre Gedanken kam, so war sie doch edel genug, sich über die Gefahr zu beunruhigen, welcher die unschuldige Emma ausgesetzt wurde. Sie entschloß sich daher durch schleunige Mittheilung alles dessen, was sie gesehen und gehört hatte, an Hilbert, Emma's Retterin und — wenn auch unbekannt — ihr Schutzengel zu werden.

Bis Nachts eilf Uhr wurde getanzt, dann nahm man das Abendessen unter freiem Himmel im Garten ein. Dabei ging unter den jungen Mädchen ein Geflüster: — „ich bin neugierig, mit wem Graf Eduard den Inklinationstanz tanzen wird." — „Mit wem denn sonst, als mit Emma Hilbert." — „Glaubst Du?" — „Ja wohl, das ist gewiß!" —

Es war auch gewiß, denn lange vorher schon hatte Eduard Emma um die Anglaise nach dem Abendessen gebeten. Bevor man jedoch wieder zu tanzen begann, zerstreute sich die Gesellschaft einstweilen in die verschiedenen Gänge des Gartens, um im Genusse der schönen Natur einen Spaziergang zu machen. Jede Dame ging an dem Arme des Kavaliers, der bei Tische ihr Nachbar gewesen war, Emma also an Eduard's Arm. Beide gingen weiter — und immer weiter — und erst nach einiger Zeit bemerkte Emma, daß sie Beide ganz allein waren und Niemand von der übrigen Gesellschaft in ihrer Nähe war. Unruhig wollte sie sogleich umkehren und nach einem Gartenweg eilen, auf welchem sie zu der übrigen Gesellschaft zu kommen hoffte; aber Eduard ergriff ihre Hand fest und hielt sie zurück. Sie standen vor einem Gebüsch von Jelänger Jelieber. Eduard sank vor Emma auf die Kniee und erklärte ihr seine Liebe in den zärtlichsten, innigsten und feurigsten Worten. Emma wollte fliehen — eine unbeschreibliche Angst überfiel sie, sie zitterte an allen Gliedern. — „Um Gotteswillen, Herr Graf" — rief sie — „was denken Sie? — Ziemt sich diese Stellung für Sie? — Sie knieen vor der Tochter eines Ihrer Unterthanen?" — Allein Eduard verließ seine bittende unterwürfige Stellung nicht. Er bat, er beschwor die arme todtenblasse Emma, sie möchte ihm nur mit einem einzigen Worte den Trost schenken, daß sie seine Liebe erwidere.

Ernst und mit ruhiger Würde stellte ihm nun Emma das Unbesonnene seiner Bitte vor. — „Wenn ich auch so unglücklich wäre, mehr als Achtung für Sie zu fühlen" — setzte Sie hinzu — „wenn sich auch eine zärtliche Neigung gegen meinen Willen in mein unerfahrenes, unbewachtes Herz eingeschlichen hätte, so würde ich gewiß Alles aufbieten, um dieselbe bis auf den letzten Funken zu vernichten."

„Und warum dieß, grausames, unerbittliches Mädchen?" rief Eduard voll Verzweiflung.

„Weil ich sie weder lieben will, noch darf" — erwiderte Emma, indem sie abermals — obwohl vergebens — ihre Hand von der seinigen zu reißen suchte. Eduard sprach weiter; er sprach mit Feuer, seine Wangen brannten, Thränen standen in seinen schönen seelenvollen Augen. Nicht blos sein Herz, auch seine Hand bot er Emma an. Rang, Vermögen, Stand — Alles wollte er zu den Füßen der Geliebten niederlegen. Emma bat ihn, sich zu ermannen, sie erinnerte ihn an seine Eltern, an die Hoffnungen, welche dieselben auf ihn setzten, an eine Unmöglichkeit einer Verbindung zwischen zwei Personen so ungleichen Standes, die durch gesellige Verhältnisse und Vorurtheile auf ganz entgegengesetzte Wege gewiesen worden waren. Allein Eduard hörte nicht darauf, er hoffte die Einwilligung seiner Eltern zu erlangen. Nur eine Versicherung von Emma's Lippen, daß sie seine Liebe nicht verschmähe, erbat er sich in diesem Augenblick von ihr, nur darauf wollte er seine prächtigen Luftschlösser bauen.

In diesem Augenblick glaubten Beide ein leichtes Geräusch in den Blättern des Jelänger Jeliebergebüsches zu hören, an welchem sie standen. Beide sahen sich erschrocken um. — „Es war vermuthlich ein Vogel" — sprach Eduard; aber Emma riß mit der Anstrengung der Verzweiflung ihre Hand aus der Seinigen und eilte schnell wie ein flüchtiges Reh in eine andere Gegend des Gartens.

Allein sie fand keinen Menschen mehr im Garten, denn die ganze Gesellschaft war in's Haus zurückgekehrt. Zitternd — obgleich sie sich keinen Vorwurf über ihr Benehmen zu machen hatte — wollte sie über den Hof eilen, als ihr Emilie aufgeregt und athemlos begegnete. „Mein Gott, wo bist Du denn gewesen?" — rief sie ihr zu — „ich habe Dich schon überall gesucht. Wir wollten eben die Anglaise beginnen und mehrere junge Herren, die Dich zum Tanz engagiren wollten,

Digitized by Google

suchten an allen Ecken und Enden nach Dir. Wilhelm behauptete, er hätte Dich bei dem Spaziergange im Garten an Graf Eduard's Arme gesehen, und dasselbe sagen auch mehrere Andere. Aber auch der Graf fehlt. Wo hast Du ihn denn gelassen, Emma?"

„Ach, — ich weiß nicht" — stammelte Emma bald erröthend, bald erbleichend — „ich wollte — ich" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Eine chinesische Hochzeit.

Der bekannte Reisende Gerstäcker erzählt in seinen „javanischen Skizzen": Ich war so glücklich, einmal einem chinesischen Hochzeitstage zu begegnen, der anziehend genug war, mich eine gute Stunde lang in eine dichtgedrängte Masse langzöpfiger Chinesen und Chineschen hineinzubannen, um der Braut ansichtig zu werden, was mir mit Geduld und Ausdauer auch gelang. — Durch eine der Straßen des chinesischen Viertels schlendernd, sah ich plötzlich eine Masse Menschen in einem engen Durchzug halten, vor dem geputzte Chinesen mit bunten Lampen, immer von zwei und zwei gehaltenen rothen Festons und einer höchst interessanten Sammlung der wunderlichsten Musik- und Lärm-Instrumente standen, die ich je auf einem Fleck zusammen gesehen hatte. Die Straße war dort gerade sehr schmutzig, und da ich nicht solche anderthalb Zoll dicke Sohlen wie die Chinesen hatte, fing ich an, mich etwas unbehaglich zu fühlen, als endlich das Zeichen zum Abgang gegeben wurde und der Zug sich in Bewegung setzte. Zu gleicher Zeit kam ein mit rothen Federbüschen, Quasten und allen möglichen anderen Hängereien ausgeputzter Wagen an, der sich nur in seinen lebhaften Farben von unsern gewöhnlichen Leichenkutschen mit Federbüscheln unterschied. Fünf Minuten nachher erschien die Braut von einer Zahl Brautjungfern begleitet — o, daß meine schöne Leserinnen sie gesehen haben könnten! Ich bin nämlich gar ein schlechter Anzugbeschreiber, weil ich die üble Angewohnheit habe, den Leuten immer mehr in die Augen zu sehen als auf den Rock — was in diesem Fall noch besonders zu entschuldigen war — doch will ich es versuchen. Sie trug ein bunt und kleingeblümeltes Seidenkleid, das bis auf die kleinen, nur dann und wann vorkommenden Füßchen herunterging und oben den Hals dicht umschloß; die Aermel waren so weit, daß sie die Hände vollständig verbargen. Ein ziemlich breiter Gürtel mit goldener Spange hielt das Ganze zusammen das eigentlich mehr einem Talar als einem Kleid glich. Zahlreiche Perl- und Steinschnüre hingen ihr um Brust und Nacken. Das Interessanteste aber war der Kopf — sie hatte sich weiß, oder vielmehr aschgrau geschminkt und ging mit stets niedergeschlagenen Augen (sie darf die Augen nicht erheben, bis sie mit dem Bräutigam verbunden ist) und Viertel-Schrittchen, wobei sie noch von zwei ihrer Brautjungfern unterstützt wurde, dem Wagen zu. Die Haare waren natürlich frisirt, auf diesen aber trug sie eine Art Diadem, das kronenartig auslief und von dessen äußersten Zacken drei bis fünf Zoll lange seidene Schnürchen niederhingen, an deren untern Enden Perlen, Korallen und bunte Steinchen, vielleicht Juwelen, befestigt waren, also von allen Seiten, auch vorn über Stirn und Augen herunter, in ihr Gesicht, oder vielmehr, da sie den Kopf etwas nach vorne gebeugt hielt, auch vorn herüber hingen und manchmal klappernd zusammenschlugen.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

In Adam begann es, in Eva hört's auf,
Doch find's in Abraham sich wieder zu Hauf,
Es einet sich freundlich dem gastlichen Mahl,
Und dienet der Armuth als Führer zumal.
Es ziehet sich langsam und dunkel durch's Thal,
Klingt hell in dem Bach und die rauschende Aar
Begleitet's als traulich verbrüdertes Paar.
Ihr braucht es im Schlafen und braucht es im Wachen,
Verdrängt ihr's, so gibt es kein Trauern kein Lachen,
Es dienet der Nacht als die einzige Stütze,
Es ist im geflügelten Tanze auch Nütze,
Es leuchtet dem Abend so lieblich voran,
Umschlingt Aurora auf rosiger Bahn.
Klein doch auch groß ist's, es sitzet im Gras,
Im Hause ist's und im Kraut frießt's der Haas,
Doch kurz! zu Manchem, zu Allerhand
Gebraucht ihr's, ihr habt es stets in der Hand
Im Sack, in der Tasche, in Mitten der Nas'
Ihr riethet wohl alle schon, Freundinnen was?

Auflösung des Räthsels in Nro. 124:

Die Sterne und der Mond.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 127 9. August 1852.

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Die lieblichen Blumen blühten wieder, die stolzen Berge überzogen sich mit frischem Grün, die helle Sonne sandte von Neuem belebende Strahlen, und die klagende Nachtigall sang an den lauen Abenden in süßen Melodien von ihrer Liebe. Der Lenzmonat des Jahres 1835 hatte die Natur wie eine junge Braut mit reichen Blüthen umwunden, das milde Frühlingswehen beschlich jedes fühlende Herz; auch in Gustav's Busen war eine unwiderstehliche Wanderlust eingezogen. Das Eifelgebirg wollte er besuchen, in jenen stillen Thälern wollte er schon längst einmal als Tourist wandern. Er beschloß daher, von der Kreishauptstadt durch die Eifel und das nahe Belgien zu reisen und von dort aus über die Berge der Mosel in die Heimath zurückzukehren.

Der Entschluß ward bald zur That. Das Herz des Jünglings, welches so sehr empfänglich war für alles Schöne und Erhabene, schlug höher, als die neuerwachte Natur mit so lauter Sprache zu ihm redete, wie sie jetzt die kalte Blume, den jungen nackten Vogel, das dürre Gräschen und auch den armen Menschen mit ihrem erquickenden Hauche so mütterlich pflegte, wie die ganze kostbare Schöpfung das beglückende Walten des Ewigen bezeugte.

Am zweiten Tage der Reise befand sich Gustav schon tief in den Thälern des Gebirges; er ließ daher seinen Diener auf der nächsten Poststation mit dem Gepäcke zurück, um desto ungehinderter am frühen Morgen auf den waldigen Höhen und in den friedlichen Thälern schweifen zu können.

Nach 5 Uhr des folgenden Morgens stand schon Gustav auf einem Berge, in dessen Schooß ein liebliches Dorf mit Baumgärten und grünenden blumenreichen Wiesen im flimmernden Nebelthau zu schwimmen schien. Die rosige Aurora blitzte hinter den östlichen Bergen hervor und machte alle Höhen in einem breiten Feuersprühen, das wie ein Heiligstrahl den ganzen Erdenrand, so weit ihn der Himmelsdom berührte, umzog. Die jubelnden Lieder der hochsegelnden Vögel bildeten den tausendfachen echoreichen Chor zu diesem erhabenen Schauspiele, zu dieser ätherischen Frühlingsscene. Die säuselnden Blätter, die fächelnden Lüfte, die schneeigen Glöckchen der Maiblume schienen, geheimnißvoll flüsternd, in das Morgengebet der Natur harmonisch mit einzustimmen.

Gustav glaubte sich, von Wonne und Genuß überströmend, unter die Haine Elysiums versetzt. So sanft, so unbekannt, so voll der reinsten Lust will ich mein Leben führen und beschließen, dachte er. Gesättigt von der entzückenden Pracht des Frühroth's und der hehren Feier des erwachten Tages stieg er einen Fußpfad hinunter nach dem Dorfe im Thal.

Am Eingange desselben zog ein nettes reinliches Häuschen und ein kleiner Garten mit Blumen vom üppigsten und glühendsten Farbenschmelz seine ganze Aufmerksamkeit an. Bewundernd blieb er vor dieser Stätte des ländlichen Friedens und häuslichen Glückes stehen. Plötzlich drangen die Töne einer Guitarre zu dem lauschenden Ohre, untermischt von einer bezaubernden Mädchenstimme; man vernahm die Worte:

„Weißer Adler, theurer! fliege
Deinen Flug voll Ruhm!
Dann wird unser Land durch Siege
Freiheits Heiligthum.
Skrzynecki führet uns,
Schon entbrennt des Kampfes Hitze!
Polen macht sich frei
Bricht die Tyrannei."

Dem Lauschenden war es mit einemmale ganz verwundert zu Muthe, Bilder aus der Vergangenheit, so süßschmerzlich, so wehmuthsvoll stiegen aus seiner Seele auf, eine Sehnsucht, durchzuckt von unnennbarer Gluth füllte sein Inneres, sein Herz, in wonnevollen Schwingungen pulsirend, hätte auseinandergehen mögen, wie zum Sterben.

Bei einem vorbeieilenden Mädchen erkundigte er sich nach den Bewohnern des Hauses und erhielt zur Antwort die Bestätigung aller seiner Vermuthungen. Es war die Wohnstätte seines Freundes, des alten Polen und seiner Hedwig, der Unvergeßlichen, der Heißgeliebten.

Digitized by Google

Eilends ließ er sich ein Gasthaus zeigen, quartierte sich daselbst ein und sandte durch einen Knaben einen Zettel an den alten Polen, worin er ihm den Besuch eines alten Freundes ankündigte. Nachdem er seine Kleider vom Staube gereinigt, machte er sich auf den Weg.

Das Herz pochte laut, als er die Hausflur betrat und an der Thüre anklopfte. Er öffnete, Hedwig saß allein im Zimmer am Stickrahmen. Sie sah bleich und kränklich, jedoch um so schöner aus. Wie von einem göttlichen Schein bezaubert, blieb Gustav an der Thüre stehen und blickte nach dem Mädchen.

„Ja du bist es, Hedwig, du bist mein ewig geliebter Engel, den ich schon so lange vergebens gesucht!" rief er, auf sie zustürzend, aus; „grüße dich Gott, mein Liebchen, wie glücklich bin ich."

„Welche Fügung führet Sie in diese arme Hütte, Herr Baron!" entgegnete das Mädchen, sich erhebend, „ach könnten wir nur Ihre erwiesenen Liebesdienste jetzt ganz erwidern!"

„Wie Hedwig? Was sprichst du? Ist es Wirklichkeit, oder ist es ein Traum. Ich verstehe dich nicht Hedwig, kennst du mich nicht mehr?"

„Lassen wir die Vergangenheit, Herr Baron!" erwiderte sie, zwei große Thauperlen in den Augen verbergend und auf ein offenes Fenster, das nach dem Garten schaute, zuschreitend, „ich will schnell auch meinen Vater rufen."

„Hedwig, du sprichst in Räthseln, ich verstehe dich wirklich nicht! Sey offen, laß mich nicht länger im Zweifeln!"

„So war es vielleicht Täuschung!" sagte das Mädchen nach langer geisterhafter Stille tiefathmend auf den Jüngling zurückblickend — „Gustav, hast du nicht in deinem letzten Briefe an mich deine Liebe entschuldigt und als vorübergehenden Taumel erklärt?"

„Ich? Nie, meine Briefe bezeugten, wie du wissen wirst, fortwährend meine reinste und treueste Liebe."

„Hier lies diese Zeilen, welche ich zwei Tage vor unserer Trennung von B. erhielt; deine Hand ist täuschend nachgeahmt."

Gustav entfaltete den Brief und las, seine Gesichtsfarbe wechselte jeden Augenblick. „Das hast du gethan, Theodor!" sprach er endlich glühend, „dieses ist nicht meine Denk- und Handlungsweise, Hedwig! Du wirst dir die feingesponnenen Fäden jetzt erklären können. O, verruchte Bruderseele!"

„Ich war auch fortwährend im Zweifel, Gustav, denn ich konnte mir einen solchen Widerspruch nicht denken."

„Also liebst du mich noch, Hedwig, bist noch mein Engel?" rief er aus, die Geliebte stürmisch umarmend.

„O, ich hatte dich noch nie vergessen, selbst in den größten Leiden nicht!" erwiderte das Mädchen, dessen blaues Auge schimmerte, wie der blaue, wolkenlose Aether in der lauen Sommernacht.

„Dann lebe ich wieder von Neuem auf! Wüßtest du, wie glücklich ich bin, Hedwig, dich wieder zu besitzen; mein Herz schwillt über vor Freude. Jetzt, liebes Mädchen, ist der Zeitpunkt gekommen, wo ich meinen ausgesprochenen Worten, meinen Schwüren den Siegel der Wahrheit aufdrücken kann; unserer Vermählung steht kein Hinderniß mehr im Wege. Mein Vater schläft auf dem Friedhofe zu B. und Theodor weilt in Italien!" —

Unterdessen war der alte Pole hereingetreten und sah beide in süßer Umarmung. Sobald ihn Gustav erblickte, riß er sich von der Geliebten los und eilte an den Busen des Freundes.

„Woher kommt mir dieses Glück!" sagte der Alte mit zitternder Stimme, die Wangen des Jünglings mit seinen Thränen befeuchtend, „ging es mir doch immer vor wie in einem Traum, daß wir uns noch einmal sehen würden."

Gustav erzählte ihm nun das ganz zufällige Zusammentreffen, wie er heute Früh Hedwig an der Stimme erkannt habe, und alle jene früheren Vorfälle nur Intriguen und Machinationen seines Vaters und Theodors gewesen seyen.

Als er geendet, eilte er an die Seite Hedwigs zurück und bat, seinen Arm um sie schlingend, sie als Braut heimführen zu dürfen.

„Mein größtes Glück in der kurzen Lebenszeit, die mir noch übrig bleibt, ist, Euch beide glücklich zu sehen," erwiderte der Pole in schwachen Worten. „Hedwig, ist es dein ernstlicher Wille, erkläre dich offen?"

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke, als Emma und Emilie miteinander sprachen, sah Erstere ihren Vater mit dem Arzt des Hammerwerks in angelegentlicher Unterhaltung von einer andern Seite her aus dem Garten in den Hof treten. Emma zitterte bei dem Anblick ihres Vaters, ohne daß sie wußte warum. Allein sie beruhigte sich sogleich wieder, als die beiden Männer näher traten und der Doktor einige schmeichelnde Worte an die schönen Mädchen richtete. Und scherzend setzte Hilbert hinzu: — „Und hier stehen sie und reden jedenfalls von hübschen Jungen, denn sie sind so ver-

Digitized by Google

tieft in ihre Unterredung, daß sie nicht einmal hören, wie die Instrumente drinnen gestimmt werden. Immer hinein, ihr Mädchen, tanzet, so lange diese glücklichen Augenblicke dauern, sie werden nicht lange mehr währen, denn es ist bereits — (nach der Uhr blickend) — halb eilf Uhr." — Emma nahm den Arm ihres Vaters und schmiegte sich dicht an ihn an, als ob sie Schutz vor einer Gefahr bei ihm suchen wollte; Emilie nahm den Arm des Doktors, und so traten beide Paare in den Saal.

Eine Menge neugieriger Blicke richtete sich auf die Eintretenden; Alle wunderten sich, Emma am Arme ihres Vaters zu erblicken, und Emma sah deutlich, daß man sie in ganz anderer Begleitung erwartet hatte. Jetzt begann die Anglaise. Emma und Emilie — die schönsten Mädchen des Balles — waren sofort von mehreren jungen Herren umringt, die sie zum Tanz engagiren wollten; allein beide erklärten, daß sie bereits engagirt wären. Zugleich kam Magister A**, mit welchem Emilie wirklich engagirt war, und gleich darauf schwebte Emilie lächelnd wie eine Grazie die Touren der Anglaise auf und nieder, während Emma, die sich in einer Ecke des Saales niedergelassen hatte, noch immer vergebens ihren Kavalier erwartete. Fridolf und Wilhelm, welche Beide an der Anglaise nicht Theil nahmen, kamen Arm in Arm zu ihr und blieben gerade vor ihr stehen.

„Sie tanzen nicht, Mamsell Hilbert" — sprach Wilhelm — „und doch erhielt ich die Antwort von Ihnen, — daß Sie schon engagirt wären, als ich mir vorhin die Freiheit nahm, Sie um diesen Tanz zu bitten." —

„Ich bin auch wirklich engagirt!" — erwiderte Emma.

„Und wer kann der Unartige seyn, der Sie so beleidigt?" — fragte Fridolf mit einer Miene, welche Emma so beleidigend fand, daß sie seine Frage nur mit einem zornigen Blick beantwortete.

„Sage lieber" — fiel Wilhelm ein — „wer kann der Unglückliche seyn, der die Seligkeit, an dieser schönen Hand durch die Wirbel des Tanzes zu schweben, so wenig zu würdigen oder zu benutzen weiß?" —

Kaum hatte Wilhelm diese Worte gesprochen, als Beide sich durch ein paar Hände auseinandergedrängt fühlten. Zugleich drängte sich eine männliche Figur hastig zwischen ihnen durch. Sie machten Platz und erblickten den jungen Grafen, der finstern Gesichts vor ihnen stand.

„Vergeben Sie mir, meine Herren" — sprach er mit einiger Schärfe — „ich bin es, der Mamsell Hilbert beleidigt hat; allein nicht deßhalb, weil ich das Glück nicht zu würdigen wüßte, mit ihr zu tanzen, sondern weil ich meine Mutter begleiten mußte, die Vergnügen daran fand, ein Weilchen im Garten zu promeniren." —

Die Verlegenheit, in welche Fridolf und Wilhelm durch Eduard's unerwartetes Erscheinen geriethen, würde den Letzteren hinlänglich gerächt haben, wenn er Zeit gehabt hätte, darauf zu achten; allein er war bereits damit beschäftigt, Emma zu besänftigen, die, wie er glaubte, gerechte Ursache hatte, über sein langes Ausbleiben zu zürnen. Emma war jedoch keineswegs erzürnt auf ihn; aber eine Angst, die sie früher noch nie gefühlt hatte, überzog ihr Gesicht mit einer Todtenblässe. Der Gedanke daran, daß die Gräfin im Garten und vielleicht in ihrer Nähe gewesen war, als der unvorsichtige Eduard zu ihren Füßen niederfiel, daß das Geräusch hinter dem Jelänger Jelieberbusch wahrscheinlich von ihr herrührte und daß sie demnach jedes ihres und Eduards Worte gehört haben müsse, brachte sie zum Zittern und beschäftigte sie ausschließlich während der Anglaise, die sie mit dem Grafen tanzte. Nicht ihretwegen fürchtete Emma den Zorn der Hochgebornen, in ihren innersten Gefühlen verletzten Mutter, denn sie hatte ja ihren Sohn zur Besinnung und Ueberlegung zurückzuführen gesucht; aber die entsetzliche Ahnung eines bevorstehenden Unglücks, die Ahnung einer langen Trennung von Eduard — den sie innig und für immer liebte — machte sie bleich, still und niedergeschlagen für den ganzen übrigen Theil des Balles.

Nicht ohne innige Theilnahme und große Unruhe sah Frau Hilbert ihre Tochter so stumm und betrübt, als wäre plötzlich alle Freude sammt aller Röthe der Gesundheit und Jugend von dem schönen Gesicht abgestreift worden. Sie setzte sich neben Emma und fragte sie wiederholt und dringend, ob sie sich übel befinde oder ob ihr Etwas fehle.

„Ich bin so müde, Mama" — sprach Emma endlich mit matter Stimme. — „O, wenn es weiter nichts ist," rief Frau Hilbeet erfreut — „so hat es keine Gefahr. Tanze nur noch einen Tanz, so geht es schon vorüber; ich kenne dieß aus meinen eigenen Mädchenjahren." —

Mehrere Herren engagirten Emma für den nächsten Tanz — eine Française — allein sie entschuldigte sich mit ihrer Müdigkeit; auch Eduard wollte sie engagiren, erhielt aber natürlich dieselbe Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine chinesische Hochzeit.

(Schluß.)

Zoll für Zoll bewegte die Braut sich nach der nicht fernstehenden Kutsche hin und die Musikanten begannen unterdessen, jeder nach eigenem Geschmack und Takt, ein Lied zu spielen, über dessen Melodie sie sich vielleicht im Anfang in etwas verständigt haben mochten, dessen Ausführung aber alles übertraf, was ich bis dahin an Naivetät der Harmonie gehört hatte. Die zweisaitige Violine spielte eine Hauptrolle bei diesem Skandal, während große Trommel und Cimbeln, Gongs und Klapperkasten immer zu einer Zeit einfielen, wo man sie am allerwenigsten erwartete. Ich hätte, wer weiß was darum gegeben, diese Töne „stenographiren" zu können, um meinen musikalischen Lesern in Deutschland einigen Begriff davon zu geben. Was den beiden jungen Mädchen fehlte, die neben der Braut hergingen, und von denen die eine mit einem Fächer ihr fortwährend Kühlung zufächelte, während die andere mit einem prachtvollen seidenen Schirm die Strahlen der Sonne von ihr abhielt, weiß ich nicht; sie schüttelten aber unaufhörlich mit dem Kopf, und schienen mit der ganzen Geschichte nicht im Geringsten einverstanden zu seyn. Dicht vor dem Wagen, als die Braut eben im Begriff war, einzusteigen oder vielmehr hineingehoben zu werden, traten zwei — wahrscheinlich von ihren Verwandten — heran und hielten ein altes, wenigstens schon gebrauchtes, aus Bambus geflochtenes Reissieb verkehrt über sie. Unter diesem hin stieg sie ein. Der verlegen aussehende Bräutigam, eine etwas magere, aber schlanke und jugendliche Gestalt folgte und der Zug setzte sich unter dem rasenden Gekreisch der Violinen und der andern Mordinstrumente langsam in Bewegung, den Nachbarn ebenfalls die Wohlthat der hochzeitlichen Musik zukommen zu lassen. Hintennach kamen noch ein Menge Wagen, Vornehme und Geistliche wahrscheinlich, und die Verwandten der Braut bis zu den kleinsten Geschwistern hinunter. Ein Blick, den ich in das Haus zurückwarf, zeigte mir ihre Heiligenbilder oder Götzen festlich beleuchtet: ihr guter Geist sah noch einmal so listig und verschmitzt aus mit dem dunkelgrünen, dennoch gutmüthigen Gesicht und den rothen Augen, und auf den Tischen standen allerlei Konfituren und eingemachte Leckerbissen, welche die Chinesen vortrefflich zu bereiten wissen. Vor der Thür, oder doch in etwa zehn Schritt Entfernung davon, standen drei holländische Soldaten Wache — weßhalb? weil nur Gott und die drei Soldaten, die ich zu fragen vergaß, da sie, gleich nachdem die Wagen abgefahren waren, mit ihren Gewehren friedlich nach verschiedenen Richtungen auseinander gingen. Sie standen während der Feierlichkeit ordentlich aufmarschirt, und gehörten für mich mit zu den chinesischen Geheimnissen. Was mich übrigens bei der Braut — jedenfalls einem der besseren Klasse angehörenden jungen Mädchen — am meisten interessirte, die Füßchen, bekam ich gar nicht oder doch nur höchst unvollständig zu sehen, und die aufgestülpten Fußspitzen der kleinen breiten Schuhe kamen manchmal unter dem langen faltigen Gewand auf Momente zum Vorschein. Ihre Begleiterinnen waren dagegen mit der Ausstellung der ihrigen desto freigebiger; an ihnen sah ich aber in dieser Hinsicht, als Deutscher, gar nichts Ungewöhnliches, keinesfalls etwas Chinesisches — sie hatten richtig rheinländisch Maß (ich spreche hier natürlich einzig und allein von dem Maß der Rheinländer) und konnten Staat damit machen. Des Bräutigams Füße gefielen mir am allerwenigsten, denn er trat mich damit, als er an mir dicht vorüberging, in seinen verwünschten Holzsohlen auf die Zehen. Es hatte sich indessen eine zahlreiche Menge versammelt und eine Masse Schwärmer und Frösche wurden abgebrannt, denn die Chinesen lieben Feuerwerke ungemein und lassen gewiß keine Gelegenheit vorübergehen, ein paar Pfund Pulver abzublitzen, so daß mir manchmal um die bis zum Selbstentzünden ausgedörrten Bambus- und Schilfhütten angst und bang wurde. Es soll aber nur höchst selten Feuer entstehen, und das ist wahrlich eine Glück, denn ein einziges Feuer, mit nur dem geringsten Windzug, würde unvermeidlich ganze Stadtviertel in Asche legen. Eine richtige Feuersbrunst in diesem chinesischen, dicht gedrängten und mit Menschen und Waaren vollgepfropften Viertel, müßte von fürchterlich verheerende Wirkung seyn.

Räthsel.

Die Erste ist ein Hund,
Die Zweit' und Dritt' ein Junge
Das Ganze ist ein Lump,
Und doch nicht Hundejunge.

Auflösung des Räthsels in Nro. 126:

Buchstabe A.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 128 11. August 1852

Das Grab der Mutter.

(Fortsetzung.)

Ein leises „Ja!" erfolgte aus dem Munde des Mädchens, dessen Antlitz erröthete, wie eine beleuchtete Landschaft nach dem Abendregen.

„So bewahret diese reine Liebe Kinder und heiliget sie durch das Band der Ehe," fuhr der Alte feierlich fort, „dann werden in dieser gegenseitigen liebenden Hingebung die größten Garantien für euer irdisches und ewiges Glück liegen."

Die beiden Liebenden waren wieder glücklich, der Alte freute sich kindlich über diesen plötzlichen Umschwung der Dinge. Gustav brachte den ganzen Tag im Kreise seiner Braut und seines künftigen Schwiegervaters zu.

„Um dir eine Frage zu ersparen Gustav, will ich dir den ganzen Hergang seit unserer Trennung erzählen," sagte Hedwig, als sie an der Seite des Geliebten und des Vaters am Abende in dem schönen Gärtchen saßen.

„Einige Tage nach deiner Abreise in die Kreishauptstadt bewies sich Theodor uns gegenüber so zuvorkommend und freundschaftlich, daß ich an eine vollständige Aenderung seines früheren Charakters glaubte. Die Briefe, welche ich aus jener Zeit an dich schrieb, trugen auch ganz, wie du dich erinnern wirst, das Gepräge der Freude und eines hoffnungsvollen Lebens an sich."

„Doch bald entschleierte sich die böse Absicht deines Bruders auf ein schändliche Weise; seine Belästigungen wurden täglich offener, weßhalb ich dir dieses mittheilte. Als er alle Erwartungen vergeblich sah, suchte er deinen Vater gegen uns aufzubringen und jeden möglichen Vorwurf bei ihm rege zu machen. Die Folge war, daß mich dein Vater eines Tages rufen ließ und mir befahl, den Briefwechsel mit dir aufzugeben, widrigenfalls ich und mein Vater weiter wandern könnten, da ich die einzige Ursache sey, welche seinen Sohn so sehr geblendet und umstrickt habe."

„Unter Thränen versprach ich denn, um meinen armen Vater nicht brodlos zu machen, allen weitern Briefwechsel abzubrechen. Vierzehn Tage später überreichte man mir den Brief, welchen du heute Früh gelesen, weßhalb ich es nicht für nothwendig hielt, dir die Begegnisse der jüngsten Zeit mitzutheilen."

„Dein Bruder wagte nun von Neuem, Gelegenheiten zu Unterredungen mit mir aufzusuchen, so daß mir, offen gestanden, schon sein Anblick Furcht und Abscheu erregte."

„Mein Vater, welcher alles dieses mit blutendem Herzen beobachtet, ließ sich auf mein Bitten nicht zurückhalten, länger auf dem Gute zu bleiben."

„„Mit meinen Händen will ich dich ernähren, um Taglohn will ich arbeiten"", sagte ich zu ihm, „„wenn wir nur dieser Umgebung fern sind.""

„Am folgenden Tage packten wir unsere wenigen Habseligkeiten zusammen, entschlossen, heute noch das Haus zu verlassen. Als mein Vater deinem Vater unsere Absicht mittheilte, schalt er uns undankbar, übermüthig, Gesindel, überhaupt alles, was man einem Menschen vorwerfen kann. Zugleich erklärte er, daß wir noch einen andern Verwalter auf unsere Kosten unterhalten müßten, bis er einen wirklichen passenden gefunden."

„Gern waren wir bereit, auch dieses Opfer zu bringen."

„Nachdem wir also das erforderliche Geld in die Hände deines Vaters gelegt, verließen wir am Nachmittag, um zwei Thaler reicher, als wir gekommen waren, das Gut deiner Eltern. Theodor zeigte hier noch am Schlusse sein ganzes verdorbenes Herz; wie gemeine Landstreicher jagte er uns über die Schwelle und ließ einem Strom von Schmähreden freien Lauf, während ich, lautschluchzend an der Seite meines Vaters, dessen Herz durch die letzte Scene vollends gebrochen, zum Dorfe hinaus wanderte."

„Hier öffnete sich erst die Größe unseres Unglücks: welche Himmelsgegend sollten wir einschlagen? Ueberall hatten wir kalte, erbarmungslose Augen."

„Gegen Abend gelangten wir in ein Städtchen, wo wir übernachten wollten, der Vater meinte,

Digitized by Google

in mehreren Tagen könnten wir vielleicht die deutsche Gränze hinter uns haben und dann in Belgien oder Frankreich eine hülfreiche Hand finden."

„Als wir in einem Gasthause des Städtchens eine Nachtherberge gefunden und eben von der Reise ausruhen wollten, erschien der Wirth mit der Bitte, mein Vater möchte einer Einladung in das nächste Zimmer folgen."

„Mehrere Stunden waren verflossen, ohne daß er zurückkehrte, mir wurde bereits bange um ihn. Endlich trat er wieder in das Zimmer, schloß mich in seine Arme und küßte mit zitterndem Munde meine Stirne.

„„Ach Kind,"" sagte er, „„der Himmel hat uns nicht verlassen, wir haben einen Freund gefunden, morgen schlagen wir einen andern Weg ein.""

„Am folgenden Tage sah ich eine prächtige Equipage vor dem Gasthause, in welche eine vornehme Dame mit einem fein gekleideten Herrn stiegen; zwei holde Knaben setzten sich an ihre Seite. Eine kleinere Chaise, in welche wir steigen mußten, folgte dem Reisewagen auf derselben Straße nach."

„Am späten Nachmittag kamen wir in dieses Dorf, in welchem du dich gegenwärtig befindest. Ich wußte nicht, was nun weiter geschehen sollte. Ein Diener erschien und lud uns ein, am Tische der vornehmen Familie zu speisen."

„Anfangs lehnten wir dieses aus Scheu ab, als aber der Diener erklärte, man werde es als Beleidigung aufnehmen, gaben wir dem Anerbieten Gehör! Die vornehme Dame, der Herr und die Kinder behandelten uns mit der größten Zuvorkommenheit, so daß mir dieses Glück unerklärlich vorkam. Nach dem Essen überreichte der Herr meinem Vater zwanzig Thaler mit den Worten: „„Nehmen Sie diese kleine Gabe, Freund! Jeden Monat werden Sie dieselbe Summe erhalten. Bleiben Sie getrost in diesem friedlichen Thale bis zu Ihrem Tode; für Ihr Kind wird dann schon gesorgt werden. Forschen Sie nicht weiter nach meinem Namen, sondern erinnern Sie sich nur manchmal an die wenigen Stunden, welche wir mit einander verlebten"".

„Nach langem Widerstreben nahm mein Vater die große Gabe an, wir dankten den edlen Menschen mit unsern Thränen."

„Später erfuhren wir, daß dieser edle Geber eine vornehme, hohe Person aus B....n sey, welche schon vielen unglücklichen Flüchtlingen Nahrung oder sonstige Unterstützung gegeben. Doch haben wir ihn seit jener Stunde nicht mehr gesehen."

„Wir mietheten nun dieses Häuschen und lebten zurückgezogen und ruhig bis zu dem Momente, wo du uns wiederfandest."

„O ihr Lieben, welche Leiden habt Ihr bestehen müssen", sagte Gustav, die Augen trocknend, „mein Theodor hat kein Bruderherz! Doch ich will es wieder gut machen, was Jener verschuldet. In einigen Tagen verlassen wir dieses Thal und kehren nach B. zurück, an die Ufer des Rheins."

Am folgenden Tage sandte Gustav einen Boten nach der nächsten Poststation mit dem Befehl an seinen Diener, das Reisegepäck unverzüglich hierher zu bringen und Extrapost für den vierten Tag zu bestellen.

Mit Wehmuth nahmen Hedwig und ihr Vater von dem stillen Thale Abschied; Erstere ließ alle die vielen und schönen Blumen, welche sie seither gepflegt, nachsenden. Mit süßen und schmerzlichen Gefühlen erblickten sie den alten Rhein wieder mit dem herrlichen Landgute.

Sobald man auf demselben angekommen war, richtete er einen Brief an den edlen Retter seiner Hedwig und seines Schwiegervaters, worin er ihn unter den herzlichsten Dankesbezeugungen bat, einem andern Unglücklichen die seitherige Unterstützung zufließen zu lassen, und ihn zu dem Hochzeitstage einlud.

Vier Wochen nach der Abreise aus der Eifel segnete der Priester zu B. am Hochaltar ein glückliches Brautpaar ein, es war Gustav und Hedwig. Die heitere Frühlingssonne verherrlichte das Fest. Die Freunde Gustavs von der Universität her und aus der Kreisstadt hatten sich eingefunden.

Unter den kühlenden Laubgängen des Gartens, wo Gustav und Hedwig ihre Liebe einander gestanden, wurde des Festes Feier abgehalten. Alles war heiter und vergnügt, die Zeiten der akademischen Jahre und der Gymnasialstudien wurden improvisirt, ein Augenblick entschwand schneller als der andere. Die ganze Natur schien mit zu feiern, die Vögel zogen gegen den Himmel und riefen es aus, wie süß die Liebe ist, die lispelnden Pappeln erzählten, wie die Freude weint, die sich wiegenden Blumenkelche, wie das Herz sich sehnt.

Mitten unter diesen Vergnügungen trat plötzliche Stille ein; Aller Augen waren auf den Laubgang gerichtet, welchen der alte Pole mit einem vornehmen Herrn herab kam. Es war der edle Retter in der Eifel, seine Gattin mit zwei lieben Kindern folgte. Gustav und Hedwig nahmen den Herrn in ihre Mitte, die laute Freude steigerte sich jetzt noch höher. Erst spät verließen die fröhlichen Gäste den Garten. Nachdem der biedre Herr noch einmal alle Glückwünsche ausgesprochen, entfernte er sich den Tag darauf wieder.

Digitized by Google

Gustav und Hedwig verlebten die glücklichsten Tage. Das Lied „Noch ist Polen nicht verloren" war jetzt auch Gustav's Lieblingslied geworden.

(Schluß folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Nun wohl, dann bin ich auch müde" — erwiderte er darauf und setzte sich neben sie; ohne die mindeste Vorsicht anzuwenden oder auf seine Mutter Acht zu geben, deren Blicke ihn mit einem nicht eben sanften Ausdruck fixirten, beschäftigte er sich ununterbrochen mit Emma, als ob kein anderes Mädchen außer ihr im Saale wäre. Unter andern ergriff er schnell ein paar Finger von ihren langen Handschuhen und zog ihr dieselben ab, zürnend, daß sie die schönen Arme vor ihm verborgen. Verlegen und bang wollte Emma die Handschuhe wieder anziehen; allein Eduard hielt sie davon ab und Frau Hilbert, die in ihrer Einfalt stolz darauf war, daß der Graf ihre Tochter vor allen Mädchen des Balles auszeichnete, sprach zu ihr: — „Liebes Kind, warum willst Du Dich mit den Handschuhen inkommodiren, da Du nicht tanzest?" — Emma gewahrte die zornigen Blicke der Gräfin und gerieth außer sich, aber sie konnte Eduard nicht darauf aufmerksam machen, denn auch dieß würde die Gräfin bemerkt haben. Gern hätte sie einige andere der anwesenden Mädchen aufgesucht und sich zu denselben gesellt; allein sie tanzten Alle. Zwar hätte sie unter dem Vorwande des Uebelbefindens mit ihrer Mutter in ein Nebenzimmer gehen können; allein auch dahin würde ihr Eduard gefolgt seyn und ihre schwache gutmüthige Mutter würde ihn nicht zurückgewiesen haben. Sie war daher genöthigt, bis zum Schlusse der Française als Zielscheibe für die funkelnden Blicke der Gräfin sitzen zu bleiben.

Es half ihr also nichts, daß sie nicht tanzte; daher nahm sie an den folgenden Tänzen wieder Theil; allein sie *tanzte* nicht, sie *bewegte* sich blos mechanisch und wünschte sehnlichst das Ende des Balles herbei.

Endlich wurde mit dem Waldhorn das Zeichen zum Schluß des Balles gegeben. — „Liebe Mama" — sprach da Emma zu ihrer Mutter — „laßt uns recht bald heimfahren!" —

„Hör' ich recht?" — rief Frau Hilbert — „ist es wirklich meine Emma, die mich zur Heimkehr auffordert? Ach, mein süßes Kind, Gott tröste mich, Du bist gewiß sehr krank. Sonst bleiben doch die Mädchen gern so lang als möglich." —

Emma versicherte ihrer Mutter, daß sie sich völlig wohl befände, und als bald darauf die Gräfin Abschied nahm, zerstreute sich die Gesellschaft.

Emma eilte sogleich nach ihrer Rückkehr in ihr Zimmer und sank auf einen Stuhl nieder, indem sich die Angst, welche ihre Brust beklemmte, in reichlichen Thränen Luft machte. In diesem Zustande wurde sie von ihrem Dienstmädchen, der guten Lena, überrascht, welche ihr beim Auskleiden helfen wollte.

„Was ist denn das?" — rief diese beim Eintritt und trat zwei Schritte zurück, — „ist es wohl möglich, daß Mamsell hier sitzen und weinen, wenn Sie vom Ball zurückkommen? Herr, mein Gott, wie soll ich das verstehen? Mamsell haben doch nichts von ihrem Schmuck verloren?" —

Emma schüttelte den Kopf, ohne zu antworten.

„Mamsell haben vielleicht das Unglück gehabt, sich Etwas zu zerreißen?" — fuhr Lena fort — „aber ist denn das der Mühe werth, darum zu weinen? — Mamsell sind ja so reich, daß Sie es bezahlen können." —

Emma versicherte, daß sie kein Unglück dieser Art gehabt habe, sondern daß sie sich unwohl befände, und sobald als möglich zur Ruhe zu kommen wünsche. Nun fing Lena an, ihre junge Gebieterin eilends auszukleiden, wobei sie beständig schwatzte.

„Ja" — fuhr sie fort — „es kann wohl möglich seyn, daß sich Mamsell unwohl befinden; aber *deßhalb* weinen Mamsell nicht, so kindisch sind Sie nicht; das hat gewiß einen andern Grund. Ich brauche nicht erst zu fragen, ob Sie alle Tänze mitgetanzt haben, denn ich weiß schon, daß sich alle Herren um Sie reißen. Es gibt keine Mannsperson auf dem ganzen Hammerwerk, gering oder vornehm, die nicht von ihrer Schönheit spricht. Ja, neulich erzählte mir Kihlströms Jerker, daß sogar der junge Graf ganz rasend in Sie verliebt ist, und daß die Rede in der Gegend geht, Sie könnten mit der Zeit noch Frau Gräfin werden." —

Emma erschrack nicht wenig, als sie hörte, daß Eduard's Unvorsichtigkeit, seine Liebe zu ihr so offen an den Tag zu legen, ein so albernes, durch die ganze Gegend laufendes Gerücht erzeugt hatte. Mit den strengsten Worten verbot sie Lena, jemals wieder eine solche Aeußerung zu thun, indem sie versicherte, daß sie, wenn sie ein so ungegründetes albernes Gerücht weiter verbreitete oder nachredete, sofort aus dem Dienst geschickt werden würde.

Die arme Lena begann zu seufzen und zu weinen. Nie vorher hatte sie Emma anders als äußerst gütig mit ihren Untergebenen sprechen hö-

Digitized by Google

ren; und um so mehr wurde sie durch den ernsten Ton überrascht, den ihre Mamsell jetzt annahm. Ohne ein Wort weiter zu sagen, half sie Emma vollends auskleiden und verließ dann das Zimmer.

„Lange versuchte Emma vergebens ihre Augen zu schließen; kein sanfter Schlummer beruhigte ihr angstesfülltes, aufgeregtes Gemüth. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zum Gebet, befahl sich mit vertrauensvoller, zuversichtlicher Ergebung dem Walten des Allgütigen und fühlte sich dadurch beruhigter. Mit sich selbst zufrieden und mit dem ernsten Vorsatz, das verführerische Bild, welches in ihrem Herzen thronte, wo möglich zu verbannen, schloß sie die Augen; die Natur forderte ihr Recht und sanft und ungestört schlummerte Emma einige Stunden nach so viel Erregungen des Körpers und des Geistes.

(Fortsetzung folgt.)

Die kleinen Dampfer auf der Themse.

Neben den riesigen Anstalten für Belebung des allgemeinen Verkehrs und Förderung des Handels, welche der Fremde in London bewundert, lenken die kleinen Themsedampfer seine Aufmerksamkeit auf sich, welche theils die Verbindung mit den benachbarten Ortschaften der höher gelegenen Themseufer, theils der durch den Strom getrennten Stadttheile unter einander vermitteln. — Bekanntlich hat London sechs große, dem Zuge der Wagen, der Berittenen und Fußgänger offene Brücken: Vaurhall-, Waterloo-, Westminster-, Blacksfriars-, Southwarks- und London-Bridge sammt dem Tunnel und der Hungerford-Suspension-Brücke. Allein diese acht stehenden Kommunikationswege über die Themse vermögen das Gewühl der heeüber und hinüberwogenden ewig regsamen Masse nicht zu fassen, die von ihrer oft sehr beträchtlichen Entfernung sich längst in ihrem Geschäftsleben beengt fühlte, und sich einer Unzahl stets gefüllter kleiner Omnibus-Dampfschiffe bedient, um über den tausend Fuß breiten Wasserspiegel des Stromes hinwegzueilen. Mehr als sechzig kleiner Dampfer (zwischen 24—36 Pferdekraft) sind aus der Werkstätte Joseph Penn's hervorgegangen. Bewunderungswürdig ist die Enge des Raumes, in welchen diese Meister der Dampfmaschienenkonstruktion seine Maschinen zusammendrängt, bewunderungswürdig die Genauigkeit und Emsigkeit ihrer Ausführung. Da diese Schiffe blos zur Ueberfahrt bestimmt sind, so hat man sie allerdings nicht sehr auf äußerliche Eleganz und Bequemlichkeit des Aufenthaltes berechnet, desto mehr aber auf die überraschendste Schnelle.

Mannigfaltigkeiten.

Ericsons neue Erfindung, statt des Dampfes Wärme anzuwenden, wird in einem Bostoner Abendblatte genauer besprochen. Der Erfinder hat eine Maschine von 60 Pferdekräften konstruirt, die bloß durch die Hitze eines verhältnißmäßig kleinen Kohlenfeuers in Bewegung gesetzt wird. Die Eigenthümlichkeit des Apparates liegt in dessen 2 Paar weiten (72 Zoll im Durchmesser haltenden) Cylindern, unter denen das Feuer auf einem Roste brennt und die Cylinder in Bewegung setzen soll. (?) Die Kraft soll nur mittelbar in der Wärme liegen, indem diese verwendet wird, anderweitig komprimirte Luft gewaltsam auszudehnen und dadurch eine bewegende Kraft zu erzeugen. Auf diese Weise arbeitet das Bostoner Modell schon 2 Monate, ohne irgend eine Reparatur zu benöthigen. Maschinen dieser Art würden, wenn sie sich bewähren, nur den vierten Theil des Brennmaterials benöthigen, das unsere Dampfmaschinen verzehren und würde überdieß die Gefahr der Explosionen vermieden seyn. Man baut nach diesem Systeme eben jetzt ein Schiff von 2200 Tonnen Gehalt. Der Durchmesser der calorischen Cylinder, welche die Stelle unserer Dampf-Cylinder vertreten, beträgt 168 Zoll, demnach 72 Zoll mehr, als die der größten Collins-Dampfer. Im Oktober soll das neue Fahrzeug zum Auslaufen bereit seyn.

Gegenwärtig befindet sich in Berlin ein Herr v. Kauffungen, der noch Page bei Friedrich dem Großen war. Er ist ein Abkömmling des bekannten Prinzenräubers Kunz v. Kauffungen und jetzt 85 Jahre alt, dabei noch sehr rüstig an Geist und Körper, und diente in der preußischen Armee bis zum Jahre 1819, wo er als Major aus derselben schied. Er ist auf den Wunsch des Königs aus Königsberg gekommen, um sich Seiner Majestät vorzustellen.

Aus dem Schweizerkonton Uri schreibt man, daß einige Bauern von Wasen, die auf der Göschneralp nach Bergkrystall suchten, durch das Sprengen einer kleinen Mine eine Höhle gefunden haben, die ganz von Krystallen ausgefüllt ist. Es sollen sich darunter Stücke von neunzig bis tausend (?) Pfund Gewicht befinden.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 129 13. August 1852.

Das Grab der Mutter.

(Schluß.)

Die Herbstsonne des Jahres 1840 lächelte am Mittage noch einmal auf die zum Schlafe eilende Natur. Gustav, welcher seitdem eine bedeutende Ehrenstelle erhalten, befand sich mit seinem Weibe auf dem Gute, seine Urlaubszeit daselbst zuzubringen. Vor dem Landhause sah man den alten Polen mit zwei wunderhübschen Knaben spielen.

Theodor hatte sein Erbe seinem Bruder verkauft, welcher ihm schon dreimal Geldsendungen nachschicken mußte, so daß er wenig oder gar nichts mehr besaß, als das Geld, welches er in Italien mit sich trug; etwas Weiteres über sein Leben hatte er noch nie geschrieben. —

Gustav und Hedwig befanden sich an jenem Tage auf einer Reise, von welcher sie erst gegen Abend wieder eintrafen. Ein kalter Nordost rauschte mit Einbruch der Nacht über die Dächer, deren Wetterfahnen in kreischendem Tone sich drehten, so daß die Zurückkehrenden, vor dem rauhen Wind sich zu schützen, in eiligen Schritten der Thüre zu eilten.

„Ach Gustav! sieh dort drüben am Grabe deiner Eltern kniet Jemand!" sagte plötzlich Hedwig, sich fester an den Gatten anschmiegend.

Gustav erhob die Augen, es war — soviel man in der Abenddämmerung unterscheiden konnte — ein Mann in schwarzen Kleidern.

„Vielleicht ist es auch ein Unglücklicher", erwiderte Ersterer, „gehe ins Haus, Hedwig, ich will ihn nach seinen Leiden fragen.

Gustav schritt also über die Gräber hinüber auf den Knieenden zu, es war dieselbe Stelle, wo vor 8 Jahren der alte Pole auf dem Boden lag.

Der Fremde schien sich um den Heranschreitenden wenig zu kümmern, er heftete nur starr seine Augen auf das Grab des verstorbenen Freiherrn und seiner Gattin. Um ihn jedoch aus seinem Stumpfsinn zu reißen, klopfte ihm Gustav leise auf die Schulter und sagte: „Wem klagen Sie Ihre stillen Leiden, Freund? Sie bedürfen vielleicht der Unterstützung, vertrauen Sie sich mir an!"

Bei diesen Worte schaute sich der Fremde um und zeigte eine Physiognomie, welche den Zusammenfluß aller nur erdenklichen Laster ausprägte. Wilde, struppige Haare bedeckten den Scheitel, ein zerrauster, zottiger Bart die Oberlippe und das Kinn, ein bleifarbener Teint überzog die gefurchten Wangen, über welchen aus den tiefen Augenhöhlen Blicke sich hervorzwangen, die von schrecklicher Körper- und Seelenzerrüttungen zeugten.

Gustav war wie von einem Donnerschlag aus heiterer Luft getroffen, Beide starrten einander an, ohne ein Wort zu sprechen.

„Nicht wahr, du kennst mich nicht mehr Gustav?" unterbrach endlich der Fremde die Geisterstille mit einem Ton, der aus den umliegenden Gräbern zu dringen schien. „Hat mich denn das Schicksal so sehr bestraft!"

„Wie! du mein Bruder! Du bist Theodor!" sprach Gustav halbstarr. „Gott! wie bist du gesunken, Bruder! Erhebe dich und folge mir ins Haus, vielleicht ist noch Rettung möglich."

„Nichts mehr möglich, Alles wahr!" erwiderte Theodor, „Alles ist Wirklichkeit."

„Erhebe dich und folge mir!"

„Hier an dieser Stelle ist der einzige Stern, welcher den letzten Hoffnungsfunken in sich trägt. Morgen in der Frühe besuche mich wieder Gustav und lege mich unter diese kalte Erde, die immer noch zu warm ist für mich."

„Bist du denn ganz besinnungslos, Bruder? Komm' ich führe dich!"

„Ich bleibe hier, ich lebe nur noch wenige Stunden." —

Alle Anstrengungen Gustav's scheiterten an dem Widerstreben des kranken Bruders, so daß sich Jener genöthigt sah, ihn mit Hülfe eines Dieners in das Haus zu schleppen. Hier legte man ihn auf ein Bett und sandte schnell nach einem Arzte. Dieser erschien, entfernte sich aber wieder mit der trostlosen Erklärung, es sey jedes Mittel unnütz.

Digitized by Google

„Die Ursache kann ich Ihnen für jetzt nicht aussprechen", sagte er, als ihn Gustav auf der Hausflur nach dem Zustande des kranken Bruders fragte, „nach dem Tode jedoch will ich dieselbe Ihnen mittheilen, Herr Baron, und die Wahrheit auch durch die Sektion beweisen."

Abgezehrt, wie ein Skelett lag Theodor auf dem Bette, periodische, konvulsivische Zuckungen verzerrten die krassen Züge noch mehr, so daß jeder Anblick Schauder und Entsetzen erregte. Plötzlich erhob er sich und rief die Umstehenden an seine Seite.

„Vor meinem Tode will ich dir, Gustav, das Leben schildern, welches mich zu diesen gegenwärtigen, jammervollen Stunden führte", sagte er mit abgebrochener Stimme, „erzähle es deinen Kindern, Gustav, und erinnere sie stets an die Augenblicke meines Sterbens."

„Wir reisten nach dem Tode unseres Vaters mit einander ab, Gustav. Durch geheimen Briefwechsel hatte ich jene Gräfin v. B. von meinem Vorhaben in Kenntniß gesetzt und zu einer Flucht überredet. In Lüttich trafen wir zusammen, von wo wir unsern Weg durch Frankreich einschlugen. Der südliche Himmel der Provence, die herrlichen Gefilde der Rhone, die blumigen Ufer der Durance, das Thal von Vaucluse — ich sehnte mich nicht nach diesen Zeugen vergangener glücklicher Zeiten aus den Jahrhunderten der Troubadour's und Petrarka's, ich schwärmte nur an der Seite meiner Sirene und folgte blindem Wahn. Von Marseille segelten wir nach Genua, wo neue Abwechslung in rauschenden Vergnügungen dargeboten wurde."

„Die Reize des Arnothales, die Kunstschätze aus den Zeiten der Mediceer in der Tribune zu Florenz, die Grabkapelle Dantes in Ravenna, die Wasserfälle von Timoli, Rom mit seinen Labyrinthen von zerfallenen und erhaltenen Prachtwerken aus den Tagen einer von himmlischem Feuer durchzuckten schaffenden Kunst, mit der Sistina aus der Meisterhand Michael Angelus, Bazä mit seinem herrlichen Golfe, wo Horatius so manche glückliche Stunde weilte, Propertius von Cynthia entzückt war und Tibullus von Delia's Liebe sang, das wonnevolle Panorama von dem Vorgebirge Gaeta's bis gegen Neapel, der Hafen Neapels mit seinen entzückenden Rebenhügeln, mit seinen Orangenhainen und Zitronenwäldern — ich schätzte sie nur, insofern mein Sinnesrausch, die wilde Lust befriedigt wurde; ich sah alles dieses, allein ohne Gefühl, ich bewunderte diese wahren Reize nicht, ich ging nur an ihnen vorüber, wie Dante von andern Gegenständen an einer Stelle sagt:

„Non ragionar di lor, ma guarda e passa".

„Ich konnte es nicht verstehen, wenn Dichter, Maler und Touristen ein altes zerfallenes Mauerwerk, eine halb verschüttete Statue stundenlang betrachteten, wenn sie in einer kühlen Bucht das blaue Meer oder den tiefen Himmel gedankenvoll anschauten oder ein Buch in der Hand, unter blühenden Myrthen- und Rosengebüschen von der Seeluft sich anfächeln ließen.

„Ein Jahr nach meiner Abreise aus Deutschland traf ich den Grafen, dessen Gattin an meinem Arme hing, zu Livorno. Es entspannen sich Streitigkeiten, die mit einem Pistolenduell endeten, in welchem ich meinen Gegner tödtete. Der Besitz, um den ich gestritten, dämpfte Anfangs die quälenden Gewissensbisse. Drei Jahren schwelgte ich noch unter allen Klimaten Italiens."

„Plötzlich trat ein Wendepunkt ein; die Geliebte, welche mich so sehr verstrickt, die mich zum Mörder ihres Gatten und zu meinem eigenen gemacht, war mit einem Franzosen entflohen. Die letzte Geldsendung hatte ich erhalten auf der Rückreise nach Neapel. Krank an Körper und Seele kam ich daselbst an. Jetzt erst öffneten sich meine Augen, jetzt erst lernte ich den Werth der Naturschönheiten, den unschätzbaren Genuß der Kunst lieben."

„O wie oft ließ ich mich auf einer Barke vor Sonnenuntergang hinausführen auf das höhere Meer, den sinkenden Feuerball im smaragdgrünen Meer, das sanft und still, wie ein gebändigter Leu um die zypressenumrankten Ufer lag, die wonnige Stadt mit ihren auf einandergethürmten Häuserreihen, ihren Lusthainen, ihren Palmenwäldern, ihren Lorbeeren, ihren Orangen- und Zitronengruppen, der Hafen mit seinen Liedern in der zarten Sprache des Südländers, mir zur Rechten die Ufer Sorrents mit dem Hause Tasso's, im Hintergrund den glühenden Bergriesen mit seiner zerstörenden Feueresse, über welcher gewöhnlich Silberwolken, beleuchtet vom ruhigen Vollmonde schwebten, zu bewundern. Wie sehnte ich mich nicht dann nach der entschwundenen Zeit, wie oft fühlte ich nicht heiße Thränen auf meine gefalteten Hände rollen, denn jetzt, wo ich krank und sieh diese herrlichen Schauspiele, diese glückliche Natur, diese jubelnden Menschen betrachtete, empfand ich erst den Schmerz, welcher mein Inneres untergrub, recht sehr. Wie oft hörte ich meine Barkaroli mit einander lispeln, wenn sie mich so leidend sahen, ohne mein zehrendes Weh zu kennen. Wie sehr erweiterten sich immer, wenn ich die glückliche Jugend, den blühenden Jüngling und das schwarzlockige Mädchen, unter dem Klange der Kastagnetten und des Tambourins die Tarantella tanzen sah" — die Stimme des Sprechen-

Digitized by Google

den ward bei diesen Worten sanfter und stockend durch Thränen.

„Eines Tages war ich so schwach, daß man mich bewußtlos in ein nahes Kloster trug. Als ich wieder erwachte, befand ich mich in einer einsamen Zelle, umgeben von einem Mönch. Sobald dieser bemerkte, daß ich wieder Lebensgeister besitze, eilte er fort, wahrscheinlich, Medikamente zu holen. Die ganze Vergangenheit stand schwer und drohend vor mir."

„Da vernehme ich plötzlich von der Kirche her einen herzerhebenden Choral, es war das Magnifikat. Der Gesang tönte zu mir mit jenem erhabenen beseligenden Hauch, mit jener süßen Melodie der Seele, welche das ganze Lied durchweht."

„Ein Heimweh beschlich mich, wie ich es in meinem Leben nie gefühlt, Erinnerungen aus der rosigen Blüthenzeit der Jugend stiegen in meinem Innern auf; es war mir, als hörte ich die unvergeßlichen Mahnworte unserer seligen Mutter wieder, als vernähme ich Melodien von den fernen Ufern des lieben Rheines."

„Wie der Waidmann in der ungethümen Verfolgungswuth eines Wildes plötzlich von den schmelzenden Akkorden einer klagenden Nachtigall gefesselt wird, so verspürte ich meine Seele von süßen, nie empfundenen Banden umschlungen."

„Eine unendliche Sehnsucht trieb mich nach dem Norden, an dem Grabe meiner lieben unvergeßlichen Mutter wollte ich sterben. Schnell machte ich mich daher auf, packte das Nöthige zusammen und schiffte mich noch an demselben Tage nach Marseille ein."

„Meinen Wunsch habe ich erfüllt, du fandest mich dort, Gustav. — Ja, die Wirklichkeit hat mir dieses Ende bereitet. O hätte ich deine Worte befolgt, Gustav."

„Wissenschaft, Kunst und wahre Liebe, jener reine Götterfunken, wie du ihn gegen deine Hedwig bewahrest, sind die einzigen Sterne, welche dem armen Menschen bleiben, wenn alle andere schwinden."

„Gustav! ich muß dich noch um etwas bitten; verzeihe mir, denn ich bin Ursache an dem Unglücke zweier armen, aber redlichen Menschen. Hedwig und der alte Pole wurden auf mein Verwenden hin vom Vater vertrieben."

„Hedwig ist meine Gattin, und mein Schwiegervater lebt auch noch glücklich", erwiderte Gustav, „sie sind in deiner Nähe!"

„O so verzeihet mir, gute Seelen!"

Der alte Pole und Hedwig reichten ihm die Hand, welche er krampfhaft drückte.

„Noch zwei Stunden, noch zwei Stunden", sprach er weiter in schrecklichen konvulsivischen Zuckungen sich krümmend.

Gustav mußte noch Zeuge furchtbarer Schmerzen seines Bruders seyn; nach 2 langen Stunden endlich war dieser nicht mehr. Die Sektion, welche der Arzt vornahm, erwies schleichendes Gift, welches der Verstorbene wahrscheinlich selbst genommen.

Am dritten Tage wurde die Leiche still und einfach beigesetzt. —

So oft Gustav das Landgut besucht, geht er mit seiner Familie nach dem Friedhofe und betet am Grabe der Mutter. —

Emma's Herz.

X.

Leiden auf Freuden.

(Fortsetzung.)

Als Emma am folgenden Morgen erwacht war und ihre Mutter aufsuchte, fand sie dieselbe in der Küche an der Arbeit, an der sie sogleich eifrig Theil nahm, erfreut, daß sie nach der Angst des vergangenen Tages die Gedanken zerstreuen konnte. Aber vergebens begann sie von den verschiedenartigsten Gegenständen zu sprechen, ein einziger Gegenstand bemächtigte sich bald wieder ausschließlich ihrer Gedanken und machte sie wieder stumm und nachdenklich.

Die Zeit zum Frühstück war da. Fridolf kam allein vom Comptoir. Emma fragte nach ihrem Vater und erhielt die Antwort, daß er vor einer Stunde schon zur Gräfin geholt worden sey, die etwas Wichtiges mit ihm zu besprechen habe. Erbleichend verließ Emma den Saal. — „Mein Gott" — dachte sie — „was kann ihm die Gräfin anders zu sagen haben, als daß sie gestern Abend meine Unterredung mit dem Grafen Eduard gehört hat? — Mir kann sie zwar nicht zürnen, denn ich gab mir ja die möglichste Mühe, ihn zur Vernunft zurückzubringen; aber welche Unannehmlichkeit wird er sich durch seine Liebe zu mir zuziehen! Ach, gewiß wird man ihn so schnell als möglich von hier entfernen, ihn weit, weit wegschicken und Alles anwenden, damit er mich vergißt und ich ihn nicht wiedersehe!" —

So klagte sie in ihrem Herzen, ohne daß ihre Lippen ein Wort sprachen; so gelangte sie in ihr Zimmer und sank weinend auf ein Sopha nieder.

Ungefähr eine Stunde genoß Emma den Trost, sich ungestört ihren Gedanken hinzugeben und ihren Thränen freien Lauf zu lassen, als sie auf dem Vorsaale männliche Schritte hörte. Man näherte

Digitized by Google

sich der Thür ihres Zimmers, man griff mit großer Heftigkeit an das Schloß derselben, man öffnete — es war ihr Vater, der mit finsterm Blick und gerunzelter Stirn eintrat. Bleich und schweigend ging ihm Emma entgegen; er faßte ihre Hand unsanft, führte seine Tochter mit einiger Gewalt an das Sopha zurück und setzte sich mit ihr auf dasselbe nieder.

„Emma", sprach er, „ich komme so eben von der Frau Gräfin, von der ich mit Schaam und Erschrecken gehört habe, daß Du eine Liebesintrigue mit dem jungen Grafen hast."

„Ich — eine Liebesintrigue!" — rief Emma langsam und mit Nachdruck, während die Röthe des Unwillens über eine solche Beschuldigung ihre vorher todtenbleichen Wangen hochroth färbte. — „Die Gräfin ist sehr hart, daß sie mir einen solchen Vorwurf machen kann. Der Himmel weiß, wie fern mein Herz allen Künsten ist, die eine Intrigue herbeiführen können. Vermuthlich ist sie gestern Abend unbemerkt Zeugin einer Unterredung gewesen, welche Graf Eduard im Pfaergarten mit mir hatte; dann muß sie aber auch wissen, ob ich durch irgend eine gefallsüchtige List das Herz ihres Sohnes zu fesseln gesucht habe; sie muß dann wissen, daß ich ihn an Alles erinnert habe, was er seinem Namen, seinen Pflichten und seiner gesellschaftlichen Stellung schuldig ist." —

„Nun wohl" — antwortete Hilbert. — „Die Gräfin hat Dir Geerechtigkeit widerfahren lassen und mir gesagt, daß Du verständig gesprochen hättest. Aber Du hättest ihm auch von Anfang an ausweichen sollen. — Warum hast Du Dich mit ihm von der übrigen Gesellschaft getrennt und bist mit ihm an einer einsamen Stelle des Gartens herumgewandelt, warum sonst, als um sein abgeschmacktes Liebesgeschwätz anzuhören? — Glaubst Du, daß sich dieß ziemt? — Gott sey Dank, daß die Gräfin hinter der Hecke stand und Euch zuhörte — sonst — wer weiß, wie weit der Liebeshandel gediehen wäre und was der Verführer endlich gewonnen hätte!" —

„O, mein Vater!" — rief Emma außer sich — „der junge Graf ist kein Verführer. Er ist ein guter, edler Mensch mit ganz unverdorbenem Herzen. Rein, wie das ewige Licht, ist seine Liebe zu mir. Nicht blos sein Herz, auch seine Hand will er mir anbieten, wenn es ihm gelingt, die Einwilligung seiner Eltern zu erhalten."

„Und Du, einfältige Dirne, hörst auf solches Geschwätz" — unterbrach sie der Vater mit verächtlichem Lachen.

„Nein, keineswegs" — fuhr Emma fort — „ich habe ihm die Unmöglichkeit vorgestellt."

„So" — sprach der Alte — „Du hast also so viel Verstand, aber lange noch nicht genug, um hinter seine unredlichen Absichten zu kommen? Du glaubst in deiner kindischen Befangenheit, daß es sein Ernst ist, Dich zur Gräfin H** zu machen? — Du siehst nicht ein, daß dieß eine doppelte Schlinge ist, um Dein leichtgläubiges, unerfahrnes Herz zu fangen? — O, der Bube! — Hätte ich ihn in diesem Augenblick hier, ich würde vergessen, daß er der Sohn meines Herrn und vielleicht mein künftiger Herr ist; ich würde blos daran denken, daß ich Vater bin, Vater einer einzigen Tochter, die meine Freude, mein Stolz, die einzige Hoffnung meines Alters ist. Die ganze Welt steht ihm offen, tausend Freudenblumen wachsen auf seinem Wege; ich alter Mann besitze eine einzige Rose, eine einzige, die mein mühseliges, freudenleeres Leben verschönern soll, und diese will er mir rauben!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Daß in Italien und Griechenland beim Eröffnen von Gräbern brennende Lampen dann und wann gefunden worden sind, ist hinlänglich bekannt, ohne daß unsere heutigen Chemikee dieses Geheimniß erklären oder nachahmen könnten. Eine ähnliche Entdeckung ist dieser Tage zu Langres in Frankreich gemacht worden. Als die Arbeiter beschäftigt waren, für das Fundament eines neuen Gebäudes Ausgrabungen zu machen, stießen sie auf ein durch die Länge der Zeit fast zu metallischer Härte gewordenes Gewölbe, welches eine lange Zeit allen ihren Anstrengungen trotzte. Als es endlich geöffnet wurde, bemerkten die Arbeiter zu ihrem nicht geringen Erstaunen ein noch brennendes Licht in demselben. Sobald die Oeffnung groß genug war, daß man hinabsteigen konnte, fanden sie eine bronzene Grablampe von merkwürdiger Arbeit, welche an Ketten desselben Metalls von dem oberen Theil des Gewölbes herabhing. Sie war mit einer brennbaren Substanz noch gefüllt, obgleich es anzunehmen ist, daß sie Jahrhunderte gebrannt haben muß. Diese Entdeckung dürfte dazu beitragen, das Geheimnißvolle der „ewigen Lampe" aufzuklären und unseren Chemikern Gelegenheit geben, den wahren Zusammenhang der Sache durch Analyse zu untersuchen.

Auflösung des Räthsels in Nro. 127:
Spitzbub.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 130 14. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Der Greis ließ bei diesen Worten sein Haupt auf die Brust sinken und sah so unglücklich aus, daß Emma Mitleid für ihn fühlte. Nie hatte sie ihn so gesehen, nie hatte sie so zarte, gefühlvolle Worte von ihm gehört. Allein das unschuldige Mädchen begriff nicht, wie sie in der reinen, aufrichtigen Liebe des Grafen etwas Verbrecherisches und Unglückdrohendes finden sollte. Sie suchte ihren Vater zu beruhigen, indem sie sich in seine Arme warf und ihm die Versicherung gab, daß sie sich schon längst vorgenommen habe, der Stimme der Vernunft zu gehorchen und das Bild des Grafen gänzlich aus ihrem Herzen zu verbannen, obwohl sie ihn — wie sie offen gestand — sehr liebte. Sie versprach ihrem Vater, den Grafen zu fliehen und ihm auszuweichen, so weit es sich thun lasse, und bat ihn, sich selbst und die Familie Eduards zu beruhigen.

„Ja, versprechen ist gut, aber halten ist besser, sagt ein altes Sprüchwort" — erwiderte der Alte, ohne aufzublicken.

„Papa glaubt also, daß ich Etwas verspreche, was ich nicht zu halten gedenke" — rief Emma weinend.

„Ja, wenn Du Dir selbst überlassen wärest" — erwiderte der strenge Greis. — „Aber es werden wohl Anstalten getroffen werden, die Euch beide zwingen, an andere Sachen zu denken. Gott sey gelobt, daß diese Albernheit zur rechten Zeit entdeckt worden ist! Hätte sie länger fortgedauert, so wär ich vielleicht um meine gute Stelle gekommen und ganz artig aufgefordert worden, auf andere Weise mein Brod zu suchen. Glaubst Du, daß der Graf und die Gräfin anstehen würden, sich einer Familie zu entledigen, von welcher ihnen ein Mitglied Aergerniß gibt?" —

Emma antwortete nicht und ihr Vater schwieg einige Augenblicke. Dann fuhr er fort: — „Und Fridolf, zu dessen Gattin Du bestimmt bist, was soll er wohl davon denken? Glaubst Du nicht, daß Du später in Deiner Ehe viele verdrüßliche Stunden wegen dieses albernen Liebeshandels mit dem Grafen haben kannst?" —

Bei diesen Worten hätte man Emma sehen sollen, man würde mit Recht über die plötzliche Veränderung erstaunt seyn, die in ihrem ganzen Wesen vorging. Aus den Armen des Vaters, in denen sie bisher gelegen hatte, die schönen himmelblauen Augen in Thränen gebadet und die sprechenden Blicke Vergebung erflehend auf den erzürnten Alten gerichtet, riß sie sich hastig los, trat einige Schritte zurück und blieb mit einem Ausdruck von Entschlossenheit stehen, den ihr Vater noch nie bei ihr gesehen hatte.

„Die Zeit zu dieser unangenehmen Erklärung ist nun da" — dachte sie — „diese Stunde ist einmal verbittert, mag denn der Sturm mit einem Male rasen." — Darum fragte sie in ernstem Ton, aus welchem Grund der Vater behaupten könne, daß sie Fridolfs Gattin werden würde.

Der Alte sah sie mit großen Augen an. — „Aus welchem Grunde?" — fragte er. — „Habe ich ihm nicht schon seit langer Zeit Deine Hand zugesagt?"

„Aber ich weiß nichts davon, daß ich jemals meine Einwilligung dazu gegeben hätte" — erwiderte Emma — „und doch, glaube ich, ist meine Einwilligung nicht ganz überflüssig." —

„Nein, daran habe ich allerdings nicht gedacht" — versetzte der Alte — „ich vermuthete nicht, daß ein gutes, vernünftiges Kind Einwendungen gegen die Beschlüsse seines Vaters machen könnte." —

„In gewöhnlichen Dingen wohl nicht" — fiel Emma ein — „was mich aber persönlich und mein eigenes künftiges Wohl oder Wehe betrifft, so hoffe ich wohl, daß mir göttliche und menschliche Gesetze eine Stimme dabei gestatten. Ich habe noch nie gehört, daß Eltern die Hand ihrer Töchter vergeben haben, ohne die letzteren darum zu fragen; und ich hoffe, daß nun, nachdem ich bestimmt erklärt habe, daß ich Tyrell nie angehören kann und will, künftig nie wieder die Rede von dieser Verbindung seyn wird." —

Es dauerte eine Weile, ehe der alte Hilbert

Digitized by Google

dem Zorn und dem Erstaunen, die anfangs seine Zunge fesselten, Luft zu geben vermochte. Er hatte sich vom Sopha erhoben, stand mit gekreuzten Armen seiner Tochter gegenüber und maß sie mit so zornigen Blicken, daß sie bei einer andern Gelegenheit davor erschrocken seyn würde. Allein jetzt hielt sie diese Blicke aus und beantwortete sie mit eben so festen — nicht zornigen, nicht trotzigen aber ruhigen, bestimmten und ernsten Blicken.

„Höre ich recht?" — fragte der Vater endlich. — „Ist es möglich, daß Du Dich weigerst, Deinem Vater zu gehorchen?" —

„Tausendmal lieber will ich sterben, als ihm angehören" — rief Emma. — „Kein väterlicher Befehl, keine Gewalt, keine menschliche Macht soll mich je zu einer Ehe zwingen, die mich unglücklich machen würde. Schon Tyrells Name hat von jeher jedes freudige Gefühl aus meinem Herzen verbannt." —

„Und dieß Alles hast Du mir früher nie gesagt" — sprach Hilbert, indem er seinen Zorn zu unterdrücken suchte. — „Du denkst wohl, ich begreife den Grund Deiner jetzigen Widerspenstigkeit nicht? — Ich müßte wohl recht dumm seyn, wenn ich nicht begriff, daß Dir Dein Liebeshandel mit dem gräflichen Burschen diesen Abscheu gegen eine anständige und gesetzliche Verbindung mit einem Mann Deines Standes einflößt, mit einem ehrenwerthen, braven Mann, dem es Ernst mit seiner Liebe ist, der Dich reichlich ernähren kann — mit einem Mann, der von ehrenwerthen Eltern stammt und eine gute Erziehung genossen hat, einem Mann, der geistreich, hübsch und angenehm ist, einem Mann, der" — — —

„Dieß Alles habe ich nie an ihm finden können" — unterbrach Emma ihren Vater.

„Mit einem Mann, um den Dich sicher hundert Mädchen beneiden" — fuhr der Inspektor fort, ohne sich durch Emma's Unterbrechung stören zu lassen.

„Nun, wenn dieß der Fall ist, wenn mich ein einziges Mädchen um Fridolf Tyrell beneidet, so laß ihn dieser" — bat Emma mit weicher Stimme. — Ich meines Theils gebe alle Ansprüche an ihn auf."

„Aber ich nicht!" — rief der Alte mit einer Stimme, welche Emma zum Zittern brachte. — „Ich gebe einen so trefflichen Schwiegersohn nicht auf, und Du magst nicht etwa glauben, daß er die rechtmäßigen Ansprüche aufgeben wird, die er auf Deine Hand hat, nachdem ich ihm dieselbe zugesichert habe. Du denkst wohl, mich durch Deine Capricen zum Wortbrüchigen, zum Schurken zu machen, denn das ist Jeder, der nicht hält, was er mittelst ehrlichen Handschlags versprochen hat. Nein, Du sollst Fridolf angehören, und zwar sehr bald. Damit Du jedoch Zeit zur Besinnung und Frist zur Ueberlegung hast, so will ich Dir dazu vierzehn Tage Zeit lassen, während der Du ganz ungestört seyn sollst. In dieser Zeit darfst Du Dein Zimmer nicht verlassen; es soll Dich weder der Gegenstand Deiner unvernünftigen Liebe noch sonst Jemand stören, das verspreche ich Dir. Zur Strafe für die Dummheit, die Du begangen hast, und für den Trotz, den Du eben bewiesen, lege ich Dir Arrest in Deinem Zimmer auf." —

Der Inspektor trat an das Fenster und verschloß die daselbst angebrachten Jalousieen, welche Emma bisher nie benutzt hatte. Mit einem kleinen Hängeschloß verschloß er dann jede derselben, so daß sie nicht geöffnet werden konnten. Emma brach in Weinen aus und rief: — „Mein Gott, der Papa denkt doch nicht etwa, daß ich die Stube durch das Fenster verlassen werde?" —

„Wer weiß" — versetzte der Alte streng und ging nach der Thür. Als er dieselbe schon geöffnet hatte und eben fortgehen wollte, wandte er sich noch einmal um und sprach: — „Adieu, Mamsell Emma; ich versichere Dir, daß Niemand Dein Nachdenken stören soll, damit Du hinreichend Zeit hast, das Vergangene zu bereuen und für die Zukunft vernünftig zu werden." — Er trat zur Thür hinaus, verschloß dieselbe von außen und steckte den Schlüssel in die Tasche.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphin.

Novelle aus dem Französischen von Franz v. Carneville.

Als das Jäger-Regiment, bei dem ich stand, nach Nantes in Garnison kam, wurde ich die ersten Tage in dem Hotel der Madame Ledour einquartiert, welches am Platze des alten Gefängnisses von Bouffay stand. Da ich täglich durch eine Erscheinung in Verlegenheit gesetzt wurde, begab ich mich hinab zu meiner Wirthin, und sagte:

„Madame Ledour, haben Sie doch die Gewogenheit, mir zu erklären, was das für eine Dame ist, die noch ziemlich schön, doch bleich und abgemagert, und mit ganz weißen Haaren auf dem jugendlichen Kopfe jeden Morgen und jeden Nachmittag, wenn ich zu meinem Fenster hinaussehe, das dem ihrigen gegenüber liegt, mir die sonderbarsten Zeichen herübermacht, mir Blumen zeigt, ein Kreuz aus ihrem Busen zieht, und an ihr Herz drückt, und mir die leidenschaftlichsten Küsse zuwirft? Ich bin kein Laffe, aber dennoch möchte ich gerne wissen....."

Digitized by Google

„Ach, hier drüben, im dritten Stock, nicht wahr?" erwiderte Frau Ledour.

„Ja."

„Ah! mein Gott! das ist die Telegraphin."

„Telegraphin? Ein sonderbarer Name, wie überhaupt eine räthselhafte Person; das scheint interessant."

„O, wenn Sie sie kennten, würden Sie nicht darüber lachen, und es weniger spaßhaft finden."

„Erlauben Sie, Madame Ledour, ich bin kein Rekrut mehr, ich bin Unterlieutenant, und Sie müssen doch gestehen, daß es mir sehr außergewöhnlich vorkommen muß, daß diese Frau Telegraphin, wie Sie sie nennen, mir jeden Tag so telegraphische Mittheilungen macht. Kennen Sie sie?"

„Ob ich sie kenne! sie ist eine arme Frau, und unserer Achtung und unseres Mitleidens sehr würdig."

„O! sie kann auf meine Achtung rechnen. Aber was macht sie denn täglich an ihrem Fenster, und warum will sie so eifrig durch diese Zeichensprache mit mir korrespondiren? Das muß ich vorerst wissen."

„Das ist die ganze Geschichte, mein Herr."

„So erzählen Sie sie mir, ich bin überzeugt, daß sie mir Spaß machen wird, denn ich lache über Alles."

„Ich glaube doch nicht. Sie wurde von Jemanden, der diese Begebenheit genau kannte, vor einigen Jahren aufgeschrieben, und ich kann Ihnen das Manuskript verschaffen, und Sie werden sehen, ob die Sache zum Lachen oder Weinen ist."

„Nun wohl, Madame Ledour, verschaffen Sie es mir; es ist heute kein Manöver, und so habe ich Zeit, Ihr Manuskript durchzulesen."

Ich ging wieder auf mein Zimmer. Die Telegraphin war an ihrem Fenster, wie gewöhnlich; sie zeigte mir ihre Blumen und ihr geheimnißvolles Kreuz, dann zog ich mich zurück, da Madame Ledour das Manuskript heraufschickte, und las, wie folgt: Es war am 18. Juni 1786, als im Schlosse Merville zu Nantes große Bewegung herrschte; das Haus war mit Neugierigen und Armen umgeben, denen man allerlei Hülfeleistungen angedeihen und Hunger und Durst stillen ließ. Glänzende Equipagen, zahlreiche, reichgekleidete Dienerschaft füllten den Hof aus; mit einem Worte, die Stadt war in Unruhe, und insonderheit das Quartier, in dem der Herr Marquis von Merville wohnte.

An diesem 18. Juni 1786 feierte man nämlich im Hotel Merville die Hochzeit des Herrn Vicomte Louis von Merville mit seiner Nichte Fräulein Laura von Montlüçon.

Unter dem vergoldeten Getäfel der funkelnden Salons bewegte sich eine äußerst elegante und geschmückte Menge; man fand hier den Adel des Landes und der Umgegend; Herzoge, Marquis, Grafen, Vicomtes, Barone und Ritter wetteiferten an Eleganz und Luxus; man athmete in diesen Sälen diesen aristokratischen Duft ein, welcher derlei Festen so viel Anstand verleiht.

Man hat schon oft die Moden unserer Großmütter bekrittelt und getadelt, und vielleicht nicht immer mit Recht. Nichts war schöner zu sehen, als ein Salon, in dem hundert Frauen, in ihren reichen und vielfältigen Gewändern, eine Guirlande von Blumen, Seiden und Diamanten bildeten, dazu noch die Verschiedenheit und die Pracht der Kostüme der Herren, so war das Ganze wohl geeignet, ein festliches Aussehen zu geben, womit die ziemlich traurige und einförmige schwarze Kleidung unserer Tage nicht Schritt halten kann.

Inmitten dieses glänzenden Zirkels sah man ein allerliebstes Mädchen, von zehn Jahren ohngefähr, welches mit kindlicher Anmuth den vollständigen Anzug einer Braut trug; sie hatte den Blumenstrauß und die Krone von Orangenblüthen, an ihren kleinen Ohren hingen schwere Girandolen von Diamanten; — — das reiche Halsband, schimmernde Armbänder, nichts fehlte dabei; kurz sie trug alle ererbten Edelsteine an sich, die seit langer Zeit in ihrer Familie von Generation zu Generation gingen.

Die junge Laura von Montlüçon war Waise. Sie saß zwischen ihren Schwiegereltern, und empfing mit schüchterner Miene die Komplimente aller großen Damen und aller großen Herren, welche zu ihrer Hochzeit geladen waren. Aber noch fehlte die wichtigste Person, der Bräutigam, Graf von Merville; seit einer Stunde suchte man ihn überall vergebens, und alle Bedienten wurden ausgeschickt. Der Abbé, sein Erzieher, war untröstlich über diesen Verstoß des Anstandes in einem solchen Augenblicke; er hatte alle Winkel des Schlosses durchsucht und seine Unruhe war ohne Gränzen. In seiner Verzweiflung lief er nun in den Garten.

„Haben Sie den Herrn Grafen nicht gesehen?" fragte er hastig den Gärtner.

„Den Herrn Grafen?" antwortete der Gärtner erstaunt. Herr Abbé wollen wohl scherzen, und wissen gewiß, daß er jetzt im Salon ist."

„Wenn er dort wäre, würde ich Sie nicht darum fragen! Vorwärts, helfen Sie ihn suchen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die Verbreitung der englischen Sprache über die Erde ist auch in historischem Betracht ein Faktum von unermeßlicher Bedeutung. Die Geschichte dieser Sprache nnd dieses Volkes bietet der geistvollen Auffassung den reichsten Stoff, den die Geschichte der Menschheit bieten kann. Die englische Sprache in ihrer Urreinheit beschränkte sich vor der Wanderung der Gründer Englands auf den kleinen Fleck von Küstenland zwischen dem jetzigen Vogelsand und dem Hornriff, die alte Heimath der Engländer. Nachdem Holland, welches nur durch seinen friesischen Kern seine Größe auf der See und seinen Reichthum gewann, England den Weg nach Australien, Afr ika, Indien und China gezeigt und die Flüchtlinge, welche die Despotie aus England verjagte, den Grund zu den Vereinigten Staaten gelegt hatten, breitete sich die englische Sprache nach allen Welttheilen aus. Kein normannischer Geist hat dieß gethan. Hinfort wird es Amerika seyn, welches das größte Verdienst um die Verbreitung der englischen Sprache über die Erde sich erwerben wird. Außer in England, Schottland und Irland spricht jetzt der größere Theil dee Bewohner des amerikanischen Kontinents Englisch. Schnell verbreitet sich diese Sprache über die Inseln und Küstenländer des Orients. Auf dem 11,000 engl. Meilen langen und 7000 engl. Meilen breiten Pacifik, wo vor 20 Jahren kaum noch ein englisches Wort gehört ward, ist sie bestimmt, die herrschende Sprache zu werden. Selbst unter Nationen, die eine verschiedene Sprache sprechen, faßt sie allenthalben immer mehr festen Fuß und gewinnt immer mehr Boden zur Errichtung einer Presse für diejenigen, deren Muttersprache sie ist. Es erscheint eine englische Zeitung in Buenos Ayres, 1 zu Valparaiso, 3 zu Panama, 2 in den Sandwich-Inseln, 1 in den Fiji-Inseln, eine Menge in Australien (in Südaustralien allein 13, wovon neuerlich in Folge der Auswanderung des Volkes nach Melbourne 7 eingegangen sind) und Van Diemens Land, mehrere in Neuseeland, 3 in Hong-Kong, 1 in Shanghae, im englischen Ostindien viele, als z. B. Bengal Hurkaru, der Madras Spectator, der Madras Crescend, die Singapore Free Preß, Bombay Times, Straits Times, Calcutta Engl shman, Monthly Examiner und Ceylon Journal of Commerce und Agrikulture u. s. w. Wenn wir überdieß die große Anzahl Blätter in Erwägung ziehen, welche in Kalifornien und Oregon erscheinen, so werden wir sehen, daß jede Küste und fast jede bedeutende Insel im Pacifik bereits eine englische Presse unterstützt, von Leuten gelesen, welche die englische Sprache sprechen. Keine andere Sprache auf Erden hat dieselbe expansive und progressive Kraft gezeigt. Mit Ausnahme der spanischen, welche aufgehört sich auszubreiten, gibt es keine andere europäische Sprache, die außerhalb der Gränzen des Landes, in welchem sie entsprang, so wie die englische gesprochen wird. Außer einem in Meriko erscheinenden französischen Journale findet sich keine andere Presse als in englischer Sprache in allen Ländern, welche der stille oder der indische Ozean bespült. An eine einstige Universal-Sprache der Erde kann ich schwerlich glauben; sollte aber dennoch eine solche im Plane der Weltregierung liegen, zu dessen Realisirung der Geist Amerika's das Vehikel werden könnte, so kann es nur die englische seyn.

Die Grabesstätte des gefeierten Tondichters Haydn, die sich an der Mauer des Hundsthurmer Friedhofes zu Wien befindet, wurde am 31. Juli Nachmittags 5 Uhr geöffnet, um das in mehreren Zeitungen erwähnte Gerücht, daß die Leiche Haydns, welche sich jetzt in der fürstlich Esterhazy'schen Gruft befindet, während sie in der Kapelle des Friedhofes stand und das Grab ausgemauert wurde, des Kopfes beraubt worden sey, zu ergründen. Nach mehrstündigem Graben fand sich weder eine Mauer noch Spuren derselben; es entfällt somit ein großer Theil der Wahrscheinlichkeit für die erwähnte Lage. Von den Verehrern Haydns hatten sich bei 20 Personen eingefunden.

Die Gräfin Rossi erzählte unlängst Folgendes: Als im Jahre 1844 die Schwestern Milanollo sich in Berlin mit großem Erfolg hören ließen, lud ich solche eines Tages zu mir ein, wo beide ihre Violine mitbrachten und mir etwas vorspielten. Ich glaubte mich nicht anders revanchiren zu können, als daß ich den kleinen Geigerinnen etwas vorsang. Beide lauschten auf, und als ich geendet, faßt mich die kleine Marie Milanollo bei der Hand und sagte: Ach! Sie singen recht hübsch! Wenn Sie sich üben, können Sie noch eine berühmte Sängerin werden.

Räthsel.

Fünfe durchschneiden die Erde,
Viere durchschneiden die Luft.
Ehrliche Leute bethörte
Oefters mit Dreien der Schuft.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 131 16. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Unterdessen entwarfen der Graf und die Gräfin einen Plan, Eduard so schnell als möglich von B** zu entfernen. Man wollte ihn sogleich nach Stockholm zu dem Regiment schicken, bei welchem er eintreten sollte; aber man fand keinen passenden Vorwand. Man war nämlich übereingekommen, sich unwissend über Eduards Liebe zu Emma zu stellen, denn außerdem würde es zu einer für die ganze Familie unangenehmen Erklärung gekommen seyn, welche gewiß nicht ohne Vorwürfe von Seiten beider Eltern gegen den Sohn vorübergegangen wäre; und gerade dadurch würde Eduards Leidenschaft noch mehr gesteigert worden seyn. Daher sollte List und Heimlichkeit an die Stelle der Offenheit und Gewalt treten.

Noch an demselben Tage schrieb der Graf an Eduards künftigen Chef, der von Jugend auf sein Freund gewesen war und sein ganzes Vertrauen besaß. Ohne die Ursache zu nennen, warum er seinen Sohn aus dem Hause entfernen wollte, bat er denselben, Eduard unter einem passenden Vorwand so schnell als möglich nach Stockholm zu berufen.

Nächstdem war man darauf bedacht, ihn während der Zeit, die er noch in B** verbrachte, von Emma völlig getrennt zu halten. Deßhalb schickte die Gräfin sogleich nach dem Inspektor, von dessen redlichen und offenen Gesinnungen sie vollkommen überzeugt war. Ihm theilte sie die ganze Unterredung mit, die sie hinter dem Jelänger Jelieber-gebüsch gehört hatte, mit Ausnahme des Umstandes jedoch, daß Eduard Emma seine Hand angeboten hatte; denn die Möglichkeit einer solchen Verbindung wollte sie nicht einmal denken, noch weniger Emma's Vater mittheilen. Dagegen unterließ sie nicht, ihn auf die Gefahr aufmerksam zu machen, der sowohl der Ruf seiner Tochter, als ihr ganzes künftiges Glück ausgesetzt wäre, wenn nicht beide Eltern gemeinschaftliche Sache machten, um ein größeres Unglück abzuwenden.

Der erschrockene Hilbert versprach mit seinem Ehrenwort, daß seine Tochter ohne seine eigne oder seiner Hausfrau Begleitung ihr Zimmer nicht verlassen sollte, so lange der junge Graf noch in B** seyn würde, und daß außerdem alle und jede Gemeinschaft zwischen den beiden jungen Leuten verhindert werden sollte. Die Gräfin war damit zufrieden und entließ ihn mit einigen freundlichen und verbindlichen Worten.

Nach Verlauf von acht Tagen erhielt der alte Graf einen Brief aus der Hauptstadt; es war die Antwort auf sein Schreiben an Eduards Chef. Dieser schrieb dem Grafen, daß er mit Freude die Gelegenheit ergriffe, den jungen Grafen so bald als möglich zu sich zu bekommen, und daß er ihm deßhalb eine Adjutantenstelle anstatt des jungen Baron von W** — der auf zwei Monat Urlaub erhalten habe, um in Norrland seine Hochzeit zu feiern — übertragen wolle. Da Eduards Patent als Lieutenant schon seit einem Jahre ausgefertigt und in Eduards Händen war, so bedurfte es blos einer Einberufung seines Chefs, um ihn eilig zur Abreise in die Hauptstadt zu nöthigen. Ein an Eduard gerichtetes Schreiben dieses Inhalts war dem Brief beigeschlossen; und kaum vermochte der Graf seine Freude zu verbergen, als er seinen Sohn rufen ließ und ihm den Brief einhändigte.

Auf den armen Eduard wirkte dieser Brief wie ein Donnerschlag. Er sollte B** verlassen in der Mitte des prachtvollen, herrlichen Sommers, er sollte den Ort verlassen, welcher den Gegenstand seiner innigsten Liebe umschloß! Zwar hatte er bei seiner Ankunft in B** den klugen und männlichen Entschluß gefaßt, sich nur kurze Zeit daselbst aufzuhalten, allein dieser Entschluß schien seinerseits schon längst wieder vergessen worden zu seyn.

Während er den unwillkommenen Brief las, erblaßte er; als er den Brief durchgelesen hatte, warf er ihn nachlässig auf den Tisch, ohne ein Wort zu sagen. Der alte Graf, welcher sehr wohl verstand, was in dem Herzen seines Sohnes vorging, hütete sich wohl, ihm dieß bemerken zu lassen, sondern erwiderte lächelnd: — „Nun, lieber Eduard, was sagst Du zu diesem Brief?"

Digitized by Google

„Ich sage, daß ich nicht von der Stelle reise" — versetzte Eduard.

„Wie?" — fragte der Vater — „Das ist wohl nicht Dein Ernst, Dich Deinem Chef zu widersetzen?" —

Eduard schwieg einige Augenblicke und erkannte allerdings, daß sein Vater Recht hatte und daß — da er weder Krankheit, noch sonst einen gültigen Hinderungsgrund vorschützen konnte — jede andere Entschuldigung ungültig sey, eine ungegründete Versäumniß gegen den Willen seines Chefs aber seiner künftigen Beförderung hindernd in den Weg treten würde.

„Ich muß wohl reisen" — sprach er dann langsam — „aber ich gestehe, daß es mir sehr hart vorkommt. Ich hatte darauf gerechnet, diesen ganzen Sommer im Schooße der herrlichen Natur bei meinen Eltern zubringen zu dürfen." —

„Ja, man rechnet auf so Vieles in der Welt, aber man täuscht sich oft" — versetzte der alte Graf mit einer höhnischen Miene, die jedoch ihren Zweck gänzlich verfehlte, indem Eduard zu betrübt war, um auf die zweideutigen Worte und Mienen seines Vaters Acht zu geben.

Mehr als acht Tage waren verflossen und Eduard hatte seine geliebte Emma nicht gesehen. Vergebens grübelte er nach der Ursache, warum sie nicht sichtbar war. Zu allen Zeiten des Tages wandelte er an ihrem Fenster vorüber, ohne eine Spur von der Geliebten entdecken zu können; die Jalousien waren beständig verschlossen. In allen Familien des Hammerwerks, bei denen er Emma möglicher Weise treffen zu können glaubte, machte er Besuche; aber nirgends erhielt er Nachricht über sie, Niemand hatte sie seit dem Verlobungstage gesehen. Nur so viel hörte er im Pfarrhause, daß die Schwestern und Brüder Rosman mit großer Unruhe von Emma sprachen und sich über ihr Außenbleiben wunderten. Clara und Gustava waren einmal, Henriette und Jenny ein zweites Mal im Hause des Inspektors gewesen, um Emma zu besuchen; allein man hatte sie beide Male nicht zu derselben gelassen. Sie hatten gefragt, ob sie krank sey, und der Inspektor, welcher beide Male gegenwärtig gewesen war, hatte mit einem kurzen und heftigen „Ja" geantwortet; Frau Hilbert hatte geweint und Tante Gertrud hatte mit bedeutungsvoller Miene den Kopf geschüttelt.

Nun wurde ihm Alles klar. Er sah nun deutlich ein, daß Emma von ihrem strengen Vater gefangen gehalten wurde und daß seine eigne Beförderung zum Adjutanten des Chefs auf Veranstaltung seiner Eltern geschehen war. Sein Kummer und Verdruß darüber war nicht gering. Seine Spaziergänge vor dem Fenster Emma's wurden nun noch häufiger; er irrte halbe Tage und halbe, sogar ganze Nächte im Park umher und sann über die Mittel nach, sich Nachrichten von Emma zu verschaffen oder ihr heimlich einige Zeilen zukommen zu lassen. Allein vergebens; beides war unthunlich.

Endlich traf er eines Tags Emma's Dienstmädchen, die geschwätzige Lena. Auf seine Fragen erfuhr er von derselben, daß Mamsell Emma an dem Morgen, an welchem sie von dem Verlobungsfeste zurückgekommen sey, sehr geweint habe, daß der Inspektor an demselben Vormittag in ihrem Zimmer gewesen sey und seinerseits sehr laut gesprochen, Emma aber geseufzt und geweint habe. Der Inspektor hatte dann zornig ihre Stube verlassen, die Thüre verschlossen und den Schlüssel in seine Tasche gesteckt. Von dieser Stunde an hatte Niemand, als Frau Hilbert und Lena — Letztere nicht einmal allein, und Tante Gertrud gar nicht — zu ihr gehen dürfen. Von 6—7 Uhr Morgens und von 9—10 Uhr Abends durfte sie in ihres Vaters Garten, keineswegs aber in dem Park, spazieren gehen, allein auch da war sie nicht allein, sondern vom Vater oder von der Mutter begleitet. — „Aber" — setzte Lena hinzu — „Mamsell Emma will gar nicht ausgehen, sondern der Inspektor befiehlt es ihr mit donnernder Stimme, und die Frau Inspektorin bittet sie mit Thränen darum und sagt ihr, sie würde sterben müssen, wenn sie nicht frische Luft schöpfe." — „„Nun, so laßt mich sterben"" — antwortete Mamsell Emma einmal ganz leise darauf — „„dann ist ein freudenloses Wesen weniger auf der Welt."" — „Der Inspektor, der diese Worte gehört hatte, obwohl sie dieselben nur ganz leise sagte, antwortete ihr, daß sie kein freudenloses Wesen zu seyn brauche, wenn sie nicht selbst Schuld daran wäre. Die Frau Hilbert sieht ihre Tochter immer so mitleidig an und scheint sie sehr zu bedauern, aber sie darf nichts sagen, denn der Inspektor ist sehr garstig. Niemand kann begreifen, was dieß Alles zu bedeuten hat; aber das weiß ich, daß kein Tag vorübergeht, an welchem ich nicht bitterlich um meine arme Mamsell weine und zu Gott bete, daß er ihrem strengen Vater vergelten soll, daß er einen so lieben Engel, wie die Mamsell ist, dermaßen quält, bloß weil er Gewalt über sie zu haben glaubt." Die ungekünstelte Erzählung des guten Mädchens machte einen seltsamen Eindruck auf Eduard. Schnell riß er aus seinem Taschenbuch ein Blatt und schrieb mit Bleistift einige Zeilen darauf. Dieses Billet gab er Lena mit der Bitte, es Emma einzuhändigen. Allein Lena weigerte sich, diese Bitte zu gewähren, obwohl ihr der Graf ein reichliches Trinkgeld für diese kleine Gefälligkeit gab und ein noch reichlicheres versprach. Sie versicherte, daß es ihr unmöglich seyn würde, ihrer Mamsell das Billet zuzustecken,

Digitized by Google

weil Frau Hilbert — den Befehlen ihres Mannes gehorchend — die kleinste Bewegung und jeden Blick ihrer Tochter genau bewache. Doch versprach sie endlich, einen Versuch zu machen, worauf Eduard zufriedengestellt fortging.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphin.

(Fortsetzung.)

So liefen sie denn beide durch die Bosquets, durchsuchten die Gartenhäuser und Hagebuchenpflanzungen und schrieen aus vollem Halse:

„Herr Graf! Herr Graf!"

Der gute Abbé fing nun an, an dem Auffinden zu verzweifeln, als ihm, eben als er aus dem Gemüsegarten in den Obstgarten laufen wollte, ein Kirschkern auf die Nase fiel, während im selben Augenblicke ein anderer Kirschkern den Gärtner an's Auge traf.

„Diese Teufelsspatzen," rief Letzterer, „werden noch alle Kirschen fressen, sie spotten der Vogelscheuchen, diese verdammten Diebe! Aber, Herr Abbé, ich glaube, Gott verzeih' mir, der Spatz da oben verzehrt allein mehr, als alle anderen Bruten zusammen; sehen Sie auf den großen Kirschbaum!"

Der Abbé sah in die Höhe .... was sah er? .... der jung Graf saß rittlings auf einem Ast, und aß mit größter Gemühtsruhe eine Kirsche um die andere.

„Ist es möglich!" rief der Abbé, indem er die Arme gegen den Himmel streckte. „Wie, Herr Graf, ein junger Mann von eilf Jahren, an einem so feierlichen Tage, während Ihre ganze Familie in Unruhe und Besorgniß ist — sitzen da unbekümmert und essen Kirschen!"

„Ah, mein lieber Herr Abbé, wenn Sie wüßten, wie gut diese Kirschen so vom Baum weg schmecken! Warten Sie einmal, ich will Ihnen welche geben, ich habe alle Taschen voll."

„Es handelt sich jetzt nicht um Kirschen, mein Herr, wenn die auserlesenste Gesellschaft Sie in den Salons erwartet, und alles bereit ist, um die Zeremonie vor sich gehen zu lassen...."

„Ei! was ist das Heirathen langweilig, nicht einmal Kirschen soll man mehr essen!"

„Steigen Sie schnell herab, mein Herr, oder ich muß den Herrn Marquis, Ihren Vater rufen."

„Hier bin ich, Herr Abbé, hier bin ich schon .... aber Sie haben sehr Unrecht gehabt, keine von meinen Kirschen zu essen."

Der Graf gelangte endlich an den Fuß des Baumes, aber in welchem Zustande, großer Gott! Seine prächtigen seidenen Strümpfe mit goldgestickten Zwickeln waren voll Schmutz und an mehreren Stellen durchlöchert; seine Sammethose war voll Baummoos und Jabot und die Spitzenmanchetten mit Kirschenflecken besudelt; und nun erst seine Frisur! Dieser prachtvolle Bau, der dem Kammerdiener eine Arbeit von zwei Stunden machte, war in völliger Unordnung.

„Güte des Himmels!" rief der Abbé zurücktaumelnd vor Schrecken, — „wie haben Sie sich zugerichtet!"

„Für einen Hochzeitstag haben Sie sich fürwahr auf eine seltsame Weise ausstaffirt," sagte lachend der Gärtner.

„Bah! bah! das thut nichts, das läßt sich wieder richten."

„Wieder richten! Wissen Sie denn nicht, daß Sie schon der ganze Adel des Landes erwartet, daß Ihre Zukünftige schon längst bereit ist, an den Altar mit Ihnen zu treten!"

„Meine kleine Kousine! .... warte, ich will ihr von meinen Kirschen bringen."

Der Abbé nahm den jungen Grafen mit sich, die Kammerdiener folgten eiligst, alles legte Hand an, ihn umzukleiden und seine Frisur wieder herzustellen, und endlich war er im Stande, der Gesellschaft vorgestellt zu werden.

Die Zeremonie der Heirath ging dann mit allem ordentlichen Pomp vor sich. Hierauf folgte ein splendides Gastmahl, dann wurde der Ball eröffnet, die Verlobten tanzten dabei eine Menuet, und des Abends kehrte die junge Gräfin von Merville mit ihrer Gouvernante in ihr Kloster zurück. Ihr Gatte, der eilfjährige Graf, reiste einige Tage darauf mit seinem Hofmeister ab, um nach der Sitte der damaligen Zeit seine Bildungsreise anzutreten.

Man hatte den jungen Eheleuten erlaubt, sich zu schreiben. In der ersten Zeit war ihre Korrespondenz ziemlich gleichgültig, sie schrieben sich, um — Ihr wohlgeneigter Gatte, oder Ihre ehrerbietigste Gattin unterzeichnen zu können. Aber in dem Maaße, als sie an Geist und Körper heranwuchsen, wurden ihre Briefe mehr und mehr interessanter. Der junge Graf beschrieb auf eine malerische Weise die Länder, die er durchreiste, erzählte von den Sitten und Gebräuchen der Völker, und belehrte dadurch sein junges Weibchen, indem er sich selbst belehrte.

Die Mittheilungen Laura's waren natürlich von geringerer Bedeutung, und doch waren sie voll Anmuth. Nachdem sie das Kloster verlassen hatte, zog sie auf das Schloß ihres Schwiegervaters, und dort vernahm sie von dem drohenden Gewitter, das über dem schönen Frankreich lag, und hörte, wie die Bedenklichkeiten jener, welche

Digitized by Google

es gut mit dem Lande und ihrem Könige meinten, von Tag zu Tag sich mehr steigerten; sie folgte mit angsterfülltem Herzen den Begebenheiten. Täglich versammelte sich bei ihrem Schwiegervater der Adel der Stadt und der Umgegend; und jeder brachte neue, betrübende Nachrichten; sie schrieb alle diese Einzelnheiten ihrem Gemahle, welcher anfangs in der Meinung, daß sie wohl ohne Grund sich so sehr beunruhige, sich entschlossen hatte, nach Frankreich zurückzukehren; dieser Entschluß wurde dann noch mehr bestärkt, als er durch Emigranten erfuhr, daß in der That außerordentliche Dinge im Vaterlande vorgingen. Umsonst versuchte man ihn zurückzuhalten, vergebens versicherte man ihm, daß der Platz des wahren Edelmannes inmitten der Emigration sey; er dachte, daß sein Vater, der Marquis von Merville Generallieutenant in der Armee des Königs, seiner Partei nützlicher seyn könne, wenn er bei ihm bliebe, als wenn er ihn verließe, — und daß der Platz des Sohnes an der Seite des Vaters sey; und überdieß, hatte er nicht eine junge liebenswürdige Gattin zu schützen und zu schirmen? . . . . . Er reiste also.

Zu jener schrecklichen Zeit war es eben keine leichte Sache, nach Frankreich zurückzukehren; jeder Reisende war verdächtig, wurde verhaftet, und einmal in Haft, war ihm der Tod meistens gewiß. Der Graf mußte große Umwege machen, allerlei Verkleidungen annehmen, und nur seiner unendlichen Klugheit gelang es, an's Ziel zu kommen. Die Briefe wurden aufgefangen, und so war er ohne Nachricht von seiner Familie, und wagte auch nicht zu schreiben, um keinerlei Verdacht zu erwecken.

Während der junge Graf auf dieser mühevollen Reise umherstreifte, war das Unglück bereits über die Seinigen hereingebrochen. Der Marquis von Merville, treu seiner Pflicht, hatte sich unverzüglich auf, seinen Posten begeben .... es ist unnöthig, zu sagen, daß er dort alsbald der souveränen Volkspartei unterlag.

Jerôme, der Gärtner, der damals den jungen Grafen im Neste auf dem Baume entdeckte, und der jetzt Nationalgardist war, hatte eines Abends die Wache auf dem berüchtigten Quai des Salzspeichers, auf dem später die republikanischen Hochzeiten gefeiert wurden, als einer seiner Kameraden mit einer Zeitung in der Hand auf ihn zutrat.

„Nun, Vater Jerôme," sagte er ihm, „jetzt haben sie deinen alten Herrn endlich auch gezwickt in Paris."

„Wie! meinen alten Herrn Marquis?"

„Nun, beim Teufel doch, den ehemaligen Marquis von Merville, einen Stockaristokraten; seine Güter werden sequestrit, und morgen wird man eine Haussuchung halten, um sich seiner Papiere zu bemächtigen. Oh! dem seine Rechnung steht gut!"

„Und was dann mit dem Gelde, das er mir noch schuldet, wer wird dieß bezahlen?"

„Er schuldet Dir Geld, der Kerl? . . . Ei, so eile Dich, seine Frau zu treffen, welche noch hier ist, und mach' Dich bezahlt."

Du hast recht, Bürger, und ich werde gleich nach meiner Ablösung mich an die Arbeit machen. — So ein adeliger Mensch soll uns nicht zum Narren halten; ich mache mich bezahlt, so wahr Gott lebt . . . . oder . . .!"

„Eilt nur, Jerôme!"

Jerôme wartete die Ablösung nicht ab, und lief schnurstracks in's Hotel Merville; drang durch den Garten und trat in's Zimmer der Marquise.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der Straße la Montagne St. Geneviève in Paris lebte ein junger allgemein geachteter Arbeiter, der in ein Mädchen verliebt war und, um der Geliebten ein Geschenk machen zu können, sich zu einem Diebstahl verleiten ließ und zu acht Monaten Gefängniß verurtheilt wurde. Am 3. August hatte er seine Strafe überstanden und kam sogleich zu seiner Geliebten, die aber nichts mehr von ihm wissen wollte. Es kam zu einer Scene und der junge Arbeiter brachte dem Mädchen mehrere tödtliche Dolchstiche bei, worauf er sich dann erschoß.

Der Redakteur einer Zeitschrift in München erhielt von einem jungen Manne eine Novelle zur Aufnahme in sein Blatt, die an Langweiligkeit und Plattheit nichts zu wünschen übrig ließ und überdieß noch schlecht geschrieben war; er sandte ihm das Manuskript mit folgenden Worten zurück: „Ich kann von Ihrem Manuskripte keinen Gebrauch machen, da es zu schlecht geschrieben ist, und kann nur solchen Mitarbeitern, die schön schreiben, das Schlechtschreiben gestatten."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 132 18. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Lena hatte Recht gehabt. Frau Hilbert war von ihrem strengen Mann — der sie glauben gemacht hatte, daß ihn der Graf mit dem Verlust seiner Stelle bedroht hätte, wenn er die mindeste mündliche oder schriftliche Kommunikation Emma's mit dem jungen Grafen zuließe, dermaßen eingeschüchtert worden, daß sie gar nicht wußte, wie sie ihre Tochter am besten bewachen könnte, um jedes künftige Unglück zu verhüten. Allein die schlaue Lena wußte doch eines Abends das Billet Eduard's zwischen Emma's Bett und Deckbett zu praktiziren, ohne daß Frau Hilbert das Geringste davon ahnte.

Mitten in der Nacht erwachte Emma und fühlte das Papier. Nun war an Schlaf nicht mehr zu denken, sie erwartete mit Ungeduld den Morgen, um sich von dem Inhalt des Papiers in Kenntniß zu setzen. Daß dasselbe von Eduard war, ahnte ihr heftig klopfendes Herz, und ungeduldig zählte sie jede Viertelstunde. Endlich war es halb drei Uhr und das Tageslicht drang durch die Hälfte der oberen Fensterscheiben hinlänglich herein, um das Lesen des Briefes zu gestatten.

Allein gleichzeitig erinnerte sich Emma, daß sie ihrem Vater versprochen hatte, Eduard's Bild aus ihrem Herzen zu verbannen und jede Gemeinschaft mit ihm zu vermeiden. Wie hielt sie aber dieses Versprechen, wenn sie jetzt im Begriffe stand, einen Brief zu lesen, den sie von Eduard geschrieben glaubte? — Eine Weile war sie unschlüssig, aber Liebe und Neugierde siegten. — Was ist es denn Böses, wenn ich einige Zeilen von seiner Hand lese, da ich dieselben keinesfalls beantworten werde?" — fragte sie sich selbst nnd trat an's Fenster. Allein die verschlossenen Jalousien hinderten sie, die mit Bleistift geschriebenen Zeilen zu lesen. Sie stieg demnach auf ein Tabouret und hielt das Billet über die Jalousien hinaus. In diesem Augenblick ging Eduard — wie gewöhnlich — an dem Fenster vorüber und erblickte Emma's schönes Profil, ihre Hand und sein eigenes Billet von dieser Hand über die Jalousien gehalten. Entzückt stand er still und genoß mehrere Sekunden lang diesen Anblick, ohne daß Emma, die mit dem Lesen des Billets beschäftigt war, seine Gegenwart bemerkte. Man kann sich wohl denken, daß Eduard's Brief nur Fragen und Ausrufungen der Unruhe und Liebe enthielt. Als Emma den Brief durchgelesen hatte, drückte sie ihn — ohne selbst zu wissen, was sie that — an ihre Lippen; aber wie erstaunte sie, als sie in diesem Augenblicke Eduard draußen im Park vor ihrem Fenster stehen sah. Schnell, als wäre sie durch den Anblick eines wilden Thieres erschreckt worden, sprang sie vom Fenster weg voll Unruhe über den sprechenden Beweis ihrer Gegenliebe, den sie dem jungen Grafen wider ihr Wissen und Wollen gegeben hatte.

Das früher so heitere und geräuschvolle Leben in der gräflichen Familie zu B** hatte sich binnen kurzer Zeit in das stillste und einförmigste verwandelt. Der Graf und die Gräfin waren äußerst aufgebracht auf ihren Sohn wegen seiner thörichten und die Würde der Familie schändenden Liebe; doch hatten sich beide vorgenommen, freundliche Gesichter gegen ihn zu zeigen, um ihm nicht merken zu lassen, daß sie selbst seine schnelle Entfernung veranstaltet hatten. Diese Verstellung und dieser verbissene Verdruß wirkte natürlich auf ihre Laune und erzeugte ein gespanntes Verhältniß zwischen ihnen und Eduard, das sich auch bald über ihre Umgebung verbreitete. Anstatt wie früher ihren Gästen, dem Baron K** und seiner Schwester, die noch immer in B** waren, die Zeit möglichst zu verkürzen und angenehm zu machen, saß man jetzt beständig daheim. Eduard — unruhig, mißvergnügt und verdrießlich, ja oft verzweifelnd über seine baldige Abreise nach Stockholm — setzte alle Artigkeit gegen die Gäste seiner Eltern bei Seite, streifte fast beständig im Park umher und war während der wenigen Stunden, welche er im Familienkreise zubrachte, stumm nnd finster. Am beklagenswerthesten unter Allen war Fräulein Louise. Die Gräfin war so unvorsichtig gewesen, an jenem Morgen, als sie höchst zornig gegen Eduard aus der Pfarre nach Hause gekommen war, sogleich in

Digitized by Google

Louisen's Zimmer zu gehen und ihr Alles zu erzählen, was sie gesehen und gehört hatte, selbst die Scene, die im Garten zwischen Beiden vorgefallen war, theilte sie Louisen mit. „Was denkst Du davon, Louise?" — fragte die Gräfin, als sie ihren umständlichen Bericht beendigt hatte. Louise war nicht im Stande, diese Frage zu beantworten, denn sie fiel sogleich in Ohnmacht. Die Gräfin war darüber außer sich, sie rief und klingelte abwechselnd, eine Menge Domestiken stürzte herbei, das arme Fräulein wurde in ihr Bett gebracht und mußte dasselbe mehrere Tage hüten. Die Gräfin machte sich nun Vorwürfe darüber, daß sie so unbedachtsam gewesen war, und das Herz des armen Mädchens nicht geschont hatte. Diesen Fehler suchte sie dadurch wiedrr gut zu machen, daß sie Louisen die Anstalten mittheilte, welche sie mit ihrem Gemahl getroffen hatte, um Eduard eilends aus der Nähe drs gefährlichen Mädchens zu rutfernen.

Endlich war das Fräulein wieder so weit hergestellt, daß sie sich bei Tische zeigen konnte. Alle bezeigten ihre Freude darüber, nur Eduard nicht; er sprach kein Wort und würdigte Louisen keines Blicks, worüber sich das arme Mädchen nicht wenig kränkte. Dagegen verdoppelte der Baron K** seine zärtliche Aufmerksamkeit; er hatte nicht über sich gewinnen können, B** zu verlassen, bevor er das Fräulein wieder genesen sah. Hätte er die Ursache ihrer Krankheit geahnt, so würde er verzweifelt seyn; allein nie hatte sich die geringste Ahnung von Louisens Liebe zu Eduard in sein Herz eingeschlichen. Nach einigen Tagen reiste er mit seiner Schwester mit dem Entschlusse, bald zurückzukehren und seinen Versuch zu wiederholen.

Einige Tage später, nachdem Eduard Lena das Billet an Emma gegeben hatte, traf er das Mädchen allein. Auf seine Frage nach Emma's Befinden antwortete ihm Lena, ihre Mamsell wäre zwar nicht gerade krank, sähe aber so bleich und elend aus, als ob sie im Grabe gelegen hätte. Sie war noch immer eingeschlossen und mußte noch immer Morgens und Abends eine Stunde lang frische Luft im Garten schöpfen. Auch an diesem Abend sollte sie es thun, aber nur in Begleitung ihrer Mutter, denn der Inspektor war auf die Eisenhütte gereist. Durch Bittrn und gute Worte — am meisten durch den allgewaltigen Schlüssel zu so vielen Herzen, durch Geld — bestimmte Eduard Lena nochmals, daß sie einige Zeilen an Emma von ihm mit dem heiligen Versprechen übernahm, dieselben in Emma's Hände zu bringen. Diese Zeilen enthielten eine kurze Mittheilung seiner bald bevorstehenden erzwungenen Abreise und ein trübes Lebewohl.

Am folgenden Morgen sehr zeitig saß der junge Graf betrübt in dem Wagen, der ihn nach der Hauptstadt brachte. An demselben Tage wurde Emma ihres Arrestes entlassen. Der Inspektor Hilbert ging selbst an die Landstraße hinaus, um den jungen Grafen abreisen zu sehen; und als er sich mit eignen Augen überzeugt hatte, daß der Gefährliche wirklich auf dem Wege nach Stockholm war, kehrte er vergnügt um und begab sich sogleich zu seiner schönen Gefangenen, um ihr die Freiheit anzukündigen. Emma ahnte bei dieser Ankündigung die bereits erfolgte Abreise Eduards und war darüber allzusehr betrübt, um sich über ihre wiedergewonnene Freiheit freuen zu können.

Ihr Vater, der mit seinen rauhen Gefühlen ihre Empfindungen nicht zu begreifen vermochte, wunderte sich darüber. Er hatte erwartet, daß sie wie ein aus dem Käfig entlassener Vogel jubeln und ihrem Vater danken würde, der so gütig war, und ihr die Freiheit schenkte; aber das arme Mädchen, welches durch das eben so harte und unbillige Benehmen ihres Vaters im Innersten ihres Herzens verwundet war, zeigte durch keine Miene oder Geberde, daß sie die — nach seiner Ansicht — freudige Nachricht gehört hatte.

„Nun?" — fragte er, nachdem beide einige Minuten stumm dagestanden hatten — „nun, Du freust Dich nicht, wenn ich Dir sage, daß Du wieder nach Deinem Belieben gehen kannst, wohin Du willst?" —

Emma antwortete kalt aber sanft: — „Ich bin mir keines Fehlers bewußt, durch den ich mir den Zorn meines Vaters hätte zuziehen können." —

„Keines Fehlers!" — rief der Alte und begann wieder hitzig zu werden, besann sich aber sofort wieder und sprach ruhiger: — „Wir wollen übrr diese Geschichte nicht mehr reden; sie ist mir zu unangenehm, und ich wünsche nichts weiter, als das ganze Aergerniß mit dem Grafenjungen zu vergessen. — Es wird übrigens recht angenehm seyn, daß Du wieder mit bei Tische sitzest, wir haben Dich Alle sehr vermißt. Die Mutter kam alle Tage mit verweinten Augen zu Tische, und Tante Gertrud und ich haben manchen harten Streit gehabt, weil sie die Nothwendigkeit nicht einsah, die kleine Taube so lange im Käfig zu halten, als der Habicht in der Nähe war. Nun haben sich aber die Sachen geändert und ich denke, wir wollen in guter Ruhe zusammen leben. Wie wird sich Fridolf freuen, wenn er Dich wiedersieht! Er hat mich unaufhörlich mit Fragen über Dich und Dein Befinden gequält, und ich habe es dem ungeduldigen Liebhaber gern verziehen, denn ich weiß" — — —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Telegraphin.

(Fortsetzung.)

„Schnell, Madame," sagte er ihr, „Sie haben keinen Augenblick zu verlieren; der Herr Marquis ist zu Paris verhaftet, Ihre Güter kommen unter Sequester, morgen hält man hier Haussuchung, und wenn man Sie hier findet, werden Sie zweifelsohne sammt der jungen Gräfin gleichfalls verhaftet."

„Mein Gott!" riefen weinend die Marquise und Laura.

„Glauben Sie mir, es ist so, . . . zögern Sie nicht! nehmen Sie, was Sie an Kostbarkeiten haben, und verlassen Sie das Schloß; in einigen Stunden wäre es vielleicht zu spät."

„Mein armer Gatte!... mein armer Vater!"

„Nun ja! ich begreife wohl; aber wenn Sie sich verhaften lassen, können Sie ihm weniger nützlich seyn, als wenn Sie in Freiheit sind..."

„Aber man wird uns überall verhaften!"

„Wenn man Sie findet, wohl... aber hören Sie! Jeanne, meine Frau, ist die Amme der Fräulein Laura gewesen; wir haben nur Gutes von Ihnen empfangen, und sind Ihnen ganz und gar ergeben; die Zuflucht, die wir Ihnen bieten, ist zwar nicht schön, aber sie ist sicher; man wird sie nicht bei so armen Leuten, wie wir, und bei einem Patrioten meines Schlages suchen. — Im Uebrigen wird dieß auch nicht lange dauern....also Muth, Madame, kommen Sie, ich flehe Sie darum an!"

Die Marquise und Laura rafften in der Eile ihre Präziosen und ihr Gold zusammen, und bereiteten sich zur Abreise.

„Einen Augenblick," sagte Jerôme, „ich bin durch die kleine Gartenthüre hereingekommen, man hat mich nicht gesehen, wir müssen uns auch durch dieselbe entfernen."

Sie verließen ohne Aufsehen das Schloß, und Jerôme führte sie durch öde Gassen bis an ein kleines Häuschen, welches gegenüber dem Gefängnisse von Bouffay lag. Einige Worte genügten, seine Frau von dem Vorgange zu verständigen, und sie empfing mit wahrer Herzlichkeit die Marquise und ihre Tochter, denn so nannte sie Laura, die sie immer zärtlich liebte.

Jerôme kehrte dann unverzüglich in's Schloß zurück, begab sich aber diesesmal an den großen Eingang, und forderte ungestüm, mit der Marquise zu sprechen.

„Aber, Vater Jerôme, Ihr wißt doch, daß die Frau Marquise zu dieser Stunde nicht zu sprechen ist."

„Das ist mir völlig gleichgültig, ich muß sie sprechen, und habe wahrlich wenig Lust, mein Guthaben zu verlieren."

„Ja, was ist Euch denn heute, Vater Jerôme?"

„Mir ist, als wenn der Ci-devant Marquis in Paris eingesperrt wäre, und die Nation morgen von seiner ganzen Habe Besitz nähme, und da möchte ich lieber vorher bezahlt seyn . . . wohlverstanden!"

„Wäre es möglich!" jammerte der Bediente, „laßt uns rasch die Marquise davon in Kenntniß setzen."

Sie stiegen nun beide die Treppe hinan, traten in die Gemächer des ersten Stockes, suchten im zweiten, aber ohne die Marquise zu finden.

„Da haben wir's!" schrie Jerôme, „die hat den Braten gerochen; aber nun bin ich um mein sauererworbenes Geld bestohlen! . . . aber warte, ich werde sogleich dem Kommissär davon Anzeige machen!" damit eilte er fort.

„Nun", fragte ihn sein Kamerad, als er auf die Wache zurückkam, „hast Du Dich bezahlt gemacht?"

„Ja, schön, die Vögel sind ausgeflogen; ich habe alle Zimmer mit dem Bürger Bedienten durchlaufen, aber wir haben nichts gefunden; wahrscheinlich ist sie nach Paris gegangen; und nun bin ich um mein Geld gekommen."

„Da mußt Du Dich an die Nation wenden; wenn sie die Güter der Aristokraten einzieht, so ist es nicht mehr als billig, daß sie wenigstens dem armen Volke zahlt, was jene ihm schuldig waren."

„Das ist wahr, das ist ein guter Gedanke von Dir; ich werde mich an die Nation wenden."

Als andern Tages Jerôme zu Hause kam, fand er die Marquise ziemlich krank; die traurige Nachricht, die sie erhielt, die Unruhe, der Kummer, ihre Wohnung verlassen zu müssen, hatten sie schmerzlich getroffen. Laura war bei ihr, und ihre Tröstungen, ihre Sorgsamkeit konnten allein das Traurige ihrer Lage mindern. Einige Tage darauf verschlimmerte sich ihr Zustand bedenklich.

„Gute Mutter," sagte ihr Laura, „ich weiß wohl, was Sie so sehr niederbeugt, es ist die Ungewißheit über das Schicksal ihres Gemahls; wenn Sie nur genehmigen wollten, daß meine Amme Sie pflegen dürfte, während ich nur auf einige Tage Sie verließe! Ich gehe nach Paris, Jerôme begleitet mich, und seyen Sie gewiß, ich bringe Ihnen Nachricht von meinem guten Vater."

„Kind!" antwortete die Kranke, „welch' Unternehmen willst Du wagen? In diesem Augenblicke nach Paris, Dein Leben Preis zu geben, ohne Hoffnung, meinen Gatten retten zu können! . . . O! nein, bleibe bei mir!"

„Aber, Frau Marquise erlauben, daß ich dem

Digitized by Google

Vorschlage der Frau Gräfin das Worte rede; in einigen Tagen sind wir wieder da, ich habe gesagt, daß mir der Herr Marquis noch Geld schulde; man rieth mir, mich an die Nation hiewegen zu wenden; die Nation ist doch immerhin in Paris; ich werde einen Paß dorthin verlangen; ich nehme meine Nichte mit, da ich nicht lesen und schreiben kann, und wenn ich einmal in Paris bin, werde ich wohl erfahren, wo der Herr Marquis eingesperrt ist, und ihn dann zu sprechen bekommen."

„Du hast mich schon einmal gerettet, guter Jerôme," sagte endlich die Marquise, „thue denn nach Deinem Gutdünken, ich vertraue Dir."

Andern Tages war alles bereit, und Jerôme mit einem Passe für sich und seine Nichte versehen, reiste nach Paris, um von der Nation die Summe zu verlangen, die der Ci-devant Marquis ihm noch schuldete. Aus Vorsicht verließ er die Stadt zu Fuß, und erwartete den Postwagen zwei Stunden weiter auf der Straße.

Die Reise bot nichts Besonders dar; bei der Ankunft in Paris erkundigte er sich nach dem Gefängnisse des Marquis, und erfuhr endlich nach mühevollem Forschen, daß er sich in Abbaye befände; nun war aber die Schwierigkeit, wie zu ihm zu gelangen . . . die Vorsehung leitete ihn.

Eines Tages, als er mit Laura um das Gefängniß herumspionirte, glaubte er den Mann an der Pforte als einen Landsmann zu erkennen; er näherte sich ihm.

„Richtig, ich täusche mich nicht," sagte er, „Du bist es in der That, sey gegrüßt Maclon!"

„Siehe, der Vater Jerôme; was führt denn Dich hieher, Alter?"

„Ich will gegen einen Ci-devant, der mir schuldet, mein Recht reklamiren; man verkaufte seine Güter; aber damit mich die Nation bezahle, muß ich eine Verschreibung von ihm vorlegen, und dieß suche ich nun."

„Hast Recht, diese Menschen sollen nur ihre Schulden zahlen! und wo ist denn Dein Ci-devant?"

„Er ist in diesem Gefängnisse da; mache, daß ich ihn sprechen kann, er wird mir's nicht abläugnen; aber da ich weder lesen noch schreiben kann, habe ich meine Nichte mitgenommen, damit er mir nicht ein x für ein u macht."

„Ah, dieß hübsche Kind ist Deine Nichte?"

„Ja, die Tochter meiner Schwester von Paimbouf, deren Mann in Indret arbeitet, um Kanonen für die Republik zu gießen."

„Wie heißt denn Dein Ci-devant?"

„Merville."

„Ja, der ist hier, aber Du mußt eine Erlaubniß haben, um ihn sprechen zu können."

„Ich habe schon eine verlangt, aber man läßt mich immer warten, das bringt mich ganz auseinander, denn man lebt wahrlich nicht umsonst in eurem Paris. Kannst Du mir nicht die Gelegenheit verschaffen, ihn zu sprechen? Du kennst mich ja, und ich hoffe nicht, daß ich verdächtig bin, hm?"

„Für heute ist es nicht mehr möglich, wir haben einen kitzlichen Kommissär; aber der, der morgen den Dienst hat, ist einer meiner alten Gönner, er hat mir diese Stelle zugebracht, und da könnte es wohl seyn, daß es sich machen ließe."

„Gib Dir ein wenig Mühe, mein Freund! wir werden dann morgen wieder kommen."

„Ja . . . komme morgen, bringe das Certifikat über deinen Bürgersinn, so wie deinen Paß mit, dann wollen wir sehen! Auch will ich Dir voraussagen, daß Ihr beim Ein- und Austreten genau untersucht werdet."

„O man kann uns gleich untersuchen, wir haben nichts zu fürchten und unsere Gesinnungen sind hinreichend bekannt!"

Hierauf begaben sich die beiden Freunde, um ihr Wiedersehen zu feiern, in die nächste Schenke und leerten eine Bouteille auf das Wohl der Republik und auf die Vernichtung der Tyrannen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Die Temperatur des Meeresgrundes unter dem Golfstrom wurde jüngst vom amerikanischen Schiffslieutenant John Rodgers südlich vom Cap Florida untersucht. In einer Tiefe von 116 Faden hatte der Meeresgrund (von welchem mehrere Stücke heraufgeholt wurden) eine Temperatur von 58 Graden (Fahrenheit); die Oberfläche des Meeres hatte zu derselben Zeit 76 Grad, die Luft 81 Grad.

Der Insel Maderia droht ein harter Schlag. Ein eigenthümlicher, nie gesehener Mehlthau, der sich in Gestalt eines dicken weißen Staubes auf die Trauben legt, hat die diesjährige Lese ganz vernichtet und scheint die Reben selbst tödtlich anzugreifen.

Auf der Braunschweiger Messe befindet sich in diesem Augenblicke etwas, was noch nie dagewesen: das Musikkorps der deutschen Marine! Es sind hübsche stämmige Burschе in blauer Schiffertracht, mit blanken schwarzen Wachsleinwandmützen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
In dessen Abwesenheit Gustav Meffert.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 133 20. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Emma, die Fridolfs Namen nie ohne Verdruß und Widerwillen nennen hörte, gerieth jetzt außer sich, als der Vater denselben einen ungeduldigen Liebhaber nannte; sie unterbrach ihn und sprach: — „Herr Fridolf Tyrell kann sich seinen Kummer um mich sparen. Wenn" — — —

Der Vater fuhr nachdrücklich und ohne ihren Einwand zu beachten fort: — „daß Du ihm angehören mußt. Ich habe ihm mein Ehrenwort gegeben und das will ich halten. Nach dem, was ich seit Deiner Ankunft hier im Hause bemerkt zu haben glaube, brauchst Du starke Bande, um befestigt zu seyn. Fridolf ist eine passende Parthie für Dich, und will er seine Hausfrau nicht vor Seitensprüngen bewahren, wie sich für einen Mann geziemt, so ist dieß sein eigener Fehler. So lange Du aber unter meiner Aufsicht stehst, muß ich als Vater jedem Unglück vorzubeugen suchen." Der Inspektor verließ mit mißvergnügter Miene die Stube und ließ Emma in Thränen gebadet zurück.

Kurz darauf hörte Emma schwere Schritte vor der Thür und Tante Gertruds korpulente Figur trat ins Zimmer. Emma eilte ihr entgegen und umarmte sie; die gute Tante seufzte laut, dann begann sie sich in Klagen über ihren bösen Schwager zu ergießen, der nicht allein seine unschuldige Tochter mit solcher Härte behandle, sondern auch die arme Tante mit den bittersten Vorwürfen belade, weil sie Emma's Vertheidigung übernommen habe.

Hierauf ergriff sie Emma's Hand, zog Jene näher an sich und fragte sie mit ernstem Blick und Ton, ob sie noch kindisch genug wäre, sich um den jungen Grafen zu kümmern oder an denselben zu denken. Bei dieser Frage sah sie ihrer Schwester-Tochter streng und prüfend in die schönen Augen, deren lange dunkle Lider sich sogleich niedersenkten, während der Mund stumm blieb. Tante Gertrud, welche auf ihre Frage ein freimüthiges Nein zu hören erwartet hatte, begann nun zu predigen und zu moralisiren und ermahnte Emma, daß sie sich solche Thorheiten aus dem Kopf schlagen müsse und daß Vater Hilbert, obwohl er in mancher Hinsicht hart gegen seine Tochter verführe, in gewisser Beziehung vollkommen Recht hätte. Denn jeder Mensch, welcher Emma's Wohl wollte, — meinte die Tante — hätte Recht, wenn er sie von aller und jeder Gemeinschaft mit einem jungen Manne abhielt, der keine andern als böse Absichten gegen sie haben könnte. Sie erinnerte Emma, wie sie ihr schon auf dem Dampfschiffe den Rath gegeben hätte, die süßen, schmeichelnden Worte des Unbekannten nicht zu beachten. — „Erinnerst Du Dich noch" — setzte sie hinzu — „als er die Blume küßte, die Du ihm gabst, daß ich Dir sagte, Du dürftest den Worten eines Mannes nicht trauen?"

Emma antwortete nicht und die Tante setzte ihre erbauliche Predigt fort, bis sie von der Magd in die Küche abgerufen wurde.

Der Mittag kam und Emma mußte mit der übrigen Familie zusammen essen, obwohl sie weit lieber — wie während ihrer Gefangenschaft — allein in ihrem Zimmer gegessen hätte. Nie war eine Mittagsmahlzeit im Hause des Inspektors so still vorübergegangen, wie diese; man sprach kein Wort. Der alte Hilbert saß mit niedergeschlagenen Augen und gerunzelten Augenbraunen da und warf dann und wann einen finstern Blick auf seine Tochter, die dieß jedoch nicht bemerkte, weil sie ihren Blick nicht zu ihm erhob. Nur auf der zärtlichen Mutter haftete oft ihr klares, blaues Auge, und diese blickte mit Thränen im Auge auf ihre Tochter; Beide verstanden einander.

Sogleich nach dem Schlusse der Mahlzeit begab sich Emma wieder in ihr Zimmer und fand daselbst einen Brief mit dem Postzeichen Stockholm, der ihrer wartete. Erfreut öffnete sie denselben, als sie die Handschrift ihrer lieben Tante, der Assessorin erkannte. Ein Brief von Julie war beigeschlossen.

Emma las zuerst den Brief der Tante. Er war freundschaftlich, zärtlich, mütterlich, aber ohne ermüdende Moral, und das Durchlesen desselben

Digitized by Google

verschaffte Emma eine der genußreichsten Stunden, welche sie seit ihrer Rückkehr ins Vaterhaus gehabt hatte. Julie rief in ihrem Brief ihre warmen Versicherungen ewiger, unverbrüchlicher Freundschaft an, schilderte nochmals ihre Sehnsucht nach Emma und theilte ihr dann eine Menge kleiner Ereignisse mit, welche nur Mädchen in dem Alter von fünfzehn bis siebzehn Jahren interessiren konnten. Endlich schrieb sie:

„Gestern waren wir bei dem Königl. Rent„meister D** und seiner Gattin. Unter ande„ren Fremden befand sich auch der Major W** „daselbst. Er fragte nach Dir, und als er er„fuhr, daß Du in B** bist, sagte er, daß er „den jungen Grafen H** aus B** in diesen „Tagen in Stockholm erwarte. Nach der Be„schreibung des Majors soll der Graf der schönste „und liebenswürdigste junge Mann seyn, den „man sehen kann. Darüber muß ich Emma „fragen, dachte ich. Also, liebe Emma, wenn „Du diesen Brief beantwortest, so schreib mir „Etwas über den jungen Grafen, den Du ja „kennen gelernt haben mußt. Es interessirt mich, „den Grad zu wissen, in welchem der Major „W** bei seiner Beschreibung übertrieben hat; „und übertrieben muß er haben, sonst wäre der „junge Graf H** ein Engel, aber kein gewöhn„licher Mensch."

Als Emma diesen Brief gelesen hatte, versank sie in eine traumähnliche Zerstreuung. Eduard schwebte so lebhaft vor ihrer Phantasie, als ob sie ihn persönlich hörte und sähe. Was sollte sie auf Julien's Frage antworten? — Wie sollte sie von ihm sprechen, ohne ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und wie konnte sie dieß thun, ohne die Gefühle ihres Herzens zu verrathen?

Während sie dieses wichtige Problem überdachte, öffnete sich die Thür und die Damen aus der Pfarre traten herein. Frau Hilbert hatte dieselben ohne Emma's Wissen zum Kaffee einladen lassen, weil der strenge Inspektor nun nichts mehr dagegen einzuwenden hatte, daß Jedermann seiner Tochter nahen durfte, da der verführerische Graf fort war. Emma freute sich ungemein, ihre Freundinnen zu sehen; aber ihre Wangen glühten gleichzeitig vor Schaam über ihre Gefangenschaft, und sie befand sich in großer Verlegenheit, wie sie die Fragen beantworten sollte, welche sie erwartete. Allein diese Verlegenheit schwand bald, als die Mädchen einstimmig Emma's lange Krankheit beklagten, durch welche sie vom Ausgehen abgehalten worden war. Die Klugheit erforderte, Alle bei dieser Meinung zu lassen, obwohl ziemlich alle Bewohner des Hammerwerks durch das Gerücht die Wahrheit erfahren hatten. Froh, allen verletzenden Fragen zu entgehen, überließ sich Emma von ganzem Herzen dem Vergnügen, ihre liebe Freundinnen um sich zu haben, denen es gelang, ihr theils durch zarte Theilnahme, theils durch Scherz und Unterhaltung den Abend ziemlich heiter zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphin.

(Fortsetzung.)

Andern Tages kamen Jerôme und Laura pünktlich zum Stelldichein; auch Maclon hatte Wort gehalten, und brachte sie zum Marquis.

Wir wollen nicht versuchen, die rührende Scene zu schildern, die dieses unverhoffte Wiedersehen herbeiführte. Nach den ersten Herzensergießungen erzählte Laura ihrem Schwiegervater Alles, was sich in Nantes zutrug, sie erwähnte mit Rührung der treuen Ergebenheit Jerômes und seiner Frau, schilderte ihm die ausgestandene Angst und die Qualen der Marquise und der alte General, dem die Thränen bei dieser Erzählung in den Augen standen, drückte den braven Mann an sein Herz, der sich so vieler Gefahren für die Familie seines früheren Herrn aussetzte.

„Herr Marquis," sagte ihm Jerôme, „wir haben nur einige Minuten Zeit, hier zu bleiben, wir können uns daher auch mit keinem Brief von Ihnen befassen, denn wir haben zu erwarten, durchsucht zu werden, und würde man etwas bei uns finden, so wäre alles verloren . . . thun Sie mir daher nur den einzigen Gefallen, mir hier diesen Schein auszustellen, zum Beweise, daß ich Sie gesehen habe; die Frau Marquise kennt Ihre Schrift und wenn sie sie sieht, wird sie gewiß seyn, daß wir sie nicht täuschten, daß Sie leben, und diese Gewißheit wird der guten Dame neuen Muth geben."

„Ja, Du hast Recht," antwortete der Marquis, „aber laß mich noch dieses geliebte Kind umarmen, für das ich eine so glückliche Zukunft träumte; laß mich doch noch Deine treue Hand drücken, Dir, dem ich in diesem Augenblicke so unendlich viel verdanke."

„Ich höre gehen," nahm Jerôme das Wort; „geschwind, Herr Marquis, geben Sie mir mein Papier."

„Hier ist es!"

In demselben Augenblick öffnete sich die Thür . . . . Maclon erschien.

„Nun hast Du Dein Papier? . . . Also vorwärts dann! . . . Du kannst keine zwei Stunden da bleiben."

Digitized by Google

„Ah! mein lieber Freund, der Ci-devant wollte uns über den Löffel barbiren, aber mein Mädchen hat ihm gezeigt, daß sie nicht umsonst lesen und schreiben lernte; da sieh! so haben wir denn Gottlob unser Papier; nun ist Alles in Ordnung und ich kann wieder heimkehren."

Laura und der Marquis sagten sich mit den Augen ein Lebewohl, während sich Jerôme mit Maclou beschäftigte, indem er ihm sagte:

„Hast Du nichts in die Heimath zu bestellen, Maclou? ich bin zu Deinen Diensten, heute Abends reisen wir wieder ab."

Kaum waren sie außerhalb des Gefängnisses, als Laura nicht länger ihren Schmerz bemeistern konnte, und ihren Thränen freien Lauf ließ. — Am Abend reisten sie glücklich ab, der Marquise wenn auch keine guten Nachrichten, so doch wenigstens den Beweis bringen zu können, daß ihr Gatte noch lebe, und daß sie noch auf eine bessere Zukunft hoffen dürfe.

Mit derselben Vorsicht, mit der sie Nantes verließen, kehrten sie wieder dahin zurück, indem sie eine gute Strecke vor der Stadt ausstiegen, und zu Fuße hineingingen. Sie verfolgten rasch die Straße, um bald bei der Marquise zu seyn, als Jerôme auf der andern Seite einen Reisenden gewahrte, der sein Bündel auf dem Rücken und den Stock in der Hand, gleichfalls gegen die Stadt eilte; Jerôme betrachtete ihn aufmerksam, dann sagte Laura:

„Gehen Sie nur voraus, Madame, da seh' ich einen, den ich zu kennen glaube."

Er ging über die Straße, und näherte sich dem Wanderer.

„Citoyen," sagte er zu ihm, „liebt Ihr noch immer die Kirschen so sehr?"

„Was wollt Ihr damit sagen?" versetzte der erstaunte Reisende.

„Meiner Treue, ich wollte damit sagen, daß ich mich recht gut erinnere, Euch auf einem Kirschbaume reiten gesehen zu haben; habt Ihr etwa diesen Tag vergessen?"

„Wenn Ihr mich kennt, so habt Mitleid mit mir, und verrathet mich nicht."

„Ah! befürchten Sie nichts. Aber kommen Sie ein wenig herüber, ich denke Sie werden Jemand treffen, der nicht betrübt seyn wird, Sie endlich wieder zu sehen."

Der Reisende folgte Jerôme, und als Letzterer zu Laura kam, sagte er lachend:

„Hier, Madame, ist ein Reisender, der Ihnen für den übrigen Weg den Arm bieten will, und dieser Arm wird Ihnen wohl lieber seyn, als der meinige."

Laura wendete sich um .... die jungen Leute betrachteten sich einen Augenblick, sie erkannten sich .... ein Schrei des Schreckens und der Freude, und sie warfen sich einander in die Arme! Zu einer solchen Zeit und unter solchen Umständen sich wieder zu treffen, war zu überraschend, zu tröstend!

„Nach den ersten freudigen Empfindungen wurden die Glücklichen leider nur zu bald in die traurige Wirklichkeit ihrer Lage zurückgeführt. Begleitet von Jerôme, setzten sie ihren Weg fort, indem sie sich gegenseitig ihre ausgestandenen Leiden, ihre Gefahren und ihre Besorgnisse erzählten.

Als sie gegen die Stadt kamen, bemerkte ihnen Jerôme, daß es wohl nicht klug sey, sich alle drei zugleich zu zeigen; dann mußte man auch die Marquise auf die Rückkunft ihres Sohnes vorbereiten, damit die freudige Ueberraschung nicht schädlich auf sie einwirke; so wurde denn beschlossen, daß der Graf auf der entgegengesetzten Seite in Nantes eintreten und sich erst mit einbrechender Nacht in den kleinen Versteck seiner Mutter begeben sollte.

„Frau von Merville empfand eine unbeschreibliche Freude, als sie Laura wieder sah, und ihr nun Nachricht von ihrem Gatten wurde; aber wie steigerte sich erst die Freude noch, als Laura mit einer Gewandtheit und zarten Sorgfalt, wie sie nur den Frauen eigen ist, ihr die Rückkehr ihres Sohnes mittheilte! — — Welch' rührender Augenblick war der des Wiedersehens! als sich die arme Mutter wieder umgeben von ihren Kindern und ihren einzigen Freunden fand. Das gequälte Herz öffnete sich wieder der Hoffnung, sie sah ja einen neuen Vertheidiger vor sich, und die traulichen Unterredungen, die sie mit diesen ihr so theuren Wesen pflog, bewirkte eine merkliche Besserung in ihrem leidenden Zustande! Doch dieses Glück sollte nur von kurzer Dauer seyn.

In dem Augenblicke, wo die drei Proskribirten sich in der Hoffnung einer besseren Zukunft wiegten, ging ein düsterer Lärm durch die Stadt; man erfuhr das September-Gemetzel, daß alle Gefangenen in Abbaye, worunter also auch der Marquis von Merville, bis auf einen einzigen, grausam ermordet wurden, und dieser Einzige verdankte es nur der Ergebenheit seiner Tochter; aber selbst dieser Heroismus kindlicher Liebe vermochte die Todesstrafe des Herrn von Sombreuil nur um einige Tage zu verzögern. Diese furchtbare Kunde, welche man unmöglich der Marquise verbergen konnte, wirkte so heftig auf ihre geschwächte Gesundheit, daß sie ihr nicht mehr widerstehen konnte; während der Nacht lag sie, eine Leiche, in den Armen ihrer untröstlichen Kinder.

„Fliehen wir nun!" rief der Graf, „fliehen wir, theures Weib, dieses Land der Barbarei, an das uns nichts mehr zurückhält, suchen wir eine gastfreundlichere Erde, wo wenigstens unsere Thrä-

Digitized by Google

nen kein Verbrechen sind, wo der Name unserer Väter uns nicht zum Todesurtheil werde!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Folgende Geschichte bildet einen komischen Beitrag zu den sonderbaren Verwechselungen, zu welchen die sächsische Mundart mit ihren aufgehobenen Unterschieden zwischen d und t, b und p schon geführt hat. In einer sächsischen Provinzialstadt lebte ein alter Magister, zu dessen Eigenthümlichkeiten eine besondere Vorliebe für die griechische Sprache und alles, was griechisch hieß, gehörte. Er sitzt eines Morgens in das Studium der griechischen Klassiker vertieft, als die Magd meldet, daß ihn Jemand zu sprechen wünsche. Der alte Herr will sich nicht stören lassen und sagt, er habe keine Zeit. Die Magd kommt jedoch mit der Meldung, der Fremde lasse sich nicht abweisen, er wolle den Herrn Magister durchaus sprechen. Auf die Frage, wer er denn sey, antwortet sie in ihrer sächsischen Mundart: „Es is ä Thratzier." Der Herr Magister, dessen Gedanken vielleicht eben in thracischen Gefilden umherschweiften, glaubte nicht anders, als ein Bewohner jenes classischen Bodens wolle ihn mit seiner Gegenwart beglücken, geräth ganz außer sich vor Freude und befiehlt, den Fremden augenblicklich einzulassen. Mit dem Ausruf: „Also ßie ßind werklich ä Thracier!" eilte er ihm schon auf der Schwelle entgegen, und auf die bejahende Antwort bestürmt er den Mann mit einer solchen Fluth von Fragen und Freudenbezeugungen, daß derselbe nicht zu Worte kommen kann. Endlich ist der Alte seiner Gefühle so weit Herr geworden, daß er den Fremden zum Sitzen bringt und mit freudigem Händereiben ihm die Frage vorlegt: Nu ßagen ßie mir doch, wie ßieht es denn eigentlich aus in Thracien?" Der durch den sonderbaren Empfang Verdutzte entgegnete ganz naiv: „Ja, Herr Magister, das weiß ich nich." — „Das wissen ßie nicht? aber wenn ßie ä Thracier ßind, denn müssen ßie doch wissen, wie's in Thracien aussieht! Wo ßind ßie denn eigentlich her?" — „Nu, ich bin ja aus Jüterbok!" lautete die unschuldige Replik. Jetzt war das Verdutztseyn auf des Magisters Seite und es ergab sich zu seinem nicht geringen Aerger, daß seine Grăcomanie einen Drahtzieher mit einem Thracier verwechselt hatte.

In der Nähe von Münster hat sich in diesen Tagen eine höchst merkwürdige Begebenheit zugetragen. Eine Frau, die in Folge eines heftigen Schreckens seit 15 Jahren stumm war, befindet sich seit einiger Zeit auf einem Bauernhofe, sie wollte dort im Beiseyn ihres Mannes und ihrer Schwester etwas aus dem Schranke nehmen, eine Maus läuft ihr über die Hand, sie erschrickt heftig und ruft zum größten Erstaunen der Anwesenden: „Ha! eine Maus!" In Folge des Schreckens mußte sie sich zu Bette legen und alle Versuche, mehr zu sprechen, waren vergeblich. Nach zwei Tagen indessen trat ein Weinkrampf ein und mit ihm die vollständige Wiederkehr der Sprache.

Der Bauer Mathäus Gerster in Bergerhausen, bei Biberach im Königr. Württemberg, welcher den Boden eines bergigen Gartens auf seine Felder abführte, fand am 24. Juli während des Abgrabens 550 Stück Silbermünzen von verschiedenem Gepräge und verschiedener Größe; dieselben waren in einem Krug und wurden wahrscheinlich während des dreißigjährigen Kriegs vergraben. Unter diesen Münzen befinden sich österreichische, spanische und Schweizer-Münzen, zum größten Theil mit deutlichem Gepräge.

(Heirathsgesuch.) Ein Professor der Alterthumskunde in Oxford wünschte zu heirathen, und da er sich selbst die Mühe nicht nehmen wollte, die Gefährtin zu suchen, vielleicht auch Ursache hatte, einen Korb zu fürchten, ließ er folgendes Heirathsgesuch in eine Zeitung einrücken: „Ein Gelehrter, der nicht Zeit hat, sich um das schöne Geschlecht zu bekümmern, sucht eine Lebensgefährtin."

Eine Zeitung von Bordeaux erzählt von einem Pächter der Umgegend, welcher als Nachtwandler wiederholt seine eigenen Hühner und Tauben stahl. Die von ihm selbst aufgestellten Wächter machten diese sonderbare Entdeckung.

Räthsel.

Das Wesen nenne mir, dem Nichts auf Erden,
Im Meere nicht, nicht unter Sterblichen
Ein zweites gleicht. Dem Wachsthum seiner Glieder
Gab die Natur ein sonderbar Gesetz.
Geboren wird's, da ist es mächtig groß;
Doch klein, erscheint's in seines Alters Mitte,
Und ist's dem Ende seines Daseyns nah,
Wie wunderbar! zum Riesen wird es wieder.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 134 21. August 1852.

Emma's Herz.

XI.

Eduard in Stockholm.

(Fortsetzung.)

Der arme Eduard, der ungeachtet seines früheren Entschlusses, B** auf das Schnellste zu verlassen, sein Herz nun mit unzerreißbaren Banden an B** gefesselt fand, saß mit streitenden Gefühlen in dem Wagen, der ihn mit jeder Sekunde weiter von Dem entfernte, was er für das Schönste und Liebenswürdigste auf der Erde hielt. Der Abschied von seinen Eltern war ziemlich kalt und sehr verschieden von der warmen Herzlichkeit gewesen, mit welcher er vor kurzer Zeit erst im Vaterhause empfangen worden war. Sein Vater — ungeduldig, ihn bald aus einer Gegend entfernt zu sehen, die den gefährlichen Gegenstand seiner thörichten Leidenschaft hegte — bot Alles auf, um seine Abreise zu beschleunigen. Die Mutter, obwohl ihr Herz darüber blutete, daß sie sich schon so bald wieder von ihrem einzigen Sohn trennen mußte, sah doch die Nothwendigkeit dieser Trennung ein; und bei dem kränkenden Gedanken an Eduard's Thorheit, ja Wahnsinn, drängte sie ihre Thränen zurück, die bereit waren, hervorzubrechen und ihre Zärtlichkeit zu verrathen. Beide Eltern hofften, daß die Abwesenheit ihren Sohn bald heilen und zur Vernunft zurückbringen würde, sobald die Flamme seines Herzens durch nichts mehr unterhalten und angefacht werde. Einen Briefwechsel zwischen den Liebenden fürchteten Beide nicht, denn Hilbert hatte das Versprechen gegeben, daß keine Briefe von seiner Tochter abgehen und an dieselbe gelangen sollten. Und dieses Versprechen konnte er mit Sicherheit geben, weil das Postfelleisen stets von ihm selbst geöffnet und verschlossen wurde.

Fräulein Louise war unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit bei Eduard's Abreise nicht gegenwärtig gewesen, ein Umstand, den ihr Eduard in Rechnung brachte.

Der Wagen rollte von dannen. Bald sah Eduard nur noch die Baumwipfel und Thurmspitzen seiner Heimath, in einigen Augenblicken waren aber auch diese seinen Blicken entschwunden. Seiner Liebe süßer Morgentraum, seine ephemere Seligkeit war verschwunden und begleitete ihn noch im Rosenschimmer der Erinnerung. So lange er konnte, hatte er seine Augen auf die obersten Wipfel der Ahornbäume gerichtet, welche das Dach der Inspektorwohnung beschatteten. — „Frieden" — sprach er halblant — „des Himmels seliger Frieden schwebe über die Wohnung des Engels, dessen Bild ich ewig in meinem Herzen tragen werde!" —

Frieden hatte er auf die Geliebte herabgerufen, Frieden flüsterten auch die Blumen, die sich dem Strahl der Morgensonne öffneten, Frieden murmelte der kristallhelle Bach, Frieden säuselte das zitternde Laub der Espen; und der milde Morgenwind, welcher um Eduards Wangen schmeichelte und mit seinen dunkeln Locken spielte, schien durch alle Pulse seinem unruhigen Herzen Frieden einhauchen zu wollen. Vergebens. Stumm und nachdenklich saß er in einer Ecke des Wagens.

Gleichgültig sah er dem Ziel seiner Reise entgegen. Der Anblick der Residenz mit ihren wolkenhohen Thürmen erweckte nicht eben angenehme Gefühle in seiner Brust. Als er durch das Thor in die Stadt fuhr, wurde sein Zustand noch peinlicher. Draußen in der freien frischen Luft hatte er sich weit besser befunden; aber die große Stadt mit ihrer Volksmasse kam ihm wie ein großer Käfig vor, in welchen er zugleich mit vielen tausend Andern eingeschlossen werden sollte.

Tages nach seiner Ankunft machte er seinem Chef seine Aufwartung und wurde von diesem, der sich freute, den Sohn seines alten Freundes zu sehen, offen, herzlich und mit sichtbarem Wohlwollen empfangen. Die militärischen Uebungen, mit denen er sogleich beginnen mußte, zerstreuten zugleich seine trüben Gedanken, denn unter den Anstrengungen des Dienstes, unter dem Gestampf der Rosse und dem Schmettern der Trompeten

Digitized by Google

konnte die Melancholie ihre scharfen Klauen nicht in sein Herz schlagen.

Eduard hatte schon einige Zeit in Stockholm zugebracht, als er eines Abens ganz allein im königl. Hofgarten spazieren ging. Es war Werketag und in dem überhaupt nur wenig besuchten Garten gingen nur einzelne Personen lustwandeln, so daß Eduard mit seiner schwermüthigen Laune ganz ungestört war. Er hatte ein Buch aus seiner Wohnung mitgenommen, setzte sich unter einen Baum und las mit großer Aufmerksamkeit, um seinen eignen trüben Gedanken für einige Zeit zu entgehen. Da störte ihn plötzlich eine laute Weiberstimme, die ihm zurief: — „Wollen der Herr nicht Etwas von mir kaufen?" — Eduard blickte von seinem Buche empor und sah eine alte, sehr reinlich, aber auch sehr dürftig gekleidete Frau mit einem Korb voll Pfefferkuchen vor sich stehen. Verdrüßlich darüber, daß er so plötzlich gestört wurde, rief Eduard unwillig der Frau zu: „Nein, ich kaufe nichts!" — Aber die Alte ließ sich mit dieser Antwort nicht abspeisen, sondern wiederholte ihre Frage in betrübtem Ton und sprach: — „Lieber Herr, wollen Sie denn gar nichts kaufen? — Es sind so schöne frische Pfefferkuchen, und sehr billig." — Eduard wurde durch die Beharrlichkeit der Alten noch verdrüßlicher und wollte ihr eine nachdrücklichere Antwort geben, als er gleichzeitig einen Blick auf ihr altes runzeliges Gesicht und auf ihr silberweißes Haar warf, dabei aber der Worte seines Lehrers gedachte: — „Vor einem grauen Haupte sollst Du aufstehen und das Alter ehren." — Er stand auf und sprach in einem fast eben so betrübten Ton, wie die Alte: — „Liebe Mama, laß mich in Frieden, ich esse keinen Pfefferkuchen." — Aber gleichzeitig setzte die Alte ihren Korb nieder, schlug die Hände zusammen und rief: — „Ach, Herr Gott! Das ist derselbe Herr, derselbe Engel, der im Anfang des Sommers so gut gegen mich war!" — Bei diesen Worten küßte sie seine beiden Hände. Eduard starrte sie verwundert an und erfuhr nach einigen Fragen, daß sie dieselbe Hökerin war, die auf der Königsstraße unter den Fenstern des Assessor's B** von dem Westgothländer umgestoßen und von Eduard so reichlich beschenkt worden war. Um den Danksagungen der Alten zu entgehen, schickte er sich zum Fortgehen an: allein sie hielt ihn am Rock fest und rief: — „Ach, kaufen Sie mir doch für einige Stüber Pfefferkuchen ab, mein allerbester Herr Offizier." — „Nein" — erwiderte Eduard kurz und bestimmt. Tief seufzend wandte sich nun die alte Frau von ihm ab und sprach im Fortgehen halblaut vor sich hin: — „So werde ich denn heute Abend mit leeren Händen nach Hause kommen und keinen Stüber für die armen Kinder meines Sohnes haben." — Eduard hörte diese Aeußerung und fühlte sogleich Mitleid; er rief die Alte zurück. „Ich will Euch eine Kleinigkeit abkaufen", sprach er. Mit freudestrahlendem Gesicht kehrte die Alte um, setzte ihren Korb nieder und sprach: — „Ach, ich dachte mir wohl, daß der Herr, der so gut ist, einer alten Frau Handgeld geben würde." — „Handgeld!" — rief Eduard. — „Schlag sieben Uhr Abends Handgeld, was soll das heißen?" — „Das soll heißen," — erwiderte die Alte — „daß ich heute den ganzen Tag noch nichts verkauft habe und daß der Herr Offizier heute der Erste ist, von dem ich Geld löse." — Mit der gewöhnlichen Geschwätzigkeit ihres Alters und Standes erzählte die Alte weiter: „Ja, Herr Gott, was für Schicksale hat man doch hier im Leben zu ertragen! Wenn man Alles voraussehen könnte, man würde nie einen heitern Tag haben. Als ich vor fünfzehn Jahren bei dem einzigen Sohn des Generalmajors Grafen H**, bei dem kleinen Gafen Eduard, als Kindermuhme diente, da hätte ich nicht gedacht, sage ich" — — —

„Wie?" — fiel ihr Eduard in's Wort — „habt Ihr bei dem Grafen H** gedient?" —

„Ja wohl, mein guter Herr" — versetzte die Alte mit stolzer Miene. — Fünf und ein halbes Jahr war ich da. Der kleine Graf war anderthalb Jahr, als ich ins Haus kam, und sieben Jahr, als ich es wieder verließ. Ach Gott, wie weinten wir Beide damals, er und ich. Der Graf und die Gräfin hatten ihn bis dahin selbst im Lesen, Schreiben und in vielen anderen Dingen unterwiesen, aber nun bekam er einen Informator und durfte die Kindermuhme nicht länger um sich haben, besonders da man vermuthete, ich verhätschle den Knaben." —

Eduard vermochte seine innere Bewegung nicht zu verbergen. Dieß war also die alte Kindermuhme, die ihn in seiner zarten Jugend mit so großer Zärtlichkeit gepflegt, allen seinen kindischen Einfällen mit so unermüdlicher Geduld nachgegeben und alle seine Wünsche zu erfüllen gesucht hatte. Sein Auge ruhte mit tiefem Ausdruck auf der von Jahren, Entbehrungen und Kümmernissen bedrückten Frau; er wunderte sich, daß seine Eltern, die sonst so wohlthätig waren, eine so alte treue Dienerin von sich gelassen hatten, ohne sich weiter um ihre Zukunft zu bekümmern. Schnell entwarf er in seinem Kopfe einen Plan, diese Versäumniß wieder gut zu machen; dabei freute er sich nicht wenig, dieser guten alten Frau noch auf die letzten Schritte ihres Lebensweges einige Blumen streuen zu können. Doch beherrschte er seine Gefühle noch und fragte mit erheuchelter Gleichgültigkeit, ob sie

den jungen Grafen seit ihrer Entfernung aus dem gräflichen Hause wieder gesehen hätte. — „Nein, so glücklich bin ich nicht gewesen" — erwiderte die Alte. — „Ich habe nur gehört, daß er, wie die anderen jungen Herren, einige Jahre in Upsala gewesen ist und dann eine Reise nach Frankreich, Rußland und Gott weiß, wohin gemacht hat. Seine Eltern sind nach Ostgothland gezogen, und dort habe ich keine Bekannten, so daß ich wohl nie wieder in der Welt Etwas von meinem hübschen, lieben, kleinen Eduard hören werde, obwohl er jetzt nicht mehr klein ist, sondern — nach meiner Berechnung — zwei und zwanzig Jahre alt seyn muß."

(Fortsetzung folgt.)

Die Telegraphin.

(Schluß.)

Von diesem Augenblicke an hatten alle Gedanken, alle Anstrengungen des Grafen nur ein Ziel, nämlich ein Mittel zu finden, das Ausland zu erreichen, und seine Laura den sie umgebenden Gefahren zu entziehen. Jeden Tag ging er mit Jerôme aus, um auf unverdächtige Weise seine Entweichung vorzubereiten, und Abends kehrten sie heim, und berichteten dem jungen Weibe die Erfolge ihrer Bemühungen. Schon hatten sie, Dank den Freunden, die Jerôme unter den Fischern hatte, einen gefunden, der die beiden jungen Leute an Bord eines spanischen Schiffes, das ohnfern lag, bringen sollte. Alle nöthigen Vorbereitungen waren getroffen, um ihre Flucht zu sichern . . . aber eines Abends kam der Graf nicht zu Hause; die Nacht verging in einer fürchterlichen, qualvollen Unruhe. Carrier herrschte in Nantes, und übte täglich seine grausamen Ersäufungen, deren Erfinder er war; das geringste Ausbleiben eines Mannes brachte gleich die schrecklichste Angst unter dessen Familie. — Andern Tages erfuhr Jerôme alles . . . . der Graf war verhaftet, und im Bouffay eingesperrt, diesem Gefängnisse, das dem Hause Jerôme gegenüber lag, und das man nur verließ, um nach den Klappenschiffen der Loire zu gehen. Als Laura dies Unglück vernahm, sprach das arme Weib kein Wort, sondern fiel auf die Kniee und betete . . . . aber die Augen waren ohne Thränen . . . sie hatte keine mehr! . . . Nachdem sie lange gebetet, setzte sie sich an's Fenster, und blieb da unbeweglich, die Augen starr auf die schwarzen Mauern geheftet, welche sie von ihrem einzigen Beschützer trennten; man konnte aus den zerstörten Zügen ihres bleichen Gesichtes die schrecklichen Gedanken lesen, die diese Unglückliche bestürmten; man könnte sagen, sie wollte mit ihren Blicken die dicken Wände durchdringen, um den noch zu sehen, den sie ihr verbargen.

Sie war lange Zeit in dieser stummen Betrachtung; als sie plötzlich durch die starken Eisengitter einer kleiner Maueröffnung sich etwas bewegen sah . . . o Glück! . . . das war er! . . . Oftmals, als er noch frei war, hatte er diese kleine Spalte bemerkt, und eines Tages im Gefängniß, zur Zeit, wo den Unglücklichen erlaubt war, ihre Kerchen ein wenig zu verlassen, suchte er sich zu orientiren, und fand endlich die Treppe, auf die sie hinaus ging. — Eine Zeichensprache entspann sich nun zwischen ihm und seiner Frau . . . er suchte sie durch seine Geberden zu beruhigen . . . sie verstand ihn, und drückte ihm gleichfalls ihre Hoffnung auf seine Befreiung aus . . . . Mein Gott! sie täuschten sich beide, und wenn er sein Plätzchen verlassen mußte, so folterte sie beide die schrecklichste Pein.

Jeden Tag, zur selben Stunde, waren sie bei ihrem Stelldichein; Laura schmückte ihre Fenster mit Blumen, um dem armen Gefangenen zu zeigen, daß sie noch lebe; sie deutete auf den Himmel, um ihn zu trösten, daß sie auf seinen Schutz vertraue, dann zeigte sie ihm ein Kreuz, daß sie trug, und beide beteten inbrünstig bei dem Anblicke desselben. Die Hast des Grafen verzögerte sich, Jerôme hoffte noch immer Gutes, indem er der Meinung war, man habe seinen jungen Herrn nicht erkannt, und sie würden ihn als einen armen Teufel wieder laufen lassen.

„Alle Tage ziemlich früh führte man unter großem Jauchzen und Geschrei des Volkes die armen Opfer an die Schiffe zur Loire, die zum Ersäufen bestimmt waren. Laura konnte es nicht über sich bringen, Zeuge dieses traurigen Schauspiels zu seyn, und Jerôme beobachtete es dann immer mit Angst und Beben. — Eines Morgens betrachtete er wieder gewohnter Weise den langen Zug der Unglücklichen, die man fortschleppte; ein unterdrückter Schrei und eine unwillkürliche Bewegung, die er machte, wurden von Laura bemerkt, sie stürzte gegen das Fenster, und fiel besinnungslos zu Boden . . . . ach, sie hatte unter den zum Tode Verurtheilten ihren Gatten erkannt.

Sie blieb lange Zeit ohne Besinnung, eine Krankheit folgte; in ihrem Delirium rief sie ihre Familie, wollte an das Fenster eilen, und durch ein heftiges Fieber aufgeregt, hatte man alle Mühe, sie zurückzuhalten. Die eifrige Sorgfalt eines großmüthigen Arztes, den das zarte Alter Laura's und ihr Unglück erbarmten, stillte das Uebel; das Fieber wich, die Nerven waren

Digitized by Google

ruhiger . . . aber der Verstand war dahin, die arme Laura bliebe wahnsinnig.

Ihr Wahnsinn war aber sanfter Art; sie bestand darauf, sich täglich und zur selben Stunde, wie ehedem, an das Fenster zu setzen, durch Gesten mit ihrem Freunde zu sprechen, den sie immer zu sehen glaubte, und dem sie immer antwortete, sey es durch ein Lächeln, sey es durch Thränen; lange Zeit nährte man die Hoffnung, sie könnte noch geheilt werden, aber der Himmel bewahrte sie davor . . . . sie wäre zu unglücklich gewesen! So verstrich allmählich die Schreckenszeit, die Ruhe kehrte wieder, Jerôme und seine Frau starben, und machten es am Todtenbette ihren Kindern zur Pflicht, dieses Häuschen nicht zu veräußern, und über ihre unglückliche Herrin mit aller Sorgfalt zu wachen. — Man zerstörte einen Theil des Gefängnisses von Bouffay und baute Häuser hin; Laura gewahrte dieß aber nicht, sie sah noch immer das Gitter, hinter dem ihr Gatte einst stand, und den sie immer noch zu sehen wähnte. Diese Sonderbarkeit wurde natürlich von mehreren Personen bemerkt, viele Neugierige, welche davon sprechen hörten, besuchten die arme Närrin, und da man damals wie gegenwärtig von dem Telegraphen sprach, welchen die Gebrüder Chappe erfanden, so gaben dumme Witzmacher der Unglücklichen den Spottnamen: die „Telegraphin," und dieser ist ihr bis zum heutigen Tage geblieben!"

Hier endete das Manuskript, welches Madame Ledour mir anvertraut hatte; die ganze Zeit, wo ich in Nantes in Garnison blieb, sah ich jeden Tag die arme Wahnsinnige am Fenster, wie sie ihre Zeichensprache machte . . . . bald war sie traurig, bald lächelte sie; — aber dieß Lächeln kam mir nicht mehr scherzhaft vor, sondern hätte mir eher Thränen entlockt.

Mannigfaltigkeiten.

[Aus Baden.] Ein hübsches junges Weib in einem Ort am Rhein bat ihren gestrengen Gemahl inständigst, er möge sie doch in diesen Tagen des Festes nach Straßburg führen und ihr den Prinz-Präsidenten, den Münster, den Brolie ꝛc. zeigen. Der Herr Gemahl, wenig galant, und zur Stunde ein wenig Brummbär, schlug die Bitte seines schönern Ichs kurz ab. Die Frau beharrt mit lobenswerther Festigkeit auf ihrer Bitte — Wortwechsel, Beleidigungen, Ohrfeigen, wirkliche Prügelei. Außer Athem kommen die beiden Eheleute überein, sich scheiden zu lassen; sie sind einig in diesem einen Punkt und fahren über den Rhein nach dem gegenüberliegenden Städtchen, um beim Notar den Scheidungsbrief zu bestellen. Alles nach Wunsch; die Rückfahrt wird angetreten, das Wetter hat sich geändert, heftiger Sturm. Der Kahn schlägt um; der Mann rettet sie mit Lebensgefahr; das rührt ihr Herz — sie versöhnen sich, und als am andern Morgen der Notar mit der Scheidungsklage kommt, werfen sie ihn gemeinschaftlich zur Thüre hinaus; dann zogen sie beide gen Straßburg, um den Prinz-Präsidenten und die wilden Thiere zu besehen.

Italienische Blätter sprechen von der Entdeckung einer eigenthümlichen Pflanze im Innern Afrikas, welche den Uebergang zum animalischen Leben zu bilden scheint. Dieses Pflanzenwesen sieht schlangenförmig aus und kriecht am Boden hin. Statt des Kopfes findet sich aber eine glockenförmige Blume, welche eine klebrige Flüssigkeit enthält. Fliegen und andere Insekten, welche in diese Glocke hineinfallen, sind gefangen. Die Blume schließt sich und die Insekten dienen der Pflanze als Nahtrung. Die Haut dieser Pflanzenschlange hat einblätterartiges Aussehen; ihr Fleisch ist weiß und milde und die Eingebornen essen es gerne.

E. Trumond in London hat ein Gutta-Percha-Präparat erfunden, welches in Farbe, Gewebe und Kraft vollständig dem natürlichen Zahnfleisch gleicht und ein Gebiß künstlicher Zähne sicher und bequem im Munde festhält. Sein Hauptvortheil besteht darin, daß es den oft sehr schädlichen Gebrauch von Metallplättchen zur Einsetzung falscher Zähne entbehrlich macht. Die Erfindung ist patentirt worden.

Nach der „Tribüne" beläuft sich der jährliche Ertrag der landwirthschaftlichen Bodenerzeugnisse in den Vereinigten Staaten auf 1000 Mill. Dollars. Sie bemerkt, daß bei derselben Arbeit, unter denselben Verhältnissen, der Ertrag leicht auf 30 Prozent steigen dürfte, wenn der Ackerbau wissenschaftlicher betrieben würde.

Zum Beweis der außerordentlichen Fruchtbarkeit möge es dienen, daß in einem Tübinger Garten aus einem einzigen Gerstenkorn 45 Halme entsprossen sind, deren jeder ein Aehre trägt. Rechnet man auf die Aehre 27 Körner, so gibt dieß 1115 Körner, und hat somit das einzige Körnchen mehr als tausendfältige Früchte getragen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Gladelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 135 23. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Würdet Ihr ihn gern wiedersehen?" — fragte Eduard.

„Ob ich ihn gern wiedersähe!" rief die Alte. — „Herr Gott, wie Sie auch fragen, lieber Herr. Ich glaube, ich würde vor Freuden zwanzig Jahre jünger, wenn ich noch einmal einen Blick aus diesen klaren, blauen Augen empfinge." —

„Nun, so seht mich denn an, Grete!" — rief Eduard gerührt und ergriff die Hand der Alten. — „Ich bin Eduard H**, den Ihr so viele Mal auf Euren Armen getragen habt — erkennt Ihr mich?" —

Lange dauerte es, bevor sich die gute Alte soweit von ihrer angenehmen Ueberraschung zu erholen vermochte, daß sie Worte für ihre Gefühle fand. — „Ist es wirklich der Graf selbst?" — rief sie endlich.

Eduard versicherte ihr nochmals, daß er der Graf H** sey.

„Ach, Du Vater im Himmel" — sprach nun die alte Frau weinend vor Freude. — „Du hast mich also nicht verlassen. Ich habe heute einen glücklichen Gang, den glücklichsten meines Lebens, gemacht. Ich habe einen Funken von Hoffnung auf die Rettung meines Sohnes, seiner armen Frau und seiner armen Kinder, und ich habe meinen lieben, guten Grafen Eduard wiedergefunden. Ach, das ist zu viel, wirklich zu viel für einmal!"

„Darf ich Sie einmal genau betrachten?" — fuhr sie nach einer Weile fort — mein Eduard, mein Engel, der zweimal mein Wohlthäter gewesen ist, ohne mich zu kennen. Ja, ja, das sind dieselben himmelblauen Augen, die ich so oft auf meinem Schooße in Schlummer gewiegt habe; das ist derselbe zuckersüße Mund, den ich so viel tausendmal geküßt habe — freilich damit ist es nun für mich vorbei. Aber die Stirn ist höher, das Haar dunkler, das Gesicht ovaler geworden." —

„Und gebräunter" — fiel Eduard lachend ein.

„Ja, das ist es ja eben, was einen Mann am besten kleidet" — erwiderte die Alte. — „Und der allerliebste kleine Schnurrbart, wie hübsch der steht! Ich habe immer die Schwäche für die Schnurrbärte gehabt, und dieselbe noch jetzt, obgleich ich alt und runzelig wie eine Morchel bin."

Eduard lächelte, allein sein Gesicht nahm im nächsten Augenblick wieder einen ernsten Ausdruck an, denn seine Gedanken richteten sich auf Emma. Er wünschte, daß auch sie ihn in der Uniform und mit dem Schnurrbart sehen möchte.

Allein das Geplauder der Alten verscheuchte diese Gedanken und Träumereien bald. Bei der ersten Pause, welche sie machte, nahm ee das Wort und sprach: — „Meine gute Grete, ich will Alles, was ich thun kann, für dich thun, Du sollst in Deinen alten Tagen keinen Mangel leiden, das verspreche ich Dir. Aber sage mie doch, wohin Du Dich wandtest, als Du unser Haus verließest?" —

„Erinnert sich der Herr Graf nicht mehr," — versetzte die Alte — „daß ich von den gräflichen Eltern weg in das Haus des Barons P** zog, der damals der Herrschaft nächster Nachbar in Norrland war? Das kleine Fräulein Ebba, die ich wartete, starb in ihrem zweiten Jahre, und seitdem brauchten sie keine Kindermuhme mehr, denn das jüngste Kind, Richard, war schon über neun Jahre alt." —

„Ach, Richard, Richard mein Jugendfreund!" — rief Eduard — „Weißt Du Etwas von ihm? — Lebt er noch, und wo hält er sich auf?" —

„Ja wohl, Gott Lob, er lebt noch, und das ist recht gut für mich, denn ohne ihn wäre ich mit den Meinigen gewiß schon verdorben. Aber er hat mir dann und wann nach Zeit und Gelegenheit eine kleine Unterstützung gegeben. Doch war sie freilich nie bedeutend, denn er ist zu arm, um so viel Gutes thun zu können, als er will; und ich bin überzeugt, daß er selbst oft Mangel leidet, um mir zu helfen." —

„Und wo ist er?" — fragte Eduard ungeduldig.

„Er ist hier in Stockholm" — erwiderte die

Digitized by Google

Alte — er ist Lieutenant bei dem **schen Regimente." —

„Was? — bei demselben Regiment, bei welchem ich stehe? — Das ist unmöglich, dann müßte ich von ihm gehört oder gesehen haben." —

„Aber es ist dennoch wahr, Herr Graf; er ist Lieutenant bei dem **schen Regiment. Allein er hat seit langer Zeit keinen Dienst beim Regiment gethan, denn er lag über drei Monate hoffnungslos krank und würde gewiß aus Mangel an Geld und Pflege gestorben seyn, wenn sein Chef nicht gewesen wäre. Aber dieser edelmüthige Mann verschaffte ihm einen Arzt, eine Wartefrau, Arzenei und bezahlte Alles aus eignen Mitteln. Obgleich er nun schon seit Monatsfrist das Bett verlassen hat, so hat ihn doch der General noch frei von jedem Dienstgeschäft gelassen. In einigen Tagen reist er nach Strömstadt, Alles auf Kosten des Generals." —

Eduard hatte seinen Chef schon bisher sehr hoch geachtet, jetzt bewunderte er seinen Edelmuth und seine Menschenliebe und gelobte ihm im Herzen ewige Dankbarkeit für die Wohlthaten, die er seinem kranken Freund erzeigt hatte. Und diesen Jugendfreund konnte er nun wiederfinden! Er war sein Kamerad und konnte sein Vertrauter werden. So lange hatte er sich nach dem Trost der Freundschaft gesehnt — und jetzt war derselbe so unvermuthet nahe.

In demselben Augenblicke sah er fünf bis sechs seiner Kameraden aus einem Gange des Gartens, dem Orte, auf welchem er stand, näher kommen. Da er — wie gewöhnlich — ihrer Gesellschaft ausweichen wollte, so wandte er sich schnell zu der Alten und sprach: — „es ist spät, Grete, wir haben allzulange geplaudert; Du mußt nun heimgehen und Deinen armen Kindern und Enkeln Trost bringen. Geh' langsam vor mir her, ich werde Dir folgen.

Die Alte ging und Eduard folgte ihr in einiger Entfernung. Kaum war er jedoch durch das Garten-Thor auf die Straße gekommen, so begegnete er seinem Chef, der mit seiner ganzen Familie daher kam. — „Ah, das ist der Graf H**" — rief der General — „das ist ein angenehmes Zusammentreffen. Kehren Sie mit uns um, bester Graf, und bringen Sie den Abend bei mir zu. Ich will Sie einem Mann vorstellen, der künftig meiner Familie sehr nahe stehen wird." —

Eduard dankte, indem er versicherte, daß er nicht die Ehre haben könne, für diesen Abend die Gesellschaft des Generals zu vermehren. — „Und warum nicht?" — fragte sein Chef. Eduard fürchtete, die alte Grete aus den Augen zu verlieren, sah sich unruhig um, griff an seinen Hut und sprach: — „Ich werde Ihnen morgen sagen, wohin ich gehe; jetzt erlaubt es die Zeit nicht, ich muß eilen." — Nach diesen Worten eilte er mit langen Schritten nach dem Viehmarkt, zu welchem die Alte ihren Weg genommen hatte.

Die ganze Gesellschaft sah ihm erstaunt nach, am meisten der General. — „Was mag dieß heißen?" — frug er. — „Was kann er heute Abend vorhaben? — Er sah so verwirrt aus, blickte so unruhig um sich her und zeigte eine wirkliche Angst, als ich ihn zurückhalten wollte. Darunter liegt etwas Ungewöhnliches verborgen. Ich werde ihm nachgehen, nicht um etwa in sein Geheimniß einzudringen, aber dieser Jüngling hat mein Herz so sehr für sich gewonnen, daß ich ihn studiren muß. Entschuldigen Sie mich, meine Herrschaften, ich werde bald wieder zurück seyn."

Bei diesen Worten eilte der General Eduard nach, indem er sich zugleich auf eine passende Entschuldigung vorbereitete, falls Eduard sich umsehen und ihn erblicken sollte. Allein das Letztere geschah nicht.

Die alte Grete wanderte über den Viehmarkt in ein entlegenes Seitengäßchen und blieb vor einem elenden, hölzernen Hause stehen. Bevor sie in die Thür desselben trat, sah sie noch einmal nach dem Grafen zurück, um sich zu überzeugen, daß ihr derselbe auch wirklich folgte. Dann kletterte sie mit erleichtertem Herzen die schmale Treppe hinauf.

In einer kleinen, elenden, düsteren Dachstube wohnte die arme Familie; der Anblick, der hier dem Auge begegnete, hätte auch ein weniger gefühlvolles Herz als das Eduards gerührt. An einem Tisch, der voll Schuhmacherwerkszeug lag, saß der bedrückte Hausvater, Verzweiflung in seinem von Mangel und langer Krankheit gebleichten Gesicht. Er arbeitete fleißig; sein ältestes Kind, ein Knabe von zehn Jahren, saß neben ihm und schnitzte Schuhmacherpflöcke.

Seine Ehefrau saß mit gleich betrübtem Ansehen am Ofen und hielt ihr jüngstes Kind an der Brust. Ein Mädchen von acht oder neun Jahren saß auf einer Fußbank und hielt ein etwa zweijähriges Kind auf den Armen; zwei andere Kinder standen neben der Mutter und weinten nach Brod. Alle sahen leidend und abgemagert aus und waren nur mit Lumpen bekleidet. Das ganze Zimmer gab die bitterste Armuth zu erkennen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Romanze.

Im Winter des Jahres 1799 durchschritt eine ziemlich schöne und einfach gekleidete Frau, unge-

fähr fünfunddreißig Jahre alt, die Straße St. Denis und schaute nach allen Thüren, als wolle sie unter den vielen zur Vermiethung angezeigten Wohnungen eine passende sich auswählen. Von der einen Seite stützte sie sich auf den Arm eines jungen Mädchens von sechzehn bis siebzehn Jahren, dessen zierliche Gestalt und sanfte edle Züge, ihrem schlichten Leinwandkleide und zerknitterten Strohhute zum Trotze, die Blicke aller Vorübergehenden auf sich zogen. Auf der andern Seite führte die Frau ein kleines Mädchen von höchstens zehn Jahren an der Hand, frisch und blühend, dessen kindliches Geplauder die tiefe Melancholie, die sich in den Zügen der beiden andern Personen aussprach, auf Augenblicke verscheuchte.

An dem Eingange eines kleinen Baumganges, der zu einem unscheinbaren, aber sehr reinlichen Hause führte, standen die drei Personen still. Die Dame zog einige Erkundigungen ein über die möblirten Wohnungen, die in demselben zu vermiethen waren, und miethete endlich im vierten Stocke zwei Zimmer und einen kleinen Speisesaal zu dem monatlichen Preise von fünfzig Franken. Noch an demselben Tage bezog sie mit ihren beiden Töchtern — denn solche waren die zwei Mädchen — ihre neue Behausung.

Die Frau, die in diesem bescheidenen Hause sich eingemiethet hatte, war im Ueberflusse geboren; viele Jahre hatte sie verlebt in Glanz und Herrlichkeit. Mit ihrem Gatten, dem Marquis von Rostain, war sie im Jahre 1792 in das Ausland geflohen und das Vermögen beider war als Eigenthum der Nation eingezogen worden. Der Marquis war im Jahre vorher zu Frankfurt gestorben und hatte seiner Frau und seinen Kindern nur die unbedeutende Summe von zweihundert Louisd'or — den Rest Dessen, was er aus Frankreich gerettet — hinterlassen. Dieß war gewiß zu wenig, als die Marquise und ihre Töchter lange Zeit davon in einer fremden Stadt hätten leben können, wo sie, ohne Verwandte noch Freunde, nicht einmal hoffen konnte, aus ihren Talenten und ihrer Arbeit Gewinn ziehen zu können. Erschreckt vor der traurigen Zukunft, die ihren Kindern bevorstand, zögerte sie nicht, Alles zu wagen, was dieselben dem ihnen drohenden Elende zu entreißen vermochte. Sobald der erste Schmerz über den Tod ihres Gatten sich gelegt hatte, reiste sie nach Frankreich ab unter dem Namen einer Dame Dupré, weil als Ausgewanderte ihr Haupt dem Beil der Guillotine verfallen war.

Die Marquise von Rostain hatte zu Paris einen Vetter, der, obwohl viel älter als sie, sie einst wie eine Schwester geliebt hatte. Der Graf von Sannois — dieß war sein Name — war nicht nur in Frankreich zurückgeblieben, sondern sein noch jugendlicher Sohn diente sogar in dem französischen Heere und unter so vielen Tapferen hatte dieser durch seinen Heldenmuth sich rasch zu einer hohen Stellung emporgeschwungen. Mehr als einmal hatte Frau von Rostain den jungen Offizier in den Zeitungen rühmlichst erwähnt gefunden und gerade durch seine Fürsprache hoffte sie, wo möglich einen Theil ihres Privatvermögens wieder erhalten zu können, oder doch wenigstens von der Proskriptionsliste gestrichen zu werden. Wie schmerzlich war daher ihre Enttäuschung, als sie bei ihrer Ankunft in Paris erfuhr, Herr von Sannois habe schon vor sechs Monaten eine Reise nach Italien angetreten und sein Sohn sey Bonaparte nach Egypten gefolgt.

Frau von Rostain besaß nur noch die Hälfte der kleinen Summe, die ihr Gatte ihr hinterlassen hatte, und so hätte sie sich der größten Verzweiflung zur Beute gesehen, wenn ihre älteste Tochter ihr nicht Worte des Trostes und der Ermuthigung gespendet hätte. Obgleich Leontine erst siebzehn Jahre alt war, so hatte ihr doch das Unglück jene Einsicht und Charakterstärke verliehen, die sonst nur gereifteren Personen eigen sind.

„Warum sollten wir es denn nicht in Paris machen, wie wir in Frankfurt gethan haben, Mama?" sprach die liebenswürdige Tochter zu ihr; „weil Sie doch von Niemand erkannt werden dürfen und wir in der größten Zurückgezogenheit in einem Quartiere, das die vornehme Welt nicht kennt, unten Entbehrungen aller Art zu leben verurtheilt sind, so wollen wir nur des Nachts ausgehen, um frische Luft zu schöpfen, und bei Tage arbeiten. Es wird nicht schwer halten, unsere Arbeiten bei irgend einer Modehändlerin, der Sie sich unter dem Namen einer Madame Dupré vorstellen werden, absetzen zu können und das Geld, das wir auf diese Weise verdienen, wird mit der kleinen Summe, die Sie noch besitzen, hinreichen, der Rückkehr unseres Vetters mit aller Ruhe entgegensehen zu können."

Frau von Rostain entschloß sich, dem Rathe Leontinens zu folgen, und unter heißen Thränen, die ihr das unglückliche Loos ihrer Kinder in die Augen lockte, bezog sie die kleine und bescheidene Wohnung, die wir dem Leser beschrieben haben. Gegen eine geringe Vergütung übernahm es eine alte Frau, die in dem Hause wohnte, alle Morgen die rauheren Haushaltungsarbeiten zu verrichten, während Leontine das Uebrige besorgte. Man mußte die Thätigkeit der Jungfrau bewundern, die ihrer Mutter auch noch nicht die geringste Anstrengung erlaubte; und als Leontine wahrnahm, daß die schlechte Nahrung, die man bei einem Speisewirthe holte, der schwachen Gesundheit ihrer

Mutter zusetzte, bereitete sie selbst das bescheidene Mahl.

Mit welcher Zärtlichkeit und welcher Liebe beobachtete die Mutter das geschäftige Treiben des reizenden Geschöpfes, das immer lachend, immer heiter, den beschwerlichsten und anstrengendsten Verrichtungen sich unterzog. Wenn Leontine Das, was sie Arbeit nannte, verrichtet hatte, setzte sie sich munter zu Mutter und Schwester und nahm eine Stickerei vor sich; bald arbeitete sie an einer Börse, bald an einer Tasche oder an irgend einem Phantasiestücke, denn Frau von Rostain hatte eine großartige Modewaarenhandlung in der Straße St. Denis ausgemacht, die für die Produkte ihres Fleißes zwar einen nur bescheidenen Preis, aber doch in baarem Gelde zahlte.

Frau von Rostain und selbst die kleine Julie führten emsig die Nadel, so lange das Tageslicht zu arbeiten erlaubte; war aber der Abend angebrochen, so machte die ganze Familie bei günstiger Witterung einen großen Spaziergang auf den Boulevards, um nach des Tages Anstrengungen Luft und Bewegung zu genießen.

So waren Mutter und Töchter einst bis zur Magdalenenkirche gegangen und hatten sehr ermüdet den Rückweg eingeschlagen, als ganz nahe bei der Straße St. Denis eine beträchtliche Menschenmasse auf dem Boulevard sich gesammelt, ihnen den Weg versperrte. Mitten aus der Gruppe drangen die Klänge einer melodischen Stimme bis zu ihnen. Eine Frau, deren Gestalt ein großer, schwarzer Schleier verhüllte, sang mit Guitarrebegleitung eine schwierige italienische Arie und sang sie mit mehr Geschmack und Anmuth, als man sonst von Künstlern dieser Art erwarten darf. Als sie mit ihrem Gesange zu Ende gekommen war, beeilte sich darum ein Jeder, einige Sous in das Körbchen, das neben ihr auf der Erde stand, zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In London hatte vor ein paar Wochen ein Mann, dem Anzuge nach ein Bauer, mit einem Bündel Heu auf dem Kopfe, das Unglück, durch die große, 30 Pfund werthe Spiegelglasscheibe der Ladenthüre einer großen Seidenwaarenhandlung zu fallen. Der Besitzer des Ladens packte sogleich den Kerl, welcher betheuerte, er habe kein Geld, und die schwere Last, die er zu tragen habe, als Entschuldigung für sich anführte. Zwei Herren, welche Augenzeugen der Scene gewesen waren, bestätigten, daß die Sorglosigkeit des Bauern an dem Unglück schuld sey, und schlugen vor, seine Taschen zu untersuchen. Dieß geschah auf der Stelle und man fand darin eine 50 Pfund-Banknote. Vergebens betheuerte der Landmann mit Thränen in den Augen, die Banknote gehöre seinem Herrn und sey der Erlös von dem heutigen Markte. Der Kaufmann machte sich für den erlittenen Schaden bezahlt, indem er die Banknote behielt und dem Landmann eine 20 Pfund-Note der englischen Bank herausgab. Der arme Mann ging fort, um einen Polizeimann zu suchen und den Kaufmann zu verklagen, und die beiden Herren nahmen höflich Abschied, nachdem sie dem Kaufmann wegen des Erfolges, den ihr Vorschlag, die Taschen des Landmanns zu untersuchen, gehabt hatte, gratulirt hatten. Natürlich erräth schon der Leser, wie die Sache endete — die 50 Pfund-Note war falsch und die ganze Sache war ein verabredeter Gaunerstreich.

Zahlenräthsel.

Man sah den Halm im Thau sich baden,
Des Waldbewohners erster Schlag
Ertönte; auf benetzten Pfaden
Der Sonne glänzend Bildniß lag,
Als Chloe ihre Lämmer zählte
Und sah, daß ihr ein Liebling fehlte.
Betrübt durchstrich sie rings die Fluren,
Durchspähte jedes Lämmerheer,
Allein umsonst, denn ihre Spuren
Erloschen; sie war hoffnungsleer
Und trieb in hoher Mittagsstunde
Die Lämmer zu der Quelle Munde.
Ei, sprach sie flehend, „Deine Heerde,
Mein theurer Dephnis, scheint vermehrt
Damit auch ich so glücklich werde,
Sey mir von dir ein Lamm verehrt;
Ich will, daß mir gleichgroße Heerde
Mit Dir, mein Heißgeliebter, werde.
Nein, Chloe, gieb mir ein's von Deinen,
Dann hab' ich noch einmal so viel!
Sprach er als du, und zählt die Seinen,
Ja, Chloe noch einmal so viel!
Und hüpft in seiner Lämmer Mitte,
Und singt nach froher Schäfer Sitte.
Doch, Chloe, willst Du treu mir bleiben,
So such' Dir eins von meinen aus.
Chloe spricht: „Ja!" und beide treiben
Gleich eins ein jeder nun nach Haus.
Ein Räthsel ist es nun geblieben,
Wie viel ein Jeder ausgetrieben.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Lisette Mailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 136 25. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die arme Familie erstaunte nicht wenig bei dem Anblick des stattlichen, jungen Herrn, der in ihre niedere Wohnung eintrat. In ihrer Bestürzung gewahrte sie die alte Großmutter nicht, welche den Grafen auf dem Vorplatz erwartet hatte und jetzt mit freudestrahlendem Gesicht hinter ihm in die Stube trat. Eduard ging auf ihren Sohn zu, um mit demselben zu sprechen, allein die Alte ließ ihm nicht Zeit dazu, sondern rief mit jubelnder Stimme und Geberde: — „Freuet Euch, Kinder, der liebe Gott hat uns geholfen. Seht, das ist mein theurer Graf Eduard H**, den ich als Kind gewartet und von dem ich Euch so oft erzählt habe. Zweimal ist er mein Wohlthäter gewesen und nun hat er mir versprochen, auch Dir, armer Sohn, zu helfen. Ach, er ist kein Mensch, er ist ein wahrer Engel!" —

Der arme Mann wollte aufstehen und mit dem Grafen sprechen, allein dieser hielt ihn zurück und bat ihn, seine Arbeit fortzusetzen. Mit theilnehmender Güte fragte er ihn nun über seine Umstände. Er suchte dann den von Sorgen und Entbehrungen fast wahnsinnig gewordenen Mann aufzurichten und zu beruhigen, versprach ihm alle mögliche Unterstützung, machte ihm Hoffnung auf die Regimentsarbeit und schenkte ihm sogleich eine kleine Geldsumme, um Leder und die nothwendigsten Lebensbedürfnisse einzukaufen.

Vergebens würde man die Freude dieser armen Familie zu schildern versuchen. Mann, Frau, Kinder, Großmutter, Alle drängten sich um ihren Wohlthäter, um ihm die Hände und Kleider zu küssen. Thränen der Rührung und Freude feuchteten die Wangen des Mannes und der Frau, und die alte Grete rief laut weinend: — „Habe ich Euch nicht gesagt, daß mein lieber Graf ein Engel ist?" —

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Eduards Chef trat auf die Schwelle, ging aber auch sogleich einen Schritt zurück und betrachtete die Gruppe einige Minuten. Niemand sprach weiter ein Wort; selbst die schwatzhafte Grete wußte nichts zu sagen; Alle blickten unverwandt nach dem General, der in seiner goldgestickten Uniform mit seinen Sternen und funkelnden Orden wie eine strahlende Sonne in der Nacht dieser elenden Wohnung dastand.

Eduard war nicht weniger überrascht durch die unerwartete Ankunft des Generals; allein er faßte sich zuerst, trat seinem Chef heiter entgegen und sprach: — „der Himmel hat Sie hieher gesandt, Herr General; hier ist ein weites Feld für Ihre wirksame Menschenliebe!" — Mit wenigen Worten theilte er nun dem General sein Verhältniß zu der alten Grete, sein unvermuthetes Zusammentreffen mit ihr und die unglückliche Lage mit, in welche ihre Kinder und Enkel durch Krankheit und Unglücksfälle gerathen waren. Dann bat er den General beweglich, dem armen Sohn Grete's wo möglich die Schuhmacherarbeit für das Regiment zu überlassen, damit derselbe dadurch Gelegenheit fände, sich und den Seinigen zu helfen.

Der General gab darauf keine Antwort, sondern wandte sich an den Schuhmacher und fragte denselben, ob der Hausbesitzer im Hause wohne. — „Nein, gnädiger Herr" — erhielt er zur Antwort — „er wohnt hier in derselben Straße, gerade gegenüber, in dem großen Steinhause, welches ihm zugleich nebst fünf andern Häusern zugehört." —

„Gut" — erwiderte der General — „ich werde gleich wieder bei Euch seyn, liebe Freunde. Folgen Sie mir, Herr Graf."

Als Beide auf den Vorplatz kamen, sprach der Erstere: — „Wir müssen den Hauswirth sogleich aufsuchen, um zu erfahren, wie sich diese Familie während der Zeit, da sie hier wohnt, aufgeführt hat. Ich sehe wohl, daß sie sich in elenden und erbärmlichen Umständen befindet; aber vielleicht ist der Mann ein Säufer, und dann ist keine Hülfe für ihn da. In diesem Falle will ich nur sehen, ob ich Etwas für die armen Kinder thun kann. Sind es dagegen ordentliche Leute,

Digitized by Google

so wil ich für ihr zukünftiges Auskommen thun, was ich kann."

Der Hauswirth, ein Kaufmann, saß eben mit seinen Angehörigen bei Tische, als die beiden Herrn eintraten. Nachdem sich der General artig entschuldigt hatte, daß er bei seiner gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Hausherrn zu so unpassender Zeit bei demselben vorspräche, führte der Kaufmann beide Herren in ein Nebenzimmer, woselbst ihn der General fragte, was er von dem armen Schuhmachergesellen wisse, der mit seiner Frau, seiner Mutter und sechs Kindern eine Dachkammer in dem gegenüberliegenden Hause bewohne.

Der Kaufmann erwiderte darauf, daß sein Miethmann, soviel er wisse, ein zwar armer, aber arbeitsamer, nüchterner und ordentlicher Mann sey, der sein gegenwärtiges Logis schon seit drei Jahren inne habe und während dieser Zeit weder im Hause selbst, noch in der Nachbarschaft die mindeste Veranlassung zu einem Aergerniß gegeben habe, dabei auch verträglich mit seiner Frau und äußerst aufmerksam mit seiner alten Mutter umgehe. Da er aber lange Zeit krank gewesen sey, so sey er in große Noth gerathen und auch ihm, dem Wirth, drei Quartale Miethzins schuldig geworden, die er völlig einzubüßen fürchte.

Der General bat sich hierauf Papier, Feder und Tinte aus und stellte damit dem Kaufmann eine schriftliche Versicherung aus, daß er selbst für den armen Schuhmachergesellen bis zu dem Betrag des Miethzinses Bürgschaft leiste, falls der Wirth demselben noch so lange Nachsicht geben wolle, bis er wieder hinreichende Arbeit haben würde. Der Wirth war damit zufrieden und versprach, die arme Familie in ihrer Wohnung zu lassen, so lange sie dieselbe haben wollte. Freundlich schied man von einander.

Der General und der Graf kehrten wieder zu der armen Familie zurück; und als der Letztere dem Sohn seiner Wärterin sagte, daß sie sich nicht mehr wegen der unbezahlten Miethe zu ängstigen oder Vertreibung aus ihrem Logis zu befürchten brauchten, weil der General so lange Bürgschaft für sie geleistet hätte, bis sie wieder hinlängliche Arbeit bekommen haben würden; und als der General dieß bestätigte, da fanden sie keine Worte für die Gefühle. Der General gab noch dem Sohn seine Adresse und bestellte ihn für den folgenden Morgen zur weiteren Besprechung in seine Wohnung, gab der Frau vorläufig eine kleine Geldsumme und entfernte sich schnell, um den lauten Danksagungen der freudetrunknen Weiber zu entgehen.

Eduard hatte sich inzwischen mit der alten Grete unterhalten, von ihr die Wohnung Richard P**s erfahren und ihr dagegen eine Karte mit seiner eignen Adresse und mit der Weisung gegeben, daß sie am folgenden Morgen zu ihm kommen solle, indem er aus seiner Garderobe einige Kleider für ihren Sohn und für ihre Enkel aussuchen wolle. Dann eilte er dem General nach, der ihn am Ende der Treppe erwartete.

Beide gingen eine Zeitlang schweigend neben einander. Der General schien unschlüssig über die Art, wie er das Gespräch einleiten sollte; Eduard aber, dem die unvermuthete Ankunft seines Chefs in der Wohnung so armer Leute ein Räthsel war, ging sinnend nebenher und schien wenig oder gar nicht zum Sprechen aufgelegt.

Endlich brach der General das Schweigen und begann: — „Sie werden sich jedenfalls wundern, bester Graf, daß ich fast zugleich mit Ihnen diese Wohnung der Armuth betreten habe. Sie denken gewiß, daß ich Ihnen in der Absicht gefolgt sey, Ihre Wege auszuspüren; und ich will nicht läugnen, daß dieß wirklich der Fall ist. Ihr Betragen während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft hat mir nie die geringste Vermuthung gegeben, daß Sie Laster oder Ausschweifungen liebten; denn wäre dieß der Fall gewesen, so würden Sie Sich nicht von dem geräuschvollen Umgang mit Ihren Kameraden zurückgezogen haben; und hätten Sie — nach meinem Dafürhalten — keine Ausnahme von diesen Herren gemacht, so würde ich mir auch keineswegs die Mühe genommen haben, Sie auf den rechten Weg zurückzuführen. Denn, wenn ich dieß bei allen jungen Leuten thun wollte, die unter meinem Befehl stehen, so würde ich nicht nur einen großen Theil meiner Zeit darauf verwenden müssen, sondern mir auch eine Menge Feinde und außerdem mein eignes Mißbehagen über dergleichen mißlungene Versuche zuziehen. Ganz anders war es mit Ihnen, Herr Graf. Sie interessirten mich vom ersten Augenblick an. Ihr Vater hatte Sie meiner besondern Sorgfalt und Aufsicht anvertraut; als alter Freund desselben beschloß ich sein Vertrauen zu rechtfertigen und seine Stelle bei Ihnen zu vertreten, so lange Sie in der Hauptstadt bleiben würden. Ihre vorherige Weigerung, mich und meine Angehörigen nach Hause zu begleiten, in Verbindung mit ihrer sichtbaren Besorgniß, die alte Frau (die ich für keine gute Botschafterin hielt) aus den Augen zu verlieren, flößte mir den Argwohn ein, daß auch Sie zuweilen vom rechten Weg ab auf einen Irrweg geriethen. Um mich von der Wahrheit oder Unwahrheit meines Verdachts zu überzeugen und Sie im ersteren Falle Ihrem Verderben noch zur rechten Zeit zu entreißen, ging ich Ihnen nach. Nun stellen Sie Sich meine Ueberraschung vor, da ich Sie als rettender Engel in der Wohnung des Mangels, von Menschen um-

Digitized by Google

geben finde, welche Sie so eben der Verzweiflung entrissen hatten. O, es war ein schöner erhebender Anblick, junger Mann; ich hätte diese genußreichen Augenblicke, die meinen Glauben an menschliche Würde so sehr befestigten, um Alles in der Welt nicht wissen mögen. Vergeben Sie mir meinen ungehörigen Argwohn; mein aufrichtiges Bekenntniß desselben muß Sie überzeugen, daß derselbe aus keiner unedeln Quelle geflossen ist. Von diesem Augenblick an sind Sie mir theuer und werth wie ein Sohn. Sie haben meinem Blick ein rührendes Gemälde des Menschenlebens vorgeführt, Sie haben mir selbst den unschätzbaren Genuß verschafft, eine gute That zu üben; und ich segne deßhalb diesen Abend, als einen der glücklichsten meines Lebens." —

Eduard drückte die Hand des Generals, eine Thräne glänzte in des Jünglings Auge, der Blick des alten Kriegers ruhte mit innigem Wohlwollen auf dem jungen Mann. Schweigend gingen sie durch die indessen leer gewordnen Straßen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Romanze.

(Fortsetzung.)

„Diese Frau singt wahehaft vortrefflich," sprach Leontine; „erlauben Sie mir, Mama, daß ich ihr ein kleines Geldstück gebe?"

Mit der Bewilligung iheer Mutter waef sie ein Zehnsousstück in das Körbchen.

Bis zur Stunde, wo sie sich zue Ruhe begab, unterhielt sich die Familie von dee Musik, die sie auf dem Boulevard gehört hatte, und noch am andern Morgen beschäftigte sich Leontine noch so lebhaft mit dem Gedanken an die Unbekannte, daß sie ihre Hausfrau fragte: ob das arme Geschöpf, das so schön gesungen habe, im Quartieee bekannt sey?

„Ah, Sie haben Sie singen höeen?" erwideete die Muttee Boudreau; „nicht wahr, ihe Gesang ist nicht übel? Sie singt, wie eine Nachtigall und von ihrer einmaligen Einnahme wollte ich schon eine ganze Woche leben."

„Glauben Sie denn," versetzte Leontine, „daß, wenn die unglückliche arme Frau etwas ersparen könnte, sie dieß teaurige Handwerk nicht aufgeben wüede?"

„Bah, bah, ihr Lebenswandel ist nicht ordentlich; sie ist eine Verschwenderin und Säuferin."

„Kennen Sie denn die Frau?" feagte Feäulein von Rostain.

„Duechaus nicht; erst seit sechs Wochen kömmt sie alle Donnerstag auf unser Boulevard; sie ist nicht aus unserm Quartier, sondeen eine Landsteicherin ohne Zweifel."

Leontine glaubte von Niemanden Böses und mochte die Verläumdung nicht leiden; noch mehr, das Talent der armen Frau hatte sie für sie eingenommen und schnell brach sie darum die Unterhaltung ab, die Sängerin nicht weniger bemitleidend, als vorher.

Ehe Herr von Rostain nach Frankfurt kam, hatte ee mit seiner Familie zwei Jahre in Italien veelebt. Leontinens Stimme war ausgezeichnet und daeum hatte ee ihr die besten Gesanglehrer gegeben und ihr Geschmack füe Musik war dadurch ein reiner und vollkommener geworden. Wenn sie bei der Arbeit neben ihree Mutter saß, trillerte sie immer ein Liedchen, das ihr gerade in den Sinn kam. An diesem Abende abee sang sie die Arie, die sie am vorigen Tage die unbekannte Frau hatte singen hören, und zwar noch besser als diese.

„Wie Schade, Leontine", bemerkte die kleine Julie, als sie geendet hatte; „wie Schade, daß Du kein Piano mehe hast, Dein Lied zu begleiten."

„Odee doch wenigstens eine Guitarre," versetzte Leontine: „ohne Begleitung lassen sich diese italienischen Arien nicht singen."

Zum Erstenmal in iheem Leben quälte Leontine die Erinnerung an vergangene besseee Tage. Ihrer Mutter blieb ihr Schmerz nicht verborgen und zwei Tage nachhee beachte Frau von Rostain bei ihrer Rückkehr von ihrem wöchentlichen Ausgange, den sie in die Modehandlung machte, ihrer geliebten Tochter eine werthvolle Guitaeee mit, die sie gekauft hatte.

„Ach, Mama," rief Leontine, als sie die Guitarre sah und drückte heiße Küsse auf die Hände der Muttee, „es war nicht recht von mie, diesen Wunsch geäußeet zu haben. Sie haben viel Geld für mich ausgegeben, ich bin dessen sicher."

„Nicht viel, mein liebes Kind," entgegnete die arme Mutter, „nun hast Du eine Guitarre und kannst duech Deinen Gesang uns aufheiteen, Leontine."

Wieklich nahm Leontine von nun an alle Abend voe dem Schlafengehen ihe Instrument zur Hand und sang die Lieblingslieder der Mutter und der Schwester. Diese angenehme Erholung ließ die Familie ihre trüben, mühevollen Tage vergessen.

Der Sommee nahte sich seinem Ende und noch war keine Erleichterung in der Lage dee Frau von Rostain und ihrer Töchter eingetreten. Von der Rückkehr des Herrn von Saunois war noch immer keine Rede und selbst in seinem Hotel war man in gänzlicher Ungewißheit über seinen jetzigen Aufenthalt. Der Ertrag der angestrengten Arbeit, der sich Mutter und Kinder unterzogen, reichte zur Unterhaltung der Familie nicht aus, und die kleine Summe, die sie noch besaß, schmolz mit jedem Tage mehe zusammen. Leontine beschränkte sich

Digitized by Google

auf das Allernothwendigste und bat zärtlich ihre Mutter, der Befriedigung einer Menge kleiner Bedürfnisse, die das Alter und der langjährige Besitz eines großen Vermögens ihr zur Nothwendigkeit gemacht hatte, nicht zu entsagen. Leontinens Bitten wurden um so inständiger und dringender, als sie die Gesundheit der geliebten Mutter von Tag zu Tag immer mehr schwinden sah. Frau von Rostain magerte auf eine schreckliche Weise ab und immer kam sie sehr ermüdet von ihrem abendlichen Spaziergange nach Hause zurück, der immer kürzer wurde und den sie aus Rücksichten für ihre Kinder, die einige Augenblicke die frische Luft genießen sollten, nicht aufgab. Bald beschränkte sie sich nur auf das allernächste Boulevard, wo sie sich eine ganze Stunde lang auf einer Bank ausruhte. Leontine hatte also vollständige Zeit, der armen Sängerin zu lauschen; sie überzeugte sich wirklich, daß die Frau viel Geld verdienen müsse, denn viele Silbermünzen füllten ihr Körbchen. Schon begann das junge Mädchen zu glauben, die Mutter Boudreau könne wohl Recht haben, da blieb die Sängerin auf einmal aus. Mehr als ein Monat war schon verflossen, ohne daß sie wiederkam, und Leontine glaubte gerne, daß die Arme sich ein kleines Vermögen gesammelt habe.

Der Gesundheitszustand der Frau von Rostain verschlimmerte sich von Tag zu Tag; ein schleichendes Fieber zehrte an ihr. Endlich willigte sie ein, den Arzt zu Rathe zu ziehen, der sie für ernstlich krank erklärte und ihr verbot, auszugehen und zu arbeiten. Ihre Nervenschwäche erlaubte ihr gar keine Anstrengung. Leontine besaß noch zehn Goldstücke, die für den Unterhalt der Familie bestimmt waren. Das arme Kind freute sich ungemein, daß die Mutter einer ärztlichen Behandlung sich unterzogen hatte, bedachte aber in seiner Freude nicht, daß die Kur sehr kostspielig werden würde. Frau von Rostain würde augenblicklich dem ärztlichen Beistande entsagt haben, wenn man ihr nicht den Preis der Arzeneimittel und den hohen Betrag der andern nothwendigen Ausgaben sorgfältig verheimlicht hätte.

Um das Maß des Unglücks voll zu machen, büßte Leontine, deren ganze Thätigkeit von den Haushaltungsgeschäften und der Pflege der erkrankten Mutter in Anspruch genommen wurde, einen großen Theil ihrer Arbeitszeit ein und bald vermochte sie die kleine Summe, über die sie noch verfügte, nur mit Thränen zu überzählen. Diese Summe reichte nicht mehr für einen Monat aus; weit entfernt, daß Frau von Rostain ihrer Genesung entgegensehen konnte, war sie nunmehr vollständig an das Bett gefesselt. Jede Stunde, die verrann, erhöhte die grausame Verlegenheit des armen Mädchens. Mutter und Schwester ahnten nichts von Leontinens Herzenskümmerniß, aber wenn Julie an ihrer Seite friedlich eingeschlafen war, netzte sie ihr ärmliches Lager mit Thränen. Mit schmerzlichem Händeringen flehte sie den Allmächtigen um seine Hülfe an; kaum aber begann des Tages Licht zu grauen, da trocknete sie ihre Augen und trat anscheinend heiter und ruhig, das Lächeln auf den Lippen, in der Mutter Krankenzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Dem deutschen Reisenden Roß fiel die Sitte in den Dörfern der Insel Rhodes auf, daß der Brodvorrath in einem geflochtenen Korbe an einem Strick unter der Decke hängt. Ein ähnlicher Gebrauch findet sich auch in einzelnen Gegenden Deutschlands, und von einem solchen Gebrauch rührt das deutsche Sprüchwort her: „Ich werde dir den Brodkorb höher hängen". So begegnen sich in wunderbarer Weise die Sitten der Völker.

Saphir wollte einmal bei einem bekannten Banquier in Wien Geld borgen und begann mit den Worten: „Mein Herr, ich komme um hundert Gulden" — Herr von C. ließ ihn nicht weiter sprechen, sondern überreichte ihm mit der artigsten Zuvorkommenheit einen Wechsel von dem gewünschten Betrage, indem er dabei lächelnd ausrief: „Nein, mein Lieber, Ich komme um hundert Gulden!"

Ein Geck neckte einen Ehrenmann seiner etwas langen Ohren wegen. Allerdings — versetzte dieser — sind meine Ohren für einen Menschen zu lang. Sie werden mir aber auch eingestehen, daß die Ihren für einen Esel zu kurz sind.

* Räthsel.

Häßlich ist das Thier, und mit dem häßlichen Namen,
Spricht die Mutter doch oft zärtlich dem Töchterlein zu.

Auflösung des Räthsels in Nro. 133.

Schatten.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 137 27. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

So waren sie bis an die Hausthür des Generals gekommen, woselbst der General seine Bitte wiederholte, daß Eduard den übrigen Theil des Abend bei ihm zubringen möchte. Jetzt gab Eduard keine abschlägliche Antwort.

Sie fanden im Salon die Generalin mit ihren Kindern und mehreren fremden Personen, die Eduard schon von früherer Zeit her kannten. Der General ging anfangs in ein Nebenzimmer, kehrte aber bald aus demselben wieder zurück, indem er einen Geistlichen an der Hand hielt und denselben mit den Worten zu Eduard führte: — „Ich habe die Ehre, Herr Graf, Ihnen den Hofprediger R** vorzustellen, der von heute an in meinem Hause wohnen wird; er ist nämlich so gütig, den Unterricht meiner Kinder von nun an zu übernehmen." —

Allein Eduard hörte nicht, was der General sprach; er hatte schon längst den Geistlichen umarmt, und die Ausrufungen: — „Mein würdiger, unvergeßlicher Lehrer!" — „Mein geliebter, guter Graf!" — ertönte von Beider Lippen, zur großen Verwunderung der übrigen Anwesenden, welche sich neugierig um die beiden Wiedergefundenen drängten.

Es war Eduards früherer Lehrer, den er seit anderthalb Jahren nicht gesehen hatte. R**, der den jungen Grafen noch im Auslande vermuthete, hatte ihm deßhalb nicht geschrieben; und Eduard, dem man gesagt hatte, sein Lehrer lebe auf einer Pfarre im westlichen Theil von Schweden, hatte demselben zwar zwei Mal — aber unter verschiedenen Adressen — geschrieben, allein keiner von beiden Briefen war an den Adressaten gelangt.

Der Hofprediger R** war jedoch von seinem Geburtsort, auf dem er sich bisher aufgehalten hatte, kürzlich nach Stockholm gekommen, um an der Bankrevision Theil zu nehmen. Zufällig war er mit dem General bekannt geworden. Und dieser fühlte sich, durch die interessante Unterhaltungsgabe des gelehrten Geistlichen und durch dessen gründliche Kenntnisse so angezogen, daß er ihn ersuchte, während seines Aufenthalts in der Hauptstadt in seinem Hause zu wohnen und an seinem Tische zu essen, auf diese Weise aber ihm einige angenehme Stunden zu schenken. Aus Dankbarkeit für dieses artige Anerbieten hatte der Hofprediger seinerseits sich erboten, während der Stunden, die er seinen öffentlichen Geschäften entziehen konnte, die Söhne des Generals in einigen Zweigen der Wissenschaft zu unterrichten, in denen ihr Informator, ein junger Notar, nicht besonders stark war.

Welcher glückliche Tag für Eduard, welcher Balsam in die Wunden seines Herzens. Er war im Begriff, eine gute That zu üben, und zwar gegen eine Person, die ihn in seiner zarten Jugend so treu und sorgfältig gepflegt und gewartet hatte. Er war in der Achtung seines verehrten Chefs gestiegen und hatte seinerseits diesen höher schätzen gelernt; er hatte den Leiter seiner Jugend wiedergefunden, dem er dankbar für den Saamen zu jeder Tugend seyn mußte, die in seinem Herzen Wurzel geschlagen hatte; er hatte endlich den Aufenthalt seines Jugendfreundes erfahren und den Vorsatz gefaßt, seine Freundschaft mit demselben sogleich am folgenden Tage zu erneuern. Er sollte nun nicht mehr so allein und verlassen dastehen. Unter dem Gewimmel dieser menschenreichen Stadt hatte er ein theilnehmendes Herz gefunden, an das er sich anschließen konnte.

Erst um Mitternacht schied Eduard aus dem Hause des Generals; und zum Erstenmal seit seiner Ankunft in der Hauptstadt schlief er ruhig — obwohl mit dem Gedanken an Emma — ein. Hätte er ihr doch all' das Erfreuliche mittheilen können, das er heute erlebt hatte! Er war überzeugt, daß sie seine Freude gewiß getheilt haben würde.

Am folgenden Morgen eilte er schon zeitig nach der Wohnung Richard P**s. Je näher er derselben kam, desto höher stieg seine Sehnsucht nach dem Freund; und als er an der ihm bezeichneten Thür den Namen seines frühern Spiel-

Digitized by Google

kameraden las, klopfte ihm das Herz so gewaltig, daß er einige Minuten stehen mußte, ehe er Athem zu schöpfen vermochte. Endlich klopfte er an, eine männliche Stimme rief: — „Herein!" — leise öffnete er die Thür. Richard saß am Schreibtisch, stand bei Eduards Eintritt auf und ging dem vermeinten Fremden entgegen. Eduard warf einen schnellen Blick im Zimmer umher, das er äußerst einfach, ja dürftig eingerichtet fand; Richard blickte ihn unterdessen mit einem Ausdruck von Staunen und Neugierde an. Nach einigem Besinnen fragte Eduard, ob er den Lieutenant von P** vor sich sehe, vermochte aber bei dieser Frage seine innere Bewegung nur übel zu verbergen, da er seinen Freund jetzt gerade so vor sich stehen sah, wie er ihn in der vergangnen Nacht im Traume gesehen hatte. Richard wurde noch neugieriger und beantwortete Eduards Frage mit einem kurzen und zugleich fragenden „Ja"; da nannte Eduard seinen Namen und breitete seine Arme aus, in die sich der wiedergefundene Jugendfreund freudetrunken stürzte.

Lange dauerte es, ehe sich die beiden Jugendfreunde von der ersten Rührung und Bewegung über ihr Wiedersehen sich erholen konnten. Endlich setzten sie sich neben einander und erzählten sich, was ihnen während der Zeit ihrer langjährigen Trennung geschehen war. Eduard theilte seinem Freunde nur kurz mit, wie seine Eltern jetzt die Hauptstadt für immer verlassen und sich nach B** in Ostgothland gewendet hätten; wie er selbst in verschiedenen Ländern Europa's gereist und nun zufällig bei demselben Regiment eingetreten wäre, bei welchem, ohne sein Wissen, Richard bereits gestanden hätte. Richard, seinerseits, erzählte, daß sein Vater vor fünf Jahren gestorben sey, ohne seiner kränklichen betrübten Wittwe etwas anderes, als fünf Kinder und ein unbedeutendes verschuldetes Gut zu hinterlassen; daß Richards ältester Bruder — das jetzige Haupt der Familie — das Gut sammt den freiherrlichen Titel des Vaters geerbt, sich aber durch Ausschweifungen weit tiefer als sein Vater in Schulden gestürzt hätte; daß seine Mutter zwei Jahre nach des Vaters Tode vor Kummer gestorben wäre, zwei seiner Schwestern sich verheirathet hätten, die Dritte sich in Norrland bei einer verwandten Familie aufhielte und er selbst — das jüngste Kind — sich allein in der Welt forthelfen müsse, so gut er könne. Durch Vermittelung eines alten Onkels war er zu dem Regiment gekommen, in welchem er jetzt Lieutenant war; aber er hatte nichts als seine unbedeutende Gage. Richard mußte sich deßhalb durch fleißiges Arbeiten Nebeneinkünfte zu verschaffen suchen. Er hatte mehrere junge Schüler, denen er Unterricht im Zeichnen, Violinspiel und in der Musik ertheilte; aber seine langwierige Krankheit hatte ihm diese Erwerbsquelle abgeschnitten und ihn in wirkliche Verlegenheit gebracht. Zwar hatte ihn sein edler Chef sehr unterstützt, allein Richard fühlte durch die Dankbarkeit, die er demselben dafür schuldig war, sein Herz bedrückt.

Als Eduard die Erzählung seines Freundes gehört hatte, freute er sich zum Erstenmal innig darüber, daß er reich war; konnte er nun doch seinen Richard in bessere Umstände versetzen. — „Du darfst nicht länger hier wohnen" — sprach er zu ihm. — „Komm und ziehe zu mir, theile mit mir Wohnung, Tisch und Börse; ich habe — Gott sey Dank — für uns Beide genug." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Romanze.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der lang befürchtete Augenblick. Nur noch einige Kupfermünzen enthielt die kleine Börse und Mutter Boudreau hatte schon eine Woche lang Brod und Fleisch geborgt. Frau v. Rostain mußte ihrem Körperleiden erliegen, wenn nicht schnelle Hülfe erschien; Julie mußte Hungers sterben.

„O mein Gott!" klagte Leontine, „morgen, morgen vielleicht schon muß ich ihnen unsere schreckliche Lage mittheilen; ich muß ihnen Alles, Alles sagen!"

Das arme Kind hatte das frugale Mahl abgetragen, wovon Julie allein genossen hatte. An dem Bette ihrer Mutter sitzend, überließ sie sich den schmerzlichen Gedanken, die sie der Vernunft zu berauben drohten. Es war nicht mehr hell genug zum Arbeiten, aber auch die Nacht noch nicht so weit hereingebrochen, um die letzte Kerze anzuzünden.

„Du hast schon lange Deine Guitarre nicht mehr zur Hand genommen, Leontine," sprach die Kranke; „singe mir etwas, das wird mich ein wenig erheitern."

Wenn auch wenig aufgelegt zum Singen, wie man sich zu denken vermag, so wagte Leontine doch nicht, der Mutter diese Bitte abzuschlagen. Sie gehorchte; das Herz gepreßt von Seufzern und die Augen in Thränen schwimmend sang sie „Robin Gray's Klagelied." Während ihr wehmuthsvoller, reiner Gesang das Herz der armen Mutter aufhüpfen machte, fuhr der Tochter ein Gedanke durch den Kopf; sie erinnerte sich der Sängerin auf dem Boulevard. Diese Frau war verschwunden; wenn sie an ihre Stelle träte, würde sie ohne Zweifel dieselbe gute Einnahme machen, aber dann müßte sie die Leute um ein Almosen ansprechen. Um ein Almosen? Nun ja freilich; Leontine glaubte Alles

Digitized by Google

thun zu müſſen, um den theuern Weſen, deren einzige Stütze ſie war, zu Hülfe zu kommen. Seit Frau von Roſtain das Zimmer hütete, holte ſie die Arbeit bei der Modiſtin der Steaße St. Denis und teug ſie hin, und immer wartete ſie die Nacht ab, um dieſen kleinen Gang zu thun. Am folgenden Abende nahm ſie unter dem Voewande, in die Modewaarenhandlung ſich zu begeben, Abſchied von dee Mutter und empfahl der kleinen Julie, während ihrer Abweſenheit Sorge für die Keanke zu tragen; ſie ging auf ihe Zimmer, hüllte ſich in einen großen, ſchwarzen Schleier, nahm die Guitarre und ſchritt dem Boulevaed zu.

Das Herz der armen Kleinen ſchlug ſo heftig, daß ſie befürchtete, es möchte ihr die Kraft zur Ausfüheung ihres Vorhabens fehlen, aber ſie dachte an ihre Mutter und an Julie. Sie ſtellte ihr Körbchen nieder und ſtimmte die italieniſche „Nina-Romanze" an.

Schon bei den erſten Akkorden blieben einige Perſoneu ſtehen; die Menge wuchs um die junge Sängerin und Alle gaben Zeichen der Ueberraſchung und Bewunderung zu eekennen. Leontine hatte dieſe Lobſprüche nicht eewartet, aber als ſie das Körbchen ſich füllen ſah, ward ſie des ertheilten Beifalls inne. Kaum hatte ſie die eeſte Strophe geſungen, da drängten ſich alle Zuhöeee, nach Keäften zu ihrer Einnahme beizuteagen; ſie war nicht unbedeutend, und weniger darum, in der Hoffnung mehe zu erhalten, als ihrem Auditorium ſich dankbar zu erweiſen, ſtimmte ſie die zweite an. Als ſie geendet, nahte ſich ihe ein junger Mann, warf ſeine Gabe in das Körbchen und ſprach einige Worte zu ihr, die ſie nicht verſtand.

Kaum nach Hauſe zurückgekehrt, beeilte ſich Leontine, ihren Schatz zu zählen, und ihre Ueberraſchung wae gleich groß, wie ihre Feeude, als unter den Kupfer- und Silbeemünzen ſie ein Goldſtück fand.

„Zwanzig Feanken!" rief ſie jubelnd. „Zwanzig und fünfzehn machen fünfunddreißig; davon können wir länger als eine Woche leben. Nächſten Donneeſtag und alle Donnerſtage weede ich hingehen, ſo lange bis die Mutter wieder geſund ſeyn wird. „O meiu Gott!" fügte ſie hinzu und faltete fromm die Hände, „ich danke Dir, denn Du haſt mir dieſen Gedanken eingegeben!"

Am folgenden Donnerſtage fand ſich Leontine wieklich wieder auf dem Boulevard ein. Als ſie an dem von ihr ausgeſuchten Platze angekommen war', ſtimmte ſie eine kleine italieniſche Arie an. „Die Nina-Romanze!" ließ ſich eine feeundliche Stimme neben ihr vernehmen. „Ich will ſingen, was die Leute gerne höreu," dachte das arme Kind, nicht verlegen in der Wahl ihrer Lieder. Sie ſang alſo die Romanze und zwar mit demſelben Beifall, wie das Erſtemal; als ſie ſchwieg, trat der nämliche junge Mann zu ihr und Leontine fand abermals ein Goldſtück in dem Köebchen — ohne Zweifel wie das voeige die Gabe dieſes edelmüthigen Geſangfeeundes.

Frau von Roſtain hatte dem Portier des Hrn. von Sannois einen Beief hinterlaſſen, in welchem ſie dieſem ihre Adreſſe und den Namen, unter dem ſie in Paris lebte, angegeben hatte. Dee Portier hatte ihr verſprochen, den Brief ſeinem Herrn zuzuſtellen, ſobald ee übee deſſen Aufenthalt ſichere Kunde habe. Der nächſte Donnerſtag, an dem Leontine wiederum auf dem Boulevard ſingen wollte, war erſchienen; da hielt am Morgen ein Wagen vor der Allee der Straße St. Denis. Ein ſchon etwas betagter Herr ſtieg aus und fragte nach der Wohnung der Madame Dupré.

Am Abend deſſelben Tages fand ſich Frau von Roſtain in einem prachtvollen Hôtel dee Straße Grenelle; Herr von Sannois peieß ſich glücklich, der Kranken ſeine Fürſoege angedeihen laſſen und ſeinen theuern Verwandten dieſe Zufluchtsſtätte anbieten zu können.

„Ich glaube zu träumen, Leontine," ſprach Frau von Roſtain, der ein ſo unerwartetes Glück wieder neue Kräfte veelieh.

„Ach liebe Mama," erwideete Leontine und küßte zärtlich die Hände ihrer Muttee, „es war auch hohe Zeit, daß Gott uns zu Hülfe kam. Es war nichts mehe in dee Börſe."

Aber die edle Tochter geſtand ihr nicht, daß die Böeſe ſchon vor vierzehn Tagen leer war; ſie fürchtete, dee Mutter wehe zu thun und veeſchwieg daher ihe Geheimniß.

Die Mutter Boudreau hatte den Auftrag erhalten, am andern Morgen verſchiedene Geeäthſchaften, die Frau von Roſtain bei dem Auszuge aus iheer beſcheidenen Wohnung nicht wohl foetzuſchaffen gewußt hatte, in das Hôtel Sannois zu beingen. Die gute Feau war pünktlich, und als ſie Leontinen half, die Bündel auszuſchnüren und den Inhalt in den Schränken unterzubringen, ſprach ſie zu Letzteree: „Ich bin froh, allein mit Ihnen zu ſeyn, Fräulein Dupeé, denn ich habe Ihnen etwas zu erzählen, was mich ſehr erſtaunt hat, meiner Treu."

„Was iſt denn das?" fragte Leontine.

„Würden Sie wohl glauben, daß, als ich geſtern Abend gegen acht Uhr — ja, es mochte acht Uhr ſeyn, denn die Straßenlaternen waren ſchon lange angezündet — daß, als ich an der Thüre mit dem Kaſtanienhändler plauderte, ein junger, wie ein Prinz gekleideter, ſchöner Herr zu mir gekommen iſt und ſich nach einer jungen Sängerin erkundigt hat, die in unſerm Hauſe wohnen ſollte, wie er ſagte, und an dieſem Abend nicht, wie ſie

Digitized by Google

sonst an einem jeden Donnerstag zu thun pflegte, auf das Boulevard gekommen sey. Umsonst betheuerte ich, diese Landstreicherin wohne nicht in unserm Hause; er bestand darauf, er habe sie am letzten Donnerstage in unsere Allee einbiegen sehen. Um ihm diesen Irrthum zu benehmen, habe ich ihm alle Miethsleute der Reihe nach hergenannt."

„Und sie haben ihm auch meine Mutter angegeben?" fragte Leontine etwas verdrießlich.

„Ohne Zweifel: Madame Dupré und ihre beiden Töchter. Habe ich etwa Unrecht gethan?"

„Doch nicht, wenn Sie nicht die Unvorsichtigkeit begangen haben, ihm unsere jetzige Wohnung zu verrathen."

„Ich glaube nicht," versetzte die Mutter Boudreau verlegen, „ich glaube nicht, daß —"

Da trat Frau von Rostain in das Zimmer, Leontine gab der alten Frau ein Zeichen, sie möge nicht ausreden und mußte sie weggehen lassen, ohne sich über diesen Punkt beruhigende Gewißheit von ihr verschaffen zu können.

Da keine Dame dem Hauswesen des Herrn v. Sannois, der allein mit seinem Sohne das Hôtel bewohnte, vorstand, so fand dieser es für schicklich, seine Cousinen in ihrem Zimmer bedienen zu lassen, so lange, bis Frau von Rostain so weit hergestellt war, in den Speisesaal mit ihren Töchtern heruntersteigen zu können.

Kein Bruder hätte für die Schwester eine zartfühlendere Freundschaft hegen können, als Herr von Sannois seiner armen Verwandtin erzeigte. Noch an demselben Tage that er die nothwendigen Schritte, daß Frau von Rostain von der Proskriptionsliste gestrichen werde und sie Das, was von ihrem Vermögen noch vorhanden war, zurückerhalte. Alles — sprach er — berechtige ihn zu der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg. Freude und Heiterkeit waren in dem Herzen der armen Frau wieder eingekehrt und Kräfte und Gesundheit stellten sich wieder bei ihr ein. Doch vergingen noch zwei oder drei Tage, ohne daß Herr von Sannois den Wunsch äußerte, ihr seinen Sohn vorzustellen. Doch endlich bat er um die Erlaubniß, Gustav v. Sannois, der sehr darnach verlange, seine Cousinen kennen zu lernen, bei ihr einzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Karl Zill, der sich lange in Afrika aufhielt, theilt einige von ihm gemachte interessante Beobachtungen der Thiere mit, die manchen neuen Blick in das Seelenleben der animalischen Welt thun lassen und von denen wir das interessanteste der Resultate wiedergeben. Er erzählt unter Anderm: „Eines Abends beim Herabsteigen über eine felsige Berghalde erblickte ich einen großen Geier (Vultur Fulvus), welcher, sich putzend und seine Federn zurechtlegend, auf einem Felsstück saß, und ich konnte mich demselben, von den Unebenheiten des Bodens begünstigt, bis auf dreißig Schritte nähern. Schon hatte ich vorsichtig meine Flinte erhoben, als mich das sonderbarste aller Schauspiele meine Waffe wieder senken ließ. Ein Schakal näherte sich dem Vogel unter drolligen Verbeugungen und Luftsprüngen, legte, als dieser endlich phlegmatisch nach ihm umzuschauen geruhte, die Ohren auf die höflichste Manier rückwärts, fletschte freundlich die weißen Zähne und verneigte sich nochmals mit schiefgehaltenem Kopfe, als wollte er seinem befiederten Freund und Gönner seinen verbindlichsten Dank ausdrücken, daß er heute das Aas nicht ganz aufgefressen, sondern ihm vielmehr gnädig seinen Antheil davon zum Abendschmaus übrig gelassen. Der Geier gab ihm einen scherzhaften Flügelschlag, eine Herablassung, der ihn ermuthigte, seine beiden Vordertatzen auf den Sitz des Vogels zu legen und mit feiner Zurückhaltung mit demselben zu schäkern, wie sich etwa ein Untergebner mit seinem Vorgesetzten zu scherzen erlaubt. Bald gab er demselben einen sanften Schlag mit seiner Tatze, bald zog er dessen herabhängende Schwungfedern durch seine Zähne, bald warf er seine beiden Tatzen zugleich empor, als wenn er ihn umhalsen wollte — ein Spiel, das jener sehr behaglich aufnahm und mit lächerlicher Gravität erwiderte. Dabei ließen beide sanfte, knurrende und quiekende Töne vernehmen, die nicht übel einem freundlichen Austausch scherzhafter Worte glichen. Ich war über diese Scene so entzückt, daß ich jeden Mordgedanken aufgab und nicht diskret zurückzog, um die fernere Unterhaltung der beiden Freunde nicht zu stören. — Was mögen sie wohl einander alles gesagt haben?"

[Wiener Orthographie.] Ein von Wien zurückgekehrter Berliner hat folgenden mit orthographischer Genauigkeit kopirten Zettel, den er in der Kaiserstadt an einem Hause aushängen sah, mitgebracht. Derselbe lautet: „Ein ziemer mit Seebraten ein Gank isd hir zu Ferlasen. auskumpfd peim Hausmeister." Es gehört freilich schon ein sehr ausgebildetes Dolmetschertalent dazu, um diese Annonce in folgender Weise zu übersetzen: „Ein Zimmer mit separatem Eingang ist hier zu verlassen (vermiethen). Auskunft beim Hausmeister."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 138 28. August 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Bis zu Thränen gerührt dankte Richard dem jungen Grafen für sein edelmüthiges Anerbieten, da er aber schon einige Tage darauf auf Kosten des Generals nach Strömstad reisen sollte, so nahm er Eduards Anerbieten erst von Zeit seiner Rückkehr an. Beide Freunde trennten sich mit der Uebereinkunft, die wenigen Tage, welche Richard noch in Stockholm verbrachte, so viel als möglich mit einander zu verleben.

Von Richard ging Eduard zu dem General, der sich ungemein freute, als er erfuhr, daß seine beiden Lieblinge beim Regiment Bekannte und Freunde waren. Er rühmte Richard sehr, erzählte von seinem Fleiß, seiner Thätigkeit, seiner Ordnungsliebe und äußerte seine Verwunderung, daß derselbe bei seiner großen Armuth keinen Stüber Schulden hatte — wie ihm genau bekannt war. Eduard erbat sich darauf vom General die Gunst, ihm, dem Grafen, die Kosten für Richards Reise nach Strömstad zu überlassen; und der General gewährte ihm diese Gunst um so lieber, als er sich blos aus Theilnahme an dem Schicksal seines Lieblings, keineswegs aber wegen Ueberflusses an Geldmitteln erboten hatte, die Kosten der theuern Badereise zu tragen.

Als Eduard in seine Wohnung zurückkam, fand er daselbst die alte Grete, die schon seit einigen Stunden auf ihn gewartet hatte. In seiner Ungeduld, Richard aufzusuchen, hatte er ganz vergessen, daß er seine alte Wärterin zu sich bestellt hatte. Er suchte ihr nun die Kleider zusammen, die er ihr am vergangenen Abend versprochen hatte, und ließ die Alte auch für ihre Person nicht mit leeren Händen fortgehen. Ehe sie ihn aber verließ, bat sie ihn um Erlaubniß, ihm wahrsagen zu dürfen. Eduard, der von solchem Aberglauben nichts hielt, erwiderte ihr mit ernstem Ton: — „Nein, nein, liebe Alte — im Uebrigen gute Freunde, aber keine solche Dummheiten." — Allein die Alte entließ ihn aber nicht so leicht und bemächtigte sich, nach vielfältigem Hin- und Herreden, seiner rechten Hand, die ihr Eduard halb gegen seinen Willen überließ. Grete betrachtete die Hand lange und genau, dann rief sie heftig: — „Der Graf ist verliebt!" Eduard schüttelte den Kopf, aber die Alte fuhr fort: — „Der Graf ist verliebt, sterblich verliebt, aber er liebt unglücklich. Ach, es wird noch manches Hinderniß, manche Unannehmlichkeit geben, ehe der Graf seine Schöne bekommt, aber er bekommt sie doch." — „Geschwätz!" — versetzte Eduard mit trübem Lächeln. — „Der Graf bekommt sie, so wahr ich Grete heiße" — sprach die Alte weiter — „und wenn es nicht eintrifft, so soll mich Graf Eduard eine Betrügerin, eine Hexe nennen" — — — „Genug" — unterbrach sie Eduard — „Geh' nun, liebe Grete, Du kommst wohl bald einmal wieder, um mir Nachricht zu bringen, wie es mit Deinem Sohn und Deinen Enkeln geht." —

Sobald Eduard wieder mit Richard zusammentraf, erzählte ihm der Letztere mit großer Freude, daß er seine Reise in Gesellschaft einer sehr interessanten und achtungswerthen Familie, deren Bekanntschaft er vor wenigen Wochen gemacht habe, unternehmen werde. — „Es ist der Assessor L** mit Frau und Tochter" — sprach er — „Letztere ist ein sehr hübsches einnehmendes Mädchen, sie ist aber kürzlich sehr krank gewesen und muß deßhalb die Strömstader Kur gebrauchen." — Richard sprach noch lange und mit solcher Wärme von der schönen Julie, daß ihn Eduard warnte, sein Herz in Acht zu nehmen — eine Warnung, welche von Richard schweigend, aber mit einem tiefen Seufzer aufgenommen wurde.

Bei den späteren vertraulichen Unterredungen, welche die beiden Jünglinge in ihren Muſestunden mit einander hatten, öffneten sie sich bald gegenseitig ihre Herzen. Richard erfuhr also Eduard's unglückliche, hoffnungslose Liebe zu der Brudertochter der Assessorin L**, und da Richard eine nicht weniger hoffnungslose Liebe für Julie L** hegte, so konnten sie einander um so kräftiger trösten, als sie beide dasselbe Schicksal theilten.

Digitized by Google

Eduard brannte namentlich von Sehnsucht, seiner geliebten Emma einige Zeilen zu schreiben, und klagte seinem Freund die Unmöglichkeit, einen Brief in Emma's Hände zu bringen. Allein dieser ersann sofort eine List, um Eduard's Wunsch zu befriedigen.

Richard hatte nämlich in der Familie des Assessor's oft von Emma sprechen hören und wußte, daß die Assessorin mit der nächsten Post an sie zu schreiben beabsichtige. Eduard sollte nun einen Brief an Emma schreiben und denselben Richard einhändigen, der ihn unter dem Vorgeben, daß er von dem Fräulein W** — einer Bekannten Emma's und Julie's und einer Kousine Richard's — sey, der Assessorin zum Einschluß an Emma geben wollte. Seine Kousine glaubte Richard leicht zu bewegen, die Adresse zu schreiben, damit eine fremde Hand keinen Argwohn errege. Der Plan wurde von Eduard gebilligt, sofort in's Werk gesetzt und gelang — was die Absendung des Briefes betraf — vollkommen. Um übrigens jedem Unglück vorzubeugen, falls der Brief in ungehörige Hände kommen sollte, hatte Eduard den Brief italienisch und mit Spiegelschrift geschrieben. Wir werden künftig hören, wie er an den Ort seiner Bestimmung gekommen ist.

Richard reiste ab und Eduard vermißte ihn sehr. Er brachte nun alle seine freien Stunden in der Gesellschaft des Generals und des Hofpredigers zu, so daß seine melancholische Stimmung allmählig zu schwinden begann.

(Fortsetzung folgt.)

Die Romanze.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Wenn auch noch jung und dabei Soldat," äußerte er, „so ist Gustav doch gesittet und bescheiden, und auf ihn rechne ich hauptsächlich, um einen guten Erfolg der bei dem Ministerium angestellten Versuche zu erlangen."

Herr von Sannois trat also am Abend mit seinem Sohne in das Zimmer der Frau von Rostain. Mit einer sehr angenehmen Figur verband Gustav das feinste und eleganteste Benehmen. Nach wenigen Augenblicken hatte er die Hochachtung der Frau von Rostain und ihrer Töchter gewonnen; er erzeigte seinen Verwandten eine größere Aufmerksamkeit und herzlichere Freundschaft, als man von einem ihnen bis dahin noch völlig unbekannten Vetter zu erwarten berechtigt war. An dem Gespräche mit Frau von Rostain nahm er den lebendigsten Antheil, und mehr als einmal brachte er die Rede auf die arme Zufluchtsstätte, wo sie so lange und so muthig allen Leiden und Entbehrungen getrotzt hatte.

„Sehen Sie da meinen Schutzengel, der mir Muth einflößte," sprach Frau von Rostain und stellte ihm Leontine vor; „ohne sie hätte mein Herz schon längst zu schlagen aufgehört."

Während Leontine schamhaft die Augen niederschlug, erzählte die kleine Julie eifrig und umständlich, mit welcher Aufopferung die gute Schwester für die kleine Familie geforgt habe.

„Genug, genug, Julie," versetzte Leontine, „dieß Alles ist so wenig und geringfügig, daß man eigentlich gar nicht davon reden sollte."

Unmerklich hatte Gustav seine Blicke von Frau von Rostain weg und auf Leontine gewendet.

„Sollte sie es seyn, die auf dem Boulevard sang, um Mutter und Schwester zu erhalten?" fragte er sich selbst mit unwiderstehlicher Rührung.

Seine Vermuthung ward zur Gewißheit, als Frau von Rostain auf den Zeitpunkt zu sprechen kam, wo sie zum Letztenmale das Zimmer verlassen hatte.

Von nun an brachte Gustav regelmäßig einige Stunden des Abends in Gesellschaft seiner Kousinen zu. Mehr und mehr erkannte er Leontinens Herzensgüte, ihre tiefe Einsicht und durchdringenden Verstand, und theilte bald den Enthusiasmus, womit das reizende, liebenswürdige Mädchen die Mutter und die Schwester erfüllte. Mit lebhafter Ungeduld harrte er der Stunde, wo es ihm erlaubt war, zu Frau von Rostain hinabzusteigen und, um Alles zu sagen, Leontine schaute sehr oft nach der Tafeluhr.

Eines Abends sprach man von Musik, und zum Erstenmale wagte Gustav die Frage an Leontine, ob sie singen könne? — eine Frage, die zu thun er bis jetzt aus einem ihm selbst unbekannten Grunde sich gescheut hatte.

„Gewiß kann sie singen," antwortete Frau von Rostain an ihrer Stelle, „und zwar sehr gut, denn sie hat in Italien ausgezeichnete Lehrer gehabt. Leontine, mein Liebe, nimm die Guitarre und singe uns etwas."

Seit dem Donnerstage, wo die arme Leontine zum Letztenmale das Boulevard betreten, hatte sie keine Musik mehr gemacht. Die Bitte ihrer Mutter hatte sie sonderbar getroffen und ihr Gesicht mit Purpurröthe übergossen. Um aber keinen Verdacht zu erregen, suchte sie ihre Aufregung zu bemeistern; zitternd stand sie auf und nahm das Instrument zur Hand.

„Was soll ich denn singen?" fragte sie.

„Die Nina-Romanze," flüsterte ihr Gustav mit leiser Stimme zu.

Bei diesen Worten entfiel die Guitarre Leontinens Händen.

Digitized by Google

„Sie waren es? Ach, Sie waren es?" rief sie aus.

Der Frau von Rostain mußte man natürlich Alles gestehen, und man kann sich die Rührung denken, mit der die Mutter die Erzählung anhörte.

„Gott wird Dich segnen, meine Tochter!" sprach sie, die Stirne des geliebten Kindes mit Küssen und Thränen bedeckend.

Am andern Morgen hielt Herr von Sannois bei seiner Kousine um Leontinens Hand für seinen Sohn an.

„Wie, mein Freund?" warf Frau von Rostain ein; „haben Sie auch bedacht, daß Sie Millionen besitzen und ich nichts?"

„Ich hab Alles bedacht," versetzte Herr von Sannois; „Gustav wird unsern Enkeln hunderttausend Franken Renten hinterlassen, Leontine aber ihre Guitarre."

Theater.

** Aschaffenburg, 25. August. Einem wohlthätigen Zwecke, ob zum Besten der hiesigen Armen oder für die armen Abgebrannten Orbs, wie berichtigt wird, gleichviel, verdanken wir die unter vereinigtem Zusammenwirken der hiesigen musikalischen Kräfte zu Stande gekommene Darstellung der Cherubini'schen Oper „Der Wasserträger" auf hiesiger Bühne.

Könnten die Hallen sprechen, in denen diese italienische Oper vor etwa 40 Jahren zu fürstl. Primatischen Zeiten wohl zum Letztenmal gehört wurde, es würde ihnen wie ein Nachhall aus jener nicht vergessenen alten Zeit geklungen haben.

War die vor wenigen Monaten stattgefundene Aufführung der Mehul'schen Oper „Joseph" eine gelungene zu nennen, so ist ein großer Fortschritt der Mitwirkenden in Gesang und Spiel dießmal nicht zu verkennen. — Es braucht natürlich nicht erst bemerkt zu werden, daß wir hier nicht die Leistungen von Künstlern vom Fach zu besprechen haben, sondern jene von Dilettanten, die in fast unglaublich kurzer Zeit dieses anerkannt schwierige Werk, ohne Mühe und Anstrengung zu scheuen, eingeübt haben.

Hiebei gebührt nun vor Allen Ruhm und Preis der anmuthigen Darstellerin der Konstanze, deren einzelne treffliche Leistungen wir nur deßhalb Anstand nehmen, an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, um nicht den Thau zu berühren, der auf dieser jugendlich sich entfaltenden Rose haftet. Mögen ihre herrlichen Stimmorgane in dem Konservatorium einer Hauptstadt jener höheren Ausbildung recht bald entgegenreifen, welche unsere Zeit erfordert, um den Preis in Bälde zu erringen, wozu Frl. Brand in hohem Grade berechtigt erscheint.

Auch die übrigen hervorragenden Parthien waren in bekannten guten Händen.

Herr Häcker, begabt mit schönen Stimmmitteln, führte die an sich schwierige, und, was den Gesangtheil betrifft, nicht sehr dankbare Titelrolle des Wasserträgers mit anerkannter Kunst und Gewandtheit zur vollsten Zufriedenheit durch.

Nicht minder verdient Herr Göbel als Graf Armand alle Anerkennung. — Sein schöner volltönender Tenor trat in allen Numern kräftig hervor, so namentlich im Terzett und Sextett — Finale des ersten Aktes. —

Entschiedene Anlagen zur Bühne bekundete Herr Dilley als Antonio. Begabt mit einer guten Tenorstimme, verband derselbe ein lebhaftes, gewandtes Spiel, und ließ in Durchführung seiner komischen, dem Buffo bestimmten Parthie kaum den Dilettanten durchblicken.

Rühmlicher Erwähnung verdient noch die Darstellung der beiden Unter-Offiziere, welche namentlich in der Scene unter dem Baume im 3ten Akte recht brav spielten.

Die Chöre, besonders die Männer-Chöre waren vortrefflich einstudirt, und muß die Durchführung des ersten Soldaten-Chores im 2ten Akte, dessen Schwierigkeit jedem Kenner bekannt ist, als eine durchaus gelungene bezeichnet werden, obwohl sich gerade diese Numer leider nicht des verdienten Beifalles unseres sonst bei jeder Gelegenheit zum Applaus stets fertigen Publikums erfreute. —

Herr Musikdirektor Brand, dessen umsichtiger Leitung und unermüdlichem Eifer das Gelingen dieses schwierigen Werkes hauptsächlich zu verdanken ist, mag den Lohn für seine vielen Bemühungen in der Anerkennung finden, welche seiner Frl. Tochter zu Theil wurde.

Noch verdient des Orchesters, welches in dieser Oper keine kleine Aufgabe zu lösen hatte, wegen der präzisen und exakten Ausführung, was namentlich von der Ouverture zu rühmen ist, anerkennend gedacht zu werden, sowie auch die ganze Scenirung, Kostüms und Dekorationen nichts zu wünschen übrig ließen.

Die betheiligten Musiker und Dilettanten haben in ihrer heutigen, sonst leider seltenen Eintracht gezeigt, was vereinte Kräfte zu leisten vermögen. —

Die Wiederholung ähnlicher Produktionen würde eine reichliche Einnahmsquelle für die Armuth bilden, und dem gewiß dankbaren Publikum einen hier so seltenen, hohen Genuß gewähren. —

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Der Hund Munito, welcher vor einigen zwanzig Jahren als geschickter Domino- und Kartenspieler alle Welt in Erstaunen versetzte, wird gegenwärtig durch einen Vierfüßler anderer Gattung übertroffen. Es ist eine prächtige schwarze Katze, welche einem ausgezeichneten Orchestermitglied der großen Oper in Paris angehört. Der letztere fand sie vor ungefähr einem Jahr in seinem Zimmer vor, wohin sie durch ein Balkonfenster gelangt war. Statt sie ohne Mitleid wegzujagen, gab er ihr Futter und hielt sie an sich, angezogen durch die Schönheit ihrer Haut und die Liebenswürdigkeit ihrer Schmeicheleien. Der Musiker übte sich täglich auf seinem Instrument. Gar bald bemerkte er, daß seine Katze, welcher er den Namen Galoubet beigelegt hatte, seine Uebungen mit eingethümlichen Tönen begleitete. Eingedenk der Intelligenz des Hundes Munito, sagte er sich: weßhalb sollte eine Katze weniger können als ein Hund? Von dieser Idee ausgehend, gelang es ihm nach sechsmonatlicher Arbeit, der Katze zwei oder drei Tonleitern einzuprägen, welche dieselbe aufrecht stehend singen konnte. Durch diesen Erfolg angespornt, lehrte er seinen Freund zwei Romanzen: „Ah! vous dirai-je, maman (eine Favoritpiece der Sonntag) und „Au clair de la lune". Galoubet, welche täglich zwei Stunden studirte, miaute diese beiden Stücke bald ganz vortrefflich. Diese Fortschritte genügten unserem Musiker noch nicht, er brachte es sogar nach angestrengter Arbeit dahin, daß Galoubet die Romanze aus der „Favoritin": „Engel so rein" mit fast unfehlbarer Genauigkeit miaut, wobei sie bei den gefühlvollsten Passagen die Augen verdreht und die rechte Pfote auf das Herz legt. Das Alles hatte der Musiker und sein Lehrling im tiefsten Geheimniß vollbracht. Neulich lud der Meister seine Kollegen aus dem Orchester zu einem Thee ein. Du hast eine allerliebste Katze, sagte der Eine. — O, sie ist auch klug und originell. — Er nahm sein Instrument und präludirte. Nach dem Ritornell begann die Katze, welche die Pausen genau beobachtet hatte, ihre Arie zum größten Erstaunen der andern Musiker, welche Wunder schrieen. Nachdem Galoubet sein ganzes Repertoir miaut hatte, legte sie sich gemächlich auf ihr Lager. Wie es heißt, wird Lehrer und Schülerin eine Kunstreise unternehmen.

Aus Offenbach bei Landau schreibt man der „Pf. Z.": Am 2. Aug. waren wir hier Zeugen einer eigenthümlichen Exekution. Gleich nach 7 Uhr Abends kamen einige Störche in unser Dorf, umflogen mehrmals die kathol. Kirche, das neben gelegene Pfarr- und Schulhaus, entfernten sich dann wieder und brachten eine große Menge dieser Vögel mit zurück. Die rekognoszirten Orte wurden von diesen besetzt, sogar das auf der Seite gegen das Pfarrhaus angebrachte Zifferblatt der Kirchenuhr. Vier Störche hatten den Kamin des Pfarrhauses in Besitz genommen und alle waren so postirt, daß sie theils auf den Kamin, theils in denselben hineinschauen konnten. Die Besatzung wurde von einigen mehrmals umflogen, Ordonnanzen gingen weiter hinaus, bis nach kurzer Zeit drei Störche nachkamen, wovon der Eine in der Mitte ein verurtheilter Verbrecher, die beiden Andern seine Wache zu seyn schienen. Delinquent war dem Anscheine nach zum Verbrennen verurtheilt worden, denn die Wächter brachten ihn an den Schornstein und die dort aufgestellten Urtheilsvollstrecker verließen des starken Rauches ungeachtet diese Position nicht. Kaum dort angekommen, wurde der Uebelthäter in die Tiefe des Schornsteins hinabgestürzt; darauf eine feierliche Stille, kein Zeichen der Trauer oder Freude gab sich kund. Der Kamin wurde geöffnet; erschrocken, beschämt und halb betäubt erschien der Gestrafte, da eine weitere Exekution zu fürchten gewesen wäre, wenn man ihm sogleich die Freiheit gegeben hätte, so übernahm ihn ein hiesiger Bürger zum Uebernachten. Die ganze Nacht blieb die Besatzung ruhig und erst Morgens 3 Uhr wurde das Zeichen zum Aufbrechen gegeben und die ganze Gesellschaft nahm ihren Flug gegen Nordost. — ?

In Hamburg, wo am Napoleonstage 1813 auch illuminirt werden mußte, illuminirte ein wackerer Schneidermeister das Wort Z. W. A. N. G. Als darob die französische Polizei mit geschwollenem Kamm auf den Schneider einfuhr, antwortete dieser: Was wollt Ihr? so sperrt doch die Augen auf und denkt à Bissel nach. Diese Buchstaben bedeuten: Zur Weihe An Napoleons Geburtstage.

---

* Räthsel.

Mein ganzes Wort ist Auslands Gabe;
Oft bin ich, oft auch nicht Mama,
Fort was ich vorn und hinten habe,
Und ich bin aller Welt Papa.

Auflösung des Zahlenräthsels in Nro. 135:

Chloe 5 und Dephnis 7 Lämmer.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 139 30. August 1852.

Emma's Herz.

XII.

Der Jakobstag.

(Fortsetzung.)

Durch eine gemeinschaftliche Unterhandlung der Familien des Inspektors und des Pfarrers erhielt Emma Erlaubniß, wieder einige Tage im Pfarrhause zuzubringen. Während dieser kurzen Zeit verminderte sich ihre düstere Gemüthsstimmung bedeutend, und die Bläße ihrer Wangen begann allmählig zu verschwinden. Man konnte zwar leicht bemerken, daß sich ihre Gedanken ausschließlich mit einem einzigen Gegenstand beschäftigten — denn sobald sie sich allein überlassen wurde, versank sie in ein träumerisches Nachdenken; allein man quälte sie weder mit Fragen, noch mit Trostgründen, sondern suchte sie blos zu zerstreuen. Alle Glieder der Rosmanschen Familie kannten allzugut die Ursache des innern Schmerzes, der an ihr zehrte; aber sie waren Alle zu zartsinnig, um dieß nur durch eine Anspielung zu erkennen zu geben.

Fridolf, der seit Gustav's Verlobung nicht in der Pfarre gewesen war, kam auf den Einfall, am zweiten Tage von Emma's Aufenthalt dahin zu gehen. Es war halb sieben Uhr Abends und seine Komptoirgeschäfte waren für diesen Tag beendigt. Als er an das Pfarrhaus kam, empfing ihn die Nachricht, daß Niemand von der Familie anwesend sey, als der Magister O** und der kleine Ferdinand. Mißlaunig ging Fridolf in's Lesezimmer, in welchem der Magister mit dem weinenden Knaben saß, der heute, weil er faul und unachtsam in den Lehrstunden gewesen war, zur Strafe daheim bleiben und bei seinem Lesebuch sitzen mußte, während die Uebrigen einen Spaziergang nach einem etwa eine halbe Stunde entfernten Anbau unternommen hatten.

Fridolf bestimmte den Magister O**, der seine Beschäftigung mit dem Knaben höchst langweilig fand (obwohl er sich nicht die Miene davon gab), ihn bis zum Seeufer, an welchem die Boote lagen, Gesellschaft zu leisten; auf einem dieser Boote konnten sie schnell zu Wasser auf den Anbau gelangen. Ferdinand durfte — da er allen möglichen Fleiß für den andern Tag angelobte — auf Fridolf's Fürbitte an der Spazierfahrt Theil nehmen.

Unerwartet überraschten unsere drei Passagiere die Gesellschaft auf dem Anbau. Jenny's blasse Wangen überzogen sich bei Fridolf's Anblick mit einer Purpurröthe; aber zu ihrer großen Betrübniß wurde sie von Fridolf — wie gewöhnlich — übersehen, denn der erste Gegenstand, den seine Blicke suchten und fanden, war Emma, die eben an Wilhelms Arm umberging. Ein angenehmes Gefühl regte sich bei diesem Anblick in Fridolfs Seele; sobald er die Gesellschaft begrüßt und die Freundschaftsbezeugungen und Bewillkommnungen, mit denen ihn Alle — außer Emma — überhäuften, beantwortet hatte, vertiefte er sich in seine eignen Gedanken, ohne an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Eigentlich war Graf Eduard der Gegenstand seiner Eifersucht und beim Johannisfest hatte er sich ja — wie wir wissen — mit Wilhelm, den er unschuldiger Weise für seinen Nebenbuhler gehalten hatte, wieder versöhnt. Und dennoch erwachte von Neuem der Gedanke in ihm: — „Ob nicht Wilhelm am Ende gar noch Emma's Herz gewinnt! Von dem Grafen ist sie nun getrennt; vernünftiger Weise muß sie sich denselben nun aus dem Sinne schlagen, sie hat seinetwillen schon genug gelitten. Ich hoffte, ihr minder gleichgültig zu werden, wenn die erste Wunde ihres Herzens geheilt seyn würde; aber Wilhelm, Wilhelm mit seinem beständigen Scharwenzeln steht mir noch immer im Wege. Indessen — was hat das auch zu bedeuten, daß sie an seinem Arm geht? — Es ist ja auf dem Lande gebräuchlich, daß die Herren bei Spaziergängen ihren Damen den Arm bieten. — Aber warum Wilhelm immer an Emma's Seite? — Warum eben Wilhelm?" —

Wilhelm dagegen fühlte sich an diesem Abend sehr glücklich. Auch er dachte, wie Fridolf, daß Emma den jungen Grafen bald vergessen und bei ruhiger Ueberlegung einsehen würde, wie thöricht ein Liebeshandel mit ihm sey und wie ihr ein

Digitized by Google

solcher nur Kummer und Unglück zuziehen könne. Da er von dem Versprechen, welches Emma's Vater Fridolf gegeben, nicht die geringste Ahnung hatte, so bemühte er sich ohne Arg um Emma's Wohlwollen und begann es am Ende für möglich zu halten, daß er ihre Liebe gewönne, besonders da sie sich mit immer gleicher Freundlichkeit gegen ihn benahm. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit erfüllte seine Seele mit einer Freude, die aus jedem Zug seines Gesichts strahlte.

Mißvergnügt wanderte Fridolf am Abend nach Hause und entwarf in seinem Haupt eine Menge Pläne, Emma so eilends als möglich von Wilhelms — nach seiner Ansicht gefährlichem — Umgang zu entfernen. Endlich beschloß er, Tante Gertrud zu seiner Verbündeten zu machen; denn er wußte wohl, daß diese sich über Emma's Besuche im Pfarrhause stets ärgerte.

Schon gegen fünf Uhr des folgenden Morgens sah er die alte Dame im Garten, um mit ihrer Hacke im Freien zu arbeiten. Er eilte ihr nach und obwohl er wußte, daß er nicht besonders in ihrer Gunst stand, so wußte er doch auch, daß er in dem Punkte, um welchen sich seine Unterredung mit ihr drehen sollte, vollkommen einig mit ihr war.

„O" — begann er — „wie fleißig sind Sie Mamsell, schon so früh bei der Arbeit." —

„Ich muß wohl" — versetzte die Alte mit verdrüßlichem Gesicht — „und doch denkt der Schwager immer, daß man nichts vor sich bringt, mag man auch Tag und Nacht arbeiten." —

„Ja, das ist wohl wahr" — versetzte Fridolf — „wenn man in Ihre Jahre gekommen ist." —

„In meine Jahre" — unterbrach sie ihn zornig. — „Sie denken wohl, daß ich ein altes Runkunkel bin, Herr Buchhalter!" —

„Ei bewahre, gewiß nicht, ich wollte bloß sagen, daß die Mamsell nicht mehr so jung ist." —

„Nicht mehr so jung? — O, das weiß ich wohl, ohne daß es der Herr zu repetiren braucht; aber ich kann noch gehörig arbeiten und würde es mit desto größerem Vergnügen thun, wenn ich für meine eigene Rechnung thätig seyn könnte; aber all seine Zeit Andern zu opfern, ist gewiß nicht angenehm." —

„Aber Mamsell Oliveblad könnte sich doch ruhigere Tage verschaffen, seitdem Mamsell Emma von Stockholm zurückgekommen ist; sie kann ja nun einen Theil der Haushaltungsgeschäfte übernehmen." —

„Ja, sie! Was soll sie denn thun, sie ist ja mehr ihm Pfarrhause, als daheim bei uns!" —

„Ja wohl; allein daran thut sie nach meiner Ansicht sehr unrecht" — entgegnete Fridolf — „denn — allen Respekt vor der ehrwürdigen Familie des Pfarrers — aber es ist zu viel Eitelkeit in diesem Hause." —

Er wußte bestimmt, daß er jetzt den Ton getroffen hatte, welcher der Alten gefiel.

„Nun, was habe ich gesagt" — rief sie — „ist das nicht meine Rede? Es ist ja nur Eitelkeit und Spiel und Tanz und Galanterie in dem Hause; das ist keine Instruktion für ein junges Mädchen." —

„Ja wohl, sie sollte hübsch in ihrem Hause bleiben und ihrer alten Tante helfen" — fiel Fridolf ein.

„Seht da, schon wieder „alt," — knurrte Tante Gertrud — „es ist entsetzlich, wie sich der Herr Buchhalter um mein Alter bekümmert."

„Aber, ist es denn eine Schande, alt zu seyn?" — fragte Fridolf ernst.

„Nein, das nicht" — entgegnete die Tante — „aber ich sage Ihnen im Vertrauen, falls Sie es noch nicht wissen sollten, daß es nicht zum guten Ton gehört, die Leute beständig an ihr Alter zu erinnern."

„Diese Regel gilt wohl für alte Mamsellen" — antwortete Fridolf, seinen Plan gänzlich vergessend.

„Sie gilt für Jeden, der Bildung hat" — fiel Tante Gertrud verdrüßlich ein — „und es ist recht beleidigend, eine alte Mamsell genannt zu werden, wenn man es in seiner Gewalt gehabt hat, Frau Pfarrerin zu werden und wie eine Perle im Golde zu sitzen. Aber so ist es, wenn man zu lange wählt." —

Um die Lippen des jungen Mannes schwebte ein sarkastisches Lächeln, allein Tante Gertrud, die an ihre schon tausendmal angestellten bittren Betrachtungen über die Thorheit ihrer Jugend versank, bemerkte es nicht.

Um jedoch auf den Gegenstand seines Gesprächs zurückzukommen; sprach Fridolf zu ihr: — „Ich bin begierig, wann Mamsell Emma nach Hause kommen wird." —

„Ja, das weiß Gott" — erwiderte die Tante — „obwohl ich sehr wünsche, daß sie heute käme, denn wir sitzen in Geschäften bis über die Ohren." —

Fridolf trat der alten Jungfrau näher und sprach mit wichtiger Miene! „Wir müssen es so karten, daß wir die liebe Mamsell bald nach Hause bekommen, nicht nur, weil es so leer und öde hier im Hause ist, wenn sie fehlt, sondern auch weil sie in der Pfarre ganz und gar verwöhnt wird, Jeder, der ihr wohl will, muß dieß zu verhindern suchen, und unter diese gehöre auch ich." —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die neue Hipparchia.

Doppel-Novelle von Isidor.

Erste Abtheilung.

Er.

Es war ein warmer Augustabend, die Arbeiter kehrten von dem Felde heim, und zogen mit ehrerbietigem Gruß an dem Gutsherrn vorüber, der an der dichten Weißdornhecke lehnend, welche den Park von den üppigwogenden Kornfeldern schied, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit diese Begrüßung kaum erwiderte. Auf dem ernsten, bleichen Gesicht des etwa vierzigjährigen Mannes war eine gewaltsame innere Bewegung zu erkennen, Zorn und Schmerz kämpften in seinen Zügen, sein dunkles Auge flammte, und streifte bald in die Ferne, wo hinter den Bäumen sich die schlanke Gestalt eines jungen Mannes im eleganten Jagdkostüme verlor, bald ruhete es auf einem Zettel, den er in der Rechten hielt. Dann preßte er die zitternde Hand auf das heftig wogende Herz, an die glühende Stirn, seine innere Aufregung zu beschwichtigen — und es gelang endlich. Ruhiger ging er nun vorwärts, durch die anmuthigen, reinlich gehaltenen Gänge, aber der fröhliche Gesang der Vögel, das ferne melodische Abendläuten, der frische Duft der Bäume und Blumen, das sinkende Sonnengold erheiterte ihn nicht.

„Die Natur ist schön, groß und gut," sprach er in sich hinein, „aber der Mensch, ihr schönstes, vollkommenstes Werk, ist klein und erbärmlich, sie, die ewig sorgende, liebende Mutter schafft und wirkt, er liebt nur zu zerstören, zu vernichten, sey es auch Herz und Leben des Nächsten. — — Undank!" rief er jetzt plötzlich laut, „Undank, du scheußliche Natter, Ausgeburt der Hölle! — warum wurdest du als Erbtheil der Furien nur dem Menschengeschlechte zugetheilt! — Das Thier kennt dich nicht, denn der Hund leckt winselnd selbst die strafende Hand seines Herrn, eingedenk der frühern Wohlthaten, — das Pferd, oft mißhandelt von roher Willkür, entreißt dennoch seinem Peiniger, droht ihm Gefahr, durch schnelle Flucht; — das Vöglein im Käfig zwitschert seinem Kerkermeister freudig entgegen, weil dieser es nährt, — nur der Mensch — der Mensch a l l e i n übt das fürchterlichste der Laster — er allein." —

Ein leichter Fußtritt war im Sande hörbar, diesen Monolog unterbrechend; aus dem Seitenpfade hüpfte trillernd ein junges, etwa siebzehnjähriges Mädchen, dessen frischer Jugendreiz, gehoben durch eine eben so elegante als geschmackvolle Toilette, sie zu einer überaus anmuthigen Erscheinung machte. Sie eilte, ohne den langsam Daherschreitenden zu bemerken, einer nahestehenden Eiche zu, und die weiße Hand suchte eilig in der Höhlung des alten Baums.

„Was du suchst, ist bereits von mir gefunden, Nanni," sagte der Gutsherr mit leisem Ernst.

„Onkel Bergen! — Sie hier!" — rief das Mädchen erschrocken.

„So ist's," erwiderte dieser, „so nanntest du mich sieben Jahre, ich war dir Vater und Freund, deine Bildung, dein Glück für Gegenwart und Zukunft, der liebste, einzige Wunsch, das Ziel all meines Strebens, und dennoch konntest du mich betrügen."

„Betrügen?!" wiederholte das Mädchen bestürzt, „was meinen Sie damit?"

„Willst du mich etwa überreden, dieser Zettel," er hielt ihr das Papier hin, „in welchem du meinen Neffen zum Rendezvous dort in jene Laube beschieden, sey n i c h t von deiner Hand? Du hast, trotz meiner Warnung, heimlich ein Liebesverständniß mit dem zügellosen Mann angeknüpft, er wird dich, die Unbesonnene, Unerfahrene, die ich mit väterlicher Liebe und Sorgfalt erzogen, durch seine Schmeicheleien an sich ziehen, und dann verderben — neuen Schmerz, neue Schande auf dein und mein Leben häufen." —

„Aber liebster Onkel, welcher Argwohn, wie könnten Sie mich," rief Nanni, völlig gefammelt, „es ist mir nicht eingefallen, gegen Ihren Befehl zu handeln — — dieser Zettel — — nun ja — wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, — ich habe Albert hieher beschieden, doch nur um eine kleine Ueberraschung zu Ihrem Geburtstage mit ihm zu verabreden. — — Können Sie Ihre Nanni so verkennen!" — — Sie begann zu schluchzen.

„Weiberthränen und Worte sind trüglich," erwiderte Bergen düster, „ich traue den deinen eben so wenig, als ich Alberts Versicherung, er werde nur einem reichen Mädchen von angesehener Familie seine Hand geben, und habe dich nie anders als im Scherz beobachtet, dießmal für eine Lüge halte."

„Sagte er das!" — unterbrach ihn Nanni mit hochrothen Wangen, „so bin ich hoffentlich bei Ihnen gerechtfertigt, und Ihr ungerechter Argwohn kränkt mich nicht länger."

„Ist er wirklich ungerecht?" fragte Bergen, sie scharf anblickend, „sieh, Nanni, ich liebe dich väterlich, du weißt nicht, wie theuer du mir bist, alle Freuden, alle letzten Hoffnungen meines Lebens hab' ich auf deine kindliche Treue gebaut, mit Liebe und Sorgfalt über dich gewacht. Du bist berufen, durch deine Hand einst das Glück eines braven Mannes zu gründen, und gern will ich das müde Auge schließen, wenn ich dich glücklich und geborgen im Schutze eines würdigen Gatten weiß. Doch Albert ist deiner nicht werth, ein Mensch ohne Herz, ohne Grundsätze, ausschweifend und leer, wird er mit dir

Digitized by Google

tändeln, bis er den Frieden deines Herzens, vielleicht Ruhe und Unschuld dahin sind; doch nimmer dir seine Hand reichen, und selbst in diesem Falle wärst du unglücklich, — darum sey wahr gegen mich — wie steht ihr mit einander, liebst du ihn?" —

„Ich denke nicht daran, Onkelchen," versicherte sie, „wirklich Sie können ruhig seyn, er scherzt und neckt sich mit mir, das ist Alles, wie würde ich es wagen, Ihnen ungehorsam zu seyn."

Bergen schwieg und sah trübe vor sich nieder, er bemerkte nicht das listige Lächeln des schlauen Mädchens; „so gib mir dein Wort, ihn nie ohne Zeugen zu sehen — in einigen Tagen kömmt der Forstmeister Waldau, mein langjähriger Freund, und mit diesem wirst du auf längere Zeit nach ** reisen, seine Gemahlin kränkelt, bedarf weiblicher Pflege und ich habe ihr die deinige zugesagt."

Nanni erschrack, denn Frau von Waldau, eine ernste, ältliche Dame von strengen Grundsätzen, lebte in ziemlicher Abgeschiedenheit auf dem einsam liegenden Forsthause, und der Gedanke, diese zu theilen, erfüllte das junge eitle Mädchen mit Schauder. — Sie verbarg jedoch ihr Erschrecken, und erwiderte gleichgültig, daß sie bereit sey. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In der „Zeit" finden wir folgende Notiz über die Kriminaljustiz der Hamburger im 15ten und 16ten Jahrhundert. Es heißt in den Chroniken: „1402 ist der berühmte Seeräuber Klas Störtzebecher nebst noch einem, Wichmann genannt, mit 70 Mann allhier enthauptet und die Köpfe auf Pfähle gesteckt." „Eben das Jahr ist der Seeräuber Gödeke Michel nebst noch einem, Gottfried Wichold genannt, mit 80 Mann enthauptet und die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1408 der Vitaligenbroder Plukkebeade (Pflückebraten) mit noch 9 andern." „1433 sind allhier 40 Seeräuber enthauptet und ihre Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1464 ist der Seeräuber Heinrich Schindes mit 40 Mann enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1488 ist der Seeräuber Heinrich Stöhmer mit 75 Personen enthauptet, ihre Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1492 sind allhier 5 Seeräuber gerichtet." „1515 ist der Seeräuber Klaus Kniepsoff mit 74 Mann enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1535 sind wiederum einige Seeräuber enthauptet." „1555 sind Berend Bäsecke und Jürgen von Münster, beide Seeräuber, enthauptet." „1568 ist die Rockenbrock'sche Bande gerichtet, wie auch der Seeräuber Johann Bruch mit seinen Gesellen enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1573 sind allhier zwei Freibeuter gerichtet, sie hatten vor Rostock ein Schiff weggenommen, imgleichen wurden auch 26 Seeräuber enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1574 ist der Seeräuber Kord Essens mit 6 Personen enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt." „1585, den 12. Mai, ist der Seeräuber Jean de Bruy mit seinem Volk enthauptet, die Köpfe auf die Pfähle gesteckt."

Ein Thierwärter in der Menagerie des k. k. Lustschlosses Schönbrunn war vor Kurzem, als er die neu angekaufte Klapperschlange baden wollte, von diesem gefährlichen Thiere in den Arm gebissen worden, worauf selber sogleich ins Krankenhaus gebracht werden mußte. Nun vernimmt man, daß der Unglückliche nach schrecklichen Leiden, die mit einer ungeheuren Anschwellung des Armes begonnen und nach entsetzlichen Symptomen mit dem Tode endeten, gestorben sey, wobei bloß die Wissenschaft Vortheil zog, indem die hiesigen Aerzte an diesem seltenen Krankheitsfall die Wirkungen des konzentrirten Schlangengiftes studiren konnten.

Durch Zufall ist in einem Steinbruch in der Nähe des Dorfes Monzumano (Toskana) eine 400 Schritt lange und ihn ihrem Centrum an 35 Schritt breite Grotte entdeckt worden, in welcher Stalaktiten (Tropfsteine) von den großartigsten und seltensten Formationen in großer Anzahl und in herrlicher Färbung vorkommen. Eine weitere Merkwürdigkeit dieser Grotte ist die Temperatur derselben (+35° R.); die Besucher müssen sich entkleiden und nehmen im eigentlichen Sinn des Wortes ein Schwitzbad. Noch ist das Innere dieser interessanten Grotte nicht ganz erforscht, da Wasseransammlungen das weitere Vordringen verhindern.

Ein Mädchen in der Nähe Wiens hatte sich, um eine bleudendweiße Gesichtsfarbe zu bekommen, längere Zeit in die Sonne gelegt und das Gesicht mit Wasser begossen. Sie hatte nämlich gehört, daß man dieß Verfahren beim Bleichen der Leinwand anwende und zweifelte nicht, daß es auch auf ihr Gesicht bleichende Wirkung thun werde. Leider geschah das Gegentheil und das Mädchen, welches früher hübsche Gesichtsfarbe hatte, ist nun braun wie eine Zigeunerin.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 140 1. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Aber Ihre eigne Schwester hält sich ja fortwährend in der Pfarre auf, Herr Buchhalter" — fiel Tante Gertrud ein.

Fridolf schwieg einen Augenblick. — „Das ist wohl wahr" — sprach er dann langsam — „aber das kann nichts weiter helfen. Sie ist wenigstens nicht in dem verderblichen Stockholm gewesen, wie Mamsell Hilbert; diese hat dort den Grund zu einer Flüchtigkeit und Eitelkeit gelegt, die sich leicht zu ihrem Schaden entwickeln können, wenn sie so viel Zeit in der Pfarre verbringt. Es wäre sehr Schade um einen solchen Engel!" —

„Ja, so redet der Herr vernünftig" — rief die Alte — „wir kommen nun in drei Stücken überein: Stockholm ist ein verderblicher Ort, der Aufenthalt im Pfarrhause ist nicht gut für junge Mädchen und meiner Schwester Tochter ist ein Engel. Ich wundere mich, daß der Herr Einsicht genug hat, um dieß Alles zu finden." —

Nach dieser für Fridolf wenig schmeichelhaften Aeußerung versprach ihm die Alte, daß sie beim Frühstück mit ihrem Schwager eine Unterredung anknüpfen werde, die ihn bestimmen solle, noch desselben Tages seine Tochter aus dem Pfarrhause zurückzuholen.

Allein diese Unterredung fand nicht statt und Tante Gertrud hielt es für räthlich zu schweigen, denn ihr Schwager war lange nicht bei so schlechter Laune gewesen, als heute. Nichts war ihm recht, das ganze Frühstück wurde verworfen. Die Butter war zu salzig, das Brod zu teigig, der Fisch zu trocken gebraten, die Eier zu hart gekocht, das Oel dumpfig. Frau Hilbert, die über Alles Vorwürfe empfing, wagte kein Wort zu ihrer Entschuldigung anzuführen, sondern ging seufzend und schweigend aus der Stube.

Als der Inspektor mit Fridolf auf das Komptoir gekommen war, brummte er noch immer über das einfältige Frühstück und über die noch einfältigeren Weiber, die dem armen Mann, der im Schweiße seines Angesichts Nahrung und Unterhalt erwerben muß, keinen eßbaren Bissen zubereiten können.

„Aber hören Sie, lieber Onkel" — sprach Fridolf — „Sie sollten eine Haushälterin annehmen." —

„Was Teufel" — rief der Inspektor — „eine Haushälterin! Was soll ich mit einer solchen, da ich eine Frau, eine Schwägerin und eine Tochter im Hause habe? Können denn diese drei einer Haushaltung nicht vorstehen?" —

„Ei ja, sie können wohl" — sprach Fridolf weiter — „aber bedenken Sie, daß Mamsell Gertrud sehr alt ist, so daß die gute Frau Hilbert fast allein die ganze Last der Haushaltung auf sich hat. Unmöglich kann sie — auch bei dem besten Willen — Alles so genau besorgen, daß nicht die Mägde bisweilen Gelegenheit zu Nachlässigkeiten finden." —

„Nun, und meine Tochter?" — fragte der Alte. — „Rechnest Du sie für nichts? Ist sie nicht jung und rasch genug, um ihre Mutter zu unterstützen?"

„Ach" — versetzte Fridolf — „sie ist nicht für einen Haushalt auf dem Lande erzogen. Sie ist an die Zerstreuungen der Hauptstadt gewöhnt, und um den Kontrast zwischen dem Leben in der Hauptstadt und unserer ländlichen Stille nicht allzusehr zu fühlen, muß sie so oft und so lange als möglich das Pfarrhaus besuchen, in dem es doch immer lustig und munter zugeht." —

„Den Teufel auch, sie muß nicht" — rief der Alte verdrüßlich — „noch heute Abend will ich sie aus der Pfarre nach Hause holen. Ich will Euch zeigen, ob ich meine Tochter zu einer Tagdiebin erzogen habe. Emma hat gute Anlagen, eine tüchtige Haushälterin zu werden, und sie soll es werden, das verspreche ich. — „„Sie muß im Pfarrhause seyn, um sich zu zerstreuen!"" — Dummes Gerede. Ich will sie lehren, Zerstreuung in nützlicher Thätigkeit zu finden; und soviel sage ich, daß der Wind aus einer andern Gegend blasen soll, ehe sie mir wieder zu Rosman's gehen darf!" —

Digitized by Google

Dahin wollte Fridolf kommen; er hatte nun den Alten zu dem Beschluß gebracht, seine Tochter Abends nach Hause zu holen. Und dieß that der Inspektor auch wirklich zu großem Leidwesen der ganzen Rosman'schen Familie, besonders aber Wilhelms.

Emma war also wieder im elterlichen Hause und Alles blieb sich gleich — ihr Vater knurrig, ihre Mutter traurig, Tante Gertrud geschwätzig, Fridolf still, aber mit Seufzern und Blicken sprechend.

Die arme Emma, in Gedanken an Eduard und in Erinnerungen an die schöne Zeit versunken, welche sie zu Stockholm im Hause des Assessors zugebracht hatte, fühlte sich gar nicht wohl in ihrem elterlichen Hause.

Von Tag zu Tag erwartete sie Nachrichten von ihren Lieben in Stockholm, aber vergebens. Sie war mit Julien übereingekommen, daß sie sich gegenseitig mit jedem Posttage schreiben wollten; allein dieß war zu viel und wurde bald auf einen Posttag um den andern reduzirt. Aber jetzt hatte sie seit drei Wochen keine Zeile, weder von Julie, noch von der Tante erhalten; drei Briefe, welche sie nach einander nach Stockholm gesandt hatte, waren unbeantwortet geblieben. Emma war sehr besorgt, daß irgend ein Unglück in der Familie des Assessors vorgefallen seyn konnte, und ihre gute Mutter theilte ihre Unruhe und war nicht weniger niedergeschlagen, als ihre Tochter.

Endlich — es war am neunzehnten Juli — erhielt der Inspektor einen Brief von seiner Schwester, in welchem ein großer Brief an Emma eingeschlossen lag, auf dem diese sogleich die Handschrift ihrer Tante Ulla erkannte. Ihr Vater, der seiner Schwester Hand ebenfalls erkannte, dachte nicht daran, diesen Brief zu erbrechen, wie er seit Eduards Abreise mit jedem an Emma adressirten Briefe, dessen Handschrift ihm fremd war, gethan hatte. Mit inniger Freude nahm Emma den sehnsüchtig erwarteten Brief — aber ein Gedanke durchzuckte sie — sie wandte den Brief um und sah nach dem Siegel. Es war roth. — „Gott sey gelobt!" — rief sie und athmete tief auf — „also kein Todesfall in der Familie. Ich fürchtete nach diesem langen Schweigen das Schlimmste."

Sie eilte in ihr Zimmer und erbrach das Kouvert, welches zwei Briefe enthielt, deren einen sie von der Tante, den andern von Julie geschrieben hielt. Aber, wie erstaunte sie, als sie auf einem derselben eine Adresse von einer ihr gänzlich unbekannten Damenhand sah. In der Meinung jedoch, daß der Brief von einer ihrer zahlreichen Bekanntinnen in Stockholm sey, dachte sie nicht weiter darüber nach, sondern legte ihn auf die Seite und las den Brief ihrer Tante.

Diese theilte ihr mit, daß Julie sehr krank gewesen sey und deßhalb seit so langer Zeit nicht geschrieben habe; sodann, daß sie im Begriff stünden, nach Strömstad zu reisen, woselbst Julie zu ihrer völligen Wiederherstellung baden solle. Auch erwähnte sie flüchtig, daß ein junger Lieutenant von P**, ein sehr liebenswürdiger, junger Mann, ihr Reisegesellschafter seyn würde.

Eine Nachschrift an der Seite des Briefes enthielt auch die „kleine Neuigkeit," (wie sich die Tante bescheiden ausdrückte) daß ihr Mann kürzlich zum Hofgerichtsrath ernannt und in den Adelstand erhoben worden war. — „Er behält aber seinen Namen" — setzte sie hinzu — „und nennt sich nur von L**." —

Eine zweite Nachschrift war von Juliens Hand und enthielt eine Entschuldigung, daß sie so wenig schriebe, mit dem Versprechen, daß sie das Versäumte nach ihrer Rückkehr aus dem Bade reichlich nachholen wolle. Vergnügt faltete Emma den gelesenen Brief wieder zusammen und freute sich herzlich über die Standeserhöhung ihres guten Onkels. Zwar nicht seinetwegen, denn sie wußte, wie wenig er Rang und Titel achte, sondern ihrer Tante willen, die bei ihren zahlreichen vortrefflichen Eigenschaften eine kleine Schwäche für weltliche Ehre und Auszeichnung hatte.

Neugierig erbrach sie nun den andern Brief, ohne zu ahnen, von welcher lieben Hand derselbe geschrieben war. Als sie den Brief geöffnet und einen Blick auf die darin befindliche Schrift geworfen hatte, erstaunte sie noch mehr, denn sie vermochte kein einziges Wort darin zu lesen. Bald entdeckte sie jedoch, daß die Buchstaben von rechts nach links geschrieben waren; aber noch hatte sie weiter nichts, als das oben im Briefe stehende Datum gelesen, als ihr Vater hastig die Thür öffnete und mit lauter Stimme herein rief, daß die Oberstin von M** auf Björesät so eben gefahren komme und daß sie — da die Mutter und die Tante noch unangekleidet wären — dieselbe empfangen müßte. — Emma warf schnell die beiden Briefe in ihre Chiffonniere — wie sie wenigstens glaubte — und verließ eilends das Zimmer. Hätte sie geahnt, daß der Brief von Eduard war, sie würde ihn gewiß nicht so nachlässig hingeworfen, oder wenigstens den Schlüssel ihrer Stube an sich genommen haben.

Die Oberstin wurde von dem Inspektor, der stolz auf diesen Besuch war (denn es war das Erstemal, daß sie seinem Haus die Ehre anthat), mit großer Ehrfurcht in das Besuchzimmer geführt. Am meisten konnte sich wegen dieses Besuchs Emma schmeicheln, denn ihretwegen war die Oberstin eigentlich gekommen, nachdem sie erst bei

Digitized by Google

der Gräfin vorgefahren, von dieser aber wegen einer kleinen Unpäßlichkeit nicht angenommen worden war.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Herr von Bergen war kein Liebling des Glücks, und das ungünstige Gestirn, unter dessen Einfluß er eine trübe Jugend vertrauert, warf auch düstere Schatten auf sein späteres Leben. — Ein Herz mit warmer, ungetheilter Liebe, das Universum umfassend, ein Geist, fähig, die Bahn der Wissenschaft spielend zu durchlaufen und in die Tiefe jeder Erkenntniß zu dringen, an glühender Vaterlandsliebe ein neuer Phocion und Kurtius, würde er wie jener lächelnd den Giftbecher geleert, wie dieser freudig sich in den Abgrund gestürzt haben, ihm zu nützen. Aber nur einmal tauchte sein Glücksstern gleich einem Meteor auf, um bald im Niedergange spurlos für immer zu verschwinden. Er hatte Gelegenheit, dem Vaterlande einen nicht unbedeutenden Dienst zu leisten, und das Genie, die aufopfernde, enthusiastische Hingebung des jungen Mannes, lenkten das Auge des Regenten auf ihn, der ihm sein Vertrauen schenkte. Doch bald erloschen dieser trügerische Glanz. Betrogen von seinen Freunden, die diesen heiligen Namen mißbrauchten, seine Börse, seine Verbindungen, seinen Kopf, seine Kenntnisse benutzten, um sich mit fremden Federn zu schmücken, später auf Kosten des Hintergangenen zu erheben, ihn als Thoren zu verlachen und zu verleugnen, verkannt und gekränkt von seinem Fürsten, dem er mit aufopfernder Treue gedient, verleumdet und ungehört zurückgestoßen, nur sein Bewußtseyn und der Stolz auch seine unbefleckte Ehre rettend, von dem Mädchen seiner ersten glühenden Liebe betrogen und verhöhnt, zog er sich nach diesen harten Erfahrungen seiner sturmbewegten Jugend, in die philosophische Ruhe des Landlebens zurück. Jedem Eigennutz fremd, hatte er aus den ehemaligen, glänzenden Verhältnissen keinen Reichthum gerettet, nur der Besitz eines nicht großen aber einträglichen Guts sicherten fortan seine Existenz. Hier lebte er still und einförmig, nur den Wissenschaften, im seltnen Verkehr mit der Außenwelt, denn die hochauflodernde Gluth seiner jugendlichen Empfindungen war einem tief eingewurzelten Mißtrauen gegen die Menschheit, besonders gegen die schönere Hälfte derselben gewichen.

Die einzige Schwester, an den Baron Landry, einen glänzenden Weltmann verheirathet, kontrastirte in ihrer angenehmen Oberflächlichkeit viel zu sehr mit der düsteren Richtung des Bruders, um sie öfter aufzusuchen, und beide Geschwister empfanden wenig von jener natürlichen Sympathie, welche eine so nahe Verwandtschaft voraussetzt. Bergen fühlte, als die Stürme des Schicksals verheerend über die Saat seiner schönsten Lebenshoffnungen zogen, das Bedürfniß, an dem Herzen eines ihm naheſtehenden Wesens seinen Todesschmerz auszusprechen, und suchte das seiner Schwester. Aber es gibt Menschen, deren Inneres ohne Elastizität und Fühlbarkeit ist, Menschen, deren Mittheilbarkeit sich auf nichts weiter als ein Lächeln, ein dummes Anstarren oder Schweigen erstreckt, höchstens auf ein nichtssagendes, vielleicht gar albernes Wort, noch übler als jenes. Es ist, als ob in solchem Ton auch keine Ahnung des göttlichen Funkens vorhanden wäre. Sie essen, trinken, schlafen, stehen auf, gehen an ihre Geschäfte, treiben sich mit und und unter anderen Menschen herum, ohne daß deren Glück oder Leid einen andern Eindruck bei ihnen hervorbrächte, als den die Konvenienz nothdürftig zu äußern gebietet. Die moralisch-geistige Fühlbarkeit ist völlig todt, insofern der Fall nicht etwa das liebe Ich, höchstens die allernächsten Angehörigen angeht, und auch dann nur, wenn jenes mittelbar dabei betheiligt ist. Die intellektuelle Beschaffenheit erscheint wie ein endloses Sandmeer, eine lybische Wüste — die Spur des stärksten Drucks von Außen her versinkt augenblicklich in die darüber hinströmende Sandquelle. Fouques herrliches Mährchen, die zarte Undine, liefert hiezu den Kommentar. Was ist das leben-todte Elementarwesen der menschlichen Gestalt ohne Seele? Die gespenstige Larve der Seelenlosigkeit aber ist das allein wahrhaft Furchtbare in der Welt, und der seltsamste Widerspruch, daß diese sich vorzüglich im socialen Leben zu entwickeln pflegt. — Alter, umsichtiger Philosoph, wie begreiflich ist der Aufenthalt in einer Tonne, wie tiefschmerzhaft deine lange, vergebliche Wandlung mit der Laterne! —

Zu dieser Klasse gehörte Frau von Landry, und die große Verschiedenheit, welche oft die Zweige eines Stammes einander so durchaus unähnlich macht, beglaubigte sich auch hier wieder. — So übernahm denn Bergen, als der Baron Landry plötzlich starb, und dessen nachgelassenes Testament ihm die Vormundschaft über den einzigen Sohn übertrug, diese nur ungern, nicht ohne Grund fürchtend, der eilte, verzogene Knabe werde durch die verderbliche Einmischung der schwachen Mutter bereits für jede sanfte Maßregel zu übermüthig, für jede strenge zu halsstarrig seyn. Dennoch ging er mit aller ihm zu Gebote stehenden Energie an das schwere Werk der Erziehung, und warb zuerst um die Liebe des fünfzehnjährigen Knaben, der

Digitized by Google

bereits für einen Jüngling zu gelten strebte. Aber die individuelle geistig und moralisch nur subordinirte Beschaffenheit Alberts widerstrebte aller Mühe des sorgfältigen Erziehers, der sich dennoch mit väterlicher Liebe dem schönen, aber nur sinnlich regsamen Pflegling zuneigte. Nach vier Jahren vergeblicher Anstrengung sah er nur ein geringes Resultat seiner endlosen Mühen, und der neunzehnjährige Albert bezog leeren Kopfs die Universität. Eitel bis zur Narrheit, verschwendungs- und genußsüchtig, verweichlicht durch die heimlichen Unterstützungen der schwachen Mutter, kam er nach der Hochschule, und kurz nach seiner Abreise entdeckte sich schon die Menge Schulden, die der junge Mensch trotz der Aufsicht des Onkels dennoch heimlich zu machen gewußt.

Aber auf der Universität begann erst die eigentliche Entwicklung seines Charakters: In wilder Gesellschaft sich jede Zügellosigkeit gestattend, verschwanden die ansehnlichen Wechsel des Vormunds spurlos in dem Meere der Ausschweifungen und Schulden, die sich mit jedem Tag häuften. Kopf und Herz blieben leer und die Börse glich dem Faß der Danaiden. Die ernst mahnenden, oder liebevoll bittenden Briefe des Oheims verbrannte man als Fidibus bei den wüsten Gelagen, und der Ausdruck des väterlichen Wohlwollens ward zum Gegenstand roher Spöttereien.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem Markte in Zbaraz verkaufte vor Kurzem ein Bauer ein Paar Ochsen. In der Besorgniß, das gelöste Geld etwa zu verlieren, weil er sich eines Ränschleins bewußt war, band er es seiner Tochter, einem jungen Mädchen, um den Leib, und verließ den Markt. Beide zogen hart an einem Walde vorüber, als plötzlich ein Bauer aus dem Gebüsche, wo er sich verborgen hielt, hervortrat und ihnen den Weg im gebieterischen Tone: „Das Geld her oder das Leben!“ absperrte. Der Vater betheuert, daß er kein Geld mit sich führe; allein der Räuber, der schon im Voraus von Allem gut unterrichtet war, packt den sich vergebens Wehrenden bei den Haaren und zieht ihn in das dunkle Dickicht des Waldes hinein, wobei augenblicklich zwei Genossen, gleichfalls Bauern, aus dem Verstecke zu Hülfe kamen. Die Tochtee sieht nun von der Ferne, daß ihr Vatee auf die gräßlichste Art gemordet wird. Erschrocken ergreift sie die Flucht und stürzt zufällig in eine am Saume des Gehölzes liegende Bauernhütte, welche dem Waldheger zur Wohnung dient. Außer Athem, bleich und bebend wirft sie sich da einem Weibe in die Arme, überreicht demselben nach einer kurzen und verworrenen Schilderung des ganzen Unglücks das gerettete Geld zur Verwahrung und fleht mit thränenfeuchten Augen um einen sichern Zufluchtsort. Kaum, als das Weib das Geld in die Truhe, das Mädchen aber in die abstoßende Kammer sperrte, tritt der Waldheger, ihr Mann — und des Vaters Mörder! — mit jenen zwei Gehülfen in die Stube und erzählte dem Weibe in verdrießlichem Tone die ohne günstigen Erfolg verübte blutige That. Allein die Verrätherin zieht mit fröhlichem Lächeln das ihr anvertraute Geld hervor und deutet mit der Hand auf die Kammer. Nun athmeten die Wichte freier auf, denn Todesangst peinigte sie gewaltig, von dem entflohenen Mädchen verrathen zu werden. Nach langem Rathen kamen sie endlich überein, die Unglückliche im Backofen zu verbrennen, um sich gegen alle Gefahr des Verraths sicher zu stellen. Sie legen Hand ans Werk. Die Vorbereitungen beginnen; schon steigen schwarzdichte Rauchwolken aus dem Kamin empor, hoch lodert die Flamme im erglühten Ofen — während das arme Geschöpf, dem keine Sylbe von der stattgehabten schrecklichen Unterredung entfallen war, die Thüre von Innen in höchster Verzweiflung verrammelt, ein Loch in die Wand, welche zum Glück von Lehm war, bricht, und zum zweiten Male in der schleunigsten Flucht ihr Heil sucht. Wer vermag aber die Größe der Freude zu schildern, die sie in jenem Momente empfunden, als zwei Gendarmen zufälligerweise auf sie stießen. Nach erhaltener Kenntniß des Geschehenen eilten sie unverzüglich in die Hütte, wo die drei Unmenschen eben mit dem Aufbrechen der Thüre, die in die Kammer führte, beschäftigt waren. Ohne Widerstand wurden alle drei gefesselt und den Händen der Gerechtigkeit überliefert.

Am 26. August kam in Wesel der merkwürdige Fall vor, daß sich ein Mann zuerst erschoß und erhängte; wenigstens wurde er mit zerschossenem Gesichte erhängt gefunden. Der Grund dieses Selbstmordes ist noch nicht bekannt geworden.

Auflösung des Räthsels in Nro. 138.

Madame — Adam.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 141 3. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die Oberstin schien mit ihrem Empfang sehr zufrieden zu seyn und verweilte mehrere Stunden, indem sie sich mit dem Inspektor über Felder und Wälder, mit seiner Frau und Schwägerin aber, die sich nach ihrer Umkleidung ebenfalls eingefunden hatten, über verschiedene hauswirthschaftliche Gegenstände unterhielt. Am meisten trug jedoch Emma zur Belebung der Unterhaltung bei, indem sie mehrere schöne Lieder zur Laute sang. Die reizende Stimme Emma's und ihr schönes Spiel hatte die Oberstin schon am Johannisvorabend — als sie Emma singen und spielen hörte — so hingerissen, daß sie sich sehr danach sehnte, sie wieder zu hören, Emma mußte ihr versprechen, sie recht bald auf Björesät zu besuchen und einen ganzen Tag bei ihr zu bleiben. Als die freundliche Dame wieder abgereist war, eilte Emma in ihr Zimmer, um den sonderbaren Brief zu lesen. Allein wie erstaunte sie, als sie denselben weder in der Chiffonniere, noch sonst wo fand. Er war aber auch nicht in die Chiffoniere gekommen, denn als Emma in ihrer Eile die Klappe nur ein wenig geöffnet hatte, um beide Briefe hineinzustecken, fiel der Brief ihrer Tante zwar gehörig hinein, allein Eduards Brief fiel auf den Fußboden, ohne daß ihn Emma in ihrer Hast bemerkte.

Während Emma der Oberstin vorsang, kam ein Bote von Fräulein Louise R** an die Inspektorin. Das Fräulein beschäftigte sich nämlich zuweilen mit Weben und hatte sich neulich einen Baumwollenzeug-Webestuhl aufgestellt, der aber nicht nach ihrem Wunsche ging. Sie beklagte sich darüber gegen Frau Hilbert, welche ihr als eine geschickte Weberin bekannt war; sie zeigte ihr bei Gelegenheit des Johannisfestes auch ihren Webstuhl und Frau Hilbert war der Meinung, daß derselbe deßhalb nicht gehörig ginge, weil die Schafte nicht gehörig geölt wären. Sie erbot sich, dem Fräulein einige andere Schafte zu leihen, welche sie selbst neuerlich geölt und mit Eidotter bestrichen hatte. Das Fräulein nahm das Anerbieten an und erklärte, daß sie sich die Schafte nächstens holen lassen würde. Allein sie ließ dieselben nicht holen, und man glaubte, sie hätte die ganze Sache vergessen. Erst heute und zwar gerade während der Zeit, als die Oberstin von M** im Hause des Inspektors war, kam des Fräuleins Kammermädchen Hanna athemlos gelaufen und bat sich die besprochenen Schafte aus. Tante Gertrud war bei Hanna's Ankunft eben in der Küche und wollte ihre Schwester, welche sich mit der Oberstin unterhielt, nicht stören: sie holte daher selbst die Schafte, um sie dem Mädchen zu übergeben. Allein sie fand kein Papier, um dieselben sauber einzuwickeln. Nach vielem Suchen schickte sie Lena in Emma's Zimmer, um nachzusehen, ob sie dort ein passendes Stück Papier fände. Unglücklicher Weise lag Eduards Brief gerade vor Lena's Augen auf dem Fußboden. In der Meinung, ein werthloses Papier vor sich zu sehen, nahm sie den Brief und überreichte ihn der Tante Gertrud, die ohne Weiteres die Schafte hineinwickelte.

Nach vielem Suchen und Fragen erfuhr Emma endlich das Schicksal ihres ungelesenen Briefs und ärgerte sich sehr darüber, daß derselbe in Fräulein Louisens Hände gefallen war. Sie war zwar des festen Glaubens, daß der Brief von einer ihrer Freundinnen in Stockholm sey, nichts desto weniger aber war es ihr verdrießlich, daß derselbe in die Hände einer fremden Person gekommen war, vorzüglich da sie selbst den Inhalt desselben noch nicht kannte. Welcher Donnerschlag, wenn sie gewußt hätte, von wem der Brief war!

Ihre Mutter, der sie diesen Verlust klagte, gab ihr den Rath, zu Fräulein Louise zu schicken und sich den Brief wieder ausbitten zu lassen, der durch ein Mißverständniß in ihren Besitz gekommen war. Dieß that sie auch, allein das Fräulein ließ ihr sagen, daß sie ihr den Brief nicht zurückschicken könnte, weil sie nicht wüßte, wohin er gekommen sey. Emma gab sich trotz ihres Verdrusses zufrieden, weil sie glaubte, daß das Fräulein den Brief nicht gelesen habe; und da Louise die einzige Person im geäßlichen Hause war, welche italienisch

Digitized by Google

verstand, so beruhigte sie sich in dem Glauben, daß Niemand Etwas von dem Inhalt des Briefes erfahren würde.

Unterdessen zog sich eine Gewitterwolke zusammen, deren Schläge die arme Emma gänzlich zerschmettern sollten. Fräulein Louise hatte die Weberschafte mit eignen Händen von Hanna empfangen und dieselben der Hausmagd zum Einsetzen in den Webstuhl gegeben. Das Papier, in welches sie gewickelt gewesen waren, blieb auf des Fräuleins Tische liegen und als diese bei einem flüchtigen Blick Emma's Namen darauf las, wurde sie begierig, dem Inhalt kennen zu lernen. Sie erkannte sogleich, daß derselbe mit Spiegelschrift geschrieben war, denn sie hatte diese Schrift früher häufig bei der Korrespondenz mit ihren Pensionsfreundinnen benutzt. Da Louise der italienischen Sprache mächtig war, so kannte sie in fünf Minuten den Inhalt des Briefes, in welchem Eduard mit allem Feuer eines leidenschaftlich Liebenden Emma seine Sehnsucht, seinen Kummer, seine Verzweiflung über ihre Trennung schilderte, sie versicherte, daß er keinen Augenblick ihr reizendes Bild aus seinem Herzen entfernen könne, sie zur Standhaftigkeit und Hoffnung ermahnte und zuletzt betheuerte, daß sie oder keine seine Hand erhalten würde, möchten sich auch Hindernisse und Schwierigkeiten aller Art entgegenthürmen.

Louisens Gefühle beim Durchlesen dieses Briefes schildern zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen. Daß Emma selbst den Inhalt dieses Briefes nicht kannte, fiel ihr natürlich nicht ein. Im Gegentheil, sie glaubte, daß ihr Emma dieses unglückliche Papier absichtlich geschickt habe, um über ihre Nebenbuhlerin zu triumphiren und ihr zu zeigen, wie sehr sie von dem Grafen geliebt war. Welche Frechheit! Welche beispiellose Kühnheit! Louise fand keine Worte für ihr Gefühl — sie war außer sich, sie raste. Gleich einer Furie eilte sie zur Gräfin, mit verzerrtem Munde, mit flammenden Augen, mit zitternden Gliedern, den Unglücksbrief krampfhaft in einer Hand haltend. Die Gräfin erschrack bei ihrem Eintritt und bestürmte sie mit Fragen über das, was geschehen war; allein lange dauerte es, ehe der gefährliche Dämon der Eifersucht, der sich des armen Fräuleins bemächtigt hatte, ihr Kraft gestattete, ein Wort hervorzubringen.

Als sie endlich durch sanftes Zureden der Gräfin soweit zur Besinnung gekommen war, daß sie das Geschehene mittheilen und den Brief Wort für Wort der Gräfin übersetzen konnte, wurde die Gräfin zwar nicht so desperat wie ihre Nichte, aber doch so wüthend, daß sie sich sogleich zu dem Grafen begab, ihn von dem Vorgefallenen in Kenntniß setzte und eine höchst unangenehme häusliche Scene veranlaßte. Sie weinte laut und behauptete, keine Eltern seyen so unglücklich, wie sie und ihr Mann, denn Niemand hätte einen so ungehorsamen, gemeindenkenden, ehrvergessenen Sohn, der durch seine Halsstarrigkeit bald in sein eignes Verderben rasen und seine Eltern vor Kummer frühzeitig in's Grab stürzen würde; einen Sohn, der ihrer Liebe unwerth, unwerth der Achtung irgend eines Menschen, unwerth des Tageslichts, unwerth des Lebends wäre — und was sie sonst noch in ihrer Verzweiflung sprach.

Auch der Graf wurde nun gereizt, ärgerlich, wüthend. Am meisten zürnte er dem alten Hilbert, der ihm mit seinem Ehrenwort versprochen hatte, daß kein Briefwechsel zwischen seiner Tochter und dem jungen Grafen geführt werden solle. Und dieses Versprechen hatte er nun so schlecht gehalten. In seiner Wuth beschloß der alte Graf, den Inspektor schnell auf das Schloß holen zu lassen und ihm zwei Bedingungen vorzulegen, entweder, nämlich seine Tochter fortzuschicken, oder selbst B** und zugleich seine Stelle zu verlassen. Es war jedoch zu spät, um noch an diesem Abend nach ihm zu schicken; man mußte daher bis zu dem folgenden Morgen warten.

Wie ein gehorsamer Untergebener folgte der alte Hilbert dem Befehl seines Herrn und begab sich sogleich nach erhaltener Botschaft aufs Schloß zu ihm. Er wurde in das Schreibzimmer des Grafen eingeführt, woselbst ihn dieser mit finsterem Gesicht empfing. Der arme Alte, der nicht wußte, wodurch er seinen sonst stets so freundlichen Herrn beleidigt und erzürnt hatte, stand einige Augenblicke in ängstlicher Erwartung, daß der Graf zu reden beginnen sollte — allein der Graf schwieg. Hilbert, der sein Gewissen rein fühlte und übrigens nichts weniger als furchtsam oder kriechend war, betrachtete nun den alten Grafen mit festem fragenden Blick und schien nur eine Erklärung zu erwarten. Und diese blieb auch nicht aus, denn nach einigen Minuten hatte ihm der Graf Alles gesagt.

Hilbert wurde bestürzt, und wurde noch bestürzter, als ihn der Graf mit Vorwürfen überhäufte und ihn einen Wortbrüchigen nannte, der jeden Briefwechsel zwischen Emma und Eduard zu verhindern versprochen und sein Versprechen so schlecht gehalten hätte.

Der Inspektor betheuerte, daß er jeden an seine Tochter gerichteten Brief erbrochen und gelesen habe, mit Ausnahme des letzten Briefes von seiner Schwester, der Hofgerichtsräthin L**, in welchem er nichts Verdächtiges vermuthet habe. Was ihm der Graf mittheilte, war ihm ein Rätsel.

Allein der Graf wollte keine Entschuldigung

Digitized by Google

anhören, sondern sprach weitläufig über die Pflicht eines Vaters, das Betragen seiner Kinder zu überwachen, und über die Pflicht jedes ehrlichen Mannes, seine Versprechungen zu halten. Endlich stellte er ihm die Bedingungen, entweder seine Tochter von B** zu entfernen oder seine Stelle aufzugeben und mit seiner ganzen Familie B** zu verlassen. Denn ein kräftiges Mittel müsse angewendet werden, meinte er, um weiterem Unglück zuvorzukommen und das Aergerniß, welches bereits in beiden Familien entstanden war, wieder zu vernichten.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

So verging die zu den akademischen Studien bestimmte Zeit. Er kam zurück. Die unsinnige Verschwendung hatte den Gesammtbestand des väterlichen Vermögens bedeutend vermindert, und Bergen sah seinen höchsten Wunsch, die schon früher verschuldeten Güter durch seine weise Sparsamkeit gereinigt in die Hände des sittlich und geistig gebesserten Mündels zu übergeben, vereitelt. So war es denn natürlich, daß ihn nur der strafende Ernst des Vormunds, nicht dessen väterliche Zufriedenheit empfangen konnte. Aber die ernste Miene des schwer Gekränkten kümmerte den Leichtsinnigen nicht, stand doch neben dem unausstehlichen, mißsüchtigen Oheim ein rosiges Engelsbild, die siebzehnjährige Nanni, seine Pflegetochter. — Sie war das hinterlassene Kind seiner einstigen Geliebten, welche als Gattin eines Unwürdigen sammt diesem später eine Beute der Cholera ward, und noch auf dem Sterbebette den frühern Treubruch schmerzlich bereuend, dieses einzige Kind den Händen harter Verwandten überlassen mußte, die es ungern aufnahmen.

Der großmüthige Bergen erfuhr kaum die Lage der Dinge, als er die Hülflose aufsuchte, sich erbot, fortan Vaterstelle bei ihr zu vertreten, und nun alle Innigkeit seines tief verschlossenen Gefühls dem holden Wesen zuwandte, was ihm der einst angebeteten Geliebten Bild erneute. In einer als vorzüglich gerühmten Erziehungs-Anstalt gebildet, kehrte sie als vierzehnjähriges Mädchen zu ihm zurück, und erblühte unter seiner sorglichen Pflege und Leitung zur reizenden Jungfrau. Heiter, lebensfroh und frisch, zeigte sie aber bald den leichten und leidenschaftlichen Sinn, das Erbtheil der Mutter, der sich besonders durch die Neigung zu kleinen Intriguen, und eine gewisse listige Gewandtheit verirrt, die des Pflegevaters Herz oft mit trüber Besorgniß erfüllte, und, wie er schmerzlich erkannte, leider mit ihrer innersten Natur verzweigt schien. Doch hoffte er, der in dem schönen Mädchen die letzte Freude seines dunkeln, einsamen Lebens blühen sah, von der Zeit, dem Einfluß seiner Lehren, seines Umgangs, endlich von der Liebe zu einem männlichen Gegenstande, dem sich Nanni's Herz anschließen würde, eine gediegenere Richtung ihrer Gefühle, nur bemüht, sich ihr Vertrauen zu erhalten.

Da kam Albert zurück, und Nannis Reiz entzündete schnell seine leicht beweglichen Sinne. Er war jung, schön, feurig; sie unerfahren, leichtsinnig und eitel. Mit beispielloser Schlauheit verstand er die Wachsamkeit Bergens zu täuschen, ob dieser gleich, die Möglichkeit eines Verständnisses zu vermeiden, Nanni mit eindringlicher Beredtsamkeit gewarnt, und sie wenig aus den Augen ließ. Aber wer vermag ein Mädchen zu hüten, was sich nicht selbst bewacht! — Nanni hatte in jugendlich erregter Leidenschaft, längst in den Armen Landrys die Warnungen des Pflegevaters vergessen, als sie, ob auch schuldbewußt und pochenden Herzens, dennoch jede nähere Beziehung zu ihm beharrlich leugnete.

Der junge Baron kehrte an jenem Abend in der übelsten Laune von der Jagd zurück. Das beabsichtigte Rendezvous mit der schönen Nanni hatte des widerwärtigen Oheims Dazwischenkunft gestört, und er sich, einem Schulbuben gleich, müssen von dem verhaßten Vorgesetzten meistern lassen. — Und nicht allein das Register seiner neuen Schulden, auch das aller kleinen, heimlichen Abenteuer war bei dieser Gelegenheit zur Sprache gekommen.

Bergen hatte ihm mit Strenge verboten, sich Nanni wieder zu nähern, weil des Mädchens Ruf fleckenlos und sie die Freude seines Lebens bleiben, nicht aber die Beute seiner unlautern Begierde werden solle. Er hatte ihn einen Elenden genannt, dessen Sittenlosigkeit die unlängst ihm bekannt gewordene Verführung der Müllerstochter beweise, welche den Tod im Bache gesucht und gefunden — alle diese Vorwürfe hatte er hören und schweigen müssen! — Knirschend ging er in seinem Gemache umher, trieb mit seinem gewaltigen Fußtritt den treuen Hund hinweg, der sich schmeichelnd an ihn schmiegte, und stürmte endlich, seiner selbst nicht mehr mächtig, in das Zimmer seiner Mutter, welche seit mehreren Wochen bei dem Bruder weilte.

Frau von Landry saß, behaglich im Modejournal blätternd, am Fenster, der einzige Sohn war immer der Abgott ihrer eiteln, schwachen Seele, die höhere Natur des Bruders ihr aber stets unbegreiflich, ja, sogar entgegen gewesen. Der heftige Eintritt Alberts unterbrach die eifrige Beschäftigung — sie sah empor —

„Ich ertrage nicht länger diese Behandlung,

Digitized by Google

Mutter," rief erröthend, „der alte, widrige Pedant glaubt ein Recht zu haben, jede meiner Handlungen zu meistern — ich gehe fort, oder schieße ihn nieder wie einen tollen Hund." —

„Was ist denn vorgefallen, lieber Albert?" fragte Frau von Landry mit unerschütterlicher Ruhe, das Journal weglegend, „hast du dich wieder mit meinem Bruder gezankt? Ihr werdet Euch wohl nie vertragen." —

„Nie — nie! ich hasse, ich verabscheue ihn, ich könnte ihn ermorden, ihn, der nur da ist, mich zu beschränken und zu quälen, — o, daß endlich der Tag käme, der mich aus dieser subordinirten Stellung befreit;" — er warf sich ungestüm in das Sopha.

„Der ist ja so gar fern nicht mehr," tröstete die Mutter, „wie kannst du nur so heftig, so extravagant seyn, schickt sich das für einen wohlerzogenen, jungen Kavalier? Wenn dich die junge Komtesse Alling, die dich so überaus liebenswürdig auf dem letzten Balle fand, so sähe — selbst die hübsche Nanni —"

„Ha, Nanni — gut, daß Sie mich daran erinnern — Mutter, ich liebe Nanni, wirklich zum Rasendwerden liebe ich sie." —

„Welche Idee! du wirst doch die Betise nicht begehen wollen, ein blutarmes Kirchenmäuschen aus obskurer Familie zu deiner Gemahlin zu erheben?"

„Wer denkt daran; — ich heirathen! jetzt heirathen! — dergleichen philiströse Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen." —

„Ah, so — nun, dann laß dir nur den Appetit vergehen, mit ihr zu tändeln, denn du weißt, sie ist meines Bruders Augapfel." —

„Wirklich? ist sie das? — Ja, Sie haben Recht, Nanni ist auch rasend in mich verliebt." —

„Das glaub' ich, ein so schöner, junger Mann, den sieht kein Mädchen ungestraft —"

Albert betrachtete sich im Spiegel, er zog die Halsbinde zurecht, fuhr in das lockige Haar, und sagte endlich leichthin: „Mutter ich brauche Geld."

„Schon wieder! ich kann dir aber keines geben. — Vor acht Tagen hast du ja erst eine bedeutende Summe erhalten."

„Wo denken Sie hin — davon ist kein Heller mehr da." —

„Abee wo hast du das viele Geld gelassen?" fragte die Baronin gähnend.

„Hm — eine Wette mit dem Jagdjunker Rottau, einige Geschenke an Schulzens Röschen — die Pensionsgelder für den kleinen — Sie wissen ja schon — —"

„Gottloser Mensch; leider weiß ich — geh' zu dem Oheim und laß dir Vorschuß geben, — — da findest du immer Geld."

„Zu dem? — ihn bitten! — lieber erwürgen."

„Albert, menagire dich, du sprichst von meinem Bruder, mein Gott, du beobachtest die Defers doch zu wenig — du solltest ihm seine schwachen Seiten abzugewinnen suchen, denn er hat wirklich jetzt viel Geld."

„So? gerade jetzt?"

„Allerdings! es ist ihm vor einigen Tagen ein großes Kapital eingegangen, und durch den vortheilhaften Ankauf von Staatspapieren hat er jetzt eine Menge derselben in Händen."

„Ich würde mich nur einer ähnlichen schmachvollen Behandlung wie die vorhin erfahrne aussetzen, ginge ich ihn jetzt um Geld an," sagte Landry ingrimmig.

„Es käme darauf an," meinte die Mutter, „genirren kann es ihn nicht, denn er ist im Besitz einer sehr bedeutenden Summe — ich sah ihn noch gestern mit der schwarzen Chatouille, welche in seinem Sekretär steht, beschäftigt — es war ein Packet Staatspapiere dabei, die ich dir, mein Söhnchen, wünschte, wenn du etwas haushälterischer damit umzugehen wüßtest."

Albert stand am Fenster und sah finster in die sinkende Abendsonne — ein Gedanke schien plötzlich in ihm zu erwachen. — „Dort geht die schöne Nanni dem Garten zu," sagte er heftig; „verbotene Früchte sind die süßesten — ich muß noch ein wenig mit ihr plaudern, Sie, Mutter, werden uns nicht verrathen."

„Du hast einmal so etwas von der Natur eines Don Juan," drohte die Mutter lächelnd, und sah dem schönen Sohn wohlgefällig nach, der über den Hof hinweg dem Mädchen nacheilte.

(Fortsetzung folgt.)

Homonyme.

Ich bin ein Wort von doppelter Bedeutung:
Vertraut bald der Männer, bald der Frauen Leitung.
In einem Sinne trifft im deutschen Vaterland
Man mich in ganz verschied'nen Sorten,
Im andern hat mich, wie bekannt
Gar spärlich Deutschland nur im Süden und im Norden.
Das eine Mal wirst, meine Tiefen zu ergründen,
Du Dich von ganzem Herzen freu'n,
Das and're Mal vielleicht die Oberfläch' schon scheu'n.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 142 4. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Hilbert ließ den Grafen ausreden; als derselbe schwieg, nahm er das Wort und sprach: — „Meine Tochter kann ich nicht von mir schicken, Herr Graf. Ich habe sie nach einer Trennung von fünf Jahren erst kürzlich in mein Haus zurückgeholt; es würde mich zu viel kosten, wenn ich sie so bald wieder von mir entfernen sollte. Allein auch diesen Schmerz würde ich überwinden, wenn nicht die Ehre des Mädchens erforderte, vorsichtig und ernst zu Werke zu gehen. Was würden wohl die Leute sagen, Herr Graf, wenn sie jetzt schon wieder fortreiste? Welche Vermuthungen, welche Urtheile, welche Gerüchte würden dann in Umlauf kommen? — Nein — der Ruf eines Mädchens ist ein zarter Gegenstand, der muß mit Schonung behandelt werden. Uebrigens wüßte ich auch Niemand, dem ich Emma übergeben könnte, als meiner Schwester in Stockholm, bei welcher sie früher war, allein dieser Aufenthalt wäre gerade am wenigsten räthlich, so lang sich der junge Graf in Stockholm aufhält. Und wohin ich sie auch schicke, nirgends kann ich so gut, wie hier, verhüten, daß ein Brief vom Graf Eduard in ihre Hände kommt, denn die Post geht ja überall hin. Nein, meine Tochter bleibt bei mir." —

„Nun, so verlassen Sie mit Ihrer ganzen Familie B**" — bemerkte der Graf kalt.

„Wenn es dem Herrn Grafen beliebt" — erwiderte Hilbert mit gleicher Kälte. — „Ich verlasse dann B** mit dem schönen Bewußtseyn, den mir anvertrauten Beruf nach Kräften erfüllt zu haben, und mit dem innigen Wunsche, daß mein Nachfolger — wer er auch seyn mag — denselben Eifer und dieselbe Treue zeigen möge." —

Nachdem er die Worte mit fester und sicherer Stimme gesprochen hatte, verbeugte er sich und ging nach der Thür, um sich zu entfernen. Allein der Graf, von den Worten und der edelu Haltung des Greises gerührt, bereute schon seine Uebereilung, ging dem Inspektor nach, ergriff ihn bei Hand und bat ihn, noch zu warten. Hilbert gehorchte. Der Graf selbst gestand nun zu, daß er zu heftig gewesen war, und bat ihn, mit ihm zusammen ein anderes Mittel auszusinnen.

„Die beiden Mittel, welche der Herr Graf vorschlugen" — sprach Hilbert — „taugen wenigstens nicht als Heilmittel bei dieser Krankheit. Allein ich weiß ein drittes Mittel, ein Radikalmittel: ich werde meine Tochter verheirathen." —

„Sie verheirathen!" — rief der Graf erfreut — „ach, Herzensfreund, wenn dieß Ihr Ernst ist, so ist es allerdings ein Radikalmittel. Aber, setzen Sie Sich, bester Hilbert, lassen Sie uns Freunde seyn und als zwei bekümmerte Väter vertraulich mit einander reden. Mit wem gedenken Sie denn Emma zu verheirathen?" —

Hilbert theilte nun dem Grafen mit, daß er Fridolf Tyrell schon längst Emma's Hand versprochen habe, daß seine Tochter zwar dieser Verbindung widerstrebe, daß er aber seinem Versprechen treu bleiben und Emma mit Fridolf verbinden werde. Bei dem jetzigen Zustand der Dinge war große Eile nöthig; deßhalb wollte der Inspektor sobald als möglich Emma in Gegenwart mehrerer Zeugen öffentlich mit Fridolf verloben und dann die Hochzeit so sehr als möglich beeilen, um jede thörichte Hoffnung des Grafen auf Emma's Besitz zu vernichten und seinen Eltern unangenehme Auftritte zu ersparen.

Der Graf war über diesen Vorschlag entzückt und glaubte, daß sich Emma ungeachtet ihres jetzigen Widerwillens gegen Fridolf schon in ihr Schicksal ergeben werde, wenn ihr jede Hoffnung auf eine andere Verbindung genommen worden sey. Und wenn der Graf auch diesen Glauben nicht so recht fest hegte, so wollte er doch Hilbert gern davon überzeugen, um denselben in seinem Vorsatz zu bestärken. Daß Emma ein Opfer ihrer beiderseitigen Pläne werden sollte, rührte ihn nur wenig.

Hilbert beschloß nun, am fünfundzwanzigsten Juli, der sein eigner Namenstag war und den er jedesmal sehr festlich beging, Emma's Verlobung mit Fridolf vorzunehmen und auf diese Weise —

Digitized by Google

wie er sich ausdrückte — zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Er bat zugleich, daß der Graf, die Gräfin und Fräulein Louise an diesem Tage sein Haus mit ihrer Gegenwart beehren möchten. Bis dahin aber wünschte er die ganze Verabredung mit dem Grafen geheim gehalten, um alle weinerlichen Scenen mit Emma zu vermeiden. Denn er glaubte, daß sie sich, in zahlreicher Gesellschaft dem Willen ihres Vaters weit leichter fügen werde, um kein Aufsehen zu erregen. Froh versprach der Graf seine und seiner Damen Theilnahme an diesem Fest; die beiden Alten schüttelten sich die Hände und schieden freundlich von einander.

Der Inspektor war nach diesem Auftritt kalt und kurz gegen seine Tochter, die er gleich der ganzen gräflichen Familie in seinem Herzen der sträflichen Kühnheit beschuldigte, daß sie Eduards Brief absichtlich in die Hände des Fräuleins gespielt habe, um ihr zu zeigen, daß sie ungeachtet aller dazwischen geworfenen Hindernisse die Liebe des Grafen noch besitze.

Emma's Namenstag — der dreiundzwanzigste Juli — brach an; zwei Tage darauf war der für Emma so wichtige Jakobstag, an welchem ihre Verlobung mit Fridolf stattfinden sollte. Aber weder sie selbst, noch ihre Mutter und Tante, noch weniger Fridolf hatten die geringste Ahnung davon; sie wußten blos, daß dieser Tag — wie gewöhnlich — mit einer Festlichkeit begangen werden sollte. Emma's Namenstag, der erste, den sie seit fünf Jahren wieder im elterlichen Hause erlebte, sollte nach dem Wunsch ihrer Mutter so festlich als möglich begangen werden, und der Inspektor wollte nichts dagegen einwenden. Er war Tages vorher nach Norrköping gereist und hatte die Verlobungsringe für das junge Paar zugleich mit einigen Putz- und Schmucksachen eingekauft, die er Emma zu ihrem Namenstage schenkte. Die sämmtlichen jungen Leute der Gegend waren für diesen Nachmittag in das Haus des Inspektors eingeladen; man tanzte und Emma, die keineswegs ahnte, daß sie zwei Tage darauf höchst unglücklich seyn sollte, überließ sich mit der glücklichen Sorglosigkeit ihres Alters dem Genuß der Gegenwart.

Der Jakobstag brach an. Emma hatte ihrem Vater ein Paar Pantoffeln gestickt und ging ganz früh des Morgens mit dem kleinen wohlgemeinten Geschenk in sein Zimmer, um ihm Glück zu wünschen. Allein ihr Vater war bereits auf das Komptoir gegangen. Dieß war ganz gegen Emma's Berechnung; sie hatte ihn allein treffen wollen, und sollte ihm nun in Gegenwart des ihr so widerwärtigen Fridolf das Opfer ihrer kindlichen Zuneigung überreichen. Allein, was war zu thun? Sie ging ins Komptoir, öffnete leise die Eingangsthür und sah ihren Vater an seinem großen, grünen Schreibpult sitzen.

All' die Strenge, mit welcher der Vater sie behandelte, vergessend und nur daran denkend, daß er ihr Vater war, dem sie Ehrfurcht, Liebe, Dankbarkeit und Gehorsam schuldete, eilte die unschuldige Emma hin zu ihm und fiel ihm um den Hals. Fridolf, der eben mit der Liniirung eines neuen Rechnungsbuchs beschäftigt war, liniirte bei diesem Anblick völlig schief und machte einen großen Dintenklecks mitten in das Buch — allein er bemerkte den Unglücksfall nicht, schlug schnell sein Buch zu und verlor sich in dem Anblick des schönen Mädchens. — „Ach" — dachte er — „wenn sie doch einmal irre ginge und ihre Arme um meinen Hals schlänge! Ich würde mit größerer Geduld den Kelch des Kummers und der Entsagung leeren, wenn ich erst einen Tropfen aus diesem Nektarbecher gekostet hätte!" —

Allein der alte Hilbert war weit davon entfernt, einen Gedanken an den Nektarbecher zu hegen, der vor Fridolfs Phantasie schwebte; im Gegentheil, in seinem Innern gährte ein übelverhehlter Unwille, der sich fast in harten Worten gegen die nach seiner Meinung so strafbare Tochter Luft gemacht hätte. Aber er besann sich und blieb stumm, als ihm die gefühlvolle Emma mit strahlenden Blicken die wärmsten und aufrichtigsten Wünsche zuflüsterte, welche jemals über zwei schöne Lippen gegangen sind. Als sie zu sprechen aufgehört hatte und keine Antwort von ihrem Vater erhielt, stand sie eine Weile schweigend da und blickte den Inspektor verwundert an. Dann reichte sie ihm ihr kleines Geschenk hin, das er achtlos annahm. Weder die Gabe, noch die Geberin eines Blickes würdigend, sprach er kurz und kalt: — „Ich danke Dir." —

Emma stand noch einige Augenblicke stumm und sah ihn an. In ihren schönen Augen glänzten zwei große Thränen und rollten ihr, ungeachtet sie dieselben zurückzuhalten suchte, gleich darauf die glühenden Wangen herab. Und wie reizend war sie in diesem Augenblick inneren Schmerzes und äußerer Resignation! Wenigstens erschien sie Fridolf so, der nicht begriff, wie der alte Hilbert sich zurückhalten konnte, dieses liebenswürdige Geschöpf in seine Arme zu schließen. Allein die Unbeweglichkeit des Inspektors war zu entschuldigen, denn er blickte seine Tochter gar nicht an, sondern blätterte finster und verdrossen in einem Rechnungsbuch. Emma wollte ihren Vater nicht verlassen, ohne einen freundlichen Blick oder ein freundliches Wort von ihm erhalten zu haben; seufzend lehnte sie sich sanft an seine Schulter. Allein der Alte zog seine Schulter ungeduldig zurück und sprach unwillig: — „Was ist denn

Digitized by Google

das? Sieh', Du zerdrückst mir den Rock! Geh', Kind, und laß mich in Ruhe! Wir treffen einander heute Mittag, dann wollen wir eines und das andeee eeden." —

Ohne den wehmüthigen, theilnehmenden Blick zu sehen, mit welchem Feidolfs feuriges Auge allen ihren Bewegungen folgte, verließ Emma das Komptoie und eilte zu ihrer Muttee, der sie unter heftigem Weinen und mit der Bitte in die Arme sank, daß sie ihr doch sagen möchte, wodurch sie den Vater von Neuem erzürnt hätte, da doch derselbe seit ihrer Entlassung aus dem Arrest ganz freundlich gegen sie gewesen sey.

Die Muttee, der ihe rauhee Mann nichts von seiner Unterredung mit dem Grafen mitgetheilt hatte, konnte die Frage ihree Tochter nicht beantworten; sie glaubte aber, daß sein sondeebaees Benehmen von seinee seit einigen Tagen ungewöhnlich schlechten Laune herrühre.

Die gute Emma überwand iheen wieklich tiefen Schmeez und hegte keinen Unwillen gegen ihren Vater wegen seinee Häete. Sie beachte einen Theil des Voemittags damit zu, alle Zimmer zu dem Jakobsfest mit Blumen zu schmücken, dann zog sie sich selbst ein weißes Kleid an und schmückte ihren hübschen Kopf mit einem Kranz von weißen Rosen.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Bergen hatte beschlossen, daß sein Mündel noch voe erlangter Majoeität die Welt sehen sollte. Eine Reise duech England, Frankreich und die Schweiz, vielleicht auch Italien, unter der Aufsicht eines eben so soliden, als hochgebildeten Mannes, den er süe diesen Zweck beeeits gewonnen, schien ihm das letzte Mittel, den Sitten und Chaeakter des jungen Wüstlings wenigstens die Feile äußerer, konventionellee Bildung zu geben, welche seine künftige Stellung in und zu der Welt verlangte. — Seit jenem Abend im Paek, wo Nanni's beharrliches Leugnen den Verdacht eines nähern Verständnisses mit Landey von sich wies, waren meheeee Wochen vergangen, und obgleich er keinen neuen Beweis für das Foetbestehen einer heimlichen Liebe hatte, fürchtete er dennoch süe des Mädchens Ruhe, und betrieb die Anstalten zur Abreise des Mündels um so emsiger. Der Tag ward endlich bestimmt, das Taschenbuch, gefüllt mit eeichen Wechseln, lag bereit, und mit tiefem Ernst, zugleich aber auch mit einer ihn fast überwältigenden Erschütterung erschöpfte er sich dem eeiseefertigen Mündel noch einmal, zum letzten Male, Lebensklugheit, Sittlichkeit und Besonnenheit zu empfehlen.

Landey höete nur halb, mit kaum zu bezwingender Ungeduld, was Jener aus dee Fülle seiner tief bewegten Seele sprach. — Ee stand, wechselsweise mit der Reisemütze und dem zierlichen moustache spielend, und halb gleichgültigee, halb spöttischee Miene vor dem väteelichen Freunde, dessen seelenduechforschenden Blick er zu vermeiden schien, bis diesee, endlich gewohrend, daß er nur tauben Ohren peedige, plötzlich abbeach und zurücktrat; — so war denn der letzte Abschied von der Muttee wie von dem Oheim, teotz dee eezwungenen Freundlichkeit Alberts kalt und formell.

„Ein veelornee Mensch!" speach Bergen vor sich hin, als dee Reisewagen aus dem Hof rollte, — „veeloren für jedes Gute, Edle, Schöne, — und du Thor wähntest noch, dir einen Sohn an ihm zu erziehen, als das Schicksal, spottend dee Unzulänglichkeit aller menschlichen Entwürfe, schon den Keim jeder Eebäemlichkeit wuchernd in ihm emporschießen ließ, deine letzten Blüthen zu eesticken!"

Albert wae foet, und Nanni, von dem Pflegevater genau beobachtet, zeigte Anfangs keine wesentlich veeändeete Stimmung. Sie oednete emsig Alles zu iheee noch bevorstehenden Abreise, und so schien es natüelich, daß ee sie jetzt weniger als je zuvor sah.

So glaubte ee denn, daß dieser Sturm wenigstens glücklich voeübeegegangen und der Friede ihres Herzens nicht gestöet sey. Ee bemühte sich nun durch veedoppelte Heezlichkeit, ihr die erste Täuschung iheer jugendlichen Empfindungen zu vergüten, und mehrere kleine, dee Eitelkeit eines jungen Mädchens schmeichelnde Geschenke lagen bereit, ihr den Tag der Abreise zu veesüßen. Abee Nanni's schlaue Gewandtheit veestand den sonst so eefahenen Menschenkennee gänzlich zu täuschen, und nur einem sehe aufmerksamen Beobachtee wäre ihr euheloses Benicken und eine gewisse, fast keampfhaft eezwungene Lustigkeit, wenn sie sich bemerkt glaubte, aufgefallen. Das eosige Koloeit des lieblichen Gesichts wae verschwunden, eine fliegende, beennende Röthe, wechselnd mit tödtlichem Erblassen, bedeckte zuweilen die schönen Wangen, und der sonst so schalkhaft heitere Blick senkte sich scheu und unheimlich zur Eede, wenn sie plötzlich angeredet waed. Allein Bergen, in Geschäften veegraben, die Angelegenheiten des Mündels zu ordnen, saß Tage lang auf seinem Zimmer, und so entging ihm der sonderbar gereizte Zustand des Mädchens; Frau von Landry abee hatte in der flachen Oberflächlichkeit ihrer Gefühle keinen Sinn dafür, und so blieb sich Nanni allein überlassen.

Digitized by Google

Vierzehn Tage waren vergangen und Bergen, veranlaßt, eine kurze Geschäftsreise zu machen, kehrte erst am Abend des dritten Tages zurück. Die Dienerschaft empfing ihn schweigend, fast betroffen, und auf dem zerstörten Gesicht seines langjährigen treuen Dieners stand mit leserlichen Zügen eine schlimme Nachricht.

„Was ist vorgefallen?" fragte er verwundert, „dein Gesicht verkündet mir nichts Gutes."

Daniel räusperte sich — „eine sonderbare Geschichte, gnädiger Herr," sagte er stockend, — „Fräulein Nanni ist plötzlich verschwunden, — gestern Früh fand man ihr Zimmer leer, ihr Bett unberührt."

„Nanni, mein Kind!" rief Bergen entsetzt und eilte die Stufen hinan, dem Korridor zu, der nach Nanni's Gemach führte.

Daniel folgte ihm. „Gnädiger Herr," begann er leise, „ich weiß zwar nicht, wie und wodurch eigentlich dieß Unglück geschehen ist, doch wollte ich unmaßgeblich rathen, sich erst nach Ihrem Zimmer zu begeben, in welchem, trotz dem sie es bei Ihrer Abreise verschlossen, die nächste Nacht darauf Michel, als er zu den Pferden gegangen, Licht gesehen haben will. — Da es gerade in der Geisterstunde gewesen, hat der abergläubige Dummkopf sich gefürchtet und es erst heute erzählt."

Bergen folgte der Weisung, und eilte nach seinem Zimmer, die Thür war verschlossen wie bei seiner Abreise. Er trat ein, — im Sekretär steckte der Schlüssel — erblassend öffnete er das geheime Schubfach — die Chatouille mit sämmtlichen vormundschaftlichen Rechnungen und Belegen, welche auch die wichtigsten Dokumente über den Hauptbestand seines Vermögens, wie die neuerlich angekauften Staatspapiere enthielt, war spurlos verschwunden. Auf dem Tische lagen Handschuhe, welche er augenblicklich für die Nanni's erkannte, am Boden ein zerknittertes Papier. — Daniel ergriff es hastig, warf einen Blick darauf und reichte es schaudernd seinem Herrn, der, es schnell überfliegend, wie vom Blitz getroffen, zusammen zuckte.

Der Schlag war geschehen — der entsetzliche, letzte Schlag, der den Unglücklichen treffen konnte. — Er stand lange stumm, mit verschränkten Armen, laut- und athemlos an der Stätte, wo der doppelt gräßliche Raub begangen — dann griff er krampfhaft an das Herz, — an die Stirn — und sein Mund verzog sich zu einem schrecklichen Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In Southend lebt ein sehr ehrsamer Weber, 50 Jahre alt. Eine Meile davon lebte eine ehrsame Wittwe mit ihren Söhnen. Sie ist 60 Jahre alt. Der Weber liebte die Wittwe, sie erwiderte seine Neigung. Beide sahen sich heimlich, bis die Söhne der Wittwe es gar zu ärgerlich fanden, daß ihre Mutter die Julie spiele. Sie wiesen Hrn. Romeo die Thüre. Unter solchen Umständen blieb dem liebenden Paare kein Ausweg, als Flucht und heimliche Trauung. Sie flohen in finsterer Nacht. Das war am 8. August. Aber die ungerathenen Söhne waren schneller, holten die Flüchtlinge ein, brachten die Mutter zurück und bewachten sie so sorgfältig, wie sonst nur Töchter von Müttern bewacht werden. Der Weber wußte aber seine Liebesfäden von Neuem anzuspinnen. Eine Strickleiter — Dunkelheit — ein schnelles Boot — die Kühnheit junger Leidenschaft — und die Wittwe ward zum zweiten Mal geraubt. Das war in der Nacht vom 18. d. Sie eilten auf einem kleinen Boot der irischen Küste zu und glaubten sich geborgen. Sieh, da schießt ein zweites Boot heran. Es sind die Söhne, die der Spur der Mutter gefolgt sind. Schon sind sie auf Armeslänge nah, da faßt der verzweifelte Weber einen der schwersten Steine, die er in seinem Kahn als Ballast mit sich führt, und schleudert ihn gegen das feindliche Fahrzeug. Die Wirkung ist fürchterlich. Die ganze eine Seite des feindlichen Bootes ist zertrümmert; die Söhne haben alle Hände voll zu thun, sich flott zu erhalten und zurück ans Ufer zu gelangen. Das Weberschifflein fliegt triumphirend weiter. Aber die Söhne nehmen ein anderes Boot, und zum zweiten Male rudern sie sich bis in die Nähe des Mutterräubers. Der will wieder einen seiner Steine gebrauchen; aber die Mutter, die den Tod ihrer Söhne fürchtet, fühlt ein mütterliches Bangen und fällt ihm in den Arm. Der arme Weber hat jetzt den Kampf mit drei rüstigen Gegnern zu bestehen. Aber Kupido ist ihm hold. Es gelingt ihm, eines der beiden feindlichen Ruder zu erhaschen. Er sucht das Weite. Die Kraft der Anderen ist gelähmt. Sie müssen ihre Beute fahren lassen. Und das Ende dieser Geschichte? Die beiden Liebenden landeten nach stundenlanger Fahrt auf der Emerald-Insel, ließen sich trauen und sind noch heutigen Tages daselbst, um die Flitterwochen zuzubringen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 143 6. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Der Mittag war herangekommen, die Gäste hatten sich versammelt, und der Hausherr wurde von Allen beglückwünscht. Emma in ihrer einfachen weißen Kleidung, mit dem weißen Rosenkranz in ihren reichen kastanienbraunen Locken zog Aller Blicke auf sich. Ihre Bläße und ein wehmüthiger Gesichtsausdruck — eine Folge ihres innern Grames und vorzüglich auch des trüben Auftrittes am heutigen Morgen — ließen sie weit interessanter erscheinen, als wenn sie im Glanze der Gesundheit und Heiterkeit gestrahlt hätte. Die Gräfin selbst, obwohl sie erzürnt auf Emma war, konnte nicht umhin, dem Fräulein R** zuzuflüstern: — „Sie ist wahrlich sehr schön, das böse Mädchen." —

Man setzte sich zu Tische und fand bald, daß Frau Hilbert ihr Bestes gethan hatte, um leckere Gaumen sowohl, als hungrige Magen zufrieden zu stellen. Der Graf und die Gräfin, voll geheimer Freude über den Schlag, der nun bald die arme Emma gänzlich niederschmettern sollte, waren sehr heiterer Laune und regten unter den Gästen einen Ton von Fröhlichkeit an, der sich bald um die ganze Tafel verbreitete. Die Flaschen wurden fleißig von den Herren geleert, zuletzt wurden zwei große Bücher hereingebracht und aus diesen zahlreiche Toaste getrunken.

Nachdem man auf den Wirth, die Wirthin und die Tochter des Hauses, auf die gräfliche Herrschaft und auf eine Menge anderer Anwesender Toaste ausgebracht hatte, bat der alte Hilbert um eine kurze Stille. Gleichzeitig wurden ringsum die Gläser gefüllt und Jedermann schwieg in der Erwartung, daß der Wirth einen Toast ausbringen werde; Aller Augen waren neugierig auf ihn gerichtet. Darauf erhob sich der Inspektor mit ernster, ja feierlicher Miene von seinem Stuhl und sprach: — „Meine Herrschaften, ich hoffe, Sie werden Alle die Güte haben und mit mir auf das Wohl eines jungen Paares trinken, das noch heute Abend verlobt werden soll." — Man sah einander an und schwieg, dann richteten sich alle Blicke auf Emma. Es war deutlich genug, daß sie die Braut war; aber wer war der Bräutigam? — „Ich beabsichtige" — fuhr der Inspektor fort — „an diesem heitern Tage noch ein Fest zu begehen, wichtiger und ernster als ein Namenstag, ich beabsichtige nämlich meine Tochter heute mit dem Herrn Buchhalter Fridolf Tyrell zu verloben. Der Pfarrer Rosman, mein alter Freund und Bruder, wird — wie ich hoffe — nach Tische die Güte haben, die Ringe zwischen Beiden zu wechseln und eine kleine Rede zu halten, zu der ich meine gnädige Herrschaft und sämmtliche Anwesende als Zeugen einlade."

Hier schloß Hilbert seine Rede. Um aber dem Leser einen Begriff von der Sensation zu geben, die sie erregte, ist es nöthig, jeden Gast, der bei dieser Gelegenheit eine Hauptrolle spielte, einzeln zu schildern. Die Gräfin und Fräulein Louise wechselten Blicke mit einander, in denen sich — ich will nicht sagen Schadenfreude — aber doch etwas Aehnliches aussprach. Der Graf zog seine Augenbrauen zusammen und richtete einen festen unverwandten Blick auf die marmorbleiche zitternde Emma, die vor Schreck kein Wort zu sprechen vermochte. Frau Hilbert, die sogleich den Zustand ihrer Tochter gewahrte, hatte ihren Platz verlassen und stand weinend hinter ihrer Tochter, bereit, dieselbe in ihre mütterlichen Arme zu nehmen, falls sie ohnmächtig werden würde. Tante Gertrud war die einzige, welche in diesem Augenblicke der Ueberraschung Worte fand; weder die Ehrfurcht vor der gräflichen Familie, noch die Befangenheit vor einer so zahlreichen Versammlung, noch die Furcht vor ihrem mürrischen Schwager konnte sie zurückhalten, mit lauter Stimme auszusprechen, was in diesem Augenblicke ihre Gedanken beschäftigte.

„Herr mein Gott!" — rief sie — „hier ist Verlobung und mir hat man nicht das Geringste davon gesagt!" Welches Spektakel, welches Mirakel, welches „Schabernakel!" Ich, die Schwester des Hauses, soll hinters Licht geführt werden?"

Digitized by Google

Ein funkelnder Blick ihres Schwagers brachte sie plötzlich zum Schweigen.

Wilhelm Rosman benahm sich sonderbar bei der Ankündigung der Verlobung. Er sprang von seinem Stuhl auf, ohne zu wissen, was er that. Seine Augen sprühten Feuer, sein Gesicht glühte, die Adern seiner Stirn schwollen auf und seine Hände ballten sich — kurz, er trug alle Zeichen einer eben so plötzlichen als tiefen Verzweiflung an sich. Sein älterer Bruder Friedrich ergriff ihn jedoch sogleich bei der Hand und führte ihn unbemerkt aus dem Saale.

Aber wie benahm sich dann der Bräutigam? — Anfangs war er eben so sehr überrascht, wie die Uebrigen, aber erfreut war er eben nicht, als er seine zukünftige Verlobte anblickte, deren Abneigung gegen ihn er allzugut kannte. Gleichwohl war er nicht edelmüthig genug, ihr freiwillig zu entsagen, sondern schweigend, mit verlegener Miene saß er da, ohne sich selbst über seine Gefühle Rechenschaft geben zu können. Unterdessen benahm sich der alte Hilbert so, als ob er die Unruhe, die um ihn herrschte, gar nicht bemerkte. Ohne sich durch den Zustand der armen Emma, deren Lippen und Wangen weißer als ihr Kleid waren, rühren zu lassen, beschloß er, seinen Entschluß fest durchzusetzen.

„Meine gnädigen Herrschaften" — fuhr er fort, indem er sein Glas abermals erhob — ich dachte, die ganze Gesellschaft würde den Toast trinken, den ich so eben ausgebracht habe." — Alle ergriffen nun ihre Gläser und tranken oder stellten sich, als ob sie tränken, denn die Ueberraschung und Emma's mitleidswürdiger Zustand hatte die Meisten so ergriffen, daß sie kaum wußten, was sie thaten. Fridolf stand auf, verbeugte sich, stammelte eine kurze gebrochene Danksagung für den Toast, leerte sein volles Glas bis auf den Boden und setzte sich wieder. Emma bemühte sich ebenfalls zu sprechen — gewiß nicht, um zu danken — aber umsonst. Ihre abgestorbenen Lippen und ihre gelähmte Zunge versagten ihre Dienste. Niemand war unter den Anwesenden, der nicht deutlich bemerkte, daß sie eine Verbindung mit Fridolf für ihr Unglück hielt; aber mehr als die Hälfte derselben, namentlich die jungen Mädchen, wunderten sich nicht wenig darüber, denn Fridolf galt für einen artigen, soliden und hübschen jungen Mann. Inzwischen erinnerte man sich, daß ihr der junge Graf die Cour gemacht hatte; man zweifelte demnach nicht, daß darin die Ursache ihres Widerwillens gegen eine andere Verbindung zu suchen sey. Zugleich hielt man sie aber auch für thöricht oder eingebildet, daß sie die flüchtige, schnell vorübergehende Huldigung eines solchen jungen Mannes so ernst aufgenommen hatte. Denn, daß von Eduards Seite eine reine ernste Liebe im Spiel war, daran dachte Niemand.

Während Jeder der Gäste sich einige Sekunden lang seinen eignen Betrachtungen überließ, hörte man einen Stuhl hastig vom Tische wegschieben und Jemand einer andern Gegend des Tisches zueilen. Man blickte auf: — die Pfarrerin war aufgesprungen und ihrer Tochter Jenny zu Hülfe geeilt, welche die Farbe mehrere Male gewechselt hatte, bewußtlos wankte und eben vom Stuhl sank, als ihre Mutter zur rechten Zeit zu ihrer Unterstützung herbeieilte. Auch ihre Schwestern sammelten sich sogleich um das arme Mädchen, das man von einem plötzlichen Uebelbefinden befallen glaubte. Ihr Zustand war von dem Augenblick an, als der Inspektor Fridolfs Verlobung mit Emma verkündigt hatte, peinlich gewesen; doch erhielt sie sich noch aufrecht, als sie Emma's Bestürzung und Fridolfs Verwirrung bemerkte, denn sie hegte in ihrem Herzen noch die Hoffnung, daß keines von Beiden in die vorgeschlagene Verbindung willigen werde. Als Fridolf aber aufstand und für den Toast dankte, blieb sie ihrer nicht länger mächtig. Es dunkelte vor ihren Augen, Alles drehte sich in einem Kreise um sie, sie wußte nicht mehr, was um sie her geschah.

Nun entstand ein allgemeiner Wirrwarr, den Frau Hilbert benutzen wollte, ihre noch immer unbeweglich dasitzende Tochter wegzuführen. Emma saß mit stierem Blick und starrem Gesicht da, wie ein Bild des Entsetzens; nur als Fridolf zu ihr trat und mit theilnehmendem Ausdruck in seinen Augen ihre Hand ergriff, nur da erst erhielt die schöne Bildsäule Leben. Mit einer Geberde der Furcht, als ob ein Gespenst vor ihr stände, zog sie ihre Hand zurück, stürzte sich in die Arme ihrer Mutter und ließ sich von derselben aus dem Saal in ihr eignes Zimmer führen.

Die Mahlzeit wurde auf diese Weise sehr unangenehm unterbrochen; die Becher blieben leer und das Dessert unangerührt. Jenny's Uebelbefinden nahm immer mehr zu, der Arzt beschäftigte sich unausgesetzt mit ihr und alle Anwesenden drängten sich um sie, bis die Pfarrerin für gut fand, mit ihrer kranken Tochter nach Hause zu fahren. Gustava, Eveline und Albert, die ihre gute Schwester Jenny nicht verlassen wollten, folgten ihr. Friedrich und Wilhelm waren schon vorher verschwunden, so daß nur wenige Glieder der Rosman'schen Familie zurückblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

„Mein Herr, — mein lieber gnädiger Herr," klagte Daniel, seine eiskalte Hand ergreifend, „das Fräulein hat unmöglich allein diese Schandthat vollbracht, sie ward verleitet, verführt; der junge Baron ist gewiß der Urheber, man will ihn, den Sie bereits hundert Meilen weit glaubten, vor einigen Tagen hier in der Nähe gesehen haben, ich achtete auf das dumme Geschwätz nicht, aber nun ist es klar, das Fräulein war sein Werkzeug. —"

Bergen stand unbeweglich; es war, als habe das Entsetzen seine Sprachwerkzeuge gelähmt, der treue Diener bedeckte seine erstarrten Hände mit Thränen und Küssen, schluchzend: „Reden Sie, o reden Sie doch nur ein Wort, mein guter, gnädiger Herr — Fluch, tausendfacher Fluch über die Niederträchtigen, die so das beste, edelste Herz brechen konnten!" —

„Verrathen, verhöhnt, bestohlen, von ihr, die ich wie mein Kind liebte!" rang es sich dumpf aus seiner Brust, „von ihm, den ich einst Sohn genannt und als solchen erzogen. —"

Frau von Landry trat herein. — „Weißt du es schon," sprach sie mit inniger Indignation, „Nanni ist entflohen, wahrscheinlich in Folge irgend eines ignoblen Liebeshandels, ein neuer Beweis, wie übel man thut, an solcher Misere seine Sorgfalt zu verschwenden, — aber was ist hier geschehen — dein Sekretär offen, — du halbtodt vor Entsetzen, was ist dir — ?" —

„Der Herr ist schändlich bestohlen, die Chatouille geraubt!" schluchzte Daniel, „der Dieb muß den Raub sehr bedächtig vorbereitet haben, denn er hat sich Nachschlüssel zum Zimmer und Schrank zu verschaffen gewußt, das Fräulein trifft natürlich zuerst der Verdacht."

„O die Verworfene!" rief Frau von Landry empört, „die schändliche Diebin, und an eine solche ward so viel Nachsicht und Güte verschwendet!" —

Bergen ermannte sich, er winkte dem Diener, sich zu entfernen, und als dieser das Zimmer verlassen, legte er zwar geisterbleich aber gesammelt, die bebende Rechte auf der Schwester Schulter: „Dein Sohn, du unsel'ge, verblendete Mutter, ist der Dieb, das Mädchen nur sein Werkzeug, sein Opfer, sieh hier den Beweis, erkennst du diese Handschrift?"

Zitternd nahm Frau von Landry das Papier und las:

„Du bist eine kleine Närrin mit deinen Gewissensskrupeln, mein Liebchen, der alte Thor verdient es nicht besser, er hat lange genug von den Einkünften meines Vermögens geschwelgt, und mich einem Schulknaben gleich behandelt und kurz gehalten — aber Revange kommt nie zu spät und ist immer süß! — was du nehmen sollst, gehört eigentlich nur mir, darum zage nicht, die Schlüssel hast du, sie müssen genau passen, die Chatouille steht rechts im zweiten Schubfach des Sekretärs — meine Mutter machte mich zuerst aufmerksam darauf. — Weigerst du dich länger, so thue ich selbst, was ich einmal beschlossen, und du magst sehen, wo du bleibst, denn er, der alte, strenge Zelot, wird dich unter diesen Umständen nicht lange behalten, und eben so wenig möchte sich für dich nun ein Freier finden, so aber gehen wir, ist das Geld in meinen Händen, eine Weile in das Ausland, bis über die Geschichte Gras gewachsen ist, und du kannst als meine Geliebte dort ganz komfortable leben — aber sey klug und vorsichtig — ich erwarte dich nach unserer Verabredung in **.

A. v. L."

„Fürchterlich, gräßlich!" schrie die vielleicht zum Ersteumal in ihrem Leben außer Fassung gebrachte Frau, „mein Sohn, mein Einziger, ein Verbrecher, ein Räuber, geschändet die Ehre seines alten Namens auf ewig! O Gott, laß mich diese Schmach nicht überleben!" — — Sie rang verzweiflungsvoll die Hände, Bergen stand düster, mit verschränkten Armen vor ihr. —

„Er wird der ganzen Strenge des Gesetzes anheimfallen," jammerte sie, — „dieser Brief zeugt genugsam gegen ihn, du wirst den Verbrecher verfolgen lassen, denn du bist gänzlich verarmt, wenn diese Summe verloren ist, und wird der Räuber genannt, mein Name auf ewig entehrt — gebrandmarkt! — —"

„Verarmt? — ja verarmt durch den verlornen Glauben an die Menschheit," sagte Bergen tonlos, „den er hat mir gestohlen, und dieser Raub ist entsetzlicher, als der des schnöden Geldes, mein Herz hat er getroffen zum Tode, das letzte Band der Liebe für ein menschliches Wesen mit der Verworfenheit des vollendeten Satans zerrissen — aber sorge nicht um mich, unglückliche Mutter, du bist elend genug durch diesen Sohn, durch den stillen Vorwurf aus blinder Liebe ihn nicht früh genug gezügelt zu haben, dein Name soll nicht geschändet werden, ich trage allein die Folgen seines Verbrechens, sieh hier mich den Beweis der Schuld deines Sohnes vernichten," er zerriß das Papier und hielt es an die Flamme des Lichts, die es schnell verzehrte.

Da sank die arme Mutter, aufgelöst in Schmerz und Bewunderung, zu des edlen Bruders Füßen. —„O du großmüthiger, seltner Mensch!" rief sie, durchschauert von der Größe dieser Handlung, —

Digitized by Google

„vergib — ach, vergib auch mir, — ich war ja die Elende, die den Unsel'gen verzog, verzärtelte, seine strafbaren Neigungen begünstigte, und ihm sogar in meiner Unbesonnenheit verrieth, daß du jetzt im Besitz dieser Summe wärst — o vernichte mich — ich verliere es. —"

„Beruhige dich, Schwester," sagte Bergen, sie aufhebend, „kein Vorwurf von mir soll dich treffen, deines Sohnes That bleibt verborgen, Niemand weiß noch darum, dies Geheimniß geht mit mir zu Grabe, und rettet die Ehre deines Namens, möge Gott mir nur helfen, den Aufenthalt meiner unglücklichen Nanni zu erforschen, und die Verblendete den Händen des gewissenlosen Versuchers, dem Abgrunde sicheren, bodenlosen Elends zu entreißen, — und nun laß mich, ich bedarf Ruhe und Sammlung, um zu thun, was Noth ist;" er führte die Weinende mit sanfter Gewalt nach ihrem Zimmer und kehrte in das seinige zurück.

Er war allein — allein im Weltall fühlte er sich — alle Schmerzen, alle Erfahrungen seiner Vergangenheit kamen als bleiche Gespenster aus dem Schatten seiner frühern Zeit hervor, rüttelten die alten Wunden aus dem Schlummer, und erblichen dennoch vor dem entsetzlichen Weh, was jetzt seine Seele zerfleischte. — Was in dieser fürchterlichen Nacht Alles in seinem Innern vorging, weiß nur der Richter, der in das Verborgne schaut. Alle Bande, die seiner selbst unbewußt, ihn noch mit der Menschheit verknüpft, schieuen nun für immer zerrissen. Er hatte den Kelch des Entsetzlichsten geleert, unverschuldet leeren müssen, und mit dem völlig gesunkenen Glauben an die Menschheit zog eine vollkommene Grabesstille in seine Brust, mit der letzten Thräne, die eiskalt über seine bleiche Wange schlich, rang sich auch der letzte schwere Entschluß aus seinem gebrochenen Herzen — er war vorüber! —

Der Morgen brach an, er klingelte dem Diener, und Daniel erschrack vor dem bis zum Unkenntlichen veränderten Ansehen des Gebieters.

„Daniel," hob Bergen ruhig an, „fast dreißig Jahre verlebten wir zusammen, und ich habe dich stets mehr als Freund, denn als Diener behandelt, weil du dich mir immer treu erwiesen, kann ich auch fortan auf dich bauen?" —

„O Gott, mein guter, gnädiger Herr, fordern Sie mein Leben, es gehört Ihnen, lassen Sie mich es opfern, Sie zu rächen, den Nichtswürdigen lassen Sie mich verfolgen, der Ihre väterliche Güte und Langmuth mit Füßen trat, ich finde ihn, und sollte ich bis an das Ende der Welt — —"

„Schweig!" unterbrach ihn Bergen streng, — „wer gibt dir das Recht, meine Worte willkürlich zu deuten? — Den Dienst, den ich von deiner erprobten Ergebenheit fordere, ist anderer Art — ich verlange dein Versprechen an Eidesstatt, die Vorgänge der verflossenen Nacht und Alles, was du gesehen, gehört und vermuthet haben kannst, als ewiges Geheimniß in deiner Brust zu verschließen, selbst gegen mich dessen nie wieder zu erwähnen, und jede Veränderung, jede Einrichtung, welche die Umstände mich künftig zu machen veranlassen könnten, der Welt als die eigensinnige Laune eines Sonderlings hinzustellen, wenn du mir auch im Stillen mit allen deinen Kräften zu deren Ausführung behülflich seyn wirst. — Dies Geheimniß muß aber einst mit dir sterben — willst du das?"

Daniel stand sprachlos, knirschend ballte er die Faust, hob sie gen Himmel, und schüttelte unmerklich den Kopf.

„Willst du das?" fragte Bergen mit erhöhter Stimme.

„Ich kann nicht!" stieß Daniel gewaltsam heraus, „ich kann den besten, edelsten der Menschen nicht ungestraft verhöhnt, betrogen, — sich selbst opfern sehen."

„Ich habe dich immer lieb gehabt, Daniel," sagte jetzt Bergen milder, „du bist jetzt noch der einzige Mensch, dem ich vertraue, ehrt dich das nicht? willst du mir nicht folgen, nicht thun, was meine weitere Einsicht als nöthig erkannt?" Er legte ihm die zitternde Hand auf die Schulter, und sah ihn mit ernster Wehmuth an.

„Ich will — ich will!" — rief Jener, unfähig dem Blick des geliebten Herrn zu widerstehen, „ich will Alles, was Sie wünschen."

„Daran erkenne ich deine Treue," erwiderte Bergen, empfing das feierliche Versprechen, und berieth nun mit dem Vertrauten die zu nehmenden Maßregeln.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Der Besitzer einer Menagerie, dessen Frau mit einem eben solchen Kabinet im Lande herrumreiste, traf zufällig mit derselben in einem Städtchen zusammen und ganz erfreut hierüber kündigte er dieß sogleich folgendermaßen an: „Durch das zufällige Zusammentreffen mit meiner Frau hat sich meine Menagerie bedeutend vermehrt."

Auflösung der Homonyme in Nro. 141:

Hasen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 144 8. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Während dieser Zeit saß Emma in ihrem Zimmer auf dem Sopha zwischen ihrer Mutter und ihrer Tante. Beide suchten sie zu trösten und überhäuften sie mit den zärtlichsten Liebkosungen. Die Natur gewährte ihr die Wohlthat, daß sie ihr gepreßtes Herz durch eine Fluth von Thränen erleichtern konnte.

Nach Verlauf einiger Zeit trat der Inspektor mit grimmiger Miene ins Zimmer. In den härtesten Ausdrücken machte er seiner Frau Vorwürfe, daß sie ihre Pflichten als Wirthin so vergessen und hier in Emma's Zimmer sitzen könnte, anstatt im Saal bei der Gesellschaft zu seyn. „Ich bin Mutter" — war die einzige Antwort der Frau Hilbert, aber sie war von einem Blick der Theilnahme, der innigsten Mutterliebe auf die leidende Tochter begleitet, der mehr als viele Worte sprach. Hilbert nahm darauf Emma bei der Hand und befahl ihr, ihm in den Garten zu folgen, wo die Gesellschaft ihrer wartete. Erschrocken schlang das arme Mädchen beide Arme um den Hals ihrer Mutter und hielt sich krampfhaft an derselben fest. Ihr Vater wollte sie losreißen, aber die Mutter schob ihn sanft zurück und beschwor ihn, das arme Kind, dessen Nerven furchtbar erschüttert waren, zu schonen. — „Ist es wirklich Dein Wille" — fragte sie — „das Mädchen, ungeachtet ihres Widerwillens gegen Tyrell, mit diesem zu verloben?" — „Ja, das ist mein Wille" — erwiderte er kalt. Frau Hilbert suchte ihn zu bewegen, diese Absicht — wenn nicht aufzugeben — doch wenigstens eine Zeitlang aufzuschieben; aber sie reizte dadurch seinen Zorn um so mehr und mischte nun schweigend ihre Thränen mit denen der weinenden Emma. Da erhob Tante Gertrud ihre Stimme und sprach: — „Sie sind sehr wunderlich, Schwager. Was haben Sie denn für Eile, das Mädchen zu verloben? Sie ist ja erst einige Monate über siebzehn Jahre alt, noch ist ja keine Zeit verloren. Ein Mädchen, wie sie, bekommt schon einen Mann; man braucht sie keinem Tuckmäuser aufzuzwingen, gegen den sie solche Aversion hat." — „Ach, ich frage viel nach altem Weibergeschwätz" — entgegnete der unverbesserliche Hilbert und ergriff abermals die Hand seiner Tochter. — „Folge mir" — rief er ihr zu — „ich will doch zeigen, ob ich Herr in meinem Hause bin oder ob die Weiber darin alle Gewalt haben!" —

Langsam richtete sich Emma aus den Armen ihrer Mutter empor, trocknete ihre Thränen und legte ihre Hand in die des Vaters. Ihr Gesicht war todtenblaß, ihr Gang schwankend. Die Mutter und die Tante, welche glaubten, daß sie sich dem tyrannischen Willen ihres Vaters unterwerfen werde, folgten ihr weinend.

Am Eingang des Gartens standen zwei große Blumensäulen und in der Mitte ein kleiner, mit Blumen geschmückter Altar, ganz so, wie ihn Emma im Traume gesehen hatte, als sie die erste Nacht in ihrem elterlichen Hause schlief. Dieser Traum, der sie so sehr beunruhigt hatte, erwachte jetzt lebhaft in ihrer Erinnerung; mit Entsetzen sah sie ihn jetzt verwirklicht. Wie im Traume wurde sie gewaltsam von ihrem Vater zum Altar geschleppt; wie im Traume ging ihr die Mutter zur Seite und drückte mitleidig ihre Hand; wie im Traume standen Fridolf und der Pfarrer Rosman wartend am Fuße des Altars. Julie hatte recht gehabt, Emma schauderte.

Die im Garten versammelte Gesellschaft erwartete mit stummer Theilnahme den Ausgang der Scene, die sich jetzt ihren Blicken darstellte. Sie sahen die halbohnmächtige Emma von ihrem Vater wie ein Opfer zu dem Altar geschleppt werden, und in manchem Auge glänzte eine mitleidige Thräne. Nur die gräfliche Familie wünschte, daß der Despotismus des Inspektors siegen möchte.

Jetzt stand der eigensinnige gefühllose Alte mit dem todtenbleichen zitternden Mädchen am Altar. — „Lieber Bruder" — sprach er zu dem Pfarrer — „ich hoffe, daß Du aus alter Freundschaft und kraft Deines Amtes meine Tochter und ihren künftigen Gatten, die ich Beide jetzt in Gegen-

Digitized by Google

wart aller dieser Zeugen verlobe, einsegnen wirst." — Bei diesen Worten nahm er zwei goldene Ringe aus seiner Westentasche, besah sie und gab dann einen an Emma, den andern an Fridolf. — „Nun wechselt die Ringe" — sprach er — „und laßt uns dann die Rede anhören, die mein würdiger Freund und Bruder bei dieser feierlichen Gelegenheit halten wird." —

Fridolf näherte sich Emma, um seinen Ring an seinen Finger zu stecken; allein Emma trat schnell einige Schritte zurück, warf den Ring, den ihr Vater so eben in ihre Hand gelegt hatte, weit von sich weg und stürzte sich hastig zu den Füßen des Pfarrers. — „Würdiger Mann" — rief sie — „im Namen der Religion, deren Verkündiger Sie sind, rufe ich Ihr Mitleid an. Mein Vater ist taub für meine Bitten, taub für die Stimme der Natur; aber Sie, menschenfreundlicher, guter, rechtschaffener Mann, Sie werden eine Verbindung von mir abzuwenden wissen, die das Unglück meines Lebens machen würde. Herr Tyrell hat meine Achtung, aber ich kann ihn nicht lieben; mag er sich eine Gattin suchen, die ihn glücklich machen kann; ich kann es nicht." —

Der Pfarrer erhob sie mit Güte und wollte ihr einige tröstende Worte sagen, als ihr Vater, schäumend vor Zorn, ihren Arm ergriff, sie heftig schüttelte und ihr bittere Vorwürfe machte, indem er sie ein halsstarriges, ungehorsames, boshaftes Kind nannte, das darauf ausgehe, seinem alten Vater jede Freude zu verbittern. Da trat der Pfarrer zwischen den zornigen Vater und das bebende Mädchen. — „Ruhig, ruhig, lieber Bruder" — sprach er — „durch solche rauhe Behandlung würde eine so zarte Blume bald geknickt werden. Das Mädchen ist frei; Du hast kein Recht, sie gegen ihren Willen zu einer Heirath zu zwingen; ich hoffe, bei ruhigerem Nachdenken wirst Du dieß selbst einsehen." —

Der Graf, der bisher ein stummer Zuschauer gewesen war, trat nun als handelnde Person auf. Mit Angst hatte er und die Gräfin dem Auftritt zugesehen; und als der Pfarrer auf die Seite Emma's trat, fürchteten sie mit Recht, daß dadurch ihr ganzer Plan vernichtet werden könnte. — „Mein lieber Hilbert" — sprach also der Graf — „Sie haben sich stets als ein rechtschaffener Mann gezeigt; ich hoffe, daß Sie Sich durch diese kleine Laune nicht wanken machen lassen. Etwas anderes als eine Laune kann es nicht seyn. Sie ist zu kindisch, um zu wissen, was zu ihrem Besten gereicht. Herr Tyrell ist ihrer vollkommen würdig."

„Das glaube ich auch", erwiderte der Pfarrer — „aber er mag nun erst ihre Neigung zu erwerben suchen. Niemand soll in der Gemeinde, deren Pfarrer ich bin, gegen seinen Willen verlobt werden" —

„Liebes Kind" — wandte er sich dann an Emma — „suche Deinen Vater zu besänftigen und verlaß Dich im Uebrigen auf mich. Ich werde Dich vor Gewalt schützen." —

Der Graf kannte den redlichen Pfarrer zu gut, um sich ihm weiter zu widersetzen; vielleicht erwachte auch ein mitleidiges Gefühl in seiner Brust — da Emma, deren schwaches Nervensystem diese Erschütterung nicht länger zu ertragen vermochte, in ein konvulsivisches Weinen und in spasmodische Krämpfe verfiel, so daß sie aus dem Garten getragen werden mußte. Der alte Hilbert brummte zwar noch leise, aber des Pfarrers Zureden brachte ihn bald zum Schweigen und er nahm ihm das Versprechen ab, dem armen Mädchen Frist zu gönnen, sich wo möglich mit der Zeit in die Nothwendigkeit dieser Verbindung zu finden. Hierauf entfernte sich der Pfarrer eilig mit seinen noch übrigen Angehörigen, und bald darauf zerstreute sich die ganze Gesellschaft, um der bekümmerten Inspektorin Muße zu verschaffen, ihre kranke Tochter zu warten.

So trübe und düster endigte gegen Aller Erwarten der Jakobstag, der sonst stets so heiter und fröhlich verbracht worden war.

Mehrere Tage lang blieb Emma in einem Zustande, der Alles für ihr Leben fürchten ließ; die arme Mutter und Tante Gertrud waren untröstlich. Frau Hilbert verging fast in Thränen, sie kniete fortwährend am Bette ihrer kranken Tochter und bat den Himmel, ihr das Leben des geliebten Kindes zu erhalten. Aber kein Vorwurf gegen den harten Mann, der all' diese Betrübniß veranlaßt hatte, kam über ihre Lippen. Allein Tante Gertrud, die darin weniger edel war, fand nun reiche Gelegenheit, ihre Neigung zum Schelten zu befriedigen, besonders da Hilbert über die Krankheit seiner Tochter so erschrocken war, daß er seine despotische Laune gänzlich verloren hatte und sich fromm und sanft wie ein Lamm benahm. Der Arzt verbot ihm in den ersten Tagen der Krankheit Emma's den Zutritt zu der Kranken, weil er fürchtete, daß bei seinem Anblick ihre Krämpfe wiederkehren möchten. Und dieß griff den armen Hilbert unbeschreiblich an, denn er liebte ungeachtet seiner Härte seine Tochter über Alles in der Welt. Stumm und blaß saß er in seinem Lehnstuhl, und der Arzt, der sein Benehmen gegen Emma erfahren hatte und gleich dem größten Theil der Anwesenden höchlichst mißbilligte, gönnte ihm diesen Zustand der Bestürzung und Gewissensbisse sehr gern.

Endlich erhielt er die Erlaubniß, das Zimmer seines kranken Kindes zu besuchen; zum ersten Mal in seinem Leben fühlte er eine Thräne aus

Digitized by Google

seinen Augen rollen, als er an Emma's Lager trat. Aus einem despotischen Herrscher war er nun ein aufmerksamer Diener geworden; er erfüllte alle Wünsche seiner Tochter und theilte mit seiner Gattin alle zarten Sorgen für ihre Bequemlichkeit und baldige Wiederherstellung. Emma wurde dadurch ungemein gerührt, so daß sie nun ihrerseits sich Vorwürfe machte, gegen ihren Vater, der sie so zärtlich liebte, so widerspenstig gewesen zu seyn. Indessen besserte sich ihre Gesundheit mit jedem Tage; sie gesundete bald völlig und hörte nun kein Wort von der verhaßten Verbindung mit Feidolf wieder reden.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Bergen war der Mann, der, was er einmal beschlossen, mit bewnnderungswürdiger Energie und Besonnenheit anszuführen wußte. Er übertrug die fernere Verwaltung der Güter des Mündels bis zu dessen Rückkehr und Majorennität einem rechtskundigen Administrator, legte so viel möglich genaue Rechnung über die geführte Vormundschaft ab, ergänzte alle Lücken aus den eigenen Mitteln und verkaufte endlich sein eigenes Gut, aus dem Ertrag jede übernommene Bürgschaft für den Mündel tilgend. Still und besonnen hatte er seine Maßregeln genommen, kein öffentlicher Verdacht traf den Entwichenen und regte sich dieser auch hier und da, so fehlte doch jeder Beweis, denn Bergen schwieg beharrlich.

Mit dem geeingen Ueberrest seiner Habe zog er sich dann auf ein kleines, einsam liegendes Vorwerk im Fürstenthum ** zurück, dem einzigen Eigenthum, was ihm geblieben. — Hier lebte er, beinahe zwanzig Meilen von dem Schauplatze jener schändlichen Erfahrungen entfernt, in einsiedlerischer Stille mit dem treuen Daniel. Sein Herz war versteint, sein Gefühl erstarrt, selbst den Umgang mit seinem einstigen Jugendfreunde, dem Forstmeister Waldau, brach er fast gänzlich ab, denn die Nähe der Menschen berührte ihn wie das Antlitz der Gorgone, — er mied das Geschlecht, welches das Aergste an ihm gethan, nur die tiefste Abgeschiedenheit gab dem todtwunden Herzen einige Ruhe. — Alle rastlosen Nachforschungen um Nanni's Schicksal blieben vergeblich, — sie war spurlos verschwunden, auch von dem jungen Baron vernahm man geraume Zeit nichts.

Frau von Landry war in die Welt zurückgekehrt, die, obgleich ihr eigenstes Element, dießmal doch nicht die Erinnerung des an Sohn und Bruder erlebten schrecklichen Vorfalles verlöschen konnte. Mit einer ihr ungewohnten Anstrengung, die nur die Angst um die Erhaltung der Ehre ihres Namens möglich machte, trug sie das traurige Geheimniß in sich verschlossen, vermochte sie die Fragen der Bekannten nach dem abwesenden Sohn mit scheinbar freudigem Antheil zu beantworten. Sie begann endlich zu kränkeln und in dem Maße, als die Zerstreuungen der Außenwelt weniger Einfluß üben konnten, zogen jene trüben Bilder, sich mit Gewissensbissen mischend, durch thörichte Verzärtlung den Grund zu des Sohnes Ausartung, des Bruders Unglück gelegt zu haben, immer öfter und länger vorüber.

Da kam der Forstmeister Waldau auf einer Reise durch**, und suchte die Schwester des Freundes auf. Auch er sprach von dem Anachoretenleben Bergens, sich in Vermuthungen erschöpfend, welche besondere Umstände den einst doch wohlhabenden Mann zu diesem Grade äußerster Beschränkung und seinen finstern Mißmuth bis zum Menschenhaß gesteigert haben möchten. Er ergoß sich Aeußerungen warmer Freundschaft und Anerkennung der seltenen Geistesvorzüge Bergens und beklagte die Entbehrung seines Umgangs. Die Baronin, durch körperliches Leiden nur noch reizbarer gestimmt, vernahm diese Andeutungen mit sichtlicher Aufregnng und ihre Gemüthsbewegnng entging dem Forstmeister nicht. Er verließ sie Abends, um den folgenden Morgen abzureisen, doch ward er in der Nacht durch die Botschaft geweckt, daß sie, plötzlich schwer erkrankt und dem Tode nahe, ihn noch zu sehen wünsche. Er eilte an das Bett der Sterbenden, die unfähig, ihr schreckliches Geheimniß mit in die Geust zu nehmen, ihm Alles entdeckte, in krampfhafter Aufregung seine Hand faßte und ihn beschwoe, ihren unglücklichen Bruder, den Sie den Edelsten der Menschen nannte, ihren letzten Gruß zu bringen — mit gebrochenen Lanten rief sie im heißen Gebet Vergeltung füe seine Großmuth vom Himmel füe ihn heeab, — stammelte den Namen ihres Sohnes und verschied.

Waldau vernahm tief erschüttert diese Mittheilungen. Er ordnete die Papiere der Verblichenen, fand darunter eine ziemlich ausführliche, genaue Erzählung des schrecklichen Vorfalls und seiner Folgen, die sie, ihr Gewissen erleichternd, für ihren Sohn bestimmt hatte, und nahm das wichtige Päckchen nach der Beerdigung mit in seine Heimath.

Fünf Jahre waren seitdem veegangen. — Der junge Baron Landry kam zurück. Er empfing neu gesammelte Summen aus der gewissenhaften Verwaltung seiner Güter, verkaufte diese, und ging nach dee fürstlichen Ansiedlung, wo sich für seine verschwenderische Genußsucht ein glänzender Schauplatz eröffnete. — Der unglücklichen Nanni hatte

Digitized by Google

sich das Schicksal mitleidig erbarmt, sie war, mißhandelt von dem gewissenlosen Verführer, gequält von Vorwürfen des Gewissens, den väterlichen Freund und Wohlthäter mit gräßlichem Undank belohnt zu haben, während der Geburt eines todten Kindes, in zu später Reue gestorben, und der Leichtsinnige, froh, der lästigen Bürde los zu seyn, gedachte dieser Episode seines Lebens nicht anders, als eines leichtverzeihlichen Jugendstreiches.

Mit großer Befriedigung vernahm er zugleich, daß der widrige Oheim die Gegend verlassen und sich in die tiefe Einsamkeit seines Bauernhofes vergraben habe. Das gänzliche Dunkel, welches auf der ganzen famosen Geschichte ruhete, verbürgte ihm Bergens Schweigen — und was bedurfte er mehr! Der alte Thor hatte der Ehre seines Namens das Opfer gebracht, den Verlust seines Vermögens schweigend zu verschmerzen, — jener vermeintliche Geniestreich war verborgen geblieben, und der Betrogene von der Welt vergessen, die ihn jetzt als Repräsentanten der immer hochgestellten Familie und Gentleman ersten Ranges empfing. Er war schön, reich und gewandt, liebenswürdig, das Ziel aller heirathslustigen jungen Damen, aller sorglichen Mütter, welche diese glänzende Parthie den Töchtern zuzuwenden strebten. Doch der schöne Schmetterling schien nicht gesonnen, sich so schnell zu binden, er flatterte von einer Blume zur andern, hier Höhnungen erregend, dort zerstörend, und keine schien ihm des Opfers seiner Freiheit würdig.

(Fortsetzung folgt.)

Am Rhein.

Ich möchte wohnen an dem Rhein
In einem großen Schlosse,
Mit meinem Liebchen ganz allein,
Entfernt vom Menschentrosse!

Und um mein Schloß, den Berg entlang,
Müßt' mich ein Wald umrauschen,
Belebt von geschwätziger Vöglein Sang
Und Waldbachs perlendem Rauschen.

Und mitten in den Wald hinein
Würd' ich ein Hüttchen bauen,
Und eine Fernsicht an den Rhein
Durch dunkle Bäume hauen.

Und in des Hüttchens düstern Schein,
So schwärmerisch, so minnig,
Führt' ich mein holdes Lieb hinein;
Dort liebt sich's ja so innig! —

Ich säng' ihr vor vom Minnesold
Der schönen alten Zeiten,
Griff' mächtig in der Saiten Gold
Die Vöglein mich begleiten!

Und wenn dann in des Westes Weh'n
Mein Sang so sanft verklungen,
Nachdem er sich an fernen Höh'n
Noch leise hingerungen;

Wenn dann in ernsthaft dunkle Gluth
Der Sonne Glanz sich tauchet,
Aus ihren Strahlen klares Blut
Der grüne Rheinstrom sauget;

Wenn dann die weite Sternennacht
Uns duft'ge Kühlung fächelt,
Und an des Aethers dunkler Pracht
Der Mond so scheimisch lächelt:

Dann drückt' ich sie an's Herz gelind,
Von Liebeslust durchdrungen
Das schönste Weib, das liebste Kind
Hielt, Sel'ger ich, umschlungen!

Ich ruhl' an ihrem Busen zart,
Ich wähnt' in ihren Augen,
Wo Liebe sich mit Sanftmuth paart,
Den Himmel einzusaugen! —

Ich preßt' den übersel'gen Mund
An ihre Purpurlippen;
An diesen Rösiein, weich und rund,
O welche Lust zu nippen! —

So möcht' ich leben — dort am Rhein
Entfernt vom Weltgedränge,
Für's Liebchen leben ganz allein:
Die Liebe flieht die Menge! —

Und müßt ich scheiden von der Welt,
Möcht' ich's an ihrem Herzen;
Wenn Liebchen mich umfangen hält,
Dann sterb' ich ohne Schmerzen! —

Ich säh' den Rhein — ich säh' ihr Aug'
In beiden Thränlein blinken! —
Mit meines Athems letztem Hauch'
Wird auch ihr Athem sinken! —

Und in des Todes finster'm Thal
Würd' uns ein Sarg umwinden;
Dann müßt' uns der Posaunen Schall
Noch eng umklammert finden!! —

K.

* Räthsel.

Schreibst Du das R an meinem Ende
Mir Möbel auch noch vor,
So kömmt aus mir durch Deine Hände
Die Herbstkrankheit hervor.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 145 10. September 1852.

Emma's Herz.

XIII.

Das Ständchen.

(Fortsetzung.)

Emma blieb gesund, aber die Rosen der Freude kehrten nicht auf ihre schönen feinen Wangen zurück, obwohl ihr Vater ungewöhnlich freundlich gegen sie war und durch verdoppelte Zärtlichkeit gegen sie den Eindruck seiner frühern Härte auszutilgen suchte.

Der Umgang zwischen der Rosman'schen und Hilbert'schen Familie dauerte ununterbrochen fort; allein Emma fing allmählig an, ihre früher so langen und wiederholten Besuche im Pfarrhause freiwillig zu beschränken. Als nämlich Wilhelm den Ausgang des Verlobungsfestes erfahren hatte und nun Emma's Abscheu vor einer Verbindung mit Fridolf kannte, faßte er wieder Hoffnung, ihre Liebe zu gewinnen, und verdoppelte deßhalb seine Bewerbung um sie. Die brennenden Blicke, die klagenden Seufzer, die fortwährende Ausdauer, womit er sich bei jeder Gelegenheit in ihre Nähe drängte, waren ihr peinlich; und da sie keine Neigung in sich fühlte, seine zärtliche Flamme zu erwidern, so zog sie sich zeitig zurück, um nicht wissentlich falsche Hoffnungen in ihm zu nähren.

Fridolf sah nun die Unmöglichkeit, Emma's Liebe jemals zu gewinnen, ein; er verzehrte sich in stillem Kummer und wurde mit jedem Tage düsterer und unzugänglicher gegen die Freuden des Lebens. Jenny schien sich dagegen zu trösten, nachdem sie ihrer Mutter die Krankheit ihres Herzens anvertraut hatte. Die verständige Pfarrerin hatte durch mütterliche Zärtlichkeit und freundliche Schonung ihre Tochter beruhigt und den Kummer derselben — der bei ihrem zarten Alter nichts weiter als eine Kinderei war — zu zerstreuen gewußt.

Emma erhielt einige Tage nach ihrer Genesung einen Brief von der Hofgerichtsräthin und von Julie aus Strömstad; beide beklagten sich über Emma's langes Schweigen. Allein Emma hatte beiden einige Tage vorher geschrieben und ihnen ihre Krankheit, so wie die Veranlassung zu derselben mitgetheilt; die Briefe mußten sich jedenfalls unterwegs gekreuzt haben.

Julie's Brief war sehr heiteren Inhalts. Sie hatte ihre Gesundheit und ihre gute Laune vollkommen wiedergewonnen und war dabei noch immer dasselbe gute, ungekünstelte, sorgenlose Kind, das sie bei Emma's Abschied gewesen war. Unter andern schrieb sie:

„Du kannst Dir nicht vorstellen, liebe Emma, „wie angenehm ich hier lebe. Es ist, als ob „Alle wetteiferten, mich heiter und glücklich zu „machen. Die guten Menschen! Wie soll ich „ihre Artigkeit und ihr Wohlwollen vergelten! „Anfangs erregte ich blos Mitleid; nun ich „aber gesund geworden bin, freuen sich Alle „darüber. Das Sonderbarste ist, daß man mir „vom Morgen bis zum Abend vorsagt, ich sey „schön. Das kommt mir ungemein wunderlich „vor, denn dergleichen habe ich in Stockholm „nie gehört. Im Anfang kränkte ich mich da„rüber, denn ich glaubte, man wolle mich ver„spotten; aber allmählig habe ich mich so sehr „daran gewöhnt, daß ich mich gestern vor den „Spiegel stellte und mich selbst fragte: — „„Bin „ich denn wirklich schön?"" — Und, Gott weiß „es, Emma, ich fand mich gerade recht häßlich.

„Ferner muß ich Dir noch Etwas mittheilen, was früher nie geschehen ist. Alle jungen „Männer drängen sich um mich her und sagen „mir die schmeichelhaftesten Dinge von der Welt. „Es ist, als ob ich Aufsehen erregte oder als „ob ich mehr wäre, als die übrigen hiesigen „Mädchen. Gerade so, wie man sich gegen „Dich benahm, als Du noch bei uns warst, „ganz so benimmt man sich jetzt gegen mich. „Verliere ich einen Handschuh, die Lorgnette „oder mein Taschentuch, so beeifern sich fünf, „sechs Herren, es aufzuheben und mir zurückzu„bringen; ist vom Tanzen die Rede, so bin ich „stets auf zehn, zwölf Tänze engagirt und „höre die Uebrigen klagen, daß sie nicht mit

Digitized by Google

„tanzen können. Soll ich spielen und singen, „so flattert ein halbes Dutzend Schmetterlinge „um mich herum; zwei setzen mir den Stuhl „zurecht — doch einer kommt natürlich dabei „zu spät; ein paar Andere kommen mit den „Noten, Andere schließen sorgfältig Thüren und „Fenster, damit mich keine Zugluft treffen soll. „Allein alle diese Umstände sind mir beschwer„lich, außer, wenn mir der Lieutenant von P** „eine Artigkeit erweist — das macht mir „Freude. Ach, Emma, Du solltest wissen, was „dieser P** für ein Mann ist! Ich wollte, „Du könntest Dir einen Begriff von ihm ma„chen! Er ist ungemein liebenswürdig. Ueb„rigens ist er schön von Gesicht, lang und „schlank. Welcher Ausdruck in seinen Augen, „welcher Reiz in seinem ganzen Wesen! Unter „den zahlreichen hiesigen jungen Männern ist „keiner, der ihm gleicht. Aber nein — ich „muß schließen — denn ich fühle, daß ich, „wenn ich mich nicht zurückhielt, einen ganzen „Folianten über den Lieutenant von P** schrei„ben könnte."

Julie schrieb nun fast an jedem Posttage, und zwar jedes Mal fast ausschließlich von dem ausgezeichneten Lieutenant von P**. Ihre Briefe erzötzten Emma und beunruhigten sie zugleich. Das Lesen derselben war eine Unterbrechung ihres einförmigen Lebens und die Freundschaft der holden Julie ein großer Trost in ihrem Kummer. Aber sie zitterte für das Schicksal ihrer Freundin, denn sie merkte wohl, wie diese ihr Herz immer fester an den jungen Mann hing. Und etwas Gutes ahnte sie von dieser Liebe nicht; sie kannte den Stolz ihrer Tante zu gut, um zu glauben, daß sie je ihre einzige Tochter einem armen Offizier geben würde, der fast lediglich von den Unterstützungen Anderer lebte. Denn der Chef seines Regiments bezahlte ja seine Badereise — wie die Hofgerichtsräthin an Emma geschrieben hatte — und die Hofgerichtsräthin hatte ihm während der ganzen Reise freien Tisch angeboten.

Als Emma Juliens Brief beantwortete, wollte sie ihre Freundin warnen, sich nicht zu sehr mit P** zu beschäftigen, weil derselbe nie ihr Gatte werden könnte. Allein sie unterließ es, weil sie wohl wußte, daß sie dadurch Juliens Freude vergiften würde; und es kam ihr grausam vor, von Juliens Augen die Binde zu reißen, welche sie so glücklich machte.

„Arme Julie" — seufzte sie — „Dir droht dasselbe unglückliche Schicksal, das mich getroffen hat. Auch über Deinem Haupt hängt ein bloßes Schwert, das in jedem Augenblick auf Dich herabzustürzen droht. Doch ich will nicht die Erste seyn, die Dich aus Deinem süßen Irrthum reißt."

Ein Brief Julie's machte Emma ganz besondere Freude; Julie schrieb nämlich:

„Ich habe vergessen, Dir mitzutheilen, daß „der Lieutenant von P** ein sehr vertrauter „Freund des jungen Grafen H** auf B** ist. „P** spricht mit einer Art Entzücken von die„sem Grafen, wie von dem schönsten, liebens„würdigsten, tugendhaftesten und edelmüthigsten „jungen Mann. P** ist arm und schämt sich „nicht, dieß zu bekennen; allein er versichert, „daß er jetzt keine Sorgen mehr in dieser Be„ziehung zu haben brauche, seitdem ihn die Vor„sehung mit seinem einstigen Jugendfreund zu„sammengeführt habe." —

Wie sehnlich wünschte nun Emma mit der Familie L** in Strömstad zu seyn, nur um das Glück zu genießen, recht oft von Eduard sprechen zu hören.

So verging die Zeit bis zur Mitte des Augustmonats. Emma saß eines Abends mit der Tante unter den großen Ahornbäumen auf dem Hofe. Da hielt plötzlich ein Kutscher vor der Thür des Inspektors. Zwei Damen und zwei Herren saßen im Wagen, ein Bedienter in adliger Livree öffnete die Thür; die Herren stiegen aus; der eine von ihnen, langer und schlanker Figur, half den Damen aus dem Wagen und ehe ihnen Emma den halben Weg entgegengegangen war, lag sie in den Armen ihrer Kousine — es war die Familie L**.

Welches Zusammentreffen, welches frohe Wiedersehen, welche angenehme Ueberraschung! Jetzt kam auch der Onkel herbei, um seinen Theil von Emma's Liebkosungen zu erhalten. Eine Umarmung und eine freudige Ausrufung folgte der andern.

„Wir kommen" — sprach endlich die Hofgerichtsräthin — „um drei Wochen bei Euch zuzubringen. Bist Du damit zufrieden, Emma?" —

Emma vermochte vor Freude kaum zu antworten. Drei solche glückliche Wochen waren mehr als sie je zu hoffen gewagt hatte. Unterdessen kamen auch ihr Vater und ihre Mutter herbei, nicht weniger entzückt, ihre lieben Verwandten zu sehen und so lange Zeit bei sich zu behalten. Zwar wunderten sie sich, daß kein Brief die Ankunft solcher theuern Gäste im Voraus verkündet hatte; allein man erwiderte ihnen, daß man absichtlich geschwiegen habe, um sie zu überraschen.

Emma konnte Julien gar nicht genug betrachten. Sie schien gar nicht mehr dasselbe Mädchen zu seyn; und Emma begriff nicht, wie sich ihre Freundin in wenigen Monaten so auffallend hatte verändern können. Sie war bedeutend gewachsen, ihre Gestalt — bei Emma's Abreise noch dürftig und kindisch — hatte Fülle und Rundung gewon-

Digitized by Google

nen. Die Reise und das Bad hatten ihr eine frische Farbe gegeben, die ihr sehr wohl stand; ihre schönen lebhaften Augen hatten einen gewissen schmachtenden Ausdruck bekommen. Emma hatte stets Juliens schönes blondes Haar und ihre ungemein feine und weiße Haut bewundert, im Uebrigen aber sie wegen ihrer Blässe und matten Augen nicht besonders hübsch gefunden. Dieß letztere war nun verschwunden und Emma konnte sich nicht abläugnen, daß Julie in ihrem siebzehnten Jahre eine vollkommene Schönheit werden müsse. Sie eilte, diese Entdeckung ihrer Tante mitzutheilen, deren mütterlicher Stolz sich dadurch nicht wenig geschmeichelt fühlte.

— „Ja, meine süße Emma" — sprach sie — „ich glaube selbst, daß das Mädchen mit jedem Tage besser herauswachsen wird. Für den nächsten Winter wird es sehr still in unserm Hause seyn, denn meine Julie soll noch Unterricht nehmen — aber im folgenden Winter soll es anders werden. Wir beabsichtigen, dann mehr Leute bei uns zu sehen und die Bälle zu besuchen, denn Julie wird um diese Zeit siebzehn Jahr, und in diesem Alter ist es Zeit, in die Welt eingeführt zu werden. Ich hoffe sie einmal gut verheirathet zu sehen."—

Emma ging schnell von ihrer Tante, um die Unruhe zu verbergen, die bei dem Gedanken an die Zukunft der so glücklichen, unschuldig-fröhlichen Freundin in ihr aufstieg. — „Ach" — seufzte sie — „ich weiß schon, was Tante Ulla mit „gut verheirathet" meint; ich sehe schon im Voraus die schlimmen Auftritte, welche entstehen werden, wenn sie erfährt daß ihre Tochter einen armen Lieutenant liebt."

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

Zweite Abtheilung.

Sie.

(Fortsetzung.)

Ueber die hohen Dächer der fürstlichen Residenzstadt X. fielen einige schräge Sonnenstrahlen in das Fenster des eleganten Kabinets, welches zur belle Etage eines ansehnlichen Hauses gehörend, trotz der rauhen Jahreszeit — es war gegen Ende Novembers — mit frischen Blumen reich geschmückt, einem Frühlingsgärtchen glich. Der rothe Seidenvorhang fing die kalten Lichter des Spätherbstes in seine wallenden Falten auf, und sandte sie so gemildert als liebliches Morgenroth in das Zimmer, dessen Einrichtung einen anmuthigen Anblick gewährte. Wenn die reiche und geschmackvolle Verzierung der Wände und Meubles den Reichthum und Stand, die Blumen und weibliche Arbeit in zierlichen Körbchen das Geschlecht des Bewohners zu bezeichnen schienen, so widersprach dem fast die ansehnliche Bücherfammlung, die Landkarten an den Wänden, und besonders ein auf dem Arbeitstischchen befindlicher Schädel, der, zwar aus Gips geformt, doch in der Regel nicht unter den Nippes der Damen gefunden wird. — Auf dem kleinen schwellenden Divan unfern des Ofens, saß im einfach häuslichen Anzug eine jugendlich weibliche Gestalt, das Köpfchen von reichen braunen Flechten umgeben, gedankenvoll mit der rechten Hand stützend, während die Linke einen Brief hielt, auf dem das große, dunkle Auge still und ernst weilte.

Nach raschem Klopfen öffnete sich die Thür, und eine zweite junge Dame, frisch und blühend, im neuesten Pariser Winterkostüme, flog herein.

„So sinnend, so still, meine ernste Philosophie?" — lachte die Eintretende, „welches abstrakte Studium wage ich zu unterbrechen, — ah, sieh da — ein Brief — ein billet doux, — ich muß es sehen — her damit, theuerste Heliodora. —"

Die Angerufene schrack fast zusammen, sie stand eilig auf und wollte den Brief verbergen.

„Nichts da, nichts da!" rief jene, sich scherzhaft der Hand, welcher den Brief festhielt, bemächtigend — „ich will, ich muß wissen, welche wichtige Depesche, — oh! ich ahnte, ich weiß!" — rief sie, in heller Freude auffauchzend — „das Wappen leuchtet von fern — der Widderkopf im leeeren Felde — also eine Liebeserklärung, — ein Polterabend — ein dejeuner dansant nach der Hochzeit! —"

„O weh, welche Symbolik, welche Auspizien!" erwiderte, selbst lachend, Heliodora, und überließ, dem scherzhaft ungestümen Drängen nachgebend, Hand und Brief der Freundin. — „Nun ja, die Arge, es ist so, wie du vermuthest — Landry spricht in diesem Schreiben seine Empfindungen und Wünsche aus — er wirbt, wenn ich einwillige, noch heute bei dem Vater um meine Hand. —"

„Und du wirst leider so grausam seyn, diese Einwilligung zu versagen?!" — sprach die Freundin mit komischem Pathos. —

„Ach, Molly, scherze nicht!" entgegnete Heliodora und eine sichtbare Wolke umzog die reine, ächt griechische Stirn, — „ich kann nicht leugnen, daß ich den schönen, glänzenden Landry, den von Euch sämmtlichen Mädchen, so hoch gefeierten Adonis nicht übel gefunden, daß seine Auszeichnungen, die er ganz gegen meine Erwartung seit einiger Zeit meiner unbedeutenden Person allein zugewendet, mir nicht unangenehm waren, daß Eure Neckereien,

Digitized by Google

er werde auch hier, wie bei allen frühern Huldigungen keine Ausnahme machen, und wie gewöhnlich von Blumie zu Blume flattern, endlich mich zu der thörichten Eitelkeit veranlaßten, einmal zu probiren, ob der schöne Schmetterling länger festzuhalten seyn möchte, — aber jetzt — nun — ach, mir ist ganz besonders zu Muthe. —"

„Das ist die Liebe, die Freude, das Gefühl befriedigter Eitelkeit, daß er dich gewählt, du Glückliche," — fiel Molly, ernsthaft belehrend, ein, „du wirst an seiner Seite den Neid der ganzen eleganten Welt erregen, alle Frauen und Mädchen werden neidisch auf dich blicken — aber habe ich es nicht immer prophezeiht — du bist einmal ein Glückskind. — Nun lege mir aber auch die saure Miene ab — mein Gott, ich glaube, du skelettirst nach deiner gewohnten Art selbst dein Glück so lange, wie die Blätter deines Herbariums, bis du den Zweifel herausgefunden, ob es ein Glück ist oder keines."

Heliodora erwiderte nichts — es entstand eine kleine Pause. — Molly beobachtete fast betroffen die Schweigende, die endlich das geistreiche, dunkle Auge erhebend, begann: „Ich kann dir, du treueste Freundin meiner Jugend, einmal nichts verhehlen, so verschieden auch oft unsere Ansichten sind — so wisse denn — der Baron, der schöne, junge, liebenswürdige Landry — er ist — ist —"

„Nun, was hast du," lachte Molly ausgelassen, — „er ist — ist — ist dein Ideal, was du trotz deiner anscheinenden Kälte schon lange heimlich geliebt — nicht wahr, das wolltest du doch sagen?"

„Ach nein," erwiderte jene kleinlaut, „das keineswegs; — er ist — und hier fixirte das schöne Auge bedeutend den Schädel — er ist mir doch fast ein Bischen zu — dumm!"

„Was?!" entgegnete Molly erstaunt, und das hübsche, frische Gesichtchen zeigte den Ausdruck der höchsten Ueberraschung — „dumm — was sagst du? — ? —"

„Das Wort war wohl sehr unvorsichtig, sehr voreilig," sagte Heliodora mit dunkelgerötheten Wangen, — „ich meine nur, die Art seiner Unterhaltung lasse öfters eine kleine Langeweile bei mir einschleichen, die weder seine äußeren Vorzüge noch die leidenschaftliche Neigung, die er mir zeigt, zu bannen vermögen, eine Leere bleibt mir stets, die mich peinigt — und komme ich auf mein Zimmer und erblicke dort das memento mori — so wird mir oft ganz übel und ich verstehe mich selbst nicht."

(Fortsetzung folgt.)

Das Kreuz.

Willst Du, o Mensch, es kurz erfahren,
Was Gott auf Erden mit Dir will,
So soll das Kreuz Dir's offenbaren;
Vernimm die ernste Mahnung still!

Des Kreuzes Fuß im Schooß der Erde
Sagt Dir vernehmlich: Lieber Christ,
Dein Leib muß einst zu Staube werden,
Wie er aus Staub geworden ist!

Und seine beiden Arme geben
Dir einen treuen, guten Rath;
Zwei Wege führen durch das Leben,
Doch wähle stets den rechten Pfad!

Doch mit dem Haupte frei erhoben
Drückt es gen Himmel weisend aus:
Die wahre Heimath ist da oben,
Da droben ist Dein Vaterhaus!

Mannigfaltigkeiten.

Die drei jungen Engländer, welche auf einem nur drei Fuß breiten Schiffchen die Fahrt von England nach Konstantinopel machen und bereits den Rhein herauf durch den Mainkanal bis Regensburg gelangten, sind nach Briefen aus Linz bereits auch von dort abgefahren. Die ganze Reise wird in Folge einer Wette unternommen, welche dahin geht, daß die jungen Leute in „ihrem" Schiffe von England durch den Kanal bis nach Konstantinopel fahren. Die jungen Herren haben bisher ihre Wette buchstäblich gehalten und sind demzufolge durch den Kanal, wo ihre Nußschale denn doch etwas unsicher war, zwar ihn „ihrem" Schifflein geblieben, haben dieß aber auf ein gewöhnliches großes Segelschiff aufladen lassen und sind so in doppelter Schale durch den Kanal geschwommen. (Diese Reise ist übrigens nur die Wiederholung einer früheren im Jahre 1847 aus demselben Beweggrunde und auf demselben Wege.)

Auflösung des Räthsels in Nro. 108:

Uhr — Ruhr.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 146 11. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Das Verhältniß Emma's zu ihrer Kousine gestaltete sich nun ganz anders, als früher. Julie war mit jedem Tage ernster und gesetzter, und Emma behandelte sie nicht mehr wie ein Kind, sondern wie eine vertraute Freundin von gleichem Alter. Tausendmal des Tages sprach Julie gegen Emma von Richard von P**, aber in seiner Gegenwart war sie eher still, als gesprächig. Doch verstand sie nicht, daß das Gefühl, welches sie für ihn hegte, Liebe war. Allein Emma's Gewissen erlaubte ihr nicht länger zu schweigen; sie mußte ihre Freundin auf die Gefahr aufmerksam machen, in deren Abgrund sie zu stürzen drohte. Aber vergebens. Julie vermochte eben so wenig, wie Emma selbst, das gefährliche Bild aus ihrem Herzen zu reißen; so oft sie ihre Mutter von ihren Hoffnungen, daß ihre Julie einst eine glänzende Parthie machen würde, sprechen hörte, kam sie zu Emma und warf sich weinend in deren Arme. Wie aufrichtig sprach dann das unverdorbene natürliche Mädchen Alles aus, was in ihrem Herzen vorging. Und dieses schrankenlose Vertrauen mußte vergolten werden. Bald war Julie in das Geheimniß ihrer Freundin eingeweiht, und lange lange Stunden eines getheilten Schmerzes verflossen den beiden Mädchen gleich beschwingten Minuten.

Länger als vierzehn Tage hatte sich die Familie L** schon in B** aufgehalten, als sie aus dem Pfarrhause eine Einladungskarte für nächsten Sonntag erhielt. Es war der Tag von Gustava's erstem Aufgebot, den der Pfarrer festlich zu begehen beabsichtigte. Julie war ungemein heiter, sie hatte schon bei allen benachbarten Familien Besuche gemacht, nirgends aber sich so wohl befunden, als im Pfarrhause, in welchem sie fast täglich mit Emma ein Stündchen zubrachte. Besondere Freundschaft faßte sie zu Jenny, die ihrerseits sich ebenfalls fest und innig an das heitere, lebhafte und witzige Mädchen anschloß.

In der Rosman'schen Familie war nichts als Freude. Der Großhändler S** war angekommen und beabsichtigte bis acht Tage nach seiner Hochzeit zu bleiben. Emilie war im dritten Himmel; der Vikar war nämlich zum Pfarrer einer Landesgemeinde weit von B** ernannt und ihr geliebter Magister A** von der Herrschaft und der Gemeinde einstimmig zu seinem Nachfolger gewählt worden. Er war jetzt in Upsala, um das Pastoratseramen zu machen, wurde jedoch bis zu Gustava's Hochzeit zurückerwartet. Vor seiner Abreise hatte er Emilien seine Liebe mit Worten gestanden und von ihren Eltern ihr Jawort erbeten und erhalten. Zugleich mit Gustava's Hochzeit sollte seine Verlobung mit Emilie gefeiert werden; die glücklichen Liebenden brauchten sich nun nicht mehr auf die bloße Augensprache zu beschränken.

Kaum hatte Emma und Julie ihre Einladungskarten aus der Pfarre erhalten und hielten noch Rath zusammen, wie sie sich zu diesem Tage kleiden wollten, als der Bergwerksbesitzer C**, der drei Meilen von B** entfernt wohnte, in den Hof fuhr. Er beabsichtigte die Familie des Inspektors nebst ihrem Besuch für den nächsten Sonnabend einzuladen, um den vierzehnten Geburtstag seiner einzigen Tochter Amanda mit ihm zu feiern. Zugleich bat er aber auch seine Gäste, daß sie maskirt kommen möchten, weil er seine Tochter, welche von einem Maskenball noch keine Idee hatte, mit einem solchen überraschen wollte.

Alle versprachen zu kommen; nachdem aber C** wieder fortgefahren war, theilten sich die Meinungen. Frau Hilbert erklärte, daß sie nicht die mindeste Neigung fühlte, sich zu maskiren, und daß sie deßhalb — da ihre Schwägerin an dem Feste Theil nähme — dieser ihre Emma übergeben, für ihre eigne Person aber daheim beim Webstuhl bleiben wolle. Tante Gertrud schnaubte wie eine Katze darüber, daß sich die Welt völlig umgewendet habe. Man könne nicht mehr anständig gekleidet in eine Gesellschaft kommen — meinte sie — sondern müsse wie ein Gespenst mit einer

Digitized by Google

Larve kommen. — „Nein, ich danke" — setzte sie hinzu — „ich gehe nicht mit." —

Der grobe Inspektor äußerte, wenn er nicht in seinen eignen Kleidern kommen dürfe, sondern sich fremde borgen sollte, so wolle er lieber ganz und gar vom Feste wegbleiben; — „denn" — setzte er hinzu — „ich bin Zeit meines Lebens kein Narr gewesen und gedenke nicht, in meinen alten Tagen ein solcher zu werden." — Der Hofgerichtsrath dagegen, ein stets heiterer Mann, versprach sich viel Vergnügen von dieser Festlichkeit und ersann sich sogleich eine Charakterrolle, durch welche er die Gesellschaft ergötzen könnte. Die Hofgerichtsräthin freute sich über die Freude der Mädchen; Emma vergaß für einen Augenblick ihren Kummer, Julie hüpfte vor Entzücken. Es war Montag und schon am folgenden Morgen unternahm man eine Reise nach Norrköping, um Kostüme und sonstigen Bedarf für die beiden festlichen Tage einzukaufen.

Die Nacht vom Freitag zum Sonnabend war angebrochen. Da die Mädchen ihre Anzüge noch nicht fertig gemacht hatten, so saßen sie am Abend, nachdem alle Uebrigen schon zur Ruhe gegangen waren, noch allein und nähten fleißig. Sogleich bei der Ankunft der Stockholmer Gäste waren auf Emma's und Juliens vereinte Bitten beide Mädchen zusammen in Emma's Stube gebettet und einquartirt worden. An jedem Abend wurde ein kleines Feldbett für Julie in die Stube getragen. Auch jetzt standen die beiden netten Bettchen bereit und warteten so weiß, elastisch und einladend auf die beiden jungen Mädchen; allein diese schienen ihnen noch lange den Rücken kehren zu wollen. Sie sprachen lebhaft über die beiden kommenden Festtage und suchten zu errathen, wie sich Fridolf und Richard maskiren würde, als sie plötzlich Schritte im Park dicht unter ihrem Fenster zu hören glaubten. Sie lauschten; da aber Alles still blieb, setzten sie ihre Unterhaltung fort. Gleich darauf vernahmen sie dicht unter dem Fenster die Töne einer Guitarre. Emma ließ ihre Näthere aus der Hand fallen — sie glaubte Eduards Guitarre zu hören; als sie diese Vermuthung aber gegen Julie aussprach, behauptete diese dagegen, daß der Spieler kein anderer, als der Lieutenant P** sey.

Nach dem geschmackvollen, wohllautenden Vorspiel begann eine schöne weiche Männerstimme zu singen. Julie überzeugte sich, daß Richard P** nicht der Sänger war, aber Emma ward abwechselnd roth und blaß, denn wer anders als Eduard konnte so singen? — „Er ist es" — rief sie — „er ist es gewiß, so singt kein Anderer außer ihm." — „Du bist närrisch" — erwiderte Julie — „der Graf hat ja vorgestern erst einen Brief von Stockholm geschrieben, und Du willst behaupten, daß er jetzt hier ist und singt?" — „Sage was Du willst" — entgegnete Emma — „er ist es oder ich träume." — „Nun, dann gewiß das letztere" — versetzte Julie — „aber schweig jetzt, man kann vor Deinem Geschwätz kein Wort von dem Liede hören." —

Die Stimme hatte eine kleine deutsche Romanze gesungen, deren Worte die Mädchen nicht gehört hatten; indem sie aber jetzt still saßen und lauschten, ging die Musik in eine andere Tonart über. Die Mädchen schlichen auf den Fußspitzen ans Fenster und sahen hinter den Vorhängen hinaus; aber die Nacht war rabenschwarz, sie konnten keine Spur von dem Sänger erblicken. Still und kaum athmend blieben sie am Fenster stehen, während die Stimme nach einer sehr wohlklingenden Melodie eine Ballade sang, welche die Liebe und den Abschied zweier Liebenden, die Untreue des Mädchens, den Kampf des Jünglings mit seinem Nebenbuhler, den Tod Beider und die Verzweiflung des Mädchens ziemlich weitläuftig schilderte.

Diesem langen Gesang zuzuhören, war keine geringe Aufgabe für die beiden Mädchen, welche zu fürchten begannen, daß der Morgen anbrechen und ihre Maskenanzüge noch unvollendet erblicken würde. Aber gleichwohl — welche angenehme Abhaltung! Noch lange, nachdem sowohl die Stimme, als die Guitarre verklungen war, standen die beiden Mädchen lauschend am Fenster und wünschten mehr zu hören. Aber draußen herrschte nun tiefes nächtliches Schweigen; ohne ein Wort zu sagen, begaben sich daher Beide wieder an ihre Arbeit. Nach einiger Zeit gewahrte Julie, daß Emma weinte; theilnehmend fragte sie nach der Ursache ihrer Thränen, aber Emma schwieg und sank seufzend an ihre Brust. Julie wiederholte ihre Frage. — „Wunderst Du Dich" — sprach darauf Emma — „daß meine Gefühle aufgeregt werden, wenn ich seine Stimme höre?" — „Seine Stimme, kleine Närrin? Siehst Du denn nicht ein, daß es unmöglich Eduard gewesen seyn kann? Graf Eduard sollte in B** seyn, ohne daß ein Mensch ein Wort davon wüßte? Wie sollte er wagen, so zeitig wieder zu seinen Eltern zu kommen?" —

„Ich sehe wohl ein, daß Du recht hast, und dennoch — welche Täuschung, welche schöne, glückliche Täuschung!" —

„Sieh, Emma" — sprach Julie gütig — „Du warntest mich früher, mein Herz an Den zu hängen, der nie mein Gatte werden kann, und Du selbst" — bei diesen Worten sah sie ihre Freundin mit einem langen fragenden Blick an.

„Ach" — erwiderte Emma — „ich sprach

Digitized by Google

aus Erfahrung, ich wollte Dich abhalten, eben so unglücklich zu werden, wie ich bin." —

„Es ist nicht meine Absicht, Dir dieß vorzuwerfen, ich wollte Dir blos zeigen, daß unser Herz stärker ist, als unser Verstand" — fuhr Julie fort. — „Du kannst Eduard H** nicht vergessen und ich kann Richard P** nicht vergessen, und das ist sehr natürlich, wenn man sich einmal mit ganzer Seele gefesselt hat. Aber weine nun nicht länger, Emma, sondern laß uns versuchen, heiter zu seyn, sonst werde ich dunkelscheu. Erinnere Dich, daß jetzt Mitternacht ist — das ist die wahre Spukzeit; der unheimliche Schluß der vorhin gesungenen Ballade hat mich so sehr erschreckt, daß ich mich kaum umzusehen getraue, weil ich die Schatten der todten Liebenden hinter meinem Stuhl zu sehen glaube." —

Aber Emma konnte durchaus nicht munter werden, sie dachte nur an den schönen Gesang und vermochte sich kaum Rechenschaft über ihre Gefühle zu geben. Um fünf Uhr waren die Mädchen mit ihrer Arbeit fertig. Sie legten sich nieder und versuchten zu schlafen; allein kaum hatte Emma eine Viertelstunde in ihrem Bette gelegen, so kam Julie zu ihr ins Bett und klagte, daß sie durchaus nicht einschlafen könnte. Ebenso erging es Emma, so daß nun der Tag, als er seinem strahlenden Glanze kam, Beide noch im Gespräch über die Serenade begriffen fand.

Richard von P** besaß — wie schon früher erwähnt — Eduards ganzes Vertrauen. Es war natürlich, daß seit Richards Ankunft in B** eine sehr lebhafte Korrespondenz zwischen beiden Freunden stattfand. Allein ungeachtet der günstigen Gelegenheit, welche sich jetzt darbot, schrieb Eduard dennoch nicht an Emma; denn da sie seinen italienischen Brief nicht beantwortet hatte, so nahm er für entschieden an, daß ihr ein Briefwechsel mit ihm mißfiel. Es genügte ihm, in seines Freundes Briefen von ihr zu lesen.

Richard war zu zartfühlend, um Emma zu sagen, daß er ihr Verhältniß zu Eduard kannte! allein er erzählte ihr von Eduard, so oft er einen Brief von demselben erhielt! und er sah, wie sehr sie sich jedesmal darüber freute.

Sobald sich die Mädchen angekleidet hatten, eilten sie hinaus in den Garten, woselbst sie Richard trafen. Dieß war ihnen ein angenehmes Zusammentreffen; sie faßten seine Arme und bestürmten ihn mit Fragen über das Ständchen der verflossenen Nacht. Er gab zu, daß er dasselbe ebenfalls gehört hatte, behauptete aber ganz ernstlich, daß er auch nicht die geringste Muthmaßung hege, wer der Sänger gewesen sey. Julie bemerkte darauf, daß Emma den jungen Grafen Eduard für den Sänger halte; Emma erröthete; Richard lächelte und sprach: — „Das heißt eine starke Einbildungskraft haben; ich habe Eduard auch singen hören, aber seine Stimme hat mit der, welche wir heute Nacht hörten, auch nicht die geringste Aehnlichkeit." — Dann suchte er Emma zu überzeugen, daß Eduard unmöglich in B** seyn könne, weil man sonst durch das Gerücht davon gehört haben würde.

„Aber er könnte ja gestern Abend spät angekommen seyn" — bemerkte Emma.

„Unmöglich, mein Fräulein, er hat heute und morgen die Wache auf dem Königlichen Schlosse zu beziehen" — versicherte der Lieutenant mit offener Miene.

Noch wußten Emma und Julie nicht, wie der Lieutenant und Fridolf sich maskiren würden. Sie erfuhren es auch nicht. Aber zu ihrem größten Erstaunen erfuhren sie dagegen, daß auch der Inspektor, Frau Hilbert und Tante Gertrud an der Maskerade Theil nehmen würden, obwohl sie anfangs ihre Theilnahme so bestimmt verweigert hatten. Sie hatten sich sämmtlich Domino's und schwarze Masken angeschafft; und obwohl Tante Gertrud unaufhörlich über die Thorheit brummte, die man durch die Theilnahme an einer Maskerade beging, so blieb sie doch demungeachtet dabei, an derselben Theil zu nehmen. Die Mädchen sehnten sich unbeschreiblich nach dem Abend.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

„Warum bist du so thöricht, den längst verjährten Scherz immer noch fortzusetzen," eiferte die Freundin, — „in übermüthig sprudelnder Laune erklärtest du einst im Kreise der Gespielen, nie einem Manne deine Hand zu geben, der nicht durch die siegende Gewalt eines überwiegenden Geistes dich zu gewinnen, selbst zu beherrschen vermöchte, verwarfest jede Einwirkung körperlicher Vorzüge als Sinnlichkeit und eines gebildeten Weibes unwürdig, und schwurst lieber zu sterben, ehe du dich entschließen könntest, einem solchen hohlen Schädel dein eigenstes Selbst unterzuordnen. Die Folge war, daß die Freundinnen dir zum nächsten Namensfeste unter manchen freundlichen Geschenken und Neckereien diesen hohlen Schädel mit einem scherzhaften Epigramm sandten, und die Rache Amors auf dich herab riefen, wenn du eine dem analoge Wahl treffen solltest. Du empfingst frappirt die seltene Gabe, und der Zweck war erreicht — ich rieth nun, den leeren Kopf baldigst zu zertrümmern, doch meine gelehrte Freundin hegte das

Digitized by Google

garstige Memento als ein Heiligthum sich zur eigenen Pönitenz und Mahnung, ich zürne dir darum doppelt ob dieser Narrheit, und habe Lust, gleich eine schreckliche Exekution über diese Frazze zu verfügen." — Sie ergriff rasch den Stock, der dem üppig blühenden Rhododendron zur Stütze diente, und avancirte drohend gegen den Schädel.

Heliodora hemmte den vernichtenden Streich und entwand der Erregten die unheilbringende Waffe. — „Keine Gewaltthätigkeit gegen meinen Schutzpraton!" gebot sie scherzend, „wer weiß, wie nöthig und tröstend mir einst noch der Anblick wird — sey ruhig, die Rache Amors wird mich schrecklich treffen," fügte sie ernster werdend hinzu, „gesetzt auch, Landry's innere Vorzüge halten nicht gleichen Schritt mit den äußern, so weiß ich dennoch, daß meine vier und zwanzig Jahre und so manche frühere Weigerung, die Absicht meines guten Vaters zu erfüllen, mit seinen jetzigen Wünschen und Landry's Bewerbung Hand in Hand gehen müssen — darum —"

„Du warst auch toll — rein toll, liebste Donna, wenn du noch irgend ein Bedenken finden könntest," rief Molly, der Freundin um den Hals fallend — „sey vernünftig, und laß uns über die zunächst liegenden Angelegenheiten, die ersten Visiten und die Wahl des Brautkleides sprechen."

Heliodora von Sternach, jung, schön, reizend, die Tochter des reichen Geheimrathes, ward schon seit dem fünfzehnten Jahre von zahllosen Freiern angebetet und begehrt. Aber des Mädchens eigenthümlich ernster, fast strenger Sinn, fand wenig Gefallen an dem eitlen Treiben um sie her. Die Mutter hatte ohne Neigung dem rechtlichen, aber kalten und förmlichen Geheimrath die Hand gereicht, eine frühere Liebe dem Gebot der Eltern opfernd, und welkte in finsterer Melancholie hin, nachdem sie dem Manne, der nicht ihre Wahl gewesen, die Tochter geboren, und die zehn Jahre, wo es ihr vergönnt ward, die Entwicklung des Kindes zu sehen, zu den einzig glücklichen ihres kurzen Lebens gezählt hatte. Der Mutter stille ernste Gemüthsstimmung ward auch das Erbtheil der Tochter, die jedoch mit ungleich höheren Geistesvorzügen ausgestattet, dadurch um so liebenswürdiger erschien. Der Geheimrath war ein braver Vater, er gab der kleinen Heliodora eine nach der Mode vollkommene Erziehung, doch alle Mühe, dem reizenden Mädchen jene glänzende Gefallsucht, jene kokette Liebenswürdigkeit, die es versteht aus jeder Bewegung, jedem Lächeln ein Netz zu weben, die Ephemeriden des Tags zu fangen, — jenes schnelle Aneignen der Talente, die Aufsehen erregend, oft nur ein schillerndes Nichts sind — anzubilden, war vergebens. Heliodora's ernster Sinn und Geschmack neigten schon früh den Wissenschaften und eifrigen Beschäftigungen zu. Sie las mit Auswahl, und eignete sich bald mit Nutzen das Gelesene an. — Das Studium mehrerer fremden Sprachen beschäftigte ihren regen Geist angelegentlicher, als der Klinklang eines modernen Gedichtes, das schlüpfrige Raisonnement eines neuen Romans. — Sie zeichnete vortrefflich, studirte mit Eifer Länder- und Völkerkunde, selbst ein wenig Astronomie und Botanik, aber bei allem dem blieb ihr noch Zeit genug, da sie wenig Freude an der Sorge für ihre Toilette fand, und der Anzug des schönen, schlanken Mädchens fast mehr als einfach genannt werden konnte. Nur das ausdrückliche Gebot des Vaters vermochte sie, wenn es nicht zu vermeiden war, in öffentlichen und großen Zirkeln zu erscheinen, und sich ihrem Range gemäß zu schmücken. Aber in den Stunden, die ihre Studien und die Vergnügungen, denen sie sich nicht entziehen durfte, übrig ließen, arbeitete sie eifrig. — Doch waren es nicht die eleganten Tändeleien, die Arbeit genannt, gewöhnlich die Zeit junger Damen auszufüllen pflegen — die schöne, zarte Heliodora schnitt und nähete, strickte und fertigte mit seltener Emsigkeit und Gewandtheit grobe Stoffe zur Bekleidung einer Menge armer Kinder, die heimlich von ihr unterstützt und zur Schule angehalten, eine Mutter an ihr verehrten. Als tiefes Geheimniß bewahrte sie diese Wohlthaten, und nur die vertraute Zofe, deren sie zur Ausführung bedurfte, wußte darum.

In den Zirkeln des Hofes und der großen Welt sah man das reizende Mädchen mit dem sinnigen Ernst in den dunkeln, geistreichen Augen, der edlen Haltung ihrer Graziengestalt, selten anders, als schweigsam, ruhig und ohne große Theilnahme an den Frivolitäten der Zeit, der Gesellschaft und ihres Alters. Es konnte nicht fehlen, daß sie dennoch vielfach aufgesucht und ausgezeichnet ward, doch den Unbedeutenden scheuchte bald die ruhige Hoheit ihres Wesens zurück, dem faden Schmeichler begegnete ihr kaltes, wenn auch feines Lächeln, und zuweilen auch weil eine kurze, aber stets treffende epigrammatische Replik, dem unglücklichen Kourmacher die Lust zum Wiederkommen für immer vertrieb.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Mit F — kleide ich,
Mit A — doch trinkt man mich.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 147 13. September 1852.

Emma's Herz.

XVI.

Die Maskerade.

(Fortsetzung.)

Es war ungefähr halb sechs Uhr Abends, als die Familie des Inspektors an dem bestimmten Orte anlangte.

„Ist man nicht ein gehöriger Narr" — sagte Hilbert, als er aus dem Wagen stieg — „daß man sich in seinen alten Tagen noch vermummt?"

Allein sein jovialer Schwager, der Hofgerichtsrath, erwiderte ihm: — „Lieber Bruder, man muß mit den Wölfen heulen." —

„Ja" — versetzte Hilbert — „wie die Wölfe oder wie die Wehrwölfe und Gespenster werden wir wohl heute alle aussehen; ich glaube, es wird ein albernes Vergnügen, wenn ich so sagen darf." —

Der Hofgerichtsrath ließ ihn reden und eilte zu den Damen, die in einem andern Wagen fuhren, um ihnen herauszuhelfen; allein die jungen Herren waren ihm schon zuvorgekommen. Nur Emma und Julie waren kostümirt; die Uebrigen hatten ihre Domino's und Larven unter ihrem Gepäck; außerdem hielt Lena, welche auf dem Kutscherbocke saß, eine ungeheuer große Schachtel in beiden Armen, die den Putz der drei Frauen enthielt. Fridolf und der Lieutenant P**, welche in einer einspännigen Chaise fuhren, hatten einen Koffer bei sich, der ihre Anzüge barg; worin dieselben aber bestanden, darüber zerbrachen sich die jungen Damen vergebens die Köpfe, denn beide Herren hatten dieß sehr geheim gehalten.

Emma war als Türkin und Julie als Indianerin gekleidet; beide sehr prächtig und geschmackvoll. Ein Turban von Goldstoff umschloß Emma's schönes Haupt; Juliens üppiges blondes Haar war unter einem Kopfputz von silberdurchwirkter Seide verborgen; ein Büschel von buntfarbigen Straußfedern schmückte den obern Theil ihres Kopfes; im Nacken, dicht unter der anschließenden Kopfbedeckung, waren viele schwarze Löckchen von falschem Haar befestigt, die auf den blendenden Hals niederfielen. Unmöglich konnte man unter diesem Kopfputz die blondhaarige Julie vermuthen.

Ein Diener des Hauses begleitete die Ankommenden in ein großes Seitengebäude, dessen erstes Gestock von den Damen, das zweite von den Herren als Ankleidezimmer benutzt werden sollte. Da aber jedes Gestock eine Menge von Zimmern enthielt, so konnte sich jede einzelne Gesellschaft ungenirt ankleiden, ohne durch neugierige Zuschauer gestört zu werden.

Emma mußte beim Treppensteigen schwer an der Tante Gertrud schleppen; denn deren korpulente Figur war nie leicht, heute war sie aber durch ihre üble Laune zentnerschwer geworden. Ihr halblautes Murren und abwechselnd lautes Raisonniren über die ganze — nach ihrer Ansicht höchst alberne — Einrichtung brachte Emma in die peinlichste Verlegenheit, da ihnen eine Menge theils maskirter, theils unmaskirter Personen auf der Treppe begegneten oder vorbei eilten.

„Gott weiß es" — sprach die alte Tante keuchend — „wie Herr C**, der doch sonst als ein kluger und „ambulanter" (amüsanter) Mann bekannt ist, auf eine so alberne Idee gerathen konnte — eine Maskerade auf dem Lande zu veranstalten. Reicht es nicht hin, daß die Leute in Stockholm närrisch sind, soll sich die Ansteckung auch bis zu uns verbreiten? Was ist es nicht erst für eine Plage, sich das Lumpen- und Fetzenzeug, das man an sich tragen muß, all' zu verschaffen — aber damit nicht genug — man muß auch den ganzen Abend hindurch wie ein Gespenst gekleidet gehen; und ich bin daran gewöhnt, anständig gekleidet zu seyn. Solche Narrheiten können bejahrten Leuten kein Vergnügen machen." —

„Aber, Tante, Sie hätten daheim bleiben sollen, wenn Sie Sich nicht zu amüsiren gedenken" — erwiderte Emma.

„Ja, daß glaube ich" — antwortete Gertrud empfindlich — „die Tante hätte lieber gar nicht mitfahren sollen — das hättest Du wohl gern gesehen, denn ich bin Dir wohl recht zur Last, das kann ich mir schon denken." —

Digitized by Google

Emma antwortete nicht, sondern öffnete die Thür eines kleinen Zimmers, welches noch unbesetzt war und von der Familie eingenommen werden konnte; hier setzte Lena ihre große Schachtel ab.

Als sie fertig waren und auf den Vorsaal traten, um in das corps de logis zu gehen, sahen sie sich nach ihren Herren um; allein sie wurden dieselben nirgends gewahr. Bald darauf begegneten ihnen jedoch zwei maskirte Herren; einer derselben, welcher der Aeltere zu seyn schien und als spanischer Ritter gekleidet war, bot der Hofgerichtsräthin und Frau Hilbert seinen Arm, der andere, lang und schmächtig, in einen grünseidenen Domino mit grünem Sammetbarett und weißen Straußfedern gekleidet, bot Emma und Julie seine Begleitung an. Tante Gertrud blieb ohne Kavalier und brummte, indem sie sich die ganze Treppe entlang auf Lena stützte, nicht wenig über diese Vernachlässigung. So gelangte man hinunter in den Hof und erblickte das prächtige Wohngebäude, das sehr geschmackvoll beleuchtet war, gerade vor sich. Die Töne zahlreicher Instrumente, welche so eben gestimmt wurden, drangen angenehm in Emma's und Julien's Ohren und entlockten ihnen Klagen über die Langsamkeit, in welcher sich der Zug bewegen mußte; denn eine Menge Masken strömten von allen Seiten herbei und drängten sich an der Treppe. Endlich gelangte man in den hell erleuchteten Vorsaal; die Flügelthüren des Tanzsaals flogen auf und blendender Glanz strahlte den Eintretenden entgegen. Die Wände des ungewöhnlich großen und kostbar drappirten Saales waren mit den schönsten, frischesten Blumenguirlanden behangen, welche den süßesten Wohlgeruch aushauchten. Eine Menge großer Spiegel in vergoldeten Rahmen strahlten den Glanz der zahlreichen Wachslichter zurück, welche von dreißig Kristallkronleuchtern und eben so vielen vergoldeten Wandleuchtern herab das bunte Gewimmel der Masken beleuchteten. In der Ecke des Saales stand eine große Marmorvase mit Orangerie, deren süßer Duft sich durch den ganzen Saal verbreitete; auf einer Seite des Saales, dem Orchester gegenüber, war ein großes Büffet errichtet, an welchem die raffinirtesten Leckereien ausgestellt waren. Alle Speisen und Getränke befanden sich in Gefäßen von Silber, geschliffenem Kristall oder dem feinsten Porzellän. Eine Menge von Bedienten lauschten aufmerksam jedem Wink der Gäste. Alles war genau darauf berechnet, die Eingeladenen zu ergötzen. Sinnreiche Erfindungsgabe, guter Geschmack und großer Reichthum schienen sich vereinigt zu haben, um diesem Fest allen möglichen Glanz zu geben und es zu dem berühmtesten zu machen, von welchem man je in der Gegend gehört hatte.

Wie schwollen die Herzen der jungen Mädchen vor Freude, wie mußten sie sich bekämpfen, um ihre kleinen Füße still zu halten, die sich unwillkürlich vom Boden erhoben! Indem Emma und Julie auf diese Weise mehr schwebten, als gingen, erstaunte die Erstere nicht wenig, ihren Arm unvermuthet von dem grünen Domino leise gedrückt zu fühlen. Sie stellte sich, als ob sie den leisen Druck nicht bemerkt hätte. Noch war überhaupt kein Wort zwischen der Maske und den beiden jungen Mädchen gewechselt worden. In dem ältern Herrn, welcher die Hofgerichtsräthin und Frau Hilbert führte, glaubte man nach Wuchs, Gang, Benehmen und Stimme den Herrn des Hauses zu erkennen und fühlte sich in diesem Glauben um so mehr bestärkt, als der Herr allen ihm begegnenden Damen die größte Aufmerksamkeit bewies. Beide Herren führten unsere Damen tief in den Saal hinein zu einem rothseidenen Divan, der sich rings an den Wänden hinzog; hier ließen sie die Damen Platz nehmen.

Bald darauf begann der Tanz. Kaum hatte der erste Ton der Instrumente das Zeichen dazu gegeben, so eilte der grüne Domino herbei und bat Emma um die eben beginnende Anglaise. Während des ganzen Tanzes grübelte Emma, wer wohl dieser Domino seyn möchte; aber vergebens. Und als er sie nach dem Ende des Tanzes an ihren Platz zurückführte und sie — bevor er sie verließ — um den nächstfolgenden Tanz, einen Walzer, bat, war sie noch in derselben Ungewißheit. Der Walzer begann und Emma flog in dessen Wirbeln dahin; so hatte noch Keiner mit ihr gewalzt außer Eduard. Und konnte denn Jemand außer ihm so walzen? — Diese Frage legte sich Emma wiederholt vor. Aber vergebens bemühte sie sich, zu erfahren, wer der Domino war; sie schrieb fast alle Buchstaben des Alphabetes in seine Hand — umsonst.

Der Ball ging weiter, überall herrschte die lebhafteste Heiterkeit. Man verbreitete sich allmählig vom Tanzsaal aus in die übrigen kostbar möblirten und schön erleuchteten Zimmer, verweilte einen Augenblick am Büffet, um einige Leckereien zu sich zu nehmen, mischte sich wieder in das Gewimmel der Masken, scherzte, lachte, neckte, hörte das Geplauder der zahlreichen Charaktermasken an, die ihre Rollen meist vortrefflich spielten, schrieb einander Namen in die Hände, entdeckte Bekannte, verlor sich wieder unter der Menge, machte einander Zeichen, spazierte bald mit dieser, bald mit jener Maske herum, kurz — genoß die angenehme Freiheit, die keine Gelegenheit des geselligen Lebens in so hohem Grade darbietet, als ein gut eingerichteter Maskenball, bei welchem jeder Gast gewählt ist, so daß Niemand die An-

Digitized by Google

näherung dieser oder jener Person zu fürchten braucht. Viele ausländische Sprachen wurden bei dieser Gelegenheit im Saale gesprochen; Emma und Julie, welche französisch, deutsch, englisch und italienisch sprachen, wurden dadurch bald die ausgezeichnetsten Damen der Gesellschaft. Man war höchst begierig, zu wissen, wer sie wären.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

So war denn Hiliodora, manchem Antrage ausweichend, manchen bestimmt ablehnend, vier und zwanzig Jahre alt geworden und dem Vater, der bis dahin ziemlich geduldig ihre entschiedene Weigerung, sich zu vermählen, gelten ließ, ward endlich doch die Zeit lang, und das Erscheinen des Barons Landry, seine Annäherung an die Tochter, so wie deren ungewohnte Freundlichkeit, zum vollkommensten Deus ex machina; denn nimmermehr hatte er gehofft, der liebenswürdige Schmetterling, den die Elite der jüngsten vornehmen Welt zum Gott des Tages erhoben, werde Gefallen an der ernsten, zurückhaltenden Heliodora, noch diese gar an ihm finden. Der kluge Geheimrath konnte sich nicht leugnen, daß Landry bei näherer Prüfung unmöglich dauernd der Geschmack des feinen, hochgebildeten Mädchens bleiben könne, allein er hielt ihn für einen Ehrenmann, trotz der kleinen Modethorheiten, die der Zeitgeist mit sich zu führen pflegt, er war ihm ebenbürtig, reich — was ließ sich also gegen einen solchen Eidam, der noch dazu eine leidenschaftliche Liebe für Heliodora zeigte, einwenden! — Freudig überrascht von der Werbung des Barons, dem leisen Erröthen der Tochter, mit dem diese, obgleich ein wenig zögernd, erklärte, sie habe nichts einzuwenden, umarmte er sie, gegen seine sonstige formelle Gewohnheit, und schleunig, als könne noch irgend ein Hinderniß zwischen die willkommene Parthie treten, empfing der beglückte Bräutigam mit der väterlichen Einwilligung und dem ruhigen Jawort Heliodora's zugleich die Erlaubniß zur Bekanntmachung des neuen Verhältnisses.

* * *

Heliodora war nun Braut — des Barons Liebe und Entzücken, das holdeste, geistreichste Mädchen der Stadt sein zu nennen, sprach sich in aller Eigenthümlichkeit eines modernen Dandy aus. — Des Fräuleins Toilette vermochte bald nicht mehr die Unzahl der zierlichen und kostbaren Spielereien, ihre Garderobe die Masse der theuern und eleganten Geschenke aller Art zu fassen, mit denen er sie überhäufte. — Sie erschrack bei dem ungefähren Ueberschlag der Summen, die sie für diesen allerliebsten Unsinn verschwendet, außerdem zahllose Thränen des Mangels getrocknet, und nur vernünftig angewendet, manchem Bedürfniß des Geistes abgeholfen, manchen feineren Lebensgenuß gewährt hatten. Sie wagte erst sanfte, dann nachdrückliche Vorstellungen — vergebens! — Der Baron küßte verzückt die schöne, weiße Hand der Verlobten und betheuerte, es wisse Keiner besser als er, was dem deliziösen und unfehlbaren Geschmacke des schönen Geschlechtes zusage, und er lasse sich durch solche liebenswürdige Prüderie nicht von seiner süßen Pflicht abwendig machen. — Hiliodora hätte verzweifeln mögen. Die unsinnige Verschwendungssucht Landry's suchte durch die prachtvollste Equipage, eine zahlreiche glänzende Dienerschaft und fürstliche Einrichtung der neuen Wohnung dem einfach feinen Geschmack der Braut zu imponiren, während sie mit jedem Tage das ungeheure Mißverhältniß der eigenen Bildung zu der des Erwählten deutlicher erkannte, die moralische und geistige Leere des nur in den Thorheiten der Zeit und seiner egoistischen Einbildung befangenen Bräutigams ihn bei dem öftern und langen Umgang immer peinlicher ward. Sie hätte Auge und Ohr vor den Eindrücken verschließen mögen, die sich ihr täglich, stündlich aufdrängten, und dennoch stand es nicht mehr in ihrer Macht, das einmal geknüpfte Band zu lösen, denn eine moralische und geistige Mesalliance erscheint nicht immer als solche dem Urtheil der Welt, und Heliodora war zu schüchtern, zu mädchenhaft zart, diesem die Stirn bieten zu wollen, besonders nach freiwillig eingegangener Verpflichtung. Aber sie litt innerlich, schien sich selbst entwürdigt, und kehrte oft Abends ermüdet und verstimmt von den täglichen Festen, ihren seichten Genüssen, und der noch seichteren Unterhaltung des Barons, in ihr einsames Zimmer zurück, wo der hohle Schädel mit seinen leeren Augenhöhlen ihr spöttisch die getroffene Wahl vorzuwerfen schien.

* * *

Ein heller Wintertag strahlte von dem tiefblauen Himmel, der Schnee deckte die kalte Erde, die schlummernd im weißen Leichengewande, taub und fühllos gegen das Treiben der Welt den verhüllenden Schleier über das farblose Antlitz gezogen hatte — der gestorbenen Hoffnung eines gebrochenen Herzens gleich, die nichts mehr erwartet — wünscht, will und sucht als — Ruhe.

Es war eine brillante Schlittenfahrt, das junge Brautpaar zu feiern, veranstaltet. Vor dem Hause des Geheimraths hielt der prächtige Schlitten, dessen Führer im kostbaren Pelz eben mit der reizen-

Digitized by Google

den Braut an der Hand aus dem Portal trat. Heliodora's dunkles Auge schien getrübt, ob vom scharfen Hauche des Nordost's, der nicht eben kosend ihr zartes Gesichtchen berührte, oder von dem Anblick der neuen Verschwendung des künftigen Gatten, der das alte, ominöse Wappen seines Hauses, den Widderkopf, in massivem Golde selbst an der kostbaren Tigerdecke des Schlittens angebracht — wer weiß es! — ihre Wange glühte rosiger als je, trotz dem kalten Tage, doch blieb es ungewiß, ob das warme Zimmer oder die sinnreiche Unterhaltung des Bräutigams, der ihr mehrere kurzweilige Anekdoten, welche sich bei Gelegenheit seines letzten Pferdekaufs ereignet, mittheilte, diese Röthe veranlaßt. — Man fuhr nach einem kaum eine Stunde entlegenen, einsam liegenden Gasthause, dessen angenehme Lage und geräumiger Saal öfters von der schönen Welt zu ländlichen Ausflügen benutzt ward.

(Fortsetzung folgt.)

Amtliche Darstellung des Verbrechens des G. Treiber.

Georg Treiber, lediger Metzgerknecht von München, 27 Jahre alt, welcher am 9. d. die Todesstrafe in München erlitt, zeigte schon in der Jugend Hang zu einem arbeitsscheuen und unsittlichen Leben. Er unterlag in den Jahren 1846 bis 1850 wegen Diebereien, Gewaltthätigkeiten und anderen Exzessen vielfältig der polizeilichen Bestrafung und verübte 1851 in Traunstein zur Zeit des dort ausgebrochenen Brandes an seinem Dienstherrn einen im Verbrechensgrade strafbaren Diebstahl. Während des verflossenen Winters hielt er sich, ohne eine ständige und hinreichende Subsistenzquelle zu besitzen, in München auf. Durch einen gegen ihn gerichtlich erhobenen Alimentationsanspruch in Geldverlegenheit versetzt, begab er sich am 10. Februar l. J., Früh zwischen 8 und 9 Uhr, in den vor dem Karlsthor gelegenen Verkaufsladen der Cigarrenhändlerswittwe K. Reeb, traf in demselben ihren achtzehnjährigen Sohn L. Reeb allein anwesend, entriß demselben sofort aus der Westentasche seine Uhr und versetzte ihm mit einem Messer dreizehn, vorzugsweise gegen den Kopf, Nacken und Hals gerichtete Stiche. Nachdem L. Reeb zu Boden gesunken war, zog G. Treiber ihm aus der Hosentasche ein vier bis fünf Gulden an baarem Gelde enthaltendes Täschchen und entfernte sich mit diesem und der Uhr. Als noch an jenem Vormittage Nachbarn in den Reebschen Verkaufsladen kamen, fanden sie den L. Reeb todt am Boden liegen, und bei der gerichtlichen Leichenbesichtigung ergab sich, daß zwei Stichwunden, von welchen die eine das Rückenmark und die andere die link- Halspulsader durchschnitten hatte, nothwendig, unmittelbar und ihrer allgemeinen Natur nach tödtlich gewesen waren. Auf den Grund der eingeleiteten Untersuchung wurde G. Treiber vor das Schwurgericht von Oberbayern verwiesen und in der Sitzung vom 26. und 27. Juli l. J. abgeurtheilt. Die Geschwornen erkannten ihn des Verbrechens des Raubes vierten Grades für schuldig, worauf von dem Schwurgerichtshofe durch Urtheil vom 27. Juli d. J. die Todesstrafe gegen ihn ausgesprochen ward. Der oberste Gerichtshof fand weder in dem Strafverfahren, noch in dem erlassenen Strafurtheile einen Nichtigkeitsgrund. Der König hat hierauf vermöge Entschließung vom 30. August l. J. erklärt, daß zur Begnadigung des G. Treiber kein zureichender Grund gefunden worden sey. Demzufolge wurde am 9. d. M. Vormittags das Todesurtheil an G. Treiber durch öffentliche Enthauptung durch das Schwert vollzogen.

Mutterliebe.

Ein Regenbogen glänzt' an spätem Tag',
Aus sonnbestrahltem Tropfenfall erzeugt,
Er blickt entzückt der Mutter Sonne nach
Die bald des Nachtbads kühlen Rand erreicht

Die Sonne winkt den letzten Gruß — er fangt
Den liebentflammten Strahl begierig ein:
Und wie sie in des Ozean's Wellen taucht —
Erlischt verendend auch sein letzter Schein!

K.

Mannigfaltigkeiten.

Aus Stettin, 23. August wird nachstehendes tragische Ereigniß berichtet: Zwei angesehene Kaufleute B. und v. D., befanden sich gestern Nachmittag im Damm'schen See auf Entenjagd. B. liegt vorne im Boote im Anschlage auf eine Ente; v. D., am Steuer, gleichfalls auf eine zweite in gleicher Richtung aufsteigende. In demselben Augenblicke, als sich die Flinte v. D's entladet, erhebt sich B. vorne im Boote, stürzt aber, von dem Schusse v. D's am Hinterkopfe getroffen zusammen. D., außer sich vor Schmerz, fordert die im Boote befindlichen Ruderer auf, B. aufrecht zu setzen; dieselben sind noch damit beschäftigt, als hinter ihnen ein zweiter Schuß kracht und sie den entseelten v. D. vorfinden. B. ist erst dieser Nacht gestorben. Beide sind Familienväter.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 148 15. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Der lange schmächtige Herr im grünen Domino folgte Emma den ganzen Abend hindurch. Ging sie nicht an seinem Arm, so konnte sie wenigstens sicher seyn, daß er drei Schritte hinter ihr war. Anfangs hatte sie mit Julie gedacht, es sey der Lieutenant P**, allein diesen Gedanken hatten Beide bald wieder aufgegeben. Während der vierten und fünften Française, welche der Unbekannte mit Emma tanzte drückte er innig ihre Hand und flüsterte: — „denken Sie heute Abend auch an Eduard H**?" — „Ha" — rief Emma — „Sie sind demnach der Lieutenant von P**, ich habe es schon gesagt. Warum hatte man denn nicht die Ehre zu erfahren, wie sich Monseigneur maskiren wollte, man hätte sich dann die Mühe des Errathens sparen können?" — „Sie ireen sich, Feäulein" — erwiderte die Maske; allein Emma konnte nicht antworten, weil sie so eben ihee Tour machen mußte.

Als Emma nach der Française mit den Pfarrerstöchtern sprach, theilte sie denselben als gewiß mit, daß der grüne Domino kein anderer als der Lieutenant von P** sey; allein diese bestritten die Wahrheit dieser Versicherung, indem sie behaupteten, in diesem Fall würde der Domino Juliens Nähe suchen, anstatt Emma beständig zu begleiten. Dagegen ging ein schlankee Troubadour beständig an Juliens Seite, und diesen hielten sie füe den Lieutenant. Emma befand sich wieder in demselben Labyrinth — konnte es wohl Wilhelm Rosman seyn? — Seine Schwestern, denen sie diese Frage vorlegte, theilten ihr mit, daß er einen schwarzen Domino mit einer feuerfarbigen Schleife auf der linken Achsel trüge. Emma erinneete sich nun, daß eine solche Maske im Laufe dieses Abends mehrere Male — und zwar stets deutsch — mit ihr gesprochen hatte; und da dieselbe Maske in diesem Augenblick wieder zu ihr trat und ihr eine Artigkeit sagte, so erkannte sie an der Stimme sogleich Wilhelm, zumal da derselbe nur eine Halbmaske trug. Der grüne Domino dagegen, der eine ganze Maske trug und unter deeselben seine Stimme sehr wohl zu verstellen wußte, blieb ein Gegenstand ihrer fortgesetzten Muthmaßungen.

Nach dem Abendessen kam der Unbekannte wieder und suchte Emma auf, die in einem kleinen, vom Tanzsaal entfernten Zimmer beschäftigt war, ihre von der Hitze zeestörten Locken zu ordnen. Ohne ein Wort zu sprechen, ergeiff er ihre Hand, drückte ein viereckiges Paquet in dieselbe und verließ eilends das Zimmer. Emma öffnete neugierig das Paquet und fand ein rothes Maroquinfutteral darin. Mit zitternder Hand öffnete sie dieß und — o welches Entzücken! — ein Bild mit bekannten, geliebten Zügen blickte ihr entgegen — Eduards Bild, so ähnlich, so wohlgetroffen, wie es nur die Hand eines Künstlees hatte hinzaubern können.

Nichts konnte ihr nun die Ueberzeugung nehmen, daß der grüne Domino den Lieutenant von P** verberge; denn wee anders, als Eduards vertrautester Feeund, hätte denn von ihm Auftrag erhalten können, ihr dieses Kleinod zu überreichen? — Doch muß e Emma ihre Freude mäßigen, sie hörte in den anstoßenden Zimmern Stimmen und Schritte und verbarg ihren Schatz hastig in den Busen. Darauf mischte sie sich wieder unter die Gesellschaft und nahm am Tanz Theil; aber sie vergaß alle Touren, antwortete verwirrt auf alle Fragen, die ihr vorgelegt wurden, und war blos mit dem Gedanken beschäftigt, die Einsamkeit zu suchen, um das Bild recht nach Herzenslust betrachten zu können. Aber Niemand, nicht einmal Julien, theilte sie das Vorgefallene mit; und als ihre Freundinnen, eine nach der andern, sie fragte, warum sie so einsilbig und verstimmt sey, antwortete sie ausweichend und suchte sich zu entfernen. Der grüne Domino folgte ihr jetzt nicht mehr so behaerlich; allein desto eifriger wurde sie von einer kleinen schlanken Maske in altdeutscher Rittertracht veefolgt, von der sie mit geschmacklosen faden Artigkeiten und zudringlichen Händedrücken ungemein belästigt wurde. Endlich gelang es ihr, sich aus dem Maskengewühl zu entfernen und un-

Digitized by Google

bemerkt und unverfolgt aus dem Saal auf den Vorsaal und von da die Treppe hinab in den Hof zu kommen. Mit Pfeilesschnelle eilte sie nun in das Seitengebäude, in welchem sie sich angekleidet hatte, durchlief alle Zimmer und gelangte endlich in das innerste derselben, welches wie die übrigen leer war. Ueberzeugt, daß sie hier durch Niemand gestört werden würde, setzte sie sich auf ein Sopha und zog das kostbare Geschenk hervor. Mehrere Male drückte sie das Bild des Geliebten an ihr Herz, allein sie wünschte es auch an ihre Lippen zu drücken. Sie nahm deßhalb ihre Maske ab und küßte das theure Bild viele, viele Male. Indem sie dasselbe aber wieder in das Futteral legen und in den Ballsaal zurückkehren wollte, stürzte der grüne Domino in das Zimmer und zu ihren Füßen.

„Lege das Bild weg und küsse anstatt dessen das Original!" — rief er und nahm die Maske ab; — es war Eduards Stimme, er selbst war es. Unwillkürlich sank Emma in seine Arme und fühlte seine heißen Küsse auf ihren Wangen und Lippen brennen. Worte fehlten den Gefühlen der Liebenden, nur Freudenthränen in Beider Augen verkündeten, was in ihren reinen schuldlosen Herzen vorging, die trotz Trennung, Schmerz und Zwang ununterbrochen für einander geschlagen hatten und jetzt, in diesen unbeschreiblich seligen Augenblicken, an einander schlugen.

Da aber jeder Entzückte ohne Zeugen zu seyn wünscht, so wollen wir die beiden entzückten Liebenden auf kurze Zeit allein lassen, um zu erfahren, auf welche Weise es möglich geworden war, daß Emma das unerwartete Glück genoß, ihren Eduard zu sehen.

Sobald Richard von P** am Montag Früh die Nachricht von der beabsichtigten Maskerade erhalten hatte, erwähnte er derselben in einem Briefe, den er eben an seinen Freund schrieb. Eduard gerieth auf eine schnelle Idee, als er diesen Brief las. — „Wenn Du nun hinreisest und Dich unter die maskirten Gäste mischtest" — dachte er — „welche günstige Gelegenheit, einen ganzen Abend in Emma's Gesellschaft zuzubringen, ohne sie oder Dich in Gefahr zu setzen." — Achtzehn Meilen weit zu reisen, um einem Maskenball beizuwohnen, klingt zwar lächerlich; allein die Liebe findet keine Schwierigkeit darin, wenn man — wie Eduard — Geld genug hat, um alle Einfälle dieser Art auszuführen, so ist eine solche Reise sehr leicht zu unternehmen. Unter dem Vorwand, daß er ein wichtiges Geschäft abzumachen habe, erhielt er von seinem Chef sogleich Urlaub auf einige Tage. Eben so schnell traf er seine Reiseanstalten. Gleichzeitig erhielt er auch sein Porträt, das er von einem geschickten Miniaturmaler der Hauptstadt hatte malen lassen, von dem Juwelier, der es gefaßt hatte, zurück. Er hatte es gleich Anfangs zu einem Geschenk für Emma bestimmt, welche Freude, daß er es nun ihren eignen Händen übergeben konnte! Am Freitag Abend gegen zehn Uhr langte er im Wirthshause zu B** an und wurde glücklicher Weise von Niemand erkannt, da es bereits dunkel war und er sich unter dem Vorwand, daß er sich sofort schlafen legen wolle, das Licht in seinem Zimmer verbat. Nach eilf Uhr Nachts nahm er seine Guitarre, die er absichtlich mitgebracht hatte, und schlich sich leise und unbemerkt in den Park hinunter, um Emma ein Ständchen zu bringen. Welche Freude und welche Ermuthigung für ihn, als er gewahrte, wie die beiden jungen Mädchen ihre Köpfchen hinter den Vorhängen hervorsteckten und dem Gesang zuhörten. Er war der Geliebten so nahe — ach, warum durfte er kein Wort zu ihr sprechen? — Aber er mußte ja verborgen bleiben, wenn sein Abenteuer gelingen sollte; und es gelang vortrefflich!

Kaum hatte er sein Ständchen begonnen, als Richard sein Fenster öffnete, herausblickte und von seinem Freund sogleich erkannt wurde. Als sich Richard, so wie die Mädchen nach dem Ende der Serenade zurückgezogen hatten, nahm Eduard einen kleinen Zweig und warf denselben an Richards Fenster. Richard blickte wieder heraus und erkannte endlich den Grafen, nachdem sich dieser durch Winken und Flüstern bemerklich gemacht hatte. Ohne von Jemand im Hause bemerkt zu werden, öffnete nun Richard die Hausthür und gleich darauf befand sich Eduard für einige Stunden unter einem und demselben Dach mit dem Gegenstand seiner Liebe, ohne daß es ein Mensch außer Richard ahnte. Um aber nicht entdeckt zu werden, mußte er vor Anbruch des Tages wieder ins Wirthshaus zurückkehren, nachdem er Richard seinen Vorsatz mitgetheilt hatte, an dem Maskenball Theil zu nehmen. Richard theilte ihm dagegen eine Beschreibung von Emma's Maskenanzug mit. Bevor es noch tagte, hatte Eduard schon unerkannt das Wirthshaus in B** verlassen und sich auf den Weg nach C**'s Gut begeben. Ungefähr eine halbe Stunde vom Gut in einem kleinen, tief im Walde gelegenen Bauernhause stieg er ab, bezahlte den Kutscher, bestellte ihn für den folgenden Morgen mit den Pferden zurück und sagte der alten Frau, welche das Haus bewohnte, daß er sich den Tag über bei ihr aufhalten werde, weil er dem Feste des Bergwerksbesitzers C** beiwohnen und unerkannt bleiben wolle. Die Alte hörte dieß an und ließ ihn ungestört, nachdem sie ihm zu essen vorgesetzt hatte — das Einzige, was er bei ihr vom Morgen bis zum Abend genoß. Er war eine der ersten Masken, welche sich ein-

Digitized by Google

fanden, denn er wollte Emma gern so bald als möglich sehen. Sein Incognito gelang ihm übrigens so gut, daß außer Richard und Emma Niemand seine Gegenwart auf dem Maskenball ahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Der elegante Zug hielt, und des Barons Schlitten streifte hart an ein ziemlich unscheinbares Fuhrwerk, von welchem ein ältlicher Diener eben die Pferde abschirrte, um sie in den Stall zu führen.

„Daniel — alle Teufel — du — Ihr seyd hier!" — fuhr der Baron mit einer Betroffenheit heraus, die von dem Fräulein bemerkt werden mußte — „wie kommt Ihr hieher?"

Der Diener wendete sich — „ah, Herr Baron," erwiderte er, die Mütze lüftend, zwar ohne Verlegenheit, aber mit einer unverkennbaren Mischung von Verdruß und Widerwillen, den eleganten Schlitten und dessen Besitzer musternd. — „Ja, wir sind hier, und Ihr Herr Onkel wird sich wundern, Sie so unerwartet zu treffen."

„Ihr Onkel — wer ist das?" fragte Heliodora, neugierig, die sichtliche Befangenheit des Verlobten bemerkend.

„Mein Onkel, Herr von Bergen, den ich am wenigsten hier vermuthete, ein alter, grämlicher, widriger Mensch, mit dem ich nur höchst ungern zusammentreffe, theuerste Heliodora," erwiderte er halblaut und verlegen, — „es ist mir in der That sehr unangenehm, um so mehr, als manche Familienverhältnisse uns einander seither ziemlich entfremdet."

„Nun, was thut das," entgegnete die Braut ruhig, „er ist Ihr Verwandter, wird sonach von mir einigermaßen beachtet werden müssen, und Sie dürfen deßhalb nicht verdrießlich werden." — Sie reichte ihm freundlich die Hand, und er führte sie, doch merklich verstimmt, in das Haus.

In dem geräumigen, artig, dekorirten Saale, wo nach eingenommener Kollation ein kleiner Ball stattfinden sollte, versammelte sich die Gesellschaft. Heliodora saß neben ihrer Freundin Molly, und diese deutete auf das gegenüber befindliche, offene Nebenzimmer.

„Sieh doch, wer mag der Mann seyn, der dort am Thürflügel lehnt, seine Außenseite ist nicht eben brillant, und er gehört auch nicht zu unserer Suite, und dennoch sah ich vor wenigen Augenblicken, wie ihn Landry sehr tief und achtungsvoll grüßte."

Das Fräulein folgte der Weisung, und erblickte die mit der glänzenden Gesellschaft auffallend kontrastirende Erscheinung. Ein Mann in mittleren Jahren, dessen bleiches, etwas eingefallenes Gesicht und nicht eben regelmäßige Züge — nur gehoben von einem tiefdunkeln, sprechenden Augenpaar — keineswegs schön genannt werden konnte, stand dort. Die hohe, schlanke Gestalt war etwas gebeugt, doch begleitete ein feiner, selbst vornehmer Anstand seine Bewegungen. Ein ganz eigenthümlicher Ausdruck ruhig kalter Abgeschlossenheit, sogar ein Zug scharfer Ironie wohnte in diesem Gesicht, und dennoch wehete ein wunderbar geistiger Schmerz zuweilen darüber hin, und hauchte den sonderbar starren Zügen ein gewisses intensives Leben, das Gepräge ernster Wehmuth ein, die mild wie Frühlingssonnenblick über eine Eisfläche fuhr. — Der Anzug war sehr einfach, aber anständig.

Heliodora hatte kaum Zeit, den Fremden, der sich indessen in jenes Zimmer zurückgezogen, zu betrachten, als ihr Verlobter sich ihr näherte. „Mein Oheim," begann er sichtlich verlegen, „war dort im Nebenzimmer, unser Zusammentreffen ist so zufällig, und seine Erscheinung an und für sich so wenig zu einem angenehmen Eindruck geeignet, daß Sie, meine theuerste Heliodora, mir gewiß danken werden, wenn ich Ihnen die Bekanntschaft erspare."

„Warum das?" fragte das Fräulein, — „ich sahe ihn von fern, und fand nichts so gar Abschreckendes an dem Manne, um ihn nicht, als Ihnen verwandt, willkommen zu heißen."

„Wirklich! In der That, Sie sind auch hier, wie in jeder Art, eine Ausnahme Ihres Geschlechtes," erwiderte der galante Bräutigam, — „aber er — nichts desto weniger ein Vandale, ein erklärter Feind der Damen, und — schwer zu bewegen, sich einer zu nähern."

„Ach, ich verstehe," lächelte sie, „nun, bemühen wir den Herrn nicht — der Zufall führt uns doch vielleicht später einmal zusammen."

„Das verhüte der Himmel!" flüsterte Landry in sich hinein, und bot der Braut die Hand zum eben beginnenden Walzer.

Sie liebte den Tanz zu wenig, um nicht nach kurzer Zeit aufzuhören, ersuchte jedoch den Verlobten sich demselben nicht zu entziehen, und trat lebhaft das Bedürfniß empfindend, sich von dem neckenden, gehaltlosen Plaudern der Gespielinnen, den forcirten Witzworten der jungen Männer zu erholen, selbst von einer gewissen weiblichen Neugier getrieben, wo der eigensinnige Sonderling möge geblieben seyn, in jenes Nebenzimmer.

Am Schachbrett saß hier der Bewußte mit einem alten Offizier, dessen Brust der Verdienstorden schmückte. In die tiefsinnigen Kombinationen des Spiels versunken, vernahmen Beide das Hin-

Digitized by Google

treten des Fräuleins nicht, die still im Hintergrunde von dem kleinen Sopha Besitz nahm.

Die Parthie war beendet. — „Wieder verloren!" sprach der Offizier, die Figuren zusammenschiebend. — „Schachmatt, wer gegen Sie, lieber Bergen, sich wagt; — es geht auf Leben oder Tod — Sie bleiben Sieger."

„Nicht immer," erwiderte dieser sarkastisch, das Leben ist mir ein mächtigerer Gegner, als der Tod geworden, und verstand das Schachmatt energisch genug fühlbar zu machen."

„Sie fanden hier unerwartet Ihren Neffen," begann der Andere mit gedämpfter Stimme — „in der That ein unangenehmer Zufall, da er, wie man behauptet, Ihre väterliche Sorgfalt schlecht belohnt haben soll."

„Möglich! er ist mir jetzt gleichgültig, ja, fast verächtlich; so kann ich den Anblick ohne innere Bewegung aushalten; — es ist an ihm, mir auszuweichen."

„Schlimm genug, wer sich gezwungen sieht, einem Ehrenmanne aus dem Wege zu gehen."

Bergen zuckte die Achseln. „Lassen wir das, es sind vergangene Dinge, und nichts mehr darüber zu sagen — — der Konvenienz geschieht genug, daß ich seinen Anblick dulde."

„Ihr Neven wird sich verheirathen —

„So hörte ich —"

„Ein vorzügliches Mädchen, gut, hübsch, reich, klug —"

„Letzteres schwerlich! —"

„Erlauben Sie, die ausgezeichnete Bildung des Fräuleins ist allbekannt, man nennt sie sogar gelehrt —"

„Die Wahl des Gatten spricht eben nicht besonders für ihren Geist. — Albert ist eben so bornirt als erbärmlich, und nur das Gleiche zieht wieder an."

„Hier findet wirklich eine Ausnahme statt — werden Sie sich dem Fräulein nicht vorstellen lassen?" —

„Ich fühle nicht die geringste Neigung dazu; — Sie wissen, zum Verkehr mit dem schönen Geschlechte bin ich verdorben; ich kann mich in das allerliebste Nichts, was die Unterhaltung mit Damen fordert, längst nicht mehr hinein finden, und wüßte auch wahrlich nicht, was ich der Glücklichen, welche diesen Gatten wählte, für ein Horoskop in meinen Wünschen stellen sollte — es unterbleibt also besser."

Das Gespräch beider Männer berührte jetzt wissenschaftliche Gegenstände, und die lauschende Heliodora vernahm mit Erstaunen, wie Bergen eine Fülle der glänzendsten, ausgebreitetsten Kenntnisse, eine Geistesklarheit und Schärfe des Urtheils entwickelte, vor der sie schüchtern die Unzulänglichkeit ihres Wissens, ihrer Begriffe empfand, aber mit der lebhaftesten Theilnahme seiner hinreißenden Beredtsamkeit, seiner sonoren Stimme lauschte, nur wünschend, ihn immer länger zu hören, und keines seiner Worte zu verlieren.

Der Schlag der Uhr erinnerte sie mit leichtem Schreck, daß sie schon zu lange in ihrem Schlupfwinkel verweilt und von der Gesellschaft vermißt seyn müsse. Sie stand leise auf, sich zu entfernen, als der Offizier, durch das Rauschen ihres seidenen Kleides aufmerksam werdend, empor sah und die Hinwegeilende bemerkte.

„Das war sie — das Fräulein, Ihres Neffen Verlobte," sagte er.

„Eine angenehme Erscheinung," erwiderte Bergen, und ging, dem Dienee das Anspannen zu befehlen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Friedrich der Große hatte die Einrichtung getroffen, daß er für den ganzen Haushalr eine bestimmte tägliche Summe aussetzte. Kam es vor, daß wegen vieler Gäste die Tafel vermehrt worden, so mußten die Kosten besonders liquidirt werden. Auf einer dieser Rechnungen findet sich noch eine Bemerkung, die zeigt, wie strenge der große König seiner Dienerschaft auf die Finger sah. Die Rechnung lautet: „Die Extrakonsumtion bei der kgl. Hoftafel vom 9. November 1784 beträgt in Summa 25 Thaler 10 Groschen 1½ Pfennig." Friedrich schrieb darunter: „Gestohlen! Denn ungefähr 100 Austern seyend auf der Tafel gewesen 4 Thlr. Die Kuchen 2 Thlr. Quapenleber 1 Thlr. Der Fisch 2 Thlr. Die Kuchen auf Russisch 2 Thlr., macht 11 Thlr. Das Uebrige ist gestohlen. Da im Essen heute mehr gewesen ist, Häring und Erbsen, kann 1 Thlr. kosten, Alles, was über 12 Thlr. ist, ist impertinent gestohlen. Friedrich."

In Kreuznach gab eine während der Badesaison dort weilende Schauspielertruppe Mosenthal's Deborah. Da Kreuznach unter seinen Einwohnern viele Juden zählt, hatte der Schauspieldirektor es für gut befunden, unter dem Titel folgende Anmerkung zu machen: „Der Verfasser dieses Trauerspiels, ein Israelit, wird wegen seines großen Talents allgemein der jüdische Schiller genannt."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 149 17. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Während Emma und Eduard allein zusammen saßen und einander Tausenderlei zu sagen hatten, zeigte sich plötzlich eine unerwartete dritte Person an der Thür des Zimmers: — der schlanke Ritter, der durch seine zudringliche Kourtoisie Emma schon den ganzen Abend hindurch so sehr gequält hatte. Emma sprang erschrocken vom Sopha auf und nahm ihre Larve vor und Eduard war im Begriff, dasselbe zu thun, aber der unangenehme Störer war schon eben so schnell wieder verschwunden, als er erschienen war. — „Fataler Affe!" — rief Eduard und fragte Emma, wer die Maske sey; allein sie versicherte ihm, daß sie darüber keine Auskunft geben könne. Zugleich ergriff das erschrockene Mädchen den Arm ihres Geliebten und in einigen Augenblicken waren Beide wieder im Tanzsaal.

Gegen Morgen gerieth Emma auf den unglücklichen Einfall, sich wieder in das kleine Ankleidezimmer hinauf zu schleichen, um noch einmal, ehe sie den Ort verließ, an welchem sie so glücklich gewesen war, einen Blick auf das kostbare geliebte Bild zu werfen. Jetzt hoffte sie sowohl von Eduard, dessen Gegenwart sie in diesem Augenblicke keineswegs wünschte, als auch von dem widerwärtigen Ritter, der bei ihrer Entfernung aus dem Saale mit Jenny Rosman tanzte, nicht gestört zu werden. Eduard tanzte die Française mit, die so eben begonnen worden war, und Emma war sicher, vor deren Beendigung wieder im Tanzsaal zu seyn.

Als sie in ihrem kleinen Asyl angekommen war, zog sie das Porträt hervor und setzte sich auf ein Sopha, um es mit Muse zu betrachten. Sie hatte ihre Larve abgenommen, um auf kurze Zeit von der lästigen Gesichtsbedeckung befreit zu seyn. Kaum hatte sie aber einige Minuten gesessen, als der kleine zudringliche Ritter heftig in das Zimmer stürzte, dessen Thür offen stand. Emma sprang erschrocken auf, verbarg das Porträt und wollte schnell ihre Larve vornehmen; aber der kleine Ritter hielt sie davon ab, faßte ihren Arm, nöthigte sie zum Niedersitzen, setzte sich neben sie und schlang seine Arme fest um ihren Leib. Emma zitterte vor Schreck und wollte fliehen; aber der kleine Ritter hielt sie fest umschlungen und bat sie dringend, ihm nur eine Unterredung von einigen Augenblicken zu gönnen. Mit einer zarten weiblichen Stimme machte er ihr dann eine Liebeserklärung, von welcher Emma kaum ein Wort hörte, denn sie verging fast vor Angst, daß sie in dieser Situation von Jemand, vielleicht gar von Eduard, überrascht werden konnte. Sie wollte um Hülfe rufen, allein sie unterließ dieß, um kein Aufsehen zu erregen. Als der zudringliche Jüngling sie ungeachtet ihrer flehentlichen Bitten nicht losließ, als sie ihn vergebens mit ihrer Angehörigen Unwillen bedroht hatte, begann sie endlich zu weinen und beschwor ihn beweglich, daß er sie zur Gesellschaft zurückkehren lassen möchte. Da nahm der kleine Quälgeist seine Larve ab und Emma stand vor — Klara D**, welche sie den ganzen Abend unter dieser Maske verfolgt hatte.

„Ach, Gott sey gelobt, daß Du es bist und kein Anderer!" — rief Emma, indem sie Klara herzlich umarmte. — „Du hast mich tödtlich erschreckt, denn wer hätte Dich unter dieser Maske vermuthen können!" —

Klara versicherte ihr lachend, daß sie sich diesen Abend in ihrer Verkleidung köstlich amüsirt hätte, und beide Mädchen begaben sich darauf, nachdem sie ihre Larven wieder vorgenommen hatten, in den Tanzsaal zurück.

Klara hatte den Grafen Eduard, als sie ihn vorhin mit Emma überraschte, nicht erkannt. Sie hatte die gute und für ein Frauenzimmer so seltene Eigenschaft, sich nicht in Anderer Angelegenheiten zu mischen; daher hatte sie über Emma's tête-à-tête mit dem grünen Domino, das sie für ein zufälliges Zusammentreffen hielt, weder nachgegrübelt, noch gegen Jemand etwas erwähnt. Sie theilte nun Emma unterwegs mit, daß sich die ganze Jugend des Pfarrhauses, die um ihre Verkleidung wußte, an Emma's Verfolgung durch den kleinen Ritter ungemein belustigt habe.

Digitized by Google

Vergebens suchten Emma's Blicke Eduard im Tanzsaal. — „Er ist jedenfalls gegangen, um mich zu suchen" — dachte sie — „wir werden uns wohl bald wieder treffen." — Aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß sie ihn wiedersah. Nun begann sie unruhig zu werden und ging unter dem Vorwand, daß sie ihren Handschuh verloren habe, von Zimmer zu Zimmer, um Eduard zu suchen; allein sie fand ihn nirgends. Ihre Unruhe nahm zu, denn sie sah jetzt, wie sich alle Masken mit dem Glockenschlage Vier demaskirten. Daß Eduard, da er keinesfalls erkannt werden durfte, die Gesellschaft vor der Demaskirung verlassen mußte, sah sie nur allzugut ein. Alle Hoffnung, ihn wiederzutreffen, war daher verschwunden. Warum er sich aber entfernt hatte, ohne ihr ein Lebewohl zu sagen, das konnte sie bei allem Nachdenken nicht ergründen.

Man tanzte noch eine Weile demaskirt, allein für Emma war der Tanz bei ihrer nunmehrigen ängstlichen Gemüthsstimmung unerträglich und sie freute sich nicht wenig, als sich die Gesellschaft nach einem leckern Frühstück zerstreute. Aber wie lange währte ihr der Rückweg, wie sehnte sie sich mit Julie allein zu seyn und ihr Herz gegen dieselbe auszuschütten.

Endlich gelangte man nach Hause; beide Mädchen eilten, sich in ihr Zimmer zu verschließen. Nun erst entdeckte Emma Julien, wer der grüne Domino gewesen war; sie zeigte ihr das Porträt, welches Julie außerordentlich schön fand, und beklagte sich endlich über das plötzliche Verschwinden des Originals. Julie, die auf den grünen Domino nicht so genau Acht gehabt hatte, konnte ihr darüber keine Auskunft geben; aber sie gab sich alle Mühe, ihre Freundin zu trösten, obwohl ihr dieß nicht gelang. Denn Emma begann zu ahnen, daß Eduard sie mit dem schlanken kleinen Ritter in dem Ankleidezimmer gesehen haben und aus Eifersucht sogleich abgereist seyn möchte. Ein heftiger Unwille gegen Klara D** erfaßte sie bei diesem Gedanken.

Und es war wirklich so, wie sie vermuthete. Eduard, der während, der Française in der Nähe der Thür gestanden hatte, sah Emma aus dem Saale gehen und nicht wieder zurückkommen. Er benutzte daher das Ende des Tanzes, um ihr nachzugehen und sie aufzusuchen. Als er sie in allen Zimmern vergebens gesucht hatte, eilte er in das Seitengebäude und in das kleine Zimmer, in welchem er sie vorher getroffen hatte, mit der süßen Hoffnung, noch einige glückliche Augenblicke mit ihr allein zubringen zu können. Er ging langsam und leise. Als er dem kleinen Zimmer nahe kam, hörte er wirklich Emma's Stimme, welche eben die Worte sprach: „Ach, Gott sey gelobt, daß Du es bist und kein Anderer; Du hast mich tödtlich erschreckt, denn wer hätte Dich unter dieser Maske vermuthen können." — Die letzten Worte hatte er jedoch nicht vernommen; er stand an der Thür und sah, ohne gesehen zu werden, wie Emma den kleinen Ritter herzlich umarmte. Tod und Verdammniß, welch' ein Anblick! — Er blieb einige Sekunden an der der Thür, aber Klara und Emma sprachen gerade während dieser Zeit kein Wort, sondern standen mit dem Rücken nach der Thür und beschäftigten sich, ihre Masken wieder vorzunehmen. Zwanzig Mal in dieser kurzen Zeit faßte Eduard den Entschluß, in das Zimmer zu stürzen, den Ritter mit starkem Arm zu fassen und ihn zu zermalmen; aber er fürchtete Lärm zu machen und dadurch genöthigt zu werden, sich zu demaskiren und sein Inkognito zu brechen. Außerdem wollte er Emma nicht bloßstellen, obwohl er sehr erbittert auf dieselbe war, weil er nicht anders glaubte, als daß sie eine verabredete Zusammenkunft mit dem kleinen Ritter gehabt habe.

Schäumend vor Zorn und Eifersucht eilte er die Treppe hinab und fühlte sich noch mehr in seinem unglücklichen Irrthum befestigt, als er sich erinnerte, wie der kleine Ritter schon früher Emma in diesem kleinen Zimmer aufgesucht und, als er sie mit Eduard zusammen fand, sich wieder zurückgezogen hatte. Ferner erinnerte er sich, daß der kleine Ritter Emma während des Tanzes Etwas zugeflüstert hatte, daß die Letztere kurz darauf aus dem Saale gegangen war und der Ritter, obwohl der Tanz kaum zur Hälfte geendigt gewesen, seine Dame einem andern Kavalier überlassen und den Saal durch dieselbe Thür verlassen hatte, durch welche Emma kurz vorher verschwunden war. Alles dieß bestärkte ihn in seinem Glauben, Emma sey das leichtsinnigste und verstellteste Geschöpf, das sich entzückt über ihr unerwartetes Zusammentreffen mit ihm stellen, die Rolle der Liebenden mit so viel Anschein von Wahrheit gegen ihn spielen und doch gleichzeitig ein Liebeshandel mit einem andern Mann haben konnte. O, die Abscheuliche! — Und dieses Mädchen hatte er so sehr geliebt, bewundert, vergöttert, angebetet mit dem heiligen innigen Gefühl einer ersten Liebe, eines reinen unverdorbenen Herzens! Und sie betrog ihn, sie spottete seiner edlen, aufopfernden Liebe! Hatte er das verdient? —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Der Bräutigam stand am Fenster, neben der ungewöhnlich ernsten Heliodora und ihrer Freundin, er präsentirte den Damen Bonbons, und ergoß sich in Scherzen über die drastischen Witze des Berliner Zuckerwerks, die Braut aber vermochte kaum zu lächeln, und deutete nach dem Hof hinab, wo die Schlitten bespannt und Alles zur Abfahrt bereitet ward.

„Dort fährt auch Ihr Oheim," sagte sie, „der Mann hat sich unserer Gesellschaft nicht nähern wollen, und so entbehre ich wirklich ungern seine Bekanntschaft."

„Dabei verliert nur er," erwiderte Landry galant, und erleichterten Herzens, als das einfache Fuhrwerk den Hof verließ, „Sie nicht, denn den grämlichen Sonderling vis-à-vis zu haben, ist kein besonderes Vergnügen."

„Wer weiß," meinte sie, ihn fixirend, „Geschmack ist verschieden, und der meinige, wie Sie wissen, oft sogar bizarr. — Sie müssen mir bald einmal mehr von diesem Oheim sagen, der mich zu interessiren beginnt."

Landry lachte überlaut, aber etwas gezwungen. — „Herrlich, in der That, — ich könnte eifersüchtig werden, wüßte ich nicht, daß meine holde Braut selbst mit Antheil monströse Gegenstände sieht, wenn sie nur irgend den Vorzug der Seltenheit haben — so auch hier." —

Heliodora schwieg. — Er bot ihr den Arm und führte sie zum Schlitten, man stieg ein, die Dämmerung nahete bereits, und der Weg war durch den stärkeren Frost noch rauher und unebner geworden als zuvor. Der Baron, den Zug anführend, erschöpfte sich, die ihm unerklärbar schweigsame Braut zu unterhalten, in nicht eben geistreichen Späßen und Anekdoten, ward darüber selbst noch lauter und übermüthiger, und fuhr endlich, die Pferde immer mehr antreibend, so rasend, daß die gehetzten Thiere aus der Bahn weichend, unaufhaltsam vorwärts stürmten, der Führer keinen Einhalt mehr thun konnte, und der Schlitten noch eine Strecke mit Vogelschnelligkeit in das Weite gerissen, endlich an einen Stein prallend, umschlug.

Heliodora, in Pelze gehüllt, sah schon mehrere Minuten vorher die augenscheinliche Lebensgefahr, ihre Bitten hatten nichts über den tollen Uebermuth des Führers vermocht, aber in dem Moment, wo sie aus dem Schlitten stürzend, in die Seile verwickelt, der Gewißheit, gräßlich gestreift zu werden, entgegen sah, fühlte sie sich auch von einem starken Arm erfaßt, der zugleich mit Kraft die Zügel der unbändigen Rosse ergriffen, diese zum Stehen gebracht, und sie gerettet hatte.

Heliodora war keine der nervenschwachen, verzärtelten Frauen, denen bei solchen Ereignissen eine Ohnmacht wohlthätig die Gefahr verschleiert, — sie hatte bei voller Besinnung in diesen wenigen Minuten alle Schrecknisse ihrer hülflosen Lage durchempfunden, und erkannte in ihrem Retter den Oheim ihres Verlobten, der mit blutiger Hand sich mühete, sie aus den verwickelten Strängen zu befreien.

„Wie unsäglich bin ich Ihnen verpflichtet, mein Herr," sagte sie zitternd und athemlos, „ohne Ihre Hülfe würde ich jetzt unfehlbar todt, oder mit gräßlich verstümmelten Gliedern hier liegen. — Sie haben ein ewiges Recht auf meine innigste Dankbarkeit erworben."

„Sie rechnen mir den kleinen Dienst zu hoch an, mein Fräulein," erwiderte er, „der Zufall führte mich gerade zur rechten Zeit hieher, und so war es natürlich, daß ich meine Pflicht that, nicht aber des Dankes werth."

Heliodora stand jetzt wieder auf den Füßen. — „Sie verkleinern Ihr Verdienst und rauben mir dadurch den Muth, Ihnen auszusprechen, wie innig ich es anerkenne," versetzte sie mit Herzlichkeit, — „aber mein Gott," fuhr sie erschrocken auf, seine verwundete Hand bemerkend, von der das Blut herabträufelte, — „Sie haben sich bedeutend verletzt!"

„Ich glaube kaum," erwiderte er gleichgültig, „die Hauptsache ist immer, daß Sie unverletzt geblieben, und weiter kein Unglück geschehen ist."

In dem Augenblick kam der alte Diener, der bisher mit dem Groom des Barons bei dem Schlitten beschäftigt gewesen, näher — „Na, gnädiger Herr," sagte er verdrießlich, „das ist eine schöne Geschichte, der Schlitten ist kurz und klein, ich sehe weder wo die Dame fort soll, noch wo der junge Herr Baron geblieben ist — aber Sie bluten ja entsetzlich — geben Sie einmal Ihre Hand her — Gott verdamm' mich, Sie sind übel weggekommen — wahrhaftig, die Hand ist gräulich gequetscht, und der Finger — mein Seel! — der ist zerbrochen. —"

„Um Gotteswillen, wäre das möglich!" rief Heliodora, ängstlich nach der blutenden Hand des Oheims greifend, doch dieser zog sie zurück und sagte mit einem fast ironischen Lächeln: „Möglich, daß dem so ist, doch nicht der Rede werth, daß Sie, mein Fräulein, darüber erschrecken, — der Anblick ist freilich nicht für das Auge einer jungen, zarten Dame geeignet."

Sie ließ ihn nicht ausreden, bemächtigte sich mit einiger Gewalt seiner blutenden Hand, sah den verstümmelten Finger, riß augenblicklich den kostbaren Schleier vom Hut und bemühete sich, das unaufhaltsam hervorquellende Blut zu stillen —

Digitized by Google

dabei rollten große Thränen über die bleich gewordenen Wangen.

„Was machen Sie?!" — sagte er verwundert, und suchte sich ihr zu entziehen, „Sie beschämen mich und — erlauben Sie mir die Bemerkung — schwerlich würde Ihr Geliebter diese zu weit getriebene Güte billigen, die ich weder verdiene noch bedarf."

Heliodora sah mit dem großen, seelenvollen Auge zu ihm auf — diese unveränderliche und stoische Kälte, mit der er sich ihrer herzlichen Dankbarkeit zu entziehen strebte, besonders die letzte, fast ironische Bemerkung, berührte unangenehm ihr Gefühl. — „Sie irren, mein Herr," sprach sie mit einigem Nachdruck, „wenn Sie mich für eine empfindsame Närrin halten, eben so sehr, als wenn Sie glauben, in mir eine demüthige Sklavin zu sehen, die sich schon jetzt blindlings den Launen des Verlobten fügt und diesen sogar die Pflicht opfert, — ich kenne die meinige, weiß, daß eine solche Wunde nicht lange der strengen Kälte ausgesetzt bleiben darf, soll sie nicht üble Folgen haben, — diese könnten Ihnen aber doch unmöglich angenehm seyn, — — von mir ist dabei gar nicht die Rede, und ich denke keineswegs Ihnen eine lästige Verbindlichkeit dadurch aufzulegen, wenn ich meine Pflicht gegen Sie, wie gegen Jeden, möchte er mir auch völlig fremd seyn, erfülle."

Bergen sah das Mädchen, dessen Wangen sich bei diesen ziemlich eifrigen Worten ein wenig rötheten, mit milderen Blicken an, und überließ ihr willig die verwundete Hand, um welche sie mit anmuthiger Gewandtheit den Verband schlang.

„Da kommt der Herr Baron!" hob der Diener grämlich an, und wirklich näherte sich Landry langsam in einem andern Schlitten, der ihm eiligst überlassen war, die Braut zu suchen und heimzuholen.

Er sprang heraus, — sorglich den Schnee von dem prächtigen Pelz abklopfend, rief er schon aus einiger Entfernung: „Ein affröser Zufall, theuerste Heliodora, — mein brauner Engländer, der verdammte Peleus, scheut sich vor jedem Peitschenschlag, er wurde wild und riß den Hektor auch mit fort, der sonst langfromm ist — aber ich habe die Kanaille tüchtig dafür zusammen gehauen, er wird's nicht wieder wagen — nun, und Sie — Sie haben doch keinen Schaden genommen? — Ah, was seh' ich! — meinen Onkel — Charmant, Sie haben wohl meiner Braut einen Ritterdienst geleistet — wie galant! wie ganz à propos!" — Ein erzwungenes Lachen verbarg seine Verlegenheit nur wenig.

„Ja mein Herr," nahm Heliodora, etwas gereizt, das Wort, „Ihre Galanterie suchte sich mir in der beneidenswerthen Ehre des Vorfahrens zu beweisen, gleichviel, ob mein Leben dabei gefährdet wurde, die ihres Oheims, es mir zu retten, während Sie Ihr theures Selbst in Sicherheit brachten — seine muthige Entschlossenheit ist ihm theuer zu stehen gekommen —" — sie zeigte auf Bergens verbundene Hand.

Dieser stand in ruhiger Würde da, und maß schweigend, mit durchdringendem Blick den Neffen. — „Ich verzichte auf deinen Dank," sagte er kalt, „nun wünsche mir Glück zur Bekanntschaft deiner Braut — suche sie zu verdienen —" er wendete sich nach kurzem, kaum merkbaren Neigen des Kopfes zu dem Fräulein, und in seiner stummen, förmlichen Verbeugung lag doch eine solche männliche Würde, ein so feiner, ritterlicher Anstand der hohen, stolzen Gestalt, daß Heliodora mit einem seltsamen Gemisch von schmerzlicher Unzufriedenheit und regem Interesse dem Manne nachsah, der in seiner fast zu bescheidenen Kleidung dennoch den Anstand eines Fürsten zeigte, und als er sein schlechtes Fuhrwerk bestiegen, im Wegfahren nicht einmal nach der zurück sah, die ihm das Leben dankte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

In China ist der Vater in den Augen seiner Kinder gleich einer häuslichen Gottheit; nicht allein wird seinen Befehlen pünktlich Gehorsam geleistet, man verehrt ihn auch in seinen Launen. Diese Gewohnheit frühzeitiger Unterwerfung erzieht keine aufrührerischen Geschlechter; auch haben die Chinesen mit mehr Bestand als irgend ein anderes Volk, die Wohlthaten des Friedens genossen. Anstatt des religiösen Gefühls ist die kindliche Verehrung zu einer Staatsinstitution erhoben, das Bindemittel dieses ungeheuern Reiches geworden. Um friedsame Unterthanen zu erhalten, haben die chinesischen Gesetzgeber die Ausübung der Kindespflichten unter die Aufsicht der Polizei gestellt. Mehr als ein hoher Beamter wurde abgesetzt wegen nachlässigen Trauerns um den Vater, und wenn man die Gerichtsstuben besucht, findet man sehr oft junge Leute, die ein erzürnter Vater wegen Ungehorsams vor den Bezirksrichter schleppte.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 150 18. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Auf diese Weise argumentirte er für sich, während er in den Korridors des weitläuftigen Hauses hin und her lief, zu aufgeregt, um zu dem fröhlichen Maskengewühl zurückzukehren. Da sah er Emma am Arme des vermeinten Jünglings nach dem Tanzsaal zurückgehen. Er vermied sie und verbarg sich im Vorsaal hinter einem Pfeiler. Es war ihm klar, daß Emma diesen Pygmäen liebte, wer er auch seyn mochte — es war ihm klar, daß er selbst betrogen und hintergangen war, und daß die beiden Liebenden seiner Leichtgläubigkeit spotteten.

Unter solchen Gedanken beschloß der Eifersüchtige, einen Ort, an welchem er eine so unglückliche Entdeckung gemacht hatte, sogleich zu verlassen. Hätte er anstatt dessen eine Unterredung mit Emma gesucht, so wäre er bald aus seinem unglücklichen Irrthum gerissen worden. Aber er hielt sie für so falsch, so doppelzüngig, so herzlos, so leichtsinnig, so verächtlich, daß er sie keines Wortes weiter würdigen wollte, aus Furcht, vor der „Sirene" — wie er sie jetzt nannte — von Neuem getäuscht und eingewiegt zu werden.

Betrübt und über das fatale Mißverständniß, welche das schnelle Verschwinden Eduards bewirkt haben mochte, nachsinnend, kam Emma am Tage nach dem Maskenball, noch bleich und abgespannt von dem Feste, in das Pfarrhaus. Natürlich bildete der Maskenball fast ausschließlich den Gegenstand der Unterhaltung unter den jungen Leuten; und mit Verwunderung vernahmen nun Mehrere erst, daß Klara D** unter der Maske des kleinen altdeutschen Ritters gesteckt hatte. Aber Niemand wunderte sich mehr darüber, als der Lieutenant von P**, der sehr begierig gewesen war, den kleinen Patron zu ermitteln, welcher den Damen — besonders Emma Hilbert — so zudringlich auf jedem Tritt und Schritt gefolgt war.

„Beruhige Dich" — flüsterte Julie Emma zu, nachdem sie vom Mittagessen aufgestanden waren. — „Alles wird gut werden. Ich werde dem Lieutenant von P** sagen, daß er in seinem nächsten Briefe an den Grafen ganz flüchtig und ohne weitere Bemerkung erwähnen solle, der kleine schlanke Ritter sey ein verkleidetes Mädchen gewesen. Er wird dann seinen Irrthum einsehen und sich beeilen, Dir Abbitte zu leisten, falls dieß wirklich der Grund seines Verschwindens gewesen seyn sollte.

Diese Worte nahmen eine schwere Last von Emma's Herzen; sie sah ein, daß Julie recht hatte und daß Alles noch gut werden könnte. Von diesem Augenblick an überließ sie sich unbefangen der Freude, welche unter den Anwesenden herrschte. Der Ball am Abend im Pfarrhause war jedoch nicht recht lebhaft und endete sehr zeitig, weil sich die sämmtlichen Anwesenden noch von dem vergangenen Maskenball ermüdet fühlten.

Am folgenden Morgen trat die Hofgerichtsräthin sehr schnell in Emma's Zimmer, in welchem Emma ganz allein und in Gedanken vertieft saß, während Julie in den Garten gegangen war. Die gute Tante war betrübt und gedankenvoll, und Emma merkte sogleich aus ihren Gesichtszügen, daß ihr etwas Unangenehmes begegnet seyn müsse.

„Wir müssen eilends abreisen, meine gute Emma" — sprach die Hofgerichtsräthin, nachdem sie sich niedergesetzt hatte — „die Pferde sind schon für morgen bestellt." —

„Wie, beste Tante!" — rief Emma bestürzt — „so schnell?" —

„Es ist nicht zu schnell" — erwiderte die Hofgerichtsräthin — „die drei Wochen, welche wir hier zubringen wollten, sind bereits verstrichen."

„Aber sie sollten ja noch um einige Wochen verlängert werden" — versetzte Emma — „Wurde dieß nicht vorgestern entschieden, gute Tante?" —

„So war es allerdings entschieden, aber es ist nun anders gekommen." —

„Und warum?" —

„Ach, aus dem sonderbarsten Grunde in der Welt: meine Julie und der Lieutenant von P** lieben einander."

„Kein Wunder" — fiel Emma ein — „Beide

sind liebenswürdig, und ihr tägliches Beisammenseyn seit vielen Wochen" — — —

„Du hast recht" — wurde sie von der Hofgerichtsräthin unterbrochen — „ich selbst habe dieß schon eingesehen. Warum mußte ich auch einen so jungen Mann zu einer Badereise mitnehmen? — Der größte Fehler liegt an mir selbst. Aber Du nimmst es allzu kalt auf, Emma; bedenke, welches Unglück, wenn diese Liebe festwurzelt! Denn Du findest doch auch, daß der Lieutenant, so liebenswürdig und achtungswerth er auch seyn mag, keine Parthie für meine Tochter ist." —

Emma schwieg einige Augenblicke. — „Aber woher wissen Sie, Tante, daß Beide einander lieben?" — fragte sie dann.

„Ich habe es schon lange bemerkt" — erwiderte die Tante — „besonders aber an diesen beiden Festtagen, da sie beständig beisammen waren und einander stets Etwas zuzuflüstern hatten. Auch jetzt, als ich durch den Garten ging, traf ich sie mit einander im Gespräch. Ich will Julien keine Vorwürfe machen, denn dieß hieße Oel ins Feuer gießen; ich kann ihr nicht einmal zürnen, denn der junge Mann ist schön und einnehmend; noch weniger kann ich auf ihn unwillig seyn, denn meine Julie ist allerdings einem jungen Mann gefährlich; aber um Beider Wohl willen muß ich dieses gefahrbringende Zusammenleben unterbrechen. Wenn wir erst wieder in Stockholm sind, gibt es manchen Vorwand, denn man benutzen kann, um P**s Besuche weniger häufig zu machen. Ich habe darüber mit meinem Mann gesprochen, er ist derselben Ansicht; er wird gegen Julie und den Lieutenant vorgeben, daß er einen wichtigen Brief erhalten habe, der ihn nach Hause rufe; und morgen Vormittag zehn Uhr reisen wir. Aber Du mußt mir versprechen, gegen Julien kein Wort von der Unterredung, die wir so eben gehabt haben, zu erwähnen." —

Emma versprach dieß zwar, sie suchte aber die Hofgerichtsräthin zu überreden, wenigstens noch einige Tage dazubleiben. Vergebens — die Tante war unerschütterlich in ihrem Entschluß.

In gewisser Hinsicht freute sich Emma über die Abreise, denn nun mußte der Lieutenant von P** sehr bald mit Eduard zusammentreffen, dem er — wie sie wußte — seit dem Maskenball noch nicht geschrieben hatte.

Dieß war jetzt die wichtigste Angelegenheit ihres Herzens. Andrerseits aber war sie sehr betrübt, denn sie liebte ihre Tante und Julie innig; und außerdem mußte ja nach ihrer Abreise das einförmige Leben im Hause ihrer Eltern wieder beginnen. Das Schlimmste von Allem war aber der Umstand, daß sie mehrere Male Aeußerungen ihres Vaters gehört hatte, welche darauf schließen ließen, daß er seinen Plan, sie mit Fridolf zu verbinden, noch keineswegs aufgegeben hatte. Seiner Schwester hatte er jedoch diesen Plan verschwiegen, denn er wußte, daß sie sehr eingenommen gegen diese Parthie war und unbedingt auf Emma's Seite treten würde. Allein nach ihrer Entfernung fürchtete Emma den Wiederbeginn der früheren Verfolgungen.

Bald darauf kam Julie in das Zimmer gestürzt, fiel ihrer Kousine um den Hals und erzählte ihr unter Thränen, daß ihr Vater einen wichtigen Brief erhalten hätte, der ihn schon folgenden Tages zur Abreise nach der Hauptstadt zwänge.. Emma suchte sie zu beruhigen; da ihr dieß aber nicht gelang und da sie außerdem selbst hinreichende Veranlassung hatte, betrübt zu seyn, so weinte sie eine Weile herzlich mit ihrer Freundin.

Der Rest des Vormittags wurde von der Hofgerichtsräthin und ihrer Familie zu einem Abschiedsbesuch bei der gräflichen Familie benutzt, von der sie mit großer Artigkeit aufgenommen worden war. Der Nachmittag wurde zu mehreren Besuchen in der Nachbarschaft verwendet und der Abend im Pfarrhause zugebracht. Auf Juliens und der Hofgerichtsräthin Bitten wurde dabei zugleich beschlossen, daß Jenny im folgenden Winter einige Zeit in Stockholm im Hause des Hofgerichtsrathes zubringen sollte. Julie freute sich darüber weit mehr, als Jenny, welche nur ungern die Gegend verlassen wollte, in welcher Fridolf lebte. Ihre Mutter dagegen, welche sehnlich wünschte, daß sie denselben gänzlich vergessen sollte, nahm das Anerbieten mit großer Dankbarkeit an.

Nach einem zärtlichen beiderseitigen Abschied stieg die Familie L** und der Lieutenant von P** am folgenden Vormitag halb eilf Uhr in den großen Reisewagen, der sie nach Stockholm zurückbringen sollte. Julie weinte den ganzen ersten Tag und der verliebte Lieutenant war nicht weniger niedergeschlagen darüber, daß die Zeit seines Glückes nun vorüber war. Die zärtlichen Eltern litten sehr, ihre geliebte Tochter so betrübt zu sehen; sie fanden aber diese schleunige Abreise unbedingt nöthig für die ruhige Zukunft ihres Kindes.

Ziemlich verstimmt langten Alle in der Hauptstadt an.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Stumm und dicht in ihren Pelz gehüllt, saß das Fräulein schon eine Weile an der Seite des Verlobten, der in sichtlichem Unmuth nach einem

passenden Eingang suchte, die Unterhaltung anzuknüpfen, und immer den rechten noch nicht finden zu können schien.

„Hm! ein sonderbarer Kauz, dieser Oheim", begann er endlich mit verlegenem Räuspern, „welcher Teufel führt diesen Kaliban gerade hieher, und gönnt ihm das Glück dieses Ritterdienstes, — ich könnte ihn darum beneiden und hassen. —"

„Eins wäre so albern als das andere," erwiderte das Fräulein, — in fortwährend ernster Stimmung, — „dieser Kaliban hat wenigstens das kleine Verdienst, mein Leben gerettet zu haben, wenn ich mich ob der Erhaltung desselben auch nicht gerade beneidenswerth fühlen möchte —"

„Gottlose —! — das mir, dem theuersten Liebenden!" — entgegnete der Baron lebhaft, — „mir, der in seiner Verzweiflung gleich sich eine Kugel durch den Kopf jagen möchte, daß er Veranlassung gab, die angebetete Geliebte der Gefahr auszusetzen — o Vergebung — Vergebung dem Reuigen —"

„Lassen Sie es beruhen," lächelte Heliodora milder — „schon zu lange ist die Sache abgehandelt — ich vergebe. —"

„O, wie süß ist solche Versöhnung," jubelte er, die Braut umfassend und von dem Hauch ihres balsamischen Athems berauscht, näherete er sich dem rosigen Munde, einen Kuß zu rauben. — Ein unbezwinglicher Widerwille bemächtigte sich plötzlich des Mädchens, sie entzog sich sanft aber entschieden seiner Liebkosung. „Lassen Sie diese Possen," sagte sie kühl und besonnen, „sie sind ungehörig und mir nicht angenehm."

Landry schwieg betroffen — so seltsam war ihm Heliodora noch nie erschienen, er begriff nicht, was mit ihr vorgegangen, und fluchte heimlich auf den fatalen Zufall, der alle diese widrigen Folgen gehabt.

„Lassen Sie uns vernünftig reden," fing sie, seine Verstimmung bemerkend, freundlich an, — „ich bin nicht mehr böse. —"

Er nahm ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen — sie duldete es schweigend: „Sagen Sie mir einmal recht aufrichtig, was ist der Grund des Mißverhältnisses, der seltsamen Spannung zwischen Ihnen und Ihrem Onkel? —"

Landry zögerte mit der Antwort.

„Ich will Wahrheit," bat Heliodora, „seyn Sie aufrichtig — hier waltet ein Dunkel, was Sie mir aufklären werden, wenn Sie mich lieben, ich kann verzeihen, was es auch sey — — Herr von Bergen scheint kein gewöhnlicher Mann."

„Ein alter Narr, ein erbärmlicher Pedant, — ein stolzer, unerträglicher Polyhistor, den ich verabscheue, —" fuhr der Baron hastig heraus.

„Keines von Allen dem, wie mir scheint," erwiderte das Fräulein, — „er imponirt Ihnen, Sie scheuen seinen Anblick — seine Nähe, das darf der ehrenwerthe Mann nicht — also ist zwischen Ihnen und ihm etwas Ungehöriges vorgefallen, und dieß verlange ich zu wissen."

Landry lachte mit völlig wieder gewonnener Fassung laut auf, — „nun, wenn Ihr schönes Köpfchen denn durchaus darauf besteht — — Sie haben seinen erbärmlichen Aufzug gesehen, er war früher mein Vormund, ist in Folge seines unordentlichen wüsten Lebenswandels verarmt, und als ihm die Mittel genommen wurden, mein Vermögen, an welchem er sich während meiner Minderjährigkeit erbolt, auf's Neue unbedingt zu benutzen, wendete sich sein Haß gegen mich — mein Anblick beschämt und erbittert ihn, deßhalb haben wir uns seitdem nicht wieder gesehen."

Heliodora schüttelte ungläubig den Kopf. — „Der Mann sieht mir gerade nicht wie ein verkappter Verbrecher, noch wie ein zügelloser Roué aus — wie nahe sind Sie denn mit ihm verwandt?"

„Er ist — er war der Bruder meiner verstorbenen Mutter," antwortete Landry zögernd.

„So nahe! — Sonderbar! — Ich kann nicht leugnen, der Mann interessirt mich, und ich möchte wohl das Nähere genau wissen, denn Sie sagen mir nicht Alles, das ist klar."

„Alles, Theuerste," erwiderte der Baron leichthin, „ich bewundere nur die kleine, hartnäckige Kaprize meiner holden Braut, an diesen widrigen Menschen noch zu denken."

Der Schlitten hielt im Portal des Hauses, und der sonst immer ernst abgemessene Geheimrath empfing das geliebte, einzige Kind nach der glücklich überstandenen Gefahr mit ungewöhnlich väterlicher Wärme.

* * *

Heliodora betrat diesen Abend in seltsamer Stimmung ihr einsames Zimmer. — Noch nie war ihr die flache Gehaltlosigkeit des Bräutigams so anschaulich geworden, als eben heute, und der leise Argwohn, daß diese Flachheit vielleicht sogar entschiedene Werthlosigkeit berge, und hinter der Larve anscheinend feiner Weltbildung tiefe Roheit des Innern wohnen könne, war ihr jetzt zur halben Gewißheit geworden. Eine stille, unaussprechliche Angst bemächtigte sich ihrer bei dem Gedanken, Landry's Gattin zu werden, einem Manne anzugehören, den sie nicht achten konnte. — Aber wie dieses Band lösen, — wie sich dieser Verpflichtung entziehen, die sie freiwillig eingegangen — und wodurch trat dieser Widerwille, der durch keine bestimmten Beweise seiner Unwürdigkeit motivirt ward, plötzlich so entschieden in ihr hervor?! — Sie verstand sich selbst nicht — sie fühlte nur mit Entsetzen die Unmöglichkeit, ihm anzugehören.

Digitized by Google

Sie dachte Landry's gehäſſiger Aeußerungen über ſeinen Oheim, den Mann, deſſen Eigenthümlichkeit ihr ein Intereſſe einflößte, was ſie lebhaft beſchäftigte, und fühlte, hiee müſſe ein Geheimniß verborgen liegen, was ſich ſchweelich zu Alberts Vortheil enthüllen könne. Und die Erſcheinung dieſes Oheims ſelbſt, der nicht jung, nicht ſchön — jeder vortheilhaften Aeußerlichkeit entbehrend, blos duech die Gewalt ſeines Geiſtes, die originelle Schroffheit ſeines Weſens, ja, ſogar durch die herbe Schärfe ſeinee Woete, die kalte Abgeſchloſſenheit ſeinee Haltung einen ſo wunderbaeen Einfluß auf ihre dem Ungewöhnlichen ſich zuneigende Seele übte! Weit entfernt, irgend ein Intereſſe des Herzens zu empfinden, was weder die Verhältniſſe, noch die Perſönlichkeit des Gegenſtandes als möglich einzueäumen ſchienen, bewegte nur eine ängſtlich unbeſtimmte Unruhe ihe Inneres und ließ ſie den Gedanken an die nahe Verbindung mit Landry ſchaudernd in den Hintergrund iheer Seele deängen. — So verging die Nacht, deren Schatten wunderbar myſtiſche Traumgeſtalten ihrem bewegten Gemüthe vorgaukelte.

Sie erwachte mit der voeigen Unruhe. Zum erſten Male uneins mit ſich ſelbſt, wünſchte ſie nur den Beſuch des Bräutigams vermeiden zu können, und erſcheack doch vor dieſem Wunſch, — denn wae nicht in wenigen Monden dee Zeitpunkt, wo ſie ihm am Altare für immee zu gehören veeſprochen hatte — welcher haltbare Grund konnte ſie von dieſem Veeſpeechen löſen — wie durfte ſie es wagen, dem ſchonungsloſen Urtheil der Welt, die ſie bereits als Landry's Braut erkannt, die jungfräuliche Stirn zu bieten — ohne triftigen Grund, denn ſchwerlich würde irgend Jemand ihre plötzlich entſtandene, unbezwingliche Abneigung gegen den liebenswürdigen Verlobten, der ſie anbetete, als einen ſolchen gelten laſſen! — Sie ſaß in ängſtlicher Spannung, eathlos, zerfallen mit ſich ſelbſt in trübem Sinnen, als Fräulein Molly, wie an jenem Tage voe iheer Verlobung, auch heute erſchien.

„Komme ich gelegen?" fragte ſie, ſchalkhaft das niedliche Köpfchen duech die halb geöffnete Thür ſteckend — „ſtöre ich auch die in ſüße Träume verſunkene Braut nicht?"

„Nein, nein," eewiderte Heliodora, tief aufathmend, — „ſey mie willkommen, — was dich auch ſo früh zu mir führt."

„Dießmal der bloße Eigennutz," entgegnete das Fräulein, „eine Bitte, die du mir nicht veeſagen ſollteſt, ſträubt ſich dein Herzchen auch noch ſo ſehr — ich reiſe zu meinem Vater zueück, die Tante, welche jetzt meiner Pflege weniger bedarf, willigt ein, — mein Vater aber, ſüechtend, die ranhe Jaheeszeit wird mir die Langeweile des Landlebens allzu fühlbar machen, äußert den Wunſch, du möchteſt mich begleiten und durch deine Gegenwart unſeee Einſamkeit verſchönern — — aber du, die glückliche Braut, umgeben von allen Herrlichkeiten des winterlichen Reſidenzlebens, wirſt dich nicht entſchließen, den Geliebten zu verlaſſen, um mein zehn Meilen entferntes Sibieien mit mir zu theilen."

Heliodoea war aufgeſpeungen — ihr Auge glänzte — das Schickſal zeigte ihr einen Aufſchub in dieſer Entfernung. — Zeit gewonnen — Alles gewonnen! — „Ich gehe mit die!" rief ſie, — ihr freudig um den Hals fallend — „und, o wie gern! — wann eeiſen wie?"

„Uebermoegen," entgegnete die über dieſen Ausdeuch des Entzückens erſtaunte Freundin, „es macht mich zwar ſehr glücklich, dich ſo gern meinen Wunſch erfüllen zu ſehen, aber demungeachtet iſt mir's ein Räthſel, und ich möchte fragen —"

„Feage nicht, forſche nicht," unteebeach ſie Heliodora haſtig, — „gönne mie die Freiheit, den Schatten dee Feeiheit, die mir jetzt wied und laß die daran genügen, daß ich dich mit Feenden begleite."

Kopfſchüttelnd ſah Molly die Freundin an, — „ich will nicht indiskret ſeyn, und mich für dieſes Mal begnügen, aber wahelich nur für dieſes Mal." —

(Fortſetzung folgt.)

Treue Liebe.

Von Lieb' ſich ſagend ſaß ein zwitſcherud Paar
Im duftigen Blumenhaus. —
Da kam aus der Luft ein gieriger Aar
Mit rauſchendem Flügelgebraus

Und riß das liebende Weibchen mit fort, —
Und der Gatte mit wild verzweifelndem Muth'
Wollt' wehren dem Räuber Liebchens Mord — —
Da floß der Beiden treues Blut! —

K.

Mannigfaltigkeiten.

Von dem König-Ludwigs-Album iſt in München bereits die fünfte und ſechſte Lieferung erſchieuen. Sie enthalten in voezüglicher Ausführung (Lithogeaphie, Stahlſtich, Radirung ꝛc.) intereſſante Blättee von E. Rietſchel, C. Scheuern, Zimmeemann, Riedel, Verhas und andere mehe.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 151 20. September 1852.

Emma's Herz.

XV.

Die Ankunft einer fremden Dame in B**

(Fortsetzung.)

Die Gräfliche Familie in B** hatte seit dem Johannisfest ziemlich still und eingezogen gelebt. Jetzt seit einigen Tagen aber begann es auf dem Schlosse besonders lebhaft zu werden. Man schmauste mit dem Adel der Umgegend, machte und empfing Besuche und stellte allerlei Festlichkeiten an. Der Grund davon war, daß man unerwarteten Besuch aus dem Ausland erhalten hatte, Besuch aus Paris — eine Gräfin D'Alincourt mit ihren beiden Kindern.

Diese Dame war ein schwedisches Fräulein von sehr vornehmer Herkunft und in entferntem Grade mit Fräulein Louisens verewigter Mutter, deren Pensionskameradin und spätere zärtliche Freundin sie gewesen war, verwandt. Vater- und mutterlos hatte sie mit Freude das Anerbieten ihrer Freundin angenommen, die Jahre bis zu ihrer Verheirathung in deren Hause zuzubringen. Die junge Gräfin R** starb jedoch — wie wir wissen — schon nach Verlauf eines Jahres, nachdem sie einer Tochter das Leben gegeben hatte. Ihre Frenndin war untröstlich über diesen Verlust und verließ unter heißen Thränen die Gegend, in welcher sie ein so glückliches Jahr im Schooße des Friedens und der Frenndschaft verlebt hatte. Doch hatte sie erst die Taufe der kleinen Louise abgewartet und bei derselben als Gevatterin gestanden. Von Ostgotland begaben sie sich nach Schonen zu einer alten Tante, einer verwittweten Gräfin. Diese mußte einige Jahre darauf ihrer Gesundheit willen eine Reise nach Wiesbaden unternehmen und nahm das junge Fräulein mit sich. Ein französischer Graf, der sich unter den Brunnengästen befand, verliebte sich in das schwedische Fräulein, bat um ihre Hand, erhielt ihr Jawort, feierte sofort nach dem Schluß der Badesaison seine Hochzeit mit ihr und führte sie dann nach Paris.

Nach einer zwölfjährigen höchst glücklichen Ehe mit dem Grafen D'Alincourt wurde die Gräfin Wittwe. Dieß war sie jetzt seit ungefähr dritthalb Jahren. Der Verlust ihres geliebten Mannes schmerzte sie tief und regte ihre Sehnsucht nach ihrem Vaterland auf. Das fremde Land gefiel ihr nicht mehr und sie beschloß, ihre Güter in Frankreich zu verkaufen und ihrer Kinder willen, welche sie in Schweden nationalisiren lassen wollt, nach Schweden überzusiedeln. Ihr Sohn Theodor war ziemlich dreizehn Jahre alt, also in dem rechten Alter, um in die Kriegsakademie, einzutreten, denn die allzu schwedisch gesinnte Mutter wollte ihn durchaus unter den Fahnen ihres Vaterlandes dienen sehen. Ihre Tochter Hortense aber, welche eilf Jahre alt war, sollte sich mit der Zeit mit einem schwedischen Edelmann vermählen. Diese Hoffnungen, welche sie ganz ernstlich zu verwirklichen suchte, waren ihre Lieblingsgedanken; es gelang ihr endlich mit vieler Mühe unter Zustimmung der Vormünder ihrer Kinder, all' ihr bewegliches und unbewegliches Eigenthum in baares Geld umzusetzen, und so kam sie nach so langer Abwesenheit in ihr theures Vaterland mit dem festen Vorsatz zurück, dasselbe nie wieder zu verlassen.

Von Schonen, wo sie zuerst angelangt war, begab sie sich nach Ostgotland, um die Gegend, in welcher sie so glücklich gewesen war, noch einmal zu sehen und das Grab ihrer lieben, so zeitig geschiedenen Jugendfreundin zu besuchen. Zuerst reiste sie auf das Gut, welches sie früher mit ihrer Freundin und deren Gatten bewohnt hatte. Dieß war natürlich Eigenthum der einzigen Erbin und Tochter des Grafen R** — Fräulein Louisens — war aber von ihrem Vormund, dem Grafen H**, an den Rittmeister von B**, den Vater der beiden langen Fräulein von B**, verpachtet worden. Die Gräfin D'Alincourt fragte bei demselben nach der Tochter des Grafen R** — denn daß er selbst schon seit mehreren Jahren todt war, wußte sie. Man sagte ihr darauf, daß

Digitized by Google

das Fräulein von R** sich in dem nahegelegenen B** aufhalte, und die Gräfin eilte dahin, von froher Sehnsucht nach der Tochter ihrer Freundin getrieben.

Bald darauf wurde auf dem Schlosse in B** die Gräfin D'Alincourt mit Sohn und Tochter aus Paris angemeldet. Ein ganz unbekannter Name! Man hatte keine Ahnung, wer sie seyn könnte; aber ihr Titel und ihr glänzendes Gefolge reichten hin, ihr Zutritt und guten Empfang zu verschaffen. Und als sie den Namen ihres Vaters nannte, in der Kürze ihre Lebensverhältnisse mittheilte und sich als Pathin und Verwandte Fräulein Louisens zu erkennen gab, machte sich der Graf und die Gräfin H** eine Ehre und ein Vergnügen daraus, sie mit ihren liebenswürdigen Kindern auf längere Zeit in ihrem Hause zu behalten.

Aber die Gräfin D'Alincourt konnte sich nicht enthalten, beim ersten Anblick Fräulein Louisens ihre Bewunderung auszusprechen, daß diese keinen Zug von ihrem Vater oder ihrer Mutter im Gesicht habe. Der Graf und die Gräfin H**, welche Beide die verstorbene Gräfin R** nie gesehen hatten, konnten hierüber nicht entscheiden; doch mußten sie zugeben, daß das Fräulein mit ihrem verstorbenen Vater nicht die geringste Aehnlichkeit hatte. Allein sie hatten auf diesen Umstand nie ein besonderes Gewicht gelegt und wunderten sich, daß die fremde Dame soviel Aufmerksamkeit darauf richtete.

Oft betrachtete die Gräfin D'Alincourt Fräulein Louisen mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie darüber ihre Umgebungen ganz und gar zu vergessen schien. Eines Tages, als sie mit ihr allein im Zimmer war, ging sie zu ihr und strich ihr die Locken aus der Stirn, indem sie äußerte, sie wolle sehen, ob Louise eine eben so hohe Stirn habe, wie ihre verstorbene Mutter. Sie besah hierauf Louisens Stirn, erblaßte, trat drei Schritte zurück und schüttelte den Kopf. Auch Fräulein Louise trat zurück, allein sie erröthete vor Verdruß und blickte die Gräfin mit Verwunderung an; dann trat sie vor den Spiegel, um ihre künstlich gelegten Locken wieder zu ordnen, und als die Grafin sie wegen der angerichteten Zerstörung um Entschuldigung bat, dachte sie bei sich, dieß sey eine Anmaßung und Zudringlichkeit, die sie nur einer Gräfin und ihrer Taufpathin verzeihen könne.

Noch hatte die Gräfin D'Alincourt Emma Hilbert, die Schönheit von B ** (wie sie genannt wurde) nicht gesehen. Da fiel Gustava Rosman's Hochzeitstag, und die Gräfin D'Alincourt war mit dem Grafen und der Gräfin H ** nebst Fräulein Louisen zur Hochzeit eingeladen. Alle Gäste waren versammelt und die Braut trat herein, von vier Brautjungfern — unter denen sich auch Emma befand — und von ihrem Vater begleitet. Bei Emma's Anblick erblaßte die Gräfin D'Alincourt und wurde unruhig. Mit Ungeduld erwartete sie das Ende der Trauung, um sich zu erkundigen, wer das schöne Mädchen sey, in deren Anblick sie sich dermaßen vertiefte, daß sie fast unterlassen hätte, nach dem Ende der Feierlichkeit hervorzutreten und der Braut Glück zu wünschen. Um ihre Neugierde zu befriedigen, wandte sie sich an den Grafen H**, der in ihrer Nähe stand, und fragte ihn, wer das schöne Mädchen unter den Brautjungfern sey.

„Welche meinen Sie?" — fragte der Graf. — „Welche meinen Sie, meine Gnädige?" —

„Ich meine die Schöne, die auffallend Reizende." —

„Die sämmtlichen Brautjungfern sind schön und reizend." —

„Ja, das gebe ich gern zu, aber eine ist ganz blendend schön; wer ist sie?" —

„Ich kann Euer Gnaden wirklich keine Auskunft geben, ich weiß in der That nicht, welche Sie meinen."

„Das ist nur eine schelmische Ausflucht, um meine Neugierde bis zum höchsten Grad zu steigern. Ich meine das Mädchen in dem schwarzen Kleide, das sich eben hierher wendet." —

„Sie tragen ja Alle schwarze Kleider, meine Gnädige" —

„Ja, aber mein Gott, keine ist so schön, wie die, welche ich meine."

„Es sind zwei darunter, welche vollkommene Schönheiten genannt zu werden verdienen; die längere dieser Beiden ist die Schwester der Braut, Mamsell Emilie Rosman."

„Das weiß ich, aber ich frage nicht nach dieser, obwohl ich gern zugebe, daß sie sehr hübsch ist. Allein ich merke, daß der Herr Graf, welcher sonst ein Muster von Artigkeit ist, sein Vergnügen daran findet, mich zu peinigen. Ich will Ihnen daher mit meinen Fragen nicht länger beschwerlich fallen, sondern mich an Jemand andern in der Gesellschaft wenden, der vielleicht die Güte hat, mir die gebetene Auskunft zu geben." —

„Ich bitte flehentlich um Verzeihung, gnädige Gräfin" — rief der Graf lachend — „ich gebe zu, daß ich meine Neckerei zu weit getrieben habe, denn ich wußte gleich anfangs, wen Sie meinten. Die Schönheit, welche das Glück gehabt hat, Ihre Aufmerksamkeit in so hohem Grade zu fesseln, ist die Tochter meines Inspektors." —

„Ihres Inspektors? — Unmöglich!" —

„Und warum nicht, meine Gnädige? Parole d'honneur, sie ist es. Sie scheint Sie sehr zu interessiren. Ich gebe zu, daß sie die Rose unter

allen unsern hiesigen Blumen ist, und deßhalb hat sie auch großes Unheil in den Herzen unserer Jünglinge angerichtet! daß sie aber sogar die Aufmerksamkeit einer Dame erregt, das ist wirklich viel." —

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Heliodora ordnete mit einer Hast, die selbst dem Vater unbegreiflich schien, die kleinen Vorbereitungen zur Reise, und Landry's mißmuthiges Staunen über diesen schnellen Entschluß durch die Versicherung, ihre Abwesenheit möglichst abzukürzen, beschwichtigend, empfand das wahrheitsliebende Mädchen hier zum ersten Male eine Verlegenheit, welche dem Verlobten auffallen mußte. — Er drang nun mit feurigen Liebesworten und Bitten in die Geängstigte, ihm zu gestatten, sie in einigen Wochen wieder abholen zu dürfen, — und schweren Herzens mußte sie sich in das Unabänderliche, ihre Zustimmung, fügen. So schied er denn, zum Abschied die kleine, zitternde Hand der Braut mit flammenden Küssen bedeckend, um den Trennungsschmerz im ächten Sillery mit einigen gleichgesinnten Freunden zu ertränken.

* * *

In dem zwar einsamen, aber trotz des starren Winterfrostes romantisch gelegenen Hause des Forstmeisters Waldau, Molly's Vater, angekommen, empfing dieser die beiden jungen Mädchen mit gleicher Herzlichkeit, und Heliodora, entfesselt von den beengenden Banden ihres Verhältnisses, athmete schon am folgenden Tage freier in den heitern, zwanglosen Umgebungen dieses behaglichen, ob auch einförmigen Familienlebens, was sie mit stillem, früher nie gekanntem Zauber ansprach, wenn auch fortan ziemlich ein Tag dem andern glich.

„Wir werden diesen Mittag einen Gast haben," sagte der Forstmeister eines Morgens, gemüthlich die Pfeife ausklopfend, — „Herr von Bergen wird mit uns essen."

Eine dunkle Röthe überflog Heliodora's geistvolle Züge, und sie beugte sich, diese zu verbergen, emsiger auf die Arbeit.

„Den kennen wir!" rief Molly, „eine düstere, nicht eben anziehende Erscheinung, eine Art Revenant, du weißt, liebe Dora, bei der neulichen, famosen Schlittenfahrt sahen wir ihn, und er wurde à propos, dein Ritter."

„Wahrscheinlich täuscht dich eine Namensähnlichkeit," entgegnete der Vater ernst, — „denn mein herrlicher Freund ist weder ein abschreckender Gegenstand, noch galanter Cavalière servante bei jungen Damen."

„Möglich!" erwiderte die Tochter leichthin, — „unser Ritter von der traurigen Gestalt ist der Oheim des Baron Landry, Dora's Verlobten, darüber waltet kein Zweifel."

„So wäre es dennoch!" sagte der Forstmeister zweifelnd, „es sollte mir in der That leid thun, wenn dieser seltene Mann, Ihnen, mein Fräulein, von einer abstoßenden, oder gar lächerlichen Seite erschienen wäre, wie mein Töchterchen eben angedeutet — denn beides verdient er wahrlich nicht."

„Nein, wirklich nicht!" wiederholte Heliodora mit lebhafter Ueberzeugung, — „Herr von Bergen hat den gegründetsten Anspruch auf meine Hochachtung und Dankbarkeit — diese besitzt er auch vollkommen."

Sie erzählte jetzt das erlebte Abenteuer, gedachte auch, wie seine Unterhaltung mit dem Offizier unfreiwillig belauscht, und gestand erröthend, daß sie hingerissen von seiner Geistesbildung und der Würde seines Benehmens, den Bräutigam längst angelegen, ihr Bergens näheren Umgang zu verschaffen, doch weigere sich Landry, und seine Aeußerungen seyen so dunkel und unbestimmt, daß sie nicht länger deßhalb habe in ihn dringen können.

Der Forstmeister sah lange nachdenkend vor sich hin, dann mit sichtlichem Wohlgefallen auf Heliodora's anmuthigen Zügen verweilend, fragte er plötzlich, sie forschend anblickend: „Lieben Sie Ihren Bräutigam, so recht, was man Liebe nennt, wahr und innig, so daß ohne seinen Besitz kein Glück denkbar für Sie ist?"

„Wie kannst du nur so sonderbar fragen, Väterchen," tadelte die Tochter mit einem schalkhaften Seitenblick auf die Braut, — „würde meine Dora wohl ihre Hand ohne das Herz verschenken?! — Und Landry ist wirklich liebenswürdig genug, um innige Liebe einzuflößen und zu verdienen."

Heliodora hatte bei des Forstmeisters Frage mit lebhafter Erwartung ihr schönes Auge auf ihn geheftet; der Mann war ihr, hatte sie ihn auch schon öfters gesehen, dennoch zu fremd, um ihr gepreßtes Herz ihm auszuschütten, und Molly's schnelle Erwiderung seiner verfänglichen Frage schnitt jede weitere Entgegnung ab. — Was sollte sie ihm auch sagen — vermochte sie doch ihren jetzigen Widerwillen gegen diese Verbindung durch nichts Wesentliches zu unterstützen, so schwieg sie denn, und der kleine, stille Seufzer, der das Senken ihres Auges begleitete, schien dem Forstmeister nur eine Bestätigung der Worte seiner Tochter.

„Wohl, wohl!" sagte er freundlich ernst, „ich begreife das und meine Frage war überflüssig —

Digitized by Google

es ist überall besser, dem Schicksale nicht vorzugreifen, weil an seinen Wendungen, scheinen sie auch zuweilen so ungerecht als unerklärlich, doch keine Menschenweisheit etwas ändern kann, ohne oft das Uebel noch ärger zu machen."

Bei diesen räthselhaften Worten, denen Heliodora mit gespannter Erwartung, was nachfolgen würde, horchte, unterbrach das Anschlagen der Hunde die Unterhaltung, man vernahm die Ankunft eines Wagens, und Heliodora's lauter klopfendes Herz hatte ihr bereits gesagt, wer eben anlangen werde, als der Forstmeister, der hinaus geeilt war, mit Herrn von Bergen hereintrat.

Er verneigte sich, wie damals, stumm, mit der ihm eigenthümlichen Würde, das bleiche Gesicht, in dessen Zügen unverändert jene kalte, ruhige Abgeschlossenheit mit der Welt lag, die nichts mehr hofft, noch will — belebte plötzlich ein etwas milderer Ausdruck, als er Heliodora erblickte.

„Sie da, mein Fräulein!" — begann er mit seiner sonoren Stimme, — ein unerwartet angenehmes Zusammentreffen, was ich um so weniger vermuthen durfte, als man mir gesagt, gerade in dieser Zeit würden Sie Ihre Verbindung feiern."

Die helle Röthe auf Heliodora's Wangen wich einem plötzlichen Erblassen, — „der Zeitpunkt ist unbestimmt," entgegnete sie mit sanft bebender Stimme, — „warum auch einen so wichtigen Schritt, der das ganze Lebensglück entscheidet — übereilen!! —"

Bergen fixirte sie einen Moment scharf — sie empfand mehr den Blick seines großen, forschenden Auges, als sie ihn sah, und wendete, unfähig, diesen Blick zu ertragen, das ihre schüchtern ab.

* * *

Mit diesem Tage begann ein anderes Leben für unsere Heldin. — Bergen, dessen ernste, menschenfeindliche Stimmung ihr lange völlig unzugänglich gemacht, hatte sich seit jener Zeit, wo ihm Waldau die letzten Geständnisse der Schwester überbracht, ihre letzten Augenblicke getheilt, und sich dadurch fast gewaltsam wieder den Weg zu seinem Herzen gebahnt, ihm auf's Neue angeschlossen. Er hatte in ihm den seltenen, gediegenen Charakter erkannt, dem er das versteinte Herz öffnen konnte. — Waldau kannte seine frühern Schicksale, und wußte, wie dieses hart geprüfte, tiefwunde Gemüth zu behandeln sey. An seiner philosophischen Ruhe, der weichen und doch kräftigen Gemüthlichkeit seiner Weltanschauung, der herzlichen und warmen Theilnahme des um mehrere Jahre älteren Jugendfreundes — löste sich endlich die Rinde der Menschenfeindschaft, der verzweifelnden Resignation, die des bitter Betrogenen Seele finster empfangen, in wohlthuendes Weh, und entfaltete alle Blüthen früherer Liebenswürdigkeit derselben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Aurora Borealis so früh als nie. Als ob in den letzten Jahren allenthalben auf Erden in der Witterung und am Himmel Zeichen und Wunder geschehen. Schön waren im vorigen Winter und Frühling die Nordlichter und dauerten lange. Jetzt stellen sie sich so früh ein, wie kein ähnliches Beispiel nachzuweisen ist. Als sich dieses Phänomen in den Jahren 1848 und 1849 zu einer und derselben Zeit am Firmament zeigte, nämlich am 18. Sept., schien dieß ungewöhnlich früh im Herbst zu seyn; aber 1852 erschien die Aurora Borealis im prachtvollsten Glanze, wie aus Drö (Südseite Norwegens) berichtet wird, schon am 23. und 27. August, Montag- und Freitag-Abends und zwar sehr stark flammend in der Richtung von NW. nach NO., also ungefähr vier Wochen früher als in jenen Jahren. In wie weit dies ein Zeichen eines scharfen oder milden Winters seyn kann, wird die Zeit lehren. Darf man aber aus der Beschaffenheit der Winter in den beiden erwähnten Jahren etwas schließen, als das Nordlicht sich im Semptember zeigte, so kann man einen offenen und milden erwarten. Dahingegen soll nach alter Volkssage das seühe Nordlicht einen strengen und harten Winter vorbedeuten.

Ein sächsischer Förster, Namens Gastell, „der nunmehr 82 Jahre alt geworden und das Geheimniß nicht mit in die Erde nehmen will", veröffentlicht unter den Inseraten der Leipz. Zeitung vom 7. September nachstehendes Mittel gegen den Biß toller Hunde, welches er seit 50 Jahren gebraucht und womit er vielen Menschen und Vieh geholfen haben will: Man besorge sogleich warmen Essig oder laues Wasser, wasche die Wunde aus und trockne sie; alsdann gieße man einige Tropfen mineralische Salzsäure in die Wunde, weil mineralische Säure das Speichelgift auflöst, wodurch die böse Wirkung aufgehoben wird.

Auflösung des Räthsels in Nro. 146:

Frack — Arack

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 152 22. September 1852

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Der Grund, warum sie mich so sehr interessirt, daß ich meine Blicke nicht von ihr wegzuwenden vermag" — fuhr die Gräfin fort, nachdem sie Emma lange betrachtet hatte — „ist ihre erstaunliche Aehnlichkeit mit der verewigten Gräfin R**, meiner theuern unvergeßlichen Jugendfreundin. Das junge Mädchen ist ihr lebendiges Porträt, so daß ich fast glauben möchte, sie sey aus dem Grabe erstanden. Sehen sie selbst, Herr Graf, und sagen Sie mir dann, ob ich Unrecht habe." —

Bei diesen Worten zog sie ein Medaillon aus dem Busen, welches auf einer Seite das Porträt ihres Gatten, auf der andern Seite das ihrer Freundin enthielt. Das letztere hielt sie dem Grafen vor die Augen und dieser glaubte wirklich Emma Hilberts Porträt zu sehen. Schweigend gab er das Medaillon seiner Besitzerin zurück, die sein Gesicht genau beobachtete, so lange er es in der Hand hielt.

„Nun, was meinen Sie zu dieser Aehnlichkeit?" — fragte sie.

„Sie ist erstaunlich, ich muß es zugeben" — erwiderte der Graf.

Obwohl es bei dem Hochzeitfeste sehr munter zuging, so nahm doch der Graf sowohl, wie die Gräfin D'Alincourt wenig Theil an dieser Munterkeit; Beide saßen gedankenvoll da und grübelten über die sonderbare Aehnlichkeit.

Erst durch eine Unterredung mit dem Inspektor wurde der Graf ein wenig wieder erheitert; der alte Hilbert äußerte nämlich, daß er die Verbindung seiner Tochter mit Fridolf durchaus noch nicht aufgegeben hätte. Sobald die Hochzeit im Pfarrhause mit allen darauf folgenden Festlichkeiten vorüber seyn würde, wollte er ein zweites Verlobungsfest veranstalten, welches nach seiner Meinung besser als das erste ausfallen sollte. Der Graf redete ihm zu, daß er dieß noch vor Weihnachten thun möchte, weil er Eduard nicht abhalten könne, das Weihnachtsfest im väterlichen Hause zuzubringen.

Während man sich in B** auf Gustava's Hochzeit vergnügt, wollen wir einen Blick über die Mauern der Hauptstadt werfen, um zu sehen, wie sich die beiden Freunde Richard und Eduard befinden.

Der Erstere hatte sich, nachdem er mit der Familie L** in Stockholm angelangt war, ihr seinen Dank für die ihm erwiesene Güte abgestattet und nicht ohne sichtbare Bewegung Abschied von der schönen Julie genommen hatte, eilends in seine Wohnung begeben. Beim ersten Blick in dieselbe erblickte er mit Erschrecken einen auf dem Tische liegenden Brief, welcher schwarz versiegelt und an ihn adressirt war. — „Was soll das heißen?" — sprach er zu sich selbst — „sollte mein Bruder gestorben seyn?." —

Und so war es. Der Brief war von dem Inspektor seines väterlichen Gutes, der ihm meldete, daß sein Bruder plötzlich am Schlage gestorben sey und daß man den Todten zwar beigesetzt, das Begräbniß aber verschoben habe, bis der neue Gutsbesitzer ankommen würde, dessen baldige Gegenwart auf dem Gute wegen der zahlreichen Schulden und sonstigen schwankenden Angelegenheiten des Verstorbenen unumgänglich nothwendig sey.

„So bin ich denn um einen Titel reicher, im Uebrigen aber wenig glücklicher" — sprach Richard gedankenvoll — „denn ein armer Baron mit einem unbedeutenden, von Schulden belasteten Fideikommisgut, das er nicht einmal verkaufen darf, spielt eben keine besondere Rolle in der Welt." —

Der Brief hatte schon zwei Tage gelegen, es war also keine Zeit zu verlieren. Er mußte schnell zu seinem Chef eilen und um Urlaub zu seiner Reise nach Norrland bitten. Aber erst lief er zu Eduard, den er leider nicht zu Hause traf. Er hoffte denselben bei dem General zu finden, aber auch dort war er nicht. Er ging — nachdem er den erbetenen Urlaub erhalten hatte —

Digitized by Google

nochmals in Eduards Wohnung, traf aber denselben wieder nicht anwesend.

Erst am folgenden Tage, nachdem er bei dem Hofgerichtsrath L** einen kurzen Abschiedsbesuch gemacht hatte (bei welchem ihn die Hofgerichtsräthin weit artiger empfangen, als sie sich eigentlich vorgenommen hatte, denn er war ja nun Freiherr geworden), traf er auf dem Wege zu dem Dampfschiff Norrland, das in einer Viertelstunde abgehen sollte, Eduard auf der Straße. Die Zeit drängte. Kaum konnte ee demselben den Tod seines Bruders, seine bevorstehende Abreise und seine Niedergeschlagenheit, die ihn am ruhigen Nachdenken hinderte, in der Kürze mittheilen. Emma's wichtigste Angelegenheit, die Erklärung in Betreff des kleinen Ritters, blieb demnach unberührt; und dieß mußte man dem armen Richard bei seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung verzeihen. Eduard, dessen Gesicht ein Bild des Schmerzes, der Unruhe und des Kummers war, hatte in diesem Augenblicke für nichts Anderes Sinn, als für den Kummer seines armen Freundes und für die verwickelten Verhältnisse, die ihn in seinem verödeten Vaterhause erwarten mußten. Glücklicher Weise hatte er hinreichende Geldmittel bei sich, um dem armen Freiherrn einen Vorschuß machen zu können. Richard drückte dankbar und mit thränenden Augen die Hand seines Freundes, der ihm in dieser großen Verlegenheit so edelmüthig beistand, und eilte mit dem Versprechen, ihm mit der nächsten Post zu schreiben, an Bord des Dampfschiffes.

Betrübt ging Eduard langsamen Schrittes nach Hause. — „Es gehört zu meinem Schicksal" — seufzte er — „daß ich meine Gedanken und Gefühle stets in meine Brust verschließen muß. Kaum hatte ich meinen Jugendfreund wieder gefunden, so reißt ihn das Schicksal bald hierhin, bald dorthin, und ich muß mit meinem Kummer allein bleiben. Wann bedurfte ich dringender ein Herz, an welches ich mich anschließen kann, als jetzt? Jetzt, da meine heiligsten, innigsten Gefühle verletzt sind, da ich getäuscht und betrogen von Derjenigen bin, welche meine reine, treue, unverlöschliche Liebe besaß? — Soll ich wohl glauben, daß Emma — dieser Engel an Schönheit und Unschuld, dieses vollkommene Abbild der Anmuth, Reinheit und Anspruchslosigkeit — mit meinen Gefühlen ihr Spiel treibe, eine gewöhnliche Kokette ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung.)

Bergen war einer jener seltenen Menschen, die sich in gewisser Hinsicht immer scharf beobachtet glauben, sich nie die kleinste Rücksichtslosigkeit gestatten, weder gegen Andere, noch gegen sich selbst. Daß diese stete Beobachtung der Dekors nicht zur Pedanterie, nicht zur glatten Kälte und Form wurde, den wahren und warmen Ergüssen des Verstandes und Herzens nicht Einhalt that, erschien eben bei ihm als jene eigentliche intensive Liebenswürdigkeit, die so zauberisch wirkt, das wahrhaft ächte, vornehme non plus ultra des Umgangs — man möchte sie die moralische Grazie nennen, diesen Phönix, dessen seltene Erscheinung so gebietend und mächtig selbst auf die rohesten Umgebungen wirkt. Schillers geistreiches Wort:

„Wahre Königin ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht — herrscht blos weil sie sich zeigt!" —

kommentirt am treffendsten ihr eigenstes Wesen, — daß auch der Mann diese Seelenschönheit erringen konnte, zeigte sich hier, und erschien als das Resultat der vollendetsten Bildung noch energischer und anziehender.

Wie hätte Heliodora, deren leise, tiefe Empfänglichkeit sich jedem großartigen Eindruck öffnete, nicht den hohen Werth des seltenen Mannes, seinen mächtig überlegenen Geist, die Fülle der mannigfachsten Kenntnisse, die ohne jede Pedanteeie sich überall verriethen, das reiche, tiefe Gemüth, was untee der rauhen Schale verborgen gelegen und bei dem Umgange mit ihr in seiner ursprünglichen Herrlichkeit hervortrat — im innersten Herzen empfinden sollen! — Wie konnte die Nähe, der öftere Austausch jeder Ansicht und Empfindung eines solchen Mannes bei einem Mädchen von Heliodora's Gepräge anders als entscheidend für das innere und äußere Leben seyn. — Mochte doch der vier und vierzigjährige Mann jedee andern Schönheit entbehren, als des namenlosen Ausdrucks seiner herrlichen dunkeln Augen, der hohen, edlen Gestalt, der königlichen Stirn, wo der Gedanke thronte, es war genug, die sinnige, anders als die Mehrzahl ihres Geschlechts empfindende Heliodora, langsam aber unzerstörbar mit einem Zauber zu umspinnen, der sie in Bergen das früher nur dunkel geahndete, jetzt in der Wirklichkeit verkörperte Ideal finden, und bald kein anderes Glück als das, ihn zu sehen, zu hören, um ihn zu seyn, mehr wünschen ließ.

Aber auch er, der ernste, hart geprüfte Mann, der selbst nicht ahndete, daß die Nähe und der Einfluß des liebenswürdigen Mädchens das starre Eis seines Gemüthes leise hinweggeschmolzen und den Frühlingsathem eines neuen, schönen Lebens in der Entfaltung seines eigentlichen Selbst hervorgerufen — kam oft und öfter, blieb länger, schied zögernder aus dem kleinen Kreise, ohne sich zu ge-

Digitized by Google

stehen, daß Heliodora der Magnet war, der ihn in der stillen Abgeschiedenheit seines einsamen Hauses nicht mehr lange rasten ließ, der ihm die wenigen Tage, wo er sie nicht sah — weil ihm zu häufige Besuche nicht mit dem Anstande vereinbar schienen — zu Monden ausdehnte. — Er nannte die unruhige Sehnsucht, die ihn zu ihr zog, Wohlwollen, Mitleiden für ein liebenswerthes Wesen, was er ob ihrer Wahl innig zu beklagen hatte, gerechte Bewunderung ihrer hohen geistigen und doch so ächt weiblichen Bildung, ihres klaren, scharfen Verstandes — ein wärmeres Gefühl ahndete er nicht — nicht bei ihr — nicht in sich selbst. —

Der Forstmeister sah mit wachsendem Erstaunen die vortheilhafte Umwandlung seines Freundes, der seit dem fünfwöchentlichen Aufenthalte der beiden jungen Mädchen öfter und länger bei ihm weilte, als je zuvor. Er sah den sichtlichen Schreck Heliodora's, wenn Briefe des Verlobten eingingen, ihr Erbleichen, wenn von seiner nahen Ankunft und ihrer Rückkehr nach der Residenz die Rede war. — Er sah auch ihre unverkennbare Freude und erhöhte Lebhaftigkeit, wenn Bergen kam, und vermochte sich nicht länger darüber zu täuschen, daß sie sich jener Verbindung nur mit Widerstreben fügen werde, da offenbar ein höheres Interesse sie an Bergen fesselte. Er erkannte das wunderbare Walten der Nemesis, die ihr unsichtbares Amt auch hier verwalten, und den schwer Geprüften vielleicht noch in spätern Tagen für unsäglichen Schmerz reich entschädigen wolle, wenn er gleich die Eigenthümlichkeit des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen erwägend, die Hinneigung der jungen, schönen, in der großen Welt erzogenen Heliodora zu dieſem Manne als eine Außerordentlichkeit betrachten mußte, welche ſie ſelbſt als seltene Ausnahme ihres Geschlechts zeigte. — Aber was sollte er unter diesen Umständen thun — sollte er das treffliche Mädchen, welches ihm täglich werther ward, die Beute des Unwürdigen werden sehen, dessen ganze Erbärmlichkeit sie nicht kannte, ja, nicht einmal ahnete — oder sollte er die Verantwortung auf sich nehmen, durch seine Enthüllung des schrecklichen Geheimnisses eine entscheidende Wendung ihres Schicksals zu veranlassen —?— Er hatte lange mit sich gekämpft, als endlich ein Brief des Barons, der in wenigen Tagen seine Ankunft meldete, Heliodorens bisher unveränderte heitere Stimmung wie ein Blitzstrahl aus unumwölktem Himmel niederschlug, und des Mädchens tödtliches Erblassen, ihre kaum zu bezwingende Angst seine innige Theilnahme erregte, und er nun die Verpflichtung empfand, ihren Gefühlen endlich eine bestimmte Richtung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Wellington.

Arthur Cowley Wellesley, Herzog von Wellington und Marquis von Douro, vierter Sohn des Garrett Cowley, Earl von Morningtou, und der Anna Hill, Tochter des Viscount Dungannon, ward am 1. Mai 1769 zu Dungan Castle in Irland geboren und hat demnach ein Alter von mehr als 83 Jahren erreicht. Seine Vorfahren väterlicherseits, welche eigentlich Colley oder Cowley hießen, waren unter Heinrich VIII. aus England nach Irland eingewandert und hatten sich in der Grafschaft Kilkenny niedergelassen. Später nahmen sie zugleich mit dem Erbgute der ausgestorbenen Familie Wesley oder Wellesley deren Namen an.

Seinen allgemeinen Schulunterricht erhielt Arthur Wellesley zu Eaton, seinen ersten Militär-Unterricht in der Kriegsschule zu Angers in Frankreich. 1787 trat er in englische Kriegsdienste, wohnte 1794 als Brigade-Befehlshaber unter dem Herzoge von York dem Feldzuge in Flandern bei und ging 1797 nach Indien in Begleitung seines ältesten Bruders, des ausgezeichneten Marquis von Wellesley, General-Gouverneurs von Indien. Bei Malavelly und Seringapatam legte er den Grund zu seinem zukünftigen Ruhme. Doch zeigten sich seine kriegerischen Talente zuerst in ihrem vollen Glanze, als er im Deccan ein besonderes Heer befehligte und unter den ungünstigsten Umständen den Sieg von Assaye erfocht, welchem der von Argaum folgte. Die Erstürmung von Gawilghar beendigte den Krieg. Der Dank des Parlaments und die Verleihung des Bath-Ordens belohnten den Sieger.

Im Jahre 1805 kehrte der General-Major Arthur Wellesley nach England zurück, ward im folgenden Jahre Parlaments-Mitglied für Newport und 1806 erster Sekretär für Irland, von wo er jedoch bald abberufen wurde, um unter Lord Cathcart einen Befehl bei der Kopenhagener Expedition zu übernehmen. 1808 ging er nach der pyrenäischen Halbinsel und schlug 1809 die Schlachten von Rolleia und Vimiera; es folgte der Uebergang über den Duero und die Schlacht bei Talavera, für welche er mit seiner ersten Peerschaft als Baron Douro und Viscount Wellington von Talavera, einem Jahresgehalt von 2000 L. und dem Dank des Parlaments belohnt wurde. Wir können hier auf seine kriegerischen Thaten in Spanien und Frankreich nicht weiter eingehen und erwähnen nur, daß ihm nach Abschluß des Friedens von 1814 die Herzogswürde verliehen wurde. In demselben Jahre ward er zum Gesandten in Frankreich ernannt und begab sich von dort nach dem Kongresse von Wien. Die Rückkehr Napoleons aus Elba rief ihn noch-

Digitized by Google

mals ins Feld und die Schlacht bei Waterloo schloß seine Sieges-Laufbahn.

Am 29. Juni 1816 kehrte der Herzog nach England zurück, nachdem er einige Tage vorher mit genauer Noth in Paris einem Mordanschlage entgangen war. Allein schon im August war er wieder als Gesandter in Paris. Am 11. Februar 1818 ward ein zweiter Mordversuch auf ihn gemacht, indem ein gewisser Chantillon ein Pistol auf ihn abfeuerte, glücklicher Weise ohne ihn zu treffen.

Nach dem Kongresse von Aachen begab sich Wellington wieder nach England. 1826 ward ihm die durch den Tod des Herzogs von York erledigte Stelle als Ober-Befehlshaber des Heeres übertragen. Kurz darauf starb der Premier-Minister Lord Liverpool, und der König ernannte am 10. April Herrn Canning zu seinem Nachfolger. Dies veranlaßte sechs Mitglieder des alten Kabinets zum Rücktritt und den Herzog von Wellington zur Niederlegung des Obeebefehls über die Truppen. Die Folge davon war das Mißglücken des Ministeriums Canning. Das nächste Ministerium, welchem Lord Goderich präsidirte, hatte nur ein kurzes Leben. Als Goderich zurücktrat, ward der Heezog mit Bildung eines Kabinets beauftragt und vollführte diese Aufgabe. Huskisson, welcher eine gewisse Insubordination zeigte, ward bald aus dem Kabinet entlassen; sein Freund Lord Dudley, so wie C. Grant und Lord Palmerston schieden gleichfalls kurz nachher aus; der nachherige König Wilhelm IV., den der Herzog wegen seiner verschwenderischen Lebensweise zur Rede stellte, legte in Folge davon seinen Posten als Lord Ober-Admiral nieder. Der militäeische Geist des Premiers machte sich in diesem Kabinet sehr fühlbar. Eine der Reformen aus jener Zeit, die sich an den Namen des Herzogs von Wellington knüpfen, ist die Aufhebung der Test and Corporation Acts, welche trotz der heftigen Opposition Lord Eldon's und anderer Tories der alten Schule mit Triumph durchgesetzt wurde.

Außerdem dürfen wir nicht unterlassen, der Roman Catholic Relief Bill (Emanzipation der Katholiken) Erwähnung zu thun. Als der Herzog sich nach langem Sträuben endlich entschloß, den Forderungen der Katholiken und der liberalen Partei Rechnung zu tragen, ward er von den Protestanten der Orforder Schule als „Apostat" gebrandmarkt. In der Session von 1829 war es, wo Peel die Bill mit einer Majorität von 178 Stimmen im Unterhause, der Herzog selbst mit einer Majorität von 104 Stimmen im Oberhause durchbrachte. Einige Bemerkungen des bekannten protestantischen Eiferers, des Earl von Winchilsea und Nottingham, über die Bill hatte am 21. März einen unblutigen Zweikampf zwischen ihm und dem Herzoge zur Folge.

Im Jahre 1830 fiel das Ministerium Wellington. Manche Tories, welche über die Emanzipation der Katholiken grollten, hatten ihm ihre Unterstützung entzogen, und an einen dauernden Beistand von Seiten der Whigs und Katholiken war auch nicht zu denken. Zudem war ein neues Feldgeschrei aufgetaucht: der Ruf nach „Reform" — ein Ruf, für welchen das Ohr des Herzogs taub war. Seine Feindschaft gegen die Sache des Fortschritts zog ihm damals den Haß des Volkes in hohem Grade zu; sogar persönlichen Beleidigungen war er ausgesetzt, und die Fenster seiner Wohnung wurden von dem wüthenden Pöbel zertrümmert. Diese Abneigung hat sich freilich seitdem bis in die tiefsten Schichten des Volkes hinein in ein Gefühl der Achtung und Verehruug verwandelt. Der 28. November war der Tag, an welchem die Reorganisation des Kabinettes stattfand; Lord Grey trat an Wellington's Stelle.

Es folgt nun die glänzende Periode der Reform-Bill — eine Periode, in welcher freilich der Herzog nicht glänzte. Doch hatte sie für ihn das Gute, daß der Refoem-Kampf ihn mit den abtrünnigen Tories aussehnte. Man kann wohl behaupten, daß mit dem Durchgehen der Reform-Bill die politische Laufbahn Wellington's ihr Ende erreichte. Wenn er gleich später fortwährend ein warmer Anhänger der konservativen Partei blieb, so bewarb er sich doch nie wieder um die Premierschaft. Uebrigens kehrte mit dem Siege der Reform-Bill auch die alte Popularität des Herzogs wieder.

Die letzte bedeutende Rede des alten Helden im Oberhause war die, in welcher er (Session von 1852) das Benehmen Sir Harry Smith's im Kaffern-Kriege mit dem größten Nachdruck in Schutz nahm.

Wiewohl der Herzog hochbejahrt war, so kam die Nachricht seines Todes doch unerwartet. Als er sich nach Walmar Kastle begab, schien er des besten körperlichen und geistigen Wohlseyns zu genießen.

Dem Verstorbenen folgt in der Peerswürde sein Sohn Arthur, Marquis von Douro, geboren 1807. Er ist Oberst im englischen Heere und seit 1839 mit einer Tochter des Marquis von Tweeddale verheirathet.

* * *

Redakteue: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenbueg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 153 25. September 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

So grübelte Eduard und quälte sich unnöthiger Weise, indem er sich tausendmal vornahm, die Unwürdige zu vergessen, und doch tausendmal wieder an sie dachte. Die Briefe, die er von seinem Vater erhielt, waren selten, kurz und kalt; die Mutter schrieb gar nicht an ihn. Wie sehr schmerzte dieß den armen Eduard, dessen Herz lauter Liebe war. Wie anders waren nicht die Briefe gewesen, die ihm sein Vater während seiner Universitätszeit und seiner Reisen geschrieben hatte; wie oft und wie zärtlich hatte ihm damals nicht seine Mutter geschrieben! — Nun war Alles anders! Er war in Beider Augen nur ein ungehorsamer, abtrünniger, ausgearteter Sohn, der sich ihrer Zärtlichkeit unwürdig gemacht hatte; er hatte das, was jedem guten Kind das Kostbarste und Süßeste auf Erden ist — die Liebe seiner Eltern — verloren; und sie, um deretwillen er dieselbe verloren hatte; sie, um deretwillen er bereit gewesen war, dem Zorn, dem Haß, ja sogar dem Fluch seiner Eltern zu trotzen; sie, an deren Seite er in einer Wüste Ersatz für Reichthum, Ehre und Rang gefunden haben würde — sie — was war sie ihm jetzt?

Nie hatte Eduard, der arme Eduard, sich so einsam mitten in der volkreichen Hauptstadt, nie so arm in all' seinem Ueberflusse gefühlt, als jetzt, da er in der ganzen weiten Welt kein Herz zu haben glaubte, das ihn verstand und in welches er seinen Reichthum an Feuer, Gefühl und Liebe ausströmen konnte. Der General war wohl sein väterlicher wohlmeinender Freund, wie früher, und der Umgang mit seinem ehemaligen würdigen Lehrer war ihm oft ein Balsam für das Herz und ein Schutzmittel gegen Verzweiflung; aber mit keinem von Beiden konnte er von seiner betrogenen Liebe, von seiner treulosen Geliebten sprechen. Beide würden ihn beklagt, aber nicht verstanden haben. Ihre Jugendzeit lag schon zu weit hinter ihnen; sie hatten Beide schon zu oft mit den Widerwärtigkeiten des Lebens gekämpft, um in einer Jugendliebe mit all' ihrer Freude und ihrem Schmerz etwas Anderes, als das Gemälde eines Kosmarama's mit wechselndem Schatten und Licht zu sehen. Sie würden ihn ermahnt haben, vernünftig zu seyn, und gerade dazu hatte er gegenwärtig nicht die geringste Anlage; sie würden ihn ermahnt haben, seine Liebe zu vergessen, und dieß gerade vermochte er am wenigsten.

Zwei und eine halbe Woche war verflossen, seitdem die Familie L** von B** abgereist war; Emma hatte seit dieser Zeit keine Nachricht von Eduard erhalten. Julie hatte in ihrem ersten Briefe erwähnt, daß Richard von P** durch den Tod seines Bruders unerwartet Erbe des väterlichen Freiherrntitels, nebenbei aber durch die bedeutenden Schulden, in welche sich sein Bruder gestürzt hatte, ärmer geworden sey, als er vorher gewesen; daß Richard sogleich nach seiner Rückkehr die Hauptstadt auf längere unbestimmte Zeit habe verlassen müssen; daß sie selbst sich, seitdem sie ihn nicht mehr sehen und seinen Umgang nicht mehr genießen könne, wie in eine Wüste versetzt fühle und daß sie nicht wisse, ob Richard mit seinem Freunde über die bewußte Angelegenheit, die ihr so sehr am Herzen liege, gesprochen habe.

Emma ihrerseits grübelte eben so sehr über Eduards Benehmen, wie dieser über das ihrige. — „Er verkennt mich, er verachtet mich" — seufzte sie oft, wenn sie allein war; und ein Strom von Thränen entfloß bei diesem Gedanken ihren Augen. Ihre Unruhe und ihre Betrübniß wurde dadurch nicht wenig vermehrt, daß sich Fridolf seit einiger Zeit darauf gelegt hatte, die Rolle eines feurigen verzweifelnden Liebhabers zu spielen und seine frühere geheuchelte Kälte gänzlich abzulegen. Nebenbei erschreckte sie ihr Vater nicht wenig durch seine beständigen Ermahnungen, daß sie sich freundlich gegen Fridolf zeigen, sich an ihn gewöhnen und sich bemühen solle, an seinem Umgang Vergnügen zu finden. Emma vermochte daher bei Gustava's Hochzeit nicht sehr froh zu seyn.

Doch — kehren wir wieder zu dieser Hochzeit zurück.

Digitized by Google

Die Gräfin D'Alincourt näherte sich Emma und knüpfte ein Gespräch mit ihr an. War sie aber vorher über die erstaunliche Aehnlichkeit dieses Mädchens mit ihrer verstorbenen Freundin erstaunt, so staunte sie jetzt noch weit mehr über dieses Landmädchens ungewöhnliche Bildung, über ihre Milde, ihr stilles, anspruchloses Wesen, ihre Anmuth, ihren Geist und ihre Lebendigkeit, zugleich aber auch über die Unschuld und Frömmigkeit, die aus jedem ihrer Blicke und Bewegungen hervorglänzte. Emma ihrerseits erfreute sich sehr an der leichten und interessanten Unterhaltung der Gräfin und an deren angenehmer Persönlichkeit. Am Ende des Festes trennten sich Beide sehr eingenommen für einander.

Am folgenden Morgen beim Frühstück brachte die Gräfin D'Alincourt das Gespräch auf Emma. Die Gräfin H** hörte jetzt zum Erstenmal von dieser sonderbaren Aehnlichkeit mit der verstorbenen Gräfin N**, der Graf bestätigte die staunenerregende Aehnlichkeit und die Gräfin wurde sehr bestürzt, als ihr die fremde Dame das Porträt der Verstorbenen zeigte.

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Fortsetzung)

„Sie haben einst von mir die Frage vernommen, meine liebe, junge Freundin," begann er mit gewinnender Traulichkeit, — „ob Sie Ihren Bräutigam lieben, und blieben mir die Antwort schuldig — wollen Sie mich, der Sie so innig schätzt, nicht für indiskret halten und mir jetzt antworten? — ich habe wahrlich Gründe zu dieser Frage."

Heliodora sah in das Vertrauen erweckende Antlitz Waldau's, und der Verstellung ungewohnt, die auch jetzt nichts mehr fruchten konnte, erwiderte sie fest: „Ich liebe den Baron Landry nicht!"

„Sie lieben ihn nicht und wollen ihm doch Ihre Hand geben?" fragte Waldau ernst.

„Was soll ich thun, wie mich von dieser Verbindlichkeit lösen, die ich einst freiwillig eingegangen," — erwiderte sie beklommen, und Thränen drangen unaufhaltsam aus den schönen Augen.

„Wollen Sie nicht darüber den Rath unseres Freundes Bergen in Anspruch nehmen," fragte Waldau forschend.

Sie erröthete flüchtig. — „Herr von Bergen würde sich nicht darein mischen wollen, da er überdem mit seinem Neffen nicht in dem freundlichsten Verhältniß steht."

„Und kennen Sie die Ursache dieser Trennung unter so nahen Verwandten?" fuhr Waldau mit Bedeutung fort.

„Nein, — Landry wich mir stets aus, wenn ich darnach forschte, oder führte Gründe an, welche aller Wahrscheinlichkeit entbehrten, — Herr von Bergen aber zeigte bei der leisesten Hindeutung ein so entschiedenes Widerstreben, sich darüber zu äußern, daß ich ganz unwissend in dieser Sache bin."

„So lernen Sie Beide kennen," sagte der Forstmeister, — nahm aus dem Sekretär ein Päckchen, drückte es ihr in die Hand und verließ sie.

Heliodora empfing mit leisem Beben das verhängnißvolle Packet, und eilte ihrem Lieblingsplatze im Freien zu, hier ungestört zu lesen. Am äußersten Ende des großen Gartens war auf einer kleinen Anhöhe eine Gaisblattlaube; der eben erwachende Frühling trieb die ersten grünen Keime an den bräunlichen Zweigen, und die Sonne schien mild auf die duftige Erde herab. Zur rechten Seite dehnte sich der dichte Eichenwald, zur linken streifte das Auge weit über die grünenden Saatfelder, aus denen Lerchen empor wirbelten, die ersten fröhlichen Stimmen der Natur; — sie entfaltete die Papiere und las das Vermächtniß der Frau von Landey, vom Forstmeister Waldau nach der strengsten Wahrheit kommentirt.

Heliodora hatte geendet — die Papiere entsanken ihrer Hand — ein niegekannter Sturm streitender Gefühle erhob sich in ihrer Seele — Entsetzen, Verachtung, Mitleid, Schmerz, Bewunderung kämpften, einem sturmbewegten Meere gleich, darin. — So verworfen war der Mensch, dem sie ihr Schicksal anvertrauen gewollt — und so hoch stand der herrliche Mann, dessen ernstes Bild sich, ihr fast unbewußt, längst in ihre Träume webte — zu dem sie jetzt wie zu einem höhern Wesen aufblickte, der so unaussprechlich gelitten und so großmüthig geschwiegen hatte; des elenden Verbrechers Ehre schonend, ihm Alles geopfert, selbst das Heiligste, das Vertrauen auf Menschrecht.

Ihre unschuldige Seele erbebte vor dem Gedanken, jenem Nichtswürdigen so nahe gestanden zu haben, und das Gesicht mit beiden Händen bedeckend, brach sie im Uebermaß widerstreitender Empfindungen in einen Thränenstrom und die Worte aus: „Edler, herrlicher Mann, soll dein schönes, so fürchterlich mißhandeltes, verkanntes Herz einst brechen, ohne daß du weißt, es sey von einem gleichen erkannt worden, — sollst du in entsetzlicher Vereinzelung vergehen, ohne eine liebende Hand, die deinen rauhen Pfad ebnet — Gott, mein Gott — könnte ich doch für dich sterben, oder —" setzte sie kaum vernehmbar hinzu — „leben —!—"

Nach einer ziemlich langen Pause, in der ihre Thränen immer heißer flossen, machte ein leiser,

Digitized by Google

aber tiefer Seufzer sie emporschauen, und mit einem Schrei unbeschreiblichen Schreckens fuhr sie zurück, denn vor ihr stand, den Ausdruck eines Gefühls, das keine Beschreibung duldet, in den Zügen — Er — er selbst, der in diesem Augenblicke unaussprechlich selig, sich in ihrem Anschauen verlor.

Beide blieben stumm einander gegenüber — Heliodora wechselweise erblassend und glühend, wagte nicht zu athmen, nicht ihn anzusehen, — und rang in tödtlicher Verlegenheit umsonst nach Worten.

(Schluß folgt.)

Graf Joseph Kruszynski.

Mit diesem Namen ist letzter Tage eines der hervorragendsten Glieder der polnischen Emigration in der Schweiz bestattet worden. Der Genannte hatte zur Zeit des polnischen Unabhängigkeitskampfes das Amt eines Staatssekretärs der auswärtigen Angelegenheiten mit außerordentlichem Eifer und Gewandtheit versehen, wurde als solcher auf einer außerordentlichen Mission in Dresden von der Eroberung Warschau's durch die Russen überrascht, begab sich nach Paris und kam dann in die Schweiz, wo er im Jahr 1836 zu Bern seinen bleibenden Aufenthalt nahm. Da er durch die Revolution seine Güter in Polen verloren, und die Pension, welche Frankreich an die polnische Emigration zahlte, weder sicher noch hinreichend war, hatte Graf Kruszynski, trotz dem, daß jeder Zoll an ihm ein ächter Aristokrat war, den großen moralischen Muth, unter dem bescheidenen Namen Klein die Stellung eines Gehülfen in der Buchhandlung Fischer einzunehmen, und derselben mit solchem Eifer, Umsicht und rastloser Thätigkeit vorzustehen, als wäre Buchhandel sein Beruf von Jugend auf gewesen. In der That waren englische und französische Reisende nicht wenig erstaunt, wenn sie erfuhren, daß der alte, freundliche, galante Bücher- und Bilderverkäufer in der „Librairie Belge" ein polnischer Graf und ehemaliger Staatssekretär sey. War er in seinem Geschäft nur Buchhändler, schämte er sich nicht seiner Arbeit, so lebte er dagegen in seinem Hause in einem gräflichen Komfort, so weit es möglich war. Indessen war auch in dieser Lage Politik sein Steckenpferd; er las seine „Allgem. Ztg.", das „Journal des Débats", dessen Korrespondent er war, die „Warschauer Zeitung" und inländische Blätter; eine politische Neuigkeit war für ihn stets angenehm, wie er denn selbst durch steten Umgang mit den in Bern anwesenden Diplomaten in der Regel in politischen Dingen gut unterrichtet war. Er konnte den alten Diplomaten nicht verläugnen und befand sich unter ihnen stets in seinem Fahrwasser. Die politische Farbe machte bei ihm keinen großen Unterschied; er war mit dem Grafen Bombelles, dem Vertreter der Metternich'schen Politik, eben so sehr befreundet, wie mit dem spanischen Progressisten Carnerero, der ihm während seiner Abwesenheit die Besorgung seiner Gesandtschaftsgeschäfte übertrug und ihm dafür einen spanischen Orden erwirkte; mit dem doktrinären und ultramontanen Bois le Comte, wie mit dem jungen und lebensfrohen Herrn (nun Sir) R. Peel, dessen besondere Freundschaft er genoß ꝛc. Auch mit mehreren schweizerischen Staatsmännern war er befreundet und rühmte sich gern ihrer nähern Bekanntschaft, was ihm im November 1847 eine 14tägige Haft zuzog; denn er hatte an einer Tafel laut werden lassen, er kenne den ganzen Feldzugsplan seines Freundes Dufour gegen den Sonderbund, und mußte nun in gezwungener Abgeschiedenheit den Ausgang des Feldzugs erwarten.

Elektro-magnetische Fischjagd.

Einer Korrespondenz des „Herald" aus Bremen zufolge ist an der praktischen Anwendbarkeit dieser Fangmethode nicht mehr zu zweifeln. Das bremische Schiff „Heineken" machte bei dem Wallfischfang in der Südsee Versuche, die vollkommen gelangen. Das Schiff hat drei Apparate an Bord, einen mit einem Magnet, einen zweiten mit 4 und einen dritten mit 14 Magneten. Der Kapitän des Schiffes schreibt in einem aus Seeland datirten Brief, wie folgt: „Den ersten Versuch machten wir an einem Haifisch, wobei wir uns der Maschine mit einem Magnet bedienten. Unmittelbar nachdem das Thier getroffen war, drehte es sich auf die Seite, und nachdem wir einige Minuten lang einen elektrischen Strom in seinen Körper geleitet hatten (dadurch, daß wir die Maschine in Rotation versetzten), wurde es so steif, wie ein Stück Holz. Nicht minder gelang ein zweiter Versuch, der einem Blackfisch galt. Kaum war dieser von der Harpune getroffen und die Maschine in Bewegung gesetzt, so fing er an zu sinken. Man stellte hierauf die Rotation ein, worauf der Fisch sogleich wieder an die Oberfläche kam und, als die Maschine abermals in Bewegung gesetzt wurde, steif und regungslos auf der Oberfläche des Wassers lag. Wir hatten uns bei diesem Versuche der Maschine mit 4 Magneten bedient. In den folgenden Tagen machten wir Gebrauch von unserer Maschine mit 14 Magneten bei einem Wall-

Digitized by Google

sich. Dieser, nachdem er getroffen war, machte nur einen einzigen gewaltsamen Ruck vorwärts, drehte sich dann auf die Seite und lag machtlos an der Oberfläche."

Mannigfaltigkeiten.

[Wirkliche Chinesen in Berlin] Seit einigen Tagen zeigt sich die Chinesische Familie in Kroll's Garten. Der Rittersaal dieses Lokales ist an den Wänden mit chinesischen Gemälden, Tapeten, Waffen, Instrumenten und Zierrath aller Art geschmückt; auf Tischen befinden sich die Kunst- und Industrigegenstände. In der Mitte des Saales sitzt auf einer Tribüne die Familie selbst, da ist zunächst der Mann mit geschorenem Kopfe, von dem ein drei Ellen langer Zopf herabhängt, die reiche Damast-Gewandung zeigt den vermögenden Mann. Herr Choung Atai spricht die englische Sprache, so daß er sich verständigen und ein liebenswürdiges Entgegenkommen beweisen kann; er übergibt Jedem ein Stück Papier, worauf er seinen Namen schreibt. Ihm zur Seite sitzen seine Frau und deren Schwester, erstere 26, letztere 18 Jahre alt, Beide in reichem seidenen Kostüme und in ganz wundersamer Haartracht, die wie in Roßschweifen endet. Hier sind ganz besonders die Füße bemerkenswerth, welche nur 4 Zoll lang und durch Einschnüren so verstümmelt sind, daß den Damen das Gehen bedeutend erschwert wird. Die beiden Damen spielten sehr eifrig Domino, wenn sie sich nicht durch den Vortrag von Romanzen unterbrechen. In diesem Fall begleitete der Mann den Gesang auf einem Holzbrett, worauf er mit zwei Bambusstäbchen trommelt. Außer den Dreien ist auch noch eine Magd vorhanden, welche einfach gekleidet und auch im Vollgebrauch ihrer Füße ist, die nur bei den Vornehmen eingeschnürt werden. Hr. Choung Atai wird in den nächsten Tagen einen Verkaufs-Bazar chinesischer Waaren eröffnen.

In New-York ist ein Riesenhotel, welches sich das „Metropolitan-Hotel" nennt und nicht weniger als tausend Zimmer und zweihundert Kammern zählt, eröffnet worden. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, daß vom Erdgeschoß bis zum sechsten Stock die Bedienung ohne die geringste Störung geschehen kann. Ein geschriebener Zettel, in eine Büchse gesteckt, welche in allen Eßsälen sich befindet, meldet in einer Sekunde tief unten in der Küche, was der Absender zu speisen wünscht, und in wenigen Minuten ist das Gewünschte da Auf diese Weise ist den Bewohnern dieses prachtvollen Gebäudes das unangenehme Klingeln und Rufen der Gäste nach den Dienern erspart. Die Zimmer sind mit unerhörtem Luxus dekorirt; wer Lust hat, kann sich in einem prächtigen Badegemach in marmorner Wanne baden, die Küchen sind eine Merkwürdigkeit, ein wahres Wunder, und um einen Begriff von den ungeheuern Dimensionen dieses Gasthauses zu geben, braucht blos bemerkt zu werden, daß 150 männliche und weibliche Dienstboten darin beschäftigt werden, tausend Gäste darin ein Unterkommen finden können und zwölftausend Röhren das Wasser im ganzen Gebäude überall hinleiten. Das Metropolitan-Hotel hat aber auch eine Million Dollare gekostet.

Im Breslauer Treubundsliederbuch werden die Demokraten folgendermaßen geschildert:

„Etwas haben sie auch
Von jedweder Race:
Menschen sind sie äußerlich
Nach Gesicht und Masse,
Affen je nach Tracht und Bart,
Innerlich ist's Teufelsart,
Und mit Engelzungen
Kommen sie gesungen.

Ohne Heimath, ohne Paß,
Nirgends, allerwegen,
Wandern sie ohn' Unterlaß
Auf geheimen Stegen;
Wie der Kobold immer nah,
Schnell auf's Diebeszeichen da,
Alle Zeit gewärtig,
Immer fix und fertig."

Man erzählt sich, daß ein exzentrischer Engländer, der steif und fest behauptet, daß man nur in England komfortabel frühstücken und in Frankreich anständig zu Mittag speisen könne, täglich nach dem Frühstück von London um 10½ Uhr nach Calais fährt, dort dinirt und Abends wieder zurückfährt. Der Name dieses ehrenwerthen Gentleman ist nicht genannt. Man erspart dadurch die Mühe, ihn zu vergessen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 154 25. September 1852

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Es ist in der That der Mamsell Hilbert frappant ähnlich" — sprach die Gräfin H**, nachdem sie das Bild lange betrachtet hatte.

„So sehr frappant finde ich es nicht" — versetzte Fräulein Louise, welche das Porträt ebenfalls betrachtete. — „Meine selige Mutter sah weit genialer und weniger kokett aus, wie Sie aus diesem Bild ersehen werden. Ich für meine Person finde keine besondere Aehnlichkeit."

Bei diesen Worten flammten die Wangen des Fräuleins. Sie hatte vom Anfang an den Namen Emma's nicht ohne Verdruß und Unmuth hören können; um wie viel mehr mußte sie sich ärgern, als sie jetzt hörte, daß dieselbe ihrer eignen Mutter ähnlich sehen solle, obwohl sie von der letzteren nie ein Porträt gesehen hatte, denn — sonderbar genug — ihr Vater hatte ein solches nicht besessen. Noch mehr ärgerte sie sich aber darüber, daß sie diese sonderbare Aehnlichkeit, obwohl sie dieselbe laut bestritt, in ihrem Innern zugeben mußte.

Die Gräfin D'Alincourt, welche die Ursache nicht kannte, weßhalb Louise die liebenswürdige Emma haßte, hatte die Erstere nie unangenehmer, als in diesem Augenblick gefunden. Vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an hatte sie eine sonderbare unerklärliche Abneigung gegen das Fräulein gefühlt; allein sie hatte diese Abneigung zu bekämpfen gesucht und sich bemüht, das Fräulein, als die einzige Tochter ihrer geliebten Freundin, zu lieben; aber von diesem Augenblick an war diese Bemühung fruchtlos, Louise erschien ihr als das widerwärtigste Mädchen, das sie sich denken konnte. Wie unähnlich war sie der stillen, sanften Emma, und wie viel verlor sie bei dieser Vergleichung.

Gleich nach dem Frühstück kehrte die Gräfin D'Alincourt auf ihr Zimmer zurück, woselbst sie eine lange lebhafte Unterredung mit Mamsell Sophie hatte, einem Frauenzimmer, das als Kammerjungfer länger als zwanzig Jahre in ihrem Dienst gewesen, ihr von Stockholm nach Ostgotland, von da nach Schonen, von da weiter nach Wiesbaden und nach Frankreich, von da aus aber wieder nach Schweden gefolgt und deßhalb mehr ihre Gesellschafterin, Freundin und Vertraute, als ihre Kammerjungfer war. Sie war mit ihrer Gebieterin im Hause des Grafen R** gewesen, hatte mit an der Wiege seiner Tochter und an dem Sterbebett seiner Gattin gestanden und sehnte sich nicht weniger, als ihre Herrin, das junge Fräulein zu sehen. Beim Anblick derselben erstaunte sie jedoch nicht weniger, daß sie ihren Eltern nicht im Mindesten glich, obwohl sie ihr eher hübsch, als häßlich vorkam.

Als die Gräfin D'Alincourt am vergangenen Abend von der Hochzeit zurückgekommen war, hatte sie sich so schweigend und gedankenvoll gezeigt, daß Sophie sie für ermüdet hielt und deßhalb eine Unterhaltung mit ihr nicht anzuknüpfen wagte. Am folgenden Morgen aber hatte die Gräfin, welche erst spät eingeschlafen war, zu lange geschlafen und deßhalb, da sie sich beim Kaffeetisch mit Ungeduld erwartet wußte, ihren Anzug so schnell als möglich besorgt, ohne mit Sophie ein Wort zu wechseln. Jetzt aber, als Sophie ihre Gräfin geneigt zum Sprechen fand, war ihre erste Frage nach der jungen Dame, welche sie unter den Brautjungfern gesehen und der seligen Gräfin R** so unglaublich ähnlich gefunden hatte. Denn Mamsell Sophie hatte sich natürlich die Gelegenheit nicht nehmen lassen, in das Pfarrhaus zu gehen und die Braut zu besehen.

„Fandest Du auch, daß das Mädchen der Gräfin R** sehr ähnlich sah?" fragte die Gräfin.

„Mein Gott, sollte ich das nicht finden?" — versetzte Sophie — „sah sie doch aus, als ob sie die Gräfin selbst wäre. Ich wurde so bestürzt bei ihrem Anblick, daß ich fühlte, wie ich erblaßte. Wie können doch zwei Menschen einander so ähnlich sehen, während die Tochter auch nicht einen Zug von ihrer Mutter hat! — Ach die schöne, blühende liebenswürdige Gräfin! Nie hat sie so

Digitized by Google

lebhaft vor mir gestanden, als gestern Abend, da ich ihr lebendiges Abbild sah." —

Die Gräfin theilte nun Sophien mit, wie auch sie bei Emma's Anblick sehr bestürzt geworden sey und von diesem Augenblick an sich ausschließlich mit dem Gedanken an dieses Mädchen beschäftigt habe. Sie fühlte auch eine undeutliche schwache Erinnerung an Jemand, dem Fräulein Louise ähnlich sah; aber sie konnte sich diese Person nicht mit Bestimmtheit vergegenwärtigen. Dasselbe versicherte ihr auch Mamsell Sophie.

Die Gräfin stand jetzt auf und verschloß die Thür. — „Du weißt, Sophie" — sprach sie dann leise — „daß die Tochter der Gräfin R** ein Maal an der linken Schläfe hatte, einen blauen erhabenen Fleck, fast in der Gestalt eines Halbmondes und etwas größer, als eine Kaffeebohne. Erinnerst Du Dich noch?" —

„Ja wohl, ich erinnere mich recht wohl" — antwortete Sophie. — „Man machte ja gleich nach der Geburt des Kindes uns Alle aufmerksam auf dieses Maal. Ich besinne mich noch genau, daß die selige Gräfin selbst, die nur einige Stunden nach der Geburt des Kindes lebte, noch so viel Besinnung hatte, um mit dem Finger auf das Maal zu zeigen. Aber sie konnte schon nicht mehr sprechen, sondern sah uns nun mit einem fragenden Blick an, als ob sie sagen wollte: — „„Was mag dieß bedeuten?"" —

„Nun wohl" — sprach die Gräfin — „dieses Maal fehlt Louisen." —

Sophie trat einige Schritte zurück und sah die Gräfin erstaunt an. — „Woher wissen Sie das, gnädige Gräfin?" — frug sie dann.

Die Gräfin erzählte ihr, daß sie vor einigen Tagen die Locken des Fräuleins zurückgestrichen und beide Schläfe besehen, dadurch aber den Unwillen Louisens in nicht geringem Grade erregt habe.

„Das Maal ist vielleicht verwachsen" — fuhr die Gräfin nach kurzem Schweigen fort.

„Gewiß nicht" — entgegnete Sophie — „solche Maale verwachsen nie. Hier muß eine Betrügerei im Spiel seyn. Geben Sie Acht, ob das kleine Fräulein R** nicht vertauscht worden ist." —

„Du rasest" — sprach die Gräfin — obwohl sie selbst nicht wußte, was sie denken sollte — „das ächte Fräulein R** würde dann diejenige seyn, welche jetzt für die Tochter des Inspektors gilt. Sollten diese Leute wohl die Kinder vertauscht haben — und zu welchem Zweck? — Unmöglich!" —

„Unbegreiflich ist es wohl" — wiederholte Sophie kopfschüttelnd — „aber wir müssen uns Mühe geben, das rechte Verhältniß gehörig aufzuhellen; denn wie es jetzt ist, so hängt es gewiß nicht recht zusammen. Wenn nur die Frau Gräfin einmal mit Mamsell Hilbert zusammen kommen und untersuchen könnte, ob sie das bewußte Maal hat! Hat sie dasselbe, so ist kein Zweifel mehr übrig, daß eine Betrügerei im Spiel ist. In diesem Fall müssen wir Lärm schlagen, Frau Gräfin, denn ich fürchte mich nicht, aufzutreten und vor der ganzen Welt zu bezeugen, daß sie dann die wahre Erbin der R**schen Familie und Güter ist."

(Fortsetzung folgt.)

Die neue Hipparchia.

(Schluß.)

„Mein Fräulein — Heliodora," — begann der sonst so ruhige, kalte Mann mit wankender Stimme, — „warum dieser Schreck, diese Scham, daß ich ein unfreiwilliger, glücklicher Lauscher Ihres schönen Mitleids, Ihrer warmen Theilnahme an dem Schicksale eines unglücklichen, durch schwere Erfahrungen früh gealterten Mannes ward! — Gönnen Sie mir nicht, daß diese himmlische Erinnerungen sich tröstend um mein trübes Daseyn lege?"

Heliodora sah ihn mit einem unbeschreiblichen Blicke an. — „Sie werden mich nicht verachten?!" — sagte sie furchtsam, halb fragend, halb überzeugt, „Sie stehen zu hoch über dem Gewöhnlichen, und werden schonend vergessen, was ein unbewachter Augenblick mich äußern ließ — was tief in mir schlummernd — mit mir vergehen soll. —"

„Heliodora!" — rief er heftig im Kampf widerstreitender Gefühle — „ich sehe da Papiere in Ihrer Hand, die ein Geheimniß enthalten, das mein Freund, — ich weiß nicht warum, — Ihnen enthüllte — es sollte auch mit mir sterben, denn warum einmal geschehene, dunkle Thaten wieder an das Licht des Tages fördern."

Er schwieg vor übermächtiger Erschütterung einige Augenblicke.

„Sie sind meinem Neffen verlobt," fuhr er mit siegreich erkämpfter Fassung fort, — „er hat gewiß bereut, ist besser geworden, und das reifere Alter kann sühnen, was seine unbesonnene Jugend verschuldet — Ihr Beispiel, Ihr Besitz muß ihn bessern, heiligen — er ist jung, schön, liebenswürdig, er liebt Sie, — machen Sie ihn glücklich, und auch Sie werden es in dem Gefühl, eine Seele gerettet zu haben — seyn. —"

„Nie — nie!" betheuerte das Mädchen, feierlich die Hand auf die Brust legend, — „nie werde ich einem Manne gehören, den ich verachten muß, nie mich vermählen, ohne Liebe, ohne Achtung —

Digitized by Google

ich habe ihn nie geliebt, wie mir jetzt klar geworden — aber ich verstehe Ihre große Seele, die mir diese Weisung gibt — wenn sie mir auch," — setzte sie unter neu heranstürzenden Thränen hinzu, — „die meinige in Todesschmerz zerreißt."

Da verließ den starken Mann alle mühsam errungene Fassung — „Heliodora!" sagte er bebend, und eine glühende Röthe färbte seine Stirn und Wange, — „jede menschliche Kraft hat ihr Ziel, — die meinige erliegt der Gewalt dieses Augenblicks — wenn es möglich, daß mein farbloses Bild in dem Heiligthum Ihres engelreinen Herzens wohnte — daß Sie mich — den alten, unschönen, hart vom Schicksale gebeugten Mann, der arm und mittellos, nur noch die Hoffnung auf eine Vergeltung Jenseits sein nennt — mich liebten — —?! was könnte ich thun, als mit Todesqual auch das letzte Opfer bringen, und Sie, das holde, schöne junge Mädchen beschwören, diese Trennung Ihres Gefühls, was nur Mitleid, Theilnahme an meinem harten Geschick, und einigen inneren Gehalt, in Ihrer zu lebhaften Phantasie erschufen, zu beherrschen, zu unterdrücken, damit nicht einst zu späte Reue über den unnatürlichen Fehlgriff Sie verzehre, und mich in Verzweiflung stürze, das Opfer Ihres frischen Lebens angenommen zu haben, mein sinkendes zu schmücken — darum —"

„Enden Sie," unterbrach ihn Heliodora tonlos, aber bestimmt, — „sagen Sie mir, daß meine Empfindung Thorheit ist, und führen mich durch Ihre Ruhe zu meiner Pflicht zurück, die ich nicht als solche erkennen kann — mein Gefühl eben ändert sich nie — nie empfängt Landry meine Hand, — leben Sie wohl, jedes Glück sey mit Ihnen! wir können uns nach diesem Augenblick nicht wieder sehen."

„Engel des Himmels," rief er begeistert, ihre Hand fassend, und Thränen rollten auch über seine Wangen; „du willst es — so wisse denn, daß auch ich dich längst mit einer unsäglichen Innigkeit liebe! sey mein, und vergib mir, wenn ich, ein armer, Sterblicher, nicht vermag, dem Glück deines Besitzes länger zu widerstreben, trifft mich auch später dein Vorwurf, daß ich diese Seligkeit nicht verdient." Und Heliodora legte mit dem Lächeln einer Verklärten die schöne Hand zum ewigen Bunde in die des Erwählten.

Sie überwand siegreich jedes Hinderniß, was sich ihrer Wahl entgegen thürmte, schied fröhlich aus den glänzenden Kreisen, in die der Geliebte nicht mehr rückkehren wollte, und entsagte gern den Genüssen des Reichthums, des Luxus, die sein Stolz entschieden von sich wies, um in seinem Besitz ein still bescheidenes, von der Welt zwar beschränkt genanntes Loos zu wählen, was ihr dennoch den reichen Gewinn unendlichen Glücks brachte — ein Herz — eine Seel — ein Wesen mit dem Gegenstande ihrer Neigung zu seyn, und nie zu bereuen. —

Der Glaspalast in London

wird für eine neue Bestimmung unter Sir Joseph Partons, des berühmten Botanikers und Gärtners, Leitung im schönen Park zu Sydenham wieder neu aufsteigen und soll zum 1. Mai 1853 für das Publikum schon wieder eröffnet werden. Die Länge ist auf 1853 Fuß, die Breite auf 384 Fuß bestimmt. Das Ganze bildet drei Querschiffe durch Transsepten gesondert, wovon zwei die Größe der früheren haben, das mittlere indessen bedeutend größer wird, mit einer Spannung von 130 Fuß und 108 Fuß höher als jene. Bogenrippen von Eisen bilden die Bedachung anstatt der bisherigen Holzsparren. Der Quadratfuß Dachglas zu dem neuen Gebäude wiegt 42 Loth, früher nur 32. Die Abdachung des Terrains unter dem Gebäude wird zu unterirdischen Heizapparaten, Niederlagen und andern Räumlichkeiten verwendet. Wölbungen aus Mauerziegeln im Erdgeschoß werden die Erde für die Gewächse aufnehmen und das Ganze wird mittelst Säulen und Bindeschienen getragen und verbunden. Das Schiff wird nur eine Gallerie hinter der äußersten Wand erhalten und stellenweise an verschiedenen Punkten, an denen die schönsten Schaupunkte sich bieten, nach Innen hervorspringen, den Blick über das Ganze ruhig dahinschweifen zu lassen.

Die Vertheilung im Innern soll folgende seyn: Die Vegetation des gemäßigten Klima, mit der Mannigfaltigkeit unserer Orangenhäuser die Flora der Ebenen, Gebirge und Alpen verbindend, ist dazu bestimmt, den größten Raum auszufüllen. An einem Ende sieht und fühlt sich der Beschauer in die Tropen versetzt, deren Klima durch das große Transsept gegen das Zentrum begränzt wird. Hier unter den Palmen wird sich die entsprechende Vegetation in ihrer üppigen Schönheit entfalten und mannigfaltig von dort heimathlichen gefiederten Bewohnern der Gebüsche, Bäume und Palmen belebt und das eigenthümliche Konzert der Tropenwälder aus den dichtbelaubten Wipfeln ertönen. Einige Räume werden in Quadrate getheilt, ähnlich der mittelalterlichen Sitte, in ihrem Bezirke die Produkte menschlicher Thätigkeit fassend, um ethnographisch eine Harmonie zwischen Kunst und Natur zur Anschauung bringen zu können. Hier wird ein indischer Durbar mit Empfangs- und Audienzzimmer Alles enthalten, was das Leben in Indien

Digitized by Google

zu charakterisiren vermag; dort sieht sich der Beschauer in gleicher Weise nach China versetzt und anderwärts tritt er in einen der Höfe des Alhambra, anderwäets in ein vollständig phönirartig wiedererstandenes Haus von Pompeji. Aegyptische Merkwürdigkeiten aller Art, besonders jene berühmten Reliefs, die ägyptischen Gewerke darstellend, die ägyptischen Statuen und dgl. werden sich nicht isoliren, sondern als lebendige Reproduktion einer Gesammtmischung ägyptischer Sitte und ägyptischen Lebens vereinen. Ein Ninivehpalast wird besonderes Interesse erregen. Bildhauerarbeiten werden die schönsten Leistungen der alten und modernen Schulen konzentriren. Eine architektonische Sammlung wird sich in progressiver Serie harmonisch gestalten und die industriellen Künste werden von Allem das Schönste, Neueste und Kostbarste bieten, was die Gegenwart schuf. Moderne Maschinen- und Manufakturbetriebe werden in großem Maßstabe anschaulich gemacht, und das Material, was sie verarbeiten, in allen Zuständen bis zur Vollendung zur Vergleichung zusammengestellt. Unter dem Walten der lebendigen Naturreiche und neben den Produkten des menschlichen Kunstfleißes und Geistes wied auch die sogenannte leblose Natur ihre feste Basis verbreiten und geologische und geognostische Sammlungen in iheer natürlichen Folgeeung und mittelst Karten, Durchschnittsansichten der Gegend ihres Vorkommens, sammt der Vegetation, die sie tragen, erläuteet, erfüllen dann einen mächtigen Raum. Im Zentrum des Schiffes werden die Fontainen verschiedener Aet und Stärke aufsteigen, die größte derselben, die Victoriafontaine, von 150 Fuß Höhe, soll im Park spielen, sie wird also 20 Fuß höher steigen, als die Nelsonsäule in Trafalgarsquaee.

Man sieht wohl deutlich, daß Alles darauf berechnet ist, daß auch diese großartige Schaustellung auf das Volk Englands beleheend und erheiternd einwieken und Fremde wie vormals aus allen Theilen der Welt herbeiziehen soll. Sie ist ein neues Symptom jenes herrlichen Taktes, den geistigen Genuß mit gemüthlicher Erhebung zu verbinden und das Volk in seiner Masse auf eine angenehme Weise für das Große, Schöne und Edle immer mehr und immer allgemeiner empfänglich zu machen.

Wie freudeverkündende Herolde ragen bereits die ersten wimpelgeschmückten Eisensäulen auf Pange Hill empor, und bevor noch der Frühling beginnt, werden an Theetischen und grünen Tafeln, in wissenschaftlichen Vereinen oder in den Zimmern wohlwollender, kulturföederlicher Behörden abermals Pläne zu Reisen in das zeitbewußte England auf dem Kontinente verabredet werden.

Mannigfaltigkeiten.

Wie eine Handelsgesellschaft (die ostindische) Englands bereits ein großes Reich erworben hat, so ist eine andere nahe daran, in Amerika in ähnlicher Weise ein Reich zu schaffen, die „Hudsonbay Pelzkompagnie" nämlich, die ihre Herrschaft seit einiger Zeit über Oregon und selbst über einen Theil von Kalifornien ausgedehnt, auch kürzlich die russischen Besitzungen in Amerika vorläufig — gepachtet hat. Die Gesellschaft besitzt ein großes Kapital, das in Aktien vertheilt ist, und wird durch ein Direktorium in London verwaltet, gerade wie die ostindische Kompagnie. Die Faktoren, welche den Faktoreien (Komptoirs, die meist kleine Festungen sind) vorstehen, erhalten eine Besoldung von 5000 Dollars jährlich, und es steht denselben das Recht übee Tod und Leben aller ihree Untergebenen zu. Der Gewinn, den die Gesellschaft macht, beträgt im Durchschnitt 300 Prozent, trotz den ungeheuren Ausgaben, die sie für ihre zahlreichen Beamten und Arbeiter, wie für die Waaren zu bezahlen hat; denn der größte Theil der Pelzwaaren, die im Handel sind, wird durch diese Gesellschaft geliefert. Alle ihre Leute sind bewaffnet, disziplinirt und stehen unter so strengem Kommando wie Soldaten. Jedes Vergehen gegen die Subordination wied mit dem Tode bestraft. Auch Sklaven hält die Gesellschaft, während die englische Regierung doch löblicher Weise Alles aufbietet, die Sklaveeei in der ganzen Welt zu beseitigen und alle Sklaven in ihren Kolonieen freigegeben hat. Diese Gesellschaft wurde davon nicht berührt. In der neueren Zeit hat die Gesellschaft namentlich Oregon mit Faktoreien und Militärposten bedeckt; sie ist bis Kalifornien vorgedrungen, hat selbst in San Franzisko einen wichtigen Posten und einen anderenauf den Sandwichinseln. Die Gesellschaft besitzt ein riesiges Reich, nämlich über 5000 Quadratmeilen westlich und 2,500,000 Quadratmeilen östlich von den Felsengebiegen. Zur Sicherung ihres Handels hat sie auch bereits eine kleine Flotte begründet, die aus vier zu langen Reisen bestimmten Schiffen, zwei Schoonern und einem Dampfschiffe besteht.

* * *

Redakteue: J. Chr. Stadelmann.

Druck u. Verlag bei Lisette Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 155 27. September 1852.

Das Ungarschloß.

Novelle von Eduard Ziehen.

Glühend ging die Sonne hinter goldenen Sommerwolken zur Ruhe, als ein stattlicher Reiteroffizier über eine der unabsehbaren ungarischen Haiden sprengte, welche sich zwischen Donau und Theiß ausbreiten. Die dunkelblonden, lockigen Haare, die blauen Augen, die frischen rothen Wangen und die einzelnen Worte, womit er dann und wann sein Pferd zu schnellerem Laufe ermunterte, verriethen, daß seine Heimath weit, weit hinter Ungarns Haiden und Strömen liege.

Alexander von Mangold — so hieß der Reiter — war auf einem Gute Norddeutschlands, in der Nähe eines kleinen Städtchens geboren und erzogen, späterhin durch die Vermittelung eines seiner Verwandten, der einen hohen Posten im österreichischen Staat bekleidete, als Offizier im kaiserlichen Heer angestellt und nach mehrjährigem Aufenthalte in der Hauptstadt nach Ungarn versetzt worden. Da er von Jugend auf eine fast einsiedlerische Lebensweise geführt hatte, so war er mit diesem Wechsel durchaus nicht so unzufrieden, wie seine in der Residenz zurückgebliebenen Kameraden es vermutheten.

Das kleine Städtchen, Namens K...., wo er mit einer Abtheilung seines Regiments stationirt war, lag am Rand einer großen Haide, auf der meilenweit kein Haus, kein Baum und kein Strauch zu sehen war. Diese großartige Einsamkeit hatte für den jungen Offizier etwas ungemein Anziehendes. Ganze Tage brachte er auf der menschenleeren Haide zu und hatte seine heimliche Freude an dem tiefen Schweigen, welches zu allen Stunden heerschte, an dem schillernden Glanze, den die Sonnenstrahlen über die Fläche breiteten, und an dem milden Dämmerlicht, mit dem der Mond die unermeßliche Runde umhüllte.

Heute kam er von einem der entferntesten Punkte der Haide zurück, wo nach der Sage vor undenklichen Zeiten eine mörderische Schlacht stattgefunden haben sollte, von der noch einzelne grasbewachsene Hügel, die Gräber der Erschlagenen, Kunde gaben.

Die Sonne war eben hinabgesunken, als er vor einer kleinen Hirtenhütte anlangte, in deren Nähe ein elegantes leichtes Jagdwägelchen hielt. Der Besitzer desselben, ein betagter, finsterblickender Mann mit starkmarkirten Gesichtszügen, war beschäftigt, mit Hülfe des Hirten das eine Pferd, welches gestürzt war und sich dabei stark am Fuße verletzt hatte, loszuschirren und zu verbinden. Unweit des Häuschens aber saß eine schlanke, jugendliche Mädchengestalt mit dunklen, feurigen Augen und glänzend schwarzen Locken, auf einem abgehauenen Baumstamm und schaute mit besorgter Miene den Anstrengungen der beiden Männer zu.

Als der Offizier die Verlegenheit gewahrte, in welcher sich die Reisenden befanden, sprengte er rasch auf dieselben los und stellte ihnen nach höflichem Gruße sein Pferd zur Verfügung, mit dem Bemerken, daß er den kurzen Weg bis K.... mit Freuden zu Fuß zurücklegen werde.

Obgleich Mangold der ungarischen Sprache ziemlich mächtig war, so redete er dieselbe doch mit einem so eigenthümlich deutschen Accente, daß ein Ungar keinen Augenblick im Zweifel seyn konnte, mit wem er es zu thun habe.

Der Greis schaute ihm eine Weile forschend in's Gesicht und erwiderte dann mit verbindlichem, aber kaltem Ton:

„Da Sie noch mehrere Meilen bis K.... haben, und in der Hütte schon Alles zu unserer Uebernachtung hergerichtet ist, so muß ich Ihr freundliches Anerbieten dankend ablehnen."

Mangold ließ sich durch diese Antwort nicht abschrecken, sondern wiederholte sein Anerbieten mit noch dringenderm Ton. Umsonst — der Ungar ließ sich nicht dazu bewegen, dasselbe anzunehmen.

„Dann werden Sie mir wenigstens gestatten, daß ich Ihnen von der nächsten Schenke Pferde besorge!" rief der Offizier. „Als ich vor einer halben Stunde dort vorbeikam, sahe ich mehrere Wagen vor der Thür stehen und hörte von den Fuhrleuten, daß sie dort übernachten würden."

Digitized by Google

Und ohne eine Antwort abzuwarten, gab er seinem Pferde die Sporen und jagte in derselben Richtung von dannen, in welcher er gekommen war.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Alle Nachbarn im nächsten und entfernteren Umkreise von B ** hatten Festlichkeiten zu Ehren der Neuvermählten veranstaltet; jetzt war die Reihe an dem Inspektor. Die gräfliche Familie, die sich dem Umgang mit ihren Unterthanen der gebildeten Klasse nie entzog, hatte mit ihrem fremden Besuch an allen diesen Festlichkeiten Theil genommen und beabsichtigte selbst ein Fest zu Ehren des jungen Ehepaars anzustellen. Die Gräfin D'Alincourt, in deren Gunst Emma immer höher und höher stieg und die nie aufhörte, sich über deren erstaunliche Aehnlichkeit mit ihrer verewigten Freundin zu wundern, hatte noch nicht Gelegenheit gehabt, ihre linke Schläfe zu untersuchen; denn wie hätte sie mitten in einer Gesellschaft, wenn das junge Mädchen vollständig angekleidet war und ihre Haare mit Sorgfalt und Mühe geordnet hatte, ihr das Haar aus dem Gesicht streichen und ihre Schläfe untersuchen können, ohne für sonderbar oder gar unsinnig gehalten zu werden. Die Mutter oder die Tante Emma's darüber zu fragen, (die Einzigen, welche um das Maal wissen konnten) hielt sie für unzweckmäßig; daher blieb sie noch immer in Unkenntniß über diesen Gegenstand, obwohl sie dessen Aufklärung sehnlich wünschte.

Es war Mittagsgesellschaft bei dem Inspektor. Die Gräfin D'Alincourt heftete wie gewöhnlich vom ersten Augenblicke ihrer Ankunft ihre Blicke auf Emma, die heute ungewöhnlich schön war. Mehrere Male hinter einander hatte sie ihr Haar glattgescheitelt getragen; allein heute hatte sie es in lange schmale Locken gelegt, die auf beiden Seiten der Stirn leicht und geschmackvoll niederfielen. Als das Mittagsessen vorüber war, ging die ganze Gesellschaft in den Park spazieren. Die Gräfin stützte sich auf Emma's Arm, ging mit ihr eine Weile auf und nieder und lud sie endlich ein, sich mit ihr niederzusetzen. Die Eifersucht Fräulein Louisens erwachte dadurch wieder von Neuem; sie schleuderte der armen Emma wüthende Blicke zu; denn die Gräfin D'Alincourt hatte sich noch nie mit solcher Vertraulichkeit gegen sie — die doch ihre Pathin war — benommen, wie gegen Emma.

Als Emma eine Weile neben der Gräfin gesessen hatte, trat der alte Hilbert herzu und sprach — „Wie war es denn, hat nicht meine kleine Puppe die Krone bei Mamsell Gustava's Hochzeit bekommen?" — Alle bejahten, außer Emma, welche erröthete und zugleich heimlich seufzte. — „Nun wohl" — fuhr der Alte fort — „es ist ja eine allgemeine Sage, daß das Mädchen, auf deren Haupt die Braut die Krone setzt, die nächste Braut wird — und das trifft ein, wenigstens dieses Mal. Ich glaube wenigstens nicht, daß eine von allen anwesenden jungen Damen, die mit bei der Hochzeit waren, eher Braut wird, als meine Emma. Ich habe nämlich die Ehre, den sämmtlichen Herrschaften zu verkündigen, daß auf den Sonntag über acht Tage meine Tochter und der Buchhalter Tyrell zum ersten Mal aufgeboten werden. So habe ich es beschlossen. Es ist nun nicht mehr Zeit, eine Sache aufzuschieben, die schon lange genug verzögert worden ist." —

Die Anwesenden wollten gratuliren, allein die Ueberraschung machte sie stumm und sie überzeugten sich bald, daß Emma noch denselben Widerwillen wie früher gegen diese Verbindung hegte, denn sie lag ohnmächtig in den Armen der Gräfin D'Alincourt, welche sie sanft und theilnehmend unterstützte. Als ihr Haupt auf den Schooß der Gräfin niedersank, fielen ihre Locken auseinander und ließen die forschenden Augen der Gräfin einen blauen Fleck erblicken. Die Gräfin strich sogleich die übrigen Locken zurück und sah unter den Haaren ein Maal, welches dem Maale, das sie auf der Schläfe der neugebornen Tochter ihrer verstorbenen Freundin gesehen hatte, auf ein Haar glich. Sie erblaßte, stieß einen durchdringenden Schrei aus und fiel ohnmächtig zu Boden, Emma mit sich zur Erde ziehend.

Man eilte zu Beider Hülfe herbei und brachte auch Beide bald zur Besinnung zurück. Die Gräfin schützte ein Uebelbefinden vor, welches — wie sie behauptete — sie häufig überfiel und stets dieselbe Wirkung äußerte. Emma zog sich aus der Gesellschaft zurück und blieb lange Zeit hindurch unsichtbar. Sie hatte sich in ihr Zimmer geflüchtet, sank dort auf's Sopha nieder und ließ ihren Thränen freien Lauf. — „Großer Gott!" — rief sie — „soll ich denn durchaus geopfert werden? Gibt es denn gar keine Rettung gegen die Tyrannei eines grausamen Vaters?" — In diesem Augenblick fielen ihr die Worte ein, welche der Pastor Rosman am Jakobstage sprach, als ihr Vater sie gegen ihren Willen verloben wollte. Mit großer Bestimmtheit hatte er versichert: — „In der Gemeinde, deren Pfarrer ich bin, soll Niemand wider seinen Willen verlobt werden." — Der würdige Pfarrer war also ihre einzige und ihre sicherste Hoffnung. Allein demungeachtet fuhr sie fort zu weinen und wurde in diesem Zustande von der

Gräfin D'Alincourt überraſcht, welche ſie in ihrem kleinen Aſyl aufgeſucht hatte.

Die gute Gräfin fragte mit zärtlicher Theilnahme nach der Urſache ihrer Betrübniß, und Emma nahm keinen Anſtand, ihr dieſelbe mitzutheilen. Als ſie geendigt hatte, umarmte die Gräfin ſie zärtlich, bat ſie, daß ſie ſich tröſten möchte, und gab ihr die Verſicherung, daß ſie ſich ihrer annehmen und ſie ſchützen würde. Emma richtete ihre ſchönen Augen mit einem dankbaren Blick auf die Gräfin, ſchüttelte aber den Kopf und ſchwieg.

„Sie zweifeln, mein liebes Kind?" fragte die Gräfin.

„Ja, allerdings" — erwiderte Emma — „zwar nicht an Euer Gnaden gutem Willen und an Eurer Theilnahme an meinem Schickſal — aber der Graf und die Gräfin H** machen gemeinſchaftliche Sache mit meinem Vater." —

„Der Graf und die Gräfin H**! Ich kann nicht begreifen, welches Intereſſe ſie dabei haben. Unterdeſſen kann ich Ihnen heilig verſichern, daß Sie nimmer die Gattin des Buchhalters werden ſollen. Die Vorſehung hat ganz andere Abſichten mit Ihnen, verlaſſen Sie Sich darauf. Beruhigen Sie Sich inzwiſchen vollkommen, vertrauen Sie auf Gott und einige unbekannte Freunde, die für Ihr Wohl arbeiten. Ihr Schickſal wird ſich bald ändern." —

Mit dieſen Worten verließ die Gräfin Emma und bat den Grafen H**, indem ſie ihr Uebelbefinden vorſchützte, den Wagen vorfahren zu laſſen. Sie war aber auch in der That nicht im Stande, länger an der Geſellſchaft Theil zu nehmen, denn ihre Gedanken durchkreuzten einander. Sie ſehnte ſich nach ihrer treuen Sophie, um in deren Schooß ihre Entdeckung niederzulegen und mit ihr darüber, was nun zu unternehmen ſey, ſich zu berathen.

Die Worte der Gräfin hatten Emma in das größte Erſtaunen verſetzt. Sie ſollte auf unbekannte Freunde vertrauen, die für ihr Wohl arbeiteten! — Ihr Schickſal ſollte ſich bald änderen! — Was konnte dieß bedeuten? — Sie begriff kein Wort davon. Doch ohne daß ſie an eine wunderbare Veränderung der Dinge zu ihren Gunſten glaubte, hatte doch der Troſt, den ihr die Gräfin einſprach, ſo viel gewirkt, daß ſie nach einer Weile in die Geſellſchaft zurückgehen und den übrigen Theil des Abends hindurch ziemlich ruhig ſeyn konnte.

Am folgenden Morgen kam die kleine Tochter der Gräfin D'Alincourt in das Zimmer ihrer Mutter geſprungen und rief: — „Mama, weißt Du ſchon, daß eine Frau in Fräulein Louiſens Zimmer iſt, die dem Fräulein ſo ähnlich ſieht, als ob ſie ihre Mutter wäre? Das Fräulein ſchenkte ihr ein Halstuch und eine Schürze, und darüber war die Frau ſehr erfreut; als abee gleich darüber unſere Sophie in die Stube trat, wurde die Frau ganz blaß. Aber Sophie grüßte ſie und ſagte: — „„Guten Tag, Anna, lebſt Du auch noch?"" — „„Ei ja, guten Tag, Mamſell"" — antwortete die Frau, machte aber ein ſehr verlegnes Geſicht. Mama, Du mußt in des Fräuleins Stube gehen, wenn Du die Frau ſehen willſt." —

Die Erzählung des Kindes reizte die Neugierde der Gräfin. Sie konnte ſich keiner andern Anna erinnern, als derjenigen, welche bei dem Tode der Gräfin R** Louiſens Amme geworden war. Sie begab ſich daher in das Zimmer des Fräuleins, um ihr einen neuen, in Paris genähten Spitzenkragen zu zeigen. Sie hatte ſich nicht getäuſcht, Anna war wirklich die Amme Louiſens. War aber Anna ſchon beim Anblick Sophiens verlegen geworden, ſo wurde ſie es noch weit mehr bei dem Anblick der Gräfin. Fräulein Louiſe, der es ſtets mißfiel, wenn man ſie mit ihrer früheren Amme zuſammentraf, weil mehrere Perſonen die Bemerkung gemacht hatten, daß das Fräulein und die Amme einander ſehr ähnlich ſähen, und die dieſer Aehnlichkeit halber Anna aus ihrem Dienſt entlaſſen hatte, obwohl derſelben durch ihre Vermittelung eine ausreichende Unterſtützung ausgeſetzt worden war, befahl ihr ſogleich beim Eintritt der Gräfin, ſich zu entfernen. Anna ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, ſondern eilte hinaus, nachdem ſie noch einen ſcheuen Blick auf die Gräfin geworfen hatte.

Als die Gräfin wieder in ihr Zimmer getreten war, ſtürzte Sophie ganz verwirrt herein und rief, daß ſie nun die Perſon kenne, welcher Fräulein Louiſe ſo ähnlich ſähe. Zugleich berichtete ſie wie verlegen Anna bei Sophiens Anblick geworden ſey. Beide ſtimmten nun in der Vermuthung überein, daß Anna kein reines Gewiſſen habe, und daß hier ein Geheimniß zu Grunde liege, das ſie auf jeden Fall zu ergründen beſchloſſen.

Die Gräfin D'Alincourt beſchloß ſich zunächſt an den Grafen H** zu wenden und begab ſich deßhalb in deſſen Schreibzimmer. Hier theilte ſie dem Grafen ihre wichtige Entdeckung hinſichtlich des Maales und die Verwirrung der Amme bei ihrem und Sophiens Anblick mit. Der Graf ſaß einige Zeit nachdenkend da. — „Ich kann nicht läugnen" — ſprach er dann — „daß dieß Alles höchſt merkwürdig iſt; ich ſelbſt habe von dem Augenblick, in welchem ich Emma's Aehnlichkeit mit dem Porträt der Gräfin R** ſah, Tag und Nacht darüber nachgedacht. Kein Menſch als ſie würde dann das ächte Fräulein R** ſeyn; aber

Digitized by Google

dann müßten ja der Inspektor Hilbert oder wenigstens dessen Frau mit im Komplott seyn; und sie halten ja so sehr auf Emma. Und warum hätten diese ihr Kind gegen das Kind des Grafen R** austauschen sollen, da sie sich selbst im Wohlstand befinden? — Nein, nein — es ist und bleibt ein Räthsel." —

„Das aber gelöst werden muß" — fiel die Gräfin ein. — „Wir müssen Licht in der Sache haben, denn wir wissen bereits zu viel, um es auf sich beruhen zu lassen. Ich ruhe nicht ehee, als bis ich vollkommene Erklärung darüber habe."

„Niemand wünscht dieß mehr, als ich" — erwiderte der Graf — „noch heute will ich Hand ans Werk legen." —

Gustava Rosman oder die jetzige junge Madame S** hatte mit ihrem Gatten B** verlassen und von ihrem elterlichen Hause Abschied genommen. Sie hatte ihre Schwester Jenny mitgenommen, die nach der früheren Verabredung einige Zeit im Hause des Hofgerichtsrathes L** zubringen sollte. Emilie, deren heftiges Temperament sie sowohl im Schmerz als in der Freude höchst exzentrisch machte, war ganz untröstlich über die Abreise ihrer beiden Schwestern, besonders da auch Klara D** mit denselben nach Stockholm zurückkehrte. Friedrich war nach Jönköping, und Wilhelm und Albert waren nach Upsala zurückgereist, so daß der freundliche Zirkel bedeutend vermindert worden war.

Zum Erstenmal fand Emma einen Abend in der Pfarre weniger angenehm, seitdem so manches lächelnde Gesicht, so manche heitere Stimme daraus verschwunden war. Die weinende Emilie bedurfte Trost, und Emma hatte keinen Trost für ihre eigne Betrübniß. Nachdenkend und niedergeschlagen ging sie in den Garten hinaus.

Der Monat Oktober hatte bereits begonnen und die Natur schmückte sich mit ihren letzten Blumen. Einige bleiche Astern schienen mit Emma's trüber Stimmung zu sympathisiren. Gelbes Laub wiebelte zu ihren Füßen, und das Sausen des Windes in den schon mehr als halb entblätterten Bäumen schien sich mit iheen eignen Seufzern zu mischen. Sie eehob ihren Blick zum Himmel und betete.

Gestärkt blickte Emma hierauf weniger trübe auf die zum Schlummer gehende Natur, weniger bang auf ihre eigne Zukunft. Der Wolkenschleier, welcher bis jetzt den Himmel bedeckt hatte, zerriß in diesem Augenblick und zeigte ihr einen Stern, der hell aus dem endlosen Blau herabblickte. — „Ach, — flüsterte sie — „sollte wohl dieser Himmel, zu dem sich jetzt meine Blicke erheben, ein Bild meines Lebenshimmels seyn? Sollte wohl der Wolkenschleier, der denselben jetzt bedeckt, auch einmal zerreißen und einen Hoffnungsstern durchschimmern lassen? — Und warum nicht? — Dort oben herrscht ja der Vater der Bedrückten und — „warum sorge ich? Sein Blick fällt auch auf meinen stillen Schritt." —

Mit diesen schönen Worten von Choräus, welche schon so manchen Bedrückten getröstet haben, verließ sie den Gaeten und fühlte eine Ruhe in ihrem Innern, welche sie lange nicht gefühlt hatte. Es gelang ihr auch, Emilie zu trösten; und froh darüber kehrte sie Abends in die Wohnung ihrer Eltern zurück. Millionen helle Sterne schimmerten an dem nunmehr ganz wolkenlosen Himmel, und Emma glaubte hinter den weißen Wölkchen, die den Rand des Horizontes besäumten, Engelsköpfe hervorblicken zu sehen. Die Ahnung eines herannahenden Glückes, ein ungewisses Gefühl von etwas Angenehmem, von welchem sie sich selbst nicht Rechenschaft geben konnte, erfüllte nun ihre Seele. Und dieses Gefühl, diese Ahnung täuschten sie nicht, denn auf dem gräflichen Schlosse wurde unterdessen die große Veränderung ihres Schicksals vorbereitet, welche ihr die Gräfin D'Alincourt geweissagt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Verliebt und Liebe!

War es wohl Liebe? — armes, schwaches Kind,
Ist auch dieß Herz zu klein für solche Gluth?
Wie eine edle Perle hat sie hier geruht;
Dort flattert sie wie Blüthenstaub im Wind!
Du aber flattre nach — willst Du nicht so?
— Leb' wohl, leb' froh! —

Dich habe ich geliebt! — o Gott, vermag
Es heißer noch ein Herz? — doch still, o still
Ob's überfluthen oder brechen will,
Die Welt ist kalt! — was fragt sie auch darnach?
Doch Du! — das ist zu viel — Du ebenso?
— Leb' wohl und froh! —

M.

* * *

Redakteue: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 156 29. September 1852

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

Die Fuhrleute befanden sich noch in der Schenke. Bald war ein Bursche mit seinem Gespann gewonnen, und in sausender Eile ging's zum Hirtenhäuschen zurück. Der Greis dankte dem Offizier mit kurzen Worten für seine Gefälligkeit, ließ die frischen Pferde vorspannen und bat den Hirten, die seinigen gegen reiche Vergütung einige Tage zu verpflegen. Dann stieg er mit seiner Begleiterin in den Wagen und fuhr davon.

Dieß seltsam kalte Benehmen erschien dem Offizier höchst auffallend. Er hatte erwartet, daß der Greis ihm wenigstens seinen Namen und Wohnort mittheilen werde, so daß ihm Gelegenheit geboten sey, das wunderschöne Mädchen, welches einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, früher oder später wieder zu sehen — aber nichts dem Aehnliches war geschehen.

Als er noch so dastand und mit finstern Blicken dem über die dämmernde Haide dahinfliegenden Wagen nachschaute, trat der Hirt zu ihm heran und sagte:

„Wenn Ihr mir nicht die Ehre erzeigen wollt, in meiner Hütte die Nacht zuzubringen, Herr, so rath' ich Euch, rasch heim zu reiten — in der leichten Kleidung da möchtet Ihr Euch leicht ein Fieber holen."

Ohne diese wohlmeinende Warnung zu beachten, fragte Mangold in gespannter Erwartung:

„Wißt Ihr den Namen und Wohnort jenes Herrn und seiner Begleiterin?"

„Wie sollt' ich nicht!" versetzte der Hirt. „Es war der Herr Obrist Bereny mit seiner Tochter Etelka, dessen Gut zwei Meilen von K . . . . entfernt liegt."

Diese Worte erfüllten den Offizier mit lebhafter Freude. Er war schon oft an dem Gut des Obristen vorbeigeritten und hatte bereits Manches von dem Leben und Treiben des Letztern und von seinem Haß gegen die Deutschen gehört. Das auf einen kleinen Hügel erbaute weißschimmernde, von Blumen und Bäumen umgebene Schloß war ihm in der tiefen Haideeinsamkeit immer als der Zauberpallast eines Feenmährchens erschienen und hatte oft den Wunsch in ihm rege gemacht, dasselbe einmal betreten zu dürfen.

„Der Herr Obrist ist aber ein gar finsterer Mann," fuhr der Hirt fort, „der sich einbildet, die Hülfe anderer Leute entbehren zu können, und außer seiner Tochter und einigen Dienstboten oft mondenlang kein menschliches Wesen zu Gesicht bekommt. Ich glaube, man könnte eher die Freundschaft eines scheuen Thieres der Wildniß gewinnen, als die des Herrn Obristen."

So wenig tröstlich diese Worte auch klangen, so beschloß Mangold dennoch, Alles aufzubieten, um mit Bereny näher bekannt zu werden. Daß der Wunsch, die schöne Tochter desselben wieder zu sehen, bedeutend zu diesem Entschluß mitwirkte, mochte er sich nicht gestehen, obgleich ihr Bild ihm fort und fort vorschwebte. Die holdselige Gestalt mit dem lockenumwallten Haupt, wie sie so still da saß auf dem Baumstamm neben der ärmlichen Hirtenhütte und mit den dunklen Augen bald ihn und bald den Vater anschaute, wollte ihm nicht aus dem Sinn.

Nachdem er noch Einiges mit dem Hirten geredet, warf er sich auf sein Pferd und sprengte in mächtiger Aufregung in der Richtung fort, in welcher das Gut des Obristen und das Städtchen K . . . . lagen.

Als er an dem Schloß vorüber kam, sah er den geräumigen Gartensaal erhellt, dessen Thüren und Fenster offen standen. Im Vordergrund saß eine dunkle Frauengestalt, welche ein wehmüthiges ungarisches Volkslied zur Guitarre sang. Die Töne, vom leisen Sommerhauch herübergetragen, drangen tief in das Herz des Lauschenden.

„Es muß Etelka seyn," sprach er bei sich selbst: „nur sie vermag den Worten solch' einen Ausdruck zu leihen!"

Die regungslose Stille, welche ringsum herrschte, rief einen verwegenen Entschluß in seiner Seele hervor. Er sprang vom Pferd, band es an einen Baum am Ende der Parkanlagen und schlich leise

Digitized by Google

durch den Garten auf das Schloß zu, in der Absicht, Etelka zu sehen und zu sprechen. Die forschenden Blicke, die sie während seiner Unterredung mit ihrem Vater auf ihn gerichtet und die ihm nicht entgangen waren, hatten mancherlei kühne Hoffnungen in ihm erweckt. Es war ihm, als rufe jeder Ton des Liedes ihm zu:

„Komm' her zu der Einsamen und Verlassenen, die Dich von ganzer Seele liebt und ohne Dich vor Gram vergehen würde!"

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

XV.

Anna's Bekenntniß.

(Fortsetzung.)

Der Graf, welcher fürchtete, daß Louisens frühere Amme — falls sie etwas Böses auf dem Gewissen hätte — zu entfliehen suche, und aus Furcht vor Verantwortung B** heimlich verlassen möchte, ließ seinen alten Lindeman rufen, einen, Diener, den er seit seiner Jugend in seinem Dienst gehabt hatte und dem er vollkommen vertrauen konnte. Diesem befahl er, ohne ihm das Warum zu sagen, daß er Anna durch einige zuverlässige Männer heimlich und sicher bewachen, auf jede ihrer Schritte genau Acht geben und sie — falls sie einen Versuch zur Flucht machen würde — sofort ergreifen und auf das Schloß bringen sollte.

Es war Vormittags, als der Graf diesen Befehl gab, den der alte Lindeman getreulich zu erfüllen versprach. Ohne darüber zu grübeln oder nach der Ursache zu forschen, warum sein Herr Anna's Entfernung fürchtete, eilte der treue Diener aus dem Schlosse, suchte aus dem zahlreichen Hammerwerkspersonal zwei handfeste, zuverlässige Leute aus und postirte dieselben in den Wald, ganz in die Nähe der Landstraße, während er selbst Anna's Hütte im Auge behielt, so daß er ungesehen Jedermann beobachten konnte, der in dieselbe, oder aus derselben ging. Kaum war die Dämmerung eingetreten, so sah er zwei Bauernburschen kommen, welche sich in die Hütte schlichen. Nach Verlauf einiger Zeit, als es völlig dunkel geworden war, wurde die Thür der Hütte geöffnet und die beiden Burschen traten wieder heraus. Lindeman schlich sich leise näher und sah, daß die Burschen einen Koffer trugen, und daß ihnen Anna mit einem Spinnrocken und einigen Bündeln folgte. Die beiden Träger und das Weib richteten ihren Weg nach der Landstraße; Lindeman, von der zunehmenden Finsterniß begünstigt, folgte ihnen bis auf die Landstraße und sah dort einen Mann, der mit einem Pferd und einem leeren Karren wartete, um die Sachen aufzuladen. Die Träger näherten, sich dem Karren und wollten eben mit Hülfe des Fuhrmanns den Koffer auf den Wagen heben, als Lindeman dreimal in die Hände klatschte. Auf dieses Zeichen stürzten seine beiden Helfer hervor. Einer ergriff den Zügel des Pferdes, der andere das erschrockne Weib. — „Wohin soll die Reise gehen?" — fragte Lindeman. — Keine Antwort. Er wiederholte seine Frage, da begann einer der Burschen zu weinen und sagte: — „Lieber Lindeman laß er uns gehen, wir haben nichts stehlen wollen. Das Weib hier ist schuldig, sie sagte uns, sie wolle zu ihree Schwester nach R** reisen, und bat uns, daß wir ihre Sachen bis auf den Landweg, wo der Karren wartete, tragen sollten; dafür hat sie Jedem von uns sechs Schillinge versprochen." —

„Da habt Ihr Eure Bezahlung, ihr Jungen" — sprach Lindeman und warf ihnen ein Zwölfschillingsstück zu — „geht nur wieder heim — und Du dort mit dem Karren kannst immer Deines Weges fahren, Du kriegst heute Abend keine Sachen aufgeladen, denn es ist ausdrücklicher Befehl Seiner Gnaden, daß die Alte hier bleibt und nicht von der Stelle reisen darf." —

Der Fuhrmann fuhr seines Wegs mit dem leeren Karren fort und die Bauernburschen wandten sich ebenfalls, um heim zu gehen, als Lindeman sie schnell zurückrief. — „Nehmt diese Sachen", speach er zu ihnen — „und tragt sie ins Schloß, Ihr sollt gehörig dafür bezahlt werden."

Die Bueschen nahmen den Koffer auf; einer von Lindemans Begleitern trug den Spinnrocken und die Bündel, welche Anna von sich geworfen hatte; der andere aber hatte hinreichend mit Anna selbst zu thun, welche weinte, laut über Gewalt schrie und durchaus in ihre Wohnung zurückkehren, aber nicht auf das Schloß gebracht seyn wollte. Allein Lindeman erwiderte ihe ganz kalt, es sey Seiner Gnaden ausdrücklicher Befehl, daß sie auf das Schloß gebracht werden solle. Die Burschen mit dem Koffer gingen nun vornweg, nach ihnen einer der Lindeman'schen Gehülfen mit der widerstrebenden Anna, dann der zweite Gehülfe mit dem Spinnrocken und dem Gepäck und zuletzt der alte Lindeman, der sich einen dicken Stock vom nächsten Zaun abgebrochen hatte.

Der Zug nahm seinen Weg durch die Hammerwerksstraße, aus deren Gebäude Weiber und Kinder neugierig gelaufen kamen, und bei dem Schein von Kienspähnen und Theerfackeln die sonderbare Gesellschaft angafften. Alle kannten Anna und wußten recht wohl, daß dieselbe früher die Amme Fräulein Louisens gewesen war und bei

Digitized by Google

dieſer, ſo wie bei der gräflichen Herrſchaft ſehr in Gunſt ſtand. Es erregte daher allgemeines Erſtaunen, dieſelbe jetzt von mehreren Männern gewaltſam auf dem Wege geſchleppt zu ſehen, den ſie früher ſo oft ſo gern und mit ſo leichten Schritten gegangen war. Denn ihre Liebe zu Fräulein Louiſen war ungemein groß und nie fühlte ſie ſich froher, als wenn ſie zu dem Fräulein gehen oder von ihrem „lieben Fräulein" erzählen konnte.

(Fortſetzung folgt.)

Der jüngſte Ausbruch des Aetna.

Ueber den Ausbruch des Aetna bringt das „St. Galler Tagblatt" folgende Mittheilungen von einem in Catania anſäſſigen St. Galler: „Der Morgen des 21. Auguſt (2¼ Uhr) ging für die Nachbarſchaft des Aetna ernſt und traurig auf und erfüllte ihre Herzen zugleich mit paniſchem Schrecken; denn ſiehe, der am Abend des 20. gleichen Monats noch ſo ruhig ſcheinende Koloß war nun mit einer dichten grauſchwarzen Rauchwolke umhüllt, und gleich dem unaufhörlichen Donner des Geſchützes krachte und dröhnte der ganze Berg. Es war eine Eruption. Die Bewohner Catania's ſahen am Morgen des 21. Auguſt 2½ Uhr plötzlich an den Seiten des Berges drei Krater ſich öffnen, aus denen die lichte Lohe himmelhoch emporſchoß, mit entſetzlicher Kraft Felsſtücke bis zur Größe von kleinen Häuſern mit ſich in die Luft nehmend, welche dann mit furchtbarem Gekrach wieder herunterfielen. Der Hauptkrater blieb ganz ruhig und rauchte kaum mehr als gewöhnlich. Der Aufgang der Sonne, welche rein und herrlich, wie hier immer, aufſtieg, ließ dem Auge Alles in Rauch gehüllt erſcheinen, aus welchem man immer lauter und ſchrecklicher den Donner vernahm. Der Abend mußte entſcheiden, wohin ſich die Lava ergieße, ob gegen Catania, Bronte oder Giarre. Der erſehnte Abend kam, und mit ſeiner Herandämmerung färbten ſich die Rauchwolken nach und nach feuerroth, und die hereinbrechende Nacht endlich zeigte uns den Aetna als eine von Rauch und Gluth erfüllte Maſſe, die ſich jedoch immer mehr links zog. Die Krater der vorhergehenden Nacht hatten ſich wieder geſchloſſen, und 3 bis 4 Stunden von ihnen entfernt hatte die unterirdiſche Kraft drei andere Krater gebildet, aus deren mittlerem ſich eine Feuerſäule erhob, welche nun ſeit dem 21. d. eine erſtaunliche Menge Lava, Schwefel und Aſche auswirft." Am 22. Abends beſuchte der Berichterſtatter den Berg, wo man dem Lavaſtrom bis auf 20 Schritt ſich nähern konnte. „Der Eindruck, fährt er fort, den dieſes Schauſpiel auf mich machte, war furchtbar. Schon hatte der Feuerſtrom etwa zwei Stunden vom Krater ſich fortgewälzt, während letzteeer immer mit neuen Maſſen den Umfang des erſteren vergrößerte. Als wir ankamen, hatte die Lava etwa eine halbe Stunde Breite, und die Höhe des Stromes war der eines hohen Palaſtes gleich. Die Hitze, welche das entſetzliche Feuermeer um ſich verbreitete, dörrte auf eine Viertelſtunde Entfernung alles Leben der Natur aus und bereitete Bäume, Sträucher und Gräſer ſo vor, bei ſeiner Ankunft ſogleich ein Raub ſeiner Wuth zu werden. Ein dichter Regen von Aſche und Bimsſtein fiel auf 3 bis 4 Stunden im Umfang zur Erde, und wir waren am Morgen rußig, wie Kaminfeger. Und während dieſes entſetzlichen Schauſpiels hörte der Donner nie auf, denn jeder Auswurf war von einem furchtbaren Gekrache begleitet. Merkwüedig war zu beobachten, wie die großen Bäume z. B. beim Herannahen der Lava ſich zuerſt mit lautem Kniſtern aller Blätter entluden, dann aufflammten und, wie der Strom ſie berührte, in einem Nu umfielen.

Etwa um 8 Uhr Morgens erreichte das unaufhaltſame Verderben den erſten herrlichen Kaſtanienwald und eine Stunde ſpäter unter dem lauten Geheul und Wehegeſchrei der Dorfbewohner den erſten Weinberg, deſſen bereits geröthete herrliche Trauben zu ſchönen Hoffnungen berechtigten. Langſam und majeſtätiſch wälzt die glühende Maſſe ſich vorwärts. Bei dem geringſten Widerſtand, auf den ſie ſtößt, ſtaut die vorderſte Welle — wenn man ſich ſo ausdrücken kann — ſich auf und wächst zu beträchtlicher Höhe an, ſendet links und rechts kleine Nebenarme aus, überſtürzt endlich, dehnt ſich gleichmäßig aus und wälzt ſich wieder ruhig vorwärts. Ein fortwährendes Geräuſch, ähnlich dem Springen der Fenſterſcheiben bei einem Brande, bezeichnet das unerbittliche Werk der Zerſtörung und wird nur hier und da, wo die Maſſe auf größern Widerſtand oder auf Waſſer ſtößt, durch eine Art Exploſion unterbrochen. Bei Tag hat die Maſſe viel Aehnliches mit einem Schlammſtrom; der röthliche glaſige Schimmer, der durch das Graue der erkalteten Oberhaut durchbricht, verräth allein ihre vulkaniſche Herkunft. In der Nacht gewährt der Strom den Anblick eines in dunkelm Rothe glühenden, beweglichen Dammes, der, hier und da von Schwefeldünſten überlagert, ſich über die Fläche hinzieht. An eizelnen Stellen, bei kleinen Ausläufern, darf man demſelben ſich ſo weit nähern, daß man große Kupfermünzen hineinwerfen kann, die dann mit der ſie umgeben-

Digitized by Google

den Lava mit Stücken herausgerissen werden. Wenn die Lava kalt und fest geworden, schlägt man die Münze los und behält dann das Gepräge in der versteinerten Masse. Der Auswurf aus dem Krater ist stets von einem dumpfen, rollenden, donnerähnlichen Getöse begleitet, und öfters leuchten dabei die hellen Flammen auf, so daß wie durch einen riesigen Leuchtthurm weit umher die ganze Gegend magisch beleuchtet wird."

Manigfaltigkeiten.

Die französische Akademie hat in diesem Jahre die beiden Tugendpreise von 3000 Franken einer Magd, Françoise Baltez, in Valenciennes, und einem Neger-Sklaven, Paul Dunez, in Guyana zuerkannt. Die erstere hatte 1816 schon 23 Jahre als Magd in einem angesehenen Hause zu Valenciennes gedient. Durch eine Handelskrisis verlor dasselbe sein ganzes Vermögen, und Françoise Baltez bot ihren Brodherren ihren Sparpfennig und blieb bei ihnen, ohne Lohn, sie selbst mit ihrer Hände Arbeit nährend, als ihr Bischen aufgezehrt war. Sie verkaufte dann ihr Letztes, ein Stück Land, ihr einziges Besitzthum, um ihre Herrschaft vom Hungertode zu retten. Da stirbt der Mann, und drohender wird das Elend; Françoise gibt freudig das Kostbarste hin, was eine flämische Bäuerin besitzt, ihren kleinen Vorrath an Leinwand, um die Blöße der Kinder zu bedecken und begnügt sich mit den Lumpen. Ihr Fleiß, ihrer Hände Arbeit, ihre Nachtwachen hatten die Kinder groß gezogen, und 40 Jahre lang hat sie die Mutter unterhalten, nimmt zuletzt noch ein Kind von einer Tochter ihrer Dienstherrschaft, welche durch Brandunglück Alles verloren, zu sich, und schwach, wie sie schon ist, findet sie neue Stärke, auch für die Kleine zu sorgen. Mit der größten Achtung begegnet sie stets ihrer früheren Herrin und hat in den vierzig Jahren, daß sie für dieselbe sorgt, immer alle schwierige Hausarbeit verrichtet. Paul Dunez war Sklave einer Wittwe in Portierre in Guyana, und blieb bei seiner ehemaligen Herrin, als die Neger frei erklärt wurden, mit riesiger Anstrengung nebst seinem Weibe für dieselbe arbeitend, besonders an dem zum Schutze gegen das Meer aufgeworfenen Deichen, die aber im Jahre 1851 dem Meere nicht widerstehen konnten, so daß die ganze Besitzung zerstört wurde. Dunez' treue Anhänglichkeit, sein Fleiß wurde bekannt; der Gouverneur von Cayenne erkannte dem Paul Dunez einen Preis zu und zugleich ein Stipendium für einen seiner Söhne zur Erziehung in dem Kollegium. Der edle Neger übertrug dieses Stipendium auf den Sohn seiner Gebieterin, wie er seine ehemalige Herrin noch nennt, und bestimmte die 600 Franken, die ihm als Preis zuerkannt, zur Ausstattung des Knaben seiner Gebieterin, da er ihre mißliche Lage nur zu gut kennt, die er, trotz aller Anstrengung, unermüdlich in seinem Fleiße, nicht bessern kann. Und das that ein Negersklave!

Die Plünderung des Kauffahrers Nelson in den australischen Gewässern durch Wegelagerer hat seiner Zeit auch in deutschen Blättern Erwähnung gefunden. Man wird sich erinnern, daß das genannte Schiff gegen 30,000 Pfund Goldstaub an Bord hatte, aus Mangel an Matrosen lange nicht auslaufen konnte, in einer Nacht von einem Dutzend vermummter Diebe überfallen und ausgeraubt wurde, ohne daß man die Thäter entdecken konnte. In den jüngsten Tagen sind jedoch die Verbrecher und, was mehr zu verwundern, auch ein Theil des geraubten Goldes wieder aufgefunden worden. Die Diebe waren transportirte englische Sträflinge, die einen Erlaubnißschein erhalten hatten, den Strafdistrikt zu verlassen, und die ihre ersten Mußetage zu einem neuen kühnen Gang benutzt hatten.

Die „N. Pr. Ztg." theilt folgendes Seitenstück zu dem bekannten Prozeß Friedrich's des Großen gegen den Müller von Sanssouci mit: Im Jahre 1754 ließ Friedrich der Große nach Muster des Amsterdamer Rathhauses das Rathhaus in Potsdam erbauen. Um dasselbe zu vergrößern, wollte der König das nebenstehende Bäckerhaus zu diesem Zwecke ankaufen und bot dem Bäcker dafür nicht nur eine sehr bedeutende Summe, sondern erbot sich auch, ihm in einer andern Gegend ein neues Haus zu bauen. Der Mann war aber dazu auf keine Weise zu bewegen; er wollte kein Geld, er wollte nur sein Recht, in seinem Hause wohnen zu bleiben. Zu einem Expropriationsprozeß kam es nicht; der König antwortete nur auf die Schlußerklärung des Bäckers: „Nichts weiter zu machen mit dem Menschen!" und unterließ die Vergrößerung des Rathhauses.

Fünfzehntausend Morde geschehen jährlich in Deutschland auf — sämmtlichen Bühnen mit Einschluß der kleien Liebhabertheater. So hat es ein Mann berechnet, der mit dem Theaterwesen innig vertraut ist und den Theaterdolch während seiner Laufbahn als Schauspieler allein an 600 Mal gezückt hat.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wallandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 157 1. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

Schon hatte er die nächsten Umgebungen des Gartensaales erreicht — da hielt er an, wie von einem plötzlichen Gedanken ergriffen.

„Nein, ich will offen und ehrlich um Bereny's Freundschaft und um seiner Tochter Liebe werben," sprach er bei sich. „Es würde mir unerträglich seyn, wenn ich ihm nicht mit gutem Gewissen wieder unter die Augen treten könnte. Vielleicht gelingt es mir einst noch, ihn zu zwingen, mir mit Freundlichkeit entgegen zu kommen."

Mit den Worten wandte er sich, eilte behutsam dem Ausgange des Parkes zu, bestieg sein Pferd und schlug den Weg nach seinem Wohnorte ein.

Lange Zeit hindurch wollte es ihm nicht glücken, Bereny und seine Tochter zu sehen, so oft er auch am Schlosse vorüberritt. Es schien in der That, als ob die Bewohner desselben eine heimliche Scheu vor dem Anblick der Menschen hätten. Endlich aber fand sich eine vollkommene Gelegenheit, dem Obrist einen Dienst ganz ungewöhnlicher Art zu leisten.

Eines Abends kehrte Mangold von einer mehrtägigen Reise nach einem jenseits der Theiß gelegenen Orte zurück, wo er einen ihm befreundeten Gutsbesitzer besucht hatte. Einige Meilen vor K . . . . hörte er in einer halbzerfallenen Schenke, wo er sich ermüdet auf die Bank unter dem Fenster gestreckt hatte, während sein Pferd im Stalle eine Hand voll Heu verzehrte, wie draußen mehrere zerlumpte, höchst verdächtig aussehende Burschen heimlich verabredeten, das Schloß des Obristen, den sie einen hartherzigen Menschenquäler schimpften, der sie in's Elend gestürzt habe, in der nächstfolgenden Nacht in Brand zu stecken.

Sein Entschluß war schnell gefaßt. Hocherfreut über diese Entdeckung, wodurch er sich Bereny für alle Zeit verpflichten konnte, schlug er sofort den Weg zu dem noch ziemlich entfernten Gute desselben ein. Nach einem scharfen Nachtritt hielt er gegen Sonnenaufgang vor dem hohen Parkthor. Er verlangte den Obristen zu sprechen, empfing aber die Antwort, daß derselbe noch nicht aufgestanden sey, überhaupt auch schwerlich Besuch annehmen werde.

„Den meinigen wird und muß er annehmen," erwiderte Mangold dem Reitknecht des Obristen, „da ich in einer höchst wichtigen Angelegenheit mit ihm zu reden habe."

Der Reitknecht ging in's Schloß und kehrte nach Verlauf einer halben Stunde mit dem Bescheid zurück, daß der Herr Obrist mit den dringendsten Geschäften überhäuft sey und vor Mittag Niemand sehen könne.

„Dann sagt dem Herrn Obristen, daß ich hier im Park so lange warten würde, bis es ihm gefällig sey, mich anzuhören," versetzte Mangold ruhig.

Mit dieser Antwort begab sich Jener abermals zu seinem Herrn und kehrte gleich darauf mit der Bitte zurück, ihm zu folgen. Mangold ward in einen reich verzierten Saal geführt, wo er hinreichende Muße hatte, seinen Gedanken nachzuhängen, denn es verging fast eine Stunde, ehe Bereny erschien. Und als dieser endlich durch eine kleine Seitenthüre hereintrat, schaute er so mißtrauisch und finster drein und grüßte mit einer solchen Kälte, als ob er seinen Todfeind vor sich habe.

Der junge Offizier nannte ihm darauf seinen Namen und Stand und theilte ihm Alles der Reihe nach mit, was er in der Schenke gehört und gesehen, indem er hinzufügte, daß er sich glücklich schätzen würde, wenn er auch fernerhin Gelegenheit fände, dem Herrn Obristen zu beweisen, daß ihm seines Hauses Wohl und Wehe am Herzen liege.

Bereny richtete die düster glühenden Augen eine Weile schweigend auf den jungen Deutschen und fragte dann mit erwartungsvollem Ton:

„Und nur der Wunsch, mir einen Dienst zu leisten, trieb Sie hieher, Herr Lieutenant? Sind Sie aus reiner Menschenliebe, oder aus irgend einem andern Beweggrunde gekommen?"

„Obwohl ich für jeden Andern dasselbe gethan

Digitized by Google

haben würde, so muß ich Ihnen dennoch offen gestehen, Herr Obrist, daß mich noch ein Nebenzweck zu Ihnen führt," entgegnete Mangold. „Sie wissen, ich habe vor einiger Zeit bei dem kleinen Hirtenhäuschen auf der Haide Ihre Tochter gesehen, und nun wünsche ich nichts mehr, als daß ich so glücklich seyn möge, dieselbe kennen zu lernen, da ich fest überzeugt bin, daß ihr Herz und Gemüth eben so edel ist, wie ihr Angesicht. Anfangs hatte ich den Entschluß gefaßt, heimlich Ihre Tochter zu sprechen — gab denselben aber in eben demselben Augenblick auf, als es mir sehr leicht gewesen wäre, ihn auszuführen. Ich wollte den Groll, den Sie gegen die Menschen, und besonders gegen meine deutschen Landsleute, zu hegen scheinen, durch eine unbedachte That nicht noch vergrößern."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Bald füllte sich die Gasse mit so viel Volk, daß die Männer mit der gefangenen Frau und deren Gepäck kaum durchkommen konnten. Da erhob endlich der alte Lindeman seine Stimme und rief: —„Gebt Raum, Ihr guten Leute! Ich hoffe doch nicht, daß Ihr uns hindern wollt! Was geht Euch dieses alte Weib an? Glaubt ja nicht, daß ich sie so herumschleppen würde, wenn es nicht auf Seiner Gnaden ausdrücklichen Befehl geschähe! Ich rathe daher einem Jeden, seines Weges zu gehen — sonst mögt Ihr Euch die Folgen selbst zuschreiben." —

Diese Worte von Seiner Gnaden altem treuen Diener hatten die beabsichtigte Wirkung; die neugierigen Zuschauer drangen wieder in ihre Hütten zurück und die Gasse ward leer.

Sobald sie das Schloß erreicht hatten, führte Lindeman seine Gefangne in ein Zimmer des Erdgeschosses, bezahlte die Bauerburschen und die beiden Männer, die ihm behülflich gewesen waren, und entließ sie, indem er ihnen das größte Stillschweigen gegen die gräflichen Dienstleute anbefahl. Sie gelobten natürlich das tiefste Schweigen an; allein kaum hatten sie den Schloßhof im Rücken, so erzählten sie ihren Bekannten unter dem Siegel des Stillschweigens den ganzen Vorfall, so daß derselbe noch vor Anbruch des Morgens allgemein bekannt war.

Lindeman hatte seine Gefangene sorgfältig eingeschlossen und ging nun zu dem Grafen, um demselben Rechenschaft über die Ausführung seines Auftrages zu geben. Der Graf rühmte seinen Eifer, erstattete ihm die gemachten Auslagen reichlich und befahl ihm, Anna über Nacht wohl zu bewachen, denn es war bereits zu spät, um noch an demselben Abend ein Verhör mit ihr anzustellen. Lindeman hielt hierauf Rath mit der Haushälterin, die gleich ihm selbst glaubte, daß Anna Etwas gestohlen hätte; in Folge dieser Berathung ließ er darauf zwei Mägde während der Nacht bei der Gefangnen wachen. Doch ließ man ihr nichts abgehen, sie bekam ein gutes Abendessen und ein behagliches Feuer in den Ofen; dem ungeachtet schien das arme Weib sehr niedergeschlagen und außer Stande zu seyn, Etwas zu genießen.

Weder der Graf, noch die Gräfin konnten in dieser Nacht schlafen, in Erwartung des großen Geheimnisses, das sich am folgenden Tage entschleiern sollte — denn richtig war nicht Alles, das bewies Anna's Fluchtversuch, ihr Widerstreben, auf das Schloß zu gehen, und die entsetzliche Angst, von welcher sie seit dem ersten Augenblick ihrer Verhaftung ergriffen worden war. Noch weniger vermochte die Gräfin D'Alincourt in dieser Nacht ein Auge zu schließen, sie versuchte es nicht einmal. Es war nun keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Tochter ihrer geliebten, schmerzlich betrauerten Freundin durch eine Niederträchtigkeit ihrer Amme ihres Namens, ihres Standes und ihres Reichthums beraubt worden war. — „O, mein Gott" seufzte die Gräfin, indem sie auf ihre Knie niedersank und den Blick zum Himmel erhob — „solltest Du mich wohl hieher geführt haben, um dem jungen Mädchen seine geraubten Rechte wieder zu verschaffen? Wer anders war es, als Du, Vater, der mir diese unwiderstehliche Sehnsucht, diese brennende Begierde, mein Vaterland und das Grab meiner verlornen Freundin wiederzusehen, einflößte? Allwissender, Allgegenwärtiger, Allmächtiger! Du, der Du öffentlich strafst oder belohnst, was im Verborgenen geschieht; Du, vor dem die tiefsten Falten des menschlichen Herzens in hellem Lichte daliegen; Du, der Du forschest bis in die geheimsten Tiefen — gieb, daß auch unsere schwachen Augen dieses Dunkel durchschauen mögen. Gib uns Licht, gieb uns Gewißheit, flöße uns Gesinnungen der Versöhnlichkeit und der Milde ein!" —

Der Graf, der nicht daran zweifelte, daß Anna bei ihrem Verhör ein offnes Bekenntniß ablegen würde, wünschte sehr, daß dies in Gegenwart mehrerer Personen geschehen möchte. Denn in dem Falle, daß eine Vertauschung der Kinder vorgegangen und Louise nicht das ächte Fräulein von R** war, schien es ihm höchst nöthig, daß mehrere fremde unparteiische Personen gegenwärtig wären, um später als Zeugen zu dienen. Es galt ja die zeitliche Wohlfahrt einer oder mehrerer Personen, es galt dem uralten weltberühm-

ten Namen und den großen Besitzungen des gräflich R**schen Geschlechts; es war unwahrscheinlich, daß diejenige, welche jetzt Beides inne hatte, für den Fall, daß die Aussage Anna's sie für unberechtigt dazu erklärte, auf dieses bloße Bekenntniß hin freiwillig ihren Namen und ihr Vermögen abtreten, von der Höhe, welche sie so viele Jahre inne gehabt, herabsteigen und still und ohne Murren ihren Platz einer Andern überlassen sollte. Wahrscheinlicher war es dem Grafen, daß ein weitläufiger Prozeß daraus entstehen würde.

Des Morgens zeitig schickte er daher einen Boten an den Landrichter Stork, der eine Viertelmeile von B**wohnte. Diesen bat er in einem artigen Schreiben, daß er einer wichtigen Angelegenheit halber Vormittags um zehn Uhr nach B**kommen möchte. Zur bestimmten Zeit stellte sich derselbe auch in Begleitung seines Sekretärs, des Notars Ruda, ein. Zu derselben Zeit erschien auch der Inspektor auf den Wunsch des Grafen, der dessen Gegenwart für höchst nöthig hielt, im Schlosse; nicht minder der Pfarrer Rosman und einer seiner Adjunkten, der Magister O**. Die Gräfin H** und die Gräfin D'Alincourt befanden sich ebenfalls anwesend, Fräulein Louisen hatte jedoch die Gräfin sagen lassen, sie möchte heute in ihrem Zimmer frühstücken und sich erst beim Mittagessen zeigen. Man kann wohl vermuthen, daß dieser Wunsch oder der Befehl der Gräfin das arme Mädchen nicht wenig überraschen und ihr tausenderlei Vermuthungen einflößen mußte; allein darauf nahm man keine besondere Rücksicht, weil man sich schon im Voraus überzeugt hielt, daß Louise nicht das ächte Fräulein von R** sey. Mamsell Sophie aber wurde in das Versammlungszimmer gerufen, denn ihre Anwesenheit und ihr Zeugniß hielt man deßhalb für nothwendig, weil sie und die Gräfin um das Maal an der Schläfe des ächten Fräuleins von R** wußten.

Als die Gesellschaft gefrühstückt hatte, benachrichtigte der Graf diejenigen von den Anwesenden, welche den Zweck der Versammlung noch nicht kannten, daß in ihrer Anwesenheit ein Weib vernommen werden solle, de ein wichtiges Bekenntniß abzulegen habe und deßhalb in Gewahrsam gehalten werde. Hierauf erhielt Lindeman Befehl, Anna herbeizuholen. Aber kaum hatte derselbe das Zimmer verlassen, so hielt im Schloßhof ein Wagen, aus welchem der neulich so kalt und stolz verabschiedete, demungeachtet aber noch ausharrende Freier Louisens, der Baron von R**, stieg. Der Graf und die Gräfin sahen einander verlegen an und Ersterer flüsterte nach einer Weile der Letzteren zu: — „Laß ihn nur gegenwärtig seyn; es thut nichts. Ist etwas Unrechtes vorgefallen, so kann er es zugleich mit den Uebrigen erfahren." Unterdessen war der Baron die Treppe heraufgestiegen und trat in das Zimmer. Nach den ersten Begrüßungen sagte man ihm, daß man ein Frauenzimmer, welches Etwas zu entdecken habe, ins Verhör nehmen wolle; allein er gab darauf wenig Acht, sah sich im Zimmer um und fragte unruhig nach Fräulein Louisen. Man versicherte ihm, daß dieselbe sich wohl befände und die Gesellschaft bald besuchen würde. Stumm setzte er sich nun nieder, kreuzte seine Arme und Füße und versank in tiefe Gedanken. Einige Augenblicke darauf kam Lindeman mit Anna — dem Gegenstand der allgemeinen Erwartung — zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Philosophie des Schuldenmachens.

Das Schuldenmachen ist ein unvollkommener Versuch, die von der göttlichen Weltordnung angeordnete Ungleichheit der Güteraustheilung in ihrem allzu schroffen Auftreten etwas zu mildern. Eine Schuld ist die Asymptote des Ideals der Vermögensgleichheit. Die lateinische und französische Sprache zeigen die Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Schuldenmachens am schönsten dadurch an, daß debere, devoir zugleich sollen, müssen und schuldig seyn heißt; es herrscht also ein gewisses Fatum, das den Menschen zu Schulden zwingt: er ist schuldig zu schulden, oder er schuldet schuldig zu seyn. Die Schulden knüpfen ein ungemein zartes Band zwischen einem zum Geber erhobenen Haber und einen zum Nehmen vorgeschrittenen Nichthaber. Weil nun aber bekanntlich das Geben seliger macht als das Nehmen, so ist eigentlich der Geber, d. h. der Gläubiger durch den Nehmer, d. h. den Schuldner, in einen gewissen Zustand der Seligkeit versetzt worden; ja, er verdankt, so zu sagen, dem Schuldner seine irdische Seligkeit, und ist somit eigentlich nicht Gläubiger, sondern Schuldner seines Schuldners. Freilich wollen die meisten Gläubiger diese Wahrheit nicht einsehen, sondern sind bemüht, ihren Schuldner, durch den sie doch in den Seligkeitszustand des Gebens versetzt wurden, grausam zu quälen, wodurch oft die Zerreißung jener delikaten Verbindung herbeigeführt wird.

Das Band, welches den Gläubiger und den Schuldner umschlingt, ist solider und fester, als das Band der Liebe und der Freundschaft. Es ist ein Band, das oft nur „höhern Orts" gelöst werden kann, welches den Schuldner und Gläubiger überlebt und sich auf die Nachkommen als ein „theures Pfand" vererbt. Alle Stammbücher und Albums, welche Liebe und Freundschaft als Liebes- und

Digitized by Google

Freundschafts-Pfandbücher hienieden widmen, sind Nichts gegen die großen Pfandbücher, welche „droben" den unvergänglichen, allem Tod trotzenden innigen Freundschaftsbund beurkunden, für welchen alle irdischen Güter eingesetzt worden.

Ein Schuldner muß immer eine gute Haut seyn; denn wer wollte sie ihm sonst abziehen? Ein Schuldner steht immer im ersten Glied; weil er aber beim Marschiren nicht recht vorwärts kommt, so wird er oft „getreten"; deßhalb „setzt" er sich lieber mit seinen Gläubigern, bis ihm die Stühle zum Haus hinaus getragen werden.

Der Kredit ist ein Genius, welcher als Schutzgeist unsichtbar und mit leisem Flügelschlag den Schuldner umschwebt. Weil dieser aber jedesmal, wenn er eine Schuldurkunde unterschreibt, dazu eine Feder aus dem Flügel dieses Genius braucht, und er ihm oft alle Federn ausreißen will, so fliegt dieser Schutzgeist davon, weil er sein Flügelpaar retten will. Statt seiner kommt das vielköpfige Ungeheuer „Gant", welches, gleich der lernäischen Schlange, nur durch einen Geldherkules bezwungen werden kann, weil ihm die Köpfe ausgebrannt werden müssen, wenn der Keidar nicht durchbrennen soll.

Das Schuldenmachen ist mit der Welt und dem Leben auf das Innigste verbunden. Das Kind wird schon als Schuldner seiner Eltern geboren, und nachdem es während seines Lebens vieler anderer Schuldner Schuldner geworden ist, muß es die letzte Schuld an den Generalgläubiger Tod abzahlen. So lange wir leben, sitzen wir als Wechselschuldner des Todes im Schuldgefängniß, und ein Rezeptlein kann unsere verfallenen Wechsel nicht prolongiren. Die ganze Welt ist mit Schulden gebaut worden; denn wie hätte man ein solches Gebäude gleich baar bezahlen können? Das hebräische „bara," das im ersten Verse der Genesis von Erschaffung der Welt gebraucht wird, ist gewiß das Stammwort des deutschen „borgen". Es war zwar vor der Erschaffung der Welt Alles wohlfeiler, als jetzt, und die Zeiten waren besser, als jetzt, weil es noch gar keine Zeit gab; aber doch ist zum Glück noch ein großes Kapital auf dem Weltgebäude stehen geblieben. Ich sage „zum Glück"; denn wenn einmal alle Weltpartialobligationen eingelöst und bezahlt sind, so haben die Aktionäre kein Interesse mehr an ihrer Existenz, und die schuldenfreie Welt hat nichts Besseres zu thun, als unterzugehen. Wem deßhalb an der Welt und ihrem jetzigen Fortbestand Etwas liegt, der muß seinen möglichsten Beitrag zur allgemeinen Weltverschuldung liefern, da der jüngste Tag, an dem alle Schulden amortisirt werden sollen, noch recht lange hinausgeschoben werden muß.

Mannigfaltigkeiten.

Contre-Admiral Sir John Roß empfiehlt in einer Flugschrift über die „Unmäßigkeit auf der Flotte" eine Kur, die einmal an Bord des Flaggenschiffs „Victory" im Jahre 1808 angewandt wurde und sich viel besser bewährte, als die neunschwänzige Katze, deren Liebkosungen ein ächter Matrose für keine Schande hält. Auf der „Victory" wurde jeder Matrose, der sich im Zustande der Unzurechnungsfähigkeit ertappen ließ, in die s. g. „Saufkompagnie" (the drunken mess) eingereiht. Diese Saufkompagnie mußte ihre Mahlzeiten auf einem abgesonderten Platze auf dem Verdecke einnehmen; da bekam sie ihren Grog wie ihren Thee. Der nüchterne Theil der Mannschaft durfte mit ihnen nicht an einem Tische sitzen; und da die Säufer-Tafel auf einem Punkte stand, wo Offiziere und Seeleute fortwährend vorübergingen, so waren die Sträflinge einem beständigen Kreuzfeuer von satyrischen Bemerkungen ausgesetzt. Jedes Kleidungsstück, jedes Glas und jeder Teller eines Säufers wurde mit einem D (Drunk) gezeichnet. Außerdem hatten die Mitglieder der Saufkompagnie das Privilegium, die Schiffs-Abtritte zu reinigen. Nach sechs Monaten hatte die Kur Wunder gewirkt. Die Sträflinge bekannten, daß sie lieber drei Dutzend Peitschenhiebe täglich aushalten, als in der Trink-Menage bleiben wollten. Die ganze Bemannung des Schiffes zeichnete sich bald durch Mäßigkeit aus, bis auf einen unheilbaren Brown, der für's Leben den Spitznamen „Kapitain der Sauf-Kompagnie" behielt.

Charade.

Vier Sylben hat das Wort, ich will's euch deutlich sagen,
Wovon in jedem Angesicht die Erste steht,
Zwei siehst du die Geliebte an der Stirne tragen,
So wie auf ihr der Kluge und der Träge geht.
Entschwebt der angemess'nen Schöpfung höhern Reihe,
Beglückt das letzte Sylbenpaar als ein Geschenk
Den stolzen Menschen nur, in überird'scher Weihe
Bleibt er durch sie des höhern Ursprungs eingedenk.
Das Ganze aber schöpferisch hervorzurufen,
Vermagst du nur durch meiner beiden Letztern Kraft;
Der Freude und der Trauer Spiel in tausend Stufen
Erscheint durch sie, wie deine Phantasie sie schafft.

Redakteur: J. Chr. Gladelmann.
Druck u. Verlag der Lisecee Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 158 2. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

Der Obrist erwiderte anfangs nichts, sondern ging mit großen Schritten im Saal auf und nieder. Es schien ein gewaltiger Kampf in seiner Seele vorzugehen. Endlich ging er auf den jungen Offizier zu, reichte ihm die Hand und sagte mit mühsam erzwungener Ruhe:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mittheilung, Herr Lieutenant. Ich bin zwar auf dergleichen Bubenstücke im Allgemeinen vorbereitet, da ich aber heute Abend mit meiner Etelka einem entfernten Freunde einen Besuch abstatten wollte, so würden die Schurken mir einen schlimmen Streich gespielt haben. Das Nest drüben in der Haide und die drei Bösewichter hab' ich schon lange auf dem Korn — es sind ehemalige Knechte von mir, die mich während ihrer Dienstzeit auf alle Weise betrogen und bestohlen haben und die ich, der Schurkerei überdrüssig, endlich tüchtig durchpeitschen und mit Hunden vom Hofe hetzen ließ. Ich werde die Gauner noch vor Abend einfangen und ihre Höhle anzünden lassen. Da dieser Tag sich nicht für ein längeres Beisammenseyn eignen möchte," setzte er nach einer Pause hinzu, „so erzeigen Sie mir die Gefälligkeit, morgen oder an einem der nächsten Tage wieder bei mir vorzusprechen. Dann sollen Sie auch meine Tochter kennen lernen. Hoffentlich wird es mir auch später gelingen, Sie zu überzeugen, daß mein Groll gegen Ihre Landsleute nicht ohne Grund ist."

Mit diesen Worten drückte er Mangold noch einmal die Hand und verließ mit seltsamer Hast das Zimmer. —

Von dem Tage an begann eine selige Zeit für den jungen Offizier. Schon am folgenden Abend saß er mit dem Obristen und seiner Tochter in dem traulichen Gartensaal, in den er jüngst bei nächtlicher Weile hatte eindringen wollen, und lauschte mit Entzücken auf die Worte, welche von den Lippen des holdseligen Mädchens klangen.

Etelka's Wesen war ein wunderbares Gemisch von kindlicher Unbefangenheit und stiller, unbewußter Majestät, gepaart mit der seltensten Anmuth und Lieblichkeit. Wenn sie so heiter und fröhlich plauderte, däuchte es Mangold, als sey er plötzlich in seine ferne deutsche Heimath versetzt — blickte er ihr aber dann in die dunkeln feurigen Augen, und sah die hohe, stolze Gestalt, so fühlte er nichts, als das Glück, in der Nähe eines solchen Wesens zu weilen.

Bereny nahm wenig Theil an der Unterhaltung, aber sein ernster Blick ruhte oft forschend auf dem jungen deutschen Krieger, an dem seine Etelka ein größeres Gefallen zu finden schien, als er es vermuthet hatte. So oft er sich aber in das Gespräch mischte, geschah dieß in einer Weise, die so viel Herzensgüte und Milde verrieth, daß Mangold sich im Stillen wunderte, wie die Leute den würdigen Greis so gänzlich verkennen konnten.

Mangold war bald in alle Verhältnisse der Familie eingeweiht. Etelka erzählte ihm, daß ihr um einige Jahre älterer Bruder Jonas so eben seine juristischen Studien beendet habe, und sich wahrscheinlich demnächst nach Pesth begeben werde, um sich dort praktisch auszubilden.

Als der Offizier Etelka darauf fragte, ob sie außer diesem Bruder noch andere Geschwister habe, und der Obrist zufällig eben für einige Minuten in den Garten gegangen war, um dem Gärtner einen Auftrag zu ertheilen, bat sie mit bewegter Stimme, niemals in des Vaters Gegenwart von ihrer verstorbenen Mutter zu reden. Dieselbe sey schon lange, lange Jahre todt, aber so oft Jemand ihrer erwähne, werde der Vater plötzlich düster und in sich gekehrt.

„Ihr Grab ist auf dem Gottesacker des kleinen Kirchdorfes drüben in der Haide," setzte sie mit wehmüthigem Tone hinzu. „Der Vater weiß ganz gut, daß ich oft heimlich dorthin gehe und dasselbe mit Blumen schmücke — aber noch nie hat er ein Wort über meine Mutter mit mir geredet."

Daß Mangold seine Besuche wiederholte, so oft es ihm die Pflichten seines Dienstes nur irgend gestatteten, ist leicht zu errathen, und zu seiner

Digitized by Google

unausſprechlichen Freude gewahete er, daß der Obriſt und Etelka ihm von Tage zu Tage mit größerem Vertrauen und größeeer Herzlichkeit entgegen kamen.

Da Etelka ein unbezwingliches Verlangen hegte, das Deutſche zu erlernen und bislang nie Gelegenheit dazu gehabt hatte, weil weder ihr Vater, noch irgend Jemand aus ihrer Bekanntſchaft dasſelbe verſtand, ſo benutzte Mangold manche Stunde, in welcher der Obriſt in Geſchäften abweſend war, das wißbegierige Mädchen in ſeiner Mutterſprache zu unterrichten.

Zu Zeiten begleitete der junge Offizier den Obeiſten auch auf ſeinem Rundritt, den der Letztere faſt allabendlich durch ſeine Beſitzung zu machen pflegte, und hatte dabei oft Veranlaſſung, zu bewundern, mit welch einer unſäglichen Geduld Bereny ſeinen Knechten Fehler und Ungeſchicklichkeiten nachſah und manchmal ſelbſt mit Hand anlegte, um eine deingende Aebeit zu fördeen.

Am glücklichſten aber war Mangold, wenn er mit dem Greiſe und ſeiner Tochter an ſtillen Abenden unter den dunkellaubigen Kaſtanienbäumen ſaß, welche das Haus in einem großen Halbkreis umringten, und die Wipfel ihnen zu Haupten dann leiſe rauſchten und der warme Nachthauch den Duft von der weiten mondbeglänzten Haide herübertrug.

Ergriff Etelka dann die Guitaere und ſang ein altes ungariſches Volkslied voll Luſt und Wehmuth — ſo war es ihm, als könne er nimmermehr von dieſer Stätte und von dieſen Menſchen ſcheiden. —

Als er eines Abends im Spätſommer nach einem heftigen Gewitter mit Etelka im Gartenſaal neben der Thür ſaß, welche in's Freie fühete, und der Obriſt, in Gedanken veeſunken, im Hintergrunde des Zimmers an einem Pfeiler des Kamins lehnte und zu den finſtern Wetterwolkenbergen am fernen Horizont hinüberſchaute, ward er von dem Mädchen gebeten, einmal ein deutſches Kriegslied zu ſingen.

Der junge Offizier nahm die Guitarre und begann das kräftige Schlachtlied: „Feinde ringsum!" deſſen Klänge wie blitzende Schwerter duech Mark und Bein dringen.

Etelka ſchaute ihn während des Singens ſeltſam ergeiffen an, und als er endlich ſchloß:

„Nun gute Nacht!
Pallaſche zwiſchen die Zähne:
Fällt auch darauf eine Thräne!
Fort in die Schlacht!"

— da glänzte eine Zähre in ihrem Auge: — es war ihr, als ob der junge Deutſche ihr mit dem Liede ein Lebewohl zugerufen habe.

In Gedanken verſunken, blickten Beide eine Zeit lang ſchweigend in den dämmerungsdunkeln Garten hinaus — plötzlich aber höeten ſie hinter ſich eine Stimme folgende Worte im reinſten Deutſch ſagen:

„Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich dieß Lied noch einmal in meinem Hauſe, auf einer ungariſchen Haide hören würde!"

Ueberraſcht und erſchrocken ſprangen Beide auf und ſchauten ſich in dem vom verglühenden Abendrothe ſpärlich erhellten Saale um, gewahrten aber Niemand als Bereny.

Der aber trat langſam aus dem Hintergrunde hervor, ergriff Mangold bei der Hand und ſagte ſchmerzlich lächelnd:

„Sie ſtaunen wohl darüber, daß ich deutſch ſpreche, mein junger Freund? — Es iſt auch ſeit zwanzig Jahren das erſte Mal, daß ein deutſches Wort über meine Zunge kommt. Einſt aber gab es Zeiten, wo ich über der Speache ihrer Heimath faſt die Laute meines Vaterlandes vergeſſen hätte. Da ich Ihnen überdieß noch eine Erklärung ſchuldig bin, weßhalb ich Ihren Landsleuten grolle," ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, „ſo will ich Ihnen heute Abend Einiges aus meinem Leben erzählen. Sie ſind der Erſte, dem ich mein Vertrauen ſchenke, und ſollen auch der Einzige bleiben — Etelka mag zu einer ſpätern Zeit von der Vergangenheit Kunde empfangen."

Bei dieſen Worten gab er ſeiner Tochter einen Wink, und als ſie ſich entfernt hatte, begann er folgendermaßen:

„Als ich mein zwanzigſtes Lebensjahr erreicht hatte, trat ich als Offizier in unſer Heer ein, und zwar in ein Reiterregiment, deſſen Mannſchaft größtentheils aus Deutſchen beſtand. Auch unter den Offizieren waren mehrere Deutſche, und einer von ihnen — Robert Rehfeld hieß er — wurde bald mein beſter Freund. Wir machten mehrere Feldzüge mit einander und ſtürmten bei den jauchzenden Klängen jenes Liedes, welches ſie vorhin ſangen, manches Mal in den dichten Kugelregen hinein.

„Nach Beendigung der deutſch-franzöſiſchen Kriege kam unſer Regiment als Gaeniſon in eine mittelgroße Stadt an der obern Donau. Hier lernte ich ein deutſches Mädchen kennen, ſchön und hold, wie ich nie eins geſchaut. Ich ſah meine Liebe erwidert, und nach einigen Monaten ward Eugenie meine Gattin.

„Vier glückliche Jahre lebte ich an ihrer Seite. Sie ſchenkte mir zwei Kinder, meinen Jonas und meine Etelka, und in ungetrübtem Frieden ging ein Tag nach dem andern hin.

„Im fünften Jahre unſerer Verbindung trat ein nicht mehr junger Deutſcher, Namens Willram, als Offizier in unſer Regiment ein, der von

Anfang an eine sehr große Anhänglichkeit gegen mich zeigte nnd häufig zu mir kam. Mein Freund Rehfeld schien sich indessen über diese meine neue Bekanntschaft wenig zu freuen; manchmal gewahrte ich sogar, wie er Willram mit unverkennbarem Verdruß und Unwillen anblickte.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Das früher schon ängstliche Weib wurde todtenblaß beim Anblick der zahlreichen und glänzenden Versammlung, in welche sie eingeführt wurde. Der Graf legte ihr zuerst die Frage vor, wohin sie gestern Abend zu reisen beabsichtigt habe.

„Zu meiner Schwester in R**, gnädiger Herr Graf" — antwortete sie stammelnd.

Der Graf fragte weiter, warum sie diese Reise so geheim gehalten, und warum sie ihre sämmtlichen Sachen mitgenommen habe. Mit niedergeschlagenen Augen antwortete sie darauf, daß sie längere Zeit bei ihrer Schwester zu bleiben beabsichtigt hätte.

Auf die folgende Frage des Grafen, warum sie sich geweigert habe, Lindeman auf das Schloß zu folgen, gab sie keine Antwort.

„Unglückliche!" — rief nun der Graf mit donnernder Stimme — „Du hast Etwas auf Deinem Gewissen; deßhalb fürchtest Du den Tag und die Menschen. Sprich jetzt kurz und ohne Umschweife und sieh mir gerade in die Augen: — Wo ist das Fräulein von R**, dessen Amme Du vor siebzehn Jahren gewesen bist?" —

Bei dieser — für alle Anwesenden, außer der Gräfin D'Alincourt und Sophie, unerwarteten — Frage sprang der Baron K** mit starrem Blicke von seinem Stuhl auf, der Inspektor und der Pfarrer, so wie der Magister O** und der Notar Ruda sahen einander fragend an, nur der Landrichter Stork blieb sitzen und bewegte sich nicht. Anna war jedoch dieser Frage gewärtig und antwortete sogleich: — „Das müssen doch Euer Gnaden wissen, Euer Gnaden sind ja ihr Vormund, sie lebt ja in Euer Gnaden Hause."

„Das ist nicht das ächte Fräulein von R**?" — sprach der Graf mit Ernst und Bestimmtheit.

„Sie ist nicht das ächte Fräulein von R**?" — rief der Baron K** bestürzt — „Himmel und Erde, was ist das?"

Der Graf winkte mit der Hand und Alles war wieder still.

„Das ist nicht das ächte Fräulein von R**" — sprach er dann nochmals mit Nachdruck und blickte Anna durchdringend an.

Diese schlug die Augen nieder und erwiderte: — „Das ist nicht mein Fehler; wenn es wirklich der Fall ist, so kann ich keine Rechenschaft darüber geben." —

„Keine weiteren Umstände, Anna" — sprach nun der Graf mit strengem Ton — „sie helfen Dir nichts. Wir Alle, die wir hier versammelt sind, wissen, daß Du das kleine Fräulein vertauscht hast. Glaube nicht, daß Du mit Leugnen wegkommst; Du wirst dann den Händen des Gesetzes übergeben, welches genug Mittel hat, Dich zum Geständniß zu nöthigen. Mein Rath geht deßhalb dahin, daß Du frei und offen bekennst, was Du mit dem Kinde vorgenommen hast und wer das Mädchen ist, die länger als siebzehn Jahre fälschlich für das Fräulein von R** gegolten und deren Rechte innegehabt hat. Wahrscheinlich ist sie Deine Tochter." —

Der Baron K** wechselte die Farbe; die Gräfin D'Alincourt vermochte vor gespannter Erwartung kaum auszudauern, ihre Augen sprachen, ihre Lippen und ihre Zunge bewegten sich unwillkürlich, ohne einen Laut von sich zu geben.

„Bekenne aufrichtig" — fuhr der Graf fort — „ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß Dir in diesem Fall nichts Uebles geschehen soll." —

„Ich habe nichts zu bekennen" — sprach Anna mit unsicherer Stimme und sichtbar zitternd.

„Nun, so sprechen Sie, gnädige Gräfin" — wandte sich jetzt der Graf an die Gräfin D'Alincourt.

Letztere begann nun. Sie sprach zunächst von dem blauen Maal, welches die Tochter der Gräfin R** an der linken Schläfe gehabt hatte; darauf winkte sie Sophien, die sich bisher in ehrerbietiger Entfernung gehalten hatte, jetzt aber hervortrat und Zeugniß ablegte, daß die Tochter der Gräfin R** ein solches Maal gehabt hatte. Nun wurde der alte Hilbert gespannt, denn ein solches Maal hatte er an seiner Tochter bemerkt.

„Fräulein Louise hat dieses Maal nicht an ihrer Schläfe," — sprach die Gräfin D'Alincourt.

„Sie mag es wohl verwachsen haben" — erwiderte Anna.

„Nein," — sprach die Gräfin — „ein solches Maal verwächst nicht; zu dessen Beweis kann ich ein hiesiges junges Mädchen namhaft machen, an deren linken Schläfe ich dasselbe Maal gefunden habe: Mamsell Emma Hilbert sollte sie vielleicht das ächte Fräulein von R** seyn?" —

„Mein Gott!" — rief Hilbert außer sich. — „Was sagen Ihre Gnaden? Meine Tochter, meine Emma sollte" — — —

„Ruhig, mein lieber Hilbert" — rief der Graf. — „Beruhigen Sie Sich und nehmen Sie Ihren Muth zusammen, um zuzuhören, sollte es auch eine für Sie schreckliche Neuigkeit seyn." —

Digitized by Google

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet und Emma trat ein. Der Graf, welcher ihre Gegenwart wegen des Maales und wegen der Vergleichung mit dem Portrait der verstorbenen Gräfin R** für nöthig erachtet hatte, hatte sie in seiner Equipage holen lassen. Emma, welche ihren Vater bereits bei dem Grafen wußte, war bei dieser Einladung sehr bestürzt geworden, nichts desto weniger aber derselben nachgekommen.

Bei ihrem Eintritt in den Saal erstaunte sie nicht wenig. Was konnte dieß Alles bedeuten und weßhalb war sie herbeibeschieden worden? — Der Graf und die Gräfin H** begrüßten sie freundlich, eben so die übrigen Anwesenden; aber die Gräfin D'Alincourt ging ihr entgegen, drückte ihre Hand und blickte ihr gerührt ins Gesicht. Nachdem die Gräfin ihren Platz wieder eingenommen hatte, setzte sich Emma neben ihren Vater, der sie — als ob sie fürchtete, daß man sie ihm entreißen wolle — dicht an sich zog, seinen Arm um sie schlang, und sie mit innigen Blicken betrachtete.

Der Graf wiederholte seine Fragen an Anna, welche ihrerseits fortfuhr, jede Kenntniß von der Sache in Abrede zu stellen. Da stand er auf, nahm Emma bei der Hand, führte sie vor die Angeklagte und strich eigenhändig das Haar von der linken Schläfe des erstaunten Mädchens zurück. Der von der Gräfin D'Alincourt und der Sophie beschriebene blaue Fleck in Form eines Halbmondes zeigte sich nun den Blicken aller Anwesenden.

„Sahst Du nie" — fragte der Graf Annen — „einen solchen Fleck an der Schläfe des gräflichen Kindes?" — .

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Das Pays entwirft im Wesentlichen folgende Beschreibung der am 20. Sept. zu Lyon enthüllten Reiterstatue des Kaisers: Napoleon ist in dem Augenblicke dargestellt, wo er, sein Schlachtroß anhaltend, die Hand auf das Herz gelegt zu den Bewohnern von Lyon sagt: „Lyoner, ich liebe Euch." Die Bildsäule drückt den nachdenkenden Charakter des Kaisers trefflich aus. Der Kopf ist etwas seitwärts gewendet. Das Piedestal ist von weißem Marmor und mit marmornen Basreliefs verziert. Vorn trägt der kaiserliche Adler mit entfalteten Flügeln zwischen Palmen und Immortellen die Legende: „Lyoner, ich liebe Euch!" dahinter halten die zwei Genien der Stadt Lyon, der Gewerbsfleiß und der Handel, ein Schild mit der Widmung: A Napoléon! Die Basreliefs theilen sich in vier Hauptmotive. Der Norden ist durch Tannenzweige, Waffen, preußische und russische Fahnen und durch Schilder dargestellt, worauf die bedeutendsten im Norden vollführten Waffenthaten eingegraben sind. Der Süden erinnert durch die Brücke von Arcole und den Uebergang über den St. Bernhard an Italien und Oesterreich. Der Orient ist durch Palmen, eine Lotuskrone und durch Schilder charakterisirt, worauf die Pyramiden und die Begnadigung der Empörer von Kairo eingegraben sind. Den Occident versinnlichen englische Trophäen. Die Seiten sind mit sitzenden bronzenen Figuren geschmückt, welche den Krieg und das Gesetz darstellen. Lorbeer-Guirlanden umgeben die runden Theile und ruhen auf dem Vorsprunge eines Fußkranzes, in den die Namen der Schlachten, wo Napoleon persönlich kämpfte oder befehligte, eingegraben sind.

Proudhon gibt in seinem Buche folgenden Schattenriß von seinen Landleuten und damit auch von sich selbst: „Die französische Nation, die schon so große Dinge vollbracht, hat noch nicht ihre Mündigkeit erreicht. Lebhafte Vorurtheile, eine oberflächliche Erziehung, die mehr durch die zivilisirte Korruption als durch die Zivilisation gegeben wird, romantische Legenden als historische Führer, Moden vielmehr als Sitten und Gebräuche, Eitelkeit vielmehr als Stolz, eine sprichwörtliche Niaiserie, die schon vor neunzehnhundert Jahren das Glück Cäsars eben so sehr fördern half, als die Tapferkeit seiner Legionen, eine ans Kindische gränzende Leichtfertigkeit, Wohlgefallen an Paraden und ein Hang zu Manifestationen an Stelle öffentlichen Geistes, Bewunderung der Kraft und Kultus des Kühnen anstatt Achtung vor der Justiz, — Das ist in Kürze das Porträt des französischen Volkes."

Charade.

Was macht den Stand vom ärmsten Besenbinder
Gar leicht; was einen Tritt oft dankenswerth?
Was einen Fall erwünscht, ein Leid gelinder,
Ein Spiel erbaulich, öfters hochverehrt?
Die Wunder all kann eine Sylbe wirken:
Klar nennt sie Dir den Titel eines Türken.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 139 4. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

Fortsetzung.)

„Bald darauf glaubte ich zu bemerken, daß Rehfeld mir mit einer Art von Scheu auswich, und als ich ihn einmal in dem Gasthofe, wo wir Offiziere allabendlich zusammen kamen, darüber zur Rede stellte, wurde er sichtlich betreten und suchte seine Verlegenheit hinter gezwungenem Lachen und lauter Fröhlichkeit zu verbergen.

„Noch auffallender war es mir, daß ich einige Wochen darauf Rehfeld eines Abends spät aus meinem Hause kommen und hastig durch die halbdunkle Straße davon eilen sah. Ein Irrthum von meiner Seite konnte nicht vorwalten, da ich beim Schein einer Laterne ganz deutlich seine Gestalt, seinen Gang und sein Gesicht erkannt hatte.

„Er hat vermuthlich einen meiner Hausgenossen im dritten Stock besucht", dachte ich und vergaß den Vorfall.

„Ein Monat mochte ungefähr verflossen seyn, als mich Willram eines Abends im Gasthofe mit vielsagender Miene bei Seite zog und mich fragte, ob ich von Rehfelds Treue und Freundschaft vollkommen überzeugt sey. Als ich dieß stauvend bejahte, lächelte er mitleidig, nahm mehrere Papiere aus seiner Brieftasche und sagte:

„„Lies diese zärtlichen Briefe, welche sich Deine Frau und Rehfeld einander geschrieben haben, und wenn Du diesen dann noch für einen treuen Freund hältst, so mußt Du ein sehr weites Gewissen haben.""

„Ich riß ihm die Papiere aus der Hand — ich mochte kaum meinen Augen trauen — es waren Rehfeld's und Eugeniens Schriftzüge! — Aber nein, so schändlich konnten mich die unmöglich hintergehen, auf deren Treue ich Häuser gebaut hätte — es schien mir ein Frevel, sie auf einige beschriebene Blätter hin zu verurtheilen. So erwiderte ich denn, nachdem die erste Bestürzung vorüber war, mit erzwungener Ruhe:

„„Dadurch laß' ich mich noch nicht zu Zweifeln an Rehfelds Treue bewegen, mein Freund. Handschriften lassen sich nachahmen; weißt Du — so lange Du mir keine bessern Beweise zu bringen vermagst, bleib' ich bei meinem Glauben.""

„„Nun, wenn Du durchaus den gehörnten Siegfried spielen willst, Bereny," rief Willmar überlaut lachend, indem er die Briefe wieder einsteckte, „mir ist's recht! Willst Du Dir indessen die Mühe nehmen und nach dem Försterhaus im Stadtwalde reiten, so wirst Du dort den Herrn Rittmeister Rehfeld finden, der mit Deiner Eugenie eben jetzt eine süße Schäferstunde feiert."

„Suchend flogen meine Augen durch das Zimmer: — alle Offiziere unsers Regimentes waren da — nur Rehfeld fehlte. Ohne ein Wort zu erwidern, verließ ich das Zimmer und eilte nach Hause. Meine Gattin war nirgends zu erblicken. Mit fieberndem Hirn stürmte ich in den Stall, riß mein Pferd heraus, warf mich darauf und sprengte halb bewußtlos nach dem Forsthause.

„Dort angekommen, band ich das Pferd an einen Baum und stürzte in's Haus. Als ich das der Thür zunächst liegende Zimmer öffnete, trat mir Eugenie entgegen. Bei meinem Anblicke durchzuckte sie ein jäher Schreck und todtenbleich stammelte sie die Worte:

„„Um Gotteswillen, Andreas — wie kommst Du hierher?""

„„Darum möchte ich Dich befragen!"" knirschte ich, meine Wuth gewaltsam bezähmend. „Ist Rehfeld hier, oder hier gewesen?" stieß ich nach einer kurzen Pause hervor, während welcher ich meine Fassung einigermaßen wieder gewonnen hatte.

„„Ja — er ist hier gewesen,"" entgegnete sie nach einigem Zögern mit zitternder Stimme, indem sie ängstlich im Zimmer umherblickte.

„Ich wußte vor Ingrimm nicht, was ich beginnen sollte, und ging mit heftigen Schritten auf und nieder. Es war mir, als ob mein Herz von einem stets wachsenden Feuer durchlodert und verzehrt würde. Aber jemehr meine Wuth und mein Schmerz stiegen, desto ruhiger ward Eugenie und sagte endlich lächelnd:

„Darf man denn nicht einaml mit befreunde-

Digitized by Google

ten Menschen ein Stündchen fröhlich seyn, lieber Andreas?

„Diese Worte empörten mich dergestalt, daß ich ohne eine Sylbe zu erwidern, meiner Gattin den Rücken wandte und davon sprengte. Der Entschluß, die Treulose nicht wieder zu sehen, stand felsenfest in meiner Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung)

Anna schien nun alle Fassung zu verlieren. Da trat die Gräfin D'Alincourt mit dem Portrait der verstorbenen Gräfin R** vor und bat die Anwesenden, dasselbe mit dem Gesicht des jungen Mädchens zu vergleichen. Alle erstaunten über die Aehnlichkeit.

„Daß dieses Bild das Portrait meiner verstorbenen Freundin ist" — fuhr die Gräfin D'Alincourt fort — „können sicher mehrere Personen, welche dieselbe bei ihrem Leben gesehen haben, mit Bestimmtheit bezeugen. Mehrere Domestiken, die im Dienst des Grafen R** gestanden haben, müssen noch am Leben seyn und werden sich leicht auffinden lassen. Außerdem lebt auch der ausgezeichnete Künstler, der dieses Portrait gemalt hat, der Professor W**, noch und wird sich des Originals gewiß noch erinnern. Kann man noch zweifeln, daß dieses junge Mädchen die ächte Tochter der Gräfin R** ist?" —

„Ihre Tochter? Ihre Tochter?" — rief der Inspektor in halber Raserei, sprang auf und ergriff Emma am Arm. — „Ist Emma nicht meine Tochter? — Gott im Himmel, wie hängt dieß Alles zusammen?" —

Die betäubte Emma schwankte halb ohnmächtig und lehnte sich an ihren Vater, der an allen Gliedern zitterte und dessen sämmtliche Gesichtsmuskeln zuckten. Der Pfarrer Rosman und der Landrichter Stork, die nun hinreichend wußten, wovon die Rede war, suchten durch ihre vereinten Bemühungen Anna zum Geständniß zu bringen; denn, daß ein Betrug vorgegangen war, und daß Anna Wissenschaft davon hatte, ging aus ihrer Angst und Verwirrnng zur Genüge hervor. Der Landrichter Stork drohte ihr mit der Strenge des Gesetzes, der Pfarrer Rosman ermahnte sie im Namen der Religion und der Graf wiederholte sein Versprechen, daß sie bei einem aufrichtigen Bekenntniß ihrer Schuld frei von Strafe bleiben solle. Da sank sie endlich auf ihre Knie und bekannte unter Thränen, daß diejenige, welche als Fräulein Louise von R** galt, ihre (der Amme) eigne Tochter, daß der Gastwirth Hammar in B** Vater derselben sey, ohne jedoch die geringste Kenntniß des von ihr begangenen Verbrechens zu haben, und daß die sogenannte Mamsell Emma Hilbert das wahre, ächte Fräulein von R** sey.

„Weib, bist Du rasend?" — rief der Inspektor und riß sie vom Fußboden empor, wo sie lag und sich vor Angst wie ein Wurm zu den Füßen der Umstehenden wand. Er glich in diesem Augenblick einem Bild des Entsetzens. — „Sprich Weib!" — rief er mit wild rollenden Augen — „wie kam das kleine Fräulein in mein Haus, und wo ist mein Kind? Niedrige Betrügerin! Wo ist mein Kind, meine Tochter, die Du aufsäugen solltest? Sprich, sage Alles, oder ich ermorde Dich — wo ist mein Kind? — Rede, Verruchte!" —

Der Landrichter Stork und Notar Ruda suchten vergebens mit vereinten Kräften das erschrockene Weib seinen gewaltigen Händen zu entreißen. Erst als ihm der Pfarrer und der Graf freundlich zuredeten, ließ er sie los. Die Wuth, mit welcher er die Worte: — „ich ermorde Dich!" — gesprochen, hatte solchen Eindruck auf sie gemacht, daß sie nicht im Stande war, sich aufrecht zu erhalten, sondern leichenblaß und zitternd zu Boden sank. Da eilte Emma zu ihrer Unterstützung herbei und fing sie in ihren Armen auf. Sie, die Betrogene, sie, die durch die Ränke dieses Weibes ihres Namens, Standes und Vermögens beraubt worden war — sie war in diesem Augenblick ihr tröstender Engel. Noch war dem holden Mädchen Alles wie ein Traum, sie selbst bedurfte eine Stütze, aber sie sah ein unglückliches Wesen vor sich und gehorchte sogleich der Regung ihres edlen Herzens. Sie lehnte das sinkende Haupt der Unglücklichen, die vor Rührung über die Großmuth des jungen Mädchens in Thränen zerfloß, an ihre Brust. — „O, gnädiges Fräulein!" — rief die Letztere, als ihre Thränen ihr wieder zu sprechen erlaubten — Sie sollten mich hassen und verachten, und anstatt dessen suchen Sie mich Elende zu trösten." — Sie brach wieder in lautes Weinen aus.

Mamsell Sophie kam jetzt mit einer Flasche geistiger Tropfen, einigen Stücken Zucker und einem Wasserglase herbei und reichte davon erst Emma, dann der unglücklichen Anna, die man auf einen Stuhl setzte und durch wiederholte Versicherungen, daß ihr nichts Böses geschehen solle, zu beruhigen suchte. Hilbert ging unterdessen, als wenn er allein wäre, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und erwartete mit peinlicher Ungeduld Anna's ausführliches Bekenntniß. Nach Verlauf einiger Zeit hatte sich endlich Anna wieder hinreichend erholt, um den Hergang ihres Verbrechens zusammenhängend zu erzählen. Der Notar Ruda

Digitized by Google

schrieb ihre Aussage wörtlich nieder und alle Anwesenden — Emma ausgenommen — unterzeichneten das Protokoll, um für den Fall eines Prozesses einen Anhaltepunkt zu haben.

Anna erzählte nun, wie der Graf R** kurz nach der Geburt seiner Tochter und dem Tode seiner Gattin in Staatsangelegenheiten eine Reise ins Ausland hatte machen müssen und auf diese Reise — ungeachtet aller Einreden seiner Umgebungen — sein zartes Kind hatte mitnehmen wollen — wie wir bereits wissen. Kein Zureden und kein Versprechen eines bedeutenden Lohnes hatte jedoch Anna, die damalige Amme des Kindes, bewegen können, ihr Vateeland zu verlassen. Der Graf hatte daher an ihrer Stelle eine andere Amme annehmen müssen, die am Morgen der Abreise eintreffen sollte. Am Abend vorher gerieth Anna auf den Gedanken, daß sie ihr eignes, acht Tage altes Töchteechen auf Lebenszeit glücklich machen könnte, wenn sie dasselbe in die Wiege des kleinen Fräuleins brächte und mit dem letzteren vertauschte. Die Gräfin war drei Tage nach ihrem Tode begraben worden, weil ihr Leichnam bereits in Verwesung überzugehen begann; zwei Tage nach dem Begräbniß war das kleine Fräulein von dem nunmehr verstorbenen Pfarrer Tyrell getauft worden und hatte die Namen Emma Auguste Karoline Louise erhalten, lauter Geschlechtsnamen der R**schen Familie. Fräulein Agnes W**, die gegenwärtige Gräfin D'Alinrourt, hatte zugleich mit drei andern Verwandten — von denen jetzt zwei gestorben waren und die dritte im Auslande lebte — Gevatter bei dem kleinen Fräulein gestanden, zwei Tage darauf abee das Trauerhaus verlassen und sich mit Mamsell Sophie nach Schonen zu ihrer Tante begeben. Der Graf selbst hatte seine Tochter erst ein einziges Mal — und zwar sofort nach ihree Geburt — gesehen, weil ihn sein tiefer Schmerz um seine verstorbene Gemahlin noch zu sehr beherrschte und bei dem Anblick des zarten mutterlosen Kindes zu sehr ergriffen haben würde.

(Fortsetzung folgt.)

Wer hat Downie ermordet?

Wenn gegen Ende des 18ten Jahrhunderts ein Student des Maeishal-Kollegs in Aberdeen mit einem der niedrigen Bürger zankte, so wurde er sicherlich mit der Frage geneckt: Wee hat Downie ermordet? Antwort und Gegenantwort waren in der Regel nur die Einleitung zu einer Prügelei zwischen den Bürgern und Studenten, obgleich den jungen Leuten etwas zugeschrieben wurde, was chronologisch unmöglich war. Gewiß hat Jeder ein Recht, sich zu erzürnen, wenn man ihn einen Mörder nennt, sobald die Aukläger die Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite haben; aber die Ermordung Downie's fand zu einer Zeit statt, wo die so verleumdeten Studenten noch in der Wiege gelegen hatten.

Aber es gab eine Zeit, wo die Beschuldigung, bei der Ermordung Richard Downie's betheiligt zu seyn, manchen Jüngling erbleichen machte, und ihn nachdenklich und bange nach Hause zu seinen Büchern schickte. Downie war Thürsteher von Marishal-Kolleg. Eine seiner Pflichten bestand darin, die Pforten zu einer gewissen Stunde zu schließen, mit deren Schlag alle Studenten in der großen Halle versammelt seyn mußten, wo der Vorsteher ein lateinisches Gebet sprach. Ob Downie in der Erfüllung dieser Pflicht strenger war, als sein Amtsvorgänger, oder ob er sich zu einer Zeit steenger zeigte, als er früher gewesen, läßt sich nicht mehr feststellen! abee so viel ist gewiß, daß er die Pforte mit peinlichster Pünktlichkeit schloß, und daß Diejenigeu, welche sich nicht mit der Minute in der großen Halle einfanden, ausgesperrt blieben und später von dem Vorsteher und den Professoren mit einer schaefen Rüge und Geldbuße bestraft wurden. Die Studenten, gereizt durch seine Strenge, suchten allerlei kleine Mittel, den Pförtner zu ärgeeu; er dagegen zeigte sich nun auch in andern Punkten studentischer Disziplin strenger, und bald begann ein hestiger kleiner Krieg zwischen den Mitgliedern des Kollegs und dem niedern Beamten. Downie trug Sorge, daß er sich bei allen seinen Maßeegeln streng an den Buchstaben des Gesetzes hielt; aber seinen Gegnern gelang das nicht, und die Entscheidungen der Vorsteher des Kollegs fielen stets gegen sie und zu Gunsten Dowuie's aus. Da Rügen und Geldstrafen nicht ausreichten, um die Disziplin wieder herzustellen, mußte man zur Konsilirung, und sogar zur Relegation vorschreiten, und endlich wae Gesetz und Ordnung wieder hergestellt. Aber ein heimlicher und tiefee Groll gegen Downie blieb zurück. Verschiedene Rachepläne wueden ersonnen. Downie erfreute sich, wie die Leheer und die Schüler, der kurzeu Muße der Neujahrsferien, als, während er eines Abends in seiner Amtswohnung neben der Pforte mitten unter seiner Familie saß, ein Bote ihm die Nachricht überbrachte, daß ein Herr in einem Hotel in der Nähe ihn zu sprechen wünsche. Downie folgte der Einladung und ging nach dem Hotel. Hier wies man ihn von einem Zimmer in das andere, bis er sich zuletzt in einem großen, schwarz ausgeschlagenen, nur von einem Lichte erhellten Zimmer befand. Nachdem er einige Zeit an diesem seltsamen Orte gewartet hatte, erschienen ungefähr 20 Gestalten, ebenfalls schwarz ge-

Digitized by Google

kleidet und mit schwarzen Masken vor dem Gesichte. Sie traten sofort zu einem Gerichte zusammen und der schreckenbleiche Downie wurde benachrichtigt, daß ihm der Prozeß gemacht werden solle.

Ein Richter nahm auf der Richterbank Platz; ein Schreiber und öffentlicher Ankläger saßen unter ihm; Geschworne setzten sich auf eine Reihe Stühle ganz vorn; und Zeugen und Zuschauer standen ringsumher. Downie wollte das Ganze erst für einen Spaß nehmen; aber Alles behielt so sehr den Anstrich konsequenten Ernstes, daß sich ihm wider seinen Willen eine andere Meinung aufdrängte. Der Gerichtsschreiber las eine Anklageakte vor, die ihn beschuldigte, sich gegen die Freiheiten der Studenten verschworen zu haben; Zeugen wurden in gehöriger Form vernommen, der öffentliche Ankläger sprach zu den Geschwornen und der Richter resumirte.

„Meine Herren!" sagte Downie, „das ist genug für einen Spaß — es wird spät, und meine Frau und meine Familie werden besorgt um mich seyn. Wenn ich früher zu streng gegen Sie gewesen bin, so thut es mir leid, und ich versichere Ihnen, daß es nicht länger stattfinden soll."

„Meine Herren Geschwornen," sagte der Richter, ohne auf diese Vorstellungen im Mindesten zu achten, „ziehen Sie Ihr Verdikt in Erwägung, und wenn Sie abzutreten wünschen, thun Sie es."

Die Geschwornen traten ab. Während ihrer Abwesenheit herrschte das allertiefste Schweigen; und außer, daß man ein anderes Licht an die Stelle des einzigen niedergebrannten setzte, regte sich nichts im ganzen Zimmer.

Die Geschwornen kehrten zurück und sprachen ein Schuldig aus.

Mit feierlichem Ernste setzte der Richter das schwarze Barret auf und sprach zu dem Angeklagten:

„Richard Downie! Die Geschwornen haben Dich einstimmig für schuldig befunden, Dich gegen die gesetzlichen Freiheiten und Privilegien der Studenten des Marishal-Kollegs verschworen zu haben. Du hast diese unsere harmlosen Getreuen seit Monaten frecher Weise gereizt und beleidigt. Und Deine Strafe wird Deinem Verbrechen angemessen seyn. Bereite Dich zum Tode! In 15 Minuten wird der Spruch des Gerichts vollzogen."

Der Richter legte seine Uhr auf die Bank. Man brachte einen Block, eine Art und einen Sack mit Sägespänen in die Mitte des Zimmers. Eine noch schrecklichere Gestalt, als die schon vorhandene, trat jetzt vor und machte sich fertig, die Rolle des Scharfrichters zu übernehmen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein überspannter Engländer war, wie das „Diario de Barcelona" erzählt, nach dieser Stadt gereist, um den berühmten Matador El Chiclanero zu sehen, der dort mehrere Vorstellungen geben sollte. Der Chiclanero erkrankte aber, und die angekündigten Stiergefechte fanden nicht statt. Den Engländer plagte die Langweile; er verläßt in Begleitung eines Führers die Stadt und begibt sich nach der eine halbe Meile davon am Ufer des Meeres liegenden Weide, wo die Stiere, die mit dem Chiclanero kämpfen sollten, ruhig grasen. Hier angelangt, zieht er trotz aller Warnung des Führers ein rothes Tuch hervor und hält es den Stieren vor, um sie zu reizen. Die Thiere nehmen augenblicklich die Herausforderung an und sprengen im Galopp auf ihren Gegner zu. Dieser aber, der während dessen wohl zur Besinnung gekommen seyn mochte, macht Reißaus; die Thiere hinter ihm her! Da bleibt dem Engländer kein anderer Ausweg, als sich in das Meer zu stürzen und sich durch Schwimmen zu retten. Es wird ihm aber eiskalt, wie er sieht, daß einige der gehörnten Ritter auch selbst im Wasser von der Verfolgung nicht ablassen, sondern ihm nachschwimmen. Glücklicher Weise verläßt ihn die den Engländern angeborne Gemüthsruhe nicht: Er taucht unter, schwimmt auf das Land zu und erreicht einen etwas rechts liegenden, aus dem Meere hervorragenden spitzen Felsen, den er erklimmt. Als die Stiere ihn dort gewahren, eilen sie auf ihn zu. Sie konnten aber den Felsen nicht hinan klettern und kehrten brüllend auf das Land zurück, verblieben jedoch am Ufer, bis es anfing dunkel zu werden. Der Führer war während dessen nach der Stadt geeilt, um den Engländer mit einem Nachen abzuholen. Dieser hat sich nun in Folge des unfreiwilligen Bades eine starke Erkältung zugezogen.

Ein böhmisches Blatt („der Bote an der Eger") enthält eine Relation über Feuerlösch-Requisition, der wir folgende Stelle entnehmen: „Die Löschkörb sein in einer lüderlichen Ausartung verfallen, worein die Katzen mit ihren Jungen liegen, aber leider kein Wasser nicht halten können; 6 Stück sackleinwandene sein noch gut, wenn sie ausgebessert werden; die strohenen Körb aber ganz verrissen, und so ist das Pöch heraus, wohl aber leicht wiederum neue hergestellt und angeschaft werden können, wo es dem wohlleblichen Magistrat weder an Stroh fehlt und auch die Gemeinde Pöch genug hat."

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 160 6. Oktober 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Anna glaubte daher den Vater des Kindes, so wie dessen übrige Umgebung leicht täuschen zu können. Die gefährlichsten Personen, Fräulein Agnes und Mamsell Sophie, waren ja weg und von den Dienstleuten hatten nur wenige das Kind gesehen — und zwar nur flüchtig, weil das Kind stets unter der Obhut der Amme in einer besonderen Stube gehalten wurde. Uebrigens sehen die meisten neugebornen Kinder einander ähnlich. Der Graf war nach Norrköping gereist und wurde erst Abends zurückerwartet; am folgenden Morgen sollte die Abreise nach der Hauptstadt und von da aus ins Ausland erfolgen. Alle Dienstleute waren mit Einpacken beschäftigt, das ganze Haus war — wie man sagt — umgewendet, nur die Amme saß allein und ungestört an der Wiege des Kindes. Ihr schlimmer Vorsatz war anfangs ein bloßer Gedanke gewesen; allein sie überließ sich diesem Gedanken so lange, daß er endlich zum festen Entschluß wurde. Dabei war jedoch keine Zeit zu verlieren. Am folgenden Morgen sechs Uhr wurde die Amme erwartet und eine Stunde darnach sollte die Abreise geschehen. Aber wie sollte sie ihr Kind, welches bei einer Bauersfrau in der Nachbarschaft aufgezogen wurde, herein und das vertauschte Fräulein hinaus bringen, ohne von den Dienstleuten, die in beständiger Bewegung waren, gesehen zu werden? Doch schien es — so versicherte Anna in ihrer Erzählung — als ob der Böse ihr bereitwillig die Hand zur Unterstützung ihres Vorsatzes gereicht hätte, denn eben, als sie dasaß und über die Ausführung ihres Vorhabens nachdachte, kam die zwölfjährige Tochter der Bäuerin mit Anna's Kind auf dem Arm und brachte ihr weinend die Nachricht, daß ihre Mutter plötzlich nach einer kaum vierundzwanzigstündigen Krankheit gestorben sey und Anna deßhalb ihr Kind sogleich wiedernehmen müsse. Anna nahm das Kind und schien das arme Mädchen mit großer Theilnahme wegen des Verlustes ihrer Mutter zu beklagen; aber kaum hatte das Mädchen die Stube verlassen, als die Betrügerin ihre Tochter, welche ebenfalls Louise hieß, mit dem Anzug der kleinen Gräfin bekleidete und in deren Wiege legte. Das kleine Fräulein dagegen hüllte sie in die Kleider ihres Kindes und hielt es auf ihrem Arm, während sie ihr eigues Kind wiegte. Allen, die durch das Zimmer gingen, erzählte sie zugleich, daß die Ziehmutter ihres Kindes plötzlich gestorben sey, daß sie deßhalb ihr Kind sogleich habe zu sich nehmen müssen und daß dieses fast kleiner, als das kleine Fräulein, obgleich acht Tage älter, als dieses sey. Diejenigen Dienstleute, welche Zeit übrig hatten, hörten ihr zu; andere — weniger neugierig — eilten vorüber, ohne auf ihre Worte zu achten; und als am folgenden Morgen die neue Amme ankam, übergab Anna das angebliche Fräulein, ermahnte sie unter Thränen, das Kind gut zu halten, und ging mit dem wahren Fräulein fort.

Sie begab sich zunächst nach B** zu der Frau eines Hammerarbeiters, von der sie sich Herberge erbat, bis sie einen andern Dienst bekommen würde. Die Frau nahm sie auf; allein noch ehe der Abend gekommen war, hatte Anna unerwartet einen neuen Dienst. Die Inspektorin Hilbert war nämlich einige Tage nach der Gräfin N** mit einer Tochter niedergekommen. Sie hatte dieselbe selbst säugen wollen, war aber so heftig erkrankt, daß sie dieß unterlassen mußte. Man schickte daher überall nach einer Amme für das Kind, welches klein und kränklich war, herum. Anna erfuhr dieß, meldete sich und wurde von Mamsell Gertrud Oliveblad, die sich schon damals im Hause des Inspektors aufhielt, mit Freude empfangen. Da sie aber nicht wußte, wohin sie das kleine Fräulein, welches sie natürlich für ihre Tochter ausgab, einstweilen bringen sollte, so erlaubte ihr Mamsell Oliveblad, das Kind so lange bei sich zu behalten, bis sie eine Pflegemutter für dasselbe finden würde. Frau Hilbert war noch mehrere Tage nach Anna's Anzug völlig bewußtlos, der Arzt gab wenig Hoffnung zu ihrer Wiederherstellung und Mamsell Oliveblad war um so untröstlicher, als der Inspektor selbst

seit einem Monat in Geschäften verreist war und noch immer nicht zurückkam.

Als Anna bereits einige Tage im Hause des Inspektors war und in einer Nacht einsam wachend am Bett des kranken Kindes saß, starb dasselbe plötzlich an Krämpfen. Sogleich kam Anna auf den Gedanken, einen zweiten Kindertausch zu begehen. Das kleine Fräulein, welches sie all' ihres Glanzes und ihres Glücks beraubt hatte, konnte nach Anna's Meinung als Tochter des Inspektors noch recht glücklich werden; sie wurde in dieser Stellung gut erzogen, und Anna's Gewissensbissen verminderten sich. Außerdem war sie dann von der Sorge befreit, ihr Kind zu erhalten, und konnte den guten Ammendienst behalten, den sie andernfalls sofort verlor. Sie stellte sich den Schmerz der Inspektorin vor, wann sie wieder genesen und den Tod ihres Kindes erfahren würde; eben so dachte sie an die Betrübniß des Inspektors bei seiner Rückkehr. Alles dieß konnte sie durch eine, nach ihrer Ansicht unschuldige Täuschung abwenden. Gedacht, gethan. Sie entkleidete das todte Kind, bekleidete das kleine Fräulein mit dessen Kleidern und legte dasselbe in die Wiege. Und als Mamsell Oliveblad am folgenden Morgen in die Kinderstube trat, ging sie ihr mit dem todten Kind entgegen und sprach: — „Ach sehen Sie, Mamsell, mein Kind ist heute Nacht gestorben; ich weiß nicht, was ihm so schnell zugestoßen ist." —

„Es ist recht vernünftig, daß Du nicht so niedergeschlagen darüber bist" — versetzte Mamsell Oliveblad — „denke, wie unangenehm es für Dich gewesen wäre, Dein Kind zu ernähren und groß zu ziehen. Gott sey Dank, daß das Kind meiner Schwester nicht gestorben ist." —

Anna freute sich innig, daß ihre Betrügerei beide Male so gut gelungen war. Das todte Kind — des Inspektors wirkliche Tochter — wurde am nächstfolgenden Sonntag vor dem Gottesdienst in aller Stille begraben, nachdem Mamsell Gertrud noch mitleidig eines ihrer weißen Kleider zum Sterbegewand für das Kind hergegeben hatte. Fräulein R**, die nun für die Tochter des Inspektors galt, wuchs und gedieh, und Tante Gertrud konnte sich nie genug über die plötzliche und vortheilhafte Veränderung wundern, welche mit dem Anfangs so kleinen schwachen Kind vorgegangen war. Nachdem Frau Hilbert so weit wieder hergestellt war, daß sie sprechen konnte, fragte sie nach ihrem Kind; man gab ihr die Kleine und sie drückte diese mit Entzücken an ihr Mutterherz. Als der Inspektor von seiner Reise zurückkam, erfuhr er die Gefahr, in welcher das Leben seiner Gattin und seines Kindes geschwebt hatte. Er freute sich innig über den Ausgang dieser Gefahr und überhäufte das Kind, welches er für seine Tochter hielt, mit den zärtlichsten Liebkosungen. Und als Frau Hilbert völlig wiederhergestellt war, wurde das Tauffest der Kleinen mit großem Aufwand begangen. Das Kind wurde Emma nach dem Lieblingsnamen der Inspektorin, Charlotte nach der Inspektorin selbst, Jakobine nach dem Vater und Louise nach der Mutter des Vaters genannt. Emma war also Zweimal getauft; Einmal Emma Auguste Karoline Louise als Gräfin R** und das Zweitemal Emma Charlotte Jakobine Louise als Tochter des Inspektors.

(Fortsetzung folgt.)

Wer hat Downie ermordet?

(Schluß.)

Es war jetzt Mitternacht vorüber und außer dem verhängnißvollen Picken der Uhr des Richters war kein Laut zu vernehmen. Downie fühlte sich mehr und mehr von Angst beherrscht.

„Ich bitte Euch, Ihr Herren," flehte er, „laßt mich nach Hause. Ich verspreche Ihnen, daß Sie nie wieder Ursache zur Klage haben sollen."

„Richard Downie," sagte der Richter, „Du verschwendest umsonst die wenigen Augenblicke, die Dir noch auf Erden übrig sind. Du bist in der Gewalt von Denen, welche unwiderruflich Deinen Tod beschlossen haben. Keine menschliche Macht kann Dich retten. Versuche nur einen Schrei auszustoßen, und man wird Dich packen, und Du wirst todt seyn, ehe ein zweiter über Deine Lippen kommt. Jeder hier Anwesende hat einen feierlichen Eid geschworen, niemals zu verrathen, was hier diese Nacht geschieht! Niemand, als wir selbst, weiß davon; und so wie geschehen ist, was wie beschlossen haben, gehen wir ungesehen und unerkannt auseinander. Bereite Dich also zum Tode; noch fünf Minuten hast Du Frist, doch nicht länger."

Von Todesschrecken erfaßt, schrie der Unglückliche um Erbarmen, aber die Rächer achteten seines Schreiens nicht. Seine bebenden Lippen bewegten sich dann wie im stummen Gebet; denn er fühlte, daß die kurze Frist zwischen ihm und der Ewigkeit von ein Paar verhängnißvollen Taktschlägen jener Uhr gemessen wurde.

„Jetzt!" rief der Richter aus.

Vier Gestalten traten vor und ergriffen Downie, auf dessen Gesicht der kalte Todesschweiß stand. Sie entblößten ihm den Hals und ließen ihn vor dem Block niederknieen.

„Schlagt!" rief der Richter aus.

Digitized by Google

Der Scharfrichter schlug mit der Axt auf den Fußboden; ein Gehülfe auf der andern Seite erhob in demselben Augenblick ein nasses Handtuch und schlug damit über den Hals des Knieenden. Ein lautes Gelächter gab zu erkennen, daß der Spaß endlich vorüber sey.

Aber Downie stimmte nicht ein in die laute Lust — sie lachten noch ein Mal — aber er regte sich nicht — sie hoben ihn in die Höhe, aber Downie war todt.

Der Schreck hatte ihn so vollkommen getödtet, als hätte die Art des wirklichen Scharfrichters ihm das Haupt von dem Rumpfe getrennt.

Es war für Alle eine Tragödie. Die Mediziner unter den Studenten versuchten eine Ader zu öffnen, aber Alles war vorbei und die Verschworenen mußten nun an ihre eigene Sicherheit denken. Sie schworen jetzt wirklich einen Eid unter sich, nahmen ihre Verkleidungen mit sich und ließen die Leiche Downie's im Hotel liegen. Einer von ihnen sagte dem Wirth, daß die Vorstellung noch nicht zu Ende sey, und der im Zimmer Zurückgelassene für die nächsten Stunden nicht gestört werden dürfe. Sie thaten dieß, um sich die nöthige Zeit zur Flucht zu verschaffen.

Am nächsten Morgen fand man die Leiche. Eine gerichtliche Untersuchung begann, die zu keinem zufriedenstellenden Ergebnisse führte. Die Leiche des armen Downie zeigte nirgends eine Spur von Gewaltthat. Die Feindschaft zwischen ihm und den Studenten war bekannt; man wußte auch, daß die Studenten im Hotel Zimmer zu einer theatralischen Vorstellung gemiethet hatten — daß sie Downie hatten kommen lassen; aber weiter wußte man Nichts. Man hatte keinen Lärm gehört, und Beweise für die Mordthat waren nicht zu finden. Wer konnte unter 200 Studenten des Kollegs die 50 Schuldigen oder Verdächtigen herausfinden? Außerdem waren die Studenten über die ganze Stadt zerstreut, und die Magistratspersonen hatten selbst viele Verwandte darunter, weßhalb es nicht wünschenswerth war, die Sache allzu genau zu untersuchen. Downie's Wittwe und Familie wurden versorgt und seine Ermordung blieb ein Geheimniß, bis ungefähr 15 Jahre nach dem Vorfall ein ehemaliger Schüler von Marishal-Kolleg auf dem Todtenbette Alles enthüllte und bekannte, daß er zu Denen gehört habe, welche Downie ermordet hatten.

Der Fuchs zu Schweinheim.

Die Sage geht von Mund zu Mund
Von einem Bürgermeister,
Der einst im Amt zu Schweinheim stund,
Nun spukt im Reich der Geister!

Er war verschrieen durch rothes Haar
Und abgefeimte Tücke,
Weil ungerecht im Leben war
Er oft in manchem Stücke.

Auch saget ihm die Sage nach,
Daß er es wohl verstanden,
Für sich zu sorgen Nacht und Tag;
Doch ihr kam viel abhanden.

Der Schlaukopf dacht': ein Narr wär' ich,
Fräß' ich nicht an der Krippe, *)
Der Esel nur sorgt nicht für sich,
Was schadt's, wenn ich nur nippe?

D'rum ward er auch ich im Amte reich'
In Thalern und Dukaten,
Er wußte jeden Vortheil gleich
Zu wittern und zu rathen.

So ward er Fuchs auch oft genannt,
Da er stets schlau gehandelt,
Und in Geschäften so gewandt
Durch's Leben ist gewandelt

Ihm folgte gleich nach seinem Tod
Ein and'rer, der nicht besser,
Er sorgte weidlich für sein Brod,
Schnitt noch mit schärfer'm Messer.

Ihr kennt das Sprichwort all' gewiß:
„Vom Regen in die Traufe";
Auch er gab vieles Aergerniß
Im langen Lebenslaufe.

Dereinst, da er zu Rathe saß,
Mit Schulz, der sein Vertrauter,
Erschrocken beid' zum Tode blaß
Beim heiklen Nachtgeplauder.

Sie wollten grad' ein X für U
Der Dorfgemeinde machen
Und lachten in die Faust dazu
Bei den geheimen Sachen.

Doch plötzlich sprang die Thüre auf
Zu mitternächt'ger Stunde
Und auf sie sprang in vollem Lauf
Ein Fuchs und heult die Kunde:

Herr Bruder geh' und bess're Dich,
Sonst müßt Du schwer es büßen,
Du wirst o glaub' mir's sicherlich,
Dafür viel leiden müssen!

*) Worte Friedrich des Großen.

Digitized by Google

Zur Straf für die Diebere'n
Muß ich nun ruhlos wander'n,
Verfolget von der Hölle Pein
Zum Schrecken für die ander'n.

Mein Fuchspelz brennt mich fürchterlich,
Als ob es glüh'nde Kohlen;
Laß ab, ich bitte brüderlich,
Hast schon genug gestohlen;

Bei Tag und Nacht, zu jeder Zeit
Werd' ich von Angst getrieben,
Verscherzte Glück und Ewigkeit
Durch mein verdammtes Dieben.

Gern folgte er des Fuchses Rath,
Doch war es nicht von Dauer;
Denn gut gedeiht nicht jede Saat,
Wohl weiß es Fürst wie Bauer.

Zum Sprichwort ward's beim Jägersmann,
Hat er den Fuchs gefehlet,
Das war von Schweinheim der Tyrann,
Der stets noch ist gequälet.

M. G. z. B.

Theater.

† Aschaffenburg, 4. Oktober. Es ist schon viel herüber und hinüber über die Frage gestritten worden, ob in hiesiger Stadt eine gut besetzte Bühnengesellschaft ihre Rechnung finden könne oder nicht. Diejenigen, welche dieser Ansicht nicht sind, nennen als Grund die übertriebenen Ansprüche des gebildeteren Publikums, mit welchen dasselbe, durch den Besuch großer Theater verwöhnt, das Haus betrete, und dann, weil unbefriedigt gelassen, sich so selten als möglich sehen lasse; auch die jetzige geldarme Zeit, worunter namentlich der Bürgerstand leide, wird als Grund genannt und endlich überhaupt unsere Stadt als zu klein und unvermögend geschildert, einem guten Theater auf längere Zeit die nöthige Unterstützung zu gewähren.

Sind auch diese Gründe theilweise nur allzu wahr, so hat doch die Erfahrung gezeigt, daß die unbedingt hierauf gebaut werden wollende Ansicht eine unstichhaltige ist; denn dieselbe hat gelehrt, daß bei nur einigermaßen befähigten Bühnenkräften, die aber, — was absolutes Erforderniß ist, — nebst guter Auswahl der Stücke, dem Publikum auch die nöthige Abwechslung, und sey es auch nur durch kleinere Opern, Singspiele ꝛc., bietet, der genügende Theaterbesuch nie gemangelt hat.

Entspricht demnach Herr Direktor Spahn, dessen Namen beim hiesigen Publikum seit vielen Jahren noch in gutem Klange steht, diesen Voraussetzungen, — und wir haben allen Grund, dieß anzunehmen, — dann wird auch das Publikum seine Bestrebungen durch zahlreichen Besuch zu lohnen wissen.

Was nun die gestrige Aufführung des Lustspiels: „Die Kunst zu gefallen, nach Bayard von Blum" betrifft, so wäre es zu gewagt, nach einem einmaligen Auftreten schon über die Befähigung der einzelnen Bühnenmitglieder, die sich vielleicht zum Theile nicht einmal in ihrem eigentlichen Rollenfache bewegten, urtheilen zu wollen; die gestrigen Leistungen aber an sich anlangend, so lernten wir in Fräulein Spahn eine mit angenehmem Aeußern begabte, sehr gewandte Schauspielerin kennen, die im Stande seyn dürfte, das ihr zugewiesene Hauptrollenfach auszufüllen, wenn auch ihr Organ kräftiger und voller zu wünschen wäre. Herr Spahn war als Parlamentsrath ganz vorzüglich; ebenso verdienen die Leistungen der HH. Jauß (Hofmeister), Faber (Baron Tibull) und der Frau Mutschlechner (Marianne), Anerkennung. Die übrigen Rollen waren untergeordneter Art.

Was das aufgeführte Lustspiel selbst betrifft, so können wir uns mit dieser erstmaligen Auswahl des Herrn Spahn durchaus nicht einverstanden erklären. Das Stück dünkt uns eine Persiflage auf das ganze weibliche wie männliche Geschlecht; wir erblicken in ihm keinen einzigen Charakter, sondern fast nur Karrikaturen, oder Frauen, die gerade keine Muster weiblicher Sittsamkeit sind. Das Stück mag dem französischen Geschmacke zusagen, dem deutschen gewiß nicht.

Schließlich müssen wir noch als anerkennenswerth hervorheben, daß einzelne Gruppirungen gegen das Ende des zweiten Aktes höchst gelungen waren und von einem geschmackvollen und durchdachten Arrangement Zeugniß geben.

Mannigfaltigkeiten.

Einem englischen Gauner, der zufällig große Aehnlichkeit mit Lord John Russel hat, ist es im Laufe der vergangenen Woche gelungen, unter der Maske des Ex-Premiers eine Menge Schwindeleien zu vollführen und nach gethaner Arbeit spurlos zu verschwinden.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 161 8. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

Fortsetzung.)

„Zu Hause angekommen, ließ ich sofort durch meinen Reitknecht die nöthigsten Sachen zusammenpacken und mein bestes Pferd satteln. Nachdem ich einige Zeilen an Eugenie geschrieben hatte, in denen ich ihr für immer ein Lebewohl sagte, ging ich noch einmal in das Zimmer, wo meine Kinder schliefen. Sie schlummerten so sanft, so süß und ahnten nicht, welch' ein furchtbarer Schmerz in meiner Brust wüthete. Ich hätte mein Herzblut hingeben können, wäre es mir möglich gewesen, das Entsetzliche, was mich betroffen, ungeschehen zu machen.

„Als der Wächter die eilfte Stunde abrief — es war die Zeit, wo ich sonst frohen Muthes aus der Gesellschaft meiner Kameraden in die Arme meiner harrenden Gattin zu eilen pflegte — ritt ich schweigend, mit unabsehbarem Weh in der Brust, durch das düstere Stadtthor in die dunkle Nacht hinein.

„Ich begab mich nach Wien und forderte meinen Abschied, in der Absicht, nach Griechenland zu gehen und dort in den Reihen der Griechenschaaren gegen die Türken zu kämpfen. Sobald ich denselben erhalten hatte, zeigte ich meiner treulosen Gattin an, daß ich mich von ihr trennen würde, und legte ihr die nöthigen Anweisungen auf den größten Theil meiner jährlichen Einkünfte bei. Wohin ich mich wenden würde, theilte ich indessen weder ihr, noch meinem Vater und übrigen Verwandten mit. Auch meinen ehemaligen Kameraden sagte ich nichts von meinem Vorhaben — es däuchte mir, als sey meine Ehre befleckt und könne nur durch eine Reihe tapferer Thaten gereinigt werden.

„Deutschland war mir so verhaßt, daß ich freudig aufathmete, als seine Gränzen hinter mir lagen.

„An mir fand die griechische Sache einen ihrer eifrigsten Verfechter. Ich nahm an vielen Kämpfen Theil, aber überall floh mich der Tod.

„Im zweiten Jahr meines Aufenthaltes in Griechenland überbrachte mir ein deutscher Offizier, der in die Reihen der todesmuthigen Vaterlandsvertheidiger treten wollte, einen Brief von Rehfeld, welcher durch irgend einen Zufall mein Reiseziel erfahren haben mußte. Ich warf das Schreiben uneröffnet in's Feuer. Sechs Monate später erhielt ich abermals einen Brief von Rehfeld und einen von Eugenie. Auch diese beiden verbrannte ich, ohne sie gelesen zu haben — ich mochte die kaum verharschten Wunden nicht wieder aufreißen.

„Als ich nach Beendigung des griechischen Freiheitskrieges in meine Heimath zurückkehrte, fand ich meinen Vater nicht mehr am Leben. Ich war der Erbe dieses seines Gutes und beschloß, hier in der einsamen Haide in tiefster Abgeschiedenheit meine Tage zuzubringen. Auch Eugenie, meine ungetreue Gattin, war gestorben, und als ich eines Abends eben den Brief las, worin mir meine in Preßburg wohnende Schwester den Tod derselben meldete und anfragte, ob ich meine Kinder zu mir nehmen wollte, trat die Letztere zu meiner größten Ueberraschung plötzlich in die Thür, an jeder Hand eins meiner Kinder.

„Nachdem der erste Sturm der Freude vorüber war, erzählte meine Schwester mir, daß sie meiner sterbenden Gattin gelobt habe, im Falle, daß ich nicht aus Griechenland zurückkehre, sich der Kinder treulich anzunehmen. Eugenie habe mit steigender Sehnsucht und Angst täglich und stündlich meiner geharrt und sey oft der Verzweiflung nahe gewesen. Kurz vor ihrem Tode habe sie sich plötzlich noch einmal hoch emporgerichtet und mit lauter freudiger Stimme gerufen:

„„Ja — er hat mir vergeben, nun kann ich ruhig sterben!" "

„Da meine Schwester dieß auf die Vergebung Gottes bezog, und Eugeniens Reue und Tod meinen langgehegten Zorn entwaffneten, so verschwieg ich der Erstern sorgfältig den wahren Grund meiner langen Abwesenheit. Es war mir von der Zeit auch immer, als sey ich mit Eugenien ausgesöhnt, und oft bin ich heimlich in stillen Nächten,

Digitized by Google

wenn Alles ringsum schlief und der Mond die unermeßliche Haide mit mildem Lichte beglänzte, zu ihrem Grabe drüben auf dem kleinen Dorfkirchhofe und habe dort für sie gebetet.

„Unmöglich aber war es mir, meinen Haß gegen die Deutschen ganz zu bezwingen. So oft ich ein deutsches Wort hörte, meinte ich, Rehfeld und Willram vor mir zu sehen, die mich mit höhnischem Lächeln anblickten. Einer von ihnen mußte ein Schurke seyn — ich hätte Jahre meines Lebens d'rum gegeben, hätte mir Jemand gesagt: „Rehfeld ist unschuldig" — — aber so viel ich auch grübelte und sann — ich konnte auch nicht das Geringste zu seiner Rechtfertigung auffinden. Daß ich seine beiden Briefe ungelesen verbrannt, hab' ich oft heimlich bereut.

„So werden Sie es denn leicht erklärlich finden, mein junger Freund," fuhr der Obrist nach einer Pause fort, „daß ich bei unserm ersten Zusammentreffen kälter und abstoßender gegen Sie, als einen Deutschen, war, als ich gegen jeden Andern gewesen wäre. Jedes Wort, welches Sie sprachen, der Ton Ihrer Stimme, Ihr Wuchs, Ihr blondes Haar, Alles erinnerte mich an meinen falschen Freund, und es kostete mich große Ueberwindung, Ihre liebevolle Bemühung für mich und meine Tochter anzunehmen und mit Worten des Dankes zu erwidern. Außerdem glaubte ich zu bemerken, daß Sie Etelka mit leidenschaftlichen Augen anblickten, und ein unerklärliches Gefühl der Angst ergriff mich bei dem Gedanken, daß Sie nach dem Besitz meines Kindes trachteten.

„Gleicherweise werden Sie sich nun auch mein seltsames Betragen bei Ihrem ersten Hierseyn erklären können. Ich war fest entschlossen, Ihnen mit der größten Schroffheit entgegenzutreten — aber Ihr offenes, freimüthiges Wesen siegte wie mit Zaubermacht über meinen Groll."

Hier schwieg der Obrist. Auch Mangold hing einige Zeit seinen Gedanken nach — dann aber sprang er plötzlich auf, faßte Bereny's Hand und sagte in gespannter Erwartung:

„Und wenn ich nun wirklich nach dem Besitz Ihrer Tochter trachtete — würden Sie mir darin entgegen seyn, Herr Obrist?"

„Kann das Wort eines Mannes, der sein halbes Leben hindurch unglücklich gewesen ist, zwei Menschen glücklich machen," erwiderte Bereny, „so soll es Ihnen nicht fehlen."

Damit drückte er dem jungen Offizier in tiefer Bewegung die Hand und eilte raschen Schrittes von dannen.

Der Letztere wollte seinem Entzücken durch einige begeisterte Worte des Dankes Luft machen — aber — Bereny war schon verschwunden. So ließ er sich denn von dem eintretenden Reitknecht sein Pferd vorführen und sprengte, alle Seligkeit hoffender Liebe im Herzen, über die nächtliche Haide seinem Wohnorte zu.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Anna, die sich mit jedem Tage mehr über ihren klugen Einfall — wie sie es heimlich nannte — freute, war sehr besorgt um die kleine Emma und sah mit innigem Vergnügen, wie glücklich der Inspektor und seine Gattin in ihrem Irrthum waren und wie sie das Mädchen, welches ihr einziges Kind blieb, fast vergötterten. Bis zum fünften Jahre des Kindes blieb Anna — anfangs als Amme, dann das Kindermächen — im Hause des Inspektors; um diese Zeit verbreitete sich aber das Gerücht, daß der Graf von seiner Reise zurückkehren und mit seiner kleinen Tochter in Stockholm wohnen würde. Anna, die wohl wußte, daß die vermeintliche Tochter des Grafen ihr eignes Kind war, hatte nun keine Ruhe mehr; sie nahm ihren Abschied von dem Inspektor und begab sich nach Stockholm, wo sie sogleich den Grafen R** aufsuchte und das Glück hatte, als Wärterin ihres eignen Kindes angenommen zu werden. Man kann sich leicht vorstellen, mit welcher Sorgfalt sie das Kind pflegte und wie viel sie deßhalb bei dem Grafen galt, der seinen höchsten Schatz, sein einziges Glück in der kleinen Louise fand. Als der Graf sieben Jahre darauf starb, ohne das Geringste von der Vertauschung seines Kindes zu ahnen, hatte er Anna ehrenvoll in seinem Testament bedacht. Die bescheidene, zärtliche, treue Wärterin — so wurde sie genannt — zog nun mit ihrem Liebling in das gräflich H**sche Haus, von da in die Pensionsanstalt und dann wieder zurück in das Haus des Grafen H**. Inzwischen machte irgend Jemand die Bemerkung, daß das Fräulein seiner Amme sehr ähnlich sehe; ja, man war vorlaut genug, dieß dem Fräulein mitzutheilen. Louise ärgerte sich darüber, denn sie war sehr hochmüthig und wollte durchaus keine Aehnlichkeit mit einem Weib aus dem Pöbel haben; sie bedrohte daher durch ihren Einfluß bei dem Grafen Jeden, der eine ähnliche Aeußerung thun würde, mit sofortiger Dienstentlassung und unterdrückte dadurch dieses Gerede. Bald darauf gab sie Anna ihren Abschied, nicht jedoch ohne ihr lebenslänglichen, hinreichenden Unterhalt zuzusichern.

Anna's Gewissen erwachte zwar nicht in dem Grad, daß sie bereut hätte, ihrem Kind unrechtmäßiger Weise alle Güter und Rechte der gräflich

Digitized by Google

R**schen Tochter verschafft zu haben; gleichwohl versicherte sie, daß sie sich einigermaßen beunruhigt gefühlt hätte; als sie erfahren habe, daß der junge Graf H** die sogenannte Mamsell Hilbert liebe, die letztere aber viel Unannehmlichkeiten deßhalb erdulden müsse und gezwungen werden solle, den Buchhalter Tyrell zu heirathen. Da hatte Anna gedacht: „Wäre ich nicht gewesen, so hätte die arme Emma den Rang und das Vermögen inne, zu dem sie geboren ist; sie könnte dann die Gattin des jungen Grafen werden, und gewiß würden Beide glücklich seyn." — Allein dieser Gedanke wich bald dem stolzen Gefühle, daß ihre Tochter zur Gattin des jungen Grafen bestimmt sey. Sie wünschte sich Glück, daß sie durch ihre Feinheit ihr all' den Glanz und das irdische Glück bereitet hatte, das sie jetzt umgab, während sie außerdem ein armes, dienendes, zu Armuth und Sklaverei verurtheiltes Wesen seyn würde.

So beschwichtigte Anna die Stimme ihres Gewissens, bis sie sich neuerlich — aus Neugierde, um die fremde Gräfin zu sehen — auf das Schloß begeben und mit Erschrecken in der Fremden und deren Kammerfrau die einzigen Personen, welche ihr Geheimniß entdecken konnten, erkannt hatte. Sie wußte, daß die Gräfin D'Alincourt früher ein Portrait ihrer Freundin, der Gräfin R**, besessen hatte; sie wußte auch, daß Emma ihrer verstorbenen Mutter auffallend ähnlich sah; sie zweifelte endlich nicht, daß die Gräfin D'Alincourt Emma in Gesellschaft öfters sehen und über diese Aehnlichkeit erstaunen würde. Außerdem wußte sie, daß die Gräfin und Sophie die Existenz des Maales kannten. — Wie leicht war also eine Untersuchung anzustellen! Es kam ihr endlich vor, als ob sie von der Gräfin und Sophien, als Beide sie erblickten, sehr scharf fixirt würde; vor Allem aber war sie sich eines Verbrechens bewußt, vor dessen Folgen sie — falls es entdeckt wurde — zittern mußte. Sie fand deßhalb für räthlich, sich so schnell als möglich aus der Gegend zu entfernen, nicht ahnend, daß ihre so schnell und vorsichtig veranstaltete Flucht mißlingen würde.

Anna hatte nun ihr langes, aber — wie sie versicherte — aufrichtiges und wahrheitsgemäßes Bekenntniß beendigt. Die Gräfin H**, die bisher kein Wort an sie gerichtet hatte, trat jetzt mit wuthbrennenden Augen vor sie hin.

„Und Du Ungeheuer" — sprach sie zu ihr — „schämst Dich nicht zu sagen, daß Du Dich darüber gefreut hättest, Deine Tochter mit unserm Sohn vermählt zu sehen. Niedriges Geschöpf! — Deine Nachkommenschaft, Dein elendes lasterhaftes Blut mit dem reinen edeln Blut der gräflich H**schen Familie vereint. O, ich vergehe bei diesem Gedanken! Mein Kopf schwindelt, wenn ich daran denke, daß wir so viele Jahre hindurch betrogen worden sind, daß wir Dein elendes Kind mit solcher Zärtlichkeit, Schonung und Feinheit behandelt, daß wir dessen Launen alle mit Nachsicht und Geduld so lange ertragen haben — o Gott, welche Erniedrigung, welcher Verdruß! —

(Fortsetzung folgt.)

Naturhistorisches.

Die Ameisen stehen bekanntlich in Betreff der geistigen Ausbildung allen Insekten voran. Die Beobachtungen der neueren Zeit haben uns die wunderbarsten Aufschlüsse über ihre Assoziationen gegeben, wir kennen den künstlichen Bau ihrer unterirdischen Wohnungen, die im Wesentlichen ziemlich übereinstimmen, die Abscheidung des arbeitenden Theiles der Gesellschaft in zwei Klassen, deren eine den verwickelten Haushalt in der vorgeschriebenen Ordnung zu halten, die andere die Wohnungen zu vertheidigen hat, welche für die Männchen und die geflügelten Weibchen, so wie die heranwachsende Brut so bequem als möglich eingerichtet sind. Was aber unser Staunen ganz besonders rege macht, das ist die Kriegskunst der Ameisen, das sind ihre Schlachten. Wir sehen sie nie rathlos, nie feig, und ritterlicher Muth und uneerschöpfliche List treten auf neben einer heroischen Aufopferungsfähigkeit, neben den erhebenden Beweisen von ächter Nächstenliebe; andererseits freilich auch bittere Wuth und unersättliche Blutgier. Dabei wissen die beiden Armeen recht gut zu beurtheilen, wann der Kampf entschieden und der Rest der Geschlagenen sich zum Rückwege zu wenden hat. Der Sieg bleibt in der Regel dem Theile, welcher einen Eroberungszug unternommen und also angegriffen hat. Die Ursache des Krieges ist aber die Raubsucht nicht allein; der Neid, die Eifersucht veranlassen nicht selten die verheerende Befehdung, und wer weiß, ob nicht auch die bevorzugten Weibchen zuweilen den Hausfrieden arg stören. Sie streiten aber wacker mit, sie warten das Ende der Schlacht nicht ab hinter den Koulissen, und während unten auf der Wahlstatt die scharfen Kiefer sich kreuzen und die Männchen in Gemeinschaft mit den Arbeitern Kopf gegen Kopf ringen, wird von dem geflügelten Korps der Heere über dem Schlachtfelde ein nicht minder hartnäckiger Krieg geführt. Den geschlechtslosen Individuen fallen in der Regel die Eroberungszüge zu. Sie rücken wider ein benachbartes Nest und stürzen plötzlich darüber hin. Die Ueberfallenen leisten Widerstand und der Kampf beginnt. Während aber der hitzige Kampf alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, wird der Feind von andern Abtheilungen umgangen und das Nest geplün

Digitized by Google

dert. Die Arbeitertruppen werden eiligst davon geschleppt, indeß die Schlacht fortdauert. Nach ihrer Beendigung findet man die Wahlstatt mit Todten bedeckt, die Verwundeten aber wurden vorher von ihren Kampfgenossen aus dem Getümmel getragen und heldenmüthig vor Ueberfällen geschützt. Die Arbeiter, die sich später aus den eroberten Larven entwickeln, werden von den Siegern wie Sklaven behandelt und müssen die Arbeiten im Hause allein besorgen und ihre Räuber pflegen. Vor längerer Zeit ward von Hanhart in einer Baseler Zeitschrift die Beobachtung einer Ameisen-Schlacht mitgetheilt. Er sah zwei große Haufen dunkelbrauner und in geringer Entfernung gegenüber fünf kleine Haufen schwarzer Ameisen. Vierzig Schritte weiter stand ein dritter Haufen der rothen Art. Diese und die braunen rückten gegen die Mitte eines kahlen Beetes, das zwischen den feindlichen Heeren lag. Auf dem linken Flügel waren zwei kleine Abtheilungen von je 20—30 zu bemerken, der rechte war von drei größern Haufen, etwa je 40—60, begleitet. Die lange Schlachtlinie bestand aus einem Gliede. Die Flügel der Schlachtlinie der schwarzen waren gleichfalls gedeckt. Als die Armeen dicht vor einander standen, formirten sich die Flügelhaufen im Vierecke, die der linken Seite rückten gegen die Wohnungen der Feinde vor, dagegen blieben die der rechten als Reserve vorläufig unthätig. Anfangs war in geschlossener Linie gekämpft, später einzeln, Mann gegen Mann. Die braunen standen sich gegenseitig im Streite nicht bei, nahmen sich aber der Flüchtigen und der Verwundeten an. Die schwarzen dagegen unterstützten sich brüderlichst. So wüthete die Schlacht von Morgens 10 Uhr und erst gegen 2 Uhr sah der Beobachtende den Haufen der braunen von den kleinen schwarzen besetzt, die an Zahl überlegen gewesen waren und den Sieg davon getragen hatten. Gleich interessant und merkwürdig sind die Züge der Wanderameise in Amerika, deren Arbeiter in geordneten Kolonnen marschiren. Wie die Offiziere und Befehlshaber unserer Armeen ziehen die größeren Glieder der Gesellschaft zu beiden Seiten mit. Von Zeit zu Zeit hält einer der Oberen Heerschau, wobei er auf einen Stein oder Zweig klettert und die vorübermarschirende Truppe mustert.

Theater.

† Aschaffenburg, 8. Okt. Wer nur irgend Interesse an unserm Theater nimmt, den muß der gestrige äußerst schwache Besuch desselben aufs Höchste betrüben. Deßhalb fühlen wir uns veranlaßt, ohne alle Rücksichtnahme die Gebrechen aufzudecken, welche dieser auffallenden Erscheinung zu Grunde liegen. Als ein solcher stellt sich vor Allem die im vorigen Jahre zum Erstenmale eingeführte Abgabe von bloßen Personenkarten an die Abonnenten dar. Wir kennen recht gut die Gründe, die man zur Rechtfertigung dieser Maßregel anführt; allein bei den gegenwärtigen und überhaupt den hiesigen Verhältnissen verlieren dieselben ihr Gewicht. Denn wie viele Familien dahier würden sich gerne bei den Abonnements betheiligen, wenn ihren Gliedern durch Abgabe von Dutzend-Billetts die Möglichkeit gegeben würde, zu Mehreren das Theater zu besuchen, da Frauenzimmer sich scheuen müssen, dieß ohne Begleitung zu thun. Will man solche Familien nöthigen, mehr als ein Abonnement zu nehmen? Das hieße in den meisten Fällen zu viel zu muthen und so enthält man sich lieber des Theaterbesuches. Wir könnten mehr als 2 Dutzend solcher Fälle an den Fingern herzählen. Dem früher getriebenen Handel mit Abonnements-Billets könnte man, mindestens größten Theils, steuern und im Grunde, ist es nicht räthlicher, von 100 Personen je 15 kr. = 25 fl., als von 15 Personen je 24 kr. = 6 fl. einzunehmen?

Sodann ist aber auch die Anfangszeit der Vorstellungen um mindestens eine halbe Stunde verfrüht. Oder verdient die große Anzahl jener Herren, die bis nach 6 Uhr an ihre Bureaus gefesselt sind und welche sonst zu den eifrigsten Besuchern gehörten, keine Rücksicht? Auch die sich noch hie und da einstellenden schönen Tage locken Viele in's Freie, denen dann der frühe Anfang der Vorstellungen ungelegen kommt.

Die gestrige Aufführung des Lustspieles „Der Liebesbrief von R. Benedix" anlangend, so verleidet Angesichts der leeren Räume dem wohlmeinenden Kritiker sein Geschäft. Darum für heute nur die kurze Bemerkung, daß Fräulein Spahn und Frau Mutschlechner als Darstellerinnen der Walpurga und Anna alles Lob verdienen; ebenso gereichte das Spiel des H. Jauß als Laibach zur Befriedigung, nicht so ganz die Auffassung der Rolle. Dem sonst trefflichen H. Spahn als Klaus sah man es deutlich an, daß ihm, und wir wundern uns nicht darüber, wegen des geringen Besuches die nöthige Begeisterung fehlte. Eine Beurtheilung der Leistungen von Seiten der übrigen Mitwirkenden bleibe zur Zeit noch vorbehalten.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 162 9. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

Fortsetzung.)

Als Mangold nach Verlauf von mehreren Wochen eines Abends wieder von dem Gute des Obristen heimkehrte, fand er einen Brief von seiner Schwester vor, welche ihm ihre Verlobung mit einem seiner Jugendfreunde meldete und ihn flehentlich bat, zu ihrer Vermählung, die einen Monat später stattfinden sollte, nach Norddeutschland herüber zu kommen.

Diese Einladung konnte er unmöglich ablehnend beantworten. Eine hinreichende Urlaubszeit wurde ihm bald von dem Chef seines Regiments bewilligt, und nach dem herzlichsten Abschiede von dem Obristen und Etelka, welche Letztere er schon als seine Braut betrachtete, reiste er nach der Heimath.

Sein väterliches Gut lag in der Nähe einer kleinen Landstadt, in welcher der Verlobte seiner Schwester als Arzt angestellt war. Die Vermählung fand unter vielen Festlichkeiten und großem Jubel statt, und gleich nach derselben bezog das junge Ehepaar ein geschmackvoll eingerichtetes Haus in dem Städtchen.

Mangold führte im Kreise der Seinigen ein heiteres, friedliches Leben — wären seine Gedanken nicht so oft zum Strande der Donau hinübergeschweift, er würde sich ganz der Freude überlassen haben. Die weiten Haiden der Heimath mit ihren waldbewachsenen Hügeln riefen ihm stets die grüne Höhe im fernen Ungarlande in's Gedächtniß, auf der die holde Gestalt seiner Geliebten wandelte und seiner allstündlich dachte, und so oft er den Mond sich von den dunkeln Haidhügeln emporheben sah, war es ihm, als sey derselbe ein leuchtender Bote von seiner Etelka.

Eine freudige Ueberraschung ward ihm zu Theil, als er eines Tages in das Zimmer seines Schwagers trat. Zwei große Gemälde an der Wand zogen seine Blicke auf sich, und als er schärfer hinschaute, erkannte er in dem einen das ungarische Städtchen, in welchem er bislang einquartiert gewesen war, und in dem andern das Gut des Obristen. Ja, das war das weißschimmernde Schloß mit dem Säulenportal, dem kleinen Glockenthürmchen und den hohen Kastanienbäumen — das war der blüthenreiche Garten, der dunkle, schattige Park und dahinter die unabsehbare, von den letzten Abendstrahlen vergoldete Haide.

Und als er noch so dastand und trunkenen Blickes auf die Bilder vom Lande seiner Lieben schaute, öffnete sich die Thür und ein bejahrter Mann mit militärischer Haltung trat herein. Mangold bemerkte in seiner Freude den Eintritt desselben nicht, und so rief ihm seine Schwester endlich lachend zu:

„Hier ist noch etwas Ungarisches für dich, lieber Alexander: — der Oheim meines Mannes, der Major Rehfeld."

„Major Rehfeld!?" rief der junge Offizier erschrocken zurückfahrend aus. Robert Rehfeld?" fragte er dann nach kurzem Besinnen in gespannter Erwartung.

„Allerdings — Robert Rehfeld," versetzte der alte Krieger ruhig.

„Vormals Rittmeister im . . . schen Reiterregiment?" forschte Mangold weiter.

„Dem ist so," war die gelassene Antwort.

„Sie hatten einen Freund, Andreas Bereny mit Namen?" fuhr jener fort.

„Wollte Gott, er wäre es geblieben!" erwiderte Rehfeld seufzend.

„Sie scheinen große Selbstaufopferung von einem Freunde zu verlangen," rief Mangold kalt und höhnisch aus. „Gewisse Gränzen sollte man billig in der Freundschaft nicht überschreiten!"

„Ich sehe, daß Bereny Ihnen Alles erzählt hat, was vor Zeiten unter uns vorgefallen ist, und daß er seinen ungerechten Verdacht gegen mich bis auf den heutigen Tag verwahrt hat," sagte der Major mit ruhigem Ton.

„Ungerecht nennen Sie den Verdacht, Herr Major?" rief der junge Offizier mit steigendem Staunen.

„Sie haben Bereny angehört," entgegnete Jener, „so werden Sie mir gewiß die Gefälligkeit erzeigen, auch mich anzuhören, indem ich die feste

Digitized by Google

Zuversicht hege, daß Ihnen meine Worte jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnungen gegen Bereny benehmen werden. Dieser hat mich und Eugenie im Uebermaß seiner thörichten Leidenschaften nicht hören wollen — hätte er es gethan, er würde sich und seiner Gattin viele schmerzliche Jahre erspart haben.

„Zuerst muß ich Ihnen sagen, daß Bereny's Gattin die treueste und tugendhafteste Frau war, die ich gekannt habe. Der Lüstling Willram, dem nichts heilig war, ward von ihr auf eine so beschämende Art zurückgewiesen, daß er von dem Augenblick an einen tödtlichen Haß auf sie warf. Da ich ihm späterhin unglücklicher Weise bei seiner Bewerbung um Eugeniens Schwester Maria in den Weg trat, so ging dieser Haß auf mich über.

„Hätt' ich nur im Entferntesten ahnen können, welche entsetzliche Folgen dieser Plan haben würde, den ich ersann und vollführte, um in den Besitz von Engeniens Schwester zu gelangen, ich würde eher meiner Liebe entsagt haben.

„Eugenie war meine Vertraute, und da wir fürchteten, daß sowohl Maria's Vater, als auch Bereny gegen die Verbindung der Letztern mit mir seyn würden, so waren wir übereingekommen, daß ich Maria entführen und mich heimlich mit ihr trauen lassen sollte. Dadurch hofften wir, alle Einsprache vereiteln zu können.

„Nachdem ich Maria einige Male ohne Vorwissen Bereny's bei Eugenie gesprochen, bestimmten wir Zeit und Stunde, wo ich mit einem Wagen am Forsthause des Stadtwaldes erscheinen sollte. Eugenie hatte sich erboten, ihre Schwester dorthin zu begleiten, und da wir Alles mit der größten Vorsicht und Verschwiegenheit betrieben hatten, glaubten wir vor jeder Entdeckung sicher zu seyn. Durch Bereny glaubten wir am wenigsten gestört zu werden, da dieser sich jeden Abend von acht bis eilf Uhr in der Gesellschaft seiner Kameraden befand.

„Die Entführung ging glücklich von Statten. Noch in derselben Nacht vereinigte mich das Wort des Priesters mit meiner Maria, und freudigen Herzens eilte ich am andern Morgen von dem kleinen Gebirgsdörfchen, wo ich ein romantisch gelegenes, einsames Häuschen für uns gemiethet hatte, zur Stadt zurück, um mir die Verzeihung von Maria's Eltern zu erflehen und dann mein Glück Allen mitzutheilen.

„Diese waren versöhnlicher, als ich erwartet hatte und gaben mir nach einigen Vorwürfen ihren Segen. Wie groß war aber mein Entsetzen, als ich zu Eugenien kam und von ihr hörte, daß gleich nach unserer Abfahrt Bereny im Forsthause erschienen und noch in derselben Nacht in furchtbarer Aufregung fortgeritten sey, ohne zu sagen, wohin.

„Anfangs hielt ich Alles für einen Scherz, so wie Eugenie am Abend vorher auch nicht im Entferntesten geahnt hatte, mit welchen unheilvollen Plänen Bereny umging; — als ich dann aber seine Abschiedsworte an Eugenie las und vom Reitknecht vernahm, daß Bereny ihn verabschiedet und angewiesen habe, seine übrigen Pferde zu verkaufen — da erkannte ich, daß es furchtbarer Ernst sey. Zugleich aber ward mir auch klar, daß der schändliche Willram hier die Hand mit im Spiele gehabt und Bereny gegen mich und Eugenie aufgereizt haben müsse."

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Die rechtmäßige Erbin des gräflich R**schen Namens wurde unterdessen zurückgesetzt," fuhr die Gräfin fort „ihrer reinen und unschuldigen Liebe zu meinem Eduard halber gemißhandelt, während sie durch ihren Rang und durch ihr Vermögen sowohl auf seine als auf jedes schwedischen Edelmanns Hand Anspruch machen konnte. Denkt, wenn sie nun durch unsere und ihres Pflegevaters Härte für ihr ganzes Leben mit dem ihr so widerwärtigen Buchhalter zusammengeschmiedet worden wäre, während unser einziger hoffnungsvoller Sohn die Tochter dieser elenden Amme geheirathet hätte — und später hätten wir dieß Alles erfahren! O, Gott! — Geh' aus meinen Augen, elendes Geschöpf, Dein Athem hat schon allzulange dieses Zimmer verpestet. Du hast die härteste Strafe verdient; nur dem Edelmuth des Grafen und seinem Ehrenwort hast Du dafür zu danken, daß Du diesen Ort ungefährdet verlassen darfst." —

Das weinende Weib verließ jedoch das Zimmer nicht, sondern warf sich nochmals zu des Grafen Füßen und bat um Gnade und Schonung für ihre Tochter. — „Was sprichst Du, Unglückliche?" — rief der Graf — „hältst Du mich für fähig, eine Unschuldige für ein Verbrechen ihrer Mutter zu strafen? Ist sie nicht schon beklagenswerth genug, daß sie nicht von der glänzenden Höhe, auf welcher sie jetzt steht, zu einem Nichts heruntersinkt; daß sie all' den Glanz und Reichthum, der sie von ihrer Wiege an umgeben und dessen Besitz sie für ihre Lebenszeit gesichert gehalten hat, verlieren, daß sie sogar ihren Namen aufgeben und — durch das Verbrechen ihrer Mutter mit Schande belastet — ohne Trost, ohne Stütze, ohne Zuflucht das Haus verlassen muß, in welchem sie als Verwandte

Digitized by Google

und als Mitglied der Familie betrachtet wurde? — Thörichte Mutter, welches Schicksal hast Du ihr bereitet! Hättest Du sie in dem Stande erzogen, für welchen sie die Vorsehung durch die Geburt bestimmt hatte, so gehörte sie jetzt zwar nur der untern Klasse der Gesellschaft an, aber sie würde glücklich seyn, Nutzen bringen und an nichts Besseres denken. Jetzt dagegen verwöhnt, verweichlicht, verzogen — wie soll sie sich darein finden, künftig Andern zu dienen? — Und doch muß sie dadurch ihren Unterhalt verdienen." —

„O nein, das muß sie nicht, das darf sie nicht!" — rief Emma — „Sie soll meine Freundin, meine Schwester seyn, sie soll den Glanz mit mir theilen, an den sie von der Wiege auf gewöhnt ist. Sie haßt mich jetzt, aber sie wird mich mit der Zeit lieben und wir werden Beide glücklich seyn." —

Auf einen Wink des Grafen verließ jetzt Anna das Zimmer.

Nun kam die Reihe wieder an Hilbert, die Aufmerksamkeit der Versammelten auf sich zu ziehen. Er hatte während der Erzählung Anna's still und unbeweglich auf einem Stuhl gesessen und die Augen unverwandt auf die Sprechende gerichtet. Als sie geendigt hatte und während die Gräfin der Graf und Emma sprachen, blieb er in derselben Stellung. Dann sprang er auf, rang die Hände und gab alle Zeichen der Verzweiflung von sich. Der Pfarrer Rosman nahm ihn bei der Hand, aber er riß sich wild wieder los und rief: — „Laß mich! Du kannst mir keinen Trost geben. Du bist reich — mehr als reich an der edelsten Gabe Gottes — an tugendhaften, hoffnungsvollen, aufblühenden Kindern; kannst Du die ganze Größe meines Unglücks fassen? — Ich hatte eine einzige Tochter, eine schöne, tugendhafte, liebenswürdige Tochter, die der Trost meines Alters werden und mir einst die Augen zudrücken sollte — und ein einziger Augenblick beraubt mich derselben und läßt mich einsam ohne Trost, ohne Stütze, wie einen dürren Baum in einer Wüste stehen! Wie arm, wie unsäglich arm bin ich nun nicht mitten unter dem Wohlstand, mit welchem die Vorsehung meine lange mühevolle Arbeit gesegnet hat! Gern, sehr gern wollte ich Alles hingeben, wenn ich nur meine Emma behalten dürfte — was wäre der Verlust all' dieses irdischen Tandes für mich gewesen, wenn sie, mein höchstes Glück, meine einzige Freude, mir geblieben wäre! — O, ich unglücklicher, verlassener, kinderloser Greis!" —

Der alte Mann erregte das Mitleid aller Anwesenden; sein Schmerz machte ihn beredt. Die Gräfin D'Alincourt und Sophie weinten laut und sogar in den Augen der Gräfin H** standen große Thränen; sie dachte in diesem Augenblick an die arme Frau Hilbert, die noch keine Ahnung von dem Donnerschlag hatte, der sie treffen sollte. Da sie selbst Mutter war, begriff sie die Gefühle, welche dieselbe ergreifen mußten.

Der arme Hilbert war wieder auf seinen Stuhl gesunken und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. Emma kniete vor ihm, hatte den Kopf in seinen Schooß gelegt und weinte. — „Bleibe stets mein Vater" — sprach sie bittend — „warum willst Du von Verlust, von einem kinderlosen Alter und von Einsamkeit sprechen, so lange ich lebe? Höre nie auf, mein Vater zu seyn, mein geliebter, verehrter Vater; ich wäre ja sonst vaterlos!" — Das holde Mädchen küßte bei diesen Worten seine beiden Hände: aber er blieb demungeachtet in seinen tiefen Schmerz versunken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Hahn und der Adler.

Fast alle Blätter brachten in diesen Tagen unter obiger Aufschrift ein — meist sehr schlecht — aus dem Französischen übersetztes, angeblich von Beranger, nach Andern von einem Studenten der Medizin verfaßtes Gedicht, das in Frankreich ungemeines Aufsehen erregte. Die beste Uebersetzung desselben dürfte folgende seyn:

Mich, stolzer Aar, bannst Du von hier:
Dein der Palast, das Kriegsgepränge,
Dein der geweihten Fahnen Zier,
Und mein der Hütt' und Werkstatt Enge,
Doch, seh' ich, Nachbar, ohne Neid
Von gold'nem Lichtglanz Dich umgeben,
Denn Vieles lehrte mich die Zeit, —
Und Vieles werd' ich noch erleben.

Als ich das alte Recht verlor,
Als Rom mit Dir hereingedrungen,
Da hab' ich ruhig mich empor
Zu meines Kirchthurms Höh' geschwungen.
Wohl tausend Jahr in nächt'gem Graun
Harrt' ich des Morgens neuem Schimmer.
Schon zweimal meint' ich ihn zu schau'n, —
Der alte Hahn; er harrt noch immer!

Bist Du der Aar aus Preußenland,
Der weiße Aar der Bruderkriege,
Der Doppelaar vom Wolgastrand,
Der Aar, der Oestreich führt zum Siege?
Erwähl' Dir eine and're Zier,
Um jenen Adlern nicht zu gleichen;
Der Kamm, der rothe Kamm bleibt mir,
Des alten Muthes leuchtend Zeichen.

Digitized by Google

Wie Du, verkappt, ein Römer bist,
Bin ich Franzos vom Haupt zum Sporne,
Eroberungslustig, voller List,
Ein wenig trotzig, rasch im Zorne,
Galant, zum Plaudern stets bereit,
Doch Fehler sind's, die alle lieben.
Du kommst zu spät, Du thust mir leid,
Der Herzen Gunst ist mir geblieben.

Geh' stolz auf der erzwung'nen Bahn,
Nicht steh' ich Deinem Ruhm im Lichte;
Von gestern ist, was Du gethan,
Doch ich, ich leb' in der Geschichte.
Mit Hoche bin ich und Marceau
Der Tricolore vorgeschritten,
Ein Sieger stets, — sein Waterloo
Hat Galliens Hahn noch nicht erlitten!

Es dient zu Spott mein Wohnsitz Dir,
Doch fruchtbar macht er rings die Auen,
Wenn warm und gastlich mein Revier,
Umhüllt Dein Nest ein altes Grauen;
Voll Klippen ist der Höhen Rand,
Dein Held, umstrahlt vom Ruhmesschimmer,
Er fand sein Grab am Felsenstrand,
Vom Dünger kräht der Hahn noch immer!

Du kennst den Fortschritt nicht der Zeit,
Dein Schrei, wie Kriegstrompetenklänge,
Gibt müden Völkern nur Geleit
Zu nutzlos buntem Grabgepränge.
Mein Aug' in andre Zeiten sieht,
Und friedensreich und tönend klinget
Aus meinem Mund der Zukunft Lied, —
Horch, wie der alte Hahn noch singet!

Litertur und Kunst.

*** Von der im Verlage der Englischen Kunstanstalt von A. H. Payne, Leipzig und Dresden, erscheinenden Stahlstichsammlung, „die Gallerie von München und Schleißheim," liegen uns neuerdings 4 Hefte mit je 3 Stahlstichen vor, welche das über die bereits früher erschienenen hier ausgesprochene Lob in vollem Maße verdienen. Möchte Niemand den geringen Preis — 7½ Ngr. pro Heft — scheuen, um in den höchst gelungenen Stichen die Werke der größten Meister kennen zu lernen, die durch den beigefügten Text auch dem Nichtkenner verständlich gemacht werden.

*** Weber's Volkskalender, Verlag von J. J. Weber in Leipzig, erscheint für 1853 nun zum vierten Male, und man muß gestehen, derselbe vereinigt Alles in sich, was man von einem derartigen literarischen Produkte nur zu wünschen berechtigt ist: Unterhaltung wie Belehrung über einzelne Theile der Astronomie, der physikalischen Geographie, wohlgewählte Bruchstücke aus der Länder- und Völkerkunde, Schilderungen wichtiger politischer Ereignisse des vergangenen Jahres, viele statistische Uebersichten ꝛc. ꝛc., nebst einer sehr großen Anzahl durchaus wohlgelungener Abbildungen, so daß jeder Besitzer einen reichen Schatz des Belehrenden und Unterhaltenden in schönster Ausstattung in ihm finden wird.

*** Otto Hübner's „Statistische Tafel aller Länder der Erde," Leipzig 1852, Verlag von Heinrich Hübner, ist wegen ihres eben so passend wie übersichtlich geordneten reichen Inhaltes: Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Geldumlauf, Größe des Heeres und der Flotte, Ein- und Ausfuhr, Münzen, Maße ꝛc. umfassend, Jedermann zu empfehlen. Der Umstand, daß sie bereits die dritte Auflage erlebte, spricht von vornherein für ihre ungemeine Brauchbarkeit. Der Preis beträgt nur 4 Ngr.

Mannigfaltigkeiten.

Die Kaiserin Maria Theresia, von welcher das Volk in Wien zu erzählen weiß, daß sie schon vierundzwanzig Jahre vor ihrem Abscheiden das schwarze Kleid, in dem sie in der Kapuzinergruft in Wien begraben ist, habe fertigen und mit Edelsteinen sticken lassen, pflegte bei Tag und Nacht die Gruft ihrer Ahnen bei den Kapuzinern zu besuchen. In der letzten Zeit ihres Lebens war sie bekanntlich sehr stark, und deßhalb mußte man sie — wie auch zu Schönbrunn auf dem Kanapee mittels des noch vorhandenen Zugs auf das Belvedere der Gloriette hinauf — aus der Gruft hinauf ziehen, wo sie jeden Freitag an dem Sarg ihres Gemahls betete. Einst riß während des Aufwindens einer der Stricke und dreimal blieb die Maschine stecken; da sagte die Kaiserin: „Die Gruft will mich behalten." Und in der That war Maria Theresia zum Letztenmal lebendig in der Gruft gewesen. Drei Tage nachher verließ sie ihre Gemächer nicht mehr und starb am 29. November 1780. Am 3. Dezember erfolgte die Beisetzung der Hülle.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Montag № 163 11. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

„Bereny erzählte mir, daß Willram ihm Liebesbriefe gezeigt, welche Sie heimlich mit seiner Gattin gewechselt hätten," unterbrach Mangold den Erzähler. „Auch ist es Willram gewesen, der Bereny Ihre heimliche Zusammenkunft im Forsthause verrathen hat."

„Dacht' ich's mir doch, daß der Schurke meinen treuen Bereny durch seine Ränke und Kniffe bethört und all das Unheil angestiftet habe!" fuhr Rehfeld seufzend fort. „Von einem Briefwechsel zwischen mir und Eugenie ist, wie Sie leicht denken können, niemals die Rede gewesen; ich bewundere nur, wie der Bube unsere Handschrift so täuschend nachzuahmen vermocht hat und wie er hinter meinen Entführungsplan gekommen ist.

„Ich bot Alles auf, um Bereny's Aufenthaltsort zu entdecken, da es ja nur eines Wortes bedurfte, um ihn von dem Wahn, der ihn bethörte, zu befreien — aber meine größten Bemühungen blieben lange erfolglos. Niemand, selbst sein Vater und seine Schwester nicht, vermochten uns zu sagen, wohin er sich gewendet.

„Endlich erfuhr ich durch einen Triester Schiffskapitän, daß Bereny sich nach Griechenland eingeschifft habe, und da kurze Zeit darauf ein mir befreundeter Offizier ebenfalls dorthin ging, so gab ich ihm einen Brief an Beeeny mit, worin ich diesem den ganzen Hergang der Sache umständlich auseinandersetzte und ihn flehentlich bat, seine schuldlose, treue Gattin nicht länger in Jammer und Verzweiflung zu lassen. Aber sowohl auf diesen, wie auf einen zweiten und dritten Brief von Eugenie lief keine Antwort ein."

„Bereny hatte alle drei uneröffnet verbrannt," erläuete Mangold.

„Da Eugenie mit ihren Kindern durch Bereny's Veranstaltung gegen jede Laune des Glückes gesichert war und meiner Hülfe und meines Rathes nicht mehr bedurfte," fuhr der Major fort, „so nahm ich nach vielen vergeblichen Bemühungen, den Betrogenen zur Heimkehr zu bewegen, meinen Abschied und zog mit meiner Gattin nach Hamburg. Ein Jahr darauf starb diese und zehn Monate später auch Eugenie.

„Ob und wann Beeeny aus Griechenland zurückgekehrt sey, konnte ich nicht in Erfahrung bringen, so viel ich mich auch darum bemühte. Es freut mich nun herzinnig, daß unsere alte Freundschaft noch vor unseem Tode durch Ihre Vermittelung wieder hergestellt werden wird — es ist der letzte Wunsch, den ich auf Erden habe."

Daß Mangold dieses unerwartete Zusammentreffen mit dem Major Rehfeld und dessen freudenreiche Worte noch an demselben Tage dem Obristen Bereny brieflich mittheilte, ist leicht zu erachten. Da seine Urlaubszeit in einigen Wochen abgelaufen war, so bat er den Letztern und Etelka, ihm eine Antwort auf sein Schreiben nach Wien zu senden, wo er sich in Dienstsachen gleichfalls noch einige Wochen aufhalten mußte, ehe er in sein altes Standquartier zurückkehren konnte.

Es kam indessen anders, als er erwartete.

Eine heftige Erkältung an einem kühlen Herbstabend zog ihm ein hitziges Fieber zu, an welchem er meheeee Monate gefährlich darniederlag. Die Krankheit hatte ihn aber so angegriffen, daß der Arzt ihm auf das Entschiedenste unteesagte, seine Rückreise nach Ungarn vor Ablauf des Winters anzutreten. So sah er sich denn genöthigt, seine Sehnsucht nach der Geliebten zu bezwingen und den Frühling zu erwarten.

Wohl erschien der Frühling — es war der des Jahres 1848 — doch mit ihm auch der mächtige Sturm, der alle Länder Europa's durchbrauste und erschütterte.

Obgleich Mangold, sobald als es irgend seine Kräfte gestatteten, seine Reise nach dem Süden antrat, um wo möglich das friedliche Ungarschloß mit den ihm so theuern Bewohnern noch einmal wieder zu sehen, ehe das unerbittliche Geschick ihn vielleicht für lange Zeit von denselben trennte, so erreichte er dennoch nicht seinen Zweck. Als er in Wien anlangte, war sein Regiment schon aus

Digitized by Google

Ungarn zurückgezogen, und er empfing den Befehl, so schleunig als möglich zu demselben zu stoßen.

Unter diesen Verhältnissen blieb ihm nichts Anderes übrig, als die Liebe und Treue athmenden Briefe seiner Etelka, welche er in Wien vorfand, augenblicklich zu beantworten und die Geliebte auf die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens hinzuweisen, wiewohl er selbst voll banger Ahnung der Zukunft entgegenschaute.

Die Stellung Oesterreichs zu Ungarn ward im Laufe des Jahres immer drohender und ging endlich in offene Feindseligkeiten über. Ein Theil des österreichischen Heeres erhielt Befehl, in Ungarn einzurücken und den Krieg mit aller Energie zu beginnen. Unter den dorthin gesandten Truppen-Abtheilungen befand sich auch Mangold's Regiment.

So war das, was er lange im Stillen gefürchtet hatte, geschehen; — er stand als ein Feind auf ungarischem Boden und konnte täglich in einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Vater und Bruder seiner Geliebten gerathen — denn daß Beide sich mit Löwenwuth erheben und als stolze Magyaren den letzten Blutstropfen für die Freiheit des Heimathlandes verspritzen würden, wußte der junge Offizier nur zu gut. —

Unter Kreuz- und Querzügen, unter Mühseligkeiten, Kämpfen und Gefahren verging ein volles Jahr, ohne daß Mangold irgend eine Nachricht von dem Obristen und Etelka erhielt. Bei dem täglichen Wechsel seines Aufenthaltsortes und bei dem gänzlich gehemmten Verkehr war es auch nicht zu erwarten, daß irgend ein Brief zu ihm gelangte.

Da empfing das Regiment, bei welchem er stand, eines Tages plötzlich den Befehl, mit mehreren andern Truppenkörpern die mittlere Donau zu überschreiten und gegen die Theiß zu operiren. Als der Uebergang über den ersten Strom bewerkstelligt und einige feindliche Heeresabtheilungen zurückgedrängt waren, ward nach langem, äußerst beschwerlichen Marsche ein Bivouak auf einer der unabsehbaren Haideflächen aufgeschlagen, welche sich zwischen den beiden obenerwähnten Strömen ausbreiten.

Die Ruhe that nach den mehrtägigen Strapatzen doppelt wohl, und bald erschallte Jubel und Gesang auf der düsteren Haide, die weithin von den flackernden Wachtfeuern erhellt wurde. Dann und wann brach der Halbmond aus den Wetterwolkenmassen und goß sein bleiches Licht auf die unermeßliche Fläche und auf die kriegerischen Gestalten, welche sich in buntem Wechsel auf derselben hin- und herdrängten.

Mangold saß in tiefe Gedanken versunken neben einem der Wachtfeuer und horchte auf den Gesang seiner ringsumher lagernden Reiter und auf die Schüsse, die von Zeit zu Zeit aus der Ferne herüberschallten. Es däuchte ihm, als müsse sich nun bald sein Schicksal entscheiden, und wie träumend stimmte er in das Schlachtlied mit ein, das er in seiner Jugend von seinem Vater, der die deutschen Befreiungskriege mitgemacht, oft hatte singen hören:

„Kein schön'rer Tod auf dieser Welt,
Als wer auf grüner Haide fällt!
Auf grüner Haide schlafen,
Wen Schwert und Kugel trafen:
Das nenn' ich süße Ruh'
Thät' gern die Augen zu!"

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Darauf sprach der Graf zu ihm: — „Geben Sie Sich zufrieden, mein lieber Hilbert, und zeigen Sie, daß Sie ein Mann und einen Wechsel des Schicksals zu tragen im Stande sind. Emma ist ja nicht todt, Sie werden sie ja täglich sehen und sie glücklich wissen. Mein Eduard, mein einziger Sohn, der sie so zärtlich liebt, soll nun ihr Gatte werden. Lieben Sie sie wie ein Vater, so werden Sie Sich gewiß über ihr Glück freuen!" —

Emma verbarg ihr erröthendes Gesicht an der Brust des Inspektors. Eduard sollte ihr Gatte werden! Welche Höhe des Glücks! Welche herrliche Prophezeiung! — Doch hatte sie in diesem Augenblick nur Sinn für den Schmerz des greisen Mannes, der bisher für ihren Vater gegolten hatte.

„Aber sie soll nicht mehr meine Tochter seyn" — sprach der arme Hilbert. — „Die Vaterliebe, die ich seit siebzehn Jahren für sie gehegt habe, wird mich unaufhörlich zu ihr ziehen, während mich die Ehrfurcht vor der Familie meines Herrn und vor der Gattin meines jungen Herrn, zu welcher sie nun bestimmt ist, zurückziehen und von dem Wesen, das ich bisher mit Stolz für mein Eigenthum gehalten habe, entfernt halten wird. Ich unglücklicher Greis! Wie hart straft mich der Himmel dafür, daß ich die väterliche Gewalt, die ich unrechtmäßiger Weise besaß, gemißbraucht habe und Emma aus blindem Eifer für ihr Wohl und um nie von ihr getrennt zu werden, zu einer Ehe gegen ihren Willen zwingen wollte. Ihr Widerstreben hielt ich blos für eine kindische Laune; ich hatte die feste Ueberzeugung, daß diese Verbindung später ihr Glück begründen würde, darum war ich so streng in der Wahl der Mittel. Vergieb mir

Digitized by Google

meine Härte, liebenswürdiges Weſen, das ich nun nicht mehr meine Tochter nennen darf." —

„O, das iſt längſt vergeſſen!" — rief Emma weinend. — „All' die Vater- und Mutterliebe, die Du und die Mutter von meiner zarteſten Kindheit an mir erwieſen habt, die ſorgfältige Erziehung, die Ihr mir gegeben, Alles, Alles, was Ihr für mich gethan, wie kann ich dies je vergelten?" —

Plötzlich ſtand der Greis auf, nahm ſeinen Hut und eilte aus dem Zimmer, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen. Emma wollte ihm nacheilen.

„Wohin?" — rief die Gräfin und hielt ſie zurück.

„Zu meinem Vater" — antwortete Emma — widerſtrebend.

„Er iſt ja nicht Dein Vater, mein gutes Kind!" — verſetzte darauf die Gräfin — „erinnere Dich, daß Du nicht mehr Mamſell Hilbert, ſondern das Fräulein von R** biſt. Du gehörſt von nun an zu unſerer Famile und ſollſt bei uns wohnen."

„Aus Gnade und Barmherzigkeit, laſſen Sie mich zu meinem Vater" — rief nichts deſto weniger Emma in der höchſten Angſt und ſuchte ihre Hand aus den Händen der Gräfin loszumachen.

„Laß ſie der Neigung ihres edeln Herzens folgen" — fiel nun der Graf ein — „es iſt billig, daß ſie in den erſten Augenblicken des Schmerzes die armen Leute tröſtet, die ihre Tochter für immer verloren haben. Aber Du darfſt nicht gehen" — fuhr er fort, zu Emma gewendet.

Zugleich gab er Befehl, die Equipage anzuſpannen. Emma, die unterdeſſen voll ungeduldiger Erwartung war, kümmerte ſich wenig um die Liebkoſungen und Schmeicheleien der Gräfin, ſondern trug blos ſehnliches Verlangen nach ihren Eltern — wie ſie den Inſpektor und deſſen Gattin fortwährend nannte.

Inzwiſchen war der Inſpektor wie ein Wahnſinniger nach Hauſe geeilt, in ein Zimmer geſtürzt und auf einen Stuhl hingeſunken, auf welchem er ſitzen blieb, während große Schweißtropfen von ſeiner Stirn herabrollten. In dieſem Zuſtande traf ihn ſeine Frau, welche unvermuthet ins Zimmer trat. Auf ihre Fragen, was ihm fehle, antwortete er nicht, ſondern ſchlang ſeine Arme um ihren Hals und drückte ſie ſo feſt an ſich, daß ſie glaubte, er ſey wahnſinnig geworden. Erſchrocken ſtieß ſie einen lauten Schrei aus, in deſſen Folge Tante Gertrud hereinkam und ihren Schwager ebenfalls mit Fragen beſtürmte, die jedoch ſämmtlich unbeantwortet blieben. Zugleich trat auch Emma, die ſehr ſchnell gefahren war, ins Zimmer.

„Komm, meine Tochter" — rief ihr Frau Hilbert entgegen — „Dein Vater iſt ſehr krank." —

Da erhielt der unglückliche Greis die Sprache wieder, — „Nenne ſie nicht Tochter" — ſprach er — „ſie iſt nicht unſere Tochter, wir haben keine Tochter mehr." —

„Gerechter Gott!" — rief Frau Hilbert erſchrocken — „was ſagſt Du? Was hat ſie gethan?" —

„Sey ohne Sorge" — ſprach Emma und küßte ſie — „ich habe nichts Böſes gethan." — Darauf ging ſie zu dem Inſpektor; dieſer küßte ſie auf die Stirn und ſagte: — „dies iſt das letzte Mal, daß ich Dir meinen väterlichen Kuß gebe, Emma, künftig iſt mir dies nicht mehr erlaubt. Es iſt vorbei, vorbei mit meiner Freude, vorbei mit allen meinen irdiſchen Hoffnungen, vorbei mit meiner ganzen männlichen Kraft, meiner Thätigkeit, meinen Gedanken, ja — bald mit meinem ganzen Daſeyn. Ich fühle, daß mich dieſer Schlag ins Grab ſtürzen wird." —

Vergebens fragte Frau Hilbert und Tante Gertrud nach der Urſache dieſer Aeußerungen; ſie hatten noch keine Antwort erhalten, als der Graf in Begleitung des Pfarrers ins Zimmer trat.

Der Graf hatte gefürchtet, daß der alte Mann, der in voller Verzweiflung, ganz allein und ohne Beiſtand aus dem Schloſſe fortgeſtürzt war, nicht ohne Schaden nach Hauſe kommen möchte; der Pfarrer aber fürchtete noch mehr den Schmerz und den Schreck der Inſpektorin, wenn ſie dieſe niederſchmetternde Nachricht erfahren würde. Er hatte daher geglaubt, daß ihm ſowohl ſein Beruf, als auch die Menſchlichkeit und ſeine Freundſchaft für den Inſpektor die Pflicht auferlege, ſogleich zu ihm zu eilen und ihm Troſt und Beruhigung zu geben zu ſuchen. Der Graf, als Vormund des Fräuleins von R** und als ihr zukünftiger Schwiegervater, hielt es dagegen für ſeine Pflicht, jeden Schritt ſeines neuen Mündels zu bewachen. Zugleich aber wollte er ſich auch von dem Befinden des alten, ſo unvermuthet ſeines Kindes beraubten Mannes unterrichten.

Der arme alte Mann wurde von dem Stuhl, auf welchem er ſaß, auf ein Sopha gebracht; der Graf ſelbſt legte dabei hülfreiche Hand an und Emma, die ihren Vater keinen Augenblick verlaſſen wollte, ſtand neben ihm und ſtützte ſein Haupt. Man ſah, daß der Schmerz die feſte Natur dieſes ſtarken und muthigen Mannes tief erſchüttert hatte, und fürchtete mit Recht, daß dieſer Erſchütterung eine Krankheit folgen möchte. Man ließ ihn nun mit Emma allein, während der Graf und der Pfarrer, welche durch längeres Zureden das verwundete Herz Hilberts noch ſchmerzlicher zu berühren beſorgten, Frau Hilbert und Tante Gertrud auf die Seite nahm, um Beide mit der größtmöglichſten Schonung von Allem, was ſich auf dem

Digitized by Google

Schloſſe zugetragen hatte, und von Anna's Bekenntniſſen zu unterrichten.

Tante Gertrud weinte laut und beklagte unter vielen Ausrufungen, daß ſie nun Emma verlieren, ſie nicht mehr ihre Nichte nennen und ſie wie eine vornehme Dame betrachten ſolle.

Frau Hilberts Schmerz war zu groß, um Worte zu finden; aber die ſanfte ergebene Frau war edel in ihrem Schmerz, groß in ihrem Unglück. Sie klagte nicht, ſie murrte nicht. Große brennende Thränen rollten über ihre Wangen, aber ſie blickte zum Himmel empor und unterdrückte ihre Seufzer, obwohl ſie ihr das Herz zu ſprengen drohten. Die ſchöne, gute liebenswürdige talentvolle Emma, der ſie mit ſo gränzenloſer Mutterliebe zugethan war, deren bloßer Anblick ihr ein Balſam bei jedem Leiden, deren bloße Stimme ihr die ſüßeſte Muſik war — Emma, das einzige Band, welches ſie ans Leben feſſelte, die Einzige, welche ſie über das oft ungerechte und faſt immer gleichgültige Benehmen ihres harten Gatten gegen ſie tröſtete — Emma, ihre Freude, ihr Stolz — ſie war nicht ihre Tochter. Ihre Tochter ruhte ſeit länger als ſiebzehn Jahren im Grabe und ihr Mutterauge hatte nie das Kind geſchaut, das ſie unter ihrem Herzen getragen hatte. Ach — ſie konnte nicht faſſen, daß es ſo viel Unglück in der Welt gab!

„So war denn mein mütterliches Glück nur geliehen!" — ſprach ſie endlich nach langem Schweigen. „Nun, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn ſey gelobt! Eine ſolche Tochter war auch zu viel für mich arme, einfältige, geringe Frau — daran dachte ich oft und es fiel mir nicht ſelten ein, daß Emma von Gott zu weit größeren Dingen beſtimmt ſeyn möchte. Ich kann ſie nicht mehr mit ſtolzem, ſchwellendem Mutterherzen mein Kind nennen, aber ich werde ſie deßhalb nicht weniger lieben. O, es iſt eine harte Prüfung, die mir der himmliſche Vater auferlegt hat — aber ich will nicht murren gegen ſeinen unerforſchlichen Rath. Emma hätte ja ſterben können, und ich hätte mich in mein Schickſal finden müſſen; jetzt dagegen lebt ſie und iſt glücklich. Warum ſollte ich mich nicht über ihr Glück freuen und darüber meinen eigenen Schmerz vergeſſen? — Ich liebe ſie ſo ſehr, wie eine Mutter lieben kann, und das will viel ſagen, das will unausſprechlich viel ſagen. Wie oft habe ich nicht auf meinen Knieen mit brünſtigem Flehen Gott gebeten, ſie glücklich zu machen — ſollte ich nun murren, da er mein Gebet erhört hat? — Wie kurz iſt dieſes irdiſche Leben! Noch wenige Zeit und ich ruhe im Grabe; wie fröhlich, wie lebensmüde werde ich nun in mein Grab ſteigen. Ich habe gekämpft — ich habe gelitten — ich habe entſagt, ohne zu murren." —

„Edle, tugendhafte, erhabne Frau!" — rief der Pfarrer und drückte ihre Hand. — „Deine Geduld, Deine Ergebung in den Willen Gottes erfüllen mich mit Bewunderung. Ich kam, Dich zu tröſten; und Du biſt es, die mich lehrt, wie man die Laſt des Schmerzes tragen muß. Im Unglück lernt man die Menſchen erſt kennen!" —

Vergebens ſuchte der Graf Emma zu bewegen, mit ihm ins Schloß zurückzukehren. Vater Hilbert war krank und ſie hielt ihre Gegenwart an ſeinem Krankenlager für nothwendig. Mehrere Tage hindurch ſchwebte ſein Leben in Gefahr. Und die dankbare, gefühlvolle Emma, obwohl ſie nun wußte, daß ſie zu einer glänzenden Stellung berufen war, wachte ſo unermüdlich an ſeinem Krankenlager, als ob ſie ſich noch immer für Hilberts Tochter hielt. Wie hätte ſie in dieſen Stunden des Schmerzes die geliebten Eltern verlaſſen können!

(Fortſetzung folgt.)

Theater.

† Aſchaffenburg, 9. Sept. In der geſtrigen Aufführung des Luſtſpieles „Der Pariſer Tauchenichts von Töpfer", die einigermaßen beſſer beſucht war, als die vorhergehende, zeichneten ſich Fräulein Spahn als Louis, Herr Spahn als Morin und Herr Jauß als Bizzo durch eben ſo richtige Auffaſſung des Charakters der Rolle wie gewandtes Spiel aus und verdienen alle Anerkennung. Die Leiſtungen der übrigen Mitwirkenden anlangend, ſo vermißten wir bei Herrn Faber als Eduard ebenſo die rechte Gewandtheit im Spiele wie Deutlichkeit der Ausſprache, was namentlich bezüglich der Endſilben der Worte gilt. Frau Schulz als Baronin Morin gefiel beſſer. Frau Merken als Mad. Meunier war häufig, namentlich gegen Anfang des Stückes, wegen zu leiſer Sprache unverſtändlich. Endlich ſpricht das Organ der Frl. Bärenfeld, Louiſe, nicht an.

Die Aufführung des Liederſpiels „Nataplan" gefiel im Allgemeinen, was das Spiel der Mitwirkenden betrifft und was den Geſang anlangt, ſo konnte man ſich bei nicht hohen Anſprüchen befriedigt halten und gewährte daher dieſe Aufführung eine ganz angenehme Abwechslung.

Lobend verdient anerkannt zu werden, daß Herr Direktor Spahn durch möglichſte Abkürzung der Zwiſchenakte, was ſonſt ſo häufig geſchieht, die Geduld der Zuſchauer niemals auf die Probe ſtellt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 164 13. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

Plötzlich ließen sich die Hufschläge vernehmen und nach einigen Minuten sauste eine starke Kavallerieabtheilung daher, welche von einer Rekognoszirung der Umgegend zurückkehrte. Der Offizier, welcher den Zug befehligte, war ein Freund Mangold's, und sobald er sich mit Speis' und Trank erquickt hatte, erzählte er die Erlebnisse des verflossenen Tages:

„Gleich, nachdem wir uns vom dem Hauptkorps getrennt hatten, stießen wir auf verschiedene feindliche Husarenabtheilungen, mit denen wir auch hie und da ins Gefecht kamen, ohne jedoch einen erheblichen Vortheil zu erringen. Nach manchen Kreuz- und Querzügen durch die öde Haide gelangten wir endlich gegen Abend in eine bebaute Gegend, und froh über die Aussicht, ein Gut oder ein Dorf zu finden und einige Erfrischungen zu erhalten, trabten wir auf die Baumgruppen los, welche wir vor uns bemerkten und hinter denen wir Häuser vermutheten. Bald gewahrten wir auch mehrere Gebäude, und da sich nichts Verdächtiges blicken ließ, ritten wir unbedenklich auf das ansehnlichste derselben zu, welches eine Art von Herrenhaus zu seyn schien, so viel wir in der Dämmerung erkennen konnten.

„Kaum hatten wir uns demselben bis auf hundert Schritte genähert, als plötzlich Schüsse krachten und mehrere Kugeln in unsere Reihen schlugen. Da nach Verlauf von einer Minute abermals eine gleiche Anzahl Schüsse abgefeuert wurde, und zwar nur aus den Fenstern des obern Stockwerkes, so gewann ich halb die Ueberzeugung, daß wir es nicht mit einer feindlichen Infanterieabtheilung, wie ich Anfangs gefürchtet, sondern nur mit dem Besitzer des Gutes und dessen Leuten zu thun hatten, der unsere Zahl in der Dunkelheit vermuthlich zu gering angeschlagen und uns den Eingang in sein Haus streitig machen wollte.

„So gab ich denn unverweilt den Befehl zum Angriff. Die Hälfte der Reiter mußte absitzen; einen Theil derselben postirte ich hinter die hohen Bäume, welche das Haus umgaben, und ließ sie von dort aus ein wirksames Karabinerfeuer unterhalten, den andern Theil beorderte ich, das Gebäude zu umgehen und auf der entgegengesetzten Seite durch die Thüren und Fenster einzudringen.

„Dieß war in kurzer Zeit geschehen und sofort gings an die Erstürmung des obern Stockwerkes, welches auf das Hartnäckigste vertheidigt wurde. Von den Unsrigen waren schon mehrere erschossen und stark verwundet und so stieg die Erbitterung von Minute zu Minute.

„Der Besitzer des Gutes, ein stattlicher Greis von kriegerischer Haltung, kämpfte wie ein Verzweifelter. — Seine Knechte hatten sich bereits von dem Vorplatz des obern Stockes in die einzelnen Zimmer geworfen — er aber stand mit dem Säbel in der Faust noch immer in der Nähe der bereits gesprengten Treppenthür und wehrte sich mit Löwenmuth gegen die Andringenden. Ich rief ihm zu, sich zu ergeben, er aber entgegnete mir mit funkelnden Augen nnd fester Stimme:

„„Frangas non flectes!““

„Um Gott — das ist Bereny's Wahlspruch!“ rief Mangold erschrocken aus, welcher der Erzählung seines Freundes mit steigeuder Spannung zugehört hatte. „Hast Du denn den Namen des Gutsbesitzers nicht erfahren?“ fragte er in ungeduldiger Hast.

„Man sagte mir, es sey ein Oberst Bereny, ein geschworner Feind der Deutschen“, fuhr Jener fort; „und daß er lieber sterben wollte, als in unsere Hände fallen, sah ich nur zu deutlich. Trotz der dringendsten Bitten von meiner Seite, den Säbel von sich zu werfen, raste er tollkühn weiter. Endlich traf ihn eine Karabinerkugel in die Brust, und den Säbel fest in der Faust, sank er zu Boden. Durch den Tod ihres Herrn wurden die wenigen Knechte so entmuthigt, daß sie sich auf der Stelle ergaben.

„Ich eilte hin zu dem tapfern Greise, und als ich bemerkte, daß er noch leise athmete, trug ich ihn mit Hülfe meiner Leute in das nächste Zimmer.

„Da stürzte plötzlich ein schönes junges Mädchen herein, riß einem der Diener eine Fackel aus

Digitized by Google

der Hand, leuchtete mir in's Gesicht und rief dann laut und freudig:

„„Herr Gott! ich danke Dir — er ist es nicht!““

„In diesem Augenblick gewahrte sie den sterbenden Greis, und mit dem schneidenden Jammerschrei: „„„Mein Vater! mein Vater!““ warf sie sich über ihn hin, bedeckte seinen bleichen Mund mit Küssen und bemühte sich, den Strom des Blutes, der aus der tiefen Brustwunde quoll, zu hemmen.“

„Nur Eins sage mir“, unterbrach Mangold den Freund mit verstörten Mienen — „was ist aus dem Greise — was aus dem Mädchen geworden?“

„Sie sind Beide noch dort“, entgegnete der Offizier, erstaunt über die seltsame Aufregung des Freundes. „Das Mädchen war nicht zu bewegen, von der Seite des sterbenden Vaters zu weichen, und so ließ ich zu ihrem Schutze eine starke Bedeckung zurück, da ich ohnehin Befehl hatte, die umliegenden kleinen Orte zu besetzen und mehrere Vorposten auszustellen.“

Mangold hatte genug gehört. Er eilte augenblicklich zu dem Chef des Regimentes und erbat sich die Erlaubniß, mit einer Abtheilung seiner Schwadron zum Schlosse Bereny's reiten zu dürfen und die dort zurückgelassene Besatzung abzulösen. Dieß wurde ihm gewährt, und in gestrecktem Galopp sprengte er mit seinen Reitern über die vom Mondlicht traumhaft erhellte Haide dahin.

Als die kleine Schaar sich dem Gute des Obristen bis auf einige Büchsenschüsse genähert hatte, stieß sie plötzlich auf ein feindliches Husarenpiket. Dasselbe griff sie mit einem solchen Ungestüm an, daß Mangold keine Zeit mehr fand, die Seinigen zu ordnen, sondern es jedem Einzelnen überlassen mußte, Mann gegen Mann seine Tapferkeit zu beweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die Krankheit des alten Hilbert ließ allmählig nach; aber erst nach seiner völligen Wiederherstellung konnte Emma vermocht werden, sein Haus zu verlassen und ihre Wohnung im Schlosse zu nehmen, obwohl der Graf, welcher an jedem Tage in eigner Person dem Kranken einen Besuch machte, ihr oft seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, daß sie ihm auf das Schloß folgen und dieses von nun an als ihre neue Heimath betrachten möchte.

In der gräflichen Familie hatte man noch am Vormittag desselben Tages, an welchem Anna die wichtige Entdeckung machte, ernsten Rath gehalten, wer der armen Louise die Unglücksbotschaft ihrer Standeserniedrigung überbringen sollte und was später mit dem unglücklichen Mädchen zu machen sey.

Der Vormittag war unterdessen vergangen und ehe der Graf und der Pfarrer von dem Inspektor zurückkehrten, war die gewöhnliche Mittagszeit der gräflichen Familie längst vorüber. Man mußte also zunächst an das Mittagsessen denken, an welchem der Landrichter Stork, der Notar Ruda und der Magister O**, die ja sämmtlich das große Geheimniß kannten, Theil nehmen sollten. Das Gespräch drehte sich noch unaufhörlich um Anna's Bekenntnisse und wurde, um deren weitere Verbreitung zu vermeiden, französisch geführt, so oft Jemand von der Bedienung im Zimmer war.

Fräulein Louise — oder vielmehr Louise schlecht und recht — konnte unmöglich jetzt Zutritt erhalten, da die Gemüther aller Anwesenden noch zu sehr aufgeregt und Aller Köpfe zu sehr mit dem Gedanken an das eben Gehörte erfüllt waren, als daß sie sich in Louisens Gegenwart hätten verstellen können. Auch gab es noch drei andere Personen, die man diesem Geheimniß gern fernhalten wollte — Louisens Musiklehrer, den Musikdirektor von Norrköping und die beiden Kinder der Gräfin D'Alincourt, Theodor und Hortense. Es wurde deßhalb für diese vier Personen ein besonderer Tisch im oberen Stock gedeckt und die Gräfin ließ Louisen sagen, daß sie diesen Mittag mit den übrigen drei Personen allein speisen möchte und Nachmittags den Grund dieser allerdings sonderbaren Anordnung erfahren sollte. Diejenigen, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, bemerkten jedoch, mit welchem Widerwillen die Gräfin die Worte „Fräulein Louise“ aussprach und wie gern sie dieselben zu umgehen suchte. Sophie war streng bedeutet worden, gegen Niemand im ganzen Hause Etwas von dem, was sie wußte, zu erwähnen; und die Gräfin D'Alincourt, welche sie genau kannte, verbürgte sich für ihre Verschwiegenheit.

Nach dem Ende der Mahlzeit äußerte der Baron K**, daß er seinerseits über die Veränderung in Louisens Schicksal keineswegs mißvergnügt sey. — „Ich schäme mich nicht“ — sprach er — „in Gegenwart der Gräfin D'Alincourt und aller dieser fremden Herren zu gestehen, was der Graf und die Gräfin H**bereits wissen, daß ich nämlich mich schon lange — wiewohl vergebens — um Louisens Hand beworben habe. Die Erlangung dieser Hand, die ich stets für mein höchstes Glück und für das schönste Ziel meiner Wünsche gehalten habe und ungeachtet der heutigen Vorgänge — noch halte, dürfte mir nun wohl leichter werden. Das reiche gefeierte Fräulein von R**, welches seine Ansprüche viel weiter, als auf meine geringe

Digitized by Google

Person erstreckte, wies mich mit Stolz zurück — das arme hülflose Mädchen ohne Namen wird mir vielleicht dankbar an die Brust sinken, und ich kann mich vielleicht — anstatt mich mit dem demüthigenden Gefühl zu quälen, daß ich mir ihre Gunst erbettelt hätte — des Gefühls erfreuen, sie aus dem Abgrund, in den sie leicht stürzen kann, an meine Seite zu erheben und ihr ein tröstender rettender Engel zu seyn." —

„Mein Himmel!" — rief die stolze Gräfin H** — „hör' ich recht? — Baron K**, Sie wollen Sich mit diesem Mädchen verheirathen, mit einem Mädchen" — — —

„Verzeihen Sie, gnädige Gräfin" — unterbrach sie der Baron — „ich weiß Alles — allein, mag ich in Euer Gnaden Augen wunderlich erscheinen, ich bin ein Mann, der nie großes Gewicht auf Titel, Rang oder Standesvorzüge gelegt hat. Ich liebe Louisen ihrer eignen Persönlichkeit willen, was man mir auch von ihrem Hochmuth und ihren Launen sagen mag. Ihr Hochmuth — wenn sie denselben wirklich besitzt — wird bei der ersten großen Demüthigung, die ihr bevorsteht, verschwinden; und ihre Launen will ich als vernünftiger Mann zu tragen suchen oder liebevoll übersehen. Ich habe nicht das Fräulein R** geliebt, es ist Louise, die ich liebe. Ihre Persönlichkeit, ihre Anmuth, ihre Talente und ihr Geist haben mich eingenommen. Sie bleibt in meinen Augen dieselbe, mag sie auch aller Vorzüge des Glücks und Standes beraubt werden." —

„Aber sie ist arm, ganz arm" — fuhr die Gräfin fort. — „Bedenken Sie dieß, Herr Baron."

„Ich habe bereits bedacht, meine Gnädige" — entgegnete der Baron. — „Reichthum ist nie der Gott gewesen, an dessen Altar ich geopfert habe, denn ein großes Vermögen führt große Beschwerden und große Verantwortung für dieses und das künftige Leben mit sich. Das Einzige, was ich bisher gegen Louise hatte, war eben ihr unermeßliches Vermögen; ich fürchtete immer, die Welt möchte glauben, daß ich nur dieses Vermögens halber nach ihrer Hand trachtete. Dieses Bedenken ist nun gehoben. Louise, die arme geringe Louise, gefällt mir am besten, nachdem sie ihren Glanz und Reichthum verloren hat. Ich bitte daher in Aller Gegenwart den Herrn Grafen nochmals um ihre Hand." —

„Edelmüthiger, bewundernswürdiger, unvergleichlicher Mann" — rief der Graf und umarmte den Baron. — „Sie erfüllen mein Herz mit der reinsten Freude und befreien es von einer schweren Last. Ich war wirklich in großer Bekümmerniß darüber, was mit dem unglücklichen Mädchen anzufangen sey, das so viele Jahre hindurch für meine Verwandte und für die Tochter meiner verewigten Jugendfreundin gegolten hat. Ihr kann Niemand wegen des Verbrechens ihrer Mutter zürnen; nur beklagen, innig und schmerzlich beklagen muß man sie. Nun theurer braver K**, wird wohl Alles gut werden." —

Alle Anwesenden äußerten ihre Bewunderung über des Barons Edelmuth, Vorurtheilsfreiheit und Uneigennützigkeit; die Gräfin D'Alincourt drückte mit weinenden Augen seine Hand und gab ihm dadurch ihren Beifall zu erkennen. Nur die Gräfin H** blieb stumm und unbeweglich; sie hielt die freiherrliche Würde für erniedrigt durch die Aeußerungen des Barons.

Da nun der Baron Louisen ungeachtet der Veränderung ihres Schicksals seine Hand bieten wollte, so wurde beschlossen, daß Louise, falls sie selbst es wünsche, als Braut des Barons bis zu ihrer Hochzeit — die solchenfalls möglichst beschleunigt werden sollte — im Schlosse bleiben möchte.

Der Pfarrer Rosman unterzog sich dem schweren Auftrag, Louisen die niederschmetternde Nachricht zu überbringen. Der Baron wollte zwar vorher zu ihr gehen und seinen Heirathsantrag wiederholen, allein man widerrieth ihm dieß mit dem Bemerken, daß er abermals mit Stolz würde zurückgewiesen werden. Man wollte ihr vielmehr, wenn sie von ihrem Unglück unterrichtet worden, den edelmüthigen Antrag des Barons als eine Zuflucht, als ein Rettungsmittel darstellen, das sie mit Dankbarkeit annehmen müsse. Der gute Pfarrer begab sich also in den obern Stock, in welchem sich die Stube des armen Mädchens befand.

Kaum hatte der Pfarrer den Saal verlassen, als ein an den Grafen gerichteter Brief ankam. Er war von Emma und am Krankenlager des Inspektors geschrieben. Sie bat darin, daß, wenn sie wirklich Besitzerin des großen gräflich R**schen Vermögens und der Graf wirklich ihr Vormund sey, als erster Beweis seiner Gunst ihr die Erlaubniß ertheilt werden möchte, über einen kleinen Theil ihres Eigenthums nach Gutdünken zu verfügen. Das Gut Lindesacker, auf welchem sie geboren war und das gegenwärtig der Rittmeister von B** in Pacht hatte, sollte Louisen und deren Erben als immerwährendes Eigenthum gehören. Es wäre zwar, — schrieb sie — wie sie von ihrem Vater, dem Inspektor Hilbert, gehört hätte, nicht mehr als 30,000 Thaler — — werth und demnach nur ein kleiner Theil dessen, was bisher Louisens Eigenthum gewesen; allein sie könne davon anständig leben und mit einer solchen Mitgift eine Parthie machen, die ihrer Erziehung ungemessen sey. Außerdem wünschte Emma, daß Louisens Standeserniedrigung nicht weiter verbreitet werden möchte, sondern daß Louise den Titel eines

Digitized by Google

Fräuleins von R** beibehalten, und für eine entfernte Verwandte der gräflich R** schen Familie gelten sollte. — „Die tausend Zungen, des Gerüchts" — setzte Emma hinzu — „werden zwar das wahre Verhältniß bald erspüren und insgeheim davon flüstern, aber öffentlich soll man sie nicht zu beschimpfen wagen und sie soll ihres Namens wegen nicht zu erröthen brauchen."

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 11. Okt. In der gestrigen Aufführung des Lustspieles: „Das Gefängniß" von Benedix, wäre, wie immer, vor Allem die Leistung des Herrn Spahn zu nennen gewesen, wenn nicht zu sichtlich der Mangel hinlänglichen Memorirens vorgewaltet hätte. Bei Stücken, wie das vorliegende, muß der Dialog fließend, so zu sagen Schlag auf Schlag gehen, sonst verliert derselbe an seiner Wirkung, worunter auch der Totaleindruck des Stückes wesentlich leiden muß. Herr Jauß (Günther) bewährt sich stets als einen denkenden Schauspieler; so hatte derselbe namentlich die gestrige Rolle eben so richtig aufgefaßt wie trefflich wiedergegeben. Mit Herrn Faber konnte man heute besser als den beiden letzten Vorstellungen zufrieden seyn. Doch wirkte auch gestern störend, daß derselbe die Endsylben häufig verschluckt, was wohl von dem öftern zu schnellen Sprechen herrührt. Auch läßt derselbe häufig die eigentliche Abrundung des Spieles vermissen. Herr Bullmann (Friedheim) verdient erwähnt zu werden; Herrn Münzel (Ramsdorf) dagegen geht jede Haltung auf der Bühne ab; auch deklamirte derselbe gestern viel zu monoton und beinahe weinerlich. Fräulein Spahn (Mathilde) war namentlich in der Scene des zweiten Aktes, in welcher sie Wallbeck zurückweist, ganz vorzüglich; deßgleichen war Frau Schultz recht brav, nur ihre Sprache mitunter zu leise. Dem Fräulein Bärenfeld (Hermine) endlich läßt sich Spiel und überhaupt Bühnengewandtheit nicht absprechen, allein es mangelt ihr das dem Schauspieler nothwendigste Requisit, ein wohllautendes Sprachorgan.

Im allgemeinen Interesse muß schließlich noch bemerkt werden, daß die in neuerer Zeit herrschend gewordene Sitte, noch vor dem Schlusse des Stückes, wenn noch nicht einmal alle Verwicklungen desselben, wie gestern der Fall, gelöst sind, mit Geräusch die Plätze zu verlassen, auf Schauspieler sowohl wie das übrige Publikum höchst störend wirken muß, weßhalb die Bitte, solches fortan zu unterlassen, wohl nicht übel genommen werden kann.

Mannigfaltigkeiten.

Henri Berthoud erzählt im Pariser Moniteur, er habe in Algier eine junge Hyäne zum Geschenk erhalten und dieselbe sich groß gezogen. Das Thier habe sich, einem Hunde gleich, an ihn gewöhnt und sey ihm auf Schritt und Tritt gefolgt, stets sein Begleiter, und auf größeren Ausflügen sogar sein Führer gewesen. Die Hyäne habe nie die Spur des Weges verloren und sich, wenn er sich auch verirrt, stets zurecht gefunden. Auf jede Gefahr machte das Thier ihn aufmerksam; begegnete ihnen ein Araber, so verkroch sich die Hyäne mit hochgesträubten Haaren zähnefletschend zwischen seinen Beinen, den Herannahenden fest im Auge haltend, bis er vorüber war und den gewöhnlichen Gruß gewechselt hatte. Herr Berthou machte einst mit seiner Hyäne einen Ausflug in die Wüste. Er wagte sich zu weit; bald war sein Trinkvorrath verzehrt; unter sich glühend heißen Sand, über dem kein Athemzug wehte, über sich Afrika's brennende Sonne. Die Erschöpfung wurde mit jeder Sekunde größer, und endlich brach er entkräftet zusammen, sich am Ende seiner Tage wähnend; denn wer sollte ihm in dem endlosen Sandmeere Hülfe, Labung bringen? Die treue Hyäne umging ihn schnüffelnd und rannte plötzlich auf und davon. Nach zehn, für den Verschmachtenden ewig langen Minuten kehrte das Thier in langen Sätzen zurück. Sein Haar war naßfeucht, wie auch der Kopf. Geschäftig leckte es Hände und Gesicht seines Herrn, wodurch dieser so weit zu sich kam, daß er sich der nun in der Richtung, woher sie gekommen, forteilenden Hyäne nachschleppen konnte. Wenn er erschöpft stehen blieb, hielt auch die Hyäne still. Endlich kamen sie an eine frisch aufgescharrte Grube, zu der die Hyäne eilte. Berthoud fand aber kein Wasser in derselben. Die Hyäne, die Schnauze am Boden, suchte jetzt im Kreise umher und fing nach einiger Zeit mit freudigem Knurren an zu scharren. Das Knurren wurde immer lauter, und siehe da, die Grube füllte sich mit Wasser. Der Verschmachtende labte sich, wusch sich Gesicht, Brust und Hände, und erquickte sich in so weit, daß er den Heimweg antreten konnte und glücklich nach Hause kam. Wie treu die Hyäne auch ihrem Herrn zugethan war, ihren Instinkt verlor sie nie; denn so wie sie ein Aas witterte, konnte sie der Lockung nicht widerstehen. Tage lang blieb sie auf solchen Streifzügen, kam aber stets wieder, bis sie zuletzt von einem Panther so arg verwundet wurde, daß sie in wenigen Tagen verendete.

Redakteur: J. Ehe. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 165 15. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung.)

Es folgte ein kurzer erbitterter Kampf in der dämmernden Nacht. Nur wenn ein Pistolen- oder Karabinerschuß krachte und der Halbmond aus den schwarzen Wolken trat, waren Freund und Feind zu unterscheiden.

Mangold schlug sich lange mit dem Anführer des Pikets herum, ohne daß den Einen oder den Andern der Sieg begünstigte. Plötzlich aber fühlte er, daß sein Säbel ungehindert den Körper seines Gegners traf, und als er schärfer hinblickte, gewahrte er, daß dieser langsam vom Pferde sank. In demselben Augenblicke ließen sich Hufschläge in der Ferne vom Gute des Obristen her vernehmen, und deutsche Flüche schallten durch die Nacht. Es war ein Theil der im Schlosse zurückgebliebenen Bedeckung, welcher den bedrängten Kameraden zu Hülfe eilte. Die Ungarn fürchteten, von den Ihrigen abgeschnitten zu werden und jagten davon.

Eben trat der Mond hell und klar aus den dunkeln Wolken. Mangold sprang vom Pferde und schaute dem gefallenen Anführer in's Gesicht. Aber wie vom Blitzstrahl getroffen, fuhr er zurück und rief mit lauter, schmerzlicher Stimme:

„Bereny Jonas!"

Es was Etelka's Bruder, dessen Bild er, an der Seite der Geliebten sitzend, so manchen Abend im blüthenumwobenen Gartensaale des Schlosses mit stiller Freude angeschaut, da Bruder und Schwester eine wunderbare Aehnlichkeit mit einander hatten.

Auf Mangold's schmerzlichen Ausruf hin öffnete der Todtwunde die schon geschlossenen Augen und stöhnte:

„Wer ruft da den Namen eines Mannes, der nicht mehr unter den Lebenden seyn wird, wenn der Tag anbricht?"

Der junge Deutsche konnte Anfangs vor namenloser Qual keine Sylbe erwidern. Neben dem Ungar niederknieend, stieß er endlich mit gebrochener Stimme hervor:

„Ich bin Alexander von Mangold."

Da richtete sich der Ungar mühsam auf, blickte dem Knieenden eine Weile in das vom Mond erhellte Antlitz, reichte ihm die Hand und sagte wehmüthig lächelnd:

„Ja — Sie sind es — so hat mir Sie Etelka immer beschrieben. Es freut mich, daß ich von tapferer Hand gefallen bin — es war das Letzte, was ich auf Erden noch wünschte und hoffte. Sie sind ein edler Mann — Sie haben neulich zehn Husaren meines Regimentes, welche Ihre Leute in der Erbitterung schon niederhauen wollten, durch Ihr energisches Auftreten das Leben gerettet — Sie haben auf die Dankbarkeit jedes Ungarn Anspruch und vor Allen auf die Meinige. Wollen Sie mir noch einen Gefallen erweisen" — fügte er nach einer Pause mit matter Stimme hinzu — so lassen Sie mich nach meines Vaters Schlosse bringen — es ist ja nur wenige hundert Schritte von hier entfernt."

Es geschah. Vier Reiter hoben den Verwundeten auf ihre Schultern und trugen ihn behutsam fort, gefolgt von Mangold und seiner Schaar. Die langsam in der stillen, duftigen Nacht über die Haide dahinziehenden düstern Gestalten, deren Waffen im Mondstrahl seltsam leuchteten und blitzten, gewährten einen schauerlichen Anblick.

Im Schlosse und seinen Umgebungen herrschte tiefe Stille. Ueberall waren noch deutliche Spuren des eben stattgefundenen Kampfes zu sehen. Die wohlgepflegten Blumenbeete des Gartens waren von den Hufen der Rosse zerstampft und Thüren und Fenster zerschlagen und zerschossen. Von dem Portal loderte ein großes Wachtfeuer und ringsumher lagerten die ermüdeten Krieger, deren Pferde gesattelt und gezäumt in einer Reihe unter den hohen Kastanienbäumen standen.

Mangold ließ den Verwundeten in die Vorhalle bringen und fragte einen der zurückgebliebenen Reiter nach Etelka. Das junge Mädchen sey bei der Leiche ihres Vaters im obern Stock, hieß es. Seiner Sinne halb nur mächtig, stürzte er hinauf und stand im nächsten Augenblick vor der

Digitized by Google

Geliebten, die leise schluchzend neben dem todten Vater kniete.

Sein schmerzlicher Ausruf: „Etelka!“ weckte das Mädchen aus dem verzweiflungsvollen Hinstarren, und es folgte eine Scene des Wiedersehens so wehvoll und herzzerreißend, wie sie mit Worten nicht zu schildern ist.

„O Alexander! ich hoffte so viel von der Zukunft“, schluchzte Etelka mit thränenerstickter Stimme, „und nun ist Alles dahin! Dein Brief aus der Heimath mit Rehfeld's Erklärungen erfüllte den Vater mit unsagbarer Freude. „„Nun bin ich mit der ganzen Welt versöhnt!““ rief er mit strahlenden Augen, ging mit mir zum Grab der Mutter, schmückte es mit Blumen und Kränzen und pflanzte zum Andenken des glücklichen Tages eine hohe Trauerweide darauf. Und als dann der Krieg ausbrach, und ein deutsches Regiment nach dem andern über die Gränze rückte, und ich oft zum Tode betrübt war, tröstete er mich und sagte:

„„Sieh', der Ungar kennt keinen andern Feind, als den, der ihn in seinen angebornen Rechten kränkt. — Wenn's seyn muß, fecht' ich selbst mit Deinem Alexander — Eid und Pflicht rufen uns auf verschiedene Seiten. Ich liebe ihn mehr wie mein Leben und will sein Vater seyn — aber begegnet er mir im Kampf, so kenn' ich ihn nicht.““

„Eine Todesangst ergriff mich, als ich vorhin die Reiter erblickte, welche das Schloß stürmten — ich erkannte die Uniform Deines Regiments! Mitten unter dem Krachen der Schüsse, dem Geklirr der Säbel und dem Dröhnen der Axtschläge gegen die verrammelten Thüren, sah ich plötzlich den Offizier, der den Zug führte, hoch zu Roß gegen das Portal heransprengen, mit dem gespannten Pistol auf den Vater zielend. Einige aufblitzende Schüsse beleuchteten die Reiter — ich meinte Dein Pferd, Deine Gestalt, Deine Züge zu erkennen und sank bewußtlos zu Boden.

„Als ich wieder erwachte, war der Kampf zu Ende. Angstvoll stürzte ich aus dem Zimmer. Das Erste, was ich sah, war mein sterbender Vater, den der Offizier, der vorhin auf ihn gezielt, in den Armen hielt. Kaum wagt' ich es, zu dem Letztern aufzublicken — aber nein — es war ein fremdes Gesicht, das mich im Fackelschein anschaute — — Du hattest den Vater nicht getödtet.“

„Aber Deinen Bruder — Etelka!“ stammelte der junge Deutsche mit kaum vernehmlicher Stimme und deutete mit der Hand hinunter in die Vorhalle, wo sich eben lautes Rufen vernehmen ließ.

Das Mädchen starrte ihn eine Weile regungslos an — dann raffte sie sich gewaltsam auf und flog die Treppe hinab. Mangold folgte ihr mit wankenden Schritten.

Als Jonas die Schwester gewahrte, winkte er ihr mit der Hand, ihren Klagen Einhalt zu thun, und sagte leise:

„Willst Du meinen letzten Wunsch erfüllen, Etelka, so reiche dem edlen Manne dort, den ein unseliges Geschick zu meinem Feind machte und dessen Schwert mich im Dunkel der Nacht traf, ohne daß er wußte, mit wem er kämpfte, die Hand zur Vergebung, wie ich ihm jetzt die Hand reiche und ihm nochmals danke für das Leben von zehn der Unsrigen, die er durch sein kräftiges Wort dem sichern Verderben entrissen hat.“

Etelka that unter tausend Thränen, was Jonas verlangte, dieser aber richtete sich mit großer Anstrengung hoch empor, horchte eine Weile in die Nacht hinaus und fuhr dann mit schwächer werdender Stimme zu Mangold gewendet fort:

„Trügt mich nicht mein Ohr, so höre ich schon leise Hufschläge und Roßgewieher in der Ferne — es sind drei von unsern Regimentern, welche das Schloß besetzen wollen. Eile, sonst bist Du mit sammt den Deinigen verloren! — Wir sind geborgen! — Leb' wohl und denke unser!“

Bei diesen Worten reichte er dem jungen Deutschen, wehmüthig lächelnd, die Hand zum letzten Scheidegruß. Der Letztere mußte seine ganze Kraft aufbieten, um dem grimmigen Schmerz, der seine Brust durchwühlte, nicht zu unterliegen. Mit dem Rufe: „Leb' wohl, Etelka — leb' wohl auf ewig!“ preßte er die Geliebte noch einmal an's Herz; dann stürzte er hinaus in den Garten und gab seinen Reitern den Befehl zum Aufsitzen.

Schon hob der Tag im Osten sein leuchtendes Haupt empor, und schon dröhnte der Grund von den Hufschlägen der ungarischen Husarenregimenter, als die kleine deutsche Schaar mit verhängtem Zügel dem Bivouak der Ihrigen zusprengte. In wenigen Minuten war es erreicht, und gleich nach ihrer Ankunft brach das ganze Korps auf, und setzte seinen Marsch gegen die Theiß fort.

Mangold war der Verzweiflung nahe. Er hoffte, er wünschte nichts mehr — er hatte Etelka's Bruder erschlagen — was konnte ihm das Leben nun noch bieten? All' sein Sehnen war einzig und allein auf Kampf und Schlacht gerichtet, um tapfer streitend einen ehrlichen Reitertod zu finden.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Emma schloß mit einer dringenden Bitte an den Grafen, ihr die Genugthuung nicht zu versagen, das Schicksal des beklagenswerthen Mäd-

Digitized by Google

chens, das um ihretwillen ihren ganzen bisherigen Glanz aufgeben mußte, zu mildern. Nur unter dieser Bedingung — versicherte Emma — würde sie sich über ihr Glück freuen können.

„Edelmuth über Edelmuth!" — rief der Graf, nachdem er den Brief durchgelesen hatte. Da Alle Neugierde nach dem Inhalt zeigten, so las er denselben der ganzen Gesellschaft vor und fragte dann den rechtskundigen Landrichter Stork — „Was meinen Sie dazu, können wir den Wunsch Fräulein Emma's erfüllen?" —

„Ich sehe keine Unmöglichkeit" — erwiderte der Landrichter — „der Wunsch macht ihrem Herzen Ehre, und da sie die Zufriedenheit mit ihrem jetzigen Schicksal daran knüpft, so fände ich es hart, ihre Bitte nicht zu berücksichtigen. Indessen hängt das Meiste von dem Herrn Grafen selbst ab, da Sie Vormund des Fräuleins und Vater ihres zukünftigen Gemahls sind, denn das Gut Lindesacker geht dann dem gräflich H** schen Geschlecht für immer verloren." —

„Nichts destoweniger bewillige ich den Wunsch des edelmüthigen Mädchens in seinem ganzen Umfange" — versetzte der Graf. — „Mein Eduard wird damit gewiß nicht unzufrieden seyn." —

Allein der Baron K** wandte ein, daß er Emma's Anerbieten zwar hinsichtlich der Verwandtschaft, keinesfalls aber hinsichtlich des Gutes Lindesacker annehmen würde. Es würde — äußerte er — für Louisen schmerzhaft seyn, einen kleinen Theil dessen, was sie bisher als ihr unbestrittenes Eigenthum besessen, jetzt aus Emma's Hand als eine Wohlthat annehmen zu müssen.

„Es würde sie noch mehr schmerzen" — fiel der Graf ein — „ganz arm zum Traualter gehen zu müssen und alles Nothwendige von ihrem Bräutigam zu empfangen. So aber hat sie eine hinreichende Aussteuer und eine anständige Morgengabe; glaubt mir nur, wenn der erste Augenblick der Bestürzung vorüber und die Zeit des ruhigen Nachdenkens gekommen ist, dann wird sie ein Landgut von 30,000 Thaler Werth gewiß nicht ausschlagen." —

Der Baron schwieg billigend.

„Was die Ausstattung betrifft" — fiel die Gräfin ein, deren Edelmuth sich nun auch zu regen begann — „so nehme ich diese auf mich. Ich habe hinreichende Vorräthe. Mein Zorn gegen die verhaßte Magd, die uns so niedrig betrogen hat, verführte mich vorhin, einige Worte über das Mädchen zu sagen, die doch im Grunde unschuldig ist und Aller Mitleid erregen muß. Da sie nun einen Namen hat, ein Rittergut besitzt und für die Braut des Herrn Baron von K** gilt, so geht es auch sehr gut an, daß sie bis zu ihrer Verheirathung in unserm Hause bleibt, an unserm Tisch mit ißt und wie früher an unseren Gesellschaften Theil nimmt; nur muß den Domestiken der Skandal ihrer Geburt verborgen werden. Wir wollen übrigens die Hochzeit möglichst beeilen, denn ich hoffe, daß Niemand wagen wird, die Baronesse K** über die Achseln anzusehen." —

Der Baron küßte der Gräfin dankbar die Hände. Der Landrichter Stork, der Notar Ruda und der Magister O** nahmen nun Abschied und versprachen mit ihrem Ehrenwort, daß sie gegen Jedermann versichern würden, Louise sey ein Fräulein von R**, obwohl nicht so reich wie früher, weil zwischen den beiden Fräulein in ihrer zarten Jugend eine Verwechselung geschehen sey. Falls jedoch Louise sich einen Rechtsbeistand suchen und ihr Recht vor dem Richterstuhl verfechten würde, sollte das wahre Verhältniß öffentlich bekannt gemacht werden. Allein wie die Sachen jetzt standen, fürchtete man diesen Schritt um so weniger von ihr, als man glaubte, der Baron K** würde einigen Einfluß auf sie haben.

Auf diese Weise wurde das Schicksal der armen Louise, welches anfangs so finster und drohend aussah, bedeutend gemildert. Werfen wir nun einen Blick auf sie, um zu sehen, welchen Eindruck die erste niederschmetternde Nachricht ihres Unglücks auf sie machen wird.

Der Gräfin Wunsch, daß sie allein in ihrem Zimmer frühstücken möchte, hatte sie schon sehr bestürzt gemacht; wie bestürzt mußte sie nicht werden, als sie die kleine Tafel für sich, den Musiklehrer und die beiden Kinder gedeckt sah. Was mochte dieß wohl bedeuten? — Was konnte man wohl vorhaben, woran sie nicht Theil nehmen durfte? —

Seltsamer Weise war ihr nicht zu Ohren gekommen, daß Anna auf dem Schlosse verhaftet war; dagegen aber wußte sie, daß und welche Herren Vormittags auf das Schloß gekommen waren und Mittags daselbst aßen. Ihre Unruhe, ihr Verdruß und ihr Grübeln, als sie sich zum zweiten Mal von dem Familienkreis ausgeschlossen sah, kannte keine Gränzen; sie blieb in ihrem innersten Zimmer auf dem Sopha sitzen, sann und ließ sich nur weniges Essen dahin bringen.

Kaum hatte sie dieß jedoch eingenommen, so trat der Pfarrer Rosman unangemeldet in ihr Zimmer. Welcher sonderbare Besuch! Was wollte der Pfarrer von ihr? — und warum ließ er sich nicht vorher anmelden? —

Dreist trat der Pfarrer ein und schloß zu Louisens großem Erstaunen die Thür hinter sich ab. Ohne Umstände nahm er dann einen Stuhl und setzte sich neben sie an den Tisch. Voll neugieriger Erwartung starrte sie ihn an, wie einen ganz ungewöhnlichen Anblick. Aber wie groß war ihre

Digitized by Google

Bestürzung und wie heftig brach dieselbe aus, als ihr der würdige Seelsorger — obwohl in den mildesten und schonendsten Ausdrücken — nach mancherlei Umschweifen und langen weitläuftigen Umwegen endlich das große Geheimniß ihrer niedrigen Geburt entdeckte und ihr mittheilte, daß sie vom Anfang ihres Daseyns bis auf den gegenwärtigen Augenblick einen Namen, einen Rang und ein Vermögen besessen habe, welches einer Andern gehöre und dieser von jetzt an zurückgegeben werden müsse.

„Das ist eine Betrügerei, eine niedrige, schwarze Betrügerei!" — rief sie, vom Sopha aufspringend, mit bleichem, verstörten Gesicht. — „Eine Gesellschaft elender Menschen hat sich sicherlich verschworen, mich ins Verderben zu stürzen; allein das soll ihnen nicht gelingen, nein, es soll ihnen nicht gelingen, noch gibt es Gerechtigkeit und Gesetze. Welcher gränzenlose Betrug, welches beispiellose Komplott, welcher unerhörte Roman! — Und darauf konnte sogar der gelehrte und einsichtsvolle Pfarrer Rosman hören — das ist es, was mich am meisten in Verwunderung setzt." —

Der Pfarrer versicherte ihr jedoch wiederholt, daß sich die Sache leider in der Wirklichkeit so verhalte, wie er ihr eben mitgetheilt habe, und daß sie nicht das ächte Fräulein von R** sey.

„Ich wäre dann also eine Bettlerin!" — rief sie mit rollenden Augen. Außer sich, stürzte sie dann zur Thür hinaus, über den Vorsaal, die Treppe hinab und in das Gesellschaftszimmer, woselbst sie sich der Gräfin H** in die Arme warf, und ausrief: — „Beste Tante, retten Sie mich vor dem wahnsinnigen Pfarrer und seinen Erzählungen. Hülfe, Hülfe! — Retten Sie mich! — Man will mir den Namen meiner Eltern rauben, man will mich zur Bettlerin machen!" —

Sie drückte die Gräfin H** immer fester an sich, welche sich dieser Umarmung gern entzogen hätte, wenn nicht der Baron K** gegenwärtig gewesen wäre. Gleich darauf trat der Pfarrer, der Louisen nachgegangen war, ebenfalls in den Saal. Man überzeugte sich nun zuvörderst, daß kein lauschender Dienstbote in der Nähe war, verschloß dann sorgfältig die Thür und suchte dem aufgeregten Mädchen begreiflich zu machen, was ihr der Pfarrer bereits mitgetheilt hatte. Der Graf und die Gräfin H**, die Gräfin D'Aincourt und der Pfarrer erzählten ihr abwechselnd — jedoch mit milden, schonenden Worten — ausführlich den Betrug, den ihre Mutter verübt hatte. Der Baron K** sprach kein Wort dazu.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewitter.

Wolken eilen, Berge zittern,
Heulend bricht der Sturmwind los,
Donner rollen, Felsen splittern,
Gott zeigt sich im Wetter groß!

Blitze leuchten, Blitze zünden,
Gluthen sprüht das Firmament,
Auch im Feuer Gott will künden,
Daß er Gott und Herr sich nennt;

Wetter brausen, Wasser rauschen,
Fluthen stürzen durch das Thal,
Alle Wesen, bange lauschen,
Auf den hohen Festchoral.

Gottes Allmacht, Gottes Größe
Gibt sich aller Enden kund,
Zu Dir spricht er: „Meid' das Böse
In der That und mit dem Mund"

Gottes Liebe, Gottes Gnade
Stellt sich im Gewitter dar!
Denn auch auf dem Schreckenspfade
Wirst den Vater du gewahr.

Gottes Weisheit, Gottes Treue
Sieht der Mensch in Wald und Flur;
Denn es strahlt nach Sturm auf's Neue
Stets verherrlicht die Natur.

Darum liebet, darum preiset
Gott, der Alles wohl gemacht:
Der den rechten Pfad Euch weiset,
Habt auf seine Mahnung acht!

Denn bald spricht er mild und leis',
Bald im ernsten Donnerton
Hin zum Kinde wie zum Greise:
„Denk an mich und meinen Sohn!"

M. G. z. Jenheim.

Auflösung der Charade in Nr. 157:

Angedenken

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 166 16. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Fortsetzung)

Mehrere Monate später, nachdem der Krieg beendet war, saß ein Mädchen in tiefer Trauer auf der Terrasse eines Schlosses an der Donau unweit Preßburg nnd schaute mit feuchtem Blick über den Strom gen Osten, wo ihre Heimath lag. Es war Etelka, welche nach dem Tode ihres Vaters und Bruders von ihrem Oheim aufgenommen worden war.

Hier hatte sie bald nach ihrer Ankunft die schreckliche Nachricht empfangen, daß das Regiment, bei welchem Mangold stand, in einem hitzigen Treffen größtentheils aufgerieben und alle Offiziere desselben gefallen seyen. Lange mochte sie das Schreckliche nicht glauben, als sie endlich in dem Verzeichniß der in den letzten Monaten Gebliebenen auch den Namen Alexander von Mangold las — da verschwand das letzte Traumbild von Liebe und Glück aus ihrer Seele. Ihr Weh war um so größer, als sie sich sagen mußte, daß der junge Deutsche sich aus Verzweiflung in den Tod gestürzt habe.

„Hätt ich ihn nur noch ein Mal, nur ein einziges Mal gesehen seit jener unseligen Nacht!" rief sie oft im tiefsten Schmerz aus — „hätt' ich ihm nur drei Worte zurufen können — — er wandelte vielleicht noch unter den Lebenden!"

Fast allnächtlich hörte sie das Singen und Jauchzen der deutschen Krieger, die nach beendetem Kampfe schaarenweise der Heimath zueilten. Die Siegesklänge schnitten ihr tief in's Herz. Ihre Seele wollte sich empören gegen den Jubel derer, welche ihr schönes Vaterland besiegt und zertreten und Jammer und Noth über Tausende und aber Tausende gebracht — und doch lauschte sie athemlos durch die Nacht — es war ihr, als ob aus den deutschen Lauten die Stimme des Geliebten zu ihr spreche.

Es war ein klarer Sommerabend. Ein leiser Lufthauch ging durch die Zweige der hohen Linden, welche sich auf der Terrasse erhoben, die Vögel sangen ringsum in den Wipfeln ihre Schlummerlieder und durch den weiten Garten wogte ein Meer von Sommerblumenduft. Etelka empfand nicht den Zauber des lieblichen Abends. In dumpfem Schmerz saß sie unter den säuselnden Linden und starrte regungslos in die schimmernde Ferne.

Da klangen plötzlich Trompeten durch die Abendstille — und wie von einem Zauberschlage getroffen, sprang das Mädchen empor. Die hellen, jubelnden Töne kannte sie — es mußten die Trompeten von Mangolds Regiment seyn. Von Freude und Erinnerungsweh ergriffen, eilte sie zum andern Ende des Gartens, an dessen Mauer die Landstraße vorüberführte, und blickte mit thränenüberströmten Augen hinüber zu den langsam daher ziehenden Reitern. — Gesang und Jubel kamen immer näher und näher. Jeder Trompetenton, jedes Liedeswort, jeder stattliche Reiter mit blitzendem Helm und Schwert mahnte sie an den verlornen Geliebten.

Das Regiment war zum größten Theil bereits vorbeigezogen, und manches Auge hatte mit stillem Mitleiden die hohe Gestalt mit dem feinen bleichen Antlitz angeblickt, deren Trauergewand Jedem sagte, was sie so tief bewege.

Jetzt erschien der letzte Zug. An der Spitze desselben ritt ein Offizier mit blassen, gramvollen Zügen, der den Jubel seiner Waffengefährten nicht theilte, sondern mit glanzlosem Auge in die Ferne starrte.

Plötzlich hörte er unmittelbar neben sich den lauten freudigen Schrei:

„Alexander! mein Alexander!"

Etelka sehen, vom Pferde springen, die Zügel einem Reiter zuwerfen, durch das offene Gartenthor auf die Terrasse stürzen und das Mädchen an seine Brust pressen, war das Werk eines Augenblicks. Der Offizier war der todtgeglaubte Alexander von Mangold.

Die Freude, die Geliebte wiederzusehen, überwältigte Anfangs jedes andere Gefühl in der Seele des Letztern — als er aber dann die schwarzen Trauerkleider, die bleichen Züge nnd die verweinten Augen gewahrte — — da riß er sich

aus den ihn fest umklammernden Armen des Mädchens, barg das Gesicht in den Händen und stieß mit zitternder Stimme hervor:

„Etelka — laß den unglücklichen Krieger — den Bezwinger Deines Volkes — den Vernichter Deiner Heimath! Mein Schwert ist noch vom Herzblut Deines Bruders geröthet!"

Das Mädchen aber flog mit seligem Blick wieder auf ihn zu und rief in athemloser Hast:

„Nein, nein, Alexander — Du hast den Bruder nicht erschlagen — eine Karabinerkugel hat ihn in jener Nacht zum Tode getroffen — Dein Säbelhieb hat ihn nur leicht am Arm gestreift!"

Mangold stand da wie aus einem Traum erwachend. Ein leiser Freudenstrahl flog über sein Antlitz und mit hörbar pochendem Herzen rief er: „Etelka — redest Du wahr, oder ist es nur Dein Edelmuth, der mich vor Verzweiflung und Wahnsinn bewahren will?"

„Du bist so wenig schuld an seinem Tode, als der Vogel, der sich dort auf den Zweigen wiegt!" erwiderte Etelka. „Als Du in jener schreckensvollen Nacht eben mit den Deinigen davon gesprengt warst, erschien das Regiment, in welchem Jonas diente, und besetzte unser Schloß. Der Arzt desselben untersuchte sofort die Wunde meines Bruders und erklärte, daß sich außer einer tödtlichen Schußwunde in der linken Seite unter dem Herzen nicht die geringste Verletzung vorfinde. Kaum hatte er diesen Ausspruch gethan, so faßte Jonas mit freudestrahlendem Blick meine Hand und rief:

„„Gott sey gelobt — Dein Alexander ist unschuldig an meinem Tode — er hat während des Gefechts keinen Schuß gethan. Die Kugel, die mich in das Herz getroffen hat, hielt ich für das Schwert meines Gegners. Laß es ihn wissen, er stürzt sich sonst in den Tod!""

(Schluß folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Allein noch immer zweifelte die Bestürzte an ihrem Unglück, noch immer behauptete sie mit wilden Blicken, daß Alles ein niedriges Komplott, eine Verschwörung gegen ihre Person und ihre Wohlfahrt sey und daß alle Anwesenden schändlich betrogen und getäuscht worden wären. Da las ihr der Graf das über Anna's Aussage aufgenommene Protokoll mit den Namen aller Personen, welche dasselbe unterzeichnet hatten, Wort für Wort vor.

„Gibt es denn keine Rettung, keinen lindernden Zweifel mehr? — Haben sich denn Himmel und Erde gegen mich verschworen?" — rief sie nun und sank ohnmächtig zu Boden.

Man brachte sie sogleich auf ihr Zimmer und wandte alle Mittel an, um sie zum Leben und Bewußtseyn zurückzurufen. Aber vergebens. Sie öffnete zwar die Augen, schloß sie aber sogleich wieder, als wenn sie fürchtete, das Licht des Tages wiederzusehen.

Der Arzt wurde herbeigerufen und ordnete an, daß die Kranke entkleidet, ins Bett gebracht und dann in Ruhe gelassen werden sollte. Dies geschah und die gute Sophie blieb den ganzen Abend bei ihr und wachte die Nacht hindurch mit Hanna abwechselnd an ihrem Bett.

Am Morgen befand sie sich zwar besser; als sie aber nach einem mehrstündigen süßen Schlaf wieder zum vollen Bewußtseyn ihres Unglücks erwachte, war ihr Zustand wirklich bedauernswerth. Die verständige Sophie hatte Anna unter einem Vorwand entfernt und blieb allein an Louisens Bett, indem sie fürchtete, daß ein Ausruf der Verzweiflung, der dem kranken Mädchen entschlüpfe, Klatschereien im Küchendepartement verursachen könnte, denen man der Zukunft Louisens halber zuvorkommen mußte. Nun erhielt auch der Pfarrer Rosman, der frühzeitig auf das Schloß gekommen war, Erlaubniß zum Eintreten und brachte es endlich dahin, Louisens Verzweiflung einigermaßen zu stillen. Er erwähnte jedoch nichts von dem edelmüthigen Entschlusse des Barons, sondern überließ dies dem treuen Liebenden. Noch weniger sagte er ihr, daß sie noch Besitzerin von Lindeacker sey — denn er wußte selbst nichts davon, weil Emma's Brief an den Grafen gerade zu der Zeit angekommen war, als er sich bei Louisen befand, um ihr die Unglücksbotschaft zu überbringen.

Als der Pfarrer Louisen in einem weit ruhigeren Zustande verlassen hatte, als er nach dem Auftritt des gestrigen Tages und nach den Unruhen und Qualen der Nacht erwarten konnte, verließ Louise das Bett, kleidete sich an und faßte den Entschluß, ihre Kräfte zusammenzunehmen und sich in Zeiten an das Unglück zu gewöhnen, welches, je mehr sie darüber nachdachte, ihr desto deutlicher und unvermeidlicher erschien und sie von allen Seiten umgab, wie ein Netz, aus welchem sie sich mit Anstrengung aller ihrer Kräfte nicht loszureißen vermochte. Noch war ihr die Gegenwart wie die Zukunft dunkel und unklar; ihr geschwächtes Haupt vermochte noch nicht geordnet darüber nachzudenken, was mit ihr geschehen oder was sie vornehmen würde — arm, niedrig, verstoßen und hülflos, wie sie sich jetzt glaubte. Ein Strom von Thränen erleichterte endlich ihre beklemmte Brust.

Sie setzte sich ans Fenster. Es war erst sieben Uhr und also noch lange nicht Frühstückszeit.

Der Pfarrer Rosman ging mit dem Baron K** im Garten spazieren. Die arme Louise saß und blickte den Himmel an, der die Erde so freundlich beleuchtete. Roth und gelb belaubte Bäume standen in malerischem Wechsel mit herbstlicher Ahnung da; der Kanal, der sich wie ein Silberstreif durch den Park zog, glänzte im Schein der Morgensonne mit Millionen Diamanten auf seinen kristallhellen hüpfenden Wogen. Durch den blauen Himmel flogen in geordneten Zügen Schwärme von Zugvögeln mit ihren Führern an der Spitze, die den kalten Norden verließen, um sich im warmen Süden eine Freistätte zu suchen.

„Ach" — seufzte Louise — „diese Zugvögel, die beim Morgenschein entfliehen, sind ein Bild meines irdischen Glücks, welches jetzt entflieht. Doch die Vögel kehren im nächsten Frühling zurück, während niemals, niemals ein Strahl der Hoffnung für mich Unglückliche erscheinen wird!" —

Ihre Gedanken, die sich vom ersten Augenblick ihres Unglücks an auf Eduard gerichtet hatten, fielen nun wieder auf denselben — ein Dolchstoß durchzuckte bei diesem Gedanken ihr Herz. Daß er nun unwiederbringlich für sie verloren war, daran wagte sie nicht mehr zu zweifeln; aber er sollte nun Emma angehören, Emma, die er liebte, die nun das wahre Fräulein v. R**, die reiche, vornehme Erbin war — und die arme Louise — was war sie? — Ihr Herz wollte brechen, sie fühlte, daß sie erblaßte. In diesem Augenblick gingen der Pfarrer und der Baron K** an ihrem Fenster vorüber und grüßten freundlich, der Baron sogar mehr, als freundlich — mit einem Blick voll brennender Zärtlichkeit, Theilnahme und Liebe. Allein sie bemerkte diesen Blick nicht, sie legte weinend ihr Haupt auf ihre beiden Hände, die auf dem Fensterssims ruhten.

„Der gute Baron" — seufzte sie — „dieses warme, liebende Herz, das ich so stolz und trotzig von mir gestoßen habe; ich hätte ihn besitzen können; ich hätte schon seine Gattin seyn können, seine glückliche Gattin, wenn nicht meine Hoffnungen einen noch höhern Flug genommen, wenn ich nicht eigensinnig darauf bestanden hätte, den Grafen zu besitzen, der mich doch nie geliebt hat." —

Noch eine schwere Stunde stand ihr bevor, ehe der Trostbecher ihren brennenden, nach Labung lechzenden Lippen gereicht wurde. Anna, ihre Amme, ihre Magd, ihre Mutter stürzte in ihr Zimmer. Das arme Weib hatte keine Ruhe, bevor sie wußte, wie sich ihre Tochter befinde. Vergebens stellte ihr Sophie — die einzige Person, welche Zutritt zu ihr hatte — vor, daß das arme, von so vielen Gemüthsbewegungen erschütterte Mädchen ihren Anblick nicht würde ertragen können; sie weinte und schrie die ganze Nacht hindurch und würde mit Gewalt aus dem Zimmer gelaufen seyn, wenn sie nicht eingeschlossen gewesen wäre. Am Morgen endlich, als Louise angekleidet war und still und ruhig zu seyn schien, gab Sophie den Thränen und Bitten der verzweifelnden Mutter nach und begleitete sie in das Zimmer ihrer Tochter, die noch immer bleich und weinend am Fenster saß. Bei Anna's Anblick sprang sie wie durch ein Ungeheuer erschreckt auf, stürzte in das Nebenzimmer, warf sich auf das Sopha und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Anna, die — obwohl ihre Mutter — durch das vieljährige tagtägliche Beisammenseyn sich gewöhnt hatte, ihr dieselbe Ehrfurcht zu beweisen, die sie der wirklichen Tochter eines der vornehmsten Edelleute des Reichs erwiesen haben würde, that dies auch jetzt. Sie eilte zwar der Fliehenden dreist in's Nebenzimmer nach, sank aber daselbst zerschmettert und reuevoll zu den Füßen ihrer Tochter und wollte deren Hand küssen. Allein diese riß sich mit wilder Geberde los. — „Laß mich, unglückliches Weib!" — rief sie mit einer Stimme, die schneidend in Anna's Ohr drang. Sophie eilte herbei und entfernte das weinende Weib halb mit Gewalt, halb durch Ueberredung, indem sie ihr zuflüsterte: — „Ich sagte Euch ja gleich, daß das Fräulein noch zu schwach wäre, um Euern Anblick zu ertragen!" —

„Fräulein — ja!" — rief Anna und begann noch heftiger zu weinen, während Sophie sie sorgsam in das Zimmer begleitete, das zu ihrem Gefängniß diente. Dort theilte sie ihr Emma's edelmüthigen Vorschlag mit, daß Louise den Namen eines Fräuleins R** behalten, für eine Verwandte der R**schen Familie gelten, das Gut Lindesacker zu ihrem Eigenthum bekommen und jedenfalls die Gattin des Baron K** werden würde.

Anna warf sich auf den Fußboden und umfaßte Sophiens Knie, so gewaltsam ergriff die Freude sie bei dieser Nachricht, die ihr wie ein heller Stern in der Nacht ihrer Verzweiflung erschien. Die gute Sophie, die der Verbrecherin, ungeachtet ihres Abscheus vor deren Verbrechen ihr Mileid nicht versagen konnte, als sie ihre Seelenangst — nicht über ihr eigenes Schicksal — sondern über das Schicksal ihrer Tochter sah, fühlte sich als Mensch und als Christin verpflichtet, ihr diesen Trost zu gewähren, da sie fürchtete, daß die Verzweiflung, welche Anna ergriffen hatte, ihr den Verstand rauben möchte. Welcher Balsam für ihre Qualen, als sie hörte, daß die Zukunft ihrer Tochter gegen Armuth, Verachtung und Hülflosigkeit gesichert war! Um ihr eigenes Schicksal bekümmerte sie sich wenig. Das Ehrenwort des Grafen benahm ihr die Furcht vor einer Strafe; die Verweisung aus B** — die sie etwa treffen konnte

Digitized by Google

— erschien ihr nicht als ein Unglück — und daß sie ihre bisherige Unterstützung verlieren würde, sah sie zwar voraus, glaubte aber nicht, daß man sie auch der kleinen Summe berauben würde, welche sie von dem Grafen R** geerbt und auf Zinsen ausgeliehen hatte. Diese Summe reichte zwar nicht hin zu ihrem Unterhalt, allein sie hoffte das Fehlende durch Arbeit zu verdienen. Und sollte sie — schwach und kränklich — im Alter an den Bettelstab kommen — was that's? — Sie hatte kein solches Schicksal verdient und mußte es geduldig tragen, denn ihre Tochter war ja dadurch glücklich geworden. Das arme Weib, dessen ganzes Verbrechen aus blinder Mutterliebe hergeflossen war, blieb noch immer Mutter, und dieses Gefühl schloß bei ihr in diesem Augenblick alle andern aus.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 14. Okt. Faßt man den Totaleindruck der dienstägigen Aufführung der Oper „Freischütz" ins Auge, so muß derselbe als ein recht günstiger bezeichnet werden. Natürlich weit entfernt, in den Mitwirkenden vollendete Künstler zu erblicken — und wer wollte auch bei den hiesigen Verhältnissen sich in seinen Ansprüchen so hoch versteigen? — lernten wir doch in mehreren Mitwirkenden recht tüchtige Kräfte kennen, die die zur Aufführung der meisten kleinen Opern genügen dürften, weßhalb die Direktion nicht verfehlen möge, solche öfter vorzuführen.

Mannigfaltigkeiten.

Auf dem Clydeflusse wurde unlängst eine Dampf-Yacht für den Vice-König von Aegypten gebaut, die an Pracht und Herrlichkeit Alles überstrahlen soll, was in der Schiffbaukunst und im Dekorationsfache je geleistet worden ist. Es fehlte nicht an Neugierigen, die den weiten Weg von London nach Schottland machten, um dieses Wundermährchen aus „Tausend und Eine Nacht" anzustaunen. Die Yacht ist zu Ausflügen auf dem Nil bestimmt und hat eine kleine Maschine von 150 Pferdekraft, die das Fahrzeug in Stand setzt, 13 Knoten in der Stunde zurückzulegen, ohne daß jene auf allen Dampfern so unangenehmen vibrirenden Stöße der Maschine im Mindesten fühlbar werden. Alle neueren Verbesserungen sind kombinirt worden, um den Gang des Bootes leicht, schnell und sicher zu machen; jeder erdenkliche Luxus wurde aufgeboten, um es mit orientalischer Pracht-Ueberschwänglichkeit auszustatten. Es befinden sich an und in demselben vertheilt nicht weniger denn 450 gut ausgeführte Gemälde in kostbaren Rahmen; die Salons sind mit Seidenzeugen aus Lyon und London, mit Bronze-Arbeiten aus Paris und mit den kostbarsten Papier-Maché-Verzierungen ausgestattet. Treppen und sonstiges Getäfel, so wie der größte Theil der inneren Schiffsverkleidung, sind aus dem besten Palissanderholz geschnitzt, die Thüren sind aus Zederholz, mit Porzellan und Gold ausgelegt, die Teppiche aus den größten Brüsseler und englischen Werkstätten, die Schlösser und Angeln der Thüren aus plattirtem Silber in gutem Geschmack, die Vorhänge aus schweren Gold- und Seidenstoffen, wie sie in Lyon nur auf besondere Bestellung gearbeitet werden.

Kaiser Friedrich Barbarossa eilte, um die verderbliche Fehde zwischen dem Erzbischof von Mainz, Konrad, und dem thüringer Landgraf Ludwig gütlich beizulegen, im Jahre 1184 nach Erfurt. Beide Parteien versammelten sich zur Friedensverhandlung in einem großen Saal auf dem Petersberg und eine ungeheure Menschenmenge folgte. Zum Unglück jedoch war das Gebäude sehr baufällig und die morschen Balken vermochten nicht die Last zu tragen. Ehe noch die Verhandlungen weit gediehen waren, brach der Boden mit starkem Krachen ein und der größte Theil der Anwesenden stürzte in eine darunter befindliche Grube, die, da sich in ihr sämmtliche Kloaken des Hauses vereinigten, einen sehr unangenehmen Aufenthaltsort bildete. Wenn schon die meisten der Unglücklichen nahe daran waren, ihr Leben zu retten, so wurden sie doch plötzlich durch nachstürzendes Gebälk und Mauerwerk von Neuem in die Tiefe hinabgeschleudert und erstickten entweder oder erlitten tödtliche Beschädigungen. Viele kamen mit gebrochenen Gliedmaßen, aber nur wenige ohne Wunde davon; unter diesen letzteren befand sich der Kaiser, der sich an einem eisernen Fenstergitter festgehalten hatte. Sechs Grafen büßten ihr Leben ein, darunter war Graf Heinrich von Schwarzburg, von dem die Chronik erzählt, daß er sich bei jeder Betheurung des Sprichwortes bedient habe: Wenn das nicht wahr ist, will ich in einem Mistloch sterben.

Ein Bauer kam auf's Orgelchor, und sah dem Organisten erstaunt zu, und berührte, als dieser geendet hatte und aufstand, eine Taste. Da noch Wind in der Orgel war, gab der Ton stark an, und der erschrockene Bauer, um das Ding zum Schweigen zu bringen, legte schnell beide Arme auf die Klaves.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 167 18. Oktober 1852.

Das Ungarschloß.

(Schluß.)

Mangold war von dem plötzlichen Wechsel der Empfindungen so verwirrt und betäubt, daß er kein Wort zu erwidern vermochte, sondern auf sein Schwert gestützt, mit verklärtem Blick an den Lippen der Geliebten hing, denen die selige Himmelskunde entströmte.

„Als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die zertrümmerten Fenster fielen, verschied Jonas," fuhr Etelka nach einer Pause mit tiefer Bewegung fort. „Seine letzten Worte waren: „„Vergiß den edlen Deutschen nicht, Etelka."""

„Er und der Vater wurden noch an demselben Abend mit militärischen Ehrenbezeugungen auf dem kleinen Dorfkirchhofe bestattet, wo meine Mutter ruht. Ich vermochte in dem väterlichen Hause nicht länger zu weilen und folgte einem alten Freunde des Vaters auf sein Gut jenseits der Theiß. Als dann später der Krieg beendet war, holte mich der Bruder meiner Mutter von dort ab und brachte mich hierher, wo ich fern von dem Geräusch der Welt ganz meinem Schmerz leben konnte, der durch die falsche Nachricht, daß Du in einem hitzigen Gefecht gefallen seyst, bis zur Verzweiflung gesteigert wurde. Der Gedanke, daß Du aus Lebensüberdruß den Tod gesucht habest, wich bei Tag und bei Nacht nicht aus meiner Seele."

„Wohl hab' ich den Tod gesucht," entgegnete Mangold; „was hatt' ich vom Leben noch zu hoffen?! Aber der Gott der Schlachten sey gepriesen, daß ich nicht gefunden, was ich so heiß erflehte. Bald nach jener entsetzlichen Nacht trafen wir mit einigen Honved-Bataillons zusammen. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, und gleich zu Anfang desselben bekam ich eine starke Wunde. Ich achtete ihrer nicht und kämpfte weiter. Da traf der schwere Kolbenschlag eines Honved meine Stirn, und betäubt stürzte ich zu Boden."

„Als ich die Augen wieder aufschlug, sah ich mich in dem Häuschen einer mitleidigen Wittwe in einem kleinen Dorfe, welche mich über einen Monat verpflegte. Nach mehreren Irrfahrten gelang es mir endlich, mein stark zusammengeschmolzenes Regiment aufzufinden, mit welchem ich nun nach Deutschland ziehe."

Hier schwieg der junge Offizier einige Augenblicke und fuhr dann mit bewegter Stimme fort:

„Der vor einiger Zeit erfolgte Tod meines Vaters legt mir die Pflicht auf, nach der Heimath zurückzukehren und die Verwaltung der mir hinterlassenen Güter anzutreten. Ich bin bereits um meinen Abschied eingekommen und werde denselben noch im Laufe dieses Monats erhalten."

„Vater und Mutter sind todt," fügte er nach einer abermaligen Pause hinzu, Etelka die Hand reichend; „meine Schwester ist mit ihrem Gatten nach dem fernen Westen jenseits des Meeres gezogen — ich stehe ganz allein auf Erden. Du, Etelka, bist die Einzige hienieden, an der mein Herz mit Liebe hängt — — aber wie könntest Du . . ."

„Einen hochherzigen Mann deßhalb hassen, weil er that, was Eid und Pflicht von ihm forderten — weil ihn ein unseliger Zufall ihn zum Werkzeug des Todes Eines der Meinigen hätte machen können?!" unterbrach ihn Etekla mit edler Begeisterung. „Nein, ich bin die Deine — führe mich wohin Du willst — ich folge Dir bis an's Ende der Welt! Jeder Ungarlaut würde mich Einsame hier am Strande der Donau zu aller Stund' an das trauernde Heimathland und an den gefallenen Vater und Bruder mahnen. Nur in Deinem Arm werden sich die Wunden schließen, welche ein grausames Geschick meinem Herzen geschlagen."

Und wie zum seligen Versöhnungsgruß wiegten die Blumen die duftenden Kelche im leisen Abendhauche und jubelten die Vögel in den Zweigen und rauschten die Wipfel der hohen Sommerlinden über den Häuptern der beiden treuen Liebenden.

* * *

Ein Jahr nach diesem glücklichen Wiedersehen fuhr an einem sonnenhellen, heitern Abend ein eleganter Reisewagen durch eine der weiten Haiden des nördlichen Deutschlands. Darin saßen

Digitized by Google

Mangold und Etelka, die seit einigen Monaten mit einander vermählt waren, und schauten mit stiller Freude über die blühende Haide, durch welche sie hinrollten. Manches wunderschöne Land hatten sie in der jüngst verflossenen Zeit durchzogen und viele prächtige, schimmernden Städte mit stolzen Domen und Palästen, viele heimliche, kühle Gründe und viele blüthenreiche Thäler mit klaren Strömen und traulichen Dörfern gesehen — aber kein Tag däuchte ihnen so schön wie der heutige: — wehte die duftige Haide ihnen doch viel tausend Heimathgrüße entgegen, daß Nähe und Ferne, Vergangenheit und Gegenwart wunderbar in einander verschmolzen!

Jetzt bog der Wagen in ein Fichtengehölz ein, das sich wie ein dunkelgrüner Teppich welleuförmig weithin über eine lange Hügelkette breitete. Etelka freute sich über den stillen, durchwehten Wald und wollte eben fragen, ob dieser sich ganz bis zu ihrem Wohnsitz erstreckte, als derselbe sich unvermuthet öffnete, und eine weite Ebene vor ihren Blicken dalag, in der Ferne von blauen Hügeln umsäumt. Ganz im Vordergrunde aber erhob sich auf einer kleinen Anhöhe im Schirme mächtiger Bäume ein stattliches Haus, von einem anmuthigen Garten umschlossen.

Selige Freude leuchtete da plötzlich aus Etelka's Augen, und in lieblicher Verwirrung rief sie aus:

„Neckt mich ein Trugbild, oder hält ein Traum meine Sinne gefangen: Das ist ja des Vaters Schloß!"

„Obwohl dieser unser künftiger Wohnsitz einige Aehnlichkeit mit Deinem Vaterhause hat," erwiderte Mangold lächelnd der freudig Ueberraschten, „so dürften sich bei näherer Betrachtung doch mancherlei Verschiedenheiten herausstellen!"

Etelka aber brachtete diesen Einwurf nicht, sondern jubelte:

„Das ist das hohe Gartenthor — das ist der Pavillon! Dort sind auch die dichten Geisblattlauben und die Kastanienbäume mit den dunkeln Kronen! Dort in der Ferne der Dorfkirchthurm und daneben die weite Haide — — o welch' eine liebliche Ueberraschung!"

Einige dieser Aehnlichkeiten mit Bereny's Schlosse hatte die Natur, andere die Kunst geschaffen. Mangold hatte diese Besitzung, die ursprünglich seiner Familie gehört, später aber in fremde Hände gekommen war, durch bedeutende Summen wieder an sich gebracht, weil er bei seiner letzten Anwesenheit viel Uebereinstimmendes in Bezug auf Lage und Umgebung mit Etelka's Vaterhause wahrgenommen hatte. Manche Einzelnheiten hatte er dann heimlich durch geschickte Leute nachbilden lassen, um seiner jungen Gattin eine unverhoffte Freude zu bereiten.

Vor Allem war die innere Einrichtung des Gebäudes überraschend ähnlich. Die hohen Topfgewächse auf der geräumigen, hellen Hausflur, die Bekleidung und Ausschmückung der Wände in den Zimmern, die sauber polirten mit feiner Schnitzarbeit verzierten Tische, Stühle und Schränke, die Blumen vor den Fenstern — — Alles war so wie in dem Schloß im fernen Ungarlande.

Als Etelka mit Freudenthränen im Auge Alles geschaut und bewundert hatte, führte Mangold sie auf den Balkon, deutete auf die weite abendliche Haide und sagte:

„Und sehnst Du Dich heim zum Vaterland — sieh' dort hinter jenen blauen Hügel — sprich ein Wort, und zur Stund führ' ich Dich wieder hin zur stillfluthenden Donau und zu den einsamen Haiden Deiner Heimath, auf welche die Sonne so feurig herniederschaut, und der Mond so träumerischen Schein wirft!"

Etelka aber umschlang ihn mit verklärtem Angesicht und sprach:

„Dein Herz ist mir Heimath und Vaterhaus!"

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Noch saß die arme Louise in ihrem Zimmer und weinte, als der Graf zu ihr eintrat. Der gute Mann, welcher bei seiner übertriebenen Vorliebe für seinen Stamm und seine Familie ein zartes theilnehmendes Herz für alle Leidenden besaß, begrüßte sie so freundlich wie sonst, setzte sich neben sie uud theilte ihr mit, daß sie durch Emma's Edelmuth Besitzerin von Lindesaker geworden sey und für die Zukunft noch überall für ein Fräulein von R** und eine Verwandte des gräflichen Hauses gelten solle. Er setzte noch hinzu, daß sie auch künftig auf dem Schlosse bleiben, mit der Familie speisen, ihre gegenwärtigen Zimmer fortbewohnen und dieselbe Achtung, wie früher, genießen solle.

Das unglückliche Mädchen, welches früher so stolz über die Vorzüge des Standes, des Glücks und des Reichthums gewesen war, welche sie mit allem Recht und für ihr ganzes Leben zu besitzen glaubte, bereute nun — nachdem sie zum vollkommenen Bewußtseyn ihres Nichts gelangt war — ihren früheren Uebermuth und hatte sich plötzlich zur Demuth gewendet. Hart war es zwar, das als Gnade zu genießen, was bisher ihr Recht gewesen war; aber nichts desto weniger warf sie sich zu den Füßen des Grafen und wollte ihm für seine Güte danken, als er sie schnell aufhob, sie neben sich setzte und von Emma's Edelmuth, dem sie ihre

Digitized by Google

zukünftige unabhängige Stellung verdanke, zu sprechen begann. Louise ließ ihr Haupt auf die Brust sinken und große Thränen rollten über ihre Wangen. Emma bewundern zu müssen, von ihr einen Theil dessen, was früher ihr Eigenthum gewesen war, als eine Wohlthat annehmen und sich vor der stets gehaßten und jetzt triumphirenden Nebenbuhlerin demüthig beugen zu müssen — das war hart, bitter, niederschmetternd!

Der Graf hatte noch kein Wort von dem Baron erwähnt, denn er wollte nur allmählig ihr Herz, wenn nicht der Freude, doch wenigstens dem Trost öffnen. Nun erst fragte er sie, ob der Baron K**, der in einem nahegelegenen Saale wartete, ihr einen Besuch machen dürfe. Louise erstaunte und stammelte ein leises Ja. Der Graf klingelte und sagte dem eintretenden Bedienten, er möge den Baron K** in das Zimmer des Fräuleins führen.

Der Baron trat ein. Louise verhüllte ihr Gesicht mit dem Taschentuch und sank seufzend in die Sophaecke zurück. Er wußte ja, wer sie war, sie, die ihn spöttisch und verletzend abgewiesen hatte, als er um ein Lächeln, um einen einzigen Blick bat — wie war er nun gerächt! — konnte sie wohl seinen Anblick ertragen?

„Mein Fräulein" — begann der Baron und ergriff ihre Hand. Sie zog dieselbe nicht zurück, aber sie fuhr fort, ihr Gesicht mit dem Taschentuch zu bedecken. Der Graf unterbrach jedoch die beginnende Erklärung des Barons und sprach: — „Louise, der Herr Baron weiß Alles, aber er ist nicht gekommen, um über Dein Unglück zu triumphiren. Du kannst Deine Blicke zuversichtlich zu ihm erheben, er will Dein rettender Engel seyn! Sein Herz gehört Dir noch immer ganz und gar, ungeachtet der Veränderung Deines Schicksals. Ohne Rang und ohne Vermögen bist Du ihm noch dieselbe Louise, deren Hand er so eifrig erbat. Reiche ihm dankend Deine Hand und versprich ihm, gerührt durch seine reine warme, treue und aufopfernde Liebe, das zu werden, was sein edles Herz verdient — eine gute, zärtlich liebende Gattin!"

Der Graf faßte bei diesen Worten ihre Hand, die der Baron losließ, legte sie wieder in die seinige und fuhr fort: — „Vor dem Allmächtigen, der unsere Schicksale leitet, vor dem Allwissenden, der in unsern Herzen liest, mußt Du mir geloben, Louise, Dich stets des großen Opfers würdig zu zeigen, welches Dir der edle Baron von K** gebracht hat. Erinnere Dich stets, daß Du Dich nicht mehr zu ihm herabläßest, sondern daß er Dich zu sich erhebt. Mache ihn glücklich und Du wirst selbst glücklich werden. Gott segne Euch, meine Kinder, ich betrachte Dich noch immer wie meine Angehörige, Louise!"

Weinend sank Louise an die Brust des Barons, der außer sich vor Freude erst sie und dann den Grafen umarmte. Das überraschte Mädchen vermochte nicht zu sprechen, eine Masse von Gefühlen bestürmte ihr Inneres. Eduards Bild stand vor Allen hell in ihrem Herzen, aber er war für sie unwiederbringlich verloren und er hatte sie ja auch nie geliebt. Tief gerührt von dem edlen Benehmen des Barons nahm sie sich fest vor, ihm dafür die wärmste Dankbarkeit und Ergebenheit — wenn nicht Liebe — dafür zu zollen.

Als die Braut des Barons trat sie nun mit ihm und dem Grafen in den Salon, in welchem das Frühstück eingenommen wurde. Die Gräfin H** benahm sich abgemessen und kalt, aber artig gegen sie; die Gräfin D'Alincourt dagegen, die früher Louisens Stolz, Heftigkeit und Neid unerträglich gefunden hatte, hegte jetzt so viel Theilnahme für ihr Unglück, daß sie dasselbe durch das freundlichste Benehmen zu mildern suchte. Louise war dafür dankbar — man sah es aus ihren Blicken — auch war ihr Betragen gegen den edelmüthigen Baron von K** still und erkenntlich; allein nichts vermochte sie zu erheitern, nichts vermochte das bittere Gefühl ihres gegenwärtigen niedrigen Standes in ihr zu ersticken — sie trug auf ihrer früher so stolzen Stirn das Gepräge der Demüthigung.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 16. Okt. Das Lustspiel: „Des Königs Befehl" von Töpfer wurde gestern in einer Weise uns vorgeführt, daß auch nichts zu wünschen übrig blieb, und die Leistungen sämmtlicher Mitwirkenden alle Anerkennung verdienen. Auch Herrn Faber stand die gestrige Rolle besser an, als alle bisherigen; dasselbe gilt bezüglich des Fräul. Bärenfeld. Den Prolog trug Fräul. Spahn mit Anmuth und richtiger Deklamation vor.

Leider war aber das Haus wieder zum Erschrecken leer, und muß man sich hierüber billig wundern. Denn da die Direktion Alles thut, um das Publikum zufrieden zu stellen, so sollte doch auch von Seiten des letztern jenen anerkennenswerthen Bemühungen mehr Rechnung getragen werden. Verkannt darf jedoch hiebei nicht werden, daß außer dem bereits gerügten Mißstande gestern das für das Publikum sehr unangenehme Versehen der Direktion, bezüglich des Anfanges der Vorstellung, an dem schwachen Besuche einige Schuld

Digitized by Google

trägt, denn man konnte eine ziemliche Anzahl Besucher, die sich schon vor 6 Uhr eingefunden hatten, nach der unerfreulichen Mittheilung, daß der Anfang auf 6½ Uhr festgesetzt sey, wieder nach Hause zurückkehren sehen.

Mannigfaltigkeiten.

Der Landtagsarchivar, Herr P. Stumpf, gibt ein statistisch-geographisch-historisches Handbuch des Königreichs Bayern für das bayerische Volk heraus, von welchem bereits einige Hefte erschienen sind. Es ist sehr ausführlich gearbeitet, und Einiges, das wir daraus entnehmen, mag auf das Ganze aufmerksam machen. Ganz Bayern enthält 1397 Geviertmeilen oder 22,199,952 bayerische Tagwerke Landes. Von diesen werden 9,227,105 Tagwerk dem Ackerbau, 350,883 dem Garten- u. Weinbau, 3,075,958 dem Wiesenbau, 2,088,207 den Staats-, 4,252,339 den Gemeinde- und anderen Waldungen, 354,772 den Gewässern, 2,029,941 den Waiden und Haiden, 226,105 den Gebäuden, Straßen und Wegen zugerechnet. Der Ertrag des angebauten Landes wird berechnet auf 1,260,000 Schäffel Waizen, 3,000,000 Korn, 1,260,000 Dinkel, 2,000,000 Gerste, 2,800,000 Haber, in Summa 10,300,000 Schäffel Getreide, von dem ungefähr 148,000 Schäffel Waizen, 800,000 Dinkel, 380,000 Gerste und 800,000 Haber, d. i. 2,130,000 Schäffel Getreide auswärts verkauft werden können. Kartoffeln sollen 11,282,149 Schäffel, Hopfen 74,000 Zentner und Taback etwa 30,000 Zentner gebaut werden. An Wein erzeugt die Pfalz in einem guten Jahre etwa 92,000, Unterfranken 64,000, Schwaben 2000 Fuder. Die Wälder, von denen z. B. 200,000 Tagwerk auf den Spessart, 172,212 auf den Mittenwalder, 281,947 auf den Kemptner und 46,656 auf den Lorenzer Forst kommen, werden in ihrem Holzerträgniß zu 2,460,046 Klafter berechnet. Menschen leben in Bayern 4,520,751 Seelen, von denen im Jahre 1840 3,060,694 der katholischen, 1,181,216 der lutherischen, 2717 der reformirten, 4836 andern christlichen Konfessionen und 59,292 der jüdischen Religion angehörten. Diese Menschenzahl besitzt an vierfüßigen Hausthieren 2,350,400 Stücke Rindvieh, 330,000 Pferde, 1,481,000 Schafe, 866,000 Schweine und etwa 100,000 Ziegen. Esel gibt es in Bayern nicht viel, dafür aber 5,550,000 Stück Geflügel und 200,000 Stöcke Bienen. An Salz wird erzeugt 862,594 Zentner Kochsalz, 9569 Zentner Viehsalz und 20,590 Zentner Dungsalz.

Aus dem Werke des Herrn Dr. F. B. W. v. Hermann: „Beiträge zur Statistik des Königreichs Bayern", entnehmen wir folgende weitere Notizen Bayern besaß 1846 sechs Städte mit über 20,000 Einwohnern (München mit 94,830, Nürnberg mit 50,460, Augsburg mit 38,206, Würzburg mit 29,147, Regensburg mit 23,948 und Bamberg mit 21,074). Nach der Dichtheit der Bevölkerung reiheten die Kreise sich folgendermaßen: Pfalz zählte auf die Geviertmeile 5620 Bewohner, Oberfranken 4000, Mittelfranken 3800, Unterfranken 3650, Schwaben und Neuburg 3200, Niederbayern 2790, Oberpfalz und Regensburg 2670 und Oberbayern 2280. Die Katholiken herrschten vor in folgenden Kreisen im abnehmenden Verhältniß; Niederbayern, Oberbayern, Schwaben und Neuburg, Oberpfalz, Unterfranken; die Protestanten in Mittelfranken, Oberfranken und der Pfalz. In den letzten 10 Jahren kamen durchschnittlich jährlich 800 gemischte Ehen vor. 1850 zählte man 3020 Blinde und 2897 Taubstumme. Die frühesten Ehen werden in der Pfalz geschlossen; dort allein überwiegt die Zahl der zwischen 25 und 30 Jahren heirathenden Männer bedeutend über die zwischen 30 und 40 Jahren in die Ehe tretenden; zunächst kommt Oberfranken, wo diese Zahlen sich etwa gleichstellen. Aus der gewerblichen Statistik entnehmen wir, daß Bayern 1847 besaß an Maschinenspinnereien für Wolle zu Streichgarn 66 Anstalten (davon 20 in der Pfalz und 14 in Mittelfranken) mit 22,801 Feinspindeln und 890 Arbeitern; zu Kammgarn 9 Anstalten (davon 6 in Nürnberg, 2 im übrigen Mittelfranken, 1 in Ausburg) mit 10,161 Feinspindeln, wovon auf die Augsburger Spinnerei allein 10,000 Spindeln kommen. Die Zahl der Arbeiter beträgt 447, davon für Augsburg 418. Für Baumwolle gibt es 11 Spinnereien mit 56,533 Feinspindeln und 1141 Arbeitern; für Flachs 2 mit 548 Spindeln und 69 Arbeitern u. s. w. Fabriken für Baumwollenzeuge gibt es 120 mit über 20,000 Arbeitern, davon 87 mit 16,000 Arbeitern allein in Oberfranken. Fabriken für leinene Zeuge bestehen 30 mit 858 Arbeitern, davon 10 mit 400 Arbeitern in Oberfranken. Für seidene Zeuge zählt man 13 Fabriken mit 384 Arbeitern.

Der Chemiker F. Winkler in Berlin kündet in der „D. Allg. Ztg." an: „Berliner Papageien (lebendig, chemisch-gefärbte Tauben), sind von mir, dem Erfinder, in jeder beliebigen Sorte, als: goldgelb, blau, rosa, grün ꝛc. haltbar für ein Jahr, pro 2½ Thaler, inklusive Käfig, direkt per Eisenbahn zu beziehen."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 168 20. Oktober 1852.

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

So vergingen einige Tage, während welcher sich Louise nur bei Tische zeigte. In den übrigen Stunden des Tages saß sie in ihrem Zimmer, stumm, unthätig, in trübe Gedanken versunken oder über ihre Erniedrigung weinend, die ihr um so schmerzhafter seyn mußte, als sie von Jugend auf daran gewöhnt war, einen alten adligen Namen für das höchste Glück der Erde zu halten. Der Gedanke, daß sie bald die Gemahlin des Barons K** werden würde, vermochte sie nicht zu trösten, denn er wurde durch den Gedanken verbittert, daß ihr der Baron durch seine Vermählung mit ihr eine Wohlthat erzeige und nach dem Urtheil der Welt dadurch eine Thorheit begehe.

So saß sie ohne Trost, ohne Zerstreuung und quälte sich selbst. Ihre Harfe und ihr Fortepiano blieben stumm, ihre Bücher, ihre Zeichnungen und ihre Handarbeiten lagen unberührt. Man hielt es für unangemessen, sie in ihrer gegenwärtigen Lage zu Theilnahme an der Gesellschaft zu nöthigen; man wollte ihr völlige Freiheit lassen, den ersten Sturm ihrer Gefühle zu besänftigen; man behandelte sie mit Schonung und Vorsicht und sprach in ihrer Gegenwart nie von dem gräflich R**schen Geschlecht oder von irgend Etwas, was mit neuesten Vorfällen in Verbindung stand. Gleichwohl war es nicht zweckmäßig, sie ihrem trüben Nachsinnen zu überlassen. Dieß sah die Gräfin D'Alincourt ein und nahm sich deßhalb vor, mit ihren Kindern oder auch mit dem Baron Louisen zuweilen in ihrem Zimmer zu besuchen. Allein Louise fand sich durch diese Besuche mehr belästigt, als erheitert, obwohl sie sich dieß in ihrer gegenwärtigen Lage nicht merken ließ. Doch schloß man bald aus ihrer fortwährenden Niedergeschlagenheit und Einsilbigkeit, daß sie am liebsten allein zu seyn wünschte.

Unterdessen war der Inspektor Hilbert so weit wieder hergestellt worden, daß er nicht nur das Bett verlassen, sondern auch dann und wann eine Stunde auf dem Komptoir zubringen konnte. Die Wiederaufnahme seiner täglichen Geschäfte zerstreute wohl seinen tiefen Kummer einigermaßen, aber noch stand ihm eine schwere Stunde bevor — Emma mußte endlich den Bitten und Vorstellungen des Grafen nachgeben und ihre Wohnung im Schlosse nehmen. Der Graf selbst kam eines Vormittags — den er etliche Tage vorher bestimmt hatte — in einem geräumigen Wagen, um sie mit ihren unentbehrlichsten Sachen abzuholen; ihre übrigen Sachen sollten später durch das Schloßgesinde abgeholt werden. Wir wollen nichts von dem Schmerz der armen Eltern und der Tante, nichts von dem rührenden Abschied sagen — nur das Versprechen Emma's, sie jeden Tag zu besuchen, konnte die Bitterkeit ihres Schmerzes einigermaßen mildern.

Louise sah aus ihrem Fenster, wie Emma in dem Wagen des Grafen und an dessen rechter Seite sitzend im Schlosse ankam. Sie sah, wie eifrig die Dienerschaft herbeieilte, um ihr Gepäck, ihre Laute, ihre Hutschachteln u. s. w. in das Schloß zu tragen; sie dachte daran, daß diese so gefeierte Schönheit jetzt das reiche Fräulein von R** war und hierher kam, um ihr den bisherigen Glanz zu rauben und — das Schlimmste von Allem — Eduards Gattin zu werden. O, wie litt sie bei diesem Gedanken!

Emma hatte sich von dem Grafen, als er ihr Zimmer zur Auswahl anbot, zwei Zimmer erbeten, die an Louisens Wohnung gränzten. Man war im Schlosse mehrere Tage damit beschäftigt gewesen, dieselbe zu meubliren und in guten Stand zu setzen; jetzt trug man das Gepäck hinein, das sie mitgebracht hatte. Louise zitterte vor Furcht, Emma eintreten zu hören; das erste Zusammentreffen mit der reichen Erbin wurde am meisten von derjenigen gefürchtet, die deren rechtmäßiges Vermögen zeitlebens unrechtmäßiger Weise inne gehabt hatte. Allein sie athmete wieder auf — Emma begab sich sogleich in den Salon und Louise gewann Zeit, sich zu erholen.

Mit großer Freude, ja fast mit Entzücken

Digitized by Google

wurde Emma von den beiden Gräfinnen empfangen.

„Wo ist denn Fräulein Louise?" — fragte sie, als sie dieselbe nicht unter den Anwesenden erblickte. Emma that absichtlich diese Frage, um hören zu lassen, daß sie Louisen noch fortwährend Fräulein nennen und als solches behandeln wollte.

„Fräulein Louise ist in ihrem Zimmer" — antwortete die Gräfin H** mit etwas ironischer Miene. Zugleich trat der Graf mit dem Baron K** zu Emma und stellte ihr denselben als Louisens Bräutigam vor. Der Baron küßte Emma's Hand und dankte ihr mit großer Rührung für die Güte und den Edelmuth, den sie gegen die arme Louise gezeigt hatte. Emma bewunderte ihrerseits die schöne uneigennützige Handlungsweise des Barons. Hierauf fragte sie, ob es erlaubt sey, Fräulein Louise zu sehen, und der Baron bot ihr den Arm und geleitete sie in Louisens Zimmer.

Emma, deren gutes Herz nicht im Stande war, Gefühle des Unwillens oder Widerwillens zu hegen und erlittenen Unrechts zu gedenken, hatte Louisen nur unglücklich zu sehen gebraucht, um völlig zu vergessen, wie dieselbe sie bisher gehaßt und an ihrem Verderben gearbeitet hatte. Sie war billig genug, Louisen mit ihrer Eifersucht zu entschuldigen, und verzieh ihr gern, daß sie — so lange sie für Eduards Braut gegolten hatte — Diejenige, welche ihr die Liebe ihres Bräutigams raubte, nicht mit Neigung oder Ruhe hatte betrachten können. So war Emma stets geneigt, die Fehler ihrer Umgebungen zu entschuldigen.

Als Emma in Louisens Zimmer trat, blieb sie an der Thür stehen. Louise stand auf, um ihr entgegen zu gehen; Beide sahen betreten aus.

„Mein Fräulein" — begann endlich Emma und verstummte wieder.

„Mein Fräulein" — sprach ihrerseits Louise und schwieg dann.

Eine Pause entstand, bis Emma auf Louisen zueilte, sie in die Arme schloß und zu ihr sprach: — „Hassen Sie mich nicht länger; bei Gott, ich habe es nicht verdient. Ihr Glück sah ich ohne den geringsten Neid, aber Ihr Unglück kann ich nicht ohne die innigste Theilnahme sehen. Der Allmächtige über den Sternen hat unser Beider Schicksal geändert, aber lassen Sie uns nicht durch feindliche Kaltsinnigkeit unsere Herzen zerreißen."

Louise war von Emma's Worten aufrichtig ergriffen, denn ihr Herz war im Grunde gut und nur durch verkehrte Erziehung während der ersten Jugend in eine falsche Richtung geleitet worden. Außerdem hatte sie es ja lediglich zu danken, daß sie noch ein gewisses — wiewohl nur geliehenes — Ansehen behielt. Weinend umarmte sie Emma und bat sie, das Vergangene zu vergessen. Beide Mädchen kehrten dann mit dem Baron in's Gesellschaftszimmer zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Hobbes oder Rousseau.

Ein Wort über Erziehungs-Lehre.

Novelette aus dem Leben eines Sperlings *).

Ein Sperling, welcher von seiner zärtlichen Ehehälfte mit vier heiteren Jungen beschenkt worden war, hatte sich nur kurze Zeit des ungeschmälerten Familienlebens zu erfreuen; denn während er eines Tages mit seiner Liebe in Zwiegespräche über die frohe Zukunft der Prinzen dasaß, kam hinterrücks ein Sperber und verschlang die Frau Mama. Welcher Donnerschlag für den unglücklichen Spatzpapa! Acht Tage waren die unmündigen Kinder erst alt, wer sollte sie ernähren und heranziehen? — Der Matz hatte bisher, während seine sorgsame Gesponsin für die Sprößlinge das Essen herbeischleppte, in der Nachbarschaft Visiten gemacht, das Kindbett angesagt, ja sogar auf einen Schmaus eingeladen, welchen sein Weibchen geben sollte. Er rechnete dabei auf einen wohl garnirten Käsekorb am Nachbarshause, der aber — Unglück kommt selten allein — am Sterbetage seines Weibchens auch verschwand. — O Traurigkeit, o Herzeleid! Die Augen gingen ihm über und sein Schluchzen erfüllte den dickbelaubten Kastanienbaum, in dem er sich aufhielt, und in dessen knorrigen Stamm seine mutterberaubten Kleinen ihr schmuckloses Nest hatten.

Ein Distelfinkchen, welches auf dem Ballon des Luftschiffers Green die Ueberfahrt gemacht hatte, saß zufällig in dem Gipfel desselben Baumes; es war selbst vor Kurzem Wittwe geworden und machte eine Zerstreuungsreise nach Deutschland. — Das Wehklagen des Sperlings drang ihm zu Herzen und weckte in seinem Innern solche Theilnahme mit dem unglücklichen Sperlingsvater, daß es laut schluchzend von Aestchen zu Aestchen herab trippelte und neben dem Trostlosen sich niederließ. —

„Armer Vater! Weine dich aus; mich hat ein gleiches Schicksal getroffen! Trotz meiner Jugend war ich schon Gattin und Mutter — . . . ."

Bei diesen elegischen, aber wundervoll melodi-

---

*) Obige Novelette ist einer Sammlung humoristischer Aufsätze entnommen, welche in Kurzem unter der Devise: Humoristischer Flaschenkeller von Joseph Schmölder, Gastwirth in Frankfurt et quondam Stud. liberal. artium, ans Licht treten wird und welchem bereits in mehreren öffentlichen Blättern ein glückliches Prognostikon gestellt ist.

Digitized by Google

schen Seufzern öffnete der gefiederte Jammermann die in Thränen gebadeten Aeuglein — nun ja — und das Herz pochte und klopfte, als wollte es allen Jammer und Kummer auf einmal aus den Federn klopfen, so tröstend und stärkend wirkte der Anblick der schönen Trösterin. — Mit jedem Wörtchen, welches aus dem zarten Schnäbelchen hervorquoll, löste sich ein Stein-Körnchen vom Herzen des Sperlings, so daß dieses Herzchen nach kaum einer Stunde Verlauf wieder so leicht hüpfte, wie nur je, und seine Aeuglein wieder so rein und klar funkelten, als hätte sie ein Juwelier gefaßt.

Der Schmerz war homöopathisch geheilt. Noch saß der gefiederte Wittwer in tiefes Nachdenken über seine ihm selbst unbegreifliche Verwandlung wie festgeleimt da, als er schon das zauberische Distelfinkchen Speise für die kleinen Mätzchen in solcher Fülle herbeitragen sah, daß er schmunzelnd und seine große Schwäche in Folge der ausgestandenen Leiden vorschützend, sich selbst ein schwaches Bröckchen aus dem elfenbeinernen allerliebsten Schnäbelchen ausbat.

O Tartüffe! O Spatzert! Das Distelfinkchen, ganz arglos, brachte ihm ein Johanniswürmchen. Mit diesem Waldfäckelchen aber schluckte er mehr Feuer hinunter, als die sämmtlichen Johannis-Käferchen in einer Sommernacht Lichtchen zu Schau tragen... Die Nacht, welche auf den Schreckenstag gefolgt war, brachte das neue Elternregiment mit ausgebreiteten Flügeln über den zarten Jungen zu. Das Finkchen schlief; der Sperling machte Glossen und Projekte, nur gestand er sich dieselben nicht so recht ein, indeß am Ende versank er doch in angenehmen Träumereien in tiefen Schlaf. — Kaum drang die Morgenröthe durch die thaufrischen Zweige, als sich das Finkchen aus dem Nestchen stahl, und am Silberbache seine kleine Toilette machte. Kein Federchen am bunten Leibchen blieb ungemustert, eine jede ward sorgfältig benetzt und mit dem feinen Schnäbelchen geglättet. Auf einmal, husch, sprangs in die Welle — man sah's nicht mehr; aber topp! taucht's wieder auf und schwang sich wie eine kleine Venus an das Ufer. Meister Sperling, durch das plötzliche Verschwinden seiner Gefährtin wach geworden, war aus Neugierde auf den Gipfel des Baumes geflogen und sah mit bangem Herzklopfen der Badekur seiner Finkin zu. Sein eignes, verblichenes, ich wollte sagen, vom Sperber eskamotirtes Weibchen stammte nicht aus der saubersten Familie und dachte darum eben so wenig an ein Morgenbad, wie er selber. Indeß welche Umwandlung ging mit ihm vor? In einem Fluge stürzte er sich von dem Gipfel des Baumes auf den Wasserspiegel des Silberbachs, machte einige Pirouetten darin, sprang so flink wie ein Zaunkönig vor das Finkchen und brachte ihm ein bon dies. Dieses aber, ohne von diesen Galanterien eine Notiz zu nehmen, schien Wichtigeres zu thun zu haben, indem es Jagd auf einen Käfer machte, ihn glücklich erbeutete und den verwaisten Jungen mit einladendem Zunicken darreichte. Des Finkchens Tagewerk hatte mit der Arbeit für die Kleinen angefangen, und so vollendete es dasselbe auch unverdrossen fort und fort, so daß 3 Wochen später die vier kleinen Prinzen flink und flügge auf dem Rand des Nestchens aufgepflanzt waren, als wollten sie eben den ersten Ausflug in die Welt unternehmen.

(Schluß folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 18. Okt. Ritterschauspiele, wie die gestern zur Aufführung gekommenen Kreuzfahrer, üben von jeher eine mächtige Anziehungskraft auf das größere Publikum, weßhalb gegen die Wahl des gestrigen Stückes in Anbetracht des Sonntags nicht das Mindeste zu erinnern ist. Die Aufführung selbst nun anlangend, vermögen wir jedoch nur — viele der besten Kräfte, wie die HH. Spahn, Jauß, Fräulein Spahn und Frau Mutschlechner bekleideten untergeordnete Rollen — die Leistungen der Frau Schulz (Aebtissin) und des Herrn Müller (Emir) als vorzügliche und durchaus gelungene zu bezeichnen. Herr Faber (Balduin) befriedigte trotz der schönen und höchst dankbaren Rolle ganz und gar nicht; er war, selbst in den ergreifendsten Situationen, in Spiel und Sprache alles Gefühles bar, abgesehen von dem sehr fühl-, resp. hörbaren Mangel gehörigen Memorirens, was auch bezüglich mehrerer anderer Mitwirkenden gilt, da sich selbst in den entferntesten Theilen des Hauses die senore Stimme des Soufleurs allzudeutlich vernehmen ließ. Bei Fräul. Bärenfeld (Emma) trat der bereits erwähnte Mangel wieder nur allzusehr hervor. Das Haus war in der zweiten Gallerie stark besetzt, schwach dagegen im Parterre und noch schwächer auf der ersten Gallerie, bezüglich welch' letzteren Platzes sich die Mängel des jetzigen Billet-Systems stets am meisten fühlbar machen.

Von unbekannter Hand kam der Redaktion nachstehender, die hiesigen Theaterverhältnisse betreffender Aufsatz zu. Dadurch, daß wir demselben, seinem ganzen Wortlaute nach, gerne die Spalten öffnen, glauben wir am besten zu beweisen, wie sehr uns daran gelegen ist, durch eine sachverständige und unbefangene Besprechung obiger Verhältnisse eben so sehr dem Interesse des geehrten Publikums, wie

Digitized by Google

der Ausbildung der Darsteller selbst förderlich zu seyn.

* * *

Die allzuflüchtige Beurtheilung, welche die erste Opernvorstellung dieser Saison „der Freischütz" vom Theaterrezensenten der „Erheiterungen" erfuhr, veranlaßt die nachfolgenden Bemerkungen über das Theaterunternehmen des Herrn Direktor Spahn. Denn jedenfalls liegt es im Interesse des Publikums wie des Theaterunternehmers, daß nicht bloß eine Stimme ihr Urtheil ausspreche, namentlich wenn dieses keineswegs immer unbefangen erscheint. Insofern stimmt man mit dem † Rezensenten überein, daß der Totaleindeuck der Aufführung des „Freischütz" ein recht „günstigee" war. Wer aber unbefangen urtheilt, mußte mehr sagen, als daß man in mehreren Mitgliedern Kräfte kennen gelernt habe, die „zur Aufführung der meisten kleinen Opern genügen dürften." Zu den kleinen Opern gehört „Freischütz" nicht, eben so wenig „Annchen" zu den kleinern Paetien. Wenn aber derartige Partien musikalisch wie dramatisch so vortrefflich ausgeführt werden, als an jenem Abende von Frau Mutschlechner, so wäre es mindestens eine Pflicht der Gerechtigkeit gewesen, dieß hervorzuheben. Frau Mutschlechner teug jedenfalls den Peeis des Abends davon, wie ja auch der Applaus des Publikums bewies. Darum ist sie an erster Stelle zu nennen. Agathe (Fel. Echtermeyer) war dagegen direkt schwach; eine erste Sängerin darf vor allen Dingen nicht detiniren und muß auch durch ihr Spiel zeigen, daß sie sich ihrer dramatischen Aufgabe bewußt ist. Auch wäre der Toilette mehr Sorgfalt zuzuwenden gewesen. Herr Kopka (Mar) hat eine ganz angenehme Stimme, aber eine untergeordnete technische Ausbildung derselben. Seine Gestikulation ist monoton. Herr Merken (Caspar) spielte besser, sang aber ungenügend. Aus dem übrigen Personal waren nur noch Herr Sasse (Fürst Ottokar), der das für Spielopern wichtige Fach des Baritons bekleidet. Wir müssen leider zweifeln, daß er z. B. einen Peter in Zaar und Zimmermann durchzuführen vermöchte. Außer dem vorteefflichen Spiel und Gesang des Annchen war es die ziemlich gute Einstudirung der Chöre und das hübsche spanische Arrangement, welches den guten Totaleindruck heevorrief, wenn auch leider die Maschinerien der Wolfsschlucht sich nicht eben bewährten.

Werfen wir nun einen allgemeinen Blick auf das rezitirende Drama. Herr Spahn und Herr Jauß stehen jedenfalls obenan unter den männlichen Darstellern. Doch wollen wir deßhalb nicht verläugnen, daß Ersterer als Dr. Hagen (im „Gefängniß") die Rüge des † Rezensenten verdiente, Auch war Herr Jauß (in „Königs Befehl") des Baron von Wendel jedenfalls nicht befriedigend. Sonst so natürlich und wahr, ließ er sich hier zu überstarkem Auftragen und mancherlei Uebertreibungen der Sprache wie des Spiels (z. B. Stampfen mit dem Fuß in Gegenwart fremder Gesandten) verleiten. Herr Faber bekleidet das Fach erster Liebhaber. Mehrmals ist schon vom Herrn † Rezensenten mit vollem Recht seine undeutliche Aussprache gerügt worden. Schreien hilft nicht darüber weg, wie es Herr Faber als Major Lindeneck (Königs Befehl) that, sondern deutliches Aussprechen der Endsylben der Worte, der Endworte der Sätze. Auch wäre seinem Spiel Einiges von der Natürlichkeit des Herrn Spahn zu wünschen, der die Charakterrolle des Königs zu einem vortrefflichen Lebensbilde machte. Herr Temme (Graf de Folly) schien ein fleißiges Streben an den Tag zu legen; doch hüte er sich vor Uebertreibungen in der Komik. Frau Schulz war in ihrer Darstellung der neugierigen Plauderhaftigkeit eben so vortrefflich, wie neulich als feine Weltfrau (Baronin Morin im „Pariser Taugenichts") und als stolzes Edelfräulein (im „Gefängniß"). Ueberall zeigt sie sich als denkende, verständige Schauspielerin. Hier müssen wir auch des Fräul. Spahn gedenken, Ihre jugendliche Erscheinung ist immer wohlthuend, ihr Spiel meistens richtig. Aber warum nicht natürlich? Natürlichkeit, Wahrheit ist die höchste Kunst, und ein recht natürliches Spiel würde den Mangel eines klangvollen Organs leicht vergessen lassen. Fräul. Spahn denkt offenbar genau und scharf über ihre Rollen; ihre Hermine („Gefängniß") war sehr richtig aufgefaßt, aber die Julie („Königs Befehl") verlor durch jenes Haschen nach Effekten und Pointen. Wenn wir Fräul. Bärenfeld, Hrn. Münzel, Hrn. Müller und noch einige der Darsteller untergeordneter Fächer nicht nennen, so geschieht es, weil die † Rezensionen sie bereits gewürdigt haben. Dagegen müssen wir im Schauspiel ebenfalls noch die Leistungen der Fr. Mutschlechner („Anna—Liebesbrief", „Fr. Greviu—Kunst zu gefallen") mit um so vollerem Lob anerkennen, als sich dieselbe Künstlerin auch im Vaudeville („Kataplan") als vortreffliche Darstelleein zeigte.

Alles zusammengenommen, haben wir bis jetzt volle Gelegenheit gefunden, das Unternehmen des Herrn Spahn als ein gutes zu eekennen. Wenn er aber in der Oper die Partien der ersten Sängerin, des zweiten Tenors, des Baßbuffo, im Schauspiel mehrere untergeordnete Fächer mit wirksamern und genügendern Kräften besetzen könnte, so würde dieß für das übrige vortreffliche Personal von größtem Vortheil seyn und vorzüglich auch den Besuch des Theaters, so wie die Theilnahme des Publikums am Gange der Vorstellungen bedeutend erhöhen.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 169 22. Oktober 1852.

Emma's Herz.

Fortsetzung.)

Als Louise Nachmittags wieder in ihr Zimmer gegangen war, fragte der Graf Emma, was sie über die verbrecherische Anna beschließen wolle, die noch immer in demselben Zimmer eingeschlossen war, in welches man sie am ersten Abend gebracht hatte.

Emma erinnerte den Grafen daran, daß er Anna mit seinem Ehrenworte Strafloſigkeit zugesichert hatte.

„Allerdings" — versetzte der Graf — „aber hier in B** kann sie nicht bleiben; es würde ihrer Tochter schwer fallen, sie sehen zu müssen; und obwohl die Leute hier im Orte nicht wissen, daß diejenige, welche seit so vielen Jahren fälschlich für das Fräulein von R** gegolten hat, ihre Tochter ist, so wissen sie doch, daß sie irgend einen Unterschleif begangen hat; und schon deßhalb würde man sie künftig nicht unter sich dulden!"

Emma schlug vor, daß Anna B** verlassen und sich nach ihrem Belieben irgendwo einen Aufenthalt wählen, in diesem Falle aber von Emma zeitlebens hinreichende Unterstützung erhalten sollte. — „Denn" — setzte Emma hinzu — „ihr Vergehen ist zwar groß, aber der Beweggrund dazu war doch Mutterliebe; und Gott hat ihre böse That zum Besten gelenkt, indem er mich zu guten Menschen gebracht hat, die mich in Wohlstand, Tugend und Gottesfurcht erzogen haben. Der Herr des Himmels vergelte ihnen ihre zärtliche Liebe! Auf Anna kann ich nicht zürnen, sie ist meine Amme gewesen, sie hat mich in den ersten Tagen meines Lebens gepflegt — Friede und Vergebung sey mit ihr." —

Hierauf begab sich Emma in das Zimmer, in welchem Anna sich ihrem eignen ausdrücklichen Wunsche gemäß aufhielt, um allen neugierigen Blicken und Fragen der Dienerschaft zu entgehen. Als sie Emma erblickte, sank sie weinend zu ihren Füßen. Emma ließ sie jedoch sogleich aufstehen, bat sie, kein Wort weiter über das Vergangene zu sprechen, und kündigte ihr an, daß sie noch desselben Tages in Begleitung eines Dieners des Grafen mit ihren Sachen zu ihrer Schwester nach R** gebracht werden solle und sich von da aus begeben könne, wohin sie wolle. Zugleich theilte sie ihr die Maßregeln mit, welche zu ihrer lebenslänglichen Versorgung getroffen worden waren, versicherte sie ihrer Verzeihung, beruhigte sie wegen des Schicksals ihrer Tochter und forderte sie auf, Gott um Vergebung ihres schweren Verbrechens zu bitten. Dann steckte sie ihr heimlich eine kleine Geldsumme in die Hand, wünschte ihr alles Gute für ihr übriges Leben und eilte hinaus, ohne auf die weinende Frau zu hören, welche überlaut den Segen des Himmels auf den Engel herabrief, der so großes Unrecht mit Wohlthaten vergalt.

Seitdem Fridolf Tyrell erfuhr, daß Emma nicht die Tochter des Inspektors, sondern das reiche hochgeborne Fräulein R** war, hatte er sie nicht wiedergesehen, weil er sich dazu nicht Kraft genug zutraute. Während die Zeit, da Emma noch im Hause des Inspektors verweilte, um ihren kranken Pflegevater zu warten, hatte er sein Zimmer nicht verlassen, so oft ihn nicht seine Geschäfte ans Komptoir fesselten. Sein Kummer machte ihn gefühllos für Alles; Alles, was ihn umgab, quälte sein krankes Herz. Er floh die Menschen und suchte in der Einsamkeit Trost, ohne denselben zu finden. Obwohl ihm Emma's Abscheu vor einer Verheirathung mit ihm schon längst alle Hoffnung auf ihren Besitz genommen hatte, so hatte er doch bisher immer noch einen Funken von Hoffnung bewahrt; allein jetzt war auch dieser Funke erloschen. Seiner selbst, seiner Beschäftigung, der ganzen Welt überdrüßig, wünschte er sich den Tod, der freilich den gesunden starken Jüngling floh. In dieser Stimmung faßte er den übereilten Entschluß, B** zu verlassen. In dem Wechsel der Luft, der Gegenstände, der Umgebungen glaubte er einen lindernden Balsam für sein unruhiges Herz zu finden. Er hatte in Kopenhagen einen Vatersbruder, der ein reicher Kaufmann war; zu diesem beschloß er zu reisen und sich auf dessen Komptoir oder auf einem andern geeigneten Platz dem Handel zu widmen.

Er ging zu dem Grafen und erbat sich seinen

Digitized by Google

Abschied. Der Graf, welcher Mitleid für den jungen Mann fühlte und recht wohl wußte, woher seine Bläße, sein wildes Aussehen und sein verstörter Blick rührte, wollte ihm den Trost nicht nehmen, seinen Geburtsort verlassen zu können. Wird uns die Gegend, in der wir geboren wurden, die unsere Kindheit sah und die Asche unserer Eltern bewahrt, wird uns diese verhaßt, so muß das Herz tief verwundet seyn. So dachte der Graf. Er gab daher Fridolf die Zusicherung, daß er, obwohl der Graf mit der Verwaltung seiner Stelle sowohl, als mit seinem übrigen Benehmen völlig zufrieden sey, doch ungehindert B** verlassen könne, sobald der Inspektor so weit hergestellt wäre, die Hammerwerksrechnungen von ihm übernehmen und prüfen zu können.

Einen schweren Augenblick hatte Fridolf noch zu bestehen. Das einzige Band, das ihn noch an seine Heimath knüpfte, war seine Schwester Henriette, die er zärtlich liebte. Sein Abschiedsbesuch im Pfarrhause war daher eine der schrecklichsten Stunden seines Lebens. Erst nachdem er von der trostlosen Schwester Abschied genommen, nachdem er die weinenden Freunde, die ihn ein Stück Weges geleiteten, verlassen, nachdem er sich von den Armen, die seinen Hals umschlangen, und von den Händen, welche zärtlich die seinigen drückten, losgerissen hatte, erst da athmete er leichter.

Er sah Emma vor seiner Abreise nicht, denn sie wohnte damals längst im gräflichen Schlosse; und Fridolf hielt sich bei den täglichen Besuchen, welche sie im Hause des Inspektors machte, stets in seinem Zimmer. Ehe er abreiste, besuchte er nochmals das Grab seiner Eltern und vergoß bittere Thränen auf demselben; dann schwang er sich in den Wagen, der ihn weit, weit hinweg von Allem, was die Erde Liebes und Theures für ihn hatte, führen sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Hobbes oder Rousseau.

(Schluß.)

Der Papa freute sich wie ein König nnd sprach den Kleinen Muth zu, ja eben wollte er sie vom Stapel laufen lassen, als die englische Pflegemutter mit Futter eintraf und zu ihrem Schrecken das Wagestück der Kinder und die Unbedachtsamkeit des Papa's im Werke sah. Zum Erstenmale entstand hier eine Dissonanz zwischen dem alten Spatzert und seiner Lady. Ersterer wollte haben, daß die Kinder ausfliegen und sich einmal tüchtig in der Welt umsehen sollten. Letztere bestand darauf, sie wollte denselben erst eine Erziehung geben, damit sie einst ihr Glück machen könnten. Der Papa aber hatte die Ansicht und Grundsätze von Rousseau, daß nämlich jedes lebende Wesen, der Mensch gar nicht ausgenommen, in der Wildniß und Wildheit am glücklichsten sey, und daß man sich in dem Grade von der Glückseligkeit entferne, in welchem man an Kultur und Politur zunähme.

Das Finkchen dagegen war ganz anderer Ansicht. — Es war ein halbes Jahr bei einem Anhänger des großen Philosophen Hobbes in Holland in einem Vogelbauer gefangen gewesen und hörte diesen Gelehrten häufig behaupten, daß der Mensch, dieses Halbthier, von Natur aus bösartig sey und nur durch Erziehung und Kultur human würde. Auch habe es in der übrigen großen Thierklasse dieselbe Bemerkung gemacht, indem es nämlich noch vor drei Tagen auf dem Heumarkt in Köln einen Bären so artig tanzen gesehen, daß er männiglich in Entzücken versetzte, so daß er von den Damen mit dem feinsten Zuckerbrod überhäuft wurde und so wahrscheinlich auch aller Orten, wo er sich produzirte, wogegen seine zottigen Verwandten in den Wäldern Polens das kümmerlichste Leben führen müßten, ein Loos, das sie auch verdienten, weil sie hartnäckig in ihrer Rohheit fortlebten.

Aehnliche Beispiele von Geschicklichkeit erzählte sie aus dem Reiche der Vögel; auch habe sie selbst beim Herrn Professor großen Beifall gefunden, weil sie ihr Essen und Trinken in zwei elfenbeinernen Wägelchen an ihren Käfig gezogen, und Aehnliches mehr. — Herr Spatz-Rousseau aber ließ sich nicht irre machen. — Er rief den Kindern: „Macht euch fertig, marsch!" und fort war der undankbare Alte mit der tollkühnen Brut.

Mit zerrissenem Herzen und in bangster Erwartung saß das Finkchen im dichsten Laube des Baumes; es dachte über den schwarzen Undank der ganzen Sperlingsfamilie, welche sie mit Wohlthaten überschüttet hatte, nach, als plötzlich zwei Schüsse fielen. — Geheime Ahnungen durchzuckten ihr das Herz. Es währte auch gar nicht lange, da kam der alte Spatz durch das Laub gestürzt, um in dem eiskalten Neste und vielleicht in dem Beistande der verschmähten Gefährtin Linderung gegen die heftigsten Schmerzen zu finden. Ein Bein war ihm weggeschossen, ein Auge hatte ihm das unerbittliche Blei geraubt, ja, was noch weit beängstigender war, er klagte über brennende Schmerzen in der Brust; auch floß häufiges Blut unter dem Gefieder hervor, so daß kein Zweifel mehr obwaltete, daß noch ein tödtliches Metall in seinem Körper ruhe.

Das Finkchen stürzte unter Thränen an's Kran-

Digitized by Google

kenlager und bat dringend um Nachricht über die Kinder. — Mit gebrochener erschütternder Stimme erzählte der unvorsichtige Vater, wie sie zusammen in einer Scheune eingebrochen seyen, um ihren Appetit am goldenen Waizen zu stillen; wie der Bauer mit einem Schuß ihn selbst so jammervoll beschädigt, während der Sohn des Bauern mit einer Vogelflinte die sämmtlichen Kinder hingestreckt habe. Diese Nachricht durchbohrte das zarte Herz des Finkchens. Der unglückliche Sperling wollte weiter erzählen, indessen die unerbittliche Parze durchschnitt ihm den Lebensfaden, und das Finkchen saß wie versteinert über den Wechsel der irdischen Dinge vor der entseelten Hülle. Wehmüthige Gefühle durchzuckten sein Inneres. Ein tiefes Heimweh nach Old-England ward in dem kleinen Herzen wach; es schwang sich in die Lüfte, spähte nach den Hochwäldern Albions und segelte für immer dahin, fest entschlossen, im Fall es sich je wieder verheirathen und mit Kindern beschenkt werden sollte, denselben eine Erziehung nach Hobbes und nicht nach Rousseau'schen Prinzipien zu geben.

Es lebe die Kultur!

Trost und Erhebung.

Was verlangst du auf der schroffen
Und so rauhen Erdenbahn?
Du, o Christ, darfst Alles hoffen,
Schließt Du fest an's Kreuz Dich an!
Hat Dich Schmerz und Leid betroffen,
Sey dem Kreuze unterthan!
Gottes Reich zeigt Dir sich offen,
Wand'le muthig himmelan;

Allen Menschen wird im Leben
Leid und Freude zugetheilt;
Jenen wird das Kreuz erheben,
Der zu ihm voll Sehnsucht eilt,
Und im frommen gläub'gen Streben
Gern an seinem Fuße weilt;
Wer wird lang im Leid erbeben?
Da das Kreuz die Schmerzen heilt.

An dem Kreuze blüht Entzücken
Und des Friedens Seligkeit;
Soll Dich, Christ, der Lorbeer schmücken,
O, so halte Dich bereit!
Nimm das Kreuz auf Deinen Rücken,
Deine Kraft sey ihm geweiht!
Und will es Dich niederdrücken,
Gott der Herr hilft jederzeit.

Auf des Kreuzes Dornenwegen
Ging der Heiland Allen vor;
Und er wandelte in Segen,
Was der Mensch dereinst verlor:
Labsal strömet Dir entgegen,
Kühner dringt Dein Geist empor:
Vor des Kreuzes harten Schlägen
Zittert nur der feige Thor.

Will auch Alles Dir entschwinden,
Was Dein Herz mit Glück erfüllt, —
In dem Kreuze wirst Du finden,
Was Dein frommes Sehnen stillt;
Aus des Lebens Irrgewinden
Führt Dich des Erlösers Bild;
An sein Wort sollst Du Dich binden,
Mächtig ist des Kreuzes Schild.

M. E. z. Bentheim.

Theater.

† Aschaffenburg, 20. Okt. In der letzten Numer der „Erheiterungen" glaubten sich einige, angeblich tägliche (?), Besucher des hiesigen Theaters berufen, im Interesse des Publikums und des Theaterunternehmers, wie sie sagen, zu der Besprechung der Theaterverhältnisse auch ihr Scherflein beitragen zu sollen. Hätten sich nun diese Herren damit begnügt, lediglich ihre Beurtheilung, sey sie auch von der meinigen total verschieden, von sich zu geben, so wäre hiegegen nicht das Mindeste zu erinnern gewesen, da es ja einem Jeden frei steht, seine eigenen Ansichten zu haben. Wenn sich dieselben aber unterfangen, mein Urtheil ein nicht immer unbefangenes zu nennen, so sind sie hierüber den Beweis schuldig geblieben. Dieselben wollen vor Allem in der kurzen Rezension der Aufführung des „Freischütz" eine Befangenheit erblicken; allein, wie ein solches Urtheil möglich, ist schwer abzusehen. Oder sollten die Einsender den Grund dieser Kürze nicht ahnen? Er liegt einfach in dem Umstande, daß die Leistungsfähigkeit von Sängern nach einer einzigen Aufführung nimmermehr mit Sicherheit beurtheilt werden kann, und man sonach leicht Gefahr läuft, einem Theile Unrecht zu thun. Diese Ansicht theilen nun freilich die Einsender nicht; sie urtheilen nach jener einzigen Aufführung mit einer Sicherheit, als hätten sie ihre Beobachtung schon auf eine lange Zeit erstreckt. Es wäre aber besser gewesen, der bei dem erstmaligen Auftreten vor einem bisher fremden Publikum fast immer obwaltenden Befangenheit, wie etwaiger momentaner Belegtheit der Stimme (was bei Fräul.

Digitized by Google

Echtermeyer der Fall gewesen zu seyn scheint) ꝛc., billige Rechnung zu tragen und mindestens noch eine weitere Vorstellung abzuwarten, als durch ein allzustrenges und voreiliges Urtheil den Sängern von vornherein den Muth zu benehmen, der ohne dieß gering seyn muß, wenn sie so viele leere Räume vor sich sehen.

Was die Leistungen der Frau Mutschlechner als Annchen anlangt, so befand sich Referent unter Denen, die ihr deßhalb den lebhaftesten Beifall spendeten, und ist derselbe mit dem bezüglichen Urtheile der Einsender vollkommen einverstanden; die namentliche Erwähnung derselben unterblieb aber deßhalb, weil man sich aus den angeführten Gründen dießmal mit einer allgemeinen Besprechung begnügen zu müssen glaubte; den Leistungen der Genannten hat man bisher, wie leicht zu ersehen, alle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Bezüglich des Drama's sind die Einsender in den meisten Punkten mit mir einverstanden, und wird nur an Fräul. Spahn der Mangel an Natürlichkeit des Spieles getadelt. Hie und da mag diese Bemerkung einigermaßen wahr seyn; aber haben die Einsender jene nicht als „Pariser Taugenichts" gesehen? Wenn hier nicht ihr ganzes Spiel den Stempel der Natürlichkeit trug, dann gibt es überhaupt keine solche auf der Bühne.

Was den Rath der Einsender betrifft, Herr Spahn möchte die Partien der ersten Sängerin, des zweiten Tenors und des Baßbuffo mit besseren Kräften besetzen, so wünscht man zwar auch selbst, eine gute Oper zu besitzen; so lange aber Herrn Spahn von Seiten des Publikums keine reichlicheren Mittel, wie leider bisher, geboten werden, möchte in jenem Rathe, mindestens zur Zeit, eine kleine Unbilligkeit liegen. Das hiesige Publikum verzichtet auch gern auf Vorführung solcher Opern, die bedeutende Kräfte voraussetzen; es weiß, daß es hiezu dem Unternehmer die hinlänglichen Mittel nicht zu bieten vermag; so viel ist ferner auch nach jener ersten Aufführung gewiß, daß die Kräfte, wie sie uns vorgeführt wurden, zu den bedeutenden erklärlicher Weise nicht gehören, darum das Urtheil des Referenten, da der Eindruck der ersten Oper nur im Allgemeinen ein günstiger war, daß diese nicht zur vollkommenen Aufführung von großen, wohl aber von kleineren durchaus genügen dürften. Die Belehrung, daß der „Freischütz" nicht zu den kleinen Opern gehöre, wird dankbar hingenommen, war aber durchaus unnöthig, da sie nur aus einem Mißverständnisse des dort Gesagten hervorging.

Schließlich noch folgende kurze Bemerkung:

Referent ist weit davon entfernt, sein Urtheil als allein kompetent gelten lassen zu wollen; im Gegentheile, es kann ihm nur erwünscht seyn, wenn die Bühnenverhältnisse einer mehrseitigen Besprechung unterstellt werden, nur muß solches in urbaner Weise geschehen und nicht mit einem Vorwurfe um sich geworfen werden, den man nicht zu begründen im Stande ist und der deßhalb als ein höchst frivoler zurückgewiesen werden muß.

* * *

Die gestrige Aufführung des Schauspieles „Bürger und Molly" von Mosenthal anlangend, so hat wohl Niemand ohne Befriedigung das Haus verlassen, welches leider abermals schwach besetzt war. Diese Erscheinung muß um so mehr befremden, als uns von Herrn Spahn ein Stück von anerkannt klassischem Werthe geboten wurde, während man im vorigen Jahre bei der Aufführung der werthlosesten Stücke das Haus gefüllt sah.

Die einzelnen Leistungen anlangend, so war Herr Faber (Bürger) dießmal um Vieles besser, in einzelnen Situationen sogar vorzüglich. Gleich daneben aber verfiel derselbe wieder in eine allzumonotone Deklamation, ohne jede Nüancirung, so daß durch diese Schattenseiten der Gesammteindruck seines Spieles leiden mußte. Fräul. Bärenfeld (Dora) gab sich alle Mühe, ihrer schönen und allerdings schwierigen Rolle zu genügen. Hr. Merken (Gleim) war, namentlich im ersten Akte, recht gut. Vorzüglich war wieder Fräul. Spahn (Molly) und verdient bezüglich derselben erwähnt zu werden, daß sie stets ihre Rolle vollständig inne hat und der Nachhülfe des Soufleurs nur sehr unmerklich bedarf. Herr Spahn (Onkel Christian) war, wie immer, trefflich. Herr Jauß bewegt sich am glücklichsten in den Rollen komischer Alten; ernste Rollen, wie die gestrige, stehen ihm nicht so gut an.

Mit den Leistungen der übrigen Darsteller, so wie überhaupt mit dem Ensemble, hatte man allen Grund, zufrieden zu seyn.

Logogryph.

Ich darf den Blick den mächtigen nur heben,
Er sagt Euch mehr, denn Andrer Bild und Wort;
Es tritt der Faltenwurf der schlummernde in's Leben,
Und zur Begeist'rung reißt mein Spiel Euch fort.
Bewahr das Herz vor meinem finstern Wüthen,
Nimmst von dem großen Namen Du den Fuß;
Es raubt mein Geist der Seele stillen Frieden,
Mein Opfer stöhnt mich, nimmst Du Kopf und Fuß.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann,
Druck u. Verlag bei Liselle Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 170 23. Oktober 1852.

Die Einquartierung.

Roman von Caroline von Göhren.

In einee kleinen Stadt des lieben deutschen Vaterlandes war an einem schönen Sonntage Alles in unruhigee Bewegung. Die Einwohner schauten ängstlich und erwartungsvoll aus den Fenstern. Ein französisches Kavallerieregiment wae angesagt und die durch lange Einquartierung ausgesogenen Bürger sahen mit bauger Ewaetung den neuen Gästen entgegen, von denen sie nicht wußten, ob sie mit dem Wenigen, was sie ihnen zu bieten hatten, zufrieden seyn würden oder ob Mißveegnügen und harte Behandlung ihrer haeete.

Die Quartiermacher waren bereits angelangt, die Billets geschrieben, und die Hereen gingen die Häuser musternd im Städtchen herum. Es war keine leichte Aufgabe, die bezeichneten Quartiere zu finden, da die Häuser wedee in Reihe folgende Numeen hatten, noch dee Gebeauch, den Namen der Steaßen an den Ecken anzuschlagen, eingeführt wae und mancher kräftige Fluch ertönte von den Lippen dee Suchenden, denen man zuletzt, um das schwierige Geschäft zu Stande zu beingen, die Rathsdiener zugesellen mußte.

Nun, und was bekommen wie denn? mein Herr Quartiermeister, feagte die siebenzehnjäheige Tochter der Baurāthin Semlee, als eben die Namen der neuen Einquartieeung an die Thüeen der Häuser geschrieben wueden!

Einen hübschen jungen Kapitän, mein schönes Fräulein, antwoetete galant dee Quartiermeister, indem er den Namen des Kapitäns Charles Géeard substituirte. Das ist schön! eief das Mädchen, indem sie leicht wie ein Reh die Stufen des Peerons hinauf eilte. Wir haben zwei Monate lang einen alten kranken Eskadronschef gehabt, der nach Kräutern und Pflasteen eoch und in dessen Gegenwart man nicht einmal lachen durfte, da die Bleffuren an seinem Kopf ihm viel zu schaffen machten und jedes Geräusch ihm Schmeezen veeursachte. Ist der Kapitän jung, so wied ee heiter seyn, man wird scheezen, lachen, und so aus dem langen Schlaf wieder zum Leben erwachen. Sie speang trällernd in's Haus, dessen Thüe sie weit geöffnet ließ, um deste schneller dee Muttee die angenehme Nacheicht zu bringen, daß dießmal ein junger hübschee Offiziee einquartiert würde.

Lächelnd sah der Quartiermeister der lieblichen Erscheinung nach und dann auf den Namen an der Thüe. Ob ich da Gutes gestiftet habe? fragte ee den Kopf zweifelnd hin und hee wiegend. Und warum nicht? Beide sind jung, Beide frei, welch' ein Uebel könnte da entstehen?

Nun Freund Gillaume, rief eine frische jugendliche Stimme, indem ein kräftiger Schlag die Schulter des Quaetieemeisters traf, wo komme ich hin? Hierhee, mein Kapitän erwiderte dieser, indem er auf das Haus der Baueäthin zeigte. Ich hatte Ihnen erst noch eine stattlicheee Wohnung ausgesucht, allein dieß Haus enthält etwas, was allen Glanz und Pracht überwiegt, und ich möchte wohl sagen, mein Kapitän, Ihee Zeit wird nun gekommen seyn!

Ja meine Zeit, um auszuschlafen nach dem langen beschwerlichen Marsch, rief lachend Gérard, indem er in's Haus teat, und das denke ich auch redlich zu thun!

Auf der Hausflue empfing die Baurāthin mit vielen Knixen den neuen Gast, entschuldigte tausendmal, daß der enge Raum ihrer Wohnung ihe nue gestatte, dem Heern Kapitän ein Zimmer anzubieten, und fragte schließlich, ob derselbe auf seinem Zimmee zu speisen befehle, oder ob er es vorziehe, mit dee Familie zu essen.

Ermüdet, wie er es wae, und von der langen Rede gelangweilt, wollte Géeaed eben antwoeten: daß er den Familienkreis durch seine Gegenwart nicht stöeen wolle, als ein Blick in dem gegenüber hängenden Spiegel plötzlich seinen Entschluß änderte

Von Neugieede geteieben hatte Louise, um den Gast einige Augenblicke früher zu sehen, die Thür des Wohnzimmers geöffnet, und ihe blondes Lockenköpfchen lachte dem jungen Offizier so reizend und schelmisch aus dem Spiegel entgegen, daß ee schnell erwideete: „wenn er hoffen dürfte, daß seine Gegenwart den Damen nicht unangenehm sey, ee

unendlich vorziehen würde, in Ihrer Gesellschaft zu bleiben, und daher um die Erlaubniß bäte, zu Tische hinunter kommen zu dürfen.

Er ist jung, er ist hübsch und er ist galant, jubelte Louise, als die Mutter in's Zimmer trat, „ich werde tanzen, mich amüsiren, wir werden Partieen machen und Herr Gérard wird mein Begleiter seyn!

Kind, Kind, warnte die Mutter, mache nicht zu große Pläne, denke doch, Gérard gehört zu den Feinden unseres Vaterlandes, er ist Franzose!

Wir sind ja mit den Franzosen alliirt, rief das Mädchen, und dann hat eine Frau auch keine Feinde! Du Mama, liebst im Herzen ja auch diese liebenswürdige Nation, deren Vorzüge schon einer unserer größten Dichter anerkannte, denn Schiller sagt: „Wohl taugt ihr mit dem Schwert hinein zu schlagen, der Franke nur weiß Zierliches zu sagen!"

Mit diesen Worten drückte das lose Kind einen zärtlichen Kuß auf die Lippen der besorgten Mutter und sprang lachend zur Thür hinaus, um ihre Toilette zu ordnen und so den günstigen Eindruck noch zu erhöhen, den sie sich bewußt war, auf den jungen Krieger gemacht zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

XIV.

Hochzeit.

(Fortsetzung.)

Emma hatte bereits zwei ganze Wochen im gräflichen Schlosse zugebracht und fing an, sich ziemlich heimisch darin zu fühlen. Kein Tag verging jedoch, ohne daß sie den Inspektor, die Inspektorin und Tante Gertrud besuchte, die sie fortwährend Vater, Mutter und Tante hieß. Alle Drei konnten sich nur schwer in Emma's Verlust finden; so oft sie aufstand, um Abschied zu nehmen, kostete es ihnen einige Thränen. Der alte Hilbert nahm sichtbar ab; der Kummer hatte ihn — wie er selbst sogleich vorhergesagt hatte — eines großen Theils seiner Thätigkeit, seiner Kraft und seiner Geistesstärke beraubt. Der bittere Gedanke, daß er kinderlos war und während seines ganzen Lebens nur für entfernte Verwandte gearbeitet hatte, die nach seinem und seiner Gattin Tod die Früchte seiner vielfachen Mühen ernten sollten, nagte beständig an ihm. Als ihn außerdem noch Fridolf verließ, Fridolf, den er wie einen Sohn liebte, an den er so sehr gewöhnt war, der auf dem Komptoir stets ihm gegenüber gesessen hatte, und als an dessen Stelle ein junger, gedankenloser, flüchtiger und in allen Geschäften des Hammerwerks ungeübter Mensch trat, da wurden ihm seine Geschäfte, die er früher mit so viel Eifer und Vergnügen getrieben hatte, mit jedem Tage unerträglicher. Aber in seinem Hause war er fügsamer und besser, als je. Nie hörte man ihn jetzt mit den Dienstleuten zanken, wie früher. Früher hatte er von Morgen bis zum Abend auf seine Frau gezankt und stets Alles getadelt, was diese unternahm, allein jetzt hatte ihn der Kummer mild, freundlich und verträglich gemacht. Dieser Kummer, der an seinem Gemüthe zehrte und seine Lebenskraft untergrub, näherte ihn jedoch derjenigen immer mehr, die durch das Band der Ehe verpflichtet war, Wohl und Weh mit ihm zu theilen. Bei wem hätte er aber auch Trost suchen sollen, als bei seiner Gattin? — Diese geduldige, treue, zärtliche, fromme Gattin lernte er jetzt von Tage zu Tage mehr schätzen. Er fing an, sich öfter bei seiner Gattin aufzuhalten, sich mit ihr zu unterhalten, Zufriedenheit und Erheiterung in ihrer Gesellschaft zu finden und ihr endlich sein ganzes Vertrauen zu schenken. Welche glückliche Veränderung! Was Frau Hilbert als Mutter verlor, gewann sie als Gattin wieder und täglich dankte sie Gott sowohl für die Wunde, als für die Linderung. Aber die Dienstboten, die Hammerwerksarbeiter und Alle, welche mit dem früher so mürrischen und harten, jetzt so stillen und frommen Inspektor in Berührung kamen, sprachen unter sich: — „Der alte Hilbert lebt gewiß nicht mehr lange." —

Die liebenswürdige anspruchslose Emma blieb sich immer gleich: dieselbe Schüchternheit, wie früher, dieselbe Vergessenheit ihrer eignen Vorzüge, dieselbe innige Güte, dieselbe zuvorkommende Artigkeit gegen Alle, die ihr nahe kamen. Der Graf und die Gräfin machten mit ihr Besuche in der Nachbarschaft und stellten sie als Fräulein Emma von R**, die eigentliche und rechtmäßige Erbin Yrehammar, Krouberga, Kalknäs, Billing und fünf anderen großen, in der Nähe gelegenen Gütern vor. Die Geschichte der Kindervertauschung konnte dann nicht unerwähnt bleiben; doch suchte man stets so schnell als möglich darüber hinweg zu kommen und hütete sich sehr, den Umstand, daß Louise das Kind der Amme war, zu erwähnen, sondern gab vor, daß die Amme von weitläuftigen Verwandten des gräflich R**schen Hauses durch große Geschenke bewogen worden sey, die einzige reiche Erbin gegen ein armes Fräulein desselben Namens zu vertauschen und später aus eignem Antrieb das Kind gegen die verstorbene Tochter des Inspektors vertauscht habe.

Manche glaubten diese zur Hälfte wahre, zur Hälfte ersonnene Erzählung, Manche zweifelten an

Digitized by Google

der Wahrheit derselben und wußten nicht, was sie denken sollten. Doch zweifelte Niemand daran, daß Emma die ächte Erbin der R**schen Güter sey, da sie von dem Grafen als solche anerkannt und von Louisen nicht angefochten wurde. Man wünschte dem neuen Fräulein von Herzen Glück, denn man fand sie unendlich liebenswürdiger, als Louisen.

Bald aber vergaß man die Personenveränderung, die Anfangs den Gesprächsgegenstand in allen geselligen Kreisen ausgemacht hatte, völlig und gewöhnte sich daran, die frühere Inspektorstochter als das reiche Fräulein R** und als Graf H***s Verwandte und künftige Schwiegertochter — auch davon hatte der Graf einen Wink überall hinfallen lassen — zu betrachten. Man argwöhnte jedoch nun mehr als je, daß der Graf seinen Sohn nur mit den Gütern Yrehammar, Kronberga, Kalknäs, Billing u. s. w. ohne Rücksicht auf deren Besitzerin verheirathen wollte; und da es der Himmel so günstig gefügt hatte, das die Besitzerin aller dieser Herrlichkeiten zugleich diejenige war, für welche das Herz des jungen Grafen glühte, so erwartete man sehr bald eine Hochzeit in B**.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

. . . . . Mein Erwachen auf dem Fahrzeuge, welches in der Bai von Catania lag, war in der That ein höchst romantisches; im ersten Augenblick glaubte ich wirklich, ich befinde mich gleich einem zweiten Aeneas an Erebus' Pforten. Die kleine Bucht, in welcher wir vor Anker lagen, umstarrten von allen Seiten schwarze, riesige Felsen, ein Andenken an die Lavaströme des Jahres 1669, und in den abentenerlichsten Gestalten sich vor meinem erstaunten Auge darstellend. Cantama selbst steht auf einem zu Stein gewordenen Lavaboden, und gleicht einer Insel, die von zwei nun erstarrten Feuerströmen umgeben ist. Der erste derselben schreibt sich aus dem Jahre 1329 her und läuft rechts, der andere ist 300 Jahre jünger und umgibt die Stadt von der linken Seite. Zur Zeit, als dieser sich neun Meilen weit als glühende Lava fortwälzte, begrub er auf seinem Laufe alle ihm im Wege stehenden Städte und Dörfer, ergoß sich dann auch über Catania, von dem er nichts als das Kloster des heiligen Benedikt übrig ließ, und senkte sich zuletzt in die Wogen des Meeres, das, gleichsam erschreckt von dem feurigen Strome, bis auf eine halbe Meile zurücktrat. Zwei gleich furchtbare Gewalten lagen damals mit einander im Kampf, doch endlich blieb der Ozean Sieger. Mit wachsender Macht stürmten die salzigen Wellen gegen den langsam erkaltenden Strom und traten in ihre alten Rechte; die noch weichen Lavamassen thürmten sich durch den Widerstand der kochenden See zu Felsen auf, und geben dadurch noch heute Zeugniß von dem Ringen der zwei sich feindlich gegenüberstehenden Elemente und von dem endlichen Erliegen des Feuers. Was sind alle Kämpfe der Menschen im Vergleich zu demjenigen, der hier geführt worden seyn mußte und dessen Merkzeichen in jedem der phantastischen Gebilde eingegraben sind, die wir heute vor uns sehen? Hier schießt ein Fels gleich einer Nadel aus der Fluth und blickte drohend auf uns herab, dort hat sich ein Gewölbe gebildet, an das die schaumbedeckten Wogen andonnern; hie und da endlich sind Kessel und Höhlen entstanden, die nun unzähligen Schaaren von wilden Tauben Zuflucht und zum Aufenthalt dienen. Bedenkt man, daß alle diese Gebilde das Gewand der Trauer tragen, und wie in ein Leichentuch gehüllt sind, so ist es wohl sehr natürlich, daß dem Beschauer sich der Gedanke aufdrängt, er stehe wohl an den Pforten der Hölle. Hat zu Aischylos' und Pintars Zeiten die Bucht von Catania so ausgesehen, wie heute, so ist leicht zu begreifen, warum diese Dichter in ihrer aufgeregten Phantasie gerade hierher den Eingang zu Pluto's finsterm Reiche verlegten, und die Ufer ringsum mit den schreußlichen Kyklopen und Lästrigonen bevölkerten.

Um neun Uhr Morgens erst geruhte der Intendant der Seepolizei ans Ufer zu kommen und zur Durchsicht unseres Speronaro zu schreiten. Mittelst eines ungeheuern Fernrohrs las er die Papiere des Kapitäns und unsere Pässe, welche ein am Schnabel des Schiffes aufgestellter Matrose über die Theerjacke ausbreitete und auf diese Art dem bewaffneten Auge des Beamten zugänglich machte. Nach Durchsicht und Prüfung jedes einzelnen Dokuments wurde es mit einer langen eisernen Zange in Empfang genommen, und nachdem diese eben so lange als langweilige Prozedur vorüber war, der Kapitän aufs Verdeck gerufen, um zu beschwören, daß sich kein Kranker am Bord befinde. Auch dieser Formalität wurde Genüge geleistet und uns endlich die Erlaubniß ertheilt, ans Land zu steigen.

Nach einer schlaflos auf dem Schiff zugebrachten Nacht fühlte ich vor Allem das Bedürfniß, meinem durch die Reise etwas heruntergekommenen Leichnam wieder aufzuhelfen und den müden Gliedern in einem der schwellenden Betten des prächtigen Hotels des Signor Abbate erst die nöthige Spannkraft zu geben, ehe ich zur Besichtigung der Stadt und zur Besteigung des höchsten europäischen Vulkans schritt. Im Rathe der Götter jedoch war es anders beschlossen. Für die ganze Reise, in welcher der Gipfel des alten Aetna den Glanz-

Digitized by Google

punkt bildete, hatten wir uns einem gewissen Marlet, einem in Palermo ansäßigen Franzosen, in Entrepeise gegeben und waeen fonach in gewisser Hinsicht von dessen Dispositionen abhängig. Dieser nun wollte von keinem Aufschub höeen und zwar voenämlich deßhalb, weil, wie er sagte, das Wettee so ausgezeichnet schön und auch nicht das geringste Wölkchen am Himmel zu sehen sey. Dieser glückliche Umstand konnte sich seinee Meinung nach jeden Augenblick ändern; und ihn zur Ersteigung des Bergkolosses aufs Schnellste zu benutzen, war dahee das Rathsamste, was man thun konnte. „Cantania bleibt Ihnen ja immee noch nach dee Rückkehr;" mit diesem wichtigen Aegument brachte er alle Wenn und Aber zum Schweigen, und als wir gae schon die bereit stehenden Wagen, Führer und Maulesel erblickten, die nur auf uns warteten, um sich in Bewegung zu setzen, so faßte ich mich mit Ergebung in mein Schicksal, reckte die steifgewoedenen Gliedee ein paar Mal aus, und folgte, wohin die selbstgewählte Bestimmung mich rief.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein amerikanisches Blatt erzählt folgende wahre Begebenheit aus den deeißiger Jahren. Ein Gutsbesitzer in Kentucky hatte einen schwärmerisch-frommen Neger, den er im Ganzen mild und menschlich behandelte. Obgleich er selbst nicht zu den Tugendspiegeln im Lande gehörte, pflegte er die Christlichkeit seines Negers als ein Mirakel heeauszustreichen. Eines Sonntags hatte er Besuch; es wurde staek getrunken. Das Gespräch kam auf das schwarze Gesinde, und der Hausherr peahlte mit seinem Neger, dee die Religion fester halte, als zehn Bischöfe. Sein Gast lachte und rief: Dummes Zeug! Ich will jedem Schwarzen in einer halben Stunde seinen Gott aus dem Leibe peitschen. Der Hausherr widersprach und es kam zu einee Wette! Man rief den Neger und die beiden Ehrenmännee sagten im eine schauerliche und gotteslästerliche Abschwörungsformel voe mit dem Bedeuten, er habe kein Recht, den Christen zu spielen, wie seine weißen Herren, ee müsse augenblicklich den Glauben an den Heiland abschwören oder sich darauf gefaßt machen, zu Tod gepeitscht zu werden. Dee unglückliche alte Mann erstarrte vor Schrecken — er kannte den grausamen Eenst von Pflanzeespäßen — faßte sich aber bald und rief: Nein, Massa, Bitte Massa, kann nicht! Christus füe mich gestorben seyn! Bitte Massa! Seine Bitten blieben feuchtlos und die Peobe begann. Bald fiel der Neger unter den Streichen der Teeiber in Ohnmacht. Als er zu sich kam, wurde die erste Aufforderung wiederholt. Blutend, stöhnend und mit flehenden Blicken rief der Schwarze: Herr sey gepeiesen, Massa! kann nicht, Massa! Christus, er sterbe für mich, ich sterbe für Christus. Da der Gast auf dee Ausführung des Experiments bestand und betheuerte, er könne die Wette nicht aufgeben, wuede die Opeeation fortgesetzt, bis der Gast — verloren hatte. Der Neger starb unter der Peitsche.

Was eine Pariserin ist, zeichnet Leon Gozlan in folgendem lieblichen Bilde: „Die gute blaue Fee flieg eines Tages auf die Erde nieder und rief aus jeder Nation eine junge Frau in ihre Nähe, um sie zu beschenken. Sie gab der Kastillianerin Haare so schwarz und lang, daß sie ihr als Mantille dienen konnten, der Italienerin lebhafte Augen, mit der Gluth des nächtlich sprühenden Vesuvs, dee Türkin eine Fülle, rund wie der Mond und doch leicht wie Eiderdaunen, der Engländerin den Glanz des Noedlichts um die Wangen, Lippen und Schultern zerflossen, der Deutschen so schöne Zähne, als sie selber hatte, und dazu ein Herz zum Lieben, der Russin das vornehme Wesen einer Königin; sie bedachte dann auch einzelne Länder, legte den Frohsinn auf die Lippen der Neapolitanerin, den Geist in den Kopf dee Irländerin, den Mutterwitz in das Herz dee Holländerin, die frische Ruhe in das Auge dee Schweizerin, und als sie nichts mehe zu geben hatte, so erhob sie sich zu ihrem Heimfluge. „Und ich" — so rief ihr die Paeiserin, sie an iheem wallenden Gewande festhaltend, zu. „Ich habe Dich vergessen," sagte die Fee, „Du standest mir zu nahr; was kann ich Dir geben? Mein Füllhorn ist erschöpft." Sie besann sich dann und rief die Beschenkten mit den Woeten zurück: „Kinder, Ihe seyd gut, denn Ihr seyd schön, Ihe werdet mir meinen Fehler gut machen helfen; ich habe Eure Schwester von Paris vergessen; gebe also jede von Euch derselben etwas von dee Gabe, die Ihr von mir eehalten; Ihe verliert dabei wenig und macht sehr Vieles gut." Die Frauen konnten der Fee nicht zuwider seyn, und mit der Anmuth, welche den Glücklichen eigen ist, warf jede im Vorbeigehen der Pariserin einen Theil ihrer Gabe zu, und so wurde diese eeicher als alle ihre Schwesteen?

Ein Pfarrer begegnete auf einem schmalen Wege einem starkbeleibten Pächter. Da dieser nicht sogleich auswich, so sagte der Pfarrer: Man sieht wohl, daß Ihr mehe gemästet als gesittet seyd. Das kann seyn, erwiderte der Pächter, denn in den Sitten unterrichten Sie mich, mästen muß ich mich selber.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 171 25. Oktober 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Louise Semler war von jeher der Abgott ihrer nur zu nachsichtigen Eltern gewesen. Allein übrig geblieben von mehreren Kindern, die ein früher Tod ihren Armen entführte, hatte weder der Baurath noch seine Gattin es über sich vermocht, dem Liebling ihres Herzens einen Wunsch abzuschlagen, oder ihren mit den Jahren immer mehr hervortretenden Leichtsinn und ihre Genußsucht zu zügeln. Von einer Französin gebildet, war ihr die Vorliebe für Alles, was aus Frankreich kam, gleichsam anerzogen, und die Liebe zu der großen Nation, so nannte man die Franzosen damals, hatte in ihrem Herzen tiefe Wurzeln geschlagen. Der frühe Tod des Bauraths rief die Tochter in das elterliche Haus zurück, aber kaum war der erste tiefe Schmerz um den geliebten Todten überwunden, als auch schon in Louisens lebhaftem Gemüthe sich tausend Pläne für die Zukunft kreuzten und drängten. Madame Delcour hatte Paris als das irdische Paradies geschildert, und der Wunsch, die Mutter wenigstens zu einer Reise nach diesem gelobten Lande zu bewegen, ließ ihr weder Tag noch Nacht Ruhe. Jetzt, so kurz nach des geliebten Gatten Tode, sich zu diesem, wie sie ihn nannte, großen Schritt zu entschließen, wäre der Bauräthin unmöglich gewesen, das wußte die Tochter, und deßhalb wagte sie für's Erste auch nur leise auf eine ferne Zukunft hinweisende Andeutungen, allein sie hoffte auf ein glückliches Ungefähr, auf irgend einen Zufall, der den heißen Wunsch ihres Herzens in Erfüllung bringen sollte, und so erhob es Gérard sehr in ihren Augen, als sie hörte, daß er ein Pariser sey.

Alle Ermüdung vergessend, erschien Gérard bald darauf in schöner neuer Uniform wieder bei den Damen, und sich an die noch ziemlich jugendlich aussehende Bauräthin wendend sagte er auf Louise deutend: Ihre Fräulein Schwester?

Meine Tochter, antwortete sichtlich geschmeichelt die Bauräthin.

O, du Spitzbube, dachte Louise, als wenn du mich nicht gesehen hättest und als ob du nicht wüßtest, daß ich die Tochter des Hauses bin. Etwas von diesen Gedanken mochte sich wohl in dem schelmischen Blick aussprechen, mit dem sie sich gegen den jungen Mann verneigte, denn Gérard schlug verwirrt die Augen nieder, doch gewann er bald seine gewöhnliche Fassung, und indem er der Bauräthin den Arm bot, um sie zu Tische zu führen, schien sein Blick Louisen um Verschwiegenheit anzuflehen.

So entstand gleich von der ersten Begrüßung an eine Art von Einverständniß zwischen den jungen Leuten, das ihrer Bekanntschaft bald das Ansehen von Vertraulichkeit verlieh.

Bei Tische war Gérard eifrig bemüht, die Damen zu unterhalten, und da er Louisens Vorliebe, für Alles, was Französisch und vorzüglich für Paris bemerkte, so beeiferte er sich, diesen seinen Geburtsort mit den glänzendsten Farben zu schildern. Begierig lauschte Louise auf jedes Wort, und auch die Bauräthin fühlte sich von dem feinen geselligen Ton und von der angenehmen Unterhaltungsgabe des jungen Mannes so angezogen, daß sie ihn bat, ihr Haus als das seinige zu betrachten und die Stunden, welche der Dienst nicht in Anspruch nähme, ihr und ihrer Tochter zu schenken.

Ich weiß wohl, daß die Gesellschaft zweier Frauen aus einer kleinen Stadt für einen Pariser jungen Herrn nicht eben sehr anziehend seyn kann, fügte sie lächelnd hinzu, allein unser kleiner Ort bietet so wenig Zerstreuung, daß man genöthigt ist, sich eine Häuslichkeit zu schaffen, und da Ihr Regiment, wie es heißt, längere Zeit hier bleiben wird, so biete ich Ihnen die unsrige an, und bitte Sie, sich als ein Glied der Familie zu betrachten.

Mit aufrichtigem Dank nahm Gérard das Anerbieten der gutmüthigen Frau an, indem er versicherte, daß, jemehr der Soldat das stille Familienleben entbehren müsse, er um so mehr dessen Werth schätzen lerne! Ich bin zwar in Paris geboren und erzogen, fügte er hinzu, allein deßhalb ist aus meinem Gedächtniß das stille häusliche Glück

Digitized by Google

nicht verschwunden, was meine Wiege umgab und meine erste Jugend verschönte. Meine Eltern lebten größtentheils auf dem Lande und vertauschten nur ungern die friedliche Einsamkeit ihres Schlosses mit dem geräuschvollen Leben der Residenz. Die Erinnerungen der frohen in ländlicher Stille verlebten Kinderjahre stehen wie ein freundliches, leuchtendes Bild vor meinem innern Auge und zu ihnen flüchte ich zurück, wenn das Leben mich zu hart berühret.

Erstaunt sah Louise den jungen Krieger an, über dessen schönes Gesicht ein Zug tief gefühlten Weh's glitt, aber gerührt reichte die Bauräthin ihm die Hand und wiederholte nur noch herzlicher ihre Bitte, indem sie vom Tische aufstand, da das Mittagessen weit über die gewöhnliche Zeit ausgedehnt worden war.

Dienstgeschäfte riefen den Kapitän ab, doch versprach er zum Kaffee zurückzukommen und die Bauräthin ging mit der Tochter in das Wohnzimmer.

Ein lieber hübscher Mensch, sagte Madame Semler, während sie ihren gewöhnlichen Platz am Fenster einnahm und sich mit einer weiblichen Arbeit emsig beschäftigte. Fast ein Bischen zu sentimental, erwiderte Louise, ich wenigstens begreife nicht, wie man sich, wenn man in Paris lebt, nach einer ländlichen Einsamkeit zurücksehnen kann.

Du liebst das Landleben nun einmal nicht, sagte die Mutter, auch sprach der Kapitän ja nicht von Sehnsucht, sondern nur von den freundlichen Bildern seiner Kindheit, die noch vor seiner Seele ständen.

Während dieses Gespräch trat eine kleine sehr bewegliche Frau, ganz außer Athem und glühend roth, ins Zimmer.

Verzeihen Sie, meine Beste, rief sie gegen die Bauräthin gewendet, daß ich so unangemeldet bei Ihnen eindringe, allein ich bin wirklich außer mir! So wie es jetzt in der Welt zugeht! Keine Rücksicht, keine Nachsicht, nicht die Wittwe, noch die Waise wird verschont! Denken Sie sich, meine Theure, daß man auch mir Einquartierung gegeben hat.

Aber ich bin ja auch Wittwe, liebe Doktorin, sagte lächelnd Madame Semler, und ich bekomme immer Einquartierung.

Ja, Sie haben Ihr eigenes Haus, das ist etwas Anderes, allein ich wohne zur Miethe, und als ich nun gar nichts ahnend von einer kranken Freundin zurückkehre, da finde ich das ganze Haus in Aufruhr! Ein Kapitän ist mir als Einquartierung gegeben! Denken Sie sich, einer armen Wittwe ein Kapitän? Und der macht einen Höllenlärm, will zu Mittag speisen und flucht alle Donnerwetter zusammen, daß noch nicht aufgetragen ist. Freilich war es schon etwas spät und nicht viel vorhanden, denn Sie wissen, daß ich nicht an leiblichen Genüssen hänge. Ich hatte mir vom gestrigen Sonntag ein halbes Hühnchen aufgehoben, mit etwas Kompot, das verschlang nun der Vielfraß und ich selbst mußte mich mit einer Suppe begnügen.

Die Bauräthin lachte. Aber warum schickten Sie nicht in ein Gasthaus und ließen Essen holen?

Das that ich Liebste, allein Alles war aufgezehrt, nichts zu haben, und doch war es erst drei Uhr! Aber in dem erbärmlichen Neste ist Alles so durchaus kleinstädtisch!

Und bis um drei Uhr wartete der Kapitän und war dann mit einem halben Hühnchen und etwas Kompot zufrieden? Das muß ja ein außerordentlich genügsamer und geduldiger Mann seyn!

Geduldig? ich sage Ihnen ja, er fluchte ein Donnerwetter über das andre, und aß ein halbes Weißbrod dazu auf. Mein Gott, wie soll das werden, fuhr sie seufzend fort, indem sie in ihrer Arbeitstasche suchte, wenn ich den Menschen nicht los werde! Was soll aus meinen Freunden werden, die an mich gewöhnt sind, wenn ich gezwungen bin, zu Hause zu bleiben, um für die Bedürfnisse des Herrn Kapitäns zu sorgen? Dazu die Menge von Aufträgen, von Besorgungen! Wo bliebe mir bei alle diesem die Zeit zum Lesen? und ganz ohne Nahrung für meinen Geist kann ich wirklich nicht leben.

Sie übernehmen zu viel, liebe Doktorin, sagte ruhig Madame Semler, Sie sollten Ihre Lebensweise etwas vereinfachen und weniger für Andere, mehr sich selbst leben!

Wie können Sie mir das rathen! rief empfindlich die Doktorin, macht es nicht mein Glück aus, Anderen zu dienen und zu nützen, so viel in meinen Kräften steht? Aber da sieht man, fuhr sie noch immer in ihrer Arbeitstasche suchend fort, wie die heillose Wirthschaft in meinem Hause schon nachtheilig auf mich eingewirkt und mir Gedächtniß und Ueberlegung geraubt hat! Da habe ich die Baumwolle eingesteckt und habe die Klöppel vergessen, aber dem ist abzuhelfen. Louischen, liebes Kind, geben Sie mir doch aus Ihrem Schlüsselkörbchen vier Schlüssel, habe ich die Klöppel vergessen, muß ich mich mit Schlüsseln behelfen!

Lächelnd brachte Louise der redseligen Frau vier große Schlüssel. Die Doktorin befestigte die Enden ihrer Baumwolle daran und fing nun an mit großem Geklapper Schnürbänder zu klöppeln, wobei ihre Zunge in gewohnter Geläufigkeit fortfuhr, über hundert verschiedene Gegenstände zu plaudern.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Louise nahm nie an Besuchen oder Festlichkeiten Theil und zeigte sich eben so wenig im Gesellschaftszimmer, wenn fremder Besuch in B** war. Niedergeschlagen und durch das Bewußtseyn, daß sie in den Augen der Welt jetzt viel weniger als sonst galt, gedemüthigt, hatte sie den Entschluß gefaßt, sich auf einige Zeit ganz aus der Gesellschaft zurückzuziehen und erst als Baronesse K** wieder in derselben aufzutreten. Ihr glücklicher Bräutigam war noch immer in B**, und seine einzige Beschäftigung, sein einziges Studium war die Erheiterung und Aufmunterung seiner betrübten Braut. Darauf näherte sie sich ihm immer mehr mit Vertrauen und inniger Freundschaft; er sah aber allzugut, daß sich die Liebe nicht unter den Gefühlen befand, welche sie für ihn hegte; ihre Liebe besaß noch immer der undankbare Eduard. Doch hoffte der Baron Alles von der Zeit und fühlte sich schon glücklich, wenn Louise sich dann und wann ihres Kummers entschlug und sich ans Piano setzte oder der Harfe ihre süßen, schmelzenden Töne entlockte. Alle Mitglieder der Familie sammelten sich dann fröhlich um sie, um ihr Talent zu genießen; und wäre Louise nicht so thöricht gewesen, so sehr viel Gewicht auf einen adlichen Namen zu legen, sie würde gewiß durch nichts in ihrer Umgebung an das erinnert worden seyn, was sie verloren hatte.

Die Gräfin D'Alincourt blieb mit ihren Kindern noch immer in B**. Diese gute Dame gab sich zwar alle Mühe, in ihrem Benehmen gegen die beiden Fräulein R** keinen Unterschied zu zeigen; aber Emma war die Tochter ihrer verewigten Freundin und demgemäß ihr Liebling. Lange Zeit hindurch konnte sie sich in den Anblick derselben vertiefen und beendete diese Beschäftigung stets mit einem Kuß und einer Umarmung. Die Gräfin H** war gegen Louise zwar artig, aber an Emma verschwendete sie alle nur möglichen Beweise von Liebe und Zärtlichkeit, als ob sie ihr Alles ersetzen wollte, was dieselbe fast achtzehn Jahre lang hatte entbehren müssen. Der Graf begegnete Louisen mit Aufmerksamkeit und Freundlichkeit; allein Emma war von früh bis Abends der Gegenstand seiner Gedanken. Ganze Stunden beschäftigte er sich mit ihr und spielte mit ihr wie mit einem Kind.

Durch alle die Aufmerksamkeit, Liebe und Zärtlichkeit, welche man Emma bewies, litt Louise ungemein. Den Hochmuth hatte sie abgelegt, denn worüber hätte sie wohl jetzt noch hochmüthig seyn sollen? Allein der Neid war nicht so leicht abzulegen; und da der Graf und die Gräfin Emma stets ihre künftige Schwiegertochter nannten, so zerriß auch die Eifersucht Louisens Herz. Sie war nichts weniger als glücklich.

Auch Emma war nicht recht glücklich, ungeachtet aller Zuvorkommenheiten, die ihr erwiesen wurden. Obwohl sie sich stets die künftige Schwiegertochter des gräflichen Paares nennen hörte, so konnte sie doch nicht begreifen, auf welche Weise sie dieß werden sollte; denn nie hörte sie von Eduard sprechen, nie hörte sie, daß seine Eltern einen Brief von ihm empfangen hatten; sie wußte nicht einmal, ob er von der Veränderung unterrichtet worden war, die sich mit ihr und Louisen ereignet hatte. Sie grübelte beständig darüber, ob er seit dem unglücklichen Vorfall auf der Maskerade zürne oder sie im Verdacht der Falschheit und des Leichtsinns halte; und mit Recht glaubte sie, daß er, so lange er nicht genügende Aufklärung über diesen Vorfall und die Ueberzeugung von Emma's Unschuld erhalten habe, gegen die Nachricht von ihrem Reichthum und ihrer Standeserhöhung ziemlich gleichgültig seyn werde.

Eduard war wirklich ohne Kenntniß dessen, was sich mit den beiden Mädchen zugetragen hatte. Sein Vater, der ein großer Freund von Ueberraschung war, hatte sich gleich Anfangs den Plan zu einer solchen entworfen, den er künstlich und listig ausführen wollte, um seinen Sohn wie durch Zauberei auf den höchsten Gipfel des irdischen Glücks zu erheben. Obwohl er ihm seine Liebe zu Emma verziehen hatte, seitdem deren wahrer Stand bekannt geworden war, unterrichtete er ihn doch keineswegs davon, sondern ließ ihn seines Weges gehen und grübeln und sinnen, während er ihn durch ein einziges Wort hätte glücklich machen können. Zwar hätte er Eduards Eifersucht und Zorn über Emma's vermeinte Doppelzüngigkeit und Falschheit durch die Nachricht von ihrer plötzlichen Standeserhebung nicht sogleich bannen können; aber es würde doch dem armen Eduard ein großer Trost gewesen seyn, wenn er gewußt hätte, daß ihm seine Eltern nicht mehr zürnten und seine Liebe zu Emma nicht länger eine Thorheit nannten.

Nur ein einziges Mal hatte der Graf seit jenem wichtigen Tage und zwar kurz und kalt, wie früher — an Eduard geschrieben. Allein der Gräfin kostete es sehr viel, ihrem Gemahl das Versprechen zu geben, ihrem Sohn nicht zu schreiben, ihrem geliebten Sohn, der ihr jetzt zweifach theuer war, seitdem sie wußte, daß diejenige, die er liebte, ein vornehmes und reiches Fräulein war. Sie hätte ihn so gern durch die Mittheilung des Vorgefallenen erfreut und ihm die Möglichkeit gezeigt, diejenige zu besitzen, welche er liebte; aber der Graf bat sie inständig, die Mittheilung dieser Neuigkeit aufzuschieben, indem er ihr die Versicherung gab, daß die Ueberraschung, die er Eduard

bereiten werde, jede andere Freude übertreffen und der ganzen Familie eine Stunde des Genusses bereiten solle.

Emma's Schüchternheit hatte sie bisher abgehalten, nach Eduard zu fragen, obgleich sie vor Ungeduld brannte, Etwas von ihm zu erfahren. Allein eines Mittags sprach der Graf bei Tische zu seiner Gemahlin: — „Liebe Ebba, wir haben nun alle Tage von der Hochzeit gesprochen, noch habe ich aber nicht gesehen, daß man nur im Geringsten Anstalt zu Einkäufen, Ausmessungen, Zuschneiden und dergleichen Dingen trifft, die einer Hochzeit stets vorherzugehen pflegen. Sey nun so gütig und denke mit Ernst an Louisens Ausstattung, wie Du versprochen hast. Dabei habe aber auch ein mütterlich wachsames Auge auf Emma, denn ich habe beschlossen, daß die Hochzeit beider Mädchen an einem und demselben Tage — und zwar so bald als möglich — gefeiert werden soll. Zwei Bräute auf einmal — das wird recht ergötzlich werden!" —

Emma erröthete und schlug die Augen nieder; sie wußte nicht, was sie hoffen sollte, denn sie war überzeugt, daß Eduard sie verkannte — ja vielleicht haßte und verachtete. Louise erblaßte; sie sollte Braut werden, aber nicht Eduards Braut. Emma, Emma sollte seine Braut werden; sie aber sollte den Schmerz haben, Beide vor ihren Augen getraut und mit einander vereint zu sehen.

Der Baron dagegen war entzückt und beschloß, am folgenden Morgen zeitig nach seinem acht Meilen davon gelegenen Gut abzureisen, um Alles für den Empfang der jungen Frau zu ordnen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein schwäbischer Briefwechsel.

I.

Wohllöbliches Schultheißenamt in P.

ersuche ich geziemend, zum Behufe der Feststellung der Sterblichkeitsverhältnisse mir gefälligst mittheilen zu wollen, wie viel von den dortigen Einwohnern jährlich ungefähr sterben mögen.

Mit Achtung ꝛc.

R., den 1. April 1852. Oberamtsarzt Dr. S.

Auf Vorstehendes hat unterzeichnete Stelle zu bemerken, daß von den hiesigen Einwohnern, so viel bekannt ist, Keiner sterben mag.

Sich damit ꝛc.

P., den 3. April 1852. T. Schultheißenamt A.

II.

Wohllöbliches Schultheißenamt in P.

scheint meine Anfrage in Betreff der Sterblichkeit mißverstanden zu haben. Ich wünschte eigentlich zu wissen, wie viele der dortigen Einwohner jährlich sterben können, worüber gefälliger Auskunft entgegensieht

R., den 4. April 1852. Oberamtsarzt Dr. S.

Auf Vorstehendes hat das unterfertigte Schultheißenamt die Auskunft zu geben, daß von den hiesigen Einwohnern möglicherweise alle sterben können.

Sich damit ꝛc.

P., den 7. April 1852. T. Schultheißenamt A.

III.

Wohllöbliches Schultheißenamt in P.

wolle gefälligst einfach hieher berichten, wie viele der dortigen Einwohner im verflossenen Jahre gestorben sind.

R., den 8. April 1852. Oberamtsarzt Dr. S.

In fraglicher Sache ist sich an das k. Pfarramt dahier zu wenden, wo derlei Vorkommnisse aufgeschrieben werden.

Sich damit ꝛc.

P., den 10. April 1852. T. Schultheißenamt A.

IV.

Königliches Pfarramt in P.

erlaube ich mir gefälligst um Auskunft darüber zu bitten, wie viele der dortigen Einwohner im Jahre 1851 gestorben sind.

Achtungsvollst ꝛc.

R., den 11. April 1852. Oberamtsarzt Dr. S.

Im verflossenen Jahre sind hier des Todes verblichen:

22 Seelen und 1 Leineweber.

P., den 12. April 1852. T. Pfarramt M D.

Logogryph.

In meinem Reiche sind der Unterthanen
Gar viel, doch wenige nur auserwählt.,
Wer nicht mit Götterkraft den Weg kann bahnen,
Hat ihn zu meinem Throne stets verfehlt.

Gib einen andern Kopf mir, und erstaune,
Wie schnell in Staub sinkt der erhab'ne Sinn;
Zu oft gründ' ich mich nur auf leere Laune
Und schwind' mit der Minute schnell dahin.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

II.

löbliches Schultheißenamt in P

meine Anfrage in Betreff der Sterblichkeit
standen zu haben. Ich wünschte eigentlich zu
wie viele der dortigen Einwohner jährlich
n können, worüber gefälliger Auskunft
ensieht

n 4. April 1852. Oberamtsarzt Dr. E.

f Vorstehendes hat das unterfertigte Schul-
amt die Auskunft zu geben, daß von den
n Einwohnern möglicherweise alle sterben
en.

Sich damit ꝛc.

n 7. April 1852. T. Schultheißenamt I.

III.

llöbliches Schultheißenamt in P.

gefälligst einfach hieher berichten, wie viele
rtigen Einwohner im verflossenen Jahre ge-
en sind.

n 8. April 1852. Oberamtsarzt Dr. E.

fraglicher Sache ist sich an das k. Pfarr-
ahier zu wenden, wo derlei Vorkommnisse
chrieben werden.

Sich damit ꝛc.

n 10. April 1852. T. Schultheißenamt I.

IV.

Königliches Pfarramt in P.

e ich mir gefälligst um Auskunft darüber zu
wie viele der dortigen Einwohner im Jahre
gestorben sind.

Achtungsvollst ꝛc.

en 11. April 1852. Oberamtsarzt Dr. E.

m verflossenen Jahre sind hier des Todes ver-
n:

22 Seelen und 1 Leineweber.

en 12. April 1852. T. Pfarramt II D.

Logogryph.

einem Reiche sind der Unterthanen
r viel, doch wenige nur auserwählt,
nicht mit Götterkraft den Weg kann bahnen
t ihn zu meinem Throne stets verfehlt.

einen andern Kopf mir, und erstaune,
e schnell in Staub sinkt der erhab'ne Sinn;
e gründ' ich mich nur auf leere Laune
schwind' mit der Minute schnell dahin.

Erheiterungen.

Freitag .№ 173 29. Oktober 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Im Hause des Kammerraths Werner sah man mit einer gewissen Aengstlichkeit der angekündigten Einquartierung entgegen. Bis jetzt war das flache Land ziemlich verschont geblieben und namentlich war auf das fern von der Landstraße gelegene Gut des Kammerraths selten ein Offizier gelegt worden, höchstens war ein Korporal mit einigen Gemeinen als Einquartierung dorthin gekommen. Jetzt hieß es plötzlich: das ein Kapitän mit vieler Mannschaft auf längere Zeit in Wendorf Quartier nehmen würde und die ganze Familie war daher in unruhiger Erwartung.

Wie werden wir den eleganten Pariser, denn daher soll er ja seyn, unterhalten können? fragte der Kammerrath. Mein Bischen Französisch habe ich fast ganz vergessen und auch Du Mutterchen, sagte er, sich lächelnd zur emsig strickenden Gattin wendend, wirst wohl eine fortgesetzte Konversation nicht mehr machen können?

Das habe ich nun eigentlich wohl nie gekonnt, erwiderte gutmüthig Madame Werner, aber da müssen uns die Kinder helfen. Wir haben ihnen ja Hauslehrer und Gouvernante gehalten, und nun können sie zeigen, was sie gelernt haben.

Ich werde kein Wort mit dem feinen Herrn sprechen, wenn es nicht durchaus seyn muß, rief unmuthig Felix, ich liebe die sogenannte große Nation nicht, und so mag denn Sally ihre Sprachkenntniß üben und als fertige Französin glänzen.

Ich werde thun, was ich kann, um den Eltern die Last zu erleichtern, erwiderte sanft Rosalie, allein glänzen werde ich wohl nicht! Ja, wenn ich so fertig Französisch spräche, wie Louise und in einer französischen Pension erzogen worden wäre, wie sie, dann möchte ich meinen Lehrern wohl mehr Ehre machen, als ich jetzt im Stande seyn werde, es zu thun.

Ja, damit Du auch, wie Louise, mit der Kenntniß der französischen Sprache die Vorliebe für diese leichtsinnige geckenhafte Nation mit eingesogen hättest, eiferte Felix. Danke Du Gott, daß Du eine deutsche Zunge und ein deutsches Herz hast und Dich nicht von dem erborgten Flitter blenden läßt, wie Louise es leider thut.

Ich glaube, Du thust Louisen unrecht, lieber Felix, sagte begütigend Rosalie, sie hat, wie ich, ein deutsches Herz und wenn sie auch Gefallen an den leichten gefälligen Manieren der Fremdlinge findet, so wird sie ihr Herz und ihre Hand doch nur einem deutschen Mann geben.

Möchtest Du recht haben, seufzte Felix, und verließ rasch das Zimmer.

Mich daurt der Junge, sagte Herr Werner, als der Sohn die Stube verlassen hatte, er liebt die Louise und sie behandelt ihn noch stets wie ein Kind. Du weißt Mutterchen, es war mein und des seligen Baurats größter Wunsch, unsere Kinder verbunden zu sehen, und so die innige Freundschaft, die uns von frühster Jugend vereinte, noch mehr zu befestigen. Allein seit des guten Semlers Tod schwinden diese meine Hoffnungen mehr und mehr, die Mutter ist zu schwach, sie läßt dem Mädchen zu sehr ihren Willen und Louise scheint mir nicht geneigt, unsere Wünsche zu begünstigen.

Louise hat Felix sehr lieb! versicherte Rosalie.

Das verstehst Du nicht, Sally, sagte Herr Werner, sie hat ihn lieb wie einen Bruder, aber nicht wie einen Verlobten. Auch spuken dem Mädchen allerlei Pläne in dem Kopf herum; die Bauräthin sprach letzthin davon, daß sie nichts sehnlicher wünsche, als nach Paris zu reisen. Wird die sich in unserm stillen Wendorf gefallen?

Du mußt dem Mädchen Zeit lassen, Väterchen, rief Madame Werner, sie ist ja mit Felix fast in demselben Alter und ein Mädchen ist da viel entwickelter als ein Knabe. Laß unsern hübschen Jungen nur erst einige Jahre älter, laß ihn nur erst etwas abgeschliffener seyn, sich etwas in der Welt umgesehen haben, so wird er dem Louischen schon gefallen und sie recht gern die Frau des hübschen Mannes und Besitzerin von Wendorf werden.

Ja, wenn bis dahin sie nicht schon ein Ande-

rer gekapert hat, sagte der Kammerrath und mein armer Junge mit langee Nase und wundem Herzen abziehen muß! Allein, wie sagst Du, Alte, die Ehen werden im Himmel geschlossen, das will ich auch denken und mir kein graues Haar deßhalb wachsen lassen.

Am Abend desselben Tages eückte Albeet v. St. Mars mit seinen Leuten in Wendoef ein. Seinee guten Laune, seinem freundlichen Entgegenkommen gelang es bald, sich die Zuneigung seiner Wirthe zu gewinnen, und selbst Felix konnte seine angenommene Schroffheit gegen das freundliche wohlwollende Wesen des Kapitäns nicht behaupten. Bald begleitete diesee ihn auf die Jagd oder durchsteeifte mit ihm die weitläuftigen Feldmarken und Forsten, wo Felix die Arbeiten beaufsichtigte odee die jungen Anpflanzungen besah und Anordnungen für den folgenden Tag machte. Besonders gern schien der Kapitän in Sallys Gesellschaft zu seyn, die ihn gerade durch das, was ihm selbst fehlte, duech ihre tiefe Inneelichkeit, anzog.

Sie hatten Recht, mein Feäulein, sagte er zu Louisen, als er wieder in die Stadt kam, Sally Wernee ist ein interessantes Mädchen. Sie ist so still, scheint so einfach, und doch glaube ich, daß dieß Gemüth eine Gluth, eine Tiefe biegt, wie man sie sonst bei Mädchen ihres Altees nicht findet. Auch ihre äußere Erscheinung ist angenehm, doch fügte er, sich veebindlich gegen Louisen veeneigend, galant hinzu, die Sterne scheinen nur wenn die Sonne am Horizont verschwunden ist.

Die Sonne bedankt sich, eief Louise lachend, aber, fügte sie lebhaft hinzu, das wußt ich wohl, das Sally Ihnen gefallen würde! O, sie ist ein gar liebes herzliches Geschöpf, die ich immer meine Vernunft nenne, und die ich doch liebe, selbst wenn sie mich tadelt, so sanft und lind ist diesee Tadel! Abee wie gefällt Ihnen Felix?

Es ist mie schwer gewoeden, diesen jungen Wilden, diesen ächten Sohn dee Natur zu zähmen und an mich zu gewöhnen. Allein ich sagte mir: du bemühst dich ja, ein unbändiges Pferd, ein junges Füllen zu zähmen, man dressirt Jagdhunde und allerhand Gethier, warum willst du nicht einen Versuch machen mit diesem Natuekinde, das von diesen allen etwas in sich vereinigt, und so ging ich frisch an's Werk, und siehe da, es ist gelungen! Dee Unbändige ist zahm geworden und jetzt mein steter Begleitee.

Und langweilt er Sie denn nicht? eief lachend Louise, er spricht ja kein Woet.

Ee ist nur Dir gegenübee so still, Louise, sagte die Bauräthin, weil Du ihn so einschüchterst und oft recht schlecht behandelst.

Was thue ich ihm denn, Mutter? eief das Mädchen, kann ich denn dafür, daß ich lachen muß, wenn er halbe Stunden lang dasitzt und mich ansieht, ohne ein Woet zu sagen? Soll ich ihn denn unterhalten? er ist ja noch ein Kind, und meine Schuld ist es doch auch nicht, wenn in seinem Kopfe sich keine Gedanken finden.

Felix ist nicht dumm, sagte ernst die Räthin, und ihr seyd im gleichen Alter.

Hier ward die Unterhaltung durch Géraed unteebrochen, der vom Exerziren kommend bestaubt wie er war in's Zimmer teat.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Eduaed fühlte sich noch immer sehe unglücklich. Kummervoll über die Kälte und den Zoen seiner Elteen — der nach seiner Meinung noch immer fortdaneete — vermochte er sich nicht darüber zu trösten, daß ee sich denselben durch seinen Ungehorsam gegen iheen Willen, duech seinen Teotz und seinen Unverstand zugezogen hatte. Daß er — wie ee sich fest überzeugt hielt — von Emma betrogen worden war, hielt ee für seine eechtmäßige wohlverdiente Strafe. Mehr als einmal beabsichtigte er, in einem Briefe an seinen Vatee dessen Veezeihung zu eebitten.

Richard von P**, der wegen dee vielfachen unangenehmen Veewicklung seinee Angelegenheiten noch längee in Noeeland verweilen mußte, schrieb oft an seinen Freund, stets abee nue von seinen pekuniären und ökonomischen Verhältnissen. Kaum hatte ee Zeit, dann und wann Julien zu erwähnen; Emma erwähnte er nie. Und da auch Eduard, der sie ungeachtet seines Unwillens nicht vergessen konnte, ihree nie in einem Brief an seinen Freund erwähnte, so wurde des verhängnißvollen Maskenballes zwischen Beiden nie gedacht und Eduard blieb in seinem peinlichen Irrthum. Von der Veeändeeung, die mit Emma's Schicksal vorgegangen wae, wußte er kein Wort, denn er erhielt von Niemand aus B** oder dessen Umgegend Briefe, außer von seinem Vater.

Eines Tages trat der alte Graf unerwartet in Emma's Zimmer, wo diese einsam saß und einen Gegenstand in dee Hand hielt, den sie mit Thränen in den Augen beteachtete. Beim Eintritt des Grafen wollte sie diesen Gegenstand verbergen, da aber der Geaf denselben zu sehen wünschte, so machte sie ihm kein Geheimniß daeaus, sondern reichte ihm Eduards Poetrait — denn dieß war es, was sie mit solchee Aufmerksamkeit beteachtet hatte. Und da der Graf einmal ihe Vertrauter

geworden war, so erzählte sie ihm auch, wie ihr Eduard dieses Portrait auf dem oft erwähnten Maskenball gegeben hatte. Der Graf betrachtete dasselbe und äußerte ohne weitere Bemerkung sein Erstaunen über dessen treffende Aehnlichkeit mit dem Original.

Seit dieser Zeit hielt Emma den Besitz dieses Portraits nicht mehr so geheim, wie früher; oft ließ sie es offen auf ihrem Näthisch liegen, wenn sie hinunter in die gräflichen Zimmer ging. Was that es denn, wenn auch Alle wußten, daß sie das Portrait des jungen Grafen besaß, da er ja allgemein für ihren Bräutigam galt?

Aber einige Tage darauf war das Portrait verschwunden, obwohl sie genau wußte, daß sie es nebst dem Futteral auf ihren Näthisch gelegt hatte, als sie auf kurze Zeit aus ihrem Zimmer gegangen war. Unruhig suchte sie darnach, ohne es zu finden. Sie beklagte sich über ihren Verlust gegen den Grafen, der sie damit tröstete, daß sie es verlegt haben und zu seiner Zeit wohl wiederfinden würde. Allein Emma fand es nicht und war darüber ganz trostlos, denn es war ihr höchster, kostbarster Schatz gewesen. Inzwischen befand sich das Portrait längst in Stockholm und in Eduards Händen, wohin es auf folgende Weise gekommen war.

Der Graf war, wie schon erwähnt, ein großer Freund von Ueberraschung und beabsichtigte jetzt, seinen Sohn auf eine Weise zu überraschen, die Alles übertreffen sollte. Er wollte nämlich, da er nun Eduards Verdacht und Unwillen gegen Emma kannte, dessen Kummer über seine getäuschte Liebe bis auf den höchsten Grad treiben und ihn dahin bringen, in seiner Verzweiflung seine Einwilligung zur Vermählung mit dem Fräulein von R** zu geben. Wie groß mußte dann seine Ueberraschung und sein Glück seyn, wenn er sah, daß Emma seine Braut war, Emma das ächte Fräulein von R**! Sein und seiner Eltern innigster Wunsch war dann erfüllt und die ganze Familie glücklich. Der alte Graf rieb sich die Hände bei dem Gedanken an Eduards schnellen Uebergang vom Kummer zur Freude; er dachte Tag und Nacht über die Ausführung seines Planes nach und sparte kein Mittel, das ihm dazu förderlich seyn konnte.

Als daher Emma eines Tages mit Louisen im Salon am Fortepiano saß, schlich er sich unbemerkt in Emma's Zimmer. Eduard's Portrait sammt dem Futteral lag auf dem Tische; es war das, was der Graf suchte. Er nahm es, steckte es in die Tasche und schlich sich wie ein Dieb, von Niemand gesehen, die Treppen hinab. Mit der armen Emma, die einen solchen Streich nicht ahnte, fühlte er zwar Mitleid, als sie ihm ihren Verlust unter Thränen klagte; allein er tröstete sich damit, daß die Freude, die er den Liebenden bereiten wollte, diesen Schmerz weit überwiegen würde.

An demselben Tage war Posttag. Obwohl der Graf schon früher Emma vorgespiegelt hatte, daß er an seinen Sohn geschrieben hätte, so hatte er dieß doch bis jetzt noch nicht gethan. Erst heute schrieb er ihm. Er übersandte ihm das entwendete Portrait und theilte ihm dabei mit, daß Emma es seinen eigenen Händen übergeben habe, damit er es seinem Sohn zurückstelle. Er schrieb ihm ferner, daß Emma einen Bräutigam habe, einen kleinen schlanken Mann Namens Claes D** (der Konformität mit Klara D**s Namen wegen), welcher Hofgerichtsnotär in Jönköping sey. Der alte Hilbert, der an diesem Freier Gefallen finde, habe sich des Gedankens entschlagen, seine Tochter zu einer Verbindung mit Tyrell zu zwingen; allein Emma, die sich gern von Jedermann die Kour machen lasse, werde ihrem neuen Bräutigam wahrscheinlich nicht besonders treu bleiben. Sie habe jedoch kürzlich ihre Verlobung mit ihrem kleinen Freier gefeiert und deßhalb gewissenhaft Eduards Portrait seinen, des Grafen Händen übergeben, um es auf diese Weise sicher in Eduards Hände zu bringen, indem sie als die Braut eines Andern dasselbe weder behalten wolle, noch zu behalten wage, da sie das Original längst aus ihrem Herzen gerissen und bitter bereut habe, seinen Liebesworten jemals Gehör gegeben zu haben. Auch habe Emma heimlich ihn und die Gräfin um Vergebung für die traurigen Stunden gebeten, die sie ihnen bereitet habe; bei dieser Gelegenheit habe sie versichert, daß sie den jungen Grafen nie geliebt habe und jetzt erst wisse, was wahre Liebe sey.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Der Gipfel des Aetna ist 45 italienische Meilein von Catania entfernt; wollten wir von ihm aus den Sonnenaufgang sehen, was mit Hauptzweck der Reise war, so hatten wir freilich keine Zeit zu verlieren, und machten uns deßhalb auch sofort auf den Weg. Dieß geschah am 7. Juni und zwar bei einer Hitze von 36 Grad im Schatten; man kann sich vorstellen, wie viel das Thermometer in der Sonne gezeigt haben mußte. Nach einem leichten Frühstück besorgte unser Marlet den nöthigen Proviant an Pasteten, Salami, Arak, Zitronen, Zucker und Pomeranzen, so wie auch an frischem Brod und Malteser Cigarren, und um 11 Uhr bestiegen wir den bequemen Wagen, der

Digitized by Google

uns nach Nicolosi bringen sollte, wo bereits die Führer mit den Mauleseln auf uns warteten.

Signor Abbate, der Wirth des Hotels, dessen Betten ich gleich einer verbotenen Frucht nicht kosten durfte und bei dem wir nur so lange hausten, als nöthig war, um etwas zu uns zu nehmen, redete uns beim Einsteigen auf's Eindringlichste zu, uns mit Winterkleidern zu versehen. Er hielt davon für die Aetnabesteiger Lager, und es gehörten dazu: wollene Handschuhe, ungeheure ditto Strümpfe, welche über die Stiefeln gezogen werden konnten, eine langwollige Schlafmütze, und eine Art Kutte von grobem Fries mit einer Kapuze, wie sie die Mönche zu tragen pflegen. Beim Anblick dieser nichts weniger als eleganten und kleidsamen Stücke, die uns bei einer Hitze von 40 Grad empfohlen, ja fast aufgedrungen wurden, hatte ich unsern schlauen sizilianischen Wirth stark im Verdacht, auf unsern Geldbeutel zu spekuliren — eine Tugend, die auf der ganzen italienischen Halbinsel zu Hause ist — und war fest überzeugt, er suche uns nur deßhalb die warmen Kleider aufzuschwatzen, um mit seinen Vorräthen zu räumen. Doch noch in derselben Nacht that ich dem guten Mann im Stillen Abbitte; denn schon ehe zehn Stunden verflossen waren, wurden wir der Nothwendigkeit der uns angerathenen Gegenstände inne, und steckten unsere Glieder mit Behagen in Schlafmütze, Handschuhe, Strümpfe und Kutte.

Auf der ganzen, weiten Gotteserde möchte es wohl keinen Weg geben, der so viel Schönheit, Abwechselung und Originalität mit so viel Wildheit verbindet, wie derjenige ist, auf dem wir jetzt dahin rollten, und zu dessen Bau die steinharte Lava das Material geliefert hat. Er erhebt sich allmälig gegen den hier schon ziemlich steil hinansteigenden Berg, und schien mir sehr sorgfältig unterhalten. Was die nächste Umgegend betrifft, so sieht man, so weit das Auge reicht, nichts als erkaltete Lava, die, wo ihr nichts in den Weg getreten ist, einem erstarrten Flusse gleicht, oder auch, wo sich ihr Hindernisse entgegenstemmten, sich zu gigantischen Felsen aufbäumte. Doch denke man ja nicht, dieser Boden sey öde und kahl; im Gegentheil trägt er sowohl, wie auch selbst die hohen Felsenkruppen die reichste und üppigste Vegetation. In der Höllenesse des Aetna schmelzen, wie man sieht, die verschiedenartigsten Bestandtheile unserer Erde, und die ausströmende Lava ist dem zufolge ein Gemisch der mannigfaltigsten Elemente, die auch nach dem Erkalten ihre Natur nicht verläugnen. So finden wir Theile, die so hart sind, daß sie mit dem Stahle Funken geben, und auf welche die Witterung, selbst durch Jahrhunderte, keinerlei Einfluß ausüben kann; sie sind und bleiben Felsen, die nur der Meißel oder Pulver zu sprengen vermögen. Andere dagegen verändern sich durch Luft und Sonne schon nach wenigen Jahren in das fruchtbarste Erdreich, und tragen in üppiger Fülle prangende Felder, lachende Gärten von entzückender Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Musikunterricht.

Einsender dieses erlaubt sich, auf einen öfters vorkommenden Mißstand aufmerksam zu machen, der Eltern und Erziehern als beachtenswerth erscheinen möchte. Es betrifft dieser die Zeit, die Jahre, in welchen man mit Kindern den Musikunterricht beginnen kann und soll; es glauben da Viele besser zu thun, wenn sie denselben den Kindern erst im zehnten oder gar zwölften Jahre ertheilen ließen, weil da schon ein höherer Grad von Auffassung und Denkvermögen vorhanden sey, und der Unterricht dann schneller vorwärts gehe; dieß möchte aber auch nur der einzige Vortheil seyn, der sich aber bei näherer Erwägung als nur scheinbar erweist. Denn Kinder in diesen Jahren besuchen meistens höhere Bildungsanstalten, in denen sie mit Lehrgegenständen so überhäuft sind, daß sie die zur Erlernung der Musik nöthige Zeit kaum übrig behalten, ohne irgend etwas Anderes zu versäumen, oder ihre Geistesthätigkeit ist so in Anspruch genommen, daß es zu viel verlangt wäre, dieselben noch mit den Anfangsgründen abzuplagen. Aus diesen Gründen allein geht schon die Nothwendigkeit hervor, Kindern den Musikunterricht so frühzeitig als möglich, und zwar im siebenten, spätestens im achten Lebensjahre ertheilen zu lassen. In diesen Jahren können die Kinder schon lesen und schreiben und sind mithin auch schon fähig, Musik zu lernen und zwar auf eine eben so leichte Weise, als sie lesen und schreiben gelernt haben; hinlängliche Beweise sind vorhanden, daß Kinder verschiedenen Alters ein und denselben Musikunterricht genossen haben, und es sind die Jüngsten nicht die Letzten gewesen, und welch ein großer Vortheil tritt auf diese Seite, wenn diese die reiferen Jahre erreicht haben und höhere Anstalten besuchen, wo sie dann in der Musik so weit vorangeschritten sind, daß ihnen dieselbe zur Erholung und neuen Belebung der Geisteskräfte dient. Von diesem Grundsatze ausgehend, wird manche Mühe und manches Kapital fruchtbringender angewendet werden.

F. J. B

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 174 30. Oktober 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Entschuldigen Sie mich, sagte er, sich zur Bauräthin wendend, daß ich so vor Ihnen erscheine, allein ich hatte Ihnen heute keinen guten Morgen wünschen können, und da ich Ihre und des Fräuleins Stimme hörte, so konnte ich dem Drange nicht widerstehen, einzutreten. Er küßte nach diesen Worten zärtlich Louisens Hand, die spöttisch lächelnd auf seine bestaubten Stiefel sah, bewillkommte den Freund herzlich und ging dann mit diesem auf sein Zimmer, um sich umzukleiden.

Nun, wie stehst Du mit Deiner schönen Wirthin? fragte lachend Albert, als sie allein waren, der Handkuß ließ auf eine angehende Passion schließen.

Es ist wahr, rief lebhaft Gérard, Louise ist ein reizendes Geschöpf und ich würde sehr unglücklich seyn, sollte ich jetzt das Quartier wechseln.

Freund, nimm Dich in Acht, rief Albert, Du bist auf gutem Wege, Dich ernstlich zu verlieben, der kleine Teufel hat es Dir angethan! Aber bedenke, was es heißt, im Kriege eine Frau bei sich zu haben. Ich für mein Theil würde danken, mich mit so etwas zu belästigen!

Wir haben ja Frieden, sagte Gérard, auch denke ich für's Erste noch nicht an eine Heirath, und bin auch nicht so verliebt wie Du denkst. Doch laß uns hinuntergehen, man möchte auf uns warten.

Nein, Du bist nicht verliebt, spottete Albert, kannst aber bloß nicht aushalten, einen Augenblick entfernt von Deiner Holden zu seyn. Komm, komm, Freund, mache nur immer Dein Junggesellen-Testament, denn Du wirst bald für Welt und Kameraden todt, das heißt, ein Ehemann seyn.

Bei Tisch wurde ausgemacht, daß die Familie mit Gérard in den nächsten Tagen nach Wendorf kommen würde.

Wir bringen die Doktorin mit, jubelte Louise, die unterhält Papa und Mama Werner, und wir haben dann ungestörte Freiheit zu thun, was uns amüsirt.

Am bestimmten Tage bewegte sich die große altväterische Kutsche der Bauräthin, von Miethpferden gezogen, langsam zum Thore hinaus. Im Rücksitz des Wagens saß die Doktorin mit der Bauräthin und Gérard nahm mit Louisen den Vordersitz ein.

Ja wahrlich, theure Freundin, sagte die Doktorin, nur aus Gefälligkeit für Sie habe ich mich zu diesem Ausflug entschlossen! Wenn man in gewisse Jahre kommt, muß man sich von der Welt zurückziehen, das war von jeher mein Grundsatz, und diese Ansicht ist es auch, die mich jetzt bestimmt, fast alle Einladungen abzuschlagen und ganz still und zurückgezogen zu leben.

Was Ihnen übrigens in unserm Städtchen nicht schwer werden kann, rief lachend Louise, man hat ja keine Versuchung.

Doch nicht ganz so leicht, wie Sie denken, mein spottendes Fräulein, erwiderte empfindlich die Doktorin, es finden sich Einladungen genug, die Leute in unserem lieben Mühlheim sind sehr vergnügungssüchtig.

Louise sah zum Wagenschlag hinaus, um ein lautes Lachen zu unterdrücken und auch über Gérards Gesicht flog ein Lächeln, was er trotz aller Mühe nicht ganz verbergen konnte.

Es ist doppelt freundlich von Ihnen, nahm die Bauräthin begütigend das Wort, um die Aufmerksamkeit der Freundin von den jungen Leuten abzuziehen, daß Sie meinen Bitten Gehör gegeben haben. Ich bin gewiß, daß Sie durch Ihre Gegenwart Werners eine große Freude bereiten werden, so wie Sie uns dadurch zum lebhaften Dank verpflichten.

Mit großem Jubel wurden die Ankommenden in Wendorf empfangen. Madame Werner führte die Bauräthin und die Doktorin in den freundlichen Garten-Salon, während die jungen Leute in den schattigen Gängen des großen, theilweise im englischen Geschmack angelegten Gartens umherschweiften. Felix war unaufhörlich um Louisen beschäftigt, die indessen seine Aufmerksamkeiten nicht

Digitized by Google

zu bemerken schien. Gleich bei ihrem Eintritt in den Garten hatte er ihr von den schönsten Blumen einen Strauß gebracht; sie dankte, ließ ihn aber unbeachtet auf einer steinernen Bank liegen, als Albert von St. Mars eine kleine Gondelfahrt auf dem großen, mitten im Garten befindlichen Teiche vorschlug.

Die Blumen haben wohl nicht Ihren Beifall, Louise, fragte Felix gekränkt, daß Sie sie so in den Sonnenstrahlen welken lassen?

Tragen Sie sie doch in's Haus, guter Felix, und stellen Sie sie in's Wasser, sagte Louise nachlässig, indem sie sich Albert wieder zuwendete.

Felix biß sich in die Lippen; er wollte erst dem Hause zueilen, blieb aber doch, gleichsam als wolle er Louisen nicht allein in der Gesellschaft seiner Nebenbuhler lassen.

Diese schien indessen nur Augen für Albert zu haben, und selbst Gérard schien sich vernachlässigt zu fühlen, denn ein leiser Zug des Unmuths lagerte sich auf seiner sonst so freien heitern Stirn.

Unter dem Vorwand, ihre Toilette zu ordnen, zog Louise, als sie wieder an's Land kamen, die Freundin auf ihr Zimmer.

Nun Sally, rief sie lebhaft, erzähle mir, wie Du mit Eurer Einquartierung zufrieden bist! St. Mars ist ein liebenswürdiger gewandter Mensch, der unser Geschlecht hoch stellt und verehrt. Gesteh es nur, er macht Dir gewiß den Hof!

Wie sollte er das, erwiderte Rosalie traurig, er scheint ja nur Dich zu sehen, auch passen wir wohl nicht zusammen, er ist ganz Heiterkeit, mein Gemüth neigt sich zum Ernst, er weiß Allem eine lachende Seite abzugewinnen, während mir oft Alles in einem trüben Licht erscheint. Er paßt zu Dir, Dein Frohsinn, so wie Deine Lebensansichten passen zu den seinen, auch scheint er Dir ja sehr zu gefallen, so wie Du ihm!

Närrchen, jubelte Louise und sprang der Freundin an den Hals, Du bist eifersüchtig, Monsieur Albert hat Eindruck auf Dich gemacht! Aber beruhige Dich, Kind, rief sie, indem sie einen zärtlichen Kuß auf Rosaliens Lippen drückte, Dein Albert gefällt mir, aber Gérard gefällt mir besser!

Und doch warst Du nur mit St. Mars beschäftigt, fragte erstaunt die Freundin.

Kind, rief Louise, begreifst Du denn das nicht? Man muß den Männern den Sieg nicht zu leicht machen, sonst verliert er an Werth! Wenn Gérard keinen Widerstand fände, so würde sein Eifer bald erkalten. So aber stachelt ihn die Eifersucht und er wird nur um so aufmerksamer!

Was man nicht Alles in einer französischen Pension lernt, sagte lächelnd Sally Werner, mir würde es nun nie in den Sinn gekommen seyn, daß dieser Weg zum Ziel führen könnte.

Ja, Du wirst auch immer das Opfer seyn, sey es in der Freundschaft oder in der Liebe, und dieß zu werden, dazu verspüre ich freilich durchaus keine Lust. Madame Delcour versichert oft, es gäbe zwei Arten zu lieben, mit dem Herzen oder mit dem Kopf. Die deutschen Frauen stürben am gebrochenen Herzen, die Französinnen fühlten ihre Phantasie angenehm beschäftigt, behielten aber die ganze Freiheit ihres Geistes, und wären eben dadurch sicherer, den Mann dauernd zu fesseln, als die sentimentalen Deutschen mit ihrem O und Ach und ihren Thränen, die an und für sich jedem Mann ein Greuel wären. Das habe ich mir nicht umsonst sagen lassen, und ich denke, mein künftiger Herr und Gebieter soll sich nicht über Seufzer und Thränen zu beklagen haben! Aber komm, laß uns hinunter gehen, unsere Anbeter werden uns schmerzlich erwarten! Denn daß St. Mars Dich anbetet, laß ich mir nicht nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

„Tod und Verdammung!" — rief Eduard mit funkelnden Augen, als er diese Zeilen seines Vaters las. — „Sie schickt mir mein Portrait zurück, sie ist verlobt mit dem Narren, in dessen Armen ich sie überraschte; sie hat mich nie geliebt, jetzt erst weiß sie, was wahre Liebe ist! — Abscheuliche Syrene! — ja sie stellte sich wohl einmal vernünftig und sagte mir, daß sie mich nicht liebe; aber ihre Verwirrung, ihre glühenden Wangen, ihre niedergeschlagnen Augen sagten mir das Gegentheil. „Sie hat mich nie geliebt!" — Aber warum denn ihr Entzücken, als sie mein Portrait erhielt? Warum entfernte sie sich heimlich aus dem Saal und küßte verstohlen mein Bild? Wer erklärt mir das? — „Sie hat mich nie geliebt!" — Und wie freute sie sich, als ich die Maske abnahm und mich zu erkennen gab; sank sie nicht willig an meine Brust, entzog sie sich etwa meinen Küssen? — „Und dennoch hat sie mich nie geliebt?" — „Und jetzt erst weiß sie, was wahre Liebe ist?" — Nun, das mag wohl wahr seyn, denn ich fand sie ja an demselben Abend allein mit dem kleinen Mann, der nach der Beschreibung ihr Bräutigam ist — ich fand sie ja auf demselben Sopha, auf welchem sie einige Stunden vorher mit mir gesessen und meine Liebesworte angehört hatte; auf diesem Sopha sah ich sie mit ihm, mit dem Zwerge sitzen, der seine Arme um ihren Hals geschlungen hatte. Und jetzt ist sie schon seine Braut. Weib! Weib! Was bist Du für ein Zwi-

schengeschöpf zwischen Engel und Schlange! — „Sie läßt sich gern von Jedem die Kour machen“ — schreibt mein Vater; und ich glaube es — ja — ich habe es ja gesehen. Und hier habe ich mein Portrait wieder, dieses Portrait, das ich ihr mit so großer Freude gab, das sie mit so großer Freude zu empfangen schien. Ich bin jetzt so erbittert, daß ich mich nur an ihr zu rächen wünsche. Und wodurch? — durch eine schnelle Heirath, um der Betrügerin zu zeigen, wie schnell ich sie vergessen kann. O, wenn mir doch meine Eltern ihre frühere Güte wieder zeigten, wenn sie mich doch wieder wie früher ihren geliebten theuern Sohn nennen und Gehorsam von mir fordern wollten, um ihre elterliche Liebe wieder zu gewinnen, die ich Thor so leichtsinnig verscherzt habe! Ich glaube, ich erfüllte ihren Willen und heirathete das Fräulein von R**, die ich nie geliebt habe, die mich aber aufrichtig liebt — wahrlich ich thäte es, nur um zu zeigen, wie schnell ich diese falsche Emma vergessen kann, diesen Loke in Menschengestalt, der zwei Zungen im Munde trägt, wie es in der alten Weise heißt.“ —

So ging er mit großen Schritten in seinem einsamen Zimmer auf und nieder. Der Brief seines Vaters hatte die beabsichtigte Wirkung mehr als zu gut gethan. Er war wüthend auf Emma, er verachtete sie, er bereute, daß er je seinen Blick auf sie geworfen hatte. In diesem Sinn beantwortete er mit umgehender Post den Brief seines Vaters und setzte noch hinzu, daß seine Eltern durch den Harm und die Reue, die er bei dem bloßen Gedanken an Emma fühlte, hinreichend gerächt wären.

Der Graf war ganz entzückt, als er diesen Brief seines Sohnes erhielt. Er enthielt gerade das, was er wünschte. Eduard hatte zwar nicht mit ausdrücklichen Worten erklärt, daß er den Willen seiner Eltern befolgen würde, falls sie noch immer seine Verbindung mit dem Fräulein von R** wünschen sollten; aber sein Vater war davon überzeugt und versäumte nicht das Eisen zu schmieden, so lange es warm war. Er schrieb ihm am nächsten Posttage einen Brief voll väterlicher Zärtlichkeit und bat ihn, daß er nach dem Kummer, den er seinen Eltern seit mehreren Monaten gemacht hätte, ihnen nun auch die Freude machen und sich nun mit Fräulein von R** vermählen solle. Er stellte ihm vor, wie wenig Freude er von seiner Liebe zu der leichtsinnigen falschen Emma gehabt habe, die er am besten durch Verachtung und völlige Vergessenheit strafen könne. Er schilderte ihm, wie zärtlich und aufrichtig ihn das bisher verschmähte Fräulein von R** liebe und wie glücklich er als deren Gatte werden würde, wenn er sich bei reiferem Nachdenken an den Gedanken gewöhnen werde, wie angenehm es sey, eine Frau zu haben, die er mit allen Ehren, und ohne über eine Mißheirath erröthen zu müssen, in alle geselligen Kreise, auch an den Hof, bringen könnte. Er schilderte ihm ferner, wie sehr sich das arme Fräulein darüber grämе, daß sie von dem verschmäht werde, den sie so sehr liebte, und wie er gewiß glaube, daß ihr dieser stille zehrende Schmerz eine Krankheit zuziehen werde. Schließlich bemerkte der Graf, daß es für die ganze Familie eine undeschreibliche Freude seyn werde, wenn er sich sobald als möglich mit ihr vermählen würde; und daß er für diesen Fall seinen Chef selbst um Urlaub bitten wolle, damit er bei seinem Aufgebot in der Kirche zu B** anwesend seyn und seine Hochzeit begehen könne, bevor noch Emma ihren Hochzeitstag festgesetzt hätte.

Auch die Gräfin schrieb an Eduard. Ihr Brief war desselben Inhaltes, aber noch zärtlicher, als der des Vaters. Sie bat ihn bei ihrer mütterlichen Liebe, den Wünschen seiner Eltern nicht länger zu widerstreben, und drückte freudig ihre Hoffnung aus, ihn bald als Fräulein von R** s erklärten Bräutigam umarmen zu können.

Eduard wurde durch den innigen, warmen, liebevollen und bittenden Ausdruck in den Briefen seiner Eltern um so mehr gerührt, als sie zugleich verstanden hatten, sein von Eifersucht, Zorn und Rachsucht aufgeregtes Gemüth anzugreifen. Noch war er unschlüssig, ob er sich so jung mit Hymens Ketten sollte fesseln lassen, denn Ketten waren es, da er seine Hand einem Mädchen reichen sollte, das er nicht liebte. Aber wen sollte er wohl künftig lieben? — Diese Frage legte er sich vielmals vor. Er hatte Emma geliebt, in sie hatte sein Herz seine ganze Fülle von Liebe übertragen, das glaubte er fest und bestimmt. Eben so fest war er aber auch davon überzeugt, daß ihm künftig jedes weibliche Wesen gleichgültig seyn würde. Gleichwohl mußte er sich — schon seines gräflichen Stammes willen — verheirathen. Warum also nicht eben so gut früher als später, warum nicht eben so gut mit einer seinen Eltern erwünschten Gattin, als mit einer andern? Und übrigens konnte er ja auch durch diesen raschen Schritt zeigen, daß er die seiner reinen und aufrichtigen Liebe unwürdige Emma gänzlich vergessen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Ueber diesen Boden weg führt nun der Weg von Catania nach Nicolosi, und man kann sich

Digitized by Google

denken, wie reiche Abwechselung er darbieten muß. Wo irgend der warme Strahl der Wonne Leben aus dem starren Feuerstrome hervorgerufen hat, erhebt sich auch ein niedliches zweistöckiges Häuschen, das gewöhnlich aus dem Material besteht, worauf es ruht, nämlich aus Lava. Gruppen von Orangen- und Myrthenbäumen umschatten die kleine Wohnung, und schützen sie vor den sengenden Strahlen der Sonne; das saftige Laub der Rebe schlingt sich an ihr empor und vergittert ihre Fenster. Gleich dem Demant in einem Ringe ist es von einem Kranze der üppigsten Felder eingefaßt, welche in den mannigfaltigsten Farben einen reizenden Anblick gewähren. Hier spielt ein Lüftchen mit den reifen schweren Gerstenähren und bewegt sie gleich den Wellen des Meeres, dort streckt der Mais seine gelben Kolben in die dunkelblaue Luft; bald wechselt ein Wald von Sonnenblumen mit riesigen Bohnen ab, bald trifft das Auge auf eine mit duftenden Pelargonien durchwebte Wiese. Nur hier und da ragt aus diesem Eden ein schwarzer Lavakegel hervor, und erinnert daran, daß alle diese Schönheiten dem Bauche der Zerstörung entsprossen sind.

Diese kleine, mangelhafte Skizze gibt vielleicht ein schwaches Bild von all der Pracht und Herrlichkeit, die durch 15 italienische Meilen an unserm erstaunten Auge vorüberzogen. Die Feder ist zu schwach, den Eindruck so auf das Papier zu bringen, wie ihn die Seele aufgenommen hat.

Unterwegs trafen wir auf einige sehr nette Dörfer, als: Gravina, Santa Lucia, Massanunciate, Nocinato, Paterno und andere. Auch sie und die aus ihnen hervorragenden Kirchen bestehen, gleich wie die einzeln umherliegenden Häuschen, aus Lava, und sind selbst mit dieser Masse gedeckt. Man möchte glauben, die kunstfertige Hand irgend eines Schutzgeists habe die netten Sächelchen aus dem harten Erguß des Kraters geformt und sie hier aufgestellt; eine Weile zur Ergötzung, bis sie wieder von dem Vulkane vernichtet werden.

Gegen drei Uhr Nachmittags erreichten wir Nicolosi und mit ihm das Ende der guten Chaussee. Das Städtchen, das sich an der äußersten bewohnten Gränze des Gürtels erhebt, der den Aetna als Sohle umgibt, ist natürlich wieder aus Lava aufgeführt, und macht einen weniger heitern Eindruck als das, was wir bisher gesehen hatten. Je mehr wir uns ihm näherten, desto matter wurde auch die reiche Vegetation; der Weinstock rankte sich wohl noch überall fröhlich in die Höhe, doch die Orange war bereits der Kastanie gewichen, und anstatt der Aloe, des Cactus und der indischen Feige erblickte man jetzt die lazurfarbige Distel und die niedrige Palme.

Gleichwie in Italien, so gibt es auch auf der Insel Sizilien keinen Ort, der irgend ein Andenken an das Alterthum oder sonst etwas Eigenthümliches aufzuweisen hat und deßhalb von Fremden besucht wird, an dem man nicht einen Cicerone, so eine Art lebenslänglichen Pächter des von ihm in Beschlag genommenen Punktes fände, der aus eigener Machtvollkommenheit sich das Recht zugesprochen hat, die Neugierigen auf seinem Terrain herumzuführen, um von dem, was dieses Geschäft abwirft, sein Leben zu fristen. Monopole der Art werden weder von der Behörde, noch weniger von den Bewohnern der nächsten Umgebung ertheilt; tritt irgend eine Vakanz ein, so macht der erste beste Bettler oder Landstreicher sich nach dem führerlosen Platze auf den Weg, nimmt Besitz von ihm, und genießt von dem Augenblicke an alle damit verbundenen Vortheile, ohne daß es einem Andern einfällt, ihn in seinem Gewerbe zu stören. Daß der Altvater Aetna ohne ein derartiges Individuum nicht bestiegen werden darf und auch nicht kann, liegt auf der Hand; demjenigen nun, der die Verpflichtung des Führens und Erklärens übernommen hat, muß man zum Ruhme nachsagen, daß er unter seinen zahlreichen Kollegen als eine Perle, eine große Ausnahme von der Regel gelten darf. In Agrigent schon söhnte uns der dortige Cicerone, Professor Politi, einigermaßen mit der Korporation aus, zu deren Mitgliedern er sich zählt, denn wir lernten in ihm nicht nur einen tüchtigen Alterthumskundigen, sondern auch einen recht gescheidten, wissenschaftlich gebildeten und dabei nicht mittellosen Mann kennen. Signor Gemmelaro, der Monopolist des Aetna, kann ihm dreist an die Seite gestellt werden. Er nennt sich zwar nicht Professor, wie sein Agrigenter Mitbruder, ist aber deßhalb nichts weniger eine bedeutende und sogar eines gewissen Rufs genießende Persönlichkeit, Archäolog, Antiquar, Naturalist und Botaniker. Seit sechzig Jahren, d. h. seit der Stunde seiner Geburt, lebt er in Nicolosi, wo er sein Observatorium angelegt hat und den mächtigen Vulkan, den er, im Vorbeigehen gesagt, als sein Eigenthum betrachtet, beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Der ersten Silbe schenkt der Wand'rer Glauben,
Sie ist's, der er das Leben oft vertraut.
Daß nicht's dem Liebenden sein Glück soll rauben,
Schenkt er die zweite der geliebten Braut;
Doch wahrt sie auch den Purpursaft der Trauben
Und glänzt im Winter, wenn der Morgen graut.
Das Ganze hält der Reiter hoch in Ehren,
Und nur beim Pegasus läßt sich's entbehren.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 175 1. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Während die beiden Freundinnen so ihre Gedanken austauschten, gingen Gérard und St. Mars in den schattigen Gängen des Gartens schweigend auf und ab.

Du scheinst mir heute nicht heiter, Charles, sagte St. Mars, indem er dem schweigsamen Freund auf die Achsel klopfte. Wo fehlt es, alter Freund?

Ich wüßte wirklich nicht, was mir fehlen sollte, erwiderte verstimmt Gérard, und mag ich Dir wohl im Gegensatz zu Deiner wirklich ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Heiterkeit trüb erscheinen.

Ich wüßte nicht, daß ich in ungewöhnlich heiterer Laune mich befände, sagte lachend Albert, doch ahnet mir, was Dir im Kopfe spukt! Du bist verliebt in die kleine Hexe, die Louise!

Die nur Augen für Dich hat!

Ja, um dich zu reizen und desto fester an ihren Triumphwagen zu ketten. Sey ruhig, Freund, fuhr er fort, als Gérard eine unwillige Bewegung machte, lehre mich die Frauen nicht kennen! Mache Rosalien etwas den Hof, wende Deine Aufmerksamkeit der Freundin zu und Deine Louise wird bald nicht mehr wissen, daß ich in der Welt bin.

Ich kann mich nicht verstellen, sagte Gérard finster, kann nicht heucheln.

Nun zwingen will ich Dich auch gerade nicht dazu, lächelte Albert, denn die Wahrheit, zu gestehen, gefällt das stille sinnige Kind mir gar sehr, und sollte ich jemals heirathen, ich wählte Sally Werner. Sie ist keine glänzende Schönheit, allein sie hat eine Tiefe des Gemüths, einen Opfermuth, eine Selbstverläugnung die wahrhaft erquickt und zur Bewunderung hinreißt.

Und wie hast Du denn dieß Alles bemerken können? fragte verwundert Gérard.

Wenn man vier Wochen mit Jemanden unter einem Dache lebt, hat man Gelegenheit, viel zu sehen. Bei dem täglichen Verkehr schwindet aller Schein und man findet oft Gelegenheit, in der Tiefe des Herzens zu lesen. Rosalie ist hier im Hause das verbindende, ausgleichende Prinzip, als Vermittlerin steht sie zwischen Eltern und Bruder und die Dienerschaft des Hauses sieht in ihr einen tröstenden, helfenden Engel.

Ei, wie feurig Du im Lobe des einfachen Mädchens bist, Du, der Liebling der Pariser Damen, rief erstaunt Gérard, wahrlich ich fange an, an Zeichen und Wunder zu glauben und sehe Dich schon als soliden Ehemann.

Das nun wohl noch nicht, erwiderte lachend St. Mars, ich würde mir selbst komisch vorkommen in meiner Rolle als Eheherr und Vater! Und dann, was soll der Soldat im Kriege mit einer Frau? Denn wenn wir auch jetzt Frieden haben, so wird er doch nicht von langer Dauer seyn.

Der Ruf, daß man sie bei Tische erwarte, unterbrach hier die beiden Freunde.

Während des Essens herrschte die ungezwungenste Heiterkeit. Rosalie, beruhigt durch die Unterredung mit der Freundin, unterhielt sich lebhaft mit Gérard, der seiner Seits strebte, die von St. Mars erhaltenen Lehren zu benutzen und Alles aufbot, um recht heiter zu scheinen, und der liebenswürdigen Freundin der Geliebten tausend Scheicheleien sagte. Doch nicht lange vermochte er diese angenommene Rolle zu spielen und bald wendete sich seine ganze Aufmerksamkeit Louisen wieder zu, zur Verzweiflung des armen Felix, der durch die Artigkeiten, die Gérard der Schwester erwies, so wie durch Alberts, aus Rücksicht für den Freund, viel zurückhaltenderes Benehmen ermuthigt, wieder gewagt hatte, sich Louisen zu nähern, von welcher er viel freundlicher aufgenommen wurde, als am Morgen und die in ihrer Gefälligkeit sogar so weit ging, nach den vergessenen Blumen zu fragen. Kaum sah aber das lose Kind, daß Gérards Aufmerksamkeit für Sally nur ein verabredetes Spiel gewesen, als sie den armen Felix gänzlich unbeachtet ließ und die ganze Fülle ihres Witzes and ihres Humors nur den beiden Freunden zuwendete, wobei sie nicht ohne Erfolg

Digitized by Google

ſich beſtrebte, die Aufmerkſamkeit des eleganten Pariſers wieder zu feſſeln, jedoch ohne deßhalb, wie am Morgen, Gérard zu ſehr zu überſehen.

Mit großem Mißgefallen hatte die Doktorin während der ganzen Mahlzeit dieſes Spiel beobachtet und da ſie die lebhafte kecke Louiſe ohnedieß nicht liebte, ſo fing ſie an, von der Koketterie der Frauen zu ſprechen, die ſie als ein großes Unrecht verdammte.

Ich kann Ihre Meinung nicht theilen, rief lebhaft Albert, ein wenig Koketterie ſcheint mir zur Liebenswürdigkeit der Frauen durchaus nöthig zu ſeyn! Wie langweilig, wie einſeitig würde das Leben dahinfließen, wenn nicht die Frauen es durch ihre liebenswürdige Koketterie verſchönten! Wie unaufmerkſam, wie nachläſſig würde der Mann werden, wenn er ſich gleich geliebt wüßte! Ein wenig Koketterie hält die Wünſche, die Begierden wach, man bemüht ſich, liebenswürdig zu ſeyn, man thut Alles, um den Sieg zu erringen, der eben dadurch, daß er uns erſchwert wird, an Reiz gewinnt!

O, Sie mißverſtehen mich, rief lebhaft die Doktorin, ich ſpreche nicht von jenem keuſchen, ſittſamen Verbergen, Verſchleiern ſeiner Gefühle, was den Frauen zur höchſten Zierde gereicht, nein, von jenem Streben nach Beifall, von jenem nur zu deutlich ſich zeigenden Wunſche, Vielen zu gefallen, ſpreche ich, der jeder edlen Frau fern bleiben ſollte, von jener Arroganz, die eine Freude darin findet, Viele an ihrem Triumphwagen zu feſſeln, ohne daß ihr Herz einem von ihnen gehört, die iſt es, die ich, und gewiß mit Recht, verdamme.

Ich kann dennoch nicht ganz Ihrer Meinung ſeyn, fuhr Albert mit komiſchem Ernſt fort. Da, wo Sie Arroganz ſehen, kann ich nur Demuth erblicken. Die Beſcheidenheit iſt es, die die von Ihnen ſo hart bezüchtigte Kokette handeln läßt. Ihre Reize haben einen Mann gefeſſelt, allein ſie vertraut dieſen Reizen doch noch nicht ganz, ſie verſucht, ob ſie bei einem zweiten eben ſo wirkſam ſeyn werden. Es gelingt, allein wer ſteht ihr dafür, daß nicht ein Dritter oder Vierter ſie nicht ganz anders beurtheilen wird? So treibt ihr Mangel an Selbſtvertrauen ſie zu ſtets erneuerten Verſuchen und die tiefe Demuth ihres Herzens iſt es alſo, die ſie immer neue Eroberungen wünſchen läßt.

Alle lachten und ſelbſt die Doktorin konnte dem geſchickten Vertheidiger der von ihr ſo hart Getadelten ein beifälliges Lächeln nicht verſagen. In der heiterſten Laune ſchieden die Freunde, nachdem man verabredet hatte, daß die Familie des Kammerraths bei einem nächſtens zu veranſtaltenden Ball zur Stadt kommen und im Semler'ſchen Hauſe wohnen ſollte.

(Fortſetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortſetzung.)

Eduard's Entſchluß war alſo gefaßt und er ſchrieb ſeinen Eltern, daß er ihnen — wiewohl unter gewiſſen Bedingungen — gehorchen wolle. Die erſte Bedingung war, daß er bei dem Aufgebot nicht perſönlich in B** gegenwärtig ſeyn, ſondern erſt zur Hochzeit ſelbſt in B** eintreffen wollte, um nicht mehrere Wochen lang den Bräutigam ſpielen, Gratulationen annehmen und Viſiten machen zu müſſen. Schnell und feſt wollte er den unvermeidlichen Schritt thun, ſo ſchrieb er ſeinen Eltern.

Die zweite Bedingung war noch ſonderbarer. Er wollte nämlich kurz nach der Hochzeit nach Stockholm zu ſeinem Regiment zurückreiſen, ſeine Gattin aber in B** bei den Eltern zurücklaſſen. Zu Weihnachten wollte er dann nach B** zurückkommen und das Feſt auf dem Lande zubringen, damit die Trennung nicht zu lange dauere. Es war jetzt Spätherbſt, das Quartal vorüber, keine Wohnung zur Miethe zu haben, keine Domeſtiken zu bekommen — was ſollte er alſo mit ſeiner Frau in Stockholm beginnen? Beſſer war es, ſie blieb einſtweilen, wo ſie jetzt war, während er ſein Junggeſellenleben den Winter hindurch fortſetzte, da er ſich ohnedieß für viel zu unerfahren hielt, um bereits als Hausvater aufzutreten. Während des Sommers wollte er längere Zeit in B** zubringen und in dem darauf folgenden Herbſt eine eigne Haushaltung in Stockholm etabliren. Er bat ſeinen Vater, das Fräulein zu fragen, ob ſie mit dieſen Bedingungen einverſtanden ſey, da er entgegengeſetzten Falles nicht die Ehre haben könne, ihr ſeine Hand anzubieten.

Der Graf freute ſich ungemein, als er in dem Briefe ſeines Sohnes deſſen Zuſtimmung zur Heirath las. Weniger aber behagte ihm die erſte der beigefügten Bedingungen. — „Nun" — ſprach er endlich — „der Grilleufänger mag ſeinen Willen haben, aber zu ſeinem eignen Schaden; ich ſehe ihn ſchon im Voraus bereuen, daß er dieſe drei Wochen nicht hier zugebracht hat, wenn er kommt und Emma als ſeine Braut kennen lernt." — Als aber der Graf die zweite Bedingung las, lachte er laut auf und ſprach: „Nun, das iſt in Wahrheit köſtlich! Er will, ſobald er kann, von der jungen Frau fortreiſen und ſie während des Winters hier laſſen. Das würde ſchön werden;

ich sehe schon im Voraus sein Gesicht, wenn er wieder in die Hauptstadt zurückkehren muß und ich ihm das Recht streitig mache, die Frau mitzunehmen. Ich will mich oft genug auf diesen Brief beziehen, um ihn zu ängstigen. Hahaha! daß ist wirklich höchst ergötzlich!" —

Schnell schickte er nun an den Baron K** einen Boten mit einem Briefe, in welchem er ihn fragte, ob er für den nächsten Sonntag sein Aufgebot mit Louisen vornehmen lassen und sich deßhalb zu dieser Zeit in B** einfinden wolle. Der Baron antwortete sogleich, daß er entzückt sey, seinen höchsten Wunsch der Vollendung so nahe zu sehen, und daß er sich noch an demselben Tage auf den Weg nach B** machen werde.

Der Baron kam in Begleitung seines Kousins, des Obersten von F**, in B** an, der Pfarrer Rosman wurde auf das Schloß geholt und beschieden, für den nächsten Sonntag beide Paare öffentlich zum ersten Mal aufzubieten. Das Gerücht davon verbreitete sich in den wenigen Tagen bis zum Sonntag wie ein Lauffeuer in B**, im ganzen Kirchspiel, in den angränzenden Kirchspielen, so daß die Kirche von B** kaum die ungeheure Menschenmenge zu fassen vermochte, die sich an diesem Sonntage in ihren Räumen zusammengedrängt hatte.

Die großen Prunkzimmer auf dem Schlosse in B** wimmelten an diesem Tage von Gästen aus der Nähe und aus der Ferne. Ein Theil derselben war sofort nach der Kirche zum Mittagsessen erschienen, die Uebrigen hatten sich erst Nachmittags eingefunden. Der anwesende Bräutigam war außerordentlich heiter, allein die beiden Bräute sahen nicht besonders fröhlich aus. Louise, die sich seit der unglücklichen Veränderung ihres Schicksals heute zum ersten Mal in Gesellschaft befand, war äußerst verlegen, denn sie glaubte, daß ihr Jedermann ihre Schande auf der Stirn ansehen müsse. Außerdem war sie schon seit Jahren in der ganzen Gegend als Graf Eduards Braut betrachtet worden — wie schrecklich mußte es ihr seyn, daß er nun mit einer andern, als mit ihr, aufgeboten wurde.

Emma war fast eben so niedergeschlagen, wie Louise. Zwar sah sie, daß sie Eduards Gattin werden würde, aber — geschah dieß mit seinem Willen und mit seiner Zustimmung? Wußte er, daß er *sie* heirathen sollte, oder hatten ihm seine Eltern einen Possen gespielt? — Sie glaubte fast das Letztere, weil Alles so seltsam und geheimnißvoll zuging. Warum schreibt er nicht an sie? Warum war sein Vater so zurückhaltend, so oft sie ihn nach Eduard fragte? Warum wollte er nicht eher, als am Hochzeitstage kommen? Hatte man ihm etwa das Vorgefallene verschwiegen und glaubte er, daß Louise diejenige sey, die er heirathen solle? — Sie begann das Letztere beinahe zu glauben, denn hätte er gewußt, daß seine geliebte Emma die Auserwählte sey, so würde er sich gewiß beeilt haben. Doch, er zürnte ihr ja und wahrscheinlich hatte ihm sein Vater nicht, wie er versprochen, seinen Irrthum in Bezug auf den schlanken kleinen Ritter benommen. Aber warum? — Emma grübelte Tag und Nacht darüber nach, aber sie vermochte den Grund nicht zu erforschen. Ueberall Dunkel und Zweifel. Darum konnte sie am Tage ihres ersten Aufgebots nicht froh seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Was sich in dem Zeitraume der letzten fünfzig Jahre an und auf dem Riesen zugetragen hat, davon wurde sorgfältig Akt genommen. Zeigte sich irgend eine Veränderung an der Oberfläche, so wurde sie sofort aufgezeichnet und abgebildet, und aus den täglichen Erscheinungen am Berge und im Krater hat Gemmelaro mit Hülfe eigener Schlüsse und Kombinationen ein so untrügliches Register zusammengestellt, daß er mit fast mathematischer Gewißheit Alles voraussagt, was auf seinem Territorium eintreffen wird, und sich in seinen Prophezeiungen nie irrt, ein Umstand, den man unsern Kalendermachern nicht anrühmen kann. In seiner Wohnung findet man eine vollständige Sammlung aller Lavaergüsse seit zehn Jahrhunderten, so wie der aufs Sorgfältigste getrockneten Pflanzen der Flora des Aetna. Gemmelaro kann ein zweiter Empedokles genannt werden, hat aber vor dem Agrigenter Philosophen den Vorzug, daß er nicht wie dieser, der sich bekanntlich aus Neugierde in den Krater stürzte, seine Forschungen bis ins Abenteuerliche treibt, sondern ihnen einen vernünftigen, nützlichen Zweck unterlegt.

Daß wir, um den Aetna zu besteigen, dessen Cicerone weder umgehen mochten noch konnten, darf nicht erst erwähnt werden. Zum Ueberflusse hatte uns unser gefälliger Wirth in Catania noch mit einer schriftlichen Empfehlung an ihn versehen, obgleich es deren bei der überall bekannten Gastfreundlichkeit Gemmelaro's nicht bedurft hätte. Doch hatten wir dießmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht und uns umsonst darauf gefreut, den greisen Wächter der himmelanstrebenden Warte Siziliens persönlich kennen zu lernen. Das schöne Wetter hatte ihn zu einem botanischen Ausfluge verlockt und uns dadurch die Gelegenheit geraubt, seinen Rath in Anspruch zu nehmen. Wir besuchten seine Woh-

nung, ein niedliches Häuschen, das sein Eigenthum ist, und sein Famulus, dem wir unsere Karten überreichten, war so artig, uns zu gestatten, daß wir die Lavasammlung, so wie die anderen geologischen und zoologischen Merkwürdigkeiten in Augenschein nehmen konnten, welche in zwei Zimmern in mehreren Glasschränken aufgestellt sind.

Um von Nicolosi wenigstens eine Erinnerung mitzunehmen, besuchten wir den nur eine italienische Meile entfernten Monte Rosso, schon deßhalb, weil er einen so großen, wenn auch traurigen Ruf erlangt hat. Der Ausbruch des Aetna im Jahr 1669, der einer der heftigsten war, welche die Geschichte aufzuweisen hat, geschah vorzugsweise durch den genannten Monte Rosso, der damals den glühenden Strohm aussandte, unter welchem das alte Catania begraben liegt. Man muß nämlich wissen, daß der Aetna als großer Herr oft nicht in der Laune ist, seine Aufgabe, Tod und Verderben um sich her zuverbreiten, in eigener Person zu lösen, sondern sich dazu kleinerer um ihn herumliegender Vulkane bedient. Der Vesuv sowohl, wie auch die Feuerberge auf den Liparischen Inseln sind nicht so vornehmer Natur und müssen ihr Tagwerk allein vollbringen; der sizilianische Altvater dagegen, im Gefühl, daß er auf der obersten Sprosse der vulkanischen Hierarchie stehe, bläst nur ruhig seinen Rauch gen Himmel, oder wirft von Zeit zu Zeit ein Felsstück, einen Haufen Asche aus seinem Schlunde. Für den verheerenden Strom, der fortwährend in seinem Bauche kocht, hat er besondere Organe, die auf sein Geheiß sich in Bewegung setzen. Tritt die Zeit eines neuen Ausbruchs ein, so macht sich das alte Schneehaupt nur durch vermehrten Rauch und reichlichern Aschenregen bemerklich, aber am Riesenleibe des Berges, näher oder ferner, höher oder tiefer, entsteht gleich einem Geschwür an einem kranken Körper, ein Berg, klein im Vergleich zum Aetna, aber immer noch bedeutender als der Vesuv; dieser öffnet sich und gießt das, was im Innern der Erde so lange gegohren hat, auf die Oberfläche aus. Ein Krater dieser Art, von denen der Aetna gleich einer Schaar von Kindern und Enkeln umgeben ist, ist der genannte Monte Rosso, der vor 200 Jahren dazu ausersehen war, einen blühenden Garten in eine Einöde zu verwandeln. Stände er an einer andern Stelle und allein, so könnte er für einen ganz stattlichen Vulkan gelten, denn er erhebt sich 1200 Pariser Fuß über das Niveau von Nicolosi; hier aber, neben dem riesenhaften Aetna schrumpft er zu einem Hügel zusammen. Wir erstiegen seinen Gipfel gemächlich zu Fuße und fanden oben eine Oeffnung von ungefähr 200 Fuß Umfang von der Gestalt eines doppelten Topfes oder getheilten Pfeffer- und Salznäpfchens. Die Tiefe des Kraters mag wohl an 300 Fuß betragen, und deutlich erkennt man von oben dessen Boden, auf den man gewiß ohne Gefahr hinabsteigen könnte, wenn Jemand die Neugier dazu triebe. Wir hatten weder diese, noch überflüssige Zeit und wollten ebenso wenig in die Fußtapfen Göthe's treten, der 1787 bei seinem Ausflug nach dem Aetna am Monte Rosso stehen blieb und aus Furcht vor den Eismassen, Wäldern und anderen eingebildeten Gefahren in die für einen Dichter ziemlich prosaischen Worte ausbrach: Man thut besser, sich das Uebrige erzählen zu lassen." Wir hegten, wie gesagt, nicht die Absicht, den gefeierten deutschen Poeten nachzuahmen, sondern den festen Vorsatz, von dem Gipfel des Aetna das aufgehende Gestirn des Tages zu begrüßen. Um dieß zu erreichen, hatten wir Eile nöthig, und kehrten deßhalb bald nach Nicolosi zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 28. Okt. In der gestrigen Aufführung des Lustspiels „der aller Welt Vetter" von R. Benedix entfaltete Hr. Spahn als Hauptrollenträger sein ganzes reiches Talent, so daß auch der strengste Beurtheiler an dessen eben so gewandtem wie tief durchdachtem Spiel keinen Anlaß zum Tadel finden möchte. Frl. Spahn (Wilhelm) bewegte sich gleichfalls in einer Rolle, für die sie ganz geschaffen ist. Hr. Jauß (Gärtner) bleibt sich stets gleich. Mit Frl. Merken (Pauline) konnte man, einiges Anstößige in der Aussprache abgerechnet, zufrieden seyn; ebenso mit den übrigen Darstellern. Nur Hrn. Temme, offenbar einem Anfänger auf der Bühne, wäre ein guter Theil Natürlichkeit im Spiel und namentlich in der Deklamation mehr anzurathen. Uebrigens waren alle Zuschauer aufs Vollkommenste zufrieden gestellt und ist nur zu bedauern, daß ihre Anzahl wieder so überaus klein war. Da aber mit dem bevorstehenden 2. Abonnement von Seiten der Direktion auf den so allseitig ausgesprochenen Wunsch des Publikums sogenannte Dutzendbillets ausgegeben werden, steht mit Sicherheit zu erwarten, daß der Besuch des Theaters fortan ein verstärkter seyn werde.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 171:

Kunst — Gunst.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 176 3. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

In tiefes Sinnen verloren, ging Gérard am andern Morgen in seinem Zimmer umher, als nach leisem, von ihm überhörten, Klopfen Guillaume bei ihm eintrat.

Nachdem mit allem militärischen Anstand die Meldung gemacht worden war, legte der Quartiermeister den Tschako ab und vertraulich zu dem Vorgesetzten herantretend, sagte er gutmüthig: Mein Kapitän, Sie scheinen mir nicht heiter.

Ich bin es nicht, Guillaume, erwiderte Gérard, und doch weiß ich Dir nicht zu sagen, was mir fehlt.

Guillaume lachte, weil Sie es sich selbst nicht eingestehen wollen, mein Kapitän, daß meine Prophezeihung eingetroffen ist. Das Lockenköpfchen hat es Ihnen angethan! Sie sind verliebt!

Ich glaube fast selbst, daß Du recht hast, sagte, wie in Gedanken verloren, der junge Offizier und das ist es gerade, was mich trübe stimmt.

Und warum denn? fragte verwundert Guillaume. Wenn ich wie Sie mein eigener Herr wäre, ein schönes Gut im Vaterlande besäße und ein hübsches Mädchen gefiele mir, so würde ich nicht trübe, im Sinnen verloren, die Zeit hinbringen! Ich würde zu ihr treten, ihr offen in's Auge sehen und ihr die Hand als Gatte bieten!

Soll ich das Schicksal eines geliebten Wesens in diesen kriegerischen Zeiten an das meine fesseln, soll ich sie sehen von mir in banger Sorge vergehen sehen oder soll ich sie allen Gefahren des Krieges preisgeben?

Und warum nicht? Viele Frauen sind der großen Armee gefolgt und sind gesund und wohlgemuth heimgekehret. Gefahr für Frauen ist nur bei einem Rückzug und die französische Armee zieht sich nicht zurück! Dem siegenden Heere folgen die Frauen ohne Gefahr, sie haben da nur Loorbeerkränze zu vertheilen.

Ja, oder Wunden zu verbinden!

Nun, und wenn auch, fuhr Guillaume fort, wird nicht jede brave Soldatenfrau sich glücklich preisen, das rühmlich auf dem Felde der Ehre vergossene Blut zu trocknen und Wunden zu heilen, die schöner zieren als Gold und Edelsteine?

Ich wenigstens würde dieß nie von meiner Gattin verlangen, erwiderte Gérard, indem er den Säbel umschnallte, denn die Stunde zum Ausrücken hatte geschlagen.

Von frühster Jugend an hatte ein enges Band der innigsten Freundschaft die beiden Kriegsgefährten umschlungen. Guillaumes Vater war Schullehrer auf dem Gute von Gérards Eltern; die beiden Knaben genossen den ersten Unterricht zusammen, und waren in den Freistunden unzertrennliche Spielgefährten; auch später, als Charles Gérard zu seiner weitern Ausbildung ein Gymnasium in Paris bezog, blieb er im steten Briefwechsel mit dem Freunde, und die Zeit der Ferien, die Gérard stets auf dem Lande zubrachte, war für beide Knaben ein Fest des Wiedersehens und des ungestörten täglichen Beisammenseyns. Als die jungen Leute eine Bestimmung wählen sollten, entschieden sie sich beide gleich enthusiastisch für den Militärdienst und Gérards Vater gelang es, beide bei einem und demselben Regiment unterzubringen.

Guillaume, Du bist zwei Jahre älter als Charles, Du wirst über meinen Sohn wachen, Du wirst in Gefahren ihm zur Seite stehen! sagte der alte Baron beim Abschied zu dem jungen Konskribirten und mit einem Handschlag bestätigte Guillaume: nur wenn er Charles Gérard gesund in die Heimath begleitet oder seine Leiche selbst zur Erde bestattet hat, wird sich Pierre Guillaume von ihm trennen! Darauf können Sie bauen, Herr Baron!

Nach jeder Schlacht, nach jedem noch so unbedeutenden Gefecht war es daher Guillaumes erste Sorge, zu erforschen, ob dem geliebten Freunde kein Leid begegnet sey, und oft in kalten Nächten breitete er seinen Mantel über den, wie er sagte, seiner Obhut Anvertrauten, theilte sein Brod mit ihm, und litt willig Hunger und Kälte, um ihm eine Erleichterung verschaffen zu können. Selbst als einige Jahre nach ihrem Eintritt in das Re-

Digitized by Google

giment der alte Baron Gérard starb, hielt der treue Freund sich noch an sein Wort gebunden, ja er ward nur noch aufmerksamer, noch gewissenhafter in Erfüllung der sich selbst auferlegten Pflicht, indem er halb scherzend, halb traurig versicherte, Charles sey ihm von dem alten Herrn vermacht worden und er müsse nun um so sorgsamer über ihn wachen.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Tage kam ein junger reisender Künstler in B** an, der sich die Gunst erbat, des Grafen weit und breit berühmte Oelgemäldesammlung besehen zu dürfen. Der Graf, welcher der Kunst halber ein großer Freund der Künstler war, fühlte sich über den verbreiteten Ruf seiner Gemäldegallerie höchlichst geschmeichelt und führte den jungen Fremden in eigner Person durch die Gemäldezimmer. Der junge Mann war Portraitmaler und der Graf kam sogleich auf den Gedanken, die Braut seines Sohnes von ihm malen zu lassen. Er sprach mit dem Maler darüber, und dieser willigte ein, einige Wochen in B** zu bleiben. Als Probe seiner Geschicklichkeit zeichnete er sogleich stehenden Fußes den Grafen H** mit solcher Aehnlichkeit auf ein Blatt seines Albums, daß dieser ganz entzückt wurde.

Gleich an demselben Tage mußte ihm Emma sitzen, und der Graf sah mit nicht geringer Freude schon aus dem ersten Entwurf des Portraits, daß dasselbe sehr ähnlich werden würde. Allein Emma dachte bei jeder Sitzung mit solcher Wehmuth an das verlorne Portrait Eduards, daß sie stets eine niedergeschlagene Miene annahm. Der Maler sowohl, als der Graf, welcher stets gegenwärtig war, ermahnten sie, ein heiteres Gesicht zu machen; und der Graf flüsterte ihr endlich einmal ins Ohr: — „Um Gottes willen, mein Engel, nimm eine heitere Miene an und laß das unnöthige Grübeln; Du wirst es sonst bereuen, so oft Du Dein Portrait ansiehst; es sieht ja ganz weinerlich aus". —

Emma brach aber bei diesen Worten wirklich in so heftiges Weinen aus, daß die Sitzung für dießmal unterbrochen wurde. Der Graf führte sie schnell aus dem Zimmer des Malers in das der Gräfin, welche beim Anblick der weinenden Emma ganz unwillig zu dem Grafen sprach: — „Du bist aber auch gar zu wunderlich mit Deinen Ueberraschungen. Wozu nützt es denn, das arme Kind mit unserem Schweigen über Dinge, die ihrem Herzen am nächsten stehen, so lange zu quälen? Sie grämt sich ja gänzlich ab, so daß sie zur Hochzeit nicht schön aussehen wird. Es reicht schon hin, daß mein armer Eduard einsam und ohne Trost in Stockholm verzweifelt, während er hier mit seiner Braut und seinen Eltern glücklich seyn könne. Emma wenigstens soll beruhigt werden. Komm, mein liebes Kind, ich will Dir Alles sagen." —

Sie zog Emma neben sich auf das Sopha und theilte ihr den ganzen Plan mit, den der Graf zur Ueberraschung Eduards entworfen und durchgeführt hatte. Außer sich vor Freude, hörte Emma, daß das Portrait, welches sie so schmerzlich vermißte, nicht verloren war. Aber sie beklagte den armen Eduard, der sich über sein eingebildetes Unglück grämte; und gern hätte sie, die liebende Braut, ihn an ihrer Stelle in B** glücklich gesehen.

Der Graf war nicht derselben Ansicht. Er versicherte, daß kein Glück der Welt die Ueberraschung, die er seinem Sohn bereitete, übertreffen würde, und fügte hinzu, daß er selbst für seine eigne Person nicht halb so froh am Hochzeitstage seyn würde, wenn die Ueberraschung nicht wäre. Emma war wieder ruhig und fing nun erst an, sich recht zu freuen. Sie kehrte mit dem Grafen wieder in das Zimmer des Malers zurück und erhielt nie wieder einen Vorwurf über ihre betrübte Miene.

Tage und Wochen vergingen; das dritte Aufgebot war vorüber, am nächsten Sonnabend sollte die Doppelhochzeit gefeiert werden. Auch diese Woche verging und der sehnsüchtige Graf zählte die Stunden und die Minuten bis zur Ankunft seines Sohnes. Emma's Portrait war fertig und hing in einem kleinen Kabinet des ersten Stocks; der Maler wurde mit einer Einladung zur Hochzeit beehrt und sollte dann den Baron von K** auf dessen Gut begleiten, um dort ihn und die junge Frau zu portraitiren.

Der Freitag kam. Die Zimmer, in denen die Neuvermählten während ihres Aufenthalts in B** wohnen sollten, so wie die Zimmer, welche Eduard bei seinen Besuchen im elterlichen Hause stets bewohnt hatte, waren in Ordnung. Der Brautschmuck lag bereit, Alles war für den kommenden Tag geordnet; aber in der Küche, in der Schaffnerei, in der Speisekammer und im Weinkeller war Nichts in Ordnung, dort herrschte eine geräuschvolle Thätigkeit, ein Gewimmel und ein Gedränge, wie es einer großen Festlichkeit gewöhnlich vorangeht.

Es war Nachmittags und bereits ziemlich dunkel, denn der Monat November war fast schon zu Ende. Eduard wurde in den Abendstunden erwartet und Emma hatte sich zu seinem Empfang

Digitized by Google

gerade so gekleidet, wie sie auf dem Portrait gekleidet war, — in ein lichtblaues seidnes Kleid. Leicht und angenehm fielen, zahlreiche zierliche Locken zu beiden Seiten ihres reizenden Gesichts herab, während das übrige lange, reiche, kastanienbraune Haar im Nacken in einen dicken Zopf zusammengeflochten war; einen andern Kopfschmuck trug sie nicht. Um ihren schönen Hals trug sie eine einzige Schnur weißer ächter Perlen von großem Werth mit einem diamantenen Schlosse; als Ohrgehänge trug sie einen Schmuck von weißen Perlen mit Diamanten. Beides war ein Geschenk, das ihr der Graf am Tage ihres ersten Aufgebots gemacht hatte.

So gekleidet saß Emma einsam in ihrem innersten Gemach und erwartete mit klopfendem Herzen Eduards Ankunft. Ihr Schwiegervater, der Graf, hatte gewünscht, daß sie bei der Ankunft ihres Bräutigams nicht im Gesellschaftszimmer anwesend seyn möchte, damit er seinen Sohn erst vorbereiten und ihm Alles begreiflich machen könnte.

Endlich, als die Glocke sieben geschlagen hatte, langte Eduard in der düstersten und unglücklichsten Gemüthsstimmung, die je eines Bräutigams Stirne am Abend vor der Hochzeit gefurcht und seine Augenbrauen gerunzelt hat, im elterlichen Hause an. Die tausenderlei Gefühle, deren Raub er unterwegs gewesen war, hatten sein Gesicht bleich gemacht und fast verzerrt. Und anstatt, daß einem anderen Bräutigam der Trab der Pferde auf der Reise zur Hochzeit als Schneckengang erschienen seyn würde, glaubte Eduard, daß er sich seinem Ziele viel zu schnell nähere.

Sobald der Wagen vor dem Schlosse hielt, stand der Graf auch schon in dem hellerleuchteten Vorsaal, um seinen geliebten Sohn sobald als möglich zu umarmen. Letzterer war mit einem Sprunge aus dem Wagen und eilte in die Arme seines Vaters. Der Vater drückte ihn fest an sich und küßte ihn; dann führte er ihn, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, in ein Zimmer, in welchem er ihn seinen Reisemantel ablegen ließ, und aus diesem wieder in ein anderes Zimmer, umarmte ihn daselbst abermals und sprach: — „Willkommen, mein geliebter Sohn, Trost und Freude meines Alters! Willkommen im Vaterhause!" —

Wie süß klangen diese Worte in Eduards Ohren; er hatte sie so lange nicht gehört.

„Gott segne Dich" — fuhr der Graf fort — „nachdem Du endlich beschlossen hast, die Wünsche Deiner Eltern zu erfüllen; die Belohnung dafür wird gewiß nicht ausbleiben." —

Eduard wandte sich ab, um sein betrübtes Gesicht zu verbergen; der Graf stellte sich, als ob er es nicht bemerkte.

„Komm, mein Sohn" — sprach er weiter und ergriff seine Hand — „Deine Mutter und Deine Braut sehnen sich, Dich zu umarmen." —

„Meine Braut!" — rief Eduard und trat einen Schritt zurück. — „Großer Gott, so ist es also endlich doch so weit gekommen! Doch — es muß so seyn — es läßt sich nun nicht mehr ändern!" —

Und mit einem raschen Schritt und mit ruhigem Blick gab er seinem Vater die Hand und zeigte sich bereit, ihm zu folgen. Sein Vater führte ihn zunächst in das kleine Kabinet, in welchem die Thür gerade gegenüber Emma's Portrait hing.

„Was sehe ich?" — rief er erblassend — „ihr Bild — das Bild der Treulosen — Emma Hilberts Bild in meines Vaters Schlosse! Sonderbar! — Man hat es also für den heutigen Tag geliehen, um alle Wunden meines Herzens aufzureißen, um mir das zu zeigen, was ich mir einst träumte und nun auf ewig, ewig verloren habe. O, mein Vater, das war nicht edel gehandelt!" —

Bei diesen Worten wandte er sich um und wollte das Zimmer verlassen. Der Vater hielt ihn zurück.

„So sieh doch wenigstens erst" — sprach er — „ob das Bild auch dem Original gleicht." —

„Ach nur zu sehr, nur zu sehr" — rief Eduard — „aber wir wollen dieses Zimmer verlassen, ich ertrage den Anblick der Falschen nicht länger. Zu meinem Unglück, zu dem Unglück meines ganzen Lebens habe ich sie gesehen. Diese harte Prüfung erwartete ich nicht und — ich wage, hinzuzufügen — diesen grausamen Anschlag glaube ich nicht von meinen Eltern verdient zu haben, für deren Wünsche und Vorurtheil ich so viel aufgeopfert habe." —

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Wie auf Sonnenschein immer Regen folgt, so kam auch jetzt nach der Annehmlichkeit und Behaglichkeit die Mühsal, die vorzugsweise in dem nun vor uns liegenden schlechtern Wege, sowie darin bestand, daß wir dem bequemen Wagen Valet sagen und den Rücken der Maulesel besteigen mußten, die von Jugend auf ans Bergsteigen gewöhnt und deßhalb vollkommen sicher in Nicolosi auf uns warteten.

Gegen halb 5 Uhr Nachmittags saßen wir auf. Jeder von uns hatte einen mit einer Laterne und einer Fackel versehenen Führer, und ein Esel trug,

Digitized by Google

als allgemeines Lastthier und Sündenbock der ganzen Gesellschaft, unsern Winterstaat, die sogenannte Robe, so wie die in Catania eingekauften Lebensmittel. Obgleich die Temperatur bedeutend niedriger war als in Catania, so hatten wir immer noch bedeutende Hitze und begannen deßhalb unsern Marsch in leichten Reisehemden.

Nicolosi ist, wie bereits erwähnt, der letzte bewohnte Punkt am untern Gürtel des Aetna; weiter hinauf hatten wir also keine menschliche Wohnung zu hoffen. Der Raum zwischen Catania und dem Gipfel des Vulkans wird allgemein in drei Theile oder sogenannte Regionen eingetheilt; der erste, noch gut bebaut und bewohnt, erstreckt sich bis Nicolosi, der zweite, die Waldregion, bis zur Casa de Bosco oder Casa del Reve (dem Walde oder Schneehaus); der dritte endlich, die Schneeregion, reicht bis zur Casa Inglese, dem englischen Hause, das am Fuße des Aschenkegels steht. Von hier aus noch weiter hinauf gelangt man zum Krater, aus welchem fortwährend Rauch in die Höhe steigt.

Bei unserem Abzug aus Nicolosi gelangten wir nicht unmittelbar in die Waldregion, sondern mußten erst eine wohl eine halbe Meile lange Steppe durchschreiten, welche mit einem rothen Sande, oder vielmehr mit der Asche einer verbrannten metallischen Schlacke bedeckt war, welche 1669 der Monte Rosso ausgeworfen, und davon auch den Namen bekommen hatte. Erst als wir diese öde Fläche hinter uns hatten, betraten wir den Kastanienwald, welcher den Aetna gleich einem Gürtel rings umgibt.

Dieser Wald muß, meiner Ansicht nach, besonders für den Naturforscher vom größten Interesse seyn. Auf dem Boden, den er bedeckt, erblickt man auch nicht eine Spur von Erde, aus der nur ein Grashälmchen, geschweige denn ein so großer Wald emporwachsen konnte, sondern er besteht aus nacktem, kahlem Stein. Die Ursache davon mag vielleicht seyn, daß in dieser Höhe der Atmosphäre schon die Kraft mangelt, die Lava zu zersetzen, vielleicht auch, daß der Feuerstrom, der hier Halt machte, aus Theilen besteht, die jedem klimatischen Einflusse trotzen. In diesem Boden nun wurzelt der Wald, dem man es auf den ersten Blick ansieht, er müsse ein urweltlicher und wohl so alt wie der Aetna selbst seyn. Er scheint sich durchaus nicht zu erneuern, denn außer den himmelhohen Bäumen sieht man durchaus keinen jungen Nachwuchs. Jeder Stamm in dem ungeheuren Forste ist ein Riese, der von oben bis unten mit Moos und weißlichbraunem Schwamm überzogen ist, die Gestalt desselben fast durchgängig eine abenteuerliche, phantastische, die von dem schweren Kampfe zeigt, mit welchem die Natur hier geschaffen haben muß. Nirgends schießt er gerade zu in die Höhe, wie in andern Wäldern, sondern von der Erde an windet er sich in den mannigfaltigsten Krümmungen, und bildet fortwährend Knorren und Knoten, gerade so, als ob eine Gewalt im Innern der Erde ihn mühevoll und langsam herausgepreßt hätte. Die Wurzeln der Bäume liegen meist auf der Erde, und haben sich mit der Zeit so dicht in einander verschlungen, daß sie jetzt ein Netz bilden, das keine Kraft der Erde zu trennen vermag. Auf welchem Grunde nun, frage ich, steht dieser Wald, woher nimmt er die zu seiner Erhaltung nöthige Nahrung, und wie ergänzt er sich? Liegt hierin nicht reicher Stoff zum Nachdenken und zur Forschung?

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Aschaffenburg, 1. Nov. Von der Aufführung der Oper „die Regimentstochter" läßt sich im Allgemeinen dasselbe sagen, was von den beiden vorhergegangenen Opern gesagt wurde. Auch hier leistete Frau Mutschlechner (Marie), was Gesang, namentlich aber was Spiel anlangt, Vorzügliches, was um so mehr Anerkennung verdient, als dieselbe, wie man hört, sich in einem leidenden Zustande befand. Bezüglich des Herrn Kopka (Tonio) gilt das früher Gesagte und ist nicht zu verkennen, daß derselbe durch fleißiges Studium seine Leistungen zu vervollkommnen strebt. Ganz vorzüglich waren wieder, was Spiel betrifft, Hr. Jauß (Hortensio) und Frau Schulz. Mit Herrn Merken (Sulpiz) konnte man im Allgemeinen zufrieden seyn. Der Anfangs-Chor wollte nicht recht zusammen gehen; die übrigen Chöre gingen besser.

Was das Orchester anbelangt, so ließ dieses leider gar Viel zu wünschen übrig, was um so mehr auffallen muß, als dessen frühere Leistungen gerade in dieser Oper zu den vorzüglichen gehörten. Wir können uns deßhalb keinen andern Grund hievon denken, als daß entweder zu wenige Proben abgehalten wurden, oder daß in diesen zu leichthin verfahren worden, welches Beides gleich sehr zu tadeln ist.

Was sodann die gestrige Raupach'sche Posse: „die Schleichhändler" anlangt, so wußte zwar Herr Spahn (Schelle) seiner Rolle die komischste Seite abzugewinnen, allein er war in diesem Streben leider häufig nicht recht verständlich; Frau Schulz und Fräul. Spahn waren wieder recht brav. Dagegen stand Herrn Merken die Rolle des Intrigant nicht recht an. Herr Jauß dagegen war wieder ganz an seinem Platz. Bezüglich des Fräulein Merken l. und des Herrn Temme gilt durchaus das am 28. Oktober Gesagte.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 177 5. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Auch in Wendorf war am Tage nach dem Besuch der Freunde viel Unruhe und Bewegung. Gleich am andern Morgen erschien Felix spät beim Frühstück und der ungewöhnlich ernste Ausdruck seines Gesichts ließ einen gefaßten Entschluß erwarten.

Als die Diener sich entfernt hatten, stand er auf, und dicht vor seinen Vater hintretend sagte er: Ich muß fort von hier, Vater, laß mich reisen!

Kind, wo denkst Du hin? rief erschrocken die Kammerräthin, dazu bist Du noch viel zu jung! In zwei bis drei Jahren vielleicht, aber früher nimmermehr!

Mutter, ich sage, ich muß fort, erwiderte Felix, ich muß Wendorf und die Gegend verlassen, wenn ich nicht zu Grunde gehen soll.

Das sind Einbildungen, mein Sohn, Du bist zu lebhaft aufgeregt, laß einige Tage vorübergehen, so wirst Du anders denken! Du nimmst Alles zu streng, täuschst Dich selbst, siehst Gespenster, wo nichts ist, und wirst es gewiß bereuen, wenn Du voreilig handelst!

Ich sehe keine Gespenster, Mutter, und täusche mich nicht absichtlich selbst! Meine Schuld ist es aber auch nicht, wenn Andere am hellen Tage nicht sehen, was ihnen doch unzweifelhaft und deutlich vor Augen steht!

Ruhig hatte der Kammerrath dem Gespräch zugehört. Wann wünschest Du zu reisen, Felix? fragte er gelassen.

So bald als möglich, Vater!

So wirst Du morgen reisen!

Lebhaft dankend umarmte der Jüngling den gütigen Vater und eilte aus dem Zimmer, um schnell alle von ihm abhängenden Vorkehrungen zu treffen.

Aber Alter, woran denkst Du? rief in Thränen ausbrechend die Kammerräthin. Felix ist ja fast noch ein Kind! Und den willst Du so allein, so ohne allen Schutz und Leitung hinausstoßen in die Welt, ihn der Verführung preisgeben?

Sey ruhig, Mutter, ohne Schutz wird er nicht seyn, er nimmt sichere Empfehlungen und ausreichende Kreditbriefe mit. Meintest Du doch selbst letzthin, daß Louise Semler dem hübschen Jungen gern ihre Hand geben würde, wenn er nur erst etwas abgeschliffen wäre und die Welt gesehen hätte, und nun weinst Du und bist untröstlich, daß er diesem Ziele zustreben soll.

Ja, aber Louise wird, umlagert, wie sie jetzt von den leichtfertigen Parisern ist, den armen Felix bald vergessen, wenn sie ihn nicht mehr sieht!

Liebt Louise unsern Sohn, wie Sally es behauptet, so wird seine Abwesenheit ihm in ihrem Herzen keinen Abbruch thun, und liebt sie ihn nicht, so ist es besser, daß er in fernen Ländern sich Vergessenheit sucht, als daß er hier in Schmerz und Trauer seine Tage in Unthätigkeit hinbringt!

Aber, nur nicht so schnell, nicht schon morgen, laß ihn reisen! Er muß doch Abschied von Semlers nehmen!

Wozu das? Seinen Abschied überbringen wir und ein Grund, eine Entschuldigung für den raschen Entschluß findet sich leicht.

Aber wird Louise durch diese Vernachlässigung sich nicht tödtlich beleidigt fühlen und gerade deßhalb um so eher sich dem Fremden zuwenden?

Ist Felix ihr gleichgültig, so wird sie dieß doch thun, mag er noch so viel sich um sie bemühen, da hingegen gerade dieser rasche Enschluß ihn nur noch mehr in ihrer Achtung hebt!

Gott gebe es, seufzte die Mutter, und ging, um nun auch ihrerseits Vorkehrungen zu der, wie sie nun wohl sah, unabweisbaren Reise zu treffen.

Mit Verwunderung hörte Louise, als die Familie einige Tage darauf in die Stadt kam, daß Felix das väterliche Haus auf lange Zeit verlassen habe, doch fand sich bei ihr von der, von der Kammerräthin gefürchteten und vom Kammerrath gehofften Kränkung, keine Spur. Gleichgültig hörte sie die Entschuldigungen der Eltern, daß Felix, um einen Theil der Reise mit einem Freund machen zu können, genöthigt gewesen sey, so schnell und

Digitized by Google

ohne Abschied abzureisen und den Abend des Balles tanzte sie so heiter, als wenn der Gespiele ihrer Jugend schon seit Jahren von ihr getrennt sey.

St. Mars und Gérard folgten überall den Schritten der beiden Freundinnen. Doch wenn es auch den Beobachtenden nicht entging, daß Gérard nur Augen für Louise hatte, daß sie ihn ausschließlich beschäftigte, so ward bei aller Aufmerksamkeit es doch schwer zu entscheiden, welcher der beiden Freundinnen Albert den Vorzug gab. Er wußte so geschickt seine Aufmerksamkeit zwischen Beide zu theilen, tanzte sogar oft mit anderen hübschen Mädchen, denen er dann dieselben Schmeichelworte zuflüsterte, welche man von ihm den Königinnen des Balles, Louisen und Rosalien, gegenüber gehört hatte und wußte in sein Wesen so viel Heiterkeit, so viel Unabsichtliches zu legen, daß selbst die Doktorin, die sich doch eines besonderen Scharfblicks rühmte, in ihren Schlüssen irre wurde und ihn mehr wie einmal dem Chamäleon verglich.

Auch das Betragen der beiden Mädchen gab Stoff zu mancherlei Deutungen. Rosalie war freundlich wie immer, auch anscheinend heiter und froh, aber in ihrer Heiterkeit zuckte es manchmal auf wie Schmerz und ihr Lächeln rief um die frischen Lippen oft einen Zug des Weinens hervor. Ob die Abreise des geliebten Bruders, ob andere Gründe diese Trauerwolken auf der sonst heiteren Stirn auftauchen ließen, das war es, was der durchdringende Geist der beobachtenden Damen des Städtchens nicht zu entziffern vermochte. Louise gab ihnen weniger zu denken. Sie ist leichtsinnig und kokett wie immer, hieß es, als man sah, daß sie bald Gérard, bald St. Mars freundlich zulächelte, und nur die erfahrene Doktorin wollte daraus, daß sie Albert fast mehr Aufmerksamkeit als Gérard bewies, schließen, daß sie diesen Letztern dauernd zu fesseln wünschte.

Es wird kein gutes Ende nehmen mit Louise, sagte sie am Morgen nach dem Balle zur Pastorin Hille, die verhindert gewesen war, demselben beizuwohnen, sie will allen Männern gefallen und wird zuletzt sitzen bleiben! Das sind die Früchte der heillosen Erziehung in den französischen Pensionen! Ich sagte es der Bauräthin gleich, als sie die Tochter zu der, Gott weiß, mit Unrecht, weit und breit berühmten Madame Delcour brachte, allein sie wollte nicht hören! Nun hat sie die Früchte dieser schönen Erziehung! Felix ist abgereist ohne Abschied, er hat das Püppchen aufgegeben und der leichtfertige Franzose wird auch nicht Ernst machen.

Das möchte ich doch fast glauben, sagte die Pastorin, Monsieur Gérard scheint ein solider Mann zu seyn und Louise hat ihm, wie ich glaube, alles Ernstes den Kopf verrückt.

Desto schlimmer für ihn! rief lebhaft die Doktorin. Ist er ein solider Mann, was will er denn mit dem leichtsinnigen Mädchen, dessen Uebermuth und Spottsucht täglich mehr hervortritt und das gewiß nicht geschaffen ist, einen feinfühlenden Mann zu beglücken.

Während so die Freundinnen zu Gericht saßen, schlummerte Louise Semler von heiteren Träumen umgaukelt noch ruhig und ungestört. Ihrem klug berechneten Spiel war es gelungen, in Gérards Brust den Funken der Eifersucht zur hellen Flamme anzufachen und ihn zu Aeußerungen zu veranlassen, die seine Liebe nur zu deutlich verriethen. Triumphirend rief sie der Freundin beim Abschied zu: Sally, Du wirst es sehen, er wird sich erklären, er wird in diesen Tagen um meine Hand werben.

Und Du willst dem Fremdling folgen?

Und warum nicht? die Mama geht mit!

Aber Deine Freunde, Dein Vaterland?

Freunde finden sich überall, auch würde ich eigentlich Niemand vermissen als Dich, Sally, und ich denke immer Du wirst mir folgen! Und Vaterland? Das sind Redensarten! Die weisen Leute sagen ja immer: Die Frau ist für's Haus, an ihr Haus ist sie gewiesen, und deßhalb heißt sie Hausfrau! Also ist unser Haus unser Vaterland! Nun, ein Haus werde ich in Frankreich auch haben und sogar ein Schloß, denn Gérard hat ein schönes Landgut mit einem prachtvollen alterthümlichen Schloß, wie mir Monsieur Guillaume, sein Jugendfreund und Schulkamerad, der dort geboren wurde, verrathen hat. Also Sally, mache Dir keine Sorge, ich werde mein Vaterland finden und wenn Du treue Seele es mit mir theilst, wie ich hoffe, so wird nichts zu meinem Glück fehlen.

Du liebe Spötterin, sagte Rosalie weich, indem sie ihre Lippen auf die heitere Stirn der Freundin drückte, wenn Du nur glücklich wirst, so will ich gern das Weh ertragen, was für uns daraus erwächst!

Weh für Euch? fragte verwundert Louise.

Denkst Du denn nicht an Felix, an seinen Schmerz, wenn Du die Gattin eines Anderen wirst?

Ach daran habe ich wirklich nicht gedacht, rief Louise, aber Sally betrübe Dich deßhalb nicht, Felix ist ja noch ein Kind, er wird mich gewiß bald vergessen!

Gott gebe es! seufzte Rosalie, indem sie den Mantel umhing und der rufenden Stimme der

Digitized by Google

Mutter folgte, die schon zweimal zur Abfahrt gemahnt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten war er bereits ins Nebenzimmer getreten; der alte Graf folgte ihm und sprach: — „Gib Dich zufrieden, mein Sohn, Du wirst glücklich werden, der Himmel wird Deine kindliche Liebe belohnen. Folge mir jetzt zu Deiner Mutter und zum Fräulein von R.**" —

Kaum hatte er ausgesprochen, so stürzte die Gräfin herein und flog in die Arme ihres Sohnes.

„Welche Härte!" — rief sie — „mir meinen Eduard so lange vorzuenthalten! Bin ich nicht Mutter? Soll ich nicht vor Sehnsucht brennen, mein geliebtes Kind zu umarmen?" — Sie überhäufte ihren Sohn mit den zärtlichsten Liebkosungen, während dieser ehrfurchtsvoll, aber ziemlich kalt, ihre Hand küßte.

Schweigend führten nnn die erfreuten Eltern den betrübten Sohn die Treppe hinauf in Emma's Zimmer. Eduard hielt natürlich für gewiß, daß er zu Fräulein Louisen geführt würde, und bemühte sich, soweit es ihm möglich war, eine ruhige Miene seiner Braut gegenüber anzunehmen. Jetzt stand man vor der Thür, der Graf öffnete dieselbe und Eduard trat an der Hand seiner Mutter in das äußere Zimmer; seine Hand war kalt und zitterte. Sie traten in das innere Zimmer — da stand die hocherröthende Emma im vollen Glanze jugendlicher Schönheit, in dem Heiligenschein jungfräulicher bräutlicher Schaam, mit den lang herabwallenden Locken, mit dem glänzenden Hals- und Ohrschmuck, von dem blauseidnen Kleide umflossen, eines Raphaelischen Pinsels würdig, gerade wie auf dem Portrait. Eduard stand wie eine Bildsäule, er that keinen Schritt, um ihr näher zu treten; unbeweglich mit niedergeschlagenen Augen stand Emma da. Der Graf und die Gräfin blieben in einiger Entfernung stehen und blickten einander lächelnd an. Da aber das Schweigen kein Ende zu nehmen schien, so trat der Graf endlich zwischen Emma und Eduard, ergriff Emma's Hand und legte sie in die Hand seines Sohnes, indem er sprach: — „Fräulein Emma Auguste Karoline Charlotte Jakobine Louise von R**; Du scheinst sie nicht zu kennen." —

Eduard starrte bei diesem langen Namen bald seinen Vater, bald Emma an; er begriff dieses Räthsel nicht, er wußte nicht, ob er träumte oder ob er wachte.

Da erzählten ihm endlich seine Eltern, daß Emma nicht des Inspektors Tochter, sondern vielmehr das wahre Fräulein von R**, Louise aber kein Fräulein sey; daß eine schändliche, zu Aller Glück noch zur rechten Zeit entdeckte Vertauschung der beiden Kinder, in deren Kindheit vorgegangen, Emma aber die mit Bewilligung der Eltern erwählte Braut Eduards sey. Noch immer stand der junge Mann wie ein Träumender da. Sein Vater rief ihm zu: — „Nun, so umarme doch Deine Braut, Junge, und küsse sie!" — und als Eduard sich noch immer nicht rührte, fuhr er fort: — „Oder schmeckt Dir vielleicht ein verstohlner Kuß besser, als ein erlaubter?" —

Allein Eduard blieb unbeweglich und die beiden jungen Leute standen einander wie ein Paar schöne Bildsäulen gegenüber; er mit starren, sie mit niedergeschlagnen Augen.

„Emma ein Fräulein von R**? Emma meine Braut?" — sprach Eduard endlich halblaut — „und der Bräutigam von Jönköping?" —

„Existirt nicht und hat nie existirt" — fiel sein Vater ein — „das war eine Geschichte, die ich ersonnen hatte." —

„Und mein Portrait, das mir zurückgeschickt wurde?" —

„Das hatte ich der armen Emma entwendet, die über den Verlust manche bittere Thräne geweint hat." —

„Und der kleine Mann, in dessen Armen ich sie bei der Maskerade fand?" —

„Eine verkleidete junge Dame, Klara** D, anstatt Klaes D**, wie Alle hier bezeugen können, Du begingst also einen sehr unglücklichen Mißgriff, als Du damals in Zornmuth die Gesellschaft verließest, ohne Emma um Erklärung zu bitten. Noch einmal: Emma ist das Fräulein von R**, die ächte Erbin des gräflich R**schen Namens und Besitzthums: Emma ist mein Mündel, Deine Braut und Deiner vollkommen würdig, denn sie ist ein schönes, gutes, unschuldiges, edles Mädchen, das nie einen andern Mann außer Dir geliebt hat und Dich für Dein ganzes Leben glücklich machen wird. Alle wichtigen Ereignisse, die in der letztverflossenen Zeit hier vorgegangen sind, haben wir Dir verschwiegen; und um Dich völlig zu überraschen, habe ich die ganze große Intrigue — und zwar, wie Du zugeben wirst, nicht ohne Talent — gespielt. So, nun weißt Du Alles, was Du in diesem Augenblick zu wissen brauchst. Willst Du nun Deiner Braut ein freundliches Wort sagen?" —

Da stürzte Eduard auf seine Knie vor Emma, der geliebten, angebeteten, theuern Emma, dem Gegenstand seiner ersten einzigen Liebe, dem Lichtpunkt seines Lebens, seiner Braut — und in we-

Digitized by Google

nigen Tagen — seine Gattin. Ueberwältigt von den in seiner Brust stürmenden Gefühlen, von Entzücken und Seligkeit, waren seine Lippen versiegelt; er drückte sie mit einem langen heißen Kuß auf die schöne Hand, an der er nun mit dem Segen und der Genehmigung seiner Eltern durch das Leben wandern sollte. Emma sank in seine Arme und vergoß Thränen, welche Edwards Wangen näßten; aber es waren Freudenthränen, süße Thränen des Glücks und des Entzückens, und sie strömten aus einer Brust, die von den seligsten Gefühlen, von der tiefsten Rührung, von der innigsten Dankbarkeit gegen Gott erfüllt war.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Durch diesen in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Wald, der fast keinen Schatten gibt, da er sehr blätterarm ist und die einzelnen Bäume ziemlich weit auseinander stehen, ritten wir den Berg hinan, der mit jedem Schritt steiler zu werden schien. Der Weg, oder vielmehr der Fußsteig, über welchen unsere Thiere mit bewundernswürdiger Sicherheit hinwegschritten, war in den felsigen Lavaboden förmlich eingetreten. Daß wir den Weg, der Zeuge so vieler Umwälzungen gewesen seyn muß und der überall noch die grausenerregenden Spuren davon trägt, ohne Unfall zurücklegten, verdankten wir vorzugsweise dem Instinkte unserer Esel, welche die Führer denn auch nach Gefallen gehen und sich von ihnen leiten ließen.

Je mehr wir vorwärts kamen, desto beschwerlicher und selbst gefahrdrohender wurde der Weg. Der Sicherheit wegen fiel unser Zug aus der Gruppenform in den Gänsemarsch, und zog so an Felsblöcken, die schon herabzufallen schienen, an Schlünden und Abgründen, in die man hineinzublicken nicht wagte, vorbei in die Höhe.

Obgleich gegen acht Uhr Abends die Sonne noch sehr hell schien, so fing es doch an, uns ein wenig zu fröstelu; wir schlüpften deßhalb in das Habit, womit uns Signor Abbate aus Fürsorge versehen hatte. Handschuhe, Strümpfe und Nebelkappe ließen wir einstweilen noch bei Seite.

Der Berg stieg bald so steil auf, daß man an ihm wie auf einer Leiter hinanklettern mußte; der Wald wurde je höher, desto lichter und mißgestalteter, und die Kälte in Kurzem so empfindlich, daß wir uns alle Augenblicke die Hände reiben mußten. — Beinahe mit Sonnenuntergang kamen wir matt und todtmüde bei der Casa del Bosco an.

Das Gebäude mit dem wohltönenden Namen ist die Ruine einer Hütte, welche einst ein Führer als Obdach für sein Vieh hier aufgestellt hatte, und deren Wände aus rohen, über einander gelegten Lavastücken bestehen. Von Thüren und Fenstern ist da keine Rede, eben so wenig von einem Dache; die einzige Annehmlichkeit, welche der Steinhaufen bietet, ist diejenige, daß er etwas Schutz vor dem Winde gewährt. Uns dünkte er jedoch ein Palast, in dem wir uns denn auch häuslich niederließen. Unsere Führer machten sogleich aus dem dürren Kastanienreisig ein tüchtiges Feuer an, und wir streckten uns mit Wohlbehagen auf die Streu von Maisstroh, das einzige Inventarium, welches die Casa aufzuweisen hatte. Die mitgebrachten Mundvorräthe wurden auf der Erde ausgebreitet und ihnen von uns Allen auf das Wackerste zugesprochen.

Nach einer Stunde Aufenthalt, in der wir wenigstens die Bedürfnisse des Magens befriedigen konnten, erscholl der Ruf: Weiter! Wir erhoben uns; doch wie groß war unser Schreck, als wir vernahmen, wir hätten uns von jetzt ab nur unserer eigenen Füße zu bedienen, denn es sey, zumal im Juni, zu gefährlich, denselben beritten weiter zu verfolgen. Die Führer fürchteten, der Schnee könne von der Hitze schon zu morsch geworden seyn, um noch einen Maulesel zu tragen, die Eisrinde leicht durchbrechen, und Roß und Reiter seyen der Gefahr ausgesetzt, das Leben daran setzen zu müssen. Gegen dergleichen von der Vernunft, wie es schien, diktirte Argumente ließ sich freilich nichts einwenden; mit Ergebung fügten wir uns in das Unvermeidliche und richteten uns zum Marsche ein.

Es mochte damals wohl 10 Uhr seyn und die Nacht war ziemlich hereingebrochen. Der Vollmond glänzte an dem sammetschwarzen, wolkenlosen Himmel, und Millionen von blinkenden Sternen schauten gleich so viel Edelsteinen auf uns hernieder. Wir hatten kein Thermometer bei uns, allein nach dem Hauche zu schließen, der unserem Munde und den Nüstern unserer Thiere entströmte, mußte der Temperaturstand schon ein sehr niedriger seyn. Die Kälte setzte uns auch so empfindlich zu, daß wir nach dem Reste unseres Aetnakostüms griffen, und die Handschuhe über die steifen Finger, die Strümpfe über die erstarrten Füße und die Schlafmütze bis tief unter die Ohren zogen. So herausgeputzt und mit einem tüchtigen mit einer eisernen Spitze versehenen Stocke bewaffnet gingen wir in Gottes Namen vorwärts. Jeder hinter seinem mit einer brennenden Fackel versehenen Führer her.

(Fortsetzung folgt.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag der Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag. № 178 6. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Betäubt von den Tönen der Musik, die noch immer in seinen Ohren schwirrten, erhob sich Gérard von seinem Lager. Kein Schlaf hatte seine Augen geschlossen und unruhig und mit sich selbst im Zwiespalt ging er im Zimmer umher. Er liebte Louisen, das konnte er sich nicht läugnen, sie zog ihn unwiderstehlich an und doch stritten seine Grundsätze gegen eine Verbindung mit ihr. Aber muß ich denn immer Soldat bleiben? rief er plötzlich nach langem Sinnen aus. Ich liebe meinen Stand, ich habe ihn aus Neigung gewählt, das Loos des siegreichen Kriegers ist ein beneidenswerthes Loos! Aber würde ich denn nicht minder glücklich seyn, wenn ich im Schooße einer glücklichen Häuslichkeit, in ländlicher Ruhe mit Louisen lebte? Kann ich dem Staat als fleißiger Landwirth, als Freund und Berather meiner Untergebenen nicht mehr nützen, als ich als Soldat thue, und ist der Stand des Landmanns minder ehrenwerth, als der des Kriegers? Der Krieger beschützt sein Volk, der Landmann ernährt es! Nein, ich bin entschlossen, einige Jahre diene ich noch im Heer, dann ziehe ich mich zurück auf das Gut meiner Väter und lebe als Louisens glücklicher Gatte ein schönes segensreiches Leben!

Ich bin entschlossen, Guillaume, rief er dem eintretenden Quartiermeister zu, heute noch werbe ich um Louisen!

Bravo mein Kapitän, so ist es recht! Der französische Krieger zaudert nicht, er pflückt rasch die schöne Frucht, die sich ihm beut, bevor ein Anderer sie ihm raubt oder der Kriegsgott ihn weit wegschleudert von dem schönen Ziel seiner Wünsche! Sagte ich es Ihnen nicht, bevor Sie dieß Haus betraten: hier würde ihre Stunde geschlagen haben? Ich hatte das hübsche Lockenköpfchen gesehen, hatte ihre herzgewinnende Stimme gehört und da ich den Geschmack meines Herrn Kapitäns ja kenne, so konnte ich leicht den Wahrsager machen!

Seinem Vorsatz getreu hielt Gérard noch denselben Tag, von Louisen an die Mutter verwiesen, bei der Bauräthin um die Hand der Tochter an. Diese erhob zwar manche Schwierigkeiten und machte manche Einwendungen, da aber Gérard Alles, was er von seinen Verhältnissen gesagt hatte, mit den glaubwürdigsten Zeugnissen belegte und Louise die Kunst verstand, den Zweifel der besorgten Mutter theils zu heben, theils wegzuschmeicheln, so gab sie den vereinten Bitten der jungen Leute nach und schon nach wenigen Tagen wurde Louise als Gérards verlobte Braut den Freunden in Wendorf vorgestellt.

Möchten Sie glücklich werden, mein Kind! sagte ernst der Kammerrath, indem er die Hand auf das lockige Haupt der glücklichen Braut legte. Ich hatte es anders gedacht, doch dem Herzen darf man keinen Zwang auferlegen wollen! Ihre Freunde werden wir immer seyn und bleiben!

Madame Werner reichte stumm dem jungen Paar die Hand. Sie gedachte des fernen Sohnes und das Wort des Glückwunsches erstarb auf ihren Lippen.

Sally schloß die Freundin mit inniger Liebe in ihre Arme, allein auch ihr Glückwunsch ward durch einen Strom von Thränen erstickt.

Sehr herzlich hatte Albert dem Freunde und der schönen Braut seine Wünsche dargebracht, wobei er aber nicht unterlassen konnte, Louisen scherzhafte Vorwürfe über ihre Grausamkeit zu machen, mit der sie es unbeachtet gelassen, daß auch sein armes Herz zu ihren Füßen gelegen habe. Als er aber Rosaliens Thränen sah, ward er plötzlich ernst und sich dem Mädchen nähernd flüsterte er leise: Rosalie, man kann sehr glücklich seyn, wenn man liebt!

Wenige Wochen darauf ward Louisens Hochzeit gefeiert. Man hatte die Verbindung der beiden Liebenden beschleunigt, weil Gérards Regiment den Befehl bekommen, die Kantonements zu wechseln.

Louise jubelte, denn Gérard kam als Regiments-Adjutant mit dem Stab in die Residenz. Gern hätte sie zwar die geliebte Mutter beredet, ihnen zu folgen, allein die Bauräthin war durch Ge-

Digitized by Google

schäfte an ihrem Wohnort gefesselt und mußte mit wehem Herzen sich von ihrer Tochter trennen. Louisens Wunsch zufolge hatte die nur in dem Glück ihres einzigen Kindes lebende Frau sich entschlossen, ihr Haus und alle Grundstücke, die sie besaß, zu verkaufen, um dereinst desto freier und sorgloser der Tochter in die neue Heimath folgen zu können, und die darüber angeknüpften Unterhandlungen waren es, welche sie jetzt zu der Trennung von dem jungen Paare nöthigten.

Mit aller ihr eigenen Lebendigkeit stürzte sich Louise in das geräuschvolle Leben der Residenz. Die schöne junge Frau war bald überall bekannt. Einladungen folgten auf Einladungen und ein Kreis junger eleganter Männer umgab sie stets, so bald sie in der Gesellschaft erschien, denn ihre Schönheit zog unwiderstehlich an, während ihre große Lebendigkeit und ihr sprühender Witz angenehm unterhielt. Spät heimgekehrt, schlummerte die von den Freuden der Welt Berauschte oft bis spät in den Tag hinein, und selten konnte Gérard, den Dienstgeschäfte früh aus dem Hause riefen, ihr seinen Morgengruß bringen, ja oft, wenn er ermüdet heimkehrte, wiegte sich Louise noch in süßen Träumen, welche zu stören der rücksichtsvolle Gatte sich scheute. Kam die Mittagsstunde heran, so umgab ein Kreis von Bewunderern die eben den Armen des Schlafs Enteilte. Man mußte sich erkundigen, wie der gestrige Ball oder die Schlittenfahrt bekommen sey. Es mußten neue Pläne entworfen oder schon gemachte besprochen werden, womit der Rest des Morgens verging. Nach dem Mittagsmahl, was auch oft außer dem Hause eingenommen wurde, mußte eine Siesta neue Kräfte zu den Vergnügungen des Abends geben und auf den schon etwas blässer werdenden Wangen der jungen Frau die frische Farbe der Gesundheit zurückrufen. So kam es denn, daß Gérard oft im Laufe des Tages sein junges, ihm erst seit einigen Wochen vermähltes, Weib nur wenige Augenblicke allein sah. Ja es gab Zeiten, wo selbst diese wenigen Augenblicke noch fehlten, denn die Vorbereitungen zu den Festen nahmen alle Zeit hin, die von Besuchen frei war, und Schneider und Putzmacherin umgaben Louisen oder sie eilte, nur einen flüchtigen Kuß auf die Lippen des harrenden Gatten drückend, fort, um, wie sie sagte, höchst nöthige Einkäufe zu machen.

Für Gérards ernsten, mehr der stillen Häuslichkeit zugewendeten Sinn, paßte dieß unaufhörliche Drängen und Treiben wenig und oft verwünschte er seinen Unstern, der ihn in die Residenz geführt hatte. Wenn er dann aber am Abend Louisen so schön, so froh, so gefeiert von Allen sah, so pries er sich glücklich, dieß reizende Wesen sein zu nennen. Die Qualen der Eifersucht blieben seinem Herzen fern, denn wenn gleich Louise sich gern huldigen ließ, so zeichnete sie doch keinen ihrer Anbeter aus, und schien mit inniger Liebe an dem sie vergötternden Gatten zu hängen.

Albert de St. Mars, dem die launige Dame Glück, wie er sich ausdrückte, auch einmal gelächelt und ihn in die Residenz geführt hatte, war der treue Gefährte und Theilnehmer aller Thorheiten der jungen Frau, und wenn Gérard ja einmal über die Entbehrungen, die er erduldete, unmuthig wurde, so wußte der heitere lebenslustige Freund ihn stets durch tausend Scheingründe zu beruhigen.

Du wirst noch einsame Tage genug mit Deiner schönen Frau in Deinem alterthümlichen Schlosse verleben, tröstete er den Freund, laß sie jetzt das Leben genießen. Bald werden ihr diese Freuden, die nichts als den Reiz der Neuheit für sie haben, nicht mehr genügen und sie wird gern mit Dir in die Einsamkeit Deines Landsitzes fliehen. Dahingegen, wenn Du ihr jetzt den freien Genuß der Freuden der großen Welt verwehrtest, sie ewig danach, wie nach einem vorenthaltenen, ungekannten Glück, schmachten würde und ein leiser Unmuth gegen den strengen Zuchtmeister ihr Herz nur zu leicht beschleichen könnte. Was willst Du auch? Entbehrung erhöht ja den Genuß und Du wirst Deine Louise um so länger anbeten, je weniger Du sie siehst. Nichts macht gleichgültiger, nichts stumpft so sehr ab, als das stete Beisammenseyn, und wer in der Ehe sich ein dauerndes Glück begründen will, der sollte sorgsam darüber wachen, nie über eine halbe Stunde mit seiner Frau allein zu seyn, denn die zu langen tête-à-tête ermüden und das muß man vor Allem zu vermeiden suchen.

Trotz dieser äußeren Heiterkeit wollten die Freunde aber dennoch eine veränderte Stimmung bei Albert bemerken. Oft war er zerstreut und lieh der Unterhaltung nur ein halbes Ohr, oder inmitten der ausgelassensten Fröhlichkeit glitt ein Zug von Ungeduld und Trübsinn, ja man konnte fast sagen, von Aerger über sein Gesicht. Louise hatte ihn oft deßhalb geneckt, Gérard ihn ernstlich um die Ursache dieser Veränderung befragt, doch wußte er sowohl den Neckereien als den theilnehmenden Fragen immer durch eine geschickte Wendung auszuweichen und suchte die Freunde zu überreden, daß bloß in ihrer Phantasie diese vermeintliche Veränderung zu suchen sey.

Eines Abends, als Louise mit Vorkehrungen zu einem Balle beschäftigt nicht ausgehen wollte, wanderten die beiden Freunde dem Theater zu. Man gab das Käthchen von Heilbronn. Beide Freunde, die wenig deutsch verstanden, hatten dieß Vergnügen in der Hoffnung, Bekannte zu finden und um zu Hause dem Wust von Flor und Bän-

Digitized by Google

dern, Blumen und Spitzen zu entrinnrn, womit allr Lehnsessrl und Sophas bedeckt warrn. Allein rs schien, als wenn das erwartete, viel besprochene Fest alle Damen ihrer Bekanntschaft ebrn so in Anspruch nahm als Louisen, denn nicht ein brkanntrs Gesicht sah aus den Logen auf sie hernirder und so waren Beide genöthigt, ihre Aufmerksamkeit dem Thrater zuzuwrnden. Albert schien von dem Stück srhr angezogen zu seyn. Ganz erstaunt über srine rrnstr Aufmerksamkeit fragte Gérard ihn beim Nachhausegehen, was ihn denn so besonders angesprochen habe und ob er Alles vrrstanden?

Das nun wohl nicht, erwidrrtr grdankenvoll St. Mars, allein ich verstand genug, um zu rrrathen, daß in dem Stück rin Zustand der Seele geschildrrt wurde, drr dem mrinigen so ähnlich ist, daß ich mich lrbhaft davon erregt fühlte!

Nun, und drr wäre? fragtr erstaunt der Freund.

Sieh, Charles, der Ritter, der Held des Stücks, will nicht liebrn, er will es nicht ringrstehrn, daß sein Herz entbrannt ist, rr kämpft gegen sein Grfühl, allein vergrbens. Das Käthchen schwebt vor srinem inurren Blick, das Käthchen lrbt in srinem Herzen und, was er auch thut, sie zu vergessrn, ihr Bild läßt sich nicht aus seiner Seele verdrängrn. Grrade so grht es mir! Wrnn ich schönen Fraurn huldige, so ist es, als wrnn Jemand an meinem Ohr den Namen Sally riefe! Wenn die Schönheit anderer Frauen mein Auge entzückt, so schwebt plötzlich vor der glänzenden Erscheinung Sallys lirbes bleiches Gesicht, wie ich es farblos sah in der Stunde des Abschirds, mit der Thräne im sanften blauen Augr, und der hrrausforderndr Blick der Kokettrn verwandelt sich dann in drn schüchternen Liebrnsblick dirses treuen Auges! Sirh, Charles, ich glaubr, ich werdr das Mädchrn nie vergessen und nicht wirdrr rrcht froh werdrn, als bis ich sir mein nrnne!

Das war rs also, was Dich so ungleich in Drinem Wesen machtr? sagtr lächelnd Gérard. Du bist verliebt und schämtest Dich, es einzugestrhen! Nun willst Du gar heirathen! Allein wir paßt das mit Drinrn Ansichten, der Du doch vor noch gar nicht langrr Zeit drr Meinung warst, daß dem Soldaten keine Frau fromme?

Wie wenig haltbar allr diese Mrinungen und Ansichten sind, wenn man liebt, davon hast Du Freund Gérard ein glorrriches Beispiel geliefert. Wrr noch vor kaum einem Jahrr drn Kapitän Gérard übrr die Ehe sprechen hörtr, drr hätte wohl kaum erwarten dürfen, ihn beutr schon als ganz zahmrn Ehemann zu srhrn. Genug, Drin Brispiel ist ansteckend geworden und ich habe brschlossrn, drm Einfluß, den rs übt, nicht zu widerstehen! In einigen Tagen grhr ich nach Wendorf, liebt Rosalie mich, wie ich zu hoffr wage, so sirhst Du mich als Verlobten, vielleicht, wenn anders es möglich ist, als Gattrn wirdrr.

Das geht ja wir im Flugr, spottete Gérard. Allrin rile nur, unserr bestrn Wünsche werdrn Dich begleitrn und wer wird froher fryn, als Louise, die geliebte Jugendfrrundin wiedrr in ihrrr Nähe zu haben!

Louise war nicht so überrascht von Alberts Entschluß als ihr Mann. Die Fraurn, derrn intensives Gefühl die Liebr ist, fühlen in drs Anderen Brust leicht die ähnliche Regung. Ich habe längst erwartet, dieß zu hören, sagtr sir ruhig, als bride Männer bei ihr eintraten und Gérard ihr St. Mars Entschluß mittheilte, wie könntr man Wochen und Monate in häuslicher Vertraulichkrit mit Rosalie Semler zusammen lrben, ohne sir zu lieben? Ich wußte, daß es so kommrn würdr, daß es so kommen mußte und ärgerte mich nur, daß unser Freund so lange kämpfte gegen ein Gefühl, wrlches rr mit Jubel hättr begrüßen sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Wer den Aufzug mit ansah, ohnr zu wissrn, was es mit ihm für ein Bewandtniß habe, mußte glaubrn, eine Schaar Nachtgespenstrr oder Tollhauskandidaten vor sich zu sehen, denn solchen glichen wir in unserm Costum aufs Haar.

Zwrihundert Schrittr jenseits der Casa drl Bosco traten wir aus dem Walde, wrnn anders einzrln stehendr zwerghafte Bäumr noch dirsen Namen verdirnrn; noch zwrihundert Schritte weitrr, und wir standrn an drr Gränze der Region des ewigen Schnrrs, von wo aus das Augr schon bequem und ohnr Hinderniſſe nach allen Himmelsgegenden blicken konnte. Ueber uns breitetr sich das sternbrsärtr Himmelsgewölbr aus, hinter uns drr dunkle, rauschrnde Wald, und vor uns der im Lichte des Mondes gleich Edelstrinen glitzernde Schneeberg, dessen Gipfel der schwarzr, rauchende Kratrr krönte; kann man sich rrwas Großartigeres denken? Die optische Täuschung war hirr, wie dieß ja bei vielen Brrgrn der Fall ist, so groß, daß es schien, als könnr man das vor uns sich rrhrbrndr Schneefeld in einer Viertelstunde durchlaufrn und den Gipfel des Berges fünf Minnten darauf erreichen. Wir solltrn erfahren, daß wir dazu noch beinahr nrun srhr saurr Stundrn nöthig hatten!

Ein halbstündigrr Marsch im Schner überzeugte uns, der gute Rath, den Wrg zu Fuße zurückzule-

Digitized by Google

gen, sey mehr im Interesse der Thiere gegeben worden, als unserer selbst, denn dasjenige, was man hier gewöhnlich Schnee nennt und von weitem auch wie solcher aussieht, ist Eis, und zwar so hartes, daß wir Mühe hatten, die eisernen Spitzen unserer Stäbe hineinzubohren. Es bedeckt den Berg gewiß schon Tausende von Jahren, und schmilzt weder, noch vermindert es sich. Die den Winter durch herangewehte obere Lage unterliegt zwar dem Einfluß der heißen Sonnenstrahlen; doch kaum ist deren Einwirkung vorüber, so verwandelt sich der aufgethaute Schnee sofort wieder in eine spiegelglatte Eisrinde. Die ganze Masse ist, wie gesagt, so fest, daß man Axt und Hacke anwenden muß, um Stücke loszulösen. Wegen seiner Dauerhaftigkeit bildet es einen bedeutenden Ausfuhrartikel nach Italien, Griechenland, der Türkei und Afrika.

Ein „Schnee", den man mit der Axt loshauen muß, ist wohl auch im Stande, nicht nur Maulesel, sondern selbst schweres Frachtfuhrwerk zu tragen; es liegt also auf der Hand, daß die Führer uns nur deßhalb die Fußpartie machen ließen, um ihre Thiere zu schonen. Leider waren wir, als uns dieß klar wurde, schon zu weit von der Casa del Bosco entfernt, um noch einmal zurückzukehren und aufzusitzen.

Um eine Erfahrung reicher schleppten wir uns mühsam in die Höhe, mußten aber beinahe alle zehn Schritte halten und nach Luft schnappen, die uns bald ganz zu fehlen schien. Das dritthalbstündige Hinaufklettern auf einen fast senkrecht abfallenden und mit holbrigem Eise bedeckten Berg war wirklich ein saures Stück Arbeit, denn es bestand in einem fortwährenden Ringen unserer schon sehr erschöpften Kräfte mit der Abschlüssigkeit des Bodens, mit dem uns ins Gesicht wehenden oder vielmehr pfeifenden Winde, mit der Bürde des unbequemen Anzugs, und der Täuschung endlich, welche den in scharfen Umrissen an dunklen Himmel gezeichneten Kegel scheinbar dicht vor uns hinstellte, ohne daß wir ihm merklich näher kommen konnten. Eine halbe Stunde nach Mitternacht kamen wir halb todt an dem zweiten Ruhepunkte, der sogenannten Casa Inglese, dem englischen Hause, an und warfen uns dort auch augenblicklich nieder.

Dieses Gebäude das sich 10,500 Fuß über die Meeresfläche erhebt, ist ein Werk der Engländer, deren Namen es auch trägt. Früher stand an dessen Stelle eine Bude nach dem Muster der Casa del Bosco, welche Gemmelaro hatte errichten lassen; da sie jedoch die Winterstürme regelmäßig jedes Jahr über den Haufen warfen, so zog der genannte Cicerone 1810 den Lord Forbes, der damals an der Spitze der englischen Armee in Sizilien stand, ins Interesse, und es kamen unter dem Protektorat dieses hohen Britten über 50,000 Franken zusammen, die zu einem solidern Gebäude von drei Zimmern und Ställen zu 26 Pferden verwendet wurden. Hatten wir schon früher der Versicherung unserer Führer, man könne es nicht wagen, die Schneeregion zu Esel zu durchschreiten, mißtraut, so wurde beim Anblick der Ställe unsere Vermuthung zur klarsten Gewißheit. Doch wozu half uns jetzt diese Ueberzeugung? Möge die Erfahrung, die wir zum Schaden unserer Knochen machen mußten, wenigstens Anderen zur Lehre dienen.

Das Haus besteht gegenwärtig aus Lavastücken, hat Thüren und Fenster, so wie ein mit schweren Steinen beladenes Bretterdach, und trägt die in Lava eingehauene Inschrift der frühern Hütte: Casa haec quantula etnam perlustrantibus gratissima, aus welchem Grunde es von den Führern auch häufig Casa gratissima genannt wird. Im Innern findet man einige Instrumente zu atmosphärischen und meteorologischen Beobachtungen, welche Gemmelaro in Verwahrung hat.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 3. Nov. Konnte man auch mit fast allen in der verflossenen Vorstellung, „Hinko von Charl. Birch-Pfeiffer", Mitwirkenden vollkommen zufrieden seyn, so war dieß doch bezüglich des Hauptrollenträgers nicht der Fall. Denn war auch ersichtlich, daß dieser sich alle Mühe gab, um seiner Rolle zu genügen, so war er ihr doch, namentlich gegen das Ende des Stückes — das Mangelhafte seines Organs abgerechnet — durchaus nicht gewachsen. Ebenso konnte der Darsteller des Gottschalk auch gar nicht befriedigen; dagegen erwarben sich vorzügliches Lob: Frau Schulz (Margaretha), Fräul. Spahn (Blanka) und Herr Merken (Jobst). Auch Herr Faber war heute, einige Uebertreibungen abgerechnet, recht brav und scheint es, daß er sich in derartigen Rollen viel glücklicher bewegt, als in denen eines Liebhabers die doch sein eigentliches Fach bilden sollen

Die heute uns vorgeführten bekannten Lustspiele: „Müller und Miller" von Elz und „Nehmt ein Exempel d'ran" waren in allen Theilen ganz vorzüglich gelungen, so daß Alle, welche heute das Theater nicht besuchten, sich selbst um einen genußreichen Abend gebracht haben. Schade, daß der reiche Beifall, der den Mitwirkenden, namentlich Herrn Spahn als Emanuel Miller, zu Theil wurde, Letzteren für seinen pekuniären Verlust — denn das Haus war wieder zum Erschrecken leer — nicht zu entschädigen vermag.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 179 8. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

In Wendorf war indessen der Winter still und trüb dahingeflossen. Von Felix liefen zwar häufig Nachrichten ein, doch schien der Wunsch der Eltern, daß ihm die Zerstreuung der Reise Vergessen bringen sollte, sich nicht zu erfüllen. Zwar hatte der erste an Verzweiflung gränzende Schmerz, den seine Briefe ausdrückten, als er Louisens Heirath erfuhr, sich gemildert; allein ein tiefes Weh schien in seinem Herzen zu wurzeln, und mit innigem Betrübniß sahen der Kammerrath und seine gebeugte Gattin, daß das Opfer, welches sie gebracht, indem sie den geliebten Sohn vom Hause entfernten, wenigstens für jetzt ohne Erfolg blieb.

Ich sagte es wohl, daß es nichts helfen würde, wenn wir das arme Kind hinausstießen in die Fremde, sagte weinend die Kammerräthin, als einst ein Brief von Felix wieder eine ganz besonders trübe Stimmung aussprach. Allein Du waest unbeugsam in Deinem Willen, wie die Männer es immer sind und nun haben wir die Folgen! Hier würde unsere Liebe ihn getröstet haben, da dort außen in der fremden Welt sich keiner des armen kranken Herzens erbarmt!

Hier würde er zu Grunde gegangen seyn, sagte düster der Kammerrath, und ohnedieß war es ja sein Wunsch zu reisen!

Ja, es war sein Wunsch, allein ein unüberlegter Wunsch, den man ihm nicht hätte gestatten sollen!

Vermögen wir denn aus Rosaliens Herzen die Liebe zu bannen? Können wir den Kummer verscheuchen, der sie niederdrückt?

Rosalie? fragte ganz erstaunt die Mutter.

Hat denn die Liebe für Deinen Sohn Dich so blind gemacht, daß Du darüber die Tochter nicht beachtest? daß Du ihre immer blässer werdende Wange nicht siehst? nicht denn stillen Gram, der die Rosen der Gesundheit und des Frohsinns verscheuchte?

Aber Rosalie beklagt sich ja über Nichts und ist froh und heiter!

Rosalie wird nicht klagen, selbst wenn das Herz ihr bricht, sie wird noch ein Lächeln für ihren Eltern haben, wenn der Tod die bleiche Lippe küßt.

Mein Gott, mein Gott, was sagst Du da? rief die Kammerräthin und sprang auf, ich will gleich zu ihr, will sie fragen, will erfahren, wen sie liebt, will sie bitten, sie beschwören, mir Alles zu sagen, will — —

Halt, halt, sagte der Kammerrath, indem er die Fortteilende am Kleide festhielt, will mit der Thüre in's Haus fallen, rief er, die Gattin parodirend, will das arme Kind verschüchtern und so einen guten Erfolg unmöglich machen!

Aber wen liebt sie denn, schluchzte die Mutter, sage mir es doch, wenn Du es weißt?

Wen sollte sie lieben, wenn, wie ich nicht bezweifle, dieß Gefühl es ist, was das Roth ihrer Wangen erbleichen läßt, wen anders als Albert von St. Mars!

Ach, diese unglückliche Einquartierung! welche Noth, welches Elend hat sie nicht über uns gebracht! Allein sie spricht ja gar nicht von ihm?

Gerade dieß ist es, was mich ein tieferes Gefühl bei ihr voraussetzen läßt. Die beglückte Liebe spricht viel, spricht mit Entzücken von dem Gegenstande ihrer Wahl! Die Freundschaft, das Wohlwollen erwähnt mit Vergnügen des Freundes, des lieben Bekannten; allein die stille, die unerwiderte Liebe schweigt, weil sie fürchtet, sich zu verrathen, und drückt eben dadurch, daß sie der tröstenden Mittheilung entbehrt, den Pfeil nur tiefer in's Herz!

Ich will ihn herausziehen aus der Wunde, diesen giftigen Pfeil, rief die Räthin, ich will ihr sagen, daß der flatterhafte Franzose, der wohl gar nicht mehr an sie denkt, ihre Liebe nicht verdient, daß sie ihn vergessen soll und muß!

Ich bitte Dich noch einmal, sey ruhig, sagte ernst der Kammerrath, und verdirb mit Deiner Heftigkeit nicht Alles! Ueberlaß es mir, das Herz

Digitized by Google

der Tochter zu prüfen und ihre Lippen der Mittheilung zu erschließen.

Ungern nur ließ die heftige, stets der ersten Aufwallung sich hingebende Frau sich bereden zu schweigen. Hatte sie erst in blinder Vorliebe für den von ihr vergötterten Sohn den stillen Kummer der Tochter übersehen, weil kein heftiger Schmerz, keine Thräne ihn kund gab, so trieb ihr gutes Herz sie nun um so mehr, ihren Fehler wieder gut zu machen, und nur mit Mühe erhielt der Kammerrath das Versprechen von ihr, noch einige Tage zu schweigen und unverändert in ihrem Benehmen gegen die Tochter zu bleiben.

Dieß Letzte war aber über das Vermögen der lebhaften, leicht aufgeregten Frau und kaum hatte Rosalie das Zimmer betreten, als sie sie schon mit einer Menge Fragen wegen ihrer Blässe und ihres veränderten Aussehens bestürmte.

Ich bin ganz wohl, liebe Mutter, versicherte das Mädchen, beunruhige Dich ja nicht meinetwegen, und wenn ich blaß bin, so ist wohl nur die heute wirklich ungewöhnlich große Kälte daran schuld; gewiß ich bin wohl und vergnügt!

Die nicht zu mäßigende Heftigkeit und Unruhe seiner Frau nöthigte den Kammerrath rascher zu Werke zu gehen, als er Anfangs wollte und um jeden Preis dem Herzen der Tochter ihr Geheimniß zu entlocken. Was dann geschehen sollte, darüber war er sich selbst noch nicht klar, nur so viel stand fest, daß der Kummer des theuren Kindes um jeden Preis, durch jedes Opfer, gehoben werden müsse!

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Eduards Eltern, nicht minder gerührt, waren einige Minuten hindurch stumme Zeugen des Glücks der Liebenden: dann verließen sie das Zimmer und ließen das junge Paar allein. Als sie nach Verlauf einer reichlichen halben Stunde wieder eintraten, glaubten die Liebenden, es wären nur erst wenige Sekunden verflossen; sie hatten noch nicht Zeit gehabt, einander viele Worte zu sagen und mußten doch schon wieder aus ihrem Himmel auf die Erde herabsteigen, d. h. ihren Eltern ins Gesellschaftszimmer folgen.

Aber hier wartete ihrer noch eine süße Ueberraschung. Die Flügelthüren des Salons wurden von einem Bedienten geöffnet. Der Graf und die Gräfin traten Arm in Arm zuerst hinein, dann die überglückliche Emma an Eduards Arm. Ein blendender Lichtschimmer strömte ihnen entgegen, eine zahlreiche Gesellschaft wogte in dem großen prachtvollen Gemach durcheinander. Im nächsten Augenblick war Emma von dem Inspektor Hilbert, seiner Gattin, Tante Gertrud und der Predigerfamilie — unter welcher sie zu ihrem Erstaunen auch Gustava mit ihrem Gatten, Jenny und Clara D** erblickte — umringt. Und kaum hatte sie dieselben unter vielfachen Ausrufungen der Freude und des Erstaunens begrüßt, so nahten ihr noch drei unerwartete liebe Gäste, der Hofgerichtsrath, seine Gattin und Julie. Sie hatte keine Worte für ihre Freude und sah sich nach Eduard um, den sie in der Umarmung eines Geistlichen erblickte; um ihn her stand der Baron Richard von P**, ein ältlicher Offizier und einige Damen, die sie nicht kannte — es war der Hofprediger R** und der General mit seiner Gattin und seinen Töchtern.

Alle waren von dem Grafen und der Gräfin zur Hochzeit eingeladen worden, damit an diesem Tage nichts fehle, was das Glück der Liebenden zu erhöhen vermöchte. Sie waren sämmtlich Nachmittags angelangt, auf den Wunsch des Grafen aber nicht im Schlosse vorgefahren, damit Emma durch das Wagengerassel und das Geräusch des Empfangs nicht aufmerksam werden möchte.

Welche Freude, welcher Jubel! Eduards und Emma's Glück läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Allein die arme Louise war dagegen sehr zu beklagen. Sie sah nun Eduard, den sie noch immer mit der ganzen Innigkeit der ersten Liebe, mit der ganzen Kraft ihres heftigen Gemüths liebte, sie sah ihn strahlend von Entzücken an Emma's Arm, sie sah Beide von Freunden umgeben, die alle aufrichtig an ihrem Glück Theil nahmen — und sie, die arme vaterlose, namenlose, schutzlose Waise saß in einer Ecke des Saales, von Allen übersehen, von Allen vergessen, nur nicht von ihrem Schutzengel, ihrem Bräutigam, dem einzigen Wesen unter dieser geräuschvollen fröhlichen Menschenmenge, das sie nicht verließ. Nun, sie hatte aber doch ihn, ihn, der es so sehr verdiente, von ihr geachtet und geliebt zu werden — was wollte sie mehr? — Ja! Aber Eduard, Eduard war Emma's glücklicher Bräutigam, Emma war Eduard's glückliche angebetete, von Allen gefeierte Braut. O Himmel, welch' ein Schmerz!

Dieser Abend verging wie ein aus Blumenduft und Sonnenschein gewebter süßer Traum. Man blieb noch lange nach dem Souper zusammen, denn man hatte sich so viel zu sagen, zu erzählen, zu erklären, einander anzuvertrauen, daß die Unterhaltung gar kein Ende nehmen wollte.

Endlich standen die Familien des Predigers und des Inspektors zuerst auf, um Abschied zu nehmen, indem sie daran erinnerten, daß die fremden Gäste Ruhe bedürften, daher man sich entfernen und die gräfliche Herrschaft mit ihrem Besuch

Digitized by Google

der Ruhe überlassen müsse. Sie entfernten sich; allein nichts desto weniger blieben die aus Stockholm gekommenen Freunde Eduards und Emma's noch lange zusammen. Und als man sich endlich trennte, und in die verschiedenen Schlaf- und Gastzimmer vertheilte, blieben Emma, Eduard, Julie und Richard noch in dem kleinen Kabinet zusammen, in welchem Emma's Bild hing. Endlich aber rief Julie: — „Nein, das geht nicht; wir müssen uns nun von den Herren trennen und zur Ruhe begeben. Du hast mir ja versprochen, Emma, daß ich diese Nacht in Deinem Zimmer zubringen soll. Nun mußt Du ein wenig schlafen, Du bist sonst an Deinem Hochzeitstag müde und siehst nicht so hübsch aus wie gewöhnlich." —

Emma lächelte, verneigte sich vor Richard und wollte sich mit einem unerwarteten Sprung schalkhaft von Eduard entfernen; allein dieß ging nicht so leicht und wurde erst nach einer Kapitulation erlaubt. Emma und Julie gelangten endlich in ihr Schlafzimmer und ließen sich von Emma's Kammermädchen auskleiden; allein sie schliefen erst ein, als der Morgen tagte, denn sie hatten einander viel zu sagen.

Der Sonnabendmorgen — der Hochzeitstag — blickte durch die hohen Fenster und fand Alles im Schlosse schon voller Leben und Bewegung. Erst als man sich am Frühstückstische sammelte, erfuhr Eduard — was Tags vorher ganz unerwähnt geblieben war — daß es zwei Brautpaare gab. Wohl hatte er Louisen begrüßt und dem Baron K** herzlich die Hand gedrückt; aber in dem Freudentumult, der am Abend herrschte, hatte man vergessen, ihm diese Nachricht mitzutheilen, die ihm große Freude machte. Nach dem Frühstück nahm ihn der alte Graf bei Seite und erzählte ihm ausführlich sowohl Anna's Bekenntnisse als auch die Maßregeln, welche man ergriffen hatte, um den geringen Stand Louisens zu verbergen, und das edle Benehmen des Barons. Ueber das letztere wunderte sich Eduard nicht, indem er äußerte, daß jeder rechtschaffne Mann so handeln müsse; dagegen billigte und lobte er Emma's Benehmen hinsichtlich der Abtretung von Lindesaker sehr.

Die Herren brachten sämmtlich den Vormittag im Billardzimmer zu, denn die Damen waren hinreichend mit ihrer Toilette für den Abend beschäftigt. Für Schlag sieben Uhr waren die Gäste geladen. Julie von L**, Emilie Rosman und ein Fräulein von M** aus Björesät, eine Verwandtin der Obristin von M**, waren zu Emma's, die beiden Fräulein von B** aus Lindesaker und Fräulein Julie Louise von K**, des Barons Schwester, zu Louisens Brautjungfern bestimmt.

Man aß sehr zeitig zu Mittag, um die Kleidung der beiden Bräute und der sechs Brautjungfern gehörig in Ordnung zu bringen. Ein Haarkünstler war zwar von Stockholm verschrieben worden, allein demungeachtet hatten die Kammerjungfern alle Hände voll zu thun.

Es war halb acht Uhr, alle Gäste waren versammelt, der Thee wurde servirt. Die beiden Bräute saßen in ihrem Brautschmuck im oberen Stock und erwarteten ihre Führer. Emma hatte sich vom Grafen die Erlaubniß erbeten, durch den alten Hilbert in den Brautstuhl geführt zu werden. Der Graf hatte zwar die Stirn gerunzelt und die Gräfin sich mit lauter Stimme dieser — wie sie meinte — höchst unpassenden Handlung widersetzt; allein Emma hatte geweint, gebeten und Beiden vorgestellt, daß kein Mensch in der Welt besser dazu berechtigt wäre, als der alte Hilbert, der von ihrer zarten Jugend an ihr Vater geheißen und sich als solcher benommen hatte. Und wer sollte ihr näher stehen? Der Graf war ja Vater des Bräutigams, sie selbst aber hatte keinen männlichen Verwandten. Nach vielem Ueberlegen hatte der Graf endlich seine Einwilligung dazu gegeben, und als Emma diese hatte, konnte der Widerspruch der Gräfin nichts mehr ändern.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Fortsetzung.)

Das Erste, was wir thaten, als wir in die fast bis zur Hälfte im Schnee steckende Casa eintraten, war, unsere Mäntel über die auf dem Boden umherliegende, aus Moos und dürren Blättern bestehende Streu auszubreiten und uns darauf zu werfen. Ach, war das eine Wohlthat! Auf keinem noch so weich gepolsterten Sopha habe ich je so weich und bequem gelegen, wie auf dem einfachen Lager in der Casa Inglese.

Es dauerte nicht lange, so hatten in einer der Stuben unsere Führer ein tüchtiges Feuer im Gange, wozu, wie mir schien, Thüren, Krippen und anderes Holzwerk das Brennmaterial geliefert hatten. Bei solchem Verfahren ist die beste Aussicht vorhanden, daß man, um sich zu erwärmen, auch bald die Bretter vom Dache holen und das Gebäude dadurch mehr und mehr zu einer Ruine werden wird. Jeder denkt: Après moi le délugue!

Leider sollten wir der Wohlthat der Ruhe nicht lange froh werden, denn kaum hatten wir uns ein paar Mal ausgereckt und etwas Brod und Arak zu uns genommen, als das verhängnißvolle „Avanti" ertönte, und uns wieder auf die Beine trieb. Seufzend schickten wir uns zum Marsche an, und trö-

Digitized by Google

steten uns lediglich mit der Aussicht, wir hätten die letzte Station vor uns.

Von dem Abhange aus, auf dem die Casa Inglese steht, konnten wir erst deutlich sehen, welch ein Stückchen Arbeit unserer noch warte, ehe wir den ersehnten Gipfel des Aetna erreichen würden. Wir standen jetzt an der obern Gränze der Schneeregion, und sahen in einer Entfernung von kaum 200 Schritten schon die nackten Lavalagen, in deren Mitte sich der Riese erhebt, welcher der eigentliche Kessel oder Aschenkessel des Vulkans ist. Um sich von dessen Größe einen Begriff zu machen, ist es hinreichend, anzuführen, daß sein Fuß, glaubwürdigen Personen zufolge, über 10 italienische Meilen Umfang hat, während derjenige der Kratereröffnung am Gipfel anderthalb beträgt. — Der Kegel selbst ist, der heißen vulkanischen Dünste wegen, die aus allen seinen Poren dringen, vollkommen frei von Schnee und Eis, besteht aus lauter Asche oder vielmehr kleinen Stückchen zertrümmerter Lava in der Größe einer Erbse, und erhebt sich noch 1800 Pariser Fuß über die Casa Inglese. Die so zu sagen bewegliche Oberfläche, in welche man bei jedem Schritt bis an die Waden einsinkt, der fast senkrechte Abfall, und die fortwährend aus ihm ausströmenden heißen Gase machten die Besteigung des Kegels zu einer eben so erschöpfenden als ungesunden Partie.

Wir waren noch nicht weit in die Höhe gegangen, so hörten wir schon von Zeit zu Zeit ein mit eigenthümlichen klagenden Lauten untermischtes, unterirdisches Getöse, durch welches der fortwährend thätige Vulkan uns Zeichen von seiner verheerenden Thätigkeit gab. Daß er nie feiert, dessen sind die am Fuße des Kegels umhergestreuten Oeffnungen Zeuge, aus denen fortwährend ein mit Schwefel geschwängerter Rauch aufsteigt, aus welchem sich die schönsten Schwefelblumen niederschlagen. Es gehört nicht viel Phantasie dazu, um in diesen erstickende Dünste ausströmenden Schlünden eben so viel Rachen zu erkennen, womit das Ungethüm athmet.

Es gehört wirklich mehr als gewöhnlicher Muth dazu, dem gefaßten Vorsatze, den Gipfel des Aetna zu erreichen, nicht untreu zu werden, nachdem uns die Schneeregion schon so viele Mühseligkeiten verursacht hatte. Von einem aufrechten Gehen war bei dieser Steilheit gar keine Rede mehr; wir krochen auf allen Vieren, wobei dann bei jedem Schritte ein Stück Unterlage gleich trockenem Kies hinabrollte, und waren schon nach fünf Minuten Gehen im Schweiße förmlich gebadet, was bei der äußerst dünnen Luft, in welcher wir uns befanden, und bei der großen Kraftanstrengung auch gar nicht anders seyn konnte. Um uns das Steigen erträglicher, ja nur möglich zu machen, warfen wir die Kutte, Schlafmütze und Handschuhe von uns; die Strümpfe mußten bleiben, wo sie waren, denn es war kein Platz da, wo man sich hinsetzen konnte, um sie auszuziehen; zudem belästigten sie uns auch am wenigsten, denn die Sohlen waren von der Hitze bereits durchbrannt. Nachdem ich mich des schweren, unbehülflichen Anzugs entledigt hatte, fühlte ich mich wohl etwas leichter, doch stiegen schwere Zweifel in mir auf, ob ich wohl das nun nicht mehr ferne Ziel auch erreichen würde; die Kräfte waren schon fast im Verlöschen. Der rosenrothe Schimmer des nahenden Morgens fing schon an, das Firmament im Osten zu erhellen, und das Panorama, das sich mit jedem Augenblick mehr aus dem Schatten der Nacht herauswand, wurde immer herrlicher und grossartiger; doch ich hatte weder Zeit noch Verlangen, die Wunder um mich her zu betrachten. Wollte auch einmal einer von uns einen kurzen Halt machen, so schrie gleich Marlet: Steigen Sie nur immer zu, meine Herren, und die Führer accompagnirten mit: Vorwärts, meine Herren, Muth, Geduld und Ausdauer!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein von Brüssel nach Paris auf der Eisenbahn Reisender hatte seine Füße auf eine mit heißem Wasser gefüllte Wärmpfanne von Zink gestellt und war eingeschlafen. Auf einer Haltstation angekommen, wollte er aufstehen, aber zu seinem Erstaunen waren seine Sohlen ganz fest an die Wärmpfanne angeklebt und als er mit Gewalt sich zu befreien suchte, gingen seine Sohlen in Fetzen, denn seine Stiefel waren Gutta-Percha. Unter lautem Gelächter seiner Mitreisenden stand er endlich barfuß da und weil seine Bagage schon vorausgesendet war, so blieb ihm nichts übrig, als seine Füße in Tücher und Zeitungspapiere zu hüllen. Mit dieser Nothbekleidung mußte er sich auf dem ganzen Wege bis nach Paris behelfen.

„Punch" in London macht darauf aufmerksam, daß Louis Napoleon in Bordeaux wie ein Orakel gesprochen habe. Jetzt spreche er: L'empire c'est la paix! (das Kaiserthum ist der Frieden); wenn es aber anders kommen sollte, werde er aussprechen: L'empire c'est l'épée! (das Kaiserthum ist der Degen).

Auflösung der Charade in Nro. 174:

Siegreich.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 180 10. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

An einem Abend, wo Rosalie wie gewöhnlich die Vorleserin machte, während die Mutter emsig strickte und der Kammerrath gemüthlich sein Pfeifchen rauchte, nahm dieser Letzte aus einem erst am Morgen aus der Stadt angekommenen Paquet Bücher ein Heft heraus, was nur kleine Erzählungen und einzelne kurze Sätze zu enthalten schien.

Lies uns hieraus etwas, Rosalie, sagte er freundlich, ich bin nicht recht aufgelegt zu langen Geschichten! und möchte lieber etwas hören, was nicht den ganzen Abend ausfüllt und worüber man noch sprechen kann! Du weißt, ich liebe es, daß jeder seine Meinung über das sagt, was vorgetragen worden ist! Der Austausch der Ideen klärt den Verstand auf und man versteht oft ein Werk dann erst recht, wenn man die Meinung Anderer darüber gehört hat!

Freundlich legte Rosalie das Buch zur Seite, nahm das ihr dargereichte Heft und las.

Parabel.*)

In einer öden, unfruchtbaren Gegend lag, gleich einer Oase, eine von Reben dicht umrankte und von duftigen Blumen umgebene Hütte, von der die Vorübergehenden zu sagen pflegten: sie gleiche einem edlen, guten Herzen in einem häßlichen Körper. Die Bewohner der Hütte waren der Frohsinn und die Genügsamkeit. Sie lebten in stiller Eintracht mit einander und wurden oft durch den Besuch der Freude überrascht, die gern bei dem glücklichen Paare einkehrte. Einst, als die auch von ihnen so gern Gesehene wieder erschien, war ihr Aeußeres ganz verändert, und geblendet von dem strahlenden Glanz, der sie umgab, senkte die Genügsamkeit erschrocken den Blick. Nicht mehr wie sonst kam sie allein, statt alles Schmuckes einen Strauß duftender Feldblumen im Haar, nein, ein großes Gefolge umgab sie und die Schätze der Goldküste schmückten ihre Schultern, während die köstlichen Perlen des Orients sich durch ihre Haare hindurchschlangen. Stolz und Prunksucht waren ihre Begleiter, denen wieder Ungenügsamkeit und Genußsucht als treue Diener folgten. Fast erschrocken zog sich der Frohsinn zurück, als er die große Zahl der Gäste sah, aber von all' dem Glanze geblendet, ließ er die Fremden dennoch ein, die bald jeden Raum der Hütte einnahmen und die bescheidene Genügsamkeit daraus verdrängten.

Von nun an war ein reges Leben in dem stillen Hause, und Feste folgten auf Feste, allein der Frohsinn war nicht mehr der Herr der Hütte, er verwaltete nur noch das Amt des Thürstehers.

Einst, in einer stürmischen Nacht, als er sinnend am Eingang lehnte, während bachantischer Jubel aus dem Innern schallte, klopfte es leis an die Pforte. Erschrocken fuhr der Frohsinn auf und bemühte sich, jede Spur des Mißmuths, der ihn jetzt zuweilen beschlich, wenn er das wüste Treiben in seinem sonst so ruhigen Hause sah, aus seinem Antlitz zu verbannen, indem er verwundert fragte, wer noch so spät Einlaß begehre? Es ist die Liebe und ihre Begleiter, die Wonne und der Schmerz! — Ich habe keinen Raum für Dich, sagte der Frohsinn, die Freude und ihr Gefolge haben jeden Winkel eingenommen. Hörst Du, wie der Stolz und die Genußsucht jubeln? Sie haben mein Weib, die holde Genügsamkeit, verdrängt und ich, der Herr des Hauses, bin zum Thürsteher erniedrigt. O, laß mich ein, flehte die Liebe, nur ein Winkelchen gönne mir! Sieh, es ist so kalt, so stürmisch hier außen auf der öden Haide, der Wind braust durch mein Haar und meine Glieder zittern vor Frost! Laß mich ein in Deine Friedenshütte, ich will der Freude und der Genußsucht nicht in den Weg treten!

Gerührt von ihrem Flehen öffnete der Frohsinn die Thüre und die Liebe schlüpfte behende ins Haus. Wie sie versprochen, so verbarg sie sich erst ganz bescheiden in einem Winkelchen und nur

*) Nach einer Idee der Prinzessin A. v. H.

Digitized by Google

ganz leise kam sie zuweilen hervor, um den so tief erniedrigten Frohsinn zu trösten und aufzumuntern. Allein bald zeigte sich ihre Macht. Nicht nur, daß sie der Freude und der Genußsucht nicht mehr wie Anfangs schüchtern auswich, nein, sie vertrieb die undescheidenen Gäste aus dem Hause und durch die weit geöffnete Pforte zog die Wonne triumphirend ein. Aber auch der Frohsinn mußte bald ihrer Gewalt weichen, denn die erst so demüthige Liebe war zur stolzen Herrscherin geworden, die keine Macht neben sich duldete.

Doch kaum hatte die Flatterhafte ihren Zweck erreicht, kaum sah sie sich im alleinigen Besitz der freundlichen Hütte, als ihr Sieg ihr langweilig erschien und keinen Werth mehr für sie hatte. Mit schnellem Fittig enteilte sie der verödeten Stätte und der Schmerz, der von ihr vergessen an der Thüre gewartet hatte, zog nun ein in das verlassene Haus und nahm schnell Besitz von jedem Plätzchen, wo noch jüngst die Freude herrschte und Wonne und Entzücken ihren Sitz aufgerichtet hatten. Einst kam der Frohsinn wieder des Weges und als er sehnsuchtsvoll auf die verlassene Wohnung blickte, da sah er wie vom Gifthauch des Schmerzes die Pflanzen verdorrt waren und die Blumen welk ihre kleinen Köpfchen neigten und die umgrünte, umduftete Hütte nun farblos und verfallen dastand auf der öden Haide.

Es scheint mir viel Moral in der kleinen Allegorie zu liegen, sagte der Kammerrath, als Rosalie geendet hatte. Wo Prunk und Genußsucht einziehen, da flieht der Frohsinn und die Genügsamkeit!

Ja, und wo die thörichte Liebe herrscht, da ist nichts als Schmerz und Jammer! ergänzte die Räthin.

Nicht doch Mutter, rief Rosalie, mit der Liebe zog die Wonne und das Entzücken ein in die kleine Hütte!

Aber der Schmerz folgte und die Pflanzen und Blumen verdorrten von seinem Gifthauch, sagte ernst der Kammerrath.

Mögen sie verdorren, Vater, da ihre Sonne geschwunden, rief lebhaft das Mädchen, blühten sie doch um so schöner, so lange das Auge der Liebe ihnen lächelte!

Du hältst ein kurzes, aber prächtiges Blühen also für beneidenswerth und glaubst, daß das Glück der Liebe ihre Schmerzen überwiegt?

Gott gibt uns Freuden und Schmerzen in diesem Leben! Möchten wir denn lieber nicht leben, bloß um keine Schmerzen zu empfinden? Gott ist die Liebe, von ihm geht dieß Gefühl aus, was uns belebt, uns über uns selbst erhebt und deßhalb ist es ein göttliches, und wer würde der Liebe Leid nicht gerne tragen für die Wonne, die sie bietet?

Der Kammerrath unterdrückte einen Seufzer. Du sprichst von der beglückten, erwiderten Liebe, mein Kind, und da magst Du recht haben, allein eine sogenannte unglückliche, eine unerwiderte Liebe ist gewiß ein großes Unglück und bricht das Herz, worin sie sich festgesetzt!

Dann ist es Egoismus, nicht Liebe, was das Herz empfindet! Gewiß, viele Menschen täuschen sich und halten Selbstliebe für das reine göttliche Gefühl der wahren Liebe! Die macht nicht unglücklich, denn sie verlangt nichts, sie gibt nur! Das Glück, die Zufriedenheit des geliebten Gegenstandes ist ihr Alles! Sie fragt nicht, liebt er mich? Sie ist nicht seldstisch! Das Herz, was von ihr durchdrungen ist, kann nicht unglücklich werden, denn in ihm wohnt das Reingöttliche!

Kind, Kind, rief Madame Semler mit Thränen in den Augen, mit diesen Ansichten wirst Du ein zum Altar geführtes Opfer werden, ein unglückliches Geschöpf!

Du sprichst wie Louise, erwiderte lächelnd Sally, die auch immer behauptete, ich wäre zum Opfer bestimmt. Mag es seyn, aber deßhalb werde ich nie unglücklich werden, denn ich trage mein Glück in meiner Brust, das kann mir Niemand rauben, und selbst wenn . . . .

Der Schall eines Posthorns unterbrach hier die begeisterte Rednerin. Alle eilten an's Fenster, allein die tiefe Dunkelheit gestattete ihnen nur zu sehen, daß ein Wagen am Hause vorfuhr. Verwundert eilte der Kammerrath der Thüre zu, um die späten unerwarteten Gäste zu empfangen, als sie rasch aufflog und Albert in das Zimmer trat. Ein Laut der Verwunderung flog von allen Lippen und der Kammerrath bot dem Eintretenden mit herzlichem Willkommen die Hand. Aber mit einem Sprung, die dargebotene Rechte fast zurückschleudernd, eilte Albert an ihm vorüber, um die bleiche Rosalie, die an einem Stuhle sich haltend eben im Begriffe war, zur Erde zu sinken, schnell in seine Arme zu fassen.

Rosalie! flüsterte er entzückt, darf ich mir Ihre Bewegung zu meinen Gunsten auslegen?

Ich war so überrascht, stammelte sie. Allein wenn der Mund aus mädchenhaftem Zartgefühl auch ablehnende Worte suchte, das treue Auge konnte nicht lügen und in diesem las Albert, daß er geliebt sey.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Das größte Gemach im Schlosse, der sogenannte rothe Saal, der nur höchst selten und nur bei den feierlichsten Gelegenheiten geöffnet wurde, wimmelte nun von Herren mit und ohne Uniformen und Orden und von Damen mit und ohne Juwelen, letztere Alle schwarzgekleidet. Unter dieser glänzenden Versammlung befanden sich auch mehrere der B**schen Honoratioren, deren Frauen sich ebenfalls nicht wenig herausgeputzt hatten. Die ganze Versammlung bot ein buntes, wechselndes, farbenreiches Gemälde dar.

Alle saßen oder standen in gespannter Erwartung. Jetzt öffneten sich alle Flügelthüren des Saales und von der einen Seite trat der Graf H** mit seinem Sohn und der Oberst F** mit dem Baron K**, alle in voller Paradeuniform, von der andern Seite der Inspektor Hilbert — blaß und abgemagert — mit Emma und der Landrichter Stork mit Louisen in's Zimmer. Emma's drei Brautjungfern in rosenrothen und Louisens Brautjungfern in hellblauen Kleidern folgten ihnen. Die beiden Bräute waren ganz gleich in weißseidne Kleider gekleidet, aus ihren Myrthenkronen hingen reiche Blondenschleier herab. Emma war blendend schön, und auch Louise würde schön gewesen seyn, wenn ihr nicht eine große Blässe mehr Aehnlichkeit mit einer Leiche, als mit einer Braut gegeben hätte. Die doppelte Trauungszeremonie wurde von dem Pfarrer Rosman vorrichtet.

Als alle langweiligen Glückwünsche vorüber waren, verkündigte der Graf, daß er an diesem glücklichen Tage allen Zwang verbannt wünsche, daher jeder Gast sich heimisch wie in seiner eignen Wohnung betrachten und ungeniert völliger Freiheit und Heiterkeit überlassen möge. Dieser artigen Aufforderung kamen alle Anwesenden nach. Die Gesellschaft verbreitete sich in alle Zimmer, man scherzte, lachte und überließ sich der Freude, denn Alle gönnten dem liebenswürdigen Grafen Eduard und seiner noch liebenswürdigern Braut ihr Glück; das zweite Brautpaar kam nicht besonders in Betracht.

Emma warf sich in Frau Hilberts Arme und rief: — „Nun, meine gute liebe Mutter, hat Gott Dein Gebet erhört. Wie oft hast Du nicht Deine Augen thränenvoll zum Himmel erhoben und für das Glück meiner Zukunft gebetet! Die Engel, die Dich in diesen Stunden unsichtbar umschwebten, kommen, anspruchlose Mutter, haben Dein Gebet zu dem Thron des Allmächtigen getragen, und die Erhörung strömt jetzt in reichem Maaße über Deine Tochter herab. Möge aller Segen des Himmels sich auf Dein Haupt ergießen, mögen Ruhe und Frieden stets in Deinem Herzen wohnen!"

Gerührt drückte Frau Hilbert die schöne Braut an ihr Herz. In diesem Augenblick vergaß sie Alles, was geschehen war; kein Gedanke daran, daß es nicht ihre wirkliche Tochter war, die sie jetzt in ihren Armen hielt, störte ihre Seligkeit. Endlich erwachte sie aus ihrem süßen Traume, machte sich sanft von Emma los und wandte sich mit einem tiefen Seufzer von ihr ab.

Einige Zeit darauf saß Emma in lebhafter Unterredung mit der Hofgerichtsräthin, welche von ihr Erklärung über viele Umstände wünschte, die ihr noch räthselhaft waren. Da trat Eduard zu ihnen.

— „Geliebte Emma" — sprach er — „Du fliehest mich, ist das wohl recht? Ich allein, ich nur bin es, dem Du angehören mußt." —

„Das ganze Leben hindurch, aber nicht in dieser Stunde, denn jetzt muß ich mit der Tante reden" — versetzte Emma.

„Rede nur mit Deinem Bräutigam" — sprach die Hofgerichtsräthin — „wir können unsere Unterhaltung wohl ein andermal fortsetzen." —

Nun setzte sich das glückliche Brautpaar allein in das kleine Kabinet, in welchem Emma's Portrait hing. Dort wechselten sie ihre Erinnerungen an die Vergangenheit. Sie sprachen von Allem, was während der Zeit geschehen war, da sie sich nicht gesehen hatten; sie gaben sich Rechenschaft über jedes Gefühl, über jeden Gedanken, den sie in ihren Herzen gehegt hatten.

Als das Abendessen vorüber und die Gesellschaft zum Aufbruch bereit war, versammelte der alte Graf alle Mädchen und ließ sie einen Ring um die beiden Bräute schließen. Letztere mußten nun mit verbundenen Augen ihre Brautkronen austanzen. Emma, die recht gut sehen konnte, setzte die ihrige Emilie Rosman auf; Louise aber, deren Augen sehr fest verbunden waren, setzte zufällig ihre Krone der vierzehnjährigen Amanda C** auf, zum großen Aerger der beiden Fräulein von B**, die den dreißigen sehr nahe waren.

Endlich rollten die Wagen mit den fremden Gästen fort und die im Schlosse Bleibenden begaben sich auf ihre Zimmer. Das Fest war vorüber; aber Alle, die ihm beigewohnt hatten, versicherten, sie wären so vergnügt und wahrhaftig förmlich gewesen, daß sie es nie aus ihrer Erinnerung verlieren würden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

Die Zeitungen bringen das offizielle Programm des Leichenzuges des Herzogs v. Wellington. Große Abtheilungen Militär (6 Bataillone, 8 Schwadronen, Fuß- und reitende Artillerie) eröffnen ihn, dann folgen in nachstehender Ordnung, ungerechnet die zahlreichen Marschälle, Herolde, Staatsboten ꝛc.: — 83 Chelsea-Pensionäre, die kleine Standarte (st. of pennon) von einem Obristlieutenant getragen; Diener des Verstorbenen, der Lieutenant und Unterlieutenant des Tower; Deputationen von Körperschaften; die Merchant-Taylors Kompagnie; die ostindische Kompagnie; die Korporation des Trinity-House; Borons und Beamte der fünf Häfen; die Lieutenants von Dover Castle; Feldzeugamtsbureau; Abgeordnete der Universität von Oxford; Deputation des Londoner Gemeinderaths. (Bei Temple-Bar schließen sich hier an:) Ein Oberstlieutenant mit der Standarte (Guidon); die Aerzte des Verstorbenen; der Kaplan des Tower; der Oberfeldprediger; der High-sheriff der Grafschaft Southampton; die Sheriffs von London; die Aldermen und der Rekorder von London; die drei Repräsentanten der drei Grade des Bathordens; das Banner der Wellesley's; Hausbeamte des Herzogs; die Lord-Richter in Appellsachen; der Master of the Rolls; der erste Baron des Schatzkammergerichts; der Oberrichter der Kommon Pleas; der Lordoberrichter der Queensbench; der Kanzler des Herzogthums Lancaster; der Kanzler der Schatzkammer; der Kriegsminister; Generaladvokat; die Staatssekretäre, die nicht Barone sind (also Hr. Walpole); der Sprecher des Unterhauses; die Barone, Bischöfe, Viskounts, Grafen, Marquis, Herzoge; der erste Lordkommissär von J. M. Schatzkammer (der Premierminister); der Graf-Marschall von England; der Lord Oberkammerherr; der Lord Geheimsiegelbewahrer; der Lord Präsident des Konseils; der Lord Erzbischof von Kanterbury. Hinter Temple-Bar schließt sich hier der Lordmayor von London an mit dem City-Schwert. Dann folgt Prinz Albert, von Generaladjutanten, Adjutanten des Verstorbenen ꝛc. begleitet. Das große Banner (hier treten die Würdenträger der Kirche ein, wenn der Zug die Kathedrale erreicht); die Sporen, der Helm, das Schwert und Schild, der Waffenrock von Herolden von York, Richmond, Lancaster und Chester getragen; Norroy King of Arms (3. Wappenkönig Englands für die Nordseite des Trent). Die Marschallstäbe Oesterreichs, Hannovers, der Niederlande, Preußens, Portugals, Rußlands, Spaniens, der englische Marschallstab des Verstorbenen, in einer Trauerkutsche auf einem schwarzen Kissen von dem Marquis von Anglesea getragen. Die Herzogskrone getragen von Clarenceux King of Arms (zweiter Wappenkönig von England). — Der Sarg mit schwarzem Sammttuch bedeckt, auf achtspännigem Leichenwagen, zur Seite je fünf Fahnen (Bandrols) von Offizieren zu Pferde getragen; Garter Principal King of Arms (der erste Wappenkönig Englands); der Sohn des Verstorbenen, jetzige Herzog von Wellington, in langem Trauermantel, dessen Schleppe getragen wird; die Testamentsvollstrecker; Verwandte und Freunde des Verstorbenen; sein Leibpferd; Offiziere und Mannschaften von jedem Regiment mit Musikchören, die Kutschen der Königin und der k. Familie; Truppen schließen den Zug. Die Leiche des Herzogs wird 5 Tage im Chelseahospital ausgestellt und in der Nacht vor der Zeremonie nach dem Hotel des Oberbefehlshabers (den Horse guards) geführt werden. Der Leichenwagen wird in mittelalterlichem Styl in Zeltform aus dem stärksten Material gebaut. Er wird 30 Fuß lang und so breit, daß er eben nur durch den Temple Bar gelangen kann.

In den so eben in London erschienenen Memoiren der Baronin Obeekirch wird folgende Anekdote aus dem Leben des Kaisers Joseph erzählt: Als der Kaiser im Jahe 1778 unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein in Deutschland reiste und nach Stuttgart kam, bot ihm der damalige Herzog von Württemberg in einem Schreiben seinen eigenen Palast als Wohnung an. Kaiser Joseph lehnte das Anerbieten ab und bemerkte, er wünsche in einem Gasthofe abzusteigen. Der Herzog ließ nun alle Gasthofbesitzer ihre Schilder wechseln und eine große Tafel über das Portal seines Palastes mit dem kaiserlichen Wappen und der Ueberschrift „des Kaisers Hotel" befestigen. Dieser liebenswürdigen Gastfreundschaft widerstand der Kaiser nicht, ging in den Scherz ein und stieg im Kaiser-Hotel wie in einem Gasthofe ab. Der Herzog selbst, als Gastwirth angezogen, empfing den Kaiser und spielte seine Rolle vortrefflich, während die Personen seines Hofes ohne Unterschied des Ranges sich bei der Bedienung betheiligen mußten. Der Kaiser war entzückt über den Empfang. Am andern Tage wurde die Maskerade abgelegt und die eigentlichen Festlichkeiten begannen.

Die „Karlsruher Zeitung" brachte vor einiger Zeit folgende wichtige Nachricht: „Se. königl. Hoheit der Regent haben dem Bürger und Geflügelstopfer Friedrich Glaßner in Karlsruhe das Prädikat Hofgeflügelstopfer zu verleihen geruht."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 181 12. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Schon die unerwartete Ankunft des jungen Mannes ließ den Kammerrath ahnen, daß ein wärmeres Interesse als das der bloßen Freundschaft und des Wohlwollens ihn durch Schnee und Eis und unfahrbare Wege nach Wendorf getrieben hatte und er war daher nicht sehr überrascht, als Albert ihn am andern Morgen um die Hand der Tochter bat. So schmerzlich es dem zärtlichen Vater auch war, sein geliebtes Kind in ein fremdes Land ziehen zu sehen, so ließ ihn doch die Ueberzeugung, daß Rosaliens Glück, ja vielleicht ihr Leben von seiner Einwilligung abhängig sey, das eigene Interesse vergessen und willig brachte er den liebsten Wunsch seines Herzens, die Tochter in seiner Nähe verheirathet zu sehen, zum Opfer, um ihren Augen keine Thräne zu erpressen.

Anders war es mit der Kammerräthin, die durchaus und unter keiner Bedingung ihre Einwilligung zu dieser Heirath geben wollte.

Kannst Du Dein Kind für ihr ganzes Leben unglücklich machen wollen? rief sie außer sich und glaubst Du, daß ich schwach genug seyn werde, meinen Segen zu einem Bündniß zu geben, woraus nur Jammer und Elend kommen kann? Was soll aus Rosalie in dem fremden Lande werden, fern von ihrer Familie, ihren Freunden, unter fremden, theilnahmlosen Menschen? Muß sie nicht elendiglich zu Grunde gehen?

Sally liebt St. Mars, er wird ihr Eltern, Vaterland und Freunde ersetzen! Das Vaterland des Weibes ist da, wo ihr Herz sie hinzieht, das Volk des geliebten Gatten ist ihr Volk und seine Liebe ihr Glück!

Ja seine Liebe! allein wie lange wird die dauern? Wird der leichtsinnige, genußsüchtige Franzose nicht des stillen, einfachen Mädchens, das er, Gott weiß aus welcher Laune, jetzt zu lieben glaubt, bald überdrüssig werden? Wird er nicht wie ein Schmetterling von einer Blume zur andern flattern und das arme Herz brechen, welches sich ihm ganz und auf immer ergibt?

Gerade, daß er das stille, einfache Mädchen wählt, ist mir ein Bürge seines inneren Werthes. Wäre er ein solcher Schmetterling wie Du glaubst, so hätte er ja in der Residenz gewiß Blumen genug gefunden, um bei Deinem mich sehr überraschenden poetischen Vergleich zu bleiben, und würde nicht hierher zurückgekehrt seyn, sich um die Hand des einfachen Landmädchens zu bewerben!

Spotte nur über meine Vergleiche, rief entrüstet die Räthin, muß man zuletzt nicht mit albern werden, in diesen albernen, schöngeistigen Zeiten, vertheidige nur Deinen theuren St. Mars! Ich sage Dir, er ist ein Leichtfuß und seine Liebe zu Rosalie ist eine Laune, weiter nichts. In einigen Wochen ist er ihrer überdrüssig und die arme Frau grämt sich zu Tode!

Und glaubst Du denn, daß ein Deutscher ihr die gelobte Treue unverbrüchlich halten, daß ein Deutscher ihr keine Schmerzensthränen erpressen würde? Gute Anna, Du hast wenig in der Welt gelebt und hast eine blinde Vorliebe für Deine Nation! Sieh Dich um in den großen Städten unter den Reichen und Vornehmen, wie selten findest Du Häuslichkeit und inniges Beisammenleben! Die Eheleute sehen sich kaum den Tag über anders als bei Tische. Die Frau fährt zu Bällen und Routs, während der Mann den Abend in Klubs oder auf andere Weise hinbringt! Das einzige Band, was diese Ehen vor der Welt noch zusammenhält, ist das Interesse, dieß hat den Bund geknüpft und dieß ist es oft allein, welches ihn fortbestehen läßt! Fragt denn heut zu Tage der Mann, wenn er sich verheirathen will: ist das Mädchen häuslich, sittsam, gut erzogen, ist ihr Herz und ihr Geist gebildet? O, nein, diese Mühe nimmt sich der junge Freier nicht! Er fragt: hat sie Geld? und ist dieß bestätigt, ist dieß genügend vorhanden, so heirathet er! Was braucht er auch weiter, er sucht ja nicht eine Freundin, eine Vertraute, eine Theilnehmerin seiner geheimsten Gedanken, er sucht nur ein Wesen, das so gütig ist, seine Schulden zu bezahlen oder welches

Digitized by Google

ihm die Mittel gibt, allen seinen Neigungen und Begierden genügen zu können!

Welch' ein Bild! rief entsetzt Madame Semler, so soll mein Kind nun keinem Großstädter ihre Hand geben, ein ehrlicher Landmann, oder ein Mann, den sein Beruf an eine kleine Stadt fesselt, soll mein Eidam werden, sonst keiner! Diese sind doch keine solche Geldjäger, was ich übrigens den Deutschen nie zugetraut hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

XVII

Schluß.

(Fortsetzung.)

Mittags zwei Uhr am Tage nach der Hochzeit hielt wieder eine Menge von Equipagen auf dem großen Schloßhofe von B** . Die Gäste des gestrigen Tages waren für den heutigen Tag zu einem Mittagessen eingeladen.

Dieses dauerte mehrere Stunden und war sehr belebt, denn der Graf hatte das ganze Musikkorps des Ostgotländischen Regiments herbeiholen lassen, und während der Mahlzeit wurden die schönsten Musikstücke vorgetragen. Die Toaste auf das Wohl der Neuvermählten wurden unter Trompeten- und Paukenschall getrunken. Auf dem Schloßhofe war das Volk des ganzen Kirchspiels und eine große Menge aus den benachbarten Kirchspielen versammelt. Sie waren nach dem Schlusse des Gottesdienstes auf das Schloß geströmt, um die Musik zu hören. Als dieß der Graf vom Fenster aus gewahrte, gab er Lindeman Befehl, etliche Tonnen Bier aus dem Keller holen zu lassen und sie dem versammelten Volk zur Erquickung zu überlassen. Alle Unterthanen des Gutes und des Hammerwerks hatten ein stattliches Mittagessen im Gerichtssaal, bei welchem ein solcher Ueberfluß an Speisen und Getränken herrschte, daß nicht genau untersucht wurde, ob die Speisenden auch wirklich alle Unterthanen des Grafen waren. Ueberdieß hatte der alte Lindeman, der ein mitleidiges Herz besaß und wegen seiner langen Dienstzeit im Hause des Grafen eine Art von Selbstständigkeit genoß, heute von derselben Gebrauch gemacht und aus dem ganzen im Schloßhofe versammelten Volkshaufen alle Alte, Lahme und Blinde herausgesucht, um sie an dem Tische seines Herrn einer leckern Mahlzeit theilhaftig werden zu lassen. Die Hochzeit war also ein Freudenfest für den ganzen Ort und wurde — besonders von dem niedern Volke — nach Jahren noch als ein solches erwähnt.

Nach dem Schlusse des Essens machten die Gäste Miene, Abschied zu nehmen; allein der Graf und die Gräfin beeilten sich, sie sämmtlich für den ganzen übrigen Tag in Beschlag zu nehmen. Auf die Aufforderung des Grafen bot jeder Cavalier einer Dame seinen Arm und der ganze Zug der Gäste folgte der Gräfin, welche am Arme des Generals an der Spitze ging, ohne daß Jemand wußte, wohin der Weg führen würde. Der Zug wurde auf den Vorsaal und von da über eine mit kostbaren Matten belegte Treppe an einen großen Saal geführt, durch dessen geschlossene Thüren die Töne eines vollen Orchesters drangen. Die Thüren wurden geöffnet — man trat in den berühmten B**schen Tanzsaal, der größer als der Kirsteinsche Saal in Stockholm ist. Von den reich mit Wachslichtern besteckten neunzehn Kronleuchtern, welche von der Decke desselben herabhingen, strahlte ein blendender Glanz. Der Saal war unter Aufsicht und Leitung eines fremden Künstlers geschmackvoll dekorirt und im Hintergrund befand sich ein Transparent, Amor und Hymen vorstellend, über deren Häuptern die gräflich H**schen und R**schen Wappen, von Myrthe und Immortelle begränzt, angebracht waren.

Bei dem Eintritt der zahlreichen Gesellschaft spielte die Musik einen prächtigen Marsch, der aber — sobald der ganze Zug im Saale war und die Damen auf den schwellenden gelbseidenen Divans an den Wänden Platz genommen hatten — in eine Anglaise aus: „dreißig Jahre aus dem Leben eines Spielers," die Lieblingsanglaise Emma's und des alten Grafen, überging. Der Graf, wie gestern in seine Staatsuniform gekleidet und mit dem Seraphinenordensbande und seinen übrigen in- und ausländischen Orden geschmückt, sah ungemein stattlich aus und eröffnete den Ball mit seiner lieben Schwiegertochter, die in ihrem niedlichen, mit Röschen verzierten Blondenhäubchen allerliebst aussah. Das zweite tanzende Paar war der Baron K** und die alte Gräfin, wie sie nun genannt wurde, obwohl sie nicht älter als vierzig Jahre war. Eduard und die junge Baronesse Louise von K** bildeten das dritte Paar. Wie zitterte Louisens Hand, als sie dieselbe in Eduards Hand legte; wie klopfte ihr Herz, als sie an seiner Seite in dem langen, fast endlosen Tanzsaal auf und ab schwebte. — „O, daß ich an dieser Hand durch mein ganzes Leben wandern könnte!" — seufzte sie unhörbar — aber bald unterdrückte sie diesen Gedanken als verbrecherisch, denn sie war ja bereits die Gattin eines Andern.

Auf diese Anglaise folgte ein Walzer. Es war der schöne, hinreißende und nie ohne Entzücken gehörte Walzer „die Jugend," zu welchem Ricander

Digitized by Google

so passende Worte gewählt hat und der durch seine Töne auch weniger tanzlustige Füße zum Tanze hebt.

Jetzt suchte jeder Liebende den Gegenstand seiner Liebe — es war ja ein Tanz der Liebe, der Freude und des Glücks — ein Sinnbild der Jugend und des Lebensfrühlings, da die bittere Erfahrung ihr unvertilgbares Gepräge noch nicht auf die offenen lächelnden Gesichtszüge gedrückt hat!

Eduard tanzte mit Emma, Baron K** mit Louisen, Richard von P** mit Julien, der neuernannte und neuverlobte Vikar A** mit seiner Verlobten Emilie Rosman, der Kaufmann S** mit seiner jungen Frau, der Oberst von F** mit seiner Cousine Fräulein Julie Louise von K**, die er sehr reizend fand, u. s. w. Der alte Graf war entzückt. Mit einer Miene voll Glückseligkeit blickte er den leichten schwebenden Paaren nach; er erinnerte sich seiner eignen Jugend, die bei dem Anblick seines glücklichen Sohnes wieder aufzuleben schien, und murmelte, so oft die Musik an seine Lieblingsstelle kam, die vier Zeilen des Textes für sich hin:

„Die Jugend steht wie eine schöne Blume
„Still an dem Strand, der sie erblühen ließ,
„Sie biegt sich vor der Welle, wenn sie brauset,
„Und blickt dann wieder still ins klare Naß." —

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung auf den Gipfel des Aetna.

(Schluß.)

Um ein Viertel auf vier Uhr endlich, nachdem wir unsere letzten Kräfte daran gesetzt und zu guter Letzt noch das Ehrgefühl zu Hülfe genommen hatten, erreichten wir das Ziel unserer Wanderung; wir standen am Krater des Aetna.

Im ersten Augenblicke erblickte ich nichts, und wollte auch gar nichts sehen; mein erstes Bedürfniß war Ruhe. Ich ließ meinen catanischen Ueberwurf an dem kaum fünf Schritte breiten Rande des Kraters ausbreiten und warf mich darauf, um wenigstens etwas zu mir zu kommen. Mir war, als sollte mir eben das Lebenslicht ausgehen.

Eine kurze Erholung und der Gedanke: Du stehst auf dem Gipfel des Aetna und dem Himmel nun über zwölftausend Fuß näher als andere Menschen, waren hinreichend, mich neu zu kräftigen. Ich sprang auf, hilt mich an meinen Führer, um nicht Empedokles' Schicksal heimzufallen, und blickte um mich her — Himmel, welche Wunder sah ich da! Das Grauen des werdenden Tages wich immer mehr dem Rosenschimmer, der gleich einem Strome sich über den östlichen Himmel ergoß; die Sonne stand noch unter dem Horizonte, doch ehe sie noch hervortrat, flammte schon das Firmament. Je mehr das kaum geborene Licht an Kraft zunahm, desto mehr schwand die Finsterniß der Nacht und die Sterne erlöschten einer nach dem andern vor der heranziehenden Königin. Es war ein unvergleichlicher und eben so unbeschreiblicher Anblick. Auf dem Horizont, d. h. auf Land und Meer, lag, so weit das Auge reichte, ein weißer Nebel, gleich schaumigen Flocken, und wir, wir standen in der That zwischen dem Himmel und dem Gewölk unsers Planeten, das jeden Augenblick Form und Gestalt änderte, und aus welchem der Riesenleib des Aetna gleich einem unbedeutenden Hügel herausragte.

Das ohnehin schon großartige Gemälde verwandelte sich wie durch Zauberschlag in ein noch herrlicheres, wahrhaft majestätisches, als weit hinten das Tagesgestirn aus den Wassern des jonischen Meeres auftauchte. Vor seinen Strahlen zerrannen die Nebel, die bisher noch auf der Erde gelegen hatten, und schienen von Meer und Bergen eingesaugt zu werden. In dem Maaße, als sie schwanden, entstand ein Rundgemälde, das vollkommen zu beschreiben ich fast nicht möglich halte, und in dessen Mitte sich der altehrwürdige Berg erhob, auf welchem wir kleine nichtssagende Punkte in der großen Natur standen und — staunten. Noch warf der ungeheure Vulkan einen mächtigen Schatten auf die Wasser und das Firmament des Westens, noch blitzten dort einzelne Sterne, und hell noch spiegelte sich das ewig brennende Stromboli in den Wellen des tyrrhenischen Meeres ab; doch mehr und mehr gewann der Tag die Oberhand, und bald lag er klar und sonnig da, der ungeheure Kreis, den wir übersehen konnten. Wie aus der Vogelperspektive erblickten wir zu unseren Füßen das sizilianische Dreieck mit seinen Vorgebirgen und Meerbusen, von Messina bis Segen, von Syrakus bis Palermo, und konnten deutlich alle Städte, Flecken und Dörfer, ja sogar die Kirchen und Klöster auf der Insel zählen; weiter östlich das durch die Meerenge gleichwie durch einen Silberfaden abgetrennte Calabrien, nördlich die Gruppe der Liparen, und westlich diejenigen der Aegaden, ringsum drei Meere, das jonische, thyrrenische und mittelländische, im fernen Westen Malta als kleiner schwarzer Punkt, und im Süden einen grauen Nebelstreif, die Küste Afrikas; das Alles sahen wir von unserm erhabenen Standpunkte aus, über welchen sich der reinste südliche Himmel wölbte. Kann man sich Größeres, Schöneres denken, und ist es zu verwundern, wenn der Mensch, von seinen Gefühlen fortgerissen, an solchen Orten auf die Kniee sinkt und die Hände zu dem unerforschlichen Wesen erhebt, das Alles so herrlich gemacht hat?

Obgleich der Aetna niedriger ist, als der Mont

Digitized by Google

Blanc — so ist die Aussicht von seinem Gipfel aus doch eine weit umfassendere, weil sie durch keine anderen Berge gehindert wird, wie dieß in der Schweiz der Fall ist.

Den Krater des Feuerbergs betrachteten wir, um nicht schwindlich zu werden, auf dem Bauche liegend. Seine Wände fallen senkrecht ab und bilden einen Abgrund, dessen Boden man mit dem Auge nicht erreichen kann. Da die Sonne noch ziemlich tief stand, so lag der gräuliche Schlund noch vollkommen im Dunkel, und wir konnten deßhalb deutlich Tausende von blauen Flämmchen wahrnehmen, welche aus den Sparren der Wände herauszüngelten. Außer den beiden Kuppen eines wie es scheint gespaltenen Felsens, der mitten aus dem Abgrund hervorragt, einem weit geringern Rauche, als wie er dem Vesuv entströmt, und einem bald stärkern, bald schwächern Getöse, konnten wir nichts wahrnehmen, was uns über den innern Bau des Vulkans hätte einigen Aufschluß geben können. Hier will, scheint es, die Natur über ihr Schaffen das Geheimniß bewahren.

Nach einem Aufenthalt von anderthalb Stunden traten wir den Rückweg an, erreichten um 7 Uhr früh die Casa Inglese, wo wir frühstückten, um 10 Uhr die Casa del Bosco, woselbst wir unsere Thiere bestiegen, und um 1 Uhr Nicolosi, wo die Wagen uns erwarteten. Sechs Stunden später trafen wir in Catania ein, und hatten viel Ruhe und Schlaf nöthig, um wieder zu Kräften zu kommen. Es ist wahr, das Unternehmen, den Aetna zu besteigen, war ein großes und mit unsäglichen Mühen verknüpftes, aber der Lohn dafür auch ein herrlicher; die Erinnerung an das, was mein Auge erschaut hat, wird mir ewig frisch bleiben und manchen Augenblick meines Lebens verschönern.

Mannigfaltigkeiten.

Die Redaktion des „Illustrirten Familienbuches", herausgegeben vom Oesterreichischen Lloyd in Triest, macht das Ergebniß ihrer jüngsten **Preis-Ausschreibung** vom 5. April d. J. wie folgt bekannt: Die unterzeichneten Preisrichter halten von den ihnen zur Prüfung vorgelegten Novellen „Das Pfarrhaus in Nathangen" für die beste, und würden demnach dem Verfasser derselben den ersten Preis ohne Anstand zuerkannt haben, wenn nicht durch die Preisausschreibung die Ertheilung des Preises von dem Umstande abhängig gemacht wäre, daß „die Preisnovelle der Tendenz des Familienbuches, als eines Buches zur Unterhaltung und Belehrung der häuslichen Kreise in den gebildeten Ständen, vollkommen entspreche." Da nun aber nach der Ansicht der Redaktion des Familienbuches die Novelle: „Das Pfarrhaus in Nathangen", dieser Bedingung nicht ganz genügt, indem sie in ihrer ursprünglichen Form zur Aufnahme in diese Zeitschrift nicht geeignet ist, und da der Ablauf des Einsendungstermines für die Preisbewerber eine nachträgliche Aenderung dieser Novelle nicht mehr zuließ, wenn nicht eine Beeinträchtigung der Verfasser der zunächst besten Novellen stattfinden sollte: so glauben die unterzeichneten Preisrichter, die Novelle: „Das Pfarrhaus in Nathangen" leider nicht weiter in Betracht ziehen zu können.

Hiernach haben sich die unterzeichneten Preisrichter geeinigt, der Novelle: „Das große und das kleine Loos", den ersten Preis mit 30 Dukaten, und der Novelle: „Aus den Bergen", den zweiten Preis mit 20 Dukaten zuzuerkennen. Bei Eröffnung der Devisen ergab sich, daß Ferdinand Kürnberger in Wien Verfasser von „Das große und das kleine Loos", und Karl Guntram in Salzburg Verfasser von „Aus den Bergen" ist. Dabei bemerken die Unterzeichneten, daß außer diesen beiden mit den ausgeschriebenen Preisen betheilten Novellen auch noch: „Ein Lebensstück", und: „Die Blinden" einer besonderen Beachtung würdig erscheinen. Wien, am 30. Oktober 1852. Bauernfeld. Halm. J. G. Seidl.

Die Beharrlichkeit der Amerikaner hat jetzt nach langem Forschen einen Weg gefunden, über welchen man in höchstens 15 Tagen aus Newyork nach San Franzisko gelangen kann. Von Newyork bis Vera-Cruz braucht man mit dem Dampfschiffe 6 Tage, von Vera-Cruz 36 Stunden über Land durch reizende Thäler bis zum Muscula-Strome, dem größten der merikanischen Republik, welcher über 500 Meilen weit, nach den letzten Untersuchungen, bis zur Mündung, an welcher der Hafen Zacatula, schon durch Cortez bekannt, liegt, in jeder Jahreszeit für Dampfer schiffbar ist. In 48 Stunden kann man den Strom bis Zacatula herab fahren, und von dort bis San Franzisko braucht man nur 5 Tage, was im Ganzen noch nicht 15 Tage ergibt. Es wäre dieß die sicherste, angenehmste und wohlfeilste Reisegelegenheit nach Kalifornien. Unterstützt von der merikanischen Regierung, ist eine amerikanische Gesellschaft jetzt schon beschäftigt, die wenigen Hemmnisse in dem Muscula-Flusse wegzuschaffen, und mit nächstem Jahre wird dieser neue Weg schon eröffnet werden.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 182 13. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Die Verderbniß ist nicht allein in den großen Städten, sie verbreitet sich über Stadt und Land, wenn gleich ich zugeben will, daß auf dem Lande und in einer kleinen Stadt eher auf eine glückliche Ehe zu rechnen ist, als in den Residenzen, denn da fehlt die Gelegenheit, und der Mann ist nicht täglich darauf hingeführt, Vergleiche anzustellen, die oft der Frau nicht günstig sind. Was aber Deinen Glauben anbelangt, daß unsere Deutschen keine Geldjäger sind, so bist Du wahrlich in großem Irrthum und nur weil Du nie die große Welt gesehen hast, konnte Dir dieser Glaube bleiben. Komm in die Säle unserer Hauptstädte und Du wirst leicht Deine Ansicht ändern! Da siehst Du viele hübsche junge Mädchen bei einander stehen; Unschuld und Frohsinn lacht aus ihren Mienen, allein Niemand beachtet sie, keiner der jungen Männer spricht mit ihnen, sie sind durchaus verlassen vom anderen Geschlecht! Erstaunt fragst Du, warum man diese Mädchen so vernachlässige, was sie gethan, wodurch sie eine solche Zurücksetzung verdient haben? Man antwortet Dir lachend: o, sie haben zwei unverzeihliche Fehler, sie sind arm und ihre Väter sind ohne Einfluß! Nicht fern von dieser Gruppe siehst Du ein Mädchen, der das Geschick jede Schönheit versagt hat, ihre Bewegungen sind eckig, die Unterhaltung platt, ohne alles Interesse, aber mehrere junge Männer sind eifrig um sie beschäftigt mit demüthigem Lächeln und gebogenem Rücken, mit der Haltung eines Bedienten warten sie auf ein freundliches Wort aus dem breiten Munde der unholden Schönen! Du fragst: welche Anziehungskraft hat dieses Mädchen? wer ist sie? die Tochter eines Agioteurs, antwortet man Dir, die eine unwiderstehliche Anziehungskraft besitzt! Ihr Vater hat eine halbe Million und sie ist sein einziges Kind! Du wendest Dich ab, und Dein Auge trifft eine andere Gruppe. Eine schöne, stolz umherblickende Frau ruht auf einem Lehnsessel, eine Menge Herren umgeben sie. Sie spricht angelegentlich mit dem ihr Zunächststehenden, während sie die Uebrigen nicht zu bemerken scheint. Zuweilen streift ihr schönes Auge wie von ungefähr über die Gruppe und schnell drängt sich ein jeder süßlächelnd näher, um ein Wort von den Rosenlippen zu erhaschen, aber gleichgültig wendet die schöne Frau das große Auge wieder ab und spricht mit ihrem Nachbar weiter, ohne die Schaar der Uebrigen zu beachten. Und doch weichen die Herren nicht von ihrem Posten und werden nicht müde, nach dem Augenblicke zu spähen, wo auch ihnen die Gnadensonne leuchten wird. Das ist wohl eine Fürstin mit ihren diensthuenden Kammerherren und Pagen? fragst Du deinen Begleiter. O, nein, es ist eine Lionne, eine Frau in der Mode, sie begünstigt heute diesen und morgen jenen und darauf warten die Herren, und selbst die nie begünstigten bleiben in ihrem Gefolge, denn es ist schon eine Ehre, daß sie sie duldet.

Pfui, Vater, es ist schlecht von Dir, so Deine Landsleute zu verläumden, rief ärgerlich die Räthin!

Frage Alle, die in der großen Welt leben, ob ich verläumde, erwiderte ruhig der Kammerrath. Ich weiß nicht, daß in dieser Hinsicht die Deutschen etwas vor anderen Nationen voraus hätten. Im Gegentheil stehen sie als Ehemänner hinter manchen anderen Völkern zurück. Die allgemeine Stimme nennt den Engländer als den besten Ehemann und Hausvater und selbst der Franzose wird nie die Achtung gegen seine Frau vor der Welt aus den Augen setzen. Mag sein Herz anderweitig beschäftigt seyn, immer wird er den äußeren Anstand beobachten und dieß ist schon viel für die Frau, denn manche würde geduldig jede Vernachlässigung ertragen, wenn nur die Welt es nicht wüßte, daß sie sie erleiden muß!

Am Ende willst Du mir noch einreden, daß es ein Glück für uns ist, das Monsieur Albert sich um unsere Tochter bewirbt und daß sie mit ihm viel glücklicher seyn wird, als mit einem ihrer Landsleute?

Ich bin weit entfernt, dieß zu behaupten, erwiderte der Kammerrath, ich bestreite nur die

Digitized by Google

irrige Meinung, als müsse man durch die Verbindung mit einem Franzosen durchaus unglücklich werden. Es gibt in allen Nationen achtbare Männer, und hier bestimmt meinen Entschluß die Neigung unserer Tochter, und ich hoffe auch Du wirst um einer vorgefaßten Meinung willen das Herz Deines Kindes nicht brechen wollen.

Aber glaubst Du denn wirklich, daß Rosalie eine Neigung zu dem Ausländer gefaßt hat? Sie war ja immer so ächt deutsch gesinnt!

Wenn das Herz spricht, schweigen alle andern Gefühle, und die Liebe kann die Patriotin zur Verrätherin an Volk und Vaterland machen! Hätte ich noch an Sally's Liebe zweifeln können, so würde ihr Benehmen bei St. Mars Ankunft mir die Augen geöffnet haben!

Die Kammerräthin seufzte, auch ihr war die unverkennbare Aufregung, die heftige Gemüthsbewegung der Tochter bei Alberts Eintritt aufgefallen und sie erbat sich nur noch die Erlaubniß, mit Rosalie zu sprechen, bevor sie ihre unbedingte Einwilligung zusagte. Als aber Rosalie in dieser Unterredung gestand, daß sie Albert über alles liebte, daß sie ihm zwar nie gegen den Willen ihrer Eltern ihre Hand reichen, aber auch nie einem anderen Mann angehören würde, da siegte die Mutterliebe über den Nationalhaß, und der Bund der Liebenden ward auch von ihr gesegnet. Im Herzen aber blieb die steenge Frau dem Eindringling, wie sie St. Mars nannte, doch abhold und nur seine an Verehrung gränzende Liebe für Rosalie und das ihr gegebene Versprechen, sich in späteren Jahren in Deutschland anzusiedeln, söhnte sie nach und nach mit ihm aus.

Es ist eine schwere Bedingung, die Du St. Mars auferlegt hast, sagte der Kammerrath, als Madame Werner von der Wiederkehr ihrer Tochter ins Vaterland sprach und schon im Voraus tausend Pläne dafür entwarf, er wird sie ungern erfüllen und wer weiß, ob es ihm möglich seyn wird!

Er muß sie erfüllen, eiferte die Räthin, was soll Rosalie in Frankreich? Wie paßt das strenge deutsche Mädchen unter diese leichtsinnigen Frauen, in deren Gesellschaft sie sich nur unglücklich fühlen muß und wird?

Erst eiferst Du gegen die Männer, jetzt gegen die Frauen, sagte lächelnd der Kammerrath, und kennst doch beide Theile so wenig! Ich will Dir zugeben, daß eine Deutsche sich nicht gleich in die französischen Sitten finden wird, doch das wird ihr immer begegnen, wenn sie einen Ausländer heirathet, allein unglücklich wird sie deßhalb nicht werden. Die äußere Sitte ändert sich leicht und wenn nur der innere Gehalt bleibt, so haben diese Aeußerlichkeiten keinen so großen Einfluß. Daß Rosalie sich nicht zur leichtsinnigen Französin umbilden wird, dafür bürgt mir der tiefe Sinn der Liebe, der in ihr wohnt, und der feste Gehalt ihres Charakters. Darum überlaß Alles dem Schicksal, gute Anna, und greife nicht vorwitzig in seine Fäden. Mache keine Bedingungen, die vielleicht den Frieden, den Du befestigen willst, gerade stören, laß den Begebenheiten ihren Lauf! Mir ahnet, daß sie sich anders gestalten werden, als die klügste Berechnung es vorher zu sehen vrrmag!

Mit den ersten Tagen des eintretenden Frühlings sollte die Hochzeit des jungen Paares gefeiert werden. Gern hätte die glückliche Braut die Freundin und den geliebten Bruder an ihrer Seite gesehen, allein Felix war in fernen Ländern und Louise war durch ernstes Unwohlseyn an die Stadt gefesselt.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Der Ball dauerte bis zum Morgen, denn die jungen Leute schienen des Tanzes nicht müde zu werden. Die älteren Herren und Damen dagegen fanden Spieltische für sich arrangirt, wenn sie nicht länger Lust hatten, dem Tanze zuzusehen. Der Graf und die Gräfin waren überall und wußten als artiger Wirth und zuvorkommende Wirthin ihre Gäste so gut zu animiren, daß Keiner von ihnen, wessen Standes und Alters er auch sein mochte, Zwang oder Langeweile fühlte. Sogar der alte Hilbert vrrgaß am Spieltische einstweilen seinen Kummer und wurde durch das wiederholte Leeren der Becher endlich gegen Morgen zur größten Freude seiner Frau recht munter. Tante Gertrud, die ihre dicke Figur mit einem etwas altmodischen grauseidnen Kleide, dessen Aermel sehr eng waren, mit einem weißen Merinoshawl, den sie seit mindestens zwanzig Jahren besaß, während derselben aber höchstens dreimal benutzt hatte, und mit einer vor langer Zeit einmal von Emma gefertigten, seitdem aber etwas unmodisch gewordenen Haube bekleidet hatte, rollte sich abwechselnd aus dem Tanzsaal in die Nebenzimmer und aus diesen wieder in den Tanzsaal, indem sie mit vergnügter Miene allen Anwesenden versicherte, daß sie noch nie einem so „charmanten" Ball beigewohnt hätte.

Allein da Alles in der Welt ein Ende hat, so hatte auch dieser charmante Ball das seinige; bald waren von den zahlreichen, fast unzähligen Gästen nur noch die Wenigen da, welche gegenwärtig im Schlosse wohnten. Man trennte sich und traf erst beim Mittagessen wieder zusammen.

Am Nachmittag dieses Tages führte der Baron nach vielen Danksagungen an die gräfliche Familie seine junge Frau, welche beim Abschied laut weinte, auf sein Gut. Für den Donnerstag war dieselbe zahlreiche Gesellschaft, welche dem Hochzeitsball beigewohnt hatte, von dem Baron K** zum Mittagsessen eingeladen. Diesem Mittagsessen folgte ein Ball, bei welchem der Baron weder Mühe, noch Kosten gespart hatte, der aber demungeachtet bei weitem nicht so schön und belebt war, wie der Ball in B**. Den Grund davon vermochte man nicht zu entdecken, aber man fühlte eine Schwere, ein gewisses Etwas, das die Gemüther niederdrückte. Vielleicht rührte dieß von dem blassen kummervollen Gesicht der jungen Hausfrau her, welches dem Mondschein gegen Morgen glich.

Am folgenden Montag beabsichtigte der General mit seiner Familie, der Hofgerichtsrath von L** mit Frau und Tochter, der Baron Richard von P** und der Hofprediger R** nach Stockholm zurückzureisen. Die Gräfin D'Alincourt, die dadurch eine zahlreiche und angenehme Reisegesellschaft erhielt, hatte ebenfalls eingepackt, um mit vieler Wehmuth, zugleich aber auch mit großer Dankbarkeit gegen Gottes Güte, durch welche sie zu der wichtigen Entdeckung von Emma's Abkunft, berufen worden war, das schöne B** zu verlassen und sich zur bessern Erziehung ihrer Kinder mit diesen nach Stockholm zu begeben.

Ernst erinnerte nun der alte Graf seinen Sohn, daß es auch für ihn Zeit sey, zu seinem Regiment zurückzureisen. Da man aber nicht länger als einen Monat bis zu Weihnachten hatte, so hielt Eduard bei seinem Chef um die Verlängerung seines Urlaubs auf etliche Monat an. Während dieser Zeit sollte Richard die Wachtdienste seines Freundes übernehmen. Allein der General, der bereits im geheimen Einverständniß mit dem alten Grafen war, versicherte ganz ernsthaft, daß er Eduards Wunsch nicht erfüllen könne und daß der junge Mann unweigerlich mit der übrigen Gesellschaft nach Stockholm zurückreisen müsse. Verstimmt wandte sich darauf Eduard und sprach: — „So müssen wir denn wohl daran denken, B** zu verlassen, meine gute Emma." —

„Wir?" — rief sein Vater — „Du reisest ja allein."

„Und Emma?" fragte Eduard.

„Emma bleibt den Winter hindurch hier." —

„Der Papa scherzt doch stets." —

„Nein, nein, es ist mein voller Ernst. Was soll Emma in der Stadt, wo jetzt nach Ablauf des Quartals keine Wohnung zu miethen, kein Domestik zu haben ist? Wo gedenkst Du denn zu wohnen?" —

„Es gibt Hotels genug in Stockholm, in denen man wohnen kann, bis man eine passende Miethwohnung gefunden hat" — entgegnete Eduard, — „und Domestiken kann man genug haben, mehr als man braucht. Das ist wohl nicht Papa's Ernst, daß ich ohne meine Frau fortreisen soll?" —

„Ich halte mich nur an das, was Du selbst geschrieben hast" — antwortete der alte Graf, indem er Eduards Brief hervorzog und die Stelle desselben laut vorlas, in welcher Eduard erklärte, daß er sein Junggesellenleben den Winter hindurch fortsetzen und seine junge Gemahlin erst im nächsten Herbst mit nach Stockholm nehmen wolle. — „Nun, was steht hier und wer hat dieß geschrieben?" — fragte der alte Graf.

Eduard wurde roth und sprach: — „Ja, das war ein ganz anderes Verhältniß; ich glaubte damals nicht, daß ich so unsäglich glücklich seyn und Emma's Gatte werden würde!" — Zugleich schloß er Emma in seine Arme und rief: — „Nur der Tod soll mich von Dir reißen, theure, angebetete Emma." —

Der alte Graf stellte sich zwar, als ob er nicht nachgeben wollte, und bestand mit anscheinendem Ernst darauf, daß Eduard abreisen und Emma zurückbleiben solle; allein alle Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus, so daß auch der Graf die Kontenance verlor. Der General bewilligte Eduards Urlaubsgesuch und man beschloß, daß der Letztere erst nach Weihnachten mit seiner jungen Gattin nach Stockholm abreisen solle.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus dem englischen Soldatenleben.

Die auf den westindischen Inseln dienenden Bataillons müssen, weil sie oft schon nach wenigen Jahren durch klimatische Fieber hinweggerafft, von England aus häufig ergänzt werden. Freilich ist jetzt die frühere Dienstzeit der Truppen auf den westindischen Inseln durch eine Parlamentsakte von 7 auf 3 Jahre herabgesetzt. — Unter dem tropischen Himmel hat der brittische Soldat keinen grimmeren Feind als die Pest, das gelbe Fieber, oder wie sonst die Ausgeburten von vermoderndem Leben und brennender Sonnenhitze heißen. Diesen schrecklichen Gästen erlagen oft die kräftigsten Offiziere selbst während der gemeinschaftlichen Mittagstafel, zu der sie sich noch mühsam hingeschleppt hatten; und wie die Krankheit immer weiter, immer verheerender um sich griff, da wurden auch die Besten und Stärksten allmälig theilnahmslos und die Herzen der treuesten Kameraden verhärte

Digitized by Google

ten sich beim Anblick der täglich wiederholten Jammerbilder. — Einige zogen sich, ohne weitere Rücksicht auf die Dienstpflicht zu nehmen, zurück und schlossen sich, auf Wochen mit Lebensmitteln versehen, fast hermetisch in ihre Zimmer ein; zu denen sie ebensowohl ihren Dienern, wie auch den bewährtesten Freunden hartnäckig den Zutritt verweigerten. Ein Theil — und zu diesem gehörte der Unterlieutenant v. R., damals noch ein blutjunger Offizier — gab sich dagegen einem blinden Fatalismus hin. Sie setzten ihre Sache auf Nichts, wie man zu sagen pflegt. In völliger Apathie den Tod erwartend, wenn es ihnen nicht bestimmt seyn sollte, mit dem Leben davon zu kommen, verließen sie den großen allgemeinen Speisesaal nicht mehr, so daß dieser zuletzt völlig das Ansehen eines Feldlagers bekam. Singend und scherzend ließen sie den Wein in die Gläser perlen: und während die Leichenkarren mit dumpfem Getöse durch die Stadt rollten, während man die Todten zu Dutzenden in Kalkgruben aufschichtete, rollten nach dem Essen die Würfel in dämonischem Klang über die lange grüne Tafel. Ganze Haufen Gold wurden ungezählt mit eisiger Kälte, wenn nicht mit einem beispiellosen Leichtsinn verloren. Zuletzt vertraten Wagen und Pferde, die köstlichsten Geschirre, Uhren und Brillantringe, darunter nicht selten theure Andenken, die Einsätze an baarem Geld. — So saßen auch die Offiziere vom 4. Bataillon des 60. Regiments und einige vom 14. Regiment eines Abends — es war schon lange nach Mitternacht — zechend und spielend, eine desperate Gesellschaft, die Oberkleider abgeworfen und die Hemdärmel weit aufgestreift, um die Tafel herum. Es war ein schauerlicher Tag gewesen. Acht und neunzig Mann, der Kern von zwei der schönsten Regimenter, waren in einem langen grauenerregenden Zug, der nur von Schwarzen geleitet wurde, zu Grabe gefahren. Finsterer als je hatte sich die Nacht über die Insel gelagert. Während in der Natur keine Bewegung, die Atmosphäre daher glühend bis zum Ersticken war, drückte die Luft, schwanger vom Pestdauch, bleifarben und schwer, so daß die Wände des weiten Saals, ohnerachtet der zahlreichen Kerzen, mit denen er erleuchtet war, in ungewisser Dämmerung verschwammen. Die um die lange Tafel gereiheten Offiziere, von denen manche ihrem starren Blick nach zu urtheilen, nicht mehr wußten, was um sie her vorging, gewährten einen geisterhaften Anblick. Betäubt vom zu häufigen Genuß des Weins und von der Stickluft, die ihnen die Brust zuzuschnüren drohte, hatte der eben genannte junge Offizier v. R. nicht bemerkt, daß sein Nachbar zur Linken am Spiel keinen Antheil mehr nahm. Erst als bei einer neuen Taille die Gläser frisch gefüllt wurden, blickte v. R. in halber Verzweiflung über einen Kopfschmerz, der ihm das Gehirn zu sprengen drohte, zur Seite, um seinen stillen Nachbarn zum Trinken zu ermuntern. Dieser aber stierte ihn unheimlich genug eine Weile mit erloschenen Augen an: dann erhob er sich plötzlich, drehte sich einige Mal im Kreis und stürzte unter einem lauten wahnsinnigen Gelächter dicht neben seinem Stuhl zuckend zu Boden, Entsetzen erfaßt den jungen Offizier bei diesem Anblick — doch noch gräßlicher klang ihm der Toast, mit dem sogleich einer der Umsitzenden, ein langer Irländer aus Galway, sein Glas füllte, um dem Todten eine glückliche Ankunft im Himmelreich zu wünschen.

(Schluß folgt.)

Theater.

† Aschaffenburg, 11. Nov. Dem „allgemeinen" Wunsche nach Dutzendbillets ist nunmehr entsprochen, die hieran geknüpften sanguinischen Hoffnungen sind aber leider unerfüllt geblieben. Der Grund hievon ist schwer einzusehen, jedenfalls aber trägt Herr Spahn keine Schuld, denn er leistet, was man unter den hiesigen Verhältnissen nur von ihm verlangen kann. So war namentlich die sonntägige Vorstellung der Lenore wieder eine im Ganzen recht gelungene. Mehr zu tadeln wäre an der gestrigen Aufführung „Karl der XII. auf Rügen." Allein wer möchte da den Maßstab auch nur halb strenger Kritik anlegen, wo durch den schwachen Besuch von Seiten des Publikums dem Darsteller jene künstlerische Begeisterung gebrochen muß, mittels welcher allein er seine Aufgabe zu lösen im Stande ist? Man sieht sich daher veranlaßt, in so lange eine Besprechung der jedesmaligen Leistungen zu unterlassen, als nicht die vermehrte Theilnahme des Publikums zu erhöhten Ansprüchen an das Bühnenpersonal berechtigen.

Logogryph.

Um aus dem Chaos mich zu heben,
Setzt' er, der alle Wesen schuf,
Ein W vor mich, und rasch ins Leben
Folgt' ich des großen Meisters Ruf.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Montag № 183 15. November 1852.

Die Fürstenfelder Veteranen.

Im Winter war's, da Schnee und Eis
Noch Wald und Flur bedeckte,
Als rings das Land im weiten Kreis
Um Noth- und Hülfruf schreckte,
Manch kaltes Herz erglühend heiß
Zu thät'ger Liebe weckte.

Wie Gott zu uns im Gotteshaus
Trostvolle Worte schicket,
Wie lieblich hold nach Sturmgebraus
Die Sonne wieder blicket,
Ein fühlend Herz der Blumenstrauß
Im Frühling hoch erquicket;

So war es mir, da Klein und Groß,
Erfaßt vom heil'gen Drängen,
Zu lindern strebt das herbe Loos
Auf gleichen Liebesgängen,
Der Bayern Land wohl beispiellos,
Preis' ich in Lobgesängen.

Bald war auch hin gen Fürstenfeld
Die Trauerpost gedrungen,
Wo friedlich still der Kriegesheld
Von Lorbeer ruht umschlungen
Und wohl verdient nun Ruhe hält,
Durch Kämpfe schwer errungen.

Die Tapfern all', längst ruhmgekrönt,
Vernehmen kaum die Kunde,
Wie dort voll Schmerz der Bruder stöhnt
In schwerer Leidensstunde,
Als Mitgefühl laut wiedertönt
Im edlen Herzesgrunde.

Gleich wie im Kampf bald der Soldat,
Erlernt ein muthig Streiten,
Und der Erfolg der Heldenthat
Stets Lorbeer wird bereiten;
Kam Hülfe her von Land und Stadt,
Geld floß von allen Seiten.

Soldatensold ein halbes Jahr
Schickt Fürstenfeld als Steuer,
Dem Grabe nah' im Silberhaar
Noch solch' ein Liebesfeuer?
Dir bringt ein Hoch, Dir Heldenschaar
Des Vaterlands Getreuer!

Soldatenheer! und Bürgerehr!
Zollt Achtung unsern Braven,
Die mit dem Schwert als Landeswehr
Oft Feinde kräftig trafen,
Die Fahn gesenkt, nicht thatenleer,
Ruh'n sie im Friedenshafen.

Sie gaben viel, sie gaben gern,
D'rum soll mein Lied sie preisen,
Hoch glänzt ihr Thun, wie lichte Stern'
Am Himmelsdome kreisen,
Da sie, die einst des Heeres Kern,
Mild helfend sich beweisen.

Mög Gottes Hand das Vaterland,
Die Tugenden erkennen;
Das deutsche Blut in jedem Stand
Wie sie zu handeln, brennen,
Dann ist's gewiß, nicht Wort noch Hand
Wird je die Brüder trennen;

M. G z. Bentheim

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

An einem heitern, sonnenhellen Tage schritt Rosalie im bräutlichen Kranze, zwischen ihre Mutter und der Doktorin, der Kirche zu. Nur wenige ihrer nächsten Bekannten sollten bei ihrer Trauung gegenwärtig seyn, so war es ihr Wunsch, dem Albert aus vollem Herzen beistimmte. Gern würde er auch die Doktorin von der Feier ausgeschlossen haben, wenn nicht die Kammerräthin erklärt hätte: daß sie diese ihre älteste Freundin, die sich bitter dadurch gekränkt fühlen würde, nicht zurücksetzen

Digitized by Google

könnte. So mußte ihr denn der Zutritt gestattet werden und Rosalie mußte sich entschließen, sie in Abwesenheit der Bauräthin, die zu Louisens Pflege in die Residenz gegangen war, als Brautführerin zu nehmen. Der Kammerrath liebte sehr ein schönes Geläute, und so tönten denn voll und harmonisch die Glocken vom Thurm, als der kleine Zug sich in Bewegung setzte, und die Doktorin, die nicht gern eine Gelegenheit vorüber ließ, irgend einen ihrer Lieblings-Dichter zu zitiren, deklamirte während des Weges bis zur Kirche:

„Lieblich in der Bräute Locken
Spielt der jungfräuliche Kranz,
Wenn die hellen Kirchenglocken
Laden zu des Festes Glanz" u. s. w.

Sey doch still, Doktorin, rief lachend die Räthin, wir brauchen nicht zu wissen, daß des Lebens schönste Feier, des Lebens Mai endigt, ich wenigstens will es nicht fürchten und Rosalie soll es auch nicht glauben.

Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben! deklamirte die Doktorin weiter, die einmal im Fluß nicht so leicht aufzuhalten war.

Rosalie fühlte sich unangenehm berührt durch diese Frau, die mit ihren veralteten Zitaten den Gang ihrer Gedanken und Gefühle unterbrach und war froh, als man die Kirche erreicht hatte.

Der Altar war mit Allem geschmückt, was die Jahreszeit bot, Krokus und Primeln wanden sich zwischen den ersten grünen Blättern zu einer Guirlande zusammen, die das blendend weiße, von Rosaliens Hand zu dieser Feier kunstvoll gestickte Altartuch umgab, auf welches die durch die bunten Fenster der Kirche eindringenden Sonnenstrahlen vielfarbige Lichter warfen, so daß es bald röthlich, bald goldig erglänzte. Aber schon während des kurzen Gesanges verfinsterte sich der Himmel und als Rosalie an Alberts Hand vor den Altar trat, da erhob sich ein für diese Jahreszeit ungewöhnlich starkes Gewitter. Die Blitze erhellten mit röthlicher Gluth die kleine Kirche und der rollende Donner übertönte die Stimme des Geistlichen, während der Regen in Strömen herabfloß.

Als der Trauakt geendigt, verzog sich das Gewitter schnell, allein da der Regen noch immer fort strömte, sendete der Kammerrath die Diener ab, um Wagen zu holen. Das heftige, so unerwartete Gewitter hatte mehr oder minder störend auf die Gesellschaft eingewirkt. Die Kammerräthin, die eine große Angst vor jeder Natur-Erscheinung empfand und beim Gewitter noch an körperlichen Uebelbefinden litt, hätte die schon begonnene Trauung gern unterbrochen und bis nach dem Gewitter hinausgeschoben, allein sie befürchtete, das Mißfallen und die Spöttereien ihres Mannes zu erregen, der ernst und ruhig, durch nichts in seiner innern Sammlung gestört, den Worten des Geistlichen zu folgen schien. Albert, nur mit seinem Glück beschäftigt, schien das Gewitter gar nicht, und die Rede des Geistlichen, welche er ohnedieß nur mit Mühe verstand, wenig zu beachten. Sein Auge ruhte auf der bleichen Braut, deren Lippe ängstlich zitterte, während ihr Auge ihm freundlich und liebevoll zulächelte.

Ach das bedeutet nichts Gutes! sagte die Doktorin bang bewegt zum Kammerrath, als die jungen Leute in den Armen der Mutter deren Glückwünsche empfingen, eine Störung während der Trauung ist von böser Vorbedeutung!

Ich bitte, schweigen Sie, erwiderte ernst Herr Werner und fügte dann scherzend hinzu, wie kann eine so belesene, gelehrte Frau nur so abergläubig seyn!

Sie werden sehen, ob es Aberglauben ist, rief empfindlich die Doktorin, die Zukunft wird es lehren!

So schweigen Sie wenigstens gegen Rosalie und meine Frau und verderben uns mit Ihren trüben Vorahnungen nicht die Feier dieses Tages!

Da die Gesellschaft zu Fuß aus der Kirche hatte zurückkehren wollen, also nicht vorbereitet war, so dauerte es ziemlich lange, bis die Wagen kamen, und als endlich Alles in Ordnung war und man einsteigen konnte, da stand die Sonne wieder hell und glänzend am wolkenlosen Himmel und nur die feuchten Blätter und das auf den Wegen noch rinnende Wasser zeugte von dem heftigen, eben vorübergegangenen Sturm und Wetter.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Die Fremden reisten also ab, Niemand aber verließ B** mit solchem Schmerz, als Julie, die sich vor der Abreise mit Emma in ihrem Zimmer verschloß und an dem Busen ihrer Freundin bitterlich weinte. Der Abschied von Emma und der Gedanke an die Leere, die sie nun fühlen würde, hatten wohl ihren Antheil an diesen Thränen; allein meist galten sie dem Baron P***, den sie unaussprechlich liebte. Emma suchte sie durch vernünftige Vorstellungen zu beruhigen und bat sie, ihr Schicksal mit vollem Vertrauen der Vorsehung zu überlassen, die gewiß Alles zum Besten lenken würde. Bei Richards gegenwärtiger Armuth war kaum darauf zu hoffen, daß die Hofgerichtsräthin, die ihre Tochter in einer glänzenden Stellung sehen wollte, ihre Einwilligung zu einer Verbindung

Digitized by Google

zwischen Beiden geben würde. Julie sollte sich daher, nach Emma's Rath, bei Zeiten an den Gedanken gewöhnen, daß sie seine Gattin nicht werden würde. Wäre er jedoch von der Vorsehung für sie bestimmt, so würden schon unvorhergesehene Begebenheiten eintreffen, welche zu diesem Ziel führten.

„Ja" — versetzte Julie und richtete sich unzufrieden aus den Armen ihrer Freundin empor —

„Du kannst nun Andern sehr gut Klugheit predigen, nachdem Du selbst das beneidenswerthe Ziel erreicht hast, mit demjenigen vereint zu seyn, den Du so innig liebst. Aber ich erinnere mich noch recht wohl der Zeit, da Du nur wenig klüger, als ich, und nicht im Stande warest, einer Liebe zu entsagen, deren glückliches Ende tausendmal unwahrscheinlicher war, als meine Verbindung mit Richard." —

„Das gebe ich zu" — entgegnete Emma — „aber nichts desto weniger halte ich es für meine Pflicht, Dich als Deine Freundin zu ergebener Ruhe und Hoffnung zu ermahnen. Sieh nur, welches Wunder sich bei mir ereignet hat — ein Wunder, ja, so muß ich diese unvermuthete Entdeckung nennen. Auch Dir können Begebenheiten, die sich jetzt noch nicht voraussehen lassen, die Erfüllung Deiner Wünsche vorbereiten. Sey also ruhig, sey heiter und genieße Deine glückliche Jugend! Du wirst sehen, daß Alles gut geht!" —

Nach der Abreise der Fremden lebten die beiden gräflichen Paare nur sich selbst und ihrem gegenseitigen Glück. Nur selten machten sie in den wenigen Wochen, die noch bis zum Weihnachtsfest übrig waren, Besuche in der Nachbarschaft. Die einzige Familie, mit welcher sie vertraulicheren Umgang hatten, war die des Baron K**. Dieser kam mit seiner Gemahlin — obwohl sein Gut acht Meilen entfernt war — häufig nach B** und blieb allemal zwei bis drei Tage daselbst. Auch die Familie H** reiste mehrere Male zu ihm, und bei jedem dieser Besuche hatten Eduard und Emma die Freude, Louisen scheinbar heiter und fröhlicher zu sehen. Der Graf war jetzt freundlicher gegen Louisen, als früher, wo sie als seine Verwandtin und Pflegebefohlene in seinem Hause gelebt und ihn durch ihre Launen und Fehler oft ungeduldig gemacht hatte. Die Gräfin konnte zwar nicht vergessen, daß Louise Anna's Tochter war, aber sie war ja zugleich Baronesse von K** — und dieß glich Alles aus.

Regelmäßig an jedem Vormittag, so lange Emma in B** war, besuchte sie ihre Pflegeeltern. Ihr Gemahl begleitete sie oft. Aber stets kehrte sie mit schmerzlichen Gefühlen von da zurück, denn der alte Hilbert magerte sichtbar und immer sichtbarer ab, je mehr Weihnachten sich nahte und je näher er seiner langen — ja, nach seiner Meinung dauernden — Trennung von Emma entgegen sah. Ganz anders hatte er dieses Weihnachtsfest zu verleben gedacht, als er seine schöne talentvolle Emma nach einer fünfjährigen Abwesenheit vom elterlichen Hause stolz und freudig wie ein Sieger in ihre Heimath gebracht hatte.

Dagegen gab es im gräflichen Schlosse das fröhlichste Weihnachtsfest, das man sich denken konnte. Die Gräfin D'Alincourt mit ihren Kindern, Richard von P**, der Hofprediger R**, der Hofgerichtsrath von L** mit Frau und Tochter — Alle waren am Tage vor Weihnachten eingetroffen und wollten so lange dableiben, bis der junge Graf und Emma sie nach Stockholm zurückbegleiten würden. Am Weihnachtsabend kam auch der Baron K** mit seiner Gemahlin, seiner Schwester und seinem Cousin, dem Obrist von F**, in B** an. Man kann sich diese Menge von Weihnachtsgeschenken kaum vorstellen; das Auspacken der Geschenke wollte gar kein Ende nehmen — Arrappen, Bücher, Verse, Putz, Leckereien aller Art. Julie von L** war dabei nichts weniger als niedergeschlagen.

Der Neujahrsabend wurde bei dem Baron K** zugebracht, der bei dieser Gelegenheit die Verlobung seiner Schwester mit dem Obrist von F** feierte. Alle wunderten sich bei diesem Besuch über die glückliche Veränderung, welche mit der jungen Baronesse vorgegangen war. Anstatt wie sonst bleich, finster und fast stumm zu seyn, war sie jetzt ein Bild der Gesundheit und Freude, nebenbei die artigste Wirthin und allem Anschein nach vollkommen mit ihrem Schicksal zufrieden. Ihrem Gatten, dessen Liebkosungen und Zärtlichkeitsbeweise sie bisher nur aus Dankbarkeit für seine Güte ertragen hatte, begegnete sie jetzt nicht nur mit Achtung, sondern auch mit Herzlichkeit und Vertrauen. In ihrem ganzen Wesen herrschte eine Ungezwungenheit, eine Liebenswürdigkeit und eine Zufriedenheit, die selbst Eduards und Emma's Gegenwart nicht zu erschüttern vermochte. Louise hatte von der Natur ein gutes Herz und ein zartes Gefühl empfangen; nur hatte ihr Stolz, ihr Uebermuth und ihre Launenhaftigkeit früher ihre guten Eigenschaften oft verdunkelt. Schon als sie noch für das ächte Fräulein von R** galt, war sie durch ihren angebornen Witz und ihre geistige Ausbildung oft sehr liebenswürdig gewesen; allein sie traf selten Personen, bei denen sie es der Mühe für werth hielt, sich diese Beschwerde zu machen und sich liebenswürdig zu zeigen. Allein jetzt war sie durch das kluge und zarte Benehmen des Barons ganz verändert. Sie zeigte weder Launenhaftigkeit, noch die geringste Spur von Eingenommenheit mehr. Gegen Jedermann war sie

Digitized by Google

höflich und verbindlich, ohne jene erdrückende Demuth zu zeigen, welche sofort nach der Entdeckung ihrer Herkunft in ihrem Benehmen geheerscht und sie ungemein verstellt, ihre Umgebungen aber beklemmt und befangen gemacht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze aus dem englischen Soldatenleben.

(Schluß)

Der Todte, um den man nur wenige Sekunden, so lange als zu seiner Entfernung durch einige der schwarzen Diener nöthig war, sich aufhielt, war kaum aus dem Saal getragen, als ein schon ältlicher Stabsoffizier mit lauter Stimme: „Va banque! rief. Der Mann hatte schon dreißig Jahre lang unter allen Zonen ein abenteuerliches Leben im englischen Dienst geführt. Unverheirathet widmete er sein durch Kriegszufälle erworbenes, nicht unbedeutendes Vermögen fast ausschließlich dem Spiel, welches dadurch — da er wie die meisten seines Gleichen fortwährend vom Glück begünstigt wurde — in stetee Steigerung begriffen war. — „Va banque!“ rief er noch einmal — „man muß sein Glück versuchen, Kameraden, ehe es zu spät wird. Zwanzig Guineen also, Mr. Wilson, ist Ihr Einsatz! Von Ihnen, Mr. Crayford, steht das neue Currkel und die braune Stute; und Sie, ach! ich erinnere mich, Sie haben das Jagdpferd gesetzt, das Sie von Me. Carlisle gekauft haben, nachdem es im letzten Rennen den Preis gewann — soll es so bleiben?“ Mit diesen letzten Worten wandte sich der Major mit sonderbar leuchtendem, ja fast sprühendem Blick an unsern Lieutenant v. R. Dieser aber glaubte in seiner Aufregung, der Tod selber schaue ihm aus dem Auge seines Vorgesetzten ins Angesicht — und ehe er noch die Frage des Spielers, bei dem die Leidenschaft die Oberhand behauptete, über die Krankheit, welche sich bereits in seinem Gehirn eingenistet hatte, beantworten konnte, überkam ihn ein Gefühl, als ob ihm das Blut in den Adern gefroren; er griff nach dem Glas, um die einziehenden Todesschauer zu bekämpfen: aber noch ehe er die trocknen Lippen mit dem Inhalt netzen konnte, fiel es klirrend auf den Boden und er selbst stürzte bewußtlos in den Sessel zurück. — Als Hr. von R. zur Besinnung kam, sah er sich nicht weit vom kühlen luftigen Meeresstrand in einer niederen Hütte, unter der sorgfältigen Pflege einer Negerin, die ein Freudengeschrei ausstieß, als der Kranke unter einem tiefen Seufzer die matte Hand nach dem schmerzenden Haupt führte, in dem die Pulse bald stockten, bald härter wie mit Hämmern an die brennende Gehirnschale anschlugen. Nanny war die Tochter eines Freigelassenen, der sich als der Moegen den wüsten Spiel- und Trinkgenossen sein bleiches Angesicht zeigte, für guten Lohn dazu erboten hatte, die Todten, zu denen auch v. R. gezählt wurde, aus dem Saal zu bringen und die Luft darinnen zu reinigen; während die abermals um drei Personen verminderte Gesellschaft heute an einem andern Ort zu speisen verabredet hatte. — Weniger verhärtet als seine Gefährten, die er zum Beistand aufgefordert hatte, untersuchte Will — so hieß der Neger — die auf der Flur hingestreckten Leichen, unter denen sich auch der am Abend noch so trotzige Bankhalter befand — ehe sie auf den Todtenkarren geladen wurden. Diese Theilnahme wuede aber namentlich für v. R. um ein Großes vermehet, als er in ihm den jnngen Offizier erkannte, der von Zeit zu Zeit vom Fischfang heimkehrend, in seiner Hütte eine Stunde zu ruhen pflegte, ehe er volleuds den steilen Weg zur Kaserne hinaufstieg; und der niemals wiederkam, ohne in irgend einem kleinen Geschenk ein Zeichen des Wohlwollens für seine Tochter Nanny zurück zu lassen, die unter ihren Landsmänninnen für eine vollkommene Schönheit galt. Kaum hatte noch Spuren von Lebenswärme in der kräftigen Gestalt des jungen Deutschen bemerkt, als er ihn zugleich mit der von den Todten gemachten Erbschaft auf seine Schultern lud und eilenden Schrittes nach der Strandhütte trug, wo kein den Eingebornen bekanntes Mittel unversucht blieb, um den Scheintodten wieder heezustellen. — Seiner unveedorbenen Natur, zunächst aber den unausgesetzten Bemühungen der mitleidigen Negerin, verdankt v. R. sein Leben.

So wurden auch noch späterhin Manche gerettet, denen der Zufall einen solchen schwarzen Schutzgeist in der schrecklichen Krisis zugeführt hatte. Die von diesen unermüdlichen Pflegerinnen angewandten Mittel waeen einfach und deeselben Natur entlehnt, welche eben die giftigen todtbringenden Miasmen über die Insel aushauchte. Der damalige Lieutenant v. R. erinnerte sich nur, in großer Menge den Saft einiger ihm unbekannten Wurzeln, so wie abgekühlte Dekokte von Limonenschalen und Mandelmilch während der Krankheit genossen zu haben. Die Militärärzte dagegen, welche der Tod bis auf einen von zehn hinwegraffte, waren veegebens bemüht gewesen, ein Mittel zu ersinnen, um dem grausigen Würgengel Einhalt zu thun.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 184 17. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

So wird es vielleicht manchmal in unserem Leben seyn, meine Sally, sagte St. Mars, indem er die immer noch bleiche Braut in den Wagen hob. Sturm und Gewitter bringt das Soldatenleben mit sich, aber nach überstandener Gefahr scheint wieder die Sonne des Glücks und des Frohsinns.

Ja, oder des ewigen Friedens, erwiderte Rosalie, indem sie die Hand des Geliebten an ihr Herz drückte.

Der trübe Eindruck, den die unerwartete Störung hervorgebracht hatte, war bald verwischt und die kleine Gesellschaft überließ sich der ungebundensten Heiterkeit, wozu der feurige alte Wein, den der Kammerrath nicht sparte, das Seinige beitrug. Selbst die Doktorin schwieg über ihre trüben Vorahnungen, nachdem Herr Werner sie noch einmal alles Ernstes um Schonung für die Braut ersucht hatte, und wenn sie sich ja in das heitere Gespräch mischte, so war es nur, um aus dem Schatzkästlein ihrer gesammelten Sentenzen einen oder den anderen, auf Glück und Liebe bezug habenden Spruch, zum Ergötzen der Gesellschaft herzusagen.

Spät, als die Fremden das gastliche Haus verlassen hatten, saß das junge Paar noch bei den Eltern und entwarf Pläne für die Zukunft, reich an Luftschlössern, so schön als nur die erste Jugend, in ihrem festen Vertrauen auf Glück, sie aufzuführen vermag.

Aber wenn nun Krieg wird? fragte bedenklich der Kammerrath.

Krieg wird so bald nicht wieder, rief lebhaft Albert, bis dahin bin ich vielleicht nicht mehr Soldat und sollte dem Kaiser der Friede ja zu lange dauern und ihm Langeweile verursachen, nun dann zieht Sally mit mir und hilft die Lorbeeren pflücken, womit sie das Haupt des siegreichen Gatten ziert!

Um Gottes willen, wo denken Sie hin? rief ängstlich die Kammerräthin. Was soll eine Frau in dem Getümmel des Krieges! Nein, sollte dieses Unglück eintreten, was Gott verhüten wird, so kommt Sally zurück zu ihren Eltern und erwartet in der Stille des Landlebens mit ergebenem, Sinn was der Himmel über sie und den abwesenden Gatten beschließen wird.

Mutter, erwiderte Rosalie ruhig aber fest, wenn Albert mir vergönnt, ihn zu begleiten, so wird keine Rücksicht der Welt mich zurückhalten, seinen Schritten zu folgen. Müßte ich nicht vor Angst vergehen, wüßte ich ihn fern von mir in drohenden Gefahren? Sollte ich hier in üppiger Ruhe leben, während er vielleicht Mangel und Entbehrungen aller Art ertragen müßte, oder krank, an tiefen Wunden blutend aller Pflege entbehrend, die entfernte Gattin herbei sehnte? Nein, Mutter, die Angst würde mich tödten, ich würde mir selbst wie eine Meineidige, wie eine Verbrecherin erscheinen und nicht wagen, das Auge zu erheben!

Die Kammerräthin wollte noch etwas erwidern, allein Albert, der schon lange mit allen Zeichen der Ungeduld dem Gespräch gefolgt war, rief jetzt, indem er die junge Gattin feurig in seine Arme schloß, aber es wird ja kein Krieg! lassen wir doch Vergangenheit und Zukunft! und sang ein französisches Lied, indem er sich mit der nur leicht widerstrebenden Rosalie im Kreise herum drehte und sie dann den Händen der Mutter übergab.

Nur kurze Zeit war es dem jungen Paare noch vergönnt, in Wendorf zu bleiben. St. Mars Urlaub war abgelaufen und Rosalie folgte dem Gatten in die Residenz, wo die Jugendfreundin ihrer mit Ungeduld harrte. Mit heißen Thränen schied sie von den geliebten Eltern, die sie nun so einsam zurück lassen mußte, in dem großen leeren, und eben durch diese Leere so freudlosen Hause. Fast war Albert genöthigt, die Weinende in den Wagen zu tragen, denn immer und immer kehrte sie zurück in die Arme der Mutter, die unter lautem Wehklagen die Tochter an's Herz drückte und sie gar nicht los lassen wollte aus den umschlingenden Armen. Endlich endete der Kammerrath diese ergreifende Scene.

Digitized by Google

Mit sanften Worten erinnerte er die Tochter daran, wie ihr Schmerz den Gatten kränken und betrüben müßte, und wie zuletzt wohl der Gedanke in ihm entstehen könnte, als folge sie ihm nicht gern und bereute es, ihm ihre Hand gegeben zu haben. Sehr richtig hatte der welterfahrene Mann den Charakter der jungen Frau beurtheilt, denn augenblicklich reichte sie Albert die Hand und ließ sich von ihm zum Wagen führen, allein sie war so schwach und von innerer Bewegung ergriffen, daß er sie mehr trug als daß sie ging. Als der Wagen durch das Thor fuhr, lehnte sie mit unbeschreiblicher Angst in dem Schlag. Es war ihr, als wenn sie den Ort ihrer Geburt, die Wiege ihrer Kindheit nie wieder sehen sollte und sehnsuchtsvoll blieb ihr Auge auf jedem Baum, jeder Blume haften; ja als sie an den Gränzen der Besitzungen einen Hügel hinauf fuhren, wo man das Herrenhaus und den Hof übersehen konnte, bat sie zu halten, um noch einmal die Gegend zu überblicken.

Auf. Alberts sanfte Ermahnungen, sich dem Schmerz doch nicht so ganz hinzugeben, da sie ja in wenigen Monden wieder in der geliebten Heimath, bei den theuren Eltern seyn würde, erwiderte sie bittend:

Laß mich gewähren, Geliebter, Du weißt es ja, ich folge Dir gern, allein eine innere Stimme scheint mir zu sagen, daß ich den Ort meiner Geburt lange nicht, vielleicht nie wieder sehen werde, darum laß mich das liebe freundliche Bild noch einmal betrachten, es noch einmal so recht in mich aufnehmen.

Thue es, meine Rosalie, wenn es Dich beruhigt, sagte lächelnd der junge Mann, aber Deine trüben Vorahnungen werden sich nicht erfüllen, denn noch bevor die schöne Jahreszeit zu Ende geht, wirst Du wieder an den Herzen der geliebten Eltern ruhen und wirst das liebe Wendorf von den Strahlen der Herbstsonne beleuchtet eben so schön sehen, wie es jetzt im Glanz des Frühlings prangt!

In der Residenz angelangt, wurden sie von der wiedergenesenen Louise mit Jubel begrüßt. Die lebhafte junge Frau wollte gleich die Freundin in den Kreis ihrer Bekannten einführen, allein Rosalie bat ihr für's Erste zu gestatten, sich still und häuslich einzurichten, da zu den zu machenden Bekanntschaften später ja noch immer Zeit bleibe.

Wie Louise es vorher gesagt hatte, so zerstreute die Gesellschaft der Residenz sich bald nach allen Seiten. Die fürstliche Familie bezog wieder das ziemlich entfernte Lustschloß, was sie auch im Laufe des Winters nur auf kurze Zeit verlassen hatte, da ihr die fremden Gäste den Aufenthalt in der Residenz nicht angenehm erscheinen ließ. Viele Familien gingen auf ihre Güter, andere in die Bäder, und es trat eine Ruhe und Stille ein, die auf Rosalie unendlich wohlthuend wirkte. Auch Louise war, von dem unaufhörlichen Treiben nicht mehr aufgeregt, ruhiger, und schien sich in dem Umgang der geliebten Freundin zufrieden und glücklich zu fühlen.

Wenn die militärischen Uebungen vorüber waren, so vereinigte der Abend beide Familien in Rosaliens Garten, wo unter traulichem Gespräch die Stunden bis zur Nacht schnell vergingen. Oft besuchten sie auch einige Damen, die den Sommer in der Stadt zubrachten, so wie die näheren Freunde der beiden Männer, und eine Landpartie oder ein weiterer Spaziergang verkürzte dann die Zeit und entlockte Allen die Versicherung, daß ein solcher Tag weit angenehmere Eindrücke hinterlasse als ein Rout, und daß das Konzert der gefiederten Waldbewohner oft den Leistungen mancher Dilettanten und sogenannter Künstler vorzuziehen sey.

Mit den länger werdenden Abenden des Herbstes hörten zwar diese für Rosalien besonders angenehmen Vereine auf, und sie konnte nur noch in den wärmeren Stunden des Tages den Garten besuchen oder einen Spaziergang machen, doch benutzte sie gern jeden warmen Sonnenblick, und Albert war hierbei ihr sorgsamer Führer und steter Begleiter.

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Als sie mit Emma allein war, sprach sie mit ihr von Anna, ihrer Mutter, indem sie außer ihrem Manne Emma für die Einzige hielt, mit welcher sie über diesen Gegenstand sprechen konnte. Noch einmal warf sie sich in Emma's Arme und dankte ihr unter Thränen für den Edelmuth, den sie sowohl gegen sie, Louisen, selbst, als gegen die unglückliche Anna gezeigt hatte. Sie sagte ihr dabei unter Anderm, daß sie Anna nicht wieder gesehen habe und auch nicht wiedersehen wolle, weil sie ein solches Wiedersehen weder für sie, noch für Anna als angenehm betrachte; allein sie wußte, daß Anna so glücklich war, als (hier schlug Louise bei dem Gedanken an das Verbrechen ihrer Mutter erröthend die Augen nieder) sie seyn konnte. Außer den Interessen ihres Kapitals und der Summe, die ihr Emma alvierteljährlich schickte, hatte ihr auch der Baron eine bestimmte Summe von den Einkünften Lindesakers zum Unterhalt aus-

gesetzt. Sie wohnte in Soderköping und führte ein stilles, zurückgezognes und bequemes Leben.

Mehrere Bälle in der Nachbarschaft wurden besucht und zum Schlusse gab der Graf H** noch einen glänzenden Ball. Dann galt es an die Rückreise nach Stockholm zu denken, welche zwei Tage darauf erfolgen sollte.

Der Tag der Abreise war da und der dämmernde Morgen traf Emma in Thränen gebadet. Und warum? — Sie war ja so unsäglich glücklich. sie war Eduards Gattin, sie sollte mit ihm in seine neue Heimath reisen und dort mit ihm ihr ganzes Leben zubringen. Allein demungeachtet weinte sie bitterlich. Es war die Trennung von ihren geliebten Pflegeeltern, die ihr so schmerzlich fiel. Vor sieben Monaten war sie so ungern heim zu ihnen gereist, und heute wollte ihr Herz vor Wehmuth brechen, weil sie dieselben verlassen mußte. Auch von den redlichen Freunden im Pfarrhause, mit denen sie in einem so schönen traulichen Verhältnisse stand, fiel ihr die Trennung schwer. Ihre Schwiegereltern kamen zuletzt in Betracht, obwohl sie dieselben jetzt sehr liebte und schätzte; aber von ihnen trennte sich Emma am leichtesten.

Es war noch nicht acht Uhr Morgens, als Emma, die das Bett sehr zeitig verlassen hatte, sich, ohne Jemand — ja selbst Eduard — ein Wort davon zu sagen, nur in Lena's Begleitung in die Wohnung des Inspektors begab, um Abschied zu nehmen. Unter Worten der Liebe und Dankbarkeit warf sie sich bald in Hilberts, bald in der Inspektorin Arme und vermochte sich kaum wieder von ihnen loszureißen. Es war die Trostlosigkeit, es war das stützenlose Alter Beider, was sie so tief ergriff. Die schmerzlichen Seufzer des armen Greises, die reichlichen aber stillen Thränen seiner Gattin, die kummervollen Ausrufungen der Tante Gertruds erschütterten sie im höchsten Grade. Und als Graf Eduard, der endlich erfahren hatte, wo seine Gemahlin war, nach einiger Zeit kam, um sie abzuholen und gleichzeitig Abschied von dem Inspektor und seiner Familie zu nehmen, war es gerade die rechte Zeit, sie von diesem herzzerreißenden Auftritt zu entfernen.

Als sie ins Schloß zurückkamen, waren alle Wagen bespannt und bepackt. Der Graf war bei dem Abschied von seinem Sohn und seiner Schwiegertochter sehr gerührt, die Gräfin weinte. Alle Domestiken des Hauses hatten sich um Eduards und Emma's Wagen gesammelt und brachten ihren Dank für die Güte und Freigebigkeit des jungen Paares, von welchem sie reichlich beschenkt worden waren.

Lena, Emma's frühere Dienerin, die ihr auf das Schloß gefolgt und dort von der Kammerfrau der Gräfin in ihrer neuen Funktion unterwiesen worden war, hatte nun Rang und Würde einer Kammerfrau der jungen Gräfin erhalten und sollte ihre Herrin nach Stockholm begleiten. Aber lächerlich war ihr Benehmen seit ihrer Standeserhöhung; sie brüstete sich und stolzirte unter den übrigen Mädchen wie ein Pfau umher. Und allerdings war die Veränderung, die sich mit ihr ereignet hatte, nicht gering; aus einer bäuerlichen Hausmagd mit wollenem Rock und großen Lederschuhen war sie jetzt ein nettes geschniegeltes Mädchen mit Kattunkleid, Schürze und lackirten Schuhen geworden. Ihrem bisherigen Anbeter, dem Gartenknecht Jonas, gab sie sogleich nach ihrem Einzug auf das Schloß einen höflichen Korb und schenkte dem Tafeldecker — einem jungen hübschen Burschen, der ihr ohne alle solide Absicht die Kour machte — Gehör. Allein bald genügte auch dieser ihren Ansprüchen nicht mehr und sie gab sich — wiewohl vergebens — Mühe, den Kammerdiener des Grafen in ihre Fesseln zu schlagen.

Ohne irgend ein Abenteuer oder eine Verdrüßlichkeit langten unsere Reisenden eines Nachmittags in der Hauptstadt an. Die Gräfin D'Alincourt mit ihren Kindern und Graf Eduard mit seiner jungen Gattin stiegen in einem Hotel garni ab, um sich dort einzuquartieren, bis sie eine passende Wohnung gefunden haben würden.

Kaum wird Jemand den ersten Besuch errathen, den der junge Graf am folgenden Morgen mit seiner Gemahlin machte. Er führte sie zu seiner früheren Wärterin, der alten Grete, die mit ihrem Sohn, dem Schuhmachergesellen, und dessen Familie noch immer dieselbe Dachkammer bewohnte. Es wäre vergeblich, die Freude schildern zu wollen, welche dieser Besuch der armen Familie verursachte, die durch die Wohlthaten Eduards und des Generals jetzt in leidlichen Umständen lebte. Die gutherzige Emma freute sich sehr, von ihrem Mann zu dieser Familie geführt worden zu seyn, denn sie fand daselbst ein weites Feld für ihre Neigung zur Wohlthätigkeit. Während sich Eduard mit dem Mann, der jetzt hinreichende Arbeit hatte, über Verschiedenes unterhielt, ging Emma zur Hausfrau, liebkoſete das zarte Kind, welches dieselbe auf dem Arme trug, und versprach den übrigen Mutter zu seyn. Ein Versprechen, das dem armen Weibe Freudenthränen entlockte. Sie beschenkte die Kinder mit blanken Geldstücken und schlug dann ihrem Gatten heimlich vor, die alte Grete zu sich zu nehmen und bis zu ihrem Tod zu ernähren, da die Wohnung der Schuhmacherfamilie zu eng und zu unbequem war, um diese bejahrte Frau mit zu beherbergen. Gern ging Eduard auf diesen Vorschlag ein und die alte Grete gerieth

Digitized by Google

vor Freude außer sich, als ihr derselbe mitgetheilt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein reicher Mann, Hr. v. B. sechsunddreißig Jahre alt, trauerte zwei Jahre schon über den Verlust seiner Frau, und diese Treue machte ihn allen Frauen ganz besonders interessant. Unter den Damen, welche den innigsten Antheil an ihm und seinem Schmerze nahmen, befand sich eine Freundin der Verstorbenen, die verwittwete Frau v. M., die ihre Trauer ziemlich leicht trug. So oft der Wittwer und die Wittwe mit einander sprachen, rühmte Hr. v. B. seine Frau, ja er stellte sie über alle andern. Dieß verletzte endlich die Wittwe und sie begann zu suchen und zu fragen, ob sich denn gar kein Fehltritt im Leben der Gefeierten auffinden lasse. In diese Zeit fiel der Besuch eines Hrn. D. auf dem Landgute des Hrn. v. B., und als in dessen Gegenwart die Frau seines Freundes wiederum als Tugendspiegel gepriesen wurde, lächelte er eigenthümlich. Dieß entging der Wittwe nicht und sie brachte ihn bald zum Geständnisse, daß er Briefe und ein Porträt von ihr habe. Um der hübschen Wittwe, die tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte, gefällig zu seyn, und weil er in Folge davon auf besonderen Dank rechnete, lieferte er ihr die Briefe von Frau v. B. aus. Als er dann seinen Lohn verlangte, hüllte sich die Wittwe in ihren Stolz und antwortete: „Mein Lohn ist — Verachtung. Wer eine Frau, die nicht mehr ist, verrathen kann, verdient nicht mehr." — Frau v. M. triumphirte, sie hatte ja nun das Mittel in der Hand, Hrn. v. B. von seiner übermäßigen Verehrung für die Verstorbene zu heilen; sie hoffte dadurch seine Trauer vollends zu verscheuchen und endlich ihr Ziel zu erreichen: — daß er ihr seine Hand biete. Dieß schien gar nicht schwer zu seyn, denn die Zeit und die Reize der Wittwe waren nicht ohne Wirkung geblieben. Als Beweis, seine Frau habe doch ein Verhältniß gehabt, legte sie ihm die Briefe vor. Gespannt wartete sie auf das Resultat. Am andern Tage fand sie ihn ruhig und er sagte: „Die Entdeckung hat mich tief erschüttert, aber ich bin doch auch dafür der Vorsehung dankbar, da sie mich hindert, eine zweite Thorheit zu begehen. Ich gestehe, daß ich auf dem Punkte war," setzte er mit einem vielsagenden Blicke auf die Wittwe hinzu, „mich von Neuem zu verheirathen, bei diesen Briefen habe ich geschworen, Wittwer zu bleiben."

Henriette Sontag wird in New-York mit Begeisterung gefeiert. An Gaben der Musen in allen Sprachen fehlt es nicht und die deutschen Zeitungen lassen es sich besonders angelegen seyn, der berühmten Landsmännin zu huldigen. Als Kuriosum nachstehend eine dergleichen poetische, in einem amerikanischen Blatt enthaltene Blüthe:

An Sie.

Herrin im Tonbereich!
Engeln an Zauber gleich!
Nimbus umfloss'nes Wesen!
Reizende Sangesmacht
Ist deiner Lieder Pracht.
Einzige Du auserlesen,
Tönegebieterin!
Thronende Königin, —
Erlauben Sie, Madame, ich habe Ihnen noch etwas zu sagen:
Seelenbeglückendes,
Ohrenentzückendes,
Nachbild der Grazien und Musen!
Theuere Phiomel,
Ach! hätt' ich deine Kehl!
Gern würd' ich Sie, Madame,
Des langweiligen Geschäfts entheben,
In jeder Woche zwölftausend Pfund einzukassiren.

Bei den letzten Triumphzügen des jungen Kaisers von Oesterreich, „Franz Joseph", durch Ungarn, in welchem Alles für ihn enthusiasmirt war, ereignete sich zu Pesth folgende komische Scene: Ein ungarischer Edelmann kam zu einem Buchbinder um sich einige Bücher binden zu lassen; es kam wie natürlich, die Rede auf den jungen Kaiser und der Edelmann war exaltirt bei seinem Lobe. Als er sich entfernen wollte, sagte der Buchbinder: „Sie haben mir noch nicht bestimmt, wie ich die Bücher binden soll?" „Versteht sich, sehr schön," erwiderte der Edelmann. „Wünschen Sie Halb- oder Ganzfranz?" „O!" rief der Edelmann, „binden Sie mir halb Franz, halb Joseph, daß ich doch liebes Kaiser ganz hab."

Die erste Frage eines Mädchens ist gewiß: wen liebt er? — die erste einer Frau: wie viel Kinder hat er? — die erste einer gesetzten Jungfrau: ach, er ist gewiß noch ledig, der Arme? und die erste eines Kriminalisten ist: war er schon in Untersuchung?

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 185 19. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Louise besuchte ihre Freundin in ihrer Einsamkeit öfter und hatte stets derselben viel zu erzählen von jungen Herren, die Tags zuvor in ihrer Gesellschaft gewesen. So strömte heute ihr Mund vom Lobe eines schönen Grafen über, in dessen Gesellschaft sie war. Das ist doch einmal eine poetische Natur! rief sie. Welches lebhafte Interesse nimmt er an Allem, wie leuchtet sein Auge, und welche gediegenen Kunsturtheile hat er, wie klar, wie ganz als Kenner spricht er über Baukunst, Malerei und Bildhauerkunst!

Mein Gott, das muß ja ein wahres Wunder der Welt seyn! rief lachend Rosalie, und alle diese Kenntnisse und Talente konnte er in einem Abend entwickeln und in das rechte Licht setzen?

Das nicht, erwiderte Louise, ich sah ihn schon am Morgen bei Frau von Bilsen, wo ich einen Besuch machte, und die mir nicht genug von dem liebenswürdigen Mann erzählen konnte, den sie eben erwartete und mich fest hielt, bis er kam.

Der schöne Graf scheint es allen Frauen angethan zu haben, denn auch Du Louise scheinst mehr von ihm eingenommen zu seyn, als es mir bei meiner Freundin wünschenswerth ist!

Nun fange Du auch an zu predigen! rief unmuthig Louise. Kannst Du Dir denken, daß Charles mir gestern Abends einen langen Sermon gehalten hat und sehr salbungsreich von den Rücksichten sprach, die eine Frau ihrem Manne, und namentlich eine so junge Frau als ich ihrem Rufe schuldig sey? Wahrlich, wenn ich ihn nicht so lieb hätte, ich hätte mich ärgern müssen; so aber habe ich ihm bewiesen, daß er ein Träumer, ein Thor ist, daß man sich gern mit einem interessanten Mann unterhalten kann, ohne auch nur ein Fünkchen Neigung für ihn zu empfinden, und daß man nicht blind zu seyn braucht für die Vorzüge Anderer, um seinen Mann herzlich und innig zu lieben! Das hat er denn auch eingesehen, und will nun, um seinen ungerechten Verdacht wieder gut zu machen, den Grafen selbst veranlassen, unser Haus zu besuchen!

Gérard ist zu gut für Dich, Louise, sagte ernst die Freundin, und Deine Pflicht ist es, seine Liebe und Nachsicht durch Hingebung und Dankbarkeit zu vergelten!

Zu gut für mich? parodirte Louise. Mich gehorsamst zu bedanken, theure Moralistin! Aber mache Dir keine Sorge, Närrchen, ich liebe Charles ja von Herzen und erkenne seine guten Eigenschaften an, aber mit Eifersucht muß er mich nicht plagen, da könnte er mir unausstehlich werden, denn meine Freiheit lasse ich nicht beschränken! Aber was ich sagen wollte, ich kam ja eigentlich nur, um Dich zu bitten, den Abend bei mir zuzubringen. Wir werden nur einige wenige Bekannte bei uns haben, und Charles wird den Grafen mitbringen!

Rosalie besann sich einen Augenblick. Ich werde kommen, sagte sie, wenn Du mir versprichst, Deinem Mann keinen Anlaß zur Unzufriedenheit zu geben!

Wahrlich, rief Louise mit komischem Pathos, ich glaube Monsieur Albert hat mehr Ursache, eifersüchtig zu seyn, als mein guter Charles, denn meine theure Sally nimmt sich ja des armen Mannes mit großer Wärme und Besorgniß an. Aber laß es gut seyn, Herzenskind, fuhr sie fort, indem sie einen herzlichen Kuß auf die Lippen der Freundin drückte, ich werde vernünftig seyn wie eine Großmama und weder Dir noch Charles Anlaß zur Unzufriedenheit geben.

Am Abend ging Rosalie etwas früher, als man die übrigen Gäste erwartete, zu der Freundin, sie hoffte noch ungestört einige Augenblicke mit dem Ehepaar plaudern zu können, allein Gérard war ausgegangen und Louise kam ihr in erst halb beendeter Toilette entgegen. Er kommt, rief sie lebhaft, und Du sollst selbst sagen, daß es ein allerliebster Mensch ist!

Aber Louise, Dein Versprechen! bat die junge Frau.

Still, still, Du wirst mit mir zufrieden seyn! doch jetzt muß ich mich schmücken, denn ich will

Digitized by Google

schön seyn, hinreißend schön! Mit diesen Worten sprang sie in's Nebenzimmer und ließ Rosalie allein, die in trübes Sinnen verlegen in einem Buche blätterte, ohne den Sinn der Worte zu verstehen, die sie las.

Mein Gott, Sie sind ganz allein hier? gnädige Frau, rief der heimkehrende Gérard, Rosalien aus ihrem Nachdenken erweckend.

Ich bin sehr früh gekommen, sagte sie entschuldigend, Louise ist noch nicht mit ihrer Toilette fertig!

Daran trage ich die größte Schuld, erwiderte lebhaft Gérard. Ich hielt mein Frauchen so lange zurück, konnte mich sogar nicht von ihr trennen, da sie heute wirklich bezaubernd liebenswürdig war, daß ihr nun die nöthige Zeit gefehlt hat, denn ich bin wirklich nur wenige Minute abwesend gewesen, und bis ich ging, war Louise bei mir!

Unter Freunden bedarf es der Entschuldigungen nicht, sagte Rosalie, im Herzen froh über Alles, was sie hörte, Louise wird gewiß gleich erscheinen!

Aber schon trat diese ein, strahlend von Heiterkeit und jugendlicher Schönheit und Frische. Nun Charles, hast Du mir die Kamelie gebracht? rief sie lebhaft.

Leider nein, mein Engel, der Gärtner lachte mich aus und sagte: dieß sey nicht die Jahreszeit für Kamelien!

Der Gärtner ist ein Narr! rief Louise unmuthig, in Wendorf waren immer Kamelien, doch laß es gut seyn, Charles, nicht war, ich bin auch ohne die Blume hübsch?

Du bist schön wie ein Engel, meine Louisen! rief der junge Mann, indem er das reizende Weib innig in seine Arme schloß.

Laß mich los, zürnte sie, Du verdirbst meine Toilette, und solche Zärtlichkeiten schicken sich nicht vor den Leuten?

Das Auge der Freundin ist nachsichtig, erwiderte Gérard, freilich die Spitzen und Fransen verdienen Beachtung, deßhalb verzeih, und erlaube, daß ich als reuiger Sünder diese schöne Hand küsse!

Louise gab ihm einen leichten Schlag und eilte vor den Spiegel, um noch einen prüfenden Blick auf ihren Anzug zu werfen, da das Läuten der Glocke die Ankunft von Gästen verkündigte.

Als die Gesellschaft versammelt war, drehte sich das Gespräch größtentheils um den am Horizont der schönen Welt erschienenen neuen Stern, den Grafen Edmund Horn. Besonders die Damen waren enthusiastisch in seinem Lobe, und die Stirn mancher der anwesenden Herren legte sich in unzufriedene Falten.

Noch Manches wurde über diesen Gegenstand gesprochen, wobei die Damen nicht unterlassen konnten, mißbilligende Bemerkungen über das späte Erscheinen des Grafen zu machen, als der Gegenstand des scherzhaften Zungenkampfes in's Zimmer trat und eine verlegene Stille dem eben noch so lebhaften Gespräch folgte.

Rosalie hatte bis jetzt wenig Theil an der Unterhaltung genommen, sie kannte den Grafen nicht, und nur in Bezug auf Louise hatte diese neue Bekantschaft Interesse für sie. Mit einem prüfenden Blick musterte sie daher den Eintretenden, doch konnte sie sich zu keiner der vorhin erwähnten Aehnlichkeiten bekennen.

Ihr schien die ganze Erscheinung auf Effekt berechnet, und selbst die gesuchte Nachlässigkeit im Anzuge schien ihrem prüfenden Blick mehr eine Pretension zu seyn, als wirkliche Nichtachtung dieses so beliebten Mittels zu glänzen und zu gefallen. Sie nahm sich jedoch vor, erst sorgfältig zu prüfen, bevor sie sich ein Urtheil erlaubte, und als Gérard ihr bald darauf den Grafen vorstellte, sprach sie länger und angelegentlicher mit ihm, als sie sonst wohl gethan haben würde.

Nun, und wie gefällt Dir unser Phönix? fragte am andern Morgen Louise, die von dem gestrigen Abend etwas angegriffene Freundin. Ist er nicht geistreich und liebenswürdig?

Das läßt sich wohl nach der kurzen Unterhaltung eines Abends nicht beurtheilen! erwiderte lächelnd Rosalie.

Das ließe sich nicht so bald beurtheilen? Mein Gott, Du hast ja über eine halbe Stunde mit dem Grafen gesprochen, und glaubst noch nicht mit Gewißheit sagen zu können, ob er geistreich ist oder nicht?

Er muß es wohl seyn, da mir die Zeit meines Gesprächs mit ihm nicht so lang deuchte wie sie Dir erschienen ist; auch kann ich nicht leugnen, daß ich mich durch die Unterhaltung des Grafen angenehm angeregt fühlte! Er spricht mit Feuer und Lebendigkeit, und oft mit Sachkenntniß über die verschiedensten Gegenstände, nur kann ich noch nicht wissen, ob er nach eigenen Erfahrungen und Beobachtungen urtheilt oder die Anderer benutzt!

Du solltest mehr in die Welt gehen, Rosalie, sagte unmuthig Louise, das viele Alleinseyn macht Dich wirklich zu pedantisch, und wenn alle Menschen so scharf kritisiren und so gründlich untersuchen wollten wie Du, so würde es um den Geist und die Genialität der meisten gepriesenen Menschen gar schlimm stehen, und man zuletzt gar keine Freude in geselligem Umgang mehr haben!

(Fortsetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Fortsetzung.)

Da es in Stockholm fast immer leere Wohnungen gibt, so hatten die Gräfin D'Alincourt und der Graf H** bald passende Wohnungen gefunden. Eduard verwendete seine ganze Zeit, insoweit sie nicht durch seine Dienstgeschäfte in Anspruch genommen wurde, darauf, die neue Wohnung zu dekoriren und zu möbliren. So waren die Zimmer bald geschmackvoll, jedoch nicht prunkend, möblirt, und Emma freute sich nicht wenig, das Hotel garni zu verlassen und in ihre eigentliche eigne Heimath einzuziehen. Am folgenden Tage stellte sich auch die alte Grete ein.

So lange Emma und Eduard noch im Hotel wohnten, hatten sie dem Geräusch der großen Welt ausweichen können, denn Niemand machte ihnen daselbst Besuche, mit Ausnahme jedoch ihrer vertrautesten Freunde, der Gräfin D'Alincourt, des Hofgerichtsraths von L** mit seiner Familie, des Kaufmanns S** mit seiner Frau und Schwägerin, Jenny Rosman.

Mit diesen Freunden brachte Emma — und auch Eduard, wenn er vom Wachtdienst frei war — abwechselnd ihre Abende zu, während sie zuweilen auch Theater und Konzerte besuchten. Als sie aber ihre eigne Wohnung bezogen hatten, änderte sich dieß. Zuerst machte nun Eduard mit seiner jungen Gattin bei den vornehmen Familien, die zu dem Umgangskreis seiner Eltern gehörten, die nöthigen Besuche. Dann gab er, besonders seinem Chef und dessen Familie zu Ehren, ein großes Souper. Von dieser Zeit an wurde ihr Haus mit Visitenkarten überschwemmt, und vor ihrer Thür hielten beständig Visitenwagen mit Dienerschaft und adliger Livree im Hofe. Diesen folgten Einladungen über Einladungen zu Bällen, Mittagsessen und dergleichen.

Emma war nun völlig in die große Welt eingeführt und wo sie sich zeigte, wurde sie ihrer ausgezeichneten Schönheit, ihrer Talente und ihrer Liebenswürdigkeit wegen gefeiert und bewundert, wozu allerdings ihr und ihres Gemahls hoher Stand und Reichthum nicht wenig beitrug. Allein diese verschwenderischen, kostspieligen, anspruchvollen Zeitvergeudungen, diese eitlen Vergnügungen, die oft nur dem Namen nach waren, diese beständigen Einladungen, die einander folgten wie die Glieder einer Kette, ermüdeten Emma weit mehr, als sie ihr zusagten. Sie fühlte sich nie glücklicher, als wenn sie nach ihrer eignen Wahl einen Abend mit ihrem geliebten Gatten allein oder mit ihren vertrauten Freunden zubringen konnte. Nur in diesem Kreise, aus welchem jeder Zwang verbannt war, in welchem Heiterkeit und Vertrauen herrschte, nur da genoß sie ihr Glück wahrhaft.

In jeder Woche schrieb sie an ihre Lieben in B**; Ihre Pflegeeltern, ihre Schwiegereltern, die Familie Rosman und die Baronesse K** erhielten fleißig Briefe von ihr. Und wie innig freute sich Emma, wenn sie von diesen Briefe, und in diesen die Versicherung empfing, daß sie sich sämmtlich wohl befänden. Nur der Inspektor Hilbert machte davon eine Ausnahme, seine Gesundheit hatte seit Emma's Abreise immer mehr und mehr abgenommen. Emma wurde dadurch ungemein beunruhigt. Da sie aber ihren Pflegeeltern schrieb, daß sie sich nicht glücklich fühlen könnte, so lange die Gesundheit ihres theuern Pflegevaters nicht völlig hergestellt wäre, und daß die bisherigen betrübenden Nachrichten die einzige Wolke an ihrem übrigens so klaren und sonnigen Lebenshimmel bildeten, so faßten ihre Pflegeeltern den Entschluß, sie nicht ferner zu beunruhigen. Sie schrieben ihr daher, daß sich der Gesundheitszustand des Greises immer mehr bessere, und behielten ihren Schmerz und ihre Unruhe für sich allein.

Noch sollte Emma's Glück durch die Freude über das günstige Schicksal ihrer Freundin Julie vermehrt werden. Die unerwarteten Ereignisse, welche möglicher Weise eintreffen konnten und mit denen Emma ihre Freundin am letzten Tage ihres Beisammenseyns in B** getröstet hatte, trafen nun ein. Ein altes reiches Fräulein, die Großtante Richards von P**, starb und hinterließ diesen und seinen Schwestern ein großes Vermögen. Diese Tante hatte ihren Aufenthalt in Schonen gehabt und mit der Familie von P** nie im Briefwechsel gestanden, weßhalb Richard kaum etwas von ihrer Existenz wußte, noch weniger je daran gedacht hatte, daß er ihr Erbe werden würde. Man kann sich daher seine Ueberraschung bei der Nachricht von dieser Erbschaft denken. Er war nun, wenn auch kein reicher, doch mindestens ein sehr wohlhabender Mann und wagte daher um Juliens Hand anzuhalten. Ihre Eltern sagten ihm dieselbe zu. Die Verlobung sollte geschehen, sobald Julie ihr sechszehntes Lebensjahr erreicht haben würde. Zwar sollte dieses Verhältniß bis dahin geheim gehalten werden, allein Eduard und Emma, als die nächsten Freunde der Familie, erhielten sogleich Mittheilung davon und bezeigten ihre aufrichtige, unverstellte Theilnahme daran.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein junger Mann in Paris hatte sein ansehnliches Vermögen verbraucht und befand sich in der drückendsten Lage, obgleich er Aussicht hatte, einen

Digitized by Google

reichen Onkel zu beerben. Endlich fand er eine reiche Wittwe von etwa vierzig Jahren, die ihn heirathen wollte, „aber ohne Gütergemeinschaft. Ich schieße Ihnen das Geld zur Bezahlung Ihrer Schulden vor und Sie zahlen es nach dem Tode Ihres Oheims zurück". Der Bedrängte ging in diese Bedingung ein; um sich indeß Hülfsmittel zu sichern, gab er seine Schulden um das Viersache höher an, als sie sich wirklich beliefen. Obgleich nun die Dame mit Entsetzen diese ungeheure Summe vernahm, gab sie dem Bräutigam doch tausend Stück Eisenbahnaktien zum Börsencours und ließ sich eine Verschreibung über den Betrag geben. Dann reiste sie in das Bad, um sich zu stärken, und nach ihrer Rückkehr sollte die Verheirathung erfolgen. Diese zweimonatliche Badezeit war die letzte freie Zeit des armen Bräutigams, und er beschloß, sie so gut als möglich zu nützen, namentlich aber an die Heirath — gar nicht zu denken. Er behielt seine Aktien und seine Schulden, um sich in keiner Weise voreilig zu binden. Die zwei Monate vergingen indeß und der „schreckliche" Augenblick nahete heran. So ging denn der Bräutigam traurig an die Börse, um die er sich in seinem Leben nicht bekümmert hatte. Wie alle Börsenpapiere in Folge des Staatsstreichs Napoleons, waren auch jene Aktien fortwährend in die Höhe gegangen und standen nun 300 Frs. höher, als zu der Zeit, da er sie erhalten hatte. Verkaufte er seine tausend Stück, so machte er einen reinen Gewinn von hunderttausend Thalern, der unbedingt sein Eigenthum war. Er verkaufte sie, ging ernstlich mit seinem Gewissen zu Rathe, fand da, daß er die nöthigen Eigenschaften eines guten Ehemannes nicht besitze und kam zu dem Entschlusse, nicht zu heirathen. Die Dame, die ihn ohne ihren Willen reich gemacht hatte, bot Alles auf, um ihn festzuhalten, mußte aber endlich doch das ihm geliehene Geld zurücknehmen und den Bräutigam fahren lassen.

Die in Paris anwesenden politischen Personen erhielten dieser Tage eine lithographirte Traueranzeige mit schwarzer Einfassung und Versen, welche frei in's Deutsche übersetzt, ungefähr also lauten:

Ihr lieben Freunde der Republik,
Ihr großen Mäuler der Politik,
Jetzt sputet euch und kommt herbei
Und stimmet an ein Klaggeschrei.
Die züchtige Jungfrau Republik
Verschied und kommt nicht mehr zurück.
Sie kreischte und lag in Kindesweh'n,
Man mußte nach dem Doktor geh'n.
Den Kaiserschnitt nach neuster Art
Vollzog der Doktor Eisenbart.
Die Jungfrau starb an der großen Wund'
Das Kindlein aber ist kerngesund,
Es zappelt wie ein Fisch im Rhein,
Es muß ein junger Kaiser seyn.

Auf der Bahn zwischen London, Manchester und Birmingham ist eine Lokomotive nach einem neuen Systeme gebaut worden, die einen gewöhnlichen Personentrain in zwei Stunden von London nach Birmingham (140 englische Meilen) befördern soll. Als Beweis ihrer ganz vorzüglichen Konstruktion wollen wir bloß erwähnen, daß 45 Minuten, nachdem das Feuer angezündet wurde, sich schon eine Druckkraft von 100 Pfund auf den Quadratzoll herausstellte, während bei gewöhnlichen englischen Lokomotiven drei Stunden erfordert werden, um dasselbe Resultat zu erzielen. Diese neue Lokomotive kann bei größter Schnelligkeit die Stärke von 650 Pferdekraft erreichen.

Die „Kreuzzeitung" theilt folgende deutsche Sprüchwörter „in revidirter Fassung" mit: Ein gutes Wort findet eine gute — Stadtvoigtei. Es ist noch nicht alle Bundestage Abend. Mit Anstellungen fängt man — Publizisten. Heute roth, morgen — Rath! Wenn die Herrn vom Rathhaus kommen, sind sie klüger als — 1848. Viele Köche verderben — die Koalition. — Viele Wege führen nach — der Kammer.

Von den neuen in Nottingham aus feinstem Eisendraht gewebten Spitzen sind Muster nach Wien gelangt. Der Drath wird auf der Bobbinetmaschine so leicht verarbeitet wie Baumwollgarn. Die Spitzen sehen vortrefflich aus und sind besonders für Fenster und Bettvorhänge, für Häubchen und viele andere Gegenstände verwendbar. Man verspricht dieser neuen Industrie Erfolg und will nächstens Kleiderstoffe aus Eisen weben.

Charade.

Aus meiner Ersten macht man Schuhe.
Wie schön: wenn in den Letzten Ruhe
Und segensreiche Einheit blüht,
Das Ganze dient zum Wohl der Staaten,
Wenn sich die Fürsten wohlberathen,
Doch leider theilt sich Nord und Süd.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Elisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 186 20. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

In gereizter Stimmung verließ sie die Freundin, und Rosalie sah ihr mit trüben, bangen Ahnungen schweigend nach. Armer Gérard, seufzte sie zuletzt, soll denn das ächte, gediegene Gold Deines edlen, liebenden Herzens diesem Rauschgolde zum Opfer gebracht werden, nur weil es weniger scheint und blendet, als der erborgte Flitter, dessen Glanz nur zu bald vergehen wird?

Sie war lange zweifelhaft, ob nicht, um spätere Reue zu verhüten, Gérard auf die seinem Glücke drohende Gefahr aufmerksam gemacht werden müßte. Allein Louise hat ihr ja schon von einigen Zeichen von Eifersucht gesprochen, die sie bei ihrem Mann bemerkt haben wollte, und so, wie sie die Freundin kannte, würde ein zu entschiedenes Einschreiten bei diesem verzogenen, nie an irgend eine Beschränkung gewöhnten Kinde das Uebel nur ärger machen. Sie tröstete sich also damit, daß Gérard sein häusliches Glück gewiß überwachen und Louisens scharfer Verstand bald die Mängel und kleinen Eitelkeiten des Grafen entdecken und so beider Ruhe gesichert und der Friede ihres Hauses nicht gefährdet seyn würde.

Durch ihren Zustand und durch Neigung an ihr Haus gefesselt, konnte Rosalie das Betragen der Freundin nicht beobachten, und wenn Albert ihr auch von der immer mehr hervortretenden Neigung des Grafen für die schöne junge Frau sprach, so konnte sie sich doch nicht überzeugen, daß diese Gefühle Erwiderung in der Freundin Brust fänden.

Wenn man liebt und sich geliebt weiß, erwiderte sie dem um Gérards Ruhe besorgten Freund, da sprengt der innere Jubel des Herzens die streng geschlossenen Lippen, und der Strom der Gefühle bricht sich Bahn durch alle Dämme, die Vernunft und Vorsicht aufbauen! Darf man seine Liebe nicht gestehen, so spricht doch der Mund den Namen des Geliebten, oft selbst gegen unseren Willen aus und da Louise in Betreff des Grafes ein stetes Stillschweigen beobachtete, so glaube ich an keine Gefahr für Gérard.

Wenn gleich Rosaliens Ueberzeugung von der Unschuld und dem Werth der Freundin Albert in seinen Vermuthungen oft irre leitete, so konnte er doch den Argwohn in seiner Brust nicht ganz unterdrücken, der sich zuweilen in bitteren beziehenden Worten Louisen gegenüber Luft machte.

In der Stadt glaubte man schon längst an ein bestehendes Verhältniß zwischen Louisen und dem Grafen, und mancher scharfe Tadel traf die junge, viel beneidete Frau. Sie selbst ließ sich dadurch nicht irren, Gérard war ohne Argwohn, und das genügte ihr, ja, es war als wenn er seine früher gezeigte Eifersucht durch doppeltes Vertrauen wieder vergessen machen wollte, denn er ließ Louisen eine Freiheit, wie eine so junge Frau sie selten zu genießen pflegt. Von Berufsgeschäften oft in Anspruch genommen, forderte er selbst wohl den Grafen auf, seine Frau in's Theater oder auf einen Spazierritt zu begleiten, und wenn dann ein satirisches Lächeln auf manchen Lippen das junge Paar empfing, so tröstete sich Louise damit, daß es ja nicht ihr, sondern Gérards Wunsch gewesen sey, daß der Graf sie begleite, und stolz auf ihr noch unbeflecktes Bewußtseyn trat sie wohl den lächelnden Blicken keck entgegen oder gefiel sich in einem gewissen Trotz, in einer Nichtachtung der öffentlichen Meinung, die sie antrieb, nur noch eifriger sich mit dem Grafen zu unterhalten, nur noch vertraulicher seinen Arm zu nehmen, und so dem Gerede der Menschen eine eherne Stirn entgegen zu setzen. Nur eine Mißbilligung, nur einen Tadel fürchtete sie, nur einem offenen treuen Augen gegenüber beschlich es sie wie ein Gefühl des Unrechts, der Schuld, nur Rosaliens klarem Blick röthete sich ihre Wange, und deßhalb vermied sie sorgfältig in deren Gegenwart, den Namen des Grafen zu nennen, und wich geschickt den Fragen der besorgten Freundin aus.

So kam Rosaliens Niederkunft heran, und zu Alberts unbeschreiblicher Freude beschenkte ihn das junge Weib mit einem blühenden Knaben.

Albert war von diesem Augenblick an wie um-

Digitized by Google

gewandelt, alles Intereſſe, deſſen ſeine Seele fähig war, ſchien ſich nur auf ſeine Frau und ſein Kind zu beziehen, und jeden freien Augenblick brachte er am Bette der geliebten Gattin, an der Wiege des Kindes zu.

Wie glücklich biſt Du nicht, Albert, rief oft Gérard, wenn er den Freund fand, wie er voll Liebe und Hoffnung die Züge des ſchlafenden Säuglings betrachtete, welche Zukunft zeigt ſich Dir, während mein Haus einſam bleibt und man den frohen Schrei eines Kindes wohl nie darin hören wird! Ohne Kinder gibt es keine wahre, keine ganz glückliche Häuslichkeit! Man fühlt immer, daß man etwas entbehrt, daß das Band, was die Gatten am innigſten bindet, ſich noch nicht um ſie ſchlingt!

Wohl haſt Du recht, rief lebhaft Albert, denn noch nie habe ich ſo tief empfunden, wie theuer Roſalie mir iſt, als ſeit ich in ihr nicht allein die Gattin, ſondern auch die Mutter dieſes prächtigen Jungen, meines Jungen, liebe! Aber, ſetzte er ſcherzhaft hinzu, es iſt ja noch nicht aller Tage Abend, und bald wird vielleicht mein Freund Charles ebenfalls ſchön geputzt erſcheinen, um mich zum Pathen ſeines neugebornen Sohnes einzuladen, wie ich jetzt geziemend und ehrſamſt bitte, hier meinem Bübchen ſeinen ſehr achtbaren und mir beſonders werthen Namen geben zu wollen!

Gérard ſagte mit Freuden zu, allein der gut gemeinte Scherz des Freundes vermochte nicht ſeine umwölkte Stirn zu erheitern, und bald verließ er das glückliche Paar wieder, um auf einſamem Spaziergange den trüben Gedanken, die ſich in ſeiner Seele regten, Raum zu geben.

Er hatte ſich das häusliche Leben anders gedacht, wie er es gefunden. Ein Ausruhen ſollte es ihm ſeyn von den beſchwerlichen, oft drückenden Berufsgeſchäften, ein Aſyl, wohin er ſich vor dem Geräuſch der Welt flüchten, ein heiliger Tempel, in welchem er alle ſeine Wünſche und Hoffnungen niederlegen, wo er ſeinen Gram und Unmuth vergeſſen könnte. Jetzt war dieß Haus, welches er ſich ſo ſtill und heimlich, ſo ganz als eine ruhige Freiſtätte gedacht hatte, von Fremden umlagert, und nur Augenblicke war es ihm vergönnt, ruhig und ungeſtört mit ſeiner Frau ſeyn zu können. Zwar war er weit entfernt, auch nur den leiſeſten Zweifel an Louiſens Liebe und Treue in ſeiner Seele Raum zu geben, zwar liebte er ſie noch mit derſelben Gluth, allein das ſtille Glück, was er gehofft, was ſeinem Herzen Bedürfniß war, das hatte er nicht gefunden!

O, wenn Louiſe Mutter wäre, ſeufzte er, wie ganz anders würde es dann ſeyn! Wie ſchaal, wie werthlos würden ihr die Freuden dann erſcheinen, die ſie jetzt ſo eifrig ſucht! In dem Gefühl der Mutterliebe verklärt ſich die Seele des Weibes, ſo wie ihre Liebesfähigkeit ſich dann erſt in ihrer ganzen Kraft, in ihrem ganzen Umfang erſchließt!

(Fortſetzung folgt.)

Emma's Herz.

(Schluß.)

Wiewohl Emma faſt jeden Abend durch geſellige Vergnügungen in Anſpruch genommen wurde, ſo brachte ſie doch ihre Vormittage meiſt in großer Thätigkeit zu. Sie arbeitete ſelbſt Vieles, was zu ihrem Anzug gehörte, führte die Oberaufſicht über ihren Haushalt, ſchenkte ihren zahlreichen Domeſtiken kein übergroßes Vertrauen, damit ſie keinen Mißbrauch damit treiben konnten, und hatte auf Alles ein wachſames Auge. Jedes Glied ihres Hausweſens genoß ſein volles Recht, allein ſie haßte ſowohl den Geiz, als die Verſchwendung. Alle Armen hatten freien Zutritt zu ihr, denn ſie war aller Unglücklichen Freundin, und wenn ſie denſelben nicht helfen konnte, ſo gab ſie ihnen wenigſtens Troſt, ſo daß Niemand mit ungetrockneten Thränen von ihr ging. Und wenn ſie am Ende des Tages, reich an frohen Erinnerungen an ihre erfüllten Pflichten an Eduards Bruſt ſank und ſich von ihm die Schöpferin ſeines Glücks nennen hörte — wer war dann beneideswerther, als ſie?

Allein die Wolken, welche die Nachrichten von Hilberts zunehmender Kränklichkeit über ihren Lebenshimmel verbreitet hatten, kehrten nach kurzer Abweſenheit zurück. Der alte Hilbert war bettlägerig und ſehr krank geworden. Die Hofgerichtsräthin von L**, die als des Inſpektors Schweſter ſtets Nachrichten über ſein eigentliches Befinden erhalten hatte, bereitete Emma allmählig darauf vor, daß der alte Mann wohl ſeiner von zehrendem Kummer herrührenden Krankheit unterliegen dürfte. Er ſelbſt vermochte nicht mehr zu ſchreiben, allein ſeine Gattin ſchrieb, daß er ſehr ſchwach ſey. Acht Tage darauf hatte Emma einen Brief von ihrer Pflegemutter, worin ihr dieſelbe mittheilte, daß der Arzt keine Hoffnung zur Wiederherſtellung ihres Mannes gäbe; und der am nächſten Poſttage ankommende dritte Brief mit ſchwarzem Siegel verkündigte, noch ehe er erbrochen wurde, die traurige Nachricht, die er enthielt. Der alte Hilbert hatte am neunzehnten März dieſe Erde verlaſſen. Nachdem er Abſchied von ſeiner Frau und ſeiner Schwägerin genommen und Beide wegen ſeines mehrjährigen rauhen Benehmens gegen ſie um Verzeihung gebeten, hatte er Emma's Namen genannt und ſeine letzten Worte waren ein Segen

Digitized by Google

über sie gewesen. Tief wirkte diese Nachricht auf die gefühlvolle Emma. Lange widmete sie dem Verstorbenen warme aufrichtige Schmerzensthränen, die nur Eduards Zärtlichkeit allmählig zu trocknen vermochte.

Der Winter war nun vorüber. Der schöne Mai kehrte wieder und besäete die Thäler mit Blumen, die Bäume mit zartem Laub. Da nahm Eduard seinen Abschied mit der Erlaubniß, im folgenden Herbst als Lieutenant bei dem ostgotländischen Regiment einzutreten, weil er seine Eltern und seine Güter in Ostgotland hatte, auch bei diesem Regiment weniger durch Dienstgeschäfte in Anspruch genommen wurde.

Die jungen Gatten eilten nun in diese schöne Provinz, um den Sommer im Schooße der Natur und der Freundschaft zu verleben. Der nächste Winter sollte jedoch wieder in Stockholm zugebracht werden. Mit unbeschreiblicher Freude wurde das junge Paar von Eduards Eltern empfangen. Der Graf und die Gräfin konnten nicht genug beschreiben, wie sehr sie ihre Kinder vermißt und wie langweilig sie die Zeit während ihrer Abwesenheit verbracht hatten; zugleich theilten sie ihnen mit, daß sie sich entschlossen hätten, den nächsten Winter ebenfalls in Stockholm zuzubringen, um ihren Kindern nahe zu seyn.

Emma's erster Besuch in B** galt der Frau Hilbert, die mit ihrer Schwester noch ihre frühere Wohnung inne hatte, weil der neue Inspektor unverheirathet war und Wohnung und Tisch mit ihnen gemeinschaftlich hielt.

Nach dem ersten Zusammentreffen, das von beiden Seiten voll rührender Zärtlichkeit war, fragte Emma unter andern auch nach Fridolf. Frau Hilbert theilte ihr darauf mit, daß er dann und wann schriebe, daß er sich nach seiner Versicherung wohl befände, und daß er sich wahrscheinlich über Emma's Verlust zu trösten begänne, weil er seit einiger Zeit die älteste Tochter seines reichen Oheims, die schöne Amalia, in seinen Briefen häufig erwähne.

Emma's zweiter Besuch galt Hilberts Grab, auf welchem sie dem Andenken des Verewigten aufrichtige Thränen weihte und mit eigner Hand Blumen säete, die bald aufgingen und blühten.

Mit sehnendem Herzen eilte sie dann in's Pfarrhaus, wo sie die frühere Freundschaft, Herzlichkeit und Zuneigung wieder fand. Wilhelm wurde für diesen Sommer nicht daheim erwartet, wohl aber Friedrich, der zu Johannis eintreffen und seine Braut heimführen sollte.

Die jungen Gatten bereisten darauf ihre sämmtlichen Güter und kehrten dann nach B** zurück, um ohne Unterbrechung den ganzen Sommer daselbst zuzubringen.

Der Johannistag wurde dießmal im Pfarrhause zu B** mit zwei Traunngen gefeiert, der Notar Rosman vermählte sich mit Henriette Tyrell und der Vikar A** mit der schönen Emilie Rosman. Die Hochzeit war sehr lebhaft und dauerte fast acht Tage. Die Familie S** und Jenny Rosman war ebenfalls anwesend. Letztere hatte jetzt ihre frohe Laune völlig wiedergefunden. Sie befand sich zwar sehr wohl im elterlichen Hause, sehnte sich aber trotzdem nach Stockholm zurück, woselbst sich ein königlicher Sekretär in sie verliebt und Fridolf Tyrell aus ihrem Herzen verdrängt hatte. In den letzten Tagen des Monats August reisten die beiden gräflichen Paare nach Stockholm. Es war zwar noch sehr zeitig im Jahre, allein es mußte geschehen, weil Emma in ihrem Haushalt noch Manches zu besorgen hatte. Im Anfange des Oktobers schenkte sie dem glücklichen Eduard einen Sohn. Nun erst hatte das Glück der Familie seinen Höhepunkt erreicht. Eduard brachte alle seine freien Stunden an der Wiege seines Sohnes zu, und der Großvater und die Großmutter kamen täglich, um den theuern Enkel zu sehen und mit ihm zu spielen. Emma selbst war ihres Sohnes Amme, theils weil ihre mütterliche Zärtlichkeit ihr nicht gestatte, ihr Kind von fremder Milch nähren und von fremden Händen pflegen zu lassen, theils weil sie dadurch einen gültigen Vorwand bekam, sich von den geräuschvollen Vergnügungen der Hauptstadt zurückzuziehen, theils endlich, weil sie fürchtete, daß sich ihr eignes Schicksal durch die Annahme einer Amme bei ihrem Sohn wiederholen könnte.

Am Tage nach des kleinen Emmerich Taufe erhielt Emma einen langen Brief von Louisen. Diese war einige Tage vor Emma ebenfalls mit einem Sohn niedergekommen. Das Entzücken ihres Mannes war — so schrieb sie — unbeschreiblich und sie selbst fühlte sich als Gattin und Mutter so glücklich, daß kein Tag verging, an welchem sie dem Himmel nicht gerührt für ihr Glück dankte.

Es war in einer jener schönen Dämmerstunden, deren die jungen Gatten jetzt so viele hatten. Sie saßen an der Wiege ihres Sohnes, mit ihnen Richard und Julie, die seit einiger Zeit verlobt waren und im nächsten Jahre ihre Vermählung feiern sollten. Sie unterhielten sich vertraulich und riefen sich, um den Werth ihres gegenwärtigen Glücks desto mehr zu erhöhen, absichtlich die Erinnerung an jene trüben Stunden zurück, als sie noch keine Hoffnung hatten hegen dürfen, sich einander zu besitzen.

„O, wie beneidenswerth sind diese Stunden in einem kleinen Kreise warmer vertrauter Herzen!" — rief Richard. — „Welchen Genuß geben sie."

„Ja" — versetzte Emma — „sollte nicht ein

Abend, wie der heutige, alle Vergnügungen einer geräuschvollen Gesellschaft bei weitem überwiegen? — Liebe und Freundschaft machen uns ja unendlich glücklich!" —

Julie lehnte sich an Richard, ihre künftige Stütze durch das ganze Leben; Emma hob ihr Kind aus der Wiege und reichte es Eduard, der entzückt das Kind und dessen schöne Mutter an sein übervolles Herz drückte.

Der Abendstern blickte von dem klaren blauen Himmel herab durch das Fenster auf die Glücklichen.

Selbst-Trost.

O, meinen Schmerz kennt Niemand,
Ist er auch noch so heiß!
Weil eben ja ihn Keiner
Ganz zu begreifen weiß!

D'rum halt ich ihn verborgen
Vor dieser kalten Welt,
Die alles Seelenleiden
Für Ueberspannung hält!

Nur wenn die Sterne schimmern,
Dann schaue ich empor,
Aus dem bewegten Herzen
Bricht dann der Schmerz hervor.

Die Sterne flüstern leise
Mir Trost und Hoffnung zu
Und langsam kehrt in Busen
Zurück des Glaubens Ruh.

Der Schmerz ist abgekühlet
Beim schönen Sternenschein
Und ruhig geh ich wieder
Dann in mein Kämmerlein.

Und schlafe dann in Frieden,
In goldnen Träumen süß,
Bin so mein halbes Leben
Ja doch im Paradies!

Und wenn die kalten Menschen
Mich fragen: „Wie es geht:"
Dann sage stolz ich ihnen:
„Recht gut, wie Ihr ja seht!"

Denn würd' ich „schlecht geht's" sagen,
So hülfe es doch nichts,
Vorüber würd' man gehen
Mitleidigen Angesichts.

Und Niemand würd' es kümmern,
Was mir das Herz zerreißt? —
D'rum ist es gut mein Kummer,
Daß Du zu schweigen weißt.

L . . .

Mannigfaltigkeiten.

Manche parfümirte Dame würde sich wundern, wenn sie wüßte, woher der Inhalt ihrer Riechfläschchen kommt. Ein Bericht der Sachverständigen über die Londoner Ausstellung hat darüber merkwürdige Aufschlüsse gegeben. „Fuselöl, sagt Dr. Plagfair, dient zur Fabrikation von Cognac und Whiskey. Mit Schwefelsäure und essigsaurem Kali destillirt, gibt es Birnenöl; mit Schwefelsäure und doppelchromsaurem Kali, Aepfelöl. Ananasöl, das vielfach zur Fabrikation des Ananasale dient, wird gewonnen aus einer Mischung von faulem Käse und Zucker; das künstliche Mandelöl, von Konditoren und Seifenfabrikanten vielfach gebraucht, aus Salpetersäure und Steinkohlentheer. Manche schöne Stirn reibt sich mit Eau de Mille Fleurs, ohne zu wissen, daß der Hauptbestandtheil desselben aus der Jauche der Kuhställe gewonnen wird." Wir haben uns deßwegen nicht über Betrug zu beklagen, sondern über die Entwickelung der Chemie zu freuen. Diese künstlichen Fabrikate enthalten ganz dieselben Stoffe, die man früher aus den Früchten und Blumen zog. Aus der Zersetzung der letzteren hat man die Zusammensetzung der ersteren gelernt.

Das von der Redaktion des Illustrirten Familienbuches kürzlich angezeigte Ergebniß ihrer Preis-Ausschreibung können wir heute durch die Mittheilung vervollständigen, daß die Herausgeber jener Monatschrift, die Direktion des österreichischen Lloyd in Triest, den Verfassern der drei im Protokoll der Preisrichter Bauernfeld, Halm und Seidl ausgezeichneten Novellen auch ihrerseits dadurch ihre Anerkennung kundgegeben hat, daß sie jeder derselben nachträglich einen freiwilligen Preis außer dem üblichen Honorar verliehen hat. Es sind nämlich die Novellen: „Ein Pfarrhaus in Rathangen" von Julie Burow — Frau Julie Pfannenschmidt, geb. Burow, in Züllichau, mit einem Preise von fünfzehn Dukaten; — „Ein Lebensstück" von Edmund Höfer in Greifswald und „Die Blinden" von Paul Heyse in Berlin, jede mit einem Preise von zehn Dukaten ausgezeichnet worden. Dieselben werden sämmtlich in den nächsten Heften des Illustrirten Familienbuches enthalten seyn.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 187 22. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Von solchen einsamen Herzensergießungen heimgekehrt, war es des edlen Mannes eifrigstes Bestreben, Louisen durch erhöhte Liebe zu beweisen, daß die Nichterfüllung seines liebsten Wunsches sein Herz nicht von ihr abgewendet habe. Wir müssen uns doppelt lieben, meine Louise, rief er oft, um eins dem anderen zu ersetzen, was der Himmel uns bis jetzt versagt hat!

Die junge Frau lachte dann wohl, und neckte den sentimentalen Krieger, wie sie Charles scherzend nannte, mit seiner Sehnsucht nach dem ehrwürdigen Vaternamen. In ihrer Brust war der Wunsch, Mutter zu werden, noch nicht erwacht, sie fühlte sich glücklich in der unruhigen, zerstreuten Lebensweise, und wenn sie sah, welche Opfer, welche Entsagungen Rosalien ihr Mutterglück kostete, so war sie froh, daß ihr der Himmel diese Prüfung, wie sie es nannte, noch nicht auferlegt hatte.

Louise war eine von den Naturen, deren Lebensweisheit darin besteht, Allem die lachende Seite abzugewinnen. Man muß das Glück, die Heiterkeit und den Frohsinn suchen, hatte Madame Delkour oft gesagt, der Ernst des Lebens, die Sorgen und Mühen finden sich von selbst schon ein! —

So verging der Winter, und das Gerücht eines bald ausbrechenden Krieges verbreitete sich mehr und mehr. Schon waren bedeutende Streitkräfte im Norden Deutschlands zusammengezogen worden, und auch unsere Freunde erwarteten fast täglich die Ordre zum Aufbruch.

Nun entstand natürlich die Frage, wohin sich die Frauen bei einem bevorstehenden weiteren Marsch begeben sollten? Rosalie wird mich begleiten! sagte ruhig Albert.

Mit dem Kinde? fragte erstaunt Gérard.

Und warum nicht? Das Kind kann die Mutter noch nicht entbehren, und weder Rosalie noch ich möchten uns von unserem Engel trennen!

Aber wenn es zur Schlacht kommt?

Natürlich wird Rosalie mich nicht bis auf das Schlachtfeld begleiten, allein sie wird so weit mitgehen als möglich ist, und sich dann den andern Frauen anschließen, deren ja viele der großen Armee folgen!

Und denkst Du denn nicht an die Mühseligkeiten, an die Gefahren, denen Du Deine Frau aussetzest?

O, rief lebhaft Rosalie, Mühseligkeiten scheue ich nicht, ich bin gesund und stark, bin auf dem Lande erzogen und nie verweichlicht worden! Die Gefahren werden mich nicht schrecken, da Albert ja noch viel größeren begegnen muß! In seiner Nähe habe ich zu Allem Muth, dahingegen getrennt von ihm, ich der Angst und Sorge erliegen würde! Darum, mein theurer Freund, suchen Sie ja nicht Albert umzustimmen, denn ich bin fest entschlossen, ihm zu folgen, wohin es auch sey! — Und weder Noth und Gefahren werden mich abhalten, das zu thun, was mein Herz gebieterisch verlangt.

Du bist mein liebes, treues Weib! rief Albert, indem er die Glühende innig umarmte. Und was denkst Du und unsere Freundin zu thun, Charles?

Ich dachte erst, Louise sollte zu ihrer Mutter zurückkehren, erwiderte Gérard, allein ich hatte nicht bedacht, daß sie in einem kleinen Landstädtchen weit weniger sicher seyn wird, als hier in der Residenz, und so hoffe ich meine Schwiegermutter wird Louisens Bitten nachgeben und hieher kommen.

Ein finsterer Blick aus Alberts Augen fiel auf die junge Frau und Rosalie konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken.

Ich bin hier dem Kriegsschauplatz näher, sagte rasch Louise, ich kann früher und öfter Nachricht von Charles haben, als wenn ich in dem kleinen Neste sitze, wo die Posten unrichtig gehen und die Zeitungen so spät ankommen, daß man immer um eine ganze Woche hinter der übrigen Welt zurück ist! Kommt es wirklich zum Marsch, so begleite ich Charles bis Dresden, bis wohin mir dann meine Mutter entgegenkommen wird, mit der ich hieher zurückkehre.

Und warum ziehen Sie nicht vor, mit Ihrer

Digitized by Google

Frau Mutter in Dresden zu bleiben, wohin die Nachrichten vom muthmaßlichen Kriegsschauplatz ja noch früher kommen müssen als hieher?

Mein Gott, was soll ich in einer Stadt, wo ich keinen Menschen kenne, rief fast unwillig Louise, und Gérard fügte schnell hinzu: daß ja jede Stadt, wo sie mit ihrer Mutter lebe, gleich sey, und es ihm ebenfalls eine Beruhigung seyn werde, seine theure Louise in dem Kreise guter Freunde und Bekannten zu wissen.

Wenige Wochen nach diesem Gespräch kam die längst erwartete Marschordre, und zwar ging das Regiment für's Erste nur bis in die Gegend von Dresden, wo eben der imposante Fürsten-Kongreß sich versammeln sollte. Louise jubelte, und die Neuheit des Schauspiels, welches sich ihren Augen darbieten würde, ließ sie die gewiß nahe bevorstehende Trennung von dem Manne ihrer Wahl vergessen.

Graf Horn meinte: daß, obgleich alle in Dresden sich versammelnde Monarchen ihm persönlich bekannt wären, es doch von Interesse für ihn seyn würde, den Beschlüssen, aus denen große wichtige Ereignisse sich entwickeln müßten, gleichsam mit beizuwohnen, und er also ebenfalls nach Dresden zu gehen gedenke, wobei er sich sowohl während der Reise als auch für die Zeit ihres dortigen Aufenthalts den Damen als Beschützer anbiete.

Für die Zeit ihres Aufenthalts in Dresden hoffen wir selbst den Schutz und Schirm unserer Frauen seyn zu können, erwiderte rasch Gérard, sie aber während der Reise unter männlichem Schutz zu wissen, ist mir wahrlich eine Beruhigung, lieber Graf, und ich freue mich aufrichtig Ihres Entschlusses!

Der Graf verbeugte sich verlegen und über Louisens Wangen glitt eine leichte Röthe, die sie den Freunden zu verbergen strebte, indem sie rasch das Zimmer verließ um, wie sie vorgab, unaufschiebbare Anordnungen zu treffen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Algerien.

Sidi Bel Abbès, 23. Juli 1852.

— — Unsere Campagne ist durch ein heißes Gefecht an der Gränze von Marokko beendet worden. Am 15. Juni verließen wir Bel Abbès und am 23. lagerten wir am Flusse Ouad-Rhiss, einige Kilometer von der Stadt Argbal, in deren Umgegend in unzugänglichen Bergschluchten viele Tausende von Arabern schwärmten. Unser Zweck war, diesen Stämmen die Ernte wegzunehmen, da sie für ihren Empörungsversuch eine exemplarische Züchtigung verdienten. Wir bildeten eine Kolone von 3000 Mann, geführt von General Montauban. Am 24. 4 Uhr Morgens begannen 500 Arbeiter das Korn und die Gerste zu schneiden, hinter ihnen zu Pferde befanden sich 6 Eskadronen Chasseurs d'Afrique, ein wenig weiter das Gewehr beim Fuß, unser braves Regiment. Kaum hatte das Sicheln begonnen, so bedeckten sich die umgebenden Höhen mit Feinden, die vollständig nackt, ihre Flinten schwingend, ein gräßliches Geheul ausstießen und Kugeln in die Reihen der Arbeiter sendeten. Der General ließ die Chasseurs vorrücken, und diese trieben die Araber in heftiger Verfolgung bis Argbal; die Araber ließen ungefähr 200 Mann auf dem Schlachtfelde, während die Chasseurs nur geringen Verlust hatten. Aber unglücklicher Weise war dieß nur der Beginn des Tages. Als der General um 8 Uhr die Chasseurs noch nicht zurückkehren sah, gab er unserem Bataillon (in der Stärke von 300 Mann) Befehl, zu ihrer Unterstützung nachzurücken. Um 9 Uhr erklommen wir felsige Anhöhen, hin und wieder mit stachelichen Gebüschen und Palmbäumen bewachsen, und stießen auf die Araber, die wohl 8—10,000 Mann stark die 600 Chasseurs umzingelt hatten. Diese, bereits ohne Munition, kämpften mit dem Säbel in der Faust, ihre Pferde am Zügel haltend. Wir warfen uns im Sturmschritt mit gefälltem Bayonnet auf die Araber, die beim ersten Zusammenstoß wichen, und so erhielten die Jäger Raum, sich zurückzuziehen; aber dieß war nicht Alles, denn auch wir mußten unseren Rückzug bewerkstelligen. Die Hitze war wahrhaft afrikanisch, unsre Entfernung von der Kolonne betrug 6 Kilometer auf einem sehr schwierigen Terrain; die Kavallerie war zurückmarschirt, weil der Boden ihr nicht zu manövriren gestattete. Die Araber umschwärmten uns zu Tausenden in nächster Nähe, ja bis an die Spitze unsrer Bayonnete drangen sie vor. Nach einem zweistündigen Widerstand sahen wir uns erheblich geschwächt, und da keine Unterstützung erschien, versuchte man den Feind zu durchbrechen, und den Ouad Rhiss im Sturmschritt wieder zu erreichen. Eine Sektion Voltigeurs warf sich auf den Feind, ihr Muth öffnete uns eine Bresche, aber wir sahen fast die ganze Sektion mit ihren Offizieren vor unseren Augen fallen. Nun stürzten wir uns in die Bresche, und durch einen lebhaften Angriff mit dem Bayonnet und Kolbe gelang es uns, einen kleinen Zwischenraum zwischen uns und den Arabern herzustellen. Der Rückzug begann; Jeder schlug sich „auf eigene Hand", es war ein Gefecht von einem Felsen, einem Gebüsch zum andern. Ich habe allein 40 Schüsse gethan, mein Flintenlauf war so heiß, daß ich ihn nur mit dem Riemenbügel be-

rühren konnte. Jeder Mann war von 4—5 Arabern verfolgt; hatte man einen Schuß abgefeuert, so setzte man seinen Rückzug im Sturmschritt fort, warf sich hinter einen Palmbaum, um zu laden, und fast jede Kugel verwundete oder tödtete. Ich glaube, die Kaltblütigkeit steigt mit der Gefahr, denn der Tag war einer der schrecklichsten, die wir seit 1845 gesehen haben. Die Arabee waren immer auf 50 Scheitte hinter uns, bevoe wir Zeit hatten zu laden, waren sie uns auf den Fersen, verfolgten uns mit Schüssen, mit dem Yataghan und selbst mit Steinwürfen. Endlich hörten wir ein Gewehrfeuer, die übrigen Bataillone erschienen auf dem Schlachtfelde, und von ihnen gedeckt kamen wir in's Lager zueück, nachdem wir die Hälfte unseres aemen Bataillons auf dem Platze gelassen hatten: 2 Offiziere todt, 5 verwundet, 124 Mann kampfunfähig. Der Verlust des Feindes soll enorm seyn, denn unsere Leute zielen gut. Die Affaire hatte vom Morgen bis 4 Uhe Nachmittags gedauert, während welcher Zeit wir weder gegessen, noch getrunken haben, und das im Juni. — Der General bewillkommte uns in einem prächtigen Tagesbefehl, worin es hieß: „Chasseurs, Ihe verdankt Euer Leben dem tapfern 13. Bataillon der Fremdenlegion, das durch seine Hingebung, seine Ruhe im Feuer und seine Energie Euren Rückzug gedeckt und uns die Ehre des Tages gesichert hat." Zehn Tage später rückten wir in Bel Abbès ein, die ganze Bevölkerung kam uns entgegen, und wir empfingen unsren Adler, der eben von Paris gekommen wae, beim Donner der Kanonen und untee dem Schalle dee Musik unsees alten Regiments.

Literatur und Kunst.

Seit Anfang dieses Jahres erscheint im Verlage der G. Schwetschke'schen Buchhandlung zu Halle:

Die Natur, Zeitung zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntniß und Naturanschauung für Lesee aller Stände. Herausgegeben von Dr. Otto Ule, in Verbindung mit Dr. Karl Müller, C. A. Roßmäßler und andern Freunden. 1. — 3. Quartal. Mit rylographischen Illustrationen. Wöchentlich eine Numer. — In Umschlag geheftet à Quartal 1 fl. 30 kr.

Man höet es jetzt oft und wiederholt aussprechen, daß die Naturwissenschaften in der Gegenwart in den Vordergrund des Lebens getreten sind. Diese Ueberzeugung war es auch, von welchee die Herausgeber dieser Zeitschrift geleitet wurden, und daß sie sich weder in der großen Befähigung der Naturwissenschaften füe wirkliche Volksbildung, noch in der erwachten Theilnahme des Volkes selbst für diese Wissenschaft täuschten, das hat die außerordentliche Verbreitung der Zeitung während der kurzen Zeit ihres Bestehens, seit Beginn des Jahees 1852, vollkommen bewiesen. Dee hohe Beruf der Naturwissenschaft läßt sich kaum mit besseren Worten aussprechen, als es einer dee edelsten Fürsten Deutschlands, der Freund und Beschützer Goethe's, Karl August von Sachsen-Weimar, bereits im vorigen Jahrhundert gethan hat. „Die Naturwissenschaft ist so menschlich, sagt er, so wahr, daß ich jedem Glück wünsche, der sich ihr auch nur etwas ergibt: sie fängt an leicht zu weeden, so daß auch gern trägere Menschen sich eher dazu einladen lassen; sie ist so leicht und wahe zu behandeln, daß sie den Geschmack am Unwahren übeewiegen kann; sie beweist und lehrt so bündig, daß das Geößte, das Geheimnißvollste, das Zauberhafteste so ordentlich einfach, öffentlich, unmagisch zugeht; sie muß doch endlich die armen unwissenden Menschen von dem Durst nach dem Dunkeln, Außerordentlichen heilen, da sie ihnen zeigt, daß das Außerordentliche ihnen so nahe, so deutlich, so außeeordentlich, so bestimmt wahr ist. Ich bitte täglich meinen guten Genius, daß er auch mich von aller andern Art von Bemerken und Lernen abhalte und mich immer auf den ruhigen und bestimmten Weg leite, den uns der Naturfoescher so natürlich vorschreibt." So sprach ein Fürst, der alle seine Menschen- und Regententugenden dem Studium der Natur verdankte. Die Herausgebee der „Natur" sagten nichts Anders, wenn sie reine Menschenbildung als Zweck an die Spitze ihees Blattes stellten. Sie wollten nicht bloß belehren, auch nicht unterhalten, sondeen zugleich eine geistigere Anschauung dee Natur und dadurch auch des Lebens und aller seiner Veehältnisse voebereiten. Sie wählten darum ihre Gegenstände aus den verschiedensten Gebieten der Naturwissenschaft, um zugleich in die verschiedensten Gebiete des Lebens eingreifen zu können. Sie wählten die mannigfaltigsten Formen der Behandlung, um alle Seiten des Geistes und Herzens anzuregen. Wenn daher auch manchem Leser einmal dee eine Aufsatz zu streng wissenschaftlich, der andere zu einfach und allgemein, ein dritter zu wenig praktisch war, immer konnte ee doch wiedee im einen oder andern seine Befriedigung finden. Von dieser Mannigfaltigkeit zeigt der Inhalt der drei ersten Quartale. Sie enthielten

von Otto Ule: die Aufgabe der Naturwissenschaft; der Mond; die Werke des Menschen und die Werke der Natur; die Lebenswärme; die Erkältung; die Koralleninseln; Geoß und Klein in der Natur; die Veebrennung; die

Grundverhältnisse des Schönen für Auge und Ohr; die Steruschnuppen; die Eisberge; die Gletscher; der Blick als Ausdruck des Innern; Elektrizität und Magnetismus; die Stimme als Ausdruck des Innern; die Denksteine der Erdgeschichte! Edle und gemeine Steine; Elektrizität und Magnetismus als Licht- und Wärmequellen; der elektromagnetische Telegraph.

von Karl Müller: die Riesenbäume; Blick in ein Schwefelholz; aus dem Leben der Kartoffel; die Ehe der Blumen; die Mooswelt; der Frühling einer Binse; der Mensch und das Papier; eine kranke Rose; die Zapfenpalmen; das Leben der Pflanze im kleinsten Raum; der Erlöser im Steine; der Kropf; das Häßliche im Spiegel der Wissenschaft; Bilder von der Nordsee; Wechselleben der Natur; eine Wasserrose; der Mensch und der Milchsaft der Pflanzen; das Seufzen der Kreatur; die Pflanzenfaser; die Weberkarde; die Pflanzen als Lehrerinnen der Menschheit; die Verklärung durch die Industrie.

von Emil Roßmäßler: Wunderbare Art zu essen; die Schmetterlingsstäubchen; Bauart der Weichthiergehäuse; der Baumstamm — sein Stammbaum; der Guano; niedere und höhere Organisation; die Versteinerung und die Antike; die Schlupfwespen; die Entwicklung der Schlammschnecken; der Liebespfeil der Schnecken; künstliche und natürliche Systeme; das Leben in Teichen und Sümpfen; über den Werth der Naturaliensammlungen; Frühlingserwachen am Rheine.

von Rudolph Brenner: der Stoffaustausch zwischen Thier- und Pflanzenwelt.

von A. G. Bronn: Geschichte eines Baumgartens.

von J. F. Schouw, übers. von H. Zeise; die Natur Nord- und Südafrika's.

Zahlreiche Gedichte und kleinere Mittheilungen schlossen sich daran an. In der literarischen Uebersicht wurden die Werke der Herausgeber; die physikalische Erdkunde von Arnold Guyot; Oersted's Geist in der Natur; Schouw, die Erde, die Pflanze und der Mensch; Harting, die Macht des Kleinen; Bromme's Atlas zu Humboldt's Kosmos; Moleschott's Lehre der Nahrungsmittel, und der Kreislauf des Lebens u. A. ausführlich besprochen.

In der nächsten Zeit werden auch Aufsätze aus den bisher weniger berührten Gebieten der Naturwissenschaft, der Astronomie, Mineralogie und Geologie, der Länder- und Völkerkunde, Chemie und Landwirthschaft folgen. Angefeuert durch die bedeutende Theilnahme des Publikums und die Erfolge ihres Wirkens werden die Unternehmer bemüht seyn, immer mehr durch ihr Blatt den Wünschen der Leser und den Anforderungen der Zeit zu genügen.

Mannigfaltigkeiten.

[Tochter und Frau.] Eine bekannte hübsche Pariser Schauspielerin erbat sich kürzlich von ihrem Direktor auf einige Wochen Urlaub zu einer nothwendigen Reise. Sie war Waise und hatte unter den Papieren, der einzigen Erbschaft von ihrer Mutter, eine sichere Spur von ihrem Vater zu finden geglaubt, den sie nun aufsuchen wollte. Jene Spur leitete sie nach Belgien. Sie kam in Brüssel an, erkundigte sich und erfuhr, daß der Mann, den sie suchte, ein reicher Hagestolz sey. Die Wohnung desselben war bald auskundschaftet; Fräulein X. begab sich dahin und stand einem Mann von 40 bis 45 Jahren gegenüber, der noch ganz gut aussah. Die Stimme der Natur sprach sofort bei seinem Anblicke in der Künstlerin, denn sie umschlang ihn alsbald und bedeckte ihn mit Küssen. Der Belgier ließ sie gewähren und wartete geduldig, bis der erste Sturm der Leidenschaft sich beruhigt hatte. „Mein Vater! Endlich habe ich Dich gefunden!" sprach sie dann und der Belgier fiel aus allen Himmeln. „Sie irren sich," sagte er endlich, „ich habe kein Kind." Lieber Vater, lies nur diese Briefe —," entgegnete das Mädchen und hielt ihm die Briefe hin. Sie waren nicht von ihm, sondern von einem Namensvetter, der schon vor mehreren Jahren in Armuth gestorben. Das wirkte wie ein Donnerschlag auf die Künstlerin, die weinend in ihrer Schönheit vor dem Manne stand, in dem eine andere „Stimme der Natur" zu sprechen begann und der nach einiger Zeit erklärte: „Ihr Unglück, mein Fräulein, rührt mich tief, aber ich will Ihnen einen neuen Beweis davon geben, daß ich nicht Ihr Vater bin, indem ich mich erbiete, Sie zur Frau zu nehmen." Die Künstlerin, die einen Vater gesucht hatte, fand mit vielleicht noch größerer Freude einen Mann. Die Trauung erfolgte in der letztern Zeit und die seltsame Geschichte machte in der Theaterwelt, wie man sich denken kann, nicht geringes Aufsehen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 188 24. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Am Abend des 12. Mai 1812 läuteten in Dresden alle Glocken und zahlreiche Kanonensalven verkündeten den Einzug des Beherrschers von fast ganz Europa. Seit 5 Uhr Nachmittags stand die sächsische Garde in ihrer rothen, goldgestickten Galauniform unter den Waffen und bildete Spalier in den Straßen der Hauptstadt! die Staatskarossen des Königs waren dem Kaiser schon am frühen Morgen entgegen gesendet worden, aber erst um 11 Uhr in der Nacht kam der Sieger von Arcole im eigenen einfachen Reisewagen, und die Galawagen fuhren leer hinter her.

Louise hatte mit Rosalien und dem Grafen Platz an einem Fenster in der Wilsdruffergasse genommen, um von dort den Zug vorüberziehen zu sehen. Als aber Stunde an Stunde verging, ohne daß die Glocken die Annäherung desselben verkündigten, erklärte Rosalie, daß sie entschlossen sey, nach Hause zu gehen, da die Sorge um ihr Kind ihr nicht erlaube, länger zu bleiben, und sie für heute lieber darauf verzichten wolle, den Kaiser zu sehen, als noch länger in der Ungewißheit zu schweben, ob nicht von Neugierde getrieben die Wärterin vielleicht das Knäbchen allein gelassen habe. Louise versuchte zwar sie zum Bleiben zu bewegen, allein die besorgte Mutter war taub gegen ihre Vorstellungen, im Gegentheil wollte sie Louise bereden, ebenfalls zurückzukehren, da der Kaiser gewiß irgendwo anders übernachten und seinen Einzug in die Residenz erst morgen halten würde. Dieser Ansicht widersprach der Graf lebhaft, und Louise erklärte, daß sie nicht umsonst so lange gewartet haben wollte, sondern nun auch bleiben würde, bis der Abmarsch des Militärs ihnen die Gewißheit gäbe, der Kaiser komme nicht.

Rosalie zögerte noch einige Zeit, es schien ihr Unrecht oder doch ein Verstoß gegen die Schicklichkeit, wenn sie Louise in später Abendstunde mit dem Grafen allein ließe, doch ihre Mutterangst siegte, und mit der an die Freundin gerichteten Bitte, sich nicht zu lange erwarten zu lassen, eilte sie nach Hause, während Louise mit dem Grafen in dem dämmernden Gemach allein blieb.

Wie preise ich die kluge Einsicht meines Freundes Gérard, sagte nach einer Pause der Graf, der Sie zurückkehren läßt nach ***g, gnädige Frau, wo Sie im Kreise Sie verehrender Freunde sicher aufgehoben sind, während Frau von St. Mars in völliger Unkenntniß dessen, was ihr bevorsteht, sich und ihr Kind allen Gefahren des Krieges aussetzt! Wahrlich, ich begreife den Rittmeister nicht, er liebt seine Frau und will sie doch solchen Fährlichkeiten preisgeben!

Herr von St. Mars hat nicht die Selbstverläugnung meines Mannes, erwiderte Louise, er liebt vor Allem sich selbst, auch würde Sally kaum dahin zu bestimmen seyn, sich von ihrem Albert zu trennen, an dem sie mit etwas überspannt-romantischer Liebe hängt!

Sie haben recht, gnädige Frau, überspannt-romantisch, der Ausdruck ist ganz bezeichnend für das Gefühl der Frau von St. Mars, und es thut mir leid, ihretwegen leid, daß sie dieß Gefühl so sehr zur Schau trägt, denn nichts gibt so leicht den Schein der Lächerlichkeit, nichts wird in der großen Welt so leicht bespöttelt, als die enthusiastische Liebe einer Frau zu dem Mann, mit dem sie seit Jahren verbunden ist. Man hat in ***g den Entschluß Ihrer Freundin vielfach getadelt, dahingegen man Ihren Plänen völlige Zustimmung gab.

So suchte der Graf die junge Frau über das Urtheil der Welt zu beruhigen und sie in ihren eigenen Augen zu rechtfertigen, während er die aufopfernde Liebe Rosaliens geschickt in den Schatten zu stellen wußte. Daß er es war, der den Wunsch nach ***g zurückzukehren in Louise rege gemacht, daß er es war, der durch allerlei Einwirkungen Gérard dafür zu stimmen verstanden hatte, verschwieg er sorgfältig, indem er das Ganze als allein von Gérard ausgehend darstellte. Louisens Entschluß, während der Abwesenheit ihres Mannes ganz eingezogen zu leben, schreckte ihn nicht, er kannte den leichten, sich zur Genußsucht hinneigenden Sinn der jungen Frau, und erwar-

Digitized by Google

tete daher Alles von der Zeit und den langen einsamen Stunden. Und wenn selbst Louise bei ihrem Entschluß beharren sollte, so konnte dieß ihm, als erklärten Hausfreund, nur Vortheil bringen, da es ihm unstreitig vergönnt seyn würde, ihr die einsamen Stunden zu verkürzen und zu erheitern. Nur eins störte ihn in seinen Plänen und frohen Aussichten für die nächste Zukunft, und dieß war die bald erwartete Ankunft von Louisens Mutter. Er kannte die Baueräthin nicht, und fürchtete, daß diese vielleicht über Alles, was eheliche Treue oder doch den äußern Anstand anlangte, sehr kleinbürgerliche Grundsätze und Ansichten haben möchte. Er suchte daher Louise in diesem, zur Mittheilung so geeigneten, ungestörten Augenblick über den Charakter und die Geistesrichtung ihrer Mutter geschickt auszuforschen, und Alles, was er hörte, entsprach seinen Hoffnungen und geheimen Wünschen so ganz, daß er vergnügt die Hände rieb und im Stillen den Augenblick herbei wünschte, wo die Entfernung des Gatten ihm erlauben würde, die Rolle des achtungsvollen Verehrers mit der des tröstenden, liebenden Freundes zu vertauschen. Durch feine Schmeicheleien, durch sprühende Witzworte suchte er die junge Frau für seine Zwecke vorzubereiten, die jetzt nicht mehr mit Ungeduld die Ankunft des Kaisers erwartete, sondern wohlgefällig den Worten des schönen Mannes lauschte, und es ganz übersah, daß im Zimmer tiefes Dunkel herrschte, und nur das von der Straße heraufschimmernde Licht einen schwachen Schein durch die geöffneten Fenster warf. Endlich rief der laute Schall aller Glocken sie aus ihrer Vergessenheit auf, während ein rother Schein von Fackeln das Gemach auf einen Augenblick erhellte. Der Kaiser fuhr vorüber, und in der Eskorte neben dem Wagen ritt Albert. Das Licht einer Fackel erhellte in diesem Augenblick das Fenster, in welchem Louise mit dem Grafen lehnte; Albert sah hinauf, und ein düsterer Zug glitt über sein Gesicht, als er das Paar allein sah, und sein großes feuriges Auge warf der Gattin des Freundes einen so strafenden Blick zu, daß Louise davon im Innersten erbebte und sich schen zurückzog, als sie zwischen dem übrigen Gefolge des Kaisers Gérard erblickte. Ein triumphirendes Lächeln zuckte über das Gesicht des Grafen und mit freierem, zuversichtlicherem Wesen als er sonst der schönen Frau gegenüber zu haben pflegte, bot er der Erschrockenen den Arm, um sie durch Nacht und Dunkel schnell in ihre Wohnung zu begleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Wisconsin.

Als vor einigen Jahren der neuerstandene Staat Wisconsin im fernen Westen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte, und die deutsche Emigration massenweise dorthin strömte, hofften manche patriotisch gesinnte Männer, es werde dort ein Neudeutschland entstehen, die deutsche Bevölkerung werde die überwiegende seyn, die deutsche Sprache, welche einst in Pennsylvanien nahe daran war, in den öffentlichen Verhandlungen über die englische zu siegen, jetzt aber dort immer mehr verkümmert und an Boden verliert, werde jenseits der großen Seen zu einer würdigern Selbstständigkeit gelangen. Die schöne Hoffnung ist nicht in Erfüllung gegangen. Das deutsche Element hat auch hier nicht sich zu vereinigen, noch seine Kräfte zu konzentriren verstanden. Und wenn auch die Emigration sich nicht im Westen wieder in den verschiedensten Richtungen zerstreut hätte, an der Zerrissenheit wie an der Gleichgültigkeit der Mehrzahl unserer Landsleute wäre die Bildung eines vorwiegend deutschen Staats immer gescheitert. Was Loeher in seiner Geschichte der Deutschen Nordamerika's mit Nachdruck als deren Erbfehler bezeichnet, bestätigt jeder, der nur einigermaßen Kenntniß der Zustände des Westens gewonnen und die Wahrheit liebt. Die eigenen Feindseligkeiten der Deutschen in Amerika sind hier immer und ewig allem nationalen Gedeihen im Wege. In Deutschland war das sich Widerstrebende durch Sitte und Polizei verbunden. Hier wird das Selbstgefühl nur bei zu vielen roh, und für das Allgemeine zerstörend wirksam. All das bittere Gefühl, welches in Deutschland zurückgedrängt wurde, macht sich hier Luft; all die Zerrissenheit und Zwietracht, welche Deutschland unglücklich macht, trägt hier ungescheut ihre giftigen Früchte. Einen allgemeinen Zusammenhalt zu stiften, war deßhalb nicht möglich. Was durch die Bemühungen einzelner tüchtiggesinnter Deutschen festgenietet war, brach auch alsbald wieder zusammen.

Die Deutschen Nordamerika's haben sich auch längst an den demüthigenden Gedanken gewöhnt, daß sie immee bestimmt seyen, als Humus für die Blüthe und Fruchtbarkeit des großen Freistaats zu dienen und von dem mächtigeren Stoff der Yankees assimilirt zu werden. Erheben sich dann zuweilen einige patriotische Stimmen zur Gründung eines deutschen Staats als Bundesglied der Union, wird man von der Menge gewöhnlich noch mißverstanden, gehöhnt und ausgelacht. Die übermächtige Anziehungskraft des stammverwandten englischen Elements macht sich auch in den westlichen Staaten auf eine Weise geltend, daß man jenen wohlmeinenden deutschen Stimmführern aus

voller Ueberzeugung zurufen möchte: Lasciate ogni speranza! Auch wenn das alte Deutschland sich verjüngt, auch wenn die Emigration in gesteigertem Grade fortdauert, das letzte Ende wird immer seyn, daß die deutsche Nationalität zum Yankeethum untergeht, freilich nicht ohne den Charakter des letztern theilweise umzugestalten.

Wenn aber gerade in den neuen westlichen Staaten Wisconsin und Jowa, wo die deutsche Bevölkerung sich vergleichsweise noch am stärksten fühlt, dem nüchternen Beobachter die Ueberzeugung sich aufdrängt, daß die deutsche Nationalität hier nie und nimmer Großes zu hoffen, so ist dagegen das physische Gedeihen, das materielle Glück der Mehrzahl der Ansiedler nicht abzuläugnen. Der Boden Wisconsins, meist aus Kalkmergel oder mit Kalk und Lehm gemischtem Sandboden bestehend, ist zwar nicht so ergiebig als die fruchtbaesten Gegenden von Ohio und Illinois, übertrifft aber diese beiden Staaten im Ganzen an gleichmäßiger Fruchtbarkeit. Auch ist das Land hier wohlfeiler und das Klima, mit Ausnahme weniger Sumpfgegenden, gesund. Es ist die wahre Heimath des Ackerbauers. Auch mancher deutsche Handwerker fühlt sich hier wohl, auch mancher deutsche Kaufmann ist hier reich geworden. Aber in Handel und Gewerbe haben sie an den Amerikanern rührigere und gewandtere Konkurrenten, während es nach dem Geständniß des Amerikaners selbst der deutsche Farmer an Geschick, und noch mehr an nachhaltigem Fleiß dem Yankee und dem Irländer zuvorthut, sich im Busche draußen heimischer als die andern fühlt, und in der Regel besser gedeiht. Wer in Wisconsin sich nicht verleiten ließ, mehr Boden zu kaufen als er brauchte oder bezahlen konnte, wer sein Blockhaus aufgeschlagen und die erste Ernte eingebracht, ohne Schulden zu machen, der kommt, wenn auch langsam, zu sicherem Wohlstande. Wisconsin, vor 15 Jahren noch eine vollkommene Wildniß, ein unermeßlicher Wald von Ahorn, Eichen und Hickorybäumen, gleicht jetzt mehr einem lieblichen Parke, wo in freundlicher Abwechselung Wiesen und Felder, Gärten und schmucke Farmerhäuschen die Einförmigkeit des Laubwaldes unterbrechen. Die Deutschen bilden zwar nur zwei Fünftel der Gesammtbevölkerung, aber auf dem Lande ist in manchen Counties die größere Hälfte deutsch. Der Yankee ist mehr Kaufmann und Geweebsmann, die mühsame Arbeit des Bauern behagt ihm selten auf die Länge, und er ist immer bereit, seine eingerichtete Farm an neue Einwanderer gegen mäßigen Gewinn zu verkaufen. In den Städten ist das amerikanische Gepräge über das deutsche entschieden voeherrschend, und die Yankees sind hier durchschnittlich die Reicheren. Ueber neun Zehntheile der wohlhabenderen Kaufleute und Hausbesitzer sind in den Städten Wisconsins Amerikaner. Selbst die deutschen Israeliten mit all' ihrer Geschäftskenntniß und gewandten Thätigkeit im Handelsfache konkurriren nicht ohne Mühe mit dem pfiffigen Yankee, dee hier so ganz in seinem Elemente ist.

Zahlen beweisen eindringlicher als Woete das wundersam easche, selbst in Amerika fast beispillose Emporblühen dieses westlichen Staates Im Jahr 1840 betrug die Bevölkerung Wisconsins 30,900 Seelen, worunter noch viele Indianer als schweifende Jäger. Im Jahe 1846 war die Bevölkerung bereits auf 155,270 Köpfe, also auf das Fünffache gestiegen; 1847 zählte man 210,546 und 1850 bereits über 305,000; nach der letzten Zählung von diesem Jahre bereits nahebei 380,000 Bewohner, also eine Zunahme von zwölfhundert Peozent innerhalb zwölf Jahren. Die Indianer sind, mit Ausnahme einiger nördlichen Counties, verschwunden. Städte und Flecken sind in allen Gegenden, besonders an den Ufern des Michigansees und des Mississippi, theils schon emporgeblüht, theils in Bildung begriffen. Milwaukie ist darunter die größte und bedeutendste durch ihren guten Hafen. Hier an der Mündung des Milwaukieflusses war vor 17 Jahren nur sumpfiger Wald. Ein französcher Canadier, Namens Juneau, hatte im Jahre 1834 hier ein Blockhaus gebaut, wo er mit seiner Familie wohnte und mit den Indianern der Gegend Pelzhandel trieb. Die günstige Lage lockte allmählich mehr Ansiedler heebei. Im Jahr 1838 wohnten hier 700 Amerikaner in Blockhütten. Heute ist Milwaukie eine große schöne Stadt von dem Umfange Augsbuegs, mit einer Hauptstraße, welche der Maximiliansstraße daselbst an Länge und Breite nicht nachsteht, an Bewegung und Leben sie weit übertrifft. Auch gibt es hier wohl ebenso viele stattliche Gebäude, freilich ohne die alte reichsstädtische Solidität und Sauberkeit. Trotz iheer schönen eleganten Häuser und Balkonen und Säulenhallen merkt man diesee Stadt doch an, daß sie vor nicht sehr langer Zeit aus Morast und Urwald herausgewachsen. Milwaukie zählt gegenwärtig 26,000 Bewohner. Nach der Zunahme der letzten 10 Jahre zu schließen, wird die Stadt in den nächsten 10 Jahren größer als Frankfurt, in 20 Jahren bevölkerter als München seyn. Unter allen Städten der Union herrscht in Milwaukie noch am meisten deutsches Leben. Sind die Amerikaner auch im Ganzen tonangebend und durch Reichthum, Zahl und politische Bildung überwiegend, so haben sich die Deutschen doch hier weniger als in New-York oder Philadelphia in ihren Sitten und Gewohnheiten stören lassen. Das sieht man so recht deutlich an den Sonntagen, wo die Deutschen trotz dem Aerger und dem Naserümpfen

Digitized by Google

der Yankees sichs nicht nehmen lassen, in ihrer Weise fröhlich zu seyn. Auf allen Hügeln tönt da die Geige und schwingen sich die deutschen Beine zum lustigen Walzer. Der deutsche Arbeiter fühlt sich wohl in einem Lande wo, bei großer Wohlfeilheit aller Lebensbedürfnisse, der gewöhnliche Taglohn 1 Dollar beträgt. Am Heimweh leiden in Amerika nur die Alten, die Gelehrten und die Weichherzigen.

Des Jünglings Herz.

Des Jünglings Herz ist ein munterer Zecher,
Genießt voll Lust von jedem Wein,
Läßt sich vom starken Zug berauschen,
Es will nichts, als bei'm Becher seyn;
Doch reicht die Liebe ihm den Becher,
Verflogen ist der wilde Saus;
Will's einen Becher allen tauschen
Und trinken nur den einen aus.

Des Jünglings Herz ist Meereswelle,
Die brausend fast den Himmel trübt,
Die stürmet, schäumet, wühlt, zerstöret —
Doch nur so lange, bis es liebt;
Dann wird es eine stille Quelle,
Die ruhig in dem Thale fließt,
Nicht stürmet mehr, nicht mehr verheeret —
Der Liebe Frühling nur genießt.

Des Jünglings Herz ist Sturmes-Wüthen,
Ein heftig stürmender, tobender Wind,
Der Himmel und Erde in Wirbeln drehet
Und durch die Lüfte rauschet blind;
Doch kommt die Liebe mit gold'nen Blüthen,
Sie wird zum leisen Zephyr es,
Der sanft um Liebchens Wangen wehet
Ein Küßchen stiehlt, ein himmlisches.

Mannigfaltigkeiten.

Der Berner „Bund" erzählt: Das Porträtiren der Heimathlosen in unserem Zuchthause gibt Anlaß zu interessanten Scenen. Das neue Prozeßmittel scheint den Züchtlingen besser zu gefallen, als Verhöre ꝛc. Die Repräsentanten der älteren Generation unterziehen sich der Operation nicht ohne ein gewisses Selbstgefühl. Der alte Ungar Humboleky, eine wahre Heldengestalt mit wallendem Silberhaar, könnte aber auch einem Maler würdige Motive liefern. Die harmlosen Vogelfänger und Korbflicker der Neuzeit betrachten die Sache meist als einen Jux. Ein altes Weib setzte sich mit Zittern und Zagen vor das schwarze Rohr und ließ sich den Kopf festschrauben. Als der Photographist seine Sekunden zu zählen begann, ward sie leichenblaß und einer Ohnmacht nahe. Nach beendigter Operation athmete sie tief auf und gestand unter lautem Heulen, sie habe geglaubt, man wolle sie mit der Kanone todtschießen. Einer der Sitzenden weigerte sich beharrlich, die charakteristische Tabaksdose in der Hand zu halten; dieß führte zu der Entdeckung, daß derselbe den Spitznamen „Schnupftabaksnase" führe, was die Herstellung einer während vielen Jahren unter verschiedenen falschen Namen verborgenen Persönlichkeit möglich machte.

Der Guaco ist in Amerika ein unübertreffliches und untrügliches Mittel zur Zähmung der giftigsten Schlangen und das beste Gegengift gegen den Biß derselben. Man reibt die Blätter zwischen zwei Steinen, infundirt sie mit Wasser und trinkt zwei kleine Theelöffel voll. Das Extrakt wird außerdem durch Einschnitte an Händen und Füßen und durch Punktirung der Brust inoculirt. Der Erfolg war, wie der Berichterstatter im Ausland 1852 Nr. 14 erzählt, merkwürdig. Nicht nur, daß die Korallen- und Cascabelschlange (die giftigste) sich ohne Zorn und fast schmeichelnd um den ängstlichen Experimentator legte und alles mit sich geschehen ließ, sondern als sie gereizt, einen Biß in den linken Arm that, blieb dieser auch ohne alle weitere Folgen, was um so auffallender war, als vorher ein der Vorsicht halber herbeigelassener und gebissener Schäferhund nach fünf Minuten konvulsivisch starb. Schon Kauen der Blätter erwies sich später als Präservativ. Man glaubt, daß die Gewohnheit des Schlangen fressenden Gavilon — eine Geierart — vorher Guacoblätter zu sich zu nehmen, auf dieses Mittel geführt habe.

Uncle Tom's cabin, der vielgelesene Roman der Nordamerikanerin Mistreß Stowe, von dem in einer einzigen englischen Ausgabe 400,000 Exemplare abgesetzt seyn sollen und der auch schon in mehreren deutschen Uebersetzungen vorliegt, ist nun auch in der Tauchnitz'schen Ausgabe englischer Schriftsteller erschienen. Die Verfasserin hat für diese Ausgabe in zwei Bänden eine eigene Vorrede geschrieben, worin sie ihre menschenfreundlichen religiösen Zwecke, die sie bei dieser Dichtung verfolgte, aus einander setzt.

Auflösung des Logogryph's in Nr. 182:

Werde — Erde.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 189 26. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Ich wollte Dich abholen, meine Louise, sagte Gerard, der bald nach der Heimkehrenden eintraf, allein Du hattest das Haus schon verlassen, von wo Du den Einzug mit ansehen wolltest!

Ich verließ es so bald der Kaiser vorüber war, erwiderte nicht ohne Befangenheit Louise, ich war vom Warten so ermüdet!

Deßhalb suchten Dich meine sehnsüchtigen Augen auch vergebens, als ich vorüberritt, sagte zärtlich Gérard, ich fürchtete schon, meine kleine Ungeduld würde vom langen Waeten ermüdet den Zug gar nicht abgewartet haben, der sich bei Fackelschein doch recht imposant ausnahm! Habt Ihr denn den Kaiser sehen können und was sagte Rosalie zu unserem Helden?

Rosalie verließ mich etwas früher, erwiderte stockend die duech Gérard's genaue Fragen sichtlich Geängstigte, es bangte ihr nach ihrem Kind!

Ja, das Kind geht ihr übee Alles, aber Du warst doch nicht allein? der Graf blieb doch bei Die?

Dee Graf hat mich nach Hause begleitet, weil er glaubte, in dem Gedränge mich der Obhut des Bedienten nicht allein anvertrauen zu können!

Es ist ein wahres Glück für Euch Frauen, daß der Graf mit hergeeeist ist, sagte der arglose Gatte, indem er das Licht verlöschte, ohne ihn wäret Ihr oft ganz ohne Schutz!

Louise war froh, daß Gérard keinen Verdacht schöpfte, doch bangte ihr vor dem eesten Wiedersehen des Grafen, gegen den sie sich, das fühlte sie wohl, durch ihr eilfertiges Zurückziehen vom Fenstee ein Recht vergeben hatte, und dessen veränbertes Benehmen ihrem Scharfblick nicht entgangen war. Allein Graf Horn war ein viel zu welterfahrenee Mann, um duech zu rasches Vorschreiten Besorgnisse einzuflößen und dadurch den sichern Eesolg zweiselhaft zu machen. Als er am andern Morgen eeschien, um die Damen zu einem Spaziergang abzuholen, auf welchem Sie hoffen durften, den Kaiser zu sehen, der, wie es hieß, einen Frühritt gemacht habe, war sein Betragen Louisen gegenüber zurückhaltender nnd achtungsvoller als gewöhnlich, und die leichtsinnige Frau überredete sich schnell, sich in ihren Wahrnehmungen vom verflossenen Abend getäuscht zu haben.

Heiteren Muthes und fröhlich plaudernd ging die Gesellschaft der Freunde auf der schönen Elbbrücke auf und nieder. Es war ein freundlicher, sonniger Tag und die Kirchenglocken riefen von allen Thürmen zur Andacht und zur erhabenen Feier des Pfingstfestes. Die Bewohner der Neustadt schritten mit ihren Gesangbüchern in der Hand der Altstadt zu, während viele Altstädter nach der Neustadt eilten, je nachdem ein oder der andere beliebte Geistliche in den verschiedenen Kirchen predigte. Besonders drängte sich aber die Menge nach der katholischen Hofkirche, da es hieß, der Kaiser werde in der Messe erscheinen. Auch unsere Freunde traten in dieses Gotteshaus ein, wo unter Glockengeläute und Kanonendonner das Te Deum gesungen wurde. Die Kirche war zum Erdrücken voll, und nur mit Mühe erhielten die Frauen noch einen Platz, allein so entfernt von der fürstlichen Tribüne, daß es selbst den schärfsten Augen unmöglich wurde, die Züge der darauf befindlichen hohen Personen genau zu unterscheiden. Verdrießlich und in ihren Erwartungen getäuscht verließen sie die Kirche. Doch sollte ihnen bald eine vollständige Entschädigung werden, denn als wenige Täge darauf beide Frauen mit dem Grafen ihren Lieblingsspaziergang, die Elbbrücke, wieder aufsuchten, kam plötzlich der Kaiser von der Neustadt langsam herüber geritten. In ziemlicher Entfernung folgten ihm die Marschälle und Adjutanten, während zwei Ordonnanz-Offiziere mehr als zwanzig Schritte vorausritten. In Nachdenken verloren schien er die neugierige Menge nicht zu bemerken, die auf beiden Seiten der Brücke seinen Schritten folgte, und seine Hand ließ schlaff die Zügel auf dem Halse seines Lieblingspferdes, der schönen Falbe ruhen. Schon in der frischen Kühle des Morgens hatte er das Schloß verlassen und trug

Digitized by Google

deßhalb den bekannten grauen Oberrock über der einfachen grünen Uniform, und der kleine dreieckige Hut war tief in die gedankenvolle Stirn gedrückt. Jetzt, bei den wärmeren Sonnenstrahlen und durch den vielleicht raschen Ritt erhitzt, hatte er den Oberrock zurückgeschlagen und auch die Uniform aufgeknöpft, unter welcher eine weiße Sommerweste hervorleuchtete. Aus den regelmäßigen Zügen seines ernsten Gesichts war bereits die Jugend gewichen, eine immer mehr hervortretende Wohlbeleibtheit kündete unzweifelhaft die reiferen Jahre an.

Den langsamen Schritten des Pferdes folgend war es den Freundinnen vergönnt, die Gesichtszüge des großen Mannes ihrem Gedächtniß genau einzuprägen, und als sein Adlerblick einmal über sie hinstreifte und auf den schönen Gesichtern und schlanken Gestalten der jungen Frauen wohlgefällig verweilte, da jubelte Louise und ein lebhaftes Roth deckte ihre Wangen, während Rosalie im Stillen wünschte, daß dieser freundlich-wohlwollende Blick auf ihren Albert gefallen seyn möchte.

Am 18. Abends strahlte der Schloßplatz in Licht und Glanz! Von Tausenden von Lampen erhellt, leuchteten sechs große, mit dem französischen Kaiserwappen und anderen Emblemen verzierte und durch Feuerbecken unter einander verbundene, Obelisken durch die Nacht. Wie ein Gluthmeer flammte die von Pechkörben beleuchtete Brücke, an deren Ende, auf dem unmittelbar daranstoßenden Markt der Neustadt, eine Riesensäule in buntfarbigem Glanze strahlte und so den Schlußstein des imposanten Ganzen bildete.

St. Marc und Gérard hatten sich für diesen Abend frei gemacht und fuhren mit den Frauen langsamen Schrittes durch die sich drängende und stoßende Menge, um auch den Anblick der prächtigen Beleuchtung zu genießen.

In den nächstfolgenden Tagen waren beide Freunde so vom Dienst in Anspruch genommen, daß dem Grafen wieder der ihm sehr willkommene Auftrag wurde, allein der Begleiter der Damen zu seyn.

Rosalie, der die stete Begleitung des Grafen um die Freundin besorgt machte, hatte gleich nach ihrer Ankunft den Vorschlag gemacht, einen Bruderssohn ihrer Mutter, der in der sächsischen Armee diente, aufzusuchen und ihn, der ja die Stadt besser kennen mußte als der Graf, zum Begleiter zu wählen. Es war ihr auch bald gelungen, Herrn von Soltau, so hieß der junge Mann, von ihrer Ankunft in Kenntniß zu setzen, der ungesäumt herbei eilte, um die kleine Kousine, die er nur als Kind gekannt hatte, nun als ehrbare Hausfrau und Mutter, wie er scherzend sagte, wieder zu sehen. Allein die sächsischen Offiziere hatten so viele Ehrenwachen zu thun, wurden so oft auf längere oder kürzere Zeit verschickt, daß es sehr natürlich schien, dem ganz unbeschäftigten Grafen die Sorge für die Vergnügungen der Frauen zu überlassen. Hierauf hatte der schlaue Mann gerechnet und mit der ihm eigenen Gewandtheit benutzte er jede Gelegenheit, sich immer fester in Louisens Gunst zu setzen. Deßhalb war er auch eifrig bemüht gewesen, zu dem Konzert, welches im großen Opernhause stattfinden sollte, die besten Plätze zu verschlagen, und wirklich war es ihm gelungen, in einer der für die nicht bei Hof vorgestellten Damen des Adels angewiesenen Logen zwei Sessel zu bekommen, die dem Halbkreis der für die Fürstlichkeiten bestimmten Sitze fast gerade gegenüber waren.

Gérard hatte seiner geliebten Louise zu diesem Tage einen mit Edelsteinen reich verzierten Schmuck gebracht. Sehr richtig hatte er das sanfte Blau der Türkisen gewählt, welches, von kleinen Brillanten umgeben, sich dem blonden Haar sanft anschmiegte und die Weiße der Haut so wie die Rosen der Wangen vortheilhaft hervorhob. Um die runden, vollen Schultern der jungen Frau, legte sich in glänzenden Falten das weiße Atlaskleid, während die weichen blonden Locken auf Brust und Nacken fielen und wie eine Goldglorie um den schlanken Hals spielten.

Rosalie hatte allen glänzenden Schmuck verschmäht. Ein blaß Rosaseidenkleid umgab die schlanke Gestalt und durch ihr lichtbraunes Haar schlang sich über die hohe Stirn eine Schnur milchweißer Perlen, unter welchen die sanften hellbraunen Augen still hervorleuchteten, während die langen dunklen Wimpern einen leichten Schatten auf die noch etwas blassen Wangen warfen. Sie fiel nicht auf, Niemand würde beim ersten Blick sie schön gefunden haben, allein je öfter man in dieß ruhig milde Gesicht sah, welches man sich versucht fühlte, mit einer vom Mond beglänzten, lauen Mainacht, zu vergleichen, je sicherer je unwiderstehlicher fesselte sie.

Mit gespannter Aufmerksamkeit waren Aller Blicke auf die großen Flügelthüren gerichtet. Endlich rauschten sie auf und an der Hand ihres Vaters, des Kaisers von Oesterreich, trat die Kaiserin der Franzosen in den Saal. Eine prächtige Krone von Brillanten, gehalten von mehreren gebogenen Spangen, die an einem um die Stirn gelegten Reifen von großen Solitärs befestigt waren, schmückte ihr jugendliches Haupt. Ein Kleid von Goldstoff fiel in reichen Falten bis zur Erde hernieder, während die lange, mit einem Demantgürtel um die Hüften gehaltenen Schleppe von Pagen getragen wurde. Seine Schwiegermutter, die dritte Gemahlin des Kaisers Franz, die liebliche Prinzessin von Modena, an der Hand führend,

folgte der Kaiser Napoleon. Um die freie Stirn der noch jugendlichen Kaiserin schloß sich ein Diadem von Brillanten, an welchem der schwarze Spitzenschleier der Königin von Ungarn befestigt war, der das feine Oval des Gesichts leicht umwallte und wie ein dunkles Gewölk auf das röthlich schimmernde Kleid von Silberstoff herab fiel. Dieser geschmackvolle Anzug wurde noch mehr hervorgehoben durch die einfache Kleidung des Kaisers, der in seiner schlichten grünen Uniform, ohne Gold und Stickereien, doch die Blicke aller Anwesenden auf sich zog, so daß man die Pracht und den Glanz seiner Begleiter übersah, nur um desto schneller den zu sehen, zu dessen Huldigung alle hier versammelten Fürsten herbeigeeilt waren. Den kaiserlichen Paaren folgte der Großherzog von Würzburg mit der Königin von Sachsen, so wie die Königin von Westphalen und die Prinzessin Auguste von Sachsen, Erstere an der Hand des Königs Friedrich August, Letztere mit dem Prinzen Anton von Sachsen, an welche sich die übrigen noch anwesenden Fürsten paarweise anschlossen.

Als die hohen Herrschaften auf den in einem Halbkreis gestellten Lehnsesseln Platz genommen hatten, gab der Kapellmeister das Zeichen und die Ouvertüre begann.

Still und unbeweglich, wie niedergedrückt von dem Gewicht der prächtigen Krone auf ihrem Haupte, saß die Kaiserin der Franzosen. Nur einsilbig, aber stets mit halber Wendung des Körpers, beantwortete sie die öfter an sie gerichteten Worte des Kaisers Franz. Der schlanke Hals vermochte die Last der prächtigen Steine kaum zu tragen, und man fühlte Mitleid mit der jungen Frau, auf der ihre Größe so schwer zu lasten schien. Marie Louise schien nicht leutselig, nicht mittheilend zu seyn! Schon in den vergangenen Tagen hatten die beiden Freundinnen bemerkt, daß, wenn Neugierige ihren Wagen umdrängten, sie stets den Kopf abwendete, da hingegen die Kaiserin von Oesterreich sich grüßend aus dem Wagenschlag neigte, oder auch wohl auf den Balkon des Palais trat, um sich der neugierig harrenden Menge zu zeigen. Auch jetzt lehnte sie in graziöser Stellung auf dem Arme des Sessels, und sprach freundlich mit dem von der Musik eben nicht sehr angezogenen Kaiser Napoleon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Von dem kürzlich verstorbenen spanischen Marschall Castanos, der von jeher bei allen politischen Parteien seines offenen und leutseligen Charakters wegen in hoher Achtung stand, erzählt man sich jetzt vielerlei Anekdoten. Unter anderen findet folgende ihrer Drolligkeit wegen vielen Beifall. Im Sommer 1816 begab sich Castanos als königlicher Statthalter nach Katalonien. Einige Tage nach seiner Ankunft in Barcelona war der Namenstag der damaligen, allgemein vom Volke geliebten Königin. Er wurde festlicher begangen, als je; die Stadt steuerte hundert arme Mädchen aus und speiste sechshundert Arme. Die Garnison bestand damals aus nur einem Regimente, und die Offiziere desselben hatten seit sechs Monaten keinen Sold bezogen. Castanos glaubte daher, das Fest der Königin nicht entsprechender feiern zu können, als wenn er seine Soldaten traktirte. Das Offizierkorps lud er zur Tafel ein, Unteroffiziere und Gemeine sangen und tanzten in den Kasernen und brachen auf seine Kosten mancher Flasche Valdepenas den Hals. Zufällig war an dem Tage eine tropische Hitze und herrschte eine solche Schwüle in dem Speisesaale des Generals, daß es nicht zum Aushalten war. Der Sieger von Bailen, der seine Gäste als Kameraden behandelte und in jeder Beziehung für ihren Komfort sorgte, machte den Vorschlag, der großen Hitze wegen die lästige und enge Uniform auszuziehen und ganz gemüthlich in Hemdsärmeln weiter zu speisen. Sein scharfes Auge schweifte bei diesem Antrage im Kreise umher, und ihm entging nicht die Verlegenheit, die auf manchem Gesichte zu lesen war. Castanos aber verstand es meisterhaft, diese zu beseitigen. Meine Herren! sagte er weiter, ich rathe jedoch denjenigen, die am kalten Fieber leiden, keine Veränderung mit ihrer Toilette vorzunehmen; sie hätten für einen Augenblick Erleichterung später zu büßen. Bei diesem Nachsatze verschwand die Verlegenheit vieler Gäste, die aus Mangel an Mitteln sehr schlecht mit ihrer Leibwäsche harmonirten. Castanos hate den Nagel auf den Kopf getroffen. Am folgenden Tage ließ er einen Offizier nach dem anderen, der den Rock nicht ausgezogen, zu sich kommen und gab jedem auf zarte Art drei Goldunzen Vorschuß, um sich damit anständig auszustatten. So uneigennützig hat Castanos sein Leben lang immer gehandelt, weßhalb er auch weiter nichts hinterlassen hat, als einen ehrlichen gefeierten Namen.

Vor dem Schöffengericht in Hannover kam am 12. Nov. folgender Fall zur Verhandlung: Die von ihrem Manne seit zweiundzwanzig Jahren getrennt lebende, durch ein Erkenntniß des Konsistoriums, in welchem der Mann als der schuldige Theil erklärt wird, geschiedene Ehefrau des Kupferdruckers Heyne klagt denselben der Beleidigung an. Heyne hat in den dortigen Anzeigen folgende

Bekanntmachnng erlassen: „Hiermit warne ich Jeden, meiner von mir geschiedenen Frau, die sich Wittwe nennt, auf meinen Namen etwas zu borgen, da ich für Zahlung nicht haste.“ Amtsr. (zum Angekl.): Rührt die Anzeige von Ihnen her? Angekl.: Ja. Amtsr.: Welche Veranlassung hatten Sie dazu? Angekl.: Weil mich meine Frau an meiner Ehre gekränkt hat. Ich bin allerdings von ihr geschieden, aber ich lebe doch noch. Und hier sehen Sie ein altes Adreßbuch, ich weiß nicht mal, von welchem Jahre, da schreibt sie sich Wittwe Heine, und noch dazu mit einem i, während ich mich mit einem y schreibe. Heißt das nicht, mich an der Ehre kränken? Während ich lebe, zu sagen, sie sey Wittwe? Amtsr: Sie macht Sie förmlich todt, nicht wahr? Angekl: Ja wohl, Herr Amtsrichter, Ja wohl. Amtsr.: Das ist ein Mord! Angekl.: J, ja wohl! J, ja wohl! Heißt das nicht, mich an der Ehre kränken? Neulich sagte Madame Rothmeier zu mir: Ja, Herr Jeses, Heyne, Sie leben noch? Ich dachte, Sie wären längst todt; Ihre Frau ist ja Wittwe. Heißt das nicht, mich an der Ehre kränken? Wenn Madame Rothmeier gewußt hätte, daß ich noch lebe, so hätte sie bei mir arbeiten lassen, Bin ich dadurch nicht an der Ehre gekränkt? Amtsr.: Hat Ihre Frau denn schon Schulden auf Ihren Namen gemacht? Beklagter muß gestehen, daß das nicht geschehen ist. Seine Wittwe fügt hinzu, daß sie überhaupt gar keine Schulden und ihre Kinder ohne jegliche Unterstützung ihres Mannes groß gezogen und ernährt habe. Der Beklagte wird zu 10 Thaler Geldstrafe verurtheilt.

[Einer auf einmal! oder an die Laterne!] Im Laufe des vorigen Monats ist die „Opera Komique“ und die große Oper dem Pariser Publikum gratis eröffnet worden. Die Zuschauer waren eine sehr verschiedene Klasse von der, welche man gewöhnlich in diesen aristokratischen Häusern sieht, aber nicht nur betrugen sich Alle sehr anständig und geziemend, sondern sie zeigten auch während der Aufführung die ungetheilteste Aufmerksamkeit und schienen die vorzüglichsten Passagen vollkommen zu würdigen. Die musikalische Bildung der untern Volksklassen in Paris hat seit der Revolution von 1789 wundervolle Fortschritte gemacht. Gratis-Vorstellungen in den Theatern waren damals sehr häufig und namentlich im Jahre 1793, aber die guten Patrioten verstanden so wenig von Musik, daß sie, wenn drei oder vier Schauspieler zusammen sangen, der Meinung waren, dieß geschehe deßwegen, um schnellee mit dem Stück fertig zu werden. Bei einer Gelegenheit 1793 in der großen Oper wollte man durchaus einen vierstimmigen Gesang nicht durchführen lassen. „A la lanterne! à la lanterne!“ brüllte es von allen Seiten den erschrockenen Schauspielern entgegen. „Darf ich fragen, was Euch gefällig ist, Bürger?“ sprach einer der Letztern, vortretend und gegen die tobende Menge gewendet, weil er in der That nicht im Entferntesten ahnte, was der Tumult zu bedeuten habe. „Das will ich Euch sagen,“ schrie ein stämmiger, wild blickender Fleischer mit aufgestreiften Hemdärmeln aus einer der ersten Logen: „Ihr glaubt, daß wir, weil wir hierher gekommen sind, ohne zu bezahlen, verächtlich behandelt werden können, und so singen drei oder vier von Euch auf einmal, um nur recht schnell zu Ende zu kommen! Aber wahrlich, Ihr sollt uns ferner nicht mißachten, Ihr Aristokraten, Muscadins, Canaille! Singe Einer auf einmal, oder wir hängen Euch insgesammt an die Laterne!“

Die „Ostd. Post“ berichtet folgendes, wenn wahr, höchst interessante Vorkommniß: Als man kürzlich in Gießen einen lange nicht gebrauchten Eisenbahnwaggon in Bewegung setzte, fand sich in der Nähe der Anhängkette ein Vogelnest, auf welchem gerade ein Rothkehlchen brütete. Der Waggon wurde an einen Zug nach Frankfurt angekoppelt und unterwegs bemerkte der Kondukteur, wie bei manchen Stationen das Rothkehlchen von seinem Neste ausflog und wieder zurückkehrte. In Frankfurt blieb der Waggon 36 Stunden, ging dann wieder nach Gießen zurück, machte von da einen weitern Ausflug nach Lollar und als er endlich nach 4 Tagen in Gießen wieder in den Schuppen geschoben werden sollte, fanden sich in dem Vogelneste 4 junge Rothkehlchen, welche unterwegs trotz des Geräusches und Lärmens der Eisenbahn ausgebrütet worden waren. Man beobachtete das Nest noch einige Tage, während der die Alten den Jungen Futter zutrugen. Dann flog mit einem Male die junge Brut aus und der Waggon hatte einen Zweck erfüllt, der ihm gewiß durchaus ferne lag.

Charade.

Hast Du die Ersten leer, so sorge für den Kopf,
Sonst gehst Du durch die Welt ein doppelt armer Tropf.
Versuch' es als die Letzten nicht, Dein Glück zu gründen,
Denn aus den Ersten wird, was Dir gehört, verschwinden.
Wenn Dir Fortuna grollt, oft in so kurzer Zeit,
Als ob das Zauberwort des Ganzen es gebeut.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 190 27. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Während der Pause, in der Alle aufgestanden waren, unterhielten die Fürstinnen sich untereinander, und der Kaiser ging zu den an beiden Seiten des Saales sitzenden Damen, welchem Beispiel einige der anderen Herrscher folgten.

Der Graf war während der Pause in die Loge zu den beiden Freundinnen getreten. Er bedauerte lebhaft, sie nicht unten im Saale zu sehen. Gewiß, sagte er zu Louisen, diese reizende Toilette würde, von der Schönheit derjenigen gehoben, welche sie trägt, alle übrigen Damen verdunkelt haben! Sie haben die Aufmerksamkeit der ganzen Herrenwelt da unten erregt, gnädige Frau, und jammerschade ist es, daß die Kürze Ihres Aufenthalts Sie abhielt, sich bei Hofe vorstellen zu lassen!

Auch wenn ich längere Zeit hier geblieben wäre, würde ich es nicht gekonnt haben, erwiderte mit einem spöttischen Lächeln Louise, ich habe ja nicht sechszehn Ahnen!

O, über die Thorheit! eiferte der Graf. Als wenn ein häßliches runzeliges Gesicht, wenn es sechszehn Ahnen hat, besser wäre, als ein jugendlich schönes, dem diese fehlen!

Louise wollte etwas erwidern, allein da eben die Musik wieder begann, eilte der Graf aus der Loge hinunter in den Saal.

Als das Konzert beendet war, verließen die Fürstlichkeiten in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren, das Haus, und kaum war die letzte Falte ihrer Gewänder den begierig ihnen folgenden Blicken entschwunden, als Alle, von Hitze und langem Warten ermüdet, sich den Ausgängen zudrängten.

Es ist doch hübsch vom Grafen, sagte am andern Morgen Louise zu der mit ihrem Knaben tändelnden Freundin, daß er, wenn gleich einer alten gräflichen Familie entsprossen, so ganz und gar nicht an den Vorurtheilen der Geburt klebt!

Ja, wenn er es wirklich so meint, wie er es sagt, so ist es recht hübsch und noch dazu recht selten!

Und warum sollte er es nicht so meinen? fragte verwundert Louise.

Es scheint mir, als wenn bei Graf Horn Alles auf Effekt berechnet ist, erwiderte ruhig Rosalie, er strebt nach Originalität, und wer weiß, ob er bei all seinem Freisinn sich entschließen würde, einer Bürgerlichen seine Hand als Gatte zu reichen!

Du bist nun einmal eingenommen gegen ihn, sagte verstimmt Louise, und willst keine seiner guten Eigenschaften anerkennen!

Ich habe nichts gegen ihn, versicherte Rosalie, nur scheint mir seine Art, sein ganzes Benehmen nicht einfach und natürlich zu seyn und also der Wahrheit zu entbehren. Auch bin ich es nicht allein, die dieses Urtheil über ihn ausspricht, denn Albert ist ganz meiner Meinung.

Das glaube ich wohl, rief lachend Louise, Albert und der Graf sind schroffe Gegensätze, und da Dir nun auf der Welt Niemand gefallen kann, als eben Dein Albert, so ist es auch natürlich, daß Graf Horn nicht Gnade vor Deinen Augen findet.

Nur sehr selten hatte Rosalie bisher ihren Vetter, den Herrn von Soltau, gesehen, der als Lieutenant bei den sächsischen Kürassieren stand, und sie berieth eben mit Albert, wie es wohl zu machen seyn könnte, um ein öfteres Zusammenseyn mit diesem, ihr noch so wenig bekannten, Verwandten zu bewerkstelligen, als der junge Offizier gemeldet wurde. Ich komme, um Ihnen, liebe Kousine, eine mir höchst erfreuliche Nachricht mitzutheilen, rief er gleich beim Eintreten, der Kaiser geht morgen zur großen Armee ab und ich werde ihn mit einer Abtheilung Kürassieren eskortiren!

Das ist ja eine herrliche Aussicht, rief Rosalie, da werden Sie gewiß Gelegenheit finden, mit dem Kaiser zu sprechen, und müssen mir dann jedes Wort, welches er Ihnen sagt, genau mittheilen.

Sprechen werde ich ihn wohl nicht, erwiderte Soltau, allein sehen, ganz in der Nähe sehen, werde ich ihn, und das genügt mir.

Digitized by Google

Nun auch von dem, was Sie gesehen haben, müssen Sie mir Bericht erstatten, bat Rosalie, und der Lieutenant versprach, sogleich bei seiner Zurückkunft, die Freunde wieder aufzusuchen.

Nach einigen Tagen trat der junge Mann strahlend vor Freude wieder bei den Freundinnen ein. Ich habe den Kaiser nicht allein gesehen, sondern auch gesprochen, rief er vergnügt, oder vielmehr er hat zu mir gesprochen, zwar nur wenige Worte, allein auf die Zahl der Worte kommt es nicht an, und ich kann doch mit Wahrheit sagen: ich habe mit dem Kaiser, oder der Kaiser hat mit mir gesprochen!

Die Frauen lachten und wünschten Glück.

Und das ist noch nicht Alles, sagte der Lieutenant, indem er zwei goldene Dosen aus der Tasche hervorzog, hier meine Belohnung!

Zwei Dosen? rief erstaunt Louise. Aber erzählen Sie doch, wie dieß gekommen, und was der Kaiser Ihnen gesagt hat.

Das war freilich nicht viel! erwiderte lachend der junge Offizier. Als wir fast immer im gestreckten Galopp die kaiserliche Karosse begleitet hatten und nun den Helden dem Schutz seiner eigenen treuen Soldaten übergeben sollten, ward ich an den Schlag gerufen. Der Wagen hatte eine Zeitlang gehalten und der Kaiser hatte wahrscheinlich in dieser Zeit geschrieben, denn er reichte mir einen Brief und sagte: Sie geben diesen der Kaiserin selbst. Worauf mir dann vom Großstallmeister hier diese goldene Dose eingehändigt wurde.

Und Sie haben auch die Kaiserin gesehen und gesprochen? riefen lebhaft Louise und Rosalie zu gleicher Zeit.

Ich war nicht so glücklich, bis zur Majestät vordringen zu können, sie sendete mir aber ihren Dank durch eine ihrer Damen, worauf ein Kammerherr mir hier die Dose Nr. 2 verabreichte.

Das hätte ich nicht gethan, sagte Louise, ich hätte mich nicht abweisen lassen, der Kaiser hatte Ihnen aufgetragen, den Brief der Kaiserin selbst zu geben, sein Wort hätte Ihnen heilig seyn müssen!

Ich mochte nicht zudringlich erscheinen, sagte verlegen Herr von Soltau, ich hatte ja nichts weiter zu bestellen!

Allein Sie hätten gewiß noch ein schöneres, brauchbareres Andenken bekommen, wenn Sie die Kaiserin selbst gesprochen hätten, aus zwei Dosen können Sie doch nicht schnupfen!

Und was denken Sie nun mit diesen kostbaren Geschenken zu machen? lieber Vetter, fragte Rosalie, denn daß Sie zu den Schnupfern gehören, glaube ich nicht.

Was ich mit diesen Dosen zu machen gedenke? Natürlich werde ich sie verkaufen!

Bei Leibe nicht! rief Louise. Mögen Sie das Geschenk der Kaiserin verkaufen, allein die Dose, die Sie vom Kaiser erhalten haben, die müssen Sie aufheben! Es ist das erste Geschenk dieser Art, welches Sie erhalten haben, und das darf man nicht weggeben, denn das bringt Glück und zieht andere Geschenke nach sich, wie Sie ja schon an der zweiten, so ganz unerwartet empfangenen Dose sehen.

Der Lieutenant versprach den goldenen Magnet treulich aufzubewahren, jedoch nicht ohne ein leises Lächeln über den Aberglauben der schönen Frau.

* * *

Mit der Abreise des Kaisers erfolgte fast gleichzeitig auch die der übrigen Fürsten, auch sprach man vom baldigen Abmarsch der Truppen. Louise sah mit ängstlichem Verlangen der Ankunft ihrer Mutter entgegen, ohne deren Beistand sie die Trennung von Gérard und von der Freundin nicht ertragen zu können wähnte. Jetzt, da diese so nahe bevorstand, war es, als wenn die alte Liebe zu ihrem Charles wieder in ihrer ganzen Stärke in ihrer Seele erwachte, und es gab Augenblicke, wo Rosaliens Entschluß, den Gatten zu begleiten, ihr als der einzige richtige, ja als der einzig mögliche erschien.

Endlich kam die längst erwartete mit Sehnsucht herbeigewünschte Bauräthin, und ihre Ankunft nahm eine bange Sorge von Gérards Brust. Er hatte es seiner Louise verschwiegen, daß sein Regiment ungesäumt der großen Armee folgen sollte, und der Gedanke, von der Gattin zu scheiden, ohne daß die geliebte Mutter ihr tröstend zur Seite stand, hatte ihn tief bekümmert.

Mutter, rief Louise, bald nach den ersten Begrüßungen, Mutter, ich glaube, Sally thut recht, daß sie mit geht! Ich sollte Charles auch nicht verlassen!

Kind, wo denkst Du hin, rief erschrocken die Bauräthin, nimmer würde Charles dieß wollen! Es ist eine Thorheit, daß Albert Rosalie mitnimmt, die er noch bitter bereuen wird! Allein zu mir nach Mühlheim hättest Du kommen sollen, was willst Du in ***g?

Gérard wünscht, daß ich nach ***g zurückkehre, erwiderte Louise, ich möchte seinem Willen nicht gern entgegen handeln! Am liebsten ginge ich aber jetzt auch mit!

Trotz dieser Versicherung war es Louisen aber eigentlich lieb, daß ihre Mutter Sallys Aufopferung nicht billigte und nichts davon hören wollte, daß sie dem Beispiel der Freundin folgen könnte. Wenn auch die Trennung von Gérard sie tief schmerzte, und in manchen Augenblicken der Gedanke, ihn nicht zu verlassen, in ihr rege wurde,

Digitized by Google

so erschienen ihr die Mühseligkeiten der Reise und die möglichen Gefahren auch andererseits wieder so groß und so unüberwindlich, daß ihr der Entschluß der Freundin, so wie der eigene Wunsch manchmal ganz räthselhaft vorkam.

So kam der Tag des Abmarsches heran. Gérard schied mit tiefem Schmerz von der geliebten Gattin. Louise war außer sich, in ihrem lebhaften, leicht erregten Gemüth nahm Alles eine leidenschaftliche Färbung an, und auch jetzt versicherte sie laut schluchzend dem bekümmerten Gatten, sie könne und werde ihn nicht lassen, und er müsse, wenn er sie liebe, zurückbleiben und seinen Abschied fordern.

Das kannst Du nicht im Ernst wünschen, Louise, sagte bewegt Gérard, nur der Schmerz spricht aus Dir; Jetzt ist nicht der Augenblick, wo der Soldat seine Fahne verläßt! Wenn er mit neuen Lorbeeren geschmückt heimkehrt, im Siegesgeschrei der Brüder, da darf der Krieger, als Lohn seiner Thaten, seiner Anstrengungen, die ersehnte Ruhe erbitten, jetzt nicht! Beruhige Dich, theures Weib, ich kehre bald, kehre als Sieger zurück und dann soll nichts uns mehr trennen! Mäßige Deinen Schmerz, erhalte Dich mir und vergiß nicht, daß Du mein höchstes Gut, mein Theuerstes, mein Alles auf dieser Welt bist!

Er legt die Trostlose sanft in die Arme der still weinenden Mutter, drückte noch einen Kuß auf ihre Lippen und sprang dann die Treppe hinunter, und bald hörte man den Galopp seines dahineilenden Pferdes.

Mit Wehmuth, aber ruhiger Fassung, schied Rosalie einige Tage später von der Freundin und deren Mutter.

Ich gehe vielleicht einer schweren Zeit entgegen, sagte sie zu der sie mit Thränen umfangenden Bauräthin, darum segnen Sie mich, Sie meine zweite Mutter, auf daß ein Segen mich begleite, falls es mir nicht vergönnt seyn sollte, meine Eltern noch zu sehen!

Gerührt legte Madame Semler ihre Hände auf das Haupt der jungen Frau, indem sie sich nicht enthalten konnte, sie noch einmal zu beschwören, von ihrem Vorsatz abzustehen.

Können Sie die Flüsse aufhalten in ihrem Lauf? fragte ruhig Rosalie, alle strömen sie dem Meere zu, und durchbrechen oder umgehen jedes Hinderniß, welches sich ihnen entgegen setzt! Sie drängen und streben vorwärts, immer vorwärts, bis sie vereint sind mit dem unendlichen Element, in welchem sie aufgehen und eins mit ihm werden! So strebt das Herz des Weibes hin zu dem Geliebten ihrer Seele, bis es eins mit ihm geworden ist, eins in Geist und Sinn, so wenig Sie die Wellen der kleinen Flüsse von den Riesenwellen des Ozeans scheiden können, so wenig werden sie das liebende Weib von dem Gatten ihrer Wahl trennen. Nur ein Wille beherrscht sie, ist stärker als ihre Liebe, und das ist der Wille des Geliebten, Albert wünscht mich an seiner Seite und so werde ich ihm folgen, und keinen Mangel, keine Gefahr scheuen, denn es gibt für mich nur eine Gefahr, und die ist: ihn zu verlieren!

Das ist doch zu viel, rief unmuthig Louise, die in Rosaliens Worten einen Vorwurf ihrer Handlungsweise zu finden glaubte, als die Freundin das Haus verlassen hatte, ich glaube, wenn Albert in den Krater des Vesuvs spränge und verlangt, Sally solle ihm folgen, sie spränge hinter her!

Mag ihre Liebe etwas überspannt seyn, erwiderte die Bauräthin, so ist ihre Entsagung, ihr Opfermuth doch großartig und aller Anerkennung werth!

Und doch wolltest Du nicht, Mutter, daß ich Gérard begleiten sollte, und preisest jetzt Sally's Handlungsweise?

Du vergißt, was Sally sagte: ein Wille ist stärker als die Liebe des Weibes, und das ist der Wille des Geliebten! Hätte Gérard Deine Begleitung gewünscht, so würde ich gewiß auch eingewilligt haben, wenn gleich ich Gott danke, daß er zu vernünftig war, um diesen Wunsch zu hegen. Du bist daher vorwurfsfrei, meine Louise, ihr habt beide recht gethan, Du und Rosalie!

(Fortsetzung folgt.)

Ein moderner Romulus.

Die Delhi-Gazette erzählt folgende seltsame Geschichte, und bürgt für deren Wahrheit. In verschiedenen Theilen von Audh sind Wölfe sehr häufig, und schleppen jährlich viele Kinder fort. Dennoch machen die Eingebornen wenig oder gar keine Versuche, sie auszurotten. Zum Theil ist davon der Grund, daß die meisten Klassen der Hindus die Wölfe mit einer abgöttischen Verehrung betrachten, zum Theil aber auch ein anderer, der unglaublich erscheinen würde, wenn das Verbrechen der Ermordung von Kindern wegen ihrer Schmucksachen in ganz Ostindien nicht etwas ganz Gewöhnliches wäre. Wenn ein Wolf ein Kind fortschleppt, zerreißt er es meistens vor der Oeffnung seiner Höhle, und läßt die Schmucksachen, welche sein Opfer getragen hat, liegen. Diese sammeln dann die gemeinen Leute, die aus diesem abscheulichen Handel großen Gewinn ziehen. Vor ungefähr drei Jahren sah ein Reiter in Audhschen Diensten, während er nicht weit von Sultanpur im Dienst war, eine große Wölfin aus ihrer Höhle

Digitized by Google

kommen, begleitet von drei Jungen und einem Knaben. Der Knabe ging auf allen Vieeen, und schien mit der alten Wölfin und den drei Jungen im besten Einvernehmen zu stehen, und die Mutter schenkte offenbar allen Vieren gleiche Sorgfalt. Der Reiter beobachtete sie unbemerkt, bis sie ihren Durst gelöscht hatten, und wieder nach iheee Höhle zurückkehrten. Nun ritt dee Reiter rasch auf sie los, in der Hoffnung, dem Knaben den Rückzug abzuschneiden, aber dee kleine Kerl lief auf allen Vieren so rasch, wie seine Begleiter, und da das Terrain sehr uneben wae, so konnte das Pferd sie eest erreichen, als sie eben in die Höhle hineinschlüpften. Sofort versammelte sich eine Menge Leute mit Hacken, um die seltsame Familie auszugraben. Während sie die Eede noch umwühlten, stüezten die Wölfin, die Jungen und der Knabe heraus. Dee Reitee verfolgte sie zu Pferde, und da das Teeeain in dee Richtung ihrer Flucht ebener war, so gelang es ihm, ihnen vorauszukommeu, und sie nach dee veesammelten Menge zurückzutreiben, welche den Knaben festnahm, und die Wölfe laufen ließ. Wir setzen jetzt die Eezählung mit den Woeten unsres Berichterstatters fort: — Sie nahmen den Knaben mit in das Dorf, mußten ihn aber binden, denn ee war sehr ungeberdig, und suchte sich bei jedem Schlupfwinkel, bei dem sie vorbeikamen, loszureißen, um zu entfliehen. Sie versuchten, ihn zum Sprechen zu bewegen, konnten abee nichts als ein zorniges Geknurr aus ihm herausbringen Wenn ein Eewachsener in seine Nähe kam, wurde er unruhig, und versuchte sich wegzuschleichen; kam ihm aber ein Kind zu nahe, so fuhr er mit einem wüthenden Knurren auf dasselbe los, und versuchte es zu beißen. Setzte man ihm gekochtes Fleisch vor, so wies er es mit Ekel von sich, abee wenn man ihm rohes Fleisch anbot, haschte er voll Gier darnach, hielt es wie ein Hund mit den Pfoten auf der Erde fest, und aß es mit offenbarem Genuß. Während des Essens duldete er keinen Menschen in seiner Nähe, hatte aber nichts dawidee, wenu ein Hund sich bei ihm als Tischgenosse einstellte. Der Reiter blieb vier bis fünf Tage bei ihm, und kehrte dann zu dem Gouverneur zurück. Der Knabe blieb unter der Obhut des Radschah. Zu Hause erzählte dee Soldat, was er gesehen, und kurze Zeit schickte man auf Befehl des Radschah von Hasunpue den Knaben an Kapitain Nicholett, den Kommandeur des ersten Regiments dee einheimischen Infanterie in Sultanpur. Dieß ist nach des Radschah's eigenem Bericht erzählt. Der Knabe lebte unter der Obhut der Dienerschaft des Kapitäns Nicholett bis in den August 1850, oder fast zwei Jahre. Während dieser ganzen Zeit hatte man ihn nie sprechen hören; aber eines Tages griff er mit den Händen an den Kopf, sagte, er thue ihm weh, und verlangte Wasser. Er trank dasselbe und staeb. Wäheend seines Aufenthaltes in Kapitän Nicholett's Hause war er sehr harmlos, außer wenn man ihn neckte; dann knurrte er müerisch. Er leente Alles essen, was man ihm hinwarf, zog aber stets rohes Fleisch vor. Kleidung trug er unter keiner Bedingung, selbst nicht, im kältesten Wettee. Als es einmal sehr kalt war, gab man ihm eine mit Baumwolle gestopfte Decke, aber er zerriß sie, und aß einen Theil davou — Baumwolle und Alles — mit seinem täglichen Futter als eine Art Zukost. Ganz besonders liebte er rohe Knochen, welche ee allem Anschein nach eben so bequem wie Fleisch zerkaute. Er aß auf einmal ein halbes Lamm ohne besondeee Mühe, und Erde und kleine Steine schienen füe ihn fast ein Leckerbissen zu seyn. Seine Züge waren grob; sein Gesicht abstoßend, und seine Gewohnheiten sehr schmutzig. Am liebsten wae ihm die Gesellschaft von Hunden, Schakals und anderen kleineren vierfüßigen Thieren, die er zu seinem Tischgenossen machte. Lachen odee lächeln sah man ihn nie. Er verstand wenig von Dem, was man ihm sagte, und schenkte Dem, was um ihn vorging, keine Aufmerksamkeit. Mit Kindern spielte er nie, und zeigte auch keine Anhänglichkeit an einen Menschen oder ein Thier. Einmal wurde er sehe vertraulich mit einem Pariahund, aber als der Hund erschossen worden war, legte er nicht das geringste Bedauern an den Tag. Wenn ee Etwas haben wollte, so machte er Zeichen, ee wies z. B. nach dem Mund, wenn er Hunger hatte. Meistens ging er auf allen Vieren, aber nicht immer. Niemals blieb er gern in dee Nähe eines menschlichen Wesens. Dieses unglückliche Geschöpf wurde von seinen Aelteen wieder gekannt; abee sie bekamen bald Ekel vor ihm und verließen ihr Kind. Sein Alter, als es starb, war etwa zwölf Jahre.

Charade.

Die Erste steht Die oft im Wege,
Läßt niemals Dich ganz glücklich seyn;
Schon glaubst manch Räthsel du gelöset,
Da legt sie schnell ihr Veto ein.
Wee wandelt in eecht finst'een Nächten,
Der wünscht die Zweite sich heebei;
Wenn wahr ist, was gar viele sagen,
So bringt am schönsten sie der Mai,
Das Ganze Dieser hält in Ehren,
Doch Jenem ist's beinah' veehaßt;
Die Einen heißen es willkommen
Und Andern fällt es oft zur Last,

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 191 29. November 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Schon einige Tage vor dem Abmarsch der Truppen hatte der Graf, eine Geschäftsreise vorschützend, Dresden verlassen. Er fühlte, daß der Augenblick der Trennung der beiden Gatten ihm nicht günstig seyn würde, und vermied daher ein Zeuge dieses Augenblicks zu seyn. Beim Abschied erwacht gewöhnlich die Liebe in ihrer ganzen Kraft und Stärke, sagte er sich, wie leicht könnte nicht da auch das Gewissen erwachen, und eine Art innerer Offenbarung Louisen die Gefahr ihres Verhältnisses zu mir zeigen! Besser sie vergißt mich ganz während einiger Tage, um nachher die ihr schon liebe Gewohnheit meines Umgangs doppelt lebhaft herbei zu wünschen! — So hielt er sich auch die Tage, die Louise noch mit ihrer Mutter in Dresden zubrachte, entfernt, und erst am Abend vor der Abreise der Frauen trat er, von Louisen schon längst ängstlich erwartet, bei ihnen ein.

Mein Gott, Graf Horn, rief sie ihm entgegen, in welche Unruhe und Sorgen haben Sie mich versetzt! Jetzt, wo alle Straßen von Soldaten bedeckt sind, können zwei Frauen unmöglich allein reisen, und ihr langes Ausbleiben ließ mich fürchten, Sie möchten Ihr Versprechen, uns zu begleiten, vergessen haben!

Unabweisliche Geschäfte hielten mich bis heute zurück und spotteten meiner Ungeduld, sagte der Graf, indem er ihre Hand an seine Lippen zog, ich hoffte, Sie würden überzeugt seyn, daß nur die Unmöglichkeit, früher einzutreffen, mich so lange entfernt hielt! Konnten Sie wirklich glauben, fügte er mit einem seelenvollen Blick hinzu, daß ich ein Ihnen gegebenes Versprechen vergessen würde?

Louise erröthete und wandte sich rasch zu ihrer eben eintretenden Mutter, um dem Grafen nicht antworten zu müssen, der aus diesem Schweigen keinen ihm nachtheiligen Schluß zog.

Mit ängstlicher Besorgniß hatte die Baurathin den Tag der Abreise herannahen sehen. Gewohnt an männlichen Schutz und ganz dem Willen ihres verstorbenen Gatten untergeordnet, war ihr jede selbstständige Handlungsweise fremd, sie ließ sich daher gern von der Tochter bestimmen und leiten. Der Wunsch dieser geliebten Tochter hatte die an Ruhe und Zurückgezogenheit gewöhnte Frau allein dahin bewegen können, nach Dresden zu kommen, doch ließ die mühe- und gefahrvolle Reise sie mit einer Art Entsetzen daran denken, wieder allein, ohne einen andern Beschützer, als ihren alten Diener, der vor jedem Bajonet zurückbebte und vom Schall der Trommel Zittern in den Gliedern bekam, durch die von allen Seiten heranziehenden Heerhaufen ihren Weg zu verfolgen. Ihr war daher die Ankunft des Grafen eine wahre Beruhigung und sie empfing ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit.

Zwar wußte der Graf sehr wohl, daß die Straßen bis ***g längst von Truppen frei und die Armeen weit vorgerückt waren, doch ließ er den Frauen absichtlich ihre Besorgniß, um so seiner Gegenwart und seinen Dienstleistungen mehr Werth zu geben.

In der Früh des anderen Morgens verließen sie Dresden und langten nach wenigen Tagen ohne alle Fährlichkeiten in ***g an. Louisen erschien die Stadt wie ausgestorben, die Straßen waren so einsam, so still, von all den glänzenden vielfachen Uniformen, die im vergangenen Winter sich an einander vorüberdrängten, war keine zu sehen, und die drückende Hitze hielt die Bewohner der Stadt in ihren Häusern gefesselt.

Die Baurathin, von der Reise angegriffen, kränkelte, und war selten zu bewegen, einen Spaziergang zu machen, noch weniger wünschte sie, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, und Louise konnte sich nicht entschließen, die geliebte Mutter, die nur ihr zu Liebe sich dieses Leiden zugezogen, zu verlassen! Auch hatte sie sich ja gelobt, während Gérards Abwesenheit, keine Gesellschaft zu besuchen, welchen Entschluß ihr die in der Stadt allgemein vorherrschende trübe Stimmung sehr erleichterte. Wohl wenige Familien gab es damals, die nicht für das Leben irgend eines theuren Verwandten oder Freundes zu zittern gehabt hätten, und so

Digitized by Google

wae es natürlich, daß alle das ſtille häusliche Leben im engeeen Keeiſe der Familie dem geſelligen Treiben voezogen.

Höchſt angenehm waeen dahee die täglichen Beſuche des Geafen den beiden faſt ganz auf ſich ſelbſt beſcheänkten Feauen. Ee las ihnen voe, oder eezählte von ſeinen Reiſen, welche Beeicht immee mit kleinen theilweiſe eefundenen, daeum aber nicht minder intereſſanten Anekdoten gewüezt waeen, und Loniſe fing bald an, mit ſteigendee Ungeduld, ſeiner Ankunft entgegen zu ſehen.

An einem ſehe heißen Abend, wo nue Sieocco-luft dnech die geöffneten Fenſtee eindrang und die Baneäthin ganz erſchöpft auf dem Sopha ruhte, ſagte plötzlich der Geaf, indem ee das Bnch, woraus ee vorgeleſen, unmuthig auf den Tiſch warf: es iſt wirklich uneeträglich hier mitten in der Stadt! Die Hitze lähmt Geiſt nnd Körper! Sie ſollten die Wohnung dee Frau von St. Mars nehmen, fuhr ee gegen Loniſe gewendet fort, der geoße Garten mit ſeinen ſchattigen Gängen würde wenigſtens Kühlung gewäheen!

Das iſt eine peächtige Idee, rief Loniſe aufſpringend, daß uns die nicht feühee gekommen iſt! Da kann die arme Mama iheen Lehnſeſſel nutee die ſchattigen Bäume tragen laſſen, nnd die feiſche, feeie Luft wied ihe die verlorne Kräfte bald wieder geben.

Die Bauräthin ſtimmte lebhaft bei und der Geaf erbot ſich ſchon in den nächſten Tagen, Alles zu beſorgen.

Sie ſind wieklich nuſer guter Engel, Graf Horn, ſagte freundlich die Kranke, und wie können Ihnen nicht verpflichtet genug ſeyn! Auch hat Loniſe Ihre Güte und Feeundſchaft füe uns ihrem Manne in jedem Briefe gelobt, und die Antworten meines Schwiegerſohns ſpeechen die größte Eekenntlichkeit aus!

Sie eechnen mie das zu hoch an, was doch eigentlich Egoismus iſt, eewiderte höflich der Geaf, indem ich mich Ihnen gefällig bezeige, bereite ich mie ja die geößte Freude! Sein Ange ſuchte Loniſen, indem er dieſe Worte ſpeach, nnd ihr Blick ſagte, was die Lippen noch verſchwiegen.

Wenige Tage nach dieſer Unteehaltnng wae die Familie in dee neuen Wohnung eingerichtet. Dee Geaf erſchien nnn jeden Nachmittag, und wenn die kühleee Luft die Keanke nöthigte, ſich in ihr Zimmee zueückzuziehen, ſo blieb ee mit Louiſen noch untee den hohen ſchattigen Bäumen, in den dunklen Alleen des Gaetens, und lange ſchon leuchtete oft die Lampe aus dem Gaetenſalon heeübee, ehe das Paae ſich entſchloß, die kühlen duftenden Schattengänge mit den beengenden Wänden zu veetauſchen. Sie fanden dann wohl die Baueäthin, von der Hitze des Tages ermüdet, ſanft entſchlummert, weßhalb ihr die längeee Abweſenheit dee Tochter weniger bemeeklich wnede.

Regte es ſich in Louiſens Heezen manchmal wie ein Vorwurf, wenn ſie bei dee Unteehaltung des Grafen den entfernten Gatten vergeſſen hatte, ſo beenhigte ſie ſich damit, daß dee Geaf ja nie von Liebe ſpeach!

Zwae zog er öftee ihee Hand an ſeine Lippen und ein bittender Blick ſeinee ſchönen Augen traf wohl die ihrigen, wenn ſie dieſe kleine, von dee ſeinigen umfangene Hand, zueückziehen wollte, zwae ſpeachen ſeine Blicke ſo beredet, daß ſie das, was ſie ſagten, zn hören glaubte, allein das Alles konnte gewiß nue Feeundſchaft ſeyn! Sie liebte ja iheen Chaeles, das wußte dee Geaf, auch hatte er das Wort Liebe nie ausgeſprochen. Sollte ſie ſich nun ängſtlich zueückziehen, ſo konnte es als eine eitle Einbildung erſcheinen und ſie lächeelich machen in den Augen des feinen Weltmannes. Auch wae es ja immer noch Zeit, dieß zu thnn, wenn er ſeinen Gefühlen Woete gab, waenm alſo voreilig dieß ſo angenehme Veehältniß trüben! Wie ſollte ſie auch den Tag hinbringen, wenn der Geaf nicht mehr käme? ihe ſchaudeete bei dem Gedanken. Wee wüede ſie aufſuchen in dee ſo entfernt liegenden Wohnnng? Wer andees als der Geaf würde die Ausdaner, die Geduld haben, täglich den weiten Weg zu machen? und allein konnte ſie die kranke Mutter doch nicht laſſen.

Daß Mama auch jetzt gerade keank ſeyn muß! eief ſie unmuthig, wobei ſie freilich überſah, daß ſchon vor der Krankheit der Bauräthin dee Graf ein täglichee Gaſt ihees Hauſes geweſen wae.

Nach und nach fingen die nnausgeſetzten Beſuche des Grafen doch an, das Heez der Baueäthin mit Beſoegniß zu eefüllen und ſie entſchied ſich alſo, dem Rathe des Arztes, der eine Badekur füe ſie nöthig hielt, zn folgen. Nicht ohne einige Beſoegniß theilte ſie dee Tochter iheen Plan mit, ſie fürchtete, Loniſe möchte Einwendungen machen, möchte wünſchen, zn bleiben, und ſo eine zu geoße Vorliebe für den Geafen verrathen. Allein zu iheer größten Beruhigung ſtimmte Louiſe gleich feeudig ein, nnd die beſoegte Mutter fühlte ihr Herz von einer drückenden Büede beſeeit.

Daß der Geaf, auf die Möglichkeit dieſes Falles voebeeeitet, in ſeinen Reden ſchon früher nicht undeutlich hatte merken laſſen, daß nue Louiſens Nähe ihn an ***g feſſelte und ee dieſe Nähe unter allen Himmelsſteichen aufſuchen wüede, Loniſe alſo übeezeugt wae, dee Geaf wüede ihnen folgen. das wußte die leicht getäuſchte Feau nicht, und gab ſich alſo der feohen Hoffnnng hin, nue ungegründete Fuecht gehegt zu haben.

Zn Louiſens geoßem Befremden ſchwieg jedoch dee Geaf, als ſie ihm ihren Plan, ***g auf einige

Wochen zu verlaſſen, mittheilte. Verwundert ſah ſie auf und ſchlug dann ſchnell erröthend das Auge nieder, denn ein langer, tiefer Blick ſchien ihr zu ſagen: ich folge Dir! und ſie fühlte, daß nur die Gegenwart der Bauräthin ihn abhielt, ſeinen Entſchluß auszuſprechen.

Am andern Morgen meldete ein Billet den beiden Frauen, daß dringende Geſchäfte den Grafen auf ſeine Güter riefen, er jedoch hoffte, die ſeiner Obhut anvertrauten Damen bald wieder zu ſehen.

Wir werden ihn in Wiesbaden finden, dachte Louiſe, er wird nicht lange auf ſeinen Gütern bleiben, er haßt ja das Landleben und alle Geſchäfte, die ſein poetiſches Gemüth zu ſehr in den Wuſt des Alltagslebens hinab ziehen. Wo dieſe Güter lagen, die der Graf, ſeit ſie ihn kannte, noch nicht beſucht hatte, wußte ſie freilich nicht, denn er hatte zwar oft von ſeinen Beſitzungen geſprochen, ohne jedoch Näheres darüber anzugeben, doch war ſie überzeugt, ihn bei ihrer Ankunft in Wiesbaden zu finden, und machte daher mit geſchäftiger Eilfertigkeit alle Anſtalten zur Reiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Die natürliche Mumien von Venzone.

In dem ſo eben erſchienenen neueſten Hefte von „von Leonhard's und Braun's neuem Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie u. ſ. w." iſt ein Aufſatz von dem Berg-Verwalter Niederriſt Raibl über den oben als Ueberſchrift bezeichneten Gegenſtand mitgetheilt, deſſen Inhalt intereſſant genug ſeyn dürfte, um auch über den engeren Kreis der naturwiſſenſchaftlichen Leſer hinaus bekannt zu werden; und deßhalb laſſen wir einen Auszug daraus, alles Weſentliche enthaltend, hier folgen.

Das Städtchen Venzone, auf dem Wege über Tarvis und Ponteba nach Udine, zwei Poſten hinter dem vorletzt genannten Orte und am ſüdlichen Abhange der in das friauliſche Hügelland auslaufenden karniſchen Kalkgebirge gelegen, bietet eine eigenthümliche geologiſche Merkwürdigkeit dar. Bei der Hauptkirche, einem ſtattlichen, aus Quadern aufgeführten Gebäude, befindet ſich eine Gruft als Begräbnißſtätte, in welcher Verſtorbene ohne Unterſchied des Standes beigeſetzt werden, die ſich in ihrem Leben um die Gemeinde beſonders verdient gemacht haben. Die Auszeichnung liegt aber nicht in der Theilnahme an der Gruft, ſondern vielmehr darin, daß man die Todten darin unverweſt erhält, um dann noch ſichtbar in der Mitte derjenigen zu bleiben, welche ſie geliebt hatten. Die Gruft beſitzt nämlich die merkwürdige Eigenſchaft, daß die Leichname darin nicht verweſen, ſondern verkalken. Drei Jahre nach der Beiſetzung werden die Leichen aus der Gruft genommen; der Verkalkungs-Prozeß ſoll jedoch ſchon früher vollendet ſeyn. Die aus der Gruft genommenen Leichen ſind in einer nahe bei der Kirche erbauten Kapelle aufgeſtellt, gegen dreißig an der Zahl, darunter viele Geiſtlichen und zwei Frauen, eine Mutter mit ihrer Tochter. Einige der Leichen ſind nach der Verſicherung über dreihundert Jahre alt, während von anderen die Freunden und Bekannten noch leben. Die Geſichtszüge ſollen wenig verändert ſeyn, und faſt bei allen glaubt man das Eigenthümliche der lebenden Phyſiogomie erkennen zu müſſen. Beſonders auffallend iſt ein kleiner Geiſtlicher, welcher rechts vom Eingange in die Kapelle der vierte, oder fünfte ſteht, ſehr gut erhalten iſt und ſeines lachenden Geſichts wegen ſogleich in die Augen fällt, auch von dem Führer mit den Worten: „uncora ride", aufgeführt wird. Mehrere haben noch Haare; die Augen ſind geſchloſſen oder unſichtbar; die Haut gleicht einem gegerbten und bei den neueren Leichen einem mit Kreide überſtrichenen Trommelfelle; das Fleiſch bildet ſchmutzig wollähnliche Faſern; die Knochen ſind völlig vertrocknet, und der Körper iſt wie plattgedrückt, auch ſo leicht, daß eine der größten männlichen Leichen mit einer Hand getragen werden konnte.

Ferner erzählt der Bergverwalter Niederriſt: Die Venzoneſer ſchreiben den erhaltenden Einfluß der Erde zu, in welcher die Gruft liegt. Da aber die im Friedhofe begrabenen Leichen verweſen und die Gruft, worin ſie nicht verweſen, unter der Kirche in demſelben Friedhofe ſich befindet, ſo wird der Grund der Erhaltung und Verkalkung in der Gruft vielmehr in dem verminderten Zutritte der äußeren Atmoſphäre, in der Trockenheit der Luft und hauptſächlich in tropfbaren oder ausdehnſamen Flüſſigkeiten, zumal in der Kohlenſäure, zu ſuchen ſeyn, welche in dem Gruftraume aus dem Erdreich ſich entwickeln.

Der Mittheiler Niederriſt hat die Gruft ſelbſt nicht beſucht, und jedenfalls ſind von ihm die phyſikaliſchen Gründe der Erſcheinung nicht genugſam nachgewieſen. Der verkalkte Zuſtand der Leichen iſt wenigſtens durch nichts näher dargethan; die geſchilderte Beſchaffenheit des Fleiſches und das geringe Gewicht der Körper ſpricht eher noch gegen eine ſolche Art der Erhaltung und läßt an ein bloßes Eintrocknen denken. Allerdings ſchützt die Kohlenſäure gegen Verweſung thieriſcher Körper dadurch, daß ſie den Zutritt der atmoſphäriſchen Luft davon abhält. Der holländiſche Naturforſcher Junghuhn hat auf der Inſel Java in dem

Digitized by Google

so genannten „Todtenthal", welches ein trichterförmiger Einsturz an einem Bergabhange ist, aus welchem sich Kohlensäure entwickelt, gut erhaltene Cadaver von Hirschen, Tigern, wilden Schweinen und Vögeln, auch eine menschliche Leiche eines Javanesen gefunden; die Leiche hatte sich vom Jahre 1838 bis 1840 erhalten, ohne in Fäulniß überzugehen. Später fand er dieselbe nicht mehr vor; sie war wahrscheinlich begraben worden. Aber es gibt auch manche Fälle von Erhaltung, Eintrocknung von Leichen in Todtengrüften, ohne daß gerade eine Entwicklung von Kohlensäure darin stattfindet. Besonders begünstigende Umstände, wozu vorzüglich eine große Trockenheit der Räume gehört, können ein solches Eintrocknen, ohne Verwesung, bewirken. So werden z. B. auf dem Kreuzberge bei Bonn in dem Todtenkeller unter der Kirche die vollkommen getrockneten Leichen der dort beigesetzten Mönche, welche recht gut erhalten sind, vorgezeigt. Schreiber dieses erinnert sich, dieselbe Erscheinung in der Gruft eines Nonnenklosters in Köln zur Zeit der Säkularisation der Klöster gesehen zu haben. Alle darin beigesetzten Nonnen waren vollkommen eingetrocknet und so leicht, daß man mit einer Hand und ohne Anstrengung eine solche Leiche an ihrem Gürtel in die Höhe heben konnte.

Herbst und Winter.

Die Rose verblühet,
Der Sommer ist hin;
Die Liebe entfliehet,
Die Wonnen entflieh'n.

Der Vöglein Vereine
Flieh'n unsere Luft:
Von Flur im Haine
Entschwindet der Duft.

Aus unserem Herzen
Entflieht das Gefühl,
Der Freuden und Schmerzen
Vermischtes Gewühl.

Da sinket die Sonne
Am Himmel herab,
Mit ihr sinkt die Wonne
Des Frühlings in's Grab.

Da nahet der Winter,
Der graufige Greis,
Und frieret die Kinder
Des Herzens zu Eis.

Die Erde wird bleiche,
Ihr fliehet das Roth,
Das Herz wird zur Leiche,
Die Liebe ist todt.

Mannigfaltigkeiten.

Von Munde zu Munde läuft in Mannheim eine Anekdote, welche, so unglaublich sie auch klingen mag, nichts destoweniger buchstäblich wahr ist. Vor einigen Tagen kam in der Frühe des Morgens, als es kaum zu dämmern anfing, ein schlanker junger Mann, von blasser Gesichtsfarbe, mit einem langen schwarzen Rock bekleidet und augenfällig der bessern oder gebildeten Gesellschaft angehörend, in die Nähe der zweiten Reiterkaserne, knüpfte daselbst mit einem ihrer Bewohner, einem handfesten Krieger, ein Gespräch an, darauf abzielend, sich über dessen militärische Qualifikation zu verlässigen. Nachdem die Antworten des Befragten zur Zufriedenheit des Fragestellers ausgefallen, erbat sich Letzterer gegen ein bescheidenes Trinkgeld von Jnem „fünfundzwanzig" ad posteriora. Der Reitersmann, der keineswegs ahnen mochte, daß die Fragen über seine Qualifikation in solch ausgedehntem Sinne verstanden wären, stutzt und macht Einwendungen. Der mysteriöse Fremde beharrt auf seinem Ansuchen und der Reitersmann, um allen Eventualitäten zu entgehen, trägt die Sache seinem Korporal vor. Dieser, einem gewissen praktischen Instinkte folgend, gestattet nicht allein die Exekution, er räth auch noch an, die Schläge gehörig zu „pfeffern". Der mysteriöse Stockprügel-Schwärmer entledigte sich hierauf seiner Inexpressibels und empfing von der Hand unseres Kriegers unter verbissenen Schmerzen zwölf „ordonnanzmäßige"; da meinte ee aber doch, etwas Mäßigung bei Applizirung der Schläge dürfte denn nun wohl am Platze seyn und bequemte sich zur Fortsetzung seines Fakirthums. Bei dem siebzehnten Schlage aber verzichtete er auf die übrigen acht und lohnte dem Soldaten für seine wackere Arbeit mit unverhältnißmäßig kleiner Summe, indem er ihm einen Dreier gab. — Die Leser dieser Thatsache sind nun wohl der Ansicht, es handle sich um einen Verrückten! — Keineswegs! — Es handelt sich um einen sogenannten Frommen. Als nämlich die Nachricht von der stattfindenden Exekution zu Ohren der Wache gekommen war, verfügte sich dieselbe in das Exekutionszimmer, um sich über den Sachverhalt zu verlässigen, und sprach ein Arresterkenntniß über den fremden Kasernengast aus, ließ ihn jedoch auf seine Erklärung „er habe sich die Stockprügel zur Buße auferlegt" und auf seine Bitte, „ihn nicht zu kompromittiren", als unzurechnungsfähig wiedee laufen. Schade! denn so entging der fromme Büßer einer näheren Bekanntschaft; schade aber auch, daß unser Krieger von seinem vertragsmäßig erworbenen Rechte nicht den vollen Gebrauch machte und dem Schwärmer die bedungenen „Fünfundzwanzig" ohne Abbruch aufzählte.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 192 1. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Während so Louise in den Fesseln einer ihr selbst noch unbewußten Neigung die heiligen, ihrem Charles beim Scheiden gegebenen, Schwüre und Versprechungen im Herzen brach und einen Meineid der Gedanken übte, war Rosalie dem Regiment in möglichster Nähe gefolgt. Die Freude, ihre Eltern noch einmal zu sehen, war ihr geworden, denn der Kammerrath und seine Gattin hatten weder Entfernung und Unbequemlichkeiten gescheut, um die geliebte Tochter noch einmal an ihr Herz zu drücken und dem Enkel ihren Segen zu geben. So verließ die junge Frau heiteren Muthes Eltern, Freunde und Vaterland! War es ihr doch vergönnt, ihren Albert oft zu sehen, brachte sie doch jeden Rasttag, den das Regiment machte, an seiner Seite, in seinen Armen zu! Blüthe und gedieh doch das Knäbchen an ihrer treuen Brust! Welchem Wunsche hätte sie da noch Raum geben können!

In Eilmärschen waren die in Dresden befindlichen Regimenter der großen Armee gefolgt, und nur zu bald wurde es ihnen bemerkbar, daß sie den deutschen Boden verlassen hatten. Die Kultur war eine andere, Städte, Dörfer, Wälder und Straßen, wie verschieden von denen, die man eben verlassen hatte! Die guten Quartiere fanden sich nur noch selten, im Gegentheil hatte man mit Schmutz und Ungeziefer zu kämpfen.

Den ersten Ruhetag, der dem Regiment vergönnt war, brachten sie bei einem protestantischen Geistlichen zu. Vereint mit ihrem Albert war die junge Frau heiter und glücklich, und der würdige Geistliche betrachtete mit Wehmuth das liebende Paar, welches so gar nicht zu ahnen schien, welchem ernsten Schicksal sie entgegen gingen. Während der Mahlzeit, an der auch Gérard Theil nahm, sprachen die Männer über den bevorstehenden Krieg und Albert und Gérard wünschten lebhaft, daß sie nur nicht zu spät eintreffen möchten, um an der entscheidenden Schlacht, die gewiß den ganzen Feldzug mit einem Schlage endigen würde, noch Theil zu nehmen!

Der Geistliche schüttelte den Kopf. Ihr werdet gewiß noch vor der Schlacht eintreffen, sagte er, denn so bald wird keine geschlagen werden! Die Russen werden Euch in das Mark ihres großen Reiches hinein lassen, Ihr werdet schwächer und schwächer werden, und mit Frost und Mangel zu kämpfen haben! Dann erst werden die Russen den Krieg mit Ernst anfangen! Ihr werdet Mühe haben, heraus zu kommen und Wenige werden zurückkehren!

Erstaunt sahen die Männer den Unglücksverkünder an und um ihre Lippen zuckte es wie Spott, aber durch Rosaliens Brust bebte ein schmerzliches, banges Vorgefühl, und in ihr Auge trat eine Thräne, welche sich aber unter einem Lächeln verbarg, als sie sah, daß Alberts Blick auf ihr ruhte.

Treu ihrem, den Freunden und den theuren Eltern gegebenen Versprechen, benutze sie die kurze ihnen gegönnte Ruhe, um die Erlebnisse ihres jetzt so bewegten Lebens aufzuzeichnen und den Entfernten ihre Grüße zu senden. Wir geben dem Leser einige dieser flüchtig hingeworfenen Blätter, welche die großen welthistorischen Begebenheiten, freilich nur nach Frauenart, schildern, uns aber ein treues Bild dessen geben, was die Brust des liebenden Weibes bewegt und zu welchen Opfern und Entsagungen die Liebe, dieser Lebensathem des Weibes, die Schwache stählt und die Zagende ermuthigt!

Aus Rosaliens Tagebuch.

Euch ihr Lieben im fernen Vaterlande, die mein Auge vielleicht nie wieder erblickt, Euch sende ich diese Blätter als Andenken an die Entfernte, deren Herz Euch nicht fern ist! Es schlägt voll Sehnsucht bei dem Gedanken an Euch, geliebte Eltern, und ich möchte zu Euch hinüber fliegen über den weiten Raum, der uns trennt! Aber starke heilige Bande fesseln mich hier! Die stärksten und heiligsten, die das Herz des Weibes kennt, Gatten- und Mutterliebe! Und so fliegen denn nur meine Ge-

danken zu Euch, und diese Blätter sollen Euch sagen, daß Eure Rosalie Euch liebe und um Euren Segen fleht.

In der einfachen Wohnung eines würdigen Geistlichen, dessen warnendes Wort mein Herz mit banger Ahnung erfüllt hat, beginne ich dieses Tagebuch, welches vielleicht spät, vielleicht nie in Eure Hände, Ihr Geliebten, kommen wird! Allein getreu will ich sie aufzeichnen die Wechselfälle meines Lebens, und jeden Augenblick der Ruhe benutzen, um die buntfarbigen Bilder, welche an mir vorüberziehen, wenn auch nur mit wenigen Worten, auf dem Papier zu fesseln.

Wir haben größere und kleinere Städte Polens durchzogen, aber kein freundlich Bild ist mir geblieben! Weite unabsehbare Wälder und große Seen mit reizlosen Ufern liegen zwischen diesen unsern Dörfern nicht unähnlichen Städten. Tiefer Sand erschwert den Marsch und der frohe Muth der Truppen scheint zu sinken. Wie gern hörte ich sonst ihre heitern Lieder, allein ihr Gesang ist verstummt! Schweigend ziehen sie dahin in Begleitung einer Menge magerer, häßlicher Hunde, welche die Kolonnen unaufhörlich umkreisen. Schlecht verpflegt sehen sie mit Ekel auf die schmutzigen Einwohner, welche ihnen mit Unwillen die dürftige Nahrung reichen, die nur der Hunger sie anzunehmen zwingt.

Welch' unaufhörlicher Wechsel ist doch im Leben des Kriegers! So mannigfaltig, so plötzlich sind die Eindrücke, daß einer den andern verdrängt und man heute das kaum noch beachtet, was gestern uns zur Bewunderung hinriß oder unser Herz mit Schrecken erfüllte! Heute, wo den müden Kriegern eine kurze Ruhe vergönnt wird, trat Albert mit einer Sichel in der Hand zu mir und sagte lächelnd: sieh Rosalie, wir vereinen jetzt zwei Elemente in uns, den Eroberer und den Landmann! Mit dieser Sichel werden wir sehr idillisch Gras und unreifes Korn schneiden, um unsere hungernden, von dem angestrengten Marsch sehr ermatteten Pferde zu sättigen!

Ich mußte unwillkürlich den Scherz belächeln, allein Gérard sah düster drein und rief mißmuthig: Du weist Allem eine komische Seite abzugewinnen!

Ich bin so glücklich nicht! ich sehe nichts Idillisches in diesem Befehl, sondern blos, daß wir die ohnedieß schon zu Grunde gerichteten Pferde durch diese Maßregel um so eher tödten werden!

Albert nahm den Knaben, der seine Händchen dem Vater entgegen streckte, von meinem Arm und tanzte mit dem jauchzenden Kleinen im Zimmer herum. Als er aber sah, daß der Freund, in trübes Sinnen verloren, schweigend im Fenster lehnte, gab er mir das Kind zurück und ging zu dem Schmollenden.

Es ist ja nur vorübergehend, Charles, tröstete er, wenn wir erst unseren Magazinen, unseren ungeheuren Transporten von Fourage und Lebensmitteln nahe sind, da werden wir Ueberfluß haben und unseren armen Thieren weniger poetisches Futter gewähren können, bei welchem, ich gebe es zu, sich ihre Kräfte eher wieder finden werden, als bei den zarten grünen Halmen, welche wir ihnen jetzt vorsetzen. Diese Noth kann nicht von Dauer seyn, wir wissen ja, welche Vorkehrungen getroffen worden sind und welche Vorräthe von allen Seiten heranziehen! Sind nicht alle Wege mit zahllosen Wagen, mit Lebensmitteln und Fourage bedeckt? Die Weichsel, das frische Haff, der Pregel so wie der Kanal, der diesen Fluß mit dem Niemen verbindet, alles wimmelt von kleinen und größeren Fahrzeugen und Kähnen, mit Lebensmitteln beladen, und in Danzig allein sind Magazine errichtet, welche den Bedarf einer ganzen Armee in sich schließen. Darum Freund, fuhr er fort, indem er Gérard's Hand schüttelte, laß die Sorgen, Dein edler Brauner und mein schöner Schimmel werden bald wieder wohlgenährt und glänzend einherschreiten, und ihre Reiter werden hoffentlich auch in möglichster Kürze wieder zu den gewohnten Comforts gelangen!

Gérard schwieg, allein der Scherz des Freundes erheiterte ihn nicht, und er verließ uns bald, um an Louisen zu schreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Die Eisenbahnen und das Heimweh.

Auch um das Heimweh bringen uns die Eisenbahnen. Sonst, wenn aus einem Dorfe der Wanderbursch in die Fremde zog, da war's die Heimath, von der er Abschied nahm. Vater und Mutter gaben ihm den Segen mit, die Geliebte schaute ihm wohl mit einer Thräne vom Bodenfensterlein nach, und zuletzt waren es die Jugendfreunde und Genossen, die ihm bis an die Gränze das Felleisen trugen und das Geleite gaben. Nun lag die weite, weite Welt vor ihm, jeder Kirchthurm führte ihn weiter fort, mit jedem Stadtthor trat die Flur der Heimath weiter zurück, Berg und Ebene dehnten sich zu weiten Fernen hinter ihm aus, und an der Kluft, die zwischen Wanderschaft und Heimkehr befestigt war, nährte sich die Sehnsucht, stärkte sich die Liebe. So lange die Ferne noch eine Ferne war, war das Heimweh noch in seinem Rechte. Und das Heimweh war

gut. Es war die Poesie, die auch den Prosaischen traf, es war das Feuer, das das Herz draußen in der kalten Welt warm erhielt, es war der Engel, der die Unschuld in der Fremde schützte. Um den Preis der Heimkehr hielten sich Die draußen in der Fremde brav. Jetzt aber gibt's kein deutsches Heimweh mehr. Nur die Schweizer mit ihren unwegsamen Alpen werden's noch behalten. Von Ost nach West, von Süd nach Nord kommt man bei uns in wenigen Stunden. Hauptstadt und Provinz, Rhein und Oder, Wien und Hamburg, Fremde und Heimath liegen nicht mehr auseinander. Wer sehnte sich noch, wenn er nicht weit mehr nach Hause hat? Wäre das Lied: „Traute Heimath meiner Lieben!" nicht schon gemacht, es fände jetzt keinen Dichter. In einigen Jahren wird kein deutsches Mutterkind mehr verstehen, wie's Dem zu Muthe war, den das Heimweh von der Fahne trieb. „In Straßburg auf der Schanzen", und das Volks- und Abschiedslied: „O, du Deutschland, ich muß marschiren!" wird bald kein Volkslied mehr seyn. Wenigstens nach Amerika oder nach Rußland soll fahren, wer die Sehnsucht kennen lernen will, über's weite Weltmeer muß, wem noch die stille Insel seines Jugendlandes hinter den blauen, fernen Bergen, ein Gegenstand edlen Heimwehs, auftauchen soll. Mögen sie Reden halten zur Eröffnung, mögen sie den Segen der Bahnen herausstreichen für die Menschheit, ich stelle mich auf die Seite der Lohnkutscher ohne Lohn, der Gasthöfe ohne Gäste, und der Herzen, denen das Heimweh genommen ward. Das ist auch ein Kapital, das einst seine stillen Interessen trug und nun eine Aktie geworden ist, die zwanzig Prozent verloren hat. Der Kampf der Lokomotiven ist nicht schöner, als der Rauch der Heimath, den, nach langer Irrfahrt heimkehrend, Held Ulyß an Ithaka's Küsten verlangend sah.

Gedichte der Königin Maria Stuart.

(Während ihrer Gefangenschaft verfaßt.)

An die Königin Elisabeth.

(Italienisch.)

Nur ein Gedanke, der mich freut und quält,
Hält ewig wechselnd mir den Sinn gefangen,
So daß der Furcht und Hoffnung Stimmen klangen,
Als ich die Stunden ruhelos gezählt.

Und wenn mein Herz dieß Blatt zum Boten wählt
Und kündet, Euch zu sehen, mein Verlangen,
Dann, theure Schwester, faßt mich neues Bangen,
Weil ihm die Macht, es zu beweisen, fehlt.

Ich seh' den Kahn, im Hafen fast geborgen,
Vom Sturm im Kampf der Wogen festgehalten,
Des Himmels heitres Antlitz nachtumgraut.

So bin auch ich von Furcht und Sorgen,
Vor Euch nicht, Schwester! doch des Schicksals Walten
Zerreißt das Segel oft, dem wir vertraut.

Abschied von der Welt.

(Französisch.)

Was nützt die mir noch zugemess'ne Zeit?
Mein Herz erstarb für irdisches Begehren,
Nur Leiden soll mein Schatten nicht entbehren,
Mir blieb allein die Todesfreudigkeit.

Ihr, meine Feinde, laßt von eurem Neid:
Mein Herz ist abgewandt der Hoheit Ehren,
Des Schmerzes Uebermaß wird mich verzehren,
Bald geht mit mir zu Grabe Haß und Streit.

Ihr Freunde, die ihr mein gedenkt in Liebe,
Erwägt und glaubt, daß ohne Kraft und Glück
Kein gutes Werk mir zu vollenden bliebe.

So wünscht mir bessere Tage nicht zurück,
Und weil ich schwer gestrafet ward hienieden,
Erfleht mir meinen Theil am ew'gen Frieden.

Gebet.

(Lateinisch.)

O, Gott mein Gebieter,
Ich hoffe auf Dich;
O Jesu, Geliebter,
Nun rette Du mich!
In hartem Gefängniß,
In schlimmer Bedrängniß
Erfleh' ich Dich
In Plagen Dir klagend,
Im Staube verzagend,
Erhör', ich beschwöre,
Und rette Du mich!

Mannigfaltigkeiten.

[Shakespeare's Geburtshaus.] An den Ufern eines unbedeutenden Flüßchens in der Grafschaft Warwick liegt ein kleines Landstädtchen, dessen einsame Straßen nichts Merkwürdiges darbieten, als eine schöne Kirche und ein paar alterthümliche Gebäude mit seltsam verziertem hölzernen oder steinernen Außenwerk. Die Reisenden würden es kaum eines zweiten Blickes würdigen; man flüstere ihnen aber den Namen in's Ohr und ihre Gleichgültigkeit wird verschwinden. In der That

Digitized by Google

ſieht man in dieſem abgeſchiedenen Städtchen immer Einige, deren Aeußeres, deren ganzes Benehmen verräth, daß ſie nicht zu ſeinen Bewohnern gehören. Es gibt in dieſen menſchenleeren Gaſſen etwas Sehenswürdiges, und man pilgert aus weit entfernten Ländern hin, um es zu ſchauen. Kein Wunder, denn die Stadt iſt Stratfort am Avon — der Geburts- und Todesort William Shakeſpeare's. Man beſucht dort ein beſcheidenes Häuschen, noch vor ein paar Jahrzehnden Beſitzthum eines Fleiſchers, der dort ſeine Waaren zur Schau legte, und einen Miethsmann hatte, auf deſſen Schild zu leſen war: „Hier wohnte Shakeſpeare, auch ſind Wagen und Pferde zu vermiethen.“ — Jetzt hat ein Beett über die Thür die Inſchrift: „Der unſterbliche Shakeſpeare ward in dieſem Hauſe geboren.“ Das obere Zimmer, wo der Dichter zuerſt das Licht der Welt erblickt haben ſoll, bietet noch einen beſonderen Reiz. Die Wände ſieht man mit Handſchriften bedeckt, unter ihnen viele berühmte Namen neuerer Zeit, und dieſe Erinnerungszeichen ſind ſchon ſo dicht zuſammengedrängt, daß kaum eine Spur der urſprünglichen Farbe der Wand zu eekennen iſt. Von allen ehrwürdigen Ruhmſtätten Alt-Englands iſt keine, welche die Theilnahme in ſo hohem Grade erweckt — keine, die nicht nur den Engländern, ſondern auch allen gebildeten Völkern ſo werth iſt — und doch wollte man dieſes Haus an den Meiſtbietenden verkaufen, wonach es vielleicht niedergeriſſen und ſtückweiſe fortgetragen wäre. Die Stadtbehörde Stratfords mochte gern das Heiligthum unverſehrt erhalten, abee bei den beſchränkten Mitteln der Bürgerſchaft ließ ſich die erforderliche Summe — mindeſtens deittehalbtauſend Pfund Sterling — nicht beſchaffen. Schon waren einige amerikaniſche Gewinnſucher willens, einen hohen Preis dafür zu bieten; ſie hätten dann dieſes Ehrendenkmal nach den Vereinigten Staaten entführt, um es dort, auf Räder geſtellt, den Neugierigen als ſeltenſte Koſtbarkeit für Geld zu zeigen!

Dieß veranlaßte wenigſtens das Entſtehen eines Shakeſpeare-Vereins, der ſich bemühte, durch Weihgaben der das Haus Beſuchenden deſſen Erhaltung zu vermitteln; doch reichten die Beiſteuern kaum zur Deckung des Nöthigen für Ausbeſſerung und Beaufſichtigung des Hauskleinods von Stratford. Im Jahre 1851 wurde es von jenem Verein der Krone zu Kauf und zur Bewaheung empfohlen, und wahrſcheinlich iſt nun das Geburts- und Sterbehaus Shakeſpeare's ein Volks-Eigenthum.

Man nennt in Paris die Leute, welche ſich ein Geſchäft daraus machen, in das Waſſer zu ſpringen, worauf ſie ein Kamerad angeblich vom Tode rettet, um dann die ausgeſetzte Prämie von 25 Frs. in die Taſche zu ſtecken, Grenouillards. Ein paar dieſer Biedermänner hatten vor einigen Tagen gerade ein ſolches Geſchäft glücklich beendigt, der Rettee hatte mit der Miene edler Beſcheidenheit die 25 Frs. eingeſteichen und ſie waren im Wirthshauſe beſchäftigt, nach vollbrachter That ſich zu belohnen, als ihnen die Idee kam, an einer andern Stelle das Experiment zu wiederholen. Der eine ſprang richtig von einer Brücke in die Seine mit dem Rufe: „Ich ſterbe, betet für mich!“ Doch während dee andere ſich beeilte, zum Ufer zu gelangen, blieb er an einem Schiffsringe, der am Boden lag, hängen und beſchädigte ſich ſo, daß er weggetragen werden mußte. Der ins Waſſer Geſprungene kam nun wieklich in Lebensgefahr und wuede mit größtee Mühe von einigen Schiffern gerettet. Nach der ausgeſtandenen Todesangſt geſtand er in der erſten Aufregung ſein bisheriges Geſchäft und wurde als Grenouillard der Polizei überliefert.

Der berühmte Sakoski, welcher für den Kaiſee Napoleon die Stiefeln arbeitete und ein reicher Mann war, hatte einſt Schneitzhöffer mit Entzücken auf dem Piano ſpielen hören. Um ſich dieſen Genuß noch einmal zu verſchaffen, lud er den Künſtler zum Eſſen ein, und nach Tiſche erſuchte er ihn, etwas zu ſpielen. Schneitzhöffer that es. Am nächſten Sonntag lud der Künſtler den Stiefelfabrikanten ein und nach Tiſche ſtellte er demſelben ein Paar alte Stiefel hin. Was ſoll ich damit? fragte Sakoski. — Nun, antwortete Schneitzhöffer gemüthlich, am vorigen Sonntag erſuchten Sie mich, nach Tiſch Muſik zu machen; heute erſuche ich Sie, mie die Stiefeln auszubeſſern. Jeder nach ſeinem Metier. — Seitdem brauchen die Muſiker in Paeis, wenn ſie Muſik machen ſollen, den Kunſtausdruck: Faire des boltes.

[Vieh und Menſch.] Von einem Rittergutsbeſitzer, der wenig gebildeten Beeſtand, aber gute Kenntniſſe von Pferden beſaß, ſagte einer ſeiner Bekannten: „Spricht er vom Vieh, ſo ſpricht er wie ein Menſch, ſpricht er aber von menſchlichen Angelegenheiten, da ſpricht er wie ein Vieh.“

[Kurioſer Mietbzettel.] In Buddes Paſſage in St. Pauli (Hamburg) bemerkte man dieſee Tage einen Anſchlag, welchee lautete: „Hier iſt ein Haus zu veemiethen für 5 Mrk. monatlich — — wegen Ueberfluß an Wanzen.“

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Liſette Wailandt in Aſchaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 193 2. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Endlich waren die Regimenter in der Nähe der großen Armee angelangt, und mit Verwunderung sah Rosalie die Menge der Wagen und Geräthschaften, der Handwerker und der vielen Personen, die, zum Kriege gänzlich untauglich, der Armee folgten.

Man hatte die Ufer des Niemen erreicht und noch in derselben Nacht, oder mit dem frühesten Morgen, sollte der Uebergang geschehen.

Lautlos rückten die Truppen bis zu den Ufern des Flusses vor, tiefe Dunkelheit deckte ihren Marsch und nur selten verrieth das Blitzen eines Bajonets den Nahstehenden, was hier vorging. Streng war es verboten, Feuer zu machen, und nur mit den Waffen in der Hand ruhten die Krieger von dem langen Marsch, während die vom Thau feuchten Halme des grünen Korns ihnen zum Lager und ihren Pferden zur Nahrung dienten.

Alberts Regiment lagerte am Saum eines Waldes in der Nähe eines kleinen Dorfes, in dessen elenden Hütten Rosalie und Cécile (die Gattin des Arztes Durand, die Rosalien sich angeschlossen hatte) für die Nacht ein Unterkommen gefunden hatten.

Gedankenvoll saß Rosalie an dem Fenster der ärmlichen Wohnung und schaute hinaus in das Dunkel, indessen Cécile auf einem schlechten Lager Erholung von den Beschwerden des Tages suchte. Das Knäbchen ruhte in ihrem Schooß und mit Blicken der Liebe hing das Auge der jungen Mutter an dem im Schlaf süß lächelnden Kinde, welches dem kommenden Tage ruhig entgegenschlummerte, während bange Sorge ihre Brust bewegte. Sie hatte Albert im Lauf des Tages nicht gesehen, und den Schmerz dieser Entbehrung gab sie sich selbst als die Ursache der namenlosen Angst an, welche ihr Herz zusammen preßte und ihr den Schlaf raubte. Leise öffnete sie das Fenster, um ihre, wie im Fieber glühende Wange durch die frische Nachtluft zu kühlen. Eine weite Ebene lag vor ihren Blicken ausgebreitet, hie und da von Hügeln durchschnitten, auf deren höchstem sich das Zelt des Kaisers, dicht von Bajonetten umgeben, erhob. Rosalie richtete den Blick auf den dunkeln Punkt, den es gegen den von Wolken umzogenen Himmel bildete und ihre Lippen schienen leise Fragen zu murmeln. Nach und nach erhellte sich der Himmel und im ersten falben Morgenlichte sah sie zwei Reiter den Hügel herabkommen. Eine tief in die Augen gedrückte, polnische Mütze beschattete das Gesicht des ersten, der, in einen dunklen bis an das Kinn zugeknöpften Oberrock gekleidet, sich durch Nichts von seinem Begleiter auszeichnete, welcher dicht in einen Mantel gehüllt in einiger Entfernung folgte. Ihr Weg führte Beide an der Hütte vorbei und mit Erstaunen erkannte Rosalie den Kaiser. Leise legte sie das Kind auf ihr Lager und stieg hinauf zum Dach der Hütte, von wo aus sie hoffen durfte, den Weg übersehen zu können, den der Kaiser, einschlagen würde. Wirklich sah sie ihn dem Flusse zureiten, doch noch ehe er dessen Ufer erreichte, stürzte sein Pferd und warf seinen Reiter mit Ungestüm auf den Ufersand.

Allmächtiger Gott, stöhnte Rosalie, welch ein böses Zeichen, welch eine Unglück weissagende Vorbedeutung! und in Thränen ausbrechend eilte sie hinab und warf sich laut schluchzend zu dem Kinde auf das Lager.

Madame Durand aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, fragte ängstlich nach der Ursache ihrer Thränen, und Rosalie erzählte, noch immer weinend, was sie gesehen.

Liebes Herz! rief Cécile, indem sie die Zitternde in ihre Arme schloß, man hat mir erzählt, daß, als Wilhelm der Eroberer in England landete, er bei dem ersten Schritt auf englischem Boden ebenfalls seiner ganzen Länge nach zur Erde stürzte und sein Contersei in dem weichen Ufersand abdrückte. Aber Wilhelm der Eroberer ward nicht ängstlich, so wenig wie gewiß der Kaiser es geworden ist, er rief: So nehme ich Besitz von Eng-

Digitized by Google

land! und sehen Sie, so hat der Kaiser nun Besitz von Rußland genommen!

Rosalie lächelte; ich will dieser Auslegung glauben, sagte sie, indem sie der Freundin die Hand drückte. Verzeihen Sie mir, ich bin ein ängstliches Kind, was aber glücklich ist, Sie gefunden zu haben, denn was wäre ich ohne Sie?

Und ich ohne Sie? fragte gerührt die Französin. Habe ich mehr Zuversicht und frohe Hoffnung, so haben Sie dafür mehr Ausdauer, mehr Entsagung und Ergebung. Wären Sie, wie ich, dem Gatten schon in mehreren Feldzügen gefolgt, Sie würden meine Zuversicht theilen. Ihre Nerven sind von der schlaflosen Nacht angegriffen, und Sie brauchen doppelt Kräfte, denn das Knäbchen zehrt ja vom Mark der Mutter, darum gönnen Sie sich noch einige Stunden Ruhe, während ich bei dem Kinde wache, und Alles wird Ihnen dann in weniger düsterem Licht erscheinen.

Rosalie, die sich wirklich ganz erschöpft fühlte, folgte dem Rathe der Freundin, und bald schloß ein wohlthätiger Schlummer ihre Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Noch etwas über den neuen Krystallpalast zu London.

Der neue Krystallpalast in Hydenham, der aus den Elementen des alten von Hydepark entstehen soll, macht rüstige Fortschritte, und doch darf man seine bescheidenen Zweifel aussprechen, ob das Publikum, wie es versprochen ist, am 1. Mai darin seinen Einzug halten wird. Die Hauptsache bleibt, ob das Unternehmen in der That so großartig ausgeführt wird, wie es im Plan vorliegt. Den folgenden Mittheilungen über die Bauplane, die das Werk zum größten Schaustück der Welt zu machen versprechen, werden die Leser gewiß mit Interesse folgen. Vor Allem wollen wir bemerken, daß auf die Parkanlagen, in welche das Gebäude zu stehen kommt, beinahe ebensoviel Geld und Sorgfalt als auf den eigentlichen Bau verwendet werden soll. Der obere Abhang des Hügels, auf dem das Gebäude fußt, wird zu einem feenhaften Terrassengarten im italienischen Styl umgewandelt. Diese Terrassen, von denen die oberste allein mit einem Kostenaufwand von 600,000 fl. gebaut und ausgeschmückt wird, bedeckt einen Flächenraum von 40 engl. Acker Landes und hat eine Breite von 1650 Fuß. Alle Größenverhältnisse derselben sind, wie beim Gebäude selbst, eine Vervielfachung der Zahl 8. Der Hauptzugang zur Terrasse wird 96 Fuß, die anderen Wege 48 Fuß und 24 Fuß breit seyn. Die italienischen Anlagen gehen allmählig in englische Parkanlagen über und von den höher gelegenen Punkten übersieht man eine der reizendsten Hügellandschaften Englands, die im Osten vom Meere, im Westen vom Nebelozean Londons abgegränzt werden, und durch alle diese Anlagen wird sich ein System künstlicher Seen, Wasserfälle und Springbrunnen verzweigen, die denen von Versailles an Größe und Wirkung fünffach überlegen seyn sollen. Von zwei großen Wasserbehältern, die in den beiden großen Wasserthürmen an den Flanken des Gebäudes, in einer Höhe von 256 Fuß, angebracht werden, soll sich eine gewaltige Wassermasse zuerst kaskadenartig durch die rechts und links gelegenen Bogen der großen Terrasse stürzen, im Sturze, bei der untersten Terrasse selbst einen weiten luftigen Bogen bildend, so daß das Publikum, wie beim Niagarafalle, trocken darunter weggehen kann. Zu beiden Seiten des Hauptzuganges strömen die Wasser, Katarakte, Stromschnellen und Springbrunnen, die größte Mannigfaltigkeit bildend, bis zu zwei 380 Fuß breiten Bassins am entgegengesetzten Ende des Parkes, in deren Mitte die eigentlichen Riesenbrunnen zu stehen kommen. Jeder derselben wird durch die Verbindung von 180 Wasserstrahlen, deren höchster bis zu 230 Fuß steigen soll, eine Wasserpyramide bilden, an deren Ecken vier Springbrunnen von je 130 Fuß Höhe zu stehen kommen, während 15 andere von 90 Fuß Höhe sich um das Ganze bewegen werden. Die beiden Bassins mit ihren Verbindungsflügeln bis zum Hauptzugang werden 2000 Fuß lang seyn, und wenn die Werke in vollem Gang sind, können 2000 Gallonen Wasser per Sekunde in Bewegung gesetzt werden. Parton will berechnet haben, daß seine beiden eben beschriebenen Pyramidenspringbrunnen zweimal so lange als die „großen Wasser" von Versailles spielen werden. Für gewöhnlich werden die Wasserwerke nur bis zu den Gränzen der großen Terrasse spielen und in einem Bassin zusammenfließen, das sich mit einer Riesenglocke aus Wasser überwölben wird. Außerdem erhält die Terrasse selbst acht oder neun Springbrunnen und wird, während die niedriger gelegenen Gartenpartien mit romantischen und zugleich zoologisch-lehrreichen Formationen ausgestattet werden, eine Reihe ausgewählter Marmorstatuen und den üppigsten Marmorflor beherbergen. In welchem riesigen Maaßstabe die Blumenbeete angelegt werden, mag der Umstand beweisen, daß Paxton bei verschiedenen Kunstgärtnern nicht weniger als 10,000 Stücke scharlachrother Geranien bestellt hat. Der Plan der inneren Einrichtung ist so ziemlich bis ins Detail festgestellt. Die beiden luftigen Thürme an den beiden Endpunkten werden 56' höher als der mittlere Transept seyn und aus 10 Stockwerken bestehen, von deren ober-

stem man bei heiterm Wetter eine Fernsicht bis ans Meer zu gewinnen hofft. Die frühere Idee, von der Spitze dieser Thürme Kaskaden hinabfallen zu lassen, ist jetzt aufgegeben worden. Der Grundplan des Innern nähert sich in vieler Beziehung dem des alten Ausstellungsgebäudes, doch werden mehr abgeschlossene Abtheilungen, ähnlich der frühern Zentralhalle des Zollvereins, angebracht werden, und wird, da nicht auf so viele auswärtige Aussteller Rücksicht genommen werden muß, mehr Spielraum für die Dekorateurs bleiben. Im Mittelschiff werden, wie früher, Springbrunnen Statuen, Modelle, Architekturgegenstände und kolossale Sculpturen ihren Platz finden, und die Unternehmer haben sogar Aussicht, die oft erwähnte Kleopatrennadel (einen England gehörigen, derzeit noch in Aegypten liegenden Obelisken) in ihr Gebäude schaffen zu dürfen. An beiden Enden des Schiffes beginnen die großen Wintergärten, für welche allenthalben mit großem Fleiß Ankäufe gemacht und in denen seltene Vögel aller Zonen untergebracht werden sollen. Hinter den Gärten gegen Süden, auf beiden Seiden des Mittelschiffes, beginnt die Ausstellung ausgesuchter Mineralien und Industriegegenstände aller Art; im nördlichen Flügel dagegen eine Reihe architektonischer Darstellungen, chronologisch geordnet, die verschiedenen Schulen und Perioden versinnlichend. Um eine Idee von der Großartigkeit des Planes auch in dieser Sphäre zu geben, erwähnen wir hier blos die zukünftigen Verhältnisse der unter der Leitung des berühmten Layard und Ferguson aufzuführenden „assyrischen Halle." Die große Façade dieser Halle, die 100 Fuß lang und 26 Fuß breit wird, wird eine Kopie der Hauptportale des alten Palastes von Khorsabad seyn; an jeder Seite des Haupteingangs kommt ein 19 Fuß hohes assyrisches Stierbild mit Flügeln und Menschenkopf zu stehen. Aehnliche 15 Fuß hohe Skulpturwerke an den Seiten der übrigen vorgeschobenen Pfeiler. Am Eingang von dieser Halle ins Mittelschiff werden Abgüsse der beiden kolossalen, von Layard aus Ninive gebrachten geflügelten, 16 Fuß hohen Löwen mit Menschengesichtern, an den Seitenwänden dagegen 10 Fuß hohe assyrische Basreliefs assyrischer Priester, Gottheiten, Könige u. s. w. angebracht. Die Innenwände werden ebenfalls mit Abgüssen von den vielbewunderten assyrischen Basreliefs des Louvre und des brittischen Museums geschmückt. Dem bibelkundigen englischen Publikum wird hier ein Stück greifbarer Geschichte aus den Zeiten Salmanassars, Sanheribs und anderer großer Könige geboten. Allenthalben wird von den Agenten der neuen Ausstellung gesammelt und gekauft, und den Einen großen Vortheil wird diese Ausstellung vor allen Museen haben: daß in ihr Alles, was in Letztern zerstreut ist, planmäßig und den Geist der verschiedenen Kunstperioden veranschaulichend, aufgestellt seyn wird.

Die ethnologische Abtheilung dürfte vielleicht die interessanteste von allen werden. In diesem Fache kann England am meisten leisten, und hat von jeher das Meiste geleistet. — Von dem Plane, die markirtesten geologischen Erscheinungen im Freien durch natürliche Schichtenformationen mit den in ihnen gefundenen Pflanzen- und Thierüberresten darzustellen, haben wir schon früher gesprochen. Bewegliche Modelle von Mastodonten, Glyptodonten, Mylodonten, Ichthyosauren und Plesiosauren werden im Innern des Gebäudes aufgestellt und der modernen Welt ein Stück vorsündfluthliches Leben vorführen. Die modernen weiten Räume bleiben für die permanente, sich ewig erneuernde Ausstellung von Rohmaterialien, Industrieprodukten u. s. w. frei. Die neue Ausstellung wird sich von der alten in dieser Sphäre namentlich dadurch unterscheiden, daß Aussteller für die ihnen zugewiesenen Lokalitäten der Gesellschaft Miethzins zu zahlen haben werden. Es sollen von vielen Fabrikstädten schon beträchtliche Raumbestellungen gemacht worden seyn. — Der von der großen Ausstellung realisirte Ueberschuß ist, wie wir heute erfahren, dazu bestimmt worden, Grund und Boden für eine neue Nationalgallerie anzukaufen. Dieselbe wird in der Nähe von Hydepark in Brompton zu stehen kommen. Es ist daselbst bereits für mehr als 200,000 Pfd. St. Baugrund zu diesem Zwecke angekauft worden. Die Kosten des Gebäudes selbst werden vom Parlament genehmigt werden. Vierzig (englische) Acker Landes, die dem Baron v. Villars gehörten, wurden ihm von den Kommissären mit 150,000 Pfd. St. bezahlt, andere 20 Acker wurden für 60,000 Pfd. St. erstanden.

Der Schwur des Handwerksburschen.

Treu nach dem Leben von Ed. Gottwald.

Da sitz' ich nun im Gasthof hier
Im Winkel ganz allein.
Es frägt die Wirthin nicht nach mir,
Dem Wirth fällt's gar nicht ein.

Der Hausknecht macht ein wirsch Gesicht,
Weil ich ein Ränzel hab',
Und denkt: das ist auch so ein Wicht,
Da fällt kein Trinkgeld ab.

Da sitz' ich nun vom Regen naß
Und grolle für mich still,
Und Niemand frägt mich, ob ich was
Verzehren kann und will.

Digitized by Google

Und ob vielleicht ein Bett doch
Im Hause für mich frei,
Da heißt's gewiß: „das fehlte noch,
Die Art schläft auf der Streu."

Da liegt nun halb durchfroren man,
Und wenn der Hashahn kräht,
Stößt mit dem Fuß der Knecht mich an:
Und spricht: Stehn's auf, 's ist spät.

Ja bei dem Fuhrmann in der That,
Sieht's gleich ganz anders aus,
Wenn der sich nur dem Gasthof naht,
Ist er schon wie zu Haus.

Statt Gruß tritt er mit Peitschenknall
In's Wirthshaus nah und fern,
Der Hausknecht führt die Pferd in Stall
Und er, er spielt den Herrn.

Und kaum ist er zur Stube 'rein,
Wo ich schon lange bin,
Da setzt man Bier und Branntewein
Ihm vor die Nase hin.

Auf saubern Linnen, blank und frisch,
Mit Tellern, wie geleckt,
Wird nun für ihn sogleich der Tisch,
Eh' er's verlangt, gedeckt.

Erst trinkt er Kaffee, hinterher
Ist Suppe gleich parat,
Und kaum ist noch der Teller leer,
Kommt Braten und Salat.

Mich frägt man, eh' man mich behält,
Ob ich ein Wanderbuch,
Und wenn was Warmes ich bestellt,
Ob ich auch Geld genug.

Nun wart' nur, komm' in Arbeit ich
Und geht's mir irgend gut,
Das schwöre ich, dann räch' ich mich
An dieser Gastwirthsbrut.

Dann wird mal Montags blau gemacht,
Zum Thor hinaus spazirt,
In solch'nen Gasthaus bis zur Nacht
Gezecht und kommerschirt.

Dann schlagen wir die Krüg' entzwei,
Und mengt der Wirth sich rein,
Da giebt's 'ne tücht'ge Keilerei,
Das soll mein' Rache seyn.

Und wenn ich dann erst Meister bin
Daheim in meiner Stadt,
Geh' ich nach solchem Gasthaus hin,
Was recht viel Fuhrwerk hat.

Dort laß ich Braten, Wein und Bier
Mir geben für mein Geld,
Mach' Essen, Trinken schlecht dafür
Und sprech: „Herr Wirth, Er prellt."

Und wird er grob, mach' ich Skandal,
Er wagt sich nicht an mich.
Denn ich sag' ihm dann ganz brutal,
Daß Berger und Meister ich.

Und werf mit Thalern um mich 'rum,
Als wenn es gar nichts wär',
Und nenn' vorm ganzen Publikum
Ihn höhnisch immer „Er".

So räch' ich mich, das schwör' ich hier
An's ganz' Gastwirthsgeschlecht,
Drum stellt den Handwerksburschen Ihr
Noch untern Fuhrmannsknecht.

Mannigfaltigkeiten.

Eine Korrespondenz des „M. Chronicle" schreibt mit Bezug auf die eben vollendete Präsidentenwahl d. d. Philadelphia, 3. Nov.: „...Viele in Europa sind der Meinung, das amerikanische Volk wähle seinen Präsidenten direkt. Das ist aber nicht der Fall, sondern jeder Staat wählt sogenannte „Präsidentenwähler (presidential electors)," und zwar gerade so viele als dieser selbe Staat Vertreter in den Kongreß, den Senat und das Repräsentantenhaus schickt. Diese Wähler werden von den Bürgern jeder Partei in „Staatskonventen" gewählt. Der Präsidentenwähler aller Staaten sind es 295, und sie bilden ein „Wahl-Kollegium." Sie treten aber nicht alle zusammen, sondern nur die jedes Staats werden durch eine Proklamation des Governor in die Hauptstadt desselben berufen, und da geben sie denn das Votum ihres Staates ab, sey es für Scott oder Pierce. Dann übersenden sie, durch Mitglieder ihrer Korporation, versiegelte Duplikate nach Washington, diese werden bei der Regierung hinterlegt, dann amtlich geöffnet und vor den versammelten Mitgliedern beider Kongreßhäuser feierlich verkündigt. Sollte keiner der Kandidaten eine Stimmenmehrheit erlangt haben — was bei drei oder mehr Kandidaten vorkommen kann — so übernimmt es das Haus der Repräsentanten, aus den vom Volk vorgeschlagenen den Präsidenten zu wählen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 194 3. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Auch die Freunde hatten, in ihre Mäntel gehüllt, bald den Schlaf gefunden, und Müdigkeit und Erschöpfung hatte sie die feuchte Lagerstätte vergessen lassen, aber nur kurz war diese so nothwendige Ruhe, denn als die Sonne sich kaum am östlichen Himmel erhob, waren Alle schon wieder auf den Füßen, und Aller Augen wendeten sich dem Flusse zu. Wer beschreibt aber das Erstaunen der eifrig Umherspähenden, als die jenseitigen Ufer ihren forschenden Blicken nichts als finstere Wälder und unfruchtbare Sandsteppen darboten! — Kein Feind war zu sehen, Alles schien im tiefsten Frieden zu ruhen! Erstaunt sahen die Soldaten sich an und ihre Augen schienen zu fragen: wo ist der Feind, den wir besiegen sollen?

Jetzt ertönte das Signal, und sogleich kam Leben und Bewegung in die ungeheuren Massen. Wie ein Strom ergossen sie sich durch die kleine Ebene, welche sie vom Niemen trennte, und so groß war der Eifer der Soldaten, das jenseitige Ufer zu erreichen, daß die Truppen der Avantgarde sich den Uebergang streitig machten und fast handgemein mit einander wurden.

In drei Kolonnen bewegte sich das ungeheure Heer den in der Nacht geschlagenen Schiffbrücken zu. Der Kaiser war schon hinüber und hielt am jenseitigen Ufer, die Soldaten mit Blick und Wort ermunternd. Alle begrüßten ihn mit dem bekannten Ruf und schienen froh und siegesgewiß der Zukunft entgegen zu gehen.

Ernst und schweigend ritt Gérard an Alberts Seite, der wieder ganz seine gewöhnliche Heiterkeit und Zuversicht erlangt hatte.

Was fehlt Dir Charles? fragte er endlich den schweigsamen Freund.

Ich dachte an Louise, indem ich den Fuß auf diese fremde Erde setzte, und der Gedanke, daß lange Zeit vergehen werde, bevor ich sie wieder sehe, ja daß ich sie vielleicht nie wieder sehen werde, machte mich ernst.

Du hättest sie mitnehmen sollen! Ich werde noch diesen Abend Rosalien und mein Kind sehen!

Dazu hätte ich mich nie entschließen können, und wahrlich ich begreife Dich nicht, wie Du eine zarte Frau, ein schwaches Kind so allen Strapazen und Entbehrungen aussetzen kannst. Ich würde sie an Deiner Stelle noch jetzt zurückschicken, wenigstens bis Königsberg, wo sie dann den Ausgang des Krieges abwarten könnte.

Wo denkst Du hin, rief lebhaft St. Mars, jetzt Rosalien zurücksenden, wo der Krieg gewiß in wenigen Wochen geendet seyn wird! Nein, nein, meine reizende Rosa soll in Moskau oder Petersburg glänzen, dort wollen wir das Karneval zubringen, und die eleganten Russen, die ihre Bildung in Paris erhalten haben und daher Frauenschönheit und Liebreiz beurtheilen können, sollen anerkennen, daß meine weiße Rose die Krone der Frauen ist.

Ich würde meine weiße Rose aber lieber unter ein schützendes Dach sicher bergen, als sie den Stürmen preisgeben, sagte ernst Gérard.

Du siehst heute alles schwarz, wie die Wolken, die eben am Himmel herauf ziehen, und uns nach dem Thaubade der vergangenen Nacht nun ein angenehmes Regenbad prophezeien! Die Gewitterschwüle drückt auf Deine Nerven! Doch sieh — was bedeutet das, fügte er hinzu, indem er auf das rechte Ufer zeigte, welches sie beinahe erreicht hatten.

Gérard folgte der angedeuteten Richtung und sah mit Erstaunen den Kaiser in gestrecktem Galopp ganz allein dem Walde zu sprengen. Mit verhängtem Zügel jagte er über die Ebene und verwundert und ungewiß, ob sie ihm folgen dürften, sahen seine Adjutanten sich an. Auch Gérard warf fragende Blicke auf den Freund, als wenn er von ihm die Lösung des Räthsels erwartete.

Die Ungeduld hat ihn ergriffen, rief Albert, diese finstern Wälder, diese unübersehbaren Flächen, auf denen kein Haus, und was noch schlimmer, kein Feind zu sehen ist, haben ihn aus der Fassung gebracht! Er sprengt dahin, als wollte er allein den Feind besiegen, die ganze russische

Armee allein angreifen, aber er wird schon zurückkehren müssen, ohne seinem kriegerischen Muthe genügt zu haben, denn weit und breit läßt sich kein Feind erblicken!

Wirklich kam auch bald der Kaiser langsamen Schrittes zurück geritten und wendete sich mit der Garde gen Kowno.

Mit Ungeduld erwartete indessen Rosalie den Augenblick, wo es auch ihr vergönnt seyn würde, die Brücke zu passiren. In langen Zügen gingen die Regimenter zu Roß und zu Fuß an ihrer kleinen Hütte vorüber, Kriegsmusik erklang von allen Seiten, und die Verschiedenheiten der Nationen, der Waffengattungen und der Uniformen gaben ein mannigfaltiges höchst anziehendes Bild. In musterhafter Ordnung zogen die, wie zu einer Parade aufgeputzten, Krieger dem Flusse zu, sie sahen muthig, jedoch nicht fröhlich aus und keiner sang. Diese Stille hatte etwas Beengendes, Drückendes, nnd mit Wehmuth schaute Rosalie den Kolonnen nach, unter denen ja auch viele deutsche Regimenter waren. Endlich bestieg auch sie mit Madame Durand den Wagen und fuhr hinab gegen den Fluß.

Aber schon am Morgen hatte sich der Himmel umzogen und schwärzer und schwärzer senkten sich die Wolken herab. Es war, als wollten sie eine Scheidewand bilden zwischen dem Lande, welches man zu betreten im Begriff stand und dem deutschen Boden. Schon seit einigen Stunden hatte man ein dumpfes Rollen vernommen, was wie entfernte Kanonenschläge klang, und aufmerksam horchten die Soldaten, auf welcher Seite sich wohl der Kampf entsponnen haben möchte. Plötzlich wurde ein Sausen in der Luft hörbar, der Tag verfinsterte sich fast ganz, und mit heftigem Donnerrollen brach das Gewitter los. Blitz auf Blitz durchzuckte das Dunkel, und Ströme von Regen schossen hernieder und durchnäßten im Nu die, ohne alles Obdach, der ganzen Gewalt des Wetters preisgegebenen Krieger. Mehrere Stunden hielt die Gewalt des Gewitters an, Wege und Felder waren überschwemmt, als wenn der Niemen seine Wellen über sie gestürzt hätte, und die drückende Hitze des Tages hatte sich plötzlich in eine unangenehme durchdringende Kälte verwandelt.

Nicht ohne Bangen sahen die beiden Frauen dieser Naturerscheinung zu. Zwar schützte sie ihr gut gebauter Reisewagen gegen Sturm und Regen, aber als die Blitze sich immer schneller folgten, als der Donner immer lauter, immer drohender an ihr Ohr schlug, da erbebte das Herz in ihrer Brust und Rosalie gedachte mit tiefem Bangen ihres Hochzeitstages. So hatte das Rollen des Donners die Stimme des Geistlichen damals übertönt, so hatten die Blitze die verdunkelte Kirche erleuchtet und der Sturm in den Gipfeln der alten Linden seine Orgelklänge erschallen lassen, daß sie ächzend ihre Häupter zur Erde neigten. Noch nie war die Rückerinnerung dieser Stunde so lebhaft vor ihre Seele getreten als in diesem, in seinem Schrecken erhabenen Augenblick, und ihr Kind, fest an ihre Brust pressend, flehte sie leise: Herr mein Gott, wenn es warnende Stimmen sind, die Du mir sendest, wenn Unglück mir droht, so verlaß mich nicht im Leid, und gieb mir Kraft und Muth!

Gestärkt durch dieß kurze Gebet bog sie sich zum Wagen hinaus, um zu sehen, ob die anscheinend regungslos über ihren Häuptern schwebenden Wolken sich noch tiefer herabsenkten, oder ob der Sturm sie auf seinen Fittigen endlich anderen Gegenden zuführen würde. Aber überrascht von dem Schauspiel, welches sich ihren Blicken darbot, rief sie zu Cécilien gewendet: O, sehen Sie doch! Alle Thäler und Höhen waren mit Soldaten bedeckt, die ganz still und ruhig das Ende des Gewitters abwarteten. So weit das Auge reichte, sah man nichts als einen Wall von Bajonetten, die, von den zuckenden Blitzen beleuchtet, wie Tausende von Flammen aus der Dämmerung auftauchten, und wieder verschwanden, wenn die Wolke sich schloß und der dumpfe Schall des Donners die Luft durchdröhnte.

Ist das nicht ein imposantes Schauspiel? sagte Rosalie. Aber mir scheint es, als wenn Schrecken sich in den Zügen mancher Krieger malte. Sollten sie das Wetter für ein übles Vorzeichen halten?

Das Wetter ist an und für sich schrecklich genug, erwiderte Cécile, man braucht es nicht als üble Vorbedeutung zu nehmen, um etwas verstört auszusehen! Doch warten Sie nur, der erste Sonnenstrahl wird diese finstern Gesichter schon wieder glätten. Ich kenne meine lieben Franzosen und habe Aehnliches schon oft erlebt!

Wirklich war, nachdem der Regen aufgehört, auch bald Alles munter und in Bewegung, und Regiment an Regiment zog hinüber in das Land des verheißenen Ruhmes. Auch die Frauen hatten die Brücke passirt und mit einer Thräne im Auge wandte sich Rosalie, um dem deutschen Vaterlande noch ein Lebewohl zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Aus dem Werke des Polizeiraths v. Felseuthal: „Aus der Praxis eines österreichischen Polizeibeamten.")

Man wird sich erinnern, daß 1845 plötzlich das Gerücht sich verbreitete: in Wien sey eine Anzahl außerordentlich künstlich nachgemachter Bank-

noten entdeckt worden, und würden fortwährend deren neue entdeckt. Um den Kredit ihrer Noten nicht bloszustellen, wechsle die Bank alle diese Noten für voll ein, aber es sey zweifelhaft, wie lange das dauern könne, falls es den Fälschern gelinge, große Summen in den Verkehr zu werfen, namentlich im Ausland, wo die Fälschungen weniger leicht zu entdecken wären. Nach und nach verloren sich die Gerüchte wieder, das Uebel schien beseitigt, der Schlag abgewendet; wie und mit welchen Opfern, erfuhr man im größern Publikum nicht. Das erwähnte Buch nun hebt den Schleier vollständig, und deckt damit ein Stück Zeitgeschichte auf.

Während der letzten Regierungsjahre des Kaisers Franz, und selbst bereits einige Jahre früher, zählten das Haus und die Gesellschaftszirkel des Ritters v. B*** zu den angesehenern in den eleganten Kreisen Wiens.

Um das Jahr 1830 war Hr. v. B*** schon nahe an 60 Jahre, und während er durch die Vielseitigkeit seiner Bildung, durch das warme künstlerische Interesse, welches er an allen neuen Erscheinungen im Gebiet der Kunst, durch die Unterstützung aufstrebender Talente, durch seine selbst mit vielen Geldopfern, verbundene Betheiligung an gemeinnützigen Entdeckungen und Einrichtungen nahm, sich die Achtung bedeutender Männer in den weitesten Kreisen erworben hatte — galt seine Gemahlin Mathilde v. B***, eine geborne Gräfin v. Eh. ....., damals erst etwas über dreißig Jahre alt, sowohl durch ihre Schönheit, als die Grazie ihres Umgangs, und den Aufwand, den sie entwickelte, für eine der elegantesten Damen in der prachtvollen Residenz des Kaisers.

Ihr Haus in Wien war der Sammelplatz des Adels und der besten Gesellschaft, und wenn sie während des Sommers sich auf ihrem Schloß Kottingbrunn in der Nähe von Vöslau aufhielten, war es nichts Seltenes, daß Kaiser Franz, dessen Lieblingsaufenthalt Baden war, auf dem Schloß Kottingbrunn erschien, um mit dem Ritter v. B*** über irgend eine neue Erfindung, über Gegenstände der Naturwissenschaften, über die Ereignisse der Zeit zu sprechen.

Der Monarch sah in dem Besitzer von Kottingbrunn den geistreichen Cavalier, den vielerfahrenen Weltmann, den warmen Patrioten, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, wo er zum Nutzen Oesterreichs mit seinen Erfahrungen oder mit seinem Vermögen eingreifen konnte.

Dieses Vertrauen des Monarchen mußte den Ritter v. B*** leicht in Verbindung mit den höchsten Würdenträgern des Reichs bringen, und man fand es ganz natürlich, wenn Hr. v. B*** auch bei dem Fürsten Metternich ein gern gesehener Gast war, um so mehr, als man die künstlerischen Neigungen des Fürsten kannte, und wußte, daß v. B*** ein kompetenter Richter in Allem war, was Kunst, vorzüglich Malerei, Holzschnitt, Kupferstecherwesen betraf. Man wußte, daß manche seiner Ausgaben in Ateliers flossen, um das bescheidene Verdienst aufzumuntern, dem strebenden Künstler seine Bahn zu erleichtern.

Man wußte auch, daß v. B*** in früherer Zeit selbst ausübender Künstler war, daß Pinsel und Palette, Grabstichel und Drehbank ihm nichts Fremdes gewesen, und die vornehme Damenwelt zumeist bedauerte und beklagte es tief, als sein Augenleiden, an dem er litt, einen so traurigen Verlauf nahm, daß er sich endlich, um nur wenigstens das Licht des einen Auges zu retten, Anfangs September 1830 den Staar operiren lassen mußte.

Jetzt war es freilich mit all den eigenen künstlerischen Versuchen aus; das Auge durfte so wenig angestrengt werden, daß er nicht einmal mehr ohne scharfe Brille ein Buch lesen durfte, und selbst wenn Briefe kamen, ließ er sich erst, da er selbst bei dieser außerordentlich geschwächten Sehkraft schwer mehr lesen konnte, die Unterschrift von dem Bedienten vorlesen, und das gewohnte: „Franz! was ist das für ein Brief? Franz lies mir die Unterschrift!" — mußte die Entscheidung bringen, ob das Schreiben wichtig genug, daß der alte halbblinde Mann selbst es mit Hülfe seiner Augengläser zu entziffern sich die Mühe nehmen sollte.

Das war freilich ein harter Schlag für die ganze elegante Damenwelt, die sonst seine Drehbank so oft mit den schmeichelnden Bitten umstanden hatte, hier bald ein Nadelbüchschen, dort eine andere niedliche Kleinigkeit zu verfertigen.

Fragte man aber in all diesen eleganten feinen Kreisen: wer ist eigentlich dieser Ritter v. B***? dieses vielfach bewunderte Talent, dieser Mann der besten Zirkel, dieser für unerschöpflich gehaltene Krösus? — so konnte Niemand darauf eine bestimmte Antwort geben; man begnügte sich, wie dieß gewöhnlich in der Welt geschieht, mit der tadellosen Gegenwart des Mannes.

Wer diese äußere Erscheinung dieses Mannes, seine bis in das hohe Alter gerade, aufrechte militärische Haltung, sein kurzes, entschiedenes, abgeschlossenes Wesen, dann dieses scharf ausgeprägte Antlitz, mit den klugen, intelligenten Zügen, in welchen List und Verschlagenheit mit Muth und Entschlossenheit wunderbar zusammenflossen, genau betrachtete, mußte auf den ersten Blick erkennen, daß hier eine ungewöhnliche Natur thätig sey.

Galt er doch in manchen Kreisen für den Ab-

Digitized by Google

kömmling eines alten vornehmen Geschlechts aus Frankreich, der durch die Schrecken der Revolution aus seinem Vaterland vertrieben war, und seine eigenen Erzählungen über seine Jugend und sein Auftreten in Oesterreich klangen so abenteuerlich, daß man eine solche Annahme für leicht möglich halten konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wunsch.

Möcht' eine Rose seyn,
An Deiner Brust allein
Purpurn erglüh'n;
Und, wenn ich welken müßt',
Nochmals von Dir geküßt
Gerne verblüh'n.

Möcht' ein Gedanke seyn,
Zög' Dir in's Herz hinein,
Glücklichstes Ziel;
Bliebe dann immer dort
In treuer Liebe Hort,
Schönstes Asyl.

Möcht' eine Thräne seyn,
Und daß das Auge Dein
Glänzte in ihr;
Wär' sie dem Schmerz gemeint
Oder dem Glück geweint,
Fühlt' ich mit Dir. —

Spessarts Noth.

(Zu Nro. 183 der Erheiterungen.)

Viele edle Herzen eilten sich zum Bunde
Der Liebe, reiche Gaben auszuspenden,
Um Noth, das herb'ste Schicksal, abzuwenden,
Bei Spessarts-, Rhön- und Kahlgrunds-Jammerkunde.
Es schloß sich bald die tiefgeschlag'ne Wunde;
Wie konnte auch anders Euer Streben enden?
Da, wo die Gabe kommt von Liebeshänden.
Flieht Schmerz und Leid, naht schnell die beff're Stunde!
Der höchste Dank gebühret allen Spendern!
Ob sich die Schützlinge Euch würdig zeigen?
Ob Dankgebete auf zum Himmel steigen?
Das wird der Gabe Werth nicht ändern!
Doch Undank wär's, ja Undank sonder Gleichen,
Von Bentheims*) Ruhm in Spessarts Noth zu schweigen!

Rothenbuch den 23. November 1852.

K . . .

*) M. Grafen zu Bentheim.

Mannigfaltigkeiten.

[Gesellschaftliches Treiben in Amerika.] Die Amerikaner verstehen sich, nach Mackinnon, nicht so gut auf Gesellschaften wie die Europäer. Man gibt nicht gern Diners und Soupers, außer etwa um sich zu zeigen, und Damen werden selten dazu geladen. Bei Bällen und Abend-Partien werden elegante und schöne verheirathete Frauen den Mädchen und Knaben nachgesetzt und auf die Seite geschoben —. Amerikanische Damen machen sich wenig Bewegung und wenn sie ausgehen, sind sie meist auf eine der Jahreszeit wenig entsprechende Weise gekleidet und beschuhet. Auf dem Schnee z. B. bei großer Kälte spazieren sie gern in leichten Atlasschuhen umher. — Einen ganzen Tag in der Woche widmet jede Dame in New-York Besuchen, „wobei sie", sagt Mackinnon, „en bal costumé gekleidet ist." Die übrigen sechs Tage scheint die Amerikanerin eine Vorliebe für Dunkel und Unbehaglichkeit zu hegen. „Die oberen Zimmer ihrer Häuser sind auf das Prachtvollste dekorirt und ausmöblirt, aber außer bei besondern festlichen Gelegenheiten — verlassen; denn man wohnt lieber in dem unfreundlichen düstern kellerartigen Erdgeschoß." In diesen unbehaglichen Zimmern entnerven sich Mütter durch eine furchtbar hohe Backofen-Temperatur — und „demoralisiren" die Verdauung ihrer Kinder, indem sie gestatten, daß „die Hoffnung der Union" durch maßloses Durcheinander-Essen von allerlei leckeren Dingen den Magen vollpfropft. — In New-Hampshire ist ein Ort, wo alte Jungfern gar nicht vorkommen, und warum nicht? Weil, wenn ein Mädchen das neunundzwanzigste Jahr erreicht hat und noch unverheirathet ist, die heirathsfähigen jungen Männer zusammenkommen und um die noch auf der Leiter der Erwartung stehende Schöne losen; wen das Loos trifft, der muß sie nehmen, sie mag ihm gefallen oder nicht, und alle übrigen, welche frei ausgehen, müssen dem vom Schicksal auserkohrenen Bräutigam eine gewisse Geldsumme als Aussteuer zahlen.

New-York zählt nach dem letzten Census jetzt 515,547 Bewohner, von welchen nur 277,752 eingeborne Amerikaner sind; die in der Stadt ansässigen Fremden belaufen sich auf 237,795, von denen 133,730 Irländer, 55,476 Deutsche, 22,824 Engländer, 7660 Schottländer und 4990 Franzosen sind. Die übrigen bestehen aus Schweizern, Canadiern, Spaniern, Schweden, Ungarn und Italienern.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Samstag № 195 4. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aus Rosaliens Tagebuch.

Wir sind in Rußland, der Niemen wälzt seine grauen Wogen zwischen uns und dem Heimathlande! Mir ist es, als sey ich jetzt erst ganz und auf immer von Euch geschieden, Ihr theuren Freunde, von Euch, Ihr über Alles geliebten Eltern. Ueber Alles geliebt? Nein auch der Schmerz soll Eure Rosalie nicht der Wahrheit ungetreu machen, und so sage ich denn, Ihr, nächst Mann und Kind, am innigsten geliebte Eltern. Werde ich Euch jemals wiedersehen? wird Eure segnende Hand wieder auf meinem Haupte ruhen? Ich hoffe es und möchte auch in Eurer Seele diese Hoffnung wissen! — Wunder der Tapferkeit geschehen hier und täglich dringt eine neue Mähr, die an die Heldenthaten des Alterthums erinnert, an mein Ohr; aber fühlt sich auch die Seele gehoben, theile ich auch lebhaft die freudige Anerkennung der Männer, so mag die schwache Frau doch Verzeihung hoffen, wenn ihr in tiefer Brust das arme Herz oft erbebt. Mit hoher Begeisterung erzählte mir heute Albert, wie eine Eskadron der polnischen Garde auf Befehl des Kaisers durch die Wilna setzte, und wie von der Gewalt des Stromes fortgerissen Alle ihren Tod in den Wellen fanden.

O, Albert! rief ich, ihn unterbrechend, wenn Dir ein ähnliches Schicksal bevorstünde?

Ich würde rufen: Es lebe der Kaiser, wie diese Tapfern es thaten, als ihr Untergang unvermeidlich war, und sie, mit den Wellen kämpfend, sich noch zurückwendeten, als das Wasser fast schon ihre Lippen berührte, und mit dem Ruf: es lebe der Kaiser! in das Grab der Fluthen versanken.

Das Loos des Soldaten ist schön, rief ich hingerissen, aber auch schrecklich!

Nicht schrecklich, nur schön, erwiderte Albert, indem er mich fest in seine Arme schloß; der Soldat, der so stirbt, stirbt den Tod des Helden und seine Nachkommen sehen mit Stolz auf ihn und ehren fromm sein Andenken. Auch unser Charles soll einst sagen können: mein Vater, der General St. Mars, blieb in der Schlacht, nachdem er eine glänzende Waffenthat gethan.

Eine unnennbare Angst erfaßte mein Herz und die Thränen traten mir in die Augen. Albert bemerkte es, Kind rief er lachend, ich spreche ja vom General St. Mars und vor Dir steht der Kapitän St. Mars! Du siehst, daß ich mir noch einige Zeit zu leben gebe, und daß ich erst in Ehren und Würden sterben will!

So suchte er durch Scherz und Schmeichelworte den Gram aus meiner Brust zu bannen, doch nur halb gelang es ihm, und die Unglück weissagende Stimme ertönt seitdem noch öfter in mein Ohr.

Durch wilde unbebaute Gegenden führte uns unser Weg bis Wilna, welches wir heute erreichten; große Wälder umgaben uns, an deren Rande man hier und da versucht hatte, den Boden urbar zu machen, doch nicht ohne Mühe war es geschehen, und wenig Zeit war seitdem verflossen, das zeigte die Menge verkohlter Baumstämme deutlich. Der Himmel war heiter, und die, von dem gelben Sande zurückprallenden Sonnenstrahlen steigerten die Hitze oft zu einem unerträglichen Grade, was durch Mangel an gutem Wasser noch drückender wurde. Oft ritten die Soldaten tiefer in's Land, welches mehr bebaut und bewohnt war, und brachten aus den Eiskellern große Stücke Eis mit, die dann von Hand zu Hand gingen und gierig aufgesogen wurden. Auch mir ward ein solches auf dem Rücken des Pferdes transportirtes Stück Eis oft zur größten Erquickung, und willig ertrug ich den fühlbar werdenden Mangel an Nahrungsmitteln, war nur der glühende Durst gelöscht. Endlich erblickten wir das heiß ersehnte Wilna und unter dem Jubel des Volks zogen die Truppen in die Stadt ein. Ueberall schien nur ein Gefühl vorzuherrschen und glückwünschend umarmten sich Vornehme und Geringe auf den Straßen

Digitized by Google

Die Greise erschienen in ihrem früheren National-Kostüm, welches die Tage des Ruhmes und der Unabhängigkeit zurückrief. Die Landesfahnen wurden entfaltet und mit Thränen der Freude begrüßt, während eine unabsehbare Menge ihnen folgte und mit lautem Freudenruf die Straßen durchzog.

Hier wird den ermüdeten Kriegern eine Rast gegönnt werden, und auch ich denke zu rasten und neue Kräfte zu sammeln.

So freundlich der Eindruck war, den der Einzug in Wilna mir machte, solch' trübe Erinnerung ist mir von dem Tag der Abreise geblieben. Wir hatten einen frohen Tag mit denen verlebt, an welche unser Herz mit unauflöslichen Banden gefesselt ist, und heiteren Sinnes bestiegen wir den Wagen. Cécile tändelte mit meinem holden, sich immer mehr entwickelnden Knaben, und sein fröhliches Lachen tönte wohlthuend in mein Ohr und fand ein Wiederhall in meinem Herzen. So waren wir vor's Thor gekommen, als eine im Viereck aufgestellte Kavallerie-Division unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. In der Mitte des Vierecks sahen wir mit Erstaunen vier Soldaten eine tiefe Grube graben. Cécile entsendet eilig unseren Diener, um zu fragen, was dieses sonderbare Schauspiel bedeute, aber mit bleichem Gesicht und ganz verstört trat dieser an den Wagen. Madame, sagte er mit bewegter, fast zitternder Stimme, die Soldaten sind durch Kriegsrecht zum Tode verurtheilt, weil sie geplündert haben, und müssen sich nun erst selbst ihr Grab graben!

Fahrt zu! kreischte entsetzt Cécile, und einer Ohnmacht nahe sank ich zurück in die Kissen des Wagens.

Herr, mein Gott, rief ich, ist solche Grausamkeit möglich? Kann der Mensch so entmenscht werden? Kann der Kaiser den reinen Lorbeer, der seine Stirn krönt, so mit unschuldigem Blut besudeln?

Mit unschuldigem Blut? rief Madame Durand, wie können Sie das behaupten? Haben Sie nicht gehört, daß sie geplündert haben, und der Kaiser hat alles Plündern streng verboten! Was sollte aus uns Allen, was aus dem Lande werden, wenn er nicht strenge Mannszucht halten ließe?

Also, wenn ein paar Unglückliche von Hunger getrieben sich die Vorräthe mit Gewalt aneignen, die man ihren Bitten verwehrt, sollen sie das Leben verlieren, welches sie vielleicht nur dem Vaterlande erhalten wollten? Und noch dazu dieser Hohn, diese Grausamkeit, daß sie selbst das Grab graben müssen, welches sie in seinen dunklen Schooß aufnehmen soll! Nein, Cécile, rief ich hingerissen, ich verehre Ihren großen Kaiser, ich erkenne und bewundere seinen Geist und sein Herrschertalent, doch diese Grausamkeit werde ich ihm nie verzeihen, sie ziemt dem wahrhaft großen Manne nicht!

Weiß denn der Kaiser es auch, daß diese Elenden selbst ihr Grab graben müssen? rief zornig Cécile, kann er Alles wissen, ist es seine Schuld, wenn man seine Befehle überschreitet?

Es mag wohl seyn, sagte ich, um ihren Unwillen zu beruhigen, daß man die Großen dieser Erde verantwortlich macht für die Fehler und Vergehen ihrer Untergebenen, allein etwas mehr Rücksicht auf Menschenleben, dächte ich, müßte selbst der Eroberer nehmen! — Als der Kaiser den Polen befahl, durch die Wilna zu schwimmen, worüber so leicht eine Brücke zu schlagen gewesen wäre, da spielte er auch mit Menschenleben, wie mir scheint!

Wußte er es denn, daß der Strom in der Mitte so reißend war, der an den Ufern ganz seicht schien? Man muß die großen Männer nicht mit dem gewöhnlichen Maaß messen wollen! Kümmert sich der Himmel darum, wenn seine Wetter die Erde befruchten, wie viel Bäume sie zersplittern, wie viele Gräser und Halme sie brechen? Den Kaiser wird Niemand aufhalten in seiner Siegesbahn, so wenig man den Meteorstein aufhalten kann in seinem Fall! Was wiegt das Leben eines Einzelnen, was das Leben von Hunderten und Tausenden in seinen großartigen, umfassenden Plänen? Wie ein leuchtendes Gestirn geht seine glorreiche Bahn, und selbst das Blut, was diese Bahn röthet, nimmt ihm nichts von seinem Glanz.

Möge er nicht verdrängt werden von dieser glänzenden Bahn, seufzte ich, und nicht fallen wie der Meteorstein!

Cécile sah mich an mit einem fast verächtlichen Lächeln, und wendete sich dann auf die andere Seite des Wagens. Ich schwieg, um ihren Zorn nicht noch mehr zu reizen, und bewunderte im Stillen das Genie des Mannes, der so Aller Herzen für sich einzunehmen wußte, daß man selbst seine Grausamkeiten als unerläßliche Nothwendigkeit betrachtet und seinem Geiste auch in seinen Verirrungen noch Verehrung zollt.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Geboren in dem Dorf Bredimus bei Luxemburg in Flandern, der Sohn des Partikuliers Johann B*** und der Katharina V***** von

P*****, kam er bereits in einem Alter von ungefähr 7 bis 8 Jahren aus seinem väterlichen Hause, und wurde der Obhut eines Onkels mütterlicher Seite, einem gewissen Karl B***** von P*****, übergeben, der im Besitz eines ansehnlichen Vermögens unvermählt auf seinem Gut Zollebern bei Luxemburg lebte.

Damals befand sich in dem nicht weit von Zollebern gelegenen Städtchen Orwald eine Zeichen- und Malerschule. Hr. v. P*****, der auch die Erziehung seines Neffen besorgte und überwachte und selbst ein Kunstfreund war, nahm den lebhaften Knaben mehrmals nach Orwald mit, besuchte mit ihm diese Schule, und da er die Neigung seines Neffen für bildende Kunst bemerkte, ließ er ihn endlich, nach gehöriger vorausgegangener wissenschaftlicher Vorbereitung, in seinem vierzehnten Jahre in diese sogenannte Akademie in Orwald eintreten.

Der junge Mensch blieb dort drei Jahre, fortwährend seinen Studien, seiner Ausbildung im Zeichnen und der Malerei lebend, bis sich endlich der Onkel durch seine überraschenden Fortschritte bewogen fand, ihn nach Paris zu senden, um da seine Erziehung zu vollenden, und jene berühmten Akademien und Institute zu besuchen, welche die letzte Hand an seine künstlerische Ausbildung legen sollten.

Um diese Zeit begann die französische Revolution. Die Armee organisirte sich, es wurden neue Regimenter gebildet, und die Zöglinge der Kunstschulen errichteten auch ein eigenes Künstlerkorps. Der junge B*** trat aber bald aus dieser freiwilligen Schaar, und wurde zu Anfang des Jahrs 1793 in das sechste Artillerieregiment als Lieutenant versetzt. Mit einigen Kompagnien nach Dietenhofen abgesendet, bildete er, während der Belagerung dieses Orts durch den Prinzen von Waldeck, mit jenen einen Theil der dortigen Besatzung, kam dann nach dem Abzug der Belagerer in die Garnison nach Metz, nahm endlich Theil an der Belagerung von Landrecy, an der Einnahme von Quesnoy, Mons, Brüssel, Tirlemont, und machte so den ganzen siegreichen Eroberungszug der französischen Armee in Holland, und endlich im Jahr 1795 den Rheinübergang bei Düsseldorf mit.

Von dieser Zeit und von diesen Feldzügen seiner Jugend pflegte Ritter v. B*** gern zu erzählen, umsomehr, als sich daran jene abenteuerlichen Zufälligkeiten reihten, welche sein Auftreten in Oesterreich und seine spätere Einbürgerung hier zur Folge hatten. Als nämlich die französische Armee den Rheinübergang gemacht hatte, sollte sie restaurirt und von allen nichtrepublikanischen Elementen gereinigt werden. Der Obrist des Regiments, wo B*** diente, ein gewisser Pierre, seines Zeichens ehemals vielleicht ein fester Handwerker, beschloß, die Offiziersstellen mit Unteroffizieren zu besetzen, und stellte es daher jedem Offizier, der austreten wollte, frei, zu quittiren. B*** benützte wie viele Andere diese Gelegenheit und quittirte. Er hatte den Entschluß gefaßt, nach Wien zu gehen, wo er nicht allein viele Luxemburger, seine Landsleute, sondern selbst mehrere Verwandte zu finden hoffte. In Frankfurt, wo sich damals das Hauptquartier des Erzherzogs Karl befand, erwirkte er sich einen Paß, der ihm den Aufenthalt in jeder Provinz oder Hauptstadt Oesterreichs freistellte, und reiste mit diesem noch in seiner französischen Uniform, die damals wegen der vielen Emigranten nichts Seltenes war, bis nach Linz. Hier aber wurde ihm die Weiterreise nach Wien verweigert. Der Andrang der Fremden sey zu groß, hieß es — und alles Berufen auf seinen Paß wurde mit Rücksicht auf die obwaltenden Zeitumstände abgewiesen. Es ist keine Frage, daß diese Periode in dem Leben des jungen Mannes von großer und tiefeingreifender Bedeutung für die Entwicklung seines ganzen Charakters war.

Hatte das Kriegsleben in der Seele eines jungen Menschen Entschiedenheit, Thatkraft, Entschlossenheit wach rufen müssen, so dürfte auch wohl zu berücksichtigen seyn, daß Revolutionsarmeen nicht die Pflanzschule der Gesetzlichkeit sind.

Dringende Gründe sind zur Vermuthung da, er habe bereits einige Jahre nach seinem damaligen Auftreten in Oesterreich die ersten Schritte auf jener Bahn gemacht, welche ihm im letzten Jahre seines Lebens eine so traurige Berühmtheit verschaffte.

Der junge Emigrant war nun auf den Aufenthalt in Linz und die Sorge, sich dort einen Erwerb zu verschaffen, angewiesen. Er griff wieder zu Pinsel und Palette, und wollte als Künstler sich selbst seine Existenz gründen. Zufälligerweise wählte um dieselbe Zeit, ungefähr um die Mitte des Jahres 1796, der aus Italien abgegangene Feldzeugmeister Baron Beaulieu, ein eingeborner Niederländer, Linz zu seinem Aufenthaltsorte. Er kannte die Familie B***, und der junge Mann erhielt um so leichter Zutritt in seinem Hause, als der alte Feldzeugmeister, damals schon ein hoher Greis, noch immer eine außerordentliche Vorliebe für Malerei und Kunst bewahrte, selbst Künstler war und nun den jungen Landsmann und Künstler auf das Thätigste unterstützte. Ja, es ging die Vorliebe und Sorgfalt des Generals für seinen Schützling so weit, daß, als in diesem Jahr das große Aufgebot von Wien aus erfolgte und selbst Ausländer unter die Fahnen treten sollten, der General, um seinen Schützling bei sich zu behalten, zu dem Auswege griff, ihn in seinem eigenen Regiment als Kadet eintragen zu lassen,

Digitized by Google

und statt eines Adjutanten zur Besorgung der kleinen Geschäfte um seine Person zu behalten. Während nun das Regiment die Feldzüge in Deutschland und am Rhein mitmachte, blieb Peter B***, wie er damals hieß, im Privatdienste zugetheilt bei dem Feldzeugmeister in Linz, übte seine Kunst, vorzüglich Portrait- und Landschaftsmalerei, und schien an nichts weniger als eine kriegerische Laufbahn oder an ein Verlassen jener bürgerlichen Sphäre, worin er sich eingelebt, zu denken. Er war gesucht wegen seiner Kunst, geachtet wegen seiner Verbindungen, wenn es ihm auch selbst in späterer Zeit manche Einwohner von Linz nicht verzeihen konnten, daß er immer mehr oder weniger den Geheimnißvollen, den Zurückgezogenen gespielt, und vorzüglich mit dem Bürgerstande sich wenig abgegeben hatte.

Indessen heirathete er — 24 Jahre alt — ein Bürgermädchen, deren Vater an der Schule in Linz Unterricht im Zeichnen ertheilte.

Seine Frau errichtete ein kleines Putzwaarengeschäft, welches sich freilich nach und nach hob, als sie die Besugniß erhielt, eine förmliche Putzhandlung zu errichten; er selbst blieb bei seiner Malerei und erweiterte hier fortwährend den Kreis seiner Bekannten und Gönner, und vorzüglich seiner Besteller; wozu nicht wenig seine Bekanntschaft mit dem Fürsten von Lamberg und dem Fürsten v. Oettingen-Wallerstein beitrug.

Nebenbei war er auch in dem Geschäfte seiner Frau thätig, zeichnete ihr neue Muster voll Geschmack und Eleganz, machte Geschäftsreisen in ihrem Interesse — so daß sich Niemand wunderte, daß der Wohlstand dieser Familie sich rasch hob, und Peter B*** bereits einige Jahre nach seiner Verheirathung — ungefähr fünf Jahre später — ein Haus in Linz zu kaufen im Stande war. Von jetzt an begann B***, auch durch ein zunehmendes Augenleiden gezwungen, die Malerkunst immer weniger auszuüben, und die französischen Invasionen in den Jahren 1805 und 1809 sollen ihm mehrfache Gelegenheit dargeboten haben, sein Vermögen im großen Maaßstab zu vergrößern.

Es kam nämlich damals öfters vor, daß französische Kommandirende die für sie vorbereiteten Magazine um einen äußerst billigen Preis verkauften, so daß manchmal kaum der sechste oder siebente Theil des Werthes dafür gegeben wurde. Ebenso wie mit solchen Magazinen ging es auch mit Vorräthen und Waarenlagern, welche fremde Handelsreisende in Linz hielten, und die Art, wie Peter B*** sein großes Vermögen gewonnen haben will, war wenigstens in der damaligen Zeit keine unmögliche, keine seltene.

Der Mann, welcher, wie man allgemein wußte, vor zwölf Jahren unbemittelt nach Linz gekommen war, kurze Zeit darauf ein Mädchen geheirathet hatte, welche aus einer armen Familie stammte, und ihm kein Heirathsgut zugebracht haben konnte — dieser Mann galt nun für einen der reichsten Bürger in Linz, war Besitzer zweier großen Häuser, welche er baar bezahlt hatte.

Kaum zeigte sich bei Peter B*** die bedeutende Zunahme seines Vermögens, kaum war er auch nur in den Besitz seines ersten Hauses getreten, so erhoben sich auch flüsternde Stimmen gegen ihn, und während die Einen ihn beschuldigten, ein Spion zu seyn, sprachen Andere sogar davon, daß er sein Vermögen von einer französischen Kriegskasse her habe, mit welcher er heimlich abgereist und sich nach Oesterreich geflüchtet; und noch Andere wollten zudem von einem geheimnißvollen Treiben in seinem neuen eigenen Hause wissen, von einem Zimmer dort im zweiten Stock, in welches er sich oft tagelang einsperre, und gingen dabei so weit, zu behaupten, dieses verschlossene Zimmer enthalte selbst für seine Frau undurchdringliche Geheimnisse, sie müsse erst, wenn sie ihn sprechen wolle, an einer Glocke läuten, worauf er von innen öffne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Ein Fürst hörte, daß ein gewisser Beamte fast alle Prozesse durch Vergleich endige. Er war begierig, diesen Mann und seine Methode kennen zu lernen, ließ also anspannen und kam vor dem Amthause an. Schon im Hofe hörte er ein jämmerliches Geschrei. Auf die Frage, was das bedeute, sagte man ihm, der Amtmann versuche die Güte zwischen zwei Parteien. Als er in die Amtsstube trat, fand er den Beamten, der mit einem Stock tüchtig auf die Bauern losschlug, und erhielt von demselben die Nachricht, er habe drei Stöcke von verschiedenem Caliber an der Wand hängen, der eine hieße Gail, der zweite Carpzov und der dritte Mevius. Wollten sich nun die Bauern in der Güte nicht vergleichen, so nehme er zuerst den Gail von der Wand, und versuche sie damit zu vereinigen. Wenn dieß nichts helfen wolle, nehme er den derberen Carpzov zur Hand, und wenn auch das nichts fruchte, so befehle er nur: den Mevius her! Nun müsse es gehen oder brechen. Gewöhnlich aber komme der Vergleich ohne Gebrauch des Mevius zu Stande, weil die Bauern sich vor diesem gar zu sehr fürchteten.

Auflösung der Charade in Nr. 185:

Zollverein.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 196 6. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Mehr und mehr schien sich die Lage der Armee von nun an verwirren zu wollen. Die Bauern in Lithauen, denen man die Freiheit verkündet hatte, erhoben sich gegen ihre Gutsherren, und die von angestrengten Märschen ermüdeten Soldaten, besonders die Reiter, mußten nach allen Seiten ausrücken, um die Rebellen zum Gehorsam zurückzuführen.

Diese Fußläufer haben es besser als wir! rief Albert, als sie an einem schönen Sommerabend an einem Infanterielager vorüberritten, und wirklich bot das Lager auch einen gar freundlichen Anblick dar. An den Ufern eines Sees brannten lustig viele Feuer, deren rothe Gluth einen langen Wiederschein über das wellenlose Wasser warf. An allen wurde gekocht, und außer den Wachen, die langsamen Schrittes auf und nieder wandelten, hatten die Soldaten es sich bequem gemacht. In reinlichen weißen Hemden und weiten weißen Pantalons gingen sie umher, badeten und schwammen in dem nahen See, aus dessen ruhiger Fläche ihre meist noch jugendlichen Köpfe munter hervorschauten.

Man könnte sie beneiden, die Glücklichen, die hier an dem lauen Sommerabend lustig wie die Fische in der blauen Fluth umherschwimmen, fuhr Albert fort, während uns die Ehre zu Theil wird, die Lithauer Bauern zu bekriegen, weßhalb wir unser schönes Frankreich doch wahrlich nicht verlassen haben! Ich scheue keine Gefahr und stehe den Kugeln und Bajonetten gegenüber als ein Mann, allein Wunden von Heugabeln und Sensen geschlagen sind keine ruhmwürdige Wunden, und ein von einem Dreschflegel zerschlagener Arm würde mir mein ganzes Lebenlang als ein Schandfleck erscheinen!

Wenn ich Deine Ansichten auch nicht ganz theile, erwiderte Gérard, so bin ich doch auch der Meinung, daß es eine übereilte Handlung war, die Freiheit Geschöpfen zu verkünden, die dieses Wort nicht einmal verstehen, und die wohl die Gestalt des Menschen haben, in denen aber der Götterfunken, der Geist, noch schläft, und vielleicht nie zum Leben erwachen wird. Welche Gräuel hat man selbst in unserem gebildeten Frankreich im Namen der heiligen Freiheit verübt, wie wenig frei waren wir, als man die Büste der Göttin im Triumph umhertrug! Wie bebte jeder vor innerer Angst in dem freien Frankreich, und wo herrschte mehr Grausamkeit, mehr rohe Gewalt als unter den Fahnen der Freiheit? Wenn nun für ein civilisirtes Volk, wie die Franzosen, das Morgenroth der Freiheit zu früh an seinem Horizont emporflammte, wie soll da der sich noch in halb thierischem Zustand befindende polnische Bauer ihre Segnungen richtig erkennen und zu würdigen wissen? Was ist ihm Freiheit? Nicht allem Befreiung von seinen Lasten und Frohnen, nein, von jedem Band und Gesetz! Du bist frei, sagt man ihm, und das heißt in seiner Sprache: Du kannst thun und lassen, was Du willst! Kannst rauben, plündern, morden, Niemand darf Dich hindern noch Dich strafen, denn Du bist frei! Gebe man den Völkern die Freiheit, dieses höchste, edelste Gut des Menschen, aber nach und nach, in kleinen Dosen, wie man wohl eine heilsam stärkende Arznei genießt, und sie wird ihn veredeln und erst zu dem machen, was er seyn soll, zum Ebenbild Gottes. Aber hüte man sich wohl zu viel auf einmal zu geben, denn so wie der schwache Körper der zu plötzlichen und zu großen Kräftigung erliegt, und das, auf einmal genossen, zu Gift wird, was in kleinen Gaben heilend und wohlthuend wirkt, eben so macht auch das plötzliche Lösen Jahrhunderte hindurch getragener Bande den Menschen nicht besser, nicht genügsamer und glücklicher, sondern wirft ihn plötzlich in ein Meer von Anforderungen und Begierden, die das Ebenbild Gottes oft bis tief unter das Thier hinab ziehen; Beweis unsere Lithauischen Bauern! Das Thier hat das Gefühl der Dankbarkeit, wie dieß manche Beispiele selbst unter den wilden reißenden Thieren bestätigen, allein der entfesselte rohe Mensch vergißt das Gute, was ihm geworden, und erinnert sich nur des Drucks, den er empfunden. Hier zer-

Digitized by Google

stören diese neuen Freien die Schlösser ihrer ehemaligen Herren und Mord und Brand bezeichnen ihre Schritte, während in unserem Vaterlande sich Mißgunst und Parteihaß hinter den hoch tönenden Worten von Vaterlandsliebe und Freiheit bargen. Der Mensch muß erzogen werden für die Freiheit, soll er sie nicht mißbrauchen, und darum scheint mir der Hauptzweck einer weisen Regierung müsse der seyn, gute Schulen einzurichten, um die heranwachsende Generation so zu bilden, daß sie des Geschenks der Freiheit würdig sey.

Ja, und das, was die Schulmeister hier bei den guten Lithauern mit ihren Ruthen versäumt haben, das sollen wir nun mit unseren Säbeln nachholen, rief lachend Albert, und ich versichere Dich, daß ich einen vollkommen guten Willen dazu mitbringe! Wo diese meine Klinge hinfällt, da soll der Mann sofort die Ueberzeugung gewinnen, daß er zur goldenen Freiheit noch nicht reif ist!

Zur großen Freude beider ward aber Albert nicht in die Nothwendigkeit versetzt, sein freundliches Vorhaben auszuführen. Die nur an einigen Orten ausgebrochenen Unruhen wurden schnell gedämpft und die Regimenter zogen der Düna zu.

Immer drückender wurde jetzt der Mangel, denn wenn auch bedeutende Transporte von Lebensmitteln, ja ganze Heerden von Ochsen der Armee folgten, so waren sie, bei den schnellen Märschen, stets mehrere Tagereisen zurück und also den hungernden Soldaten ohne Nutzen.

Ich glaube, ich hätte besser gethan, Deinem Rathe zu folgen! sagte Albert eines Morgens, nachdem sie lange schweigend neben einander geritten waren, zu dem ernstblickenden Freunde. Ich hätte Rosalie in der Obhut ihrer Eltern oder in Königsberg lassen sollen! Allein ich kannte das Land nicht, welches wir durchziehen sollten, und der Gedanke, mich von der geliebten Frau, von dem reizenden Bübchen zu trennen, schien mir unmöglich! Jetzt ist es anders, fuhr er nach einer Pause fort, ich sehe das Unüberlegte meines Schrittes ein und doch fehlt mir die Kraft, ihn durch einen raschen Entschluß wieder gut zu machen. Eine düstere Ahnung flüstert mir, seit wir diesen unwirthlichen Boden betreten haben, unaufhörlich zu, daß ich nicht heimkehren werde nach dem schönen Frankreich, daß meine Gebeine bleichen werden auf Rußlands Eisfeldern, und dieser Gedanke benimmt mir den Muth, Rosalien von mir zu entfernen! Du schüttelst den Kopf, Du denkst, daß gerade diese Ahnung mich bestimmen sollte, die Gattin heimkehren zu lassen zu ihren Eltern! Du magst Recht haben, Charles, aber weiß, Gott ich kann es nicht!

Gérard schwieg, was sollte er dem Freunde zum Trost sagen, was ihm rathen, da sein Entschluß, Rosalien nicht zurückkehren zu lassen, fest stand?

Eine Weile ritten beide wieder still neben einander her, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Versprich mir, Charles, hob Albert lebhaft wieder an, versprich mir, daß, wenn ich falle, Du der Freund, der Beschützer meiner Sally, daß Du der Vater meines Kindes seyn willst!

Gérard reichte ihm die Hand! Was auch das Kriegsglück über uns beschließen mag, sagte er ernst, sey überzeugt, daß so lange ein Athemzug, ein Funken Leben in der Brust Charles Gérards ist, es Rosalien St. Mars nicht an einem Freund, an einem Beschützer fehlen wird!

Ich danke Dir Freund, rief Albert, indem er mit der Hand leicht über die Stirn fuhr, ich danke Dir, und Du sollst mich von nun an nicht mehr kleinmüthig sehen!

Wirklich war es, als wenn das Versprechen des Freundes von der Brust des sonst so heiteren Mannes eine Bürde genommen hätte, unter deren Last er zu erliegen drohte, denn fröhlich, von anderen Dingen plaudernd, ritt er weiter und Gérard betrachtete mit Erstaunen die Beweglichkeit dieses Gemüths, die ihn schnell von der tiefsten Trauer, der bängsten Sorge zur ungestörtesten sorglosesten Heiterkeit übergehen ließ.

Mehrere Gefechte hatten stattgefunden, aber noch immer vermieden die Russen eine entscheidende Schlacht, so sehr man auch von französischer Seite sie herbei zu führen strebte. Von der immer mehr hervortretenden Noth getrieben, lösten sich die Bande des Gehorsams und der Disziplin täglich mehr, und schaarenweise durchzogen die Soldaten raubend und plündernd das Land. Vergebens bemühten sich die Offiziere, dem zügellosen Treiben Einhalt zu thun, Strenge konnte nicht vorwalten, wo nur die äußerste Noth zum Raube trieb, und diese Noth steigerte sich zu einem solchen Grade, daß die jungen, noch nicht an die Strapazen des Krieges gewöhnten Soldaten oft auf offener Straße die Stirn auf den Lauf ihrer Flinte stützten, und so in der Mitte ihrer Kameraden ihrem qualvollen Leben ein Ende machten. So näherte man sich dem stark verschanzten Lager von Drißa, und hier hofften die ungeduldigen Krieger einen entscheidenden Schlag zu thun und nächst Siegstrophäen noch die so nöthigen Lebensmittel zu erbeuten. In tiefer Stille zog man heran, kein Klirren der Waffen ließ sich hören, kein Laut verrieth die Nähe so vieler Krieger, selbst die Pferde schienen zu fühlen, welche Vorsicht hier nöthig sey.

Sie traten leise auf und kein Wiehern erregte die Aufmerksamkeit der Feinde. Mit jedem Augenblick glaubten die vorsichtig Anrückenden mit Kanonendonner begrüßt zu werden, doch alles blieb still,

Digitized by Google

nicht das kleinste Geräusch ließ sich hören. Endlich schwand der Nebel, der bisher die ganze Gegend bedeckt hatte, und in den Reihen der Soldaten wurde ein leises Gemurmel vernehmbar, welches plötzlich in ein lautes Gelächter überging. Die Schanze war leer, keine Kanone, selbst kein Soldat war zum Schutz des Riesenwerks zurückgeblieben. Ein Bauer wandelte gelassen oben umher, den man durch den Nebel getäuscht für eine Schildwache gehalten hatte.

Sieh, das sind die Feinde, welche wir hier zu besiegen haben! sagte Albert bitter lachend zu dem schweigsamen, an seiner Seite reitenden Gérard, und die Lorbeeren, die wir hier pflücken, werden unsere Stirn eben nicht kühlen, wenn die Mittagssonne ihre sengenden Strahlen auf uns herniederschießt. Aber was will ich auch, in Rußland wachsen keine Lorbeeren!

Kühlung mag uns werden, auch ohne daß Lorbeeren sie uns geben, der kurze Sommer wird sich nur zu bald hier seinem Ende zuneigen, und wir werden die sengenden Strahlen der Sonne nur zu sehnlich herbeiwünschen, erwiderte düster Gérard.

Schweig, Unglücksprophet, rief Albert, dann sind wir in Moskau und ruhen im kerzenhellen Saale, angelächelt von den flammenden Augen der schönen Russinnen.

Die russischen Frauen scheinen uns eben nicht sehr gewogen, meinte der Freund, man sieht von ihnen weit und breit kaum eine!

Das ist ein einfältiges bigottes Bauernvolk, dem man gesagt hat, daß wir Menschenfresser sind. Die Damen in Moskau werden schon klüger seyn und der französischen Liebenswürdigkeit keine Polarkälte entgegen setzen.

Und Rosalie? sagte Gérard.

Oh! Sally ist die Sonne meines Herzens, allein die Sonne hat, wie Du weißt, Planeten, die zwar ihrem Glanz keinen Abbruch thun, die aber nichts desto weniger auch leuchten!

Du bist ein leichtsinniger Mensch, schmollte Gérard. Wenn man Dein treffliches Herz nicht kennte, wenn man nicht wußte, daß all dieser Schaum nur auf der Oberfläche braust, während in der klaren Tiefe des Herzens ein reines, inniges Gefühl lebt, man müßte die Frau bedauern, die Dir bis in die russischen Steppen gefolgt ist.

Ich danke meinem poetischen Freunde für seine gute Meinung, rief Albert, aber wahrlich, Charles, wenn meine Heiterkeit mich ganz verließ, so wäre dieß ein sehr übles Zeichen! Ist mir doch nur zu oft trüb und bang um's Herz, um uns Alle und namentlich meiner Sally wegen, so daß ich mir selber zürnen muß, und das thue ich denn auch ehrlich, denn Kleinmuth ziemt dem Soldaten nicht, man muß ihn nöthigenfalls mit Gewalt verscheuchen.

Gérard drückte ihm stumm die Hand und nach kurzer Rast ritten beide weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Der größte Theil der Einwohner von Linz glaubte aber nicht an solche Gerüchte, und der besonnene, ruhige, fleißige Geschäftsmann Peter B*** hatte weit mehr Stimmen, auch schon seines musterhaften Familienlebens wegen, auf seiner Seite, als die Anzahl Jener betrug, die es ihm nicht vergessen wollten, daß er sich fast von allem Umgange isolirte, und nur mit einem Manne, einem Mechaniker von anerkannt strenger Rechtlichkeit, umging.

Mögen es nun solche mehr und mehr auftauchende Gerüchte, oder in der That, die Sehnsucht nach einem ruhigeren, behaglicheren Leben, fern von allen Anstrengungen eines Geschäftskreises, gewesen seyn — genug, im Jahr 1814 übergab B*** sein in Linz bestehendes Putzwaarengeschäft der Schwester seiner Frau, einer Hauptmannsgattin, verkaufte seinen dortigen Grundbesitz und übersiedelte nach Wien. Es ist nicht unwichtig, hier im Auge zu behalten, daß ein Mann, welcher nicht lange darauf einen großen Grundbesitz nach dem andern kaufte, bei seiner Ankunft in Wien seiner Lieblingsneigung nur so weit Genüge leisten konnte, daß er eine kleine Landbesitzung bei Zelaa um den Preis von 6000 fl. C.-M. kaufte, sie aber nach einem Jahre schon wieder abgab, und auf der Mauer eine Besitzung im Preise von ungefähr 20,300 fl. C.-M. erstand. Aber auch diese Realität wurde nur etwas über drei Jahre behalten, denn bereits im Jahre 1819 erkaufte Peter B*** die Herrschaft Kottingbrunn bei Böslau um 127,000 fl. C.-M. Trotz dieser überraschend schnellen Steigerung in immer werthvolleren Grundbesitzen blieb aber in demselben Jahre der Kauf von Kottingbrunn kein für sich vereinzelter Fall, denn um dieselbe Zeit erwarb Peter B*** nach eben diesem großen Kaufe ein schönes Haus in Wien, welches er mit 95,000 fl. C.-M. an sich brachte.

Hr. v. Felsenthal erzählt im Wesentlichen weiter: Von dem Moment als Peter B*** in dem Besitze der Herrschaft Kottingbrunn und des Hauses in der Leopoldstadt war, entwickelte er einen Luxus, der auf noch größeren Reichthum schließen lassen konnte. Die Haltung seines Hauswesens,

Digitized by Google

die Art der Erziehung seiner Kinder, seine bereitwillige und beteutende Summen aufopfernde Betheiligung an gemeinnützigen und künstlerischen Unternehmungen ließen ein Vermögen errathen, über dessen stetige progressive Vermehrung gar kein Zweifel stattfinden konnte.

Doch wird es dem aufmerksamen und nachdenkenden Beobachter nicht unwichtig erscheinen, daß dieses auffallende Entfalten eines solchen Reichthums, diese rasch auf einander folgenden großen Ankäufe unmittelbar, bald nach dem Tode seiner ersten Frau Klara stattfanden. Es scheint fast, als wenn er dieser gegenüber für minder reich hätte gelten wollen, als wenn er manche Quellen seiner Einnahmen ihr verschwiegen; denn erst als sie gestorben war — im Jahre 1818 — und zwar gleich in dem folgenden Jahre 1819 kaufte er die erwähnten Besitzungen, breitete sein Hauswesen aus, und in demselben Jahre schritt er bei der kaiserlichen Hofkanzlei um die Anerkennung seiner ritterlichen Abkunft ein. Der Adel des wohlbekannten reichen Mannes wurde anerkannt; er hatte erwiesen, daß er von jenem G. B*** abstamme, welcher von Kaiser Ferdinand III. in den turnier- und rittermäßigen Reichs- und erbländischen Adelstand erhoben worden; es lagen die anerkennenden Urkunden der Adelskammer und des Magistrats in Brüssel bei, und so erkannte auch die kaiserliche Hofkanzlei diese alten Vorrechte und diesen Adel an.

Kaum war dieses geschehen, so wurde auch der Herrschaftsbesitzer, nun Peter von B***, in das Kollegium des österreichischen Ritterstandes aufgenommen, und — als ob diese beiden Schritte nur die Vorspiele zu weiteren Standeserhöhungen seyn sollten — wenige Monate darauf sprach man von der Vermählung des Ritters v. B*** mit einer jungen Dame, die ebenso durch ihre Schönheit, als durch den alten hohen Adel ihres Hauses unter die vornehmsten Frauen zählte.

Mathilde, Gräfin v. Ch....., war 27 Jahre alt, als sie dem Gutsbesitzer Ritter v. B*** am 5. August 1821 in Klagenfurt ihre Hand reichte, der seiner Gemahlin ein jährliches Nadelgeld von 600 fl. und einen auf die Herrschaft Kottingbrunn eingetragenen Wittwengehalt von 2000 fl. Konventionsmünze versicherte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Nicotine.] Durch den Prozeß Bocarmé ist das starke Gift, welches der Taback enthält, Nicotine, allgemein bekannt geworden. Ein ausgezeichneter französischer Chemiker, Malapert, hat seitdem eine große Anzahl von Versuchen angestellt, um zu ermitteln, wie viel Nicotine bei dem Rauchen in den Mund des Rauchers übergehe. Dabei hat er gefunden, daß das Rauchen um so unschädlicher ist, je trockner der Taback, weil das Tabacksgift sich bei raschem Brennen leichter verflüchtiget. Die Anwesenheit desselben gibt sich durch den unangenehmen Geschmack zu erkennen, welchen die letzte Hälfte einer Cigarre oder der Tabackrest in einer Pfeife erhält. Das Tabacksgift konzentrirt sich da. Malabert räth deßhalb keinen feuchten Taback zu rauchen und sich stets einer Pfeife zu bedienen, in welcher die Feuchtigkeit und mit ihr das Gift sich ansammeln kann; ferner eine Pfeife und eine Cigarre nur halb zu rauchen, d. h. so weit als sie vollkommen trocken sind. Er führt viele Beispiele an, in welchen das Nichtbeachten dieser Vorschrift sehr nachtheilige Folgen hatte, tröstet aber die Schnupfer mit dem Nachweise, daß sie von dem Tabacksgift, Nicotine, fast gar nichts zu fürchten haben.

Während der neulichen Anwesenheit des Said Pascha, Onkels des Vizekönigs von Egypten, in Paris, frug derselbe die Prinzessin Mathilde im Pavillon Brateuil, ob dieselbe reite. Lächelnd gab sie zur Antwort, daß sie dazu keinen Muth besitze und noch nie ein Pferd bestiegen habe; sie könne sich höchstens entschließen, einmal einen Esel zu besteigen, was sie übrigens auch noch nicht versucht habe. Vor zwei Tagen langte ein Egypter mit einem Esel vor dem Hotel der Prinzessin an. Dieser Esel ist ein Geschenk von Said Pascha, er ist schneeweiß und von bewunderuswerther Race. Außerdem war er in orientalischer Weise ungemein reich geschirrt, und die Prinzessin hat darüber eine solche Freude empfunden, daß sie sich das reizende Thier in ihren Salon bringen ließ, der, wie Manche versichern, noch nie von einem Esel betreten wurde, obwohl sie als Freundin von naturhistorischen Merkwürdigkeiten bekannt ist

Der älteste jetzt lebende Mensch soll der zu Greenville (in Washington-County) wohnende G. T. Rowly seyn. Er soll jetzt im 187. Lebensjahre stehen und sich noch wohlauf befinden.

Auflösung der Charade in Nr. 189:

Taschenspieler.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Dienstag № 197 7. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aus Rosaliens Tagebuch.

Eine längere Zeit der Ruhe scheint uns gegönnt, und so eile ich denn diese oft unterbrochenen Blätter wieder in die Hand zu nehmen, um Euch, Ihr meine fernen Lieben, die Ereignisse der letzten Tage mitzutheilen. Lang entbehrte Bequemlichkeiten umgeben mich, und der furchtbare Mangel, der zähnefletschend und grinsend mich anstarrte, und der Mutter fast die Möglichkeit nahm, dem Säugling die gewohnte Nahrung zu reichen, ist gewichen, und reichliche, gesunde Speisen haben meine Kräfte schnell wieder hergestellt.

Allgemein heißt es, die Armee wird hier in Witepsk Winterquartiere beziehen, und diese Aussicht hebt den gesunkenen Muth der Soldaten und läßt sie froh in die Zukunft schauen. Zwar haben die meisten Bewohner die Stadt verlassen, allein ihre Flucht war so plötzlich, so eilig, daß sie kaum ihre Kostbarkeiten mit fortführen konnten und alle Vorräthe zurückbleiben mußten. So wohne ich denn in einem, mit allen Bequemlichkeiten versehenen Hause und keine Entbehrung tritt mir nah.

Schrecklich waren sie aber die Tage, die dieser wohlthätigen Ruhe vorhergingen.

Zum Erstenmal schlug der Donner der Schlacht in seiner ganzen erschütternden Gewalt an mein Ohr, und mit innerem Erbeben sagte ich mir: jede dieser Kugeln kann deinen Gatten, den Vater deines Kindes treffen! Nur in der nächsten Nähe des schrecklichen Schauspiels glaubte ich Ruhe zu finden, und so trieb ich unaufhörlich, dem Schall zu folgen und näher heran zu fahren. Cécile wollte sich meinem Wunsch widersetzen und mir begreiflich machen, daß wir uns unnütz der größten Gefahr aussetzten, allein ich wußte Alberts Leben bedroht und in tiefster Seele lebte mir die Hoffnung, ihm, wenn er verwundet werden sollte, gleich zu Hülfe eilen zu können, und so gab ich der warnenden Stimme der Freundin kein Gehör, sondern versicherte, von namenloser Angst gefoltert, daß ich, wollte sie zurückbleiben, allein, mit dem Kinde auf dem Arm, dem dumpfen Donner der Geschütze folgen würde.

Ich werde Sie begleiten, Rosalie, sagte ruhig Cécile und befahl unserm Führer die Pferde anzutreiben. So erreichten wir die Höhen von Witepsk, und vor unseren Blicken lag die alte Stadt mit ihren Kirchen und Klöstern ausgebreitet und ihre hohen Thürme ragten aus den dichten Rauchwolken, welche sie umgaben, hervor, wie Giganten, die drohend ihre Häupter in den Himmel erhoben. In der Ebene tobte die Schlacht, und die Flammen der Geschütze zuckten auf, wie Blitze, durch den dichten Pulverdampf, und ihre rothen Zungen schienen gierig Menschenleben zu fordern. Plötzlich sprengte ein königlich blickender Mann im grünen spanischen reich mit Silber besetzten Mantel, an unserem Wagen vorüber. Von seinem stolzen Haupte wehte ein Strauß langer, weißer Federn herab, und wie der Gott des Krieges eilte er dahin und war bald mitten im dichtesten Handgemenge.

Wer ist das? fragte ich rasch Cécile, welche ihm ebenfalls mit ihren Blicken folgte.

O, das ist Murat, der schöne ritterliche König, den die Soldaten anbeten und der keine Gefahr kennt und den Sieg wie im Sturm an sich reißt. Sehen Sie, rief sie begeistert, indem sie in die Ebene hinab zeigte, er scheint sich im Kampfe zu vervielfältigen, überall sieht man die weißen Federn schimmern! Blindlings folgen ihm die Soldaten, mögen die Kugeln zu tausenden um und neben ihnen einschlagen, denn an seinen Schritten ist der Sieg gebannt!

Möge er ihn auch dießmal erringen! erwiderte ich, indem mein Auge eifrig den weißen Federn folgte. Murat führte die Kavallerie und Albert focht unter seinem Befehl! Mit der Todesangst eines Verzweifelnden suchte ich den Bewegungen der Schlacht zu folgen, aber meinem ungeübten Blick blieb Alles nur ein, von dichten schwarzen Wolken bedecktes, Chaos. Da rief plötzlich Cécile: die Unseren siegen! und mit einem Freudenruf stürzte ich in ihre Arme.

Digitized by Google

Abee wie wollen Sie dieß wiffen? fragte ich, als das erfte Entzücken vorüber war, und bangee Zweifel befchlich aufs Neue meine Seele.

Sehen Sie denn nicht, fagte die an folches Schaufpiel fchon gewöhnte Feau, daß die Rauchwolken fich der Stadt immee mehe nähern? Das verkündet ja unzweifelhaft den Sieg der feanzöfifchen Waffen! Ich fah hinab und wieklich wälzten fich die fchwaezen Wolken der Stadt immer näher zu, was das langfame Zurückziehen der Ruffen andeutete, und als dann, nach wenigen Stunden, Albert gefund in meinen Armen lag, da kannte dee Jubel der Glücklichen keine Gränzen!

Albert war unzufeieden, daß wie uns zu nah heran gewagt hätten, und willig gelobte ich ihm des Kindes wegen künftig voefichtiger zu feyn! Als ee aber dann das Verfprechen von mir forderte, auch wenn dee Herr über fein Leben gebieten follte, mich mit äußerfter Soegfalt füe unfee Kind zu eehalten, da widerfteebte das zerriffene Herz und das Wort eeftaeb auf dee bebenden Lippe. Allein was hätte ich in folchem Augenblicke dem mie eben auf's Neue Wiedergefchenkten verweigern können! Ich leiftete den Schwue, den er von mir verlangte, und fo ift es denn nicht mehe mein, dieß aeme Leben, welches ich nur an das feinige geknüpft wähnte, und nichts bleibt mir übrig, als an eine milde Vorfehung zu glauben, die mie diefe härteffe der Prüfungen nicht aufeelegen wird.

Als ich am andeen Morgen an Alberts Arm durch die Straßen der Stadt ging, fchien die Hoffnung eines längeren Bleibens zue Gewißheit zu werden Uebeeall fahen wie taufend Hände befchäftigt, die Befehle des Kaifers auszuführen, die alle auf längeren Aufenthalt deuteten. Hier war man eifrig bemüht, mit möglichftee Schnelligkeit Oefen zu errichten, in denen große Maffen Brod auf einmal gebacken werden konnten. Dort waren die Soldaten dee Gaede befchäftigt, Häufer abzubrechen, welche den Platz vor dem Palais, wo der Kaifer wohnte, verunzierten.

Siehft Du Sally, eief Albert, man will nicht allein das Nützliche, man denkt fchon an Verfchöneeungen, und das ift wohl dee ficherfte Beweis, daß wie hiee die Winteequaetiere beziehen weeden!

Die Hoffnung eines längeren Aufenthalts hier beftätigt fich immee mehe. Heute befuchte uns Gérard. Daß wir bleiben, ift gewiß! eief ee, fobald ee in's Zimmee teat. Der Kaifer hat diefen Morgen die Umgegend in Augenfchein genommen und von diefem Ritt heimgekehet warf er, wie mie ein Augenzeuge verficherte, feinen Degen auf die auf dem Tifch ausgebreiteten Karten und rief: „Ich bleibe hier, hier will ich meine Armeen „fammeln und ihnen die nöthige Ruhe gönnen! „Der Feldzug 1812 ift gefchloffen! Was übrig „bleibt, wied 1813 abgethan weeden!"

So ift uns denn Ruhe nnd Eeholung gewiß! eief Albert und die Männee fchüttelten fich glückwünfchend die Hände.

Nicht Ruhe allein, fuhr Géeaed foet, fondeen fogar Vergnügungen! Dee umfaffende Geift des Kaifers nimmt neben dem Wichtigften auch das Kleinfte in fich auf, und übeefchaut neben dem Geoßaetigften auch die unbedeutendften Intereffen des Tages! Man veefcherte mie, daß ee fchon davon gefpeochen habe, Schaufpielee aus Paris kommen zu laffen und die Zufchaueeinnen aus Wilna und Waefchau herbei zu ziehen. So habe ich mich denn entfchloffen, dem Beifpiel des geoßen Mannes zu folgen und auch eine Zufchaneein herbei zu rufen, und zwar Niemanden anders als Louifen! Mit freudigee Ueberraffchung ftimmten wir bei und entwaefen im Voraus taufend Pläne, woeauf die Männee mich dann bald veeließen, um eine möglichft nah gelegene bequeme Wohnung für die geliebte Feeundin im Voraus in Befchlag zu nehmen.

(Fortfetzung folgt.)

Geſchichte eines Banknotenfälſchers.

(Fortſetzung.)

Geſchah es aus Liebe zu ſeiner Frau und im Nachgeben ihees Hanges zum prunkvollen, geoßſtädtiſchen Weſen, was ihn endlich bewog, dieſe kleine beſcheidene Stadt wiedee zu verlaſſen und nach Wien zu ziehen, wo ſich ein größeree Spieleaum füe die Prachtliebe des reichen Mannes, füe die Genußſucht dee ſchönen Feau vorfand — oder ſollte hier vielleicht die Vermuthung aufſteigen, daß füe manche Voebereitungen und Aebeiten das kleine, unbeachtete Klagenfuet, wo Petee v. B*** eine dee angeſehenſten Stellungen einnahme, und der voenehme Mann faſt unnahbae ſchien, ein paſſenderee Ort ihm geſchienen als Wien, wo alle Fäden zuſammenlaufen, alle wachſamer, alle Arme des Geſetzes kräftigee ſind?

Freilich hatte dee Aufenthalt zu Klagenfurt zum Theil doch einen ganz natüelichen, berückſichtigungsweethen Geund; es wae in dee That ein geoßes, wichtiges Geſchäft, welches die öfteee Gegenwart des Hen. v. B*** dort wohl nothwendig machen konnte. Hr. v. B*** hatte nämlich die Adminiſtration dee ſämmtlichen Gütee des Fürſten Franz von R***** in Käenthen übernommen. Dee Füeſt hatte ein ſolches Vertrauen in ſeine Fähigkeit, ſeine Umſicht und ſeine Rechtlichkeit, daß

er ihm gleich bei Uebernahme der Administration schon im vorhinein ein Absolutorium über seine Verwaltung ausstellte, und ihm somit völlig freie Hand ließ, ganz nach seinem Gutdünken die Gebahrung mit den Gütern vorzunehmen.

Es erregte nicht geringes Aufsehen, als plötzlich im Jahr 1828 die fürstlich R*******schen Güter Rosegg, Teuttendorf und Rosenbach, die Gewerkschaft Rosenbach und zudem noch der Allodialpalast des fürstlichen Hauses in Klagenfurt zur Versteigerung kamen, und der Ritter v. B*** es war, welcher diese Besitzungen um etwa 200,000 fl. C.-M. an sich brachte. Jetzt that er auch Schritte, um vermöge dieses Besitzes in die kärnthnerische Landstandschaft aufgenommen zu werden, und als dieses endlich im Jahre 1829 der Fall war, verließ er nun Klagenfurt, wo er einige Jahre zugebracht hatte, und übersiedelte wieder und förmlich nach Wien, wo er in seinem eigenen Hause noch größern Aufwand als früher entwickelte.

Und doch war bereits schon damals der Grund zur Zerrüttung seines Vermögens, und zwar eben durch sein Verhältniß zur Familie Rosenberg gelegt. Um aus dem Konkurs, worin diese Familie gefallen, und bei welchem v. B*** mit nicht weniger als 348,000 fl. C.-M. und einigen von ihm selbst ausgesetzten und gerichtlich vorgemerkten Leibrenten im Betrag von jährlich 2500 fl. betheiligt war, nur etwas zu retten, brachte er jene Güter um den früher genannten Preis an sich, und verkaufte sie einige Jahre später um ungefähr denselben Preis, um den er sie erstanden, an den Fürsten Liechtenstein.

Während aber dieser beginnende Krebsschaden an dem glänzenden Vermögen des Ritters v. B*** der Welt verborgen blieb, während seine Gemahlin an Eleganz und Aufwand mit den ersten Häusern der Residenz wetteiferte, blieb auch v. B***, so wie er es in früheren Jahren gethan, nicht hinter jenem ehrenwerthen Streben der österreichischen Aristokratie zurück, die gewohnt ist, alle neuen, großen Erfindungen bei ihrer Einbürgerung im Vaterlande zu unterstützeu, die keinem gemeinnützigen Unternehmen ihre Hülfe und ihren Schutz entzieht, und es für eine Ehrensache ansieht, großen Vereinen und Stiftungen nicht allein anzugehören, sondern selbst an deren Spitze zu stehen.

Die österreichische Aristokratie, die darin, wie in so vielem andern, der würdige Vetter des erlauchten Adels Altenglands ist, ist in Oesterreich Stifter, Träger und Mitglied aller wissenschaftlichen, industriellen und gemeinnützigen Institute. Die Namen aller hohen Adelsfamilien Böhmens und Niederösterreichs, Ungarns und Galiziens finden sich unter den Gründern und Mitgliedern aller Vereine für Industrie und Gewerbe, aller Sparkassen, der Bank und anderer Geldinstitute in den verschiedenen Kronländern. Das weltberühmte Konservatorium in Prag, die erste technische Anstalt in ganz Oesterreich, eine Akademie für bildende Künste, aus welcher Männer wie Führich und Pollack hervorgingen, entstanden einzig und allein durch die Subskriptionen und Beiträge der böhmischen Aristokratie. Und in gleichen Verhältnissen wirkt der Adel in ganz Oesterreich, aufmunternd und unterstützend, selbstthätig und regsam.

Die österreichische Aristokratie hält es nicht für unstandesmäßig, ihren Namen auf dem Aushängeschild einer industriellen Unternehmung prangen zu lassen, sie weiß es nur zu gut, daß ihre Thätigkeit in weiten Kreisen fortwirkt, und wie sehr das Nationalvermögen gewinnt, wenn sie ihre großen und reichen Kräfte mit in die Waagschaale des allgemeinen Betriebskapitals wirft. Proben und Versuche, welche das Vermögen des kleinen Gewerbsmannes in Frage zu stellen im Stande sind, kann das große Kapital des Adels leicht beginnen, und während der Verlust dann auf eine Schulter fällt, welche ihn leicht ertragen kann, bleibt die Erfahrung und der gewonnene Nutzen Gemeingut. Deßwegen glänzen auch die Namen Harrach, Bouquoi, Salm, Dietrichstein, Liechtenstein, Schwarzenberg, Lobkowitz, Metternich, Potoczki, Montfort, Szechenyi und viele andere ebensosehr auf dem Markte österreichischer Ereignisse als in allen Verzeichnissen der Mitglieder gemeinnütziger Institute.

Unter solchen Umständen war es natürlich, daß Ritter v. B***, welcher nicht allein durch den Aufwand seiner Familie, den Ruf seines Reichthums, die Gewandtheit seines Benehmens, das Umfassende seiner Bildung, sondern selbst durch die Verehelichung seiner Tochter mit dem kaiserlichen Kämmerer Grafen v. W..... mehr und mehr in die Kreise der hohen Aristokratie eingebürgert worden war, auch an all jenen Bestrebungen Theil nahm, durch welche, wie ich es eben gezeigt habe, die österreichische Aristokratie sich so sehr ausgezeichnet.

So hatte er, gleich von seiner ersten Ankunft in Wien an, sich an einer Reihe von Unternehmungen betheiligt, bei welchen allen der Grundgedanke ein trefflicher, bei den meisten aber der Fortgang und Ausgang ein verfehlter waren. Man muß es ihm nachsagen, daß er mit Aufopferung großer Beträge Versuche industrieller und sozialer Reformen angestrebt, und manches Unternehmen, das unter ihm begann und zerfiel, wurde später, von den Andern aufgenommen, zu einer Quelle des Wohlstandes, zum Grundstein unberechenbarer nationalökonomischer Vortheile.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Alte Heimkehr.

Da steht das alte Vaterhaus,
Vor siebzig Jahren zog ich aus,
Weit in die weite Welt hinaus,
Ging arm und jung und ganz allein —
Doch Gott war bei mir, Gott war mein.

Du grauer Giebel, alt und schwer,
Kennst wohl das frohe Kind nicht mehr,
(Es ist auch gar zu lange her,)
Das von dem Gärtchen nebenan
Gar oft geblickt zu dir hinan.

Wenn unsre Tauben licht und weiß,
Dich rings umflatterten im Kreis,
Und wenn die Sonne golden, heiß,
Von Honigbienen still umschwärmt,
Dein altes grünes Dach gewärmt.

Die kleine Bank auch, tief im Gras,
— Was wirst du altes Auge naß? —
Wo oft ich bei der Mutter saß,
Die lieb mich in die Arme nahm,
Wenn Abends heim der Vater kam.

Noch immer aus der Knospe bricht
Wie einst das schöne Himmelslicht,
Das hold und freudig zu uns spricht:
Wie einsten blühn die Bäume schön —
Doch die sie pflanzten, mußten gehn.

Was hilfst du mir, du Vaterhaus,
Der Vater schaut nicht mehr heraus,
Die Mutter trugen sie hinaus,
Was nützet uns ein Paradies,
Wenn unsre Liebe es verließ.

Was zieht mich's drum so mächtig fort
Nach jenem stillen Friedensort —
Er ruht im Abendgolde dort,
Die alten Linden, ernst und schön,
Sie scheinen wohl mich zu verstehn.

Dort unter Blumen träumen sie,
Die ich vergebens suche hie,
Dort unter Blumen sind ich sie —
Dort unter Blumen hoffe ich,
Findt sich ein Plätzchen auch für mich.

Mannigfaltigkeiten.

Isaak Newton zog einst, als es ihm an einem Winterabend zu kalt wurde, seinen Stuhl instinktmäßig ganz nahe an die Kohlenpfanne, in welcher erst kurz vorher das Feuer angezündet worden war. Je mehr das Feuer nach und nach auflo-derte, um so unerträglicher wurde die Hitze: er riß deßhalb mit ungewöhnlicher Heftigkeit an seinem Glockenzug. Sein Bedienter war jedoch nicht gleich bei der Hand und erschien erst, als der arme Newton fast buchstäblich gebraten war. „Entferne die Kohlenpfanne, fauler Bursche!" — rief Sir Isaak in einem Tone der Aufregung, der an diesem liebenswürdigen und friedlichen Philosophen ungewohnt war — „Entferne die Kohlenpfanne, ehe ich vor Hitze umkomme!" — „Wollten Sie nicht lieber, wenn es Ihnen beliebt, Ihren Stuhl etwas weiter wegrücken?" — sagte John mit einem schalkhaften Blick — „In der That," — erwiderte Sir Isaak lächelnd — „daran habe ich nicht gedacht."

Ein junges Mädchen in Breslau begab sich kürzlich mit ihrem Bräutigam, einem Schuhmachergesellen, in die Mauritiuskirche, um sich dort trauen zu lassen. Als nun die Beistände sowohl, als das Brautpaar versammelt waren und auf den Geistlichen warteten, entfernte sich unter einem Vorwande der Bräutigam aus der Kirche und kam nicht wieder. Die Braut, so wie die Beistände warteten lange Zeit vergeblich und sahen sich endlich genöthigt, die Kirche zu verlassen. Die Braut, welche nun wenigstens die Beistände für ihre Mühe entschädigen wollte, begibt sich mit diesen in ihre Behausung, um ihnen von den zur Hochzeit angeschafften Vorräthen ein Frühstück zu geben; aber von allen diesen Vorräthen fand sie nichts mehr, sondern es waren ihr diese nebst einigem Gelde entwendet worden. Wie vermuthet wird, ist der bis jetzt noch nicht aufgefundene Herr Bräutigam selbst der Dieb.

Charade.

Mich kann, vom Durst bis zum Olymp erhoben,
Vom Rossebändiger zum Thron erwählt,
Der Gaumen wohl, doch nie die Nase loben;
Jedoch mit einem Stein vermählt,
Blick' ich mit tausend Augen Nachts dort oben,
Und wer mich immer schießen will, Der fehlt.
Gejagt in meinem Hauptschmuck wird er zittern,
Denn mit dem Sturme kann ich Thürm' erschüttern.

Auflösung der Charade in Nro. 190:

Fastag.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 198 8. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Leider sollten diese frohen Hoffnungen nur zu bald verschwinden. Napoleons Stern war im Sinken und so eilte der große Mann unaufhaltsam seinem Untergang entgegen. Schon nach wenigen Tagen schien ihn die Ruhe zu ermüden, und der Gedanke an Moskau, dieses Ziel seines Strebens, dieses Bild seiner Träume, trat wieder lebhaft vor seine Seele. Von Murats Ungeduld gestachelt, der nicht aufgehalten seyn wollte in seinem Siegeslauf, und von dem eigenen Verlangen getrieben, gab er die für das Wohl seiner Armee so heilsamen Pläne auf, und den erstaunten Truppen ward der Befehl zum sofortigen Abmarsch.

Während der kurzen Rast, die der Armee in Witepsk gegönnt worden, hatte Gérard die Freude gehabt, den treuen Gefährten seiner Jugend, den ihm mit Herz und Sinn ergebenen Sergeant Guillaume, beim Heere eintreffen zu sehen.

Seit seiner Verheirathung war dieser Freund ihm sichtlich entfremdet, welches Gérard, nur mit seiner reizenden Gattin beschäftigt, anfangs nicht bemerkt hatte. Erst als Guillaume mit sichtlicher Freude ein Kommando annahm, welches ihn auf lange von dem Freunde entfernte, fiel ihm dessen verändertes Wesen auf und er befeng ihn um die Ursache dieser so plötzlichen Umwandlung.

Ihr bedürft meiner jetzt nicht, Kapitän, war die düstere Antwort, Ihr lebt in Glück und Wonne! Wenn die Noth und das Unglück einkehren, dann wird Pierre Guillaume nicht an Eurer Seite fehlen!

Vergebens bat Gérard, ihn nicht zu verlassen, ohne ihm den Grund seiner Verstimmung mitzutheilen, Guillaume schwieg und beschleunigte nur um so mehr seine Abreise.

Er kann mich nicht leiden, sagte Louise, als Gérard seinen Kummer über das schroffe Wesen des Freundes gegen sie aussprach, er ärgert sich, daß Du mich liebst, mich zur Frau genommen hast! Monsieur Guillaume hat nicht geglaubt, daß ich so dreist seyn könnte, ganz Besitz von Deinem Herzen zu nehmen! er schmeichelte sich das beste Plätzchen würde für ihn offen bleiben, und nun, da er sich in dieser Voraussetzung getäuscht sieht, nun ist er eifersüchtig auf mich!

Lebhaft erinnerte Gérard sich jetzt dieser Worte, denn kaum war Guillaume mit den jungen Konskribirten, welche er von Frankreich hergeführt hatte, bei der Armee eingetroffen, als er ungesäumt den Jugendfreund aufsuchte, und sich mit allen Zeichen der innigsten Liebe in seine Arme warf. Auch Gérard verzieh dem geprüften Freund gern die vorübergehende Laune und drückte ihn an die Brust.

Von diesem Augenblick an schien Guillaume nur allein für seinen jungen Vorgesetzten zu leben. Wenn Alle Mangel litten und vergebens nach Lebensmitteln umhersendeten, Guillaume wußte sich stets etwas zu verschaffen, welches er dann mit triumphirender Miene dem Freunde brachte, und nur selten war er zu bewegen, die karge Mahlzeit zu theilen. Aber nicht allein auf Gérard erstreckte sich seine Sorgfalt, auch Rosalie und Cécile fanden in ihm einen neuen Freund und Beschützer. Immer wußte er die beste Wohnung, oder, war man genöthigt, die Nacht im Freien zuzubringen, den sichersten gegen Unwetter am besten geschützten Platz für die Frauen aufzufinden, und dankbar drückte Albert oft die Hand des sorgsamen Mannes.

Du sorgst wie ein Vater für uns, Guillaume, rief Gérard, als dieser eben wieder die Frauen untergebracht hatte, und reich mit Lebensmitteln beladen, zu ihm eintrat; Du spendest uns, was Du Dir selbst versagst, wodurch haben wir nur so viel Liebe verdient?

Ich gab Ihrem Vater das Wort, für Sie zu sorgen, mein Kapitän! erwiderte ruhig Guillaume, dieß Wort würde mir heilig seyn, selbst wenn ich Sie nicht liebte, denn ich gab es meinem Wohlthäter! Und was die Frauen anbetrifft, so müßte man ja kein Herz in der Brust tragen, wollte man nicht Alles thun für schwache Wesen, denen nur ihre Liebe den Muth gab, allen Gefahren zu trotzen! Sie hätten ja zurück bleiben können im schönen Vaterlande, hätten Bälle und andere Lustbar-

Digitized by Google

kritrn beſnchen nnd dir ſüßrn Nrden ſader jungrr Herrrn anhören können, wie ſo viele Andrre, ſtatt daß ſie hier Mangel und Beſchwerden rrtragen. An Anbrtern würdr rs ihnrn nicht gefrhlt habrn, denn beidr ſind ſchön, — aber ſir haben es vorgezogrn, ihren Männern zu folgen in Gefahr und Tod, und ſie wrrden lirber mit ihnrn ſterben als ſie vrrlaſſen! Solchrn Fraurn dient man gerne!

Ich bin nicht Deiner Meinung, erwidrrtr Gérard, indem rine düſtrre Wolkr über ſeinr Stirn flog, die Frau gehört nicht in das Getümmel des Krirges, und deßhalb gab ich auch Louiſens Wunſch nicht nach, als ſie drm Beiſpiel drr Frrundin folgen wolltr.

Sir mögen Recht haben, mein Kapitän, ſagtr brgütigend Guillaume, dem dir dunkle Wolke auf Gérards Stirn nicht entgangen war, aber die Frauen ſind doch nun rinmal hier, und da muß man für ſie thun, was man kann. Brav war rs aber von Madame Gérard, daß ſir Sir begleiten wollte, und noch rinmal ſo lieb iſt ſir mir nun, ſeit ich das weiß.

Eigentlich war aber das, was er übrr Louiſen in ***g grhört hatte, die Urſachr dirſes Ausfalls grgrn die Fraurn. Seinr Marſchroutr hattr ihn über ***g geführt, und mit Freuden hatte er die Grlegenhrit ergriffen, dem grlirbtrn Frrund Nachricht von den Srinen bringrn zu könnrn. Er fand den Grafen bei Louiſrn, und wenn glrich ſir ihm, außrr drn Briefrn noch die zärtlichſten Grüße für ihrrn Charlrs auftrug, ſo hattrn doch die Reden der Lrute in ſeiner Bruſt einrn Argwohn rrweckt, den dir freundlichen Wortr, ja dir Thränen der jungrn Frau, nicht ganz zu bannen vrrmochtrn. Vielleicht in der Abſicht, ihrr Grbirterin dadurch in drn Augen des ziemlich mürriſch blickrndrn Mannes zu hebrn, hattr die Dienerſchaft ſich beifrrt, zu erzählrn, wir drr Hrrr Graf allr Tage zur guädigen Frau kommr, mit ihr ſpazieren rrite, odrr ihr vorlese, ja ihretwegrn ſchon einen glänzendrn Ball gegrben habe, blos um ſir zu rrhritern und zu zerſtreurn, da die Mama öfter krank ſry und das Haus wenig verlaſſe.

Dieſe und andere in der Stadt grhörtrn Erzählungen hatten die Beſorgniſſe drs treuen Freundes aufs Lebhaftrſtr rrrrgt. Er ſah, ſeinrr Meinung nach, Gérard in ſrinrm Glück, in ſeiner Ehre bedroht, und nur mit Mühe hatte rr ſich rntſchloſſen, gegen ihn zu ſchweigen. So kam es drnn, daß er Roſaliens Entſchluſſe oft rnthuſiaſtiſchr Lobſprüche zollte und ihrr Liebe als nachahmungswerth pries, und nur die düſterr Faltr auf Gérards Stirn und das ſchmerzliche Zucken ſeines Mundes hattr dießmal den Erguß ſeiner Rede aufgehalten, ohnr jedoch dir Bitterkeit ſeinrr Gefühle zu mildern.

Unaufhaltſam wälzte ſich der Strom drr Armeen weiter und weitrr und brach ſich Bahn durch Sandflächen und unwrgſamr Gegendrn; abrr ſo ſehr der Soldat auch durch Mangrl und körperliche Anſtrengung litt, ſo erkaltrtr doch ſrinr Lirbr, ſeine Bewunderung für ſeinrn großen Führrr nicht. Dieſr Liebr, dieſe Bewunderung ſuchte drr Kaiſrr ſich auf jede Wriſe zu bewahren, und oft ſah man ihn theilnehmend mit den Vrrwundeten ſich unterhaltrn, dir rr nie verließ, ohne ſie durch ſein mildes Wort grtröſtrt, durch reichr Grſchrnke brlohnt zu haben. Oft ſendetr rr den Wrin der rigenen Tafrl den zunächſt ſtehenden Poſtrn, und dir Klagr verſtummtr dann auf jedrr Lippe und rnthuſiaſtiſchr Ausrufungen begrüßten drn mildrn Herrſchrr.

Nach Albrrts Wunſch war Roſalie dirßmal der Kolonnr in größerer Entfernung gefolgt, aber bald wurde es nöthig, ſich den Truppрn wiedrr näher anzuſchlirßen, da die immrr mehr hervortrtendr frindlichr Geſinnung des Landvolkrs für die Sichrrheit drr Fraurn fürchten ließ. Deutlich fühlten allr, daß man das Land, wo man Sympathirn für die großr Nation rmpfand, nun verlaſſrn habr. Urberall im rigentlichen altrn Rußland trat ſchroffe Härtr ſelbſt den frrundlich bittendrn Worten drr Fraurn entgegrn. Mit Vorwürfen und Zank wurdrn ſir rmpfangrn. Alles war fertig zur Verthridigung odrr Flucht, und wenn dir Noth dir Begltiter der Fraurn zwang, mit Grwalt und rigrnrr Grfahr Lebrnsmittrl herbrizuſchaffen, ſo folgtrn ihnrn ſo gräßlichr Flüche und Verwünſchungrn, daß Roſalien das Hrrz in tiefſtrr Bruſt vor Leid und Grauſrn rrbebtr, und nur die Liebe zu ihrrm Kinde ſie vermögrn konnte, von dirſrn, ihnrn untrr Verwünſchungen grreichtrn, Nahrungsmittrln rwas zu genrßrn.

So mit Entbrhrungen und ſchmrrzlich bittern Empfindungen kämpfend, nahtrn ſie ſich der Feſte Smolrnsk, und wirder ſchlug der, auf drm Marſche ſo oft gehörtr Kanonrndonner an ihr Ohr, aber dießmal ſtärker, fürchterlichrr, als ſie bis jetzt wähnten, ihn grhört zu habrn.

O, Gott, frufztr Roſalie, rs wird gewiß einr Hauptſchlacht grſchlagen!

Wolltr drr Himmrl es wärr ſo, erwiderte ernſt Cécilr, denn ſonſt naht dieſer unglückliche Krieg ſich nir ſeinrm Ende!

Abrr Cécilr, unſrrr Männrr? fragte brbrnd Roſalie.

Beſſrr ſir fallen in der Schlacht, rrwidrrte düſtrr die Franzöſin, als daß Hunger und Ermattung ſie tödten!

Cécilr, um Gottes willrn, frevrln Sie nicht! rief heftig Roſalir. Wo iſt Ihr Muth, Ihre Zuverſicht? Wir können Sir ſolch gräßlichrn Wunſch nur ausſprechen?

Ich bin nicht muthlos, und Frevel iſt es nicht, von zweien Uebeln das kleinſte zu wählen! Doch beruhigen Sie ſich, Roſa, fügte ſie ſanft hinzu, es kann noch Alles gut werden, und wer bis hierher ſchützend über unſeren Theueren gewacht hat, der kann ſie auch glücklich bis an's Ende geleiten!

Gegen Abend ward es ruhig und ein Bote von Albert brachte den Frauen die Weiſung, ſich nach Iwanowka zu wenden, wo das Hauptquartier des Kaiſers war.

Guillaume war es, der dieſe frohe Botſchaft brachte, und der Roſalien wie ein von Gott geſendeter Engel erſchien, denn er brachte zugleich die Nachricht vom Leben und Wohlſeyn Alberts.

Auch Cécile erhielt von ihrem Manne frohe Kunde.

Ich habe Monſieur Durand ſelbſt geſehen, Madame, ſagte Guillaume gegen die ängſtlich aufathmende Frau gewendet, er ſendet Ihnen ſeine Grüße, mehr konnte er nicht, denn er hat Arbeit vollauf, die ruſſiſchen Kugeln haben nicht geſchont!

Auf den Höhen von Iwanowka, welches ein kleiner Fluß mit hohen ſteilen Ufern von Smolensk trennt, angelangt, ſahen die ſorgſam umherſpähenden Frauen auf der allmählig gegen die Stadt emporſteigenden Ebene die zahlloſen Feuer der Bivouaks der franzöſiſchen Armee. In geraden Linien liefen ſie neben einander dahin, während die dunklen Mauern der Stadt einen düſtern weithin liegenden Hintergrund bildeten. Große ſchwarze Rauchwolken erhoben ſich pyramidenartig gegen den abendlichen Himmel, von ungewiſſen, ſchwankenden Lichtern durchzuckt, aus denen einzelne Flammen von Zeit zu Zeit auftauchten. Endlich brach ein Feuerſtrahl durch dieſe dunklen Maſſen und im Nu ſtand der ganze Horizont in Flammen! So ſchien es wenigſtens den erſchrockenen Frauen, die ängſtlich nach der Urſache dieſes neuen Unglücks forſchten!

Man hat Bomben in die Stadt geworfen, erwiderte ruhig Guillaume, wir konnten mit unſern Kanonen keine Breſche ſchießen!

Entſetzt wendete Roſalie ſich ab, aber das Erhabene dieſes ſchrecklichen Schauſpiels zog ihre Blicke wie unwillkürlich zurück auf die brennende Stadt. Die Spitzen der Mauern und die vielen Kirchthürme ragten noch allein empor aus dieſem Feuermeer, doch bald verſchwanden auch ſie und vereint ſchlugen die Flammen mit einem fürchterlichen Gekrach zu einer unendlichen Feuerſäule empor.

Ernſt und trübe ſchaute Guillaume in dies Werk der Zerſtörung und eine Thräne glitt langſam über ſein vom Wetter gebräuntes Geſicht! Mit verhülltem Geſicht lehnte Cécile an einem Baumſtamme, während Roſalie auf die Knie geſunken ihr ſchlafendes Knäbchen feſt an ihre Bruſt drückte.

(Fortſetzung folgt.)

Der todte Koſak.

Es tragen zwei Koſaken
Auf einer ſchwarzen Bahr
Den todten Kameraden,
Der einſt ſo tapfer war.

Kein Blümlein ſchmücket die Bruſt ihm,
Geſtreut von theurer Hand,
Schneeblümlein ſchickt der Himmel
Herab ihm als Leichengewand.

Nicht regt ſich der Träger zunge,
Sie ſchreiten ſtill einher,
Auf daß nichts aus der Ruhe
Den todten Bruder ſtör'

Nur gierige ſchwarze Raben
Begleiten den Todten zum Grab,
Und ſingen ihm hoch in den Lüften
Sein Todtenlied herab.

Und ſchwarze traurige Wolken
Gleiten am Himmel dahin,
Und hin mit der Leiche zum Grabe,
Zum ſtillen, einſamen zieh'n.

Und kalte, ſchaurige Winde
Sauſen und brauſen dazu,
Und blaſen, ſtatt der Drommete,
Den todten Koſaken zur Ruh.

Die Träger hauen im Eiſe
Dem Kameraden ein Grab,
Und ſenken in die Tiefe
Den todten Koſaken hinab.

Sie hauen aus Eis ihm ein Kreuzchen
Und beten leiſe dazu,
Gebete für ſeine Seele,
Für ſeine ewige Ruh.

Nun ruhet er unter dem Eiſe,
Bis am Himmel die Sonn' wieder thront,
Das Kreuzchen nimmt ſie und das Grab ihm,
Worin er ſo ruhig gewohnt.

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Das Straußenei.] Gewiß hat Jedermann von der Sage gehört, daß der Strauß seine Eier in die Wüste lege und es der Sonnenhitze überlasse, sie auszubrüten. Der Reisende fand oft an einer nackten dürren Stelle ein einsames Straußenei und zog daraus jenen Schluß, in der die Anschauung unserer Dichter, wie in unsre zoologischen Lehrbücher überging. So unnatürlich und lieblos schon eine solche Gewohnheit dieses Vogels erscheint, so unbegreiflich wird es, wie der frisch aus dem Ei kommende Vogel für sich selber sorgen, wie er der Raubgier vorüberziehender Habichte und Geier entgehen könne. Ueberdieß fand man, daß die Strauße in gemäßigten Klimaten wie andere Vögel ihre Eier selbst bebrüteten. Sollten sie hier zartfühlender geworden seyn? Georg Byam, ein Reisender in den südamerikanischen Republiken, gibt uns über dieses Räthsel einen wunderbaren Aufschluß.

Der Strauß baut ein großes Nest auf der Erde, indem er allmählich das Gras niederzieht, so daß man den Bau erst in unmittelbarer Nähe gewahrt. Das Weibchen legt drei oder vier Eier und trägt eins davon in einige Entfernung vom Neste, es seinem Schicksale überlassend. Den größten Theil der Nacht hindurch sitzt es auf seinen übrigen Eiern, während das Männchen am Tage diese Elternpflicht übernimmt. Die Bestimmung jenes ausgesetzten Eies aber zeigt von einer merkwürdigen Fürsorge dieses Vogels. Einige Tage vor der Ausbrütung geht der Strauß zu dem abgesonderten Ei und schlägt es auf. Sogleich wird es von den blauen Schmeisfliegen in Beschlag genommen, die ihre Eier hineinlegen, die sich zu Maden entwickeln, ehe die jungen Strauße ihre Schaalen sprengen. Die Mutter führt nun die Jungen zum Ei, um ihnen die erste Mahlzeit zu bieten.

Bestätigt sich diese Beobachtung, so ist es nicht die Wüste, die das Mutterherz im Strauße härtet, wie es nirgends die Natur ist, welche die Liebe in den Herzen tödtet.

[Das Singen der Telegraphendräthe], das unsere Leser schon mehrfach werden wahrgenommen haben, hat weder mit dem Magnetismus noch mit der Elektrizität etwas zu schaffen, wie mehrere in neuester Zeit erschienene Aufsätze glauben machen wollen, sondern ist ganz einfach die Folge der Vibration, in welche sie durch seitliche Luftströmungen, im gewöhnlichen Leben Wind genannt, versetzt werden. Wären mehrere Dräthe von verschiedener Stärke und Spannweite, nach den Gesetzen der Schalltheorie gestimmt, vorhanden, so würde man schmelzende Accorde hören, wie bei der Aeolsharfe, welche eben auch nur dann tönt, wenn ein sanfter Luftzug ihre Saiten, welche zur Verstärkung des Tones auf einen Resonanzboden gezogen sind, in Schwingung setzt, ein heftiger, stoßweiße wehender Wind macht sie verstummen oder in grellen Dissonanzen aufschreien. So hört man das fragliche Singen auch nicht, wenn der Wind eine der Drathleitung gleichlaufende Richtung hat, und eben so wenig, wenn derselbe gleichwohl seitlich, aber ungleich, undulirend und jeden Augenblick die Richtung ändernd, weht, wohl aber im stärksten Grade, wenn ein stetiger horizontal gehender Luftstrom den durch sein eigenes Gewicht mäßig gespannten Draht unter einem rechten Winkel trifft, eine Erscheinung, welche häufiger des Abends und Nachts, als am Tage stattfindet.

Der berühmte Dr. Young, Verfasser der Nachtgedanken, war im Flandrischen Kriege als Kassenbeamter bei der englischen Armee angestellt. Eines Tages vertiefte er sich auf einem Spaziergang, so sehr in das Lesen der Trauerspiele des Aeschylus, daß er in seiner Zerstreuung das feindliche Lager betrat. Er war nicht wenig erstaunt, als er sich gefangen sah, und als Spion zum General geführt wurde. Der Doktor nannte seinen Namen, der dem Offizier wohl bekannt war, und erzählte in größter Einfalt die einzelnen Umstände seines Abenteuers. Darauf wurde er mit großer Auszeichnung aufgenommen und erhielt bald nachher die Freiheit, in das englische Lager zurückzukehren.

In Havannah besteht noch jetzt die sonderbare Gewohnheit, daß man die Leichname in der Nacht vor dem Begräbniß an einem offenen, nach der Straße gehenden Fenster ausstellt. Das Lager, auf dem der Todte ruht, wird etwa 5 Fuß gehoben und ist mit 8 Wachskerzen umstellt, das ganze Zimmer glänzend erleuchtet. Der Todte, im festlichen Kostüme, ist mit dem Gesichte nach der Straße hin gewendet. Es macht einen unheimlichen Eindruck, wenn man Nachts von einem Balle oder einer Gesellschaft nach Hause geht und Leichen mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen an offenen Fenstern sieht.

Räthsel.

Bin ein geborner Deutscher,
Ein guter Patriot!
Doch werd' ich bald ein Welscher,
Und bleib es immerfort.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Donnerstag № 199 9. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Während Gefahr und Tod die Freunde zu jeder Stunde umgab, und Rosalie mit Angst und Sorgen, so wie mit Entbehrungen aller Art kämpfte, lebte Louise in ***g ein sorgloses, mehr dem äußeren Genuß als der Pflege der kranken Mutter geweihtes Leben. Die Zeitungen brachten nur Siegesbotschaft, und erwähnten selten oder doch nur sehr oberflächlich des Mangels und der Entbehrungen, welche die Armee erduldete. Gérards Briefe sprachen nur von Liebe und von dem Glück des Wiedersehens, enthielten nie eine Klage, und wenn ja eine schmerzliche Aeußerung der Feder entschlüpft war, so bezog sie sich nur auf die lange Trennung von der Geliebten. Was hätte da ihre Heiterkeit trüben sollen? Guillaumes Ankunft traf sie zwar wie die Mahnung des erwachenden Gewissens, doch er blieb nur so kurze Zeit, daß der Eindruck, den seine Gegenwart hervorgebracht hatte, sich nur zu bald verwischte. Was hatte sie sich auch vorzuwerfen? noch immer hatte der Graf das Wort Liebe nicht ausgesprochen, und wenn auch ihre Eitelkeit sich selbst nicht verhehlte, daß nur Liebe die Triebfeder seiner Handlungen seyn konnte, so entschuldigte sie sich dadurch vor sich selber: daß sie sich ja irren könnte, und, wollte sie ihn entfernen, sich nutzlos um eine Lebensfreude bringen würde.

Eifrig betrieb sie die Anstalten zu ihrer Reise nach Wiesbaden und bald hatte sie diesen lieblichen Aufenthalt erreicht. Von der Reise ermüdet konnte die Bauräthin in den ersten Tagen ihr Zimmer nicht verlassen, und noch ganz unbekannt mochte Louise es doch nicht wagen, allein in der Gesellschaft zu erscheinen. Selbst die gewohnten Spaziergänge mußte sie aufgeben, da es sie langweilte, mit ihrer Kammerjungfer zu gehen, und die Bauräthin es für eine so junge Frau bedenklich fand, ganz allein an einem ihr fremden Orte herum zu streifen. So sah denn Louise mit doppelter Sehnsucht der Ankunft des Grafen entgegen, an der sie nicht zweifelte, und glaubte bei jedem Geräusch ihn eintreten zu sehen. Allein ein Tag verging nach dem andern, ohne daß der Graf ankam, und bitterer Unmuth fing an, sich der Seele der jungen Frau zu bemeistern. Zwar war die Bauräthin so weit wieder hergestellt, daß sie den Brunnen und die Spaziergänge besuchen konnte, zwar sah Louise wohl, daß die Augen der Männer ihr neugierig folgten, wenn sie in gewählter und doch leichter Morgentoilette an der Seite ihrer Mutter erschien, da aber keiner sie kannte, so konnte keiner es wagen, sie anzureden. Die Frauen musterten wohl mit neugierigen Blicken die Fremde, deren Schönheit ihnen auffiel, allein eben diese Schönheit schien ihnen die Lust zu benehmen, Louisens nähere Bekanntschaft zu machen.

Endlich an einem trüben Morgen, als sie spät ihr Zimmer verlassen hatten, und die Bauräthin ermüdet auf einer Bank in der Bade-Allee ruhte, sah Louise in einiger Entfernung eine Dame und einen Herrn wandeln, der ihr unwillkürlich das Bild des Grafen vor die Seele rief. Es war schon ziemlich leer in der Allee, da die meisten Brunnengäste bereits von der Hitze ermüdet ihre Zimmer aufgesucht hatten; was konnte das Paar bestimmen, jetzt noch umher zu gehen, wo Alle längst Ruhe und Erholung nach der anstrengenden Morgenpromenade gesucht hatten? Sie schienen Jemanden zu erwarten, denn ihr Auge wendete sich oft dem Wege nach der Stadt zu. Wenn es der Graf wäre? dachte Louise, wenn er mich suchte, mich erwartete? Aber wer ist die Dame an seiner Seite? Vielleicht seine Mutter oder sonst eine Matrone, denn ihre Bewegungen sind nicht jugendlich. Unwillkürlich trieb dieser Gedanke sie von ihrem etwas versteckten Sitz auf.

Mutter, ich will nur noch ein wenig auf und nieder gehen, rief sie der Bauräthin zu und ging rasch die Allee hinunter.

Das langsam vor ihr herwandelnde Paar hatte aber das Ende derselben erreicht und wendete sich um; Louise konnte kaum einen Schrei der Freude unterdrücken, es war der Graf! Rasch ließ dieser den Arm der Dame fahren und eilte auf Louisen

Digitized by Google

zu, die unvermögend ihre Freude ganz zu verbergen ihm die Hand reichte, und nur das kleine aber viel sagende Wort — endlich! über die Lippen brachte.

Der Graf schien das Gewicht dieses Wortes zu fühlen. Glühend preßte er die dargereichte Hand an seine Lippen und flüsterte: o, ich habe am meisten durch diese Trennung gelitten! Aber schnell gefaßt wandte er sich zu der langsam sich nähernden Dame und sagte, indem er sie Louisen zuführte: meine Tante, Gräfin Golzen, die sehr wünscht, die Bekanntschaft der liebenswürdigen Frau von Gérard zu machen.

Schon öfter hatte Louise die noch schöne Frau bemerkt, die in den Herbst des Lebens noch Blüthen des Frühlings mit hinüber genommen hatte, und ihr milder Blick, so wie das wohlwollende Lächeln ihres immer noch schönen Mundes, hatte sie unwiderstehlich angezogen.

Auch jetzt sah die Gräfin mit diesen milden Augen freundlich auf die sich verlegen neigende junge Frau, und bestätigte gütig die Worte ihres Neffen. Sie sind eine so treue, gute Tochter, fügte sie hinzu, indem sie wohlwollend Louisens Hand nahm, daß es schon lange mein Wunsch war, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen, und ich denke, wir wollen das Versäumte nun nachholen. Leider, fuhr sie auf Louisens dankbare Erwiderung fort, leider bin ich nur noch kurze Zeit hier, doch wird diese hinreichen, Sie in den Kreisen der hier anwesenden schönen Welt bekannt zu machen, denen Sie zur schönsten Zierde dienen werden.

Von diesem Augenblick an änderte sich, wie durch einen Zauberschlag, Louisens Stellung zur Gesellschaft. Gräfin Golzen machte sie mit liebenswürdiger Freundlichkeit mit den übrigen Damen bekannt, welche die von einer so geachteten Frau Empfohlene mit zuvorkommender Güte empfingen. Der gültige Vorwand, die gefürchtete Nebenbuhlerin fern zu halten, war nicht mehr vorhanden, Gräfin Golzen begünstigte sie, war Bürge für das Legitime und Anständige ihrer Verhältnisse, und Gräfin Golzen war eine reiche, hochgeachtete Frau, die sehr viel für die Unterhaltung der Gesellschaft that, wie hätte man da nur einen Augenblick anstehen sollen, ihren Schützling mit offenen Armen zu empfangen? Besonders schienen die Herren sich für die neue, günstige Stellung der schönen Frau zu interessiren, und mit solchem Eifer suchten sie ihre Bekanntschaft, daß Louise nicht im Stande war, die Namen aller, die sich an einem Tag ihr vorstellen ließen, ihrem Gedächtniß einzuprägen, und unaufhörlich die Hülfe des Grafen in Anspruch nehmen mußte, um nicht die eleganten jungen Herren durch die Verwechselung, oder gar durch das völlige Vergessen ihrer Namen zu verletzen.

So sah die Vereinsamte sich bald, von Anbetern umgeben, als Mittelpunkt der Gesellschaft, und die erst so langsamen, langweiligen Stunden, deren jede ihr ein ganzer Tag deuchte, verflogen nun schnell wie Minuten, und der Abend überraschte sie oft, während sie kaum den Tag begonnen glaubte. Angst und Sorge um den Entfernten waren vergessen, Louise lebte dem Augenblick und ließ sich von seinen Freuden berauschen. Immer mehr schwand jede Schranke, die sie sonst der Neigung des Grafen entgegen setzte. Wie hätte sie auch kalt und abweisend gegen den Mann seyn können, dem sie allein, das fühlte sie wohl, alle Freuden verdankte, in denen sie schwelgte, und dessen oft laut ausgesprochene Bewunderung nur dazu diente, ihre Triumphe zu vermehren!

Mit heimlicher Freude sah der Graf, wie jeder Tag ihn seinem Ziele näher brachte, und reies im Herzen den glücklichen Gedanken, der ihn dazu bestimmt hatte, die Frauen eine Zeit lang ihrem Schicksal zu überlassen, um ihnen so den Werth seines Schutzes, seiner Fürsorge recht fühlbar zu machen.

Der Ruf, den Louise als gute Tochter, als treue Pflegerin der kranken Mutter erlangt hatte, litt zwar bei diesen immer neuen Zerstreuungen und Festen, denn die Baronin war jetzt oft auf die Gesellschaft ihrer Dienerin beschränkt, oder saß einsam in der Allee, während die Tochter an entfernten Partien Theil nahm, oder mit der muntern Gesellschaft zu Fuß die Umgegend durchstreifte. Doch war man nachsichtig gegen das Benehmen der jungen Frau, sie war ja eben so jung, und dabei so heiter, so liebenswürdig, daß sie mit ihren Scherzen und auf so niedlich komische Weise erzählten Anekdoten oft die ganze Gesellschaft stundenlang unterhielt. Und dann schenkte Gräfin Golzen ihr noch immer ihre Freundschaft, ihren Schutz, wer hätte da strenge richten dürfen, wo diese schwieg und nicht einmal zu mißbilligen schien?

Doch veränderte sich bald das Benehmen der Damen gegen Louisen, als ihre Beschützerin Wiesbaden verlassen hatte. Sey es nun, daß sie wirklich freier und rücksichtsloser in ihrem Wesen wurde, oder, daß dieß nur den Uebelwollenden als Vorwand diente, genug, es erhoben sich plötzlich tadelnde Stimmen gegen sie.

Das Betragen der Gräfin ist aber wirklich zu rücksichtslos, sagte eine alte Baronin, die mit ihren dem Verblühen sehr nahen Töchtern schon alle Bäder durchzogen war, ohne den gewünschten reichen Eidam zu finden, und die nun, mit Beihülfe der Gräfin Golzen, den Grafen Hoen in

ihre, so oft vergeblich ausgespannten Netze zu locken gehofft hatte, es gränzt an Frechheit!

Es hat mich schon lange gewundert, daß man diese Frau in der Gesellschaft duldet! erwiderte ein hochgeschminktes Fräulein, die auf jedem Ball mit Blumen in den falschen Locken und vollständiger Balltoilette erschien, und mit verbissenem Grimm den Sitz nicht verließ, während Louise leicht und fröhlich im raschen Walzer vorüberschwebte. Noch diesen Morgen sah ich sie ganz allein mit dem Grafen in den entlegensten Spaziergängen umher wandeln!

Gewiß es ist skandalös, eiferte die Baronin, auch habe ich meinen Töchtern längst gesagt, auf ihrer Hut zu seyn! Die armen Kinder sind so vertrauend, so unerfahren, man muß sie warnen, sie glauben immer das Beste, und nur meine Freundschaft, meine Achtung für Gräfin Golzen hielt mich ab, mich ganz von dieser Madame Gérard zurück zu ziehen!

Die Freundschaft der Gräfin für die leichtsinnige Frau ist wieder ein Beweis, wie ihre Gutmüthigkeit oft den Sieg über ihren Verstand davon trägt, wie hätte sie sonst eine solche Frau mit ihrem Wohlwollen beehren können? sagte erbittert das Fräulein, das vergebens danach gestrebt hatte, in den engeren Kreis der Gräfin aufgenommen zu werden.

So war denn Louisens Stern im Sinken, denn unaufhörlich arbeiteten die beiden ihr feindlich gesinnten Frauen daran, ihr in der öffentlichen Meinung zu schaden, was ihnen, durch das Betragen der, von ihrer Neigung für den Grafen, zu immer neuen Unvorsichtigkeiten hingerissenen Frau, nur zu leicht wurde.

Dem geübten Blicke des feinen Weltmanns entging die Veränderung nicht, die sich vorbereitete, und schon hie und da sichtlich hervortrat. Mit seinem Takt rieth er jetzt selbst zur Rückkehr nach ***g, wozu der für die Bauräthin durchaus nicht günstige Erfolg der Kur einen genügenden Grund bot.

Louise wäre zwar noch gern in dem freundlichen Wiesbaden geblieben, aber theils flößte der Zustand der Mutter ihr selbst ernstliche Besorgnisse ein, theils war der Einfluß des Grafen auf sie so mächtig, daß sie seiner Meinung nichts zu entgegnen vermochte, und so traten sie denn gegen Ende des August die Rückreise an. Dießmal begleitete sie der Graf und war der Bekümmerten, während des ganzen Weges, ein sorgsamer Freund und Tröster, dessen sie um so mehr bedurfte, da die Bauräthin von der Reise so angegriffen war, daß Louise ernste Besorgnisse für ihr Leben zu hegen begann. Zwar tröstete bei ihrer Ankunft in ***g der Arzt sie mit der Versicherung, daß keine Gefahr vorhanden und daß der Zustand der Kranken nur eine Folge der Kur, nur ein vorübergehender sey, doch empfahl er sie sorgsam zu beobachten und ihn von jeder vorkommenden Veränderung in Kenntniß zu setzen. So wagte Louise denn nicht, das Haus zu verlassen und suchte der Kranken, durch doppelte Pflege und Aufmerksamkeit, die in Wiesbaden ihr zugefügte Vernachlässigung vergessen zu machen, wobei der Graf mit unermüdeter Sorgfalt sie unterstützte. Er entfernte sich selten von dem Lehnsessel der Leidenden und war unermüdet, sie zu zerstreuen und zu unterhalten, und nur, wenn der Abend herein dämmerte, verließ Louise mit ihm das Haus, um einen Spaziergang zu machen, oder sie durchstreifte an seinem Arm die Schattengänge des geräumigen Gartens.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Ein bleibendes und unter allen Verhältnissen höchst anerkennenswerthes Verdienst schaffte er sich aber ungefähr um dieselbe Zeit, indem er einer jener drei Männer war, welche die Idee zur Gründung der ersten österreichischen Sparkasse erfaßten. Er war es, der den Gedanken mit aller Kraft und mit allem Feuer seines Geistes festhielt, der klar und deutlich die große kommende Blüthe dieses Instituts voraussah, und deßwegen aus eigenen Mitteln den ersten Fonds mit 1000 fl. C.-M. zur Errichtung einer Kanzlei hergab.

Zwei Jahre lang widmete er als Stifter und Beförderer diesem mächtig aufblühenden Institute seine Dienste, und durch spätere drei Jahre stand er an der Spitze dieser Anstalt als Kurator — ein Ehrenamt, das nur in die Hände der anerkanntesten und verläßlichsten Männer gelegt wird.

Ebenso wird der Name nnd der Unternehmungsgeist des Ritters v. B*** unzertrennlich von jenem Institut der Donaudampfschifffahrtsgesellschaft seyn, welches jetzt in seiner kolossalen Ausdehnung eine der größten Schifffahrtskompagnien der Welt, vor noch nicht 30 Jahren als eine Chimäre galt. Es gehörte die volle Energie und Thatkraft, der weite Blick eines Mannes wie B*** dazu, um dem damals allgemein verbreiteten Gedanken: die Donau sey nicht mit Dampfschiffen befahrbar, entgegen zu treten. Er bewog den Prinzen von Montfort, ein Dampfschiff bauen zu lassen, und trat, unterstützt von seinen reichen mechanischen Kenntnissen, als technischer Direktor dieses ersten Dampfbootes auf, und mit einem Verlust von vielen Tausenden suchte er eine Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft ins Leben zu rufen.

Digitized by Google

Trotzdem, daß dieses erste Schiff so mangelhaft gebaut war, fuhr er doch, um den Beweis der Fahebarkeit der Donau mit Dampfbooten herzustellen, nicht weniger als 27mal mit demselben von Wien nach Pesth, und während heute eine ganze Dampfflotte das Donaugebiet von ihrem Ursprung bis zur Mündung befähet, war dee weitsehende Mann damals nicht im Stande, Theilnehmer für ein Unteenehmen zu finden, das jetzt seinen Aktionäeen eine goldene Ernte liefert.

Eine Zeitlang leitete er auch das Aktienunternehmen dee fosses mobiles, das mit einem Kapital von einer halben Million begann, bald aber veeschwand, da das ganze Unternehmen an der Theilnahmlosigkeit der Wienee Baumeistee scheiterte, welche keinen Gebrauch davon machen wollten.

Durch alle diese veeschiedenen Unteenehmungen, wenn sie auch größtentheils scheiteeten und dem Manne, dee sich aus regem Eifer an die Spitze derselben gestellt hatte, empfindliche Kapitalsverluste zugezogen haben mochten, wurde aber immee der Name des Ritters v. B***, sein Unteenehmungsgeist, seine Hingebung für gemeinnützige Zwecke und der Umstand in immer weitern Kreisen bekannt, daß seine Vermögensverhältnisse der Art seyn müßten, daß er selbst große schwere Verluste leicht zu ertragen im Stande seyn müsse.

Seit der Zeit, als ee seinen Wohnsitz von Klagenfuet nach Wien verlegt hatte, veeließ er diese letzteee Stadt nicht mehe, und wäheend er die Wintermonate über in seinem schönen Hause in dee Leopoldstadt wohnte, seine Gemahlin dort die beste Gesellschaft um sich versammelte und seine Söhne mit den jüngern Mitgliedern des eeichsten Adels an Aufwand wetteiferten, schien Peter v. B*** seine Zeit ernsteren Studien, wichtigen Versuchen auf dem Felde der Mechanik, der Technik und der zeichnenden Künste zu widmen. So wie im Winter in der Stadt, ebenso widmete ee im Sommer, wäheend des Aufenthalts auf seinem Schloß Kottingbeunn, seine Zeit derselben Beschäftigung, nue daß es schien, als übe die frische Natue einen kräftigenderen, belebenderen Einfluß auf ihn; denn während des Sommers schien er sich vorzüglich in den ersten Jaheen mehr als in der Stadt mit eigenen technischen und mechanischen Arbeiten zu beschäftigen, und hatte in Kottingbeunn, ebenso wie früher in der Stadt, zwei Zimmee für seine Arbeiten hergerichtet, welche ee als sein Laboeatorium Niemand öffnete.

Mitten in allen diesen Arbeiten, und gerade zu einer Zeit, wo er eine große und nach einem neuen Prinzip konstruirte Guillochirmaschine erfunden hatte, um in Verbindung mit dem berühmten Holzschneider Professor Blasius Höfel ein Prachtwerk: „Oesterreichs Ehrentempel" — herauszugeben, griff die Schwäche seinee Augen und der seit Jahren schon beginuende graue Staae immer weiter um sich, und B*** wae in Gefahr, das Licht beider Augen zu verlieren.

Die Geschicklichkeit des ausgezeichneten Operateurs Peofessor Rosas stellte die Sehkraft des rechten Auges wieder her.

In dieser Zeit abee sah sich B. durch die Folgen des fürstlich Rosenberg'schen Konkurses (der schon 1826 angekündigt war) selbst in Bankerott gestürzt. Am 13. Dez. 1839 gab der bisher für uneemeßlich reich gehaltene Mann als ihm eigenthümlich gehöriges baares Kapital die Summe von sieben Gulden Konventionsmünze an. Peter v. B*** würde vielleicht mit Gleichmuth und Ergebenheit in sein Schicksal diesen herben Schlag ertragen haben, wenn nicht die Rücksicht auf die teaurige Lage, welcher seine Frau, die er mit unendlicher Zärtlichkeit liebte, nun entgegenging, ihn tief beunruhigt hätte. Das Loos seiner Kinder machte ihm weniger Sorge, die beiden ältesten Söhne, Karl und Ludwig v. B***, hatten sich bei dem industriellen Unternehmen dee Bleiröheenfabrik auf der Herrschaft Kottingbrunn eine bürgerliche, einfache aber gesicherte Existenz zu schaffen verstanden, während die beiden jüngern, unähnlich iheen älteen Brüdern, bereits seit längerer Zeit schon mit dem Vater zeefallen, sein Haus meiden mußten. Seine Tochter, ein stilles, ruhiges, kränkliches Geschöpf, zeigte ohnehin keine Aussicht auf lange Lebensdauer, und fügte sich leicht in Dulden und Entsagen.

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wenn meiner Ersten Schwüle sich friedlich aufgelöst
In sanfter Abendkühle, und Du zur Ruhe gehst,
Dann schlafe Dritte süße, daß, wie im Zauber mild
Dich in der Vierten grüße des teeu Geliebten Bild.
Nur schade, daß das Ganze flieht mit dem Morgen schon;
Und doch im Blüthenkeanze trägt's England's Musensohn.

Auflösung der Charade in Neo. 197:

Joch.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Velag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 200 10. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Einst an einem schwülen Gewitter-Abend, als die Bauräthin, nachdem sie lange vergeblich die Tochter erwartet hatte, endlich eingeschlummert war, trat Louise blaß und verstört allein in's Haus. Was macht die Mutter? fragte sie hastig das sie verwundert anblickende Mädchen.

Die Frau Bauräthin schlummern recht sanft.

So geh' auch zu Bette, ich will mich allein auskleiden! Kommen der Herr Graf nicht noch herauf? fragte lauernd die Dienerin.

Der Graf hat mich längst verlassen, er wurde abgerufen!

Ich hätte es denken sollen, erwiderte das Mädchen auf die Uhr blickend, es ist schon sehr spät!

Darum geh' zur Ruh, und laß mich allein!

Aber nicht zur Ruhe, wie ihr geheißen wurde, ging die neugierige Zofe, sondern leise legte sie nach einiger Zeit die Schuhe ab und schlich an die Thür ihrer Gebieterin. Vorsichtig schaute sie durch das Schlüsselloch und sah, daß Louise, statt, wie sie gesagt, sich zu entkleiden, mit raschen Schritten im Zimmer umher ging, indem sie einen Brief zu überlesen schien, wobei ein leises Weinen dem Ohr der Lauschenden vernehmbar wurde. Behutsam zog sie sich zurück, indem sie lächelnd sagte: sie werden sich ein Bißchen gezankt haben!

Ganz gegen ihre Gewohnheit schellte Louise sehr zeitig am anderen Morgen, und indem sie der eintretenden Dienerin ein an Graf Horn gerichtetes Billet übergab, befahl sie, daß es sogleich überbracht werden sollte.

Als nun im Lauf des Tages der Graf nicht erschien, da konnte die Plauderhafte sich nicht enthalten, die gemachte Entdeckung der übrigen Dienerschaft mitzutheilen, und bald war es auch in den benachbarten Häusern bekannt, daß ein Zerwürfniß zwischen dem Grafen und der schönen Madame Gérard stattgefunden habe.

Auch die Bauräthin vermißte ihren sonstigen Gesellschafter und fragte, warum der Graf nicht käme?

Er ist verreist! sagte kurz und mit einer gewissen Hast Louise.

Verreist? und davon hat er gestern kein Wort gesagt?

Er wurde abgerufen, als wir unten ihm Garten waren, erwiderte Louise, indem sie sich abwendete und auf die Straße sah, Geschäfte riefen ihn. Er hat mir aufgetragen, ihn bei Dir zu entschuldigen, Du schlummertest schon.

Und wann kommt er wieder?

Das weiß ich nicht. Er konnte es selbst nicht bestimmen.

Die Kranke schien verwundert, doch bald fiel sie wieder in die ihr jetzt gewöhnliche Gleichgültigkeit. So ängstlich besorgt der Umgang des Grafen sie auch Anfangs um die Tochter gemacht hatte, so schien sie jetzt doch kaum eine Ahnung ihrer früheren Besorgnisse zu haben. Die lange Krankheit hatte die Schärfe ihres Geistes abgestumpft, ihr Gedächtniß geschwächt. Nur mit Mühe konnte sie sich oft noch nicht längst vergangener Dinge erinnern, und besonders schien die Zeit kein Maas mehr für sie zu haben, denn still, wie träumend, saß sie oft Stunden lang, wenn nichts sie beschäftigte, und glaubte dann, daß nur erst wenige Minuten vergangen wären.

So hatte sie die immer länger werdenden Spaziergänge der Tochter mit dem Grafen nicht bemerkt, und wenn beide nach einer oder mehreren Stunden wieder bei ihr eintraten, wohl gesagt, ach, da seyd ihr ja schon wieder! ihr kommt immer so bald zurück! was oft eine leichte Röthe auf Louisens Wangen brachte.

Die Stille um sie her schien der Kranken drückend zu werden, denn auch Louise war ungewöhnlich schweigsam, und wiederholt fragte sie nach dem Grafen. Sie war an seine Gesellschaft gewöhnt, Niemand verstand so, sie zu erheitern als eben er, und schmerzlich beklagte sie seine Abwesenheit.

Louise litt sichtlich während des Gesprächs, denn auch für sie gingen die Stunden mit blei-

Digitized by Google

ernen Flügeln vorüber. Endlich neigte sich der lange Tag seinem Ende zu, die Räthin verlangte zur Ruhe gebracht zu werden, und froh, sich und ihren quälenden Empfindungen nun allein anzugehören, eilte Louise auf ihr Zimmer.

Unbegreiflich war es ihr, daß im Lauf des Tages vom Grafen kein Wort, keine Zeile an sie gelangt war, und diese Fügsamkeit in ihren Willen erfüllte sie mit Bitterkeit und Schmerz. Mit einem fast freudigen Gefühl erblickte sie daher auf ihrem Schreibtisch ein Billet, an dessen Aufschrift sie die Schriftzüge des Grafen erkannte. Wer hat den Brief gebracht, und warum ist er mir nicht übergeben worden? fragte sie hastig die ihr vorleuchtende Dienerin. Der Kammerdiener des Herrn Grafen brachte ihn, mit dem Befehl ihn in das Zimmer der gnädigen Frau zu legen, Es ist gut, rief schnell Louise, setz die Lampe hierher und geh auf dein Zimmer, ich werde schellen!

Als das Mädchen sich entfernt hatte, riß sie rasch das Billet auf, indem sie lebhaft rief: was kann er mir zu sagen haben, wie kann er seine Handlungsweise entschuldigen!

„Du verbannst mich von Deinem Angesicht, Louise, schrieb der Graf, und doch darfst Du dieß nicht, denn Du gehörst mir! Bist mein durch die Liebe und den Drang des eignen Herzens! Täusche Dich nicht selbst, armes Weib, indem Du behauptest, daß Du Deinen Gatten liebst und daß nur augenblickliches Vergessen, nicht Liebe, Dich in meine Arme geführt hat! Allabendlich wirst Du mich sehen, in den Stunden, wo wir sonst die Schattengänge Deines Gartens zu durchwandeln pflegten, vor dem verschlossenen Gitterthor dieses Gartens, und nicht eher werde ich diesen Platz verlassen, als bis die Stunde schlägt, wo ich sonst mit Dir wieder dem Hause zueilte. Suche nicht mich durch Bitten von diesem Vorhaben abzubringen, mein Entschluß steht fest! Die Straße führt an dem Garten vorüber, dort ist es dem Bettler wie dem Fürsten gestattet zu weilen, und ich werde sie nicht verlassen, bis Du einst die kleine Pforte öffnest und den harrenden Bettler glücklicher machst als je ein Fürst es war. Edmund."

Zitternd hatte Louise diese Zeilen überblickt, die Ungewißheit und Zweifel in ihre Seele warfen, und außer sich stürzte sie, als sie den Schluß gelesen, dem Fenster zu. Da sah sie im matten Schein des untergehenden Mondes einen Mann, langsamen Schrittes, an dem Gitter des Gartens auf und nieder gehen. Sie durfte nicht zweifeln, es war der Graf, und rathlos, in der größten Angst, schwankte sie ihrem Schreibtisch zu, um ihn zu beschwören, von seinem Vorhaben abzustehen, ehe die Nachbarn, oder die Leute im Hause den abendlichen Wanderer bemerkten. Dann ging sie leise wieder zum Fenster, und wie wehmüthiges Verlangen beschlich es sie, als sie noch immer den Schatten des Harrenden sich hin und her bewegen sah. Mit heißen Thränen warf sie sich auf ihr Lager, wo erst spät der Schlaf die feuchten Augen schloß.

Am andern Morgen kehrten Vernunft und Ueberlegung zurück, und sie ergriff schnell den gestern geschriebenen Brief, den sie dem Grafen sofort zu überbringen befahl.

Langsam und schwer gingen die Stunden des Tages vorüber. Die Bauräthin, an die leichte angenehme Unterhaltung des Grafen gewöhnt, bedauerte wiederholt schmerzlich seine Abwesenheit, und Louise fragte sich selbst, ob sie denn eigentlich das Recht habe, der leidenden Mutter diesen Trost zu rauben?

Vergebens bemühte sie sich, die Kranke zu zerstreuen, und aufzuheitern, sie konnte kein heiteres Wort, keinen fröhlichen Scherz in ihrer Brust finden, und mit unbeschreiblicher Leere und Traurigkeit dehnte sich die Zeit bis zur Unendlichkeit aus. Als die ersehnten Schatten des Abends endlich herabsanken, eilte Louise mit erleichtertem Herzen ihrem Zimmer zu. In den Garten hinab zu gehen, hatte sie nicht gewagt, und so selbst den Genuß der freien Luft entbehrend, beeilte sie sich, die Fenster zu öffnen. Furchtsam streifte ihr Auge das Gitter des Gartens, und wieder zeigte sich ihrem zitternden Blick der Schatten einer Gestalt, in der sie nur zu bald den Grafen erkannte. Entsetzt sprang sie zurück, denn eben hob er den Kopf und schaute nach ihrem Fenster empor, und wie sie nun mit flüchtigem Schritt ihrem Schlafzimmer, dessen Fenster auf eine andere Seite hinaus gingen, zueilen wollte, da schimmerten ihr von ihrem Schreibtisch wieder die bekannten Federzüge entgegen. Hastig riß sie das Billet auseinander, welches nichts als die Worte enthielt: „allabendlich werde ich an dem Gitter Deines Gartens stehen, bis Du mir die Pforte öffnest!"

Louise war außer sich, was sollte sie thun? ***g verlassen? Aber wie war das möglich? Welchen Grund sollte sie der Kranken zu diesem Schritt angeben? wie die fast Sterbende den Gefahren einer Reise aussetzen? Und wohin sollte sie fliehen, wohin der Graf ihr nicht ebenfalls folgen konnte? Aber anders mußte es werden, ihr Ruf, ihre öffentliche Ehre stand auf dem Spiel! Wie leicht konnte nicht einer der Nachbarn oder einer ihrer eignen Leute den allabendlich wiederkehrenden Spaziergänger erkennen? Welche Gründe würde man einem solchen wunderbaren Benehmen unterlegen? müßte sie nicht erröthen vor ihrer eignen Dienerschaft? Und dann, welche heiße innige Liebe ver-

Digitized by Google

rieth nicht eben diese unüberlegte Handlungsweise! Mußte sie ihn denn verbannen von ihrem Angesicht? mußte sie sich selbst verdammen zu einer trostlosen Einsamkeit am Krankenbett der theuren Mutter, zu deren Trost und Erheiterung der Graf ja so viel beigetragen hatte? Noch einmal wollte sie ihm schreiben, noch einmal ihn beschwören, von seinem Vorhaben abzustehen, und wenn er auch dann ihren Bitten kein Gehör gäbe, dann sollte der Augenblick entscheiden, was zu thun sey.

Am Abend des andern Tages hatte die Kranke sich ungewöhnlich früh zur Ruhe begeben. Die Stunden waren noch langsamer, noch stiller vergangen als Tages vorher, denn Louise, mit ihren Gedanken und Gefühlen beschäftigt, hatte wenig gesprochen, und so war die Räthin, durch nichts angeregt, bald fest eingeschlummert. Mit Ungeduld hatte Louise diesen Augenblick erwartet und mit geflügelten Schritten eilte sie ihrem Zimmer zu. Ihr erster Blick fiel auf ihren Schreibtisch, er war leer, ihr Brief war ohne Antwort geblieben. Ein Gefühl von Schmerz und Bitterkeit zog durch die Brust der jungen Frau, und nur mit zögernden Schritten nahte sie sich dem Fenster. Lange stand sie vor dem geschlossenen Vorhang und ein leises Beben der ausgestreckten Hand verrieth die Bewegung ihrer Seele. Endlich hob sie vorsichtig die eine Ecke empor und sprang erschrocken zurück, denn am Gitter lehnte mit fest auf ihr Fenster gerichtetem Blick unbeweglich der Graf. Das soll und muß anders werden, rief mit hochklopfender Brust Louise! Was meine Briefe nicht vermocht haben, das werden meine mündlichen Bitten bewirken. Ich will hinunter, will ihm sagen, daß es grausam, daß es unmenschlich ist, so meine Ruhe, meine Ehre auf's Spiel zu setzen! ich will ihm sagen, daß ich ihn nie wieder sehen will, daß jede Verbindung zwischen uns aufhören soll, daß er ***g verlassen muß!

Rasch warf sie die Mantille um die Schultern' zog vorsichtig den Capuchon über den Kopf und eilte hinab. Mit fliegenden Schritten nahte sie sich der kleinen Pforte und ihre bebenden Hände vermochten kaum den schweren Schlüssel im Schloß zu drehen. Rasch sprang der Graf in den Garten, umfing die Zitternde mit Blitzesschnelle und die stammelnden Worte: Edmund, wir dürfen uns nicht mehr sehen! erstarben unter seinen Küssen.

Sanft geleitete er dann die nicht mehr Widerstrebende zu einem Ruhesitz, kniete vor ihr nieder, und indem er ihre noch immer bebenden Hände fest mit den seinigen umschloß, sagte er ihr Alles, was Liebe und Ueberredungskunst ihm zu ihrer Beruhigung eingaben. Mit gewandter Rede wußte er ihre Besorgnisse zu heben, ihr die eigne Schuld als leicht, als sühnbar darzustellen. Von dem geheimen Wunsch ihres Herzens unterstützt, gelang es ihm nur zu bald, sie zu beruhigen, und mit heiterer Miene erzählte sie am anderen Morgen der Mutter, daß sie gehört habe, der Graf sey von seiner Reise zurückgekehrt, und daß er also gewiß bald kommen werde.

Der Verabredung des vergangenen Abends getreu, ließ sich der Graf gegen Mittag bei der Kranken melden und ward mit lebhafter Freude empfangen.

Mit großer Unbefangenheit erzählte er, wie ein Jugendfreund von ihm durch ***g gegangen sey, den er seit vielen Jahren nicht gesehen und der ihn vermocht habe, ihn eine Strecke zu begleiten, da dringende Geschäfte ihm kein längeres Weilen gestattet hätten. Er sprach so einfach und natürlich, beschrieb die kleine Ausflucht mit allen ihren Umständen zu genau, daß die Bauräthin durchaus keinen Argwohn schöpfen konnte und Louise mit Verwunderung dem geschickten Erzähler zuhörte.

Von nun an theilten sich beide wieder in die Pflege der Kranken, deren Kräfte beim Herannahen des Herbstes sichtlich abnahmen. Louise war froh und heiter, sie bemerkte die immer zunehmende Schwäche der geliebten Mutter jetzt kaum, die Leidenschaft hielt sie in ehernen Banden gefangen. Sie lebte nur für ihren Edmund, und wenn ja ein Brief von Gérard, voll Sehnsucht und Liebe, ihr Gewissen wach rief, so wußte der Graf es geschickt wieder in den Schlaf zu wiegen, und so groß war die Gewalt, welche der gewandte Mann über sie erlangt hatte, daß sie es kaum noch wagte, mit ihm von Reue und Gewissensskrupel zu sprechen, weil dann seine Stirn sich verdüsterte. Sie schwieg zuletzt ganz und verschloß das Bangen ihrer Seele still in sich, auch kamen Gérards Briefe immer seltner und blieben oft Wochen lang ganz aus, oft schienen mehrere verloren gegangen zu seyn, denn Gérard bezog sich zuweilen auf Briefe, welche Louise nie erhalten. Sie beklagte sich nicht, bei einer solch' ungeheuren Entfernung und der Unsicherheit der Verbindungsmittel waren Unordnungen so natürlich, und da jeder Brief ein schmerzliches Gefühl in ihr wach rief, welches sie Niemanden vertrauen durfte, so freute sie sich fast, wenn Wochen vergingen, ohne daß Nachricht vom Heere kam.

Mit den Antworten ging es noch schlimmer, was sollte sie schreiben? Oft brannte noch der Kuß des Grafen auf ihren Lippen, wenn sie die Feder zur Hand nahm, um dem erntfernten Gatten zu schreiben. Dann enthielten ihre Briefe nur Klagen über die Leiden der theuren Mutter und ängstliche Sorge für ihre Erhaltung, oder unbedeutende Worte, die blos das Papier füllten. Oft

Digitized by Google

aber auch ergoß sich das Gefühl ihrer Schuld in einem Strom heißer Liebesworte, in Gebete für die Erhaltung des theuren Entfernten auf das Papier, und Gérard drückte dann wohl diese Zeugen der inneren Angst als Beweise einer innigen, treuen Liebe an Brust und Lippen.

Gegen Ende des Oktobers konnte die Bauräthin das Bett nicht mehr verlassen und Louise sah, endlich aus ihrem Taumel erwachend, mit Entsetzen, daß diese treue Stütze ihr geraubt werden sollte.

Mit innerer Todesangst kämpfend, wich sie nicht mehr von dem Lager der Kranken, und vergebens forderte der Graf sie auf, ihre Gesundheit zu schonen und sich nicht ganz den Genuß der freien Luft zu versagen.

Heftig und mit einer Art Widerwillen lehnte sie sein Erbieten, sie auf einem Spaziergang zu begleiten ab, und nichts konnte sie bewegen, die Kranke auch nur auf wenige Augenblicke zu verlassen. Empfindlich zog sich der Graf zurück und kam seltener zu den Frauen, ohne daß Louise es zu bemerken schien. Aber auch die Bauräthin, die, wie es bei Kranken oft der Fall ist, beim Herannahen des Todes ihre ganzen Geisteskräfte wieder erlangt hatte, schien sich in seiner Gesellschaft nicht mehr wie sonst zu gefallen; ihre alte Besorgniß erwachte und sie beschwor Louisen, wenn der Himmel über sie gebieten sollte, den Graf streng zu meiden. In Thränen aufgelöst versprach Louise Alles zu thun, was die Mutter wünschte.

Versprich mir Louise, sagte sie eines Abends, als der Graf, wie jetzt immer, sie zeitig verlassen hatte, versprich mir, wenn ich nicht mehr seyn werde, zu Werners zu gehen, und auf eine Bewegung der Tochter fuhr ste rasch fort: oder wenn Du wegen Felix dorthin nicht gehen magst, so gehe nach Mühlheim, wohin Dich ohnedieß Geschäfte rufen werden, zur Doktorin Arndt. Bleibe nicht in ***g, nicht in der Nähe des Grafen! Die Doktorin ist, ihre kleinen Thorheiten abgerechnet, eine kluge, rechtliche Frau und Du bedarfst des Schutzes und des Rathes. Versprich mir dieß, wenn Du willst, daß ich ruhig sterben soll!

Mit den heiligsten Betheurungen gelobte Louise den Wunsch der Mutter zu erfüllen, und beruhigt fiel die Kranke bald in einen erquickenden Schlummer.

Am andern Morgen empfing sie den Grafen wieder mit der gewohnten Freundlichkeit. Es war, als wenn das von der Tochter erhaltene Versprechen ihre bangen Besorgnisse auf einmal und für immer gehoben hätte, und sie nun wieder das sonstige Gefallen an den heiteren Erzählungen des liebenswürdigen jungen Mannes fände. Mit Herzlichkeit dankte sie ihm für alle Freundschaft, welche er ihr bewiesen, ohne jedoch, wie er erwartet hatte, ihm die Tochter zu empfehlen, im Gegentheil sprach sie oft davon, daß Louise nach ihrem Tode zu den Eltern ihrer Freundin Rosalie gehen würde, gleichsam als wollte sie diesem Versprechen dadurch, daß es im Beiseyn des Grafen wiederholt wurde, noch mehr Festigkeit geben.

Der Graf schwieg, indem er anscheinend diesen Plan billigte, aber ein langer Blick auf Louisen, vor welchem sie erröthend das Auge zur Erde senkte, schien zu fragen: wirst Du mich verlassen?

Einige warme Herbsttage belebten die Kräfte der Kranken anscheinend auf's Neue, und schon gab Louise der Hoffnung Raum, daß die Theure ihr noch erhalten werden würde. Allein es war nur das letzte Aufflackern der Flamme vor ihrem Verlöschen, und als die Blätter von den Bäumen fielen, entschlief die Leidende so still und schmerzlos in den Armen der Tochter, daß diese sie in leichten Schlummer gesunken glaubte. Als aber nach einer Weile der geliebte Körper schwerer und schwerer in ihren Armen wurde, da beugte sie sich hinab, um den Athem der Schlafenden zu belauschen, aber kein Hauch entquoll mehr diesen Lippen, und mit Entsetzen sah die trostlose Tochter, daß sie eine Leiche in ihren Armen hielt.

Laut schreiend sprang sie von ihrem Sessel auf, und Alles um sich her vergessend rief sie, indem sie sich dem Grafen in die Arme stürzte: Edmund, Edmund, schütze die Schuldige vor Verzweiflung, ich habe nun auf dieser Welt nichts mehr als Dich!

(Fortsetzung folgt.)

Charade.

Wir ersten Beiden schliefen im kleinen Kämmerlein,
Bis uns die Letzten riefen zu hellem Tagesschein;
Nun glänzen wir wie Thränen in schwesterlichen Reih'n,
Dem dunklen Haar der Schönen erhöhten Glanz zu leih'n.
Wir Andern aber weilen auf spiegelglatter Fluth;
Ob Sturm und Wetter heulen, nichts schrecket unsern Muth;
Doch strebet nach dem Glanze der Ersten unser Sinn,
Dann werden wir das Ganze, und reich ist der Gewinn.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 201 11. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Am 14. September des Jahres 1812 fuhr ein Wagen langsam die letzte Höhe hinan, welche die alte Czarenstadt den sehnsüchtigen Blicken so vieler Tausende verbarg. In diesem Wagen befanden sich Cécile nebst Rosa, ihr kleines krankes Kind sorgsam in ihren Armen haltend.

Mit ausgestrecktem Arm zeigte Cécile hinab in die Ebene und ein Ausruf der Bewunderung, der sich bald in einen jauchzenden Freudenruf verwandelte, rang sich aus Rosaliens so lange von Kummer und Sorge gepreßter Brust.

Unter dem wolkenlosen Himmel, im Glanz der sinkenden Sonne, deren scheidende Strahlen sich an den vergoldeten Kuppeln von Hunderten von Kirchen brachen, daß sie wie riesige Edelsteine in den verschiedensten Farbenlichtern funkelten, lag Moskau vor ihnen ausgebreitet. Auf einer furchtbaren von Hügeln durchschnittenen Ebene erhoben sich meilenweit vor ihren erstaunten Blicken, von großen Gärten und schattigen Parks umgeben die prächtigsten Paläste, neben denen elende Hütten anzudeuten schienen, daß es in Rußland nur Pracht und Elend, Reichthum und bittere Noth, nur Herren und Sklaven gibt. In der Mitte dieser Paläste, dieses Labyrinths von Straßen und Plätzen, von Gärten und steinigen noch unbebauten Aeckern, erhob sich stolz, von hoher Ringmauer umschlossen, der alte Czarensitz, der herrliche Kreml mit seinen Thoren und gothischen Thürmen, deren grünglänzende Dächer wie Smaragden im Abendlicht funkelten, während die vergoldeten Kuppeln der Kirchen wie Topasen und Rubinen in der klaren, durchsichtigen Luft schimmerten.

Hoch auf ihren Armen den Knaben haltend rief Cécile unaufhörlich, schau doch Charles, schau die Pracht! und von ihrem Ruf aus seinem matten, traumähnlichen Zustand erweckt sah der Kleine mit weit geöffneten Augen hinab in die Ebene, und ein freundliches Lächeln glitt über das bleiche Gesichtchen, welches die glühenden Abendwolken mit einem leisen Roth anhauchten.

Mit gefalteten Händen sah Rosalie auf den Knaben, dann auf die Stadt, und ihr Auge schweifte unaufhörlich zwischen den beiden Wundern, denn ein Wunder schien es ihr, daß sie das seit jenem Abend bei Smolensk kränkelnde Kind jetzt, wie von Rosenlicht umflossen, heiter lächeln sah.

Während die Frauen entzückt über den prachtvollen Anblick, der sich ihnen darbot, von schönen Tagen träumten, zogen Gérard und St. Mars an der Seite ihrer Regimenter den Mauern der Stadt zu. Mit jedem Augenblick glaubte man die vornehmsten Bewohner zu erblicken, wie sie um Gnade flehend den Siegern entgegen zögen, allein Alles blieb still! Vergebens zögerten die Regimenter in ihrem Marsch, um den Besiegten Zeit zu gönnen, sich von ihrem ersten Schrecken zu erholen, die dann ohne Zweifel mit der Bitte um Schonung die Schlüssel der Stadt zu Füßen ihrer Herren, denn als solche betrachteten sich die Franzosen, niederlegen würden. Aber schon war man bis an die Vorstädte gelangt und noch immer schwebte Grabesstille über der ungeheuern Stadt!

Es scheint, daß wir in Pompeji oder Herkulanum einziehen, sagte St. Mars, indem er sein Pferd an Gérards Seite lenkte, wenigstens stiller kann es in den versunkenen Städten nicht seyn als hier in diesen goldglänzenden Palästen, aus denen sich kein Laut hören läßt. Ich hätte die Russen nicht für so schüchtern und furchtsam gehalten! Alle Welt scheint sich in die Keller verkrochen zu haben!

Gérard schüttelte mit ernster Miene das Haupt. Ich fürchtete, sagte er nach einer Pause, diese tiefe Stille, dieß ganz ungewöhnliche Schweigen einer so großen Stadt verbirgt ein fürchterliches Geheimniß, welches sich uns nur zu bald enthüllen wird. Nicht in die Keller ist die Bevölkerung dieses Kolosses gestiegen! denn welche Sicherheit könnten diese bieten? Wie aber, wenn sie ihr Heil in der Flucht gesucht hätten?

In der Flucht? lachte St. Mars, wo denkst Du hin! Das wäre ja eine zweite Völkerwande-

Digitized by Google

rung! Wo sollte eine solche Menschenmasse Obdach und Nahrung finden? Sieh um dich, solchen Glanz und solche Pracht verläßt man nicht, um unstät und heimathslos umher zu irren, so weit geht der Haß oder die Vaterlandsliebe nicht!

Die Russen kämpfen nicht allein für ihr Land, nein, sie glauben auch für ihre Religion zu kämpfen! Man hat uns ihnen als Räuber und Barbaren geschildert, die kommen, ihre Weiber zu rauben, ihre Kinder zu morden und ihre Altäre umzustürzen, und seinem Glauben opfert der Russe Alles!

Unter diesen Gesprächen waren sie in der Stadt eingezogen. Allenthalben dieselbe Stille, und mit inneren Schauern hörten die Soldaten keinen anderen Ton in diesem weiten Grabe, als den Hufschlag ihrer eignen Pferde. Schweigend, in dicht gedrängten Reihen, ritten sie durch die öden Straßen, und nur die Blicke hingen mit Bewunderung an den prächtigen Palästen, hinter deren schimmernden Fenstern kein neugieriges Auge hervorschaute, kein freundliches Lächeln sie begrüßte, oder an dem erhabenen Bau der prächtigen Kirchen, aus deren vergoldetem Dom kein Schall der Glocken ertönte.

So war man in die Nähe des Kremls gekommen, als plötzlich mehrere Schüsse die grauenhafte Stille unterbrachen. Verwundert sah Albert umher, um zu erspähen, wo der verborgene Feind zu finden sey, aber schnell vergaß er alle Sorge um die eigene Sicherheit, als er Gérard verwundet vom Pferde sinken sah. Auch Guillaume eilte herbei und war mit Albert eifrig bemüht, das Blut zu stillen, während er eilig Boten nach allen Seiten sendete, um Aerzte herbei zu holen.

Der Schuß hatte die linke Seite getroffen, aber zur unbeschreiblichen Freude der besorgten Freunde keinen der edleren Theile verletzt, und da inzwischen die Thore des Kremls gesprengt und die dort befindlichen Russen, von denen der Angriff erfolgt, gefangen genommen waren, so trug man den Verwundeten in den prächtigen Palast des Kommandanten, an dessen Schwelle der Hausmeister ihn mit finstern Blicken empfing, während über seine Schultern ein paar freundliche Augen die Fremdlinge neugierig musterten.

Mit düstern lauernden Blicken führte der alte Hausmeister die unwillkommenen Gäste in die prächtigen Zimmer, in denen noch Alles von der erst vor Kurzem erfolgten Abreise der Besitzer zeugte, und Albert beeilte sich, nachdem er den Freund auf weichen Polstern gebettet sah, die harrenden Frauen herbei zu holen, damit auch sie der lang entbehrten Bequemlichkeiten und der so nöthigen Ruhe genössen.

Mit allen Zeichen der Verwunderung sah Lisinka, die Tochter des Hausmeisters, die schöne bleiche Frau mit dem kleinen Kindchen an ihrer Brust die Schwelle des Hauses überschreiten, und demüthig sank sie auf die Knie, indem sie den Saum von Rosaliens Kleide küßte. Freundlich beugte diese sich zu dem hübschen Kinde nieder und küßte wohlwollend ihre jugendliche Stirn. Mit diesem Kuß schien sie das Herz des Mädchens für immer gewonnen zu haben, denn rasch erhob sich Lisinka vom Boden und reichte nach dem Kinde, welches Rosalie, nicht ohne einige Angst und nur um das gute Geschöpf nicht zu kränken, ihr überließ. Den Knaben auf dem Arm schritt sie dann schnell voran, indem sie durch lebhafte, unwillige Zeichen der erstaunten Rosalie zu verstehen gab, nicht in die Zimmer einzutreten, welche ihr mürrischer Vater eben für die Neuangekommene öffnen wollte. Immer der ihr ängstlich Folgenden winkend wendete sie sich nach einem anderen Flügel des Schlosses, dessen Zimmer augenscheinlich der Dame des Hauses zur Wohnung gedient hatten. Hier kniete sie vor Rosalien nieder, legte den Knaben in ihren Schooß und während sie betheuernd auf die eigene Brust deutete, suchte sie der sichtlich Ermüdeten durch Zeichen zu verstehen zu geben, daß sie sich ruhig schlafen legen könnte.

Nicht ohne lebhafte Verwunderung hatte Rosalie dem Treiben des jungen Mädchens zugesehen, doch erklärte sie sich ihre sichtliche Warnung, nicht in die von ihrem Vater geöffneten Zimmer zu gehen, bald dadurch, daß ihre jetzige Wohnung ihr mehr Bequemlichkeit biete und Lisinkas zarte Fürsorge sie deßhalb für sie gewählt habe.

Die Nähe des Mädchens, welches sich so sichtlich zu ihr neigte, daß sie selbst Alles für sie besorgte und den finstern Vater ihr Zimmer gar nicht betreten ließ, that ihr doppelt wohl, da Cécile von ihr getrennt war. Monsieur Durand hatte nur in einem sehr entfernten Stadttheil ein Obdach für seine Kranken und Blessirten gefunden, und Cécile war, um dem Gatten nahe zu seyn, genöthigt gewesen, sich von der Freundin zu trennen.

So verbrachte denn Rosalie alle Zeit, die Albert von ihr entfernt war, an dem Bette des noch immer kränkelnden Kindes oder an ihrem Schreibtisch, und fand in diesem Verkehr mit den entfernten Lieben eine so süße Beruhigung, daß selten ein Tag verging, an dem sie nicht wenigstens einige Zeilen an sie richtete.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Aber seine Gattin! die glänzende an Reichthum und Aufwand gewohnte Frau, noch dazu von einer krankhaft aufgeregten Reizbarkeit der Nerven, eine durch und durch hysterische, von dem geringsten Eindruck tief erschütterte Natur. Bereits in einem Alter von zwölf Jahren, als sie sich noch im Pensionat der englischen Fräulein in St. Pölten befand, bekam sie öfter Anfälle, die sich bis zum Wahnsinn steigerten, und eigene Angriffe auf ihr Leben fürchten ließen. Und wenn auch dieser gefährliche Grad von Geistesschwäche sich nach ihrer Verheirathung verlor, zeitweise Anfälle von tiefer Melancholie waren doch nichts weniger als selten, und es geschah oft, daß sie mitten in den scheindar befriedigendsten Stunden plötzlich in lautes Weinen ausbrach, ihre Umgebung erschreckte, sich selbst aber keiner gegründeten Ursache bewußt war. Und diese Frau, die er über alles liebte, an welcher er noch in seinem hohen Alter mit der Gluth eines Jünglings hing, jetzt nach Jahren des Glücks und des Wohllebens der Sorge und den beschränkten Verhältnissen preisgegeben zu sehen — das war es, was seine Seele einerseits tief niederdrückte, andererseits aber alle Kräfte seines Geistes anstrengen machte, um sie aus einem solchen Zustande zu reißen.

Freilich, es war ihr ein im Ehekontrakt zugesichertes Witthum von jährlich 2000 fl. C.-M. ausgesetzt; sie befand sich ferner durch Cession im Besitz des Fundus instructus der Herrschaft Kottingbrunn und des gesammten Mobiliars der Wohnung in der Leopoldstadt — aber das Witthum war auf die Herrschaft Kottingbrunn versichert, und diese so wie das Haus in der Leopoldstadt in die Konkursmasse gefallen. Es bedurfte also eines Prozesses, um ihre Ansprüche geltend zu machen, ohne daß die Dauer und das Resultat dieses Prozesses noch vorauszusehen waren.

Und während dieser Zeit kamen die Wechsel zur Einlösung, welche sie noch vor dem Ausbruche des Konkurses, um vielleicht ihren Gatten zu retten, unterschrieben hatte; es mußten immer neue Schulden gemacht werden, um diese älteren zu decken, es wurden ihr Schmuck und ihre Equipagen verkauft, das Silbergeräthe versetzt, man versuchte sich einzuschränken, und hatte doch nicht die Kraft, aus den Höhen des Reichthums in der Gesellschaft, in welcher man sich bisher bewegt hatte, in die dunkle Einsamkeit unerkannter Armuth sich zurückzuziehen.

War auch die große Wohnung in dem eigenen Hause aufgegeben worden, es wurde eine wohl kleinere, aber dennoch noch immer kostspielige bezogen; der Sommeraufenthalt in dem eigenen Schlosse zu Kottingbrunn war nicht mehr möglich, aber die Saison mußte doch noch immer auf dem Lande zugebracht werden, und eine kleine Villa in Meidling beherbergte nun im Sommer den ehemals so reichen, nun so einsam lebenden Peter v. B***.

Erst sechs Jahre, nachdem B. seinen Konkurs erklärt hatte, im August 1845, ward von der österreichischen Nationaldank der Polizeioberdirektion die Anzeige vom Vorkommen einer kleinen Anzahl meisterhaft nachgemachter falscher Banknoten von 100 und 10 fl. erstattet. Hr. v. Felsenthal erhielt den Auftrag, die Nachforschungen zur Entdeckung des Verbrechers zu leiten. Die ersten Forschungen ergaben bald, daß sich die Ausgabe falscher Noten auf den Bezirk von Wien beschränkte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Todtschlag gegen Afinger

Vor der vierten Abtheilung des Berliner Kriminalgerichts fand am 30. November die Verhandlung gegen den Buchbindermeister Schütz statt, der, wie unseren Lesern noch erinnerlich seyn wird, am 10. Oktober d. J. in der Trunkenheit seinen Schwager tödtete. Schütz steht deßhalb unter der Anklage der fahrlässigen Tödtung eines Menschen. Der Vorfall hat sich in folgender Weise zugetragen. Schütz, der, 29 Jahre alt, aus Lüdersdorff bei Wriezen gebürtig, seit 1847 in Berlin etablirt ist und vor 4 Jahren sich verheirathet hatte, verschrieb auf den Wunsch einer seiner Freunde aus Nürnberg, dem Geburtsort seiner Frau, ein Faß bayerisch Bier, 30 bayerische Maaß enthaltend. Das Faß sollte am Sonntag, den 10. Oktober, in der Wohnung des Schütz von seiner und seiner Freunde Familien, so wie des Bruders seiner Frau, des Kupferstechers Afinger ausgetrunken werden. Schon am Vormittag genoß Schütz ungefähr 3 Seidel dieses Bieres. Am Nachmittag ging er mit seinem Freunde nach der Hasenhaide und kehrte gegen 7 Uhr Abends mit ihm nach seiner Wohnung zurück, wo er Afinger und die übrigen Geladenen bereits vorfand. Die Gesellschaft war sehr heiter; sie trank und vergnügte sich durch gesellschaftliche Spiele. Als die Lustigkeit bereits einen hohen Grad erreicht hatte, wurde noch vorgeschlagen, nach einer Ziehharmonika zu tanzen; zum Tanzplatz wurde die Küche gewählt, die dicht an die Werkstätte stößt, wo das Fest bisher stattgefunden hatte. Schütz war indeß durch das Trinken und Tanzen so aufgeregt worden, daß seine Frau die Gesellschaft bat, nichts mehr zu trinken, sondern

Digitized by Google

nach Hause zu gehen. Dieß wurde allgemein gebilligt; doch mußte Schütz's Lehrling auf dessen Verlangen Wasser holen, das auch auf den Tisch gesetzt wurde. Inzwischen war Schütz selbst nach der Küche gegangen und erschien wieder mit einem Häringsbratspieß. Er setzte sich auf einen Stuhl, der an der Thür stand, welche Werkstätte und Küche verband, nieder, und fuhr mit dem Instrument fortwährend über die neben ihm stehenden Biergläser hin und her, gleichsam als wolle er jeden Versuch, noch Bier zu trinken, abwehren. Dabei sang er. Das Instrument, das in seinen Händen war, kannte seine Frau als ein höchst gefährliches. Es war ursprünglich zum Zerschneiden von Pappe gebraucht, dann aber 1848 von einem Gesellen des Schütz mit einem Griff versehen worden, so daß es eine Art Stilet bildete. Seine Frau bat mehrere der anwesenden Männer, es ihrem Manne zu nehmen. Vergeblich! er schwang es so gefahrbringend, daß sich Niemand an ihn heranwagte. Da trat Afinger aus der Küche, von wo er eben vom Tanz kam; er sah die Bemühungen der Anwesenden, dem wie ein Irrer sich benehmenden Schwager das tödtliche Instrument zu entwinden. Er ging, von Schütz unbemerkt, auf ihn zu, legte sich auf seinen rechten Arm, um ihm die Kraft desselben zu lähmen. In demselben Augenblick aber hob Schütz den linken Arm, in welchem er das Stilet hielt, und drückte es seinem Schwager in die rechte Schulter, sofort zog er es auch wieder zurück. Afinger schwankte lautlos nach der Küche zurück; dort stürzte er nieder. Er fühlte etwas an seinem Körper fließen. Ist Das Bier oder Blut? fragte er. Die Freunde stürzten hinzu; man hob ihn auf und führte ihn durch die Werkstatt nach der daran stoßenden Wohnstube. Auf der Schwelle derselbe brach er zusammen. Man legte ihn in ein Bett und schickte augenblicklich nach einem Wundarzt. Er erschien sofort. Eine etwa ½ Zoll breite klaffende Wunde fand er an der rechten Schulter, Blut an derselben und am Hemde, doch nur weniges. Der Verwundete wimmerte und bat flehentlich, ihn doch ruhig sterben zu lassen. Er starb auch, noch ehe 25 Minuten vergangen waren. Als Afinger nach erhaltenem Stiche in die Küche zurücktaumelte, sank auch Schütz vom Stuhl. Als der Sterbende durch die Werkstatt getragen wurde, lag er am Boden, bewußtlos. Sein Lehrling entwandte ihm jetzt das Stilet ohne Widerstreben. Schütz wurde ebenfalls zu Bette gebracht, war aber so betrunken, daß seine Familie aufgeben mußte, ihn zu entkleiden, weßhalb er vollständig bekleidet zur Ruhe gebracht wurde. „Wo ist Nikolaus?" fragte er, — so hieß der Getödtete. — Man anwortete ihm, der sey bereits „nach Hause gegangen." „Das thut mir leid! alle Andern konnten gehen, aber Der hätte hier bleiben sollen", erwiderte Schütz. Später zur Wache gebracht, widersetzte er sich anfänglich, fand sich aber dann in Geduld. In der Nacht wachte er im Gefängniß auf und rief: „Wo bin ich?" Im Gefängniß. „Was habe ich gemacht? Wo sind meine Kinder?" Besinnen Sie sich, wo Sie gestern Abend waren, lautete die Antwort des Gefangenwärters. Damit ging letzterer, und ließ den Gefangenen allein, der wieder einschlief. Später wachte er wieder auf, vollständig ernüchtert. Er wurde vor den Untersuchungsrichter geführt. Ganz unbefangen erschien er. Hier erfuhr er erst, weßhalb er im Gefängniß saß. Sein Schmerz war gränzenlos; er wollte es nicht glauben, daß er eine so blutige That verübt. Vor die Leiche geführt, stürzte er nieder; alle Glieder knickten zusammen: „Gott, mein Gott, warum hast Du mich so verlassen?" waren seine Worte. Auf Grund dieser Thatsachen hat die Staatsanwaltschaft die Anklage wegen fahrlässigen Todtschlages gegen ihn erhoben. Der Angeklagte benimmt sich ruhig, vergießt aber einen Strom von Thränen, als ihm die Anklageakte verlesen und die einzelnen Theile derselben vorgehalten werden. Nach den Aussagen zahlreicher Zeugen, die das Sachverhältniß so darstellen, wie angegeben, wird der Angeklagte zu einer zweimonatlichen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Täuschung.

Die Sternlein kamen gegangen,
Der Sonne Strahl verschwand
Ich lag vom Schlaf befangen
Am blumigen Bachesrand

Da sah ich im süßen Träumen
Mein Liebchen vor mir stehen;
Ein Engel aus sel'gen Räumen,
Den Frühlingslüfte umwehn!

Ich schaut' ihr ins Auge so lange,
Ich zog sie zur wogenden Brust,
Ich küßte ihre Lippe und Wange
Berauscht von Liebeslust.

Da sah ich das Traumbild entschweben,
Wie des Baches flüchtigen Schaum.
O wäre der Traum doch mein Leben,
O wär' mein Leben nur Traum.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 202 13. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aus Rosaliens Tagebuch.

Endlich scheint nach langen, fast die menschlichen Kräfte übersteigenden Anstrengungen Ruhe und Erholung uns zu winken, und ich benutze die mir gegönnten stillen Stunden, um mich zu Euch, meine Geliebten, zu wenden.

Denkt Euch, Eure Rosalie, theure Eltern, wie sie aus den Fenstern eines prächtigen Schlosses auf den Kreml hernieder sieht, auf das zerstörte, verbrannte Moskau, und ihr werdet die Empfindungen verstehen, die meine Brust bewegen! Doch ich will versuchen, das Schreckliche, was ich erlebt, Euren Blicken folgerecht darzustellen.

Ermüdet von den Anstrengungen der vergangenen Tage, von Angst und Entbehrungen erschöpft, hatte ich mich früh auf das Lager geworfen, welches hier in Feindesland eine freundliche Hand mir bereitet! Neben mir ruhte mein Kind, das seit jenem Schreckenstage bei Smolensk schwach und hinsterbend, heute zum Erstenmal Zeichen des wieder erwachenden Lebens gab. Noch war es nicht Mitternacht, als ein furchtbarer Knall mich aus meinem halb wachen, halb traumähnlichen Zustande empor riß. Die Wände schienen mit lautem Krachen über mich zusammen zu stürzen, und entsetzt fuhr ich vom Lager auf. Der Schall hatte mich getäuscht, fest und unbeweglich standen die Wände des Hauses, aber in der Mitte der Stadt schlugen Flammen empor, aus denen in kleineren und größeren Bogen Feuerkugeln aufstiegen. Ich glaubte ein Munitions-Magazin sey in die Luft geflogen und Bomben und Haubitzgranaten brausten durch die Luft. Anfänglich blieb das Feuer nur auf derselben Stelle sichtbar, aber schon nach wenigen Minuten sah ich in verschiedenen Gegenden der Stadt Flammen aufsteigen, die sich schnell zu einem großen Brand vereinigten.

Die Wahnsinnigen, rief Albert, aus seinem tiefen Schlaf erwachend, indem er schnell die Größe der Gefahr überblickte, wollen sie durch diese strafbare Nachlässigkeit sich selbst um die sichern Winterquartiere bringen!

Ein heftiger, durch die Gluth noch mehr angefachter Wind trieb die Flammen dem Kreml zu, und Albert eilte, sich in die Kleider zu werfen. Plötzlich wendete sich der Wind, und Gluth und Flammen nahmen eine andere Richtung.

Nun ist es die Sache der Uebrigen! sagte Albert ruhig, und begann sich wieder auszukleiden.

Sprachlos starrte ich ihn an; hatte Noth und Elend sein weiches Herz so verhärten können, wohin mußten sie die rohen Krieger, die weder durch Religion noch Bildung geläuterten Menschen, gebracht haben!

Aber theurer Albert, sagte ich furchtsam, wenn wir auch sicher sind, vergißt Du die Noth der Uebrigen?

Es sind Soldaten genug zum Löschen da, erwiderte er ruhig, schlaf auch Du Rosalie! und bald hörte ich an seinen gleichmäßigen Athemzügen, wie fest und ruhig er schlief.

Aber diese Ruhe war nur von kurzer Dauer, dreimal drehte sich der Wind, und dreimal trieb er die Flammen dem Kreml zu. Rings um uns wogte es wie ein Feuermeer, und wenn gleich zwischen dem Kreml und der brennenden Stadt eine weite, unbebaute Fläche sich ausdehnte, an deren Gränze die Moskwa mit ihren Quais den Raum noch erweiterte, so glühten doch die Fensterscheiben, an denen wir lehnten, und große Feuerflocken fielen auf die Dächer nieder. Ein fürchterlicher Argwohn beschlich meine Seele. Wie, wenn nicht die Nachlässigkeit der Soldaten dieß Unglück herbeigeführt hätte? Wenn die Russen selbst die heilige Stadt zum Opfer brächten, um so die Armee dem Untergang zu weihen? Mein Herz erbebte bei diesem Gedanken, den ich nicht auszusprechen wagte.

Das Gefühl der Pflicht hatte Albert von meiner Seite gerufen, und ich war allein geblieben mit der Tochter des Hausmeisters, die freundlich um mich und das Kind beschäftigt war.

Als Albert mich verlassen hatte, eilte ich zum

Digitized by Google

Fenster, um zu erspähen, ob man dahin gekommen sey, dem fürchterlichen Elemente Schranken zu setzen, aber mit dem Schrei des Entsetzens sank ich auf die Knie, und Angst und Schrecken raubten mir fast die Besinnung. Ein ganzer Artillerie-Park stand dicht unter den Fenstern des gegenüber liegenden Kaiserpalastes! Wir Alle waren verloren, wenn eine der tausend Funken, welche über uns dahin flogen, sich hinabsenkte auf die Pulverkasten! Mit meinem Knaben auf den zitternden Armen lag ich im heißen Gebet und erwartete jeden Augenblick den Tod. Aber über uns leuchtete der Stern des Kaisers, an ihn war unser Schicksal geknüpft, und er sollte so nicht untergehen auf seiner Siegesbahn! Endlich brach der Morgen an, ein grauer farbloser Himmel breitete sich über das brennende Moskau, und der Glanz der Flammen erlosch beim Strahl des Tages.

Vergebens hoffte ich von Minnte zu Minute, Albert bei mir eintreten zu sehen, er kam nicht, und rathlos, in unendlicher Angst, durcheilte ich die Zimmer des weitläuftigen Palastes. Plötzlich traf mein Ohr ein dumpfer Schall wie der ferne Ton eines Kanonenschusses, und in demselben Augenblicke fühlte ich mich von einer kräftigen Hand ergriffen. Lisinka war es, die mich fast mit Gewalt zurückführte in meine entfernt gelegenen Gemächer, und kaum war ich halb bewußtlos dort angelangt, als der Ruf: der Palast brennt! wie die Posaune des Weltgerichts an mein Ohr schlng. In demselben Augenblick öffnete sich die Thür, und mit allen Zeichen der Angst auf dem bleichen Gesicht stürzte der Sergeant Guillaume herein.

Folgen Sie mir, rief er außer sich, der Kreml ist minirt! Ich lasse eben den Verwundeten fortschaffen, es ist kein Augenblick zu verlieren! Nicht von der Stelle! schrie Lisinka, während sie schnell die Thür verschloß, hier ist sie sicher und außen harret ihrer der Tod! Auch der Verwundete wird bleiben, muß bleiben, oder nur über meine Leiche führt ihr ihn fort!

Mit diesen Worten stürzte sie aus dem Zimmer, dessen zweite Thür sie ebenfalls verschloß.

Vergebens bemühte sich Guillaume, die Schlösser zu sprengen, sie widerstanden seinen Anstrengungen, und rathlos sahen wir uns einen Augenblick schweigend an. Wo ist mein Mann? diese Worte rangen sich endlich aus meiner krampfhaft gepreßten Brust hervor.

Ich sah ihn ins Schloß stürzen, nachdem er mir zugerufen, hieher zu eilen und Sie und den Freund zu retten, erwiderte Guillaume, indem er sich von Neuem anstrengte, die fest verriegelten Thüren zu sprengen, allein was soll ich thun? wir sind gefangen hier und meine Stimme verhallt ungehört in dem fürchterlichen Lärm.

Beruhigen Sie sich, sagte ich, Lisinka meint es gut mit mir und dem Verwundeten, sie wird für unsere Sicherheit bedacht seyn und gewiß zu uns zurückkehren!

Wirklich öffnete sich auch bald darauf die Thür und Lisinka trat mit strahlendem Gesicht ein. Der Kaiser hat den Kreml verlassen, rief sie, und Sie können jetzt ruhig hier bleiben, denn nirgends sind Sie sicherer als eben hier.

Guillaume stürzte fort zu dem kranken Freund, welchen zu sehen ihm Lisinka nnn gestattete, und ich sank auf meine Knie und flehte im heißen Gebet zu Gott um Alberts Leben. Der Himmel erhörte mein Gebet, denn nach kurzer Frist trat der Theure bei mir ein. Aber, gerechter Gott, in welch Bild des Schreckens war der so schöne Mann verwandelt! Von Rauch und Asche geschwärzt, waren die lieben Züge kaum zu erkennen, sein reiches lockiges Haar war auf manchen Stellen bis auf die Haut verbrannt, und Kleider und Hände trugen deutliche Spuren des Feners

Der Kaiser ist gerettet, rief er im Eintreten, er ist auf dem Wege nach Petrowski! Komm nun Rosalie und laß uns dieser Hölle entfliehen, deren Gluthen uns verzehren!

Lisinka versichert, daß wir jetzt, da der Kaiser den Kreml verlassen hat, hier sicher sind, erwiderte ich, indem ich mich bemühte, Brand und Asche aus dem Haar und von den Kleidern des Geliebten zu entfernen, und ich möchte dem Mädchen trauen! Laß uns warten, theurer Albert! Aber sag mir, wie kamt ihr durch die brennende Stadt? Wie wurde der Kaiser gerettet?

Erst als der Ruf erscholl: der Kreml brennt! gab der Kaiser den vereinigten Bitten des Königs von Neapel und des Prinzen Eugen nach, die bis dahin ihn vergeblich beschworen hatten, die Stadt zu verlassen. Napoleon wollte das endlich eroberte Schloß der Czaren nicht verlassen, welches ihm so harten Kampf gekostet hatte. Erst als die Flammen in dem einen Flügel dieses Gebäudes, welches uns zum Grab bestimmt war, emporschlugen, entschloß er sich, an seine Sicherheit zu denken. Rasch eilte er die Treppe der Streliţen hinab und befahl, ihn aus der Stadt zu führen. Allein die Flammen wogten um den ganzen Kreml und versperrten die Thore, und vergebens versuchten wir einen Ausgang zu finden. Nach langem vergeblichen Umhersuchen entdeckten wir eine durch den Felsen gehauene Pforte, die nach der Moskwa führte und durch diesen engen Durchgang entteilte der kühne Sieger der Czarenresidenz. Allein was hatten wir gewonnen, dem Kreml entflohen zu seyn? Dem Feuer nur noch näher konnten wir nicht vorwärts dringen. Betäubt von dem Geheul des Sturmes, von beständigem Aschenregen fast erblindet, konnten wir uns

Digitized by Google

in den von Rauch und Schutt gefüllten Straßen, nicht zurecht finden, und standen schaudernd vor diesem Flammenmeer, welches zu durchbrechen wir nicht wagten. Eine einzige, enge, in krummen Windungen sich schlängelnde Straße zeigte sich uns als Ausweg. Von beiden Seiten flammten ihre Häuser, aber ohne zu zaudern betrat der Kaiser zu Fuß, unter dem Gekrach der einstürzenden Gewölbe, dem Fall der brennenden Posten und der glühenden eisernen Dächer, die oft seinen Weg hemmten, diesen gefährlichen Ausweg. Wir gingen auf brennendem Boden, Flammenwände starrten an unserer Seite, die Hitze drang glühend in unsere Augen und verbrannte unsere Hände, mit denen wir sie zu bedecken suchten. Ruhig schritt der Kaiser vorwärts, und auch als wir endlich einen Theil der Stadt erreicht hatten, wo nur noch Schutt und Ruinen von der Gewalt des verheerenden Elements zeugten, und wir dem an der Moskwa schwer blessirten Prinzen von Eckmühl begegneten, der sich in die Flammen tragen ließ, um seinen Kaiser zu retten oder mit ihm zu sterben, auch da verließ den Helden die Ruhe nicht, die in den größten Gefahren immer sein eigen bleibt. Freundlich empfing er den edlen Prinzen, doch durfte die Rührung so wenig den Riesengeist bemeistern als die Furcht es vermocht hatte. Ich hatte oft mein Auge dahin zurück gewendet, wo ich mein Theuerstes auf dieser Erde, mein Kind und Dich, meine Rosalie, wußte. Ich hatte meiner Pflicht genügt, durch Gefahr und Tod hatte ich den Kaiser begleitet, wer durft mich tadeln, daß ich nun Gattin und Freund zu retten eilte? Aber jetzt komm, ehe jeder Ausweg uns verschlossen ist!

Nein und Lisinkas vereinigten Bitten gelang es indessen, da auch Guillaume und Gérard unsere Ansicht theilten, ihn zum Bleiben zu bewegen, und wirklich blieb wie durch ein Wunder der Kreml verschont, wenn gleich das Feuer noch mehrere Tage mit furchtbarer Gewalt in der Stadt wüthete.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Hr. v. Felsenthal legt bis ins kleinste Detail die Netze offen, die er über Wien und die Umgegend ausspannte, um den Verbrechern auf die Spur zu kommen. Wir können ihm in diese Dädalusgänge der Polizei natürlich nicht folgen, sondern müssen uns mit Angabe des Resultats begnügen. Nach kurzer Zeit wiesen mancherlei Anzeichen auf Peter v. B. und seine Gattin als die Quelle, der die falschen Papiere entflossen. Der folgende Vorfall gehört zu den ersten, die auf die Spur führten. Am 30. August hatte ein alter Herr (dessen Beschreibung auf B paßte) bei dem Juwelier F. R.... eine goldene Uhrkette und einen steinbesetzten Ring gekauft, und diese mit einer 100 fl. Note bezahlt, die sich später als eine falsche erwies. Felsenthal ließ sich eine ganz gleiche Kette und einen gleichen Ring verfertigen, und bat den Juwelier, vorerst diese zweierlei bestimmten Formen und Schmucksachen nicht weiter zu verkaufen. Am 11. September gab Frau v. B. bei einem Sperzereihändler R. eine falsche 100 fl. Note ab. Die beiden Eheleute wurden, um des letztern Umstands willen, von Felsenthal um die Herkunft dieser falschen Note befragt, aber unter Formen, als ob die Polizei noch keine Ahnung davon hätte, daß auf ihnen selbst ein Verdacht ruhe. Das ruhige Benehmen B...s und die außerordentliche Artigkeit seiner Frau konnten den scharfblickenden Polizeimann nicht darüber täuschen, daß es in ihrem Innern anders aussah als auf ihrem Gesicht und in ihren Worten.

Felsenthal äußert dabei: „Am auffallendsten war es mir, daß keines von Beiden — wie es doch sonst bei allen andern unverdächtigen Parteien der Fall war — über das Vorkommen von solchen Falsifikaten eine Verwunderung und das Bedauern ausdrückte, wie unangenehm es sey, unwissentlich in Besitz solcher Falsifikate zu gelangen, und sich einem ebenso peinlichen als ungerechten Verdachte dadurch auszusetzen. Ja, was mir gerade bei den gegenwärtigen Personen, bei dem Ritter v. B*** noch wichtiger schien, daß, angeregt durch den fortwährenden Gegenstand des Gesprächs, neugierig gemacht durch die während der Dauer der ganzen Verhandlung fortwährend auf dem Tische liegende falsche Banknote keines von Beiden die so natürliche Frage stellte: wie man denn die falschen von den ächten Banknoten unterscheiden könne, und daß v. B** als ein Mann, der sich bekanntermaßen wenigstens früher häufiger mit Kupferstecherei und dergleichen beschäftigt hatte, nun nicht einmal die selbst von mir gerühmte Arbeit des Falsifikats betrachtete. Ja, es schien mir, als ob Beide von einer gewissen Scheu befangen wären, sich in eine nähere Besprechung des Gegenstandes einzulassen."

Ein Besuch Felsenthals in B...s Sommerwohnung in Meidling vermehrte die Verdachtsgründe, ebenso eine weitere polizeiliche Vernehmung B...s. Bei der letztern zeigte ihm Felsenthal, der das Gespräch absichtlich auf Banknotenfabrikation lenkte, eine alte falsche Banknote, deren Verfertiger 1841 in Nürnberg entdeckt worden war. Da vergaß sich der sonst so vorsichtige B.

„Derselbe Mann, dem ich vor einigen Tagen bei unserm letzten Zusammentreffen bemerkt hatte,

Digitized by Google

daß er jetzt weit kräftiger und wohler aussehe als damals vor vier Jahren, wo ich ihn das letztemal gesehen, und wo er mir bemerkt hatte, daß er sich zwar körperlich sehr wohl befinde, daß aber seine Sehkraft immer mehr und mehr abnehme, da er nur mittelst einer Loupe die Zeitung lesen und mit der größten Anstrengung schreiben könne — derselbe B*** hatte jetzt wahrscheinlich im Fluß einer Unterredung das, was er mir vor wenigen Tagen gesagt, vergessen — derselbe B*** betrachtete nun bei dem spärlichen Lichte zweier Kerzen mit einer einfachen Staarbrille die Banknoten zu fünf Gulden, und erklärte, als ich ihm eine Loupe anbot, einige von ihm bemerkte Fehler der Zeichnung und des Stiches, und gab sie mir mit den Worten zurück: „Nicht übel gemacht!" Ich beobachtete ihn genau, und sah die Hast, mit der er sich beeilte, ein minder gelungenes Falsifikat zu beschauen, und wie eine gewisse Scheu ihn abzuhalten schien, die ihm gleichfalls vorgezeigten und frei hingelegten Fälschungen von Hundertgulden-Noten auch nur oberflächlich zu betrachten. War es Vorsicht oder war es das mahnende Gewissen, welches ihn in diesem Augenblick zurückhielt — jedenfalls war es ein Benehmen, welches mir verdächtig erscheinen mußte. Denn ebenso als ihn die Falsifikate der Fünfgulden-Noten interessirten, um so mehr hätten dieses die Falsifikate der Hundertgulden-Noten, gegen welche doch die Verhandlung zwischen uns schwebte, es thun müssen — es sey denn, wie ich auch nicht anders denken mußte, daß die Hundertgulden-Noten ihm nur zu wohl bekannt waren, und er es vermeiden wollte, auch nur darüber zu sprechen, um nicht, trotz aller Vorsicht, sich vielleicht doch durch ein unüberlegtes Wort zu verrathen. Ich bewahrte natürlich meine äußere Ruhe auf das Vollkommenste; und die Wichtigkeit jener neuen, auf die Notenfabrikation einwirkenden Erfindungen, die ich schon früher berührt hatte, im Allgemeinen besprechend, entnahm ich aus der Wärme und dem Eifer, mit welchem B*** sprach, so wie aus der Ausführlichkeit und Gründlichkeit, mit welcher er in dieses Thema einging, daß er vollkommen mit allen neuen Erfindungen dieses Kunstzweiges vertraut war. Da der inquirirende und ausforschende Polizeibeamte immer jenen obersten Grundsatz der Vorsicht vor Augen haben muß, daß sein Gegner kein Wort ohne den Vorsatz der Täuschung oder Irreführung ausspreche, so brachte mich auch dieses rasche Eingehen B***s auf dieses Thema auf den Gedanken, daß er vielleicht nur deßwegen sich so ausführlich ausspreche, um durch die größtmögliche Unbefangenheit mir seine Unschuld beweisen zu wollen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Ein hübsches Abenteuer.] Die Hannov. Presse erzählt: Zwei junge kurhessische Steuerpraktikanten waren zu einem Balle in Landau (Waldeck) eingeladen und machten sich zu Fuß von Arolsen aus, wo sie bei der Grundsteuerklassifizirung verwendet waren, dorthin auf den Weg. Bald jedoch kam ihnen die Ueberzeugung, daß sie in Folge der schlechten und holperigen Straße sehr ermüdet zum Balle kommen würden. Darob erhoben sie ein gewaltiges Lamento. Während Dessen rollte eine leichte von zwei kräftigen Pferden gezogene Chaise den Berg herunter. Der Insitzende, ein hübscher, junger Mann, mit tüchtigem Büffelrocke und weißem Filzhute bekleidet, saß auf dem Kutscherbocke und leukte seine Rosse, daß es eine Freude war. „Dort kommt ein reisender Kaufmann gefahren, der nimmt uns wohl auf", rief der eine Herr, indem er dem Wagen einige Schritte entgegen ging. „He, Sie! wollen Sie wohl einmal ein wenig halten?" Der Wagen hielt. „Fahren Sie nach Landau?" „Ja wohl!" „Sie hätten wohl die Güte, uns einsitzen zu lassen, wir wollen auch nach Landau und zwar zum Balle, und müssen fürchten, allzuermüdet dort anzukommen, wenn wir den Weg zu Fuße zurücklegen." „Gern meine Herren, steigen Sie ein." Und fort rollte der Wagen, nachdem er die Steuerleute in sich aufgenommen hatte, welche sich ganz behaglich im Fond zurückbogen und die Zierlichkeit und Eleganz der kleinen Chaise bewunderten. „Wer sind Sie denn, meine Herren? fragte nach einer Weile der vermeintliche Kaufmann. Die Reisenden gaben die gewünschte Auskunft, aber die Fahrt ging so außerordentlich schnell von Statten, der Kaufmann hatte zu sehr auf seine Rosse zu achten und die Steuerleute waren so gänzlich von einem Gefühl wonniger Behaglichkeit durchdrungen, daß eine lebhafte Unterhaltung nicht weiter in Gang kam. Im Nu war man in Landau angelangt, der Wagen hielt vor dem Schlosse. Galonirte Bedienten flogen ehrfurchtsvoll herbei, um denselben in Empfang zu nehmen. „Hier ist das Ziel meiner Reise", sagte der Kaufmann, indem er leicht auf den Boden sprang und die Insassen des Wagens freundlich grüßte. Diese wollten ihren Dank für die gehabte Gefälligkeit gebührend abstatten, allein der Reisende unterbrach sie mit den Worten: „Hat nichts zu sagen, meine Herren, es hat mich gefreut, Ihnen gefällig seyn zu können." Und fort war er. Der vermeintliche Kaufmann war der junge — Fürst Georg Viktor von Waldeck.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Dienstag № 203 14. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Den Bemühungen der Soldaten ist es gelungen, dem furchtbaren Elemente Schranken zu setzen! Die Flammen sind endlich erloschen in dem weiten Moskau, und hohl und ausgebrannt liegt die ungeheure Stadt vor meinen erstaunten Blicken da! So haben denn die Russen ihr Liebstes, ihr Heiligstes geopfert, um den Siegern die sichere Zuflucht, den Ruhepunkt, nach so vieler Qual, nach solchen unmenschlichen Anstrengungen zu rauben! Denn immer mehr gelangt man zu der Ueberzeugung, daß nicht die Unvorsichtigkeit der Soldaten, nein, daß der freie Wille ihrer Bewohner den fürchterlichen Brand von Moskau hervorgerufen habe. Man nennt dieß groß, man steht bewundernd vor dem ungeheuren Umfang dieses Opfers. Selbst der Kaiser soll bei dem fürchterlichen Anblick der brennenden Stadt ausgerufen haben: welche Menschen! das sind wahre Scythen! Mir scheint es ein Vandalismus, eine unmenschliche, unerhörte Grausamkeit zu seyn, die man eher den rohen Wilden als einem zivilisirten Volke zutrauen könnte.

Der Kaiser ist zurück in den Kreml, und eine Zeit der Ruhe scheint einzutreten, doch nicht regelmäßig und folgerecht kann ich Euch die Begebenheiten meines Lebens berichten, Ihr Theuren im glücklichen Vaterlande! Wie der Augenblick die Eingebungen und die Ereignisse bringt, werfe ich sie auf das Papier, und nur den einen Faden, der durch diese abgerissenen Bruchstücke geht, mögt Ihr sehen und erkennen: meine Liebe für Euch!

Heute gingen wir hinab in die Stadt! welch ein Anblick! Mitten auf wüsten Stellen, auf dem bloßen Boden, in Moder und Schmutz, lagen auf feuchtem Stroh Offiziere und Soldaten, nur von schlechten Brettwänden geschützt, um große Feuer, die mit den schönsten Mahagoni-Möbels oder mit vergoldeten Fensterrahmen und reich mit Schnitzwerk und Vergoldung verzierten Thüren unterhalten wurden.

Gérard ist noch immer leidend, die Wunde heilt langsam und aus schonender Zärtlichkeit verschweigt er Louise seinen Zustand. Vielleicht ist es auch so am besten, die Entfernung ist zu groß, und an Pflege fehlt es ihm nicht. Lisinka ist Tag und Nacht an seiner Seite, verläßt sein Lager nicht, und pflegt ihn mit einem Eifer, mit einer Aufopferung, wie die zärtlichste Gattin sie nicht größer für den Geliebten haben könnte. Nur wenn Albert an dem Bette des Freundes weilt, oder wenn der Kranke schlummert, kommt sie zu mir, und ihr kindlich naives Geplauder verkürzt meine einsamen Stunden. Aber neben der kindlichen Heiterkeit scheint eine tiefe Gluth in dem Herzen dieses sonderbaren Wesens zu wohnen, und die dem Russen eigene Vorliebe für ihr Vaterland erfüllt auch ihre Seele.

Lisinka, sagte ich eines Tages, als sie mit meinem Charles tändelnd zu meinen Füßen saß, Lisinka, welch guter Stern hielt Dich in Moskau, als Alles floh?

Das Schicksal, was über uns waltet, Madame, rief sie, indem ein langer Blick ihrer großen dunklen Augen mich traf, ich sollte nicht fort, denn das meine sollte sich erfüllen.

Verwundert sah ich sie an; erzähle mir Lisinka, wie es kam, sagte ich, indem ich die dunkeln Locken aus ihrer Stirn strich.

Da ist wenig zu erzählen, Madame, erwiderte sie, indem sie das Kind in meinen Schooß legte und, die Hände um ihre Knie gefaltet, wieder auf dem Kissen zu meinen Füßen Platz nahm. Der Vater hatte für die Herrschaft noch Manches zu besorgen und ich blieb bei ihm, um ihm zu helfen und um so spät als möglich meiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, ich hatte ja gesehen, wie das das Herz zerreißt! und als wir nun endlich fliehen wollten, da zogen die Truppen in die Stadt und Ihr betratet das Haus unsers Herrn. O, Madame,

Digitized by Google

rief ſie, und eine Thräne zitterte in ihren großen Augen, wenn Sie geſehen hätten, mit welchem Jammer das arme Volk von ſeiner Heimath ſchied! Wenn Sie den Zuſtand der Stadt vor dem Einzug des kaiſerlichen Heeres geſehen hätten, Ihr weiches Herz würde unſern Schmerz getheilt haben! Tage lang lagen die Menſchen in den Kirchen oder auf den Straßen auf den Knieen und flehten zu Gott um Abwendung eines ſo großen Unglücks, oder ſie durchrannten vor Wuth außer ſich die Straßen und ſtießen ſo fürchterliche Verwünſchungen aus, daß auch den Muthigſten das Herz in der Bruſt erbebte. Was von Franzoſen in Moskau lebte, hielt ſich ängſtlich verborgen, um der Wuth des Volkes zu entgehen, und wohl war es gerathen, dieß zu thun, denn ſicher würden ſie ſonſt als Opfer gefallen ſeyn.

Mein Vater ſendete mich hinab in die Stadt, fuhr Liſinka nach einer Pauſe fort, damit auch ich beten ſollte mit allem Volk, und ich warf mich auf meine Knie an dem Altare der nahen Kirche und flehte zu Gott um Rettung! Plötzlich hörte ich ſtatt der Jammerlaute, die mich erſt umtönten, Jubel und lautes Freudengeſchrei. Ich ſtürzte hinaus auf die Straße und ſah, wie das Volk Hände und Augen zu dem Kreuze des Thurmes erhob, und auch in mein Herz zog ein Strahl der Hoffnung! In den Ketten des Kreuzes hing ein Geier gefangen. „So wird unſer Gott den ſtolzen Sieger gefeſſelt in unſere Hände geben!“ ſchrie die Menge, und im Rauſch der Freude umarmten ſich Hohe und Gering.

Welch ein Aberglaube! rief ich erſtaunt, und auch Du Liſinka konnteſt ihn theilen?

Madame, ſagte das Mädchen ernſt, es gibt Zeichen und Wunder, und Vorbedeutungen ſendet uns Gott!

Ich ſchwieg betroffen, ſo viel Schatten bei ſo viel Licht zu ſehen, und nach einer Weile fuhr Liſinka fort.

Freilich war es, als wenn dieſe glückliche Vorbedeutung ſich jetzt noch nicht erfüllen ſollte. Kutuſow gab das ſchöne Moskau preis, das er mit ſeinem Leben zu vertheidigen gelobt hatte, und die Armee zog ohne Schwertſtreich ab.

In der Nacht gingen Boten von Haus zu Haus und verkündeten den Untergang der Stadt. Man führte die Spritzen fort, während man Brand predigte, und dem verzweifelnden Volke blieb nichts übrig, als mit Weib und Kind und aller beweglichen Habe zu fliehen, und als nun das Heer, dieſe letzte Hoffnung des Volkes, langſam durch die ſchon theilweiſe verödeten Straßen zog, da umringten Weiber und Kinder die in düſterm Schweigen dahin ziehenden Krieger, und zogen mit ihnen hinaus aus den Thoren ihrer Heimathſtadt, während die Männer ihr weniges Eigenthum ſo wie die Alten und Schwachen auf kleinen Karren zu retten ſtrebten. Oed und ſtill war die herrliche Czaarenſtadt, ſtill wie ein Grab, und die Sieger zogen ein in — Ninive!

Liſinka ſchwieg und große Thränen fielen in ihren Schooß. Auch meine Augen waren feucht, und tief ergriffen reichte ich der Trauernden die Hand. Liſinka, rief ich ſchmerzlich bewegt, es iſt ſchrecklich, die Urſache von ſo viel Weh zu ſeyn!

Sie ſind gut, Madame, rief das Mädchen, indem ſie meine Hand an ihre Lippen zog, Sie und Monſieur Gérard, und der Unſchuldige ſoll nicht mit dem Schuldigen leiden!

(Fortſetzung folgt.)

Geſchichte eines Banknotenfälſchers.

(Fortſetzung.)

Ich ergriff die Gelegenheit, da er ſo ſehr im Feuer des Geſprächs war, und tadelte an den Noten der öſterreichiſchen Nationalbank den Abgang trockener Stempel, indem ich mehrfache Gründe dafür anführte. Er erwiderte mir, daß ein trockener Stempel gar keinen Schutz gegen Fälſchungen gewähre; ich beſtritt es ihm lebhaft, und im Eifer der Entgegnung bemerkte er nochmals, daß ein trockener Stempel gar keine Sicherheit gewähre, daß ein ſolcher ſehr leicht nachzuahmen ſey und erklärte mir eine zweifache Weiſe der Herſtellung trockener Stempel.“

Felſenthal fügt bei: „So geringfügig der Umſtand Manchem erſcheinen mag, ſo habe ich doch manchmal einiges Gewicht auf die Haltung gelegt, mit welcher eine Perſon nach vollendeter Vernehmung das Polizeigebäude verläßt. Ich habe öfter und aus mannigfachen Gründen Beobachtungen dabei anſtellen laſſen, und habe faſt immer gefunden, daß auch aus dieſem Momente ſich Manches kombiniren läßt. Die menſchliche Seele kann ſich aus den Feſſeln der Aufregung, der Angſt, Furcht oder Freude nie ſo ſehr losmachen, daß der nächſte Moment darauf nicht noch immer Spuren jener Gemüthsbewegung an ſich tragen ſollte, welche kurz vorher eben den ganzen Menſchen beherrſchten. Und mit je größerer Kraft der Menſch, ſo lange er ſich beobachtet ſieht, ein Gefühl niedergedrückt hat, um ſo leichter bricht dieſes dann hervor und verräth ſich unbewußt. Auch B*** hatte ich bei ſeinem Austritt aus dem Amtsgebäude beobachten laſſen, und dieſe Beobachtung gab mir einen wahrhaft ſchlagenden Beleg für meine ſchon feſt gefaßte Anſicht, in ihm den Banknotenfälſcher zu erkennen. Er hatte zu mir geſprächsweiſe bemerkt, daß er

zu seiner Gattin, die sich im Burgtheater befinde, gehen werde. Er entfernte sich aus dem Amtsgebäude der Polizei durch das rückwärtige Thor gegen den Petersplatz zu. Um nach dem Burgtheater zu gehen, hätte er sich rechts wenden müssen — er aber ging links, blieb bis zu dem Kaffehause an der Ecke wenigstens dreimal stehen, kehrte sich endlich rasch um, gleichsam spähend, ob ihm nicht nachgegangen, ob er nicht verfolgt werde, und verschwand dann durch das kleine Gäßchen gegenüber dem Kaffeehause unter dem dunkeln Hausthore eines Gasthofes — blieb da einige Minuten, trat dann schnell heraus und verlor sich in ein daneben befindliches großes Durchhaus, von wo er auf diesem Umwege, durch einen hell erleuchteten Gang seinen Weg nehmend, um genau zu sehen, ob ihm Jemand folge — wieder auf den Petersplatz gelangte und sich in der That in das Burgtheater, wo er bald darauf erblickt wurde, begab. Er hatte nicht daran gedacht, daß er von zwei Agenten beobachtet seyn konnte, von denen der eine, wohl wissend, daß sein Kollege sich auch auf dem Petersplatze befinde, es weislich vermieden hatte, B*** durch den beleuchteten Gang zu folgen."

Je mehr sich aber das Gewitter über B...s Haupt zusammenzog, desto mehr suchte ihn Felsenthal seinen Besorgnissen zu entreißen. Und es schien ihm dieß ziemlich geglückt. Daß seit einiger Zeit keine neuen Fälschungen mehr entdeckt wurden, vermehrte nur den Verdacht gegen B., der durch Einstellung seiner Fabrikate der Polizei weitere Anhaltspunkte entziehen wollte.

„Am 28. Sept. (erzählt Felsenthal) 1845 machte ich meinen Bericht mit entscheidenden Vorschlägen an meinen unmittelbaren Chef, den Hrn. Hofrath v. Muth, und Tags darauf befand er sich in den Händen des Polizeipräsidenten, des Grafen Sedlnitzky, der endgültig über das, was geschehen sollte, zu entscheiden hatte. Die wenigen Tage, die bis zur Entscheidung der Sache verstrichen, schienen mir außerordentlich lang. Jeder versäumte Augenblick konnte den Erfolg aller getroffenen Einleitungen in Frage stellen — es konnte vielleicht sogar irgend etwas geschehen, was den bereits vom Netze ganz Umstellten noch im letzten Augenblick warnen konnte.

„In den ersten Tagen des Monats Oktober erklärte Graf Sedlnitzky sich einverstanden mit der Vornahme einer strengen und sorgfältigen Haussuchung. Was aber die Verhaftung der Beiden betraf, bestimmte er ausdrücklich — sie dürfe nur dann geschehen, wenn ganz unwiderlegbare Beweise der Schuld sich gefunden haben würden. Und daß eine solche Milde nicht bloße Schonung wegen der ausgezeichneteren Lebensstellung des Angeschuldigten war, bewies der spätere Verlauf des Prozesses, wo der Gerechtigkeit voller, freier Lauf gelassen wurde. Für den Morgen des 8. Okt. wurden nun die Einleitungen zu der Hausuchung in Meidling getroffen. Um sowohl Aufsehen zu vermeiden, als auch den Ueberfall überraschend und schnell genug ausführen zu können, hatte ich nicht allein die schon früher in der Nähe der Wohnung B***s postirten Agenten genau von Allem, was geschehen müsse, unterrichtet, sondern auch noch alle nothwendigen außergewöhnlichen Maßregeln vorgesorgt."

Das Haus ward von einer Cohorte Polizeibeamter — unter denen auch ein Arzt nicht fehlte, für den Fall, daß Frau v. B. in Ohnmacht fallen oder B. einen Selbstmordversuch machen sollte — in der Stille umringt und plötzlich von mehreren Seiten besetzt. Keines von den Hausleuten durfte sich von der Stelle rühren, sondern jedes mußte da bleiben, wo es überrascht worden, die Köchin beim Herd, das Stubenmädchen in der Waschküche, Frau v. B. im Salon zu ebener Erde, wo sie eben Chokolade frühstückte. Frau v. B. gerieth in Aufregung; B. behielt äußerlich seine Fassung. Nur an dem Toben seines Pulses erkannte Felsenthal, der seine Hand gefaßt hatte, daß eine gewaltige Gemüthsbewegung sich seiner bemächtigt hatte. Die bei dem Juwelier R gekauften Pretiosen, Kette und Ring waren bald entdeckt. Den letztern hatte Frau v. B. zu verläugnen gesucht. Das Stubenmädchen verrieth, ohne es zu wissen nnd zu wollen, ihre Herrin, indem sie, als ihr Felsenthal den nachgemachten Ring zeigte, ausrief: ah, das ist ja der Ring der gnädigen Frau. Der wahre Ring fand sich dann auch in der Lade eines Tisches in ein Papier gewickelt. Felsenthal bemerkte, daß Frau v. B. fleischige Finger hatte, er erinnerte sich, daß der „alte Herr", der den Ring bei dem Juwelier gekauft, geäußert hatte: die Dame, für die er bestimmt ist, hat einen fleischigen Finger. Bei dem Stubenmädchen fanden sich zwei Stück falscher Banknoten; sie hatte sie der Wascherin geben sollen, hatte sie aber zurückbehalten und der Waschfrau ihre Münze gegeben (etwas, was man heutzutage nicht mehr zu befürchten brauchte!). Diese beiden falschen Noten waren unmittelbar aus den Händen der Frau v. B. gekommen. In den Zimmern des Hrn. v. B. fand man eine Menge von Grabsticheln, Radirnadeln, Loupen, Kupfer- und Zinkplatten (auf den letztern Gravuren in Guillochirmanier), getriebene Farben, die neuesten Schriften über Kupferstecherkunst, Photographie, Farbendruck ꝛc. B. erklärte dieß für lauter Ueberreste seiner einstigen künstlerischen Thätigkeit. Indeß traf man auch, zwischen einem Tisch,

Digitized by Google

wohl durch Zufall, eingeklemmt, eine nicht ganz gelungene und deßhalb halbzerrissene Banknote.

(Fortsetzung folgt)

Mensch und Welt.

Wie der blaue Himmel fern
Um die Welt gegossen,
Hält auch unsre Brust als Kern
Eine Welt umschlossen.

Wie die Erd' im Jahreslauf
Garben bringt nach Saaten,
Gehn in unsrem Busen auf
Aus Gedanken Thaten.

Wie das Meer in Freud und Lust
Ebben muß und fluthen,
Will das Herz in unsrer Brust
Schwellen und verbluten.

Wie die Sonne dieser Welt
Freude strahlt und Leben,
Ward auch uns ein Stern bestellt,
Gluth und Licht zu geben.

Wie die Schöpfung schön und groß
Ewig mag bestehen,
Ist des Menschen herbes Loos —
Welken und vergehen.

Mannigfaltigkeiten.

Der Verfasser des in den „Erheiterungen" Nro. 168 und 169 unter der Ueberschrift „Hobbes oder Rousseau" mitgetheilten Wortes über Erziehungslehre gibt den in der Note bezeichneten „Humoristischen Flaschenkeller" demnächst heraus, indem die Vorrede schon unter der Presse sich befindet, und der sehr originelle und heitere Humor jener Probeflasche große Körbe, ja ganze Keller voll des sprudelnden Produktes, darunter freilich manche Kometen- und leere Flasche, wie die bei dem Aschaffenburger Studiengenossenfeste überwiesene, dem heiteren Publikum, wenn auch hier und da mit zitternder Hand, zu kredenzen verspricht. Der Kellermeister, welcher seine humoristischen Körbe besser zu ordnen, als seine mit mancherlei Luftarten angefüllten Flaschen etiquettenmäßig kredenzen zu können scheint, hat in vielen Blättern glänzenden Beifall gefunden und dem flaschenprobenden Publikum die Liste zur Einzeichnung für den „Humoristischen Flaschenkeller" auf dem hiesigen Kasino, oder in der Expedition dieses Blattes eröffnet: Jene findet unfehlbar volle Vergütung für eine wahrscheinlich geringe, gewiß lohnendere Auslage, als für eine bloß fingirte Weinprobe.

Sp. f. Sp.

[Ein Schwager Gottes.] In das Haus des Banquiers Rothschild in Frankfurt kam neulich ein jüdischer Handelsmann, welcher dringend begehrte, in Geschäften mit dem Börsenfürsten sprechen zu dürfen. Der Lakai, welcher den Dienst in den Vorzimmern hatte, wies ihn jedoch zurück, indem er erklärte: sein Herr habe ihm befohlen, Niemanden vorzulassen, und wenn es selbst der Schwager eines Königs wäre. Gott's Wunder, rief der Handelsmann! so wird er doch vorlassen mich, denn ich bin mehr als der Schwager eines Königs, ich bin der Schwager Gottes. Der Lakai stutzte; ein solcher Schwager war ihm noch nicht vorgekommen, und er glaubte, ihn deßhalb seinem Herrn melden zu müssen. Dieß geschah, und Rothschild, neugierig einen so nahen Anverwandten Jehovah's kennen zu lernen, ließ den Handelsmann vor. Dieser aber war nun schlau genug, die siegreich errungene Unterredung zum Vortrag seines Geschäfts zu benutzen, und als ihn Rothschild hierauf befragte, wie er dazu käme, sich als Schwager Gottes anmelden zu lassen, erwiderte sein Glaubensgenosse: Hat doch mein Schwiegervater gehabt zwei Töchter, die eine habe genommen ich, die andere hat genommen der liebe Gott, und so bin ich geworden der Schwager Gottes. Wie heißt? Rothschild lachte, und das Geschäft des Handelsmannes wurde abgeschlossen.

Räthsel.

Mein Wörtchen zählet nur drei Lettern,
Und vor- und rückwärts ist es gleich;
Es kann vertenfeln, kann vergöttern,
Ist Hölle bald, — bald Himmelreich.
Du findest es in allen Zonen,
Im Norden, Süden, Ost und West,
In Bauern-Hütten und auf Thronen
Beginnt's mit einem Freudenfest.
Du sinnst? . . Vernimm das Wörtchen, ehe
Dein reger Scharfsinn es entdeckt;
Doch räthst Du's nun nicht; so gestehe:
Das Räthsel hat mich recht geneckt.

Auflösung der Charade in Nro. 199:
Donaufluß.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 204 15. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Gérards Wunde ist fast geheilt und er tritt mit erneuerten Lebenskräften wieder in unsern traulichen Kreis, zu dem jetzt außer Cécile und ihrem Mann auch Guillaume gehört. Eine Lage wie die unserige läßt alle Standesvorurtheile schwinden, und wo das Leben nur an einem Faden hängt, da sind wir alle nur Menschen und Brüder. Ein Schmerzesbild stört aber oft die heitere Ruhe, die uns so wohl thut. Lisinka, unsere Retterin, unsere Beschützerin, geht sichtlich von Kummer gebeugt, still schaffend, aber freudlos umher. So wie des Freundes Kräfte sich mehrten und er das Lager verlassen konnte, schwand die Heiterkeit des Mädchens, die nun ihre Zeit und ihre Sorgfalt ihm nicht mehr widmen konnte.

Der September neigt sich zu Ende; bange Besorgniß erfüllt die Seelen der Männer! Nichts ist bestimmt, und der in diesen Gegenden so zeitige Winter naht heran. Die verschiedenartigsten Nachrichten kreuzen sich! Ueber die Trümmer von Moskau ist ein Intendant gesetzt, eine Munizipalität ernannt. Der Befehl, sich für den Winter zu verproviantiren, ist gegeben, und zwischen Ruinen baut man ein Theater. So werden wir also diese trostlose Einöde von Schutt und Asche erst mit dem wiederkehrenden Frühling verlassen und der nordische Winter steht wie ein in ein Leichentuch gehülltes Gespenst vor unsern Blicken, Gérard will sich Urlaub erbitten, um Louisen zu holen, die ihm bis Königsberg entgegen kommen soll.

Ein großer unersetzlicher Verlust drohte mir; Lisinka will zu einem Onkel gehen, der tief im Innern des Reiches lebt. Vergebens beschwor ich sie, zu bleiben und mich und das Kind nicht zu verlassen. Ihr werdet meiner nicht mehr bedürfen, sagte sie leise, indem ein tieftrauriger Zug über ihr Gesicht glitt, Eure Freudin kommt, und die arme Lisinka wird von Niemanden vermißt werden! Also Louisens Ankunft ist es, welche das arme Geschöpf vertreibt aus dem Hause ihrer Wohlthäter, aus der Nähe des alten Vaters! Sie kann es nicht ertragen, die Gattin des Mannes zu sehen, den sie liebt, ja selbst diesen Namen zu nennen, ist dem gebrochenen Herzen unmöglich, denn wenn sie von Louise spricht, sagt sie stets: Ihre Freundin, nie Madame Gérard! Nur meinen wiederholten Bitten ist es gelungen, sie zu bewegen, wenigstens bis zu Gérards Abreise zu bleiben, wobei ich wie absichtslos erwähnte, daß diese Reise noch sehr ungewiß sey! Doch wie ein Blitz zündete dieß hingeworfene Wort und belebte in des Mädchens Brust die erstorbene Hoffnung. Ich werde bleiben, sagte sie weich, bis Sie und Monsieur Gérard, der ja immer noch schwach ist, meiner nicht mehr bedürfen! Auch würde der kleine Charles mich doch vielleicht vermissen!

Wir werden Dich alle vermissen, Lisinka, rief ich, und selbst wenn meine Freundin kommt, wirst Du uns immer fehlen!

Eine leise, verneinende Bewegung des Kopfes war des Mädchens Antwort.

Louise wird Dich lieben, wie wir Dich lieben, sagte ich, und Du wirst die lebenslustige Frau, die viel heiterer und freundlicher ist als ich, gewiß auch bald lieb gewinnen!

Ich hoffte das lebhaft, sich ihrer Neigung blind hingebende Geschöpf nach und nach an den Gedanken zu gewöhnen, mit Louisen unter einem Dache zu leben, allein kaum hatte ich die letzten Worte ausgesprochen, als sie mit einer heftigen abwehrenden Geberde und mit dem Ausruf: nimmermehr! rasch das Zimmer verließ. Auch allen späteren Versuchen widerstand sie mit derselben Hartnäckigkeit, und so wird denn Louisens Ankunft mir zugleich eine Freude und ein Schmerz, ein Gewinn und ein Verlust seyn!

Digitized by Google

Ein großes Unglück scheint uns zu bedrohen! Lisinka ist bang und sorgenvoll und ihre Aeußerungen lassen auf nahes Unheil schließen. Oft sehe ich Thränen in ihren Augen, die nicht dem eigenen Leid angehören, und sie weicht meinen Fragen mit schlecht verhehlter Angst aus!

Endlich ist es mir gelungen, Lisinkas Schweigen zu lösen! Euch droht Gefahr, rief sie, als ich sie aufs Neue beschwor, mir zu sagen, was sie so bewege, Ihr hättet hier nicht weilen sollen! Ach, es ahnte mir wohl, daß es Unglück, schweres Unglück über Euch bringen würde, als Euer Kaiser von dem Thurme der großen Iwanskirche das heilige Kreuz herabnehmen ließ! Sah't Ihr nicht, wie die Raben in zahlloser Menge das heilige Sinnbild unseres Glaubens enger und enger umkreisten, als wollten sie es beschützen vor den raubgierigen Händen Eurer Soldaten? Hörtet Ihr nicht lautes Gekrächze, welches Euch abmahnen wollte vom unheilvollen Beginnen? Das Gekrächze der Raben verkündet nahes Unglück und Noth, und sie wird über Euch hereinbrechen die schreckliche Noth, das gränzenlose Elend unseres furchtbaren Winters. Wenige Wochen, vielleicht Tage nur, und die Kälte wird Euch erstarren, die Waffen werden den steifgefrornen Händen Eurer Soldaten entsinken, die Nägel werden von Euren fühllos gewordenen Fingern springen, und glücklich werden die zu nennen seyn, deren Leiden ein schneller Tod endigt!

Lisinka! rief ich entsetzt, welch ein fürchterliches Bild! Wir bleiben ja in Moskau, und ist Euer Winter auch länger als bei uns, so scheint doch auch in dieser kalten Zone die belebende Frühlingssonne wieder!

Ihr könnt nicht in Moskau bleiben, seufzte das Mädchen! Ich habe meinen Vater im Gespräch mit einem Manne belauscht, der schon zweimal in der Nacht heimlich ihn besuchte. Alle Zufuhr wird Euch abgeschnitten werden, und wenn Ihr bleibt, wird der Hunger Euch langsam tödten in diesem ausgebrannten Steinhaufen!

In der fürchterlichsten Angst theilte ich Albert und Gerard mit, was ich erfahren.

Es scheint mir selbst gewagt zu bleiben, erwiderte Albert ernst und nachdenklich, doch der Kaiser ist unerschütterlich in seinem Vorsatz, und fast alle Offiziere theilen sein Vertrauen! Der gemeine Soldat, der nur dem Augenblick lebt, weil die Zukunft ihm wenig bietet, lebt fort in seiner glücklichen Sorglosigkeit um die zu fürchtenden Ereignisse, und dieß blinde Vertrauen zu dem Scharfblick, zu dem Glück seines Führers, oder, wenn Du willst, diese Gleichgültigkeit gegen Alles, was die nächste Zeit bringen kann, ist die größte Wohlthat, das größte Gut des Soldaten.

Laß auch uns dieß blinde Vertrauen zu eigen machen, Rosalie, fuhr er fort, indem er mich zärtlich an sein Herz drückte, Lisinka sieht zu schwarz, der Winter ist ja noch nicht so nah, die Sonne scheint warm und belebend, und das Genie des Kaisers wird sicher auch aus dieser schwierigen Lage den besten Ausweg finden und sich glänzend wie immer bewähren!

Ich schwieg, um durch meine Angst und Sorge nicht die des Geliebten zu vermehren, der sichtlich die Beruhigung nicht theilte, die er meinem zagenden Herzen einflößen wollte, aber mit Todesangst sah ich auf meinen Charles. Was soll aus dem zarten Kinde werden, wenn wir gezwungen werden, Moskau zu verlassen, und der Winter hier wirklich so fürchterlich ist, wie Lisinka ihn beschreibt?

Eine unnennbare Angst treibt mich umher, die ich nur mühsam den Augen der Männer verberge! Oft steige ich hinab in den Schloßhof, um den Revüen, welche der Kaiser täglich hält, mit beizuwohnen, und schöpfe Trost und Muth aus dem Anblicke dieser Krieger, die noch der Zukunft so zuversichtlich entgegen schauen! Viele haben auf dem Marsche ihre Mäntel weggeworfen, um leichter sich mit Lebensmitteln beladen zu können, ihre Kleider sind abgenutzt, ihre Schuhe zerrissen, aber ihre Haltung bleibt fest und hoch, und sorgsam verbergen sie ihrem Kaiser ihre Blöße und schmücken sich mit ihren glänzenden, sorgfältig wieder hergestellten Waffen. Der Ausdruck dieser bärtigen Gesichter verräth Hoffnung und Vertrauen, und aus den leuchtenden Augen spricht Kampflust und Siegesgewißheit. Wenn ich diese strahlenden Blicke, diese feste Haltung, dieß unerschütterliche Vertrauen in die eigene Kraft sehe, dann schäme ich mich meiner Kleinmüthigkeit, und Hoffnung und Vertrauen kehrt auch in meine Brust zurück.

Der erste Schnee ist gefallen! Alles spricht von einem schnellen Rückzug, wenn auch der Befehl noch nicht dazu gegeben worden ist. — Ihr sollt gut versorgt werden gegen Kälte und Unwetter, sagte mir Lisinka, als sie mich mit dem Kinde auf dem Arm, sorgenvoll den sich immer dichter kräuselnden Flocken nachblicken sah! Die prächtigen Wagen und Schlitten unserer Fürstin sind alle hier und ich weiß, wo der Vater sie verborgen hat. Ihr und das kleine Engelchen sollt warm

Digitized by Google

und weich gebettet der Gränze zueilen, ohne von dem rauhen Klima viel zu leiden!

Der Kaiser hat Moskau verlassen,*) und auch für mich stehen die Wagen zur Abfahrt bereit. So verlasse ich sie denn wieder diese Stadt, die ich mit ganz andern Hoffnungen und Erwartungen betrat, um einem noch ungewisseren Schicksal als bisher entgegen zu gehen! Werde ich Euch, Ihr theuren Eltern, noch ein Lebenszeichen geben können, oder bringen Euch schon diese Blätter mein Lebewohl? Ich weiß es nicht, doch jeden Augenblick der Ruhe werde ich benutzen, um Euch zu sagen, daß mein Herz bei Euch ist und daß das Andenken Eurer Liebe mir Hoffnung und Vertrauen gibt!

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Fortsetzung.)

Alle diese Entdeckungen, verbunden mit Aussagen der Diener, die, ohne es zu wollen, gegen ihre Herrschaft zeugten, häuften zuletzt die Beweise der Schuld beider Gatten, so daß sie zwar nicht B***, aber seine Frau zum Geständniß brachten. (B*** war mittlerweile ins Gefängniß abgeführt worden.) Felsenthal erzählt diese Scene, der eine längere Unterredung mit erschütternden Momenten vorausgegangen war, also:

„Frau v. B*** sah nun die Beweise in meiner Hand, sah, daß Alles entdeckt sey, und sprach gefaßter, als ich es vermuthet hatte: „Hr. v. Felsenthal, ich sehe, es ist Alles entdeckt — gut, so will ich Ihnen auch gestehen!" Jetzt legte sie ein umfassendes, vollständiges Geständniß ab. Ich war durch die verborgenen Zuhörer gegen einen späteren Widerruf von ihr derart gesichert, daß ich nicht darauf drang, sogleich ein Protokoll aufzunehmen, und ließ, ohne sie durch Zwischenfragen zu stören oder aufmerksam zu machen, sie in ihrer Erzählung fortfahren. Sie gestand mir jetzt, daß ihr Gatte allein und ohne fremde Beihülfe nicht allein jene Hundert- und Zehn-Gulden-Noten, welche jetzt entdeckt worden waren, gemacht habe, sondern sie erklärte mir auch, daß ich bereits im Jahr 1841 die richtige Spur der Banknotenfälschungen verfolgte, als ich bei dem Vorkommen überraschend gelungener Noten à 10 fl. bei B*** eine Haussuchung hielt. Sie erklärte mir, daß er damals zu diesen Noten sich auch selbst das Papier geschöpft habe, um das darin befindliche Wasserzeichen vollkommen nachzumachen. Noch in jüngster Zeit, kurz vor seiner Arretirung, hatte er den Entschluß gefaßt, Noten der Bank à 1000 fl. nachzumachen, sie aber habe ihn davon mit dem Bedenken abgehalten, daß nicht allein bei der ersten Uebertragung auf die Platte eine ächte Tausend-Gulden-Note zu Grunde gehe, sondern daß die Fabrikation von Noten in so hohem Betrage auch deßwegen wohl unzulässig sey, weil sie jetzt kein solches Einkommen mehr hätten, um im Fall einer Betretung den Bezug einer Tausend-Gulden-Note nachzuweisen. Mit dem Moment, als sie aus der Konkursverhandlung ihres Mannes den Betrag von 14,000 fl. bezogen, entfiel jedes derartige größere Einkommen.

„Frau v. B*** ging in ihrem Geständniß weiter als ich erwartet hatte. War es, daß sie ihr Gewissen erleichtern wollte, oder glaubte sie ihre Schuld durch ein möglichst umfassendes Geständniß zu vermindern — genug, sie gestand, ihr Mann habe bereits im Jahr 1839, um sich vor dem Ausbruch seines damals drohenden Konkurses zu retten, für beiläufig 20,000 fl. Banknoten à 500 fl. das Stück verfertigt, aber hievon bei Bezahlung einer Wechselschuld nur 14 bis 16 Stück, die vollkommen gelungen waren, verausgabt, die übrigen aber verbrannt.

„Frau v. B*** versicherte mich, sie sey die einzige Mitwisserin und Theilnehmerin an diesem Verbrechen ihres Gatten, indem durch ihre Hände, und nur in Wien, fast durchgehends alle falschen Noten zu 100 fl. und 10 fl., so wie die falschen Noten, welche B*** bereits im Jahr 1841 gemacht hatte, ausgegeben worden seyen. Die Summe dieser verausgabten falschen Noten mag ihrer Berechnung nach im Ganzen etwa 24,000 fl. betragen haben. Sie gab auch an, daß immer, bevor noch die ersten Exemplare falscher Noten ausgegeben wurden, ihr Mann jedesmal die gravirten Platten zerstörte, und alle auf die Fabrikation der Noten direkt Bezug habenden Gegenstände entfernte. Er war vorsichtig genug, nicht die Mühe und den Zeitaufwand zu scheuen, um jedesmal sogar sich eine neue Presse für seinen Bedarf anzufertigen, und die gravirten Kupferplatten der letzten Falsifikationen zu 100 fl. und 10 fl. hatte er, nachdem er diese Platten in mehrere Stücke zerschnitten, einmal bei einer Spazierfahrt im Prater, in der Nähe des Lusthauses in die Donau geworfen.

„Ich fragte sie nun auch noch nach dem Aufbewahrungsort der falschen Banknoten, und sie gab mir ohne Anstand jene an, die sie im Hause wußte. Auf mein Befragen, ob B*** früher schon, d. h.

*) Am 17. Oktober.

Digitized by Google

vor dem Jahre 1839, falsche Noten gemacht habe, erklärte sie mir offen: daß sie solches nicht wisse, daß B*** davon gesprochen, daß er große Summen aus Belgien bezöge, daß sie aber nie erfahren, woher eigentlich, und wer in Belgien oder in Wien seine Bankiers gewesen. Erst als seine Gesundheit durch die heftig auftretenden Gichtleiden es ihm unmöglich machte, solche Reisen in das In- und Ausland zu unternehmen, wie er es früher manchmal gethan, da erst, schien es ihr, sey sie in das Geheimniß eingeweiht worden, welches sie als Gattin für ihre Pflicht gehalten habe, bis jetzt, bis zu so außerordentlichen Umständen, treu zu bewahren."

Auch Frau v. B*** ward nun von Meidling ins Polizeihaus nach Wien gebracht. Felsenthal selbst holte sie in einem Wagen ab, und fuhr von da an wochenlang jeden Abend mit ihr spazieren, um ihr ihre Lage etwas zu erleichtern, offenbar aber auch, um ihr alle noch etwa zurückgehaltenen Geständnisse zu entlocken. B*** gab — als er sah, daß seine Gattin gestanden — sein Läugnen auf, nachdem er sich das Gesicht mit den Händen bedeckt, und unter dem Ausruf: „O Gott, meine Frau!" in heftiges Weinen ausgebrochen war. Vorher war ein Erstickungsversuch, den er hatte machen wollen, vereitelt worden. Nach dem Geständniß schlief er zum Erstenmal ruhig und ununterbrochen 10 Stunden lang. Sein Geständniß war so vollständig und umfassend als man es verlangen konnte.

Die Ueberstiehlung in das Kriminalgebäude ward mit möglichster Schonung bewerkstelligt; auch gestattete man den Verhafteten alle nur möglichen Bequemlichkeiten.

(Schluß folgt.)

Das blaue Veilchen.

Die Sonne lacht so hell und rein
Im gold'nen Frühlingsglanze;
Viel Blumen blüh'n im Feld und Hain
Zum allerschönsten Kranze;
Doch von den Blumen allzumal
Wird immer meine liebste Wahl
Das blaue Veilchen bleiben.

Von blauen Veilchen war der Kranz,
Der Hannchens Locken schmückte,
Als ich zum Erstenmal im Tanz
Sie schüchtern an mich drückte;
Schaut nun aus reichem Blumenflor
Ein blaues Veilchen still hervor;
Denk' ich der sel'gen Stunde.

Von blauen Veilchen war der Strauß,
Der Hannchens Busen zierte,
Als ich in unser kleines Haus
Das junge Weibchen führte;
Was Wunder, wenn im Feld und Hain
Das blaue Veilchen mir allein
Gefällt vor allen Blumen!

Und als der Tod mein Hannchen nahm,
So fest mit mir verbunden,
Da hab' ich selber ihr voll Gram
Den Leichenkranz gewunden;
Doch nicht von dunklem Rosmarin,
Von blauen Veilchen wand ich ihn,
Die ich mit Thränen netzte.

Nun mögen wohl in Feld und Hain
Viel tausend Blumen prangen,
Am blauen Veilchen ganz allein
Bleibt Aug' und Herze hangen.
Das blaue Veilchen ruft zurück
Vergang'ner Tage schönstes Glück,
Vergang'ner Tage Schmerzen.

Mannigfaltigkeiten.

[Die abgenommene Last.] Ein mazedonischer Soldat führte einen Maulesel, der in einigen Säcken Gelder für Alexander trug. Er sah, daß das Thier beinahe unter der Last niedersank; mitleidig nahm er sie vom Rücken des Maulthieres, und schleppte die Last selbst bis zu des Königs Zelt hin. Alexander war unbemerkt Zeuge des ganzen Vorfalles gewesen. Jetzt trat er hervor, und rief dem Soldaten zu: „Fasse Muth, braver Mann! und trage die Geldsäcke vollends unter dein Zelt; du bist werth, sie zu besitzen!"

[Der gefährliche Nachbar.] Vor Kurzem wurde die Gemeinde Montreuil bei Paris des Nachts durch militärische Schüsse und durch militärische Kommando's, von einer mächtigen Stimme ertheilt, in Alarm gesetzt. Man drang in das Haus, woher der Lärm kam, und fand dessen Bewohner mit dem Abfeuern von Kanonenschlägen beschäftigt! Derselbe hatte den Verstand verloren und hielt sich für einen eine Schlacht liefernden Obergeneral.

Räthsel.

Sohn Israel, Du liebst meinen Saft,
Umgekehrt bin ich Dir grausenhaft.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Donnerstag № 205 16. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Smolensk.

Eine gütige Vorsehung scheint über mich zu wachen, wohlthätige Geister umschweben mich, die Noth und Mangel von mir fern halten, und so dem schwachen Körper die Kraft geben, die unendlichen Mühseligkeiten und Gefahren zu ertragen.

In dichten Reihen zogen die Schaaren der Krieger aus Moskau. Lange Züge von Munitions- und Proviantwagen und eine Menge eleganter Kutschen folgten der Armee.

Mit banger Besorgniß sah ich in diese dichten Massen, durch welche, ungeachtet der wiederholten Aufforderung seiner Eskorte, selbst der Kaiser sich nur mit Mühe Bahn brechen konnte. Einer Völkerwanderung ähnlich bewegte die ungeheure Menge sich vorwärts, und Gedränge und Hindernisse aller Art machten bald das Fortkommen unmöglich.

Aengstlich blickte ich umher, um einen Ausweg zu erspähen, aber so weit mein Auge reichte, sah ich nur dieselben ungeheuren Massen, dasselbe Gedränge.

Sie müssen nicht so schnell den Muth verlieren, Madame, sagte der treue Guillaume, der neben meinem Wagen ritt. Einige Tage angestrengter Märsche, oder ein kleiner Angriff von Kosaken, ja selbst nur ein Hohlweg werden uns bald von der Hälfte dieses unnützen Trosses befreien.

Aber, Guillaume, es wird Menschenleben kosten, Weiber und Kinder werden elendiglich umkommen!

Madame, erwiderte der Sergeant düster, indem ein Zug von tiefem Seelenschmerz über sein benarbtes Gesicht glitt, wir sind auf der Flucht, da denkt ein Jeder nur an sich, und überläßt es dem Himmel, für den Anderen zu sorgen.

Guillaume's Prophezeihung sollte sich nur zu bald bewähren; schon nach wenigen Tagen war die Hälfte dieser Unglücklichen dem Mangel und der Anstrengung erlegen. Mich schien eine wohlthätige Fee zu umschweben, denn mir wurden oft Erleichterungen zu Theil, wie nur der zarte Sinn einer Frau sie ersinnen kann. Vergebens bemühte ich mich, die milde Hand zu entdecken, Alles blieb in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und so konnte ich nur wähnen, daß Albert und Gérard sich selbst des Nöthigsten beraubten, nur um mich und das Kind nicht leiden zu lassen.

Aber wenn der Mangel mir selbst nicht fühlbar wurde, so durchschnitt die Noth, die ich um mich her erblickte, doch wie ein scharfer Stahl mein Herz. Alle Leidenschaften sah ich entfesselt, Habsucht und Eigennutz verhärteten die Herzen, und selbst die dringendste Noth vermochte nicht die Eisrinde zu sprengen, welche sie umschloß. Oft sah ich, wie Soldaten, mit Lebensmitteln reich beladen, dahin schritten und doch den hungernden Waffenbrüdern das Stückchen Brod verwehrten, um welches sie mit Thränen baten, und wenn ich dann von den eigenen Vorräthen austheilen wollte, so hielt Guillaume die schon ausgestreckte Hand zurück und sagte dumpf; Madame, denken Sie an Ihr Kind! und mit blutendem Herzen wendete ich mich ab, und ungetröstet schlich der in Lumpen gehüllte, abgemagerte Krieger auch an meinem Wagen vorüber.

Immer mehr nahte sich nun der Winter, die Nächte wurden empfindlich kalt und am Tage bedeckte oft tiefer Schnee die ohnedieß kaum fahrbaren Wege. Um die Geschütze fortzubringen, hatte man schon alle Pferde von den der Armee folgenden Wagen genommen, und nur mit unendlicher Mühe war es Albert gelungen, mir mein Fortkommen zu sichern. Die Vorräthe waren aufgezehrt und drohend schaute der Hunger aus nicht zu großer Entfernung uns an. Vergebens strebte Albert, Lebensmittel herbei zu schaffen und durchstreifte mit den Freunden zu diesem Zweck die ganze Umgegend, und mit tödtlicher Angst sah ich auf mein Kind, dessen zartes Leben nur zu bald den Entbehrungen erliegen mußte. Da trat Albert plötzlich mit heiterem Gesicht zu mir. Ich habe reichliche und gute Nahrungsmittel gefunden, Rosalie, rief er, komm, folge mir mit dem Kinde, damit ihr Euch erquickt!

In einer einzeln stehenden Scheune kochte eine

Digitized by Google

junge Frau in großen Kesseln Fleisch, welches säuerlich bereitet eine ziemlich wohlschmeckende Speise wurde. Von Hunger geplagt, aß ich mit Vergnügen davon und auch mein kleiner Charles schien gern davon zu genießen.

Die junge Frau sah uns lächelnd zu. Wissen Sie, Madame, was Sie gegessen haben? fragte sie endlich.

Nein, ich weiß nur, daß es mir und dem Kinde gut geschmeckt hat.

Es war Pferdefleisch.

Ich schauderte unwillkürlich. Was schaudern Sie, Madame? fragte erstaunt die Frau, es war ein junges Thier und die Soldaten haben es eben erst geschlachtet.

Um das schnellere Fortkommen der Armee zu erleichtern, war der Befehl gegeben worden, alle Trophäen, so wie alle Luxusartikel zu vernichten. Eifrig waren die Soldaten bemüht, diesen Befehl zu befolgen, und der See von Semlewo nahm die kostbaren im Kreml erbeuteten Stoffe, die gothischen Waffen, Gold und Silber und alle Schätze des Orients in seine stille Fluth auf. Eben versenkte man das Kreuz des heiligen Iwan, als ich mich dem Ufer des Sees näherte, und mit unnennbarer Wehmuth sah ich das Zeichen des Glaubens sinken. Wie schön schimmerte es noch vor Kurzem in goldiger Pracht auf dem stolzen Bau des prächtigen Gotteshauses! Ach, mir ahnete es wohl, daß es Unglück über uns Alle bringen würde, als freche Hände es herabrissen von der geheiligten Stelle! Daß doch dem Menschen nichts wahrhaft heilig ist, nicht seine Liebe, nicht sein Glaube, nicht Recht, nicht Pflicht, wenn Stolz, Habsucht und Eitelkeit den Weg zu seinem Herzen gefunden haben!

Immer mehr glich der Rückzug jetzt einer unordentlichen Flucht, doch hielt das Beispiel der Befehlshaber und die Hoffnung, in Smolensk die ersehnte Ruhe und die Befriedigung der nöthigsten Bedürfnisse zu finden, den Muth der Soldaten noch aufrecht und ließ sie die Beschwerden des Augenblicks überwinden.

Eines Tages, als der Weg uns lange durch einen dichten Wald führte, dessen traurige Oede mein Herz noch mehr beklemmte, breitete sich plötzlich, am Rande desselben, eine grüne Ebene vor unsern erstaunten Blicken aus.

Ach, was ist das, Monsieur Guillaume? fragte ich den in düsterem Schweigen neben meinem Wagen reitenden Sergeanten.

Das Schlachtfeld von Borodino, Madame! Sehen Sie, das zertretene Korn ist, von dem Blut so vieler Krieger befeuchtet, als grüne Saat wieder aufgeschossen, zwischen deren leuchtenden Halmen die Leichen unserer Kameraden hervorschimmern, wie sie gefallen sind am Tage der Schlacht.

Mit einem Angstruf bedeckte ich meine Augen, aus denen heiße Thränen quollen, und bat die Pferde anzutreiben, damit wir so schnell als möglich diesen Ort des Grausens und des trostlosen Jammers verlassen konnten.

Indessen näherten wir uns immer mehr dem ersehnten Smolensk, und wenn auch der Donner der Kanonen fast täglich näher oder ferner rollte, so war ich doch voll Hoffnung und Vertrauen.

Ungewissen Schrittes eilten die Soldaten vorwärts, ohne das Ziel sehen zu können, dem sie zustrebten. Der dichte Schnee füllte bald alle Vertiefungen, und Wagen und Menschen versanken in Untiefen, wo sie festen Boden zu betreten wähnten. Mit allen seinen Grausen, in seiner ganzen Schreckensgestalt, zog der russische Winter heran, und sein Nahen brachte Tod und Verderben. Hunderte von diesen Unglücklichen sanken kraftlos zur Erde, und ein kleiner Schneehügel bezeichnete bald ihr stilles Grab.

Mit tödtlicher Angst sah ich den Augenblick herannahen, wo Alberts Pferd oder mein eigener Wagen in irgend einen Abgrund versinken würde, und im stillen Gebet flehte ich zu Gott, uns zu gleicher Zeit den Tod zu geben. Schweigend ritten Albert und Gérard mir zur Seite, jede Sprache war verstummt in diesem Aufruhr der Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte eines Banknotenfälschers.

(Schluß.)

„Am 21. Okt. 1845 war endlich der Tag gekommen, wo sie aus meiner Haft im Polizeihause entlassen und dem Kriminalgericht übergeben wurden. Frau v. B*** hatte mich gesucht, sie nicht allein diesen traurigen Weg machen zu lassen, und ich konnte ihr die Bitte nicht abschlagen. Ich begleitete sie Abends in einem Wagen in ihr neues Gefängniß, und nachdem ich hier noch mit dem Inspektor im Interesse ihrer bessern Pflege gesprochen hatte, kehrte ich sogleich in das Polizeihaus zurück, um B***s Wunsch, der ebenfalls um meine Begleitung auf diesem schweren Gang gebeten hatte, zu erfüllen. Als ich im Kriminalgebäude von ihm Abschied nahm, gab er mir die Hand, dankte mir in fühlbarer Bewegung für die Schonung und Humanität, welche ich bei meinem traurigen Amt doch jederzeit ihm und seiner Frau

Digitized by Google

gegenüber bewahrte, und bat mich nur noch um die Erfüllung einer Bitte. Ich fragte ihn um welche? „Meine Zeit wird bald um seyn, sagte er, ich werde dieses Haus nicht mehr verlassen. Versprechen Sie mir, wenn ich Sie in meiner letzten Stunde zu mir bitten lasse, auch zu mir zu kommen!" Ich war erschüttert, und gab ihm meine Hand zum Pfand des Versprechens. Wir schieden...."

Am 23. März 1845 fällte das Kriminalgericht das Urtheil. Beide Gatten wurden des Adels für verlustig erklärt, und nach der strengen Bestimmung des Strafgesetzes zum Tod durch den Strang verurtheilt.

Der strenge Ausbruch des Gesetzes kam nicht zum Vollzug. Man war in Oesterreich zu aufgeklärt, um nicht einzusehen, daß dem Buchstaben des Gesetzes Genüge geleistet werden müsse, daß aber der Geist desselben eine mildere Auslegung zulasse. Die Akten dieses mit einem Todesurtheil geschlossenen Prozesses mußten dem bestehenden Gesetze gemäß, welches schon bei jedem über fünf Jahr Kerkerstrafe lautenden Urtheil die Vorlage der Akten an das Appellationsgericht und von diesem an die oberste Justizstelle vorschrieb, jenem vorgelegt werden, um von ihm aus an den Monarchen zu gelangen. Und auch in diesem wie in so vielen andern Fällen schritt die Gnade des Kaisers vermittelnd ein, und das Todesurtheil wurde in der zweiten Hälfte des Monats August bei Peter v. B*** in achtjährigen und bei Mathilde v. B*** in zweijährigen Kerker umgewandelt.

„Ebenso übte die Nationalbank einen Akt der Großmuth, und um die einst wieder in die Welt tretende B*** nicht der Subsistenzmittel zu berauben, verzichtete sie auf jeden Ersatz des Schadens und machte das mit Beschlag belegte Witthum der B*** dadurch frei.

„Peter v. B*** überlebte diese Katastrophe nicht lange. Er wurde zwar gleich am 22. Aug. 1846 zum Eintritt seiner Strafe in das Strafhaus überbracht, aber seiner fortwährenden Kränklichkeit wegen in den Krankenstand aufgenommen und in das Strafhausspital übergeben. Seine Frau dagegen war so leidend, daß sie erst einige Zeit später, am 2. Sept. 1846, aus dem Spital entlassen und zur Abtretung ihrer Strafe in das Strafhaus überbracht werden konnte. B*** litt eben an einem starken Anfall seiner Gicht. Die Abtheilung des Strafhausspitals für Männer ist zu ebener Erde, jene für die weiblichen Sträflinge gerade darüber im ersten Stock. Da kam eines Tags ein weiblicher Sträfling nervenkrank und leidend ins Spital. Sie war erst vor Kurzem abgeurtheilt worden, und sollte im Spital erst die Gefängnißtracht anziehen. Als man ihr nun den leinenen Rock der Sträflinge anzog, da schrie diese Frau so jammervoll, herzzerreißend — — und ein Sträfling, der im Krankensaal zu ebener Erde lag, hörte diese Stimme, erkannte dieses Schreien — es waren die unartikulirten Töne seines geliebten Weibes in jenen schrecklichen Momenten, wenn sie Konvulsionen bekam."

„Ich war gerade um jene Zeit von einer Dienstreise aus dem Ausland zurückgekehrt, als ich hörte, B*** habe aus dem Strafhaus zu mir geschickt und mich bitten lassen, zu ihm zu kommen. Ich eilte, eingedenk meines ihm gegebenen Versprechens, zu ihm — und fand ihn im Sterben. Er war erfreut als er mich sah, erzählte mir, wie in Folge einer entsetzlichen Gemüthsaufregung sich die Gicht wahrscheinlich auf innere edle Theile geworfen, und bat mich um die Erfüllung einer Bitte. Er wünschte nach seinem Tod in seiner Gruft auf seiner ehemaligen Herrschaft Kottingbrunn zu ruhen. Ich versprach ihm, alles an die Erfüllung seines Wunsches zu setzen, denn er wüßte es selbst, welche Schwierigkeiten dieß habe, und wie zu einem Familienbegräbniß eines Sträflings die Bewilligung der Regierung nothwendig sey. Kurz vor seinem Verscheiden brachte ich ihm die Nachricht, daß sein Wunsch erfüllt werden solle. Er starb ruhig und gefaßt, ergeben in sein Schicksal, am 15. Oktober 1847, an Erschöpfung der Kräfte.

„Seine Leiche wurde auf einfache, stille Weise nach dem Friedhof in Kottingbrunn gebracht; alles Gepränge war vermieden und als bei dem Begräbniß eines Sträflings verboten; aber das Eine hatte man nicht verbieten können, daß seine ehemaligen Unterthanen auf der Herrschaft den Friedhof füllten, und zahlreiche und andächtige Gebete wurden von ihnen dem Mann ins Grab nachgesprochen, der immer ein milder Herr gewesen war.

„Mathilde B*** blieb nur ein Jahr im Gefängniß. Ein neuer Akt kaiserlicher Gnade erließ ihr am 2 Nov. 1847 den Rest der Strafe, und fern von dem Geräusche der Welt lebt sie in stiller Eingezogenheit nächst Wien. Dadurch, daß die Bank von jedem Schadenersatz abstand, blieb ihr der Wittwengehalt von 2000 fl. zum ungeschmälerten Bezuge."

Scene aus dem kalifornischen Goldsucher-Leben.

Der 25. Juni des Jahres 1851 ist mir einer der denkwürdigsten Tage des ganzen Lebens! — Ich will an diesem Tage nach Kasens-Fleet, einer drei (englische) Meilen von unserem Kamp

Digitized by Google

entfernten Goldsucher-Station, um von dort Lebensmittel für uns zu holen. Kasens-Fleet ist eine sehr reiche, ergiebige Goldmine. Dort waren schon seit längerer Zeit mehrere Store (Gasthäuser), die uns bisher, so lange wir nämlich den gegenwärtigen Kamp inne hatten, mit Speisen und Getränken aller Art versorgten.

Es mochte ungefähr drei Uhr Nachmittags seyn, als ich vor Mac Gray's Store ankam. Ich band mein Maulthier vor der Thür an einen Baum und trat dann in den Store, um einzukaufen und zugleich ein lange entbehrtes Glas Wein zu trinken. Drinnen wartete meiner indessen nicht eben die angenehmste Scene. Es saß und lag eine Anzahl zum Theil schwer betrunkener Amerikaner in dem Raume und erfüllte ihn mit Toben und Lärmen. An derartige Scenen ist man nun allerdings in Kalifornien ziemlich gewohnt. Ich achtete deßhalb auch wenig darauf, trat vielmehr ruhig an den Ladentisch und forderte vorerst zu meiner Stärkung ein Glas Brandy. Der Wirth reichte es mir. Kaum habe ich aber das Glas an den Mund gesetzt, so springt einer der Berauschten auf mich zu und schlägt mir das Glas mit dem Brandy darin vor dem Munde weg, indem er dabei stammelnd folgende vulgäre Worte vorbringt: „Du wirst nicht trinken, ohne daß du die Gesellschaft traktirst!" „Ja, ich will trinken, sagte ich, ohne zu traktiren, weil Ihr betrunken seyd und Eure Gesellschaft!" Besänftige mich indeß bald wieder und fordere vom Wirthe ein zweites Glas. Eben habe ich dasselbe in die Hand genommen, so stürzte derselbe Ehrenmann mit gezogenem Messer auf mich ein. Ich habe zum Glück noch Zeit, schnell über den Ladentisch zu springen und so dem Messerstiche auszuweichen. Jetzt ziehe ich aber meinen Revolver (Pistole, gewöhnlich mit sechs verschiedenen Läufen, die nach einander abgefeuert werden können), halte ihn mit der Mündung gegen den Böswilligen und rufe mit kräftiger Stimme: „Der Erste von Euch, der mir naht, wird ohne Gnade und Barmherzigkeit über den Haufen geschossen!" — Als der Kerl dennoch vorspringen will, halten ihn die Anderen, bei meiner entschlossenen Haltung für sein Leben fürchtend, mit aller Macht zurück. Jetzt wende ich mich an diese und spreche, auf meinen Beleidiger deutend: „Wenn der Mann hier, es sey aus welchem Grunde es wolle, von mir beleidigt zu seyn glaubt und darum Genugthuung von mir fordert, so bin ich bereit, sie ihm augenblicklich zu geben!" — Es war dieß ein Kunstgriff von mir, im Augenblicke ersonnen, um mich aus der höchst unheimlichen Lage zu retten; denn offenbar hatte es die gesammte Bande auf mein Leben abgesehen, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ich ein Ausländer war. Die Amerikaner hier glauben nämlich, ein näheres Anrecht an das Gold des Gebirges zu haben, und betrachten daher alle Einwanderer als Eindringlinge mit feindseligen Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Im Kloster San Juste, in welchem Kaiser Karl V. als Mönch sein thatenreiches Leben endete, hat man bei Gelegenheit des Umbaues der Zelle, die er bewohnte, einen verborgenen Wandschrank entdeckt, worin außer einigen Uhren auch die Korrespondenz vorgefunden wurde, die er mit dem Italiener Juanuelo, einem Baumeister und Tausendkünstler damaliger Zeit, gepflogen hat. In einem der Briefe beklagt sich der lebensmüde Kaiser über seinen Sohn Philipp, der den Juanuelo nach Toledo verbannt hatte und ihm die Freude nicht gönne, sich mit seinem Freunde die Zeit zu verkürzen. Der Tausendkünstler war dem Kaiser beim Fabriziren der Uhren behülflich; eine der vorgefundenen Uhren soll sogar viel Aehnlichkeit mit unseren heutigen Cylinder-Uhren haben. Es ist dieß eine 4 Zoll hohe und 1 Zoll breite Wand-Uhr, ganz von Messing, die, wie aus den vorgefundenen Papieren zu entnehmen ist, der Kaiser, ohne Hülfe seines Freundes, allein verfertigt hat, sie aber nicht vollendete, weil dessen Rath und thätige Unterstützung ihm dabei abging. Die vorgefundenen Papiere sind in das Archiv von Simancas, die Uhren nach Badajoz, als dem Hauptorte von Estremadura, ins dortige Museum gebracht worden. Das Kloster San-Juste, das im Jahre 1835 aufgehoben wurde, ist jetzt eine Tuch-Fabrik. Der jetzige Besitzer hat aus Pietät die ehemalige kaiserliche Zelle, wie die Mönche es gethan, verschont. Allein die Umstände zwangen ihn, sie abbrechen zu lassen, wodurch die verborgenen Schätze aus Tageslicht befördert wurden. Die Wände dieser Zelle waren ganz mit Eichenholz bedeckt, der Schrank stack darin verborgen und ließ sich durch eine geheime Feder öffnen.

Charade.

Ich zeige Dir, was Du bist,
Doch was ich Dir zeige, bist Du nicht.

Auflösung der Charade in Nro. 203:

Ehe.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Fidelis Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Freitag № 206 17. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aber wie bittee sahen wie uns in unseree Erwaetung getäuscht! Die Stadt glich noch immer einer Festung, die eben dem stärksten Bombaedement preisgegeben gewesen. Ausgebeannte Häuser, offenstehende, theils verwüstete, theils in Lazarethe verwandelte Kirchen, elende Pferde und alle Zeichen eines veewüstenden Krieges boten sich unsern eeschreckenen Augen dar. Nue in den Nebenstraßen fanden sich noch Häuser, die ein erträgliches Obdach hoffen ließen, und Albert war froh, ein Unterkommen für uns bei einem Polen zu finden, der ganz den Franzosen und dem Kaiser ergeben wae. Mit freundlicher Bereitwilligkeit nahm der gastfreie Mann uns in seine kleine Wohnung auf, und bald sah ich meinen kleinen Charlee weich gebettet, und genoß an seinee Seite einige Stunden der köstlichsten Ruhe.

Lange hatte die wohlthätige Fee, die in den ersten Tagen des Marsches mich zu umschweben schien, ihee Nähe duech nichts verkündet, und schon glaubte ich mich in meinen Voraussetzungen getäuscht zu haben, als hier in Smolensk die Segenspendende sich mir wieder unzweifelhaft kund gab.

Die höchst ärmlichen Verhältnisse unseres Wirthes erwägend, waren wir nicht wenig eestaunt, nach der uns so nöthigen Ruhe eine reichliche, fast gewählte Mahlzeit zu finden, und auf unsee Befragen, wie bei dem Duechzuge so vielee Truppen er sich noch solche Voreäthe hätte erhalten können, gestand der Mann: daß er nicht veemocht haben würde, seine lieben Gäste so zu empfangen, wenn nicht eine unbekannte Hand ihm die Lebensmittel zugesendet hätte, um sie für uns zu verwenden. Da Géeard in einem andern Hause wohnte, so glaubte ich, daß ee vielleicht Gelegenheit gefunden habe, uns so eeichlich zu versoegen, und dankte ihm mit gerühetem Herzen für seine Feeundschaft.

Ich kann Ihren Dank nicht annehmen, theuee Feeundin, eief er lebhaft, denn nicht allein, daß ich Ihnen nichts habe senden können, theile ich noch, gewiß nur Ihretwegen, die Wohlthaten, welche Ihnen von unbekanntee Hand zukommen. Die Unsichtbaren beeiten auch über mich ihre segnenden Hände, denn nicht nur hier in Smolensk, sondeen auch schon feühee sind ihre Wohlthaten mir zu Theil gewoeden und mancheelei Erleichterungen nnd Bequemlichkeiten sind mir zugekommen, ohne daß ich die Hand hätte erfassen können, welche sie spendete.

Alle Hoffnungen sind getäuscht, alle Erwaetungen zertrümmert! Wie verlassen Smolensk und gehen neuem Elend, neuen Gefahren entgegen! Gott gebe mir Muth und erhalte das Leben meinee Lieben!

Krasnoe.

Ich lebe noch, theure Elteen, und in diesen wenigen Worten liegt Alles, was ich Euch sagen kann, denn Ihr wißt, daß nur mit dem letzten Hauch Eueer Rosalie ihee Liebe zu Euch erlöschen wird. Aber laßt mich Euch die Schrecken beschreiben, die mich in den letzten Tagen umgaben

Durch die gehabte Erholung in Smolensk gestärkt, schritten wie etwas muthiger unserm Schicksal entgegen, aber kaum hatten wir die Thore dee Stadt verlassen, als die schon gewohnten Jammerscenen sich uns, nur noch im eehöhten Geade, wiedee darboten. Die Kälte nahm mit jedem Tage, ja mit jeder Stunde zu, die Erde schien in ein Leichentuch gehüllt, aus dem nur die riesenhaften Tannen hervoreagten, deeen schwarze Stämme sich wie Teauersäulen von dem trübgrauen Himmel abhoben, ohne daß das fahle Grün ihrer Keonen den traueigen Eindruck gemildert hätte, den diese Bäume des Todes, von dem bleichen Schnee umgeben, auf das Gemüth hervoebrachten. Vergebens strebten die Soldaten, ihre Waffen zu halten, sie entsanken den zitternden Händen und zerbrachen auf dem gefrornen Boden oder gingen in dem tiefen Schnee verloren.

Digitized by Google

Wenn die Nacht herannahte, diese lange nordische Nacht, dann suchte das trübe Auge vergebens ein schützendes Dach, ein wärmendes Lager, die kalte Schneedecke war Bett und Grab dieser Unglücklichen, und oft vergaß ich der eignen Noth bei dem Anblick des grausigen Elendes, was mich umgab. Hartnäckig widerstanden die von Schnee und Eis bedeckten Tannen oft lange allen Bemühungen, ein Feuer anzufachen, und wenn endlich die Flammen hoch aufloderten und Alle sich drängten, um die belebende Wärme zu genießen, dann war der erstarrte Körper nicht mehr fähig, sie aufzunehmen, und oft sah ich am Morgen mit Entsetzen einen Kranz von Leichen um die verglimmenden Kohlen.

Von Glatteis waren die Straßen fast unfahrbar geworden, und um nur fortzukommen, ließ man die schweren Wagen liegen oder benutzte sie zur Unterhaltung der Wachtfeuer, und lud Alles auf den Rücken der Pferde. Die klugen Thiere, die oft in der Nacht ihre Köpfe über die Schulteen ihrer um dem Feuer sitzenden Herren in den Kreis hinein streckten, um so auch ihren Antheil von der wohlthuenden Wärme zu empfangen, während sie selbst ihren Herren als Schutz gegen Wind und Wetter dienten und ihnen die eigene Wärme mittheilten, boten auch jetzt willig ihre Rücken der ihnen aufgebürdeten Last dar, und trugen die schwere Bürde, bis Hunger und Schwäche sie niederwarf, und die dichte Schneedecke sie und ihre Schätze auf immer begrub.

Bald glich die ganze Umgegend nur einer großen Wüste, denn wenn wir am Abend in ein Dorf einzogen, so stand am Morgen oft nur noch das Haus, in welchem ich mit dem Kinde geruht, und welches Albert oft mit Gefahr seines Lebens vertheidigt hatte. Alle anderen Wohnungen waren verschwunden, denn mit so unglaublicher Schnelligkeit trugen die Soldaten Ställe und Häuser ab, um von den trockenen Balken die Feuer zu unterhalten, daß es oft kaum einiger Stunden bedurfte, um ein ganzes Dorf verschwinden zu sehen.

So nach tausend Mühseligkeiten, nach Gefahren, an denen mein Geist nur mit Beben zurück denkt, erreichten wir Krasnoe, und hier wird, soll ich der inneren Stimme trauen, sich mein Schicksal entscheiden! Aber wie der Würfel auch fallen möge, ein Wiedersehen bleibt uns, wenn nicht im schönen Vaterlande, doch gewiß einst dort Oben!

Rosalie.

So wie an einem schwülen Sommertage schwere dunkle Wolken lange den Horizont umsäumen, ehe der zündende Strahl aus ihrem Schooße niederzuckt, so hatten auch bis jetzt die Gefahren, welche Rosalien zu jeder Stunde umgaben, ihr nur wie von fern her gedroht. Aber jetzt zogen an Rosaliens Lebenshimmel die dunklen Wolken immer schneller herauf und der betäubende Schlag traf ihr Haupt und zerschmetterte es wie den schwachen Stamm, der vor seinem Nahen sich furchtsam beugt.

Nach kurzer Ruhe verließen die Regimentee Krasnoe, und der herausziehende Tag zeigte den erstaunten Blicken die zahllosen Bataillone der Russen und ihre drohenden Batterien. Von drei Seiten umgab ein Wall von Bajonetten das kleine, jetzt noch schlagfertige Heer, in dessen Mitte der Kaiser und seine Garde mit festem Schritt vorrückte. Wie ein lebendes Bollwerk umringten die Treuen ihren großen Führer, der, um den Freund*) zu retten, sie der russischen Uebermacht entgegen führte. Stolz und glücklich waren sie, ihn zu beschützen und selbst die Töne ihrer Musik drückten diesen Stolz aus. Der Kaiser, den Degen ziehend, sprach: „Lange genug bin ich Kaiser gewesen, jetzt ist es Zeit, daß ich auch wieder General werde!"

Der dunkle Kittig der Schlacht breitete sich todtbringend über die Ebene. Fest wie Mauern standen die Franzosen, und die dreifache Uebermacht vermochte nicht, sie zum Weichen zu bringen. Tausende fielen in den Reihen der jungen Garde, und diese jungen Soldaten, von denen die Hälfte fast noch nicht gefochten hatte, waren drei Stunden lang dem mörderischsten Feuer ausgesetzt, ohne zu wanken, ohne auch nur eine Bewegung zur Flucht zu machen. Die Russen tödteten ohne zu siegen. Sie, die nur nöthig gehabt hätten, vorzurücken, die allein durch ihre Masse den Kaiser und seine wenigen durch Leiden geschwächten Truppen bezwungen haben würden, sie wagten nicht, sich zu nahen, und schleuderten nur ihre Kugeln gegen die Kolonnen der alten Garde, gleichsam, als wenn sie ihre Kräfte nicht ausreichend hielten, diese Säulen von Granit zu zertrümmern.

In heißem Gebet lag Rosalie auf ihren Knien, der Donner der Kanonen schlug von fern her an ihr Ohr, und in ihrer Brust sprach die Unglück weissagende Stimme lauter, vernehmlicher wie je zuvor.

Gegen Abend zog der Kaiser mit seinen Garden durch die Stadt. Die Schlacht ist verloren! hieß es, jedoch waren keine näheren Nachrichten zu erlangen, und vergebens rief Rosalie in Todesangst die vorübereilenden Soldaten an, um nur ein Wort von dem Geliebten zu hören. Niemand konnte ihr Auskunft geben, und in trostloser Verzweiflung richtete sie fragend ihr Auge nach Oben,

*) Um Ney aufzunehmen, ging Napoleon wieder auf der Straße nach Smolensk vor.

Digitized by Google

als sollte der Himmel, der schwer und bleiern sich in grauen Wolken herabzusenken schien, ihr Antwort geben. Endlich, als die Nacht längst angebrochen war, hielt ein Reiter bei ihrem Hause an, und mit dem Angstschrei! Albert bist Du es? stürzte Rosalie ihm entgegen. Doch nicht Albert trat zu der Verlassenen ein, Gérard war es, der todtenbleich, mit zerrissenen Kleidern und mit Blut bespritzt, nur zögernd seinen Fuß über die Schwelle setzte.

Athemlos starrte Rosalie ihn an, kein Wort rang sich aus der gequälten Brust, und die Frage erstarb auf den bleichen Lippen. Auch Gérard schwieg, wenn gleich seine Brust sich konvulsivisch hob und senkte und ein fürchterlicher Kampf sein Inneres zu erschüttern schien.

Und bringen Sie, mir keine Nachricht, — kein Wort? — stöhnte endlich die junge Frau, indem ihre Hand krampfhaft den nächsten Sessel erfaßte.

Albert bittet Sie, für sein Kind zu leben! sagte dumpf der Freund, indem er die Niedersinkende in seinen Armen auffing.

(Fortsetzung folgt.)

Scene aus dem kalifornischen Goldsucher-Leben.

(Fortsetzung.)

Wie ich oft bereits erfahren hatte, wird in Kalifornien aus einem Morde nicht gar großes Aufheben gemacht. Ich mußte daher jetzt, da ich Einzelner so Vielen allein gegenüber stand, alles Mögliche befürchten. Nun aber hoffte ich, die Aufmerksamkeit der übrigen Gesellschaft, wenn auch immerhin nur vorläufig, von der feindseligen Stimmung und dem Hasse gegen mich ablenken zu können, wenn ich sie dieselbe einem Zweikampfe zuzuwenden veranlaßte, da ein solches „Vergnügen" hier im Gebirge niemals verachtet wird. Hatte ich aber erst Zeit gewonnen, so konnte ich, wer weiß, durch welche unvorhergesehene Umstände — und auf solche rechnet man ja immer in der Noth — vielleicht Alles gewinnen.

In der That hatte ich mich auch in dem Charakter meiner Amerikaner nicht verrechnet. Der Vorschlag zum Zweikampfe — und bei diesem war ich zunächst vor den Anderen sicher und hatte nur mit einem einzelnen, zwar kräftigen, aber halb betrunkenen Kerl zu thun — wurde mit großem allgemeinem Jubel aufgenommen. Die ganze Gesellschaft begab sich sofort vor die Thür, formirte einen Kreis und nahm mich und meinen Gegner in dessen Mitte, indem sie gewiß mit besonderem Vertrauen auf ihren Herkules schaute. Beide entkleideten wir uns nun bis auf die unentbehrlichsten Kleidungsstück, welche der Gürtel halten mußte, und fielen auf den Ruf: „Stoß zu!" zum Boring oder Faustkampf aus. Schon nach wenigen Augenblicken traf ich meinen Gegner, der nüchtern mir allerdings weit überlegen gewesen wäre, mit einem kräftigen Faustschlage dergestalt auf die Nase, daß er rücklings taumelte, niederstürzte und den Kampf aufgeben mußte. Da wurde denn Friede geschlossen. Um denselben so fest wie möglich zu besiegeln, ließ ich mehrere Flaschen Wein geben, die gemeinschaftlich geleert wurden.

Nun glaubte ich bestimmt, außer aller Gefahr zu seyn. Der Store-Wirth hatte mir die geforderten Lebensmittel in die Reisetasche gethan; ich nahm sie, bezahlte, schwang mich auf des Esels Rücken und trat den Rückweg an. Allein der Hauptakt des Drama's sollte erst kommen!

Ich war etwa eine (englische) Meile weit geritten nnd an dem Ausgange des Thales angekommen, in welchem der Kasens-Fleet strömt, da gewahre ich, daß mein Gegner von vorhin zu Pferde dicht hinter mir ist. Es konnte ihm nämlich nicht gar schwer fallen, mich bald einzuholen, da mein ziemlich abgetriebenes Maulthier stets nur im Schritte gegangen war. Bei mir angekommen, wählt er sich meinen mageren Esel zum Gegenstande seiner spöttischen Bemerkungen. Um den längeren Streit und Hohn zu vermeiden, erwidere ich kein Wort, sondern greife nach meinem Revolver. Das mochte aber mein Widersacher nicht bemerkt, vielmehr mein Schweigen für Feigheit genommen haben; denn er zieht sein langes Messer, sprengt auf mich ein und will einen mörderischen Stoß nach mir führen. Kaum sehe ich aber das Blinken des Stahls, — und der Kerl sinkt vom Pferde. Die Kugel war ihm durch die Brust gegangen, während ich nur eine ziemlich leichte Schramme in der Schulter empfangen hatte. Ich springe hastig von meinem Esel und untersuche die Wunde des Getroffenen.

Während ich damit beschäftigt bin, umringen mich mehrere Amerikaner, welche in der Nähe arbeiteten. Sie nehmen mich gefangen und bringen mich trotz meinem Sträuben zu Master Gray's Store zurück. Hier untersuchte ein Arzt, der zufällig nach Kasens-Fleet gekommen war, die Wunde meines ebenfalls dorthin mit vieler Mühe gebrachten Gegners und erklärte sie für absolut tödtlich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

[Schweizerheimweh.] Ein ehemaliger Sergeant der Schweizergarde, die mit dem Jahre

1830 von den Tuilerien — wer weiß, ob für immer! — geschieden, gab uns von der Art, wie sich bei seinen Landsleuten die Krankheit des Heimwehs äußert, folgende Darstellung:

Ein junger Rekrut hatte im besten Vertrauen, sich in der großen und schönen Stadt Paris zurechtzufinden, sein Handgeld genommen. Er hatte, wie Alle, sich zu beklagen keine Ursache. Die Leute wurden gut behandelt und nach Bedürfniß verpflegt. Dennoch überkam ihn das Heimweh. Dieß schreckliche Gefühl treibt keineswegs etwa zur Desertion oder zu einer Selbsthülfe um jeden Preis. Es lähmt vielmehr nur alle Entschlüsse, hindert, irgend noch etwas mit Nachdruck zu unternehmen. Es ist ein Weh unerklärlichster Art, eine still und oft unheilbar sich einschleichende Gemüthskrankheit. Jener junge Gardist stand zuweilen bei den gemeinschaftlichen Mittagsmahlzeiten auf, als fiele ihm plötzlich etwas ein, was er vergessen hatte. Dann setzte er sich wieder und aß zerstreut. Die Kameraden kannten diesen Zustand schon und riefen ihn mit Nachdruck an... „Jakob, was hast? Mußt vernünftig seyn!" .. Jakob lächelte und setzte sich wieder. War er auf einem Posten, so träumte er wie somnambul. Sollt' er einen Auftrag verrichten, so ging er wie in der Irre. Nie fiel ihm ein, zu klagen oder zu sagen: „Ich muß nach Hause zurück! Um Gottes willen, laßt mich gehen!" Das nicht; nur bei Tische entfiel ihm zuweilen das einzige hingeworfene Wort, das er wie irr aussprach: „Mutter! Mutter!" Stand er irgendwo in Versailles Schildwacht, so sah er starr auf die Baumgänge hinunter und flüsterte immer vor sich fort: „Mutter! Mutter! Mutter!" Wenn man ihn anrief, wußte er nicht, was er gesprochen hatte. Dieser Zustand verschlimmerte sich; er zehrte ab, wurde in wenig Wochen hinfällig, schattenähnlich. Jetzt schon stieß er das Wort „Muotter" zuweilen mit einer Plötzlichkeit aus, wie wenn er rasch um Hülfe rufen müßte. Man mußte ihn wie einen Geisteskranken ins Lazareth bringen. Diese innere Herzensangst war nicht zu bewältigen mehr und zur Reise war er schon zu schwach. Man konnte ihm gute Worte geben, er ging auf Alles ein, lachte auch und sagte, das Uebel würde sich schon legen; kaum war er aber eine Weile still oder wollte sich mit irgend etwas beschäftigen, so sprang er auf und rief nun schon wie ein brüllender Stier: „Muotter!" Der ganze Nachdruck des Schmerzes war dabei immer auf die letzte Sylbe gelegt. Am zuckgepreßten Krampf des Herzens und dem namenlosesten, durch nichts mehr zu beschwichtigenden Weh gab er den Geist auf. Das lang auseinander gezogene Wort: „Muoter! schrie er in seinen letzten Augenblicken wie ein Verzweifelnder, bis ihm die Kräfte versagten und er auf seinem Bette todt zusammensank.

[Der Marschall Lannes und der Pastor in Wenigenjena.] In der Schlacht bei Jena mußte der Pastor in Wenigenjena (ein Dorf bei erstgenannter Stadt) ein gefahrvolles Geschäft übernehmen.

Der französische Marschall Lannes, welcher dort kommandirte, verlangte nämlich einen Boten aus Wenigenjena, und in Abwesenheit aller Bauern, welche geflüchtet waren, um so lieber den Pastor des Orts, weil man zu diesem das meiste Vertrauen hatte. Er wird also zum Marschall geführt und erhält den Befehl, die französische Armee den kürzesten, sichersten und bequemsten Weg gegen die Preußen zu führen. Natürlich weigert sich der Geistliche, dieß Geschäft zu übernehmen, mit der Entschuldigung, daß es Verrätherei gegen sein Vaterland sey; allein der Marschall entgegnet, Zwang sey keine Verrätherei und den Boten müsse er machen. Führe er sie den besten und sichersten Weg, so solle er eine Belohnung von 2000 Thalern, im Gegentheil aber — eine Kugel vor den Kopf erhalten.

In seiner Herzensangst wendete hierauf der Pastor ein, er habe ja nicht einmal einen Hut mehr auf dem Kopfe, da ihm die französischen Soldaten Alles genommen hätten, worauf der Marschall eine Kappe von Leder von seinem Kopfe nimmt, sie ihm aufsetzt und nun „Marsch! kommandirt.

Zwei gemeine Soldaten nehmen hierauf den Geistlichen in ihre Mitte, ihn bei seinen Händen fassend, und so geht es fort. Es dauerte nicht lange, so kommt eine Kugel und reißt einen seiner Führer, noch ehe sie die Mitte des Bergs, erreichen, weg. Der Pastor, zwar bis auf den Tod erschrocken, will sich losreißen, aber schon tritt ein Anderer vor und er muß sein Führeramt trotz des heftigsten Kugelregens fortsetzen, bis ihm endlich der Marschall erlaubt, zurückzukehren.

So kam er glücklich mit dem Leben davon, aber — von der versprochenen Belohnung war auch weiter nicht die Rede.

Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Der kindlich-fromme, reine Himmelsglaube,
Wie gleicht er doch der wunderbaren Taube,
Die uns des Friedens heil'gen Oelzweig bringt!
Und mit dem sel'gen Frieden im Gewissen,
Wirst du auch nimmer jene Freiheit missen,
Wonach umsonst der kalte Zweifler ringt.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Aloysia Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag . № 207 18. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aus langer tiefer Ohnmacht erwachte Rosalie nur durch die angestrengte Bemühung des herbeigerufenen Arztes, doch schien sie kaum wieder zum Leben erwacht zu seyn. Still und schweigsam that sie von nun an alles, was zur Erhaltung und Pflege des Kindes nöthig war, ohne jedoch die frühere ängstliche Sorgfalt dabei zu zeigen. Sie schien mit dem Leben abgeschlossen zu haben, und mit banger Besorgniß betrachteten Gérard und Guillaume ihr so ganz verändertes Wesen. Oft hatte Gérard, um ihren stummen Schmerz zu brechen, und Thränen in die starren trocknen Augen zu locken, es versucht, mit ihr von Albert zu sprechen und ihr seinen Tod, den er an des Freundes Seite fand, zu schildern, allein mit einer abwehrenden Bewegung der Hand rief sie dann wohl mit Tönen der höchsten Angst: o jetzt noch nicht! Gleichgültige Fragen beantwortete sie selten, und es schien zuweilen, als wenn sie zwar die Worte vernähme, jedoch ohne ihren Sinn zu fassen. Nur wenn die besorgten Freunde ihr die kärgliche Nahrung brachten, die sie sich oft selbst entzogen, nahm sie dieselbe, indem sie leise flüsterte: leben für sein Kind! Mit wahrem Schmerz sah Gérard den Zustand der unglücklichen Frau, in deren sanftem Gemüth jetzt eine tiefe Bitterkeit Raum gefunden hatte. Oft zuckte ein schmerzliches Lächeln um ihre bleichen Lippen, wenn die Regimenter an ihrem Schlitten vorüber zogen, und ein vorwurfsvoller Blick flog auf zu dem grau umschleierten Himmel, während der krampfhaft verzogene Mund murmelte: es leben doch noch so viele!

Mit der strengsten Gewissenhaftigkeit löste Gérard sein dem Sterbenden gegebenes Wort, treu über seine Wittwe und über sein Kind zu wachen, und wenn die Unglückliche den fast immer auf ihr Kind gerichteten Blick erhob, so traf er das treue Auge des Freundes, und sein tröstendes Wort klang beruhigend in ihr Ohr. Als aber an der Gränze des alten Rußlands selbst der Kaiser jede Hoffnung aufzugeben schien, als man ihn zu Fuß, einen Stock in der Hand, mühsam fortschreiten sah, als man sah, wie der bis jetzt unbesiegte Held jeden Augenblick zögernd stand, als könne er sich nicht losreißen von diesem Boden, auf welchem er noch so viele Waffenbrüder dem traurigsten Schicksal preisgegeben wußte, da sank auch in Gérards Brust das Vertrauen auf eine nahe bessere Zukunft. In düsteres Schweigen versunken schritt er neben Rosaliens Schlitten her, und das Wort des Trostes und der Ermuthigung erstarb auf den in tiefem inneren Seelenschmerz zusammengepreßten Lippen.

Mit jeder Stunde wurde die Lage der beklagenswerthen Frau unsicherer, jede Minute brachte neue Gefahr. Von allen Seiten waren sie von Feinden umgeben, und dieselbe Kugel, die ein Mann in der ersten Linie zu Boden warf, tödtete oft eine Frau in der letzten Wagenreihe. Rosalie schien es nicht zu bemerken, still saß sie mit dem Kinde in ihren Armen, ein Bild des lautlosen Schmerzes, und vergebens bemühte sich Gérard durch Worte der Anerkennung für den verlornen Freund dieß Erstarren zu brechen und die Rinde zu sprengen, die das sonst so sanfte, gefühlvolle Herz umgab.

Folgsam wie ein Kind that sie Alles, was man in Bezug auf den kleinen Charles von ihr verlangte, allein alle Ermahnungen, sich aufzurichten aus ihrem Schmerz, ihre eigne Gesundheit zu schonen, beantwortete sie nur mit einem trüben Lächeln, mit einer abwehrenden Bewegung der Hand, oder mit den oft wiederholten Worten: ich werde leben, bis ich mein Kind den Händen meiner Eltern übergeben habe! Dann verfiel sie nur noch tiefer in ihr gewöhnliches düsteres Schweigen, und die bange Ahnung, als habe der fürchterliche Schreck, der tödtliche Schmerz die Geisteskräfte der Unglücklichen theilweise zerstört, als lebe sie nur noch in ihrem Kinde, und sey stumpf für Alles außer ihm, erhob sich mit unendlichem Weh in der Brust des besorgten Freundes. Mit immer größerer Liebe und Aufmerksamkeit widmete er sich ihr und suchte ihr hartes Loos auf jede nur irgend mögliche Weise zu erleichtern.

Digitized by Google

Als aber die französischen Adler, aus deren Asche der Phönix nicht wieder erstehen sollte, gen Himmel flammten,*) als der Kaiser sich eine Leibgarde von Offizieren bildete, der er selbst den Namen der heiligen Legion beilegte, da sprach die Ehre noch lauter in Gérards Brust als die Freundschaft, und die Sorge für Rosalien der geprüften Redlichkeit und Treue Guillaumes anvertrauend, reihte er sich der erwählten Schaar an.

Mit banger Besorgniß theilte er Rosalien seinen Entschluß mit. Er fürchtete die Tiefgebeugte noch mehr zu betrüben, aber mit ruhigem Lächeln reichte Rosalie ihm die Hand, während sie das Kind noch fester an ihre Brust drückte. Thun Sie, was die Ehre gebietet, sagte sie sanft, Guillaume wird uns schützen!

Ich werde für Sie und für das Kind zu sterben wissen, Madame! sagte Guillaume, indem er die Rechte betheuernd erhob.

Ich weiß es, erwiderte Rosalie, während ein unendlich schmerzliches Lächeln um ihre Lippen zuckte, was mich liebt und mir anhangt, das stirbt!

Nur zu bald schien diese trübe Vorahnung in Erfüllung zu gehen! In den unendlichen Wäldern von Minsk, in denen der Donner der Kanonen tausendfältig wiederhallte, löste sich der letzte Rest von Ordnung vollends auf. Von der mit jeder Stunde empfindlicher werdenden Kälte gefoltert, von den Russen verfolgt, drängte sich Alles durch einander, Soldaten, Frauen, Kinder eilten, so schnell es ihre schwachen Kräfte und der mit Glatteis bedeckte Boden erlaubte, zwischen den dicht an einander stehenden Bäumen hindurch. Man verlor sich in den Schatten dieser endlosen Wälder, in der Dunkelheit dieser langen Nächte. Brach der frühe Abend herein, ohne daß man den Ausgang gefunden hatte, und zwang Müdigkeit und Dunkelheit die Umherirrenden einige Stunden zu rasten, so trieb die Angst sie schon wieder weiter, lange ehe der anbrechende Tag sich einen Weg durch die dichten Baumstämme gebahnt hatte.

Nach einer solchen kurzen Nachtruhe hatte der Führer von Rosaliens Schlitten in dem dämmernden Morgenlicht den Zug der Voraneilenden aus den Augen verloren und sich von der Straße ab in den Wald verirrt. Durch die immer näher tönenden Kanonenschläge aufmerksam gemacht, befahl Guillaume dem ängstlich umherspähenden Manne umzulenken. Wir liefern uns den Russen in die Hände! rief er außer sich, wenn wir noch einen Schritt weiter fahren, und mit starker Hand die Pferde herumreißend, trieb er sie mit flachen Klingenhieben zur möglichsten Eile an. Aber vergebens war alle Anstrengung der müden Thiere, schon war der Schlitten von herumschwärmenden Kosaken umgeben, und es galt nun sein Leben theuer zu verkaufen oder sich als Kriegsgefangener zu ergeben. Guillaumes Entschluß war schnell gefaßt; Madame, rief er Rosalien leise zu, versuchen Sie zu entfliehen, während ich und der Führer die Herren beschäftigen, glückt es Ihnen vielleicht zu entkommen! Denken Sie an Ihr Kind! rief er lebhaft, als er sah, daß Rosalie zögerte, und sprengte dann mit gezogenem Säbel rasch den heranstürmenden Kosaken entgegen. Auch der Führer hatte eine Waffe ergriffen und mit Löwenmuth vertheidigten beide Männer nicht so wohl sich selbst, als die ihrer Sorgfalt anvertraute Frau, der sie durch Aufopferung ihres eignen Lebens die Zeit zur Flucht zu verschaffen suchten. Wirklich entschlüpfte auch Rosalie mit dem Knaben auf dem Arm ungesehen in das Dickigt, und erst als der treue Guillaume dies ihm anvertraute Pfand sicher wähnen konnte, versuchte auch er sich kämpfend zurückzuziehen. Allein aus mehreren Wunden blutend, verließen ihn bald die Kräfte. Er fühlte noch, wie einer der Kosaken ihm sein Schwert aus der kraftlos herabsinkenden Rechten riß, sah die hochgeschwungene Lanze über seinem Kopfe blinken und sank, den Todesstreich erwartend, bewußtlos zusammen.

Mit der höchsten Anstrengung arbeitete sich Rosalie indessen durch das dichte Gesträuch, und endlich gelang es ihr, die Straße wieder zu erreichen. Doch die fliehende Kolonne war längst weiter gezogen, und die unglückliche Frau sah sich nun allein mit dem Kinde, dessen Lebensflamme nur noch so schwach glimmte, daß ein Hauch sie verlöschen konnte, allen Gefahren des Kriegs und allen Schrecknissen des Klimas ausgesetzt. Lange stand sie lauschend, immer wähnend den treuen Guillaume mit dem verlassenen Schlitten wiederkehren zu sehen, allein alles blieb still, und bald verschwand auch diese letzte schwache Hoffnung. Er wird geendet haben, seufzte sie, und mir bleibt jetzt kein anderer Beschützer als Gott und die eigne Kraft!

Das Kind fest gegen die Brust gedrückt schritt sie rasch auf der unwegsamen Straße fort. Zerbrochene Wagen, Pulverkarren, Geschütz und Gewehre und Gegenstände des Luxus hemmten ihren Fuß, Dornen und Gebüsch zerrissen ihre Kleider, und die grimmige Kälte drohte die zarten Glieder zu erstarren, aber muthig schritt sie vorwärts, während sie mit dem warmen Hauch ihres Mundes das Leben in dem schwachen Kinde an ihrer Brust rege zu erhalten suchte. Noch irgend verspätete Nachzügler der Kolonne oder neue Züge von Flüchtlingen können diese Straße kommen,

*) Der Kaiser ließ vor dem Uebergang über die Beresina alle Adler der Armee verbrennen.

sagte sie sich, man wird mich aufnehmen, man wird eine Mutter und ihr Kind nicht elendiglich verschmachten lassen, ich werde mein Kind retten und Alberts Willen befolgen!

Wirklich kamen auch bald mehrere, ebenfalls in den Wäldern verirrt gewesene Wagen, deren Besitzer noch nicht allen menschlichen Gefühlen entfremdet, die flehende Frau und das vor Frost jammernde Kind mitleidig aufnahmen. Von alten Soldatenmänteln bedeckt, in Gesellschaft mehrerer Marketenterinnen, deren karge Nahrung sie theilte, näherte sich Rosalie auf diesem elenden Karren Studzianka, wo das Heer eben über die Beresina ging.*) Sind wir nur erst da hinüber, sagten die Frauen, als sie in Angesicht des Flusses kamen, dann hat unsere Noth ein Ende, und auch Sie, Madame, werden den Ihrigen Nachricht von Ihrem Unglück geben können, und Ihre Freunde werden Ihnen ein bequemeres Fortkommen verschaffen, und bessere Lebensmittel, als wir im Stande sind, Ihnen zu bieten.

Doch auch diese schwache Hoffnung sollte sich nicht bewähren, denn als endlich ihr elendes Fuhrwerk sich dem ersehnten Uebergangspunkt näherte, war die Unordnung bereits so groß, daß bange Sorge Rosaliens Herz wie mit Polypenarmen umfaßte. Eine unabsehbare Wagenreihe, Menschen, Pferde, Geschütze und Pulverkarren, nahmen die Ufer des Flusses ein und versperrten jeden Weg. Unter Schimpfen und Fluchen in allen europäischen Sprachen drängte Alles vorwärts der Brücke zu. Die Infanteristen suchten mit dem Kolben ihrer Gewehre sich einen Durchgang zu bahnen, während die Fuhrleute mit ihren Peitschen in die Menge hieben. Alle Leidenschaften sahen die zagenden Frauen hier entfesselt! Der schmutzige Geiz trieb zu Grausamkeiten, vor denen das Herz erbebte. Ueber die Leiber ihrer Mitbrüder trieben seine entmenschten Sklaven die Räder ihrer Wagen, um nur die in Moskau gemachte Beute zu retten. Der unwürdigste Kleinmuth sprach sich in bittern Thränen und lauten Jammertönen aus, und Hülfe und Rettung flehend erhoben Hunderte ihre Arme zu den Vorübereilenden, während die Verwundeten und Kranken, starren Blicks, in dumpfer Ergebung, die Schneedecke betrachteten, die ihnen bald als Grab dienen sollte. Immer näher rollte der Donner der Kanonen und übertönte oft das verzweifelnde Geschrei von Weibern und Kindern, welche, von den Säbelhieben der sich Bahn brechenden Kavalleristen getroffen mit Tönen des Jammers die Luft erfüllten. Als aber gegen Mittag die feindlichen Kugeln in der Mitte dieses Gewirres einschlugen, da steigerte sich die trostlose Verzweiflung zu einem solchen Grad, daß selbst die Augen der ältesten Krieger, von Thränen feucht, bald vorwurfsvoll den Himmel, bald in stummer Trauer die schneebedeckte Erde suchten.

Mit unendlicher Mühe hatte der Führer des kleinen Wagens, auf welchem Rosalie mit den andern Frauen saß, sich langsam einen Weg gebahnt, und schon glaubten sie sich der rettenden Brücke nahe, als eine Kugel mit schrecklichem Gekrach in die Speichen der Räder des kleinen Fuhrwerks einschlug und eine der Soldatenfrauen verwundete. Tödtlich erschrocken sprang Rosalie mit dem Kinde im Arm vom Wagen und eilte mit vielen Anderen zu Fuß dem Orte der gehofften Rettung zu. Da tönte, mitten im furchtbarsten Gedränge, plötzlich eine bekannte Stimme wie Sphärenmusik in ihr Ohr, und kaum glaubte sie dem eignen Auge trauen zu dürfen, als sie Cécile Durand in männlicher Kleidung, in einen Reitermantel gehüllt, zu Pferde neben sich halten sah.

Rosalie, müssen wir uns so wiedersehen! rief mit Thränen der Freude und des Schmerzes die gute Frau. Mein Gott, Sie sind ganz allein, zu Fuß in diesem Gedränge! Wo ist St. Mars, wo Gérard und Guillaume?

Mit einer schmerzlichen Geberde zeigte Rosalie bei dem ersten Namen gen Himmel und schüttelte dann traurig das blasse Haupt. Cécile verstand die Sprache des stummen Schmerzes und fragte nicht weiter. Schnelle Hülfe war hier nöthig, das fühlte sie, und den kleinen Charles in den Arm nehmend, bat sie Rosalien, sich hinter ihr auf's Pferd zu setzen. Doch das schwache Thier erlag der zu schweren Last und weigerte sich, einen Schritt weiter zu gehen. Rasch sprang Cécile vom Sattel und wollte, das Pferd am Zügel führend, zu Fuß ihren Weg fortsetzen, allein Rosalie wehrte ihr. Ueberlaß mich meinem Schicksal! rief sie. Gefällt es Gott, mich zu retten, so werde ich auch zu Fuß das jenseitige Ufer erreichen, soll ich aber sterben, so will ich Dich, Du treue Seele, nicht mit in mein Verderben ziehen.

Du darfst so nicht untergehen, rief Cécile sich schnell besinnend, ich sah vor wenig Augenblicken die Equipagen des Generals T**, seine Leute kennen mich, sie werden auf mein Bitten zurückkehren und Dich aufnehmen. Darum Muth, Rosalie, bald bin ich wieder bei Dir und bringe Hülfe! Mit diesen Worten sprengte sie rasch vorwärts und war bald im dichten Gedränge verschwunden. In diesem Augenblick brach die Brücke, und die ganze Kolonne der Artillerie drängte zurück, während die ungeheure Menge, von diesem Unglück nichts ahnend und das Geschrei der Vordern nicht achtend, immer vorwärts drängte, und

*) Am 26. November 1812.

Google

so Alles in den Abgrund stürzte, in dem sie bald Alle versanken.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

* Aschaffenburg, 16. Dezbr. Die gestrige Benefizvorstellung, zu Gunsten der Frl. Auguste Spahn — „das Forsthaus", von Charl. Birch-Pfeiffer — wäre in jeder Beziehung eine vorzügliche zu nennen, wenn die Rolle des Grafen Richard in bessern Händen gewesen wäre. Namentlich war es Frl. Spahn selbst, die sich des ungetheiltesten Beifalls erfreute. Ebenso verdienen die Leistungen der übrigen Hauptrollenträger alles Lob und können wir bei dieser Gelegenheit nicht umhin, Hrn. Spahn zur Acquisition des Hrn. Ränftle, eines ebenso begabten wie bühnengewandten Schauspielers, als welchen er sich bei seinem bisherigen Auftreten jedesmal bewies, Glück zu wünschen.

Der so zahlreiche Besuch der Vorstellung und die gespendeten Blumenkränze mögen Frl. Spahn ein Beweis seyn, daß das hiesige Publikum wahres Verdienst zu schätzen und zu belohnen weiß. Mögen diese Zeichen der Anerkennung aber auch für sie ein Sporn seyn, auf dem von ihr beschrittenen Wege nach wahrer künstlerischen Vollendung weiterzuschreiten.

Trinklied.

(Aus Bodenstedt's Gedichte aus dem Orient.)

Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!
Was ist das Athmen?
Ein Trinken von Duft!
Was ist das Riechen?
Ein Trinken von Duft!
Was ist ein Kuß, als
Ein doppelter Trank?
Trinken macht selig,
Fasten macht krank!
Was ist das Sehen?
Ein Trinken des Scheins!
Klingt's auch verschieden,
Bleibt es doch Eins!
Füllt mir das Trinkhorn!
Reicht es herum!
Trinken macht weise,
Fasten macht dumm!

Mannigfaltigkeiten.

[Wahrheit gebiert Haß.] Der Oberstallmeister Ludwigs XIV., Ludwig von Lothringen, Prinzen von Avignon, lud einige Prinzessinen und Damen vom Hofe einst zu sich, ihnen das Vergnügen zu machen, abgerichtete Hunde, kostümirt wie Liebesgötter, Schäfer und Schäferinnen und Prokuratoren tanzen zu sehen.

Ungeladen stellte sich die Prinzessin von Elboeuf aus Neugier ein. Sie war eine dicke sechzigjährige Frau, herrschsüchtig und anspruchsvoll. Sie befahl, daß ihr die Hunde einzeln vorgestellt werden sollten.

Der Besitzer dieser von ihm abgerichteten Hunde trat daher vor und sprach: „hier, erlauchte Prinzessin, ist ein Hündchen, das die Jahreszahl und den Monat anzugeben weiß, und auch wie viel die Uhr ist."

„Das ist ja ein wunderbares Thierchen! Ihr müßt es mir verkaufen."

Da der Angeredete achselzuckend schwieg, schrie sie — „Ihr müßt es, oder ich lasse Euch gleich aus Versailles fortjagen."

„Er gibt aber auch das Alter jeder Dame ganz genau an, erlauchte Prinzessin," bemerkte jetzt der Hundebesitzer.

„Pfui! das abscheuliche Thier!" rief die Prinzessin, und stieß das Hündchen so wüthend mit dem Fuße von sich, daß es sich hinter die andern winselnd versteckte. „Jagt ihn gleich fort, sperrt ihn ein, er soll sich hier nicht wieder sehen lassen!" fuhr sie zornig fort, und verließ das Zimmer wie eine Furie.

Charade.

Wie würdest Du mich heißen,
Wenn Du mich schreibst mit einem n.
Wenn die Gewalt mich würde in die Lüfte reißen,
Was Menschenhände nicht vermochten.
Aber wie wirst Du mich nennen,
Wenn Du mir gibst noch ein n
Denn die Natur hat mich ja dem Menschen
Und sogar dem Thier gegeben.

Auflösung der Charade in Nro. 204:

Rebe — Ehre.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 208 20. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Rosalie hatte, die Wiederkehr der Freundin erwartend, abwärts hinter einem Baumstamm Schutz gesucht, und war so dem allgemeinen Unglück entgangen. Als aber Cécile nicht widerkehrte, und sie sich sagen mußte, daß wohl auch dieß edle Wesen ein Opfer ihrer Treue geworden sey, da griff eine kalte Hand erstarrend in ihr Herz, und mit dem Entschluß, von nun an das Schicksal allein über sich walten zu lassen und auf keine menschliche Hülfe mehr zu hoffen, wendete sie sich, mit dem schwer athmenden Kinde in ihren Armen, der andern Brücke zu, die etwas höher hinauf über den Fluß geschlagen war und wohin der ganze Zug sich nun wälzte. Eine Menge Geschütz, Munitionswagen und Fuhrwerke jeder Art strömten von allen Seiten herzu und fuhren mit reißender Schnelligkeit den steilen Abhang hinunter der zum Flusse führte, während die feindlichen Kugeln unausgesetzt über sie hinpfiffen. Mit ängstlicher Hast suchte Rosalie sich diesem verheerenden Strom, der Alles vor sich niederzureißen drohte, zu entziehen und bestrebte sich, einen der Straße nahe liegenden Hügel zu erreichen. Schon glaubte sie sich geborgen, da zerschmetterte eine dicht neben ihr einschlagende Granate ihr den rechten Oberschenkel, und fast bewußtlos sank sie zu Boden. Näher heran brauste unaufhaltsam die Masse der Wagen, wimmernd und weinend lag das Kind, von dem Blut der Mutter übergossen, auf der hart gefrornen Erde und streckte flehend seine kleinen Arme zu ihr empor. Da erfaßte unendliche Verzweiflung das Herz der Armen, und mit einem vorwurfsvollen Blick gegen den düstern Himmel riß sie das Strumpfband von ihrem Fuß, schlang es um den Hals des Kindes, beugte sich lautlos über die kleine Leiche, und über sie hinweg stürzte sich der zermalmende Strom der Wagen und des Geschützes.

Seit mehreren Wochen war Louise ohne Nachricht von dem Gatten und von Rosalien. St. Mars Tod hatte ein durcheilender Kourier, der ihr die letzten nur flüchtig mit Bleifeder geschriebenen Worte von Gérard brachte, ihr mitgetheilt, und das Geschick der verlassenen Freundin vermehrte nun noch die Bürde der auf ihr lastenden Besorgnisse, denn wenn sie auch keine Ahnung von dem Elend hatte, dem Rosalie preisgegeben war, so kannte sie doch ihre an Anbetung gränzende Liebe für St. Mars, und das Weh, das Rosaliens Herz zerriß, fand in ihrer von tausend Aengsten gequälten Seele einen schmerzlichen Widerhall. Gérard wird ihr Trost und Stütze seyn, dachte sie, und dieß ist vielleicht der Grund seines Schweigens.

Manchmal kam ihr der Gedanke, der Gatte werde sie durch seine Ankunft überraschen, und lasse nur deßhalb nichts von sich hören, um diese Ueberraschung desto plötzlicher und unvorhergesehener zu machen. Mit ängstlicher Spannung horchte sie dann wohl auf jeden Tritt, der von der Straße heraufschallte, und beantwortete die Fragen des Grafen, der auch nach dem Tode ihrer Mutter ihr Gesellschafter geblieben, entweder gar nicht oder zerstreut.

Fast unerträglich wurde dem Grafen die Qual dieses Zustandes, und eine Befreiung von drückenden Banden schien es ihm, als endlich die traurige Gewißheit diesen unbestimmten Befürchtungen ein Ende machte. Aber wie ein vernichtender Donnerschlag traf Louisen die Nachricht, daß ein Flintenschuß beim Uebergang über die Beresina das Herz getroffen hatte, welches für sie auf Erden am treuesten schlug. Lange sträubte sie sich, dieser furchtbaren Wahrheit Glauben zu schenken, und erst, als mehrere von Gérards Kameraden ihr einstimmig versicherten, daß sie den geliebten Freund todt auf dem Schlachtfeld gesehen, erst als der Todtenschein in ihren zitternden Händen lag, gestand sie sich mit furchtbarer Verzweiflung, daß ihr keine Hoffnung bliebe. Wie ein Gespenst stand ihre Schuld gegen den theuren Todten nun vor ihrer zagenden Seele, und mit Entsetzen und Ab-

Digitized by Google

schen wies sie die Liebesworte und Tröstungen des Grafen zurück, den wieder zu sehen sie sich, nachdem er sie auf ihr heftiges dringendes Bitten verlassen hatte, in den ersten Tagen standhaft weigerte. Es schien ihr ein Sühnopfer, welches sie dem Todten brachte, daß sie sich selbst freiwillig der Tröstungen des von ihr sonst so heiß geliebten Mannes beraubte, und sie ging in dieser selbst gewählten Büßung so weit, daß sie ihren Umgebungen verbot, auch nur den Namen des Grafen in ihrer Gegenwart zu nennen. Als aber die Gewalt des ersten Schmerzes gebrochen war, da fühlte sie so schwer die gänzliche Vereinsamung, in der sie in einer fremden Stadt lebte, daß sie ihrer längst erwachten Sehnsucht Worte gab und befahl, den Grafen bei seinem nächsten Besuch vor zu lassen. Die Dienerin entgegnete hierauf, daß wohl der Graf nicht mehr kommen werde, da sie ihn schon mehrmals abgewiesen habe.

Nach mehreren Wochen erhielt Louise folgenden Brief vom Grafen. „Liebe Louise! Seit längerer Zeit befinde ich mich bei meiner Tante Golsen, in einer delikaten Familienangelegenheit. Sie verboten mir, Sie zu sehen. Sie wollen mein Glück, und werden den eigenen Schmerz nicht achten, der, wie ich hoffe, nur vorübergehend seyn wird. Ich war nicht Ihre erste Liebe, Louise, Ihr Herz hatte bereits gewählt, ehe das Schicksal mich in Ihren Weg führte! Aber in Adele Golsens Brust brennt die Flamme der ersten, innigen Liebe für mich, und dieses Herz würde verbluten, wenn ich es von dem meinigen risse. Was soll ich Ihnen sagen, Louise, mir blieb keine Wahl, denn auch mein Herz entbrannte in heißer Liebe für das liebliche Geschöpf, das in seiner heiligen Unschuld die Gefühle dee eigenen Seele kaum verstand. Sollte ich einen doppelten Meineid begehen? Sollte ich ohne Liebe zu Ihnen zurückkehren und so mein Herz brechen, welches in kindlicher Unbefangenheit sich vertrauend mir ergab? Hätte ich mit meinem Herzblut Sie beide beglücken können, gewiß, ich würde es freudig ausgeströmt haben, allein auch dieses Opfer wäre für Ihr Glück nutzlos gewesen! Der Kampf war schwer, jedoch ich habe ihn bestanden, ich habe gewählt, wie ich wählen mußte! Seit gestern ist Adele Golsen meine Gattin, und Sie, theure Louise, werden stets den treuesten Freund, den dankbarsten Verehrer, den eifrigsten Bewunderer Ihrer hohen Verdienste haben an

Edmund, Graf von Horn."

Sprachlos starrte Louise auf das in ihren Händen zitternde Blatt; ihrem Geiste schien das Fassungsvermögen, ihrem Auge die Sehkraft entschwunden zu seyn. Zu bunten, fratzenhaft gestalteten Figuren wurden ihrem erloschenen Blick die Buchstaben, aus denen nur die Worte: „seit gestern ist Adele Golsen meine Gattin!" hervortraten und sich wie feurige Zeichen auf ihre todtenbleiche Stirn einzugraben schienen. Immer tiefer drang die glühende Schrift, bis ihre sengenden Flammen das ganze Innere der Unglücklichen verzehrten, und sie mit einer schmerzhaften Bewegung nach dem Herzen lautlos zu Boden sank.

(Fortsetzung folgt.)

Scene aus dem kalifornischen Goldsucher-Leben.

(Fortsetzung.)

Jetzt war es aller Wahrscheinlichkeit nach um mich geschehen! Der Verwundete zählte nämlich unter den im Store Anwesenden nicht nur viele Freunde, sondern es hatten sich auch zwei seiner Brüder dort eingefunden. Zwölf aus der Gesellschaft traten zu einem Gerichte über mich zusammen und verurtheilten mich, obwohl der Verwundete noch am Leben war, und ohne mich seines Verhörs zu würdigen, mit Stimmeneinheit zum Tode durch den Strang. Damit sämmtliche Amerikaner aus dem Thale zusammen geeufen werden könnten, um den Genuß der Hinrichtung eines Europäers zu haben, sollte die Exekution erst am nächsten Morgen um sieben Uhr vor sich gehen. Ich ward einstweilen, an den Füßen geknebelt, in eine entlegene Ecke des Store gesetzt, und vier Männer erhielten den Auftrag, mich sorgsam zu überwachen. Als man dieß besorgt hatte, begann das Trinkgelage von Neuem. Die Unmenschen leerten eine Flasche nach der anderen, voll Jubels, daß sie einen „Deutschmann" zum Hängen hatten. Sie tranken mir dabei spottend zu und höhnten, daß es billiger Weise jedem Deutschmann eben so ergehen müsse, wie mir in einigen Stunden.

Ich kauerte während dessen schweigend und den nicht eben angenehmsten Betrachtungen hingegeben in meiner Ecke. Verschiedene Plane zur Rettung wurden still von mir entworfen; alle aber zeigten sie sich bei näherer Prüfung als unausführbar. Doch sieh! plötzlich fällt ein matter Lichtschimmer in meine verzweiflungsvolle Lage. Ich erblicke durch die Fensteröffnung einen Mann, der sich dem Store nähert. Ee bindet seinen Esel an der Thür an und tritt herein, ein Glas Brandy fordernd. Freilich war mir der Mann bis dahin im Gebirge noch nicht zu Gesicht gekommen; aber an dem Accente, womit er das Englische redete, erkannte ich sofort daß er ein Deutscher seyn müsse. Ich rede ihn sofort in meiner Muttersprache an und gebe ihm in möglichster Kürze einen Abriß meiner

Digitized by Google

so eben erlebten Schicksale. Er würdigt mich aber keiner Antwort, ja, nicht einmal eines längeren Blickes. Dagegen beginnt er, mit den anwesenden Amerikanern, die ihn, so viel ich verstand, Karpus nannten, zu scherzen und läßt denselben sogar Wein reichen. Nach kurzem Verweilen verläßt er den Store wieder, schwingt sich auf den Esel und reitet langsam dahin. Es währte lange Zeit, bevor ich ihn ganz aus den Augen verlor; so gemächlich saß er, mit den Füßen baumelnd, auf dem Rücken seines Grauthiers.

Also auch dieser kurze Lichtschimmer in meiner jetzigen, so überaus traurigen Lage war hoffnungslos wieder untergegangen! Es brach für mich eine doppelte Nacht an: die Nacht am Himmel draußen und die Nacht im Gemüthe drinnen. Niemals aber — und würde ich Methusalem's Alter erreichen — könnte ich jene unselige, qualvolle Nacht vergessen, die ich unter niederträchtigen, betrunkenen Feinden und vier nicht eben nüchternen Wächtern zubrachte! Ich versuchte ein Mittel, sie abzukürzen, und zwar ein solches, das den höhnenden Amerikanern gleichzeitig ein Zeugniß meines, freilich nur erkünstelten Gleichmuthes zu geben vermöchte.

Da ich mit Geld reichlich versehen war, so ließ ich mir eine Büchse Austern nebst Ale und endlich noch Champagner zum Abendessen reichen, kann aber versichern, daß namentlich die Austern mir im ganzen Leben niemals schlechter gemundet haben, als an diesem furchtbaren Abende. Wohler thaten mir das Ale und der Champagner, wovon ich eine große Quantität zu mir nahm, ohne aber im Geringsten davon betäubt zu werden. Die heftige Gemüthsaufregung mochte wohl daran schuld seyn. Wer mich irgend kennt, der weiß auch, daß ich dem Tode ziemlich ruhig ins Angesicht schauen kann; unter den jetzt hier obwaltenden Verhältnissen war er mir aber doch in der That sehr zuwider. Die ganze Nacht hindurch kam mir natürlich kein Schlaf in die Augen. Nebenbei hatte ich die unerquickliche Aufgabe, vor meinen Wächtern den geistig Starken zu spielen. Ich wußte ihnen durch meine Scherze manches Lächeln abzugewinnen, so daß sogar einer derselben mir das hier ehrenvolle Zeugniß gab: „Niemand kann dich einen Feigling nennen!"

Endlich brach der Morgen an. Um sechs Uhr kamen die ehrenwerthen Richter der Lynch, welche mich verurtheilt hatten, geführt vom Sheriff. Sie traten ein; vor der Thür des Store aber versammelte sich ein großer Haufe von Zuschauern — wie sich von selber versteht, Amerikaner. Der noch halb trunkene Sheriff führte mich hinaus zu einem etwa zwanzig Schritt entfernten Baume. An diesen Baum wurde ich gestellt, während sich vor mir ein Halbkreis bildete. Aus diesem Halbkreise trat der Sheriff vor, affektirte die Haltung eines Geistlichen, ließ sich eine große englische Bibel reichen und las mir daraus ein Kapitel — ich weiß nicht mehr, welches — mit weithin tönender Stimme vor. Dann aber gab er plötzlich die mühsam affektirte Verstellung auf und rief, die Bibel zurückreichend, mit hohnlallender Stimme: „Das ist alles Unsinn! Nehmet irgend etwas zu trinken; Ihr habt noch eine letzte Stunde, bis das Seil fertig ist!" — Ich erwiderte mit dem Anscheine des Vergnügens, daß ich gegen eine Cigarre und ein Glas Brandy nichts einzuwenden haben würde. Man brachte in der That Cigarren, Flaschen und Gläser und vertheilte die Getränke in der Gesellschaft. Als eine durchaus heitere Stimmung eingetreten war, erhob ich mein Glas und brachte einen Toast „auf die Gerechtigkeit der Amerikaner" aus. Ich hatte meine Worte so kräftig, so eindringlich und mit solchem Scheine von eigener wahrer Ueberzeugung gesprochen, daß Alle jubelnd einstimmten, der jetzt aber wieder ganz trunkene Sheriff mir um den Hals fiel und stammelte, es sey im Grunde schade, daß ich gehängt würde; aber es müsse bei alledem doch die Gerechtigkeit ihren Lauf haben.

Jetzt suchte ich die Bande zu tüchtigem Trinken, zu animiren, fand aber dabei heftigen Widerstand von Seiten der Brüder des von mir Verwundeten, welche es dahin brachten, daß die Flaschen bei Seite geschafft, die Vorbereitungen zur Hinrichtung aber mehr beeilt wurden. Die auf die Trunkenheit der Bande gesetzte Hoffnung auf Lebensrettung schlug somit fehl.

Ich zog jetzt meine Uhr hervor; sie zeigte fünf Minuten nach halb Sieben. Noch fünfundzwanzig Minuten hatte ich also zu leben! — Da erhebe ich zufällig meine Augen zu dem Gipfel des meinem Gesichte gegenüber liegenden Berges, welchen meine vor mir stehenden Peiniger aber ziemlich im Rücken hatten. Es führte über diesen Berg die Straße nach Engels-Diggins. O, zweifelvolle Hoffnung! — Ich sehe auf dem Bergwege einige Reiter zum Vorschein kommen, deren Zahl sich fortwährend durch Nachzug vermehrt. Sie nehmen offenbar die Richtung nach unserem Platze. Schon sind sie den Abhang herunter. Ich glaube zu erkennen, daß es Deutsche, Franzosen und Spanier sind; ich wußte ja, daß in Engels-Diggins Kinder dieser Nationen arbeiteten.

Inzwischen war die Minute meiner Hinrichtung herangekommen. — „Dich wird jetzt Keiner befreien!" sagte der Sheriff, als plötzlich hinter seinem Rücken der Ruf erscholl: „O! — wir!"

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

An Fräulein Auguste Spahn. *)

Sey mir gegrüßt, Du holde Wunderblume,
Du Bild der Anmuth, Liebling der Kamönen,
Dich wird der Kunst geweihte Krone krönen,
Du Zierde in Thalia's Priesterthume!

Wir sehen Dich geschmückt mit süßem Ruhme,
Und hören preisend Deinen Namen tönen;
Die Gottheit selber lenkt, es zu verschönen,
Dich fürder stets in ihrem Heiligthume.

Aus Deinen Augen strahlt der Unschuld Spiegel,
Aus ihnen dunkelt es so wunderbar.
So mährchenhaft, so reich und quellenklar.

Dein Antlitz trägt des ächten Stolzes Siegel,
Und's ist doch wiederum so mild und zart:
Viel hat's dem Herzen schon geoffenbart

Mannigfaltigkeiten.

Unser Planeten-System ist durch die jüngsten Entdeckungen auf dreißig Numeen gebracht, von denen 22 zu den sogenannten Asteroiden gehören, deren Bahn zwischen Mars und Jupitee fällt. Zue Zeit des Kopernikus (1473 bis 1543), welcher zuerst die Bewegung der Planeten um die Sonne zue Geltung beachte, kannte man bekanntlich erst sechs Planeten (Merkur, Venus, Eede, Mars, Jupitee und Saturn). Eest am 13. Mai 1781 entdeckte Herschel (dee Vater) den siebenten, den er Uranus nannte. Am 1. Jan. 1801 entdeckte Piazzi die Ceres, den eesten Asteroiden oder Planetoiden, wie man die kleinen Planeten zwischen Mars und Jupiter zu bezeichnen pflegt. Im Jahee 1807 entdeckte Olbees den vieeten, die Vesta. Fast vierzig Jahre vergingen, bis Galle in Veebindung mit Leveeriee den Neptun entdeckte. Jetzt erfolgte in rascher Aufeinandeefolge die Entdeckung der 18 neuen Asteroiden: Asträa 1845 und Hebe 1847 durch Henke, Jeis und Flora 1847, Viktoria 1850 und Irene 1851 durch Hind, Metis 1848 durch Graham, Hygiea 1849, Parthenope und Egeria 1850, so wie Eunomia 1851 und Psyche 1852 durch Gaspaeis, Thetis 1852 duech Luther, Massilia durch Chacornac 1852; ferner deei noch nicht benannte in demselben Jahre duech Hind, nnd die Lutetia gleichfalls im Nov. 1852 durch Goldschmidt. Im Jahre 1852 sind bis jetzt, 1. Dez., bereits sieben Asteroiden entdeckt worden.

*) Wir entsprechen bereitwillig der Bitte eines anonymen Kunstenthusiasten durch Aufnahme obiger uns zugegangener Strophen. Die Redaktion.

In dee schwedischen gräflich Königmark'schen Familie wae es besonders Graf Otto Wilhelm, der sich als ein Hauptlöwe in dee großen Gesellschaft des siebenzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Ländern einen Namen machte. Sechsundzwanzig Jahre alt trat er 1667 als Gesandtee vor Ludwig XIV. auf. Als ihm bei der Anrede, die ee an den voenehm-geavitätischen König in schwedischer Sprache hielt, sein Gedächtniß versagte, hatte er die Geistesgegenwaet, ohne zu stocken, das schwedische Vaterunser und meheere andeee Gebete heezusagen und sich dabei einmal über das andere zu verbeugen. Da kein Mensch am seanzösischen Hofe Schwedisch verstand, merkte Niemand den wundeelichen Redetausch, und nur das Gefolge des Gesandten hatte die größte Mühe, das Lachen zu unterdeücken.

Saphie stellt in seinem „Humoristen" folgende Peeisfrage auf: Welches Liebensveehältniß dauert längee, wo der Geliebte geisteeich und die Geliebte dumm ist; wo der Geliebte dumm und die Geliebte geistreich ist; wo Beide geistreich, odee Beide dumm sind? Auf die Beantwortung diesee Frage setzt dee Humorist als Peeis ein saubeegebundenes Peacht-Exemplar von einem schönen Bewußtseyn.

Linquiet wae einst in die Bastille gebracht. Ein dürrer Kerl trat zu ihm ein. Bestürzt fragte er, wer ee sey? „Ich bin, veesetzte Jener, der Barbier dee Bastille." „Zum Teufel, eewiderte Linquiet, die hätten Sie schon längst easiren sollen.

Ein Feanzose machte einee schönen Dame folgende Liebeserkläeung: „Wee sick stehlen, seyn ein Dieb. — Sie aber stehlen mein Erz; also seyn Sie ein Dieb. Ein Dieb muß man enken — wenn Sie wollen sick lassen enken, nehmen Sie mich als Ihren Steick."

Charade.

Die Erste schafft den Kindeen manche heitre Stunde,
Doch auch Eewachsenen im andeeen Sinn;
Die Zweit' und Dritte höet man oft in Spielers Munde,
Sie beingen ihm bald Schaden, bald Gewinn;
Die vieete Sylbe, die ein Beiwoet muß ergänzen,
Stellt sich uns immee dar im Indian.
Das Ganze glänzt gar oft bei festlich frohen Tänzen,
Weckt mancher Dame Neid, bezaubert manchen Mann.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Velag bei Lisette Wailandt in Aschaffenbueg.

Erheiterungen.

Dienstag № 209 21. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aus langer Ohnmacht erwachte Louise zwar zum Leben, aber nicht zum Bewußtseyn. Ein hitziges Fieber hielt ihre Sinne umfangen, und wilde Phantasien beachten die Ereignisse der letzten Zeit in schnell wechselnden Bildern vor ihre kranke Seele. Bald glaubte sie den Grafen zu sehen, zärtlich und liebend wie sonst, und rief ihn dann mit den süßesten Namen. Aber plötzlich erfaßte sie Schrecken und Abscheu, und sie nannte den eben noch mit den zärtlichsten Namen Bezeichneten einen Tiger, der seine blutigen Krallen in ihr Herz schlage und es langsam zerreiße. Oft fanden ihre Pflegerinnen sie in ihrem Bette knieend, wie sie mit den rührendsten Worten die Verzeihung des ihr als Engel erschienenen Gatten anflehte! In andern Augenblicken sah sie ihn als Rächer, und mit der Angst eines Kindes, sich in die Kissen verbergend, schrie sie dann mit herzzerreißenden Lauten: rettet mich, rettet mich! er kommt, um seine verrathene Ehre von mir zurück zu fordern! Seht ihr, wie sein Auge glüht! Der Blick bohrt sich wie ein Dolch in mein Gehirn! o, rettet mich, rettet mich, auf daß die Flammen mich nicht verzehren, die glühend meine Eingeweide durchwühlen!

Ermattet sank sie nach solchen Anfällen zurück in die Kissen und lag lange in todtähnlicher Betäubung, so daß ihre Umgebung ihren Geist oft schon entflohen wähnte. Aber ihre Jugend und ihre kräftige Natur siegten über die Leiden des Körpers und der Seele, und nach monatlanger Krankheit genaß sie langsam zum Leben, aber die frühere Heiterkeit und Lebenslust schien auf immer entflohen. Theilnahmslos für Alles, was sie umgab, ordnete sie still und ruhig ihre Angelegenheiten und bereitete sich vor zur Reise in die Heimath. ***g's Mauern drückten vernichtend auf sie und es schien ihr, als würde sie nur dann erst frei wieder athmen können, wenn sie diesen Ort, wo sie die süßesten und die schrecklichsten Stunden ihres Lebens verlebt hatte, auf immer verlassen habe.

Einen Brief des Kammerraths Werner, der ihr sein Haus als Freistätte anbot, ließ sie lange unbeantwortet. Sie werden keine Freuden bei uns finden, theures, beklagenswerthes Kind, schrieb der Kammerrath, aber Herzen, die Sie lieben und mit Ihnen weinen! Seit dem Tode unseres Engels, unserer Rosalie, flieht die Freude das Haus, worauf die Hand des Unglücks lastet, und in tiefer Melancholie versunken kennt die unglückliche Mutter keinen andern Wunsch als den, der geliebten Tochter bald zu folgen. Ihr Schmerz verleitet sie zu ungerechtem Haß gegen eine Nation, die sie nie liebte und der sie nun die Schuld ihres Unglücks beimißt. Vielleicht möchten Sie manches harte, Ihr Herz verwundende Wort hören müssen, Louise, und dieß ist es, was ich Ihnen nicht verhehlen darf, doch würden Sie, die liebste Freundin unserer verklärten Rosalie, der trauernden Mutter schon durch Ihren bloßen Anblick gewiß eine tröstende Engelerscheinung seyn. Erwägen Sie Beides und bestimmen Sie dann, Sie werden das Beste wählen.

Oft überlas Louise diese Zeilen, und es zog sie hin zu den guten Menschen, mit denen sie Liebe und gleiches Leid verband; aber Felix sollte zurückkehren von seinen Reisen, und ihm gegenüber zu treten, im täglichen Verkehr mit ihm zu leben, dazu fühlte sie nicht die Kraft. Wie leicht konnte seine frühere Neigung wieder erwachen, oder an ihre Stelle eine beleidigende Gleichgültigkeit getreten seyn, und Beides fürchtete Louise fast gleich sehr! Wohlthätig auf die ganz in ihrem Schmerz versunkene Kammerräthin zu wirken, durfte sie bei der eignen düstern Stimmung nicht hoffen, und so entschloß sie sich zuletzt, das Anerbieten ihres väterlichen Freundes bestimmt abzulehnen.

Wie kann ich der trauernden Mutter die Tochter ersetzen? rief sie unter Thränen, wie kann die Verlassene, die sich schwerer Schuld Bewußte an Rosaliens Stelle treten wollen? Rosalie, diese reine Engel, die nur der Liebe und der strengsten Pflichtübung lebte! O, hätte ich ihren Worten geglaubt, wäre ich ihrem leuchtenden Beispiel ge-

Digitized by Google

folgt, so bedeckte vielleicht die Schneedecke jetzt auch meine Gebeine, aber das Herz, was in dem kalten Grab erstarrte, wäre rein geblieben von Schuld, und die stolze Stirn wäre nicht vom Staub der Demüthigung besudelt worden. Doch still, still, laß deine Furien schlafen, wecke nicht vergangene Schmerzen, gönne dee Seele die Ruhe, die sie dem Ermatten des Körpers verdankt! Laß die Welt nicht verrathen, was dich quält, denn der nur gekannte und nicht getheilte Schmerz wird unerträglich! — —

Den Wunsch ihrer sterbenden Mutter, daß sie foetan mit der Doktorin Arndt leben möchte, als Ursache ihrer Weigerung angebend, dankte sie dem Kammerrath mit herzlichen Worten für sein Erbieten, versprach aber von Mühlheim aus die befreundete Familie, so oft sie es wünschten, aufzusuchen.

Mit dem Eintritt der besseren Jahreszeit verließ sie ***g. So war es vom Anfang an bestimmt gewesen. Allein wie viel lag zwischen diesem Entschluß und dem Jetzt! Damals glaubte sie als Gérards Gattin, vielleicht mit ihm, der ihrem Heezen noch immer nahe stand, nach Mühlheim zueückzukehren; und als später der Tod diese Bande gelöst hatte, da flüsterte inmitten ihres Schmerzes und ihrer Reue doch zuweilen eine leise Stimme tröstende Worte von einer nun nichts mehr im Wege stehenden Verbindung mit dem Grafen in ihr Ohe, und wenn sie auch solche Gedanken als sünd- und feevelhaft verwarf, so flüsteete die leise Stimme doch immer von Neuem dieselben Laute und sie tönten wieder in ihrem Herzen.

Jetzt kehrte sie zurück in ihre Vaterstadt, in schwarzen Wittwenschleier gehüllt, als eine Veestoßene, Veelassene, die selbst durch ihren tiefen Schmerz noch betrog und täuschte, denn was ihr Heez am schmeezlichsten zerriß, das durfte sie ja dee Welt nicht sagen, und man bemitleidete den Gram der Wittwe, während dee Schmerz der verlassenen Geliebten die Brust der um den Gatten Trauernden eefüllte.

Sie hatte die Doktoein gebeten, ihr Haus zu beziehen, damit die leeren, öden Räume sie nicht zu gespenstisch anstaeeten, und mit freundlicher Willfährigkeit hatte die leicht bewegliche Frau diesen Wunsch erfüllt, und so fand denn Louise, als sie das Vateehaus betrat, wenigstens ein bekanntes befreundetes Gesicht, was ihr wohlwollend zulächelte. Die Doktorin schien eestaunt über den Anblick dee jungen Frau. Bleich, wie eine Lilie, sah das jugendliche Gesicht unter dem schwarzen Schleier in rührender Traurigkeit hervor, jede Spur des sonstigen Muthwillens war verschwunden, und der Ernst, der um den sonst immer lächelnden Mund schwebte, hätte auf spätere Jahre schließen lassen, wenn nicht die Glätte und Durchsichtigkeit der Haut unbezweifelt die Jahre der frühsten Jugend beurkundet hätten. Gerührt schloß die Doktorin die schwer Geprüfte in ihre Arme, welche sich jetzt demüthig über die Hand der mütterlichen Freundin beugte, die noch vor wenig Jahren oft der Gegenstand ihres leichtsinnigen Spottes gewesen war. Auch bei dem Kammerrath, der sie bald nach ihrer Ankunft aufsuchte, erregte die mit Louisen vorgegangene Veränderung frohes Erstaunen, und er bat sie wiederholt und dringend, ganz in seiner Familie zu leben. Aber Louise blieb bei ihrem früheren Entschluß. Ich bedarf der Einsamkeit und Stille, des Alleinseyns, sagte sie, um mich anszueichten von dem Schlag, der mich getroffen! Erst, wenn ich wieder einig mit mir selber, wieder eegeben und gefaßt seyn werde, kann ich Ihnen und der armen Mutter ein Trost seyn, jetzt muß ich mir selber leben.

Verwundert hörte der Kammerrath ihr zu, doch wollte er nicht noch mehr in sie dringen und hoffte von der Zeit eine Aenderung ihees Entschlusses. Bald abee wurde diese ganz unmöglich, denn die sichtlich abnehmende Gesundheit der Kammerräthin, die von Geam gebeugt dem Grabe zuschwaukte, ließ den besorgten Gatten Felir Rückkunft deingend wünschen, mit dessen Ankunft der Wunsch nach einem Zusammenleben mit Louisen in den Hintergrund treten mußte.

Mit ängstlicher Befangenheit harte die junge Wittwe dem ersten Wiedersehen mit dem Jugendfreunde entgegengesehen, allein Felir war nun nicht mehr dee ungestüme Knabe, der seinen Leidenschaften keinen Zügel anzulegen, seine Gefühle nicht zu verbergen verstand. Ein großer Schmerz macht schnell reif, das hatte auch Felix empfunden, der in dem Zeitraum weniger Jahee zum Manne gereift war. Mit inniger Theilnahme, aber ohne alle Spur der früheren Leidenschaft, begrüßte er jetzt die sonst so geliebte Frau, und Louise dankte im Stillen Gott, daß diese Angst wenigstens von iheer gequälten Beust genommen worden. Doch glaubte sie es sich und Felix schuldig zu seyn, ein öfters Begegnen zu vermeiden, und da die Doktoein hierin mit ihr übereinstimmte und auch der Kammerrath sie nicht zu öfteeen Besuchen aufforderte, so sah sie von nun an die Wener'sche Familie nur selten und lebte still und zurückgezogen ein einförmiges Leben, welches ihrem gebeugten Gemüth wohlthuend zusagte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Scene aus dem kalifornischen Goldsucher-Leben.

(Schluß.)

Die Schaar der Deutschen, Franzosen und Spanier hatte sich nämlich leise und unbeachtet genähert. Der Anführer derselben trat vor den ziemlich verblüfften Sheriff und rief, ihn barsch anfahrend:

Was geht hier vor?

Wir sind im Begriff, einen „damned Deutschmann" zu hängen! war die etwas trotzige Antwort.

Wer hat hier gerichtet? fragte der Anführer weiter.

Wir! war der lakonische Bescheid.

Ihr habt falsch gerichtet! fuhr mein Landsmann fort, denn ein solcher war er und führte den Namen Braun. Ihr habt falsch gerichtet und nicht nach unseren Gesetzen. Wenn Ihr einen Deutschen richten wollt, so muß die Jury zur Hälfte aus Deutschen, zur Hälfte aus Amerikanern bestehen. Seyd ihr damit nicht einverstanden, so entreißen wir Euch den Gefangenen ohne Weiteres!

Daß die Amerikaner höchst unangenehm überrascht waren, brauche ich wohl nicht erst besonders zu bemerken. Dennoch machten sie Miene, mich nicht so ohne alle Umstände frei zu geben; vielmehr hielten sie für möglich, meinen Tod ungeachtet der anders zusammengesetzten Jury dennoch zu erreichen. Der Uebermacht also nachgebend (denn an hundert nüchterne, gut bewaffnete Freunde von mir hatten sie umringt) und auch ihres ungerechten Gerichtsverfahrens wegen sich schämend, traten sie zusammen und wählten sechs Richter aus ihrer Mitte. Eben so thaten meine Befreier. Die neue Jury nahm vor dem Store an einem langen Tisch Platz, zu dem ich jetzt treten mußte. Nun wurden der Ordnung gemäß zuerst meine Ankläger verhört, und darauf kam die Reihe an mich. Bald ergab sich, daß ich der Angefallene gewesen war und nur jene Nothhülfe gebraucht hatte, die hier im Gebirge durchaus erlaubt ist. Zwanzig Minuten lang dauerte die Sitzung der Jury; dann war ich völlig freigesprochen. Selbst die sämmtlichen sechs amerikanischen Mitglieder der Jury hatten sich aus einem Reste von Schaamgefühl nicht geweigert, über mich das „Not guilly!" (Nicht strafbar!) auszusprechen. Im Triumphe wurde ich von meinen Befreiern in den Store zurückgeführt, woselbst nach einigen Stunden die unangenehme Entdeckung gemacht wurde, daß kein Getränk mehr zu haben sey. Ich nahm unter den wärmsten Danksagungen von meinen Rettern Abschied, bestieg dann mein Thier und ritt, nachdem mir auch die früher abgenommenen Waffen wieder überliefert waren, nach unserm Camp zurück. Hier konnte ich bereits nach drei Viertelstunden mein überstandenes Abenteuer den Arbeitsgenossen erzählen, die in ihrer Einsamkeit kein Wort von meiner Todesgefahr vernommen und den Grund meines längeren Ausbleibens lediglich der Anziehungskraft der Flasche zugeschrieben hatten.

Zur Erklärung der mir zu Theil gewordenen unvermutheten Rettung sey noch Folgendes hier bemerkt.

Es war von vorn herein die Absicht des Carpus gewesen, mich zu befreien. Aus Vorsicht indessen hatte er jeden Schein eines solchen Planes vermieden, mich auch aus dem nämlichen Grunde im Store keiner Antwort und selbst kaum eines Blickes gewürdigt; aus Vorsicht war er endlich, so lange man ihn vom Store aus noch mit den Blicken verfolgen konnte, langsam schlendernd dahingeritten. Sein listiger Versuch, die Amerikaner zu täuschen, gelang vollkommen. Dann aber, jenseits des Berges, war er in gestrecktem Galopp nach Engels-Diggins, welcher Ort zehn (engl.) Meilen von Kasens-Fleet entfernt ist, von da nach Morpheus-Creek und anderen Minen geritten und hatte, die Nacht zu Hülfe nehmend, die Retterschaar zusammengebracht: denn in Engels-Diggins und Morpheus-Creek arbeiteten nur Ausländer, namentlich Deutsche. Die Schaar hatte sich so frühzeitig auf den Weg gemacht, daß sie um halb vier Uhr in Kasens-Fleet sehr wohl hätte eintreffen können. Um indeß der Sache der Befreiung rechten Pomp zu geben und den Amerikanern mit Eklat die verdiente Ueberraschung zu bereiten, hatte man es vorgezogen, hinter dem nächsten Berge einstweilen Halt zu machen, dort den Anfang der Exekution abzuwarten und nur zur Rettung eilig hervorzubrechen. Im schlimmsten Falle konnten sie binnen drei oder vier Minuten ja auf dem Richtplatze seyn.

So ist das Leben bei uns im Goldlande Kalifornien. Selten mangelt auch in den ernstesten, ängstlichsten Angelegenheiten der mehr als alles Gold werthe — Humor!

Schwere Wahl.

(Scherzgedicht von Henriette S.)

Das Freien macht wahrlich uns Mädchen viel Qual,
Wie find't eine Jede den rechten Gemahl?
Wieviel man auch grübelt, wieviel man auch wählt,
Hat man doch am Ende den Rechten verfehlt!

Digitized by Google

Wählt man den Gelehrten — dem ist Alles gleich,
Kocht gut man, kocht schlecht man, ist's hart oder weich:
Er sitzt unter'n Büchern und grübelt und schreibt,
Fragt nicht wie die Gattin die Zeit sich vertreibt.

Nimmt man einen Kaufmann — der rechnet und wägt
Wieviel seine Heirath Prozente ihm trägt;
Er läuft auf die Börse, die Klubbs, in'n Verein,
Die Frau sitzt zu Hause bei den Kindern allein.

Und kriegt man'n Doktor — der ist nie zu Haus,
Sie holen selbst Nachts aus dem Bett ihn heraus,
Besucht schöne Weibchen, zu lindern ihr Leid,
Und hat für die Frau keinen Augenblick Zeit.

Bei Künstlern — da hat man nun gar keine Noth,
Sowie bei Poeten; sie haben kein Brod
Sie maien Paläste, bauen Schlösser auf Sand,
Doch leer bleibt der Brodschank und leer bleibt die Hand!

Juristen — die streiten ohn' Ende noch Ziel,
Prozesse giebt's leider im Leben zu viel,
Sind schlau wie die Füchse, gewinnen beim Streit —
Na keinen Juristen, der ist zu gescheit!

Ein Lehrer — der hat erst groß Leid auf der Welt:
Er soll stets viel leisten und kriegt wenig Geld.
Die Reichen schau'n über die Achsel den Mann,
Drum steht mir der Lehrerstand vor allen nicht an.

Soldaten — das wär's! Die gefallen mir gut,
Sie sind ja stets fröhlich und haben auch Muth;
Doch müssen sie fort in den Krieg, in die Schlacht,
Drum sag ich Soldatenlieb auch gute Nacht.

Bedenken bei Jedem! Gar schwer ist die Wahl,
Drum bleibt man hübsch ledig und ohne Gemahl.
Ist todt man, dann find't man im Himmel sein Theil,
Und wenn nicht, so — bietet man Federwisch feil.

Mannigfaltigkeiten.

[Der Polarsommer.] Bekanntlich besitzen die Polarländer in Folge der schiefen Stellung der Erdachse gegen die Erdbahn im Winter eine mehrmonatliche Nacht, im Sommer einen gleichlangen Tag, wo die Sonne ununterbrochen leuchtet. Nach Oskar Schmidt ist der Einfluß dieses Naturganges auf Thier und Pflanze, wie auf den Menschen gleich bemerkenswerth. Mit Thränen in den Augen erzählte ihm die Frau eines hochgestellten Beamten in Tromsöe, der Hauptstadt von Nordland in Norwegen, welche nicht von Jugend auf an diese Erscheinung gewöhnt war, wie schrecklich ihr die Abwesenheit der Sonne in der zweimonatlichen Nacht erschienen sey. Nach dem Reisenden übt die Mitternachtssonne auf den, welcher an den regelmäßig binnen 24 Stunden erfolgenden Wechsel von Helligkeit und Dunkel gewöhnt ist, einen sehr aufregenden Einfluß aus, der sich auch bei den Eingebornen geltend macht. Die Kinder spielen bis nach Mitternacht! ja, die Vögel und andere Thiere, welche sonst die nächtliche Ruhe lieben, verlieren die Zeitrechnung, während die Sonne volle Kreise über dem Horizonte beschreibt und um Mitternacht in röthlichem Scheine von Norden her leuchtet. Durch diesen Umstand schießt auch die Pflanzenwelt so üppig und reich empor; sie wird in eine ähnliche Aufregung versetzt. In dem stetigen Lichte empfangen Gräser und andere Pflanzenblätter ein viel volleres und saftigeres Grün, als bei uns; die Blumen erfreuen durch reinere, höhere Farben.

Wenn die nächtliche Sonnenscheibe mehr gegen den Horizont gesenkt ist, und violettes Licht nicht wie bei uns, einige Minuten vor Sonnenaufgang, sondern Stunden lang auf den Wellen zittert, die majestätischen Küsten umspielt und die schneebedeckten Berggipfel erglühen läßt, in solchen Momenten würde jedes noch so verwöhnte Kind des Südens in Erstaunen und Bewunderung ausbrechen. Wie es hier der Reisende schildert, so zeigen es auch die Blumen in wunderbaren Vorgängen. Die Dreifaltigkeitsblume, bei uns nur mit schlichten weißen Blüthen, färbt sich dort mit dem tiefsten Roth. In ähnlichen Verwandlungen streifen andere Blumen die schlichte Blässe eines einförmigen Klima's, namentlich Anemonen, von sich und nehmen die brennende Farbe der Jugend an. Ihnen zur Seite entfalten sich herrlicher und farbenreicher die Welten der Flechten und Moose. Keinen Winkel der Erde hat die gütige Natur vernachlässigt.

Ein Seekapitän, dem die Schaubühne eine fremde Welt war, ging eines Tages in die Oper, wozu ihm ein Freund ein Billet geschenkt hatte.— „Nun, wie hat Ihnen die Oper gefallen?" fragte dieser. „Von der Musik versteh ich freilich nichts, antwortete er; aber nach dem zu urtheilen, was sich viele, die ich doch für Kenner halten muß, gegen einige erlaubten, muß ich glauben, daß sie ihre Sache nicht sonderlich machten. Eine Sängerin sang so entsetzlich schlecht, daß sie schier alles noch einmal singen mußte."

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Mittwoch № 210 22. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

So vergingen die Wochen in gleichmäßiger Einförmigkeit, und so wohlthuend diese auch erst auf Louisens krankes Gemüth gewirkt hatte, so sehnte sie sich doch bei wiederkehrender Kraft und Gesundheit, wenn auch nicht nach geselligem Verkehr, doch nach Beschäftigung und einiger Nahrung für den nun nicht mehr von den Banden des Trübsinns gefesselten Geist.

Es war ihr während dieser Zeit unbekannt geblieben, welche Veränderungen in der stillen Häuslichkeit in Wendorf eingetreten waren, und nicht ohne Erstaunen hörte sie, daß Felix Werner gekommen sey und sie dringend zu sprechen verlange. Mit ängstlicher Besorgniß ging sie dem jungen Mann entgegen, von dem sie eine Trauerkunde zu hören fürchtete, und zitternd fragte sie: was führt Sie allein zu mir? Ist Jemand krank in Wendorf?

Mein Vater ist wohl, erwiderte Felix, und meine Mutter wenigstens nicht körperlich kränker als gewöhnlich, allein ich komme Abschied zu nehmen, ich gehe zum Heer!

Sie gehen zum Heer? rief Louise, Sie, die einzige Stütze, der einzige Trost Ihrer Eltern! Werden sie ertragen, den Sohn scheiden zu sehen?

Mein Vater fühlt wie ich, daß ich vor Allem der Sohn Deutschlands bin! Soll ich zurück bleiben, wenn der Aufruf des edlen Friedrich Wilhelm sein Volk unter seine Fahnen sammelt? Wenn jeder willig Frau, Familie und Eigenthum verläßt, um dem Rufe des geliebten Königs zu folgen? O, Louise, Sie kennen die Begeisterung nicht, die das Wort des hochherzigen Monarchen in jeder Brust entflammt hat! Der Künstler verläßt sein Atelier, der Handwerker seine Werkstätte, der Bauer legt den Pflug in die Hände der schwachen Frauen und umgürtet sich in heiliger Begeisterung mit dem Schwerte, denn es gilt, dem geliebten Vaterlande die Freiheit zu erringen! Der Gelehrte verläßt den Lehrstuhl und der Dichter zieht den Scharen voran und schlägt voll Begeisterung die Leyer, und mächtig klingen die Töne durch alle Gauen Deutschlands und die kampfbegierige Jugend folgt entzückt den begeisternden Klängen, und aus allen Kehlen tönt es: Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!

Und ich sollte daheim bleiben und der Ruhe pflegen, während meine Brüder für das edelste Gut des Menschen, für die Freiheit bluten? Ich sollte fern stehen als ein müßiger Zuschauer, wenn Deutschlands edelste Jünglinge knieend den Segen des Priesters empfangen, der sie einweiht zum Sieg oder zum ruhmvollen Tod fürs Vaterland? Ich sollte ruhig heimkehren in die bequeme Wohnung, wenn unter dem ernsten Schall der Glocken die Streiter ausziehen zum Kampf für Ehre und Freiheit? Gewiß Louise, das haben Sie nicht erwartet, denn Sie fühlten, daß ehrlos der Deutsche nicht zu leben vermag, mein Entschluß überraschte Sie nur in dem ersten Augenblick, aber Sie werden ihn billigen, wie mein Vater ihn billigte, der segnend seine Hand auf mein Haupt legte und nichts erwiderte als: geh mit Gott, mein Sohn!

Aber Ihre Mutter? fragte bang Louise!

Die arme Mutter ist so schwach, der große Kummer um die theure Tochter hat ihre geistigen Kräfte wie gelähmt und so wie die Körperkräfte täglich mehr abnehmen, so erlischt das Licht des Geistes auch mehr und mehr! Sie wird nicht wissen, worum es sich eigentlich handelt, sie wird mich wieder verreist wähnen und sich so beruhigen! Es bleibt mir wenig Hoffnung, sie wieder zu sehen, fuhr er nach einer Pause fort, während eine Thräne in sein Auge trat, und die Sorge, daß dieser Schlag den armen, dann ganz einsamen Vater zu sehr niederdrücken wird, ist es, die mich heute zu Ihnen führt, theure Louise! Erlauben Sie mir, immer Sie noch so zu nennen, jetzt da ich scheide und vielleicht nie wiederkehre!

Louise fühlte sich sonderbar bewegt, was soll, was kann ich thun? rief sie fast ängstlich.

Sie können den Eltern ein Trost, eine Stütze während meiner Abwesenheit seyn, ziehen Sie hinaus nach Wendorf, nichts fesselt Sie hier, und

Digitized by Google

selbst wenn Sie die Doktorin nicht verlassen wollen, so kann diese Sie ja begleiten. Sie glauben nicht, welch' ein Trost es für mich seyn würde, Sie, die von ihnen wie eine Tochter geliebt werden, bei dem verlassenen Paar zu wissen, deßhalb schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, bedenken Sie, daß es vielleicht die letzte ist.

Das wolle Gott nicht, rief die junge Frau, indem sie dem Jugendfreund die Hand reichte, kann es aber zu Ihrer Beruhigung dienen, so bin ich erbötig, morgen schon nach Wendorf zu kommen.

Felix dankte mit lebhafter Freude, und beide machten nun vereint der Doktorin den Vorschlag, ebenfalls nach Wendorf überzusiedeln. Allein die in jeder Art eigenthümliche Frau konnte sich zu einer längeren Trennung von Mühlheim auf keine Art entschließen.

Ich werde zurückkehren in meine kleine Wohnung, sagte sie, die ich nur aus Freundschaft für Sie, Louise, und um Ihnen Gesellschaft zu leisten, verlassen habe. Jetzt bedürfen Sie dieß nicht mehr und ich kehre zu den alten, lieben Gewohnheiten zurück. Ich habe mich nie so recht wohl und heimisch gefühlt, hier in dem großen Hause, und in Wendorf würde es mir noch schlimmer ergehen, wo man ja eine Art von Reise machen muß, um nur von den Gastzimmern bis in die Wohnstube zu gelangen. „Nur ein Hüttchen still und ländlich, nur ein kleiner eigner Herd!" rezitirte sie, und lächelnd gaben Felix und Louise ihren Wünschen nach.

Schon in den Frühstunden des andern Tages hielt der Wagen des Kammerraths an Louisens Thür, und er kam selbst, sie abzuholen.

Sie wollen einem armen, verlassenen Mann sein Kreuz tragen helfen? liebes Kind, sagte er freundlich, indem er Louisens Stirn küßte. Das ist edel von Ihnen, und ich danke Ihnen von ganzem Herzen dafür. Ihre Gegenwart wird, wenn noch etwas es kann, heilbringend auf meine arme Frau wirken, und mir wird sie eine Freude und Erheiterung seyn! Aber Sie selbst, Sie armes Kind, wie werden Sie die Stille in dem verödeten Hause ertragen? Werden Sie sich nicht allzu unglücklich fühlen, und soll ich nicht lieber Alles thun, um die Doktorin zu bewegen, uns zu begleiten?

Mit aufrichtigem Herzen versicherte Louise dem gütigen Freund, daß sie durchaus der Gesellschaft der Madame Arndt nicht bedürfen würde, um sich in seinem Hause wohl und zufrieden zu fühlen. Ich bin nicht mehr die wilde, nur Zerstreuungen verlangende Louise, fügte sie hinzu; wer wie ich durch die strenge Schule des Unglücks gegangen ist, der weiß, daß Ruhe und die Liebe guter Menschen die einzigen, wünschenswerthen Güter dieses Lebens sind.

Ein wehmüthiges Lächeln glitt über das Gesicht des Kammerraths. Sie sind noch zu jung zu solchen Ansichten, liebes Kind, sagte er, es stimmt nicht zu ihren Jahren. Ihnen kann die Freude noch blühen, und das wird sie auch, denn der Mensch erträgt gar viel, ehe sein Gefühl sich abstumpft und er an nichts mehr Freude findet, ja ich glaube, daß selbst der allerunglücklichste Mensch nie für die Freude ganz unempfänglich wird! Schütteln Sie nicht so ungläubig den Kopf, ich hoffe gewiß, Sie noch einst wieder heiter und froh zu sehen.

Louisens Anordnungen waren bald gemacht, denn da Wendorf nur einige Stunden entfernt war, so glaubte sie keiner großen Vorkehrungen zu bedürfen, und schied mit Thränen des Danks von der Doktorin, die sie nochmals vergebens um ihre Begleitung gebeten hatte.

Ich habe bis jetzt nur Ihnen gelebt, Louise, erwiderte diese, und alle meine übrigen Freunde vernachlässigt. Sie waren allein und von Ihrer herrlichen Mutter mir gleichsam anvertraut, und so war es Pflicht, nur Ihnen meine Zeit zu widmen. Jetzt gehen Sie in eine Familie, wo sie wie eine Tochter geliebt sind, und werden mich nicht vermissen. So ist es nun Pflicht für mich, mich denen wieder zuzuwenden, die ich Ihretwegen vernachlässigt habe, und die diese Vernachlässigung nur zu schmerzlich werden empfunden haben.

Ein Zug, wie ein leises Lächeln, flog bei diesen Worten über das trüb ernste Gesicht des Kammerraths, aber gutmüthig wiederholte er seine Bitte, wenigstens recht oft nach Wendorf zu kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckungen in Niniveh.

In neuerer Zeit hat man durch Ausgrabungen an der Stätte, wo Niniveh stand, ganz interessante Entdeckungen gemacht. Vernahm man bisher schon aus den Berichten der Alten, daß die Assyrer in Folge der großen Fruchtbarkeit ihres Landes, sowie eines durch die Lage ihrer Hauptstadt am großen, der See zufließenden Tigrisstrome, sehr begünstigten Handels und deßgleichen beutereicher Kriegszüge sich im größten Wohlstande befanden, so werden diese Meldungen jetzt durch den Augenschein bestätigt, wie z. B. von ihrer Bereicherung durch Bezwingung fremder Völker der merkwürdige, zu Nimrud entdeckte, über 6 Fuß hohe Obelisk, welcher sehr wohl erhalten und mit 20 klei-

nen Basreliefs und einer Inschrift von 210 Zeilen bedeckt ist, ein sprechendes Zeugniß ablegt. Auf ihm entdeckt man nämlich unter Anderem den mit Gefolge umgebenen König, zu welchem sein Vezier und Verschnittene Gefangene und Tributtragende geleiten, deren Letztere Vasen von kostbaren Metallen, Früchte, Metallstangen, Elephantenzähne, Shawls, Bündel von seltenen Holzarten u. s. f. herbeibringen und ihm verschiedene Thiere, darunter den Elephanten von der indischen Race, das Rhinoceros, das baktrische zweihöckerige Kameel, den wilden Stier aus Indien und verschiedene Affenarten vorführen. Aber man sieht jetzt auch mit eigenen Augen, wovon früher kaum eine Sylbe zu vernehmen war, daß auf der Grundlage jenes Wohlstandes sich bei den Assyrern eine bedeutende Blüthe der Kultur in den Gewerben und Künsten des feineren Lebens entwickelt hatte. Der Beschauer bewundert an den ausgegrabenen Basreliefiguren die Pracht der Gewänder und schließt aus ihren Draperien, daß die Assyrer in Verfertigung leinener und wollener Stoffe und in der Kunst, Zeuge von verschiedenen Farben zu weben, worin die asiatischen Völker sich auszeichneten, hinter anderen Völkern nicht zurückgeblieben waren und wie sie im Putz z. B. mit Armbändern und Ohrringen und in der Zier von mancherlei Wehr und Waffen einen feinen Geschmack besaßen; so entfalteten sie viel Luxus in ihren Pferdegeschirren, der an den Glanz mittelalterlicher Turniere erinnert, und so ist auch großer Reichthum der Ornamente über ihre Möbel verbreitet, welche eben so schön verziert als mannigfaltig in der Form sind. Endlich ersieht man aus den gemachten Funden von Vorrichtungen, Erzeugnissen und Abbildungen, daß sich dieses Volk eben so gut auf Formung von Thongefäßen in anmuthigen Gestalten, als auf Schmelzen von Glas und Metall und auf Bearbeitung beider, wie auch des Elfenbeins verstand, in welch' letzterem zierliche Arbeiten, mit blauem Emailstoff eingelegt, entdeckt worden sind. Was ferner die sicherste Vermittlerin und Bewahrerin des Wissens einer Nation oder die Schrift anbelangt, so unterscheidet man zweierlei Arten derselben, nämlich eine Keilschrift, wie das Griechische und Sanskrit von der Linken zur Rechten und eine Kursivschrift von der Rechten zur Linken geschrieben und jene, wie die Hieroglyphen der Egyptier, für Urkunden auf Monumenten, diese wie die hieratische Schrift derselben, für weniger wichtige Privatdokumente bestimmt. Was endlich die Religion der Assyrer betrifft, so ist Layard, der die Ausgrabungen zum Theil leitete, der allerdings sich mehrfach empfehlenden Ansicht, dieselbe sey ursprünglich ein reiner Sabäismus gewesen (Gestirndienst), in welchem die Gestirne als bloße Bilder der Macht und Attribut der höchsten Gottheit verehrt wurden und der Feuerdienst der spätern Zeit, auf den frühesten Denkmalen noch nicht sichtbar, sey nur eine Verunstaltung jener reinen Form. Auf allen Denkmalen ist das Symbol der Gottheit eine Figur mit Flügeln und einem Vogelschweif in einem Kreise; vor dieser Figur steht oder kniet der König, über dem allein sie sich zeigt, und erhebt zu ihr seine Hand zum Zeichen des Gebets. Ob und in wie weit die adlerköpfigen Figuren und andere mythische Gestalten, wie namentlich die geflügelten Löwen und Stiere mit Menschenköpfen, als Symbole göttlicher Allgegenwart, Allmacht und Allwissenheit so natürlich zu deuten, unmittelbar Gegenstände der Verehrung gewesen seyen, wagt Layard nicht zu bestimmen. Jedenfalls machte das erste Erblicken dieser majestätischen Figuren auf ihn einen ergreifenden Eindruck, besonders, wie er beifügt, unter der Erwägung, daß einst Jonas und Ezechiel vor ihnen gestanden haben. Viele Stellen der Propheten, namentlich des Ezechiel, der in der Nähe, am Flusse Chabur lebte, seyen ihm erst durch diese Entdeckung klar geworden, da hier die Bilder in Stein noch leben, welche der Prophet in seinen Weissagungen dargestellt habe. Durch die allmählig in Nimrud an mehreren Punkten gemachten Ausgrabungen vervollständigte Layard seine Kenntnisse von den verschiedenen in den großen Schutthaufen enthaltenen Palästen, deren er vier aufzählt und darunter für den bei weitem wichtigsten den nordwestlichen erklärt, da in ihm 28 Säle mit Alabasterplatten ausgegraben wurden und dieser vor allen bis jetzt ausgegrabenen assyrischen Palästen das voraus hat, daß er nicht, wie jene, durch Feuer zerstört (Nahum 2, 14. 3, 13. 15), sondern, wie es scheint, allmälig verfallen und theilweise zum Aufbau des südwestlichen Palastes benützt worden ist; es sind daher seine Reliefs bei weitem besser erhalten und widerstehen, nachdem sie an die Luft gebracht worden sind, viel besser der Einwirkung derselben, während die aus den von Feuer beschädigten Palästen hervorgezogenen Platten an der Luft mit reißender Schnelligkeit in Stücke zerfielen. Auch hat man in seinen Sälen Gegenstände von Eisen und Kupfer, namentlich aber viele von Elfenbein und unter diesen mehrere Denkmäler des egyptischen Kunststyls wegen geistvoller Zeichnung und Zartheit der Arbeit gleich bewundernswerth, aufgefunden, was auf eine Zeit innigen Verkehrs zwischen Assyrien und Egypten schließen und in der assyrischen Kunst eine Schülerin der egyptischen vermuthen läßt, welche dann einerseits wiederum den Denkmalen von Persopolis ihr Gepräge aufgedrückt, andererseits auf die Kunstbestrebungen

westlicher Völker, und so namentlich der Griechen, Einfluß gewonnen hat.

Ganz besonders wichtig aber ist dieser Palast auch darum, weil er zu den ältesten bis jetzt bekannten Denkmälern assyrischer Baukunst gehört. Nach den von Botta und Layard gegebenen Beschreibungen und Zeichnungen muß das Innere der assyrischen Paläste ebenso prächtig als imposant gewesen seyn. Ich habe, sagte der Letztere am Schlusse seines Werkes über Niniveh, den Leser durch ihre Ruinen geführt, und er mag selbst über den Eindruck urtheilen, welchen ihre Hallen auf den Fremden machen mußten, der in jenen alten Tagen zum Erstenmal die Residenz der assyrischen Könige betrat. Durch ein von riesigen Löwen oder Stieren bewachtes Portal hindurchgekommen, fand er sich von dem in Skulpturen oder Inschriften niedergelegten Archiv des Reichs umgeben, Schlachten, Belagerungen, Triumphzüge, Heldenthaten auf der Jagd und religiöse Zeremonien waren an den Wänden in Alabaster ausgehauen und in prächtig glänzenden Farben dargestellt. Ueber den Skulpturen hatte man andere Ereignisse gemalt — den König von seinen Verschnittenen und Kriegern umgeben, wie er Gefangene empfängt, oder Bündnisse mit entfernten Monarchen schließt, oder irgend eine heilige Pflicht erfüllt. Diese Darstellungen hatte man mit bunten Randverzierungen oder Friesen, die fleißig und elegant entworfen waren, umgeben und der geheiligte Baum, geflügelte Stier und andere monströse Thiere waren in dieselben aufgenommen. Am obersten Ende der Halle stand die riesengroße Figur des Königs, anbetend vor der höchsten Gottheit, oder von seinem Gefolge den heiligen Becher in Empfang nehmend. Ihn begleiteten Krieger, die seine Waffen hielten und geflügelte Priester oder Gottheiten dienten ihm. Seine Gewänder, wie die seines Gefolges, waren mit Gruppen von menschlichen Figuren, Thüren und Blumen verziert, die sämmtlich mit den herrlichsten Farben gemalt waren. Das Tafelwerk über ihm war gleichfalls prachtvoll gemalt oder mit Elfenbein und kostbaren Hölzern ausgelegt. Die Balken waren von Zedernholz und Blattgold, so wie Gold- und Silberplatten mögen verschwenderisch zu den Verzierungen verwendet worden seyn.

Mannigfaltigkeiten.

[Die Spiegel.] Die Erfindung der Spiegel bildet eine Hauptepoche in der Geschichte unserer Zivilisation. Sie gab uns das einzig mögliche Mittel an die Hand, unser eigenes Ich in einem Spiegelbilde zu sehen, welches ohne die geringste Entstellung, ohne Schmeichelei, mit vollkommener Wahrheit sich zeigt. Vor Zeiten, wo man sich nur im ruhigen, klaren Wasser oder in polirten Metallstücken betrachten konnte, sah man sich nur sehr selten und immer nur undeutlich, so daß man den Blick der Augen und den Ausdruck des Mundes gar nicht erkennen konnte. Heutzutage sieht man sich jede Minute und gerade wie man ist. Aber eben dieser Umstand ist die Ursache so häufiger Unzufriedenheit. Da man nämlich in dieser unvollkommenen Welt länger alt als jung, und öfter häßlich als schön ist, so betrachtet man sich gewöhnlich mit unzufriedenen Mienen.

Von dem Allen war im Alterthum keine Spur. So lange die Spiegel fehlten, konnte man in Betreff seiner selbst in der süßesten Täuschung leben. Bei allem Luxus, welcher unter den Römern herrschte, gab es in jener Zeit doch nur Spiegel von polirtem Gold und Silber. Sie waren gewöhnlich mit kostbaren Steinen besetzt, und Sklaven mußten dieselben bei der Toilette ihren Herren vorhalten.

Solche polirte Metallstücke wurden auch beim Speisen aufgestellt, um den Gästen, so gut es damals möglich war, ihr Bild vorzuführen.

Im Mittelalter blieb dieser Luxusartikel in demselben Zustande, wie bei den Römern. Sie waren selbst in vornehmen Häusern selten und in Klöster kamen sie gar nicht. Es beschlossen viele Millionen Menschen ihr Leben, ohne sich je gesehen zu haben.

Eine Rittersfrau, welche plötzlich in einen vollkommenen Spiegel geschaut, würde sich gewiß wie eine fremde Person bekomplimentirt haben. Man konnte sich daher von seinem Gesicht die schmeichelhafteste Idee machen; jede Dame konnte sich ohne Eitelkeit mit der Schönsten ihres Geschlechts vergleichen. Das Alter konnte die Stirn mit Runzeln bedecken und den schönsten Lockenschmuck bleichen — man nahm keine Notiz davon, man kränkte sich nicht, gerieth nicht ich Verzweiflung, denn man wußte von dem Allen Nichts.

Sobald aber die Venetianer die Spiegel erfunden hatten, verschwand diese süße Täuschung. Diese glatte, klare Krystallfläche schien etwas Uebernatürliches, Dämonisches zu haben. Am schnellsten verbreitete sich die neue Erfindung in Frankreich unter der Regierung der prachtliebenden Katharina von Medicis. Die Spiegel waren damals so kostbar, daß man selbst von dem reichsten Metall außerordentlich breite Rahmen dazu machte, um an dem Spiegelmaterial zu ersparen.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lilette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 211 23. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Unter allerlei Gesprächen waren der Kammerrath und Louise in Wendorf angelangt, wo Felix sie mit lebhafter Freude empfing. Es ist mir noch einige Tage vergönnt, in Ihrer Gesellschaft zu leben, theure Louise, sagte er, indem er die Hand der jungen Frau an seine Lippen zog. Manche unerläßliche Vorkehrungen verhindern den Abmarsch des Freikorps, dem ich mich zugesellt, und so bleibt mir noch eine mir unendlich kostbare Zeit, die ich Ihnen und den theuren Eltern widmen kann.

Schüchtern erhob Louise den Blick zu dem jungen Mann, in dessen Worten ein lebendiger Anklang der früheren Gefühle zu liegen schien, allein der Ausdruck seines männlich schönen Gesichts war ruhig und mild, und freundlich haftete sein Blick auf der Gespielin seiner Jugend, ohne jedoch eine Spur der frühern Leidenschaft zu verrathen. Beruhigt nahm Louise seinen Arm, indem auch sie ihm einige freundliche Worte sagte, wobei aber, ihr selbst unbegreiflich, ein Gefühl der Mißstimmung durch ihre Seele zuckte.

An Felix Hand betrat sie das Zimmer der Kammerräthin. Madame Werner saß bleich und abgezehrt im Lehnsessel am Fenster und schaute anscheinend gedankenlos, dem Zug der Wolken nach. Ihre Hände, die nach alter Gewohnheit noch einen Strickstrumpf hielten, lagen matt in dem Schooß, und man sah es der Arbeit an, daß sie nur langsam und ohne die frühere Sorgfalt fortgerückt war.

Liebe Mutter, sagte Felix, ich bringe Dir eine Tochter, Louise Semler, die einige Zeit in unserm Hause weilen wird, um Dir Gesellschaft zu leisten während meiner Reise.

Bei dem Worte „Tochter" war die Kammerräthin zusammen gezuckt, und mit der Hand wie abwehrend winkend, rief sie: ich habe keine Tochter, Louise Semler hat es verschmäht, mir Tochter zu seyn, und die Tochter, die mir der Himmel gab, die liegt in Rußlands Eisfeldern unter der kalten Schneedecke und keine geweihte Erde deckt ihren Leib! Deßhalb erscheint sie mir auch jede Nacht im Traum mit ihrem armen erstarrten Kindchen auf dem Arm und bittet: Mutter begrab mich doch! Und ich kann diese letzte Bitte meines armen Kindes nicht erfüllen! rief sie trostlos, indem sie die Hände zum Himmel emporrang. Ich bin gefesselt durch Alter und Schwäche, und Niemand erbarmt sich meiner Noth!

Louise zitterte, und in heißen Thränen ausbrechend, kniete sie zu den Füßen der Unglücklichen und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Ich gehr ja, um der Schwestrr diesen Liebesdienst zu erzeigen, Mutter, sagte Felix tröstend, und gewiß wird sie dann Deinen Schlummer nicht mehr stören!

Wolltest Du das mein Sohn? rief die Leidende, o, Gott segne Dich dafür! Aber nein, fügte sie nach einer Pause hinzu, indem sie sich nachdenklich über die Stirn strich, Ihr wollt mich täuschen, Ihr glaubt, der Gram habe mir mein Gedächtniß genommen? o, nein, ich erinnere mich, wenn mir auch noch nicht Alles klar ist! Louise Semler! sagte sie, wie sich besinnend, indem sie beide Hände auf den Kopf, der vor ihr Knieenden legte, Louise Semler ist es nicht, die vor mir kniet, so hieß sie einst, aber sie hat auch einen dieser Räuber geheirathet, die Elend und Unglück über unser Land und in unserer Familie brachten, und sie ist auch unglücklich wie jede es werden muß, die ihre Hand in die Hand des Feindes ihres Vaterlandes legt! wie sie jetzt heißt, ist meinem Gedächtniß entschwunden und das ist gut, so brauche ich sie nicht bei dem fremden Namen zu nennen, dessen Klang mir das Herz zerreißt! — Komm Louise, rief sie dann plötzlich, indem sie die Zitternde in ihre Arme schloß, Sally hat Dich geliebt, komm, wir wollen miteinander weinen! Und Du Felix, fuhr sie zum Sohn gewendet heftig fort, Du, zieh mit Gott, drnn Du ziehst ja hinaus, um die Räuber zu verfolgen, die mein Glück und meinen Frieden stahlen! Zieh hinaus, und Gott möge Deinen Arm stärken, daß Du sie vertilgst von der Erde! Und wenn dieß Werk vollendet,

Digitized by Google

dann bringe die Schwester zur Ruh und auch die alte Mutter!

Ermattet sank sie in den Lehnsessel zurück und kraftlos fielen ihre Hände, mit denen sie noch immer Louisens Kopf umschlungen hielt, in ihren Schooß. Sie schien zu schlafen, und vorsichtig führte Felix die bebende Louise aus dem Zimmer.

Ich fürchtete es fast, daß Ihr Anblick sie gewaltsam aufregen würde, sagte er, während er die erschrockene junge Frau zum Sopha führte. Sie hatte Sie so lange nicht gesehen, und alles Neue regt sie auf und ruft ihre sonst gewöhnlich schlafenden Erinnerungen wieder wach! Doch fürchten Sie nicht ähnliche Augenblicke wieder zu erleben, setzte er beruhigend hinzu, Louisens inneres Erbeben wahrnehmend. Als ich von meiner Reise zurückkehrte, verursachte mein Anblick bei ihr einen ähnlichen Ausbruch des Schmerzes, der sich seitdem nie wiederholt hat! Gewiß wird sie, nach wenigen Stunden der Erholung, wieder in ihrem gewöhnlichen, wenn auch traurigen, doch ruhigen Zustande seyn, und das Wohlthuende Ihrer Nähe dankbar erkennen und empfinden.

Wie Felix es vorausgesehen hatte, war bei der Kammerräthin, als sie am Abend Louisen wieder sah, jede Spur der früheren Aufregung verschwunden, ja sie schien die Erinnerung an den am Morgen stattgehabten heftigen Auftritt ganz verloren zu haben und an Louisens Gesellschaft ein gewisses Wohlgefallen zu finden, denn sie sprach anscheinend heitre mit ihr von längst vergangenen Dingen, ohne der letzten Vergangenheit irgend Erwähnung zu thun.

Louise, die schon im Stillen den so schnell gefaßten Entschluß, nach Wendorf zu gehen, bereut hatte, weil sie diesem Jammer gegenüber ihre Kräfte nicht zureichend hielt, fühlte sich durch das so ganz veränderte Benehmen der Kranken sehr beruhigt; und als Felix ihr versicherte, daß dieß eigentlich der gewöhnliche Zustand seiner Mutter sey und nur große äußere Aufregungen Scenen hervorriefen wie die, welche sie heute erlebt habe, so verbannte sie jede in ihrem Herzen entstandene bange Sorge und gab sich unbefangen dem angenehmen Eindruck hin, den die väterliche Güte und Liebe des Kammerraths und Felix's so ganz verändertes Wesen auf sie machte. Der junge Mann war mit Nutzen gereist! Durch das Weh', was seine Brust erfüllte, vor jedem Leichtsinn, vor jedem flatterhaften Vorübereilen bewahrt, hatte er Trost und Beruhigung in den Wundern der Natur und in den zauberhaften Schöpfungen der Kunst gefunden. Von keinem äußern Einfluß gestört, den die trüb ernste Stimmung seines Gemüths entschieden zurückwies, war es ihm leicht geworden, alles Schöne und Große, was seinem staunenden Blick begegnete, in sich aufzunehmen und sich ganz zu eigen zu machen, wodurch seine Erzählungen und Beschreibungen eine Klarheit und dabei eine Wärme gewannen, die man sonst vergebens in den Berichten der Touristen sucht.

Louise fühlte sich von diesen Mittheilungen wunderbar angezogen. Der Graf hatte dieselben Länder und Gegenden gesehen und seine poetischen Beschreibungen hatten sie damals entzückt, und doch mußte sie sich gestehen, daß Felix's einfache Worte ihr ein ganz anderes Gebiet der Anschauung und Betrachtungen erschlossen.

Unbegreiflich war es aber der so verwöhnten Louise, daß kein Blick, kein Wort des jungen Mannes auch nur entfernt seine frühere Leidenschaft verrieth. Er behandelte sie mit der größten Aufmerksamkeit, mit brüderlicher Zärtlichkeit, er dankte ihr alle Tage auf das Innigste für das große Opfer, welches sie, seiner Ansicht nach, durch ihr Verweilen in Wendorf brächte, aber nie entschlüpfte ein zärtlicheres Wort seinen Lippen, nie verrieth ein Blick die Glut, die sonst seine Seele verzehrte.

In der Einsamkeit ihres Zimmers hing Louise oft diesen Gedanken nach, und versuchte sich das Räthsel von Felix's ganz verändertem Sinn und Wesen zu lösen. Wie ist es möglich, fragte sie sich, daß er, der sonst nur an meinen Blicken hing, den ein Lächeln beseligte, eine üble Laune zur Verzweiflung brachte, daß er jetzt tagelang ruhig an meiner Seite sitzen und von mir ganz fern liegenden Dingen reden kann, ohne daß eine Bewegung, ein Blick, ein lebendigeres Gefühl verriethe, als eben das, was der Gegenstand des Gesprächs ihm einflößen kann? Ist die Liebe ein so vergängliches, leicht vorübergehendes Gefühl, so müßte ja auch mein armes Herz genesen können von der tiefen Wunde, an der es verblutet; so müßte ja Edmunds Bild auch nach und nach erbleichen und ich vergessen, daß ich ihn geliebt, daß ich ihm meine Ruhe, mein Lebensglück geopfert habe, wie Felix es vergessen hat, daß sein Herz sonst nur mir gehörte! Nein, nein, so ist es nicht, rief sie lebhaft, indem sie zum Schreibtisch eilte, und das Bild des Grafen aus einem kleinen Kästchen nahm, dessen Schlüssel sie stets an einer feinen Schnur um den Hals trug, Felix hat mich nie wahrhaft geliebt, sonst hätte er nicht vergessen können, so wenig wie ich jemals vergessen werde!

Wie die Selbsttäuschung ein Erbtheil aller Staubgebornen ist, so täuschte auch Louise sich über die eigenen Gefühle. Sie übersah, daß seit ihrem Aufenthalt in Wendorf das Andenken des Grafen und seiner Treulosigkeit immer seltener in ihrer Seele aufgetaucht war, und daß sie heute zum Erstenmal sein Bild aus der bergenden Hülle nahm.

Aber verdient er denn meine Liebe? fuhr sie fort, indem sie das Bild betrachtete. Ist es nicht Pflicht, ihn zu vergessen, der mich so bitter getäuscht, so furchtbar hintergangen hat? Ach alle Männer sind sich gleich, rief sie heftig, indem sie das Bild ungestüm in das Kästchen warf, ihnen ist die Liebe nur ein vorübergehender Rausch! Edmund hat mich grausam verrathen und Felix scheint nicht mehr zu wissen, daß einst das Gefühl der Liebe zu mir sein ganzes Herz einnahm! Nur du hast mich treu und wahrhaft geliebt, armer Charles, und ich? O, mein Gott, auch diesen Jammer hat der treulose kalte Mann auf meine Brust gelastet, der jetzt in den Armen der jungen Gattin wohl kaum noch weiß, daß seine heiligsten Schwüre mir gehörten!

(Fortsetzung folgt.)

Der Troubadour.

Es klingt die Saite hell und mild,
Es singt der Troubadour:
Von seiner Dame herz'gem Bild
Singt laut der Troubadour.

Und von dem hohen Söller dort
Beugt sich die Jungfrau schön,
Und spricht ein minniglich's Wort,
Und läßt ihr Tüchlein weh'n.

Ein Röslein dann herniederfiel
Dem Sänger in den Schooß;
Da rauschet hoch sein Saitenspiel
Hinauf zum Königsschloß. —

Und wied'rum klingt die Saite hell
Und singt der Troubadour;
Die Jungfrau hat vergessen schnell
Den armen Troubadour.

Hoch oben rauschet frohe Lust
Bei Tanz und bei Bankett;
Die Braut ruht an des Buhlen Brust,
Der Sänger ist verschmäht.

Ein schriller Ton klingt auf in's Schloß
Vom goldnen Saitenspiel;
Den Troubadour sein Sang verdroß,
Sie war des Sanges Ziel.

Zerrissen ist der Saiten Gold,
Die Harfe ist zerschellt;
Der Quell verflecht, von Liedern hold,
Der ihm die Brust erhellt.

Und einem Pagen winket er,
Und heischt 'nen Labetrank,
Und gürtet ab die blanke Wehr,
Und reicht sie ihm als Dank.

Der Jungfrau Röslein, jetzt verdorrt,
Wirft er in den Pokal,
Läßt reichen ihn der Liebsten dort
Im hochzeitlichen Saal.

Und, wie verglänzt der goldne Grund,
Das Röslein sie erschaut:
Da bleichet sich ihr rother Mund,
Es stockt der Stimme Laut.

Verloschen ist der Augen Schein,
Dahin des Lebens Spur.
„Ade, ade, du Liebste mein,
Jetzt stirbt der Troubadour!"

D. S.

Mannigfaltigkeiten.

[Die armen Juweliere.] Der Juwelier X. steht eines Tages in seinem Laden, als ein junger, eleganter Mann eintritt, ihm guten Tag bietet und ihn fragt: „mein Gott, Sie erinnern sich meiner wohl gar nicht mehr? Freilich, die Kürassieruniform, die ich früher trug und der Schnurrbart, und jetzt in Zivil und ohne Bart, das mag wohl einen großen Unterschied ausmachen. Ich bin der ehemalige Lieutenant Y., habe vor mehreren Jahren meinen Abschied genommen und verwalte seitdem meine Güter. O, wie manchmal habe ich bei Ihnen Schmuck gekauft. Ich komme auch heut in dieser Absicht: der Gräfin P., mit der ich mich verlobt habe, will ich einen schönen Schmuck schenken." — Der Fremde ist im Begriffe, sich werthvolle Sachen in dieser Absicht anzusehen, als er durch die große Spiegelscheibe des Ladens einen vorbeigehenden Offizier bemerkt, an's Fenster klopft und ihm winkt, hereinzukommen. „Was machst Du Fritz, wie geht's?" ruft er ihm entgegen. „Ich danke; nun Du bist in Berlin, und willst wohl Deiner Braut einen Schmuck kaufen?" „Ja, ja, Du kannst mir helfen auswählen." —

So wählten denn die beiden Freunde einen vollständigen Schmuck, etwa im Werthe von 2000 Rthlr. Als es an's Bezahlen geht, findet der Zivilist, daß er sich doch nicht sein ganzes Geld eingesteckt hat, wie seine Absicht gewesen, sondern sich nur vier Fünfzigthalerscheine in seiner Brieftasche befinden. Er sagt dieß dem Juwelier, verspricht das fehlende Geld zu holen, will aber den Schmuck mitnehmen, um ihn seiner Schwiegermutter, die gleich in der Nähe wohnt, zu zeigen und bittet den Gardelieutenant dazubleiben, bis er wiederkomme. Dieser ist dazu bereit, bittet ihn aber nicht zu lange zu bleiben, da er Dienst habe. Der Juwelier ist damit zufrieden und der Gutsbesitzer entfernt sich. Während seiner Abwesenheit unterhält sich der Lieutenant mit dem Juwelier, wird

aber, da sein Freund zu lange ausbleibt, endlich unruhig, zieht die Uhr und sagt: „Es thut mir sehr leid, Herr X., jetzt habe ich Dienst, ich kann meinen Freund nicht erwarten, er wird ja schon bald kommen.“ Damit ist aber der Juwelier nicht einverstanden, sondern besteht darauf, daß der Lieutenant, gleichviel ob er Dienst habe oder nicht, als sein Pfand für den Schmuck dableibe. Sie gerathen darüber in einen Wortwechsel, der sehr lebhaft wird, als zufällig ein Gendarm eintritt. Dieser meldet dem Juwelier, der Kommissarius des Viertels ziehe von morgen ab in seine neue Wohnung, und da er (der Gendarm) gerade vorbeigehe, habe er vom Kommissarius den Auftrag bekommen, diese Aenderung dem Juwelier anzuzeigen. — Der Gendarm, welcher gemerkt, daß der Juwelier mit dem Lieutenant Differenzen habe, frazt den ersteren bei Seite um die Ursache derselben, der Lieutenant aber nimmt ihn in der Sache zum Schiedsrichter an, da er ja doch auch wisse, was Dienst zu besagen habe. Der Gendarm indessen stellt die Privatverhältnisse, in denen sich der Herr Lieutenant gegenwärtig befindet, wider Erwarten über die Dienstverhältnisse und behauptet, der Lieutenant müsse bleiben, bis der Gutsbesitzer wiederkomme. — Als richtiger Gendarm aber wittert er bei der ganzen Geschichte etwas Verdächtiges und fragte den Juwelier: „ob er auf den Schmuck Angeld bekommen?“ „Ja,“ — ist die Antwort, „vier Fünfzigthalerscheine.“ — „O, zeigen Sie doch mal her.“ — Sobald der Gendarm die Tresorscheine mit Kennermiene angesehen, nimmt auch sein Gesicht schon eine bedrohliche obrigkeitliche Schattirung an. Mit Entschiedenheit tritt er auf den Lieutenant zu und sagt: „Herr Lieutenant, entweder Ihr Freund, der Gutsbesitzer, oder Sie sind ein Schwindler!“ Der Lieutenant wird zornroth, der Gendarm aber erklärt die Tresorscheine für falsch und bittet den Lieutenant, mit ihm nach der Polizei zu kommen. Dieser weigert sich, muß sich aber nach Bedrohung mit zu requirirender Wachtmannschaft darein finden, der Juwelier läßt eine Droschke holen, der Gendarm steckt das Corpus delicti, die falschen Scheine, in seine Brieftasche, verspricht Herrn X. sobald als möglich Nachricht von der Sache, steigt mit dem Lieutenant in die Droschke und — seitdem hat der Juwelier nichts mehr von der Geschichte gehöet. Gutsbesitzer, Lieutenant und Gendarm waren — falsch, nur dee Schmuck und die Tresorscheine ächt, weßhalb der Gendarm sie auch wohlweislich mitgenommen. —

[Träume sind Schäume.] Die Wahrheit dieses Sprüchwortes bewähete sich kürzlich wieder bei einem Privatier in Linz, der dadurch zu einem Schaden von einigen Tausend Gulden kam. Es hatte ihm nämlich geträumt, daß ein ihm bekannter Israelite in der kommenden Linzer Ziehung eine Terne gewinnen werde; er selbst hatte gleichfalls in dieser Lottoziehung drei Numern mit einem Satze von 2 fl. K.-M. belegt. Der Traum wollte ihm nicht aus dem Kopfe und als er sich gar in der folgenden Nacht wiederholte, ließ er dem Israeliten keine Ruhe mehr und bot ihm seinen Lottozettel zum Tausche an, wozu er noch 10 fl. K.-M. fügte. Der Israelite, wohl erwägend, daß sichere 10 fl. K.-M. und ein mit 2 fl. belegter Lottozettel nebelhaften 1000 fl. weit vorzuziehen seyen, ging den Handel ein und gab seinen nur mit 20 kr. besetzten Lottozettel dem Privatier. Die Ziehung kam und der Israelite hatte eine Terno gemacht. Man denke sich die Wuth des getäuschten Traumdeuters.

Man schreibt aus Paris: In einem Magazine der Rue Vivienne ist ein Sonnenschirm ausgestellt, der einst der Frau v. Pampadour gehörte. Dieser Schirm ist reich gestickt und mit den kostbarsten Spitzen versehen. Noch jetzt hat er einen Werth von 10,000 Franken. Wie es heißt, soll er von einer reichen Engländerin angekauft worden seyn, die ihn nächsten Sommer tragen will. — Wie weit jetzt in Paris der Schwindel getrieben wird, nicht allein an der Börse, sondern auch in der Handelswelt, beweist die Abreise von 12 jungen Mädchen nach Konstantinopel. Vier große Pariser Modegeschäfte haben sich nämlich vereinigt, obige Damen equipirt, reichlich mit Geld versehen und sie unter dem Oberbefehl eines herabgekommenen Lions nach Konstantinopel gesandt, um dort zu Gunsten der seanzösischen Moden Propaganda zu machen.

In einer englischen Gesellschaft besten Tons war die Rede von Gas, Luftballon, Mongolfier und ähnlichen Dingen. Ein Ritter vom Orden des Hosenbandes bemerkte witzig, wie sehr natürlich es sey, daß ein Franzose zuerst das Gesetz der Flüchtigkeit (Volatilität) entdeckt habe. „Eben so natürlich, versetzte der Franzose, der dabei war, als daß ein Engländer (der Newton) das Gesetz der Schwerfälligkeit (Pesenteur) entdeckte.“

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 212 24. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

In heiße Thränen ausbrechend warf sie sich auf's Sopha, und ließ sich später mit Unwohlseyn entschuldigen, um nicht beim Abendessen zu erscheinen.

Der junge Herr war gestern mehrere Male oben, um sich nach dem Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen, sagte am andern Morgen ihre Dienerin beim Ankleiden, und Louise fühlte bei diesen einfachen Worten eine Art wohlthätiger Beruhigung in ihrem Innern.

Als sie beim Frühstück erschien, kam der Kammerrath ihr freudig, jedoch nicht ohne den Ausdruck banger Besorgniß entgegen. Sie haben uns gestern sehr geängstigt, liebes Kind, sagte er, indem er Louisen zärtlich auf die Stirn küßte. Gott sey Dank, daß Sie wieder wohl sind!

Zu Felix gewendet sagte Louise: es thut mir sehr leid, daß Sie um ein unbedeutendes Unwohlseyn sich so oft bemüht haben.

Sehr schmerzlich würde es mir gewesen seyn, entgegnete Felix, in den wenigen Tagen, die es mir noch vergönnt ist, im Vaterhause zu weilen, Sie nicht mehr zu sehen!

Mein Gott, gehen Sie so bald fort! rief Louise, während das Blut aus ihren Wangen wich.

Uebermorgen bricht das Regiment auf, und ich muß mit dem Frühesten fort, will ich noch zur rechten Zeit eintreffen!

Nur noch zwei Tage! seufzte Louise, mein Gott, wie schrecklich ist doch der Krieg!

Er ist schön, wenn dem heimkehrenden Sieger liebende Herzen entgegen schlagen, rief lebhaft Felix, und setzte dann schnell hinzu: wenn die theuren Eltern und alle liebende Verwandte und Freunde ihn wieder empfangen! Gott gebe, daß ich sie Alle wiederfinden möge!

Schwere, dunkle Wolken schienen während der wenigen Tage bis zu Felix's Abreise auf Haus Wendorf zu lasten.

Ernst und schweigsam gingen die Männer umher, und eine namenlose Angst trieb Louisen durch die Räume des weitläuftigen Hauses, sobald Felix nöthiger Anordnungen halber das Zimmer verlassen hatte.

Am Abend vor seiner Abreise trieb die innere Angst Louisen, als er eben das Zimmer verlassen hatte, hinaus in den Garten. Es war ihr, als wenn die Zentnerschwere, die auf ihrer Brust lastete, in der freien Natur leichter werden müßte, und eilenden Schrittes durchlief sie die langen Alleen.

Felix sah ihr weißes Kleid durch die Blätter schimmern und froh des ungestörten Augenblicks eilte er ihr nach.

Es ist freundlich von Ihnen, theure Freundin, sagte er, als er sie erreicht hatte, daß Sie mir die Gelegenheit geben, hier, an dem Platz der frohen Spiele unserer Kindheit, Ihnen das letzte Lebewohl zu sagen.

Das Letzte! stammelte Louise, und ihre Glieder erbebten, mein Gott, glauben Sie denn nicht wieder zu kehren?

Es spricht keine bestimmte Ahnung in mir, erwiderte Felix, und unser Leben steht in der Hand des höchsten Lenkers unserer Schicksale. Allein, sollte ich vielleicht bald am Ende meiner Laufbahn seyn, sollte ich aus dem Feldzug nicht wiederkehren, Louise, wollen Sie dann die treue Tochter meiner armen verwaisten Eltern seyn?

Er denkt nur an seine Eltern, dachte Louise, und ein bitteres Gefühl beschlich ihr Herz, aber schnell sich fassend sagte sie ernst: ich verspreche es Ihnen, mein Freund!

Und, fügte Felix zögernd hinzu, wenn ich fehle in den Reihen der heimkehrenden Brüder, werden Sie dann den Freund Ihrer Jugend nicht vergessen? Werden Sie mir eine Thräne schenken, Louise?

Stumm reichte Louise ihm die Hand, und in ihrem schönen Auge zitterte bereits die Thräne, um die er bat. Felix sah hinein in diesen feuchten Himmel und preßte entzückt die ihm dargereichte Hand an seine Lippen, aber plötzlich sich ermannend bot er Louisen mit einer verbindlichen Ge-

Digitized by Google

berde den Arm, und schweigend gingen beide dem Hause zu.

Es war ausgemacht worden, daß schon am Abend Abschied genommen werden sollte, da Felix mit Anbruch des Tages Wendorf verlassen mußte und keine Ruhestörung veranlassen wollte. Aber schon vor dem ersten Strahl der Sonne stand Louise am Fenster und sah hinab in den Hof, wo die unruhig stampfenden Pferde ihrer Reiter warteten. Der Schlaf war von ihrem Lager geflohen, und wenn auch Bescheidenheit und weibliches Zartgefühl sie abhielt, hinunter zu gehen, so trieb es sie doch, den Jugendfreund noch einmal zu sehen, und erwartungsvoll stand sie am Fenster und sah durch die nur wenig zurückgezogenen Vorhänge.

Felix trat an der Hand des Kammerraths aus dem Hause! Rasch schwang er sich in den Sattel, aber er zögerte noch, und ein langer Blick fiel auf Louisens Fenster, und als er die hinter dem Vorhang Lauschende erblickte, da schien ein heller Freudenglanz über sein Gesicht zu gleiten, und er legte die Hand, wie unwillkürlich, auf sein Herz, als wollte er sagen: hier danke ich Dir für diese Aufmerksamkeit! Louise hielt sich nicht länger, sie riß das Fenster auf und ihre überströmenden Augen winkten ihm das letzte Lebewohl zu.

Lange schaute er noch zurück und Louisens weißes Tuch beantwortete seine Grüße, während der Kammerrath mit gefalteten Händen an der Thür des Hauses stand und ein stilles Gebet hinaufschickte zu dem von den ersten Strahlen der Sonne vergoldeten Himmel!

Bang und öde war es in dem großen Hause nach Felix's Abreise, der Geist der unglücklichen Mutter schien aus seinem Stumpfsinn dießmal nicht wieder zu erwachen, und stumm und theilnahmslos saß sie tangelang am Fenster und schaute mit demselben gleichgültigen Gesicht hinauf in den lichten Frühlingshimmel zwie in die vorüberziehenden Wetterwolken und die leuchtenden Blitze. Von so viel Jammer niedergebeugt, ging der Kammerrath still uvd schweigsam umher und besorgte nur aus langjähriger Gewohnheit, gleichsam mechanisch, seine Geschäfte.

Der Kammerrath raffte sich zuerst empor aus dem dumpfen Schweigen. Wir wollen uns nicht der Trauer so ganz hingeben, rief er, als sie einst beisammen saßen, wir wollen lieber dankbar der Ruhe genießen, der wir uns jetzt noch erfreuen! Wer weiß, ob der Krieg mit allen seinen Schrecknissen nicht bald diese friedlichen Gegenden überzieht! Wir wollen uns nicht durch unzeitigen Gram der Kräfte berauben, die eine ernste Zukunft von uns fordern möchte!

Nur zu bald sollten sich diese Worte bewähren! Zahlreiche Truppenmärsche brachten fast jeden Tag neue Einquartierung, die Landwehren wurden aufgeboten und auch der Landsturm organisirt. Der Kammerrath, hierdurch vielfach beschäftigt, war oft tagelang von Wendorf entfernt, und Louise blieb dann mit der täglich schwächer werdenden Kranken allein, deren Geist jetzt zwar weniger umflort war, deren Körperkräfte jedoch sichtlich abnahmen, so daß sie sich nur noch mit Mühe bis zu ihrem Lieblingsplatz am Fenster schleppen konnte.

Als die ersten Briefe von Felix anlangten, klopfte ihr Herz unruhiger, denn sie glaubte, sie würden einige Zeilen für sie enthalten, was sie mit banger Erwartung erfüllte. Wie leicht konnte er nicht ihr Benehmen beim Abschied mißdeutet haben, wie leicht das für eine wärmere Neigung genommen haben, was doch nur die Aufregung des Augenblickes war! Konnte nicht durch diese Hoffnung die alte Liebe in seinem Herzen erwacht seyn, die sie weder begünstigen konnte noch wollte? Und würde nicht vielleicht sein Brief das aussprechen, was der Mnnd nur ungern verschwieg? So sah sie mit banger Besorgniß auf das Paquet, von welchem der Kammerrath mit freudestrahlendem Blick eben das Siegel löste.

Allein ihre Furcht war ungegründet. Felix sendete ihr die ehrfurchtsvollsten Grüße durch den Vater, ohne ein an sie selbst gerichtetes Blatt beizufügen; und wenn ihr Herz sich dadurch auch von einer bangen Sorge befreit fühlte, so sagte sie sich doch mit einem Anflug von Verdruß: „es wäre höflicher gewesen, wenn er mir selbst geschrieben hätte!"

Unaufhaltsam drangen die verbündeten Heere vor, und die Truppen des Kaisers mußten sich auf allen Punkten zurückziehen. Auch die Gegend von Mühlheim wurde bald von den Feinden verlassen. Ein Gefecht fand in der Nähe der Stadt, bei dem Rückzug der Franzosen, statt, und mit bangem Erbeben hörten die Bewohner Wendorfs den Donner der Geschütze. Da der Rückzug die entgegengesetzte Richtung nahm, und das Gut entfernt von der Landstraße lag, so ward es nicht vom eigentlichen Kampfe berührt, aber den dumpfen Ton der Kanonen trug die Luft deutlich an ihr Ohr, und er hallte in den zagenden Herzen wieder.

Zwar wußte der Kammerrath, daß Felix weit von dem Schauplatz dieses Kampfes entfernt war; aber konnte nicht auch er in diesem Augenblick dem mörderischen Feuer des Rache schnaubenden Feindes preisgegeben seyn? Mit fest in einander gefalteten Händen ging er mit starken Schritten im Zimmer auf und nieder, während Louise mit zitternder Stimme die Kranke zu unterhalten suchte. Was rollt denn so? fragte diese öfter, wenn die fernen Kanonenschläge dumpf herüber tönten. Es

donnert, liebe Mutter, sagte bebend Louise, da sie sah, daß der Kammerrath keines Wortes mächtig war.

Es donnert? fragte die Räthin, aber ich sehe keinen Blitz! Plötzlich, da das dumpfe Rollen schneller und schneller erfolgte, rief sie: ach ich weiß es, ich habe es ja hundert-, tausendfach gehört, es ist die Schlacht an der Beresina! Horch, jetzt nähern sie sich dem Fluß, — aber nein, sie werden zurückgedrängt! Horch, wie sie schießen! Allmächtiger Gott, schütze Sally und das Kind! Sieh, wie sie kämpft, rief sie, und starrte hinaus in den schon hereindämmernden Abend, sie will zur Brücke! Macht Platz, ihr Unmenschen, für eine Mutter und ihr Kind!

Mit weit vorgestreckten Armen war die Kranke von ihrem Sessel aufgesprungen und wollte fortenilen der geliebten Tochter zur Hülfe, aber kraftlos sank sie zurück, und ihr Bewußtseyn schien geschwunden. Händeringend starrte der Kammerrath die unglückliche Frau an, während Louise sich bemühte, sie wieder in's Leben zurück zu rufen, indem sie ihre Schläfe und Pulsadern mit starken Essenzen rieb.

Nach einer Weile schlug die Kranke die Augen wieder auf, und da eben das Schießen einen Augenblick aufgehört hatte, so schien sie vergessen zu haben, was sie so heftig bewegte. Als aber der Donner der Kanonen bald wieder mit verdoppelter Kraft an ihr Ohr schlug, traten vor ihren irren Sinn die alten Bilder, und unaufhörlich rief sie nach der Tochter, die sie flehentlich bat, in ihren Anstrengungen auszuharren, da sie der Brücke ja ganz nah sey; oder sie glaubte die Verfolger zu sehen, und schrie mit den Tönen des Jammers: zurück, zurück, sie ist ja ein schwaches Weib, mordet sie nicht, habt Mitleid, habt Erbarmen! In diesem Augenblick dröhnte ein so heftiger Schlag durch die Luft, daß die Fenster klirrend erbebten, und mit dem Angstschrei: Sally, Sally! sie stirbt, sank die Kammerräthin leblos zurück in ihren Sessel. Zugleich verbreitete sich ein rother Feuerschein an dem westlichen Himmel, und mit dem Ausruf: Mühlheim brennt! stürzte der Kammerrath, den Zustand seiner Frau nicht bemerkend, aus dem Zimmer.

Louise rief nach Hülfe, allein bei der schrecklichen Explosion war die ganze Dienerschaft hinausgeeilt, um zu sehen, was geschehen war, und, wo möglich, Hülfe zu bringen. Vergebens riß Louise an allen Glockenzügen, kein Mensch folgte ihrem Ruf, und so mußte sie denn allein versuchen, die noch Ohnmächtige wieder in's Leben zu rufen. Aber ohne Erfolg wendete sie alle Mittel an, die noch vor wenig Stunden so wirksam gewesen waren, kein Hauch, keine Bewegung kehrte in den starren Körper zurück; und als Louise endlich die Lampe herbeiholte und in dieß starre, bleiche Gesicht sah, da mußte sie sich mit Schaudern sagen: sie war in dem ganzen großen, weitläufigen Hause allein mit — einer Leiche!

Still betend kniete Louise am Fuß des Sessels nieder, nachdem sie die starren Augen der unglücklichen Frau mit ihrer lebensfrischen, warmen Hand sanft geschlossen hatte. Dir ist wohl, seufzte sie, Du bist nun bei der geliebten Tochter und kein Erdenleiden berührt Dich mehr! Mit inniger Liebe beugte sie sich über die kalte Hand, die von ihren heißen Thränen sich zu erwärmen schien. Das Schießen hatte aufgehört, aber dafür riefen die Feuerglocken in Mühlheim und in den benachbarten Dörfern die Leute zur Hülfe herbei, und ihr Schall drang weit her durch die stille Nacht. Immer mehr röthete sich der Himmel, und der rothe Feuerschein erleuchtete das Zimmer und warf sein Unglück verkündendes Licht auf das bleiche Gesicht der Dahingeschiedenen. Louise sah es nicht, still lag sie auf ihren Knieen und hielt die Hand von Rosaliens Mutter fest in ihren gefalteten Händen. Sie betete für die Hinübergegangene, für die theure Freundin, für den früher so innig geliebten Gatten, und ihre Gebete wurden zu heiligen Gelübden für die eigne Zukunft.

(Fortsetzung folgt.)

Der Eheſcheue.

Ich sollte frein? Zwar hab' ich es versprochen,
Doch nur zum Scherz bei'm Glase Wein.
Der Ehegott soll mich nicht unterjochen:
Ihm werd' ich niemals dienstbar seyn.

Der Freiheit Glück, noch weiß ich es zu schätzen,
Das Joch der Ehe schmerzhaft drückt,
Ganz anders ist's, wenn man in Amor's Netzen
Sich bloß zum Zeitvertreib verstrickt.

Jetzt bin ich Herr! mein Wille muß geschehen!
Doch hätt' ich thöricht erst gefreit,
Würd' es nicht mehr nach meinem Kopfe gehen:
Dann gute Nacht Bequemlichkeit!

Die beste Frau hat Eigensinn und Grillen,
Und unbelauscht könnt' ich nichts thun,
Selbst meinen Durst nicht nach Gefallen stillen,
Nicht munter bleiben, oder ruh'n.

Und säh' ich je nach einem hübschen Kinde,
So wär's für mich verbot'ne Frucht;
Was jetzt ein Scherz, hieß' Hochverrath und Sünde
Weh mir! ergriff sie Eifersucht.

Nichts könnte dann die Zornige versühnen,
Sie predigte beim Sternenlicht
Die Ohren taub mir vor den Bettgardinen,
Und solche Reden lieb' ich nicht.

Digitized by Google

D'rum steht es fest, stets will ich ledig bleiben,
Zum Ringetausch mich nie verstehn,
Mit Hand und Fuß will ich mich immer sträuben,
Um dem Pantoffel zu entgeh'n.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein brennendes Dampfboot.] Ueber den in unserer Zeitung erwähnten Beand des englischen Schraubendampfers „Archimedes" erfährt man noch Folgendes: Befrachtet mit Baumwolle und Manufakturwaaren ging es am 7. November von Hull aus in See. Am Morgen darauf bemerkte man Feuer im Hinterraum unter der großen Kajütte. Man gab sich die größte Mühe, den Brand zu löschen, was jedoch völlig unmöglich war, da man den eigentlichen Feuerheerd nicht finden konnte. Man kann sich denken, in welcher Stimmung sich sowohl die Mannschaft wie die Passagiere des Schiffes befanden, als sie zu der Ueberzeugung gekommen waren, daß nur der glücklichste Zufall ihnen Rettung bringen könne. Die Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Kapitäns ließ jetzt alle Lucken möglichst luftdicht verschließen, um, wenn nicht den Brand selbst, doch dessen weiteres Umsichgreifen zu verhindeen. Dadurch gelang es wirklich, die Mündung der Elbe zu erreichen. Obwohl nun von Curhaven aus sogleich nach Hamburg telegraphirt, auch von hier dem brennenden Schiffe ein Dampfboot zu Hülfe geschickt ward, kam der „Archimedes" doch bis an den Grasbrook herauf, wo ihn der Kapitän sogleich auf den Strand setzte. Die eine Wand des Maschinenraumes, wo die Heizer sich befanden, war zuletzt durch die eingeschlossenen Flammen rothglühend geworden, was es den armen Menschen beinahe unmöglich machte, ihren Dienst zu versehen. Dennoch verharrten sie muthvoll auf ihren fürchterlichen Posten. Zum Löschen des Brandes brauchte man einen ganzen Tag. Das Innere des Hinterraumes, so wie die Kajüte sind ganz vom Feuer zerstört, der Verlust an Waaren ist sehr bedeutend. Man hegt die Vermuthung, daß der Brand durch Selbstentzündung in den Baumwollenballen entstanden sey.

Im ungarischen Feldzuge (1695) verlor das Pferd des Prinzen von Sachsen August zwei Hufeisen. Er forderte den Schmied eines kleinen Ortes auf, es zu beschlagen. Dieser brachte die Hufeisen, der Prinz nahm sie ihm ab, zerbrach sie ohne alle Anstrengung und warf sie verächtlich mit den Worten zu Boden: Was für elendes Eisen habt ihr doch hier zu Lande. Der Meister und der Knecht machten große Augen, schlugen andere Eisen auf und empfingen dafür zwei Speziesthaler. Der Prinz hatte sich wieder aufgesetzt und wollte eben davonjagen, als ihn der Schmiedknecht bat, ein Weilchen zu warten, damit er erst die Thaler probieren könne. Neugierig hält August an. Was für elendes Silber ist zu diesem Gelde! rief der Knecht eben so verächtlich, indem er jeden Species in vier Stücke zerbrach. Der erstaunte Fürst gab die doppelte Summe nnd nahm den Knecht in seine Dienste. Er behielt ihn indeß nicht lange, denn er fiel noch im nämlichen Feldzuge unter den Säbeln der Türken.

[Neues Mittel gegen schlechte Verdauung.] Herr Corvisart las in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften in Paris eine Abhandlung über die Verbesserung der Verdauung bei Leuten, die an Magenschwäche leiden, durch den von Thieren entnommenen Magensaft. Es ist bisher viel über dieses Verfahren gesagt und geschrieben worden, und obgleich die Heilkraft desselben noch nicht gegen alle Anfechtungen gesichert ist, so dürfte doch aus den mitgetheilten Beobachtungen und Erfahrungen Corvisart's hervorgehen, daß wir ein kräftiges Mittel zur Beseitigung des genannten Uebels mehr besitzen, da es abee frisch, wie es aus dem Thiermagen kommt, der Natur der Patienten zuwider seyn möchte, so schlägt sein Lobredner vor, es zu trocknen, in Pulver zu verwandeln und entweder in Pillenform oder den Nahrungsmitteln beigemengt zu verabreichen.

[Die junge Oekonomin.] Eine junge Dame, so eben aus einer berühmten Pension entlassen, sagte eines Tages: „Papa, warum kaufst Du nicht eine Henne, daß wir die Eier selber erzeugen, die wir brauchen?" — „Weil Eine Henne nicht unsern ganzen Bedarf an Eiern liefern würde, liebes Kind!" — "Ei gewiß würde sie das, Papachen; wir brauchen täglich im Durchschnitt ein Dutzend Eier, und so viel legt doch gewiß eine gute Henne bei reichlichem Futter!" — Wahrscheinlich war diese junge Dame eine Schwester von Jener, welche glaubte, man pumpe die Milch aus der Kuh heraus, und der Kuhschweif sey der Hebel der Pumpe.

Charade.

In der Mythologie verehrt man mich,
In der Astrologie deutet man mich,
In der Mineralogie schätzet man mich.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Samstag № 213 25. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Aengstlich besorgt um die Frauen trat der Kammerrath wieder in das Gemach. Zögernd stand er in der Thür, denn beim ersten Blick glaubte er seine Frau nur eingeschlafen, und wollte ihren Schlummer nicht stören, aber Louisens Thränen und leise Ausrufe des Schmerzes belehrten ihn bald, daß die langjährige, treue Gefährtin seines Lebens ausgelitten hatte, daß sie hinüber gegangen war in das Land des Friedens. Ein Schrei des Schmerzes rang sich aus seiner Brust, der Louisens Ohr traf und sie aufrief aus ihrem Jammer. Sie sprang erschrocken auf, und den Kammerrath bleich und stumm an der Thür erblickend, warf sie sich mit dem Angstruf: o, mein Vater, sie ist todt! in seine geöffneten Arme. — Lange hielten sie sich umfaßt, und ihre Thränen vermischten sich, dann trat der Kammerrath zu der entseelten Hülle seiner Gattin, küßte ihre bleiche Stirn und sagte tief bewegt: ihr sey die Erde leicht, denn sie war ein treues Weib, eine liebende Mutter! Wohl ihr, sie hat ausgerungen, ihr wird die Palme werden!

Mit Hülfe seiner Leute trug er die Todte in ihr Zimmer und durchwachte mit Louisen den Rest der Nacht an ihrem Bette. Gegen Morgen jedoch bestand er darauf, die junge Frau solle sich einige Stunden Ruhe gönnen, und von den Begebenheiten des vergangenen Tages ganz erschöpft, folgte Louise dem Rath des väterlichen Freundes.

Der Kammerrath fürchtete traurige Nachrichten aus Mühlheim. Das Feuer hatte fast die ganze Nacht hindurch gedauert, und wenn die Richtung des Scheins nicht trog, so mußte der Theil der Stadt brennen, in welchem Louisens Haus lag.

Gern wäre er selbst nach Mühlheim geeilt, um sich mit eigenen Augen von Allem zu überzeugen; konnte er aber Louisen allein, nur von wenigen Leuten umgeben, bei der Leiche seiner Frau lassen?

Gegen Mittag kehrte der Bote zurück, und sein Bericht bestätigte alle die bangen Besorgnisse, die während der Nacht die Brust des Kammerraths beklemmten. Die halbe Stadt lag in Asche, und auch Louisens schönes Besitzthum war in einen Schutthaufen verwandelt. Selbst von dem Mobiliar war wenig oder nichts gerettet, und das reiche Silberzeug lag, in einzelnen Klumpen zusammengeschmolzen, unter den Trümmern. Das Haus war unbewohnt, und da in der fürchterlichen Angst jeder zuerst nach der eignen Habe griff, so stand es schon ganz in Flammen, als die entfernte Hülfe herbei kam, und nur wenige unbedeutende Gegenstände konnten noch gerettet werden.

Stumm saß der Kammerrath in sich versunken und überdachte lange, ob er nicht für's Erste ganz über diesen Verlust schweigen sollte.

Lieber Vater, sagte sie ruhig, nachdem sie ihn einige Augenblicke forschend angeblickt hatte, Ihre Züge verkünden mir ein neues Weh, bitte, sagen Sie mir, was es ist! Ich habe in dieser Nacht die Vergänglichkeit alles Irdischen so nah vor Augen gesehen, ich habe tief empfunden, daß unser Leben nur eine Uebergangsperiode zu einem besseren Daseyn ist, ich habe gesehen, daß alle Schmerzen, aller Jammer dieser Erde in einem Augenblick endet, und nichts zurückbleibt von dem Weh, welches noch vor wenig Minuten das arme Herz durchzuckte! Ich glaube, es kann mich nichts mehr erschrecken, und deßhalb bitte ich Sie, mir zu sagen, welch neues Leid uns getroffen hat!

Gerührt schloß der Kammerrath die junge Frau in seine Arme und theilte ihr mit, was geschehen, indem er mit väterlicher Zärtlichkeit hinzufügte: eine Heimath bleibt Dir immer, mein Kind, und das ist Wendorf.

Ruhig hatte Louise die Erzählung mit angehört. Ich habe es erwartet, sagte sie, und war gefaßt darauf. Nur der Gedanke, daß das Haus, wo meine guten Eltern so viele glückliche Jahre verlebten, ein Raub der Flammen geworden ist, betrübt mich am meisten. Was ich sonst verloren habe, läßt sich ersetzen oder doch leicht verschmerzen, denn was ist der Verlust der Habe in einer Zeit, wie diese?

Nachdem die irdischen Ueberreste der guten

Digitized by Google

Madame Werner zur Erde bestattet worden, bat der Kammerrath die Doktorin, Louisens Einsamkeit zu theilen, die sich auch willig finden ließ, in der Stille des Landlebens, von der Angst und dem überstandenen Schrecken auszuruhen. Den Wechselfällen des Krieges schien die Gegend von Mühlheim nicht ferner ausgesetzt, da der Schauplatz des Kampfes sich mehr dem südlichen Deutschland zuwendete.

So folgte denn in Wendorf auf die erlebten Schrecknisse wieder eine stille, ruhige Zeit, die nur selten durch einzelne Durchmärsche unterbrochen wurde.

Vom Heere kamen oft Nachrichten. Felix schrieb voll Muth und von Hoffnung durchglüht: „Die gerechte Sache wird triumphiren, der Sieg folgt unseren Fahnen, und der stolze Feind wird bald mit Schmach hinausgetrieben werden aus den deutschen Gauen, um sie nie wieder zu betreten, denn Deutschland wird fortan nur ein einiges, starkes Ganze bilden und so unbesiegbar seyn!"

Innig dankte Herr Werner Gott, der ihm den Sohn erhielt. Felix hatte fast alle Schlachten mit geschlagen und war stets unverwundet aus dem Kampfe hervorgegangen; und als selbst nach der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig bald ein Brief dem zagenden Vater Kunde gab von dem Wohlbefinden des Sohnes, da rief er voll gläubigen Vertrauen: irgend ein Engel muß ihn schützend umschweben, und ich werde ihn gesund und unverletzt wieder in meine Arme schließen!

Von diesem frohen Glauben beseelt, war Herr Werner eifrig bemüht, Louisens Geist die Richtung zu geben, welche er zu dem Glück seines Sohnes nöthig hielt. Mit dem Beginnen der kalten Jahreszeit war die Doktorin wieder in die Stadt zurückgekehrt, und den Vorschlag, ihr eine jüngere Gesellschafterin zu wählen, hatte Louise entschieden abgelehnt. Sie hatte eine herzliche, innige Zuneigung zu dem Manne gefaßt, der mit Liebe und Sorgfalt über sie wachte und ihr gern seine Zeit widmete; sie sah es daher ungern, wenn die Gegenwart einer dritten Person ihre vertraulichen Gespräche störte. Riefen Geschäfte den Kammerrath ab, so beschäftigte sie sich mit Musik, die sie wieder mit vielem Eifer trieb, oder sie ordnete Manches im Hauswesen an und wagte sich auch sogar manchmal bis in die Küche, ein ihr sonst ganz fremdes Feld, um zu versuchen, eigenhändig ein oder das andere Gericht für den theuren Vater zu bereiten. Mochten nun diese Versuche auch Anfangs nur einen schwachen Erfolg haben, so zeigte sich doch der Kammerrath so erfreut darüber und pries so warm Louisens Talent auch für dieses Fach, daß sie mit wahrer Freude ihre Versuche immer von Neuem wiederholte, und in dem Beifall des guten Vaters ihren größten Lohn fand. War nun unter wechselnden Beschäftigungen der kurze Tag schnell vergangen, so vereinte der Abend das einsame Paar, und der Kammerrath trug Sorge, daß eine gut gewählte Lektüre die Stunden verkürzte. Oft sprach er über das Gelesene, oder ließ sich Louisens Ansichten darüber mittheilen, die er dann ganz leise und unvermerkt berichtigte und zu den seinigen überführte. Oder er bat sie um ein Lied, und feuerte dadurch ihr Bestreben, auch diese Kunst fortwährend zu üben, noch mehr an.

So verging fast unvermerkt der Winter, und das herannahende Frühjahr brachte die schönste Hoffnung, die Hoffnung des Friedens. Alles jubelte ihr entgegen, und man vergaß der kaum überstandenen Noth durch die frohe Aussicht für die Zukunft. Nur Louise konnte nicht einstimmen in den allgemeinen Jubel, denn um ihre Zukunft hatte sich ein düsterer Schleier gelegt, und jede frohe Hoffnung schien auf immer vernichtet.

Der Friede war geschlossen, Felix mußte zurückkehren in die Heimath, und der Gedanke mit ihm, der ihr vielleicht nur mit der größten Gleichgültigkeit begegnen würde, zusammen in einem Hause zu leben, war der stolzen, leicht verletzbaren Frau unerträglich. Noch denselben Tag schrieb sie an die Doktorin und bat sie, ihr, bis sie einen bestimmten Entschluß gefaßt haben würde, einen Aufenthalt in ihrem Hause zu gönnen, wozu die gute Frau mit tausend Freuden bereit war.

Gegen den Kammerrath nahm sie sich vor zu schweigen, bis die gewisse Nachricht von Felix's Ankunft eingelaufen sey, wo die Freude ihn, wie sie hoffte, der Gewährung ihres Wunsches geneigter machen würde.

Mehrere Wochen vergingen aber noch, bis diese Nachricht kam, und der Kammerrath fing schon an, sich ernstlich zu beunruhigen und nahm jeden Tag wohl zehnmal die Karte zur Hand, um dem Marsch der Truppen zu folgen und die Entfernung zu berechnen, die ihn noch von dem geliebten Sohn trennte.

Endlich trat er eines Morgens mit leuchtenden Blicken und freudestrahlendem Gesicht, einen offenen Brief in der Hand, in Louisens Zimmer. Er kommt, mein theures Kind, rief er entzückt, in wenig Tagen werde ich meinen Felix in diese Arme schließen! — Louise erbleichte. Gott, wie werde ich glücklich seyn! fuhr Herr Werner fort, und wie wird sich Felix freuen, Sie, liebe Louise, noch hier zu finden und Ihnen danken zu können, daß Sie der Trost und die Stütze seines alten Vaters waren!

Alles Blut, welches vorher aus Louisens Wangen gewichen war, kehrte bei diesen Worten dahin zurück, und wie Purpur erglühend sagte sie zitternd:

Aber glauben Sie nicht, lieber Vater, daß man jetzt, da die gute Mutter nicht mehr lebt, darüber spötteln könnte, wenn ich in Ihrem Hause bliebe, auch wenn Felix zurück ist?

Der Kammerrath sah sie scharf an, und es würde Ihnen sehr unangenehm seyn, wenn man einige Bemerkungen darüber machte?

Ich möchte nicht gerne gerechten Anlaß zur Mißbilligung geben, sagte Louise, indem sie sich auf ihre Arbeit niederbeugte, um die Gluth ihrer Wangen zu verbergen. Ich habe daher der Doktorin geschrieben und sie gebeten, mir eine Zuflucht in ihrem Hause zu gönnen, und sie wird mich gern bei sich aufnehmen!

Herr Werner sann eine Weile nach. Sie können Recht haben, liebes Kind, sagte er dann, die Welt liegt einmal im Argen, und auch das Unschuldigste entgeht ihrem Tadel nicht, eben weil sie an keine Unschuld mehr glaubt! Also gehen Sie zur Doktorin, wenigstens so lange, bis wir ein Mittel gefunden haben, welches allen Anforderungen der streng richtenden Welt genügt, und daß dieß Mittel sich finden wird, davon bin ich überzeugt!

Ein gutmüthiges Lächeln schwebte bei diesen Worten über das Gesicht des glücklichen Vaters, und Louise bemühte sich eifrig, die welken Blätter aus einigen am Fenster stehenden Blumen zu brechen, wobei sie unverwandt in den Hof hinab sah. Gern würde sie noch an demselben Tag Wendorf verlassen haben, denn sie fürchtete, Felix könnte seinem Vater eine Ueberraschung machen und früher eintreffen, als er gemeldet hatte, aber davon wollte der Kammerrath nichts hören, und nur mit Mühe konnte sie ihn dahin bewegen, sie am zweiten Tag ziehen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Royal George.

Nach den „Achtundvierzig Jahren eines konstitutionellen Offiziers".

Es war im Sommer 1780, als der „Royal George", ein stattlicher Dreidecker von 84 Kanonen, nach zweijähriger Abwesenheit von einer auswärtigen Station heimkehrend, auf der Rhede von Spithead vor Anker ging. Nachdem man eine Woche dazu verwandt hatte, das prachtvolle Schiff von allen äußern Spuren der langen Reise durch neuen Anstrich zu reinigen, ließ sein Befehlshaber an die Offiziere der ringsumher versammelten Flotte und an die Notabilitäten von Portsmouth seine Einladung zu einem großen Festball ergehen. Wie nicht anders zu erwarten, bot das Innere des Orlogschiffs vom obersten Deck bis zur Waffenkammer hinab in seinem frischen Aufputz das Bild eines schwimmenden Palastes dar.

Die Stunde, welche zum Beginn der Festlichkeiten anberaumt war, hatte geschlagen; die Rhede von Spithead füllte sich allmälig mit hunderten von Barken, welche theils die geladenen Gäste an Bord des „Royal George" führten, theils mit Neugierigen angefüllt waren. Denn wer auch nicht selbst Theilnehmer seyn konnte, wünschte doch aus der Ferne den Empfang wahrzunehmen, den brittische Seeoffiziere der Schönheit und dem Verdienst in ruhigen Tagen zu bereiten gewohnt sind. Was nun die innern Einrichtungen des Schiffs betrifft, so zeugten sie bis zum kleinsten Schmuckwerk von dem Geschmack und den reichlichen Mitteln des Befehlshabers, der seit einer Reihe von Jahren die natürlichen und künstlich erzeugten Merkwürdigkeiten aller Welttheile sorglich gesammelt und nun zur Dekoration der innern Räume mit seinem Sinn hergegeben hatte. Das Verdeck glich einer kostbaren Säulenhalle, über welcher von den hohen Masten und Raaen in allen erdenklichen Farben Flaggen und Wimpel lustig durcheinander flatterten. Die Wände der Staatszimmer waren statt der Tapeten mit kostbaren Stoffen von Sammt und Seide bedeckt. Unter den Möbeln bemerkte man neben den reichsten Elfenbeinarbeiten Divans und Sessel von Sandelholz und Rosenholz, sowie jene eigengeformten Geräthe, welche der seltsame Geschmack mancher entlegenen Völker in Form und Farbe immer neu zu erfinden nicht müde wird. Als Ueberzüge dienten Teppiche, die im orientalischen Styl mit goldener und silberner Stickerei durchwirkt waren. Selbst die Treppen waren mit Kaschmirprodukten von solcher Schönheit belegt, daß sie in den Garderoben fürstlicher Damen als Luxusartikel hätten prangen können. Wer die Launen englischer Seeoffiziere kennt, wird in dieser Auswahl von Gegenständen keine übertriebene Angabe finden wollen. Uebrigens gehörte der damalige Befehlshaber des „Royal George" zu den reichsten Offizieren der königlichen Marine.

Die Buffets strahlten von Gefäßen des edelsten Metalls, unter denen das Geschenk eines indischen Fürsten, eine prächtige mit Edelsteinen besetzte Schale vor allen hervorstach. Aechtes Rosenöl duftete in Krystallvasen, welche in eigens dafür hergerichteten Nischen aufgestellt waren. Mit einem Wort: man glaubte, sobald man diese glänzenden Räume betreten hatte, nicht mehr in der schwimmenden Wohnung eines allzeit kriegsbereiten Admirals, sondern im Allerheiligsten eines fürstlichen Schlosses sich zu befinden.

Nachdem der edle Wirth einen letzten Blick der Zufriedenheit auf seine geschmackvoll getroffenen Anstalten geworfen hatte, begab er sich in vollem

Digitized by Google

Schmuck auf das Verdeck, um an den untern Stufen des Quarteedecks, von seinen Offizieeen wie ein König von seines Reiches Granden umgeben, die ankommenden Gäste zu empfangen. Wäheend eine auserlesene Musikbande rauschende Fanfaeen ertönen ließ, glitten vom schönsten Wetter begünstigt die Barken heran, welche von Portsmouth und Portsea, von der Insel Wight, eine ausgewählte Gesellschaft von Heeren und Damen herbeitrugen. Die allgemeine Fröhlichkeit, welche Mannschaft und Gäste des Dreideckers belebte, ward noch dadurch erhöht, daß nicht eine Wolke den heitern Himmel trübte, nicht ein Lüftchen die ewige Fläche des Meeres bewegte.

Und doch nahte schon diesem schönsten Schiffe der englischen Flotte, mitten in den Stunden seines schönsten Glanzes, das heimliche Verderben. Schon stand unsichtbar hinter dem Sitz all dieser fröhlich schwärmenden Gäste — der Tod. Wohee sollte er denn kommen? Nicht die leiseste Ursache zur Meuteeei gab es an Bord: die Treue der Mannschaft gegen ihren tapfern Anführer, vom eesten Lieutenant bis zum letzten Schiffsjungen, zu den schwarzen Köchen herab, duldet keinen Zweifel. Kein Leck, nirgends der geringste Schaden am Schiff, der einen Unfall hätte veranlassen können. Die Pulverkammer war an diesem Tage doppelt, in den untern Räumen sogar dreifach besetzt. Wer hätte ahnen sollen, daß eines lauen Westwinds Schwellung hinreichen würde, um das stolze Gebäude mit allen seinen Insassen in die Fluth zu versenken?

Zwei Stunden nach Beginn des Balls, als ee eben im besten Gang war, schwebt kaum mehr als ein Lufthauch aus Südwesten herauf und säuselt so leicht vorüber, daß die freudeglühenden Wangen der Damen seinen flüchtigen Gruß nue eben wie kühlend und wohlthuend empfinden. Aber während er über das Meer hingleitet, ohne die Spiegelfläche der schlafenden Wellen zu trüben, vollbringt er die verderbliche Schwinguag im Bauch des Linienschiffs. Dort lag eine Anzahl schwerer Geschütze, die man zur Erweiternng des verwendbaren Raums in die geöffneten Stückpforten geschoben hatte, ohne sie bei dem durchaus windstillen Wetter gehörig fest zu schlingen. Diese warf jenes linde Wehen alle zugleich mit Schnelligkeit des Blitzes auf die entgegengesetzte Seite, wodurch denn der „Royal George" sogleich gezwungen ward, dieselbe Bewegung zu machen.

Ein einziger herzzerreißender Klagegeschrei von tausend ineinanderklingenden Stimmen, ein Laut, vor dem des ältesten Seemannsblut gerann, in dem die allgemeine Freude des Festes zu einer einzigen fürchterlichen Dissonanz erstarb, hallte über die Gewässer zu allen nahen Schiffen hin; und weiter teng das Echo den Sterberuf bis zu den Küsten, wo er noch hier und da selbst die Brandung übertönend das Ohr dee erschreckenden Bewohner erreichte.

Die riesenhaften Masten des Dreideckers neigten sich schnell hinab zum Spiegel der See. Sie wich Anfangs wie durch jähe Stöeung des auf ihr waltenden Friedens eingeschüchtert, in wallenden weiten Kreisen zurück: bald aber kehrte sie wieder, um über die hohen Borde und durch die Stückpforten ins Innere des gewaltigen Fahrzeugs einzubrechen. Einmal noch hob sich der gewaltige Bau in seiner Größe, nachdem für einen allzu flüchtigen Augenblick das Gleichgewicht durch die hereindringenden Fluthen wieder hergestellt war — aber nur um zum Letztenmal die Umrisse seiner herrlichen Formen zu zeigen. Majestätisch ragten die Masten zum blauen Himmel empor, der, wie lange nicht, von einer wolkenlosen Sonne eeglänzte: aber vom Salzwasser benetzt hingen Wimpel und Flaggen schon schlaff wie Trauerflöre zu den Borden herab. Dann begann das Schiff, immer tiefer versinkend, in raschen Takten und Wirbeln einen schrecklichen Tanz; und noch einige Sekunden, so schoß es mit den Tausenden, die todtesbleich an Stangen und Tauen angeklammert hingen und die Götter alle vergebens um Rettung anriefen, in den Abgrund der Tiefe hinab. Uebee ihnen schloß sich hochaufschäumend und mit schauerlichem Gurgeln der unabsehbare schwarze Schlund.

Wenige Minuten hatten die furchtbare Katastrophe vollendet. Die Böte, welche alle naheliegenden Schiffe sofort herbeisandten, sahen bei ihrer Ankunft nue noch einen weithin wallenden Ring, dem man sich nicht nähern duefte, ohne alsbald die ungeheure Zahl dee Opfer durch neue nutzlos zu veemehren. Nur von den ältesten Matrosen des „Royal George", welche die höchsten Gipfel dee Masten erklommen hatten, als ihr schönes Schiff zum Letztenmal auftauchte, retteten sich einige wenige durch Schwimmen.

So oft ich der Rhede von Spithead gedenke, sehe ich im Geist die große schwarze Boje, den schwimmenden Denkstein, der im steten Tanz mit den Wellen symbolisch die Ursache bezeichnet, welche den Untergang des „Royal George" veranlaßt hat.

Auflösung der Charade in Nro. 208:

Ballkönigin.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Montag № 214 27. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Mit offenen Armen und unverstellter Freude empfing die Doktorin die junge Frau und führte sie in das zu ihrem Gebrauch bestimmte Zimmer. Aber Louisen ward es bang um's Herz in dieser beschränkten Wohnung, und die Wände der kleinen, etwas niedrigen Zimmer schienen sich beengend auf ihre Brust zu legen. Mit Schmerz gedachte sie der großen, wohnlichen Räume im theuren Vaterhause, die nun in Schutt und Asche zusammengefallen waren, und der hohen, luftigen Gemächer im Schloß zu Wendorf. Es ist doch ein großes Glück, reich oder nur wohlhabend zu seyn, seufzte sie, als sie allein war, und dieses Glück erkennt man erst in seinem ganzen Umfang, wenn man es auf immer verloren hat!

Eines Tages, als Louise in Gedanken versunken, in ihrem Zimmer saß, tönte der rasche Hufschlag eines Pferdes die Straße herauf, Louise ging schnell ans Fenster, und eine tiefe Gluth bedeckte ihre Wangen, als Felix in glänzender Uniform auf einem prächtigen, englischen Pferde, freudig grüßend, heransprengte und, dem ihm folgenden Diener die Zügel zuwerfend, sich aus dem Sattel schwang und mit einem Sprung in's Haus eilte. Was sollte sie thun? ihn abweisen, nachdem er sie am Fenster gesehen hatte, das war unmöglich! die Doktorin herbei rufen, um ihn nicht allein zu empfangen! das hätte eine kindische Furcht ausgedrückt, die der Frau nicht ziemte und die Felix leicht mißdeuten konnte! Alle diese Gedanken flogen im Nu durch ihren Kopf, jedoch noch ehe sie zu einem bestimmten Entschluß kommen konnte, stand Felix schon vor ihr und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

Louise zitterte, und das Wort der Bewillkommnung erstarb auf ihren Lippen. Felix sah sie an, und der Sonnenglanz der Freude glitt über sein männliches, von Wind und Wetter gebräuntes Gesicht.

O, Louise, rief er, wie habe ich mich nach diesem Augenblick gesehnt! Wie seine Freuden schon im Voraus gekostet!

Und dennoch waren Sie fast acht Tage in Wendorf, ohne mich aufzusuchen? erwiderte mit leisem Vorwurf die junge Frau.

Glauben Sie, daß ich einen Augenblick gezögert haben würde, zu Ihnen zu eilen, wenn die Bedenklichkeiten meines Vaters mich nicht zurückgehalten hätten? wenn er es mir nicht zur Pflicht gemacht hätte, zu warten?

Die Bedenklichkeit Ihres Vaters? fragte mit ungekünsteltem Erstaunen Louise.

Hören Sie mich ruhig an, Louise, bat Felix. Seit ich meiner selbst bewußt geworden bin, hat nur ein Gefühl meine Seele erfüllt, die Liebe zu Ihnen! Alle Qualen der Hölle brannten in meiner Brust, als Sie die Gattin eines Anderen wurden. Damals schwur ich diese gekränkte, verschmähte Liebe aus meiner Brust zu reißen, Sie nie wieder zu sehen und zu vergessen! — Ich verließ das Vaterhaus und stürmte hinaus in die Welt, aber Ihr Andenken reiste mit mir! Ueberall sah ich Ihr Bild, und wenn ein sanftes Mädchenauge mich anlachte, so sagte ich mir: Louisens Auge war schöner! Allein ich wollte sie besiegen, diese so stolz verschmähte Liebe, und immer weiter trieb es mich, um Vergessenheit zu suchen! Ich durchzog den brennenden Sand der Wüste und stand an den Wasserfällen des Nils, aber aus jedem Wasserstäubchen lachte mich wieder Ihr Bild an und tanzte vor mir hin in dem Schaum der stürzenden Fluth! Da gab ich es auf, gegen meine Liebe zu kämpfen und bewahrte sie still im treuen Herzen wie ein heiliges Kleinod, und als der Wunsch des Vaters mich zurückrief, da, o, Seligkeit des Himmels, da fand ich Sie frei, und mit mächtigem Flügelschlag regte sich die Hoffnung wieder in meiner Seele! Allein das Vaterland rief, und vor diesem Rufe mußte jedes persönliche Interesse in den Hintergrund treten! Aber jetzt Louise, rief er lebhaft, jetzt biete ich Dir die Rechte und sage: sey mein! Reiche Deine Hand dem Mann, der Dich geliebt hat, wie keiner, und den Du durch ein Wort zum glücklichsten Sterblichen machen kannst!

Digitized by Google

Stumm saß Louise, und einzelne Thränen rannen langsam über ihre Wangen. Sie vermochte kein Wort hervor zu bringen, und ängstlich sah Felix in ihr bleiches Gesicht!

Hab' ich Dich erschreckt, Du süße Liebe, rief er, o, so vergib mir, ich will Dich ja nicht bestürmen, will Deine Einwilligung nicht erzwingen! nein, frei und von keinem Einfluß geleitet sollst Du entscheiden, und demüthig will ich mich dieser Entscheidung unterwerfen!

In Louisens Brust stritten die verschiedenartigsten Gefühle und drohten ihr Herz zu brechen. O, Felix, stammelte sie endlich, ich verdiene nicht so viele Liebe!

Still, Du Süße, bat er, antworte mir jetzt nicht, ich war zu heftig! Ich komme später wieder, dann sollst Du entscheiden über mich und mein Geschick! Mit diesen Worten stand er auf und verließ rasch das Zimmer, und Louise hörte bald den Hufschlag des forteilenden Rosses.

Der Kammerrath wußte es nun so zu ordnen, daß die jungen Leute sich oft, jedoch nie ohne Zeugen sahen. Er fürchtete, Felix möchte sie bei einem Alleinseyn wieder von seinen Gefühlen hinreißen lassen, und suchte daher dieß sorgsam zu vermeiden. So gewöhnte sich Louise daran, Felixen zu sehen, und seine Gesellschaft wurde ihr bald unentbehrlich, so wie seine zarten, ihr jetzt ungetheilt gewidmeten Aufmerksamkeiten ihr Herz mit Freude erfüllten.

An einem schönen Juni-Abend, als Alle wieder in Wendorf vereint der Kühle des Abends in den schattigen Gängen des Gartens genossen, führte Herr Werner plötzlich die Doktorin, welche auch in der Gesellschaft war, mit sich fort, und als Felix diesen Augenblick des ungestörten Alleinseyns benutzte und Louisen beschwor, ihn nun nicht länger in bangem Zweifel zu lassen, da legte sie heiter und glücklich ihre Hand in die seine und sagte unter süßen Thränen: Wenn diese Hand noch der Wunsch Ihres edlen Herzens ist, so lege ich sie hier aus freiem Antrieb und mit der innigen Ueberzeugung, glücklich zu werden, für dieß Leben in Ihre treue Rechte!

Von nun an begannen für das glückliche Paar frohe, an Glück überreiche Tage! Louise kehrte zwar in die Stadt zurück, weil es ihr Zartgefühl verletzte, als Braut mit dem Verlobten unter einem Dache zu leben, aber jeden Tag trug der flinke Renner den ungeduldigen Bräutigam nach Mühlheim.

So nahte der von ihm heißersehnte Tag heran und längst schon vor der bestimmten Stunde langte er mit dem Kammerrath, um seine holde Braut zu holen, in Mühlheim an.

Louise, diese Ungeduld kennend, hatte früh ihre Toilette geordnet und trat erwartend, an der Hand der Doktorin ihm entgegen. Ein tiefer, seliger Friede wohnte in ihrer Brust, und eine innige heilige Liebe warf ihren Abglanz über ihr schönes Gesicht. Kein Zug der Leidenschaft entstellte den Einklang der milden Züge, und die himmlische Ruhe des gewissen Glücks strahlte aus ihrem hellen Blick.

Louise, wie bist Du schön in dieser Einfachheit! rief begeistert Felix, indem er die reizende Braut in seine Arme schloß.

Nachdem auch der Kammerrath die theure Tochter mit väterlicher Innigkeit an sein Herz gedrückt hatte, trieb Felix zur Abfahrt, und Alles eilte neugierig an die Fenster, als das schöne Paar in der eleganten neuen Equipage, welche der Kammerrath der jungen Frau als Hochzeitsgeschenk gegeben hatte, vorüber fuhr.

Es war im Herbst des Jahres 1814, als ein alter französischer Krieger durch das Thor des Städtchens Mühlheim einwanderte. Der erste Schnee war gefallen, und der alte Soldat schüttelte die losen Flocken von seinem unscheinbaren Mantel, dessen Farbe nicht mehr zu bestimmen war, während die vielen hier und da vorgenommenen Ausbesserungen dieß Erbleichen aller Tinten vollkommen rechtfertigte. Ungeachtet ließen ihn die Einwohner vorüber ziehen, denn sie waren schon daran gewöhnt, einzelne Kriegsgefangene zurückkehren zu sehen, und ihre Mildthätigkeit war vielfach in Anspruch genommen worden.

Noch zeigten sich Spuren des großen Brandes, und der Soldat sah verwundert umher. Wie sich alles hier verändert hat! seufzte er, man erkennt mich nicht wieder, und ich möchte fast glauben, in einer anderen Stadt zu seyn, so fremdartig sieht Alles hier aus!

Nun, wenn ich nur das hier finde, was ich suche, rief er, indem er in eine Seitengasse einbog, mag dann alles Andere sich noch so sehr verändert haben! Bei diesen Worten war er in die Gegend gekommen, wo sonst das Haus der Bauräthin Semler stand, und mit einem Ausruf des Schreckens blieb er wie eingewurzelt stehen. An der Stelle des sonst so traulichen, wohnlichen Hauses erhob sich ein großes noch im Bau begriffenes Gebäude, welches zu einer Fabrik bestimmt schien, und in dem weitläuftigen Garten war man beschäftigt, kleinere Wohnungen für die Arbeiter zu bauen.

Mein Gott, was ist hier geschehen? rief angstvoll der Alte, indem er in ein nahes Wirthshaus trat, man erkennt die Stadt kaum wieder!

Monsieur waren wohl früher schon hier? sagte

mit wohem Lachen der Wirth. Ja freilich, da sah es anders aus, und er selbst mag anders ausgesehen haben, fügte er mit einem spöttischen Seitenblick auf die abgetragene Kleidung des Fragers hinzu.

Dieser wollte schon heftig antworten, als die Frau des Wirths begütigend hinzutrat. Pfui, Fritz! rief sie, wie kannst Du nur so garstig seyn! Wenn unser Hans nun noch lebte und aus der Gefangenschaft zurückkehrte, möchtest Du da wohl, daß man ihn so hart anließe?

Wie unwillig fuhr der Wirth sich mit dem Aermel über die Augen; Du magst Recht haben, Frau, rief er, der Donner hätte den erschlagen sollen, der dem Hans ein Haar gekrümmt hätte! Nun so füttere nur diesen auch wieder, wie Du die Andern gefüttert hast, fügte er hinzu, indem er aus der Stube ging, ich will nichts davon sehen!

Ihr müßt es dem Alten nicht verargen, lieber Herr, sagte die Wirthin gutmüthig, indem sie einen Teller mit kaltem Fleisch und Brod vor den Soldaten hinsetzte, wozu sie noch ein großes Glas Branntwein fügte, Ihr müßt es dem Alten nicht verargen, wir haben viel durch den Krieg gelitten, und unser einziger Sohn, der als Freiwilliger mitging, ist spurlos verschwunden! Er war der Trost und die Stütze unseres Alters, unser Hans, und nun, da wir ihn verloren, ist der Alte mißlaunig und hart geworden; denn so sind die Männer, das Unglück macht sie trotzig, statt daß sie in sich gehen und fromm werden sollten! Mein Alter meint es aber nicht so böse als er thut, denn wenn er auch zankt, wenn ich die armen Kriegsgefangenen, welche hier durchkommen, pflege und ihnen unentgeldlich eine Mahlzeit verabreiche, so hindert er mich doch eigentlich im Ernst nie daran. Und wenn er es auch thäte, fuhr sie fort, indem sie die Schürze vor den überströmenden Augen hielt, ich würde nicht auf ihn hören, denn ich denke immer, daß doch vielleicht mein Hans noch leben könnte, und daß Alles, was ich an armen Soldaten Gutes thue, ihm Segen bringen wird! Aber nun erzählt mir von Eurer Gefangenschaft, denn Ihr waret doch wohl in Rußland gefangen?

(Fortsetzung folgt.)

Für die Armen.

Weihnacht! die Hüttenwohner bleiben
In engem Kreis bei trübem Licht;
Es bricht der Wind durch off'ne Scheiben,
Die Hütte ist nicht warm und dicht;
Durch die schon längst verfaulten Thüren
Da fällt der kalte Schnee hinein;
Die armen Menschen jammern, frieren —
Und heute soll es Weihnacht seyn?

In einem Winkel an der Erde
Da liegt der Vater krank, erbleicht:
Er stöhnt mit zitternder Geberde:
„O Gott, dieß Bett ist kalt und feucht!"
Der Schnee fiel durch des Daches Spatten,
Der Arme friert, er fleht zum Christ —
Ich glaub', daß bald ihm aufbehalten
Ein Bett in dunkler Erde ist.

Ein, Fläschchen, voll von Arzeneien,
Das nach des Sohnes Tod noch blieb,
Das soll des Kranken Herz erfreuen,
Doch bleibt sein Auge matt und trüb';
Er fühlt des Grabes eis'ge Nähe,
Es naht mit sicherm Schritt der Tod;
Der Kranke richtet sich zur Höhe
Und bittet um ein Stückchen Brod.

Ja, Brod! so stöhnt der Kinder Klagen,
Ja, Brod! so seufzt der Mutter Mund.
O Gott so gib an deinem Tage
Dich doch der armen Menschheit kund:
Vernimm der Armuth bange Thränen,
Die Menschheit sieht nicht ihre Noth —
Denn aufwärts klingt's in teisen Tönen
Aus bangem Herzen: „Gib uns Brod!"

Ja Brod! doch ach — die ganze Hütte
Hat keine trock'ne Rinde mehr!
Verzweifelnd stöhnt der Armuth Bitte —
Die Lade doch ist lang schon leer, —
„Was soll uns deiner Festnacht Scheinen,
Wenn sie uns hungern, darben läßt?"
Die Mutter seufzt, die Kinder weinen —
Und heute ist es Weihnachtsfest?

O Gott! sieh' heut' die Armen weinen —
Am Tag', da du herniederkamst,
Als du in heil'ger Lieb den Deinen
Den Kummer und die Thränen nahmst;
O steige heute denn hernieder
Und lind're du der armen Noth;
O komme du, o Heil'ger, wieder
Und wirf in arme Hütten Brod!

Und ihr, die ihr des Segens Garben
Im Ueberflusse abgemäht,
O lasset den nicht hungernd darben,
Der euch um eine Gabe fleht!
Reicht ihr die Hand der Bruderliebe
Weit in des Elends stilles Haus,
Und sä't der Wohlthat heil'ge Triebe
Denn heut in alle Herzen aus!

Digitized by Google

Auf daß der Strom nicht brausend fließe
Aus seinem Damm auf wildem Pfad,
Und er verderbend sich ergieße
In eure Felder, eure Saat.
Auf daß sie nicht zum Wahnsinn bringe
Des Mangels tiefe, wilde Noth,
Und es in wilden Tönen klinge
Durch unsre Gassen: „Gib uns Brod!"

Mannigfaltigkeiten.

[Pariser Gerichtsscene.] Diejenigen, welche eines Vergehens angeklagt sind, greifen vor Gericht oft zu den sonderbarsten Entschuldigungen. Ebenso komisch als vielleicht noch nicht dagewesen ist die Art und Weise, wie sich vor dem Pariser Zuchtpolizeigericht ein gewisser Fluteau, der des Diebstahls von Bleistücken angeklagt war, zu entschuldigen suchte.

Präsident. Ihr könnt die That nicht leugnen. Ihr seyd im Besitze des Bleies gefunden worden.

Fluteau. Das ist wahr, ich habe es genommen, aber gezwungenerweise, ich mußte.

Präsident. Wie! Gezwungen zum Diebstahl?

Fluteau. Ich war von einem so heftigen Schwindel befallen, daß ich mich nicht aufrecht erhalten konnte...

Präsident. Betrunkenheit ist nie eine Entschuldigung, zumal wenn es sich um Diebstahl handelt. Die Betrunkenheit nimmt auch den Verstand nicht so weit, daß man einen Diebstahl begeht.

Fluteau. Ich habe auch meinen Verstand nicht verloren gehabt; im Gegentheil, eben weil ich ihn vollkommen beisammen hatte, habe ich das Blei genommen, aber nicht, um es zu stehlen.

Präsident. Was wolltet ihr denn damit machen?

Fluteau. Ich würde es am andern Tage wieder zurückgegeben haben. Ich will Ihnen sagen, warum ich das Blei in meine Taschen gesteckt habe. Da ich mich in einem Zustande befand, in welchem ich mein Gleichgewicht keine Minute erhalten konnte, bemerkte ich mehrere große Stücke Blei und sagte zu mir: Halt! Da ist ein gutes Mittel, um mich auf dem Pflaster aufrecht zu erhalten; indem ich in jede meiner Taschen acht Pfund Blei stecke, wird mich das im Gleichgewicht erhalten und ich kann gerade nach Hause gehen.

Was meinen aber nun wohl unsere Leser, was das Gericht dieser naiv-tiefsinnigen Erklärung erwiderte? Setzte es den guten Herrn Fluteau nicht in Freiheit und gab ihm damit sein Gleichgewicht wieder? Ach nein! Es hatte durchaus kein Verständniß für seine gelehrten Auseinandersetzungen und verurtheilte ihn zu zwei Monaten Gefängniß.

[Guter Rath des Ziegenkopfs.] Kein Harzreisender wird auf der Tour von Blankenburg nach Rübeland oder umgekehrt den reizend gelegenen Ziegenkopf unbesucht lassen, eine Höhe, auf deren Spitze die elegante Restauration des Kronenwirths aus Blankenburg doppelt dringend zu längerm Verweilen einladet.

Nun ist es aber eine bekannte Erscheinung, daß auf allen hochgelegenen Punkten eine mehr oder minder starke Zugluft die oben Ankommenden begrüßt und dieser Um-, oder wenn man will, dieser Uebelstand hat dem Wirthe in besagter Restauration Veranlassung gegeben, am Eingange derselben folgendes Plakat unter der Ueberschrift:

Guter Rath der Ziegenkopfs
auszuhängen:

Ehret die Frauen! Begrüßt sie mit Neigen,
Begrüßt sie mit freundlichem, sittigem Beugen
Des bedeckten männlichen Haupts;
Glaubt's dem Erfahrenen, Jede erlaubt's.
Wollt Ihr trotz Hippokratischem Schelten
Denn mit Gewalt das Genie Euch erkälten?
Lasset die Hüte, die stattlichen Mützen
Fest auf den Locken, auf Glatzen fest sitzen:
Grüßet mit Worten, grüßt mit der Hand,
Ehret die Sitte — schont den Verstand!

[Das schnellste Fahren,] das eben dadurch oft zu einem wirklich halsbrechenden wird, findet man in der Bukowina bei den moldauischen Posten. In wahrhaft rasendem Laufe legen die Pferde die ganze Station zurück und Gesellschaften gegen Thierquälereien hätten hier ein weites Feld vor sich. Auch die Extrafahrten in den Karugen — so heißen die niedrigen walachischen Wagen — gehen pfeilgeschwind vor sich. Die Fälle, daß der Reisende aus der Karuge herausfällt und ohne Weiteres auf dem Wege liegen bleibt, sind nicht selten. Daher legt sich der Reisende eine Pistole zu, die er, blind geladen, abfeuert, um dem Postillon einen Um- oder Herausfall bemerklich zu machen.

[Die serbischen Schweine] sollen jetzt den amerikanischen Konkurrenz machen; eine englische Gesellschaft hat sich mit einem Kapital von 200,000 Pfund in Belgrad niedergelassen, um Schinken nach England und selbst nach Amerika zu befördern.

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg

Erheiterungen.

Dienstag № 215 28. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Erzählt Ihr mir lieber erst, wodurch hier Alles so ganz anders ist!

Ja, lieber Herr, sagte die Wirthin, das war eine traurige Begebenheit, wobei wir auch die Hälfte unserer Habe verloren. Es war ein Gefecht dicht bei der Stadt, und bei dem Rückzug flog ein Pulverkarren in die Luft und die halbe Stadt brannte ab. Kein Mensch bekümmerte sich viel um das Feuer, denn sie schlugen sich noch in den Straßen, und als endlich fremde Hülfe herbeikam, da stand Alles schon in Flammen und keine Rettung war mehr möglich.

Aber wo wohnt denn jetzt Madame Gérard, oder ist sie vielleicht mit ihrem Mann nach Frankreich gezogen?

Madame Gérard? fragte die Wirthin, indem sie den Alten mit dem größten Erstaunen ansah, mit ihrem Mann nach Frankreich gezogen? J, mein Gott, der Kapitän Gérard ist ja in Rußland geblieben, und seine Wittwe ist jetzt Frau Rittmeister Werner auf Wendorf!

Dem Soldaten entsank das Messer aus der zitternden Hand, und die Augen verhüllend stöhnte er: Gérard todt und sie die Gattin eines Anderen! Armer Herr, so bald vergessen von der, die er so innig liebte!

Sie haben wohl den Kapitän Gérard gekannt, fragte theilnehmend die Frau, er soll ein guter Herr gewesen seyn, und seine Wittwe hat ihn auch tief und lange bedauert. Aber sehen Sie, sie verlor durch den Brand einen großen Theil ihres Vermögens, und bei einem Bankerott, den ein großes Handelshaus machte, noch viel mehr; der Herr Rittmeister ist ein stattlicher, freigebiger Mann und hatte sie schon, wie die Leute sagen, seit seiner Kindheit geliebt. Die arme Frau stand allein, was konnte sie denn da Besseres thun, als ihn heirathen? Aber gehen Sie doch hinaus nach Wendorf, wo alle aus dem Feldzug oder aus der Gefangenschaft heimkehrende Franzosen auf's Liebreichste aufgenommen und verpflegt werden.

Zu ihrem jetzigen Mann! rief Guillaume, denn als solchen werden die Leser wohl den armen Soldaten schon erkannt haben, nimmermehr! und doch, fügte er nach einer Weile hinzu, möchte ich so gern das Nähere über den Tod meines armen Freundes wissen!

Nun da weiß ich auch noch Rath, sagte die Wirthin, gehen Sie zur Doktorin Arndt, das ist die beste Freundin der Frau Rittmeisterin, bei der sie in ihrem Wittwenstande gelebt hat, die wird Ihnen über Alles die genügendste Auskunft geben können!

Guillaume ließ sich die ihm von frühern Zeiten schon bekannte Wohnung der Doktorin noch näher beschreiben und schied mit dem herzlichsten Dank von der gutmüthigen Frau, die mit ihrer einfachen Erzählung seinem Herzen so tiefe Wunden geschlagen hatte.

Madame Arndt saß mit einem Buch in der Hand am Fenster und überdachte eben die Schönheit einer schon hundertmal gelesenen Stelle, als ihr Blick zufällig auf die Gasse fiel und sie den alten Krieger in seiner abgetragenen Kleidung auf ihr Haus zuschreiten sah. Unwillig schellte sie ihrer Dienerin und befahl ihr, dem Bittenden eine Gabe zu reichen. Gewiß ist es wieder ein Kriegsgefangener, sagte sie, der mein Mitleid mit einer langen Erzählung in Anspruch nehmen will! Viele von diesen angeblichen Kriegsgefangenen haben gewiß Rußland nie gesehen, allein sie Alle faseln von der Schlacht an der Moskwa und der Beresina, von den Kosaken und von Sibirien; doch ich bin des Geschwätzes herzlich überdrüssig und will mich mit keinem mehr einlassen! Während dieses Selbstgesprächs hatte sie sich wieder zurecht gesetzt und war eben im Begriff, die Stelle, bei welcher sie stehen geblieben war, wieder aufzusuchen, als ihr Mädchen wieder in das Zimmer trat.

Frau Doktorin, der Mann will kein Almosen nehmen, sagte sie verlegen, er will mit Ihnen selbst sprechen!

Digitized by Google

Aber ich habe Dir ja gesagt, daß ich keinen dieser Bettler mehr sprechen will! rief unwillig die Herrin.

Das habe ich ihm auch gesagt, Madame, allein er behauptet, er sey kein Bettler, er verlange keine Gabe. Er kenne die Frau Doktorin von früher her und wolle und müsse sie sprechen, denn er wolle Auskunft über etwas sehr Wichtiges haben.

Nun seh' mir einer einmal die alberne Thörin, rief entrüstet die Doktorin, nun nennt sie den Menschen in's Gesicht einen Bettler, und er kann mir aus Rache das Haus über dem Kopf anzünden! Geschwind laß ihn herein, damit ich Deine Dummheit wieder gut mache und seinen Zorn besänftige.

Das erschrockene Mädchen eilte hinaus, und wenige Augenblicke darauf trat Guillaume in's Zimmer.

Sind wir allein, Madame? fragte er, nachdem er die Doktorin begrüßt hatte. Ich glaube ja, stotterte diese, indem sie sich vorsichtig der Klingel näherte.

Guillaume bemerkte diese Bewegung und sagte lächelnd: Fürchten Sie nichts, ich beabsichtige nicht, Ihnen ein Leid zuzufügen, im Gegentheil komme ich, um mir von Ihnen eine Gefälligkeit zu erbitten.

Und womit kann ich dienen? fragte erstaunt Madame Arndt, ich diene gern!

Ich weiß es, erwiderte der Soldat, ich kannte Sie ja früher, doch sie erinnern sich meiner wohl nicht mehr?

Mit jedem Wort des sonderbaren Gastes stieg die Verlegenheit der guten Doktorin und vergebens strengte sie ihr Gedächtniß an, wie und wo sie ihn wohl gekannt haben müßte? Ihr schien es, als wenn sie diese Züge nie zuvor erblickt hätte, und zögernd mußte sie zuletzt bekennen, daß sie nicht glaubte, ihn jemals früher gesehen zu haben.

Ich bin Guillaume! sagte der Soldat mit dem Ton tiefer Trauer.

Herr, mein Gott, rief die Doktorin, Monsieur Guillaume, Sie sind ja ein Greis!

Ein Feldzug, wie der russische, macht nicht jung, und zwei Jahre in Sibirien vermögen schon das Haar zu bleichen! Aber, fuhr er bewegt fort, ist es wahr, daß mein edler Kapitän als Opfer des Krieges fiel, und daß seine Wittwe schon wieder eine andere Wahl getroffen hat?

Monsieur Gérard blieb an der Beresina, und seine Wittwe hat sich vor wenigen Monaten mit dem Gespielen ihrer Kindheit, mit dem Rittmeister Werner vermählt.

So bald! seufzte Guillaume.

Madame Gérard war fast zwei Jahre Wittwe und hat ihren Mann lange und innig betrauert!

Aber wußte sie denn auch gewiß, daß ihr erster Mann todt sey?

Mein Gott, welche Frage! rief entrüstet die Doktorin, freilich wußte sie es gewiß; Gérard kehrte nicht aus Rußland zurück und sein Todtenschein besagt, daß eine Flintenkugel ihn getödtet hat.

Nicht alle Kugeln tödten! sagte düster der Sergeant.

Allein ich sage Ihnen ja, erwiderte die Doktorin, daß der Todtenschein in den Händen der Wittwe ist! Gehen Sie hinaus nach Wendorf und sehen Sie ihn selbst!

Ich sollte hinaus nach Wendorf gehen, rief lebhaft Guillaume, ich sollte den Nachfolger meines theuren Charles sehen und seine Wittwe als die Gattin eines Anderen? Nein, Madame, das würde mir das Herz brechen! Sagen Sie der Madame Werner, Pierre Guillaume würde den Gespielen seiner Jugend nicht so schnell vergessen, wie sie den Gatten vergessen hätte. Und somit Gott befohlen, Madame, mich drängt es heimzukehren in mein Vaterland, um da zu sterben, wo ich als Knabe mit ihm so glücklich war!

Mit diesen Worten verließ er schnell das Zimmer und war bald den Augen der ihm erstaunt nachblickenden Doktorin entschwunden. Lange stand diese noch in Nachdenken versunken. Ob ich Louisen etwas von der Sache sage? fragte sie sich endlich; ich glaube nein, es würde sie nur betrüben und die thörichten Zweifel des sonderbaren Menschen könnten sie am Ende gar beunruhigen und ihren Frieden stören! Besser also, ich schweige ganz.

Nachdem sie diesen Entschluß gefaßt, setzte sie sich ruhig wieder in ihren Armstuhl und fuhr fort zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Invaliden von Oberhaus im Jahre 1803.

Historische Romanze von Karl Ellinger.

Wo Mauer dort und Thurm und Pfahl
Des Landes Gränzen hüten,
Da thaten in der Heldenzeit
Ein Stücklein schöner Tapferkeit
Die alten Invaliden.

Der Hauptmann Schweiger, sechszig Mann,
Mit g'rad so vielen Flinten —
Die hüteten mit treuer Hut
Das alte Werk in gutem Muth
Und ein'gen alten Schlünden.

Digitized by Google

Da ſtaubt die Wolke himmelan!
Es flimmert in der Sonne!
Und aus der Wolke winden ſich
Des Feindes Maſſen fürchterlich —
Vier ſtarke Bataillone!

Kameraden! ruft der Hauptmann jetzt
Zu ſeinem krummen Heere:
Thut in der Noth nun eure Pflicht,
Seyd Bayern und ergebt euch nicht —
Und macht dem Lande Ehre!

Schon lagern ſich am Fuß des Berge
Oeſterreich's dichte Reihen;
Schon heißt das ſtrenge Aufgebot:
„Ergeben Bayern, — oder Tod!“ —
Der Sturm beginnt zu dräuen.

Doch unſer Stelzfuß-Hauptmann ſpricht
Stolz zum Parlamentäre:
„Bis uns der Bart am Maul verbrennt,
„So lange ſchießt und ſtürmt und rennt!
„Das ſagt jetzt Eurem Heere.

„Dreihundert in der Veſte hier
„Die ſtrafen jeden Recken,
„Der dreiſt und wagend ſich ihr naht —
„Und unſere Kartätſchenſaat
„Soll euch, ihr Herrn, nicht ſchmecken.“ —

Die Trommel dröhnt! die Fahne fliegt!
Sechshundert Bajonette
Zieh'n ſtürmend nun den Wall heran;
Doch unſ're braven ſechzig Mann
Vertheid'gen kühn die Stätte.

Die Noth beflügelt ihre Kraft;
Die Kugel trennt die Glieder,
Wo G'fahr ſich zeigt, der Stelzfuß ſteht,
Die praſſelnde Kartätſche mäht, —
Und wirft die Feinde nieder.

Und abgeſchlagen iſt der Sturm —
Der Feind traut beſſer'm Glück! —
Doch wiederum die Kugel jagt
Die Stürmer kläglich und verzagt
Vom Feſtungswall zurücke.

O Unglück! unſern Tapfern fehlt
Jetzt Pulver und Patronen,
Doch Glück! Der Zufall brüdert oft:
Der Feind ſteht zaudernd da und hofft —
Der Brüder Blut zu ſchonen.

Drum ſchickt er zu den Bayern hin,
Ergebung ſich zu wählen! —
Verſchmähen ſie das Aufgebot,
Dann ſoll der fürchterlichſte Tod
Die Ueberwund'nen quälen.

Dem Stelzfuß kommt nun, wie man ſagt,
Der Brei zur rechten Stunde.
„Die Veſte — ſpricht er — ſoll euch ſeyn,
„Geht ihr, was ich bedinge, ein,
„Jetzt höret dieſe Kunde:

„Für's Erſte wird mit Sack und Pack,
„Kanon' und glühender Lunte,
„Mein Heer bewaffnet, frei und kühn,
„Mit Spiel durch eure Reihen zieh'n
„Die Kugel in dem Munde!“

„Dann werdet ihr, zieh'n wir heraus,
„Uns männlich ſalutiren;
„Und ein Ehrenwach' uns ſoll
„Durch euer Lager ehrenvoll
„Bis Braunau eskortiren.“

„Iſt euch der Antrag nicht genehm,
„Dann mögt ihr uns verbrennen,
„So oft ihr wollt', es werden wir
„Mit Muth und unſern Kugeln hier.
„Den Pelz euch ſchon verbrennen!“

Jetzt Muſe, führ' die Feder mir,
Daß ich des Ruhmes Strahlen
Daß ich, — da nun kapitulirt —
Das Löwenheer, das ausmarſchirt,
Wahrhaftig möge malen!

Herr Hauptmann Stelzfuß führt die Schaar:
Ihm folgen ſie, die Edeln,
Ohn' Arm, ohn' Fuß, ein Aug', ein Ohr,
— Nur Invaliden, — aus dem Thor
Mit ihren kahlen Schädeln.

Der greiſe Tambour klopft das Fell
Wie einſt im ſchles'ſchen Kriege.
Nach ihm der Stelzenzunft Parad'
Stolzirt mit ihrer Narbenſaat,
Trophäen ihrer Siege. —

Den Stürmern jetzt beinah begann
Das Blut im Leib zu ſieden.
Sie, die 300 Mann gemeint, —
Schau'n jetzt den kühnen, grimm'gen Feind
In ſechzig Invaliden!

So zieh'n die Braven, durch die Reih'n
Nach Braunau zu den Ihren;
Doch ehrt der Feind den Feind, der kühn
Mit ihm gekämpft, und achtet ihn; —
Die Reihen ſalutiren!

Digitized by Google

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Engländer über deutsches Rauchen.] Ein Korrespondent der „Liter. Gaz." (vom 20. November) läßt sich höchst unwillig über das Rauchen in Deutschland aus, und da er seine Bemerkung geradezu in der Absicht geschrieben hat, daß sie in Deutschland bekannt werden soll, so erfüllen wir seinen Wunsch, indem wir nachstehende Stelle ausheben: „für jeden, der wie ich, das Rauchen haßt, für den ist eine Eisenbahnreise in einer deutschen Gesellschaft ein wahres Elend. Die Deutschen scheinen bemüht zu seyn, ihre politischen Sorgen und Klagen mit Tabackswolken zu ersticken, denn gewiß, wenn es mit ihnen gut stünde, würden sie nicht so unabläßig rauchen. Die Sitte ist nahezu allgemein geworden, und ich erwarte, daß, wenn ich das nächstemal wieder Deutschland besuche, auch die Weiber rauchen. Sie behaupten jetzt ganz standhaft, wer nicht rauche, sey auch kein Mann."

[Schreiben des Königs von Siam an den Papst.] Das Amsterdamer Handelsblad vom 26. November erwähnte eines Schreibens des Königs von Siam, das der bekannte Hr. Pallegoir, Titularbischof von Mallos, an den Papst überbrachte. Er erklärt darin, daß er zwar noch nicht an Christus glaube, sondern ein frommer Anhänger der Lehre Buddhas sey, daß er aber die ungereimten Fabeln, mit denen die Lehre verdorben sey, verachte. Seine Heiligkeit könne sich versichert halten, daß unter seiner Regierung die Christen in seinem Lande nicht verfolgt werden, sondern überall Schutz erhalten sollen.

Ein Kanonikus von Chatres verordnete im Jahre 1550 in seinem Testamente, daß am Tage seiner Beerdigung alljährlich das Chor der Kathedralkirche ein Te Deum anstatt des bei Trauerfällen üblichen De Profundis anstimme. Der Bischof fand diese Verfügung unschicklich und widersetzte sich der Ausführung. Die Erben aber bestanden darauf. Ihr Advokat machte nun einen langen Kommentar über das Te Deum und suchte zu beweisen, daß dieser Hymnus eben so gut zur Todtenfeier, als zum Lobgesang gebraucht werden könne. Er ging ihn Vers für Vers durch, 1) als Theolog, 2) als Rechtsgelehrter, 3) als Historiker, 4) als Philosoph, 5) als Dichter, und das Parlament mußte seinen Gründen nachgeben, so daß die Erben ermächtigt wurden, das versprochene Stück singen zu lassen.

[Ein Dienstmädchen in New-York] — man muß richtiger sagen, eine Hausgehülfin, denn das Wort Dienstbote steht nicht im Lexikon der Amerikaner — erhält, wenn es irgend brauchbar ist, monatlich fünf bis sieben, ja neun Dollars Lohn und thut dabei, was es will. Sonntags wird ausgegangen, und zwar zu jeder beliebigen Tageszeit, ohne vorher um Erlaubniß zu fragen. In New-York sagt man „Sir" zum Reichsten wie zum Bettler; Dame und Dienstmädchen sind „Ladies", sogar die armen Negerinnen sind „Blacke Ladies".

Ein Theater-Direktor, dessen Opernpersonal nicht eben stark war, schrieb seinem Kapellmeister: „Ich will nächsten Sonntag den Freischütz geben, bitte, streichen Sie doch den Eremit heraus." Beim Absenden wurde der Brief verwechselt und an den Recensenten der Bühne addressirt. Dieser ohne der Vorstellung beizuwohnen, streicht Tags darauf in seinem Blatte den Eremit ganz gewaltig heraus und erhebt, so zu sagen, einen Sänger bis in die Pechhütte, der — gar nicht mitgewirkt hatte.

[Dachdecker-Logik.] „Lieber Freund, ich habe Ihn kommen lassen, weil sich eine Reparatur meines Daches als nothwendig herausgestellt hat; sage er mir doch einmal wie viel ich wohl an Dachziegeln nöthig haben werde?" — „Nun sähn se, ich setze den Fall un sage à Gleichniß, un wenn mer's so rächt betrachte thut, is der Umstand der, un der Fall is so, kurz weg, un ohne alle Umstände un Weitschweefigkeeten zu rieden, is de Sache die, müssen se wissen, wenn ich nuff kumme, da wär ich's wohl schon sehn."

[Der Flußschwamm als Schönheits-Mittel.] In einer Abhandlung über den medizinischen Gebrauch des Flußschwamms gegen Kontusionen von Prof. Baronowski erwähnt derselbe, daß die russischen Bauernmädchen sich desselben als Schminke bedienen; wenn man die Wangen damit reibt, zeigen sie mehrere Tage lang eine lebhafte Röthe.

[Das Wort Meerettig] verdankt seine Abstammung nach Lessing nicht dem Worte Meer, sondern Märe (Pferd), und bedeutet demnach Pferderettig. In der That heißt die Pflanze auch im Englischen horse-radish (Pferderettig, wie im Plattdeutschen Marretsch.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Digitized by Google

Erheiterungen.

Mittwoch № 216 29. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Wirst Du denn immer so niedergeschlagen bleiben, Feodor? fragte ein blühend schönes Mädchen in russischer Nationalkleidung einen bleichen, jungen Mann, der beschäftigt war, dir trocknen Aeste aus den Obstbäumen des weitläuftigen Gartens zu schneiden. Werde ich denn nir wieder ein Lächeln auf Deinen Lippen sehen, und ist Alles, was ich thue, um Dir das Leben zu erleichtern, nicht eines Dankes, nicht eines freundlichen Blickes werth?

Du bist so gut, Lisinka, erwiderte der junge Mann, indem er sein schönes, bleiches Gesicht dem Mädchen zuwendete, und ich erkenne gewiß dankbar, was Du für mich thust! Allein wie könnte ich heiter seyn? Sieh, der Sommer neigt sich abermals zu Ende, und noch immer ist auf keinen meiner Briefe eine Antwort eingegangen! Mir sinkt mit jedem Tag mehr der Muth, und meine Kräfte schwinden!

Du arbeitest zu viel, rief das Mädchen, komm, laß uns auf den Hügel gehen, von wo aus wir den Untergang der Sonnr sehen können; Du liebst es ja, die Königin des Tages scheiden zu sehen, wie Du sagst!

Ja, weil ihr Scheiden mich an drn Tod erinnert, sagte dumpf der junge Mann, der wohl nur meine letzte Hoffnung bleiben wird!

Das Mädchen schwieg und eine Thräne zitterte an ihre Wimpern. Schweigend gingen Beidr dem Hügel zu. Die sinkende Sonne sendete eben ihre letzten Strahlen über den abendlich dämmernden Himmel, daß er noch rinmal goldig erglänzte und dann in ein dunkles Roth überging. Lange stand der junge Mann und sah hinein in die Gluth, und sein bleiches Gesicht erglänzte vom Wiederschein des purpurnen Himmels in den Farben der Gesundheit. Entzückt sah das Mädchen zu ihm auf; ach, Feodor, seufzte sie, wenn Du mich nur lieben wolltest!

Ich liebr Dich ja, gute Lisinka, ich liebr Dich wir meine Wohlthäterin, wie meine Retterin!

Wir Dein Weib sollst Du mich lieben! rief lebhaft das Mädchen.

Lisinka, sagte streng der Mann, kommen wird nicht darauf zurück, das ist abgemacht zwischen uns auf immer!

Ich muß darauf zurückkommen, wenn ich nicht sterben soll! rief schluchzend das Mädchen. Ich habe Dich mir erkauft mit Gefahr meines Lebens! Als die tosenden Fluthen der Beresina Dich dahin trugen, und Du halb ohnmächtig nur schwach gegen die herandringenden Eisschollen kämpftest, da war ich es, dir den rettenden Stab Dir reichte, nicht achtend der Gefahr, die dem eignen Leben drohte! Und als Du dann besinnungslos am Ufer lagst, da waren diese Armr rs, die mit übermenschlicher Kraft Dich fortschleppten aus dem Gewirr und Gedränge bis zu dem Wagen, der uns aufnahm und Mittel unserer Rettung wurde. Hnnger und Kälte habe ich rrtragen, um Dir nah zu seyn und kein Opfer schien mir zu groß, um es meiner Liebe zu bringen! Und kein Lohn sollte mir werden? Unerbittlich wolltest Du bleiben gegen meine Liebe, meinen Schmerz?

Du weißt es ja, Lisinka, daß ich Dein Gatte nicht werden kann, daß andere Bande mich binden, daß eine liebende Gattin meiner wartet, in deren Arme zurück zu kehren drr tägliche Wunsch meines Herzens ist!

Lisinka hatte sich zu seinen Füßen geworfen und hielt seine Knie eng umschlossen, doch bei diesen letzten Worten sprang sie heftig empor. Und wenn Du in den Fluthen der Beresina ertrunken wärst, rief sie mit fürchterlichem Hohn, wer würde dann zurückgekehrt seyn in die Arme der liebenden Gattin! Und weißt Du denn auch, ob diese Arme Dir noch liebend geöffnet sind? Die Welt hält Dich für todt und nach drei Jahren wird Deine Gattin Dich nicht mehr zurück erwarten? sie wird Dich vergessen haben und Du wirst als rin Fremder heimkehren, während hier die heißestr Liebe Dich umfängt! Sieh ich bin rrich und Du nennst mich ja selbst schön, folgr mir zum Altar, und

Digitized by Google

diese Sklavenkleider werden fallen, und Du wirst Herr und Gebieter hier seyn!

Ich werde nicht vergessen seyn, denn einer meiner Briefe wird in ihre Hände gelangen, und vielleicht wird mir bald die ersehnte Befreiung!

Ein sonderbarer Zug von Schmerz und Schadenfreude glitt über das Gesicht des Mädchens und entstellte ihre schönen Züge. Ein neuer Krieg ist ausgebrochen, rief sie, und man wird Deiner jetzt nicht gedenken!

Ein neuer Krieg? rief Gérard, denn dieser lang Vermißte war es, den wir hier im Sklavenkleide wieder finden. O, wer dabei seyn könnte, wer kämpfen könnte unter den siegreichen Adlern meines Kaisers, und nicht die Kette fühlte, die ihn drückt! Zwei große Thränen schlichen über das blasse Gesicht des tief Niedergebeugten, und trostlos starrte er hinaus in den einbrechenden Abend.

Mit Blicken der Angst und Liebe betrachtete ihn Lisinka. Komm, Feodor, bat sie sanft, laß uns nach Hause gehen, die Nacht bricht herein, und man könnte uns vermissen!

Warum nennst Du mich immer mit diesem fremden Namen? fragte, in allen seinen Gefühlen heftig erregt, der Unglückliche, Du weißt, ich heiße Charles und ich liebe diesen geborgten Namen nicht!

Der Onkel will es nicht anders, erwiderte das Mädchen, das wieder zu seiner gewöhnlichen Sanftmuth und Unterwürfigkeit zurückgekehrt war, und mir selbst sind die vaterländischen Laute lieber; mir ist es, wenn ich Dich Feodor nenne, als gehörtest Du dann mir! Doch komm, laß uns zurückkehren, damit nicht der Zorn des Onkels gereizt werde und Du darunter zu leiden habest!

Als der Kapitän Gérard bei dem unglücklichen Rückzug aus den Eisfeldern Rußlands sich der heiligen Schaar anreihte, die bestimmt war, die Person des Kaisers zu schützen, hatte er mit schwerem Herzen, wie wir gesehen haben, das ihm von dem sterbenden Freunde anvertraute Pfand der Sorge des treuen Guillaume überlassen. Allein nur auf kurze Zeit glaubte er dieser heiligen Pflicht entsagen zu müssen. Ist der Kaiser in Sicherheit, sagte er sich, dann soll mich nichts wieder von Rosalien trennen, bis ich sie den schützenden Händen der treuen Eltern wieder-übergeben habe! Doch das Schicksal hatte es anders bestimmt. Schon war der Zug der rettenden Brücke nah, deren Bretter bereits unter den Hufen der ersten Pferde dröhnten, da riß eine feindliche Kugel den edlen Gérard, der, der Letzte in diesem Phalanx spähende Blicke zurück sendete, um vielleicht Rosaliens Schlitten zu entdecken, vom Pferde und streckte ihn bewußtlos nieder auf den hartgefrornen Schnee! Eilfertig beraubten die Vorüberziehenden ihn seiner Kleider, womit sie die eigne Blöße nothdürftig deckten. Der braucht's nicht mehr, riefen sie, der hat ausgelitten und empfindet weder Hunger noch Kälte! und unbekümmert warfen sie den bis auf's Hemd entkleideten Leichnam zur Seite. Weiter brauste der Zug und gleichgültig schritt man über die Leichname, deren Zahl so groß war, daß jede Regung des Mitgefühls verstummte.

Da führte der Zufall oder die Hand der Vorsehung einige Soldaten von Gérards Regiment vorüber, die ebenfalls der Brücke zueilten. Mein Gott, rief der eine, indem er über die Leiche schreiten wollte, da liegt ja Monsieur Gérard! Mitleidig beugte er sich zu ihm nieder und betrachtete die durch den Schuß entstellten Züge, denn die Kugel hatte das Gesicht getroffen und war in die rechte Kinnlade gedrungen. Er war ein braver Offizier, ein guter Kamerad, der seine Soldaten wie seine Kinder liebte und Alles mit ihnen theilte, jede Gefahr und jedes Stück Brod. Schlaf wohl, du edles Herz! fuhr er fort, indem er die Hand auf die Brust des Todten legte, aber in demselben Augenblick fuhr er wie von einem elektrischen Schlag berührt empor: Kameraden! rief er, das Herz schlägt noch, er ist nicht todt, auf, laßt uns ihm Hülfe bringen!

Schnell bereit, rieben die Soldaten den erstarrten Körper und bedeckten ihn mit ihren Mänteln, und als Gérard darauf einige Zeichen des Lebens gab, da suchten sie ihm aus ihren Flaschen einige Tropfen Branntwein einzuflößen, und gaben willig das letzte Stärkungsmittel her, was ihre eigenen Kräfte erhalten sollte, um nur den geliebten Führer zu retten.

Als ihm die Besinnung zurückgekehrt war, dankte Gérard den Braven innig für das ihm gleichsam wieder geschenkte Leben, und nahm den Mantel eines jungen Soldaten, dessen übrige Kleidung noch ziemlich gut erhalten war, an, um damit die ihm geraubten Sachen nothdürftig zu ersetzen und der Kälte zu wehren, die seine noch immer starren Glieder schnell wieder zu lähmen drohte.

Nun aber, ihr treuen Kameraden, sagte er mühsam, nun laßt mich allein meinen Weg fortsetzen! Ich kann mich nur langsam fortbewegen und würde Eurer Flucht nur hinderlich seyn, ohne daß Ihr mir nützen könntet! Darum eilet die Brücke zu erreichen, ich folge langsam nach!

Die Soldaten wollten erst nicht eingehen auf diesen von der edelsten Selbstverläugnung eingegebenen Wunsch, allein als sie sahen, daß Gérard wirklich nur mühsam und sehr langsam fortschreiten konnte, da siegte doch die Liebe zum Leben, und einen großen Stock ihm als Stütze reichend eil-

Digitized by Google

ten sie schnell vorwärts, um bald an das jenseitige Ufer zu gelangen.

Unter den heftigsten Schmerzen, vom Blutverlust erschöpft, setzte Gérard, auf seinen Stab gestützt, mühsam seinen Weg fort, und erst gegen Abend glückte es ihm, die Brücke zu erreichen. Schon war er in deren Mitte und dankte Gott im Stillen für seine Rettung, die ihm unbezweifelt schien, da drängte sich ein Haufe deutscher Soldaten auf die Brücke, die sie in größter Eile zu überschreiten strebten.

Mach Platz, du Hund, schrieen sie dem mühsam sich dahin schleppenden Gérard zu, und als er, halb erstarrt und von Hunger und von Schmerzen ermattet, diesem Ruf nicht schnell genug Folge leisten konnte, stieß der rohe Haufe ihn unbarmherzig hinab in den Fluß. Vom Fall betäubt, lag der Unglückliche einen Augenblick auf einer Eisscholle, allein die Kälte des Wassers gab ihm seine Besinnung wieder, und alle seine Kräfte anstrengend, strebte er das jenseitige Ufer zu erreichen. Der Fluß ging mit Grundeis, und sich mit den Händen an die auf der Oberfläche des Wassers treibenden Eisschollen stützend, bemühte er sich, mit den Füßen auf den unteren Schollen einen Halt zu gewinnen, um sich so über dem Wasser zu erhalten. In diesem Augenblick drang ein furchtbares Krachen an sein Ohr. Die Brücke war gebrochen und rettungslos stürzte Alles in die Fluth. Aber, was Tausenden den Tod brachte, sollte ihm, der sich für verloren hielt, zur Rettung werden! Ein Balken der gebrochnen Brücke schwamm den Fluß hinunter und mit schnellem Entschluß klammerte sich Gérard an denselben, und es glückte ihm, sich hinauf zu schwingen. Allein es war ihm unmöglich, das rettende Ufer zu gewinnen, die Strömung drängte der anderen Seite zu, und, als er sich endlich entschloß, sich nach dieser Seite zu wenden, da waren seine schwachen Kräfte erschöpft, die starren Hände vermochten nicht mehr den starken Balken zu umfassen; und ganz nah am Ufer würde er unfehlbar untergesunken seyn, wenn nicht in diesem Augenblick eine unbekannte Hand ihm den rettenden Stab gereicht hätte. Mit der Angst der Verzweiflung umklammerte er diesen Anker der Hoffnung und verlor dann das Bewußtseyn.

Als er wieder zum Leben erwachte, fühlte er die Bewegung eines Wagens, und sein Kopf war weich gebettet auf dem Schooß einer Frau, während warme Decke seinen Körper umhüllten. Er wollte sprechen, allein eine weiche, warme Hand legte sich auf seine Lippen, und auf der heftig brennenden Wunde fühlte er einen Verband, welcher ihn am Sprechen hinderte. Gehorsam schwieg er also und fiel durch die Schmerzen der Wunde und des hinzu getretenen Wundfiebers bald wieder in einen bewußtlosen Zustand. Daß man sich mit der größten Schnelligkeit fortbewegte, fühlte er wohl, ohne sich jedoch angeben zu können, wie lange die schnelle Fahrt gedauert hatte, denn, als seine Besinnung wiederkehrte, fand er sich in einem ärmlichen, aber reinlichen Bette, an dessen Seite Lisinka saß.

Lisinka, Du hier? fragte er erstaunt, indem er seine Gedanken zu sammeln suchte, aber wo bin ich denn? Still Monsieur Gérard, bat das Mädchen, Sie dürfen nicht sprechen! Doch befürchten Sie nichts, fuhr sie fort, Sie sind gut aufgehoben! und durch diese Worte wunderbar beruhigt, fiel Gérard in einen erquickenden Schlummer.

Von Liebe für den schönen Mann hingerissen, hatte Lisinka, bei dem Aufbruch der Truppen in Moskau, den romantischen Entschluß gefaßt, dem Geliebten ihrer Seele zu folgen und ihn als Schutzgeist zu umschweben. In dem feurigen Gemüth des Mädchens hatte die in dem gräflichen Hause erhaltene Erziehung Gedanken und Empfindungen geweckt, die sonst, und besonders in Rußland, den Mädchen ihrer Sphäre gewöhnlich fremd bleiben. Durch die Freundschaft, welche die deutsche Gouvernante der jungen Gräfin für das lernbegierige Mädchen gefaßt hatte, kamen ihr die Werke der deutschen Romantiker in die Hände, und ihre glühende Phantasie sog sehnsuchtsvoll die gebotene gefährliche Nahrung ein. Mit besonderem Interesse las sie die Romane und Erzählungen, in welchen junge Mädchen aus den niedern Ständen durch ihre Schönheit und Anmuth hochgestellte Männer bezauberten, und dann selbst, als Sterne erster Größe, an dem Firmament der Höfe und der vornehmen Kreise glänzten. Daß sie schön war, sagte ihr ihr Spiegel, und je unterwürfiger ihre Stellung bei ihrem Heranwachsen gegen die jungen Gräfinnen, ihre sonstigen Gespielinnen wurde, je größer, je brennender wurde in ihr das Verlangen, auch einst die Staffel solcher Höhe zu erklimmen! Auch sie wollte einst auf den Knieen begrüßt werden, auch ihr Fuß sollte nur weiche Teppiche betreten und auf elastischen Polstern ruhen, und im Traum und wachend sah sie das Bild des schönen Mannes, von dessen Liebe sie alle diese Herrlichkeiten erwartete.

Von des Mädchens Schönheit angelockt, hatten mehrere hochgestellte Männer sich ihr genähert, aber stolz wies Lisinka jeden Antrag zurück, der ihr nicht ehrenvoll erschien; sie wünschte sich Glanz und Reichthum, doch nicht auf Kosten ihrer Ehre oder ihres Herzens wollte sie ihn erringen! Der Mann, dem sie sich zu eigen gab, mußte in ihrem Herzen leben, oder sie als rechtmäßige Gattin in sein Haus einführen und sie so Theil an dem äußeren Glanz, der ihn umgab, nehmen lassen.

Digitized by Google

Als der bleiche, mit Blut bedeckte Gérard in den gräflichen Palast getragen wurde, da erwachte in diesem glühenden Herzen die Liebe in ihrer ganzen Macht und nahm ungetheilten Besitz von ihrem ganzen Wesen. An seinem Krankenbette erblühten all die süßen, sanfteren Regungen schöner Weiblichkeit, und die Träume von Reichthum und Größe verschwanden mehr und mehr aus ihrem Gemüth. Mit ihm würde sie gern in einer Hütte gewohnt haben, ihm zu dienen, nur für ihn zu leben, war ihr Seligkeit, und kein Opfer schien ihr zu groß, wenn sein Lächeln es belohnte.

Wie leicht und gern glaubt das Herz, was es heiß und sehnlich wünscht! Gérards Erkenntlichkeit schien ihr Erwiderung ihrer Gefühle, sein freundliches, dankendes Wort der Ausdruck einer Leidenschaft, ähnlich der, die in der eignen Brust brannte, und berauscht gab sie sich den schönsten Hoffnungen hin. Wie ein Donnerschlag traf sie daher die Nachricht, daß heilige Bande den Mann ihres Herzens fesselten und sie nie hoffen durfte, die seinige zu werden. Betäubt von dieser Schreckensnachricht schwankte sie lange, wie ein dem Leben schon entrückter Geist, in dem großen Schlosse umher, und verrichtete nur mechanisch die ihr vom Vater zugetheilten Obliegenheiten. Gérard glaubte sie krank und fragte sie oft theilnehmend nach dem Grunde ihrer Niedergeschlagenheit, und ob nicht ihre Gesundheit bei der anhaltenden Pflege, die sie ihm gewidmet hätte, vielleicht gelitten habe? Stumm und verneinend schüttelte Lisinka dann wohl das Haupt und ward nur schweigsamer und düsterer! und Gérard beklagte oft gegen die Freunde die so ganz veränderte Gemüthsstimmung seiner sonst so freundlichen, theilnehmenden Pflegerin.

Sie läßt es an keiner Aufmerksamkeit für mich fehlen, sagte er oft, allein ihr Gesang ist verstummt, ihre Wange erbleicht, und scheu weicht sie meinen Fragen aus und scheint sogar oft schmerzlich davon erregt zu werden. Gewiß, ihr düster grollender Vater läßt sie für die freundliche Sorgfalt büßen, die sie uns beweist, und ihre Gesundheit leidet unter der doppelten Last, die auf sie drückt.

Daß ein Gefühl für ihn die Ursache dieser Leiden war, das war Gérard, in dessen Herz nur das Bild seiner Louise lebte, weit entfernt zu ahnen, allein Rosalie sah schärfer. Mit einem in dieser Hinsicht nur dem Weibe eignen Scharfblick sah sie die tiefe Wunde in dem Herzen des Mädchens und bemühte sich, den lindernden Balsam der Freundschaft darauf zu träufeln! Sie lehrte ihr wie die wahre Liebe nur die aufopfernde und entsagende sey, und wie in der Brust des wahrhaft liebenden Weibes jedes Opfer nur zur Belohnung werde, da es ja schon ein Glück sey, dem heiß Geliebten ein Opfer bringen zu können! Aber, was Rosalie ersann, um ihrer jungen Freundin das Opfer der Entsagung zu erleichtern, das nahm in der Feuerseele des Mädchens, die nur handeln, nicht dulden konnte, eine ganz andere Färbung an, und trieb sie zu Opfern, an deren Möglichkeit Rosaliens einfacher Sinn nie gedacht hatte. Exzentrisch in allen ihren Gefühlen, gelobte sich Lisinka, fortan den Mann, den sie nicht den ihrigen nennen durfte, als schützender Engel zu umschweben, und ihre erregte Phantasie malte es sich mit glühenden Farben aus, wie er vielleicht bei einer späten oder zufälligen Entdeckung, von so viel Großmuth besiegt und hingerissen, mit derselben Gluth ihre Gefühle erwidern würde, wie sie verzehrend in ihrer Seele brannte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltigkeiten.

Man erfährt jetzt durch einen Franzosen Namens Haldat, daß die berühmte Jungfrau von Orleans nicht Jeanne d'Arc, sondern vielmehr Jeanne Darc geheißen hat. Dieser Haldat ist der Abkömmling eines Bruders der Heldin. Er lebt in Nancy und hat soeben eine gelehrte Broschüre veröffentlicht, betitelt: „Examen critique de l'histoire de Jeanne Darc," worin er sowohl seine Abstammung nachweist, als auch jenen längst verjährten Irrthum berichtigt. Der Name d'Arc würde jedenfalls auf ein adeliges Geschlecht hindeuten: nun ist aber doch bekannt, daß die Jungfrau von Orleans die Tochter eines schlichten Bauers im Dorf Domremy in der Champagne war und eine Zeitlang als Aufwärterin in einer Schenke diente. Die fragliche falsche Schreibweise läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß ein früherer Biograph Johanna's, um sie — die allgemein gefeierte Heroine Frankreichs — auch hinsichtlich ihrer Geburt hoch zu stellen, den Namen Darc in d'Arc verwandelt hat. Als schlagenden Beweis für seine Behauptung führt Haldat das Patent an, durch welches Karl VII. von Frankreich Johanna's Familie in den Adelstand erhob; denn in diesem Dokument ist der Name deutlich „Darc" geschrieben.

Auflösung der Charade in Nro. 212:

Merkur.

* * *

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Lisette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Donnerstag № 217 30. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Fortsetzung.)

Sobald daher der Abmarsch der Truppen bestimmt war, traf sie ihre Anstalten, und verließ heimlich, als Mann verkleidet, das Vaterhaus, um dee Armee zu folgen, und Gelegenheit zu finden, Rosalieus und des Geliebten Lage zu erleichtern. An dem unglücklichen Tage, wo Tausende in den Fluthen der Bereſina oder an iheen Ufern unter den Hufen der Rosse ihr Leben endeten, war ſie bemüht gewesen, von einem nah gelegeneu Gute Lebensmittel und Kleidungsstücke herbei zu schaffen. Wer beschreibt aber ihr Entsetzen, als ſie, am Ufer des Flusses angelangt, zwischen deu Leichen und den Trümmern all:r Art, mit welchen er bedeckt war, den Geliebteu erkannte, der eben mit den letzten Kräften ſich dee Gewalt des Wassers zu entziehen strebte. Mit der Angst der Verzweiflung sprang ſie vom Wagen, eegriff einen auf iheem Wege liegenden Lanzenschaft und stüezte ſich in den Fluß. Erschrocken eilte ihe Begleiter ihr nach und gab schon das tollkühne Mädchen verloren, allein der Fluß war an diesem Ufee nicht tief, es glückte ihr, festeu Fuß zu fassen und mit des Füheers Beistand deu ohnmächtigen Gérard, der die reitende Stange krampfhaft umklammeet hielt, an das Ufer zu ziehen. Abee nur mit Mühe konnteu ſie die fest geschlossenen Hände von dem Holze lösen, und als ihnen dieß gelungen war, legten ſie den noch immer Bewußtlosen in den Wagen, wo Liſinka ihn in waeme Decken hüllte.

Der Wagen war schnell aus dem Getümmel und hielt bald an einem Bauernhauſe, in welches ſie den Kranken beachten.

Hier nun an dem Lager des Freundes fragte ſich Liſinka zueest, was nun zu thun seyn würde?

Sie sann lange nach und ein festee Entschluß bildete ſich wäheend der Nacht in iheee Seele aus. Tief im Inneen von Süd-Rußland lebte ihr ein Onkel, zu ihm wollte ſie auch jetzt fliehen, und den Keanken seiner Obhut übeegeben.

Bald waeen die nöthigen Einrichtungen getroffen und nach kuezer Ruhe eilte das wunderbare Mädchen mit ihrem Geretteten wie mit einem geraubteu Schatze der neuen Heimath zu.

Liſinka, wo füheſt Du mich hin? fragte Gérard oft ängſtlich, wenn er am Morgen wieder zu dem Wagen geführt wurde und das Ziel der Reiſe immer noch fern zu liegen schien.

Beeuhigen Sie ſich, Monsieur Géraed, bat das Mädchen, ich führe Sie an einen Oet, wo Sie nicht als Kriegsgefangener werden behandelt werden.

Der alte Aleris saß an dem hohen Feuſter seines, wenn auch nicht prächtigeu, aber von einem soliden Wohlstand zeugenden Hauſes und rauchte seine Abeudpfeife, als ein stattlicher Reiſewageu langsam die Straße heeunter kam, die in geringer Entfernung vom Wohnhauſe einen ziemlich steilen Berg hinauf fühete. Wer kann mich denn so spät noch heimſuchen, brummte der Alte, Ivan lauf hinaus und sieh, wer es ist! Aber schon hielt der Wagen uud wenige Augenblicke daeauf lag Liſinka in den Armen des übereaſchteu Alten.

Liſinka, mein Kind, rief dieſer froh erstaunt, was führt Dich zu mir, wo kommſt Du her? wo ist Dein Vater und der Herr Geaf? Aber fuhr ee verwundert foet, indem er seineu Blick nach dem Wagen richtete, was bringſt Du mir da, wee ist das bleiche Geſicht mit den schwarzen Haaren?

Ein Kranker, Onkel!

Und was soll ich mit einem Kranken? Wer ist er denn?

Ich erzähle Dir Alles nachhee, Herzens-Onkel, bat das Mädchen, jetzt laß mir nur ein Zimmer anweiſen, wo ich den Leidenden zur Ruhe bringen kann, dann sollſt Du Alles eefahren!

Hm, sagte der Alte, da deaußen kann er in der kühlen Nacht feeilich nicht bleiben, und so mag denn Ivan eine Unterſtube öffnen und ein Feuer anmachen, allein wiſſen möchte ich doch, mit wem Du duech die Welt ziehſt, Mädchen!

In einer Stunde weißt Du es, rief Liſinka, und eilte hinaus, um dem Geliebten die ihm so nöthige Ruhe und Erholung zu verſchaffen.

Oft hatte der alte Aleris in den Jahren ſeiner

Digitized by Google

Jugend seinen damals noch ganz jungen Herrn in die Grimm begleitet, und der innigste Wunsch seines Herzens war es geworden, hier einmal sein Leben zu beschließen. Als Lohn vieljähriger treuer Dienste hatte der Graf ihm daher die Freiheit so wie ein nicht unbedeutendes Stück Land in seinen auf der Südküste gelegenen Besitzungen geschenkt, welches unter den Händen des noch immer rüstigen Alten zu einem schönen, fruchtbaren Garten emporblühte. Oft war Lisinka mit der gräflichen Familie in die Krimm gekommen und von dem kinderlosen Onkel stets mit der größten Zärtlichkeit empfangen worden. Du sollst dereinst genießen, was ich hier schaffe, sagte er oft, wenn er dem schönen Kinde die dunklen Locken von der weißen Stirn strich, und durch Dich will ich den Sohn erhalten, den der Himmel mir versagt hat.

Auf diese ihr nur zu bekannten Liebe des Onkels rechnend hatte das romantische Mädchen den Plan gebaut, den sie mit unüberlegter Hast auszuführen strebte.

Als sie Alles gethan, was ihr zur Bequemlichkeit des geliebten Kranken nöthig schien, kehrte sie zu dem erstaunten Alten zurück und erzählte ihm aufrichtig den ganzen Hergang der Sache. Nur daß Gerard verheirathet sey, verschwieg sie, wohl vorausseh end, daß der in religiösen Ansichten strenge Onkel ihre Pläne dann nicht billigen würde.

Aus Liebe zu diesem Fremdling hast Du Deinen Vater verlassen? rief erstaunt und mißbilligend der Alte; und Du hoffst, daß solche That Dir Segen bringen könnte? Thörichtes Kind, mögen Dich die Rachegeister nicht ereilen! Ich sollte Dich verstoßen, allein ich will nicht in das Rad des Schicksals greifen und seinen zermalmenden Umschwung nicht beschleunigen, darum bleibe hier, und mag der Himmel es zum Besten lenken!

Mit freundlicher Milde behandelte indessen der gute Alte, ungeachtet seiner bangen Ahnungen, den Gefangenen, dem nur leichte Arbeiten in den Gärten angewiesen wurden und den man wie zur Familie gehörig betrachtete, und seine Hülfsleistungen mehr als freiwillige Gabe annahm, als daß man sie gefordert hätte.

Seine Unkenntniß der russischen Sprache erschwerte jede Mittheilung und gewährte Lisinka die Genugthuung, dem Freunde unentbehrlich zu seyn.

Still und gefaßt ertrug Gérard das Unvermeidliche, auf eine nicht zu ferne bessere Zukunft hoffend. Nur Lisinkas immer mächtiger hervortretende Liebe beängstigte ihn und ließ ihn eine baldige Aenderung seines Schicksals dringend wünschen.

Oft, wenn er von seiner Arbeit ruhend von der Höhe des Berges sich die Sonne dem Meere zuneigen sah, floh seine Sehnsucht ihr nach und mit heißen Schmerzen schaute sein umflorter Blick nach der Himmelsgegend, wo, so fern von ihm, sein Theuerstes lebte.

Die Wohnung des alten Aleris lag auf einem der schönsten Punkte der Südküste und gewährte von der einen Seite eine freie Aussicht auf das Meer, während auf der entgegengesetzten der Tschatir-Dagh, der höchste Berg der Gebirgskette, sich majestätisch erhob und mit seinen hohen, zeltähnlichen Rücken die Aussicht begränzte. Weite Wein- und Obstgärten breiteten sich vor dem Hause aus und belaubte Bergabhänge mit Felsenpartieen zogen sich bis in das Thal hinab. Lange Laubengänge von den schönsten Muskateller-Trauben durchschnitten den Garten, und Cypressen, Oliven und Lorbeerbäume wechselten in malerischen Gruppen mit den seltensten Blumen und Gesträuchen. Gérard hatte schon in seiner Kindheit die Gartenkunst geliebt und unterzog sich jetzt gern dieser harmlosen Beschäftigung. Doch als Monat und Monat vorüberging, ohne ihm die gehoffte Befreiung zu bringen, da bemächtigte sich finsterer Gram seines Gemüths, und still und schweigend konnte er oft Stundenlang in sich versunken sitzen, ohne auf das freundliche Zureden Lisinkas zu hören. Der Krieg dauert noch fort, tröstete diese, erst wenn Friede ist, werden die Gefangenen ausgewechselt!

Heimlich sagte sie sich aber, daß diese Auswechselung nie stattfinden sollte, und trug Sorge, daß alle Briefe, die Gérard nach Deutschland oder in seine Heimath schrieb, nicht abgesendet wurden.

Wenn Du mich liebtest, sagte sie dann wohl, wie glücklich könnten wir seyn!

Ich liebe Dich, wie eine theure Schwester, Lisinka, anders kann ich kein Weib mehr lieben.

Es war in den ersten Tagen des Mais des Jahres 1816 als Gérard die Bergstraße herab einen Reiter kommen sah, der bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. In Gérards Brust erwachten bei seinem Anblick Erinnerungen, die sein Blut schneller durch seine Adern trieben und den Herzschlag verdoppelten, so daß es fast hörbar in seiner Brust klopfte. Wie von unwiderstehlicher Gewalt getrieben eilte er an die niedrige Ringmauer des Gartens, noch konnte er das Gesicht des Fremden nicht sehen, jetzt kam er heran, sprang vom Pferde und mit dem Schrei: Guillaume, stürzte Gérard, halb ohnmächtig in die Arme des Freundes.

Durch den Schrei erschreckt eilte Lisinka herbei und stand bleich und wie zu Marmor erstarrt vor der Gruppe. Auch sie hatte den Sergeant Guillaume erkannt und übersah nun mit einem Blick die Größe des Unglücks, welches ihr drohte.

Führe mich zu dem Herrn des Hauses, theurer Charles, bat Guillaume, damit ich Deine Freilassung sogleich erlange!

Hier hat Niemand zu befehlen, als ich! rief Lisinka, Monsieur Gérard darf ohne einen Befehl der Regierung nicht frei gelassen werden!

Dafür ist gesorgt, erwiderte Guillaume, indem er ein Papier aus der Brust zog. Es war ein vom Kaiser selbst unterzeichneter Befehl, daß der Kapitän Gérard unverzüglich frei zu lassen sey.

Lisinka starrte das verhängnißvolle Blatt an, dann beugte sie in Demuth das Haupt und ging nun selbst den Männern voran in das Haus, wo sie Guillaume auf das Beste bewirthen ließ. Als aber die Stunde des Abschieds schlug, da warf sie sich zu Gérards Füßen und flehte mit der Angst einer Sterbenden, daß er sie nicht verlassen möge.

Als sie aber sah, daß kein Bitten, kein Flehen ihn vermochte zu bleiben, ward sie still und bat ihn nur noch diesen einen Tag zu weilen und ihr dann zu gestatten, ihn bis ans Meer zu begleiten.

In der Frühe des andern Morgens verließen sie das freundliche Haus, in welchem Gérard drei so trübe Jahre verlebt hatte. Lisinka ritt schweigend neben ihnen her. Als sie sich dem Meere nahten, sagte sie ernst zu Gérard gewendet: Du hast mir gelobt, meiner in Milde zu gedenken, Charles und mich nie zu vergessen! wirst Du Dein Versprechen erfüllen?

Dein Bild wird meinem Herzen stets gegenwärtig seyn, theure Lisinka! rief er bewegt, indem er das Mädchen in seine Arme schloß und den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte.

In Schmerz und Wonne aufgelöst hing sie lange an seinen Lippen, dann richtete sie sich auf, und, indem sie eine Scheere aus ihrem Busen zog, schnitt sie eine ihrer Locken ab und reichte sie dem Freunde.

Nimm die zu meinem Andenken, sagte sie, und laß sie auf Deinem Herzen ruhen, wenn ich nicht mehr seyn werde!

Bewegt nahm Gérard das Pfand der Liebe aus der Hand des zitternden Mädchens und küßte noch einmal den bleichen Mund, während ein unnennbares Gefühl in seiner Seele kämpfte und er das schöne bleiche Geschöpf immer wieder in seine Arme schloß.

So, nun ist alles vorüber, sagte sanft Lisinka, indem sie sich selbst seiner Umarmung entzog und ihn nach dem Boote drängte. Das Boot stieß ab und Lisinkas weißes Tuch flatterte grüßend im Winde; als aber die Freunde das harrende Schiff betreten hatten, da flog das weiße Tuch noch einmal durch die Luft — ein Fall — und das Meer begrub in seinen Tiefen die Liebende und ihr Leid!

In einem Gasthof in Odessa lag von langer Krankheit ermattet Gérard und der treue Guillaume wachte an des Freundes Bett. Lisinkas Tod hatte den durch jahrelangen Gram Geschwächten zu heftig erschüttert und ihn aufs Krankenlager geworfen.

Jetzt war er genesen, allein eine große Schwäche hielt ihn noch an sein Lager gefesselt, aber ungeduldig verlangte er Nachrichten von der Gattin und aus der Heimath. Guillaume war allen Fragen bis jetzt dadurch ausgewichen, daß er behauptete, nicht in die Nähe von Mühlheim gekommen zu seyn; aber einmal mußte der Schlag doch fallen, und mit banger Besorgniß sah er auch jetzt den Freund aus seinem Schlummer erwachen, denn er fürchtete mit Recht, das Gérards erste Frage wieder nach Louisen seyn würde. Zu seiner unglaublichen Erleichterung aber fragte dieser nicht, sondern sagte freundlich: Du hast mir aber noch immer nicht ausführlich erzählt, lieber Bruder, wie es Dir gelungen ist, mich aufzufinden? — und vergnügt setzte sich der ehrliche Guillaume zurecht, um ihm die gewünschte Auskunft zu geben.

Als ich nach der langen Gefangenschaft endlich den Boden Frankreichs wieder betrat, hob er an, wohin ich mit einer großen Anzahl anderer Gefangener befördert wurde, war es mein erstes Bestreben, Erkundigungen nach Dir, mein theurer Charles, einzuziehen. Jedoch, so viel ich auch fragte, Niemand konnte mir genaue Kunde geben. Er soll in der Schlacht an der Beresina gefallen seyn, sagten Einige; nein, er ist Gefangener, behaupteten Andere, und noch Andere versicherten, Du seyst in Deutschland geblieben. Schon wollte ich meinen Wanderstab wieder ergreifen, da führte der Zufall oder vielmehr eine höhere Hand einige Soldaten in meinen Weg, die sich von den Schreckenstagen in Rußland unterhielten. Ich gesellte mich zu ihnen und begann meine Forschungen aufs Neue. Kapitän Gérard? sagten sie. Nun der wird wohl nicht mehr leben, wenigstens war er einer Leiche gar nicht unähnlich, als wir ihn zuletzt sahen.

Und wo saht Ihr ihn zuletzt? fragte ich vor Erwartung zitternd.

An der Beresina. Wir eilten eben der Brücke zu, da sahen wir einen schönen Knaben mit langen schwarzen Haaren, der selbst von Nässe triefend, bemüht war, mit Hülfe eines ältern Mannes, den anscheinend leblosen Gérard in einen Schlitten zu tragen.

Und wie sahen die Männer aus, die ihn trugen?

Digitized by Google

Der eine war ein russischer Bauer; die Kleidung des Knaben sahen wir nicht genau, doch schienen es nicht Bauernkleider zu seyn.

Wie ein Licht von Oben kam mir plötzlich ein Gedanke, und ich eilte, um mich zu einer großen Reise vorzubereiten. Ich erinnerte mich der geheimnißvollen Hülfeleistungen, die uns auf dem Marsch zu Theil wurden. Die Soldaten sprachen von einem schönen, bleichen Knaben, und in meinem Herzen rief es plötzlich: Lisinka! Ich verschaffte mir Pässe und Empfehlungen, und trat getrost meine Reise an. In Moskau angelangt, erfuhr ich zu meiner unbeschreiblichen Freude, daß Lisinka bei ihrem Onkel auf der Südküste der Krimm lebe.

Schnell verließ ich das Haus, und schrieb nach Petersburg an unsern Gesandten, welcher mir den Befehl des Kaisers zu Deiner Freilassung auswirkte, womit ich ungesäumt Moskau verließ. — Das Uebrige weißt Du!

Mit dankbarer Innigkeit drückte Gérard die Hand des bewährten Mannes und pries sich glücklich im Besitz eines solchen Freundes. Aber mit tiefer Wehmuth erfüllte ihn Alles, was Guillaume aus dem Vaterlande berichtete.

Guillaume, rief er nach einer Pause, ich will nicht heimkehren nach dem treulosen Frankreich, in Louisens Vaterlande will ich leben und dort an ihrer Seite glücklich seyn!

Heftig erschrocken suchte Guillaume die Gedanken des Freundes auf andere Gegenstände zu leiten, welches ihm auch für den Augenblick gelang; als aber Gérard immer wieder auf diesen, ihn ganz und ungetheilt beschäftigenden Gedanken zurückkam, als er immer mehr mit Fragen in den Freund drang, da glaubte Guillaume nicht länger schweigen zu dürfen und suchte ihn vorsichtig auf den Schlag vorzubereiten, der seiner Ruhe drohte.

Mit steigender Angst hörte Gérard die immer deutlicher werdenden Andeutungen des Freundes, und als nun endlich die schreckliche Wahrheit sich seinem zagenden Blick enthüllte, da saß er lange wie vernichtet, und die männliche Kraft drohte zu brechen.

Mit tiefer Rührung betrachtete Guillaume den unglücklichen Freund, der bleich und mit gesenktem Haupte da saß und über dessen zitternde Lippen nur einmal der Name: Lisinka schlüpfte. Er fühlte das Weh in seiner Brust und ehrte seinen Schmerz durch Schweigen.

Nach einem langen innern Kampfe richtete sich Gérard endlich empor, sein Blick war mild und mit sanfter Stimme sagte er: wer kann Louisen tadeln, sie glaubte mich todt, sollte sie ihre Jugend einsam und in Dürftigkeit verleben!

Er versank in Nachdenken. Arme Lisinka! seufzte er dann, und Guillaume die Hand reichend, bat er: laß mich allein Freund, ich bedarf der Berathung mit mir selbst!

Aber Louisens Bande werden sich lösen, wenn Du erscheinst, rief Guillaume, beängstigt durch des Freundes Wunsch und seinen düstern Blick, Deine Rechte sind die ältern, Felix muß und wird sie aufgeben!

Das kann nur Louisens Herz bestimmen, nur ihr Wille entscheiden, dieser muß mir Gesetz seyn! Mit einer abwehrenden Bewegung mit der Hand wendete er sich nach diesen mit sichtbarer Anstrengung gesprochenen Worten ab, und Guillaume verließ still das Zimmer!

(Schluß folgt.)

Lied.

Mädchensinn
Eilt her und hin,
Keiner holt den Flüchtling ein
Laßt es seyn.

Mädchenlust
Noch unbewußt,
Dornen — wenn sie Rosen bricht:
Sticht sie nicht.

Mädchenherz
Mit Lust und Schmerz,
Kommt der Rechte, schließ' ihn ein
In den Schrein.

Mannigfaltigkeiten.

[Ein Hundevogel.] In den Häusern zu Zacopa (Mittelamerika) wird, wie der preußische Generalkonsul Hesse erzählt, die Wachsamkeit der Hunde durch einen Vogel ersetzt, welcher Garza heißt, und zum Geschlecht der Sumpfvögel gehört. Man sperrt ihn am Tage ein, und läßt ihn Nachts in den Hof; jede Annäherung eines Menschen oder Thieres an das Haus verkündet der Vogel durch ein gellendes Geschrei.

Gesinnungstüchtigkeit.

In dieses Lebens arg verwirrtem Treiben
Dem Guten stets und treu dem Wahren bleiben
Nicht sklavisch huldigen dem Geist der Zeit;
Um wahrer Freiheit Höhen zu erklimmen,
Nicht mit dem Strom', nein, gegen ihn zu schwimmen,
Das ist allein: Gesinnungstüchtigkeit!

Redakteur: J. Chr. Stadelmann.
Druck u. Verlag bei Kilette Wailandt in Aschaffenburg.

Erheiterungen.

Freitag № 218 31. Dezember 1852.

Die Einquartierung.

(Schluß.)

Es war an einem Abend, als zwei Reisende im Gasthof zu Mühlheim abstiegen; eine tiefe Narbe entstellte das Gesicht des einen und störte die Regelmäßigkeit der Züge, und auf der noch jugendlichen Stirn hatte der Gram seine tiefen unauslöschlichen Furchen gezogen. In seinen Mantel gehüllt eilte er schnell in das ihnen angewiesene Zimmer, indessen sein Gefährte, dessen Kinn ein dichter Bart umschattete, während ein breites Pflaster das eine Auge und einen Theil des Gesichts verdeckte, in die Unterstube trat und sich mit dem Wirth in ein Gespräch einließ, auch später auf mehrere Stunden aus dem Hause sich entfernte.

Mit hastigen Schritten ging indessen der Benarbte im Zimmer auf und nieder, und als der Kellner sich nach den Befehlen des Herrn für das Abendessen erkundigen wollte, fand er die Thür fest verschlossen und sein leises Klopfen blieb unbeachtet.

Es war spät in der Nacht, die Lichter waren herunter gebrannt und flackerten, dem Verlöschen nah, nur manchmal noch mit zitternder Helle empor. Ihr wankender Schein warf tiefe Schatten über das todtenbleiche Gesicht des einen Reisenden, der in ernstem Gespräch mit seinem Begleiter Alles um sich her zu vergessen schien. Dieser hatte das Pflaster abgeworfen, und die ersterbende Flamme beleuchtete das kummervolle Gesicht des Sergeanten Guillaume.

Nein, Pierre, rief plötzlich Gérard, den wir wieder an dem Orte seiner Sehnsucht sehen, indem er aufsprang, nein, ich vermag es nicht! Soll ich das Herz der Frau zerreißen, die ich mit dem heiligsten Gefühle meiner Seele geliebt habe? Soll ich einen Zwiespalt in ihrem Innern entzünden, der ihre Tage trübt und vielleicht ihr ganzes künftiges Leben vergiften könnte!

Aber Dich selbst zum Opfer bringen, schmollte Guillaume, selbst alles Glück entbehren, auf welches Du die gerechtesten Ansprüche hast und nach dem Dein Herz sich sehnt!

Ich werde nicht unglücklich seyn, guter Pierre, sagte Gérard weich, ich werde Louisen lieben und in ihrem Andenken leben! Darum laß mich handeln, wie meine bessere Ueberzeugung mir gebietet; aber erfülle den heißen Wunsch meiner Seele, schaffe mir Gelegenheit, Louisen noch einmal unerkannt zu sehen, denn nicht ohne in ihr liebes Auge geschaut zu haben, will ich von hier scheiden!

Wenn Dein Herz so sehr an diesem Wunsche hängt, sagte gerührt der Freund, so steht ihm nichts im Wege; durch die Verwundung bist Du äußerlich so sehr verändert, daß nur der Ton Deiner Stimme Dich verrathen könnte!

Ich werde schweigen! rief Gérard.

Nun so wollen wir morgen, wenn der Abend herein dämmert, nach Wendorf hinaus wandern.

Mit einem Händedruck dankte Gérard dem Freund, und Beide suchten noch auf kurze Stunden ihr Lager.

Am andern Abend waren die Bewohner Wendorfs nach einem heißen Tage in dem Garten-Salon versammelt und genossen der Kühle, die, mit dem Duft von unzähligen Blumen erfüllt, durch die geöffneten Glasthüren erquickend ihnen zuströmte.

Ich weiß nicht, lieber Felix, sagte Louise leise, wie es kommt, aber mir beklemmt heute eine so eigene Angst die Brust, als ob ein drohendes Unglück über meinem Haupte schwebe!

Du gönnst Dir keine Ruhe und Erholung, meine Louise, sagte Felix, sie zärtlich auf die Stirn, küssend, und der Bewegung in freier Luft entbehrst Du ganz! Komm laß uns einen Gang durch den Garten machen!

Eben wollte Louise, der Aufforderung folgen, als ein Diener in das Zimmer trat.

Es sind zwei aus Rußland heimkehrende Kriegsgefangene außen, sagte er, die die Milde der Herrschaft in Anspruch nehmen.

Digitized by Google

Jetzt noch Kriegsgefangene aus Rußland? sagte nicht ohne Erstaunen Felix.

Du hast sie doch in ein Zimmer geführt? fragte, von einem leisen Zittern ergriffen, Louise.

Ich habe es Ihnen angeboten, allein sie sagten, sie hätten Eile und müßten noch einen bedeutenden Weg an diesem Abend zurücklegen, doch hätten sie in der Nachbarschaft vernommen, wie mild und wohlthätig die gnädige Frau gegen ihre Landsleute immer gewesen sey, und wagten deßhalb, ihre Güte in Anspruch zu nehmen.

So laß uns zu ihnen hinausgehen, rief lebhaft Louise, während Felix eine Börse mit Gold aus einem Fache nahm.

Eilig warf sie einen Shawl um die Schultern, nahm ihr kleines, sich fest an sie anklammerndes Söhnchen auf den Arm und eilte hinaus.

Auf einer Bank saßen zwei Soldaten und erhoben sich ehrerbietig beim Erscheinen der Familie. Dicht in einen Mantel gehüllt, suchte der eine sich in dem Schatten eines Baumes zu erhalten und seine Glieder schienen in Fieberfrost zu beben, während der andere Louisens theilnehmende Fragen beantwortete.

Felix ließ Erfrischungen bringen, doch nur der Eine genoß davon. Warum ißt Ihr Kamerad nicht? fragte Louise verwundert, und warum ist er so schweigsam?

Er ist lange krank gewesen und seine schlecht geheilte Wunde erschwert ihm das Sprechen, erwiderte der Aeltere. Doch unsere Zeit drängt und wir müssen eilen, wollen wir noch das uns bestimmte Nachtquartier erreichen, darum nehmen Sie unseren Dank, Madame, und leben Sie wohl!

Gieb dieß Geld dem kranken Mann, Albert, sagte bewegt Louise, indem sie ein Goldstück in die kleinen Hände des Kindes drückte und ihn zu dem Soldaten führte.

Der Soldat nahm das Geld und hob den Knaben in die Höhe, den er lange betrachtete; plötzlich ergriff er Louisens Hand, preßte sie an seine Lippen und sagte dumpf: Der Himmel segne Sie, Madame! möchten Sie immer glücklich seyn! Dann sich rasch abwendend nahm er den Arm seines Begleiters und eilte dem Ausgange zu, und bald tönten ihre Schritte nur noch fern her durch die Nacht.

Bleich und kraftlos lehnte Louise an dem Stamm des Baumes und ihren zitternden Händen entsank die Börse. Tödtlich erschrocken sprang Felix hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Um Gott, Louise, was ist Dir? rief er angstvoll.

Das war Gérards Stimme! stöhnte Louise, indem sie halb ohnmächtig ihr Haupt an des Gatten Brust legte.

Welch ein wunderbares Spiel Deiner aufgeregten Phantasie! sagte lächelnd Felix, indem er die Zitternde an seine Brust drückte. Deine Nerven sind angegriffen, und dieser Zustand der Ueberreizung läßt Dich Gespenster sehen! Komm, gönne Dir Ruhe, und der ungestörte Schlaf einer Nacht wird alle diese Phantasiegebilde verschwinden lassen!

Still folgte Louise dem mit dem Kinde rasch Voranschreitenden ins Haus, während ihr Ohr noch den fernhin verhallenden Tritten lauschte.

Auf der afrikanischen Küste, in der Nähe von Algier, stand ein alter französischer Krieger und schaufelte eifrig die Erde aus einer tiefen Grube. Einzelne Silberlocken fielen sparsam über die von Alter und Anstrengung gefurchte Stirn, von welcher der Schweiß in großen Tropfen rann. Sichtbar ermattet ließ er nach einiger Zeit den Spaten sinken und setzte sich in den Schatten eines dicht neben der Grube stehenden Palmbaumes, während sein Auge sehnsüchtig über das Meer schweifte.

Ich muß ruhen, sagte er leise, die Kräfte versagen mir den Dienst! Es ist ein schweres Amt, das Amt des Todtengräbers, am schwersten, wenn man das Grab des liebsten Freundes gräbt!

Lange saß er schweigend, den Kopf in seine beiden Hände gestützt, und schien in tiefes Sinnen verloren. Endlich, als die Schatten der Bäume sich schon verlängerten, raffte er sich empor. Es muß vollbracht werden, das traurige Werk, rief er, denn bald wird die Nacht mich ereilen!

Rasch kehrte er zu dem Grabe zurück und arbeitete mit angestrengter Kraft weiter, bis die Grube ihm endlich tief genug erschien. Auf seinen Spaten gestützt betrachtete er dann sein Werk und sagte mit einer Art Genugthuung im Blick: Hier wirst Du tief und sicher ruhen, armer Charles, und Pierre Guillaume hat sein seinem Wohlthäter gegebenes Versprechen gelöst, erst an Deinem Grabe hat er Dich verlassen, und seine Hand hat es Dir bereitet!

Langsam stieg er aus der Gruft empor und hob das Tuch von der entseelten Hülle des Freundes, bei der ein Hirtenknabe Wache hielt.

Lange stand er und sah auf das bleiche Gesicht des mit Blut bedeckten Leichnams, und heiße Thränen rannen über die gefurchte Wange. Armer Charles, rief er bewegt, so mußte ich Dich befreien aus Rußlands Steppen und Schneefeldern, um Dich im afrikanischen Sand zu begraben! Nicht ruhen konntest Du im Schloß Deiner Väter, hinaus trieb es Dich zu neuem Kampf, und ich folgte Dir, denn ich hatte ja gelobt, an

Digitized by Google

Deiner Seite zu bleiben, so lange Du unter den Lebenden wandeltest. Dein Herz war gebrochen und Du suchtest den Tod, den Du jetzt gefunden!

Wie ruhig er aussieht! sagte er, indem er sich zu der Leiche niederbeugte. Die Kleider hatten sich verschoben und neugierig haftete sein Auge auf einer Kapsel, welche der Todte an einer Schnur um den Hals trug. Vorsichtig löste er die Schnur und öffnete die Kapsel, in welcher ein Goldstück und eine lange, glänzend schwarze Locke verborgen war.

Lisinkas Locke, stöhnte Guillaume, und das Goldstück, was Louise ihm als Almosen reichte, als er unerkannt sein Glück dem ihrigen zum Opfer brachte! Armer Freund, so war also Dein Herz getheilt und in Deiner Erinnerung lebten Beide!

Lange betrachtete er die Locke. Ja, wenn der schwache Mensch in die Zukunft schauen könnte, fuhr er fort, dann würde Lisinka noch leben und ein treues liebendes Herz wäre ihm geblieben!

Sorgfältig schloß er die Locke in die Kapsel und befestigte diese wieder auf der Brust des Todten. Nimm sie mit in Dein Grab, sie mag da ruhen, wo das Haupt, dem sie gehörte, hätte ruhen sollen! Auch das kalte Gold, die Gabe der Barmherzigkeit, hattest Du gewürdigt, Deinem edlen warmen Herzen nah zu seyn; so mag es denn der Gabe der heißesten, treuesten Liebe beigesellt bleiben und der Erde wieder übergeben werden, aus der es hervorgegangen.

Mit Hülfe des Knaben trug er die Hülle des Freundes zu seiner letzten Ruhestätte und bedeckte sie mit Blättern und Blumen.

Auf meinen Schultern trug ich Dich aus der Schlacht, Charles, rief er, damit ich Dein theures Haupt rettete vor den Messern der Ungläubigen! Jetzt habe ich Dir ein weiches duftiges Bett gegeben, — schlaf wohl.

Eifrig schaufelte er die Erde auf das Grab, und als der Hügel sich erhob, zierte er ihn mit einem einfachen hölzernen Kreuz, auf welches er selbst den Namen: Charles Gérard eingegraben hatte. Dann kniete er nieder und betete lange mit entblößtem Haupte, und als die Dunkelheit hereinbrach, erhob er sich langsam von der Erde und sagte still gefaßt: Nun bleibt dem alten Krieger nur noch eine Pflicht, ein letztes Gebet am Grabe seines Kaisers im Dom der Invaliden!

Romanze.

(Aus dem Spanischen.)

Als Graf Arnaldos hatte
An dem Tag von Sankt Johann!
Seinen Falken auf der Schulter
Ging des Weidwerk's er zu pflegen;
Und ein Schifflein sah er kommen,
Das dem Lande nahen will;
Seine Segel sind von Seide,
Seine Tau' von zartem Sammt.
Und der Fährmann, der es lenkte,
Sang ein wunderlieblich Lied,
Das des Meeres Stürmen legte,
Und die Winde ruhen hieß,
Und die Fische, die am Grunde
Gehen, lockt es herauf,
Und die Vögel aus den Lüften
Lassen sich zum Mast herab.
„Schiff, mein Schifflein, Gott behüte
„Dich vor Unglück und Gefahr
„Auf des Meeres weiten Wassern:
„Vor Almerias seichter See,
„Vor Gibraltar's wilder Brandung,
„Vor dem Golfe von Leon,
„Vor dem Venetianermeere,
„Vor der rief'gen Wuth des Nords,
„Wo die meisten Schiffe sinken."
Also sprach der Graf Arnald,
Höret, was er weiter sagte:
„Um Gott bitt' ich dich, o Fährmann,
„Lehre mich jetzt deinen Sang."
Ihm antwortet d'rauf der Schiffer,
Solche Antwort gab er ihm:
„Dem nur werd' mein Lied ich lehren,
„Der zu mir ins Schifflein steigt." *)

Mannigfaltigkeiten.

[Der verhängnißvolle Säbel.] Als Napoleon am 22. Juli 1793 in die Stadt Kairo in Aegypten als Sieger einrückte, sandte ihm die Obrigkeit unter anderen Geschenken auch drei außerordentlich kostbare orientalische Säbel von großem Werthe, deren Gefäße mit Perlen und Edelsteinen nach asiatischer Art besetzt, und deren Scheiden mit Perlmutter ausgelegt waren. Napoleon kam nach Europa zurück, und da es ihm an nichts weniger, als an der Gabe, seine Leute bald kennen zu lernen, fehlte, so war es natürlich, daß der damalige Kommandeur eines Freikorps, Ney, der sich damals besonders ausgezeichnet hatte, in der Folge dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte. Na-

*) Weitere Mittheilungen des Herrn Verfassers sind uns willkommen. Die Redaktion.

Digitized by Google

poleon schenkte ihm daher als Konsul im Jahr 1802 einen der gedachten kostbaren Säbel, einen andern bekam Mürat. Dieses Geschenk an Ney machte damals um so größeres Aufsehen, da man allgemein wußte, welchen Werth Napoleon auf diesen Säbel legte. Der verhängnißvolle Säbel, den Ney in einer öffentlichen Audienz erhielt, ging von Hand zu Hand, und kam zuletzt auch in die hinterstehende Reihe der Anwesenden, unter welchem ein dem Anschein nach ganz unbedeutender Mann, ein Offizier des ehemaligen Regiments Auvergne, die Wache hatte. Er besah die schöne Waffe sehr genau, ohne zu ahnen, daß er durch diesen Umstand 13 Jahre nachher auf das Schicksal Ney's einen so bedeutenden Einfluß haben würde.

Ney war bekanntlich bei Napoleons Rückkehr von Elba, trotz des dem Könige geleisteten Versprechens, zu seinem früheren Kaiser übergegangen; und obgleich nach der Niederlage der Franzosen bei Waterloo und nach dem Einrücken der Alliirten in Paris bekannt gemacht ward, daß Niemand wegen seines politischen Benehmens und seiner geäußerten Meinungen in Untersuchung kommen solle, so war doch der Fall in Ansehung Ney's bedenklicher, indem er sich durch mehr als blos politisches Benehmen und politische Aeußerungen ausgezeichnet hatte.

Er merkte dieß bald, und um dem Ungewitter, das über seinem Haupte schwebte, zu entkommen, ging er nach den Bädern von Ulkan, um daselbst die Pässe zu erwarten, die ihn unter fremden Namen nach der Schweiz bringen sollten. Seine Gemahlin und ein Banquier, mit welchen er korrespondirte, beruhigten ihn; er wurde etwas sicherer und beschloß, verborgen im Vaterlande zu bleiben.

Auf einmal ganz unerwartet erschien der Befehl, Ney zu verhaften. Er entging der Gefahr dadurch, daß er sich nach dem Schlosse Bosnique, wo Verwandte seiner Gemahlin wohnten, begab. Die Familie spielte dabei ihre Rolle sehr gut, indem sie ihre gewohnte Lebensart fortsetzte, sich gegen Jeden stellte, als wisse sie von Ney nicht das Geringste und oft Gesellschaft gab, indeß dieser einsam und ungestört auf seinem Zimmer blieb.

Eines Tages hatte Ney die schönen Gemälde eines der Gesellschaftszimmer besehen. Der orientalische Säbel, den er aus Anhänglichkeit an Napoleon nur äußerst selten ablegte, war ihm — zu seinem Unglück — beim Besehen der Gemälde etwas lästig und er legte ihn auf ein Sopha. Es kommt unerwartet Gesellschaft; Ney, der sich nicht sehen lassen darf, schleicht in größter Eile auf sein Zimmer, während der Säbel auf dem Sopha liegen bleibt. Die Angekommenen treten ein; der Oberst der königlichen Truppen — gerade der vor 13 Jahren unbedeutende Offizier — sieht den Säbel, erstaunt und sagt: „Hier ist entweder Napoleon oder der geächtete Ney."

Man will dem Manne es ausreden; vergebens. Sein Eid macht es ihm zur Pflicht, den Ort anzugeben, wo sich der Verfolgte aufhält. Die Gendarmen kommen und Ney ergibt sich ihnen freiwillig. —

Merkwürdig ist es, daß gerade die beiden Männer, welchen Napoleon einen der kostbarsten, aus Aegypten mitgebrachten orientalischen Säbel schenkte, fast zu derselben Zeit und mit derselben unerschrockenen Festigkeit denselben Tod starben. Ney wurde am 7. Dezember 1815 erschossen. Man wollte ihm die Augen verbinden, aber er riß das Tuch weg und rief unwillig: „Habt Ihr vergessen, daß ich 26 Jahre lang unter Kugeln gestanden habe?" wendete sich darauf zu den Soldaten, legte die Hand auf's Herz und sagte mit fester Stimme: „Fehlt nicht! — Es lebe Frankreich! — Feuer!" So sank er. Gleiches Schicksal mit ihm hatte zwei Monate früher, am 13. Oktober 1815, Mürat gehabt, welcher nicht minder unerschrocken und frei vor die acht Sizilianer trat, die Brust entblößte und „Feuer" kommandirte.—

[Die Kriegskunst des Mittelalters.] Einen kleinen Beitrag zu dem bekannten Streite zwischen Dem, was wahr, und Dem, was schön ist, hat man bei dem Anblick jedes gemalten oder gezeichneten Schlachtenbildes aus der Ritterzeit. Sie sind fast alle falsch. Wo sich unter dem kämpfenden, drängenden Fußvolke Reiter zu Pferde bewegen, sind diese Pferde und Reiter Erfindungen der Phantasie. Die alten Ritter kämpften in den Schlachten nie zu Pferde. Auf dem Marsche war man beritten, selbst die Bogenschützen ritten; aber vor Beginn der Schlacht stiegen die Reisigen vom Pferd, nahmen sich ihre Sporen ab und verkürzten die Speere. Jeder Ritter erhob sein Banner, um das sich die Lehnsmannen schaarten, alle zu Fuß. Erst wenn der Sieg entschieden war, bestieg man die Pferde wieder, entweder zum Verfolgen oder zum Fliehen. Hinter der Schlacht verweilten die Pferde mit den Edelknechten.

Auflösung der Charade in Nro. 207:

Mine—Minne (Liebe.)

* * *

Redakteur: J. Chr. Stad[illegible]
Druck u. Verlag bei Lisette [illegible]

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Digitized by Google